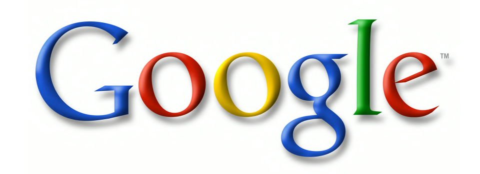
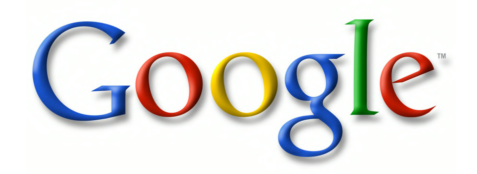






Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1848.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1848.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. **183**—**366**, Literarische Anzeiger Nr. VIII—XIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 183. —— 1. Juli 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Koberstein und Vilmar.

Während eines Badeaufenthalts im letzten Sommer mit zahlreichen gediegenen Männern des verschiedensten Bildungsganges, der verschiedensten Lebensrichtung und Lebensstellung verkehrend, hörte ich fast von ihnen Allen die Frage: was ich von Vilmar's „Vorlesungen" halte? Gab diese häufig wiederkehrende Frage schon hinreichendes Zeugniß von der schnellen Verbreitung und der allgemeinen Aufmerksamkeit die das genannte Buch gefunden hat, so war es auch nicht hinreichend dasselbe mit der allgemeinen Anerkenntniß seiner Vortrefflichkeit zu bezeichnen. Wenigstens einigermaßen war die Eigenthümlichkeit von Vilmar's Arbeit angedeutet wenn ich antwortete: Vilmar's „Vorlesungen" *) sind für den gebildeten Freund der deutschen Literaturgeschichte ebenso unschätzbar und unentbehrlich wie Koberstein's „Grundriß" **) für Jeden der dieselbe zum Gegenstande selbständiger wissenschaftlicher Forschung gemacht hat; womit jedoch keineswegs gesagt sein sollte, daß nicht auch der letztere Leser reichliche Ursache habe sich mit Vilmar's Buch vertraut zu machen, sowie auch der erstere Leserkreis, wenn er ein ernsteres Eingehen auf seinen Gegenstand nicht scheut, namentlich für manche Seite der deutschen Literaturgeschichte auf Koberstein's „Grundriß" verwiesen werden muß.

Koberstein und Vilmar haben aber außer der allgemeinen Trefflichkeit ihrer Arbeiten noch sonst manches Gemeinsame: um von einem negativen Lobe auszugehen, so gehören sie Beide durchaus nicht im entferntesten zu dem Geschlechte compilirender Dilettanten oder dilettantischer Compilatoren, welche ohne eigene Quellenforschung, ja oft ohne alle eigene Anschauung Dessen worüber sie reden ihren Stoff aus dritter und vierter Hand kritiklos entlehnen, eine Sorte von Literarhistorikern die sich in den letzten Jahren auf die unerfreulichste Weise hervorgethan hat. Im Gegentheil stehen die beiden Männer von welchen hier die Rede ist durchaus auf dem Boden eigener, gediegener Forschung, was sich namentlich darin offenbart, daß sie in allen den Fällen wo sie auf Gegenstände von bisher zweifelhafter und noch nicht erledigter Natur kommen die noch herrschende Unsicherheit gewissenhaft angeben; nicht wenige solcher Fälle aber sind durch den eigenen Fleiß beider Männer vollkommen aufgehellt oder doch der endlichen Entscheidung um ein Wesentliches näher geführt worden. Beide also bezeichnen in Beziehung auf kritische Sammlung und Sichtung der bisher vielfach in Monographien und Zeitschriften verstreuten Forschungen, sowie durch Das was sie selbstforschend dem früher Bekannten erweiternd und berichtigend hinzugefügt haben, einen sehr wesentlichen Fortschritt in der Geschichtschreibung der deutschen Literatur.

Koberstein und Vilmar haben aber auch trotz aller Verschiedenheit in der Ausführung sonst noch einen gemeinsamen Grundzug, der sich nicht wie das eben Besprochene auf die Beischaffung und Kritik des literarhistorischen Materials, sondern auf die letzten Principien der Geschichtschreibung überhaupt bezieht, einen Grundzug durch welchen sie namentlich gegen den berühmtesten der lebenden Literarhistoriker, gegen Gervinus, in einen entschiedenen Gegensatz treten. Vilmar äußert (S. 549): „Es ist allgemein zugestanden, daß von der romantischen Schule und von ihr allein die neue Wissenschaft der Literaturgeschichte ausgegangen ist." Ich

*) Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von A. F. C. Vilmar. Zweite, mit Anmerkungen und einem Register vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr. (Vergl. über die erste Auflage Nr. 86 und 101 d. Bl. f. 1846.)

**) Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf Gymnasien entworfen von August Koberstein. Vierte, durchgängig verbesserte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage. Erste Abtheilung und zweite Abtheilung erste Hälfte. Leipzig, Vogel. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr. (Die erste Auflage enthielt 20 Bogen, die noch unvollendete vierte erst bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts reichende Auflage bereits 33 Bogen.)

will jetzt nicht von den Beschränkungen reden denen man diesen Satz doch wol unterwerfen müßte; außer Zweifel aber ist es, daß von jener gemeinsamen Quelle aus die Literaturgeschichte, und ganz besonders unsere vaterländische, zu sehr verschiedenen und weit auseinanderliegenden Entwickelungen vorgeschritten ist. Die eine derselben hat bei ihren Arbeiten stets die allgemeine Literaturgeschichte, ja die Culturgeschichte der Menschheit im Auge, sie wendet die allgemeinen Gesetze welche der Geschichte des Menschengeistes überhaupt entnommen sind auf jedes einzelne Volk und seine Literatur an; sie bestimmt nach jenen die hauptsächlichsten Entwickelungsknoten und das endliche Ziel dem jedes einzelne Volk entgegenstrebe; kurz, sie geht von allgemeinen Sätzen aus und ordnet ihnen die einzelnen positiven Erscheinungen unter. So eröffnet sie uns allerdings großartige Ueberblicke und gelangt zu bedeutenden Resultaten; aber sie thut auch mancher Einzelheit Unrecht und legt auf die ins Einzelne eingehende Forschung nicht immer das gehörige Gewicht. Niemand hat bis jetzt diese Methode in glänzenderer Weise, mit großartigerm Erfolge und mit verhältnißmäßig geringern Irrthümern zur Anwendung gebracht als eben Gervinus.

Die entgegengesetzte Richtung vertieft sich mit der liebevollsten Sorgfalt in die Eigenthümlichkeit des einen Volks, mit dessen Geistesgeschichte sie sich beschäftigt; hier ist ihr Nichts zu groß das sie nicht zu umfassen, Nichts zu klein das sie nicht zu vollständiger Anschaulichkeit zu bringen suchte. Vorzugsweise muß sich diese Richtung mit dem Glauben und der Religion ihres Volks als der tiefsten Grundlage alles Volkslebens, vorzugsweise mit den rechtlichen und staatlichen Einrichtungen desselben, vorzugsweise endlich mit dem Mittel beschäftigen durch welches, und mit den Formen in welchen das Volk das ihm eigenthümlich inwohnende Geistesleben offenbart, d. h. mit Sprache und Versbau desselben. Aus diesen und zahlreichen andern Einzelheiten muß sich dann Schritt für Schritt ein großes Gesammtbild aufbauen. In vieler Beziehung wird die Methode bei dieser Art der literarhistorischen Arbeit eine philologische sein müssen. Sie wird leicht in Gefahr kommen sich in ihren zahlreichen, nicht selten, an sich betrachtet, kleinlichen Einzelheiten zu verfahren und darin hängen zu bleiben, sie wird jedenfalls ihr letztes Ziel nur langsam und mit unendlicher Mühe erreichen; dann aber wird sie auch das treueste, vollständigste und lebensvollste Bild von dem geistigen Leben eines Volks entwerfen welches überhaupt erreichbar ist. Kaum wird es nöthig sein als den bewährten Meister dieser Richtung Jakob Grimm zu nennen. Vermittelungen zwischen beiden Richtungen sind nicht unmöglich, Vermittelungsversuche liegen mehrfach vor; in ihrer Vollendung müssen beide sich friedlich und einig die Hände reichen, wie schon jetzt die bedeutendsten Kräfte auf beiden Seiten sich gern und freudig als Mitstrebende zu demselben Ziele gegenseitig anerkennen.

Das Gemeinsame also bei Koberstein und Vilmar, von dem ich oben sprach, besteht darin, daß Beide rüstige Werkmeister sind an dem Bau dessen Grund Jakob Grimm gelegt hat; mehrfach haben Beide in werthvollen Monographien schöne und brauchbare Steine zu diesem Baue zugetragen und wohl behauen und geglättet. In den Büchern aber von welchen wir jetzt reden haben sie mehr gethan als Steine zugetragen, sie haben den gesammten Bau selbständig gefördert und fortgeführt. Denn während Grimm selbst und die ihm zunächst Verbündeten fortwährend alle ihre Kräfte auf die alte und älteste Zeit unsers Volks concentriren, sind Koberstein und Vilmar die Ersten die in demselben Geiste die ganze Geschichte unserer vaterländischen Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf die neue und neueste Zeit verfolgen und somit, wenn auch in ungleich geringerm Umfange, ihrerseits Dasselbe leisten was Gervinus von seinem Standpunkte aus unternommen hat.

In allem Uebrigen freilich gehen Koberstein und Vilmar weit auseinander. Schon die Bestimmung der beiden Werke bringt Dies mit sich: Vilmar hat vor einem „größern Publicum gebildeter Frauen und Männer" Vorträge über deutsche Literaturgeschichte gehalten, und veröffentlicht diese nun „ohne Auslassungen wie ohne Zusätze"; also soll auch die Wirkung seines Buchs auf den Leser dieselbe sein welche sie auf die Hörer war, es soll „die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemüthern Unbefangener reden lassen". Koberstein hingegen gibt einen „Grundriß zum Gebrauch auf Gymnasien" und setzt somit voraus, daß an sein Buch sich eine weitere mündliche Erörterung anschließe. War diese Bestimmung bei der ersten Auflage durchaus an ihrem Platze, so hätte er sie doch bei der vierten, so ganz unverhältnißmäßig erweiterten und bereicherten fallen lassen sollen. Ein Grundriß zwar ist das Buch in Fassung und Haltung auch jetzt noch, an den sich mündliche Vorträge recht wohl anknüpfen lassen; aber sein Werth ist so bedeutend erhöht, daß es keineswegs mehr des mündlichen Vortrags zu seiner Ergänzung bedarf, vielmehr bietet es an sich schon das hinreichendste Material zu eigenem, sehr gründlichem Studium der deutschen Literaturgeschichte. Vorträge jedoch, die auf dieses Buch gegründet wären und den ganzen Reichthum desselben auch nur annähernd wiedergeben wollten, würden über die Sphäre des Gymnasiums ganz unendlich hinausgreifen; wol aber kann der Lehrer der auf einem deutschen Gymnasium diese Disciplin vorzutragen hat für sich keine bessere Lehre und Leitung finden als sie dieser „Grundriß" bietet, und insofern behält also der Titel immer noch Recht, daß er das Buch als ein wissenschaftlich gehaltenes und auf bestimmte Belehrung abzweckendes bezeichnet, während Vilmar seinen Lesern mehr geistige Anregung und geistigen Genuß, im besten Sinne des Worts, gewährt, der denn natürlich auch mit mannichfacher Belehrung verbunden ist, aber nirgend zum eigentlichen Unterricht wird. Nur kurz erwähne ich hier noch, daß Koberstein sowol als Vilmar sich auf die Darstellung der eigentlichen Nationalliteratur beschrän-

ken, zunächst also die Entwickelung der Poesie schildern, von Prosawerken aber, soweit sie nicht rein dichterischen Gehalts sind, nur Das berühren was auf die geistige Entwickelung des deutschen Volks und seiner Sprache von überwiegendem Einflusse gewesen ist. Ich gehe nun zur nähern, gesonderten Charakteristik beider Bücher über.

Koberstein zerlegt seinen Stoff in sechs, oder, so weit die vierte Auflage reicht, in fünf Hauptabschnitte. Seine Darstellung ist in fortlaufende Paragraphen eingetheilt, denen sich so zahlreiche und umfangreiche Anmerkungen unmittelbar anschließen, daß diese den größern und in der That fast wichtigern Theil der Arbeit bilden, da der Text nur die kurzen Resultate, die Anmerkungen außer den höchst sorgsamen und vollständigen literarischen Nachweisungen die Begründungen und alle ins Einzelne gehende Ausführungen enthalten. Dadurch ist allerdings der Gebrauch des Buchs erschwert, aber auch seine Eigenthümlichkeit scharf ausgeprägt. Kaum dürfte sich noch sonstwo eine literarhistorische Darstellung finden die in so scharfer, einfacher und reiner Objectivität, in so gedrängter Klarheit von Thatsache zu Thatsache fortschreitet, die sogar keine Spur verräth von persönlichen Abneigungen oder Zuneigungen des Verf., sich so fern hält von allem subjectiv-ästhetischen Urtheil und Raisonnement; man würde an des Verf. persönlicher Wärme für seinen Gegenstand zweifeln können, wenn nicht eben eine solche Gründlichkeit und ein solcher Ernst der Arbeit ohne entschiedene Liebe zur Sache ganz unmöglich wären. Der in jeder Abtheilung der Hauptsache nach gleichmäßig wiederkehrende Gang der Darstellung ist folgender: immer schildern die ersten Paragraphen kurz den allgemeinen Charakter der deutschen Literatur in dem betreffenden Zeitraume; an ihn reiht sich die Schilderung der Bedingungen an welche zu einer solchen Gestaltung der Dinge führten, die Schilderung der politischen, religiösen, sittlichen, wo es noth thut auch der wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte, Richtungen und Zustände welche auf die gleichzeitige Literatur von Einfluß waren. Einen fernern Hauptabschnitt bildet sodann die Geschichte der Sprache und der Verskunst der betreffenden Zeit, woran sich das Nöthige über die Lebenskreise und Verhältnisse aus denen die Dichter dieser Zeit im Allgemeinen hervorgingen, über die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung, Geltung und Wirksamkeit der Dichtkunst und ihrer Vertreter anschließt. In dieser Beziehung, namentlich für die Geschichte der Sprache und Verskunst, hat Koberstein bei höchst mangelhaften Vorarbeiten durchaus Neues und überaus Werthvolles geleistet, und wird auf diesem Gebiete, wo es nur den Wenigsten möglich sein dürfte irgend umfassende Forschungen selbständig vorzunehmen, unbedingt als erste und reichhaltigste Quelle dankbar zu benutzen sein. Erst auf diese, in den verschiedenen Perioden bald mehr, bald weniger auseinandergelegte Grundlage folgt die Aufzählung der einzelnen Literaturwerke. Diese werden in Gemäßheit des sondernden und ordnenden Princips welches das ganze Buch durchdringt wieder nach den verschiedenen Gattungen denen sie angehören aufgeführt: epische, lyrische, dramatische, didaktische Poesie, endlich Dasjenige was von reinen Prosawerken überhaupt in den Kreis dieser Darstellung fällt. Allerdings führt diese streng systematische Anordnung den Uebelstand mit sich, daß das über einen irgend bedeutenden Mann Gesagte oft an fünf, sechs oder mehr Stellen vertheilt ist; theilweise wird Dies wieder aufgehoben durch sorgfältige Verweisungen in den Anmerkungen, jedenfalls aber konnte gerade Das was dieses Buch sein und leisten soll nur in dieser Weise erreicht werden, und durfte dem Leser deswegen schon einiges Nachschlagen und Zusammensuchen zugemuthet werden. Auch fehlt es dem Texte bei aller Gedrängtheit an Uebersichtlichkeit doch deshalb nicht, weil in denselben nur Thatsachen und einfache Namen aufgenommen, alle übrigen Beiwerke aber in die Anmerkungen verwiesen sind. Diese enthalten also zuerst alle detaillirten Zahlenangaben, alle biographischen Notizen; diese sind aber in einer Vollständigkeit und mit einer Sorgfalt verzeichnet, wie ich sie in keinem neuern Werke und von ältern wol nur in Jördens' bekanntem „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" gefunden habe. Hiermit ist aber der Reichthum dieser Anmerkungen keineswegs abgeschlossen, sondern zu zahlreichen Einzelheiten die der Text nur andeutet enthalten sie die begründende Ausführung; nicht minder zahlreich sind die Stellen wo sie zur Lösung schwieriger und verwickelter Fragen wesentliche, oft entscheidende Beiträge liefern oder ganz neue Auffassungen wichtiger Schriftsteller und Schriftwerke eröffnen. Fast möchte man glauben, daß Koberstein selbst in diese Anmerkungen den Hauptwerth seines Werks setzt, und in mancher Beziehung wird man ihm darin Recht geben können, namentlich insofern die Erweiterung unserer wissenschaftlichen, bis in das Einzelnste eindringenden Kenntniß der deutschen Literaturgeschichte der Hauptzweck ist welchen er bei seiner Arbeit vor Augen hatte, und hierfür ist uns hier eine Quelle eröffnet der sich kaum eine andere an die Seite stellen kann. Dennoch aber muß ich auch dem Text seine sehr große Bedeutsamkeit zusprechen, da es in der Natur der Sache liegt, daß die Zahl Derer welche sich nur die Resultate der Wissenschaft aneignen wollen größer ist als Derer welche die Forschung selbst in allen ihren Einzelheiten zu begleiten geneigt und befähigt sind. Und gerade von diesen Resultaten gibt Koberstein in seinem Texte eine Uebersicht, welche man allerdings nicht ganz ohne Schwierigkeit durchdringen und in sich aufnehmen kann, welche aber durch ihre Allseitigkeit und Gründlichkeit für die Mühe des Aufnehmens reichlich entschädigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Florian Geyer. Roman von Robert Heller. Drei Theile Leipzig, O. Wigand. 1848. 8. [illegible] Thlr.

Eine gewisse Monotonie herrscht in den sich wiederholenden Ereignissen, obgleich jedes einzelne Ereigniß spannend und geeignet ist die Aufmerksamkeit zu fesseln; es sind die Ereignisse des frän-

tischen Bauernkriegs welcher im 16. Jahrhundert wüthete und die schönen Fluren der gesegneten Länder verwüstete. Ritter gesellten sich zu der Sache der Bauern, theils Ritter welche unzufrieden waren mit den Fürsten, theils andere denen es wirklich um Menschenrecht und Menschenwohl zu thun war. Unter diesen ist Florian Geyer die edelste Erscheinung, beinahe zu edel für damalige mittelalterliche Roheit. Theils historische Gestalten, theils erfundene werden in der Erzählung aufgeführt, sie bewegen sich lebendig durch Schlachtengetümmel, Mordscenen und Metzeleien; sie fügen sich geduldig in den Druck der Verhältnisse unter den Mängeln schlechter Verwaltung, ungeordneter Wirthschaft. Willkür herrscht, und Haß und Rachsucht finden Gelegenheit sich geltend zu machen; die schlechten Leidenschaften siegen und edle werden unterdrückt. Die Liebesgeschichte zieht sich durch die drei Theile wie ein oft zerreißender Faden, dessen Wiederzusammenknüpfen nicht ohne Störung vor sich geht; man hat das Gefühl, daß diese Art von hoher romantischer Liebe wie sie Florian und Gräfin Sabine Rieneck verbindet eine allzu zarte ätherische Pflanze war um in dem Boden jener Zeit zu wuchern. Die Gefahren der Liebenden, die Schmerzen der Trennung, das Freudestrahlen des Wiedersehens bilden für die Phantasie des Lesers die Ausruhpunkte zwischen Blutvergießen und barbarischen Handlungen aller Art. Der Verf. hat die Geschichte und deren Zeitalter wohl studirt, er hat alle Schattirungen der damaligen Zustände, alle Details jener rohen Zeit nebst deren Sitten und Gebräuchen wiedergegeben. Es reiht sich Bild an Bild: Herrschsucht und Habsucht der Fürsten, die kein Mittel scheuen zum Zweck zu gelangen, Intriguengeist und Uebermuth des Adels, Ungerechtigkeit und Unredlichkeit der Beamten und der Bauer unter schwerlastendem Druck — alles Dieses wird in mehr oder weniger ausführlicher Weise dargestellt, bis endlich Florian Geyer, der Held, in dem Augenblick stirbt wo ihm die Rettung winkt und die geliebte Gattin ihn zu neuem Wirken und zu neuen Thaten nach der Rheinpfalz führen will. Folgendermaßen schließt der Verf. die historischen Mittheilungen.

„Nicht blos die Besiegten empfanden den Verlust ihres edelsten Bluts, auch die Sieger. Den Adel hatte der Bauernkrieg zu einer Erschöpfung gebracht von der er sich niemals wieder erholte. Die Frohnen und Eingesessenen waren ihm gerettet, aber er übernahm dafür die Frohnen des Fürstenschlosses, seine edle Unabhängigkeit und sein edler Sinn ging unter im kleinen Hofdienste. Die Macht der Geistlichkeit brach sich an der Reformation, die Städte büßten ihren Kampf mit der Freiheit durch den sich vorbereitenden Sturz von ihrer Höhe, und nur die Fürstengewalt wuchs üppig über der geknechteten Bauernschaft, dem verkommenden Ritterthum und der bedrängten Kirche empor. Wie dem Comthur von Heilbronn das mergentheimsche Deutschmeisterthum gleich einem Schatten vor den gierig haschenden Händen zerrann und bald darauf eine prinzliche Pfründe ward, so erfuhren es auch die andern Helfer des Kriegs, daß sie für fremden Vortheil gefochten, das Volk geplündert, sich selbst aber um kein Recht bereichert hatten. An dem würzburger Bischofsschlosse zerschellte im J. 1525 die Freiheitsfoderung des dritten Standes in Europa. Als sie 1789 auf der Bastille in Paris ihr siegreiches Banner aufpflanzte — was war inzwischen aus dem deutschen Vaterlande geworden?"

2. Eveline. Ein Roman aus den Mysterien des Theaterlebens. Mit einem Anhange: Der Kirchhof Père Lachaise. Zwei Theile. Breslau, Kühn. 1848. 8. 3 Thlr.

Diese Mysterien sind höchst unerfreulicher Art. Eine junge Gräfin entflieht mit einem Opernsänger und wird sehr unglücklich. Das Künstlerleben ist nicht idealisch, es liegt von jedem Zauber entblößt vor uns und verletzt den Leser der neuern Zeit, welcher gern an die fortschreitende Bildung aller Stände glaubt. Die Actrice die sich ihres unehelichen Kindes rühmt, der nach Berauschung sich sehnende Sänger, Intrigue, Unsitte, Bosheit, jener moralische Schmuz den das Schauspielerleben umhüllen kann wird geschildert. Der Ref. konnte sich einige mal des Ekels nicht erwehren. Daß die thörichte Gräfin Eveline St.-Prix als Gattin des Sängers unter jenen Verhältnissen unglücklich wird, ist natürlich. Andere Liebesverhältnisse, Hazardspiele, Trunk, muntere Gesellschaft ziehen den Gatten in ihren Zauberkreis, die vernachlässigte getäuschte Gattin vertrauert ihr Leben; das Kind, ihre einzige Freude, wird ihr geraubt, der Wahnsinn ihres Schmerzes verscheucht den herzlosen Gemahl noch mehr von ihrer Seite; er entflieht mit einer coquetten Sängerin. Eveline wird von ihrem einstigen Bräutigam, dem Grafen Ormont, im Irrenhaus wiedergefunden und zur Mutter zurückgebracht, wo sie zwar dem Bewußtsein wiedergegeben wird, doch bald verscheidet. Der Sänger hat sein Leben durch Selbstmord geendet. Später findet sich Evelinens erwachsene Tochter auf dem Kirchhof Père Lachaise, und wird der verlassenen Gräfin St.-Prix als Gesellschafterin zugeführt, als Enkelin erkannt und dem Grafen Ormont zur Gattin gegeben. Wenn auch oft zu weitläufig ist der vorliegende Roman doch gut geschrieben, und wenn auch ohne alle Vorliebe für das Privatleben der Künstler, so mag doch manches Wahre in einzelnen Scenen enthalten sein, und namentlich auf französische Bühnenverhältnisse Anwendung finden.

3. Südfrüchte. Novellen von Julius von der Traun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1848. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Etwas auf Kothurnen schweben die vorliegenden Novellen einher. Es sind deren acht, welche in verschiedenen Ländern spielen, und wie es dem Ref. schien Reiseerinnerungen des Autors verarbeiten. Trotz der verschiedenen Länder herrscht indeß eine gewisse Monotonie in den Erzählungen, eine Monotonie der Idee nämlich, welche verschiedenartig eingekleidet ist. So zeigen uns „Die schöne Helene von Malchin", die Chiara im „Jakob Steiner der Geigenmacher", und die bürgerliche Christine in dem „Grünen Studenten" Frauen welche nicht nur Einen lieben, sondern Mehre; das Princip, daß die Freude die Welt regiert, daß man um der Freude willen lebt, wird oft berührt und durchgesprochen, und ist das Resultat auch stets ein anderes, wird auch die Eine wahnsinnig, während die Andere unglücklich macht, und die Dritte unvermählt bleibt, so ermüdet den Leser doch leicht das stete Berühren eines und desselben Gegenstandes. Am meisten ermüdet aber die breite Erzählung, welche fast absichtlich so ausgedehnt scheint, um eine gewisse Bogenzahl zu erstreben. In dem „Grünen Studenten" ist die Verschmelzung des Märchens mit dem bürgerlichen Roman sehr unnatürlich, und nicht jeder Leser vermag sich den poetischen Schwung zu geben um Solches zu würdigen. Die Novelle des ersten Bandes, „Der Liebe Mühe umsonst", ist so schwülstig geschrieben, daß man oft kaum den Sprecher zu verstehen vermag. Kurz, Ref. wußte dem vorliegenden Werkchen nichts Anziehendes abzugewinnen, kann sich aber denken, daß sich ein gewisses Publicum findet welches in der schwülstigen Sprache einen hohen poetischen Schwung erkennt. 5.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 184. —— 2. Juli 1848.

Koberstein und Vilmar.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Im Besondern dürften hier noch einige Worte über die zweite Abtheilung des Koberstein'schen Werks, so weit dieselbe erschienen ist, zu sagen sein: an Umfang nicht viel schwächer als die ganze erste Abtheilung behandelt sie nur die fünfte Periode, vom Anfang des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts. Dieser Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte hat, nachdem er lange Zeit aus ästhetischen Gründen verachtet und fast verrufen war, in neuerer Zeit, wo die geschichtliche Betrachtungsweise mehr und mehr in ihre Rechte wieder eintrat, größere Beachtung gefunden; wichtige Monographien beschäftigen sich gerade mit dieser Zeit, die neuern Handbücher übergehen sie nicht mehr mit der frühern Flüchtigkeit, namentlich Gervinus hat viel Treffliches über dieselbe gesagt, ohne jedoch nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit gerade hier, wo vor Allem zahlreiche specielle Untersuchungen nöthig sind, ganz genügen zu können. Koberstein ist der erste Literarhistoriker der, von der zweiten der oben geschilderten Richtungen ausgehend, diesem Zeitraume eine umfassende und durchgreifende Darstellung gewidmet hat, wofür man ihm um so mehr zu Danke verpflichtet ist, da seine persönliche Vorliebe sich offenbar weit mehr der Glanzperiode der mittelalterlichen Ritterdichtung zuneigt. Es könnte sogar scheinen als ob dies 17. Jahrhundert, in dem allerdings des an sich Werthvollen nicht gar viel zu finden ist, hier übermäßig bevorzugt erscheine; dagegen ist aber zu bedenken, daß ein Werk dem es nicht um das allgemein Anziehende und Ansprechende, sondern um Förderung der wissenschaftlichen Forschung zu thun ist, sich eben da verweilen muß wo noch die meisten Lücken zu ergänzen, die meisten Irrthümer zu berichtigen sind. Und endlich kann auch nur eine vollständige und treue Schilderung des 17. Jahrhunderts die passendste und richtige Grundlage abgeben auf welcher die großartigen und wunderbaren literarischen Entwickelungen des 18. Jahrhunderts klar erkannt und richtig dargestellt werden können. Was nun die Ausführung des bezeichneten Abschnitts betrifft, so glaube ich durch vielfache eigene Beschäftigung mit diesem Zeitraum wohl im Stande zu sein dieselbe zu würdigen, und meine Dies nicht besser thun zu können als durch die Versicherung, daß ich sehr reiche und vielfache Belehrung aus diesem Theile des Buchs geschöpft habe. Koberstein hat seiner Darstellung einen besondern Werth dadurch gegeben, daß er sich nicht damit begnügt hat die dichterischen Werke jener Zeit zu lesen, sondern mit besonderer Sorgfalt die Vorreden, Lebensbeschreibungen und andere Selbstbekenntnisse ihrer Verfasser, sowie die theoretischen Werke, Poetiken u. dgl. durchforscht hat. Vorzugsweise diesen Quellen ist der Abschnitt über Sprache und Versbau, der fast durchaus Neues enthält, entnommen. Die Uebersichtlichkeit dieser stoffreichen und vielfach verwickelten Periode hat sehr dadurch gewonnen, daß der speciellen Darstellung ihrer poetischen Literatur ein eigener, trefflich gearbeiteter Abschnitt über den „Entwickelungsgang der poetischen Literatur dieser Zeit überhaupt" vorangeschickt ist.

Auf Einzelheiten der gelehrten Forschung einzugehen würde hier nicht am Platze sein, sonst würde es an Stoff zu mancherlei interessanten Besprechungen nicht fehlen. So hätte wol in dem Abschnitt über Sprache und Verskunst, etwa S. 595 bei Gelegenheit der Bilderreime, die für diese Zeit sehr charakteristische Neigung zu Wort- und Buchstabenkünsteleien erwähnt werden können, die sich als Anagramm bei Grimmelshausen, Höck u. A., als Akrostichon sogar bei P. Gerhard kundgibt. Auch mit Dem was S. 645 fg. über Canitz gesagt ist kann ich nicht ganz einverstanden sein: daß er einen neuen Weg mit seinen Dichtungen eingeschlagen, gestehe ich zwar vollkommen zu, den großen Fortschritt aber, den Koberstein und mehr noch Vilmar in ihnen erkennen, kann ich nicht finden, oder wenn derselbe auch in seinen Satiren vorhanden ist, so wird er doch vielfältig beeinträchtigt durch die Productionen zu denen sich Canitz als eigentlicher Hofpoet hergab.

Koberstein's „Grundriß" wird wol zu eigentlichen Unterrichtszwecken vielfach benutzt, aber die allgemeine Anerkennung die er in so hohem Maße verdient scheint er mir noch nicht ganz gefunden zu haben. Möge diese Anzeige Etwas dazu beitragen, daß der große Werth des trefflichen Buchs in immer weitern Kreisen bekannt und dankbar benutzt werde. Möge es bald vollendet werden und in dem noch fehlenden Abschnitte unsere neuere und neueste Literatur, welche in den bisherigen Auflagen et-

was kurz abgethan war, eine ebenso eingehende Darstellung erfahren als Dies bei den ältern Perioden der Fall ist.

Das was in Koberstein's und Vilmar's Arbeiten gleichartig ist, sowie Das wodurch sie wieder einen Gegensatz zueinander bilden, wurde schon in dem Eingange dieses Aufsatzes bezeichnet; ich kann also sofort zur nähern Besprechung des Letztern übergehen.

Gründliche Gelehrsamkeit, begeisterte Liebe für die vaterländische Literatur und großes Geschick, die Resultate jenes zwiefachen Interesses für seinen Gegenstand in der anregendsten und ansprechendsten Form darzulegen, bilden eine Vereinigung von Eigenschaften welche gewiß zu einer werthvollen Darstellung der deutschen Literaturgeschichte befähigt. Doch ist durch sie die Eigenthümlichkeit von Vilmar's Buch noch keineswegs ausreichend bezeichnet, vielmehr bedarf um zur Einsicht in dieselbe zu gelangen die Persönlichkeit des Verfassers besonderer Berücksichtigung. Und diese in den Kreis der öffentlichen Besprechung zu ziehen, dazu ist man vollkommen dadurch berechtigt, daß er selbst sie in andern literarischen Leistungen, namentlich in seinen „Schulreden über Fragen der Zeit", mit ehrenwerther Unumwundenheit geoffenbart hat. Vilmar steht vor Allem auf streng christlich-kirchlichem Standpunkt, der jede durch subjective Ansichten und Einsichten hervorgerufene Neuerung unbedingt verwirft. Den gleichen Standpunkt überträgt er auch auf alle andern Lebensverhältnisse, woraus allerdings folgt, daß er mit den meisten Bestrebungen der Gegenwart in scharfem, oft bitterm Gegensatze steht, von dem constitutionnellen Staate z. B., wie er jetzt immer allgemeiner als der allein zeitgemäße gefodert wird, Nichts wissen will. Wenn nun auch wol die Mehrzahl der Mitlebenden, zu denen auch ich mich rechnen muß, Vilmar's religiöse und politische Weltanschauung nicht theilt, so werden ihm doch alle seine Gegner eine Eigenschaft zuerkennen die in unsern Tagen von sehr hohem Werthe ist: Vilmar ist ein ganzer Mann, ein fester, durchgebildeter Charakter, und deswegen verlangt er eben Dies auch von Andern, bestimmt seine Achtung Anderer nach dem Grade geistiger Kraft und Selbständigkeit zu der sie durchgebildet sind. Dieser persönliche Charakter nun durchdringt auch Vilmar's ganze Literaturgeschichte; er trägt dieselbe durchaus so vor, daß er nicht wie Koberstein die Thatsachen selbst aneinander reiht, sondern er gibt durchweg ein Spiegelbild; und der Spiegel aus welchem wir das Bild unserer Literaturgeschichte empfangen ist eben Vilmar's Persönlichkeit. Diese selbst aber ist ein reiner Spiegel, der weder die Farben umsetzt noch die Gestalten verzerrt. Hierin finde ich den Vorzug und die Eigenthümlichkeit von Vilmar's Literaturgeschichte, daß er bei seinen scharf ausgeprägten, auch hier merklich hervortretenden Grundansichten sich doch nie erlaubt die historische Treue und Wahrhaftigkeit zu Gunsten derselben zu beeinträchtigen.

Es könnte scheinen als ob das eben Ausgeführte Vilmar's schon oben angeführte Worte, es „gelte ihm darum die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemüthern Unbefangener reden zu lassen", Lügen strafe; Dem ist aber keineswegs so. Vilmar spricht dort von seiner Behandlungsweise im Gegensatze gegen die Kritik, welche „sein erster Gesichtspunkt nicht sei, nicht sein solle und dürfe". Wie der Verlauf seiner Vorlesungen selbst zeigt, will er mit diesen Worten seinen Gegensatz gegen Gervinus bezeichnen, gegen den er überhaupt weniger friedlich und anerkennend gesinnt ist als der streng objective Koberstein; Vilmar will also offenbar nur sagen, daß er sich bei seiner Auffassung nirgend in ein vorgefaßtes, ästhetisches oder sonstiges System habe einengen lassen, sondern jede einzelne literarhistorische Erscheinung an sich betrachtet habe. Er selbst bezeichnet seinen Standpunkt als einen jugendlichen, und wenn es allerdings einerseits die „Gabe der Jugend ist an den Dingen in der Welt ihre unbefangene, volle und ganze Freude zu haben", so ist die Jugend doch andererseits auch die Zeit des subjectiven Erfassens, der entschiedenen Abneigungen und Zuneigungen, und auch diese Seite der Jugendlichkeit hat sich Vilmar bewahrt; nur wenn die Abneigungen und Zuneigungen der Jugend oft unbegründet auf bloßer Stimmung beruhen, so ist Dies bei Vilmar nicht der Fall, dessen Urtheile, wie schon gesagt, immer aus einer ernst und entschieden durchgebildeten Persönlichkeit hervorgehen.

Vilmar zerlegt seinen ganzen Stoff in drei Hauptabtheilungen: die älteste Zeit bis ungefähr 1150, die alte Zeit mit vier Unterabtheilungen bis 1624 und die neue Zeit mit drei Unterabtheilungen. Die hervortretendste Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur, welche er nirgend aus dem Auge verliert, ist ihm: daß sie allein unter den Literaturen aller Völker eine zweimalige classische Glanzperiode durchlebt habe, deren „erste von dem Geiste des Christenthums, die zweite von dem Geiste des griechisch-römischen Alterthums und dem unserer Nachbarvölker durchdrungen" sei. Schon dieser Gegensatz, in welchem Vilmar die beiden Glanzzeiten unserer Literatur auffaßt, läßt vermuthen, daß er die erste im Grunde noch höher anschlägt als die zweite, und wenn er Dies auch nirgend mit dürren Worten ausspricht, so liegt es allerdings einigermaßen in seiner ganzen Darstellung; nirgend beinahe zieht er, was Gervinus bis zum Uebermaße liebt, die Literatur irgend eines fremden Volks außer der griechischen zur Vergleichung mit der deutschen heran, desto häufiger aber zieht er Parallelen zwischen dem mittelalterlichen und zwischen dem modernen Höhepunkte der deutschen Literatur, und dabei neigt sich sein Urtheil um so mehr der erstern zu, da er offenbar als den Gipfel aller dichterischen Schöpfungen nicht, wie jetzt meistens geschieht, das Drama, sondern das Epos und zwar besonders das Volksepos betrachtet. Uebrigens ist Vilmar viel zu einsichtsvoll als daß er verkennen sollte in wie vielen Punkten die Zeit Goethe's und Schiller's der des Minnegesangs und des Ritterthums überlegen ist; aber er erhofft noch eine dritte Erhebung, welche der beiden ersten Schattenseiten ausgleichen, ihre

Vorzüge in sich vereinigen und so das Höchste leisten solle, indem in ihr „die tiefe Glaubensbefriedigung und das starke Nationalgefühl der ältern mit dem vollendeten Weltbewußtsein der jüngern Zeit sich zur leuchtenden Sternenkrone über den Häuptern einer glücklichen Nachwelt vereinigen".

Vilmar's Vorliebe für die alte Zeit offenbart sich einigermaßen auch in der Vertheilung des Stoffs, indem der Besprechung derselben gerade die Hälfte des ganzen Raums gewidmet ist, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß er der ganzen Bestimmung seines Buchs gemäß nur das allgemein Interessante, das allgemein Menschliche in unserer Literatur besprechen konnte, also große Abschnitte der neuen Zeit, das ganze 17. und einen Theil des 18. Jahrhunderts kurz abthun mußte. Auch verdient wol der Umstand ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß er es mit großer Kunst verstanden hat einen sehr reichen Stoff in gedrängtester Weise zu verarbeiten, ohne dabei je langweilig zu werden; schon ein Blick in das angehängte Namenverzeichniß kann beweisen, daß kein irgend bedeutender Dichter übergangen, sehr viele dagegen aufgenommen sind die man in einem Buche von verhältnißmäßig so beschränktem Umfange kaum suchen sollte. Er hat Dies zum Theil dadurch möglich gemacht, daß er auf die persönlichen und Lebensschicksale der besprochenen Dichter grundsätzlich wenig oder gar nicht eingegangen ist und auch Dies zu einer absichtlichen Eigenthümlichkeit seines Buchs gemacht hat. Er sagt hierüber gelegentlich (S. 514): Persönlichkeit, Entwickelungsgeschichte und äußere Verhältnisse eines Dichters (an jener Stelle ist zunächst Wieland gemeint) sind „Umstände die heutzutage zwar fast für unerlaßlich gehalten werden um eine vollständige Literargeschichte zu construiren, und für eine wissenschaftliche moderne Literargeschichte auch wirklich unerlaßlich sind, aber keineswegs zum Vortheil der Geschichte der Dichtkunst so stark ausgebeutet werden wie die Mode unserer Zeit es mit sich bringt". An anderer Stelle spricht er sich noch bestimmter dahin aus, daß diese biographische Behandlungsweise der Literaturgeschichte dahin führe den einzelnen Mann als willenlose, nur von äußern Anstößen getriebene Maschine zu betrachten, was denn doch erst da eintreten kann wo den äußern Umständen ein übergroßes, ja alles Gewicht beigelegt wird, ein Irrthum in den von den bedeutendern Literaturhistorikern der Gegenwart keiner verfallen sein möchte; die allzu ängstliche Vorsicht aber mit der Vilmar diese Klippe zu umgehen sucht rührt offenbar davon her, daß er es nur mit dem innern Seelenleben, der eigenthümlichen Subjectivität der geschilderten Männer zu thun haben will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie eines Dilettanten. Von Friedrich Ludwig Bührlen. Stuttgart, Müller. 1847. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Irgendwo ward angemerkt, Beschäftigung der Dilettanten mit Wissenschaften gereiche diesen zum Vortheil, mache deren Behandlung vielseitiger und mannichfaltiger, lasse auf Seitenwegen Manches erblicken was auf dem großen Heerwege verdeckt geblieben, und sei schon als Mittelglied zwischen Belehrenden und Belehrten für allgemeine Cultur wünschenswerth. Dagegen wollen Andere in diesem Mittelwesen etwas Halbes finden, eine Gelegenheit zu unbefugter Anmaßung, einen Anlaß zu mancherlei Irrthümern, Vorurtheilen, Verflachungen, welche der wahren Geisteskultur Schaden bringen und deren Förderung zu Zeiten unmöglich machen. Ungefähr wie Laien bei Kirchenversammlungen scheint solchen Gegnern des Dilettantenwesens das Reden und Mitstimmen von Männern die nicht zum Fach gehören ungebührlich und nachtheilig.

Rücksichtlich der Philosophie kann sich Dies kaum anders verhalten. Zwar ist die Wissenschaft schon in ihrer Namensbedeutung als Liebe zur Weisheit dilettantisch, die Probleme derselben, Principien der Erkenntniß, liegen einem Jeden nahe, weil er irgendwo mit seinem Denken und Erkennen anfangen muß, und darum machen sich fast nothgedrungen Alle eine gewisse Philosophie ihres Lebens zurechte. Auch wird das dafür erfoderliche Talent des Wahrnehmens, Reflectirens, ja selbst der Speculation nicht blos auf Fachmänner beschränkt sein, wie denn Jakob Böhme davon ein glänzendes Beispiel gegeben, der noch gegenwärtig unsere speculativsten Philosophen belehrt. Dennoch bleibt ein dilettantisches Eindrängen in die weisheitliebenden Schulen immer bedenklich, wenn die genaue Kenntniß des vielfach schon Besprochenen fehlt, wenn Jemand nicht weiß was Alles die Leute vom Fach, mit neuerm Ausdruck, schon überwunden haben, und daher keiner Beachtung mehr werth finden. So z. B. pflegen Dilettanten gern einem faßlichen Empirismus im Gegensatz von weniger faßlichen speculativen Constructionen zu huldigen, ohne zu bedenken, daß Locke und Condillac &c. ihnen schon voraufgingen und scholastisch besiegt wurden, zumal in Deutschland. Der durch Joh. Müller's Freundschaft bekannte Hr. v. Bonstetten arbeitete mit Liebe in den letzten Jahren seines Lebens an einer Erfahrungsphilosophie, wovon er sich keine geringe Wirkung versprach, und — wo liest man seinen Namen in der Geschichte der Philosophie?

Ob es unserm Verf. besser gehe, steht dahin. Er verlangt vom Dilettanten „keine Nachweisung, daß er die ganze Tiefe und Weite der Wissenschaft approfondirt habe, der Herkunft und Geschichte derselben mächtig sei", sondern daß er sich den Stoff der Wissenschaft vorlege, und sie in bequem zugänglicher Form, in freundlicher Verständlichkeit — ohne Bezug auf den Mysticismus der Zeit — darstelle. Er ist Empiriker, „alle Erkenntniß bildet sich von unten herauf, vom Einzelnen zum Allgemeinen, aus den Erfahrungen bauen sich die Wissenschaften auf". Er nimmt keine innere Welt an im Sinne der kritischen Philosophie, keine Gespenster der logisch-metaphysischen Erscheinungen darin, auch ist ihm das Princip der Wissenschaftslehre als höchstes Ideal der Innerlichkeit, der innern Welt an sich, nicht zusagend. Den Hauptertrag seines Strebens will er dem Selbstwahrnehmen, Selbstbeobachten, Selbsterkennen abgewinnen.

Sonach nun, zur Erforschung des Verhältnisses des Erkennens zum Sein und dessen Evolution, zur Ergründung der Wahrheit, findet der Verf. zuvörderst Sensation, als bezeichnend die uranfänglichen Regungen des Lebens, schon bei dem neugeborenen Kinde bemerklich, dann in die tägliche Uebung der feinern Sinne hineinwachsend, Bewußtsein des Objectiven hervorrufend, wodurch anfänglich die Kinder die ausgesprochensten Realisten und Materialisten sind, und erst später sich selbst und Anderes personificiren. Aus dem Bedürfniß der Orientirung in den mannichfaltigsten Lebensbeziehungen erwachsen Theorie, Praxis, Poesie; die Zweitheiligkeit des menschlichen Wesens nach ihrem allgemeinsten Ausdruck ins Auge gefaßt wurzelt auf einem Dualismus des Seins und des Denkens. Der Mensch ist sich selbst das Centralindividuum seines Lebens und Wahrnehmungskreises, das Wahrnehmen kann nicht fleißig und umfassend genug untersucht werden. Was nimmt der Mensch wahr? Wesen und Leben, Bestand, Eigenschaft, Entwickelungen, Ver-

änderungen, Wechselwirkungen der ihn umgebenden Dinge; er lernt sie wahrnehmend mit allen Sinnen, sie bearbeitend, mit ihnen ringend, sie benutzend, genießend ꝛc. kennen, aus Vergleichung des Aehnlichen und Unähnlichen entstehen Urtheile und Begriffe, es wird gedacht, die Sprache vermittelt, fördert, steigert, verbreitet das Denken, und es läßt sich Denken und Sprache als eine Nationalbank betrachten. Auch Thiere denken und sprechen, nur ist der Mensch vor ihnen bevorzugt durch die Gabe der articulirten, der Wortsprache. Ein Verkehr mit denkend sprechenden Menschen ist dadurch vermittelt, und in ihrer Ausbildung verallgemeinert sich die Sprache immer mehr, wird bildlicher, uneigentlicher, abstracter.

Vorstellung, Vorgestelltes und Vorstellendes sind ursprünglich Eins, nur durch Kunst der Schule getrennt. In jedem Begriff ist Anschauung, Urtheil und Schluß enthalten, und er konnte nur durch diese Geistesthätigkeiten entstehen. Es liegt im Wesen des reflectirenden Geistes die Begriffe immer mehr zu sublimiren, von ihrem Inhalt die bloße Form zu abstrahiren. So sind Raum und Zeit nur in Verbindung zu denken, und in solcher ein anderer Ausdruck für Welt, All, Natur. Allerdings kann das Dasein nur unter den Formen von Raum und Zeit gedacht werden, weil sie Abstractionen von ihm oder weil sie es selbst sind. Nur hatten die Metaphysiker von jeher eine Abneigung vor aller Empirie und Erfahrung, und solvirten möglichst viele Begriffe in die angestammte Form des Geistes, in das a priori. Unerfüllt sind Raum und Zeit leere Abstractionen, und in dem nie endenden Geschäft das Undenkbare, Endlichkeit und Unendlichkeit, zu denken gehen die Gedanken aus, und unser Geist ist so wenig im Stande ein Werden und Vergehen des Weltalls in der Zeit zu denken, als ein Alldasein von Ewigkeit zu Ewigkeit, und ebenso wenig eine räumlich begrenzte als eine unbegrenzte Schöpfung. Relativ sind die Begriffe von Ursache und Wirkung und in ihrem wahren Ausdruck nichts Anderes als Abstractionen von der erscheinenden Natur, von der Schöpfung.

Die Freiheit des Menschen ist nicht ein willkürliches Wollen der That, sondern eine sittliche Energie des Gemüths, eine Kraft der moralischen Selbstgestaltung des Daseins, eine organische Bildungsmacht des Lebens, und „frei sein“ heißt „Mensch sein“. Es will uns bedünken als sei das Bestreben vieler Menschen mehr aus sich zu machen als sich thun läßt, Beziehungen der Natur zur Menschheit in Bereichen zu suchen wo sie sich nicht finden lassen; wie seit undenklichen Zeiten aus Träumen mehr gemacht wurde als an ihnen ist, weil die Träumer wenigstens im Schlaf gern prophetische Seher sein wollen. Die Schule ist der personificirte Jesuit; sie fördert um zu bannen, sie erleuchtet um zu verfinstern; sie befreit um zu despotisiren. Wir treten an eine fest verschlossene Pforte, unser Auge fällt auf eine Inschrift mit kolossalen Buchstaben, sie lautet: Der menschliche Verstand kennt nur Erscheinungen: von den Dingen an sich kann er Nichts wissen.

Nachdem der Verf. diese seit Kant weniger gelesene oder beherzigte Inschrift commentirt hat, spricht er von Grundstoffen welche man durch Erfahrung und Experimente aufgefunden, deren Zahl noch nicht als geschlossen angesehen werden kann, und wodurch man dem Ansich nahe gekommen zu sein scheint. Sie sind unsichtbar, unterscheiden sich nur durch ihre Eigenschaften, Thätigkeiten, Bezüge aufeinander. Wie sind sie entstanden, wie ist Materie entstanden? Das ist die größte Lebensfrage des Geistes. Was ist Leben? Der Geist weiß von dem Leben ohne das Leben Nichts, er muß das Leben zunächst erfahren, muß im Leben vom Leben selbst leben, und so verkündet der Verf. gegen die ältere Schule seine Ueberzeugung, daß der Geist des Ansich der Dinge, daß er die Natur an sich zu erkennen vermag, und beruft sich auf Goethe. Dabei wird eingestanden: Wissenschaften sind Denksysteme, ein Aufbau aus Verstandesfunctionen, bedingt durch Verhältnisse, Zeiten, Nationen, sind ein ewig Werdendes; es gibt kein absolutes Denken, kein absolutes Wissen, kein fertiges System, der ewige Proceß der Natur bleibt uns ein ewiges Problem, vom Grundbegriff Kraft ist schwer, vielleicht unmöglich eine erschöpfende Erklärung zu geben. Ist aber Dieses, so frage sich der Verf. ob der Geist die Natur der Dinge an sich erkannt habe? Ueber die letzte Richtung seiner Umschau, das Unendlich-Zukünftige, „lebt in dem gesunden Natursinn die Ueberzeugung von einer auf unabsehbare Dauer berechneten Abwägung der Weltkräfte, von einer Garantie der Welterhaltung, einer Allebensassecuranz, die, was die Astronomen wegen etwa zu befürchtender kosmischer Störungen aus Gründen höchster Wahrscheinlichkeit Beruhigendes aussprechen, als unumschränktes Vertrauen in sich trägt. Der gesunde Menschenverstand ist nicht sowol eine intellectuelle Gabe, sondern eine Gewissenssache, er stammt aus einem kernhaften, tüchtigen, sittlichen Leben, einer Wohlgezogenheit und Klarheit in seinem eigenen Thun und Lassen.“ Auf ein Erkennen des Zwecks des Daseins muß resignirt werden, Zweck der Welt ist die Welt in ihrem Wesen selbst, das Leben ist des Lebens Zweck, das Weltganze ist ein Strom des Seins, überströmend ins Leben, zurückströmend in sich als Selbstbewußtsein. Das ist eben das rechte Leben der höhern Geistigkeit, der Wissenschaft, daß sie sich als strebend, wachsend, sich erweiternd, abklärend erfaßt. Ein absolutes Wissen, eine Dogmatik ohne Forschung wäre der Tod alles Schauens, Denkens, Erkennens.

Zu diesem Resultat führen unsern Dilettanten seine Entwickelungen menschlicher Erkenntniß von unten herauf, und er mag sich darüber mit den Philosophen von oben herunter vergleichen. Bestreben sich Viele „mehr aus sich zu machen als sich thun läßt“, so ist Dies eine Erfahrung wie jede andere, und wird Problem für Erkenntniß. Führt dieses ans Metaphysische, so ist es von philosophischen Untersuchungen nicht auszuschließen. Der Verf. hat hiervon Nichts berührt, und schweigt über damit verwandte Ethik und Religion, welche neuerdings die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen besonders in Anspruch nehmen. Künftige Philosophencongresse können ihm vielleicht zur Warnung und Anregung dienen, wenn er anders daran theilzunehmen, oder Förderung von ihnen zu erwarten sich anschickt. 34.

Miscellen.

Die Unwissenheit der Klosterleute im Mittelalter.

Wie unwissend im Mittelalter die Mönche waren ist kaum zu glauben. Arx erwähnt in seiner „Geschichte des Cantons St.-Gallen“ (St.-Gallen 1810), daß der Abt Konrad zu St.-Gallen mit seinem ganzen Capitel nicht einmal schreiben konnte. Dies erhellt aus einer Urkunde vom J. 1291 in der es heißt: Cum scribendi peritia careamus. Auch Rumo, Konrad's Nachfolger, konnte es nicht. Eine Urkunde vom J. 1297 ist mit der Bemerkung begleitet: „Testis Rumo Abbas, scribere nesciens.“ Wer im 10. und 11. Jahrhundert schreiben und lesen konnte war galgenfrei; diese Galgenfreiheit hieß beneficium clericorum.

Die ersten Landkarten.

Der Gedanke geographische Karten durch Abdrücke zu vervielfältigen ist zuerst von einem Deutschen, dem Buchdrucker Konrad Schweinheim in Rom, bei dem Drucke des großen Werks des Ptolemäus im J. 1478 in Ausführung gebracht worden. In dieser Ausgabe sind 27 in Metall, dem Anschein nach in Silber gestochene Karten befindlich, an denen bereits im J. 1472 gearbeitet wurde.

Woher stammt das Wort Arzt?

In frühern Zeiten war die Medicin mit den philosophischen Wissenschaften verbunden und die philosophi et medici (oder physici) nannten sich mit gemeinsamem Namen: artistae. Daher hat man „Arzt“ abzuleiten. Vergl. Savigny, „Geschichte des römischen Rechts“, III, 164. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 185. —— 3. Juli 1848.

Koberstein und Vilmar.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Ich muß es hier noch einmal aussprechen, daß Vilmar's „Vorlesungen" ein durch und durch subjectives Buch sind. Subjectiv in Beziehung auf den Stoff, aus welchem er stets mehr die innern Seelenzustände und Entwickelungen hervorhebt als die von außen hinzutretenden Einflüsse; deshalb sind z. B. die Einwirkungen die von den politischen Ereignissen auf die deutsche Poesie ausgingen beiweitem nicht so betont und hervorgehoben wie bei Koberstein, wol aber sind die Umwandelungen nicht übergangen welche in dem innern Leben des Volks, namentlich in seinen religiösen Ueberzeugungen, eintreten. Subjectiv ist das Buch ebenso in Beziehung auf den Verfasser, wie ich schon oben näher nachwies. Da nun aber die Literatur eines Volks zwar in der Subjectivität desselben und seiner größten Geister ihre Quelle hat, aber doch als objective Erscheinung in das Leben tritt und als solche aufgefaßt sein will, so ist es gewiß ein sehr gewagtes Unternehmen eine Literaturgeschichte von so subjectivem Standpunkte aus zu schreiben, ja ich muß es offen bekennen, daß ich diesen Standpunkt eigentlich nicht als den richtigen anerkennen kann. Aber so wenig ich gleich bei der ersten Lecture des Buchs hierüber im Unklaren geblieben bin, und je mehr mich die wiederholte Lesung in diesem Urtheil bestärkt hat, so hat Das doch meine unbedingte Werthschätzung des Buchs bei manchem Widerspruche im Einzelnen aus zwei Gründen nicht vermindern können. Der erste Grund ist eben die Art der Subjectivität mit der wir es hier zu thun haben; es ist eine solche die ehrlich und unermüdlich nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebt, und Das ist denn doch zuletzt immer das Höchste was wir verlangen können. Dann aber bin ich allerdings der Meinung, daß das sehr wünschenswerthe Ziel welches Vilmar mit seinen „Vorlesungen" erreichen wollte, daß unsere vaterländische Literaturgeschichte nicht länger das ausschließliche Besitzthum der Büchergelehrten bleibe, sondern Gemeingut jedes gebildeten Mannes und jeder gebildeten Frau werde, daß die Erreichung dieses Ziels nur dann möglich ist, wenn eine gediegene, inhaltreiche und für ihren Stoff erwärmte Subjectivität die Vermittelung übernimmt; nur dann kann es erreicht werden, wenn die vaterländische Literaturgeschichte nicht mehr blos ein Gegenstand des todten Wissens ist, sondern wenn sie durch gemüthliche Betheiligung in Fleisch und Blut der gebildeten Kreise übergeht. Gervinus ist sehr viel bewundert, aber gewiß weniger gelesen, noch weniger verstanden worden. Vilmar aber kann in den weitesten Kreisen gelesen, verstanden und in Kopf und Herz aufgenommen werden, weil er nicht als Gelehrter zum Schüler, sondern als Mensch, und zwar als ein Mensch von Charakter und Eigenthümlichkeit, zu Menschen spricht. Hierin hat auch offenbar der große Beifall den seine „Vorlesungen" so rasch gefunden seinen hauptsächlichsten Grund, ein Beifall der hoffen läßt, daß Vilmar's Buch in der That nicht ohne reiche, dem Vaterlande ersprießliche Frucht bleiben werde.

Nachdem ich so die Eigenthümlichkeit des besprochenen Buchs zur Genüge bezeichnet habe, wird es, glaube ich, nicht ganz unnütz sein den Inhalt desselben noch schließlich in raschem Ueberblicke zu durchlaufen und an diesen und jenen einzelnen Punkt einige Bemerkungen anzuknüpfen, theils um auf die Glanzpartien des Buchs aufmerksam zu machen, theils aber auch auf solche Abschnitte die ohne weitere Kritik als Quelle zu benutzen nicht rathsam sein dürfte.

Auf die Einleitung, welche die Aufgabe und den Zweck des Verf., dann die Vertheilung des Stoffs feststellt, folgt sofort die älteste Zeit, über welche natürlich Einzelheiten wenig beigebracht werden; desto eingehender aber wird bei aller Kürze über die Sprache jener Zeit, über die Urquellen und Stoffe ihrer Dichtung und die Form derselben gesprochen. Beiweitem größere Ausführlichkeit gewinnt die Darstellung mit dem Eintritt in die alte Zeit: nach Schilderung der allgemeinen Grundlage und der fortwirkenden Einflüsse, aus welchen die Poesie dieser Zeit erwächst, wird der Gegensatz zwischen Volks- und Kunstpoesie scharf und klar hingestellt, und dann sofort zur Geschichte der erstern, d. h. vorzugsweise des nationalen Epos, des Heldengesangs, fortgeschritten. Dieser Abschnitt ist unbedingt der trefflichste des ganzen Buchs, und darf sich mit dem Besten was nur je auf literarhistorischem Gebiete geschrieben worden ist vollkommen messen. Nicht nur sind hier die Resultate der verwickelten Untersuchungen eines Grimm, Lachmann u. A.

in meisterlicher Klarheit und Einfachheit wiedergegeben, sondern höher noch schlage ich es an, daß hier der ganze Reichthum dieser Dichtungen an stofflichem Inhalt wie an sittlicher und volksthümlicher Bedeutsamkeit so anschaulich und übersichtlich entwickelt ist wie Dies durch die eigene Lectüre jener Dichtungen jetzt schwerlich für größere, nicht eigentlich wissenschaftliche Kreise geschehen könnte. Der Raum von Jahrhunderten der ohne alle Vermittelung zwischen der Gegenwart und dem 13. Jahrhundert liegt macht es unmöglich, daß jene Dichtungen jetzt ohne große Vorstudien in ihrer ganzen Größe erkannt werden, wol aber kann diese Erkenntniß aus Vilmar's Darstellung von jedem Gebildeten entnommen werden; auch ist derselbe an keiner andern Stelle des Buchs mit solcher Wärme und Liebe in die Einzelheiten seines Gegenstandes eingegangen wie hier. Denn schon in dem nächsten Abschnitt, welcher das ritterliche Kunstepos behandelt, konnten der Natur der Sache nach nur wenige der hervorragendsten Werke im Einzelnen besprochen, der großen Mehrzahl von Dichtern und Dichtungen außer Nennung ihrer Namen nur kurze Charakteristiken gewidmet werden. Uebrigens scheint es mir als ob Vilmar hier ein sehr wesentliches Element nicht genug habe hervortreten lassen, indem er auch diese höfische Poesie als eine durchaus heimische, eingeborene, vaterländische behandelt; nirgend finde ich es hervorgehoben, daß das Wesen des Ritterthums jede specielle Volksthümlichkeit negirte und innerhalb seiner Kreise nur die Pflicht gegen Gott, gegen die Lehnsherren und gegen die Frauen, nicht aber die gegen das Vaterland anerkannte; nirgend finde ich hervorgehoben, daß die Kreuzzüge neben dem hier ebenso schön als wahr über sie Gesagten doch auch eine dem Volksthümlichen abgewandte, ja schädliche Einwirkung übten; nirgend endlich finde ich darauf das volle Gewicht gelegt, daß diese Ritter ihre Dichtstoffe sämmtlich der Fremde entlehnten. Dies wirft aber nicht nur auf die Schilderung dieser Zeit selbst ein etwas unrichtiges Licht, indem der belebende Einfluß des Christenthums einseitig hervorgehoben ist, sondern es wirkt auch weiter, da durch das Uebergehen dieses Gesichtspunkts auch für das unverhältnißmäßig rasche Absterben dieser glänzenden Dichtung einer der wesentlichsten Erklärungsgründe wegfällt, wie ihn Koberstein öfter (z. B. §. 173) andeutet.

Nicht so tritt der eben angeführte Mangel in der Schilderung der ritterlichen Lyrik, des Minnegesangs hervor, wo vielmehr der fremdländische Einfluß (S. 262) ausdrücklich mit gutem Grunde abgewiesen ist. Daß aber auch diese Dichter, wenn sie auf öffentliche Angelegenheiten zu sprechen kommen, ihre Standes- und Lehnsverhältnisse mehr als das ganze große Vaterland im Auge haben, liegt wenigstens angedeutet in Dem was Vilmar selbst über Walther's politische Dichtung (S. 270) sagt. Allerdings steht dieser Dichter gerade in dieser Beziehung besonders hoch über seinen Sangsgenossen, und gewiß hat Vilmar Recht wenn er ihn gegen die modernen politischen Dichter in einen ziemlich klar angedeuteten Gegensatz stellt; in andern gleichzeitigen und etwas spätern Dichtern aber, namentlich aus der Zeit des Kaisers Rudolf, spricht sich jene befangenere Lebensansicht und zugleich größere Verwandtschaft mit der neuern politischen Poesie deutlich genug aus. Je mehr aber Vilmar an dem ganzen Rittergesang die ideale Glanzseite hervorhebt, und z. B. die etwas zudringliche Begehrlichkeit Vieler unter ihnen kaum berührt, was sich aus seiner schönen Absicht, für die alte Herrlichkeit unsers Volks zu begeistern, wol hinlänglich erklärt, desto auffallender ist es, daß er die künstlerisch und sittlich gleich große Schwäche Ulrich's von Lichtenstein in ein so gar klares Licht ausführlicher Darstellung setzt, während ich in Nithard nicht so entschieden wie Vilmar nur eine Kehrseite des Minnegesangs sehen möchte, und ein gleiches Urtheil auch in dem von Koberstein §. 112 Gesagten zu finden glaube.

Die folgenden Jahrhunderte, in welchen fast nur von einem immer tiefern Verfall der deutschen Dichtung die Rede sein kann, will ich hier im Einzelnen nicht durchnehmen. Aus vielem Trefflichen will ich nur auf Das aufmerksam machen was (S. 333 fg.) über das Verhältniß der classischen Gelehrsamkeit zum deutschen Volksthum und seiner Entwickelung gesagt ist, indem Stellen wie folgende: „Eine Vorbereitung für das Leben, was die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum ist, wurde mit einer Arbeit des Lebens selbst, was sie nicht ist, verwechselt, aus dem öffentlichen Leben wurde eine große lateinische Schule gemacht", für manche gerade jetzt wieder sehr lebhaft verhandelte Frage nicht ohne Bedeutung sein dürften.

(Der Beschluß folgt.)

Die neueste politische Literatur über Polen.

Wir sehen es täglich mehr, daß die politischen Interessen Polens in der deutschen Literatur einen ziemlich breiten Raum gefunden haben und fortdauernd behaupten. Wir machen uns mit ihnen zu thun, weil sie sich uns aufdrängen, wir müssen sie aber auch aus Rücksicht auf uns selbst erörtern, weil wir uns über den Widerspruch bewußt werden müssen der zwischen Deutsch und Polnisch liegt, und weil wir diesem Widerspruch seine uns bedrohliche Seite zu nehmen haben. Für jetzt ruht die Entscheidung der polnischen Frage wieder auf ganz Europa, wie ja seit länger als einem Jahrhundert alle namhaften Staaten in ihr mitzureden hatten, und wenn die Cabinete handelnd eintreten, so werden sie es nicht ohne Beachtung der Stimmungen der Völker thun, welche an dem Schicksale Polens mehr oder weniger participiren. Die Schriftstellerei hat diesen Stimmungen seit einiger Zeit einen bestimmtern Ausdruck zu geben gewußt, und sich damit einen beträchtlichen Einfluß auf die Sache selbst erworben, deren Lösung soeben mit Blutvergießen versucht worden ist. Will die Presse eine bessere und humanere Entscheidung finden, so hat sie das Mittel in sich selber, sie muß wahrhaft sein und nicht von engbegrenzten Standpunkten herab über eine europäische Frage urtheilen die so verwickelter Natur ist wie die polnische. Der ruhige Beobachter findet in der deutschen Schriftstellerei auf einer Seite den tiefsten Nationalhaß gegen Polen, auf der andern schwärmerische Hingebung für dasselbe. Die Mitte wird gewiß am sichersten festgehalten bei der unparteiischen Abwägung der Nationallaster und Nationaltugenden. Dann ist es den Polen aber in Rechnung zu bringen,

daß sie, durch die Fürsten gemishandelt, den Völkern immer ihre besten Kräfte geliehen haben und daß sie noch bis in die neueste Zeit ein treibendes Ferment gewesen sind, das einen wesentlichen Antheil an der grossartigen Umwälzung hat welche wir jetzt unter unsern Augen vorgehen sehen. In Paris, in Wien und in Berlin haben polnische Emigranten und Studenten mitgekämpft, sie sind zum Theil vorangegangen. Man möge ihnen diese einzelnen Thatsachen zum Vortheile auslegen oder nicht, so verschwindet doch die Saat nicht vom europäischen Boden welche sie als ein Wandervolk an demokratischen Ideen in denselben gesenkt haben, seit sie aus ihren Wohnsitzen vertrieben sind.

Die Revolution ist ihre Hoffnung und ihr Sehnen gewesen, oft glaubten sie voreilig, sie sei da, und stürzten sich unklug in Gefahren; sie hatten von ihren Opfern Nichts als wieder eine kleine Erschütterung hervorgebracht zu haben, welche hierhin und dahin ihre Wellen warf.

Als im Jahre 1846 ihre Pläne vernichtet wurden, konnte man klar sehen, daß Dies nur ein Vorspiel für größere Evolutionen gewesen, da man weiß, daß Polen in seinem unterdrückten Zustande sich nur so lange still verhält als es sich nicht regen **kann**. Ich kann hier die Worte eines berühmten polnischen Publicisten, Mauritius Mochnacki, für diese Meinung anführen, welcher die **Conspiration**, die **Revolution** und die **Emigration** als den Kreislauf betrachtet, innerhalb dessen die geknechtete polnische Nationalität sich zu bewegen hat.

Es mag mir gestattet sein hier Einiges von Dem zu wiederholen was ich im vorigen Jahre bei der Eröffnung des Polenprocesses in Berlin („Unsere Gegenwart und Zukunft", Bd. 9) in einer Vertheidigungsschrift für die Angeklagten aufgestellt. Dort war gesagt: „daß unter den gegebenen Umständen eine **blutige** Revolution in Polen so enden **mußte** wie sie geendet hat, da die Erfodernisse für ihr Gelingen nicht vorhanden waren. Eine wohlberechnete Revolution, namentlich in einem umfangreichen Staate, in dem sie allemal schwerer ist als in dem kleinern, hat zwei nothwendige Voraussetzungen, die entweder zusammentreffen oder mindestens alternativ eintreten müssen: die Theilnahme der den Kern der Nation repräsentirenden Gewalt und kriegerische Verhältnisse oder Aussichten, welche die Aufmerksamkeit der scheinbar die Legitimität schützenden Mächte auf sich ziehen."

„In Frankreich gelang zwei mal die Revolution nur unter der Mitwirkung der gesetzgebenden Gewalt, in Polen gelang sie 1830 gleichfalls nur unter dem Vorschritt der Landboten. Solche Gewalt, welche die Nation vertritt, deren Willen sie präsumptiv ausspricht und vollzieht, kann allenfalls von der Voraussetzung einer stehenden Armee absehen, aber ohne Armee, ohne legitime Centralgewalt und ohne die Mitwirkung auswärtiger Spannungen könnte eine Revolution nur durch ein Wunder gelingen."

Diese Meinung hat in den letzten Monaten überall ihre Bestätigung gefunden; die Französische Revolution ist wiederum von der Kammer ausgegangen und durch die Nationalgarde geschützt und ausgeführt worden. Auswärts gelang sie nur unter dem betäubenden Eindrucke der pariser Februartage.

Polen aber hat diesmal geschlafen, in Warschau keine Regung, in Lithauen dumpfe Stille und in Posen der horrende Fehler, den Kampf gegen die preußischen Adler und Cocarden zu beginnen, anstatt **gleich** ein Terrain im Königreiche und in Lithauen zu suchen. Wenn die Polen, wie gesagt wird, alle Revolutionen in Europa gemacht und alle Monate lang vorherverkündigt haben, warum sind sie denn im eigenen Hause so unvorbereitet geblieben? Sie müßten dabei doch auch an sich gedacht haben! So bleibt die Wahl zwischen einer Mystification und einem großen Rechenfehler. Jetzt schon sind die Polen wieder auseinandergefahren, der Fürst Czartoryiski bearbeitet die Cabinete, Andere hauen ein auf ihre Freunde, die Deutschen, Rußland hat Zeit gehabt das Königreich mit Truppen zu überschwemmen. So kann Polen, auf sich selbst gestellt, einstweilen mit der Waffe Nichts ausrichten; auf Frankreich scheint es aber wieder **vergebens** zu rechnen.

Auch die frühern Sympathien der Deutschen sind zum großen Theil zerstört, und wer aufhören wollte auf den Geist der Gerechtigkeit zu vertrauen, wer annehmen wollte, daß die deutsche Nation als Rache für ihre in Posen gefallenen Opfer die Vernichtung der letzten Ueberbleibsel polnischer Individualität fodern sollte, der müßte Polen ein sehr trauriges Prognostikon stellen.

Ein Punkt bleibt noch übrig auf den sich mit einigem Vertrauen hinblicken läßt, es ist die gesammtslawische Vereinigung. Mehre Erscheinungen sprechen dafür, daß Das was bisher nur in der Literatur unter dem Namen des Panslawismus gespukt hat allmälig Realität erhalten soll. Zeit wird dazu gehören, es wäre einstweilen nur möglich das Centrum fester zu ziehen nach welchem die slawischen Stämme sich richten und an welches sich ihre Hoffnungen knüpfen sollen. Noch müssen die Slawen sich untereinander besser kennen lernen, sich vertrauen und sich mit einer Macht aneinanderbinden die stärker ist als momentane Differenzen.

Auch **uns** ist die richtigere Kenntniß des slawischen Volkscharakters sehr erschwert worden, indem er uns entweder vom Hasse oder von der Vorliebe gezeichnet ist. Wie vorher schon gesagt, muß es uns sehr wichtig sein über unsere Nachbarn klar zu urtheilen. In der letzten Zeit ist der **polnische** Charakter vorzugsweise den Angriffen von Seiten deutscher Schriftsteller ausgesetzt gewesen, und die öffentlichen Organe haben hier wol die Pflicht, so weit es geschehen kann, der unparteiischen Beurtheilung Vorschub zu leisten und übertriebene Anklagen zu entkräften. Das ist echt Deutsch!

Ich hebe unter den Schriftchen des Tages zuerst eins heraus welches den Titel führt:

1. Des General von Grolman Bemerkungen über das Großherzogthum Posen. Glogau, Flemming. 1848. 8. 3 Ngr.

Als ich dieses Anklagelibell gegen die polnischen Bewohner des Großherzogthums Posen las, wurde ich durch die ersten Seiten überzeugt, daß es von dem ehrenwerthen General, der längere Zeit das oberste militairische Commando in der Provinz hatte, nicht herrühren könne. Nach Form, Inhalt und Gesinnung muß ich dem Verfasser einen sehr niedrigen Stand zuweisen. Als der Oberpräsident Flottwell aus der Administration der Provinz schied, ließ er ihr zwar auch ein schriftliches Andenken zurück, in dem mit aller Bitterkeit und Härte der polnische Adel gegeißelt war; aber sein Verwaltungsbericht war doch frei von plumpen und lügenhaften Vorwürfen, wie sie uns die vorliegende Schrift von Anfang bis zu Ende präsentirt. Es liegt nahe zu glauben, daß sie dem verstorbenen General untergeschoben und sein Name von einem Herausgeber gemisbraucht sei der sich selbst zu elend fühlte das darin Gebotene zu vertreten oder ihm theilweise Glauben zu verschaffen.

Der Verfasser beginnt damit seine Unzufriedenheit darüber zu versichern, daß man das Großherzogthum Posen nicht gleich durch den Wiener Tractat aufgelöst, sondern durch diesen und das preußische Einverleibungspatent ihm noch eine gewisse Selbständigkeit, verbunden mit der Möglichkeit nationaler Entwickelung, gelassen habe. Die rohesten Eroberer können diesem Verlangen gegenüber uns die Beispiele liefern, daß von ihnen fremde Nationalitäten immer geschont worden sind. Wir finden es im Alterthum als eine völkerrechtliche Gewohnheit die unterworfenen Länder sich durch ihre eigenen Mitbürger regieren zu lassen; unter den sogenannten Barbaren des Orients haben wir diese Sitte durch das ganze Mittelalter noch gesehen, und wie käme unser Jahrhundert dazu Nationalitäten zu vernichten?

„Der polnische Adel", sagt der Verf., „gehört zu dem verzogensten Geschlechte was nur das alternde Europa aufweisen kann, ganz unfähig aus sich selbst etwas Besseres zu ermitteln; in seinem Innern, in seinem Hause, seiner Familie gänzlich zerrüttet, kennt er nur den Genuß der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit, der Intrigue und sinnlichen Lüste und der Unterdrückung, Verleitung und Herabwürdigung seiner Untergebenen."

Man kann kaum mehr Vorwürfe in einem Athem aussprechen. Der Verf. scheint eine sehr oberflächliche Bekanntschaft mit dem polnischen Adel gemacht zu haben, und überträgt seine einzelnen Erfahrungen ungescheut auf das Ganze. Wenn wir die Entstehung des polnischen Adels kennen und damit das Misverhältniß seiner Ueberzahl zum Volke zu begründen wissen, werden wir auch einen Theil seiner unleugbaren Schwächen erklären können.

Der polnische Adel ist in der Mehrheit von früher Zeit her arm gewesen und hat bei seiner Ausstattung mit noblen Passionen aus diesem Grunde seine Ansprüche mit seinen Mitteln nicht immer im Gleichgewicht erhalten können, daher finden wir bei ihm oft einen zerrütteten Hauszustand. Es steht hinter dieser Zerfahrenheit aber oft ein ehrenwerther Charakter, dessen ideale Richtung selbst oft die einzige Schuld seiner materiellen Nöthe ist.

Der Edelmann als der Träger des Staats gibt ein Abbild von diesem. Der Staat hat unaufhörlich nach dem Guten, der Freiheit, der demokratischen Grundlage, gestrebt; er hat aber die Freiheit misverstanden und ist nie zu ihrem Genuß gekommen. Es hinderte ihn an diesem zugleich der häufige, fast ununterbrochene Zusammenstoß mit den östlichen Barbaren, deren Raubzüge die besten Kräfte Polens absorbirt und eine ruhige Entwickelung der Gesetzgebung und des socialen Zustandes fast unmöglich gemacht haben. Daneben ist dem polnischen Charakter eine gewisse Leichtfertigkeit auch nicht abzusprechen, die ihn in den Tag hineinleben ließ und endlich den Staat gern abhängig machte von fremder Herrschaft. Es haben sich dort keine eigentlichen Regierungsmänner gebildet, das Volk wie der Adel war von militairischem Geiste zu sehr beseelt, die ganze Nation war in Gefahren — und Gefahren waren ununterbrochen — Soldat. Da im Uebrigen die ganze Gesellschaft auf dem Landbau beruhte, so waren die Verhältnisse auch so einfacher Natur, daß eine Beamtenwelt in Polen etwas ganz Ueberflüssiges und darum Ungedeihliches war. Ich leugne nicht, daß auch heute noch der polnische Adel nur eine geringe Anlage für das Beamtenthum hat. Dagegen ist aber unwahr was der Verf. sagt:

„Der Pole hat keinen Begriff von Pflichttreue eines Beamten gegen den Staat; er übernimmt nur ein Amt aus Geldgewinn oder um Ehrenbezeigungen zu erlangen. Jedes Mittel um zu Beidem zu kommen ist ihm gleich; doch muß es ihm nur Intrigue, aber keine ernste Anstrengung kosten; hat er ein Amt auf diesem Wege erhalten, so benutzt er es nur in dieser Hinsicht und sucht die Last der Arbeit auf einen Deutschen zu wälzen, indem er sich nur den Genuß vorbehält."

Der Verf. kann hier nur das Verhältniß im Auge haben in welchem der Pole als Beamter zu einer deutschen Verwaltung steht. Es ist ebenso wahr als erklärlich, daß die Polen im Großherzogthum ein großes Mistrauen gegen die preußische Bureaukratie gehegt haben, und daß sie ungern sich dem Beamtenstande hingaben. Hatten sie es aber gethan, so hat man sie ihrem Berufe auch mit Pflichttreue vorstehen sehen. Daß es unter ihnen wie unter den Deutschen auch Pflichtvergessene gegeben, wer will es leugnen? Aber die Regel bilden diese nicht. Uebrigens stehen die Polen bisher nur in untergeordneten Aemtern, indem die Bemittelten, welche auf Universitäten sich die Reife für den höhern Staatsdienst erworben haben, lieber im Privatleben bleiben. Die polnischen Unterbeamten stehen also immer unter der Controle deutscher Dirigenten und haben diesen wie die deutschen genügen müssen.

„Die erste Bemühung der Polen nach der preußischen Besitznahme war, die angestellten Officianten herabzuwürdigen, sie durch Trunk und Spiel in ihre Gewalt zu bringen und so jede Einwirkung der Regierung zu vernichten."

Der Verf. gibt später noch Beweise, daß Dies vortrefflich gelungen sei. Er scheint sich aber selbst die Frage nicht gestellt zu haben: wer denn in solchem Falle eigentlich verwerflicher sei, der auf Corruption Ausgehende oder der Corrumpirte. Es wird ihm auch gar nicht schwer bald darauf zu beweisen, daß im Grunde die ganze Policei- und Justizverwaltung der Provinz sich in den Händen der Polen befinde. Wer selbst im Großherzogthum im Amte gestanden, kann diese Beweisführung wol als aus der Luft gegriffen erkennen. Unter den Richtern ist gewiß kaum ein Zehntel solcher Männer welche geborene Polen sind. Dem Bedürfniß mit den Polen zu verhandeln wird durch Deutsche welche die polnische Sprache erlernt haben, zum Theil aber gar noch durch Dolmetscher, deren man sich selbst in der Stadt Posen, an einem Orte wo die den Polen gemachten Zugeständnisse am ersten erfüllt werden sollten, bedient, kümmerlich abgeholfen. Die Dirigenten der Gerichtshöfe sind in den wenigsten Fällen der polnischen Sprache mächtig. Daher die unaufhörlichen Petitionen der posenschen Landtage um Gleichstellung der beiden Landessprachen in den Gerichten. Unser Verf. will dagegen den polnischen Geist völlig ausgerottet wissen. Die ganze Provinz soll nach ihm keine höhere Bildungsanstalt haben, weil die in ihr ertheilte Bildung keine rechte sei. Polen welche preußische Beamte und Offiziere werden wollten müßten nach deutschen Provinzen geschickt und dort ausgebildet werden. Das gemeine Volk will er im Militair germanisiren, es soll zu dreijährigem Dienst in einer deutschen Provinz vertheilt werden. Wenn der höchste Militairbeamte der Provinz so gedacht und ähnlich gehandelt hat, so erklärt sich daraus vielleicht die lange Spannung in der Provinz zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Seminare an den Universitäten.

Die an unsern Universitäten jetzt fast überall bestehenden philologischen, theologischen 2c. Seminare stehen, wiewol in viel freierer Form, in Analogie zu den ältern Collegien, die gewöhnlich aus 12 Mitgliedern — denn die Zahl 12 hat im christlichen Mittelalter, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Zahl der Apostel, symbolische Bedeutung — bestanden und mit guten Einkünften bedacht waren. Das erste Seminar scheint 1691 an der halleschen Universität gestiftet worden zu sein; für dasselbe findet sich selbst noch der alte Name. „Wie wir denn ein sonderliches Collegium elegantioris literaturae aufzurichten und dessen Direction dem Professori Eloquentiae anzuvertrauen gnädigst gesinnet seyn" heißt es in den Privilegien. Vergl. Hoffbauer's „Geschichte der Universität zu Halle", S. 40.

Mohammedanischer Denkspruch.

Auf den Grabdenkmälern der Mohammedaner kommt häufig der Koranspruch vor: „Wir sind Gottes und zu Gott kehren wir zurück." Ueber diesen Spruch machte ein arabischer Philolog, zugleich zur Einübung des Gebrauchs der Vorwörter, folgenden schönen Commentar:

Wir beginnen mit Gott und vollenden in Gott;
Wir leben durch Gott und streben nach Gott;
Wir wandeln vor Gott und handeln für Gott;
Wir sprechen aus Gott und schwören bei Gott;
Wir trauen auf Gott und bauen nächst Gott;
Wir kommen von Gott und gehen zu Gott.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 186. —— 4. Juli 1848.

Koberstein und Vilmar.

(Beschluß aus Nr. 185.)

Aus dem 16. Jahrhundert hebe ich besonders zwei Punkte heraus. Einmal den geringen Nachdruck der auf Luther's Persönlichkeit gelegt ist. Zwar wird er bei Gelegenheit des deutschen Kirchenliedes genannt, aber die Hervorhebung, die er als der eigentliche Schöpfer desselben verdient, wird ihm nicht zu Theil; ein Eingehen auf die Prosa Luther's wird als „von unserm dermaligen Ziele allzu weit entfernt liegend" (S. 381) ausdrücklich abgelehnt. Und doch betrachtet Vilmar sonst die Geschichte der Sprache als ein durchaus nicht unwesentliches Moment der Literaturgeschichte, sodaß er also wol auch hier nicht blos von dem gewaltigen Einfluß den Luther's Sprachschöpfung geübt hat, sondern auch von dem Wesen derselben Einiges hätte sagen sollen. Der zweite Punkt ist der gewaltige Nachdruck welcher auf Fischart's literarische Persönlichkeit gelegt wird. S. 332 heißt es von ihm: „Er steht als Markstein in der deutschen Literatur zwischen der alten und neuen deutschen Welt"; außerdem werden (S. 344, 346, 349, 367—374 fg.) seine einzelnen Werke mit einer Genauigkeit durchgegangen die an sich und bei der Seltenheit derselben höchst dankenswerth, hier aber doch eigentlich unerwartet ist. Bei den großen Schwierigkeiten die dem genauern Bekanntwerden mit Fischart's Werken entgegenstehen, muß ich mich darauf beschränken diese eigenthümliche Auffassung derselben, welcher übrigens Koberstein (S. 598 Anm.) beitritt, hier nur zu erwähnen, weitern Untersuchungen es überlassend, ob sich darin nicht doch einigermaßen eine so leicht eintretende Ueberschätzung eines Lieblingsschriftstellers, um den sich Vilmar auch sonst Verdienste erworben, ausspricht.

Daß das ganze 17. Jahrhundert mit sehr wenigen Ausnahmen ein gar hartes Urtheil empfängt, wird Niemanden wundern der diese Zeit kennt, um so weniger, wenn er Vilmar's durchaus dem Volksthümlichen zugewandte Grundansicht berücksichtigt, welche sich hier freilich auf eine so gründliche Darstellung wie sie Koberstein gegeben nicht einläßt noch einlassen kann. Doch wird man die nöthige Billigkeit höchstens in Dem vermissen was hier (S. 401 und schon S. 358) über die Entwickelung des deutschen Dramas gesagt ist, wo nämlich Vilmar jeden andern Weg für unrichtig hält als den welchen die griechische Tragödie bei ihrem engen Anschluß an die heimische Heldensage eingehalten hat. Daß diese reiche Fundgrube von dem deutschen Drama unbenutzt gelassen ist, erkenne auch ich als einen Fehler vollkommen an; aber alle fremden und modernen Stoffe dieser Dichtungsart verschließen wollen, Das scheint mir doch zu weit gegangen, namentlich nachdem ganz dasselbe Verfahren den ritterlichen Epikern so ungestraft hingegangen ist.

Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt natürlich wieder eine ausführlichere Darstellungsweise einzutreten und mit ihr eine schärfere Charakteristik der einzelnen literarischen Persönlichkeiten, da diese uns nicht nur bedeutend näher stehen, sondern wol mehr noch, weil sich in dieser Literaturperiode die Persönlichkeit der einzelnen Schriftsteller weit mehr als früher geltend macht. Mit dieser Schilderung fremder Subjectivität tritt denn auch die des Verf. immer schärfer hervor: kräftig und entschieden durchgebildeten Charakteren versagt er seine Anerkennung meist auch dann nicht, wenn dieselben nicht gerade mit seinen eigenen Ansichten und Foderungen zusammenstimmen; der härteste Tadel dagegen trifft schwankende, in und mit sich selbst uneinige Naturen. So finden Herder und Hamann eine Anerkennung die, namentlich bei Letzterm, einen grellen Gegensatz gegen Gervinus' Darstellung bildet, wie auf der andern Seite der von Gervinus so hoch erhobene Forster hier gar keine Erwähnung findet. Sehr tief wird ebenso folgerichtig Wieland gestellt, und gewiß ist Alles wahr was gegen denselben gesagt wird; dennoch aber hätte die Anmuth der Form welche er Klopstock's Starrheit gegenüber übte und überlieferte, und die vielfache Anregung die durch sein Hinweisen auf die verschiedensten, poetisch werthvollen Stoffe gegeben wurde etwas mehr anerkannt werden sollen. Mehr noch sind die Urtheile über Heinse und Lenz nicht von aller Herbigkeit freizusprechen.

Lessing, Goethe und Schiller geben dem Verf. wiederholt (S. 498, 601 fg.) Gelegenheit sich über das Verhältniß auszusprechen in welchem diese Männer und diese Blütezeit unserer Dichtung überhaupt zum Christenthum stehen. Nach dem schon oben Gesagten kann es nicht befremden, wenn Vilmar hier die auffallendste, ja wol die einzige Schattenseite unserer größten Dichter erkennt, ohne jedoch dabei in die blinde Verketzerungswuth eines vernunftlosen und vernunftwidrigen, alleinseligmachenden Buchstabenglaubens zu verfallen. Viel-

mehr enthält die zweite oben angeführte Stelle eine glänzende Beweisführung, wie namentlich Goethe und Schiller bei zum Theil entschiedener Abwendung vom positiven Christenthume doch in einem Sinne thätig gewesen sind der an seinem letzten Ziele friedlich und einträchtig mit dem echten Christensinne und der echt christlichen Thätigkeit zusammentrifft. Um so mehr überrascht aber dann der in Paulinische Worte gekleidete Schluß: „Wer sie ganz, wer sie recht zu verstehen weiß, dem sind auch sie Solche die es menschlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat." Ich begreife nicht wie eine so warme, treue und wahrhaft christliche Schilderung des Strebens nach dem Höchsten und Edelsten, wie sie gerade jenem Schlusse vorangegangen ist, wie gerade diese doch dahin führen kann die Träger jenes Strebens zu den Uebelwollenden zu werfen. Daß Goethe und Schiller von Vilmar und seinen Gesinnungsgenossen zu den Irrenden gerechnet werden, diese Ansicht theile ich zwar nicht, aber ich finde sie nicht nur erklärlich, sondern von jenem Standpunkte, den zu verdammen ich weit entfernt bin, vollkommen gerechtfertigt; aber hier so wenig als irgendsonst kann ich mich damit befreunden, wenn Irrthum und Verschuldung ohne Weiteres als zusammenfallend bezeichnet werden. Ich finde das Göttliche des Christenthums wie es in unserer evangelischen Kirche sich offenbart gerade darin, daß es innerhalb möglichst einfacher Formen dem Einzelnen die verschiedensten Wege öffnet auf denen er sich Gott nähern, auf denen er sein Inneres zur Gottähnlichkeit gestalten kann. Und je größer und reicher ein Geist ist, desto mehr wird er seine eigenen Wege abseits von der ganzen Heerstraße aufsuchen. Wollen wir also nicht überhaupt darauf verzichten, daß die größten und reichsten Geister uns ihr tiefstes Inneres in dichterischen Ergüssen offenbaren, so dürfen wir uns auch dadurch nicht irren lassen, müssen es vielmehr mit doppeltem Danke aufnehmen, wenn wir an ihrem Beispiele sehen, wie jedes wahrhaft ernste und edle Streben zur Wahrheit, zur sittlichen Erhebung und somit auch zu Gott führt. Vilmar sagt über diesen Gegenstand so tief Gedachtes, weist namentlich die thöricht theologisirende Auffassung desselben Gegenstandes welche Gelzer für Literaturgeschichte ausgibt so entschieden zurück, daß ich in den oben angeführten Worten nur die unglückliche, nicht im strengen Wortsinn zu nehmende Anwendung eines Bibelworts sehen kann und mag. Recht aber hat er gewiß darin, wenn er Diejenigen geißelt welche ohne Goethe und Schiller zu sein und ohne ihre innern Erlebnisse durchgekämpft zu haben sich einbilden, sie könnten sich Das so ohne Weiteres aneignen was bei jenen Männern das Ergebniß des reichsten und bewegtesten innern Lebens war; daß aber diese selbst dieses „Uebel gewollt" haben, Das wird ihnen Vilmar nicht Schuld geben, noch sie dafür verantwortlich machen.

Ausführlich ergeht sich Vilmar endlich noch in Besprechung der romantischen Dichterschule, welche er gegen vielfache, in neuerer Zeit erfahrene Angriffe in Schutz zu nehmen sucht. Während Strauß den Romanticismus jüngst in allerdings nicht gerade wohlwollendem Sinne als eine „Verquickung des Neuen mit dem Alten" bezeichnet, sieht Vilmar (S. 647) in ihr das Bestreben „die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen und herzustellen", eine Definition welche den Romantikern freilich um Vieles willkommener sein dürfte, sich aber, wenn auch in der Idee des Romanticismus, doch kaum in der Art wie er in das Leben getreten durchweg als richtig dürfte nachweisen lassen. Immerhin aber hat Vilmar ein Werk der Gerechtigkeit damit geübt, daß er die in der Gegenwart nur zu oft verkannten Glanzseiten der Romantiker gebührend hervorgehoben hat.

Von den Dichtern der jüngsten Vergangenheit berührt Vilmar außer denen der Befreiungskriege nur in möglichster Kürze Chamisso, Uhland, diesen wol nicht mit ganzer Anerkennung, Rückert und Platen. Ich würde ihnen in Hinsicht auf poetische Begabung noch Heinrich Heine beigefügt haben, doch dürfte Vilmar diesem schwerlich freundliche Worte gespendet haben. Daß er von der neuesten Zeit kein Freund ist, deutet er mehr gelegentlich an, wenn er z. B. (S. 442) von einem elenden Scribenten des 17. Jahrhunderts sagt: „Er führte das heutige gepriesene Literatenleben, d. h. erwarb sich durch das Schreiben schlechter Bücher sein Brot", als daß er es geradezu ausspräche. Und wenn es überhaupt seine Schwierigkeiten hat über Leistungen der Gegenwart im Tone der Geschichtschreibung zu sprechen, so dürfte Dies gerade der Persönlichkeit unsers Verf. noch weniger möglich sein als manchem Andern; denn um an einer Zeit der Gährung und der Unruhe wie die unserige unleugbar ist nicht zu verzweifeln, muß man wenigstens Einiges von den Elementen solcher Zeit selbst in sich tragen.

Ich habe die Geduld der Leser — wenn überhaupt Kritiken in unserer Zeit noch Leser finden — durch vorstehende Beurtheilungen sehr in Anspruch genommen, und will nicht leugnen, daß der Genuß den ich in beiden Büchern gefunden, sowie der Dank für mannichfache Belehrung die ich beiden Verfassern in verschiedener Beziehung schulde diese Ausführlichkeit mit veranlaßt haben. Doch mehr noch hoffe ich, daß der eigene Werth beider Werke den ihrer Besprechung eingeräumten Raum vollkommen rechtfertigen wird. Möchte man nur recht oft in den Fall kommen, daß Werke über die vaterländische Literaturgeschichte zu so ausführlichen Beurtheilungen willkommenen Anlaß gäben!

W. A. Passow.

Die neueste politische Literatur über Polen.

(Beschluß aus Nr. 185.)

Ich gehe jetzt zu einer andern kleinen Schrift über, die auch von einem preußischen Militair herrühren soll:

2. Ueber den Krieg mit Rußland. Berlin, Decker. 1848. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Hier wird Rußlands Macht als sehr bedeutend und unwiderstehlich dargestellt, 500,000 Mann könne Rußland außer-

sten Falls in den westlichen Provinzen zusammenziehen, die Hälfte davon sogar in vier Wochen. Der Verf. wagt die wunderbare Behauptung, daß Rußland seine Truppenmacht eher concentriren könne als Deutschland trotz des Eisenbahnnetzes. Das sind Dinge bei denen es allein auf den Glauben ankommt. Abgesehen davon ist auch Rußlands Macht so fürchterlich nicht für uns, zumal wenn es uns angreifen wollte. Auf der andern Seite kann wol zugegeben werden, daß wir auch nicht im Stande sind bei einem Einfalle in Rußland diese Macht zu einem Frieden zu zwingen, da sie sich zurückziehen kann wohin Niemand folgen wird.

Aus folgenden Gründen aber ließe sich des Verf. Ansicht, daß Rußland selbst beim Angriffskriege uns überlegen sei, zurückweisen.

Viele Schriftsteller haben in letzter Zeit dazu beigetragen uns Rußland als ein Schreckbild hinzustellen; einer von ihnen war der polnische Graf Adam Gurowski, der in einer Schrift: „La vérité sur la Russie" die prophetische Meinung ausspricht: „La Russie, qui se frayait un chemin à la suprématie slavonne, et par celle-ci à celle de l'Europe — la Russie est destinée à devenir la mère et la tutrice des Slavons." Rußland ist ihm der einzige slawische Staat der mit Wohlgefallen von sich sagen könne: „Ego sum, qui sum", da es im Besitz kolossaler Ländermassen und im Besitz zweier Meere sei. „Qui maris potitur eum rerum potiri" — Das ist die Basis auf welche Gurowski und mit ihm Viele ihre Hoffnungen der russischen Unwiderstehlichkeit gründen.

Bei dieser äußern Ausbreitung denkt doch keiner von diesen Apologeten daran, wie Rußland im Innern immer mehr auseinanderfährt. Gurowski täuscht sich hierüber dergestalt, daß er darin des Landes Stärke findet worin wir gerade seine Schwäche erkennen. „Rußland", sagt er, „muß die fremden Nationalitäten zerstören"; es hat den Ansatz zu dieser Politik seit Alexander genommen, unter ihm mit dem heuchlerischen Schein der Schonung, unter seinem Nachfolger mit offenen Operationen. Aber Hr. Gurowski, der polnische Apostat par excellence, täuscht sich hart wenn er auf jene Antecedentien in seiner Schrift „Quelques pensées sur l'avenir des Polonais" die Zuversicht gründet, es werde in Polen und allmälig im ganzen Slawenthume bald keine römisch-katholische Kirche geben, keine polnische Sprache, keine polnische Gesinnung, und es werden alle diese Elemente aufgehen in dem großen russischen Amalgamirungssystem, welches jene als Stufen seines Fortschritts benutzen und sie dann von seiner endlichen politischen Höhe herab stolz negiren werde. Hr. Gurowski versteht sich schlecht darauf die Folgen eines solchen sittlichen Zwangs zu berechnen. Er hält die Erreichung des gewünschten Resultats nicht für schwer. Das Verbot des polnischen Unterrichts auf den Schulen, russische Verwaltung und Sprache eingeführt, widerspenstige Beamte und namentlich Geistliche nach Sibirien geschleppt: und es ist Alles gewonnen. Wir sehen schon heute die Folgen der geistigen Knechtschaft in Rußland: die unzählige Menge geheimer kirchlicher Apostaten und Sekten, deren Treiben durch die Bestechlichkeit der Beamten unterstützt wird, deren lange Fühlfäden selbst bis in die Reihen der Armee reichen, sind sie für Rußland nicht ein zu fürchtendes Element? Sie haben den ganzen Boden unterminirt, und täglich entstehen neue Minen durch die gewaltsame Bekehrung der Unirten.

Volk, Heer und Literatur steht bei diesem System in fortdauernder Opposition zur Regierung. Daher die meisten Revolutionen aus diesen drei Mächten gemeinschaftlich hervorgegangen sind. Die Dolgorucki, Panin, Daschkow und Orlow können jeden Augenblick wieder erwachen. Die neueste Revolution war nur aus dem Militair hervorgegangen. Wenn nun schon auf die so streng disciplinirten Truppen nicht zu rechnen ist, wie sollte dann wol alle Besorgniß vor den verschiedenartigen Volksstämmen ausgeschlossen sein? Rußland ist ein Complex aus den heterogensten Theilen, kein einheitliches Ganzes das von selbst steht, sondern ein mit Ketten zusammengeschmiedetes brausendes Gefäß worin sich alle Elemente mischen, auch das was in Sibirien haust. Auf die Gefährlichkeit nur dieses Elements aufmerksam zu machen, genügt es darauf hinzuweisen, daß seit Katharina 200,000 Familien nach Sibirien transportirt sind.

Rußlands Stärke besteht nur im Absolutismus und Terrorismus. Es möge nur, wie der Verf. sagt, 500,000 Mann Soldaten an unsere Grenzen stellen, dann muß es sein ganzes Inneres entblößen. Wenn diesem Innern die darauf lastende Decke abgehoben wird, dann kann leicht eine große Explosion entstehen.

Im letzten russisch-polnischen Kriege konnte Rußland gegen Polen nicht über 200,000 Mann aufstellen; anfangs hatte es nur die Hälfte, es dauerte auch lange genug, ehe die zweite Hälfte formirt war. Hätte die polnische Armee ihre ersten Vortheile benutzt, hätte sie sich nach Lithauen und Volhynien hineingeworfen, dann hätte sie Rußlands ganze Macht gebrochen und es in seinem wahren Centrum angegriffen. Sehr richtig sagte den Polen der französische Publicist Cabet: „Prouvez que votre révolution est générale. C'est au delà du Bug, c'est dans vos anciennes provinces, qu'il faut porter vos armes."

Es ist aber noch näher in Erwägung zu bringen die Verschiedenheit der sieben Nationalitäten aus denen Rußland zusammengesetzt ist. Szaffarzyk zählt 78,691,000 Slawen überhaupt, wovon allerdings auf Rußland in seinem heutigen Umfange 53,502,000 Seelen kommen. Hiervon sind aber 10 Millionen Russinen abzuzweigen, welche gar keine russischen Sympathien haben, und die von Polen genommenen sogenannten alten Provinzen, welche man bestimmt abrechnen muß, wenn man den Volksbestand erlangen will auf welchen Rußland im Kriege bauen kann. Ob sich nicht in den Ostseeprovinzen auch jetzt deutsche Regungen zeigen, ist eine Frage die sich bald wird beantworten lassen.

Zuletzt erinnere ich an Konstantin's Ausspruch: „daß seine Brust nicht hart genug sei für die Dolche der Petersburger", und überlasse Jedem selbst über die Dauer einer Tyrannenherrschaft, wo diese bereits gefühlt wird, zu urtheilen.

Unser Verf. stemmt sich gegen eine Wiederherstellung Polens und fürchtet doch gleichwol Rußland. Ich glaube auch nicht, daß wir Polen unsertwegen herzustellen hätten, sondern um Polens selbst willen. Deutschland hat gleich wenig ein selbständiges republikanisches Polen als ein erobernd̈es Rußland zu fürchten, das eine wird uns die Weichselmündung und die Provinz Preußen ebenso wenig nehmen als das andere es nehmen können wird. Polen hat seine Ansprüche auf deutsches Gebiet längst aufgegeben; nur einige exaltirte Schreier reclamiren die Provinz Preußen und ganz Posen. Es handelt sich den Polen nur um Das was noch specifisch polnisch ist, sie wollen so wenig einen Deutschen polonisiren als wir einen Polen germanisiren dürfen. Dies ist wenigstens der Ausspruch des polnischen Nationalcomité in Posen.

Wenn nun auch nach solchem Maßstabe der Verf. eine Restitution Posens mit dem alten Arndt eine Dummheit oder eine Schelmerei nennt, so sehen wir daraus, daß er ein höheres Volksinteresse als den materiellen Besitz nicht kennt, und daß bei ihm Das eine bloße Territorialfrage ist was wirkliche Politiker für eine wahrhafte Principfrage halten.

Polono-Germanus.

Bibliographie.

Alberti, C. E. R., Die Bildungs-Anstalten für Lehrerinnen und Erzieherinnen und ihre Organisation. Ein Beitrag zur Reform des weiblichen Bildungswesens. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Blaschke, J., Das österreichische Wechselrecht in seinem ganzen Umfange mit Berücksichtigung ausländischer

Wechselgesetze, des Entwurfes einer Wechselordnung für die deutschen und italienischen Länder vom J. 1833 und des Entwurfes einer Wechselordnung für die Preussischen Staaten vom J. 1847. Zum Gebrauche bei Vorlesungen an Universitäten und Realschulen, so wie auch für Richter, Rechtsfreunde und Geschäftsleute. 1ste Lieferung. Gratz. Gr. 8. 1 Thlr.

Dumas, A., Frankreich und Europa vor, während und nach dem 24. Februar. Eine monatliche, geschichtliche und politische Uebersicht aller Ereignisse Tag vor Tag, Stunde vor Stunde. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Ngr.

Kunze, Ideen eines Vaterlandsfreundes, betreffend: die Bildung von Credit-Instituten mittelst Preußischer National-Pfandbriefe für alle Besitzer von Häusern und Ländereien, Werkstätten ꝛc. Drei Bändchen. Coblenz, Hölscher. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Deutsches Liederbuch. Herausgegeben von J. Schanz und E. Parucker. Leipzig, Serig. 16. 15 Ngr.

Der Menschensohn und das gekommene Reich Gottes oder die Wiedergeburt der Welt. Dresden, Kori. Gr. 8. 10 Ngr.

Oelckers, T., Humoristisch, Satyrisch, Sentimental. Novellen und vermischte Aufsätze. Leipzig, O. Klemm. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peters, A., Deutschland und die Freiheit. Preisgesänge. Dresden, Kori. 8. 10 Ngr.

Roß, G. v., Rathschläge und Warnungen, oder zuverlässiger Führer für Auswanderer nach Nord-Amerika. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Augsburg, Fahrmbacher. 8. 9 Ngr.

Seidemann, J. K., Beiträge zur Reformationsgeschichte. 2tes Heft, — A. u. d. T.: Die Reformationszeit in Sachsen von 1517 bis 1539. Urkunden und Briefe. Dresden, Kori. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Verfassungen der Constitutionell-Monarchischen und Republikanischen Staaten der Gegenwart. Nach den Quellen zusammengestellt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von J. Horwitz. 1ste Lieferung: England. Berlin, Simion. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Abeken, H., Die Republik in Nord-Amerika und der Plan einer demokratisch-republikanischen Verfassung in Deutschland. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 6 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Die Deutsche Bundesverfassung und ihr eigenthümliches Verhältniß zu den Verfassungen Englands und der Vereinigten Staaten. Zur Prüfung des Entwurfs der Siebzehn. Sendschreiben an die zum Deutschen Parlamente berufene Versammlung. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 9 Ngr.

Die belgische Constitution. Aus dem Französischen. 2te Auflage. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 3 Ngr.

Empfindungen während des Frühgottesdienstes am Tage der 1. Constitutions-Feier und Uebergabe der Verfassungs-Urkunde am 4. September 1831. Von einer treuen Sachsin. Zum Andenken an den hochwichtigen Tag des 22. März 1848. (Gedicht.) Dresden, Kori. 8. 1 Ngr.

Freundt, L., Der deutsche Kaiser. Ein Votum dem deutschen konstituirenden Parlamente gewidmet. Königsberg, Theile. Gr. 8. 5 Ngr.

Frisch, P., Der politische Bauer. Vier schöne Capitel. München, Kaiser. Gr. 12. 3 Ngr.

Graichen, H., Offener Brief zunächst an seine Clienten aus dem Bauernstande des Königreichs Sachsen. Den gewaltigen Umschwung der Dinge und die endliche Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse betreffend. 1ste und 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. Lex.-8. 4 Ngr.

Graichen, H., Petition an die Vertreter des deutschen Volkes zu Frankfurt a. M., die Aufhebung des gesammten Lehnwesens und die Abschaffung aller Feudallasten in Deutschland s. w. d. a. betreffend. Verabfaßt im ausdrücklichen Auftrage und beigebrachter Vollmacht seiner Clienten aus dem Bauernstande im Königreich Sachsen. 3te Auflage. Ebendaselbst. Lex.-8. 10 Ngr.

Hausherr, L., Berlin und Spandau. Selbsterlebnisse aus den Berliner Schreckenstagen vom 18. und 19. März 1848. Leipzig, Rocca. Gr. 8. 3 Ngr.

Köberle, G., Der junge Tropf am alten Zopf. Leipzig, Kößling. Gr. 16. 7½ Ngr.

Konopacki, H., Die Verfassung Westpreußens zur Zeit der polnischen Oberhoheit in ihrer historischen Entwickelung dargestellt. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 6 Ngr.

Krieger, A. F., Ein Beitrag zur Schleswig-Holsteinischen Frage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 6 Ngr.

Leue, F. G., Ueber Censur und Redefreiheit. Aachen, Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.

Merz, C. H., Ein Wort zur Verständigung in diesem gegenwärtigen Wirrsal, zunächst an meine Mitbürger, sodann auch an allerlei Volk des deutschen Brudergeschlechts gerichtet. Leipzig. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 2⅓ Ngr.

Overbeck, J. A., Offener Brief zunächst an die Bonner Studenten bei Beginn des neuen Semesters. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 8. 3 Ngr.

Radowitz, J. v., Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 10 Ngr.

Das deutsche Reich. Ein Ideen-Entwurf für jetzt und künftig. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

!Republik! Drei Abhandlungen aus der Deutschen Volkszeitung abgedruckt. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 2 Ngr.

Reyscher, A. L., Die Aufgabe der deutschen National-Versammlung. Drei Reden gesprochen vor Wählern des 4ten württembergischen Wahlbezirks. Nebst einem offenen Sendschreiben an Hrn. Staatsrath F. Römer. Tübingen, Fues. Gr. 8. 6 Ngr.

Rönne, L. v., Kritische Bemerkungen über den Entwurf des Verfassungsgesetzes für den Preußischen Staat. Den Abgeordneten der Preußischen National-Versammlung gewidmet. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 6 Ngr.

Rothschild, D., Offenes Sendschreiben an das Preußische Staatsministerium zur practischen Beleuchtung der Idee eines christlichen Staates. Hamm, Schulz. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Schaumann, A. F. H., Kurze Randglossen zu dem Entwurf eines deutschen Reichsgrundgesetzes. Jena, Bran. 8. 6 Ngr.

Schmidt von Danzig, Die Erbschaft des Vereins. Rede über die Aufgabe der Handwerkervereine, gesprochen im Berliner Handwerker-Vereine. Berlin, Veit u. Comp. 16. 4 Ngr.

Schwertlieb, H., Deutsche Kampf- und Freiheitslieder, gesammelt und allen Volksversammlungen, Vereinen und Wehrmännern empfohlen und gewidmet. Mit einem Titelkupfer. Heilbronn, Drechsler. 16. 7½ Ngr.

Wessenberg, J. H. v., Gedanken über die neue Gestaltung des Deutschen Bundes zum Behuf der Verwirklichung und Sicherung einer wahrhaft nationellen Einigung aller Deutschen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Br. gr. 8. 4 Ngr.

Wörishoffer, Die deutsche allgemeine Kirche. Gruß an's Vaterland. Darmstadt, Küchler. 8. 2 Ngr.

Ziegler, F. E., Das letzte Wort des Herrn in seiner tiefen Bedeutung für Deutschlands Wiedergeburt. Predigt gehalten am Sonnt. Cantate zu Oederan. Freiberg, Reimmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Verständigung in der Bodenentlastungs-Frage von K. O. W. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 187. —— 5. Juli 1848.

Mnemosyne. Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern von C. G. Carus. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1848. Gr. 8. 3 Thlr.

Das vorstehende Werk bildet eine unerlaßliche Ergänzung der früher veröffentlichten Werke des Verf., indem es die subjective Entstehung, Fortbildung und Vollendung derselben erklärt, und so deren wahres Verständniß und richtige Deutung vermittelt. In dieser Beziehung gibt daher der Verf. seinem Buche zunächst die Bedeutung eines Manuscripts für Freunde. Dasselbe zeichnet sich jedoch durch Mannichfaltigkeit und Interesse des Stoffs, durch einen Reichthum eigenthümlicher Ideen und Erfahrungen, durch Genialität der Anschauungen und Urtheile so vortheilhaft aus, es ist in allen Beziehungen so bedeutsam, so unterrichtend und zugleich unterhaltend, so genial und daher auch durchweg so interessant und anregend, daß es wegen dieser Vorzüge nicht blos Befreundeten, sondern auch weitern Kreisen, und zwar ebenso sehr Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden, wie dem gebildeten Publicum überhaupt eine sehr willkommene Erscheinung sein wird. Die nachfolgenden Bemerkungen haben den Zweck, durch Hinweisung auf den reichhaltigen Stoff der genannten Schrift, durch Hervorheben charakteristischer Stellen aus verschiedenen in derselben enthaltenen Aufsätzen und durch Besprechung der Hauptpartien und einzelner Punkte das obige Urtheil näher zu begründen, und damit zugleich auf die Bedeutung des Werks aufmerksam zu machen.

„Mnemosyne" umfaßt das Wichtigste und Interessanteste von Dem was der Verf. seit einer Reihe von 30 Jahren in Tagebüchern und Gedenkblättern niedergelegt hat, und zerfällt in drei Abschnitte. Den ersten bildet eine Auswahl vermischter Aufsätze, hauptsächlich aus dem Gebiete der Kunst und Philosophie; der zweite, reich an landschaftlichen Schilderungen und besonders an Urtheilen über artistische und naturwissenschaftliche Gegenstände und Institute, enthält unter dem Titel „Erinnerungen an Florenz aus dem Jahr 1841" die Beschreibung einer Reise nach Wien, Venedig, Padua, Florenz, Bologna, Verona, München u. s. w.; in dem dritten, einem bis zum Jahr 1811 gehenden biographischen Fragment, beschreibt der Verf. die Erlebnisse und Entwickelung seiner Kindheit und Jugend. Verwandtes und Zusammengehöriges einer übersichtlichern Besprechung halber zusammenfassend wollen wir zuerst die Aufsätze und Urtheile über Kunst und Kunstgegenstände ins Auge fassen, und sodann auch auf die vermischten Aufsätze verschiedenen Inhalts, die Reisebeschreibung als solche und die Autobiographie einen Blick werfen.

Die Aufsätze über Musik und musikalische Kunstwerke handeln von dem Geiste der Musik, vom Geiste Mozart's, von Beethoven und Dante, der verlorenen Heiterkeit neuerer Musik und dem gothischen Stil älterer Musik, von den Gedankenfolgen der Musik, von der Frage: ob Reinheit des Tons in der Musik übertrieben werden könne, vom eigentlichen Charakter Mozart'scher Musik, von der C-moll-Symphonie Beethoven's, von Mendelssohn's „Paulus" und Beethoven's Symphonie B-dur, von desselben Trio B-dur, von Gluck's „Armide" und Beethoven's „Ende". In allen diesen Aufsätzen offenbart sich ein vom Kunstschönen durchdrungenes Gemüth, ein ästhetisch gebildetes musikalisches Gefühl, gediegene Sachkenntniß und eine höchst geistreiche und sinnige Auffassung. Da die Musik nicht Begriffe darstellt, sondern nur Gefühle und Stimmungen, welche nicht weiter so in Worte übersetzt werden sollen, als seien die Töne nur Symbole von Begriffen, so ist es schwer und nicht rathsam über die Musik überhaupt, und gar über den Inhalt einzelner Tonstücke, in ästhetischer Beziehung vorerst mehr als Allgemeines festzustellen, und der Fehler in welchen manche Aesthetiker, wie z. B. auch Hand in seiner „Aesthetik der Tonkunst", mitunter verfallen sind, von musikalischen Werken willkürliche Deutungen und specielle Uebersetzungen in Worte zu geben, kann nicht genug vermieden werden. Der Verf. mußte diesem falschen Wege um so leichter entgehen, als er das eigentliche Wesen der Musik richtig erfaßt und treffend bezeichnet hat. Es heißt vom Geiste der Musik (S. 46):

> Es ist klar, daß die Vorstellungen, die Handlungen, so weit sie im Innern des Menschen selbst wurzeln, aus einem gewissen innern geheimen Keim hervorgehen müssen, der früher da ist als Vorstellung, Wort und That, kurz, der der noch unausgesprochene Zustand des Menschen selbst ist. Könnte nun dieser Zustand durch irgend ein bestimmtes Zeichen sich äußerlich manifestiren, ohne daß er vorher zu besondern wörtlich auszudrückenden Begriffen und Handlungen sich gestalten dürfte, so müßte dadurch zugleich die ganze möglicherweise aus diesem Zustande hervorgehende Kette von Handlungen und Worten dem verwandten Genius ebenso gewiß im voraus anschaulich werden, als etwa dem geübten Pflanzenkenner schon das Samenkorn genügt um daraus die ganze Vorstellung von der Pflanze zu erhalten, welche, wie er weiß, nur eben aus diesem Samen sich entfalten kann. Die

eigentliche Bezeichnung dieses primitiven Zustandes, dieser innern Ursache äußerlich hervortretender menschlicher Worte und Thaten scheint mir nun in der Musik gegeben, welche, obwol selbst nur ein vorüberschwebender Hauch, doch recht eigentlich das geheimnißvolle Ei des Kneph ist, aus welchem hier eine Welt mannichfaltiger Bestrebungen sich entfaltet. Ehe also noch ein Seelenzustand in Worte und Thaten sich ausgesprochen hat, faßt ihn der wahre Musiker an der Wurzel, hebt ihn wie ein geschickter Gärtner den Keim der Pflanze hervor aus mütterlicher Erde, und bringt ihn in seiner Urgestaltung mit allen in ihm vorgeahnten Wundern unmittelbar so zur Auffassung. Daher also das Eindringliche, das ganz allgemein Menschliche dieser Kunst, daher aber auch das Mysteriöse und das schwer im Innern Zugängliche derselben, daher die Möglichkeit, wie in einem kurzen Tongange eine menschliche Individualität, ein gewisser menschlicher Zustand so schneidend ausgedrückt sein kann (man denke an Mozart's „Don Juan" oder die „Zauberflöte"), und daher endlich auch das Aufregende und gewaltig Fortreißende dieser Kunst, deren inneres Wesen geradezu ins Herz dringt, eben weil sie den geschilderten Zustand in seinem Urquell selbst am Herzen erfaßt u. s. w.

Der Verf. sagt (S. 83) von der C-moll-Symphonie Beethoven's:

Es ist in dem musikalischen Kunstwerke nicht darauf abgesehen eine Folge von Begriffen welche auch durch Worte ausgedrückt werden könnten in Tönen zu erfassen, es ist noch weniger die Rede davon etwa blos äußere Naturerscheinungen in Tönen zu wiederholen — ein echtes großes Musikwerk ist selbst allemal etwas durchaus Neues, das der Menschheit durch Offenbarung in einzelnen Kunstseelen hiermit eben erst aufgegangen ist. Daher auch meistentheils das schwer zu Fassende eines solchen neuen Ganzen! u. s. w.

Der Verf. fährt (S. 114) vom Ende Beethoven's fort:

In der Musik steigert sich das Gefühlsleben zum Erfassen besonderer Aequivalente, welches die Töne sind, ganz so wie im Bereiche der Erkenntniß die Worte die Aequivalente der reinen Idee und der sinnlichen Vorstellung zugleich sind. Musikalische Gedanken sagt man daher nur figürlich, so wie man das Wort „Ton" auch für gewisse Eigenschaften der Farbe braucht — Beides ist zu entschuldigen, weil es an besondern Worten für Beides eben fehlt. Kurz, diese musikalischen Gedanken haben in ihrer Sphäre Vieles, ja fast Alles was die erkennenden eigentlichen Gedanken auch haben: sie können Klarheit und Verworrenheit haben, sie können mächtig und erhaben, sie können schwach und gemein sein u. s. w.; besonders aber können sie sich auch auszeichnen durch Das was wir reine, gesunde, natürliche Folge nennen, und je mehr unser innerer Sinn ausgebildet und entwickelt ist, desto mehr wird diese Folge uns freuen, und desto mehr wird ihr Mangel uns unbefriedigt lassen. Es gibt einen Fluß großer musikalischer Gedanken welche durch diese Folge, durch diese große erhabene Natürlichkeit das Gefühl einer höchsten Schönheit entzünden können. Der dritte Act von Gluck's „Armide", die größten Werke Mozart's und viele unsterbliche Schöpfungen Beethoven's haben Dies im vollsten Maße. Fehlt diese Folge, so kann selbst der Reichthum feinster und originellster Harmonie und unerwartetster Tonverhältnisse nicht ein hinreichendes Gegengewicht darbieten u. s. w.

Alle diese und ähnliche allgemeine Erörterungen sind aus tiefstem Sachverständniß geschöpft. Danach zeichnen sich denn auch die einzelnen Urtheile des Verf. über verschiedene Componisten und Tonstücke durch eine sichere und anschauliche Charakteristik des Ingeniums der Künstler, sowie der Gefühlszustände aus welchen sie hervorgingen oder welchen sie entsprechen, und der besondern Art ihrer künstlerischen Durchführung aus. Wie daher auch Derjenige welchem die Compositionen, wovon die Rede ist, unbekannt sind manches von dem Verf. Vorgebrachte weniger zu würdigen im Stande ist, so wird er daraus doch immer mannichfaltige Belehrung über die Natur der Musik, ihrer Meister und Meisterwerke schöpfen. Dem Künstler werden die Urtheile des Verf. den Genuß gewähren, daß er darin das auch von ihm Erfahrene und Gefühlte wiederfindet, daß er seine eigenen Ansichten, worüber er sich vielleicht noch nicht begriffliche Rechenschaft ablegte, hier klar, bestimmt und geistreich bezeichnet sieht. Vor Allem aber werden die Bemerkungen des Verf. den Kunstfreunden und den sogenannten Kunstenthusiasten willkommen sein, indem sie bei dem Verf. einer gleichen Theilnahme und Begeisterung für die Musik begegnen, und ihnen in schöner und gefühlvoller Darstellung alles Das wieder vorgeführt wird was sie an den Werken großer Meister immer von neuem mit Bewunderung und Freude erfüllt. Als besonders gelungen heben wir noch im Einzelnen die schönen und treffenden Urtheile und Erläuterungen über den Geist Mozart's (S. 52), die Bach'sche „Passion" (S. 63), Mendelssohn's „Paulus" (S. 91), über Beethoven's Symphonie B-dur (S. 92), und dessen neunte Symphonie (S. 113) hervor. Sehr bezeichnend heißt es z. B. von Mendelssohn's „Paulus":

Dieses Oratorium ist vielleicht das durchdachteste, consequenteste und aus schönster Seele gereifte Kunstwerk seiner Art, aber es fehlt ihm einerseits die alpenhafte Gewaltigkeit eines Händel'schen „Messias" oder „Judas Makkabäus", und andererseits ist es doch auch noch nicht so ganz gleichmäßig und in derselben Macht fortschreitend, um dadurch bis ans Ende mit derselben Macht uns festzuhalten u. s. w.

Ebenso richtig analysirt der Verf. das Wesen der neunten Symphonie Beethoven's:

Der erste Satz hat etwas wunderbar Nächtliches ... Man entbehrt noch fast überall die consequente Folge in innerer Nothwendigkeit schön auseinander entwickelter Gedanken ... Im zweiten Satze tritt eine weit größere Consequenz, aber die Consequenz der Zerrissenheit, des Jubels mit verbissenem Gram in erschütternder Gewalt uns entgegen ... Der dritte Satz wirkt anfangs tief beruhigend und mildernd ein ... Gegen den Schluß bekommen dann die Uebergänge eine krampfhafte Gereiztheit, welche gegen die Milde des Anfangs sonderbar absticht. Am meisten endlich tritt das bloße Wunderliche und tief Zerrissene im vierten Satze hervor ... Nichtsdestoweniger liegt in diesem Satze ein ungeheuerer Lichtpunkt, ein Gedanke blitzend und groß ... So dringt wol manchmal mitten unter den Träumen und unter der Gedankenflucht des Wahnsinns auch eine einzelne lichte Idee, ein höchst erhabener unerwarteter Ausspruch mächtig und neu hervor, und Dies ist die Stelle:

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer — Welt?

Die wunderbare einfache Größe mit welcher dieser Gedanke musikalisch ausgesprochen wird, die Tiefe der Anbetung die darin liegt, die Gewalt die den Aufruf „Welt" begleitet, und das nie so gehörte nachfolgende wachsende Klingen und Tönen welches den Uebergang bildet zu den Worten:

Such' ihn überm Sternenzelt!

in ihnen enthüllt sich noch einmal ganz der Cherub — aber dann schlägt er wieder die Flügel über das leuchtende Engelsantlitz fest zusammen; denn gleich darauf geht es nun in den jubelnden Lärm des Schlußchors über, und fort ist wieder der

helle Strahl höherer Erleuchtung, und die Woge der fast wahnsinnigen Jagd der Töne flutet wieder hoch über u. s. w.

Auch Dem was der Verf. (S. 109) über Gluck's „Armide", S. 48 über den hölzernen Text und die zum Theil in Folge dessen mangelhafte Durchbildung von Schneider's „Weltgericht", und (S. 57) über die Buntheit im Benedictus von Beethoven's erster Missa C-moll bemerkt, was er (S. 79) über die Art und Weise vorbringt wie Mozart in allen seinen Opern und auch im „Titus" die unmittelbar wirklichen Seelenzustände und Leidenschaften verklärt, und aus der Trübung, dem Kampf und der Zerrissenheit womit sie uns in der endlichen Wirklichkeit unbefriedigend entgegentreten in das heitere Reich des Kunstschönen erhoben, mit Einem Worte, wie er sie idealisirt hat, wird jeder Sachverständige beipflichten. Doch möchten wir was „Titus" betrifft in dieser Oper die Menschen menschlicher und weniger idealisirt wünschen, d. h. in der ganzen Oper und auch in den von dem Verf. (S. 81) angezogenen Stellen finden wir nicht genug charakteristische Schärfe und menschliche Bestimmtheit, die menschlichen Leidenschaften und Stimmungen scheinen uns etwas zu sehr verflüchtigt, verallgemeinert und verklärt. Nur an einzelnen Stellen läßt uns der Verf. die zum Verständniß nöthige Bestimmtheit vermissen. So spricht sich derselbe (S. 110) über eine Symphonie Mendelssohn's aus. Nach Dem was er darüber sagt vermuthen wir, daß er die achte in F-dur im Auge hat. Er läßt uns jedoch darüber im Unklaren, indem er nicht sagt von welcher Symphonie die Rede ist. Der Aufsatz (S. 94) führt die Ueberschrift: „Nach Beethoven's Trio B-dur." Da es nun zwei Trios von Beethoven in B-dur gibt, so bleibt es um so unbestimmter welches von beiden der Verf. meint, als sich Dies aus dem Gesagten S. 91 nicht ersehen läßt. Jedenfalls ist der Inhalt des Aufsatzes so allgemeiner Natur, daß die Bezeichnung: „Nach Beethoven's Trio B-dur" überflüssig und unpassend erscheint. Auch im Uebrigen wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Verf. sowol in den Aufsätzen über Musik wie in der ganzen Schrift, mitunter gerade da wo Bestimmtheit und Entschiedenheit nöthig und ganz am rechten Orte war, eine allzu limitirende Ausdrucksweise gewählt hat, welche dann den an sich wahren Urtheilen unnöthigerweise etwas Schwankendes und Unsicheres gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Obgleich unsere Schulmeister keinen geringen Begriff von ihrer Bedeutung haben, und obgleich seit Ende des vorigen Jahrhunderts große Methodiker, wie Pestalozzi u. s. w., im Schulwesen aufgetreten sind, obgleich Deutschland und namentlich Preußen berühmt ist als das Land wo am meisten für die Volkserziehung und Volksbildung gethan werde, so ist es dessenungeachtet eine Thatsache, daß unsere Volksbildung weit hinter dem Grade zurückgeblieben ist welchen wir zu erlangen haben, daß unser bisheriges Schulsystem sich unfähig gezeigt hat wahrhaftige Menschen zu bilden, die geistigen Grundlagen eines Volks zu schaffen. Das Bureaukratenwesen, das lügenhafte Princip des christlichen Staats und das dünkelhafte, pedantische Schulmeisterthum haben wie ein Fluch auf unserm Volke gelastet, hier muß eine große Reorganisation stattfinden. Ein politisch gebildetes Volk ist unmöglich ohne die Grundlage einer tüchtigen Volkserziehung, die Schule muß hinauswirken über die trostlose, stümperhafte Schulmeisterei, sie muß wirken hinein ins Leben; nicht das Princip der christlichen Demuth muß in die Köpfe und auf die Rücken der Volksjugend gebläut werden, sondern es ist das Princip des Muthes, des Selbstbewußtseins, der Freiheit schon in der Jugend auf jede Weise zu wecken. Die freiere Gestaltung des Schulwesens, in seinem engen Anschluß an das wirkliche Leben, ist dringend zu fodern. Die Jugend muß nicht blos mechanisch unterrichtet, es muß an ihre Erziehung gedacht werden, und dieses Ziel zu erreichen wird nicht so schwer sein, wenn man dem Unterrichte eine solche Gestalt gibt, daß er sich der erwachsenden Vernunfterkenntniß von selber als nothwendig darstellt. Unsere Pädagogen müssen erst den Namen der Volkserzieher verdienen, wenn wir ihnen unsere volle Achtung zollen sollen; es ist aber eine allgemeine Pflicht, in jeder Weise auf die Bildung unsers Volks sowol durch die Reorganisation der Schule als durch solche „Fortbildungsanstalten" wie sie in den Handwerkervereinen bestehen, und wie sie sich auch wol in verschiedenen Formen als Lesevereine u. s. w. auf das platte Land ausdehnen lassen, durch die Volkspresse und andere Mittel auf eine wirkliche Volkserziehung hinzuarbeiten. Die uns vorliegenden Schriften sind sämmtlich von diesem Streben durchdrungen.

1. Der Pauperismus und die Volksschule. Ein ernstes Wort über eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit. Leipzig, Barth u. Schulze. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Pauperismus, wie er überhaupt die Kräfte des Volkes zerstört und zerfrißt, übt dadurch einen seiner entsetzlichsten Einflüsse, daß er zugleich die jungen Generationen verdirbt und eine wahre Volksbildung und Volkserziehung unmöglich macht. Dies sucht der Verf. mit sehr viel Emphase darzustellen; soll das Volk wahrhaft gebildet werden, so muß durchaus gegen den Pauperismus angekämpft werden, es wird eine Absorbirung des Pöbels im höchsten Grade nothwendig. Der Pauperismus frißt die Menschheit und läßt von ihr nur die Thierheit übrig. Er füllt die Zuchthäuser, die Bordelle und die Galeeren mit Opfern. Tausende welche die Wollust als Freudenmädchen frißt, Tausende welche die Detentionshäuser bevölkern, ja Tausende welche dem Nachrichter in die Hände fielen, sie Alle die Verlorenen, welche die öffentliche Stimme brandmarkt, würden, aus bessern Verhältnissen hervorgegangen, größtentheils nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden sein. Das ungeheure Unglück welches die Massen der civilisirten Völker drückt ist Schuld an Allem. Der Zustand in dem wir leben ist kein organischer, sondern ein mechanischer, sagt der Verf. mit Recht, er wird nur noch durch die alleräußerste Anstrengung der Macht zusammengehalten. Unsere Pädagogik muß fortan nicht mehr einer hochmüthigen, verdummenden Kirchengewalt dienen, sie muß sich der politischen Bewegung anschließen, ja sie muß noch mehr thun, denn die Politik allein gibt den Völkern keine wahrhafte Freiheit, sie muß das sociale Princip begreifen, sie muß sich ihm anschließen, sie muß es verstehen lernen, ihm dienen. Dadurch wird sie dann auch ihre Jünger vor Ueberschätzung der lehrerlichen Wirksamkeit bewahren, vor jenem Hochmuthe der in unserm guten Deutschland mit schulmeisterlichen Methoden allein die größten Uebel unsers socialen Lebens bekämpfen will. Die Erkenntniß der großen socialen Frage wird den Lehrer milder, bescheidener und gewissenhafter machen müssen. Milder, indem er die Ueberzeugung gewinnt, daß das entartende Kind aus den Hefen des Volks meistens nicht zurechnungsfähig ist; bescheidener, indem er zur Erkenntniß kommt, daß weder die Schreiblese- noch die Leseschreib-Methode, weder der Sprachunterricht nach Becker noch nach Wurst und Otto, weder die alttestamentlichen noch die neutestamentlichen Wunder die Sittlichkeit der Proletarier zu vermitteln vermögen; gewissen-

hafter endlich, indem er erkennt, daß die unnatürlichen Zustände des Proletariats vielfach dadurch aufgelöst werden können, daß man die Kinder desselben vor aller elenden Geisteskuechtschaft bewahrt, sie auf natürlichem Wege zum Denken anleitet, auf daß sie durch moralische Kraftanstrengung und Ausdauer ihr von ihren Vorfahren zum Theil aus Geistesträgheit verlorenes Recht, als Menschen leben zu dürfen, wiedererobern. Der Geist hat sich, so lange es eine Weltgeschichte gibt, die Macht der Materie unterworfen.

In der dritten Abtheilung seiner Broschüre setzt der Verf. seine Ansichten über die Reform unsers Schulwesens auseinander, wir stimmen vollkommen überein. Alle Zeichen der Zeit lehren uns, daß Nichts nöthiger thut als eine tüchtige Volksbildung, die selbst ins elendeste Proletariat herabgreift. Wenn wir das Fundament einer allgemeinen Intelligenz entbehren, so wird die große Bewegung welche jetzt in Deutschland aufbricht nur den besitzenden Classen zugute kommen und nur das Vorspiel einer weit furchtbarern Revolution sein. Was der Verf. über die Verbindung der Schule mit dem wirklichen Leben, durch die Bildungsvereine, die Handwerkervereine, die Gesangvereine, die Volksschriftenvereine u. s. w. sagt, verdient eine allgemeine Anerkennung.

2. Aufruf zur Gründung von Volks-Lesevereinen und Dorfbibliotheken, nebst einem Verzeichniß guter Volksschriften. Von Emil Otto. Manheim, Bensheimer. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Unzweifelhaft können solche Lesevereine durch Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften die Bildung und Veredlung des Volks sehr befördern. Der Pietismus hat mit seinen seelen- und geistverderbenden Tractätchen längst auf das Volk zu wirken gewußt, die Vernunft und Humanität kann in den Kanälen durch die er das Volk verstrickte für ihren socialen Zweck von ihm lernen. Im Volke ist ein großes Lesebedürfniß; da man es von Seiten der Bildung und Freiheit so lange übersah, so fiel das Volk der pietistischen Lüge und der kitzelnden Gemeinheit in die Hände. Das hat man in neuerer Zeit erkannt und man sucht diesem Uebel nun durch die Errichtung von Volksschriftenvereinen, welche dem Volke eine gesunde Lectüre bieten, abzuhelfen. Aber die Volksschriftenvereine allein genügen nicht, sie schaffen zwar gute Volksschriften zu wohlfeilen Preisen herbei, aber der ganz Unbemittelte kann sie doch nicht kaufen. Hier treten nun die Orts-Lesevereine und die Dorfbibliotheken ein; sie kaufen die guten Schriften in mehren Exemplaren an und leihen sie zum Lesen entweder umsonst oder für ein sehr geringes Lesegeld. Sie können also bedeutend auf das Volk wirken.

3. Illustrirter Schweizer-Kalender für 1848. Gegründet von M. Disteli. Zehnter Jahrgang. Mit vielen Holzschnitten vom Maler Ziegler. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1848. 4. 7 Ngr.

Durch den Kalender ist nicht minder dem Volke beizukommen, er fehlt fast in keiner Hütte, er ist, außer Gesangbuch und Bibel, sehr oft das einzige Gedruckte bei den Landbewohnern. Unsere gewöhnlichen Volkskalender, wie sie vielfach erscheinen, mit unzweckmäßigen Holzschnitten u. s. w., sind womöglich Alles, nur keine Volkskalender. Obgleich billig an sich, sind sie doch noch so theuer, daß sie unmöglich ins wahrhafte Volk dringen können; dann aber berücksichtigt ihr Inhalt auch gar nicht die Interessen und die Bildung des Volks. Man blättere z. B. den Gubitz'schen Volkskalender durch, und man muß alle Augenblicke auflachen, wenn man sieht was hier dem Volke geboten wird. Sehr hinderlich auf diesem Gebiete war bisher die Censur; gottlob! sie ist gefallen und wir werden nun ein freieres Wort, ein Wort der ungeschminkten Wahrheit zu unserm schlichten Volksverstande reden können. Vor allen Dingen aber muß der Kalender sehr billig sein, wenn er ins Volk dringen soll. Der vorliegende „Schweizer-Kalender" ist seinem Inhalte nach sehr unbedeutend und unbefriedigend. Der Gründer Disteli, bekanntlich todt, wußte besser zum Volke zu sprechen durch Schrift und Caricatur. Die von ihm noch herrührenden Zeichnungen sind vortrefflich.

4. Fortschrittsmänner der Gegenwart. Eine Weihnachtsgabe für Deutschlands freisinnige Männer und Frauen von Robert Blum. Leipzig, Blum u. Comp. 1847. Gr. 8. 18 Ngr.

Da sehen wir auf dem Umschlag des Büchelchens einen mächtigen Tannenbaum, den Robert Blum mit allerlei vergoldeten Nüssen, Aepfeln, Sternen und Confect ausgeputzt hat. O wie patriarchalisch! Es glänzen an dem Weihnachtsbaum: „Ein freies Vaterland", „Mündlichkeit", „Oeffentlichkeit", „Unabhängigkeit der Gerichte", „Freizügigkeit", „Allgemeines Wahlrecht", „Geschworene", „Kein Proletariat mehr", „Wahrheit der Verfassung", „Freier Handel", „Associationsrecht" u. s. w. Wie Das funkelt und glitzert! Wie sich die Kinder freuen werden! Für den Ernst der Gegenstände erscheint uns der Gedanke mit dem Weihnachtsbaum etwas geschmacklos. Unterdeß aber ist der Sturm der Geschichte über unser Vaterland gekommen und wir haben uns selber geschenkt was an dem Blum'schen Weihnachtsbaume so festtäglich funkelt. Wir wollen keine Kinder sein die sich von Gottes Gnaden Etwas schenken lassen und den Knecht Ruprecht fürchten, sondern Männer. Dafür will jedenfalls auch Robert Blum thätig sein. Er will unser Volk aufmerksam machen auf die Männer welche für sein Recht und seine Freiheit strebten und kämpfen, und dadurch politisches Selbstbewußtsein wecken. Das ist die Tendenz dieses Büchelchens, welches seit seinem Erscheinen allerdings von der deutschen Geschichte überholt worden ist. Es enthält die Biographien von E. M. Arndt, von H. v. Gagern, A. v. Itzstein, J. Jacoby, H. Simon und Uhlich.

5. Reform und Reaction. Geschichtsbibliothek für das Volk. Herausgegeben von R. Habermann. Erstes Heft: Die Hussiten. Eine geschichtliche Darstellung ihres Kampfes und Unterganges. Frankfurt a. M., Meidinger. 1848. 8. 8 Ngr.

In unsern Volksschulen wird die Geschichte noch auf das entsetzlichste vernachlässigt, und was dort von ihr gelehrt wird ist höchstens ein dürrer, trauriger Schematismus ohne Saft, Kraft und Leben. Und doch ist die Geschichte eins der größten Bildungsmittel für das Volk. Hier muß durch gute Volksschriften nachgeholfen werden, und Das beabsichtigt der Verf. Den ewig wiederkehrenden Kampf zwischen der Reform und der Reaction will er dem Volke in verschiedenen Geschichtsbildern vor das Auge führen. Das ist sehr zu loben. In diesem ersten Hefte schildert er das Hussitendrama, diesen furchtbaren Kampf um die Freiheit des Geistes. Die Sprache ist einfach und populair. Das Unternehmen sei allen Volks-Lesevereinen empfohlen.

F. Saß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 188. —— 6. Juli 1848.

Mnemosyne. Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern von C. G. Carus.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Die bildenden Künste betreffend gibt der Verf. in seiner Schrift einen sehr bemerkenswerthen Aufsatz: „Napoleon in Fontainebleau von Paul Delaroche", und zwei höchst schätzbare und interessante Abhandlungen: „Von der Bedeutung der besondern Bildung des Auges auf manchen alten Gemälden" und „Von rechter Art Gemälde zu betrachten". Die darauf folgenden „Erinnerungen an Florenz" enthalten sodann einen Reichthum von schönen und charakteristischen Aeußerungen über architektonische und plastische Kunst und Kunstwerke, und besonders über Malerei und Gemälde. Der Verf. sagt zwar über Gemälde eigentlich nur Wenig, aber stets geht aus dem Gesagten ein feines Gefühl für den geistigen Ausdruck der Kunstwerke hervor. Auch tritt uns darin eine gewisse Vorliebe für bestimmte Meister, wie Perugino, Fiesole u. A., entgegen. Die Urtheile sind auch hier wie in allen Dingen worüber sich der Verf. in seinem Werke ausspricht in der Regel genial, und deshalb fast immer anziehend. Die Art der Anschauung und Auffassung, auch die Form erinnert hier wie überhaupt in der ganzen Schrift lebhaft an Goethe, und was die „Erinnerungen an Florenz" betrifft, so finden wir, vornehmlich auch in Bezug auf die Reisebeschreibung als solche, eine große Aehnlichkeit mit Goethe's „Italienischer Reise". Indessen ist des Verf. Urtheil über die bildenden Künste und Kunstwerke richtiger, vielseitiger und belehrender als das von Goethe. Nur theilt der Verf. auch oft mit Goethe den Fehler, daß er die realen oder bildenden Künste zu sehr vom Standpunkte der idealen Künste beurtheilt. Namentlich befindet er sich unserm Bedünken nach darin im Irrthum, daß er im Allgemeinen den Künstlern die Kunstseele abspricht. So heißt es z. B. (S. 124) in Bezug auf Delaroche's Napoleon in Fontainebleau:

> Der Künstler an sich bewundert daran die äußerste Technik, die Reinheit der Behandlung, die Richtigkeit und Tüchtigkeit der Zeichnung und Farbe; dabei nimmt er es aber als Portrait schlechthin, will Nichts von einem historischen Bilde daran erkennen.

Die Idee, der Inhalt eines Kunstwerks darf bei einer Auffassung und Beurtheilung desselben nie der Form gegenüber zur Hauptsache gemacht werden. Denn von diesem idealen Standpunkte aus betrachtet hätte in der realen Kunst die Malerei keinen höhern Werth als die Zeichnung, indem letztere ja schon zum Ausdruck der Idee genügt. Die bildende Kunst hat als reale Kunst vor der idealen den Vorzug, daß sie die Idee mit der Wirklichkeit in sinnlicher Weise vermittelt, das Ideale liegt ihr immer zu Gründe; aber die Form des Realen ist deswegen nicht Nebensache, sondern Eins vervollständigt das Andere zum Ganzen. Gerade diese einseitig ideelle Anschauung tritt meistens der richtigen Auffassung von Gemälden u. s. w. störend entgegen. Es wird dann nicht leicht ein Kunstwerk gemacht in welches nicht der Beschauer Unzähliges hineindenke was nicht darin ist, oder was der Künstler nur unbewußt oder als Nebensächliches hinzufügte, und der Gedanke den der Künstler eigentlich ausdrücken will wird oft nur von Wenigen erfaßt. Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen zunächst zu den oben genannten Aufsätzen.

In dem ersten: „Von der Bedeutung der besondern Bildung des Auges auf manchen alten Gemälden" (S. 18), geht der Verf. von der Betrachtung der Krönung der Jungfrau Maria von Fiesole aus. In diesem Gemälde hat Fiesole dem Auge an den Köpfen seiner Engel, seiner Maria, seines Christus einen Typus aufgeprägt welcher dem des Auges wie man ihn auf Menschengesichtern zu sehen gewohnt ist in mancher Beziehung fremd scheint. Mit ungewöhnlich reiner Wölbung wird die obere und untere Abrundung des ganzen Auges angegeben, sodaß ein fast reiner Cirkelbogen im untern und obern Augenlide das Auge gegen untere und obere Augenhöhlenwand begrenzt. Eine reine einfache Spaltung der Augenlider öffnet das Auge mäßig, ohne doch in den Augenlidern die Falten sichtbar zu machen welche in der Wirklichkeit bei solcher Haltung hier immer sich bilden. „Insbesondere aber zeigt sich der farbige Kreis der vordern Augenfläche, die Iris oder der sogenannte Augenstern in einer von der natürlichen Bildung abweichenden Kleinheit." Der Verf. sieht darin ein Mittel dem Auge, ja dem ganzen Antlitz einen eigenthümlichen, überirdischen geistigen Ausdruck zu geben. Um einen Grund zu erforschen welcher hinreichend erkläre wie eine Abweichung von der wahren Naturform doch in diesem Falle als Veredlung, gleichsam als Vergeisti-

gung der Natur selbst erscheinen könne, analysirt der Verf. das Auge des Thierkörpers wie des entwickelten und unentwickelten Menschenkörpers, und gelangt so auf dem Wege vergleichender Anatomie zu dem Resultate, daß immer die Iris und Hornhaut oder der sogenannte Augenstern um so größer gefunden werde im Verhältniß zum ganzen Auge, je niedriger der Stand der Organisation sei. Daraus folgert er denn, daß, wenn auf einem Bilde wie von Fiesole geschehen ist der Augenstern verhältnißmäßig noch etwas kleiner dargestellt werde als er sich in Bezug auf das ganze Auge bei Menschen findet, Dies nicht als ein Herabsetzen menschlicher Form, sondern als eine Veredlung, Vergeistigung der Form des Auges zu betrachten sei.

Die Idee einer solchen Analyse wie sie der Verf. mitgetheilt hat ist jedenfalls eigenthümlich und höchst interessant, und es wäre sehr der Mühe werth überhaupt Bilder nach dieser Seite hin zu analysiren und zu beschreiben. Allein der Verf. steht auch hier wieder außerhalb des Standpunkts der realen Kunst, die zwar der Natur vorgreifen kann, indem sie Vollkommenes darzustellen sucht, was sich in der Natur nicht findet, die darum aber nie Unnatürliches geben darf. Letzteres ist immer unkünstlerisch und unschön und kann nicht vertheidigt werden. Bei Fiesole findet sich die beschriebene Eigenthümlichkeit der Bildung des Auges allerdings vor, aber nicht in allen seinen Bildern, nicht consequent, und ist wol mehr eine naive Spielerei seines kindlichen Gemüths als eine beabsichtigte oder durch die Ahnung einer höhern Geistigkeit hervorgegangene Eigenthümlichkeit. Machen wir doch auch bei Kindern in der Regel die Bemerkung, daß sie bei Zeichnung eines menschlichen Gesichts im Profil das Auge in seiner ganzen Ansicht darstellen. Was aber bei den Kindern im Einzelnen und noch jetzt vorkommt, Das war auch im Allgemeinen sonst ganzen Völkern eigen, als die Kunst noch in der Kindheit war. So haben sich Formen in die Kunstbildungen eingeschlichen die lange Zeit zum Typus wurden, und erst später, als die Kunst auf der höchsten Stufe stand, aufhörten. An ägyptischen Obelisken findet sich dieselbe Augenbildung, und alte Wandgemälde der etrurischen Städte Vulci und Tarquinii, ebenso wie viele antike Vasen zeigen die nämliche Eigenthümlichkeit. Wir halten diese Darstellung nicht für ursprüngliche Absicht, sondern für Ungeschicklichkeit das Auge in einer Verkürzung darzustellen. So mag es auch bei Fiesole gewesen sein, der, so viel uns bekannt ist, sein künstlerisches Talent sehr kindlich, ohne Anleitung größerer Meister, entwickelte. Demnach scheinen uns denn auch die Regeln welche der Verf. in dieser Hinsicht aufstellt mehr erfunden als entdeckt; wie Das häufig der Fall ist wenn man, wie auch Goethe gethan hat, die Naturwissenschaften von der poetischen Seite auffaßt.

Durchaus gelungen ist der zweite Aufsatz: „Von rechter Art Gemälde zu betrachten." Ich hebe beispielsweise folgende sehr wahre und ansprechende Stellen hervor (S. 27 fg.):

Ein echtes Kunstwerk steht auch darin einem selbstgewachsenen Naturwerk nahe, daß es von unzählig verschiedenen Seiten aufgefaßt werden kann, daß es von einer jeglichen einen gewissen Halt, ja eine reichliche Beschäftigung und ein vielfältiges Bedenken darbieten wird, und daß es endlich im einzelnen Falle von der Seite gewöhnlich aufgefaßt wird welche dem Betrachtenden selbst am meisten verwandt und gleichartig erscheint. Wenn uns daher bei dieser Gelegenheit der Spruch ins Gedächtniß kommt, daß man den Menschen erkennen dürfe an den Büchern die er zu seiner Lecture sich wählt, so kann man wol in ganz gleichem Sinne behaupten, daß darin wie der Mensch sieht, wie er ein Kunstwerk aufzufassen, und wie er es festzuhalten versteht sich seine Eigenthümlichkeit unabweislich und mit besonderer Deutlichkeit zu erkennen gebe. Darf man doch sagen, das Sehen, das Betrachten, das Auffassen des Kunstwerks sei wie das Lesen eine Speisung, eine geistige Ernährung. Denn mit vollem Rechte sprechen wir hier wie dort von Genuß und von Geschmack, und wehe Dem der es verfehlt durch gute gesunde Speise in Wissenschaft und Kunst Geist und Gemüth zu ernähren: seine Seele wird ebenso sicher in fades Treiben zerfließen, als der Leib in ungesunder Luft und bei schlechter oder mangelnder Kost nothwendig verkümmert.

Es ist nicht zu leugnen, daß es unter uns Menschen so zart organisirte Naturen gibt, daß sie, etwa dem Elektrometer vergleichbar, welcher ohne von den äußern Formen der Dinge sich irre machen zu lassen sofort und geradezu die innere negative oder positive elektrische Spannung derselben angibt, ebenso unmittelbar von der innern geheimsten Eigenthümlichkeit eines Kunstwerks, gleichwie von der eines Menschen, bestimmt und zu Anziehung oder Abstoßung veranlaßt werden, während dagegen das Aeußerliche, die verschiedenen besondern Formen, eine weit geringere Macht auf sie ausüben. Andere scheinen dagegen wieder so ganz als oberflächliche und gleichsam formale Naturen, daß nur der Eindruck der Form, nur die äußere Erscheinung sie durch und durch bestimmt; sie sind es daher welche am Kunstwerk nur nach Dem fragen was sich in der Kunst erlernen läßt, welche von Vollendung der Ausführung, Richtigkeit der Zeichnung und Farbengebung, Perspective, geschichtlichem Costume u. dgl. allein bestimmt werden, und denen für das innere geheime Seelenleben des Kunstwerks wenig oder gar kein Sinn inwohnt. Man thäte nicht Unrecht in Beziehung auf unser Thema die Einen Kunstseelen, die Andern Kunstkenner zu nennen u. s. w.

Die Bezeichnung „Kunstseelen" und „Kunstkenner" ist sehr gut. Nur — möchten wir in Bezug auf das im Folgenden (S. 30) Gesagte hinzufügen — darf man den Kunstgelehrten nicht unter die Künstler zählen. Das Genie ahnt in der Regel all das Feine, Geistige und Hohe mehr als es sich dessen in bestimmter Form bewußt ist; es kommt bei ihm erst während des Entstehens der Form zum Bewußtsein. Gerade dieses Geahnte (darum aber keineswegs Zufällige) ist es was den Beschauer anspricht und ergreift. Deswegen aber sind so selten geniale Künstler gelehrte Künstler; werden sie das Letztere, so werden auch ihre Werke nur für die Gelehrten faßlich. So ist die Grazie bei Rafael, die Großartigkeit bei Michel Angelo, das Ueberirdische bei Fiesole wol aus der Natur von ihnen erfaßt, aber sicherlich nur mit einer Ahnung, und ebenso in ihre Werke übertragen. Die Anschauung des Verf. von dem Bilde Napoleon in Fontainebleau von Delaroche (S. 124 fg.) finden wir vorzüglich; besonders verdient das über die Anfoderungen an eine charakteristische Darstellung von Mo-

menten aus Napoleon's Leben Gesagte allen Beifall. Nur halten wir es für einen Irrthum, wenn der Verf. meint, der Künstler fasse Delaroche's Bild blos einseitig in formeller Hinsicht als gut gemaltes Portrait auf, die Kunstseele dagegen ergreife auch die höhere, ideale, historische Bedeutung des Gemäldes. Der wirkliche Künstler faßt es ebenso auf. Zunächst hat der Künstler ganz Recht, wenn er das Bild als Portrait, natürlich als künstlerisches, auffaßt. Zu den Hauptaufgaben der bildenden Kunst gehört das Portrait, d. h. nicht im gemeinen Sinne, als Abschreiben eines Gesichts, sondern als der Ausdruck aller Seelenkräfte und Charakterzüge in ihrer individuellen Zusammenfassung, d. h. eben in einer sogenannten historischen Darstellung, sodaß ein solches Portrait, ganz abgesehen von dem Namen Dessen den es darstellt und von der Beziehung zu der Zeit worin es dargestellt wurde, ein interessantes Kunstwerk ist, wie die Portraits Rafael's, Tizian's, van Dyk's u. A., die zu den besten Werken gehören. In dieser historischen Weise wird auch der Künstler Napoleon's Portrait auffassen. Daher finden wir unrichtig, daß der Verf. bei dieser Gelegenheit den Künstlern die richtige Beurtheilung dieses Bildes als eines historischen abspricht. Die Künstler wollen allerdings, daß die Form der Darstellung mit der Idee derselben Hand in Hand gehe, und nehmen mit Recht viel Rücksicht auf die Form, weil die Malerei eben eine bildende, reale Kunst ist; aber nie wird der Künstler Form und Farbe u. s. w. als Hauptsache nehmen. Thut er Das, so ist er ein schlechter Künstler oder eigentlich gar keiner.

Die in den „Erinnerungen an Florenz" enthaltenen Beschreibungen von Kunstwerken sind oft sehr charakterisirend, oft aber auch mehr nur durch eine geniale Auffassung und durch großen Enthusiasmus bemerkenswerth. In der erstern Beziehung mache ich z. B. aufmerksam auf S. 231:

Ich war auf der Bibliothek Riccardi. Dort ist die wunderschöne von Benozzo Gozzoli ausgemalte Kapelle, um welche der regierende Großherzog sich das Verdienst erworben hat durch Anlegung eines größern Fensters Licht hineinzuleiten, sodaß nun die früher kaum zu erkennenden Gemälde vollkommen sichtbar geworden sind. Wie eigenthümlich und wie prächtig erhalten sind doch diese alten Werke! An den zwei kleinen Wänden neben dem Altare Scharen knieender Engel in Paradiesesgärten; um ihre Häupter sind reiche Goldscheine gezogen, in deren jedem zu lesen ist: „Gloria in excelsis!" Auf den drei größern Wänden der Kapelle sieht man den Zug des griechischen Kaisers Paläologus und seines Patriarchen zum florentiner Concilium. Ueber Berg und Thal, umgeben von reichem Gefolge, ziehen sie daher; Alles ist sorgsam dargestellt: wie die blumenreichen Gehege des Paradieses, so die Felsen und Berge und Ströme um die Reisenden, so die Pracht des Zugs, so die zur Jagd abgerichteten Leoparden und Falken, die Vergoldung am Purpurgewande des Kaisers und an der Zäumung der Rosse, und ebenso die kleinen Vögel und Eichhörnchen im nächsten Vordergrunde. Wenn irgend ein Bild so recht in die altromantische Wunderwelt einführen kann, so ist es dieses.

Nicht minder gut ist die Schilderung des Bildes von Fiesole (S. 213):

Diese Sammlungen liegen in der Nähe der Kirche und des Klosters San-Marco, wo Fra Angelico da Fiesole Klosterbruder war. Ich hatte längst gewünscht jene große von ihm al fresco gemalte Kreuzigung wiederzusehen welche sich dort befindet, und so ging ich denn unmittelbar da hinüber. Gewiß, es ist eins der außerordentlichsten Werke jener Zeit! Diese tiefgefaßte Individualität, diese Klarheit, ja was mehr als Alles ist, diese Gottinnigkeit in den meisten dieser Köpfe! Man darf von diesem Werke sagen: es sei nicht mit der Hand sondern mit der Seele gemalt! Dabei ist das Werk mit einem Tiefsinn entworfen, der um so mehr ergreift, je gesammelter wir uns der Betrachtung hingeben. Wie der große Augenblick des Dahinscheidens eines ganz in Gott lebenden Menschen auf so verschiedene Weise auf Mit- und Nachlebende wirkt; wie er hier in Mitlebenden das innigste Gefühl schmerzlichen Verlustes aufregt, dort in Nachlebenden das freudige, sehnende Hinschauen nach der Verklärung des Dahingeschiedenen entzündet: Das sprechen die trauernden Jünger zur Linken, und vor allen der das Gesicht mit der Hand bedeckende Johannes ebenso trefflich aus, als die zur rechten Hand versammelten Heiligen und Kirchenväter. Das Bild will einsam, lange und vorbereitet betrachtet sein u. s. w.

Endlich müssen wir noch der trefflichen Schilderungen und Beschreibungen welche der Verf. in Bezug auf München gibt gedenken, namentlich der guten und richtigen Bemerkungen über Architektur, besonders über die in München und an andern Orten herrschende Nachahmungssucht in dieser Kunst. Auch die unterrichtende Beschreibung des Residenzbaus wollen wir nicht unerwähnt lassen. Nur Dem was der Verf. über die Rottmann'schen Bilder und die Landschaftsmalerei überhaupt sagt können wir nicht beipflichten. Er hat auch hier zu sehr das Stoffartige vor Augen. Wir haben kein Bild von dem Verf. gesehen, aber aus den Punkten welche er auf seinen Reisen, namentlich bei Florenz, Fiesole u. s. w. abgemalt hat geht hervor, daß er in der Landschaft einen eigenen Geschmack hat, der sich oft bei Gelehrten, aber wol nie bei Künstlern findet. Solche Landschaften wie sie der Verf. vor Augen hat nehmen sich schöner in Beschreibungen als in Gemälden aus. Unzählige Details nah und fern, Städte, Dörfer und Landhäuser, Felder und Gärten, Berge und Thäler, Flüsse und Bäche, Menschen, Thiere u. s. w. mit ihrem Leben und Treiben, Bäume und Blumen in ihrem Dufte, dabei wieder die Stille der Umgebung u. s. w. — alles Dieses läßt sich wol beschreiben aber nicht malen; Harmonie der Formen und Farben dagegen, des Lichts und Schattens u. s. w. lassen sich nicht beschreiben, sondern nur malen, wie bei Rottmann.

(Der Beschluß folgt.)

Paris 1847. Von Heinrich Laube. Manheim, Hoff. 1848. 8. 21 Ngr.

Die Theilnahme welche die Namen Wienbarg, Gutzkow und Laube seit dem Jahre 1830 erregten hat bei Vielen, zu denen auch Ref. sich zählt, noch nicht aufgehört. Es war wol damals weniger die Gediegenheit der Productionen jener Genannten wodurch wir angezogen wurden, als die Energie mit der sie Neues, Besseres, den Fortschritt, verlangten und versuchten; sie machten ja damals erst ihre Schule, und thaten es vor den Augen des Publicums — ich spreche von den Büchern die sie herausgaben. Inzwischen geschah Mancherlei in Deutschland; die Buchhändler haben auch eine Stimme, wenn

es sich um das Herausgeben eines Buchs handelt, kurz, Gutzkow und Laube fingen an fürs Theater zu schreiben. Wir müßten das alte Griechenland nicht kennen, wenn wir bestreiten wollten, daß von der Bühne aus die öffentliche Meinung geleitet werden könne; ob es aber in unserm jetzigen Deutschland möglich sei, Das bezweifeln wir. Wir wünschten, daß Gutzkow und Laube ihren frühern Operationsplänen treu geblieben wären, dann hätte der Frühling des Jahres 1848 sie nicht gleichsam abwesend gefunden; das Talent, welches Beiden nicht abzusprechen ist, möchte dem Vaterlande nützlicher werden, wenn es sich anderartig bethätigte als im Produciren von Theaterstücken, und wenn es andere Concurrenten zu bekämpfen hätte als Frau Birch-Pfeiffer — Das ist eine Ansicht die wir seit Jahren, nicht heute zum ersten mal ausgesprochen haben.

Wir kommen auf Laube's Buch zurück. Es beschreibt Paris im Frühjahr 1847, und der Verf. sagt im Schlußwort: Paris sei im Frühjahr 1847 ziemlich langweilig gewesen. Wenn man diesen hier gegebenen Maßstab an Laube's Buch legt, so möchte das Urtheil nicht so ganz ungünstig ausfallen; denn man findet doch manche ganz interessante Mittheilungen in dieser Schrift. Aber an ein Buch von Laube darf man doch höhere Anfoderungen machen. Auf der Höhe der Zeit steht dies „Paris 1847" nicht. Zum Beweise führen wir Folgendes an. Im April 1847, wo Laube in Paris war, erhob sich schon die Foderung der Wahlreform; Laube nennt Das einen Sturm im Wasserglase, und erkennt die Bedeutung nicht an welche diese Foderung damals schon hatte, und welche am 24. Febr. 1848 so gewaltig eclatirte, daß die Republik proclamirt wurde. Ferner hatte Laube keine Ahnung davon, daß Ludwig Philipp und seine Familie, daß Guizot und Thiers innerhalb so kurzer Frist in Frankreich unmöglich werden würden; er sagt S. 74, die republikanische Partei in Frankreich sei nur eine formelle Richtung und habe wenig Leben und Bedeutung. Ferner hat Laube die „Zehn Jahre" von Louis Blanc nach ihrem großen Einflusse den sie auf die Stimmung des Volks in Frankreich und auf französische Zustände gehabt haben keineswegs gewürdigt. Im Gegensatz zu dem Gesagten müssen wir erwähnen, daß Laube die große Zukunft Lamartine's anerkennt; Laube berichtet, daß Lamartine in seiner „Histoire des Girondins" sagt, die republikanische Regierungsform sei vorzuziehen, wenn es sich um die völlig neue Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt. Aber den richtigen Schluß zieht unser Verf. wieder nicht daraus, indem er sagt, Lamartine werde ein Hauptminister der Regentschaft sein.

Wenn wir nun den Hauptinhalt des Laube'schen Buchs uns vergegenwärtigen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß der Verf., wenn ihm nur sein Kunstdilettantismus, seine Vorliebe für Theater und theatralische Persönlichkeiten Muße gelassen hätte, im Frühling des verflossenen Jahres in Paris den Stoff zu einem Werk von höherm Werth habe sammeln können. Was Ref. betrifft, so hat denselben die Naivetät Laube's stets wohlthuend angesprochen; so z. B. sagt er einmal irgendwo, nachdem eins seiner Bücher hart mitgenommen war: „Es thut gar Nichts, wenn man einmal ein weniger gutes Buch geschrieben hat, sobald man nur die Befähigung hat nächstes mal ein gutes zu schreiben."

So möchten wir denn Laube, den Verfasser des „Jungen Europa", auffodern, und die Auffoderung geschieht gewiß im Sinne Vieler, die gegenwärtige Periode nicht vorübergehen zu lassen ohne seine Stimme abzugeben über die großen, hochwichtigen Fragen der Zeit. Das Recht und die Befähigung dazu werden ihm auch seine entschiedensten Gegner nicht absprechen wollen. 37.

Ein neapolitanisches Schulbuch aus dem Jahre 1845.

Adolf Stahr erzählt im zweiten Bande seiner vielfach interessanten Reiseerinnerungen aus den Jahren 1845 und 1846: „Ein Jahr in Italien" (Oldenburg 1848) von einem neapolitanischen Schulbuche das 1845 in Sorento für die Gemeindeschule der Stadt in Gebrauch war, und das nach dem Titel als eine Uebersetzung des bekannten französischen Schulbuchs von Formey: „Abrégé de toutes les sciences" (Berlin 1794!!) sich ankündigte, übrigens nach der italienischen Bearbeitung des Formey'schen Buchs vom J. 1839 (Edizione nuova, migliorata, corretta ed accresciutta) gefertigt war. Am ausführlichsten waren darin die Heraldik und die Kunde der verschiedenen europäischen Orden behandelt. In der Geschichte dagegen stellte es sich besonders mangelhaft dar. In Deutschland war noch das Heilige Römische Reich mit seinen zehn Kreisen und den sieben Kurfürsten, mit Kaiser und Reich und dem Reichstage zu Regensburg, als der damals (1839) regierende Kaiser aber Franz I. aufgeführt. In dem speciellen Theile von Deutschland waren dagegen alle Kurfürsten bis auf einen verschwunden, und das Herzogthum Würtemberg hatte sich in ein Königreich verwandelt. Als unumschränkte Herrscher in Europa waren dort, außer dem Sultan, der Kaiser von Rußland und der König von Dänemark bezeichnet; dagegen ward die Frage: welches die beste Regierungsform sei, dahin beantwortet, daß es die monarchische sein würde, wenn die Monarchen immer so beschaffen wären wie sie sein sollten. Portugal besaß nach dem angezogenen Schulbuche von 1839 immer noch die „schöne Provinz Brasilien", obgleich kurz vorher ein Kaiser von Brasilien erwähnt worden war; ebenso besaß Spanien noch den ganzen südlichen Theil von Amerika, und Peru lieferte ihm immer noch seine reichen Schätze; Griechenland existirte als Königreich noch gar nicht, und die Macht des Sultans galt dort noch als eine potenza *formidabile!* Darf man von dergleichen Dummheiten in einem neapolitanischen Schulbuche auf den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Neapel im Allgemeinen einen Schluß machen, so erscheint nur um so wahrer was Stahr a. a. O. sagt, daß das Unterrichtswesen, das sich seit 1821 ganz wieder in den Händen der Pfaffen befunden, damit thatsächlich um 80 Jahre zurückgeschoben worden sei, während der öffentliche Unterricht unter Murat in einem vorzüglichen Zustande gewesen wäre. 6.

Miscellen.

Luther in Erfurt.

„Anno 1521 hat Carolus V.", so steht wörtlich in der „Erfurter Stadtchronik", „Martin Luther beschrieben und ihn citirt gen Worms zu kommen und seine Lehre zu verantworten. Welches also geschehen. Als er hat wollen heimziehen, ist er gen Erfurt kommen. War auf den Abend Quasimodogeniti. Da predigt er auf den Sonntag zum Augustinern und sein Thema war: Habt Friede. Und wie er am besten predigt, so kracht die Vorrkirche zum Augustinern und war ein solcher Rumor in der Kirchen, daß schier viel Volks wäre erdrückt worden. Da rief Martinus: «Liebes Volk! Es ist der Teufel; richtet so ein Spiegelfechten an.» Und: «Seid stille! Es hat keine Noth.» Und er bedreuete den Teufel. Da ward es stille und thät seinen Sermon aus."

Wohlfeiles Studiren in früherer Zeit.

Nach dem prager liber decanorum vom Jahre 1366 wird das Honorar nach Groschen ausgeworfen; die Metaphysik kostete auf ein halbes Jahr acht Groschen, die Physik auf dreiviertel Jahr ebenso viel. Wer keine 12 Gulden jährlich zu verzehren hatte hörte alle Vorlesungen gratis.

Der erste botanische Garten.

Den ersten botanischen Garten legte der Apotheker Angelo von Florenz unter Karl IV. in Prag um das Jahr 1356 an; er hieß kurzweg Hortus angelicus und war ursprünglich ein Apothekergarten. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 189. —— 7. Juli 1848.

Mnemosyne, Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern von C. G. Carus.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Zum Schlusse erlauben wir uns noch einige Bemerkungen über die Reisebilder, die Autobiographie und die übrigen vermischten Aufsätze. Die Schilderungen der Oertlichkeiten und Reiseereignisse haben für den Ortskundigen das größte Interesse. Sie sind wahr und bezeichnend, setzen aber diese Kunde meistens voraus. Besonders schön geschildert ist der Spaziergang nach Fiesole und die Aussichten in der Umgebung von Florenz. Die Autobiographie des Verf., in jeder Hinsicht an Goethe's „Wahrheit und Dichtung" erinnernd, ist durch gediegene Charakterisirung eigener und fremder Individualität, durch interessante Schilderungen gleichzeitiger Zustände und Persönlichkeiten, besonders auch als ein bemerkenswerther Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der Medicin und Naturwissenschaften in vorigem und diesem Jahrhundert, anziehend und belehrend. Von den sonstigen vermischten Aufsätzen wollen wir nur einzelne berühren, da der Raum nicht gestattet auf alle einzugehen. Die philosophischen Aufsätze („Kunst und Leben", „Philosophische Systematik", „Sein — Nichtsein") tragen mehr das Gepräge eines eklektischen als eines streng durchgebildeten speculativen Standpunkts. Allein sie sind geistreich, und beurkunden eine poetische, von sittlicher und religiöser Bedeutung durchdrungene Weltansicht. Vornehmlich ist die Vergleichung der Verwirklichung der Idee des Göttlichen im Menschen mit der künstlerischen Realisirung einer Idee zum Ideal und namentlich des Weltganzen mit einem Kunstwerke sehr passend, und führt consequent durchgedacht auf einen Standpunkt welcher weit von der dualistischen Anschauung entfernt ist, in welcher der Verf. stellenweise noch befangen ist. Denn wie im Kunstwerke Idee und Form Eins sind, so ist auch in dem absoluten göttlichen Kunstwerke, dem All der Dinge, kein Dualismus zwischen Ursache und Wirkung, Wandelbarem und Unwandelbarem, zwischen Wesen und Erscheinung, Substanz und Accidenz u. s. w., beide sind Eins, zu einem unzertrennlichen ewigen Ganzen verschmolzen, dessen wesentliche Seiten nur der Verstand trennen, und als für sich bestehende Momente auseinanderhalten kann, während sie in Wahrheit Eins sind. Auch das Werden im gewöhnlichen endlichen Sinne, welchem der Verf. eine objective Realität zuschreibt, und bei der dualistischen verstandesmäßigen Trennung zwischen einer ewigen Substanz der Dinge und ihrer wandelbaren Erscheinung zuschreiben muß, und worauf er großes Gewicht legt, fällt nach der Auffassung des Universums als des „göttlichen Kunstwerks" weg. Es kann nicht als *objective* Eigenschaft des in sich vollendeten Alls der Dinge und seiner einzelnen Momente betrachtet werden, sondern es hat nur eine *subjective* Bedeutung, indem es nur in der Anschauungsweise des sogenannten zeitlichen Menschen seinen Grund hat. Die Individualität des Menschen besteht aus einer, oder ist der Inbegriff einer Reihe von Momenten, von denen jedes mit dem zu seiner Anschauungssphäre gehörigen Kreis von Objecten für sich gesetzt und respective selbstbewußt ist, sodaß jedes einen Theil der zu dem *individuellen Ganzen*, welches im Ewigen gipfelt, gehörigen Momente und Anschauungssphären für vergangen, einen andern für zukünftig hält und somit Alles im Werden anschaut.

In dem Aufsatze „Hamlet, Princip dieser Tragödie" vergleicht der Verf. den Verlauf dieser Tragödie mit den Entwickelungsstufen der Pflanze in den Momenten des Samenkorns, des Keimens, der Blüte, Frucht und des Absterbens, wie er denn überhaupt diese Vergleichung geistiger Verhältnisse und Zustände mit dem Pflanzenleben besonders liebt und häufig in Anwendung bringt. Der Vergleich ist an sich richtig und veranschaulichend. Allein er ist ganz allgemeiner Natur, und paßt auch auf jede andere Tragödie, weil er nur das allgemeine Wesen derselben versinnlicht. Die besondere Eigenthümlichkeit des genannten Shakspeare'schen Stücks wird keineswegs dadurch bezeichnet. Eine specielle Deutung des *allgemeinen Bildes* auf das *specifische* Princip dieser Tragödie, und den eigenthümlichen Charakter der in „Hamlet" auftretenden Personen läßt sich nicht durchführen, und scheint uns auch in dem genannten Aufsatze nicht durchgeführt. Daher finden wir die Ueberschrift „Hamlet, Princip dieser Tragödie" unpassend. Ebenso wenig können wir in Bezug auf das „Bruchstück einer nicht metrischen Uebersetzung des Dante" dem Verf. beitreten, wenn er eine *prosaische* Uebersetzung des Dante für die zweckmäßigste hält. Wie eine genaue und treue Uebersetzung überhaupt nicht in einer sogenannten wörtlichen Uebertragung, sondern in der Wahl derjenigen

Ausdrücke, Wendungen u. s. w. besteht welche den im Urtext enthaltenen am meisten entsprechen, so ist auch namentlich die Uebersetzung eines Gedichts mangelhaft, wenn sie dasselbe nur in Prosa auflöst. Denn, wenn die Uebertragung wie sie sein soll auf Kunstwerth Anspruch macht und ein treues Abbild des Originals werden soll, so handelt es sich nicht um ein bloßes Wiedergeben des Inhalts, der Gedanken, sondern um Wiedergeben des Gedichts als einer Einheit von Inhalt und Form. Bildet also das Metrum einen wesentlichen Theil der Form eines zu übersetzenden Gedichts, so muß auch die Uebersetzung metrisch sein. Dabei ist es aber nicht nöthig dasselbe Metrum anzuwenden. Die Uebertragung würde vielmehr in jenem falschen Sinne wörtlich sein, wenn man Dies auch in dem Fall thun wollte, wo das Metrum des Urtextes dem Charakter der Sprache in welche das Gedicht übertragen wird widerspräche. Es wird dann vielmehr nur das Metrum zu wählen sein welches vorzugsweise geeignet ist die ganze Fülle der Ideen, Bilder u. s. w. des Originals in sich aufzunehmen.

Die Art wie der Verf. die Frage: „Was sind Literaten?" beantwortet hat finden wir sehr bezeichnend und beachtungswerth. Endlich stimmen wir auch mit ihm in allem Dem überein was er in dem Aufsatz: „Verwerfliche Wirkungen der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter unserer Zeit", gesagt hat. Wir möchten nur noch Folgendes hinzufügen: Wenn die deutschen Schriftsteller mehr in einem Stile schrieben welcher den Gebildeten zugänglich wäre, wenn das Schauspiel und die Leihbibliotheken, aus welchen der größere Theil des Publicums, gerade in Folge der so oft vernachlässigten ästhetischen und humanistischen Seite des Unterrichts, seine weitere Ausbildung in dieser Hinsicht zu holen genöthigt ist, besser als gewöhnlich geschieht überwacht, und an beiden Orten nur gediegene Werke zugelassen würden, so könnte eine Läuterung des Geschmacks nicht lange ausbleiben. **K. Hinkel.**

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. Fünfter Band. — Auch u. d. T.: Denkwürdigkeiten über Italien von Wilhelm Pepe. Mit einer Einleitung: Uebersicht der italienischen Memoirenliteratur. Erster Theil. Zürich, Schultheß. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Herausgeber haben den fünften Platz in ihrer „Bibliothek ausgewählter Memoiren", über die wir zuletzt in Nr. 325 d. Bl. f. 1846 berichteten, den Memoiren des Generals Wilhelm Pepe angewiesen. Es ist dieser General keine der hervorragendsten Gestalten unter den Feldherren des 19. Jahrhunderts, er hat sich unter Napoleon weder den Marschallsstab noch die Generalsepaulettes verdienen können, aber er gehört zu den tüchtigen Stabsoffizieren jenes Heers welche den gründlichsten Unterbau der gewaltigen Pyramide bildeten, und aus denen dereinst ausgezeichnete Feldherren hervorgegangen sein würden. Der vorliegende Band schildert uns ein bewegtes Kriegerleben bis zum Jahre 1814; über die spätern Ereignisse und seine Theilnahme an den neapolitanischen Unruhen in den J. 1820 und 1821 hat Pepe selbst bereits in einer frühern Schrift Nachricht gegeben. An Großartigkeit des Inhalts steht dieser letztere Lebensabschnitt dem in dem vorliegenden Bande geschilderten sehr nach, sein Inhalt umfaßt nur trübe Jahre aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts, und schließt mit dem freudlosen Aufenthalte des verbannten Verf. in Barcelona, Lissabon, Madrid und London, wo er die vorliegenden Erinnerungen an seine frühern Schicksale niedergeschrieben hat.

Wir finden nun das größte Interesse dieses Bandes darin, daß sein Verf. ganz und gar ein Italiener ist und Nichts weiter sein will, daß er ferner eine Reihe von Bildern aus der Geschichte eben dieses Vaterlandes liefert, welches unter dem Zusammenstoß großer Weltbegebenheiten wie vergessen war, und bei der eigensinnigen Beschränkung der Italiener auf ihr Land und die Vermeidung alles engern Verkehrs mit Ausländern sich selbst lange Zeit einer genauern Kenntniß entzogen hatte. Memoiren aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind in Italien selten, die Denkwürdigkeiten Vittorio Alfieri's im 18. und die Silvio Pellico's in unserm Jahrhundert haben unter ihnen die größte Berühmtheit erhalten; aber wie viele Einblicke in die bürgerlichen und kriegerischen Verhältnisse Italiens fehlen uns da noch im Verhältniß zu der Literatur anderer europäischer Länder, selbst der von Rußland und Polen nicht ausgenommen. Für die kriegerischen Zustände während einer bestimmten Zeit empfangen wir in dem vorliegenden Buche manche gute Aufschlüsse und Lebensschilderungen, durch die, wie es der besondere Vortheil solcher Bücher ist, auch die allgemeinen Verhältnisse in wünschenswerther Weise aufgehellt werden. Pepe ist, wie wir oben bemerkten, durch und durch Italiener, der Ruhm, die Unabhängigkeit seiner Nation, der Haß gegen fremde Unterdrückung, der sich damals vorzugsweise gegen die Franzosen wendete, und nur durch ihre größere Strenge und militairische Kraft gezügelt wurde, der Ingrimm sein Vaterland Neapel von diesen Eindringlingen beherrscht zu sehen: alle diese Stimmungen sind in ihm, einer von Haus aus unruhigen Natur, unaufhörlich rege. Auf ihn, der am 5. Febr. 1783 geboren und eins der jüngsten Kinder aus der reich gesegneten Ehe seiner Aeltern, wohlhabender Grundbesitzer in Calabrien war, hatten die Grundsätze und Ereignisse der Französischen Revolution den lebhaftesten Eindruck gemacht. „Die Jugend Neapels", schreibt er vom J. 1798, „glühte vor Verlangen in ihrem eigenen Lande eine der Französischen Republik gleiche Einrichtung herzustellen. Solche Grundsätze waren beinahe überall verbreitet, ganz besonders unter Leuten welche die wahre Wohlfahrt der Nation im Auge hatten, und unter den Unglücklichen die in den Staatsgefängnissen schmachteten. Unsere Offiziere namentlich hegten die kriegerischsten Wünsche und eine namenlose Verachtung gegen die schwache und übelberathene Politik die das Reich beherrschte. Ich selbst hatte kaum mein funfzehntes Jahr erreicht als mein Herz schon hoch pochte von den begeistertsten republikanischen Grundsätzen." Im folgenden Jahre begrüßte er mit außerordentlicher Begeisterung die von Championnet errichtete Parthenopeische Republik, über deren erste Begründung der interessante Bericht des Obergenerals hier abgedruckt ist, und that seine ersten Kriegsdienste in der Colonne des Generals Schipani, welcher den republikanischen Grundsätzen in Apulien gegen das Heer des Cardinals Ruffo Anhang verschaffen sollte. Aber die Unternehmung war unglücklich, und Pepe's erste militairische Ausfahrt endigte mit der Verwundung im Gefecht bei Vigliana, der darauf erfolgten Gefangennehmung am 14. Juni und Abführung nach Neapel. Hier wurde er nebst seinen Leidensgenossen durch das furchtbarste Schauspiel in Schrecken gesetzt: Ruffo's entmenschte Horden und die Lazzaroni, deren ehrliche, offene Gesichter man in diesem Gewühle gar nicht wiedererkannte, schleppten Männer und Frauen aus allen Ständen barbarisch über die Straße, die Meisten von Blut triefend, halbtodt, ihrer Kleidung beraubt, unter dem lautesten Geheul und Geschrei. In einem großen Gefängnisse lag Pepe mitten unter Leuten aus allen Ständen, von der Straße herein erschallte das Geschrei der Ermordeten, Schmuz, Blut, Unrath bedeckte die Räume, die Gefangenen empfingen erst am dritten Tage etwas weniges Brot und Wasser. Nach

24tägigen entsetzlichen Qualen wurden die Gefangenen an Bord einer Corvette gebracht, von da wieder in andere Räumlichkeiten, stets unter Beschimpfung von Seiten des Pöbels und in steter Furcht vor der Hinrichtung. Ihr Richter ward der unmenschliche Speciale, einer von jenen Wüthrichen wie sie die Revolutionen des 18. Jahrhunderts in Frankreich erzeugt hatten. Als er den von Blut und Schmuz entstellten Pepe erblickte, rief er ihn an: „Du siehst ja aus wie ein Brutum, nicht wie der Brutus, den ihr so sehr bewundert, sondern wie ein wirkliches Brutum." Auf diese unverschämte Rede antwortete Pepe in nicht minder scharfen Ausdrücken, welche Speciale so erbitterten, daß er ihm das Tintenfaß an den Kopf werfen wollte, und mit höhnenden Worten bedeutete, er habe schon seinen Kopf in der Schlinge. Darauf folgten wieder 30 Tage in dem härtesten Dunkelarreste, bis endlich Pepe mit in die Zahl Derer eingeschlossen wurde welche zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt wurden, weil sie die Waffen gegen ihr Vaterland getragen hatten. Im December erfolgte die Abführung nach Marseille.

Außer Pepe's eigenen Schicksalen enthalten diese Capitel noch manche Mittheilungen über andere ausgezeichnete Neapolitaner, welche zu jener Zeit als Opfer des blutdürstigsten Terrorismus fielen, ganz in Uebereinstimmung mit Colletta, der hier (lib. 5, cap. 1) gar Nichts übertrieben hat. Unter jenen Opfern war auch Caraccioli, dessen schmachvolle Hinrichtung von Pepe mit gebührender Entrüstung über Nelson's Verfahren erzählt ist.

Als darauf in Dijon eine italienische Legion gebildet ward, trat Pepe als Freiwilliger in die Reiterei derselben ein und brach im Anfang Mai 1800 in dem von Bonaparte selbst befehligten Heere zunächst nach der Schweiz auf. Der Uebergang über den Großen Bernhard war nach seinem Berichte zwar schwierig, aber doch kein solches Wunderwerk wie gewöhnlich erzählt wird, worin also Pepe mit dem Engländer Mitchell („The fall of Napoleon", I, 59—61) und mit unserm Schlosser („Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", V, 288) zusammengetroffen ist. Dagegen schildert er uns einen Gebirgsweg, welchen drei Bataillone der Legion machen mußten, und wo sie auf der Seite von Valdobia die Alpen wieder herabstiegen, um bis nach Varallo vorzudringen, als fast unzugänglich. Diese Berge schienen gar kein Ende nehmen zu wollen, furchtbare Abgründe thaten sich an den Seiten auf, die Leute mußten sitzend, zuweilen auch auf dem Bauche liegend herabgleiten. Pepe verwundert sich sehr, daß dies denkwürdige Unternehmen so wenig Beachtung gefunden, und macht Dies namentlich Botta zum Vorwurf, der als geborener Piemonteser alle hier einschlägigen Nachrichten hätte sammeln sollen. Darauf verweilt er länger bei dem Gefechte an der Sesia, und erklärt, daß man ohne Uebertreibung sagen könne, es sei diese Schlacht (welche sonst fast gar nicht erwähnt wird) in dem ganzen Feldzuge die gefahrvollste und schwierigste Unternehmung gewesen, welche die Italiener ohne alles Geschütz und blos mit ihrer Taschenmunition gegen einen mit allen Kriegsvorräthen wohlversehenen Feind vollbrachten. „Es hätten auch", fährt er fort, „die Franzosen Dies anerkannt. Aber wenn sie schon mündlich wie schriftlich den Thaten der Italiener alle Achtung erwiesen, so haben diese doch im Verlaufe des Feldzugs, als sie als Hülfstruppen in den französischen Reihen fochten, oft erfahren was Tasso sagt: A premio usurpa del valor la frode."

Wir haben bereits auf diesen vorzugsweise italienischen Charakter aufmerksam gemacht, der unserm Buche gerade jetzt einen besondern Reiz geben kann. Pepe erklärt ungescheut, daß er die Oestreicher hasse und zwar mit der ganzen Tiefe seiner Gefühle als Italiener, nicht aus kleinlichen, persönlichen Beweggründen, die ihn am Ende hätten anders stimmen können, da ihm von ihren Feldherren manches Lob zu Theil geworden sei. Aber noch viel entschiedener ist sein Haß gegen die Franzosen, und auch in dieser Beziehung könnten seine Denkwürdigkeiten den jetzigen Machthabern in der Lombardei von Nutzen sein, wenn sie sich wirklich von der Republik Frankreich eine uneigennützige Unterstützung versprechen sollten. Pepe konnte 1801 in seinem Vaterlande, wo durch Frankreich eine politische Amnestie gewährleistet war, ruhig beharren, aber er mochte sich nicht die Oberherrlichkeit der Franzosen gefallen lassen, er haßte die niederträchtige Unterthänigkeit des Königs von Neapel und befand sich in einem dem Wahnsinn nahen Schmerze. „Um diese Zeit", sagt er, „war die politische Aufregung groß, die Jugend Italiens war tief durchdrungen von den Gefühlen der Nationalität, man las sich Alfieri's Werke vor und declamirte laut die gegen die Franzosen gerichteten Verse; es fehlte auch nicht an Reibungen mancherlei Art in den lombardischen Städten." Als er nun im Sommer 1806 aus einer harten Gefangenschaft, von der noch die Rede sein wird, nach Neapel zurückkehrte, fand er hier die Herrschaft Joseph Napoleon's aufgerichtet. Er überzeugte sich, daß die Zeiten nicht mehr die eines republikanischen Heroismus wären, daß der Name Republik zum Gespött geworden sei, daß dagegen die bessern Grundsätze der Französischen Revolution das Eigenthum der wohlhabenden, aufgeklärten Leute geworden wären, während alle Uebel der Zeit von der Geistlichkeit, von den niedern Classen und von dem Souverain ausgeführt würden. Ob unter dem Letztern nun Ferdinand IV., von dem und von dessen Gemahlin Karoline Pepe nur Schlechtes zu erzählen weiß (die Letztere nebst Acton erklärt er für die Ursachen alles Unglücks), oder Joseph Bonaparte gemeint sei, bleibt insofern unentschieden, da der Verf. dem Letztern doch nicht gerade durchaus abhold ist, wenngleich von ihm, und hier mit Recht, geurtheilt wird, er habe nicht die Vortheile seiner Stellung erkannt und sich häufig unköniglichen Zerstreuungen hingegeben. Mehr Lob empfängt Murat. Gleich die erste Vorstellung nimmt unsern Verf. für den neuen König mit seinen leutseligen, franken Manieren, seiner glänzenden Erscheinung und seiner kriegerischen Tüchtigkeit ein. Bei dem Lobe welches Murat den neapolitanischen Truppen ertheilte wird Pepe von dem höchsten Enthusiasmus ergriffen, sieht in Murat den neapolitanischen Karl XII., und widmet sich seinem Dienst als Ordonnanzoffizier mit der höchsten Thätigkeit. Denn Pepe war eigentlich doch Nichts als Soldat, und als solcher faßte er auch die Idee von einer Einheit Italiens, die ihm ein freies, mächtiges Land verhieß, auf. In dieser Beziehung konnte er sich auch mit dem neapolitanischen Vicekönigreiche Italien aussöhnen, die kräftige Herrschaft ließ ihn ein neu gestärktes Nationalbewußtsein erblicken, eine neue Menschenwürde statt des Zustandes blödsinniger Unwissenheit und Feigheit. Die höchste Freude gewährten ihm freilich die zur kriegerischen Thätigkeit unter Napoleon berufenen italienischen Truppen, welche 300,000 Mann an der Zahl während der 18 Jahre der Vereinigung des italienischen Königreichs mit Frankreich unter der nationalen Fahne gefochten haben. Dabei hat indeß General Pepe ebenso wenig als der würtembergische General v. Bismark bedacht, daß diese Italiener nur für die ehrgeizigen Pläne Napoleon's gefochten haben, und über der kriegerischen Glorie ganz die unzähligen Klagen der Bewohner des italienischen Königreichs, die uns Botta, z. B. IV, 103—105, überliefert hat, ihre Conspirationen und Unruhen bei den getäuschten Hoffnungen der Freiheitsfreunde vergessen, und endlich die Folgen dieser Unzufriedenheit, welche sich in ihrer Freude von dem französischen Joche 1814 befreit zu sein auf das deutlichste aussprach. Aber wir müssen noch Pepe's Worte am Schlusse des Bandes zur Bestätigung unsers Urtheils und zur Charakteristik des Mannes hersetzen: „Noch größer ist die Zahl der Italiener aus den übrigen Theilen der Halbinsel welche glorreichen Antheil an diesen Gefechten nahmen. Wenn im Verlauf dieses hartnäckigen europäischen Kampfes zwei Söhne Italiens, Bonaparte und Masséna, die Zinnen des Ruhms erstiegen, obschon nicht an der Spitze italienischer Truppen, so darf man glauben, daß, wenn der Erstere als Herr unsers Schicksals sich entschlossen hätte das Separatcommando über unsere nationalen Truppen italienischen Generalen zu übertragen, die Pescara, die Sforza, die Trivulzi, die Farnese, die Spinola, die Montecucoli und andere Namen von gleich

berühmtem Klange nicht ausgeblieben sein würden. Aber was nun auch sein Grund sein mochte, Napoleon stellte niemals auch nur zwei italienische Divisionen unter das Commando eines Eingeborenen, obschon die Geschichtsbücher laut verkündigen, daß unter allen Verbündeten der Französischen Republik und des Kaiserreichs sich Niemand so ausgezeichnet hat wie die Italiener." Wir wollen diese Aeußerung des italienischen Patriotismus jetzt nicht weiter mit den Ansprüchen anderer Rheinbundstruppen zusammenhalten, oder des Geistes der Eifersucht und der Gehässigkeit gedenken welcher den Italienern in der Schlacht bei Sacile am 16. April 1809 so nachtheilig geworden ist, aber ein so glänzendes Zeugniß als Napoleon den Baiern und Würtembergern im April 1809 nach dem fünftägigen Kampfe gegen die Oestreicher ausgestellt hatte dürften die Italiener nicht aufweisen können. Daß sie niemals allein fechten durften, lag in des Kaisers Mistrauen gegen sie wie gegen alle Bundestruppen: er konnte wol einzelne Offiziere für sich begeistern, aber die Gemeinen haßten ihre fremden Zwingherren, wenn sie es auch auf Augenblicke vergessen zu haben schienen, und Das wußte Napoleon recht gut.

Eine am meisten selbständige Kriegführung hatte Pepe in Spanien erreicht, wohin auf sein dringendes Begehren ihn König Joachim 1810 entließ. Die Ueberzeugung, daß er hier vorzugsweise eine praktische Ausbildung erhalten würde, überwand die Bedenklichkeit seiner Freunde, daß ein ehrenhafter Mann nicht an dem ungerechten spanischen Kriege Antheil nehmen dürfte. Als Anführer einer neapolitanischen Brigade stellte er in derselben Zucht, Ordnung und Reinlichkeit her, und nahm von 1810—13 an den bedeutenden Kämpfen des Heers von Aragonien unter Suchet rühmlichen Antheil. Wir verdanken diesem Abschnitte manche neue Thatsache zur Schilderung des spanischen Kriegs in Bezug auf die Italiener, deren Tapferkeit in den französischen Berichten nur selten erwähnt ward, sodaß die ausführliche Geschichte des Ingenieurgenerals Vacani (Mailand 1845) ein echt vaterländisches Unternehmen geworden ist, welches in unserm Buche und in den Memoiren des Hauptmanns von Poli (Breslau 1846) manche anziehende Ergänzungen aus den Schicksalen einzelner Soldaten und Bataillone erhalten hat. Pepe hatte übrigens von der Feindschaft des französischen Generals Freire, der ihm bei Gelegenheit seines Zweifels über Napoleon's vorragende Feldherrngröße geradezu sagte: „Ich glaube, Oberst Pepe liebt weder Napoleon noch die Franzosen", manches Unangenehme zu erleiden. Denn ein Verehrer Napoleon's ist er weder damals noch früher gewesen.

Die letzten kriegerischen Begebenheiten erlebte Pepe unter dem König Joachim, dem er mit großer Treue anhing, im J. 1814, als die Neapolitaner gemeinschaftlich mit den Oestreichern gegen den Vicekönig von Italien Krieg führten. Insofern man diesen Feldzug meistens nur nach den Berichten der Oestreicher kennt, enthält die Schilderung eines Augenzeugen manches Beachtungswerthe. Dasselbe gilt auch von den im 16. Capitel geschilderten Versuchen Murat's in den J. 1810 und 1811 eine Landung in Sicilien zu machen.

Außer den bereits angeführten Begebenheiten ist das Leben des Generals Pepe an solchen Ereignissen reich wie sie in den unruhigen Jahren von 1792—1814 viele Einzelne in Europa betroffen haben, nur daß nicht ein Jeder von ihnen das Glück gehabt hat schon in seinem 29. Jahre General zu sein, wie Wilhelm Pepe. Wir finden ihn in Italien, Spanien, Frankreich und auf den ionischen Inseln kriegerisch thätig, bald im offenen Kampfe, bald in geheimer Aufregung der Calabresen und Apulier gegen die volksfeindliche Regierung in Neapel, bald siegreich, bald besiegt; am härtesten aber erging es ihm als er, ein 19jähriger Jüngling, mit schweren Ketten belastet, als Staatsgefangener nach den mislungenen Versuchen in Calabrien einen Aufstand zu erregen im J. 1803 nach der Fossa del Marittimo an der Küste von Sicilien abgeführt wurde. Dies schauerliche Loch war ursprünglich eine Cisterne gewesen, zu der man auf einer beweglichen hölzernen Leiter herunterstieg, 6 Fuß breit und etwa 20 Fuß lang, aber von ungleicher Höhe, sodaß man nur in der Mitte aufrecht stehen konnte, dabei außer am Mittage ganz finster, dunstig bis zum Ersticken und voll Insekten; darin mußten fünf Menschen aushalten. Von da ward Pepe in den schrecklichen Kerker im Castell Sta.-Catarina auf der Insel Favignana gebracht, der in einer tiefen Felsenhöhle angebracht war, feucht und düster, aber doch ziemlich geräumig. Dafür mußte ihn Pepe und sein Unglücksgefährte auch mit der Genossenschaft von 20 Menschen theilen, die mit wenigen Ausnahmen des Mordes schuldig waren, und zwar beinahe zwei Jahre lang. Er würde umgekommen sein, wenn nicht die Menschlichkeit des Commandanten ihm einige Vergünstigungen gestattet und er Geld genug gehabt hätte sich von Trapani Bücher kommen zu lassen, die man frei durchgehen ließ, weil auf der Insel und im Castell nur wenige Leute waren die lesen konnten. Alle diese Schilderungen stellen uns die neapolitanische Criminaljustiz in dem fürchterlichsten Lichte dar, und wir würden eine solche Barbarei gegen politische Gefangene im Anfange des 19. Jahrhunderts kaum für möglich halten lassen, wenn sie nicht durch die einfachste Erzählung, die leider auch anderwärts Belege findet, hinlänglich bestätigt würde. Seine vollständige Befreiung erhielt Pepe erst im Sommer 1806, wo er dann in die Dienste des Königs Joseph trat.

Wir haben noch einige Worte über die Arbeit der deutschen Herausgeber zu sagen. Die Abhandlung über italienische Memoirenliteratur fehlt und soll beim zweiten Theile nachgeliefert werden. Aber die Herausgeber können es uns bei der Nichterfüllung ähnlicher Zusagen in den frühern Bänden unmöglich verübeln, wenn wir an diese Verheißung nicht recht glauben, und hier um so mehr, weil die Uebersicht der italienischen Memoirenliteratur eine Kenntniß der italienischen Literatur voraussetzt, die man jetzt wol nur bei Ruth oder bei A. v. Reumont finden könnte. Dagegen hat die Sorgfalt der Herausgeber in Erläuterungen von Sachen und Personen zugenommen, ja mitunter, wie über Mack, Nelson, Salicetti und die Carbonaria, finden sich längere Ausführungen, die auch aus Coletta's wichtigem Buche hätten hier und da einige Ergänzungen erhalten können; das Buch, welches Pepe ebenso wenig als das von Vacani irgendwo genannt hat, ist aber doch einige male angeführt worden. Schließlich erwähnen wir noch, daß den Herausgebern für die in Pepe's „Denkwürdigkeiten" erwähnten neapolitanischen Begebenheiten die Benutzung eines Buchs entgangen ist welches die Zustände derselben Zeit behandelt und zu den besten Schriften über Italien noch immer gerechnet wird. Wir meinen die „Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen" (Tübingen 1798 u. 1799), als deren Verfasser später K. J. Stegmann, der vieljährige Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung", bekannt geworden ist. 17.

Literarische Notiz aus England.

Der Neue Pitaval.

Wenn die Verfasser und Herausgeber des „Neuen Pitaval", Hitzig und Häring, noch eines Lobes bedürften, so ertheilt ihnen solches der englische „Atlas" bei Gelegenheit einer Anzeige des elften Bandes (Leipzig 1847). „Denke sich Niemand", heißt es, „unter dem gesammten Werke einen gewöhnlichen newgater Kalender. Es erhebt sich oft über die Erzählungen bloßer Verbrechen und schildert interessante Begebenheiten aus der Weltgeschichte. So enthält der vorliegende Band Ereignisse die mit der Französischen Revolution in enger Berührung stehen, die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und die Verschwörung des Georges Cadoudal. Die Absicht der Verfasser geht weniger dahin eine Zahl unterhaltender Geschichten zu liefern, als Zustände des Nationalgefühls und nationaler Sittlichkeit darzustellen. Aber alle Mittheilungen sind lebhaft, anziehend und mit klugen Betrachtungen durchflochten." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 190. —— 8. Juli 1848.

Neue Gedichte von Friedrich Hebbel. Mit Portrait des Verfassers. Leipzig, Weber. 1848. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was vor einiger Zeit von einem andern Mitarbeiter über Hebbel als Dramatiker gesagt worden ist*), kann unsers Bedünkens auf seine ganze dichterische Eigenthümlichkeit angewandt werden: wie dort nachgewiesen wurde, daß der Hauptvorzug der Hebbel'schen Dramen in der künstlerischen Besonnenheit, in dem ernsten und strengen Nachdenken über das Wesen der dramatischen Poesie im Allgemeinen und des heutigen Dramas im Besondern bestehe, so zeichnen sich überhaupt alle poetischen Erzeugnisse dieses Dichters aus durch stetes Maßhalten, durch nie getrübte Klarheit, durch Congruenz des Gedankens mit der Form und durch eine außerordentliche Kunst des Individualisirens. Auch in dem vorliegenden Bande Gedichte wird man niemals die genannten Vorzüge vermissen, und wenn auch der dichterische Schwung je zuweilen tiefer und ursprünglicher sein könnte, wie z. B. in dem durch Gedankenreichthum ausgezeichneten und unwiderstehlich fesselnden „Thorwaldsen", und in fast allen Sonetten, die uns zu scharf und abstract erscheinen: so ist doch nicht ein Gedicht aufgenommen das man wegwünschen könnte oder ohne eigenen Verlust ungelesen lassen dürfte. Ein unverwerflicher Beweis für die spannende Kraft eines Gedichts besteht darin, daß der an Wohllaut und Harmonie des Verses gewöhnte Leser und Hörer über den Reichthum des Gehalts etwanige Unebenheiten im Metrum (wie sie freilich die Sonette und die Distichen ziemlich bedeutend enthalten) übersieht und überhört; und Ref. ist überzeugt, daß jeder Leser hierin nicht nur mit ihm dieselbe Erfahrung machen wird, sondern auch daß er das Gefühl der innern Reinigung und Befriedigung, des geistigen Gehobenseins — das Resultat von dem Genuß eines echten Kunstwerks — selten oder nie an sich vermissen werde. Ref. glaubt es den Lesern d. Bl. schuldig zu sein etwas näher auf das Einzelne einzugehen was ihnen hier geboten wird, um sie dadurch desto mehr anzuregen, daß sie sich des ihnen hier bereiteten Genusses nicht berauben.

Das erste Gedicht, „Liebeszauber", welches schildert wie der zagende und zweifelnde Liebhaber bei schauerlichen Schrecknissen der äußern Umgebung das süße Geständniß seiner Geliebten vernimmt, führt mit hoher plastischer Kunst die Situationen vor unsere Sinne, und läßt echt dichterisch die äußere Natur mit dem Gefühle der Liebenden correspondiren. Vorher dumpfe Gewitterschwüle in der Luft, Unsicherheit und Zweifel des Liebenden; dann sieht er sein Mädchen der Hütte enteilen, argwöhnt einen begünstigten Geliebten und folgt ihr, die schrecklichsten Gedanken gegen ihn hegend; — das Gewitter wühlt in furchtbarer Schwüle

— — — — — —

Rastlos donnert's ja, zur Feuergarbe
Schwillt der Blitz, blutroth wird seine Farbe,
Und noch immer fällt kein Tropfen.

Dann hört er wie sie auf das Geheiß der Alten im Walde, den Namen des Geliebten zu nennen, seinen Namen ausspricht, und damit dringt er hinein:

Sie entweicht mit holden Schamgeberden;
Da umschließt er sie, und Glut und Sehnen
Löst bei Beiden sich in holden Thränen,
Die der Mensch nur ein mal weint auf Erden.

Und so steh'n sie, wechseln keine Küsse,
Still gesättigt und in sich versunken,
Schon berauscht bevor sie noch getrunken,
In der Ahnung dämmernder Genüsse.

Und auch draußen löst sich jetzt die Schwüle,
Die zerriss'nen Wolken, Regen schwanger,
Schütten ihn herab auf Hain und Anger,
Und hinein zur Hütte dringt die Kühle.

Als nun auch der Regen ausgewüthet,
Wallen sie, die Alte gern verlassend,
Kinderfromm sich an den Händen fassend,
Wieder heim, von Engeln still behütet.

Als sie aber scheiden will, da ziehen
Glühendheiß die Nachtviolendüfte
An ihm hin im sanften Spiel der Lüfte,
Und nun küßt er sie noch im Entfliehen.

Dieselbe plastische Kunst macht uns „Die Kirmeß" wundervoll anschaulich, und Das mit wenigen kräftigen Zügen: wir sind mitten im Dorfe, hören das muntere Geigen und nehmen Theil an dem fröhlichen, neckischen Treiben; dabei hat es der Verf. verstanden, ohne im geringsten aus dem gewöhnlichen Kreise der Landleute und ihrer Harmlosigkeit zu treten, uns zum Ewigen und Un-

*) Vergl. Nr. 335—340 d. Bl. f. 1847. D. Red.

vergänglichen zu erheben, gegenüber der eigenen Hinfälligkeit. „Aus der Kindheit“ erzählt kindlich-treu und höchst zart, wie ein Knabe für das Liebste das er hat, für sein Kätzchen, das er auf Geheiß seiner Aeltern ersäufen soll, fast das eigene Leben eingebüßt hätte. Eine „Ballade“, welche den Tod eines beraubten und erschlagenen Knaben erzählt, erinnert in seinem schaurigen Inhalte und seiner bewegten Sprache an unsere besten Balladen, die Eigenthum des Volks geworden sind; sie eignet sich trefflich zur Composition und gäbe dem Tonkünstler schöne Gelegenheit zum weitern Ausmalen. Die „Waldbilder“ sind im Contrast von außerordentlicher Wahrheit und schöner Lebendigkeit: — von der einen Seite das friedliche „Haus im Walde“:

Dort gingen die Engel Gottes
Sichtbarlich ein und aus.

Das Weib säugt ihren Knaben und hat einen Becher Weins für ihren Gatten bereitet:

Ich möchte vor sie treten,
Es ist noch eben Zeit,
Und sprechen: Laß mich trinken,
Ich habe noch so weit!

Sie würde den Trunk mir reichen,
Der ihm beschieden war,
Mir würde sein als böt' ihn
Der Friede selbst mir dar.

Von der andern Seite der „böse Ort“ an welchem keine erfreuende Vegetation zu schauen ist, und wo Böses schon geschehen ist und noch ferner geschehen muß:

Die Blumen, so hoch sie wachsen,
Sind blaß hier wie der Tod,
Nur eine in der Mitte
Steht da in dunklem Roth.

Die hat es nicht von der Sonne,
Nie traf sie deren Glut,
Sie hat es von der Erde,
Und die trank Menschenblut.

Im Unmuth bricht der Dichter die Blume ab, da aber schwingt sich ein Vogel auf und verspottet ihn:

„Jetzt läßt der Ort dich weiter,
Da ihm sein Recht geschah,
Du hast die Blume getödtet,
Es war nichts Anders da!“

Die rein lyrischen Gedichte athmen reines, tiefes und wahres Gefühl, und machen überall, wenn auch die Empfindungen nicht durchweg originell sind, den Eindruck des Ursprünglichen; darin besteht ja auch die Kunst des Dichters, selbst Dasjenige was ihm nicht originell ist so wieder hervorzubringen, daß es mit der Kraft der Originalität „die Herzen aller Hörer zwingt“. Im „Magdthum“ und einigen andern Gedichten ist das Wesen der echten Weiblichkeit zart und sinnig aufgefaßt und herrlich dargestellt; Ref. enthält sich ungern die beiden Lieder herzuschreiben. Das „Sommerlied“ und das „Lied“ (in Neapel gedichtet) geben die schwüle Gluthitze des Sommers so herrlich wieder, daß wir mit dem Lesen derselben gänzlich in diese Sphäre versetzt werden. „Auf die Genesung eines schönen Mädchens“ behandelt ein nicht neues Thema, daß der Tod sich scheue das Lieblichste zu zerstören, äußerst schön und zart:

Auch die Lilien noch zu knicken
Zitterte selbst ihm die Hand.

Das „Meeresleuchten“ wird höchst poetisch so erklärt:

Aus den dunklen Meereswellen
Stieg die Venus einst empor,
Um das Weltall zu erhellen
Wo sich's noch in Nacht verlor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen sich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da sie selbst auf ewig wich.

Lächelnd gönnte sie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer sein Leuchten
Bis auf diesen Tag zurück.

Ueber die Sonette hat Ref. schon oben seine Meinung ausgesprochen; zum Belege führt er eins an welches freilich den gerügten Fehler des allzu Abstracten mit am stärksten an sich trägt:

Die Sprache.

Als höchstes Wunder das der Geist vollbrachte
Preis' ich die Sprache, die er, sonst verloren
In tiefste Einsamkeit, aus sich geboren,
Weil sie allein die andern möglich machte.

Ja, wenn ich sie in Grund und Zweck betrachte,
So hat sie nur den schweren Fluch beschworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelsein erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.

Denn ist das unerforschte Eins und Alles
In nie begriff'nem Selbstzersplitt'rungs-Drange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerstoben:
So wird durch sie, die jedes Wesen-Balles
Geheimstes Sein erscheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben.

Das „Buch Epigramme“ enthält äußerst scharfsinnige und schlagende Wahrheiten; nie fehlt die Würze der Pointe, nur sind bisweilen die Wahrheiten einseitig und darum das Urtheil ungerecht; oder läge keine Ungerechtigkeit darin, wenn Hebbel über „Die niederländische Schule“ so urtheilt: —?

Siehst du den Meister? Er spuckt! Nun hat er was ihn begeistert!
Wenn er den Auswurf copirt, thut er der Schule genug!
Greift dann gar ein Beschauer mit einem Pfui! zum Schnupftuch,
Weil er für wirklichen Schmuz diesen artistischen hält,
O, dann feiert die Richtung den höchsten ihrer Triumphe,
Und der Künstler verlangt, daß man wie Zeuxis ihn ehrt.

Wir können es uns aber nicht versagen zum Schlusse dieses Referats noch einige der scharfsinnigsten und feinsten Epigramme den Lesern d. Bl. mitzutheilen.

Tieck als Dramen-Dichter.

Wär' es wirklich so schwer das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, so ist es vollbracht!

Mutterliebe.

Mutterliebe, du bist des Lebens Höchstes! So stirbt denn
Keiner welcher zuvor nicht sein Höchstes genoß!

Text und Commentar.

Nicht verbinde das Maul dem Ochsen welcher da drischet,
Ich verbiete es dir! Also sagte der Herr!
Aber misbraucht er die Freiheit, erfrecht er sich Aehren zu fressen,
Gib ihm einen darauf. Also legen wir's aus!

Modernes Privilegium der Wissenschaft.

Philosophirt, nur thut's im Kreise des Staats und der Kirche!
Wirklich? Sagt doch einmal: wißt ihr was ihr erlaubt?
Einen Beweis, daß Alles in Beidem vortrefflich bestellt ist;
Aber ich dächte denn doch, diesen führtet ihr selbst!

Männer und Ordensbänder.

Knaben pflegen den Käfer an kurzem Bande zu halten,
Aber an kürzerem noch halten die Fürsten den Mann.

19.

Die Geschichte vom Eisele und Beisele. Ein socialer Roman von W. H. Riehl. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Hauptheld dieses Romans ist Richard Zürbach, und unter gleichem Titel hat vor geraumer Zeit von demselben Verf. eine Erzählung die Spalten des „Conversationsblatt" zu Frankfurt gefüllt; Ref. hat jene Erzählung nicht gelesen, kann daher auch nicht sagen, ob dies gegenwärtige vorliegende Buch Dasselbe enthält was jene Darstellung, oder ob es eine Umarbeitung derselben ist. Jedenfalls ist der Gedanke nicht unglücklich zu nennen, die bereits zu volksthümlichen Gestalten gewordenen Herren Eisele und Beisele, die in der politischen äußerlichen Welt seither umhergeirrt waren, auch einmal in das literarische oder richtiger gesagt das innere ethische Leben blicken, und sie überall da erscheinen zu lassen, wo eine krankhafte Richtung der Zeit, eine überspannte Ansicht des sittlichen Lebens sich Geltung zu machen versucht. So erscheint gleich am Anfang des Buchs das verhängnißvolle Doppelpaar, als Richard Zürbach, der protestantischer Theolog früher, nunmehr sich entschlossen hat Schauspieler zu werden, in seine väterliche Wohnung zurückkehrt und ausruft: „Ich mußte mich erst in eine weiß Gott! recht frivole Leidenschaft zu einem launischen, herrschsüchtigen, unweiblichen Weibe stürzen, um zu lernen, daß die großen Herzen unserer Zeit ein glorreiches Martyrium des Geistes erdulden mit so martervollem Triumph wie ihn immerhin die urchristlichen Zeiten errungen haben." Richard Zürbach ist einer der Zerfahrenen, wie ihn Dr. Eisele nennt, einer der lebenssatten Timonen die trotzdem schöne Mädchen lieber küssen als häßliche, und lieber Champagner trinken als klares Quellwasser. Richard kehrt zurück, er hat keinen Sinn mehr für das stille Leben im Kreise seiner Familie; der Poet bringt ihn sodann mit Eugenie Mengholi zusammen, an welcher er eben die Entartung oder die Verirrung vom gesunden Wege unter den Frauen zeigt wie an Zürbach Dasselbe als Mann. Eugenie führt ein vornehm ungenirtes Leben, sie liebte es das Herkommen um sein anmaßliches Recht zu bringen, sie ist eine emancipirte Dame, aber der bessern Sorte; sie sagt: „Wenn die Schranken welche man dem Weibe setzt unwürdig sind, dann sind sie es deshalb, weil sie nur in einem Mangel von Vertrauen auf die Kraft des Weibes gerechtfertigt erscheinen. O, ich möchte so ganz echt weiblich sein; aber nur nicht — frauenzimmerlich! Und nun können Sie glauben, ich wolle die Freiheit der Männer nachspielen?" Es ist ein recht glücklicher Gedanke des Poeten diese zwei Charaktere wie Richard und Eugenie einander näher zu bringen, ja sie sogar in einen Liebesbund eintreten zu lassen, um daran zu zeigen wie jegliche Uebertreibung, jegliche unnatürliche Richtung an sich selbst gerächt wird, und wie gewissermaßen Gift durch Gift geheilt wird. Was jedoch ein Hauptvorzug dieses Buches, ist der, daß der Poet es verstanden hat seine Charaktere lebendig und gestaltungsvoll vor uns handeln zu lassen. Obgleich sie an und für sich nur eine Idee repräsentiren, hat er sich losgeschält aus ihrer abstracten Allgemeinheit und die Idee in Fleisch und Blut kräftig und lebendig eingehüllt, und nebenbei hat er's verstanden durch die Gegensätze ein recht grelles Licht auf seine Hauptpersonen zu werfen und durch Hereinziehen von allgemeinen socialen Zuständen das Buch für den Leser anziehend zu machen, wenngleich es sich nicht verkennen läßt, daß manche Einzelheit etwas zu fremd für den Hauptgedanken der Erzählung bleibt. Der Poet führt nach manchen Zwischenfällen die extravaganten Charaktere endlich zu einem versöhnenden Ziele; die Familie die früher verachtet und gleichgültig angesehen wurde muß ihnen endlich eine schützende Zuflucht gewähren. Nicht ohne Satire ist das Schicksal der schönen Eugenie gezeichnet; sie sagt: „Ich möchte so gern bei einer friedlichen Familie einkehren und dort mir ein ehrlich Brot erwerben. Ja, ich habe schon so manche Herrlichkeit geschmeckt die Andern versagt ist; nun möchte ich die eine noch schmecken: einem freundlich bescheidenen Hauswesen in recht treuem, liebevollem Walten vorzustehen." Sie erreicht ihr Ziel und wird Haushälterin beim Vater Richard's auf dem Pfarrhofe zu Hohenrode, indeß dieser nach manchen Kreuz- und Querzügen mit Eisele und Beisele, nach Narrheiten und Verkehrtheiten in Deutschland auch geläutert und klar in denselben Hafen einläuft der ihm einst nicht behagt hatte. Der volle Friede war bei ihnen eingekehrt, die Zerrissenheit, der Weltschmerz war verschwunden an der Seite eines einfachen edeln Weibes. „Ja", sagt unser Poet am Schlusse, „er war ein Glücklicher geworden: denn es hatte sich gefügt, daß er nun einer völlig unabhängigen Zukunft entgegenging, die er ganz Dem widmen konnte was ihm den Frieden genommen und wiedergegeben hatte: der Kunst und der Liebe."

11.

Lamartine als Prophet.

Seit die pariser Revolution Lamartine an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, ist häufig an eine Prophezeiung erinnert worden welche er von der bekannten Lady Esther Stanhope empfangen und in seiner „Voyage en Orient" (I, 250) mitgetheilt hat. „Croyez ce que vous voudrez, me dit-elle, vous n'en êtes pas moins un de ces hommes que j'attendais, que la Providence m'envoie, et qui ont une grande part à accomplir dans l'oeuvre qui se prépare. Bientôt vous retournerez en Europe; l'Europe est finie; la France seule a une grande mission à accomplir encore. Vous y participerez — je ne sais pas encore comment, mais je puis vous le dire ce soir si vous le désirez, quand j'aurai consulté nos étoiles." Seltsam wie dieser Ausspruch der insana vates jedenfalls und für den Beweis ihrer Seherkraft nur deshalb nicht durchschlagend ist, weil sie allen Menschen prophezeite und vom Eintreffen wenig verlautet hat, erscheint dagegen eine Prophezeiung von Wichtigkeit welche, von Lamartine selbst ausgegangen, in einer von ihm 1843 anonym unter dem Titel „La France et l'Angleterre, ou une vision du future" herausgegebenen Schrift enthalten und bisher nicht berücksichtigt worden ist. Die Vision entspringt im Gehirn eines jungen Franzosen welcher unter dem Einflusse von Haschich, einem berauschenden orientalischen Getränk, die Welt vor sich sieht wie sie in hundert Jahren sein werde. Er könnte eine kürzere Frist gesetzt haben, denn Vieles hat sich binnen fünf Jahren erfüllt. Er sieht also, daß die angefaulte und betrügerische Herrschaft Ludwig Philipp's gestürzt, eine Republik erstanden und das gesellige Wesen nach den von Louis Blanc in seiner „Organisation du travail" dargelegten Grundsätzen eingerichtet worden ist. Das Banner der Republik trägt das Motto: Liberté, égalité, fraternité. Ferner sieht er, daß nach dem Vorbilde der großen Republik — nicht durch bewaffnetes Einschreiten, sondern durch die moralische Gewalt des Beispiels — sämmtliche kleine Staaten Deutschlands und

Italiens in Folge gleichzeitiger Empörungen sich zu zwei großen Bundesvölkern constituirt haben. Er sieht auch, daß Spanien, nachdem es sich mit Portugal verschmolzen, als iberische Nation dasteht, und mißt sowol Dies als Ludwig Philipp's eigenen Sturz spanischen Heirathen zu, der Frucht seiner „dynastischen Selbstsucht". Endlich ahnet er ein Anschließen Belgiens und der Rheinprovinzen an Frankreich und glaubt zu sehen, daß dieses Frankreich mit Spanien und Italien eine große Conföderation bilde unter einem die internationalen Verhältnisse ordnenden „Iber-Gallitalischen" Congresse. 10.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 2te Auflage. 1ster bis 5ter und 12ter bis 15ter Band. Leipzig, Lorck. 8. à 10 Ngr.

— — Dieselben. 31ster Band: Neue Märchen. Ebendaselbst. 8. 10 Ngr.

— — Gesammelte Märchen. Vollständige vom Verfasser besorgte Ausgabe. 2te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung. Eine Skizze. 2te vom Verfasser durchgesehene Auflage. Ebendaselbst. 8. 20 Ngr.

Fischer's, F., Lehrbuch des österreichischen Handelsrechts, mit vorzüglicher Rücksicht auf die neuesten Kommerz- und Kameralgesetze bearbeitet von J. Ellinger. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Braumüller u. Seidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Gorgias Beredsamkeit und Improvisation oder die Redekunst aus dem Stegreif, vor den Gerichtschranken, auf der Volksrednerbühne und auf der Kanzel. Deutsch, mit Rücksicht auf unsere Zustände und Bedürfnisse von *F. Teuscher*. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 8ter Band. — A. u. d. T.: Johann Huß und das Concil zu Costnitz nach E. de Bonnechose. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Kuhn, A. und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Luther's, M., merkwürdige Prophezeihungen über Deutschlands Zukunft. Auszug aus der im Besitze der K. Bibliothek in Berlin befindlichen, 1557 in Eisleben gedruckten Schrift: 120 Prophecepunge oder Weissagung des Ehrwürdigen Vaters Hrn. Doctoris Martini Luthers, von allerlei straffen, so nach seinem Tod über Deutschland kommen. Berlin, Hempel. 8. 2½ Ngr.

Marlo, K., Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie. 1ster Band: Historischer Theil. 1stes Heft und 2ter Band: Allgemeine Grundsätze der Oekonomie. 1stes und 2tes Heft. Kassel, Appel. Gr. 8. à Heft 15 Ngr.

Mittheilungen aus A. F. Ribbeck's schriftlichem Nachlaß. Herausgegeben von F. Ribbeck und F. Zelle. Berlin, Plahn. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Platte, K., Die Freiheit des Bauernstandes und seines Grundes und Bodens durch Ablösung aller wie immer Namen habenden grund-, lehens-, vogt- und zehentherrlichen Rechte. Linz, Fink. Gr. 8. 16 Ngr.

Rübel, K., Der Westphälische Friede. Eine Festgabe zur zweiten Säcularfeier desselben für das deutsche Volk evangelischen Bekenntnisses. Nürnberg, Raw. 8. 5 Ngr.

Wittenborger, J., Der Rathgeber und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas in Beziehung auf Ueberfahrt, Ankunft, Ansiedelung, Arbeitslohn ꝛc. Mit einem Kärtchen von Amerika. 2te vermehrte u. verbesserte Auflage. Heilbronn, Drechsler. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Agitation in Jena im April 1848. Jena, Bran. Gr. 8. 3 Ngr.

Alberti, C. E. R., Ueber den Entwurf zu einer Verordnung die Berufung einer Evangelischen Landes-Synode betreffend. Marienwerder, Baumann. 8. 5 Ngr.

Ansichten über deutsche Volksbewaffnung und Heerverfassung. Mit besonderer Rücksicht auf die statistischen Verhältnisse. Von einem ehemaligen Officier. Mit 1 lithographirten Zeichnung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Ngr.

Beiträge zum Verfassungs- und Wahlgesetz für den Preußischen Staat. Von F. v. B. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 2 Ngr.

Brater, K., Die Reform des Erbrechtes zu Gunsten der Nothleidenden. München, Kaiser. Gr. 8. 5 Ngr.

Bülow-Cummerow, Ueber die gegenwärtige allgemeine Creditlosigkeit und über die Mittel sie gründlich zu beseitigen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Deck, An die Friedfertigen. 1 Blatt in gr. 8. Leipzig, Naumburg. 1 Ngr.

— — An das deutsche Parlament. 1 Blatt in gr. 8. Ebendaselbst. 1 Ngr.

— — An die modernen Reaktionairs. 1 Blatt in gr. 8. Ebendaselbst. 1 Ngr.

Entwurf einer freien Verfassung der evangelischen Kirche des Herzogthums Nassau. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3½ Ngr.

Erdmann, Die Zusammensetzung der Ersten Kammer nach §. 38 des Verfassungsgesetzes für den Preußischen Staat. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Florencourt, F. v., Noch ein Sendschreiben an die sogenannte constituirende National-Versammlung in Frankfurt. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Ngr.

Patriotische Fragen an Deutschlands Reichs- und Bundestag zu Frankfurt. I. Wer soll Kaiser sein? II. Wo soll der Deutschen Kaiser wohnen und Reichstag halten? München, Franz. Gr. 8. 1 Ngr.

Fricke, G. A., Woher kommt das anarchische Treiben und wie ist ihm abzuhelfen? Ein Wort zum Frieden. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Gr. 8. 4 Ngr.

Garnier, J. H., Soll Deutschland österreichisch oder Oesterreich deutsch werden? Einige publicistische Abhandlungen. I. Wer soll deutscher Kaiser werden? Rastatt, Hanemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Griesbach, K., Gedicht an die Deutschen. Karlsruhe, Holtzmann. Gr. 8. 1 Ngr.

Groß, Freih. L. v., Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maaß und Gewicht für Deutschland. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Harms, Ueber ein Kleines und aber über ein Kleines, am Sonntag Jubilate 1848, zur Traurigkeit und zum Trost gepredigt. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 4 Ngr.

Helfferich, A., Deutsche Briefe aus Paris. Nr. V—VII. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. à 5 Ngr.

Die Judenfrage. Ein offenes Sendschreiben an das deutsche Parlament in Frankfurt a. M. Clausthal, Schweiger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lenz, G., Fliegende Blätter aus Norddeutschland. I. Nationalität: — Volksmajestät. — Gegen die Russen. Greifswald, Herwig u. Droysen. Gr. 8. 4 Ngr.

Schulz, H., Fragmente über Revolutionen. Hamm, Schulz. Gr. 8. 5 Ngr.

Zschetzsche, G. F., Ueber Hindernisse der Erziehung in großen Städten. Rede, gehalten bei der öffentlichen Stiftungsfeier des pädagogischen Vereines zu Dresden, am 30. Januar 1848. Mit einem Vorwort. Dresden, Kori. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 191. —— 9. Juli 1848.

Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Von Moritz Carriere. Stuttgart, Cotta. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Einfluß welchen bedeutende geistige Umwälzungen ausüben ist ein zwiefacher. Zuerst beherrschen sie die Zeit unbedingt; man schreitet in solcher Unmittelbarkeit ganz einfach auf dem von ihnen angebahnten Wege fort: es wird ausgeführt was die großen Vorgänger entworfen, entwickelt was sie angedeutet haben. Bald aber theilt sich der eine Stamm in mannichfaltige Aeste und Zweige: der Ausgangspunkt in welchem Alles wurzelte tritt in den Hintergrund, man entwickelt nur immerfort, ohne darauf zu reflectiren was man entwickelt, und ehe man sich Dessen versieht ist es überhaupt das anfängliche Princip nicht mehr, es ist etwas von irgend einem Gesichtspunkte aus betrachtet total Neues entstanden. Und nun ist es auch nicht mehr möglich sich über dieses Verhältniß zu täuschen: man fühlt, daß man der großen Vergangenheit gegenüber ein eigenes Selbst gewonnen hat, diese wird in ihrer Totalität objectiv, und aus der unbewußten Nachwirkung derselben wird eine bewußte Benutzung; man fragt: Welches ist der Grundgedanke jener Zeit und wie haben wir uns gegenwärtig zu ihm zu verhalten?

Auf diesem Standpunkte stehen wir in Bezug auf die Reformation, welche jedenfalls eine der Hauptgrundlagen der Neuzeit bildet, schon seit geraumer Zeit. Aber man hält in diesem Falle die beiden Fragen nicht auseinander und verschließt sich dadurch die Möglichkeit eine reine Antwort auf sie zu finden.

Carriere tadelt in dem vorliegenden Buche an Hegel, daß er in einem der hervorragendsten Geister jener Zeit, dem Jakob Böhme, zu sehr nur eine trübe Gährung gesehen und zu ausschließlich seinen eigenen Pantheismus bei ihm wiedergefunden habe, wie er denn überhaupt ziemlich alle Philosophen als Vorläufer seines eigenen Systems ansehe und danach deute. Diese Unart Hegel's ist nur ein besonderer Fall von der verfehlten Weise in der man in neuerer Zeit die Geschichte überhaupt auffaßt. Protestantismus, sagt man z. B., ist überhaupt Freiheit des Geistes, welche aber die Reformatoren noch nicht vollkommen zu realisiren wußten, weshalb erst in unserer Zeit dieselbe zu seiner Wahrheit kommt und nach seiner Wahrheit erkannt wird. Damit wird in Abrede gestellt, daß die Reformation des 16. Jahrhunderts außer der Beziehung auf die Gegenwart noch ein eigenes Wesen habe: sie wird für das bloße Nochnicht Dessen was Jetzt ist erklärt. Aber auf eine solche einfache geradlinige Entwickelung läßt sich der Gang der Geschichte nicht zurückführen. Fände sie statt, so müßte wer A sagt auch B sagen, oder es müßten Diejenigen welche ursprünglich einer niedrigern Stufe angehören, sobald die höhere erreicht ist, zu dieser übergehen — es ließe sich überhaupt nicht einsehen, worin das retardirende Element bestehen sollte, das den Geist verhindert den ganzen Entwickelungsgang wie eine losgelassene Uhrfeder in einem kurzen Augenblick zu durcheilen. Und doch zeigt die Erfahrung, daß die Frühern nicht blos in dem Sinne bei dem später Ueberschrittenen stehen bleiben, daß sie sich gegen dasselbe unempfänglich zeigen und sich nicht darum bekümmern wie Dies dem physischen Greisenalter eigen ist, sondern daß sie sich oftmals mit Bestimmtheit dagegen stemmen; sie sind sich eben bewußt nicht nur etwas quantitativ Verschiedenes, sondern etwas qualitativ Anderes zu wollen. Es würde hier zu weit führen, wollte ich alle die Unzuträglichkeiten namhaft machen die sich aus dem einseitigen Festhalten an einer Stufenfolge der Entwickelung ergeben: daß, womit freilich die stürmische Jugend sehr zufrieden sein würde, die neueste Lehre auf diese Weise immer die beste sein müßte, wäre noch die mindeste. Eine entschiedene Widerlegung der ganzen Ansicht liegt darin, daß sozusagen eine Erkenntniß der letzten Wesenheit eines historischen Standpunkts niemals möglich sein würde; denn wenn immer erst der Spätere Das was der Frühere sein sollte ist und erkennt, so wird eben jeder Spätere weder Das was er sein sollte sein, noch welches die Substanz und das Ziel der ganzen Entwickelungsweise ist erkennen. Und fällt auf diese Weise die erste der beiden oben genannten Fragen ganz weg, so wird auch die zweite nach dem Verhältniß der Vergangenheit zur Gegenwart durchaus überflüssig; denn abgesehen davon, daß doch nur zwischen zwei bestimmten Gliedern ein Verhältniß stattfinden kann, verliert auf diese Weise die Vergangenheit alles prakti-

sche Interesse; es wird zu einem bloßen herkömmlichen Gerede, wenn man sich an sie anlehnt; hat die Gegenwart von vornherein das Ausgebildetere und Wahrere in Händen, was ist ihr da Weiteres zu rathen als daß sie nur damit frischweg auf ihre eigene Weise gebaren möge?

Um das innere Wesen einer historischen Erscheinung zu erkennen, müssen wir von uns selbst

Und wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht

durchaus absehen. Kann uns doch der wahre objective Zusammenhang mit unsern eigenen Richtungen schon deshalb niemals klar werden, weil wir in dieser Frage zugleich Betrachter und Gegenstand der Betrachtung, zugleich Richter und Partei, sein würden — und dieselbe einzig und allein in ihrem Hervorgehen aus dem ihr Vorangehenden, in ihrer Verbindung mit dem Gleichzeitigen betrachten, und als Abzweigung des allgemeinen Geistes der sich in dem letztern kundgibt begreifen.

Auf diesem Standpunkte steht der Verf. vorliegender Schrift. Wenn die Reformation selbst zu dem zunächst Vorangehenden und Gleichzeitigen in einem fundamentalen Gegensatze zu stehen und etwas durchaus Neues geltend zu machen glaubte, so sehen wir uns hier insoweit über sie erhoben, daß wir sie unter Einem Gesichtspunkt mit Dem wozu sie auf solche Weise im Gegensatz steht zu betrachten, oder als eine bloße einzelne Aeußerung des Geistes des Reformations*zeitalters* zu begreifen angeleitet werden.

Nicht als ob Carriere in dieser Betrachtungsweise keinerlei Vorgänger gehabt hätte. Manche dahin einschlagende Reflexionen sind sogar bereits ziemlich populair geworden. Dahin gehört was man über die Verbindung in welcher die Reformation mit der Mystik des Mittelalters und mit der Naturwissenschaft steht zu lehren pflegt. Indessen wenn Dies häufig nur als eine gewisse phänomenologisirende Speculation ohne urkundlichen Beleg erscheint, finden wir hier Aeußerungen Luther's selbst angeführt welche die Sache in das Licht documentirter historischer Wahrheit rücken. Luther hat 1516 das Buch von der deutschen Theologie, das Einige Tauler beilegen, herausgegeben, und sagt in der Vorrede:

Dies edle Büchlein, so arm und ungeschickt es ist an Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und tröstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St.-Augustin nicht vorgekommen ein Buch daraus ich mehr erlernet habe und erlernet haben will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien. Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich bisher nicht funden habe, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge. Gott gebe, daß dieses Büchlein mehr an den Tag komme, so werden wir finden, daß die deutschen Theologen ohne Zweifel die besten seien! Amen.

Und über die Natur findet sich in Luther's „Tischreden" ein herrliches Wort:

Wir sind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen die Erkenntniß der Creationen, die wir verloren haben durch Adam's Fall. Jetzt sehen wir die Natur gar recht an, mehr als im Papstthum etwan. Erasmus aber fraget Nichts danach, bekümmert sich wenig darum wie die Frucht im Mutterleibe formiret, zugerichtet und gemacht wird; so achtet er auch nicht den Ehestand, wie herrlich der sei. Wir aber beginnen von Gottes Gnaden seine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümchen zu erkennen, wenn wir bedenken wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm. In seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Werkes, wie gewaltig das sei. Auch in einem Pfersichkern; derselbige, obwol seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zu seiner Zeit aufthun durch den sehr weichen Kern so drinnen ist. Dies übergehet Erasmus fein und achtet's nicht, siehet die Creaturen an wie die Kühe ein neues Thor.

Allein mit diesen Einzelheiten kann die Sache nicht erledigt sein; es ist erfoderlich auf den Kern der geistigen Bewegung der Zeit zurückzugehen, dieser ist immer ihre Philosophie. Man darf Dies sagen, ohne sich der Ueberschätzung des eigenen Lebensberufs schuldig zu machen, mit welcher Ungebildete den ihrigen gemeiniglich als den höchsten und für das Ganze wesentlichsten zu preisen pflegen; denn Jedermann muß zugeben, daß die Philosophie sowol die Tiefen des Geistes am gewaltigsten aufwühlt, als auch das klarste Bewußtsein über dieselben besitzt. Und daß gerade die Philosophie des Reformationszeitalters eine sehr bedeutende Stelle einnimmt, ist allbekannt. Aber diese Philosophie hat durchaus ihren Sitz in Italien, sie ist, wenn man von dem Giordano Bruno absieht, im Ganzen als eine entschieden katholische zu betrachten — wie wird es nun möglich sein, daß sie den Grundgedanken der Zeit enthält in welcher die Reformation das Hauptereigniß ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Christlicher Divan, 142 Ghaselen zum Preise des Herrn von Johann Traugott Löschke. München, Kaiser. 1847. 8. 25 Ngr.

Dies Büchlein in schöner Ausstattung wird wegen seiner fremdklingenden Form lange nicht den Leserkreis finden den sein Inhalt, freilich ohne Kunstwerk zu sein, als Evangelium Johannis, Matthäi u. s. w. fand. Hat der Verf. die Absicht gehabt durch seine schriftliche Ghaselen, zu deren Verständniß er unendliche Bibelstellen citirt, das lesende Publicum zum Nachschlagen der Bibel zu bewegen, so wäre Dies ein segensreiches Streben in unserer unchristlichen Zeit, und Hengstenberg und Consorten müßten wahrlich dann gestehen, Johann Traugott Löschke ist pfiffiger und gescheiter als wir Alle, und ihm einen Dank für die christliche List votiren; sollte aber der Verf. den Glauben haben durch seine 142 Ghaselen der Welt und besonders dem guten deutschen Volke zu zeigen, daß nur diese christliche Poesie die allein wahre und erhabene ist, so muß ich recht sehr bedauern, daß ihm Dies bei dem besten Willen Niemand glauben kann, und Dies aus dem sehr einfachen Grunde, weil er selbst durch sein Werkchen just das Gegentheil bewiesen hat. Es sei fern von mir zu behaupten, als sei der Inhalt dieses Buchs ein unserer Zeit unangemessener, im Gegentheil, alle Poesie wird immer nur in dem Mittelpunkt der Welt, in dem Wesen das wir Gott und die Philosophen das absolute Ich oder wie sonst nennen, wurzeln und nur wurzeln können; allein die Art und Weise des Preises und des Ruhms der göttlichen Allmacht wird zu jeder Zeit eine andere sein. Die Juden fürchteten sich vor dem Zorn des Je-

hova, und stellten sich ihm gegenüber als schwache, arme Sünder dar, deren Bestimmung es ist durch Preis und Verehrung den Zorn ihres Gottes zu beschwichtigen. Anderer Art sind die Poesien des christlichen Mittelalters; in Wolfram von Eschenbach's „Parcival" tritt uns ein geistliches christliches Ritterthum entgegen, das durch Ueberwindung der menschlichen Schwachheiten dem Urbild der Ritterschaft näher zu kommen trachtet, und überall sehen wir die geistliche Poesie mit den Anschauungen der Zeit in welcher sie entstanden ist engverbunden und verknüpft, eine Behauptung die sich am allerbesten an dem evangelischen Kirchenliede nachweisen läßt, das ganz und gar die düstere Farbe seiner Zeit trägt.

Ich habe nun in den christlichen Ghaselen durchaus nicht eine philosophische Auffassung der Gottheit wie etwa in Sallet's Liedern vermuthet oder erwartet, sondern ich schloß aus dem Titel „Christlicher Divan" und „142 Ghaselen zum Preise des Herrn" auf einige mit morgenländischer Glut und Farbenpracht ausgeführte Lobgesänge der Allmacht und Güte Gottes, wie sie in dem Koran und den morgenländischen Dichtungen vielleicht minder christlich, aber sicher doch poetischer vorkommen; statt Dessen tönte mir aber aus diesen Dichtungen eine Unzahl Seufzer, Weh, Ach und Oh entgegen, daß ich vermuthen muß, der Verf. hat die Absicht gehabt der Welt zu zeigen, unser Herrgott sei so allmächtig, daß sein Dichter selbst aus den kleinsten Worten unserer Sprache die schwierigste aller Dichterformen, Ghasele, zusammensetzen könne. Man lese Nr. 34:

> Wie ich im Schuldgefühle zage, ach!
> Um Gnade kaum zu flehen wage, ach!
> Weil ich die Gnade dein so oft verscherzt,
> Wie ich mit tiefer Reue sage, ach!
> Weil ich im Sonnenschein des Glückes nie
> Nach längst geschwor'ner Treue frage, ach! u. s. w.

oder Nr. 79:

> O Herr! wann wirst du endlich siegen? o!
> Wann wird die Hülle unterliegen? o!
> Dein Wort, es ist den Juden Aergerniß
> Und Thorheit ist es allen Griechen, o!
> Doch kommt ein Tag wo du aus Wolken brichst,
> Wo Engelscharen dich umfliegen! o! u. s. w.

Als eine Freiheit des Dichters ist es daher anzusehen, wenn er in einem Ghasel einmal die Interjection Oh! mit andern schönen Wörtlein wie „so", „wo", „itzo" reimt, wie Dies folgendes treffliche, an Wohllaut nie zu erreichende Ghasel beweist, das ich seiner einfachen Künstlichkeit wegen, welche nahe an die Vollendung streift, ganz mittheilen will:

> Als Magdalene treu die Sünde floh
> Da sprach zu ihr der Sündenheiland so:
> Weil du so viel geliebt, d'rum sei die Schuld
> Vergeben und vergessen dir jetzo,
> Und als sie nach des Herren Leichnam frug:
> O Gärtner, sage mir, wo liegt er, wo?
> Da als der Heiland sie „Maria" ruft,
> Da wird ihr Herz zur Flamme lichterloh,
> Die Liebe siegt! Die Wollust fährt zur Gruft:
> Sie strahlt in Liebe heilig, bräutlich froh!
> O Magdalene! Jenes Gärtners Huld
> Und deiner Liebe weih'n wir auch ein „Oh"!
> Du ruhst im Herzen aller Christen nun
> Und im Helldunkel bei Correggio! Gute Nacht!

Man ersieht schon hieraus, daß der Dichter des „Christlichen Divan" sich durchaus nicht an ein Vorbild, wie etwa an Rückert oder Platen, gehalten hat, sondern als Original gelten will und muß; schade nur daß jene beiden Dichter schon vor ihm mit Ghaselen aufgetreten sind, und das Original um das Verdienst gekommen ist, daß die Ausbildung der fremden Form bei jenen Dichtern in ihm wurzelt.

Abgesehen aber von den Ach und Oh ist die Form in fast allen andern Ghaselen gleich vollendet, sodaß es wirklich wünschenswerth wäre zu erfahren, wie der Dichter beim Schreiben seiner Ghaselen zu Werke ging. Mit meinem beschränkten Kritikerverstande denke ich mir, daß sich der Dichter die Sache sehr erschwert und sich dadurch einen lästigen Zwang aufgelegt hat, daß er alle erdenklichen Reime eines Worts untereinander gesetzt hat, und erst dann an die Ausfüllung des Verses gegangen ist; meistens ist dies Geheimniß glücklich verschleiert, aber mehrmals tritt es doch sehr deutlich hervor, sodaß ich mich der glücklichen Nacherfindung desselben rühmen kann. Ich behalte mir jedoch die weitere Ausführung dieser Erfindung in einem eigenen Werke, das ich zu Nutz und Frommen der dichtenden Jugend schreiben werde, vor; auch warne ich jeden Herausgeber von Fisch-, Angel- u. dgl. Geheimnissen von dieser meiner Nacherfindung Gebrauch zu machen. Man vergleiche als Beleg hierzu statt vieler anderer nur Nr. 44, wo es heißt:

> Du bist Haubtstoff meiner Stanze,
> Wie für Hymne, für Romanze,
> Du bist Sämann mir als Lehrer,
> Und als Weinstock bist du Pflanze,
> Du bist mir als Oelbergbeter
> Bitt'rer Duft der Pomeranze u. s. w.

Ich glaube, der Leser erkennt schon hieraus, daß der Reim den Dichter zu diesen Gewöhnlichkeiten und Plattheiten zwang, und erläßt mir eine weitere Ausführung; übrigens muß ich es sehr tadeln oder einem schlechten Reimlexikon die Schuld zuschieben, daß in diesem Ghasel die Worte „Schanze" u. a. als Reime unbenutzt geblieben sind, wodurch die Welt natürlich um einigen Blödsinn gekommen ist, und wie treffend hätte sich das Wort Schanze anbringen lassen! Z. B. liegt es nicht im Geiste des Gedichts nach dem Verse

> Bist, als Todesüberwinder,
> Heros mir mit Schwert und Lanze —

fortzufahren?

> Und als Bombenmörser schmückst du
> Unsers Lagers feste Schanze!

Die Orthographie wie „Haubtstoff" u. dgl. bringt mich auf den unglücklichen Gedanken, daß der Hr. Verf. den feinglatten Platen als Vorbild verehrt; um so größer und unverzeihlicher dünken mich daher die Härten die in der Sprache des Ghaselendichters vorkommen, z. B.:

> Du neigtest dich, du „hört'st" mein Schreien, Herr!

oder:

> Wer, obgleich schwer am Boden der träge Körper schleicht,

Wendungen und Elidirungen die kein Dichter unserer Zeit mehr bringen darf, abgesehen von dem schleppenden Rhythmus des letzten angeführten Verses. Dies genüge als Beispiel für die Form in Bezug auf Rhythmus und Reim.

Ungleich kühner und prächtiger geht der Dichter aus seinen Bildern hervor; es ist wirklich zu verwundern, daß er noch so viele überraschend neue Bilder hat auffinden können. Ich erlaube mir einige anzuführen, die durch Gewagtheit und Keckheit selbst einen Karl Beck übertreffen, der freilich an dem alten Herkommen festgehalten: ein Dichter müsse selbst in der Stunde der Begeisterung noch bei Verstand bleiben. Das kühnste von allen, allen Nachahmern unnachahmliche Bild findet sich in Ghasel 51, nach Vers 23—27 des 43. Psalms; es heißt:

> Laß Schlaf dich umpferchen —

An Originalität steht ihm nicht nach in Nr. 21:

> Dann schaut man ihn im weißen Kleide strahlen,
> Dem Mund entstrahlt ein Schwert —

Wirklich ein musterhaftes Bild um Schrecken und Furcht unter den kühnsten Feinden zu verbreiten, vielleicht auch ein Vorwurf für einen originellen Heiligenmaler; ungleich poetischer ist aber sicher was der Dichter bei Erschaffung des Menschen von Gott in Nr. 63 sagt:

Der, den sein Ebenbild aus Staub gemacht,
Ihm in den Schädel das Gehirn genäht —

Arme verspottete Schneiderzunft, dir gratulire ich, du fandest einen Verherrlicher in Löschke, dein Handwerk ist geweiht für alle Zeiten, dein erster Zunftmeister ist Gott! Wirst du aber dem Dichter der dir so geschmeichelt kein Denkmal setzen lassen, so bist du undankbar! Könige sind von Gottes Gnaden — aber die Schneider Collegen des Herrn!

Daß er einmal dem Sünder anräth (Nr. 56) die Lampe mit Oel zu schmücken, verzeihe ich dem Dichter, und wenn Andern vor der Kühnheit des Bildes graust, so mögen sie bedenken, daß der Evangelist Matthäus als Gewährsmann citirt ist. Was der Dichter sich bei dem Bilde in Nr. 5 gedacht hat:

Der Stern um Stern entzündet,
Ein Argus-Prachtgefieder —

weiß ich nicht. Hat er den Argus wol für einen Vogel gehalten, oder seine 100 Augen für Federn? So Etwas lasse ich mir noch gefallen, denn hier hört alle Kritik auf, und der Unsinn steht in scheußlicher Nacktheit vor den Augen des Lesers! Auch im Vergleiche leistet der Dichter nicht Gewöhnliches, z. B. in Nr. 28 sagt er sehr schön:

Alle Kirchen Schäfchen sind,
Alle Glocken hallen dir —

Wahrscheinlich liegt das tertium comparationis hier in dem Umstande, daß die Schafe auf der Weide Glocken tragen!

Unsern guten Frauen und Mädchen überlasse ich es mit dem Dichter darüber zu streiten, daß er sie gewiß sehr schmeichelhaft (Nr. 33) „ein Werk aus Adam's Rippe" nennt. Ein Beispiel von der Anmuth und Zartheit des Dichters enthält das Bild am Schluß von Nr. 91:

Indeß die Bösen mit den Teufeln zechen, und daß ihr Anblick nicht die Frommen stört,
Ein jeder Teufel einen mit den Krallen vor ihrem Blick verstecken wird.

Wie überaus zart dieses Bild ist, fühlt Jeder der in Rubens' jüngstem Gericht die Verdammten gegen diese Strafe für Glückselige hält. Zuletzt einige Worte über den Inhalt des Buchs und den Standpunkt des Verf. in kirchlicher Beziehung.

Der Grundgedanke ist das Biblische: Ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben; meine Anhänger werden scheinbar unterliegen, aber am Ende gehen sie siegreich durch den Glauben an mich hervor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Stoff ein unendlich erhabener ist, aber daß er auch einen erhabenen Geist verlangt, der ihn schöpferisch gestaltet. Der Gedanke ist so riesengroß, daß er sich in tausend und tausend Liedern variiren läßt, was auch schon geschehen; aber so wie der Verf. es versuchte wird man den schönen Gedanken bedauern, daß er in einer Flut von Trivialitäten untergeht. Weiß der Verf. z. B. nichts Schöneres von der Allmacht des Herrn anzuführen, als daß er Rinder und Lämmer auf den Bergen und an den Bächen treibt? &c. (Nr. 83.) Auch hätte es sich der Verf. nicht beikommen lassen sollen die biblischen Sprüche zu versificiren; denn daß ein solches Unternehmen nicht mehr gelingt, beweist Rückert's „Evangelien-Harmonie" hinlänglich! Ein Ausspruch Beethoven's in Beziehung auf die Kirchenmusik findet überhaupt auf unsere christliche Kunst Anwendung; wir können solche große Werke wie einen Choral nicht schaffen, denn uns fehlt der lebendige Glaube.

Der kirchliche Standpunkt des Verf. ist nicht zu errathen; daß er der neuen Philosophie nicht huldigt, versteht sich von selbst. Nr. 110 heißt es:

Dein Reich wird bestehen in Würde und Kraft
Ohn' Strauß und Spinoza zu fragen, o Herr!

In einer andern Stelle (Nr. 82) scheint er zum Katholicismus hinzuneigen, denn es heißt:

D'rum nimmt der Christ auf Stirne, Mund und Brust
Auch beim Gebet als Signatur das Kreuz —

Dagegen ist der Satz, der unendliche mal vorkommt, daß der Glaube schon allein selig mache, eine protestantische Lehre. Daß der Verf. den Glauben auch bei politischen Veranlassungen an die Spitze gestellt sehen will, ergibt sich aus dem Schluß in Nr. 116, der eine Anspielung und Lobpreisung auf die Eröffnungsrede des preußischen Landtags enthält:

Heil dir! wenn dein erster König wahr macht, was er jüngst geschworen:
Ich mit meinem ganzen Hause wollen stets dem Herren dienen.

Aus diesen Versen schließe ich, daß er der berliner Richtung in Glaubenssachen sehr anhängt, mit seinem Vaterlande Sachsen (Nr. 54) ist er dagegen weniger zufrieden wenn er ausruft:

Dort, wo einst Luther Pfaffenwahn bekämpfte,
Treibt ach! der Aberwitz jetzt Höllenfarten &c.

Daß unter 142 Ghaselen auch einige gute vorkommen, soll unter Anderm Nr. 121 beweisen:

Immer les' ich nie genug
Herr! in deiner Schöpfung Buch,
Dich verkündet jedes Blatt,
Jeder Hieroglyphe Zug;
Dich des Aglei Wunderform,
Wie der Primel Wohlgeruch,
Dich des Maies Veilchenkleid,
Wie des Junis Rosentuch,
Dich des Adlers Zirkelschwung,
Wie der Möve Segelflug!
Dieses Buch, es lehrte mir
Lauter Güte, wo ich frug;
Doch von Gnade fand ich Nichts,
Wie ich hin und her es schlug
Gnade kündet einzig nur
Deiner Offenbarung Buch.

Dies Ghasel ist seiner Form und seines Inhalts wegen ein gelungenes zu nennen, und das christlichste der christlichen, in ihm weht der Geist der Demuth, liegt das ganze Christenthum der christlichen Kirchen! Andere enthalten manches schöne Bild; in dieser Beziehung führe ich an Nr. 62 und 70. Das gelungenste von allen jedoch ist Nr. 31, das durch eine Reihe schöner Bilder besticht; es ist vielleicht das einzige das in Beziehung auf Form Nichts zu wünschen übrig läßt. Zum Schluß rathe ich dem Dichter in seiner Demuth nicht allzu weit zu gehen, und in einer zweiten Auflage des „Christlichen Divan" den Schluß von Nr. 23:

Du duldest, daß mit Schmeicheln dein Schäfchen ungeschickt
Dir seinen Dank beweise; du guter, guter Hirt!

wegzulassen, denn eine minder gutmüthige Seele wie ich könnte diese Demuth für baare Münze nehmen. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 192. —— 10. Juli 1848.

Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Das Carriere'sche Buch legt die Ergebnisse eines gründlichen Studiums der Philosophie des Reformationszeitalters vor Augen. Es muß Jedem, der sich auch nur oberflächlich mit Geschichte der Philosophie beschäftigt hat, aufgefallen sein wie es für diese Periode fast ganz an genügenden Darstellungen fehlt. Carriere ist darauf bedacht dergleichen zu geben, er geht durchaus auf die Quellen zurück; sein Buch, bei dem es ursprünglich nur auf eine Monographie über Giordano Bruno und Jakob Böhme abgesehen war, besteht größtentheils aus Auszügen: nennt er es doch selbst in der Vorrede eine „Sammlung der schönsten Worte aus den Schriften der hervorragendsten Denker und Forscher in einer großen Zeit", und wenn man in ihm, wie er ebendaselbst andeutet, ein gewisses belletristisches Element hat finden wollen, so kommt ihm dieses für die Nachbildungen aus poetischen Schriften, die bekanntlich bei diesen Denkern häufig die tiefsten und weisesten Aussprüche enthalten, gar sehr zu statten.*)

Nach einer Einleitung über den allgemeinen Charakter der Reformationszeit, in welcher ausgeführt wird, daß die Faust-Sage ihr Symbol sei und die Idee Gottes und das Verhältniß des Pantheismus und Deismus zum Selbstbewußtsein des unendlichen Geistes erörtert wird — hier macht sich allerdings eine, wenn man will, belletristische Unart geltend, nämlich ein häufiges Anführen allbekannter Dichterstellen, das in einem spätern Abschnitt einmal sogar einen komischen Anstrich hat; wir stoßen nämlich mitten in dem Auszuge aus dem Buch von der deutschen Theologie' auf Schiller'sche Verse —, behandelt der erste Abschnitt die Erneuerung der griechischen Philosophie und den Kampf um ihre Häupter. Hier wird zuerst erörtert wie das speculative Interesse des scholastischen Mittelalters Ursache gewesen, daß die Wiedererwecker des Alterthums zuerst auf die Philosophen gefallen, sodann über den Streit über Aristoteles und Platon, die Persönlichkeiten und Schriften des Gemistius Plethon, Bessarion, Georg von Trapezunt u. A. berichtet, und die Betheiligung Deutschlands durch Nicolaus von Cues erwähnt und seine Lehre aus den Quellen dargestellt. Sodann sehen wir uns nach Italien zurückversetzt, wo uns, nach Anleitung des Büchleins von Sieveking die florentinische Akademie vor Augen tritt; die Lehre des Ficinus wird kurz dargestellt. Ganz andere Wege schlagen die beiden Pico von Mirandola ein: sie wenden sich an das orientalische Alterthum oder was man dafür hielt, und diese Richtung wird von Reuchlin auch nach Deutschland verpflanzt. Nachdem ferner Melanchthon, Pomponatius, J. C. Scaliger, J. J. Scaliger, Cesalpin, Taurellus an uns vorübergegangen, werden die Antiaristoteliker Patritius und Ramus ausführlich geschildert, und hieran knüpfen sich Lipsius, der die stoische Philosophie zu erneuern gedachte, Montaigne und Charron, die sich der neuen Akademie anschließen, und für die geistige Entwickelung Frankreichs und dadurch mittelbar des ganzen Europa von der größten Wichtigkeit sind. Der zweite Abschnitt schildert die Naturanschauung jener Zeit. Es wird hierbei von dem Gegensatz der hellenischen und christlichen Naturbetrachtung ausgegangen. Roger Bacon. Scholastische Methode der Forschung; Einfluß des Aristoteles, Pythagoras und Platon. Astrologie. Pico von Mirandola über dieselbe. Magie. Baptista Porta. Hexenglaube. Agrippa von Nettesheim; sein Leben, seine Schriften; Analyse der Bücher „De varietate scientiarum" und „De philosophia occulta". Alchymie. Paracelsus; seine reformatorischen Bestrebungen in der Medicin, seine Ideen über Gott und Natur.

*) Ich kann es mir nicht versagen das Sonett welches vor der Schrift „De la causa, principio ed uno" steht in einer Uebersetzung hierher zu setzen:

> Ursach' und Grund und du das ewig Eine,
> Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
> Das sich in Höh' und Breit' und Tief' ergießt,
> Daß Himmel, Erd' und Unterwelt erscheine!
>
> Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau' ich deine
> Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
> Wo Mittelpunkt und Umfang allwärts ist;
> In deinem Wesen weset auch das meine.
>
> Ob blinder Wahn sich mit der Noth der Zeit,
> Gemeine Wuth mit Herzenshärtigkeit,
> Ruchloser Sinn mit schmuz'gem Neid vereinet,
>
> Sie schaffen's nicht, daß sich die Luft verdunkelt,
> Weil doch trotz ihrer unverschleiert funkelt
> Mein Aug' und meine schöne Sonne scheinet.

Helmont. Leonardo da Vinci als Mensch, Künstler und Naturforscher. Colombo's Charakter, Entdeckungen und weltgeschichtliche Größe. Kopernikus. Kepler, sein Leben, seine Ideen über Gott und die Harmonie der Welt, seine Gemüthstiefe und Forschungsweise. Galilei, seine Methode und seine Ansichten über das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Religion. Dritter Abschnitt: Die deutsche Mystik und Reformation. Wesen des Christenthums. Hierarchie und Mystik im Mittelalter. Meister Eckart. Verwandtschaft seiner Lehre mit Hegel und Angelus Silesius. Seinen Pantheismus ergänzt die deistisch-ethische Tendenz von Ruysbroek und Thomas von Kempen. Verschmelzung und Fortbildung beider Richtungen durch Suso und Tauler. Rulman Merschwin. Die deutsche Theologie: Gott, das Ich, die Sünde und Erlösung, die wahre Freiheit. Kirchenreformatorische Bestrebungen. Humanismus: Erasmus. Luther, sein Charakter und Zusammenhang mit den Mystikern, sein Glaube, sein Schriftprincip, verwandte Lehren Zwingli's und Calvin's, der innere Christus und seine Verkündiger; Sebastian Frank: die eine Substanz und das Ich. Valentin Weigel: der Mensch als Mittelpunkt, sein Leben in Gott. Fichte über die religiöse Aufgabe unserer Zeit. Vierter Abschnitt: Sociale Tendenzen und Theorien. Antiker und moderner Staat. Machiavelli: seine weltgeschichtliche Stellung, sein Charakter, seine Lebensansichten, seine „Discorsi" und sein „Principe". Ulrich von Hutten. Luther: das Wort als Waffe, die deutsche Sprache; Gewissensfreiheit, allgemeines Priesterthum und Nationalkirche. Protestantische Kirchenverfassung durch Philipp den Großmüthigen und die Schweizer. Politische und sociale Ansichten Luther's, Zwingli's und Calvin's. Der Bauernkrieg. Karlstadt. Thomas Münzer und der revolutionnaire christliche Socialismus. Die Wiedertäufer. Thomas Morus: sein Charakter, sein Verhältniß zu Platon's „Republik". Analyse seines „Utopien"; sein Tod und die Rache der Geschichte. Mariana: der Mensch, die Gesellschaft, die Staatsformen, der Tyrann und der König. Bodin: seine Thätigkeit als Staatsmann, Constitutionalismus, Philosophie der Geschichte mit astrologischen Einschlagsfäden, das Heptaplomeres und die Religionsfreiheit. Hierauf ist im fünften Abschnitt von den italienischen Philosophen überhaupt die Rede, sowie von Savonarola insbesondere, der sechste und die folgenden sind Monographien, die zum Theil bis zu 100 Seiten lang sind, über Girolamo Cardano, Bernardino Telesio, Filoteo Giordano Bruno, Julius Cäsar Vanini, Tomaso Campanella und Jakob Böhme. Die Abschnitte über Bruno und Böhme, die, wie oben angedeutet, den Kern bilden, an den sich alles Uebrige ankrystallisirt, sind die umfangs- und inhaltreichsten. Vom Bruno weist Carriere nach, daß er Gott keineswegs, wie man wegen der Zusammenstellung mit Spinoza, der seit Jacobi gebräuchlich geworden, anzunehmen pflegt, als Substanz, sondern als Subject gefaßt, und hebt besonders seine Lehre über die Materie hervor; in Betreff Böhme's hofft er die Vorzüge Feuerbach's, der sich an das rein Speculative hält und das Theologische ganz wunderlicherweise vernachlässige, und Hamberger, der um des letztern willen bisweilen über das erstere hinweggehe, zu vereinigen. Der zwölfte Abschnitt enthält Schlußbetrachtungen über die Bedeutung des Alterthums für die Gegenwart, sogenannte und wahre Naturphilosophie, freie Religiosität, Glauben und Wissen, die Hegel'sche Philosophie und deren überwindende Fortbildung und Siegeshoffnungen des deutschen Geistes.

Man wird mir, hoffe ich, diesen weitläufigen Auszug verzeihen; wußte ich doch auf keine andere Weise von dem reichen Inhalte des Werks eine Anschauung zu geben. Zugleich mag derselbe beurkunden, daß Carriere es vermieden durch Zurückführung der Fülle der Empirie auf eine allzu stricte Einheit einem constructiven Formalismus zu verfallen. Sein Buch ist gerade dadurch um so anziehender und anregender, daß das letzte Wort des Räthsels verschwiegen bleibt; den Grundgedanken welcher sich durch alle diese höchst verschiedenartigen Bestrebungen hinzieht aufzufinden, bleibt uns selbst überlassen.

Es ist eine Verkehrtheit, wenn man in neuerer Zeit bei der geschichtlichen Betrachtung der Philosophie noch an etwas Anderes denkt als an die wissenschaftlichen Ergebnisse welche die einzelnen Systeme zu Tage fördern. Warum soll der Geist der sich in ihnen kundgibt, der phänomenologische Standpunkt auf dem sie stehen hier mehr hervorgekehrt werden als etwa bei einer Geschichte der Physik, welche doch nur in einer Aufzählung der Reihenfolge der physikalischen Entdeckungen und Theorien, und einer Entwickelung wie sie sich auseinander ergeben haben bestehen kann. Wenn man die Geschichte der Philosophie auf andere Weise betrachtet, ist Gefahr vorhanden, daß man sie gar nicht mehr als wissenschaftliche Begriffsarbeit, sondern nur als naturwüchsige Aeußerung des Geistes auffaßt, ja daß man den Unterschied von Wahr und Falsch aufhebt; denn als Standpunkte des Bewußtseins stehen Wahrheit und Irrthum auf gleicher Stufe. Und doch gibt es eine Periode in der Geschichte der Philosophie in welcher jene Betrachtungsweise an ihrer Stelle ist. Es ist eben diejenige mit welcher wir hier zu thun haben, diejenige welche das Mittelalter abschließt und die Neuzeit beginnt: die Philosophie des Reformationszeitalters. Es kommt bei Cardano, Bruno, Telesio, Campanella und wie sie sonst Alle heißen mögen, viel weniger darauf an was sie lehren, als daß sie überhaupt als Lehrer aufzutreten wagen, während sich das ganze Mittelalter wenigstens der Form nach durchaus lernend verhalten hatte, das heißt über die Anlehnung an Aristoteles einerseits und die Kirchenlehre andererseits nicht hinausgekommen war. Man fing an juxta propria principia zu philosophiren, Das ist die Hauptsache. Nicht als ob nun wirklich Alle in der That eigenthümliche Standpunkte ausgebildet hätten, aber sie gingen wenigstens darauf aus; es machte sich ein gewaltiges Ringen geltend etwas Eigenes und Neues hervorzubringen. Es kommen in dieser Periode der Geschichte der Philosophie in ganz anderm Sinn als in andern die Individuali-

täten des Philosophirenden in Betracht. Daß es bei ihnen nicht auf eine rein wissenschaftliche Erforschung des Wesens der Dinge abgesehen sei, erhellt daraus, daß sie sich auf das mannichfaltigste bei den praktischen Interessen der Zeit, den Staats- und Religionswirren des Jahrhunderts betheiligen, wobei damals weit mehr als Dies jetzt der Fall ist der Einzelne sein ganzes Wesen einsetzen mußte; auch sehen wir sie verketzert, verfolgt, eingekerkert, verbannt, mit der Todesstrafe belegt. Es schreibt sich aus jener Zeit die Ansicht her, als habe man sich unter einem Philosophen von vornherein einen Aufrührer gegen Gott und Menschen vorzustellen, und wenn auch die Wenigsten unter ihnen einen entschiedenen Bruch mit der Religion und dem gesellschaftlichen Zustande für nöthig halten, so sind doch gerade die Positivsten unter ihnen so ungewöhnlich energische Charaktere, so barock-eigenthümliche, heroisch-gewaltsame Individualitäten, daß wir heutigen, bei denen sich der Geist der Neuzeit, der dort zuerst in schäumenden Cascaden die Felsen durchbricht, zu einem zwar rasch und kraftvoll, aber glatt und ebenmäßig forteilenden Strome beruhigt hat, uns, ich erinnere nur an Cardano's Buch „De vita propria", eines Eindrucks von Krankhaftigkeit und Ueberspanntheit kaum erwehren können. Es kann uns Deutschen nicht schwer werden einen bezeichnenden Ausdruck für diese Periode zu finden; sie zeigt zu viel Analogie mit einer gewissen Periode unserer Literaturgeschichte, als daß wir sie nicht eine Zeit des Sturms und Dranges nennen müßten, nur daß sie Dies freilich in weit höherm Grade ist als das Jahrzehnd das wir gemeiniglich so zu bezeichnen pflegen, denn es währt hier nicht nur die gewaltsame Aufregung länger als ein Jahrhundert, sondern sie erstreckt sich auch, während es sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Grunde nur um deutsche schöne Literatur handelte, auf alle Länder Europas und alle Gebiete des menschlichen Geistes.

Ueber den Grundgedanken der Zeit, auf welche wir uns in dieser Weise vergleichend beziehen mußten, fehlt es an erschöpfender Einsicht nicht. Gervinus findet ihn in dem Ritornar al segno, der Rückkehr zum Zeichen. Der Ausdruck und der in ihm ausgesprochene Gesichtspunkt rühren von Machiavelli her. Hören wir darüber Carriere. Er tadelt Machiavelli's materialistische Ansicht vom Staate, dann fährt er fort:

Sobald aber Machiavelli auf seinem eigentlichen Boden steht und die gegebene Wirklichkeit als solche zu behandeln hat, erscheint die Energie seines Verstandes, die Stärke seines Willens in staunenswürdiger Größe. Da findet er für die Geschichte das Gesetz „der Rückkehr zum Zeichen". Alle Dinge der Welt haben ihre Grenze, diejenigen aber legen ihre volle bestimmte Laufbahn zurück welche ihren Körper nicht zerrütten, sondern geordnet erhalten, daß er sich entweder nicht ändert, oder wenn er sich ändert, Dies zum Heil und nicht zum Schaden gereicht. Den Staaten und Secten aber dienen diejenigen Veränderungen zum Heil die sie auf ihre Principien zurückführen, und daher sind diejenigen am besten eingerichtet und dauern am längsten welche sich mittels ihrer Ordnungen erneuern können. Das aber ist bei dem allgemeinen Werden und Wechsel sonnenklar, daß Alles untergeht was sich nicht erneuen kann. Dies geschieht aber durch die Zurückführung auf das Princip. Denn alle ursprünglichen Einrichtungen von Staaten und Genossenschaften haben etwas Gutes, wodurch sie zuerst Ehre und Gedeihen erlangen, und darum sind Umwälzungen heilsam welche jenen ersten Keim des Ruhms und der Größe zu einem Wachsthum hervortreten lassen, sodaß das Ursprüngliche mit frischer Kraft wieder aufgenommen wird.

Machiavelli ist der einzige Geschichtsphilosoph jener Zeit, und so wird man, wenn anders überhaupt die Philosophie Das zum Ausdrucke zu bringen pflegt was ohnehin schon in der Zeit liegt, in jenem Ritornar al segno, jenem Heraufbeschwören des Ursprünglichen, das Machiavelli als die Aufgabe und das einzige Rettungsmittel seiner Zeit betrachtet, das ganze Streben derselben charakterisirt finden dürfen.

Es ist nicht schwer die einzelnen Richtungen in welche dieses Streben sich absondert aus diesem allgemeinen Grundgedanken abzuleiten und auf ihn zurückzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Polen, Preußen und Deutschland. Ein Beitrag zur Reorganisation Europas. Halberstadt, Frantz. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wir leben in einer an politischen Projecten überreichen Zeit, und es wäre nicht der Mühe werth alle Vorschläge einer nähern Prüfung zu unterwerfen welche auf eine Neugestaltung in dieser oder jener Sphäre hinauslaufen. Die vorliegende Schrift ist aber in einem Geiste angelegt und motivirt der einige Berücksichtigung verdient. Sie tritt gewissermaßen einem wie es scheint tiefliegenden, wenngleich erst neuerlich aufgenommenen und ausgesprochenen Gedanken entgegen, und macht somit auf gewisse Originalität Anspruch. Jener Zeitgedanke ist die Trennung der Staaten nach Nationalitäten. Der Verf. verwirft ihn nicht unbedingt, er räumt seine Wahrheit ein, nur glaubt er, daß man hier, wie in den meisten Fällen wo ein neuer Gedanke Leben empfängt und in Gegensatz zu ältern tritt, sich in ein Extrem verloren habe oder doch verlieren könne. So wie der Verf. die Auffassung jener nationalen Sonderung ihren Vertheidigern unterstellt, hat sie in der That ein Extrem, sie ist aber anders als nach seiner Voraussetzung. Es vermeint Niemand die Wallonen und Provençalen von den Franzosen, Niemand die Kalmücken von den Kirgisen zu scheiden. Wo die Analogien bestehen, kann auch das Amalgama eintreten, nur die positiven Gegensätze sollen nach der neuesten Politik auseinandergehalten werden.

Der Verf. folgt einer Combination nach der die nationalen Gegensätze sich vielmehr durchdringen und vermischen sollen. Er vertheidigt aus humanistischem Standpunkt den Satz: die Nationen dürfen sich nicht schroff gegeneinander stellen, sondern, indem doch die Richtung der ganzen Entwickelungsgeschichte dahin geht die Menschheit immer mehr zu einem Ganzen zu machen, müssen die Grenzen schon jetzt so weit es sein kann fallen. Er schlägt zu diesem Ende Föderationen zwischen unterschiedenen, selbst ganz contrairen nationalen Bestandtheilen vor. Ließe sich hiergegen auch aus allgemeinerm Princip weniger einwerfen, so streitet gegen diese Combination doch die gegenwärtige historische Stellung der Völker zueinander. Unverkennbar zeigt sich überall als Naturnothwendigkeit die individuelle Gliederung selbst der kleinsten Stämme. Nationalbestandtheile welche Jahrhunderte lang unter fremdem Einflusse niederlagen raffen sich jetzt wieder auf, knüpfen ihr politisches und sociales Bewußtsein an ihren Ursprung an und säubern Sitten und Sprache von dem eingedrungenen Fremd-

artigen. Diese Richtung macht sich hauptsächlich geltend unter den slawischen Stämmen. Ich halte gerade Dies für bedeutend, weil die slawischen Elemente bisher einem Princip unterlegen haben das ganz Europa mehr oder weniger beherrscht hat, dem germanischen. Ist es dem Heterogenen möglich unter der Macht dieses Einflusses sich zu erheben, so ist auf diesem Gebiete sehr Vieles möglich; denn seit Jahrhunderten, ja seit einem Jahrtausend hat Deutschland ununterbrochen slawische Elemente absorbirt. Dies geschah weil diesen letztern ein moralisches Band, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das mächtigste, wenn es auf ein nationales Consolidiren ankommt, gefehlt hat. Dieses Band wird erst jetzt, nachdem alle slawischen Stämme durch die Läuterungsschule der Geschichte gegangen sind, geknüpft werden, und was dafür geschieht liegt vor Aller Augen.

Der Verf. will Deutschland mit dem Slawenthum unauflöslich zusammenketten. Da würde er ein verwaschenes Deutschthum und ein ebenso verwaschenes Slawenthum erhalten, während es ein Hauptinteresse der Weltgeschichte sein muß überall in den Staaten kräftige Individuen zu haben, welche diese und jene bestimmte Richtung in ihrer eigenthümlichen Form festhalten und ausprägen. Die Pflege des Charakteristischen ist im Kleinen wie im Großen von unendlichem Vortheil, und der Verf. gibt einen Rath von sehr problematischer Güte wenn er will, daß durch Bündnisse, also wol mit Hülfe der Diplomatie, eine Völkerverschmelzung und Abflachung angebahnt werden möge. Damit ist jeder Nation ihr wahrer Kern und Lebensinhalt genommen und alle würden einer trostlosen Erschlaffung entgegengehen. Es ist noch etwas Anderes zu berücksichtigen. In einem Föderativstaate, der etwa nach den Vorschlägen des Verf. die Gestalt haben würde wie ein preußisch-polnischer oder „baltischer Bundesstaat", würde das eine Aggregat auf Kosten des andern zehren, dieses würde jenem weichen, es würde nicht das volle Gleichgewicht zwischen beiden bestehen. So würde das Unterliegende zu einer nothwendigen Reaction gedrungen werden, und der Bundesstaat würde sich in einem dauernden Zustande der Action und Reaction befinden. Der Zusammenhang beider Elemente wäre kein freier und kräftiger mehr, es würden beide Elemente eine Verzerrung erleiden — und das Dritte was aus ihnen hervorgehen würde wäre etwas absolut Verzerrtes. Anders, wenn die Nationalitäten im freien Verkehr in sich und innerlich geschlossen und compact nebeneinander stehen.

Dann werden sie in der Lage sein frei voneinander herüberzunehmen was ihrer Individualität entspricht, und das Widerstrebende von sich auszustoßen. Das Beste wird überall das beiden Gemeinsame sein, und indem die Nationen so in diesem gemeinsamen Besten fortwirken, säubern sie sich selbst von den Mängeln welche jeder Individualität anhaften. Daß Dies keine Chimäre ist, läßt sich an einem Beispiele nachweisen. Frankreich steht mit Deutschland im freiesten Verkehr. Wir entlehnen von Frankreich gesunde politische und sociale Ideen, ohne uns von der Unruhe seines Charakters und seinen illusorischen Plänen entzünden zu lassen. Frankreich entlehnt von Deutschland allmälig mehr Gediegenheit des Gedankens in der Wissenschaft, ohne dem deutschen Formalismus zu verfallen. Es liegen hier zwei Seiten vor, die sich vollständig ergänzen und erheben, schwerlich daß eine Ineinandergießung dieser Nationalitäten die gleiche Wirkung haben würde. Der Sprachgebrauch hat das Wort „Confusion" für diesen Fall mit dem richtigen Sinne verbunden.

Es ist immer als ein großer Verlust zu betrachten, wenn auch nur Ein gesunder nationaler Bestandtheil abstirbt. Wir klagen über den Untergang des Charakteristischen im kleinen Verkehr, in der einzelnen Person; diese Klage ist gerecht, es darf ihre Uebertragung auf die großen Verhältnisse nicht herbeigeführt werden. Zwar ist leicht gesagt, das wahrhaft Charakteristische unterliegt keinem äußern Einflusse; die geschichtliche Thatsache zeugt aber anders, wenn wir erwägen, daß von Thüringen bis an die Oder der Slawismus zuerst den Germanismus, dann wieder dieser jenen mit Stumpf und Stiel überwunden hat. Selbst der künstliche Einfluß vermag Etwas. Ein solcher wäre aber das vorgeschlagene System der Conföderation.

Der Verf. nimmt an, daß Preußen mit Polen Einen Weg gehen müsse, dieses solle frei unter dem Schirm des preußischen Constitutionalismus stehen und Preußen gegen den Osten schützen. So werde ein baltischer Bund gebildet. Oestreich solle die übrigen slawischen Theile an sich fesseln und ihren Entwickelungsgang zeichnen. Die übrigen deutschen Gebiete sollen sich zu einem drittischen mitteleuropäischen Bunde vereinigen. Die Idee eines einigen Deutschlands fällt dabei von selbst. Ein anderes Bedenken erwächst aus der Stellung welche kürzlich die slawischen Provinzen zum östreichischen Kaiserhause einnehmen. Hier erhalten die Ideen des Verf. ein thatsächliches Dementi. Eine Verbrüderung des Slawenthums ist in jenen Provinzen auf den Antrieb Böhmens zu einem literarischen Dogma geworden, das in diesem Augenblicke schon seine factischen Consequenzen nach sich zieht. Das Bedenken welches der Verf. aus dem Umstande hernimmt, daß gegenwärtig deutsche und slawische Bevölkerung gemischt ist, wie in Schlesien und Preußen, kann eben nur bestätigen, daß die Verfechter der Absonderung sich nicht Extremen ergeben dürfen. Jede Mischung kann kaum beseitigt werden, es müßte sonst jeder Verkehr aufhören; es handelt sich hier nur um das Abgrenzen der Nation in ihren großen Umrissen, der es dann vorbehalten ist alle homogenen Theile von dort wo sie im Gemisch sich in der Minderheit befinden an sich zu ziehen.

Indem wir so die Prämisse des Verf. bekämpft haben, ist es nicht nöthig auf seine Folgerungen einzugehen. Was er über Rußland sagt, daß es mit seiner Entwickelung zu Asien gehöre, ist zum Theil wahr; ein großer Bestandtheil von ihm aber gehört der europäischen Cultur an, und dieser mag wol das geschichtliche Ziel haben sich von der andern Masse, auf deren Boden die Regierungsgewalt steht, abzulösen.

Polono-Germanus.

Literarische Notiz aus England.

Geld und Preise.

Im J. 1823 veröffentlichte ein Hr. Thomas Tooke unter dem bescheidenen Titel „Thoughts and details on high and low prices" die auf Beobachtung und Schlußfolgerung gegründeten Resultate eines vielleicht zum ersten male gemachten wissenschaftlichen Versuchs, die unklaren Phänomene der Preise und namentlich den schwierigen Satz, daß die Menge des Geldes oder der Zahlmittel nicht die Preise bestimme, sondern von ihnen bestimmt werde, aus vorhandenen und feststehenden Thatsachen zu erläutern und aufzuhellen. Im J. 1838 erschien von demselben Verf.: „A history of prices and the state of the circulation from 1793 to 1838", worin er zwar dem frühern Werke in der Hauptsache folgte, jedoch die Anordnung und Einzelheiten änderte. Zwei Jahre später fügte er den letztern zwei Bänden einen dritten bei, welcher insbesondere die 1838 und 1839 vorgekommenen außerordentlichen Schwankungen des Geldmarkts besprach, und ein vierter, vor kurzem erschienen: „A history of prices and of the state of the circulation from 1839 to 1847 inclusive" (London 1848), führt jene philosophischen Untersuchungen bis Ende 1847 fort und schließt mit einer interessanten Uebersicht der englischen Industrie- und Geldverhältnisse von 1793—1848. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 193. —— 11. Juli 1848.

Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Ein Streben nach Rückkehr zum Ursprünglichen ist nichts Anderes als Naturalismus; denn es ist Hinwendung zu Dem was darum vorhanden sein sollte, weil es an und für sich vorhanden ist. Was man heutigen Tags so häufig hört, daß das Reformationszeitalter der abstracten Verstiegenheit des Mittelalters gegenüber die Rechte der Creatur geltend gemacht habe, hat seine volle Richtigkeit; nur daß Dies freilich damals keineswegs den antichristlichen Sinn hatte in welchem man es jetzt zu nehmen pflegt. Wir finden daher, daß diese Zeit die Wiege der Naturwissenschaft ist. Der Leser fürchtet vielleicht, daß ihm hier statt eines innern Sachzusammenhangs ein bloßer Gleichklang der Worte untergeschoben wird. Denn was hat eine naturalistische Tendenz, das heißt ein Hervorkehren des Natürlichen im Menschenleben mit der rein theoretischen Betrachtung der dem Menschen gegenüberstehenden Welt der Räumlichkeit, denn etwas Anderes ist doch die Naturwissenschaft nicht, gemein? Für uns freilich Nichts, aber in jener Zeit ward die Naturwissenschaft wirklich im Sinne eines naturalistischen Strebens aufgefaßt und betrieben. Das Aperçu der rein theoretischen Naturbetrachtung hat erst Baco von Verulam gefaßt. Die Periode welche sich vom Mittelalter loslöste stand in dieser Beziehung gerade durch ihren Widerspruch noch unter dem Einflusse desselben. Das Mittelalter hatte die Natur nur im Sinne der dem Geistigen gegenüberstehenden und dasselbe beeinträchtigenden Sinnlichkeit zu fassen gewußt, und eine Beschäftigung mit ihr daher für sündhaft, für ein Werk des Teufels erklärt; man erinnere sich nur der Verfolgungen die Roger Baco zu erdulden hatte. Jetzt faßte man ein unabhängiges Interesse für die Natur, aber von der Beziehung derselben auf den Menschen konnte man sich noch nicht losmachen, und wenn man dagegen protestirte, daß solche Beschäftigung Schwarzkunst sei, so faßte man sie doch noch als weiße Magie auf: wenn sie den Menschen nicht mehr ins Verderben führen sollte, so blieb man doch auf dem Standpunkte der Dies behauptet hatte insofern stehen, als man behauptete, sie gereiche ihm ganz eigentlich zum Heile. Daher kleidet sich das ganze naturwissenschaftliche Streben in astrologische, alchemistische, theognostische und theurgische Tendenzen ein, und wenn die Heilkunst jetzt einen großen Aufschwung nimmt, so ist diese von rein naturwissenschaftlicher Methode und Auffassung ihrer Aufgabe noch weit entfernt, und weiß sich nicht davon loszumachen, daß sie neben dem Leibe auch auf den Geist zu wirken habe, noch physische Wirkung von magischer Einwirkung durchgreifend zu unterscheiden. Die Beschäftigung mit der Natur trägt in diesem Zeitalter nicht den Charakter besonnener Forschung, sondern eines gewissen dämonischen Wühlens, bei welchem zwar hinterher beiläufig die wahre experimentirende Naturwissenschaft herauskam, im Grunde aber etwas ganz Anderes gemeint war.

Daneben ging man denn nun freilich auch auf die Ursprünglichkeit des Geistes selbst zurück. Das Reformationszeitalter ist die Zeit der Erneuerung des Alterthums. Wir Neuern sind gewohnt das Studium des Alterthums als etwas formell Bildendes zu betrachten, und legen jener Zeit wenn sie sich demselben zuwandte ein Streben nach reinerer Form unter. In der That läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Auffassung sich ziemlich früh geltend zu machen angefangen habe. Aber ursprünglich war mit der Erneuerung des Alterthums gerade das Gegentheil gemeint. Ein formell bildendes Element wird nothwendig im Gegensatz gegen eine Zeit der Barbarei, und zu einer solchen hatte sich allerdings das Ende des 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts, in welchen sich die angedeutete Ansicht vom Studium des Alterthums ausbildete, gestaltet, aber das Mittelalter war dies nicht; das Mittelalter lief vielmehr in eine Zeit der Ueberbildung und Ueberfeinerung aus, die sich gerade durch die allzu hohe Steigerung ganz nach dem oben angeführten, von Machiavelli aufgestellten Gesetze in sich selbst zerstörte. Im Gegensatz gegen die darin zu Tage kommende Unnatur ward das Alterthum als ein frischer Quell gesunder Ursprünglichkeit betrachtet; es ist oben darauf hingewiesen worden wie gerade in dem Gebiete wo jene Künstlichkeit der Ueberfeinerung sich am entschiedensten von dem Boden der Unmittelbarkeit losgelöst hatte, im philosophischen, die Reaction zuerst eintrat. Diese Auffassung trägt ihren Beweis in sich selbst, wenn man darauf eingeht, wie gar verschiedene Arten von Alterthum hier in

Betracht kommen; es wird mit ihnen, wenn man von dem germanischen absieht, mit welchem man noch zu sehr unmittelbar verwickelt war um es objectiviren zu können, der ganze Kreis Dessen beschrieben was in der That die Grundlage der geistigen Lebensentwickelung jener Zeit bildete.

Den ersten Rang nimmt hier das classische Alterthum ein. Wenn auf dieses als auf eine Grundlage der Bildung zurückgegangen wurde, so darf dem 15. Jahrhundert nicht etwa die philosophische Geschichtsanschauung untergelegt werden, der zufolge die verschiedenen anscheinend ganz disparaten Formen des orientalischen, antiken und christlichen Lebens in dem Verhältniß einer geradlinigen Entwickelung, einer nothwendigen Stufenfolge zueinander stehen. Ebenso wenig ist es der bloße Naturhauch welcher etwa durch die Homer'schen Gedichte weht, was jene Zeit, wie es freilich bei dem sentimentalen 18. Jahrhundert der Fall war, zu ihnen hinzog. Um die Renaissancezeit richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß die Erneuerung des Alterthums ganz und gar von Italien ausging. Wenn hier Machiavelli in seinen „Discorsi" auf römisches Leben und römischen Geist hinwies, so stellte er damit nicht ein bloßes Ideal Dessen was sein sollte auf, er wollte überhaupt nicht Fremdes einführen, sondern er zog nur etwas ans Tageslicht was ohnehin im Bewußtsein der Menschen noch immer im Hintergrunde gelegen hatte. Das Mittelalter wird in Italien nicht durch eine so tiefe Kluft vom Alterthum getrennt wie Dies seinem allgemeinen Principe nach, das aber gerade in Italien nicht ganz zur Durchbildung kam, allerdings hätte der Fall sein mögen. Das germanische Leben ist in Italien niemals ganz heimisch geworden. Wie leicht wurde z. B. die gothische Architektur hier entwurzelt, sie hatte niemals festen Fuß gefaßt; die romanische, welche ihr voranging und in Italien allerdings einen hohen Grad von Ausbildung erlangte, ist noch von antiken Elementen durchdrungen, und in der Renaissancekunst treten diese wieder ganz in den Vordergrund. Wie sollten auch auf dem classischen Boden die antiken Reminiscenzen jemals ganz erlöschen, zumal da, wie neuere Forscher lehren, die Bevölkerung keineswegs in dem Grade von germanischen Beimischungen durchdrungen worden ist wie man eine Zeit lang annahm. Zu der Zeit als sich im übrigen Europa das mittelalterliche Leben zu den bestimmtesten Formen krystallisirt hatte, konnte in Rom der Versuch des Cola di Rienzi vorfallen; wenn dieser auch zunächst schon durch die Erneuerung des Alterthums hervorgerufen war, beweist doch der Umstand selbst, daß dieser eine so praktische Wendung zu nehmen vermochte, daß das Alterthum in Herz und Geist der Menschen noch vielfältige Anklänge fand. Es ist den Italienern des 16. Jahrhunderts gar nicht so sehr zu verdenken, wenn sie das Mittelalter nur als eine Art von Episode betrachten; in manchen Punkten, z. B. durch die Hervorziehung des Römischen Rechts, das ja auch nie ganz vergessen worden war — und besonders in der Baukunst stellt sich die Renaissancezeit in Italien ganz und gar als eine Fortsetzung der römischen Kaiserzeit dar — wo denn also, was für diese als die gesunde Ursprünglichkeit gelten mußte, die Zeit der Republik, auch von dem Geschichtsphilosophen des 16. Jahrhunderts als das „Princip" aufgestellt werden mochte. Und diese Auffassung wird nicht etwa dadurch widerlegt, daß man doch nicht blos auf das römische, sondern auch auf das griechische Alterthum zurückgegangen sei. Es bedarf keiner weitern Erörterung wie wenig man das letztere in seinem eigenen Geist aufzufassen gewußt. Dies war dem 18. Jahrhundert und in ihm zuerst Winckelmann aufbehalten; die ganze frühere Zeit sah das Griechenthum mit römischen Augen an: wußten doch die Platoniker in Italien, mit dem Ficinus an der Spitze, den Platonismus nicht vom Neuplatonismus zu unterscheiden, Das eine ganz ungriechische Erscheinung ist und in die Reihe der Vermengungen des occidentalischen und orientalischen Geistes gehört welche die Spätzeit Roms charakterisiren. Wenn man auf Athen zurückging, so lag darin keinerlei Losmachung von Rom; denn man that es nur in dem Sinne wie Rom selbst es gethan hatte und nach dem Beispiele desselben.

Ein Bildungselement der Neuzeit neben dem antiken, das freilich, wie soeben angedeutet, auch schon in das antike Leben oder was man jetzt dafür hielt — und man konnte nichts Anderes dafür halten als was eben, worauf es zunächst abgesehen war, als Princip der Neuzeit gelten mußte — eingetreten war, ist das Orientalische was das Christenthum und am meisten das Alte Testament, auf welches dasselbe zurückweist, mit sich führt. So erscheinen auch die orientalisirenden Richtungen, die kabulistischen und auf den angeblichen Hermes Trismegistus und andere mystische Machwerke zurückgehenden, im Lichte eines Ritornar al segno. Und zwar traten diese Bestrebungen, wie wir Dies auch noch in unserer Zeit haben beobachten können, ganz besonders anspruchsvoll auf, da sie ja nicht eine besondere Ursprungszeit, ein besonderes Princip, sondern die Urzeit und das Princip schlechthin ins Gedächtniß zurückzurufen und als den Quell der Weiterentwickelung aufzustellen unternehmen.

Betrachtet man das Hauptereigniß der Zeit, die Reformation, in diesem Zusammenhange, so fällt auf sie ein ganz neues Licht. Wir wissen Alle, daß ihr Wesen nicht damit erschöpft wird, wenn man sie als Kirchenverbesserung bezeichnet. Auch die Neuerungen Gregor's VII. waren eine Kirchenverbesserung, und doch organisirten sie gerade erst Das wogegen die Reformation sich auflehnte, das Papstthum und die Hierarchie. Die Reformation läßt nur die Bibel gelten — sie geht auf das Urchristenthum zurück — oder mit andern Worten, sie erkennt, daß auch in diesem Gebiete entschieden umgekehrt und einer Ueberfeinerung gegenüber das Ursprüngliche geltend gemacht werden müsse: sie macht auch hier das Ritornar al segno geltend. So einfach dieser Gedanke ist, so sehr er sich von selbst zu verstehen scheint, so ist er darum nur um so genialer; denn worin besteht sonst die Kraft des Genies als daß es in ruhiger Unbekümmerter

mertheit um die hergebrachten Meinungen die Sache selbst in sich zum Durchbruch zu bringen und geltend zu machen weiß. Ist doch in der Reformation eine solche Genialität nach mehr als einer Seite hin anzuerkennen. Als ein paar Jahrhunderte später uns das Zurückgehen auf die Ursprünglichkeit des Deutschthums Bedürfniß wurde, versuchte Klopstock es zuerst mit der Urzeit, die aus unserm Gedächtniß verschwunden ist und die wir nur aus den Berichten der Fremden, der Römer, kennen. Goethe that im „Götz von Berlichingen" das Aperçu, daß das eigentliche Heroenzeitalter der deutschen Neuzeit nicht so weit zu suchen sei, sondern nur das 16. Jahrhundert sein könne. Ein ähnliches Aperçu hat Luther gethan. Es ist soeben erwähnt worden wie man sich, um dem orientalischen Element im Leben der Zeit auf den Grund zu kommen, im dunkelsten Alterthum oder was man dafür hielt herumtrieb. Nicht doch, sagte Luther's gesunder Sinn — euer Orient ist die Bibel, und besonders das Neue Testament.

Sollte man nun diese summarische Zurückführung der Haupterscheinungen des Reformationszeitalters auf einen einzigen Grundgedanken gelten lassen, so schließt sich Dem eine Beantwortung der Frage, was dasselbe für unsere Zeit zu sein vermöge, sehr leicht an. Die Art wie das Reformationszeitalter seine Aufgabe faßt leidet an einer Schiefheit die uns bis auf den heutigen Tag zu schaffen macht, und von der sich auch Carriere in der Ansicht die er über die Bedeutung der philosophischen Weltanschauung dieses Zeitalters für unsere Gegenwart aufstellt nicht frei zu erhalten weiß.

Es ist ein vollkommen richtiger Gedanke, daß alle Weiterbildung und Verbesserung nur dadurch möglich sei, daß man auf die Wurzel des Daseins zurückgehe. Denn worin besteht alle Unvollkommenheit, als daß Etwas nicht ist was es sein sollte, und wie kann es etwas Anderes sein sollen als was es im Grunde schon ist — woher sonst als aus Dem was ist läßt sich das Bessere nehmen? Entnehmen wir es doch, wenn wir diesen Gedankengang nicht gelten lassen wollen, und das Bessere rein zu ersinnen und zu erdichten gedenken, nirgend andersher als aus dem Grundwesen unserer Denkart, unsers Geistes. Nun fragt es sich aber: wo finde ich diese Wurzel des Daseins? Hier scheiden sich die Wege. Das Reformationszeitalter sagt — und die ganze Neuzeit wiederholt es bis auf unsere Tage — in der Vergangenheit. Daher das allgemeine Zurückgehen auf ein Alterthum, auf eine Urzeit. Nun ist freilich kein Grund vorhanden weshalb nicht schon in alter Zeit im Allgemeinen wie im Besondern vielfach die Wahrheit hätte erkannt sein sollen; werden doch z. B. die Euklidischen Elemente die Grundlage der Mathematik bleiben, so lange es überhaupt eine Mathematik geben wird. Aber es ist nur nicht einzusehen was doch die alte Zeit darin vor der neuen voraus haben sollte, im Gegentheil scheint es als ob das Alte, weil es doch einen frühern Versuch enthalte, nothwendig unvollkommener sein müßte als das Neue. Und wenn man diese Betrachtung als oberflächlich und rationalistisch abfertigen will, so mag man wohl zusehen, ob es nicht mit dem tiefen Gedanken welchen man in dem Zurückgehen auf die Vergangenheit erblickt auf eine bloße unklare Vorstellung hinausläuft, der eine ganz gewöhnliche, durch den Gleichklang der Worte herbeigeführte Begriffsverwechselung zu Grunde liegt. Was suchen wir in der Vergangenheit? Doch nicht die bloße Vergangenheit selbst, sondern nur Etwas was beiläufig — ob nothwendig oder zufällig, ist eine andere Frage — in ihr vorhanden sei; aber wir behaupten zunächst nicht, daß das Frühere besser gewesen, weil es das Frühere sei, sondern weil früher etwas Besseres gewesen. Dieses Bessere ist eine wesentlichere reinere Form der Dinge; die Wesenheit ist der einzige Urquell in welchem man sich gesund baden mag. Warum soll nun dieses in der Vergangenheit eher zu suchen sein als in der Gegenwart, da es doch ebenso unmöglich ist, daß die Erscheinung in irgend einer Zeit ohne das Wesen wäre, denn dann wäre sie gar nicht, als daß sie mehr wäre als Erscheinung, oder daß das Wesen ganz nackt und vollständig zu Tage träte, womit es sich ja sogleich erschöpft hätte, sodaß, wenn Dies jemals eingetreten wäre, darauf nun Nichts weiter hätte folgen können? Das Wesen ward lediglich darum in der frühern Zeit gesucht, weil die Philosophie dasselbe im Gegensatze zu Dem wozu es die Grundlage bildet als das Frühere (prius) bezeichnet, womit aber ein bloßes Vorangehen dem Begriffe nach ohne alle Beimischung von Zeitlichkeit gemeint ist — oder sind etwa die Axiome der Mathematik, auf welchen die Sätze derselben ruhen, und die diesen letztern insofern also vorangehen, und zum Behuf der successiven Aneignung der Wissenschaft zeitlich vorangeschickt werden müssen, auch früher als die Lehrsätze wahr gewesen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der erste deutsche Pilger ins Morgenland.

Fünfhundert Jahre lang hat deutsche, englische und französische Pilger Frömmigkeit oder Wissensdurst aus ihrer Heimat nach Palästina getrieben, und eine reiche Anzahl handschriftlicher oder gedruckter Reisebücher enthält ihre Erlebnisse und Erforschungen bis auf Robinson, G. H. Schubert und Tischendorf herunter. Und wer hat die Reihe dieser Männer eröffnet? Das ist ein schlichter Mann in Westfalen gewesen, Ludolf, Pfarrherr zu Suchen in der Diöcese Paderborn, der von 1336—41 Palästina besucht und nach seiner Rückkehr in lateinischer Sprache seinen Reisebericht veröffentlicht hat. *) Die Urschrift ist sehr selten und auch die deutsche Uebersetzung in einer Sammlung von Reisebeschreibungen welche bei Siegmund Feyerabendt 1609 in Frankfurt a. M. gedruckt sind nur einem sehr kleinen Leserkreise bekannt; aus zwei andern Handschriften, die eine zu Wolfenbüttel, die andere früher im Besitze Kinderling's, sind nur wenige Bruchstücke zur weitern Kenntniß gekommen. Um so nützlicher war es daher, daß die Einsicht in eine vierte Handschrift in der Landesbibliothek zu Düs-

*) Ueber ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem mit besonderer Rücksicht auf Ludolf's von Suchen Reisebuch des Heiligen Landes. Eine historisch-literarische Abhandlung, nach Handschriften und alten Drucken, von Ferdinand Deycks. Münster, Regensberg. 1848.

seldorf dem Professor Deycks in Münster zur Veranlassung ward das Buch Ludolf's von Suchen wieder in genauere Betrachtung zu ziehen, und es nicht blos mit sprachlichen Anmerkungen auszustatten, sondern auch viele zur Geschichte und Denkungsart des 14. Jahrhunderts zweckdienliche Erläuterungen hinzuzuthun. Die Abhandlung nennt sich zwar blos eine historisch-literarische, aber wir dürfen die dichterische Färbung der ganzen Abhandlung, die sie einem weitern Lesekreise empfiehlt, nicht unbemerkt lassen. Denn einer ursprünglich blos antiquarischen Forschung hat unser Verf. ein frisches Interesse abgewonnen, aus den vergilbten Zügen der Handschriften ist uns allerlei Märchenwerk aufgegangen, und über die ganze Schrift der Anflug einer stillen Sehnsucht verbreitet, die uns ahnen läßt, daß der Verf. selbst gern den Weg machen möchte auf welchem viele Jahre vor ihm Ludolf von Suchen gewandert war. So haben wir hier eine neue Zugabe zu den geschmackvollen literarischen Abhandlungen erhalten mit denen uns Jacobs, Ebert, Helbig, Passow, Prutz u. A. in den letzten Decennien beschenkt haben.

Die sprachlichen Bemerkungen, mit denen Hr. Deycks die Auszüge aus der düsseldorfer Handschrift, in welcher er ein ganz unverächtliches Denkmal der niederrheinischen Mundart des 14. Jahrhunderts erkennt, begleitet hat, müssen wir andern Zeitschriften zur Berücksichtigung überlassen. Ebenso die historischen Erläuterungen und das Resultat der vom Herausgeber angestellten Vergleichung der düsseldorfer und der wolfenbütteler Handschrift. Von allgemeinerm Interesse sind dagegen die Stellen über die Reiselust der Deutschen im 13. und 14. Jahrhundert sowie über die Reisebücher des Bruders Brocardus und des Ritters Johann von Mandeville (über den wir außer Görres' Auffrischung in den „Deutschen Volksbüchern" noch Jacobs' Abhandlung in den „Merkwürdigkeiten der gothaischen Bibliothek", I, 420—429, und eine 1840 verfaßte Gelegenheitsschrift von C. Schönborn in Breslau besitzen) und die Auszüge aus dem eigenen Reisebuche Ludolf's. Hier haben wir unter Anderm eine glaubwürdige Topographie mehrer Hauptpunkte des Mittelländischen Meers, als Cyperns, Akres (Akkon), dann des Heiligen Grabes und verschiedene Sagen oder Legenden in ihrer ältesten Auffassung, wie die von den Heiligen drei Königen und von den 30 Silberlingen, die ganz mit der Geschichte der Heiligen drei Könige wie wir sie bei Johannes von Hildesheim finden übereinstimmen. „Das Wunderliche der Sage", lesen wir am Schlusse des Büchleins, „darf uns nicht befremden. In jedem Zuge der heiligen Geschichte fand jene tief von religiösen Ideen bewegte Zeit Sinn und Bedeutung. Wie man im Heiligen Lande überall noch die Fußtapfen des Erlösers, die Spuren der andern großen Ereignisse der heiligen Geschichte bis zu Abraham hinauf mit Augen schauen wollte, und demzufolge auch wirklich schaute, so erhielt die gesammte Geschichte der Menschheit damals Farbe und Form von der Bedeutung des Christenthums, die allein noch Wahrheit und Bedeutung für die Gläubigen hatte. Daß einst über Jahrhunderte das Blatt sich wenden, daß eine Zeit kommen könne, wo jene heilige Gewißheit von den Weisen dieser Welt für ein bloßes Symbol ohne Wahrheit und Wirklichkeit erklärt werden dürfte, in frevelhaftem Widerspruche gegen alle Ueberlieferung, gegen den tausendfach blutig bezeugten Glauben der Jahrhunderte, Das ahnte Niemand."

Wir können nur wünschen Hrn. Deycks, den wir durch seine philologischen Schriften und durch sein Buch über den Goethe'schen „Faust" (Koblenz 1834) als einen vielseitigen Gelehrten kennen, bald wieder auf diesem Felde anmuthiger Literaturbeschreibungen zu begegnen. 17.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Beitrag zur neuen Verfassung Deutschlands. Von einem Manne aus dem Volke. Darmstadt. 8. 2 Ngr.

Erdmann, H., Der Osterruf an die Christen unsers Vaterlandes: entsetzet euch nicht! Predigt gehalten am 1. Osterfeiertage 1848. Thorn, Lambeck. 8. 2 Ngr.

Klopfleisch, C., Wer steht würdig im Kampfe dieser Zeit? Predigt am Sonntag Misericordias Domini zu Jena gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Kölbing, F. W., Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Predigt am 1. Bußtage 1848. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Jakob's Traum und Jakob's Kampf mit Gott. Zwei Predigten gehalten am 1. und 2. Sonntag nach Epiphanias 1848. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

Lindemann, C. A., Predigt beim Communiongottesdienste der (Eislebner) Garnison am 10. Mai gehalten. Eisleben, Reichardt. 8. 1½ Ngr.

Meier, O., Die deutsche Kirchenfreiheit und die künftige katholische Partei. Mit Hinblick auf Belgien. Den deutschen Volksvertretern im Parlament und in den Ständekammern gewidmet. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ein Mißverständniß. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Nur keine deutsche Republik! Eine warnende Ansprache an das Volk von Einem aus dem Volke. Magdeburg, Quednow. Gr. 8. 1½ Ngr.

Das Oberhaupt des deutschen Bundes. Eine Anrede. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Panse's, K., Reden an das deutsche Parlament. 2te Rede: Oberhaus. Die Mediatisirten. Stellung Oesterreichs und Preußens. Weimar, Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Reform unserer Universitäten. Ein Wort an Studenten und Bürger. Crefeld, Funcke u. Müller. Gr. 8. 2 Ngr.

Rittershausen, D., Der Magistrats-Entwurf des Statuts für die Bürgerwehr. Im Geiste der Zeit beleuchtet. Berlin, Krüger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rothert, M., Zur Schulreform. Aurich, Prätorius u. Seyde. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rückert, L. J., Auch der Völker Heil ruht allein in Christus. Predigt für's deutsche Volk, am 2. Ostertage 1848 gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schöpffer, C., Offenes Schreiben an die Fürsten und Völker unserer Zeit mit besonderer Rücksicht auf Preußen. Magdeburg, Quednow. Gr. 8. 1½ Ngr.

Sppri, J. L., Der Pauperismus der Zeit mit vorzüglicher Berücksichtigung der östlichen Gegenden des Kantons Zürich. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 3 Ngr.

Straß, K. F. H., Der neue deutsche Kaiser und die deutsche Reichs-Verfassung. Einige Worte zur Verständigung über die wichtigste deutsche Frage. Den sämmtlichen verehrlichen Deputirten der deutschen National-Versammlung gewidmet. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Preußen — keine Republik — und seine Verfassung, oder wie ist Preußens Verfassung zu gestalten, um dasselbe vor Anarchie und Republik zu bewahren? Den Abgeordneten zur Vereinbarung über die preußische Staats-Verfassung gewidmet. Ebendaselbst. Gr. 8. 6 Ngr.

Thronrede, gehalten am 22. Mai 1848, nebst dem Verfassungs-Entwurf für Preußen. Grünberg, Levysohn. Gr. 8. 1½ Ngr.

Trau, schau, wem? Ein Freundeswort an deutsche Arbeiter und Gesellen. München, Kaiser. Gr. 12. 3 Ngr.

Ullmann, C., Einiges für Gegenwart und Zukunft. Ansprache an die Freunde Deutschlands und der deutschen evangelischen Kirche. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Politische Volksbibliothek. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Freiheits-Catechismus für das constitutionelle deutsche Volk von B. Heßlein. Berlin, Cohn u. Comp. 32. 2½ Ngr.

Walther, C. G., Ueber die Errichtung deutscher Consulate. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Wein, Z., Der Abgeordnete Nante auf Reisen. Nante in Pommern. Grünberg, Levysohn. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 194. —— 12. Juli 1848.

Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

Schon Moses Mendelssohn, dem Niemand besonders destructive Tendenzen zuschreiben wird, hat diese Betrachtung angestellt; er widerlegte durch sie eine der Schriften auf welche man die Auflehnung gegen die Autorität des historisch Begründeten vornehmlich zurückführt, und die also eine solche Auflehnung wenigstens insofern nur auf oberflächliche Weise betriebe, als sie mit der Ansicht welche das Historische vertritt auf demselben Grund und Boden stände. Der Grundirrthum von Rousseau's „Contrat social", sagt Mendelssohn ganz erschöpfend, besteht darin, daß er die Staatsformen, statt aus dem Wesen des Menschen, aus dem frühesten Zustande desselben ableiten will. Die Anwendung auf das Reformationszeitalter ergibt sich ganz unmittelbar. Nicht nur kleidet sich bei Macchiavelli, wo er auf Mittel zur politischen Wiedergeburt Italiens sinnt, die Aufstellung Dessen was er für das Beste hält in eine Hervorhebung Desjenigen ein was früher, zur Zeit der römischen Republik, bestanden, sondern auch wo von solcher Zurückdatirung Dessen was für das einzig Richtige gilt abgesehen wird, wie in der „Utopia" des Thomas Morus und dem „Civitas solis" des Campanella, wird das Wesenhafte nicht als etwas dem Bestehenden zu Grunde Liegendes, und in ihm zur Erscheinung zu Bringendes gefaßt, sondern als etwas neben ihm etwa in fernen Gegenden Vorhandenes, in welchem sich der bei uns verloren gegangene Urzustand erhalten habe. Die anstößigste Form nimmt diese Richtung des Reformationszeitalters im theologischen Gebiete an. Es gilt für einen besondern Fortschritt, daß zur Ermittelung der Wahrheit auf die Bibel zurückgegangen wird. Wie konnte der Umstand, daß Dieses oder Jenes vor anderthalb bis drei Jahrtausenden von Denen welche die Bibel schrieben, oder deren Lehren in derselben niedergelegt sind, für wahr gehalten wurde, einen Beweis liefern, daß es wirklich wahr sei? Die Folgen haben sich bald genug gezeigt. „Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst", so apostrophirt Lessing Luther, „wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?"

Und wenn nur wirklich auf die Vergangenheit selbst, wie sie wirklich ist, zurückgegangen würde, dann hätte man wenigstens entweder eine consequente Erneuerung des in ihr vorhandenen, in manchen Fällen allerdings ganz vortrefflichen Zustandes, oder eine aus seinem eigenen Principe hervorgegangene weitere Entwickelung desselben. Aber es ist ja doch immer die Gegenwart die auf die Vergangenheit zurückgeht, die Gegenwart die für ihre Bedürfnisse, ihre Foderungen, welche schon darum andere sein müssen als die der Vergangenheit, weil sonst gar keine von der Vergangenheit unterschiedene Gegenwart entstanden sein würde, in der Vergangenheit Befriedigung sucht, die also diese von einem ihr fremden Gesichtspunkte aus auffaßt, und aus dem ihr Angehörigen nur Das verwirklicht was in ihren Kram paßt. Das schlagendste Beispiel ist auch hier wieder die Gestaltung welche die religiösen Interessen im Reformationszeitalter nahmen. Nicht das Urchristenthum wurde wiederhergestellt, auch gewann das Princip desselben, das des christlichen Lebens, keine weitere Entwickelung, sondern es lag der Zeit gleichsam noch im Blute, daß das philosophirende Mittelalter auf Ausbildung einer christlichen Lehre bedacht gewesen war, und so hatte man nichts Eiligeres zu thun als der katholischen Dogmatik eine protestantische entgegenzustellen.

Unter diesen Umständen bleibt nichts Anderes übrig, als daß man sich kurz entschließe, was man doch nicht lassen kann lieber mit Bewußtsein und Entschiedenheit zu thun, oder da es doch einmal nicht möglich ist sich seines Selbst zu entäußern, alles Ernstes und mit aller Energie ein Selbst zu haben. Es ist eine thörichte Frage, sagt Carriere (S. 193): ob Schrift ob Geist? da der Geist in der Schrift sich ausspricht und sie von ihm Zeugniß gibt, da der ganze und volle Rationalismus die Vernunft nicht blos in uns, sondern auch in der Vorzeit anerkennen muß; und Luther hat ganz Recht zu sagen: „Obwol der Buchstabe an sich selbst nicht das Leben gibt, so muß er doch dabei sein und gehört und empfangen werden, und der Heilige Geist muß durch denselben im Herzen wirken, und das Herz sich durch das Wort und in dem Wort im Glauben erhalten. Darum eifere nur nicht viel vom Geiste, wenn du nicht das offenbare äußerliche Wort hast; denn der Heilige Geist hat seine

Weisheit in das Wort gefasset." Das ist sehr schön und gut; aber woher weiß ich Das? — eben nur durch den Geist — also halte ich mich im Grunde immer an diesen, und muß mich an ihn halten. Erst wenn dieses Princip mit Entschiedenheit ergriffen ist und klar vor dem Bewußtsein steht, kann ich mit Nutzen auf die Vergangenheit zurückgehen; denn alsdann werde ich in der That die Sache so ansehen, daß, wie Carriere sagt, in der Vorzeit auch Vernunft sei, was Niemand leugnen kann, es müßte denn Einer sein der in gerechtem Zorne über die Unklarheit der historischen Schule ins andere Extrem verfällt, während die alte Ansicht die Vernunft nur in der Vergangenheit, die Vernünftigkeit nur im Anschluß an dieselbe erblicken will. Was hiermit vom theologischen Gebiete gesagt ist gilt auch von allen übrigen. Was frommt uns? Was ist für uns das Zweckmäßige? Was ist das Wahre? Dies sind die einzigen Gesichtspunkte von denen wir uns leiten, die einzigen Fragen die wir uns vorlegen müssen. Damit wird kein Ueberbordwerfen der Vergangenheit gepredigt. Unter den möglichen Antworten kann die sein, daß wir im Allgemeinen wie im Besondern bei dem Bestehenden bleiben, eine alte Einrichtung nicht abschaffen, ein seit langer Zeit aufrecht gehaltenes Princip nicht aufgeben dürfen, ja daß wir zu etwas noch Aelterm und längst Abgeschlossenem zurückkehren müssen. Aber nimmer ist es die Autorität des Bestehenden oder Frühern, die uns bestimmen muß; es ist einzig unsere freie Wahl, unsere nach bewußten Gründen angestellte Wahl die uns leitet, das Vergangene ist nur Eins unter Vielem was wir wählen könnten — nicht die Vergangenheit soll für uns gedacht haben, sondern wir selbst sind es die wir für uns selbst denken.

Wenn hiermit das Princip unserer Zeit im Gegensatze zu dem des Reformationszeitalters ausgesprochen ist, so haben wir damit auch schon die Bedeutung welche dasselbe für uns noch haben kann gefunden, nämlich daß wir uns zuvörderst dagegen verwahren müssen, daß es überhaupt eine hervorragende Bedeutung für uns habe, da es nicht nur überhaupt eine vergangene Zeit ist, die uns nur für Das gelten kann was sie eben uns werth ist, sondern auch gerade die Zeit welche durch ihr Princip dem unserigen den Todesstoß versetzen würde, sodann aber, von dem Princip abgesehen, in ihr im Einzelnen um so mehr gar Manches antreffen mögen dessen Kenntniß und Benutzung für uns räthlich, ja nothwendig ist, da sich bei ihrem Autoritätsglauben, wie oben gezeigt, unbewußterweise die eigene Wahl vielfältig geltend macht. Und hierin liegt auch schon ein Urtheil über das Carriere'sche Buch.

Die Weltanschauung des Reformationszeitalters, die Carriere uns in seinem Werke vorzuführen sucht, besteht in der Vereinigung von Deismus und Pantheismus. Er sagt (S. 9):

> Weil Gott als der Freie sich offenbart, muß auch in seiner Offenbarung das wissende Leben selbstkräftig sein, oder es müssen die individuellen Geister die subjective Möglichkeit eines auch abstracten Fürsichseins haben, aber durch die Dialektik ihrer Strebungen den Rathschluß des Ewigen hinausführen, weil er ihnen immanent bleibt, weil er an sich ihr Sein ausmacht, und sie die Bestimmung haben Dies für sich zu bethätigen und die substantielle Freiheit als eigene That zu gewinnen. Nur mit dieser unserer Gottesanschauung ist die Freiheit zu erklären; der Deismus hat entweder einen ohnmächtigen Gott oder einen willkürlichen, den Knechtsdienst des Gesetzes oder die Unabhängigkeit des Menschen; der Pantheismus hat nur Naturentwickelung und blinde Nothwendigkeit. Indem aber der göttliche Geist sich selbst bestimmt, unterscheidet er sich in ihm selbst. Darum sind die einzelnen Acte seines Denkens die endlichen Geister, von ihm ebenso unterschieden und selbständig als er ihr Wesen bleibt; die Einheit im Unterschiede ist eine immerdar bethätigte, keine prästabilirte, äußerlich fertige Harmonie. Von den Geistern aber ist jeder für sich durch den Unterschied von den andern, darum ein Original, das seine Eigenthümlichkeit geltend zu machen hat; zugleich ist er nur insofern die andern sind, darum hat er sie als gleichberechtigt anzuerkennen; zugleich lebt er nur als Glied des Ganzen, und hat dasselbe auf seine Weise darzustellen, daß alle zusammen den Organismus des Gottesreichs als der Wahrheit, Freiheit und Liebe bilden.

Und diese Weltanschauung, die wie man sogleich sieht zugleich seine eigene ist, schildert er der Gegenwart, um ihr vorzuhalten welchen Weg sie einzuschlagen habe. Es heißt (S. 11):

> In dieser Idee versöhnen sich Glauben und Wissen, Vernunft und Herz; in ihr enthüllt sich das Geheimniß göttlicher Menschwerdung: nur so mag die Erkenntniß Gottes die Seligkeit genannt werden, wenn wir uns durch jene in ihm wiederfinden. In dieser Idee wird das Christenthum in seiner Tiefe und Fülle begriffen; in ihr wird unsere Zeit den Frieden finden. Und dazu möchte ich hinführen, indem ich darstelle wie solche Gottesanschauung bei dem Beginne der neuern Zeit die Gemüther ergreift, indem ich zu der angedeuteten Ansicht der höhern Wahrheit des Deismus und Pantheismus dadurch hinleite, daß ich das Werden und Wachsen derselben schildere. Weil im 17. und 18. Jahrhundert die ursprüngliche Totalität sich nach ihren einzelnen Seiten auseinanderlegt, ist die hohe Bedeutung jener verkannt worden; erst wer sie für sich wiedererrungen hatte konnte sie auch dort erkennen und darstellen. Wenn unsere Zeit sich nicht vergebens rühmen soll die Reformation zu vollenden, dann müssen wir jener Idee überall den Sieg erringen.

Ob diese Idee in der That das Wahre ist, und in ihr wirklich die Auflösung des Räthsels der Jetztzeit gefunden werden mag, Das zu erörtern würde hier zu weit führen. Aber selbst zugegeben, daß Dies der Fall sei, muß entschieden Einsprache dagegen eingelegt werden, daß wir sie in uns durchzubilden haben sollten als Vollendung der Aufgabe des Reformationszeitalters. Wenn unsere Zeit sich solcher Vollendung rühmt, so macht sie sich lächerlich, denn sie rühmt sich einer Sache deren sie sich vielmehr zu schämen hätte. Unsere Zeit hat ihre eigene Aufgabe, und wenn diese mit derjenigen des Reformationszeitalters zusammenfallen sollte, so geht sie Das gar Nichts an und ist als ein bloßer Zufall zu betrachten, ganz ebenso wie auch ich durchaus nichts Weiteres dahinter suche, wenn ich etwa bei einem von mir in ähnlicher Weise räumlich entfernten Manne, wie die Helden des Reformationszeitalters es zeitlich sind, meine eigenen Bestrebungen wiederfinde, sondern mich nur einfach mit ihm verbinde. Damit soll nicht etwa in Abrede gestellt werden, daß ein historischer Zusammenhang, eine Entwickelung der Vergangenheit zur Gegen-

wart hin stattfinde, und wenn er stattfindet, so muß er für die Wissenschaft auch erforschbar sein. Aber es ist etwas durchaus Krankhaftes diese Erforschung um der Gegenwart selbst willen anzustellen; es zerstört alle frische Unmittelbarkeit des Lebens und Handelns, wenn man zugleich auf den historischen Zusammenhang desselben mit der Vergangenheit reflectiren, in dem man Geschichte macht, zugleich den Geschichtsphilosophen spielen, und die Aufgabe der Gegenwart, statt sie aus den eigenen Anfoderungen des Tages abzunehmen, aus der Aufgabe der Vergangenheit ableiten will. Es muß Das alles frische Handeln und alle gesunde Unmittelbarkeit zerstören; denn damit eine solche Ableitung überhaupt möglich wäre, müßte man zu der Gegenwart ebenso wie zu der Vergangenheit in theoretischer Ferne stehen, also bei der Gegenwart nicht praktisch betheiligt sein; es ist im Grunde ein Standpunkt der Ironie, welcher sich unter der Maske historischer Besonnenheit einschleicht.

Es ist nicht unmöglich, daß Carriere sich mit diesen Behauptungen in thesi einverstanden erklären könnte. Aber in seiner Ausübung hält er sie durchaus nicht fest; er ist voll Hinschielens nach der Vergangenheit, und wenn er sich freilich nicht ganz verbergen kann, daß, wenn ich in meinem Handeln der Vergangenheit folge, im Grunde Der welcher mein Handeln bestimmt immer ich bin, und nicht die Vergangenheit, so ist er doch in diesem Punkte durchaus schwankend und unbestimmt. Aber solches Schwanken ist hier mehr als Unbestimmtheit — es ist in diesem Falle gerade die bestimmte Nichtanerkennung des Princips unserer Zeit, welche ganz entschieden auf eigenen Füßen zu stehen verlangt, und sich gerade dadurch von dem Reformationszeitalter unterscheidet, daß dieses die Selbständigkeit selbst immer nur in die Anlehnung umzukleiden wußte. Es kann uns also nicht Wunder nehmen, wenn Carriere die Aufgabe unserer Zeit darin finden will, daß wir den Standpunkt des Reformationszeitalters vollenden — denn er steht selbst nur auf diesem Standpunkt.

Daß ich ihm mit dieser Behauptung nicht zu viel thue, mag folgende Stelle zeigen, die sich gleich auf der ersten Seite findet:

> Wie das Gemüth des Einzelnen in allen wichtigen Momenten nach einer Weise verlangt die das Irdische mit dem Himmlischen verknüpft, und das ganze Dasein als eine Entfaltung des Ewigen darstellt, so vermag im Volk ein neues Princip erst dann die Welt zu überwinden, wenn es religiös auftritt, wenn die That für dasselbe als Gott wohlgefällig, als eine Förderung seines Reichs gilt.

Das heißt, wir sollen wenn wir philosophische Untersuchungen anstellen dabei einen erbaulichen Ton anstimmen, wir sollen wenn wir für politische Freiheit streiten uns wie die Bauern im Bauernkriege dabei auf die Bibel berufen, und wie die Anhänger des Thomas Münzer unter Absingung von Psalmen in die Schlacht ziehen! Aber ich bitte euch um Gottes willen — die Religion in Ehren — aber ist denn nicht gerade Das der Vorzug unserer Zeit, daß sie zu sondern weiß, daß sie die neben der Religion vorhandenen wesentlichen Interessen des Geistes in ihrer eigenen Natur anerkennt, und kann man die Religion selbst schlimmer berathen als wenn man das ihr Fremdartige wieder mit ihr vermengt?

(Der Beschluß folgt.)

Neueste englische Romane.

Leonora. A love story. London 1848. Drei Bände.

Der Titel nennt keinen Verfasser. Aber forschende Neugier hat ihn herausgefunden und die plaudernde Welt ihn verbreitet. An die Entdeckung kettet sich das eigenthümliche Interesse, daß der Name einer sehr geachteten Bühnenkünstlerin gehört, einer Lady Boothby, und „Leonora" ihr Début auf der Literaturbühne ist. Schriftstellernde Schauspielerinnen sind im Allgemeinen nicht häufig und unter den Wenigen in der englischen Literatur dürfte Mrs. Inchbald die Einzige sein welche in „Simple story" einen Roman versucht hat — einen Roman der muthmaßlich noch Leser finden wird wenn auf ihren Theaterstücken längst dicker Staub liegt. Der „Simple story" ist die vorliegende „love story" nicht ebenbürtig, wie unbedingt höher auch die lebende Schauspielerin stehe als die gestorbene. Möglich indessen, daß sie ihr selbst noch mit der Feder den Schritt abgewinnt; denn zu solcher Möglichkeitsannahme berechtigt „Leonora". Ueberdies hat Lady Boothby Muth. Sicher wie auf der Bühne erscheint sie gar nicht ängstlich auf dem Büchermarkte. Schon der gewählte Stoff zeugt von der Kühnheit der Bearbeiterin, oder daß sie die Gefahr nicht gekannt, der sie vielleicht gerade deshalb entgangen. Ihre Leonora ist keine Andere als Tasso's Leonora, jene unglückliche Prinzessin aus dem Hause Este, deren Schönheit und Liebe ihr durch Tasso für den Schmerz des Lebens Unsterblichkeit gegeben. Was von dieser Liebesgeschichte glaubhaft bekannt ist kommt auf ziemlich Wenig hinaus, und diesem Wenig fehlt für den Roman die Regsamkeit, die Bewegung. Das Dunkel worin Vieles aus Tasso's Leben und das Meiste seines Verhältnisses zu Leonora ruht gewährt dem Novellisten allerdings den Vortheil freier Schöpfung und schützt ihn gegen den Vorwurf historischer Verstöße. Davon hat jedoch die Verf. nur geringen Gebrauch gemacht, hat sich vielmehr eng an den dünnen Faden der biographischen Skizzen gehalten, dadurch die Gefahr vermieden für Wahrheit geltende Sagen den Foderungen des Romans opfern zu müssen, und dennoch aus dem somit verbliebenen magern Stoffe eine über Erwarten unterhaltende Erzählung geschaffen. Hauptmomente derselben sind Tasso's Benehmen am Hofe zu Ferrara, Aufgang und Fortgang seiner Leidenschaft, Leonorens Schönheit und Dulden, der dem Dichter beigemessene Irrsinn, seine Verfolgung und Gefangenschaft, die Treue seiner Freunde, namentlich Guarini's, des Sängers von „Il pastor fido" — eines vortrefflich gezeichneten Charakters —, und Tasso's Ende. Sowie die Geschichte fortrückt, mehrt sich die Stärke des Ausdrucks, die Gewandtheit der Rede, die Innigkeit des Gefühls, und der Kritiker kann sich am Schlusse nicht bergen, daß sein Tadel eine Ungerechtigkeit sein würde.

Ein zweiter Roman nennt auf dem Titelblatte seinen Verfasser, in ihm einen Namen welcher dem Buche auch in Deutschland zur Empfehlung genügt. Es ist der Name des Verf. von „Zehntausend jährlich" und vom „Tagebuche eines verstorbenen Arztes". Der Roman selbst heißt:

Now and then. By *Samuel Warren*. Edinburg und London 1848. Drei Bände.

Was der Verf. unter dem seltsamen Titel gemeint hat oder verstanden wissen will, läßt er ungesagt und ist schwer zu errathen. Vielleicht sollte es eben nur ein Titel sein und glaubt der Verf. diesen für seinen Roman von keiner größern Wichtigkeit als die Intrigue. Curios wie Letzteres klingen mag, scheint es doch in vollem Ernste sich

so zu verhalten. Der Verf. hat sich den fadenscheinigsten Stoff ausgesucht den er in der Trödelbude der Literatur finden konnte, und weil diesfallsige Unwissenheit bei einem Schriftsteller von Warren's Rufe undenkbar ist, muß er es mit Absicht gethan haben. Ein unschuldiger Mann wird einer Mordthat beschuldigt, verurtheilt und — wenig fehlt — vom Leben zum Tode gebracht. Nach zwanzig Jahren wird seine Unschuld entdeckt, seine Bravheit anerkannt, und er stirbt ein geachteter, glücklicher Mensch. Nicht englische Novellisten und Dramatiker allein haben Dies zum Gegenstande einiger Dutzend Romane und Schauspiele gemacht. Auch die französische und deutsche Literatur weiß davon zu erzählen. Liegt also Warren's Kunst in der Behandlung, in der Schürzung und Lösung des Knotens? Wie sollte Das, da der Knoten sich in der alltäglichsten Weise knüpft und in gleicher Weise durch das Geständniß des wirklichen Mörders auseinanderfällt? Ein Zufall trägt die Schuld des Mordes; der erschlagene Lord ist für seinen Förster angesehen worden und sein Mörder ist ein Wilddieb, über welchen der Leser Wenig und nichts Interessantes erfährt. Folglich kann der Ausgang nicht befriedigen. Auf jeder Seite erwartet der Leser Etwas das nicht kommt, und wäre die ganze Geschichte auf die Hälfte ihrer Bogenzahl zusammengedrängt, würde sie um Nichts weniger alltäglich sein. Die Fabel ist es mithin in keinem Falle was das Buch lobt. Dennoch wäre jede ungedruckte Seite ein Verlust. Das Buch ist nämlich mehr und besser als eine bloße Geschichte. In übersprudelndem Muthwillen, im Bewußtsein seiner Kraft mag der Verf. um die Fruchtbarkeit seiner Hülfsmittel, den Glanz seines Genies, die Frische seiner Darstellung schlagend zu bekunden sich diesen dürren Stoff ausgesucht haben. Er hat seinen Zweck erreicht. Der Werth und unabweisbare Reiz seines Romans ruht in der Klarheit der Charakterisirung und in der gesunden, das Ganze durchdringenden Moral. Die Zahl der auftretenden Personen ist nicht groß. Aber jede leibt und lebt, und die bis ins Kleinste gehende Vollendung des Bildes thut der Kräftigkeit keinen Eintrag. Warren führt aus, ohne zu verschwemmen, läßt nicht ab, so lange noch ein Zug der Menschennatur zweideutig bleibt. Man hat ihn getadelt, wird ihn vielleicht wieder tadeln, weil seine erdichteten Personen nicht greifbare Individuen, sondern Repräsentanten einzelner Classen seien. Wie aber der Tadel bei seinen frühern Werken nicht Stich hält, so wäre er auch bei vorliegendem ungerecht. Es springt allerdings in die Augen, daß der Verf. in jedem Portrait mehr beabsichtigt als die Portraitirung eines Individuums, daß er irgend eine Phase des Menschenlebens versinnlichen, irgend eine Gesammtmeinung aussprechen will. In diesem Sinne können seine Gestalten Vertreter einzelner Classen, ihre Aeußerungen der Ausdruck gewisser Standesansichten heißen. Deshalb aber sind sie weder abstracte Ideen noch bloße Redemaschinen. Indem Warren an eine Classe denkt, vergißt er nicht das Individuum; indem er eine Ansicht erläutert, verliert er den Menschen nicht aus den Augen. Das gibt seinen Personen Leben, ihren Reden Wahrheit. Ein Beispiel mag Das verdeutlichen.

In „Now and then" kommen ein Hauptmann Lutteridge und ein Herr Hylton vor. An Jenem will der Verf. zeigen wie conventionnelles, durch militairische Zucht erhöhtes Ehrgefühl ein Princip des Handelns wird und scharf gegen das echt christliche Princip contrastirt, welches dem Letztern für seine Handlungen maßgebend ist, wie bei Diesem religiöses Pflichtgefühl Dasselbe wirkt was bei Jenem das sociale. Gleichwol sind Hauptmann Lutteridge und Herr Hylton, obschon Jeder eine Classe und besondere Ansichten vertritt, rein Individuen, so wahr und unverkenntlich hingestellt, als sollten sie einfach zu Fortführung der Geschichte dienen. In solchen Gegensätzen und Veranschaulichungen liegt vorzugsweise die Stärke des Verf. Er läßt dann das Uebrige für sich selber sprechen und gönnt dem Leser das Vergnügen eigener Schlußziehung.

10.

Beitrag zu einer Blumensprache im höhern Chor.

Blumensprachen bilden einen nicht geringen Bestandtheil unserer poetischen Literatur, und es würde nicht unverdienstlich sein das hierher Gehörige, Bedeutenderes wie Geringfügigeres, zum Ueberblicke zusammenzustellen, noch verdienstlicher aber das in den Gedichten namhafter Dichter über die Blumen Vorkommende, besonders wiefern es auf eine Symbolik derselben sich bezieht, in eine Chrestomathie zu vereinigen. An Lesern würde es einer solchen gewiß nicht fehlen, zumal wenn nur wirklichen poetischen Werth Habendes zusammengestellt würde, wie etwa Nachstehendes:

„Hat nicht der Menschheit Genius selbst
Jedes Leids, jeder Freude Symbole
In uns're (der Blumen) zarte Kelche gebettet,
Gruß- und Schwur an sie gebunden?
Bedeutet nicht der Rebe Thräne
Die heiße junge Sehnsucht
Nach kräftigem Schaffen,
Die erstarket zu rascher That
Im gährenden Moste,
Und zu besonnenem Handeln,
Zu trefflichem Rathen
Sich veredelt im greisenden Wein?
Lebt nicht in der Rose verschämtem Kelch,
Genuß verheißend, Geheimniß fodernd,
Des ersten Kusses süßes Weh?
Trägt nicht der Nachtviole Duft
Deiner Sehnsucht Ruf himmelwärts?
Weißt du bessern Trost in die Ferne
Als des Vergißmeinnichts Sternengruß?
Erkennst du nicht des Sinngrüns Mahnen
Am Grabe der Mutter? — — —
Weint nicht mit dir die Birk' am Grab
Deiner Lieben gelösten Haars?
Erfreut sich mit dir nicht die junge Saat
An des Frühlingshimmels heiterm Blau?
Preiset mit dir nicht der Allmacht Huld
Das demüthige Aehrenfeld?
Betet mit dir nicht der Eichendom,
Wenn der Sturm durch die Wipfel saust?
Hast du treuere Freunde im Leben
Als die alten Säulen der Heimatswaldung?
Ihre Stämme haben deine Wiege gebaut,
Deiner Kirche Dach gefüget,
Deiner Lanze Schaft getrieben,
Deiner Braut den Kranz geflochten,
Deiner Mutter den Sarg gezimmert!
Deinen Frühling haben sie fröhlich umgrünt,
Deinen Sommer mit Blüten durchduftet,
Deinen Herbst mit Früchten gesegnet,
Deinen Winter bedecken sie mit warmem Laub
Und trauern um dich in fahlem Schmuck!
Deiner Ahnen Asche hat einst die Keime befruchtet,
Deiner Väter Hand hat die Saat beschirmt!
Und dankbar freu'n sich und klagen die Wipfel noch
Mit der Geschiedenen spätestem Enkel."

Diese Zeilen, die so trefflich den wohlthätigen Eindruck aussprechen der von der Natur auf den sinnigen Menschen ausströmt, sind Bruchstück eines Gedichts „Die Pflanzen", von dem am 18. Febr. d. J. zu München verstorbenen Professor der Botanik Joseph Gerhard Zuccarini, und befindet sich in den (nicht in den Buchhandel gekommenen) „Kleeblätter-Lieder dreier Geschwister" (München 1839). Diese Bl. erwerben sich vielleicht das Verdienst, daß sie von hieraus den Platz im deutschen Dichterhaine finden, den sie wegen der Innigkeit der Empfindung und der Unmittelbarkeit des Ausdrucks in so hohem Grade verdienen.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 195. —— 13. Juli 1848.

Ueber den Grundgedanken des Reformationszeitalters und seine Bedeutung für unsere Zeit.

(Beschluß aus Nr. 194.)

In dem Tadel, daß Carriere die Gegenwart von der Vergangenheit nicht innerlich abzulösen wisse, liegt sogleich noch ein zweiter, daß er die Vergangenheit selbst nicht immer objectiv betrachte. Es kann Dies bei seiner Auffassungsweise nicht wohl anders sein. Wenn ich die Vergangenheit schildere um aus ihr abzuleiten was die Gegenwart thun solle, so habe ich von vornherein die Gegenwart im Sinne und betrachte die Vergangenheit in ihrem Lichte; ich bin wie der Homilet, der über die Texteswortе predigt, das heißt eine Lehre aus ihnen ziehen will, und darüber unvermerkt, statt sie auszulegen, ihnen Etwas unterlegt was ihm gerade in seinen Kram paßt. Wenn ich den wahren Sinn der Bibelstelle erfahren und wissen will was der Aufzeichnende selbst mit ihr gemeint, so muß ich mich an den biblischen Philologen wenden, der sich um die Anwendbarkeit derselben gar nicht kümmert. Nun kann ich freilich Carriere nicht Schuld geben, daß er dem Reformationszeitalter Etwas unterlege was in ihm nicht vorhanden sei; es ist schon oben angeführt worden, daß seine Darstellungen durchaus quellenmäßig sind. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß unter historischer Objectivität in diesem Felde etwas ganz Anderes verstehen als was hier geboten wird. Wir thun heutigen Tages in manchen Gebieten erstaunlich vornehm, wo wir doch durchaus nicht weiter sind als unsere Vorgänger. Zu diesen Gebieten gehört die Geschichte der Philosophie, von Seiten ihrer Methode betrachtet. Seit anderthalb Jahrtausenden besteht diese darin, daß man die Systeme der Philosophen darstellt, das heißt Auszüge aus ihren Schriften oder aus den Berichten Anderer über sie vorlegt. Hierin ist man im Einzelnen weitergekommen; die Quellen werden immer vollständiger aufgedeckt, auch hat die immer reichere Erfahrung des eigenen Philosophirens zur Auffassung der Vergangenheit genügendere Gesichtspunkte an die Hand gegeben. Aber wenn die Hegel'sche Geschichte der Philosophie in dem Gange der Wissenschaft einen nothwendigen Fortschritt nachweisen wollte, so wurden damit nur jene alten Darstellungen selbst oder ihnen analoge, von Hegel selbst aufgestellte, an einen speculativen Faden gereiht; und vollends in neuern Werken, welche diesen strengen Grundgedanken wiederaufgeben und nur überhaupt dem Walten einer Idee in der Geschichte nachgehen wollen, liegen uns blos Erzählungen von Dem was die Philosophen gemeint und gelehrt vor, die sich von der alten Tennemann'schen und ähnlichen im Einzelnen freilich durch tiefere Auffassung, im Ganzen aber nur dadurch unterscheiden, daß über das Ganze eine prätentiöse Brühe von Philosophie der Geschichte der Philosophie ausgegossen ist, bei der man gar oft kaum zu unterscheiden weiß was der geschilderte Philosoph und was der schildernde sage.

Wenn die Geschichte der Philosophie eine Wissenschaft sein soll, so muß sie einen ganz andern Weg einschlagen. Die Wissenschaft soll nicht blos berichten was geschehen sei, sondern auch wie es geschehen sei, und wie das verschiedene Geschehene zusammenhänge erklären. An die politische Geschichte stellt Jedermann diese Foderung, bei der Geschichte der Philosophie aber ist sie noch viel wesentlicher. Denn die Philosophie ist gar kein bloßes Geschehen, sondern durch und durch Energie und Selbstschöpfung. Wozu soll es uns helfen, daß die Lehren der Philosophen blos nebeneinander gestellt werden? Ihre Lehren und Meinungen sind nur das caput mortuum ihres Philosophirens, und daher in der That auch in der Darstellung der Geschichtschreiber der Philosophie etwas ganz Todtes. Ich fodere Jedermann auf mir zu erklären, ob er aus einer der bisherigen Geschichten der Philosophie irgend Etwas gelernt hat, es sei denn in Bezug auf einen Philosophen dessen eigene Werke er selbst gerade zum Gegenstande eines eindringlichen Studiums machte. Auszüge aus den Werken der Philosophen nützen durchaus Niemandem Etwas, ausgenommen Dem welcher sie macht; denn nur dieser wird bei ihnen Das gewahr worauf es bei der Geschichte der Philosophie allein ankommt. Dieses ist das Philosophiren des Philosophen. Es muß der Grundgedanke der verschiedenen Philosophien aufgesucht, und in seiner lebendigen Energie gefaßt, das heißt sowol sein Entstehen aus dem Vorhergehenden, als auch seine Entwickelung zu besondern Lehren verfolgt werden. Und zwar muß man dabei nicht mit phänomenologisirender Altklug-

heit zu Werke gehen, welche die Systeme der Philosophie als bloße Aeußerungen des menschlichen Geistes betrachtet, sondern sie müssen als Versuche zur Erkenntniß der Wahrheit aufgefaßt, es muß in das reinmenschliche Geistesleben ihrer Urheber hinabgestiegen, und den wissenschaftlichen und Nichts anders als wissenschaftlichen Untersuchungen derselben nachgegangen werden, als deren endliches Resultat sich ihre Systeme nach Form und Inhalt herausgestaltet haben. Es ist mit Einem Worte eine pragmatische Geschichte der Philosophie erfoderlich. Man will freilich heutigen Tages für den Pragmatismus in der Geschichte zu vornehm geworden sein; es ist hier nicht der Ort über seinen Werth zu streiten; jedenfalls steht die Geschichte der Philosophie noch auf einem hinter dem Pragmatismus zurückstehenden Standpunkte, nämlich dem der chronikenmäßigen Geschichtschreibung. Freilich wird es nun nicht gleich möglich sein Geschichten der ganzen Philosophie zu schreiben, denn die hier gefoderte Untersuchung erheischt ein ungemein tief eingehendes Studium und eine unendlich vielseitige Erwägung; überhaupt wird für die Geschichte der Philosophie an die Stelle des darstellenden Verfahrens ein untersuchendes treten müssen, bei welchem die einzelnen Lehren nicht fertig vorgelegt, sondern in ihrer Erstehung aufgezeigt werden — aber wenn dabei freilich der endliche Zusammenhang einer Lehre nur für Den auffaßbar sein wird der ihrer ganzen Reconstruction nachgegangen ist, wird man alsdann wenigstens ein treues Bild von ihr haben. Denn mochte auch bis jetzt ein Auszug noch so treu sein, so war er doch wenigstens insofern nicht die darzustellende Philosophie, als diese eben in anderer Form — z. B. in dialogischer oder mathematischer — vorgelegt worden, wozu doch in ihr selbst ein Grund vorhanden sein mußte. Auch stellt schon die Uebersetzung in eine andere Sprache, welche bei den Auszügen ganz unbefangen vorgenommen wird, Vieles in ein ganz falsches Licht: wie soll man für die unvollkommenern Anschauungsweisen in der Sprache welche durch die vollkommenern gebildet worden ist einen gemäßen Ausdruck finden? Und wenn alles Dieses auf alle bisherigen Geschichten der Philosophie Anwendung findet — man wird es anmaßend finden, daß ich Das so unumwunden ausspreche, aber ich begehre nichts Anderes als widerlegt zu werden —, so gilt es von dem Werke Carriere's ganz insbesondere, weil die Zeit welche dasselbe schildert, wie oben gezeigt, durch und durch eine Sturm- und Drangperiode ist, und es also bei ihr gerade am entschiedensten weniger auf Das ankommt was man gelehrt, als auf die geistige Energie, das gährende Zusammenraffen und Auseinanderbreiten, womit es gelehrt worden — woraus ganz von selbst folgt, daß, wenn dieses Element in den Hintergrund tritt, die Zeit eben nicht als Das was sie ist geschildert wird.

Aber, wird man erwidern, warum gerade an dieses Buch Anfoderungen stellen hinter denen, wie du selbst sagst, alle ähnlichen Werke zurückbleiben? Sagt doch der Verf. in der Zueignung:

Engbrüstiger Zunftsinn mochte mir vorwerfen, ich wolle zween Herren dienen, dem Publicum der Belletristik und der Gelehrsamkeit; Sie wissen, daß ich nur Einen Herrn anerkenne, die Menschheit, und daß ich bei ernstem Denken und reinem Herzen nur die allgemeine Bildung als Bedingung der Theilnahme an meinem Streben voraussetze.

Diese etwas hochtönenden Worte wollen nichts Anderes sagen als daß der Verf. für das gebildete Publicum habe schreiben wollen. Das heißt mit andern Worten, er verbittet sich im voraus, daß man den höchsten Maßstab an sein Werk anlege. Man wird bei einem Werke das eine so reiche und vielseitige Belesenheit enthält nicht behaupten können, daß diese Erklärung, was sie sonst wol zu sein pflegt, ein asylum ignorantiae sei; allein eine Ausrede der Bequemlichkeit ist sie doch immer. Allein gerade aus der Bestimmung des Buchs für einen größern Kreis ergibt sich die Nothwendigkeit den allerstrengsten Maßstab an dasselbe anzulegen. Was kann der Zweck sein, wenn man als wissenschaftlicher Mann vor einem gebildeten Publicum auftritt? Doch nimmermehr, demselben nur die Resultate der Wissenschaft, eine blos historische Bekanntschaft mit den Gegenständen derselben in honigbestrichener Schale einzuflößen! Denn was sind die Gegenstände und Ergebnisse der Wissenschaft ohne den Gang der Wissenschaft, ohne den Geist der Wissenschaftlichkeit. Populaire Schriften und Vorträge müssen die allerstrengste Wissenschaftlichkeit beobachten; denn ihr Zweck kann nur darin bestehen, in Denjenigen deren Lebensberuf die Wissenschaft nicht ist, indem sie ihnen von einigen Dingen eine wirklich wissenschaftliche Erkenntniß mittheilen, überhaupt einen Begriff von Wissenschaftlichkeit rege zu machen, und in ihnen in Bezug auf die übrigen Punkte ein bestimmtes Bewußtsein ihres Nichtwissens, und folglich einer Aufgabe im strengsten Sinne des Worts hervorzurufen — von der sie denn übrigens im Interesse ihrer verschiedenen anderweitigen Lebensaufgaben ebenso absehen mögen, wie der Mann der Wissenschaft diese letztern vielfältig bei Seite lassen muß. **W. Danzel.**

Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Sitten, Geschmacksbildung und schöne Redekünste deutscher Vornehmen vom Ende des 16. bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts. Von F. W. Barthold. Berlin, A. Duncker. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Als Ludwig von Anhalt-Köthen (geb. 1579), ein ehrbarer und friedliebender Fürst, der, durch Erziehung und Reisen gebildet, in seinem sinnig geschmückten Schlosse zu Köthen sein Ländchen verständig verwaltete, im J. 1617 mit den Prinzen von Weimar, den Urenkeln Johann Friedrich's des Großmüthigen, deren eben verstorbene Mutter, seine Schwester, auf dem Schlosse Hornstein betrauerte, wurde auf Anregung des Herrn Kaspar von Teutleben, jüngst Hofmeisters des ältesten Prinzen, nach dem Muster der italienischen Akademien die Fruchtbringende Gesellschaft gestiftet mit dem Zwecke, im Gegensatz gegen die an den Höfen überhandnehmende Ausländerei, Deutsch zu reden, Deutsch zu schreiben und Deutsch ehrbar und sittsam miteinander zu verkehren. Zum Gemälde wählte der Verein den indianischen Palmbaum (die Cocospalme) mit dem Sinn-

spruch „Alles zu Nutzen". Die ersten Mitglieder waren acht, K. v. Teutleben, „der Mehlreiche", der bis zu seinem Tode 1628, wenngleich wenig thätig, das Oberhaupt der Gesellschaft hieß, dann Ludwig, „der Nährende", drei Prinzen von Weimar, ein Sohn Ludwig's und zwei Herren von Krosigk, anhaltische Edelleute. Doch Ludwig war es welcher der Gesellschaft Festigkeit und Leben gab und auch vor 1628, wo das Vorsteheramt auch dem Namen nach auf ihn überging, die neuen Mitglieder herbeizog, benamte und mit einem aus dem Pflanzenreich oft sinnig gewählten Bilde und Sinnspruche und erklärenden Reimen beschenkte. Anfangs wurden nur sparsam neue Mitglieder gewählt und unter einem allmälig bräuchlich gewordenen Rituale eingeführt und zwar meistens Fürsten und Edelleute. Der erste bürgerliche Genosse des Vereins war Tobias Hübner aus Dessau, „der Nutzbare", 1619. Dietrich von dem Werder, der berühmte Uebersetzer des Tasso und Ariosto, jedenfalls der begabteste Dichter von denjenigen Vereinsgenossen die an der Gesellschaft lebendigern Antheil nahmen, wurde 1620 als „der Vielgekörnte" aufgenommen. Als Teutleben 1628 starb, betrug die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft 151. Von nun an wurde sie schnell vermehrt und schon 1629 ward Opitz als das 200ste Mitglied aufgenommen mit dem Beinamen „der Gekrönte". Doch verletzt durch die so späte Berücksichtigung blieb er der Gesellschaft fremd. Trotz der Drangsale des Kriegs mehrte und stärkte sich die Gesellschaft bis zum Tode Ludwig's 1650, zu welcher Zeit sie 523 Mitglieder zählte. Man findet unter den in dieser Zeit aufgenommenen Deutschen die meisten allerdings spät erst berücksichtigten namhaften Dichter und Schriftsteller dieser Zeit; doch mit Ausnahme des verdienten Sprachforschers Just. Georg Schottel in Wolfenbüttel, „des Suchenden" (aufgenommen 1642), hatten sie keinen nähern Verkehr mit Köthen. Unter Wilhelm von Weimar, „dem Schmackhaften", einem der Mitstifter der Gesellschaft, der ein Jahr nach Ludwig's Tode das Vorsteheramt übernahm und bis zu seinem Tode 1662 verwaltete, verfiel die Gesellschaft immer mehr trotz der Bemühungen des bekannten Liederdichters Georg Neumark, „des Sprossenden", der als Erzschreinhalter sein Möglichstes that, und löste sich nach einem Interregnum von fünf Jahren und nach der dreizehnjährigen Obhut des letzten Vorstehers, des Herzogs August von Sachsen-Weißenfels, nach 1680 auf.

Die Geschichte dieser Gesellschaft hat nun der gelehrte Historiker Barthold mit großem Fleiße und vieler Liebe beschrieben. Der Literarhistoriker, für den dieses Buch zunächst bestimmt scheint, wird allerdings darin nicht gar zu viel finden. Denn die eigentlichen literarischen Leistungen dieser Genossenschaft waren nicht sehr bedeutend. Die Reimgesetze Ludwig's und die weitläufigen Besprechungen über einzelne orthographische und grammatische Gegenstände konnten und können nur eine vorübergehende gemüthliche Theilnahme erwecken. Auch Werder, der, wie schon erwähnt wurde, in einem innigern Verkehre mit der Gesellschaft stand, würde ohne dieselbe berühmt geworden sein, und die Opitz, Gryphius, Logau, Moscherosch u. s. w. waren ihr so fremd, daß sie durch dieselbe schwerlich in ihren Bestrebungen gefördert worden sind. Diese Ansicht bleibt nicht nur nach allen ausführlichen Mittheilungen des Verf. über Wesen und Wirken der Gesellschaft stehen, sondern sie wird sogar eben durch diese Mittheilungen noch mehr befestigt. Es war das ganze Treiben der Gesellschaft ein gemüthlicher Zeitvertreib der Fürsten und Edelleute, der ihrer Gesinnung alle Ehre macht und gewiß auch auf den Sinn und die Sitten mancher Vereinsglieder vortheilhaft wirkte, aber in der Literaturentwickelung ohne große Bedeutung war. Der Verf. hat die gemüthlichen deutschen Bestrebungen überschätzt wenn er (S. 260) sagt: „Es gebührt Ludwig und seinen Genossen der Ruhm, daß die deutsche Sprache bei der allgemeinen Zerflossenheit nicht in einen Zustand verschwamm welcher es einem spätern, auch noch so energischen Streben unmöglich machte sie wieder in ihrer Ursprünglichkeit herzustellen." Er nennt ihn den getreuen Eckard, der zu guter Stunde erschienen, sodaß es der deutschen Sprache nicht ergangen wie der angelsächsischen, deren Ursprünglichkeit durch die Normannen vernichtet worden wäre. Daß Dieses nicht geschehen ist, Das verdanken wir wol zumeist den selbständigen Bestrebungen eines Opitz, Flemming, Gryphius und anderer bedeutender Dichter des 17. Jahrhunderts, ja selbst etwas mehr den wenigstens nicht so exclusiven Bemühungen der von Barthold ungerecht beurtheilten Pegnitzschäfer als den wirklich im Vereine thätigen Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft und ihrem Haupte, die viel guten Willen aber wenig Kraft hatten der deutschen Sprache und Literatur zu nützen.

Wenn also Ref. in einer solchen Betrachtung der Fruchtbringenden Gesellschaft für die eigentliche Literaturgeschichte keinen allzu großen Gewinn zu erkennen vermag, so ist sie doch in der Weise wie sie von dem gelehrten Verfasser angestellt worden ist von größtem Interesse für die Geschichte der Cultur des 16. und 17. Jahrhunderts. Denn zunächst werden in einer höchst inhaltsreichen Einleitung die sittlichen Zustände an den deutschen Höfen jener Zeit geschildert. Der Verf. weiß eine große Menge charakteristischer Einzelheiten, die sich ihm bei seiner großen Belesenheit in Menge darbieten, zu wohlgeordneten Bildern zu gestalten, welche die lebendigste Anschauung der damaligen Verhältnisse geben. Zuerst wird der frühzeitig bemerkbare und mit der Zeit immer wirksamere Einfluß Frankreichs auf deutsche Sitte und Sprache an den calvinischen Höfen Deutschlands nachgewiesen, wobei von Friedrich V. von der Pfalz, von Christian I. von Anhalt-Bernburg und vom Landgrafen Moritz von Hessen ausführlich gehandelt wird. Im Gegensatz dazu werden die lutherischen Höfe charakterisirt, wo sich die alte deutsche Sitte, aber auch die deutsche Unsitte meistens ohne irgend einen höhern Drang erhielt, der sächsische Hof unter Christian II. und Johann Georg I., und die Höfe zu Berlin und Braunschweig. Die an und für sich ganz berechtigte Antipathie gegen den welschen Einfluß verleitet den Verf. hier und da zu einer Milde des Urtheils über diese Verhältnisse, die sich jedoch bei dem offenen Zugeständniß Dessen was verwerflich war gewissermaßen selbst richtet. So sagt er z. B. nach der mit grellen Farben gemalten Schilderung des in Völlerei und Gemeinheit versunkenen Kurfürsten Christian II. von Johann Georg I. (S. 53): „Um Vieles gemildert und gesitteter zeigt sich Hof- und Lebensweise des verschrienen Nachfolgers, Johann Georg's; bei aller Roheit seiner alltäglichen Lustbarkeiten, seiner Gleichgültigkeit gegen geistige Genüsse, politischer und kirchlicher Befangenheit, ist er doch der letzte Fürst von echtdeutschem Schlage auf Sachsens Thron, streng, sittlich, ehrbar, bieder, patriotisch, ja selbst gemüthlich und zu Zeiten für feinere Freuden empfänglich, so viel seine mangelhafte Erziehung und seine von Jagdanstrengung und Gelagen müde Seelenkraft zuließ." Endlich geht der Verf. zu den katholischen Höfen dieser Zeit über und schildert hier den italienischen und spanischen Einfluß namentlich auf die Hoflustbarkeiten, wobei der Ringelrennen und anderer Kurzweil gedacht wird. Außerdem sind einige Abschnitte dem Lande und Hause Anhalt und der Erzählung der Jugendgeschichte des Fürsten Ludwig von Anhalt gewidmet, der die Fruchtbringende Gesellschaft ins Leben rief, und endlich wird der Ueberblick der Verhältnisse unter denen jene Gesellschaft entstand mit den Abschnitten über Schlesien und Opitz und die ältern deutschen Akademien für lateinische Poesie beendet. Wie oben, wird auch hier die Charakteristik Opitz' durch eine Gemüthlichkeit der Betrachtung abgeschwächt, in welcher seine jüngst von mehren Seiten gerügte Charakterlosigkeit nicht geleugnet *), aber in das mildeste Licht gestellt erscheint.

*) Der Verf. führt sogar ein Epigramm auf Magdeburg an, das in Opitz' Werken fehlt:

Die stets alleine schlief, die alte, keusche Magd,
Von Tausenden gehofft und Tausenden versagt.

Die eigentliche „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“ beginnt nun erst mit S. 104. Und daß sie ein so dickes Buch ausfüllt, darf Niemanden wundern welcher erwägt, daß der Verf. nicht nur erzählt wie sich die Gesellschaft gemehrt und was sie getrieben hat, sondern auch eine Menge Verhältnisse erläutert welche zum Leben und zur Charakteristik der neuaufgenommenen Mitglieder und demnach zur Charakteristik der ganzen Zeit gehören. Da wird uns von dem Ordre de la palme d'or erzählt, den bald nach der Stiftung der Fruchtbringenden Gesellschaft die Gräfin Anna von Bentheim für tugendhaftes Leben mit französischen Devisen gründete; Hübner's Uebersetzung der „Seconde semaine de Guillaume de Saluste, seigneur de Bartas“ gibt zu Mittheilungen über diesen längst vergessenen französischen Dichter Veranlassung; die Theilnahme der anhaltinischen Fürsten für Honoré d'Urfé, den gefeierten Dichter der „Astrée“, macht uns mit der Schwärmerei der Franzosen und deutschen Großen für den verliebten Seladon dieses Dichters bekannt. Der Tod Opitz' in Danzig bestimmt den Verf. zu einer höchst anmuthigen Schilderung des damaligen Lebens in dieser Stadt; ja S. 170 fg. erhalten wir sogar ein ganzes grausiges Stück böhmischer Geschichte unter König Friedrich, das freilich in keiner andern Beziehung zur Fruchtbringenden Gesellschaft steht als daß nach der Schlacht am Weißen Berge einige böhmische Exulanten in den Verein aufgenommen wurden. Und auf gleiche Weise wird kein Name irgend einer mit dem Orden in Beziehung stehender Person genannt von welcher der Verf. nicht allerhand Geschichten zu erzählen wüßte, die wieder mit andern ähnlichen Geschichten erläutert und mit den bedeutendern Ereignissen der Zeit in Verbindung gesetzt werden. So ist hier überall ein ungemein reicher Stoff verarbeitet, welcher den Historiker von Fach überall anregen und belehren, aber den Laien oft ermüden und überwältigen wird. Und Dies ist allerdings zu bedauern, denn dieses Buch enthält so Vieles was auch in einem weitern Kreise beachtet werden sollte.

Zum Schlusse muß Ref. noch ein Urtheil erwähnen welches zum Theil die Sachsen betrifft. Er sagt (S. 200), daß die trunkene kirchlich-politische Vergötterung des Schwedenkönigs dennoch im dichterischen Gemüthe nicht schöpferische Kraft erweckt habe, weil der vaterländische Sinn leise verneinend widerstrebte. Gern gibt Ref. zu, daß Weckherlin's und Flemming's Lieder auf Gustav Adolf nicht recht erwärmen können. Wo ist aber ein Lobgedicht dieser Zeit zu finden das erwärmen könnte? Auf dieser ganzen Gattung lag der Fluch des gemachten Pathos der neuen Kunstpoesie, welcher die natürliche und lebenskräftige Empfindung niederhalten mußte. Diese konnte nur in unmittelbaren lyrischen Ergüssen subjectiver Lebenserfahrung zur erfreulichen Gestaltung kommen, wie namentlich in vielen trefflichen Liedern Flemming's und des ältern Gryphius. Nur ein Gustav-Adolfs-Lied läßt der Verf. einigermaßen gelten, das von Maltzahn 1816 herausgegebene Volkslied auf den Schwedenkönig. Aber es soll nicht für den Mund der Zeitgenossen gewesen sein, weil in einigen Strophen die Sachsen verhöhnt werden, und das Selbstgefühl der Sachsen soll das Lied der Vergessenheit übergeben haben. Es ist hier nicht der Ort die ghibellinische Ansicht zu beleuchten, aus der sich diese Aeußerung des gelehrten Verf. erklärt. Daß aber eine solche Verhöhnung in einem Liede jener Zeit ganz gerechtfertigt erscheint und unter deutschen Protestanten Anklang finden mußte, läßt sich nicht leugnen, und gewiß hat das Selbstgefühl der verletzten Sachsen der Theilnahme an diesem Gedichte ebenso wenig geschadet als die etwanige Empfindlichkeit eines befangenen Sachsen der Anerkennung welche „Wallenstein's Lager“ im deutschen Vaterlande gefunden hat. Wir Sachsen haben nun einmal öfters eine traurige Rolle in der deutschen Geschichte gespielt. Dies dürfen wir zu unserm und des gesammten deutschen Vaterlandes Heile nicht verkennen. Denn richtige Selbsterkenntniß führt zur Reue und Besserung, und eben daß wir uns besser erkannt und daß wir unsere Schuld bereut haben, läßt uns mit freudiger Befriedigung auf die Gegenwart und in die Zukunft unsers Landes und des deutschen Vaterlandes blicken. **K. G. Helbig.**

Die Karl zuvor und jetzt der Markgraf hat begehret,
Und Jenem nie, und Dem nicht lange ward gewähret,
Weil Jener ehlich war, und Dieser Bischof ist,
Und keine Jungfrau nicht ein fremdes Bett erkiest:
Kriegt Tilly. Also kommt jetzt keusch und keusche Flammen,
Und Jungfrau und Gesell und Alt und Alt zusammen.

Sprachliche Bemerkung.

Deutsche Sprache hat die Eigenthümlichkeit oder Unart, daß Worte die zueinander gehören getrennt werden dürfen, ja sogar müssen um nicht undeutlich zu werden; daß die Zeitwörter manchmal lange auf sich warten lassen, bis sie am Ende des Satzes nachkommen; daß Theile desselben Worts unter Umständen genöthigt sind ihren Platz zu wechseln, wodurch die Ersten als Letzte erscheinen, indem sie noch dazu Etwas in die Mitte nehmen; gleichwie ich allerdings Dies niederschreiben kann, aber nicht sagen: ich niederschreibe Dieses, oder ich schreibe nieder Dieses, sondern sagen muß: ich schreibe Dieses nieder. Ausländern wird dadurch große Schwierigkeit des Erlernens bereitet, woran freilich uns Einheimischen Nichts liegt; allein auch wir fühlen uns für guten Vortrag sowol durch Verstattetes als Abgenöthigtes oft gedrängt, und haben deshalb mehr Mühe guten Benehmens wie namentlich Franzosen und Italiener bei ihren Wortfügungen. Ist der Schriftsteller hierin unvorsichtig, so verdirbt wenn nicht der Rede Sinn, doch ein guter Tonfall, wenn nicht dieser, doch die bequeme Auffassung. Beispiele davon sind in deutschen Büchern häufig, finden sich unter Anderm in der gewiß richtig beurtheilenden Anzeige von „Wilhelm v. Humboldt's Briefen an eine Freundin“ in Nr. 1—3 d. Bl., wo man liest:

„Hier tritt diese Erscheinung fast in jedem Briefe, aber in jedem beinahe in anderer, aber gleich kräftiger und gleich stark ausgeprägter Form auf.“

„Es läßt sich, seiner Eigenthümlichkeit nach, am wenigsten Humboldt auf diese, wenngleich hier so ganz zutreffende und anschauliche Unterscheidung ein.“ ....

„Ebenso leitet er die Erwiderungen auf die Klagen seiner Freundin über ihr mit Arbeit überhäuftes Leben, über ihre Arbeitsnoth, wie sie sagt — und diese Klagen kommen öfter vor, ja sie scheinen bei Frau Charlotte fast stehend gewesen zu sein, da Ref. sie auch in andern von ihr an verschiedene Personen gerichteten Briefen gleichmäßig und in steter Wiederholung gefunden hat —, auf ebenso zarte als treffende Weise zu einer Betrachtung des Wesens der Arbeit überhaupt hinüber“ u. s. w.

Sprachrichtig geschrieben und doch? — Oft kommen dem Deutschredenden solche unbequeme Versetzungen des an, ein, auf, zu, nach, fort, bei, ab u. s. w. unter die Feder und lassen sich schwer abweisen, denn ihre Zahl ist Legion. Vielleicht ist die beste Regel, bei dem Unausweichlichen so wenig Zwischenschiebung zu gestatten als möglich, und nur in höchster Noth oder gar nicht eine Periode mit einem getrennten hinterher schleppenden Stück des Zeitworts zu schließen. J. G. Fichte schrieb wohl: ich anerkenne, und bei diesem Worte hat seine wagende Lösung der Ungefügigkeit sich fast eingeführt; doch eine Schwalbe macht keinen Sommer, und bis jetzt wenigstens dürfte Niemand sprechen: ich anfange, einlade, aufhebe, vorstelle, zumache, nachsetze, fortgehe, beitrage; wiewol anfangen, einladen, aufheben, vorstellen, zumachen, nachsetzen, fortgehen, beitragen u. s. w. ganz in der Ordnung sind. Ein solcher radicaler Eigensinn der Sprache verlangt wirklich Censur, und gänzliche Preßfreiheit dürfte sich in dieser Hinsicht kein Schriftsteller erlauben der einigermaßen legitim denkt und nicht demagogische Nachlässigkeit und Rücksichtlosigkeit vorzieht. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 196. —— 14. Juli 1848.

Therese von Bacheracht.

In der Neuzeit hat die Frage, ob Frauen ein Recht haben sich der Literatur mitwirkend anzunehmen, viele Erörterungen veranlaßt. Die Bejahung dieser Frage hat indeßen mehr Anfechtung als Vertheidigung gefunden. Ohne im mindesten uns auf eine genauere Darlegung unserer Meinung einzulassen, müssen wir bekennen, daß wir unter den Erzeugnissen unserer modernen Schriftstellerinnen manches Bemerkenswerthe, einiges den Geist lebhaft Ergreifende, selten etwas wahrhaft Wichtiges gefunden haben. Die Frauenliteratur ist eine in sich abgeschlossene; Männer mögen sie selten beurtheilen. Einzelne Geister die kein Geschlecht haben, Rahel, Bettina, George Sand, brechen sich Bahn selbst durch feindlich geschlossene Reihen. Möglich daß die Meisten unter den Romanschriftstellerinnen nur von Frauen gewürdigt werden können. Wir Männer sind meist geneigt dem fraulichen Genie nur widerstrebend zu huldigen; wo wir es nicht unterlassen können reißen wir mäkelnd an der Form, um Etwas für unsere Spottsucht zu finden. Eine Sappho, eine Roswitha, eine Heloise sind unsterblich in den Ausbrüchen wunderbarer Begeisterung.

Unsere minder befähigten Dichterinnen werden wol kaum je auf Unsterblichkeit hinarbeiten und sie auch nicht erlangen. Wenn man die große Zahl der Schriftstellerinnen und Dichterinnen fast aller Zeiten bedenkt, wie sie untergegangen und in einem Grade vergessen sind, daß ihr Name kaum noch in einer Encyklopädie zu finden ist, so erscheint dieser Ausdruck gewiß nicht hart. Vittoria Colonna, Luise Karsch, Frau v. Necker, wie wenig sind diese Namen bekannt, wie vollends wenig ihre Leistungen! Und Dies sind doch Namen ersten Ranges. Wer aber nennt jetzt noch die Dichterin Marie Anne Boccage (1710), wer Elisabeth Appleton, die manches Bedeutende über Erziehung schrieb (1792), Karoline v. Krosigk, welche Beifall durch Gedichte und Novellen erwarb (1767), die gelehrte Italienerin Helena Cornaro (1646) u. A. Aber die Ideen, die Ansichten und Bewegungen der weiblichen Welt auch ihrerseits zu vertreten, sind allerdings die Frauen ebenso berechtigt, als sie die Fähigkeit besitzen die Feder zu führen. Allein die Anzahl unserer Schriftstellerinnen ist zu groß. Wie Viele sind berufen und wie Wenige nur auserwählt!

Wenn Bettina eine Priesterin des Liebescultus, ein Geist voll erhabenster Poesie, ausgestattet mit Wahrheiten und Seltsamkeiten ist, so erscheint Fanny Lewald mit einer so praktischen Schärfe des Verstandes, so durchdringendem Witz und einer so lichtvollen Uebermacht des Urtheils, daß wir sie füglich Bettina gegenüberstellen können. Ida Gräfin Hahn-Hahn entwickelt das aristokratische Princip mit Anmaßung und herber Selbstüberhebung; doch ist ihr eine poetische Darstellungsgabe und eine feine Beobachtung nicht abzustreiten. Sie zeichnet das Leben von Leidenschaften durchwühlt, und mag Stoff auf ihrem eigenen Lebenswege zu den so schroff ausgeprägten Männerfiguren gefunden haben; aber sie hat ihnen um wahr zu sein zu viel Eitelkeit und Idealität in der weiblichen Natur entgegengesetzt. Dennoch steht sie einer bestimmten Richtung des modernen Zeitgeistes vor, und ist ein großes Talent. Könnten wir eine aus Ueberzeugung geflossene That tadeln, so hätten wir Mühe Fanny Lewald die „Diogena" zu vergeben. Eine Frau tritt hier gegen eine Frau so hart und schonungslos auf, und stört gewaltsam den Begriff weiblicher Milde! Freilich mit schlagfertigem Witz, mit Keckheit und oft sogar nicht ohne Grazie. Henriette v. Bissing, Maria v. Dalberg, Ida v. Düringsfeld, Fanny v. Taufkirchen reihen sich mehr oder minder mit größerer Einfachheit im Stil dem aristokratischen Hofcirkel der Gräfin Hahn-Hahn an. L. Mühlbach scheint sich dagegen zum Princip einer bändereichen, bürgerlichen Vielschreiberei zu bekennen. Obgleich ihre Richtung eine durchaus untergeordnete, unweibliche ist, haben in der neuesten Zeit ihr „Roman in Berlin", ihre „Hofgeschichten" ihrer freien Tendenz wegen einiges Aufsehen gemacht. Ida Frick, Luise Otto, Henriette Hanke sind gewissermaßen die Köchinnen und Stubenmädchen des literarischen Haushalts. Luise v. Plönnies, Betti Paoli, Annette v. Droste-Hülshoff sind ansprechende lyrische Talente. Andere, als Frau Birch-Pfeiffer, Kathinka Zitz-Halein, sind die Trägerinnen großer literarischer Sünden. Ehe wir uns von diesen zu Therese v. Bacheracht wenden, sei uns erlaubt einer seit kurzem nicht mehr unter den Lebenden weilenden Schriftstellerin zu erwähnen.

Die Verfasserin von „Godwie-Castle" hat uns ein schönes Vermächtniß in ihren wenigen aber reichen Werken hinterlassen. Ihre Romane erscheinen uns der theil-

nehmendsten Aufmerksamkeit werth, und Nichts will uns ungerechter bedünken als sie gleich „Futter für Leihbibliotheken" wegwerfend zu tadeln. Sie hat mit männlichem Geist Bilder vor uns aufgerollt welche den tiefsten Eindruck auf den beobachtenden Beschauer nicht verfehlen. Sie ist in den vor ihr liegenden Stoff eingedrungen, hat Ideale gezeichnet, Ideale voll Leben und glühender Bewegung, hat das Schlechte mit kurzen, ergreifenden Zügen geschildert, und gibt uns in jedem ihrer Werke eine lebenvolle, schöne, geschichtlich und poetisch interessante Darstellung. Freilich ist eine gewisse Breite nicht abzuleugnen, aber wir wollen nur Scott, welcher gerade in diesem Fache Ausgezeichnetes leistete, nennen, und man wird zugeben, daß bei ihm diese Breite schwülstiger, ermüdender auftritt als bei seiner deutschen Nebenbuhlerin. Der geschichtlich treue, anziehende Hintergrund scheint uns in allen Romanen der Frau v. Paalzow gleich gelungen gezeichnet. In „Thomas Thyrnau" ist ihre Geschichtsentwicklung etwas unsicher, in „Godwie-Castle" und „St.-Roche" dagegen vorzüglich. Die englische Geschichte, namentlich die der Stuarts, hat sie mit Vorliebe studirt, und der viel angefeindete „Jakob van der Nees" bewegt sich mit Geschick in einzelnen Episoden auf diesem bewegten Schauplatz. Wenn nun alle die Genannten ihre bestimmten Richtungen mit mehr oder minder Glück vertreten, so führt uns Therese v. Bacheracht in das Reich des Gemüths.

Vor nunmehr sechs Jahren erschienen zuerst die „Briefe aus dem Süden", herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin. Mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen, waren die einzelnen schönen Naturzeichnungen übertroffen von den aphoristischen, tagebuchartigen Aussprüchen eines edeln und fühlenden Herzens. Die Verhältnisse Theresens waren in diesem Buche ohne Anmaßung dargestellt, das Interesse an der in der Vorrede bezeichneten schönen und geistreichen Frau erregt, und siehe da, das neugierige Publicum errieth bald sowol den Herausgeber als die in höhern Kreisen lebende Verfasserin. Da Theresens Persönlichkeit Hand in Hand mit ihren Schriften ging, so hatte man durch ihr Buch ein treues Bild ihrer Denkungsart, und huldigte ihrer Weiblichkeit. Die „Briefe aus dem Süden" sind keine Reisebeschreibung, kaum Reiseeindrücke, aber sie enthalten südlich warmes Leben; man fühlt den lauen Wind der durch Myrte und Lorber zieht. Hingerissen von den Wundern der Kunst und der göttlichen Natur, sieht Therese Vieles, berichtet treu und ohne Ueberhebung der eigenen Empfindung; so fühlt man sich immer wieder zu ihr selbst hingezogen, weil man immer von neuem hören will, nicht was Therese gesehen, sondern was sie empfunden hat. Diese Macht der Empfindung, dieser Schmerz der Erfahrung, diese Klagen eines weichen Herzens machen dies Buch zu einem anziehenden, tiefergreifenden Werke. Männer wie Frauen, alte von Erfahrung matte Gemüther, junge hoffende Seelen nahmen die „Briefe" mit Liebe auf. Jeder fand darin etwas auf seinen Gedankengang Passendes. Die wohlthuende Innigkeit einer Frau, in einem meist kühlen Kreise lebend, hatte in ihrer Erscheinung etwas Erquickendes. Man fand Wahrheit, ungekünstelte Empfindung; der allgemeine Beifall konnte nicht fehlen. Die Verf. berührt flüchtig den Rhein, sie erzählt eilend vom Rigi, geht über Neufchatel, Genf, nachdem sie die Zimmer der Frau v. Staël und Voltaire's besucht hat, nach Turin. Sie erwähnt Mailand, Bergamo, Brescia, Padua, ohne uns in diese Städte zu versetzen, und wir lesen mit ihren dunkeln Augen die Eindrücke welche sie empfängt:

> Die Lagune war ruhig und silberklar, melancholisch tönten die Glocken von Venedig, ernstmahnend, als wollten sie von Dem reden was da war, was nicht mehr ist. Dann schimmerten Venedigs Lichter heller und immer heller, endlich entstiegen in nebelartigen Umrissen die Paläste feenartig der Tiefe.

Mit so wenig Worten malt sie was sie sieht. Therese reist nicht durch Italien; sie weilt überall, in Rom und Florenz, Pisa und Ferrara, Bologna und Vicenza; sie besucht das Colosseum im Fackelschein, und staunt über das Wunder der Blauen Grotte, geht dann bei stürmischem Wetter nach Malta, und erzählt das eigenthümliche gastliche, bunte Leben auf Lavalette. Eine abermals ungünstige Ueberfahrt bringt die Verf. nach Smyrna, und in ihrer herzgewinnenden Weise erzählt sie orientalische Märchen der Wirklichkeit, bereist die Küste Kleinasiens und setzt nach Konstantinopel über. Es ist uns unmöglich Auszüge aus diesem Buche zu geben, uns dünkt, es muß ganz und ungetheilt gelesen werden, wir wenigstens wüßten keine Auswahl zu Auszügen zu treffen; denn eine Schilderung übertrifft immer wieder die andere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Börne.

1. Ludwig Börne's gesammelte Schriften. Siebzehnter Band. — Auch u. d. T.: Französische Schriften und Nachtrag. Mit Biographie des Verfassers. Leipzig, Kori. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. Dritter und vierter Band. Manheim, Bassermann. 1847. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Name Börne ist einer von denen bei deren Klang in diesen Tagen eine göttliche Satisfaction unser Herz durchschauert. Wenn er noch lebte! Man setze jetzt nur die Begriffe Ludwig Philipp, Metternich, Bundestag einerseits und Börne andererseits sich gegenüber, und die erhabenste politische Komödie die je gedichtet werden kann spielt vor unserm innern Auge! Wie schmerzlich vermissen wir aber auch gerade jetzt einen Schriftsteller wie Börne, jetzt wo bei der ungeheuern Mannichfaltigkeit und Gedrängtheit der Ereignisse das publicistische Tagewerk entweder mit Energie ohne Geist, oder mit Geist ohne Energie, oder wenn Beides einmal beisammen ist doch ohne künstlerischen Werth, und endlich wenn auch dieser noch dazu kommen sollte gewiß ohne Einfachheit und Gerechtigkeit betrieben wird. Ja, gerade diese classische Einfachheit, diese simple und kindliche Gerechtigkeitsliebe ist es vorzüglich welche heute mangelt, wo wir bereits erleben, daß altdiplomatische Schlagworte wie „deutsche Interessen in Italien", „Hegemonie" u. dgl. die Verhandlungen und die Köpfe verwirren, und das Eine Wort „deutsche Freiheit" mit unfreundlichen Schatten überziehen; wo man anstatt die Franzosen mit ihrem Völ-

kerfrieden beim Wort zu nehmen und sie moralisch zu zwingen dabei zu bleiben (und gerade Deutschland könnte Dies), wo man statt Dessen Lamartine's schönes Manifest eine Absurdität und Lächerlichkeit nennt! Haltet ihr Etwas auf Börne? Wolan, ihr könnt versichert sein, daß er euch hier eine erbauliche Predigt gehalten hätte!

Der vorliegende Band französischer Schriften Börne's enthält übrigens nur acht Artikel derselben, welche Börne theils in seiner „Balance", theils in Raspail's „Réformateur" zu Paris drucken ließ, die schon 1842 der Franzose Cormenin zusammensuchte, und mit einer kurzen Biographie versehen herausgab. E. Weller übersetzte sie hier. Das Bedeutendste darunter ist die Einleitung womit Börne seine französische „Wage" eröffnete. Wenn sie nicht jetzt schon herangekommen ist, so kommt sie gewiß bald, die Zeit wo es das Kennzeichen eines wahren deutschen Patrioten und freien Mannes sein wird, daß er die Franzosen nur um ein Kleines weniger liebt als die Deutschen, und daß er sein Heil nur in der Freundschaft beider Nationen sucht. Ruge, welcher auf eine rohe Weise gegen den Nationalismus überhaupt zu Felde zog, womit den Franzosen so wenig gedient ist als den Deutschen, verunglückte mit seinem Versuche, weil er für Wirklichkeit keinen Sinn und keinen Takt hat; Heine ermangelt der gehörigen ernsten Persönlichkeit; aber Börne war ein von Gott begabter Mann, wie wir uns diesseit und jenseit des Rheins einige Dutzend erflehen müßten, um hüben und drüben ein beispielloses Glück des Friedens und der Freiheit aufblühen zu sehen. Die Liebe und die Achtung der Franzosen haben ihn dort zum Grabe begleitet, hier lebt er fort in der Begeisterung aller gesunden und muntern Deutschen, wie ein heller Stern leuchtet er mitten über dem Rheine in unsere Tage herüber und sein Wort wird täglich eindringlicher und klarer, und ehe es sein Echo in allen Herzen gefunden hat, wird keines der beiden Völker seine Ruhe finden.

Börne sagt zwar, er sei was ihn betreffe nie ein „Tölpel des Patriotismus" gewesen; dieser Köder des Ehrgeizes der Könige, oder der Patricier, oder der Völker hätte ihn nie gefangen: aber dieses Bekenntniß erhält erst sein rechtes Licht durch die Worte: „Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre die uns verbietet uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!" Und daß er nicht eine charakter- und gedankenlose Vermischung der Nationen sich denkt, beweisen folgende Stellen:

„Es ist die Aufgabe der Franzosen das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenscongresse, wo sich alle Völker Europens versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen."

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich ineinander zu schmelzen; die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können."

„Es kommt darauf an diesen dunkeln Instinct beider Nationen aufzuhellen, es gilt zu scheinbar einander widersprechenden Thatsachen und Meinungen ein Princip zu finden."

„Deutschland und Frankreich finden sich überall vermischt, ohne sich je zu verschmelzen. Der wäre ein geschickter Diplomat dem es gelänge den Frieden zwischen beiden Nationen zu vermitteln, dadurch daß man sie bewöge ein neues gleichartiges Ganzes zu bilden, ohne ihre bezeichnenden Eigenschaften aufzuopfern."

„Die alterreifen Männer beider Nationen sollten sich bemühen die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden u. s. w."

Wenn Börne verkündet: in den Freiheitskriegen werde Frankreich immer vorangehen, aber auf dem künftigen Friedenscongresse aller Völker Deutschland den Vorsitz führen, so schimmert in dieser Prophezeiung vielleicht gerade jene Kleinigkeit von Liebe durch, welche er als „Patriot wider Willen" für sein Vaterland mehr hegt als für das Nachbarland.

Ein Artikel, „Menzel's Franzosenfresserei", geschrieben 1836, ist eine kleine Vorübung zum trefflichen „Franzosenfresser", welchen Börne ein Jahr später herausgab. Den Stoff lieferten hierzu zwei Artikel im „Literaturblatt", worin Menzel den Dichter Gaudy und einen elsaßer Poeten verflucht und ausschimpft, den Erstern weil er Napoleon, den Zweiten weil er Frankreich als sein Vaterland in deutscher Sprache besingt. Meisterhaft weist hier Börne die lächerlichen Manifestationen unbefugter Vertheidiger der Nationalehre zurück. „Wer Nichts thut zur wahren Ehre und für die wahre Freiheit seines Vaterlandes, der hat kein Recht mit Lärm und Geschrei seine Fahne zu schwingen, und man muß solche Patrioten aufs Maul schlagen, damit sie die rechten nicht übertönen und hindern!"

Heine's Buch über Deutschland, welches er für die Franzosen schrieb, und Gutzkow's „Wally" gaben ihm Gelegenheit die Fleischliteratur der damaligen Zeit ein wenig zu bearbeiten. Den Hauptnasenstüber kriegt indessen wieder der arme Menzel weg als Denunciant und Fanatiker. Er wußte freilich nicht, daß wenn ein Schriftsteller persönlich keinen wahren Ernst besitzt, seine Schriften auch nicht viel Wirkung hervorbringen können. Was der Mangel an Takt schadet, Das konnte Hr. Menzel am besten an sich selbst erfahren. Vielleicht könnte man hier einwerfen, Heine z. B. sei viel zu raffinirt um taktlos zu sein; allein er ist es doch: wer immerfort glaubt allen Leuten ein X für ein U vormachen zu können, der verräth oft eine große Taktlosigkeit.

In dem Aufsatz „Béranger und Uhland" stellt Börne eine schöne Vergleichung an zwischen beiden Dichtern; er sagt viel Treffendes über Beide:

„Béranger singt wie eine Lerche, welche die ersten Sonnenstrahlen begrüßend die Menschen mit ihren muntern Tönen erweckt, und sie zu Arbeit, Kampf und Vergnügen ruft. Uhland singt wie eine Nachtigall im Schatten der Gebüsche, die uns zu Ruhe und Träumen labet! Eine süße Mattigkeit umfängt unsere Sinne, und wir möchten schlummern, ewig schlummern. Béranger's Lieder erwecken, Uhland's Lieder schläfern ein."

Aber, indem er bei Béranger viel eigentlich blos Anstößiges für den Morgengesang einer Lerche hält, Vieles was er in anderm Gewande an der Fleischliteratur verdammte, erscheint ihm Uhland allzu düster und träumerisch. Wenn die deutsche Jugend, welche sehr viel trinkt, beim Weine sitzt und die Lust auf das Höchste steigt, so singt sie Uhland's Lieder und andere welche ihnen gleichen, und zieht dieselben bis auf den heutigen Tag allen andern vor; wenn sie träumerisch und traurig wären, so läge Dies also eigentlich im innersten Charakter des Volks. Sie sind es aber nicht, sondern scheinen es nur zu sein, weil sie von allerlei, mitunter auch traurigen Geschichten des Herzens handeln, und deswegen singen wir sie gern. Es dünkt mir ein Vorzug zu sein, wenn man im Zustande der lebendigsten Freude das tiefste Herz öffnen und seine Lust und sein Weh singen mag in schönen Geschichten und Beispielen, anstatt immer nur mittels des Weins und der Lustbarkeit selbst. Was die Lehnsherrlichkeiten und romantischen Königsgeschichten betrifft welche Uhland besang und an denen Börne Anstoß nimmt, so schön sie ihm auch erscheinen, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Dichter mehr als solcher, d. h. als Künstler, denn als Bürger seine Freude daran hatte. Das Mittelalter ist nun einmal ein Stück aus dem Leben der Menschheit; welcher Mensch der kein schlechter ist möchte aus seinem Leben ein Stück Vergangenheit so ganz und gar vertilgen, daß ihm

keine Spur davon im Gedächtniß bliebe? Im Gegentheil, aus jeder Periode wird man das Charakteristische aufzubewahren suchen in seinem Gedenkbuche. Im Mittelalter aber ragten nur Könige, Ritter, Minnesänger, weiße Pferde, blonde Prinzessinnen, Burgen, Harfen und Becher hervor, und gerade weil diese sämmtliche Herrlichkeit nun vergangen und verschwunden ist, liegt ein sehr angenehmer lieblicher Schein auf ihr. Wenn Uhland mehr Vergnügen an solchen Dingen haben sollte als zum Dichten seiner Lieder nöthig war, so ist Dies seine Privatsache und geht uns Nichts an; wir müssen ihm vielmehr für die fast einzig erträgliche Form in welche jener Stoff zu fassen ist dankbar sein.

Die größere Hälfte des Bandes besteht aus allerlei deutschen Fragmenten, Kritiken, Aphorismen und Briefen, welche da und dort gedruckt oder auch nicht gedruckt nachträglich den gesammelten Schriften einverleibt werden. Darunter ist eine Briefsammlung über Heine (als Börne's Urtheil über Heine 1840 in Frankfurt herausgekommen), eine schöne Blumenlese für Letztern. Wenn Heine nur den hundertsten Theil der darin enthaltenen Stimmung gemerkt und geahnt hat, so kann sich nur ein Kind darüber verwundern, daß er sein Buch über Börne in seiner Art geschrieben hat. Da sagt dieser in einem Briefe über ihn: „Und als er unter solchen Gesprächen mich auf der Straße verließ und ich ihm eine Weile nachsah, kam er mir vor wie ein welkes Blatt, das der Wind umhertreibt, bis es endlich durch den Schmuz der Erde schwerer geworden, auf dem Boden liegen bleibt und selbst zu Mist wird." Börne hatte einen förmlichen Plan angelegt. „Ich komme wieder auf Heine. Sie müssen aber nicht etwa denken, daß es mir Vergnügen macht Böses von ihm zu reden, Das nicht. Aber er interessirt mich als Schriftsteller und darum auch als Mensch. Ich sammle Alles was ich von Andern über ihn höre, und ich selbst über ihn beobachte." Ferner: „Es läge mir erstaunlich viel daran Alles abgeschrieben zu haben was ich seit drei Wintern über Heine geschrieben und nicht gedruckt worden." Es macht keinen guten Eindruck, und Börne hatte großes Unrecht erstens Heine so nahe kennen lernen zu wollen, und zweitens dann sich über seine Erfahrung so eifrig zu beklagen. Heine behauptet unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern seinen bestimmten und eigenthümlichen Platz, einen Rang den er sich selbst erst geschaffen, der vorher nicht vorhanden war und den nach ihm Keiner mehr einnehmen kann, kurz, er hat alle Erfordernisse eines sogenannten Classikers, welcher die Literatur seiner Nation entschieden erweitert und vervollständigt, so weit es ein einzelner Mann thun kann. Ein Charakter wie der seinige war aber gerade zum Hervorbringen seiner Producte nöthig, und es ist sein eigenes Unglück ihn zu haben, wir Andern ziehen den Nutzen und die Freude davon. Dies ist in der ganzen Welt so. Leute welche in Quecksilberbergwerken arbeiten werden siech und niemals alt, Thurmdecker und Matrosen sterben oft eines jähen Todes, Staatsmänner leiden an Hämorrhoiden, Maler müssen sich vor Bleiweiß in Acht nehmen, Kaufleute schlau und durchtrieben, Priester immer heuchlerisch, Gerichtspersonen hartherzig sein. Seht ihr jene alte Kuh welche fromm und sanft unter Gras und Blumen wandelt, und die gewürzigsten davon frißt? Wünscht ihr ihr Fleisch zu genießen? Gewiß nicht! Wol aber schmachtet ihr nach dem zarten und delicaten Braten dieses muntern Ferkelchens welches sich in der Pfütze wälzt! Am Ende aber ist Börne doch zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er Heine nicht im belletristischen, sondern im strengen, politisch-menschlichen Interesse beurtheilte, er wird sogar verehrungswürdig dadurch; denn er lebte nicht in unserer alten raffinirten und blasirten Welt, sondern in der zukünftigen neuen und frischen, wo Alles tugendhaft und schön, brav und gescheit zugleich sein muß.

Der dritte und vierte Band von Börne's „Nachgelassenen Schriften" enthalten zum weitaus größten Theil Briefe aus den Jahren 1824—29, welche er an seine Freundin schrieb. Diese Briefe sind größtentheils wieder in Ems entstanden, wo der zarte und gebrechliche Börne jährlich eine Cur gebrauchte. Nebst diesen datiren zwei größere Reihen noch aus Stuttgart und Berlin; letztere vom Frühjahr 1828 gewinnen durch die Gesellschaft welche er dort traf an Interesse. Ein Berichterstatter hat über alle diese Briefe irgendwo gesagt, sie hätten keinen Inhalt und nicht gedruckt werden sollen. Ich als ein Epigone freue mich sehr darüber. Man macht darin Börne's persönliche Bekanntschaft, man reist mit ihm, plaudert auf seinem Zimmer, man ißt mit ihm zu Mittag, man ärgert sich mit ihm über die Philister und lacht mit ihm über Dummheiten. Im flüchtigsten dieser vertraulichen, oft ganz kleinen Briefe ist er so gut Schriftsteller als in seinem größten Aufsatze; das Ganze und Durchdrungene seines Wesens tritt überall aufs schönste zu Tage. Und selbst da wo die Stütze des Inhalts fehlt, wo es sich um ein Nichts handelt, trägt sich sein Humor, sein Witz, seine Art und Weise von selbst, wie ein gutes Gewölbe. Sein Humor ist vom besten den es gibt; an einem Orte berichtet Börne seinen Freunden, seine Zähne seien so weiß und blendend geworden, daß die gebratenen Lerchen mit den Augen blinzeln, wenn er sie zum Munde führe. Nur die Ueberlegenheit des Geistes verbunden mit einer großen Unschuld des Herzens und mit reinem kindlichen Sinne kann dieses heitere Spielen in traurigen Lagen und bei trübem Himmel ertragen. Börne selbst sagt über den Humor sehr schön:

„Das was Sterne, was die Humoristen rechter Art so liebenswürdig und gefällig macht ist die Nacktheit in der sie Seele und Herz zeigen. Zum Humor gehört Unschuld. Der gesellschaftliche Anstand erfodert, daß die Seele, sei sie noch so wohlgebildet, bekleidet erscheine. Dieses ist im geselligen Leben nöthig, daß man die Häßlichen von den Schönen nicht unterscheiden könne. Die Cultur verbessert das physische, und verschlimmert das moralische Klima. Je feiner die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, je rauher die Luft, und man muß gegen Wind und Wetter, gegen Argwohn, Verleumdung, Misverständnisse sein Herz schützen. Der echte Humor zeigt das Herz nackt aus Unschuld, der falsche aus Unverschämtheit. Der eine ist muthig, der andere frech."

Auch folgende Stelle gehört gewissermaßen in dieses Capitel: „An *** habe ich einen merkwürdigen Charakterzug oder vielmehr Geisteszug wahrgenommen, den ich noch bei keinem andern Menschen beobachtet. Etwas Dummes begreift sie gar nicht! Wenn Einer etwas Dummes sagt oder thut, wenn auch zum Spaß, oder sie hört davon erzählen, fährt sie auf, als hätte sie eine Tarantel gestochen, und kommt ganz außer sich. Es gibt nichts Lächerlicheres und ist ein Beweis von großer Beschränktheit."

Der vierte Band dieser nachgelassenen Schriften enthält wiederum eine Anzahl Fragmente, Tagebuchblätter u. s. f. Wer die „Sylvesternacht eines alten Herzens", das „Tischgespräch", den „Wochenmarkt zu St.-Brice", „Die Bourbons" liest, der wird Ludwig Börne, was den Umfang seines Geistes und seiner Kräfte betrifft, besser würdigen als es von manchem naseweisen Schubfachbezeichner geschieht. Keine Saite ist so tief und keine so zart, daß er sie nicht anzuschlagen versteht.

62.

Notiz.

Der Zweifel welcher in dem Aufsatz: „Goethe und Friederike", von H. Düntzer, Nr. 92—96 d. Bl., S. 381, ausgesprochen wird: ob das Gedicht „Freundin aus der Wolke", welches in der „Iris", IV, 72, abgedruckt ist, von Goethe oder von Lenz herrühre, erledigt sich dadurch, daß bei dem Inhalte des vierten Bandes die unter jenem Gedichte befindliche Unterschrift P. für einen Druckfehler statt der richtigen L. erklärt wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 197. — 15. Juli 1848.

Therese von Bacheracht.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

Auch im „Tagebuch", welches bald nach den „Briefen" erschien, finden wir Theresens Schönheitsgefühl, ihr zartes, oft zu schonendes Urtheil wieder. Es sind Blätter aus dem Tagebuche einer geistreichen Frau, kein literarisches Ereigniß, aber ein hübsches Vermächtniß, Aphorismen und kurze novellistische Schilderungen, poetische Naturanschauungen, und ein üppiger Reichthum der Gedanken welcher die tiefe Frauenseele beurkundet. Mit Freude hören wir ihr zu wenn sie von George Sand spricht, da Therese Denen entgegenzutreten wagt die mit Kühnheit sich das Recht anmaßen diesen wunderbaren Genius zu verdammen. Eine Abendgesellschaft, wo hinein Therese verschiedene Urtheile über Bücher verflicht, zeigt ein tieferes Verständniß der Gutzkow'schen „Seraphine". Gerade diese ersten Flugversuche eines bedeutenden Geistes wie Gutzkow vergißt das Publicum am schnellsten, und doch ist „Seraphine" ein Roman aus dem Leben gegriffen, etwas abstoßend und hart, der aber in Seraphinens versöhnender Liebe einen herrlichen Lichtpunkt bietet.

Nach dem „Tagebuch" versucht sich Therese im Roman. „Falkenberg" ist mit Leidenschaft aus einem Guß geschrieben. Hier ist Kraft der Darstellung und eine ausgeprägte Schilderung der Charaktere, wie wir sie in keinem ihrer spätern Bücher wiedergefunden haben. Falkenberg, der lernbegierige Schüler des Jesuitismus, ist ein Mensch wie es Wenige gibt; diese Wenigen sind aber gefährlicher als die gewöhnliche Menge. In ihm äußert sich das Dämonische mit einer umstrickenden Uebermacht; ihm hat die Natur in blinder Zärtlichkeit nur deshalb so glänzende Gaben verliehen um sie zum Verderben anzuwenden. Diesem Verderben zum Opfer fallen insbesondere die Frauen. Dem Blick solcher Männer mit dem Glanz der Schönheit auf der Stirn, der Verführung auf den Lippen, diesem verlockenden, tödtenden Blick widersteht so leicht kein Weib. So ist Hertha ihm zu eigen gegeben, diese primitive Reinheit, diese junge glühende Seele, die als Opfer ihrer Liebe fällt, und so hat Falkenberg auch Arabella elend gemacht.

Er hat weniger gedacht als beobachtet, er hat gemachte Grundsätze. Sein hochfliegender Geist trägt ihn aus Zufall in das Gebiet der Wahrheit, aber er kann diese Wahrheit nicht lieben, weil sie ihm nicht identisch ist. Er kommt mir wie ein Taschenspieler vor, er lebt mehr für den Effect als für das Reale. Er will das Glück ohne Anstrengung, den Ruhm ohne Talent, das Gelingen ohne Mühe erreichen.

Mit diesen Worten schildert ihn Therese. Er schleppt Hertha von einer Demüthigung zur andern, und zwingt sie sogar durch den Einfluß seiner geistigen Vampyrnatur zum Entwenden wichtiger Papiere; denn sie kennt nur Liebe, und die Liebe ist es die ihr das Verbrechen unbewußt begehen heißt. Falkenberg nimmt alle Opfer, einmal mit lebhafter Empfindung, dann wieder mit Härte an. Der Roman ist warm geschrieben, die Entwickelung ist drastisch.

„Lydia" ist abgerundeter, fester, hervortretender. Wenn wir blos erfaßt und im innersten Nerv getroffen sein wollen, so bietet „Lydia" dazu Stoff; allein wollen wir Einheit, besonnene Entwickelung, klare Zustände, ein Ganzes voll wohlthätiger, ruhiger Erhebung, so können wir mit „Lydia" nicht zufrieden sein. Die Gräfin Lydia ist ein liebliches, blondes, anmuthsvolles Wesen, voll Aristokratie, voll Launen, kindisch, undinenhaft, absurd und reizend. Sie ist Witwe eines dem Schein nach reichen, der Bewunderung der Welt Alles opfernden Mannes. Er hat sein Vermögen verschwendet und endet mit diesem. Er hinterläßt Lydia einen Proceß, der ihr Vermögen wegnimmt, ohne ihr Etwas zu lassen als ihren fast unbegreiflichen Uebermuth. Lothar, eine edle, wahre Männernatur, erst ihr Gegner, wird ihr Freund und ihr Helfer, ein gut dargestellter, eiserner Charakter. Daß Lydia diesen Mann liebt, lieblich, zart und ihn doch aufgibt auf dem Drang nach Glück, nicht nach Liebe, wie Lothar ihr Dies selbst sagt, thut wehe; man beklagt es um der Frauen willen. Einem solchen Manne gegenüber sollte sich das weibliche Herz nie verleugnen. Lydia thut Dies und beweist uns, daß sie egoistisch, hochmüthig und eitel ist. Sie heirathet den Grafen Friedrich, welcher uns schwindelnd reich, von vornehmer Geburt, feinen Sitten und gutem Ton geschildert wird. Er bietet Lydia seine Hand, nicht aus Liebe, sondern weil sie vortrefflich repräsentirt, weil sie voll Eleganz, höchst geschmackvoll und schön ist. Auch bringt er sie durch berechnetes Zartgefühl dahin ihre sich angelobte Kälte zu vergessen; denn er schont sie aus Egoismus, weil er ihre Liebe zu Lothar kennt und sie demüthig machen will.

Dieser Plan gelingt; Lydia gibt eine Zusammenkunft mit Lothar in Karlsbad auf, und Friedrich's System hat sie bis zur Ergebung gebracht. Da hört sie im anstoßenden Zimmer ihren Gemahl mit kalter Ruhe einem Vertrauten sein System preisen, hört, daß er eine Geliebte besitzt, die ihn für die Kälte der Gattin entschädigt, und tritt plötzlich verändert und bleich zu Friedrich, dem sie ankündigt: „Morgen reise ich nach Karlsbad!" Lydia ist gebrochen nach der Lehre die sie empfangen; voll Liebe für Lothar als sie ihn wiedersieht, schmiegt sie sich an ihn, legt ihm ihre Liebe zu Füßen, er aber weist sie mit männlicher Hoheit in die Schranken ihrer Ehe zurück. Ein vollkommener Mann, wie Lydia ein schwaches, schwankendes Weib ist. „Die Ehe läßt nicht mit sich scherzen, sie stählt oder tödtet", sagt Therese am Ende des Buchs. „Lydia" ist ein Roman der vornehmen Welt, ohne tiefe Berechtigung, schön, doch nicht erwärmend.

Diesem folgten „Menschen und Gegenden" und „Am Theetisch". Im erstern sind Besprechungen von Büchern mit einem schonenden, klaren und tiefen Urtheil, sodaß man mit allem Gesagten einverstanden sein möchte, nur um auch so wohlwollend sein zu dürfen. Gräfin Hahn-Hahn wird in ihren Schriften bis zu den „Orientalischen Briefen" vorgeführt. Hier versteht die Frau eine Frau, eine Schriftstellerin die andere. Therese erkennt in der Hahn'schen Auffassung die Blumen aus dem Gestrüpp. Weniger einverstanden sind wir mit ihr, wenn sie die Verfasserin von „Schloß Goczin" beurtheilt; George Sand wird dagegen gleichsam verständlich gemacht. Die Gräfin Gasparin über die Ehe, Jung's „Vorlesungen über neuere Literatur", Kühne's „Portraits und Silhouetten", „Reisefragmente", „Im Odenwald", „Die Villa Sommariva", „Hohenschwangau und München" bilden den reichen Inhalt von „Menschen und Gegenden". „Am Theetisch" besteht aus Erinnerungen, vorgetragen bei einer leise singenden Theemaschine, in einem von der Lampe sanft beleuchteten Zimmer, wo Therese zurückgebogen im Lehnstuhl, mit sanfter Stimme und freundlich lächelndem Blick erscheint. Zum Anfang erzählt die Verf. eine kleine leidenschaftsvolle Novelle. Am nächsten Abend spricht sie von Holland und Belgien mit sinnigen Bemerkungen; Briefe aus der Schweiz schildern die dort gehabten Genüsse, die Anschauungen und Begegnungen, die Matten und Städte. Ein „Tag in Strasburg" bringt uns den Münster, umwoben von hübschen Erinnerungen. Therese war als Kind in Weimar; sie gibt uns diese Eindrücke, und für uns werden sie ein Stück Geschichte. In Marienbad ist es wo wir sie ebenfalls noch Kind, mit den edeln Napoleoniden, dem Herzog von Leuchtenberg, dem Grafen von St.-Leu und seinen Söhnen verkehren sehen, nach Schmetterlingen jagend, flüchtig und heiter; doch mit den großen, offenen Augen eines zukunftreichen Mädchens. Magdeburg, Leipzig und Dresden, Baireuth, Nürnberg ziehen im heitern Panorama vor uns vorüber. Interessant und glänzend, großartig und versöhnend, im Contrast mit so manchem politischen Schauder sind die „Petersburger Eindrücke"; hier wird uns die Verf. hoffentlich noch einmal Ausführlicheres geben. Das liebliche Bild vom Bodensee verfehlt nicht den Eindruck in diesem Genre, worin die Verf. ausgezeichnet ist. Eine Besprechung voll Gerechtigkeit über „Thomas Thyrnau" beschließt diese Reihe hübscher Abende „am Theetisch".

„Weltglück" ist ein in biographischer Form gegebener Roman. Er soll uns beweisen, daß da wo die Welt es so häufig erwartet am wenigsten Glück zu finden ist. Ein im Schweiß seines Angesichts Arbeitender, die Bäuerin auf dem Felde hat ihre Pflicht, ihr Tagewerk; sie thut sie gewissenhaft, sie hat keine Entsagungen, denn sie kennt keine Ansprüche, sie hat keine Leiden, denn sie weiß nicht was Leidenschaften sind; ihr höchster Schmerz ist nicht groß, denn sie reflectirt nicht. Leugnen wir es nicht, daß die größten Leiden unserer vornehmen Frauen selbstgeschaffene Qualen sind; sie sind unglücklich weil sie nicht entbehren gelernt haben, und beneiden deshalb die arme, ämsig schaffende Bäuerin um den ruhigen Schlaf, den ihnen bleiche Traumgebilde scheuchen. Einfach und still sein! ist ein wahres Evangelium, das Viele kennen, aber von dem Wenige Trost empfangen.

Cäcilie von Rudolfszell ist durch die Gunst oder Ungunst der Verhältnisse Hofdame geworden. Sie hat mit Leidenschaft eine edle Mutter geliebt; der Tod trennt sie früh von diesem Schutzgeist ihrer Jugend. Der Vater ist ihr fremd und wird ihr fremder; sie muß es als ein Glück ansehen in die Residenz, in ein wenig erquickendes Hofleben versetzt zu werden. In ihrer Einsamkeit auf dem väterlichen Gut hat sie heimlich einen Bürgerlichen geliebt, der in Wirklichkeit sehr überrascht durch die Theilnahme des gnädigen Fräuleins gewesen wäre. Sie ist am Hofe einsam wie zuvor; die Fürstin-Mutter ehrt sie, die Prinzessin gewinnt allmälig Zutrauen zu ihr — da erscheint der Verlobte dieser Prinzessin, welchen Cäcilie schon auf einer Reise mit derselben als romantischen Flötenspieler gesehen hat. Dieser faßt eine Neigung für Cäcilie, welche keine Erwiderung haben darf und doch nicht theilnahmlos läßt. Aus diesen Gründen gibt sie dem Antrag des Reisemarschalls Hrn. v. Sternheim Gehör. Aber Cäciliens Ehe ist nicht glücklich, da sie voll Tiefe, Einfachheit und Wahrheit ist, und ihr Gatte sich oberflächlich, gewissenlos, voll trügerischer Empfindung zeigt. Die Prinzessin ist vermählt und fern, Cäcilie ist Mutter, ist stiller, bleicher geworden; da wird ihr Gemahl Gesandter an dem Hofe welchem sie am fernsten hätte bleiben mögen. Sie sieht ihre Herrin wieder, aufgezehrt von der unerwiderten Liebe zu ihrem Gemahl, das Glück entbehrend Kinder zu besitzen. Dabei trägt Cäciliens Gatte schwer die Last einer umfassendern Charge; er ist ihr nicht gewachsen, wird wahnsinnig und stirbt. Cäcilie ist also frei, und es beginnt eine kurze Pause des ruhigen Athmens, worin sich ein zartes Verhältniß mit dem Fürsten anspinnt; doch weicht Cäcilie auch hier der Pflicht, und das Buch endet mit den Worten:

Wir sind uns Alle gleich, gleich in unsern Hoffnungen au

Glück, gleich in unsern Täuschungen. Wenn diese Blätter bewiesen haben, daß die große Welt ärmer an wahrem Glück als die kleine ist, so haben sie ihren Hauptzweck erreicht.

Therese besitzt für den Roman zu wenig positive Anschauung. Sie fühlt mehr als sie urtheilt; sie will nur Versöhnung und Frieden, Das ist es was ihren Romanen schadet, und sie ohne bestimmten Eindruck läßt. In „Heinrich Burkart" tritt Tendenz an den Tag, welche ernsthafter und stoffreicher hätte behandelt werden können. Daß Heinrich Burkart, ein redlicher und braver Mechanikus, die Gräfin Konstanze liebt, ist fast komisch, wenn es nicht so entsetzlich tragisch wäre. Diese launenhafte Gräfin hat sich herabgelassen zu ihrer Belehrung auch einmal mit einem Mechanikus zu sprechen. Sie hat nicht wissen können, daß dieser „Ouvrier" auch ein Herz, Sinne und Gefühl hat; ja sie ist ganz außer sich als sie erfährt wie die Welt über ihre Herablassung denkt. Gräfin Konstanze ist unschuldig an Heinrich's Gram, auch an seinem Tod, und Alfred konnte Henriette Burkart wol lieben, Liebe entehrt ja nicht; aber heirathen kann er freilich nur Gräfin Konstanze. Das ist ein trauriges, hartes Thema, und dieses Buch berührt es wie mit melancholischem Fluge, um zu zeigen, daß weiche, aristokratische Finger die rauhe Hand des Arbeiters nur aus Zufall erfassen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Abstammung der Griechen und die Irrthümer und Täuschungen des Dr. Ph. Fallmerayer. Mit einem Anhange über Sprache, Volk und Fremdherrschaft in Griechenland. Von J. B. Ow. Mit einer Karte des nordwestlichen Theils von Attika. München, Franz. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Hypothese von der Abstammung der Bewohner des heutigen Griechenlands, welche Prof. Fallmerayer bereits vor 18 Jahren in die unwissende und leichtgläubige Lesewelt Deutschlands weniger vielleicht „aus schalkhafter Laune", jedenfalls aber als ein „künstliches Gewebe der Redekunst" geworfen hat, kann im Allgemeinen als bekannt genug vorausgesetzt werden. Der Urheber dieser Hypothese stellt hierbei den Satz auf: Die Bewohner Griechenlands seien Slawen, von den Horden abstammend welche vom 6. bis ins 10. Jahrhundert Griechenland überschwemmt haben sollen, und er ist in dessen Folge nun auch der für die Zukunft der armen Griechen, denen er erst den Ruhm einer glorreichen Vergangenheit geraubt hat, Nichts weniger als schmeichelhaften und tröstlichen Ansicht, daß sie eben wegen dieser ihrer slawischen Abstammung blos in einer kommenden russischen Weltmonarchie eine untergeordnete Rolle spielen könnten. Bisher waren diese Ansichten und Behauptungen, welche Fallmerayer vorzüglich in seiner „Geschichte der Halbinsel Morea" (2 Bde., 1830—36) und in seinen „Fragmenten aus dem Orient" (1845) weiter auszuführen und zu begründen bemüht war, in Deutschland immer nur gelegentlich in Zeitschriften u. s. w. bekämpft worden, während dagegen in Griechenland und von Griechen nicht nur Dies ebenfalls geschehen, sondern sogar in einzelnen Schriften, namentlich von den Professoren Levkias und Paparrigopulos in Athen (1843), die ganze Slawenthesis einer besondern historisch-sprachlichen Kritik unterworfen worden ist. In der vorliegenden Schrift geschieht Dies nun auch zuerst in Deutschland ausschließlich, und wir haben alle Ursache uns Dessen zu freuen, da deren Verf., der nicht nur mehre Jahre in Griechenland selbst gewesen und den Aufenthalt daselbst zu Studien über den betreffenden Gegenstand gut benutzt zu haben scheint, sondern diese Studien auch später fortgesetzt hat, die Kritik mit Ernst und Strenge, vornehmlich aber mit glücklichem Erfolge für die Erforschung der Wahrheit übt, um die allein es ihm, ohne Vorurtheil und Eingenommenheit, zu thun ist. Wenn man die Dinge welche hier in Frage kommen nimmt wie sie die Geschichte der Vergangenheit nachweist, und wie die Erscheinungen der Gegenwart sie erkennen lassen, ohne deren besondere, aber unbefangene Berücksichtigung und Würdigung die Wahrheit in dieser ganzen Sache bestimmt nicht erkannt werden kann; wenn man namentlich die Erscheinungen der Gegenwart nicht gewaltsam deutet, und nicht mehr Gewicht auf sie legt als sie verdienen; wenn man ebenso die geschichtlichen Thatsachen, von denen wir und insoweit wir von ihnen unleugbare Kunde haben, mit Unbefangenheit würdigt und frei von jeder Willkür und jeder Uebertreibung, wie von Täuschungen und von der Absicht gerade Das zu finden was man sucht und was man zu finden wünscht: — so kann darüber kaum ein Zweifel sein, daß in der Hauptsache die ganze Hypothese Fallmerayer's theils nur auf offenbaren Irrthümern und Täuschungen, auf Verdrehungen und falschen Deutungen der Thatsachen und factischen Umstände, sowie der Schriftstellen der Geschichtschreiber, theils auf Uebertreibungen und Unkenntniß mancher hier einschlagenden Momente beruht, während zugleich nicht verkannt werden kann, daß nicht alle Momente die hier von Wichtigkeit sind gehörig beachtet, in Anschlag gebracht und so wie sie es verdienen gewürdigt worden sind, namentlich aber bei Bestimmung des Einflusses des slawischen Elements auf das griechische Element fast nur die Vergangenheit besondere Beachtung, weniger dagegen die Gegenwart die gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Denn wenn auch von Niemandem geleugnet werden kann, daß im 8. Jahrhundert (741—775) slawische Horden im Peloponnes angesiedelt worden sind, so wurden sie doch bereits im J. 860, nachdem sie vielfach Unruhen erregt gehabt, von den Herrschern des Landes gebändigt und zu Sklaven gemacht, und niemals haben diese slawischen Einwanderer in Griechenland die Oberhand erlangen können. Im 15. Jahrhundert beschränkten sich, nach der Mittheilung Chalkokondylas' (1456), die Wohnsitze der Slawen neben der griechischen Bevölkerung auf nur zwei geduldete Slawenhorden am Taygetos, und auch nur auf diese beschränkte sich damals in Griechenland das slawische Element selbst. Wenn sich aus jener Zeit der Einwanderungen und Niederlassungen der Slawen in Griechenland slawische Ortsnamen daselbst bis auf die Gegenwart erhalten haben, so könnte Das nur als eine unmittelbare Folge jener Einwanderungen angesehen, in keinem Falle aber kann daraus ein Beweisgrund für das Vorherrschen des slawischen Elements, noch weniger kann darauf ein solches Gewicht gelegt werden wie Fallmerayer thut, der in der Hauptsache seine ganze Hypothese von der slawischen Abstammung der Griechen nur auf diese angebliche slawische Nomenclatur gründet. Und zwar kann Dies um so weniger geschehen, da die von Fallmerayer für slawisch ausgegebenen Ortsnamen nicht slawisch sind, auch wenn sie Dies zu sein scheinen und auch wenn sie nicht griechisch sein sollten. Ebenso sind manche in die griechische Sprache übergegangene Wörter die für slawischen Ursprungs ausgegeben werden reingriechisch, und es ist demnach eine offenbare Täuschung, wenn Fallmerayer von „tiefeinschneidenden" und „unaustilgbaren" Merkzeichen spricht welche die Slawen der griechischen Sprache und der Geographie des Landes aufgedrückt haben sollen. Ebenso könnte man darauf, daß manche Ortsnamen in Griechenland türkisch sind, in ähnlichem Sinne, wie Fallmerayer mit der angeblich slawischen Nomenclatur thut, ein besonders großes Gewicht legen; und doch folgt daraus an und für sich nur so viel, daß die Türken seit dem 15. Jahrhundert bis 1821, oder längere oder kürzere Zeit, mit oder ohne Unterbrechungen, daselbst gehaust haben. Der

Franzose Buchon weist in seinen „Recherches historiques" (1845) eine nicht geringe Anzahl von Ortsnamen in Griechenland nach die von den Franken einzelnen Oertern gegeben oder umgebildet wurden, und die sich zum Theil bis jetzt erhalten haben, was um so erklärlicher ist, da die Herrschaft der Franken in Griechenland einige Jahrhunderte währte und später stattfand als die Niederlassungen der Slawen. Dagegen stellt der Verf. obiger Schrift drei Namensverzeichnisse auf, welche theils alle Dorf-, Fluß-, Berg-, Kapellen- und Waldnamen in Attika, theils alle Namen der Städte und Dörfer des Peloponneses enthalten, und darunter sind 416 griechisch, 32 romanisch, 42 türkisch, 11 albanesisch und ein einziger — slawisch, wenn nicht vielleicht auch dieser Eine alles Andere eher als slawisch ist. Es zeigt sich also gerade von derjenigen Seite selbst von welcher Fallmerayer das meiste Heil und den sichersten Halt für seine Behauptung von der slawischen Abstammung der Griechen erwartet, daß die Einwanderung der Slawen in Griechenland nur unbedeutend und eine blos vorübergehende Erscheinung war, die ohne alle nachhaltige Folgen, namentlich für die Gegenwart des griechischen Volkes blieb, sodaß der Verf. geradezu erklärt: „In dem Volke welches jetzt Griechenland bewohnt ist keine Spur slawischer Abstammung zu entdecken." Wie sehr übrigens die Slawenthesis des „weltweisen" Reisenden schon an und für sich durch das Schwankende und Unsichere in der Art und Weise wie Fallmerayer sie aufgestellt hat, und durch die Inconsequenz gefährdet wird die er sich dabei zu Schulden kommen läßt, ist einleuchtend; denn erst behauptet er eine gänzliche Vernichtung und Ausrottung der griechischen Bevölkerung, dann aber spricht er selbst wieder von Resten der alten Bevölkerung, von friedlichem Nebeneinanderwohnen und vom „Verschmelzen der verschiedenen Elemente in ein gemeinsames christliches Morea" zur Zeit der Landung der Franken (1205). Wir müssen es den Lesern die sich des Nähern über den Gegenstand unterrichten wollen überlassen, Dies aus dem vorliegenden Buche selbst zu thun, sind übrigens mit dem Verf. desselben der Meinung, daß der von Fallmerayer in die deutsche Lesewelt geworfene, durch ihn verbreitete und bösartig gewordene Irrthum, wenn auch zu einer Seuche geworden, doch — nicht unheilbar sei. 6.

Nordamerikanische Staatsfrauen.

Aufmerksame Leser erinnern sich vielleicht einer Mittheilung in Nr. 16 d. Bl. über nordamerikanische Staatsmänner aus dem Buche einer Engländerin, Frau Sarah Mytton Maury: „The statesmen of America in 1846" (London 1847). Am Schlusse versprach sie ein zweites und — le voilà, betitelt: „An Englishwoman in America" (London 1848). Es scheint demnach, daß die kluge Frau die Reisekosten im Wege des Buchhandels herausschlagen und nebenbei ihren Aufenthalt in der Neuen Welt von der Alten Welt bezahlen lassen will. Denn mit diesem zweiten Buche ist die Sache nicht abgethan. Am Schlusse schultert die Ankündigung eines dritten, und da das zweite kaum mit Neuyork fertig wird, und die Verf. den Entschluß erklärt sämmtliche Staaten zu mustern, so steht eine Bibliothek über Amerika von ihr in Aussicht. Inwiefern ihre Unparteilichkeit Stich gehalten und künftig halten dürfte gegen den lauten Vorsatz ihre acht Söhne und drei Töchter in den Staaten zu versorgen, bleibe dahingestellt. Boshaft kann es nicht sein diesem mütterlichen Vorhaben Einiges von der Bewunderung und Liebe in die Schuhe zu schieben womit sie von jedem transatlantischen Menschen spricht, ob Mann, Weib oder Kind, ohne deshalb zu behaupten, daß sie darauf ausgehe den Namen Maury für Bruder Jonathan's Geruchswerkzeuge zu einem Riechfläschchen oder zu einer Weihrauchspfanne zu machen. Sollte indeß auch Klugheit bei Schilderung der nordamerikanischen Staatsfrauen ihre Feder geführt haben, so ist sie doch gewiß Weib genug Individuen des eigenen Geschlechts nicht gar zu ungebührlich herauszustreichen, und da der frühere Aufsatz die Staatsmänner gezeichnet, fodert überdies die Symmetrie die Portraits der Staatsfrauen daneben zu hängen.

„Ich habe", sagt die Verf., „drei Königinnen und drei Damen gesehen die an den Ehren der Präsidentschaft Theil genommen. Aber wahr und wahrhaftig, von den Königinnen kann sich nicht Eine messen mit der königlichen Grazie der Frau Madison, mit dem distinguirenden weiblichen personnel der Frau Polk und mit dem klugen, anständigen Wesen der Frau Adams. Die Erstere war — nein, nein, ist noch in einem Alter von sechsundachtzig eminent schön, hat einen Teint so frisch und blühend und eine Haut so glatt wie ein englisches Mädchen. Litte nicht Frau Polk an demselben Mundfehler, nur in geringerm Maße, wie Königin Victoria, wäre sie eine sehr schöne Frau. Ihr Haar ist tiefschwarz und ihre dunkeln Augen und dunkler Teint geben ihr das Ansehen der spanischen Donna. Alle diese drei Damen sind hochgebildet und Meisterinnen in den zarten und feinsten Gebräuchen der guten Gesellschaft. Es ist unmöglich die Liebe und Unterwürfigkeit der Frau Polk gegen die erhabene Frau zu beobachten welche jetzt die «Mutter der Republik» ist, ohne für Beide die innigste Bewunderung zu empfinden.... Frau Polk ist ungewöhnlich belesen und hat viel Gesprächstalent. Sie ist auch sehr beliebt und empfängt alle Parteien mit der Freundlichkeit einer aufmerksamen Wirthin und der vollendeten Dame. Sie kleidet sich mit seltenem Geschmack, erscheint des Morgens und des Abends zwar elegant, aber so einfach wie es die Dame charakterisirt.... Eines Morgens traf ich sie lesend. «Es werden mir», äußerte sie, «viele Bücher von den Verfassern geschenkt und ich strebe sie alle zu lesen. Das ist jetzt unmöglich, aber heute Abend speist der Verfasser dieses Buchs beim Präsidenten und es wäre zu unartig von mir den Inhalt seiner Gabe nicht zu kennen.» Ich trug eine Broche mit dem Haar meines Gatten und meiner Kinder. Frau Polk nahm sie ans Fenster, las die Namen der «Elf», verglich die Haare und fragte mich viel um sie. Ich hätte ihr um den Hals fallen und sie küssen mögen. Der Kamin des ehrwürdigen Expräsidenten Adams gewinnt einen besondern Reiz durch die höfliche Sitte und Verständigkeit seiner Gemahlin. Sie hat Viel erlebt, ist viel in Gesellschaft gewesen und hat ihre eigenen Talente im eleganten Geschmacke ihres ausgezeichneten Gemahls fortgebildet. Sie war krank als ich sie sah, aber unverändert heiter. Mit lebhafter Liebe sprach sie von England, das sie vollkommen kennt, und ging auf meine Pläne und meine vorhabende Reise so freundlich ein, mit einem Eifer mir zu nützen, als wäre sie mir vieljährige Freundin. Frau Adams ist die Tochter des Obersten Johnson, Generalconsul der Vereinigten Staaten in London." 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 198. —— 16. Juli 1848.

Therese von Bacheracht.

(Beschluß aus Nr. 197.)

Mit wahrer Befriedigung wenden wir uns zu „Paris und die Alpenwelt". Da ist frisches, warmes Leben, da spricht uns Innigkeit, Einfachheit, Wahrheit an, der ganze Zauber der Wirklichkeit. Wir halten Theresens Reiseeindrücke für gut und empfehlenswerth, wo sie wie sie selbst sagt: „ungekannt und unbekannt von Allen" reisend liest, schreibt oder träumt. Die Reise durch die Alpen ist wie ein Trunk frischen krystallhellen Bergwassers, so labend und herzstärkend. Da sind wieder die guten, freundlichen, einfachen Empfindungen wie in den „Briefen aus dem Süden". Nach einem langen, dunkeln Winter reist Therese 1845 im sehnsuchtweckenden Frühling durch Böhmen und über die steierischen Alpen nach Tirol. Erst nach Salzburg, durch das Bergwerk im Dürrenberg nach dem reizenden Berchtesgaden, wo die Fahrt auf dem Königssee voll lieblich beschreibenden Zaubers ist. Die Verf. führt uns in Innsbruck herum, geht dann weiter die Straße zum Brenner nach Sterzing, Brixen und Meran. In Mals wendet sie sich zum Comersee, den Weg über Finstermünz und den Bodensee mit Freuden aufgebend. Diese Reise ist die Knospe; die Abtheilung „Paris" ist eine volle, entfaltete Blüte. Die Alpen sind das lyrische Vorspiel, Paris das handelnde, fast epische Drama.

In Paris sein, heißt in diesem maschinenartigen und doch so gedankenvollen Gewirr das Drama, das Unglück, die Pracht, die romanhaften Zufälligkeiten, die Physiognomie von Millionen Köpfen studiren, heißt diese Straße für eine der schlechten und diese für eine der guten Gesellschaft erkennen, heißt bald die aristokratischen Häuserreihen mit ihrer eingeschlossenen, nervösen Traurigkeit, und bald die lachende Heiterkeit der Boulevards anstaunen. Die kleinen häßlichen Wohnungen erzählen von Lastern, von Verbrechen, von Armuth, die großen, leerstehenden Hotels von vergangener Größe und politischer Parteinahme, Alles hat eine Sprache, einen Ausdruck, bald den der Leidenschaft, bald den der Melancholie. Dafür ist aber Paris der Kopf Europas, das Centrum der Intelligenz, das gleich der Sonne seine Strahlen in die fernliegendsten Gegenden sendet.

Dies sagend versetzt uns Therese gleich mitten in dies Centrum; sie ist dort zu Hause, sie als Frau von Welt, welche von Jugend auf mit französischer Sitte und Sprache vertraut war, empfindet nicht das ängstliche Suchen, das hastige Irren so mancher deutschen, gutmüthigen Seele welche sich dort verliert. Sie steht hier über, nicht unter den Verhältnissen. Sie führt uns ins Theater, und macht uns auf Rose Chérie's liebliches Lächeln, ihre graziöse Jugend aufmerksam. Wir sehen im Salon die herrlichen Bilder H. Verne's; wir fühlen uns sicher und wohl in ihrer beschirmenden Nähe; wir sehen mit ihr St.-Cloud und Versailles. Eine Fahrt nach Havre de Grâce über Rouen führt zurück nach Paris, und eine Sitzung der Deputirtenkammer, eine lebendig wiedererzählte Rede Guizot's bilden den Schluß, den Abschied von Paris.

Auch in Taschenbüchern begegnen wir Theresen; übergehen wir hier Manches mit Stillschweigen, so glauben wir Dies mit der Novelle „Sigismund" in der „Urania" für 1848 nicht thun zu dürfen. Wir halten diese Novelle für wahr und einfach. Die moderne Ehe, dies Band welches so häufig Eigennutz knüpft, Feigheit hält und ohnmächtige Gleichgültigkeit unerträglich macht, gibt den Stoff zu einer klar und gut dargestellten Erzählung. Man hat Theresen und den schriftstellernden Frauen einen wunderlichen Vorwurf bei Gelegenheit dieser Erzählung gemacht; man hat behauptet, daß die Frauen unserer Zeit die Männer nach ihren Ansichten, ihren idealen oder banalen Begriffen formten und verbrauchten. Wer Dies sagt stellt die Männer in ein falsches Licht; denn ein Mann der sich brauchen und modeln läßt, auch von dem engelhaftesten Weibe, der ist gewiß alles Andere, nur kein Mann. Heißt aber liebend, begütigend, bildend einwirken — brauchen oder gar misbrauchen? Gewiß kann es nicht der Wunsch der Frauen sein, daß die Männer sich ihrer Männlichkeit begeben möchten, und zu der alten, lächerlich gewordenen Seladonsperiode zurückkehren, wo die Ritterlichkeit zur Erbärmlichkeit geworden war. Worin gebraucht denn Ida von Born Sigismund? Sigismund ist der Freund eines Herrn von Born, welcher ihn auf einer Reise mit seiner Schwester in einem kleinen Landstädtchen als Oberlehrer ziemlich kühl und still in höchst einfachen Verhältnissen wiederfindet. Er ist verlobt, schon auf der Schule, mit einem ihm untergeordneten, kleindenkenden Mädchen, deren Unbedeutendheit ihm aber erst durch die Bekanntschaft mit Ida klar wird. Sigismund ist in beengenden Verhält-

nissen nicht glücklich, ohne Muth für größere, zu welchen er doch jede Befähigung hat. Ida, groß geworden in der Welt, hat Grazie, Güte, Kenntnisse und ungetrübtes Schönheitsgefühl, Vorzüge die sie vor Sigismund wie ein Ideal erscheinen lassen; er lernt die Schwester durch den Bruder kennen, spinnt sich in ein trauliches Umgangsverhältniß ein, findet Theilnahme, weibliches Zartgefühl, und ist heiter, bis ihn der Gedanke bei seiner Braut erwartet zu werden aufschreckt. Aber auch Ida ist verlobt, um einen Proceß zu schlichten; dennoch beschäftigt sie sich ämsig mit Sigismund's Zukunft, schreibt an ihren Verlobten um eine Verwendung im Staatsdienst, will ihn heben, handeln für ihn, und auf ihre reine Freude über dies Gelingen antwortet er ihr: „Ich bin verlobt, in acht Tagen bin ich verheirathet." Er ist also entschlossen sich selbst die Kette der Pflicht anzulegen; Dies ist eine Feigheit den Verhältnissen gegenüber, welche trostlos auf so manches Leben einwirkt. Dann tritt ein kurzes Zögern in der Novelle ein; Sigismund hat sich besonnen, er will noch einen Freiheitsflug wagen, und Born erklärt ihm, daß Ida verlobt ist — worauf Sigismund Sophie und Ida Herrn von Rhode heirathet. Nach fünf Jahren kehrt diese entmuthigt in einer höchst äußerlichen Ehe zu ihrem Bruder zurück; sie hat gelitten und — gelernt. Jetzt sieht sie Sigismund wieder, er ist als Autor bekannt geworden, aber seine Häuslichkeit ist zerstörend, seine Frau ist eine ebenso träge, oberflächliche, gleichgültige Natur, wie Ida ideal, voll Wärme und Hingebung ist. Ida's Bemühen gelingt es für Sigismund eine außerordentliche Mission nach Paris zu erwirken. Dort will sie ihn erwarten, dorthin eilt sie, aber er zögert, er kommt nicht. Endlich erhält sie Nachricht; Sigismund ist zurück in die Heimat gekehrt, er hat drei holde Kinder verloren, die Pflicht, die Macht des Verhängnisses ruhen mit bleierner Schwere auf ihm, er muß zu seiner Frau, zu der jammernden Mutter seiner dahingeschiedenen Kleinen, an die alte Kette zurück. Ein Jahr noch und Ida steht an Sigismund's Grabe. Ist es die zermalmende Wahrheit welche dieser Novelle eine so ergreifende Wirkung verleiht, ist es das Grausame der Pflichten, die erschütternde Entmuthigung menschlicher Ereignisse, wir gestehen diese Novelle Theresens zu dem Besten zu rechnen was sie in diesem Fache geschrieben hat. Frauen wünschen oft gleich Schutzengeln einzugreifen in das männliche Dasein, dessen Stachel zu lindern, zu helfen, zu trösten, oder heißt Das den Mann entwürdigen oder ihn brauchen? Zu einer großen Liebe gehört Muth, Aufopferung, und diese gibt oft eine höhere Berechtigung als die apathische Hartnäckigkeit des Besitzes, welche glaubt ein Recht zur Gleichgültigkeit zu haben und jedes höhere Wollen verwirft. Es ist seltsamer Irrthum selbst begabter Mädchen, daß sie in der Ehe Alles erreicht zu haben glauben, und jedes Weiterschreiten für überspannt und absurd halten. Leider sehen wir edle, männliche Geister an dieser Galeerenkette erliegen, während sie zu der vollkommensten Freiheit berechtigt wären.

Theresens Romane werden von nun an gesammelter, stiller, wir möchten sagen blasser. „Alma" ist abermals eine Charakteristik der vornehmen Welt, ein phantastisches, hochfahrendes Gemüth, das uns deshalb also vorgeführt wird, um zu zeigen wie diese hochmüthigen, kalt erscheinenden Wesen demüthig und hingebend werden können, im Fall ein starker Mann ihnen gegenübertritt. Die Liebe zieht jedes Herz, auf daß es ihr diene. Es hat dieser Roman jene kleinen Züge psychologischer Wahrnehmung, welche die Befähigung aus der Liebe eines schönen Herzens Mittheilungen zu machen in lieblicher Weise motiviren.

Das neueste Buch Theresens: „Eine Reise nach Wien", bestätigt uns abermals, daß sie ganz eigentlich bestimmt ist als Touristin aufzutreten. Diese Fahrt nach Wien ist so klar, so voll weiblicher Beobachtungen, so wahr und herzlich geschrieben, daß Tausende wol ebenso reisen und doch nicht im Stande sein könnten „dieser Frau von Welt" ein so geistreiches Buch nachzuschreiben. Es ist in kurze Capitel eingetheilt, in denen sie uns con amore in Wien herumführt. Nach einer Badecur in Marienbad reist sie nach Regensburg, erfreut sich an der Reinheit der Idee, an dem Großartigen der Form in der Walhalla, geht mit dem Dampfboot nach Linz, sieht Ischl wieder, und läßt sich dann von der Donau auf stolzen Wogen nach Wien tragen. Hier fährt und geht sie, bewundert und lächelt, seufzt und läßt sich von wiener Heiterkeit anstecken, kurz, durchlebt so viel als thunlich eine solche Stadt. Wir norddeutschen Naturen haben uns so daran gewöhnt in Wiens stetem Genußleben, in dieser derben, prallen, rothbackigen Gemüthlichkeit, eine bemitleidenswerthe Geistesträgheit zu sehen, daß wir lieber gleich alles Gute mit dem Bösen verwerfen. Wir haben Dies noch nicht lange an Autoren ersten Ranges erlebt, welchen wir Glauben und Verehrung schenken müssen, die sich aber durch ihr absprechendes Wesen eine sehr beklagenswerthe Grenzsperre zuzogen. Theresens Reflexionen sind so mild, daß man alle Herbigkeit früherer Urtheile vergißt, und sich es wohl sein läßt in diesem tanzenden, singenden, essenden und Champagner versprudelnden Wien. Dieses Wohlsein schwindet freilich zuweilen wieder, z. B. im Theater, was zu basirt auf conservativen Vormalsinteressen ist. Aber wir können Besseres haben; wir fahren nach Hitzing oder mit der Eisenbahn nach Baden, oder wir thun einen erfrischenden Athemzug im Augarten. Neu und abweichend von dem allgemeinen, nur die That verwünschenden Urtheil, aber gewiß psychologisch wahr ist die Darlegung und Motivirung der Praslin'schen Tragödie. Therese ruft Wien nach: „Wien ist doch schön!" In dieser halb negativen Lobpreisung liegt Wiens Reiz und auch die Lobpreisung dieses Buchs; denn wir können mit Freude sagen, die Sinnigkeit, die Weiblichkeit, das Zarte hat in Theresen eine warme Vertreterin gefunden. Daß ihr Schärfe, Witz und eine energische Polemik abgehen, ist ein so hübscher Fehler, daß sie vielleicht dadurch in Vieler Augen gewinnen wird. Wenn alle unsere schreibenden Frauen

stets die Weiblichkeit im Auge hätten, und nicht auf ein Gebiet überschweiften wo sie doch nur Halbes und Unvollkommenes leisten können, oder wenn sie augenblicklich eine gewisse Höhe erreichen, schwindelnd allein stehen, sich also nicht lange halten können, so glauben wir gewiß, daß weibliche Autoren lange nicht mehr so bitter angefochten würden. Das Wahre siegt zuletzt, aber eine Frau die sich ihrer liebenswürdigen Schwächen entäußernd nur Mann sein will, überschreitet die Wahrheit und entsagt den Ansprüchen auf Liebe, wenn ihr auch die natürliche Bewunderung des Außerordentlichen nicht versagt werden kann. Solche Bewunderung erregt Therese in ihren Schriften nicht, aber sie erwirbt sich die Zuneigung ihrer Leser und Das ist ein schöner Tribut. 63.

Johann Zabanius, Sachs von Harteneck. Politischer Roman von Daniel Roth. Hermannstadt, Hochmeister. 1847. Gr. 16. 1 Thlr.

Das Buch würde weit eher ein historischer als ein politischer Roman zu nennen sein, wenn einzelne aus der Geschichte eines Volks herausgegriffene Zeitabschnitte und Persönlichkeiten im Stande wären einen historischen Roman auszumachen. Der Inhalt des Buchs dreht sich um das Leben und Wirken des Königsrichters von Hermannstadt, Sachs v. Harteneck; derselbe ist aber ebenso wenig im Stande wie irgend ein anderer Charakter des Buchs unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Seine Finger sind mit Mord befleckt, er lebt fortwährend und wiederholt in offenem Ehebruche mit verschiedenen andern Weibern, wie sollte der Leser da an dem Sturze eines solchen Mannes Antheil nehmen! Seine Gattin ist nicht viel besser. Die Erzählung selbst wird durch die eingeflochtenen Gerichtsverhandlungen, Verhöre u. s. w. so breit und chronikenartig ausgedehnt, daß wir zwar dem Verf. zugestehen können, daß er die Quellen die ihm hier zu Gebote standen fleißig benutzt habe, daß aber damit kein Kunstwerk geschaffen wird. Dies geschieht ebenso wenig durch die eingeflochtenen romantischen Episoden und Liebschaften, und wir wären ihm weit lieber gefolgt wenn er uns eine geschichtliche wahre Schilderung jener Zustände sowie der Ereignisse jener Zeit gegeben hätte, wo auf die heutigen Verhältnisse noch einflußreiche Umgestaltungen in der östreichischen Monarchie sich bildeten; wenn er uns über unsern sächsischen Bruderstamm in Siebenbürgen Aufklärungen verschafft hätte, als daß er uns am Faden einer halb wahren, halb erdichteten, nach keiner Seite hin ansprechenden Erzählung in ein Labyrinth von Intriguen, Anfeindungen geführt, an dessen Ausgang der Tod stand. 11.

Eine Französin auf dem Montblanc.

J. S. Buckingham, ein bekannter englischer Schriftsteller, erzählt in einem Buche das gut geschrieben ist aber wenig Neues enthält („Belgium, the Rhine, Switzerland and Holland; an autumnal tour", 2 Bde., London 1848): „Einer meiner Führer, Namens Mickell, sprach mit vieler Heiterkeit von einer Französin, die er une demoiselle nannte und ungefähr 40 Jahre alt schätzte, und die vor fünf Jahren nach Chamouny gekommen war den Montblanc zu ersteigen. Man stellte ihr vor, daß die Schwierigkeiten viel zu groß für eine Dame seien, besonders für sie, die zwar gesund, aber keineswegs stark und kräftig erscheine. Sie bestand indessen darauf, wollte es jedenfalls wagen und miethete Vorsichts halber mehr Führer als üblich. Es war im August, das Wetter ausgezeichnet günstig, und zugleich mit ihr brachen noch zwei Parteien auf, ein Pole mit fünf und ein Engländer mit sechs Führern. Die Dame hatte acht. Die drei Parteien blieben jede für sich, zuerst der Pole, dann der Engländer, zuletzt die Französin. Ehe diese den Grand Mulets erreicht hatte, wo man anzuhalten und die Nacht, sei es unter freiem Himmel oder in einem Zelte, zuzubringen pflegt, war sie vor Ermüdung und Schwindel mehre male ohnmächtig und nur durch Ausruhen und einige Schlucke Wein wieder zu sich gebracht worden. Riethen ihr dann die Führer von Fortsetzung des Unternehmens ab, erwiderte sie stets, sie müsse auf den Gipfel. So am nächsten Tage wieder. Als sie aber noch öfterer umsank, die Führer ihr vorstellten, daß es ihr Tod sein könne und muthmaßlich sein werde, sie indessen um jeden Preis lebend oder todt den Gipfel erreichen wollte, legte man ihr einen Strick um den Leib, und rechts und links von zwei Männern gestützt wurde sie einen großen Theil des Wegs buchstäblich hinaufgezogen. Auf dem Gipfel angekommen brach sie zusammen. Kaum aber hatte sie sich erholt, so foderte sie Wein, trank ein volles Glas auf die Gesundheit des jungen Grafen von Paris und ein zweites auf das Wohl ihrer Führer, ersuchte dann Letztere in ein Viereck zusammenzutreten, ließ sich auf ihre Schultern heben, schwenkte ihr Taschentuch und rief nach Möglichkeit laut: «Vive la belle France!» wobei sie rühmend gedachte, daß Solches in demselben Augenblicke wenigstens in Europa von keinem höhern Standpunkte aus geschehen sein könne."... Sie kam zwar „aufgelöst von Strapaze", aber wohlbehalten nach Chamouny zurück. 16.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Bilder kriegerischer Spiele und Vorübungen. Bonn, Weber. 12. 10 Ngr.

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 29stes Heft: Das neue Europa im Berliner Guckkasten. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. 8. 7½ Ngr.

Carneri, B., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friccius, C., Entwurf eines deutschen Kriegsrechts, erläutert durch eine Geschichte des deutschen Kriegsrechts und einen Rechtfertigungs-Bericht. Der Hohen constituirenden deutschen National-Versammlung überreicht. I. Entwurf. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Lindau, W. A., Die Heimkehr der Verbannten. Ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Löwe, P., Die Verfassungen der Staaten Europa's und der Nord-Amerikanischen Freistaaten, nebst den geographischen, statistischen und historischen Notizen. Taschenbuch für Nationalvertreter. Berlin, Logier. 8. 15 Ngr.

Morsen. Eine königlich Dänische Hofgeschichte. Nach den Papieren einer kürzlich zu Rom verstorbenen deutschen Fürstentochter. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Naumann, M. E. A., Metaphysisches in der Physiologie. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Palmblad, W. F., Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's Deutsche Volk. Herausgegeben von J. Meyer. Illustrirt mit Porträts, Lokalansichten, Situationsplänen und Karten. 1ster Band. 1ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Lex.-8. 5 Ngr.

Prichard, J. C., Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von R. Wagner und J. G. F. Will. 4ter Band: Oceanische und amerikanische Völker. Leipzig, Voß. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Rehfeldt, J., Die Schinkenkur oder Jambons Leben und Thaten. Ein Gemälde aus der Vorzeit und Gegenwart in zwei Abtheilungen. Oldenburg, Stalling. 8. 7½ Ngr.

Satori, J., Der Sylvesterabend. Roman. Drei Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Stier, R., Die Gemeinde in Christo Jesu. Auslegung des Briefes an die Epheser. 1ste Hälfte. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Offene Antwort auf den offenen Brief eines preußischen Oberlausitzers an die Sachsen von einem Sachsen. Zittau, Pahl. Gr. 8. 2 Ngr.

Beck, F. C. H., Die Bestimmung Deutschlands oder Gottes Ruf an Volk und Fürsten zur Wiederherstellung der Reichsverfassung im Geiste unserer Zeit. Darmstadt, Küchler. 8. 5 Ngr.

Behrend, T., Special-Votum in Sachen des einigen Deutschlands. Danzig, Anhuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Beleuchtung der deutsch-polnischen Frage. Krakau, Wildt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Böthelt, F. W., Constitutioneller Morgenstern, das ist der Vorschlag einer gerechteren und mehr als genügenden Besteuerung des Preußischen Landes. Dem constitutionellen Preußischen Landtage gewidmet. Glogau, Flemming. 8. 1¼ Ngr.

Brand, T., Der Krieg mit Rußland, oder: Eh' ihr kriegt's Kanonenfieber, sei ein Stein am Hals' euch lieber! Breslau, F. Aderholz. Gr. 8. 1 Ngr.

Dominicus, F., Bilder ohne Bilderbuch. Aus Wien im März 1848. Wien. Gr. 16. 15 Ngr.

Eichholz, E. und L. Volkmar, Entwurf des Preußischen Verfassungs-Gesetzes kritisch beleuchtet. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Einkommensteuer in Sachsen. Zur Beleuchtung der wegen vorläufiger Einschätzung des Einkommens seit dem 27. April d. J. erschienenen Verordnungen und Nachträge und zwar vorzugsweise in Betracht ihrer Anwendung auf das Grundeigenthum. Von einem der grossen Grundbesitzer Sachsens. Leipzig, Arnold. 8. 6 Ngr.

Enthüllungen. Der Sturz der katholischen Partei in Belgien. — Warum Belgien die Republik von sich stieß. — Sein Verhältniß zum Zollverein. — Daß die Wallonen Deutschlands Freunde sind, nicht die Flamänder. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Francke, E., Des Herrn Allmacht und Hilfe. Predigt am 4. Sonntag nach Epiphanias gehalten. Schneidemühl, Eichstädt. 8. 3 Ngr.

Führböter, F. W., Das Proletariat und der freie Bergbau. Ein Aphorismus. Hirschberg, Rosenthal. Gr. 8. 3 Ngr.

Göring, C., Anträge an die hohe National-Versammlung zu Berlin, betreffend Gewerbefreiheit und Gewerbeverhältnisse. Im Auftrage der Gewerke Naumburgs gestellt. Naumburg, Weber. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hülsen, C. Graf v., Ein Bild unserer Lage. Offenes Sendschreiben an die Preußischen Volksvertreter. Danzig, Homann. 8. 2 Ngr.

— — Ein deutsches Wort. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Hüttner, G. F., Die Centralisation der deutschen Posten. Denkschrift an die Hohe deutsche National-Versammlung zu Frankfurt. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 6 Ngr.

Jordan und Dingelstedt. Zeitstimmen aus Hessen. 1840—1848. Kassel, Hotop. 8. 5 Ngr.

Kiz, A., Zur grossen deutschen Frage. Kein Kaiser alten Styls und mit Erblanden, sondern entweder ein Reich und ein Staat, oder ein Bundesstaat mit einem ausführenden Präsidenten. Ein Votum. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Kreuzzug im 19. Jahrhundert. Berlin, Moeser u. Kühn. Gr. 8. 1 Ngr.

Kurz, H., Deutschland und seine Bundesverfassung. Augsburg, Fahrmbacher. 8. 6 Ngr.

Lange, W. R., Die Regel der Apostel, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Eine Predigt. Eisleben, Reichardt. 8. 3 Ngr.

Löwe, P., Die Schleswig-Holstein-Lauenburgsche Streitfrage. Nach historischen und staatsrechtlichen Grundlagen mit Hinweisung auf die Interessen Englands und Rußlands. Berlin, Logier. Gr. 8. 5 Ngr.

Mährenschütz, F., Wo stehen wir? Erste patriotische Schrift für alle preußischen Provinzial-Einwohner und Landes-Deputirten, welche nicht zum Spielball der anmaßenden Hauptstädte werden wollen ꝛc. Glogau. Gr. 8. 1½ Ngr.

Morgenstern, L. v., Bemerkungen zu dem Entwurfe des deutschen Reichsgrundgesetzes, welcher der Hohen deutschen Bundesversammlung als Gutachten der 17 Männer des öffentlichen Vertrauens am 26. April 1848 überreicht worden ist. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nostradamus, Höchst merkwürdige Weissagungen auf die ewig denkwürdigen Jahre 1848—1854. Colmar. 8. 2 Ngr.

Dettrich, E., Mittel zur schleunigsten Abhülfe unserer jetzigen Noth. Berlin, Lassar. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen's neue Staatseinrichtung. Wie wird sie sein und was ist zu ihrer Ausbildung und Befestigung nöthig? Von M. C. Breslau, F. Aderholz. 8. 2 Ngr.

Prophezeiung unserer nächsten Zukunft 1848—1850. Bruchstück aus dem aufgefundenen schriftlichen Nachlaß des Astrologen Severus unter dem Titel: „Die unendliche Sternenwelt und ihre Beziehung auf die unendliche Entwickelung des Menschengeschlechts. Löbau, Breyer. 8. 1 Ngr.

Raveux, A., Das Corpsleben und seine heutige Stellung auf der Hochschule. 2te Auflage. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 16. 5 Ngr.

Schnaase, K., Politischer Katechismus für das Volk. Düsseldorf, Buddeus. 12. 3 Ngr.

Schröder, F. W. J., Die Seinen. Predigt gehalten am 21. Mai 1848. Elberfeld, Schmachtenberg. Gr. 8. 2 Ngr.

Stargardt, Die strategische Lage und Befestigung Berlins. Eine jetzt im Anfange des Europäischen Revolutionskrieges wohl zu erwägende Zeitfrage. Berlin, Lassar. Gr. 8. 5 Ngr.

Stimme aus den Kerkern der Inquisition oder Prophezeiung des ganzen 19. Jahrhunderts von Anselmo v. B...., dem Mönche mit dem hellen Blick. Aus dem Italienischen. Löbau, Breyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Treuth, G., Offener Brief an Hrn. Philipp Utz v. Schönberg auf dem Purschenstein nebst Beilagen für seine Vettern und Liebden. Ein historischer Beitrag zur Lehre von den historischen Rechten. Zur Würdigung der beliebten Militairmaaßregel gegen die Bauern. Marienberg. 8. 5 Ngr.

Vogel, C. F., Das Zunft- und Innungswesen beym deutschen Handwerksstande aus dem Gesichtspunkte seiner zeitgemäßen Erneuerung. Ein Rechts-Gutachten gegen die Gewerbe-Freiheit und Juden-Emancipation. Leipzig, Thenau. Gr. 8. 15 Ngr.

Was thut der preußischen Armee Noth? Eine Skizze, allen Denen gewidmet, welche nächst der Nation auch das stehende Heer zu vertreten haben. Von einem liberalen Offizier. Trier, Lintz. 8. 4 Ngr.

Wer soll der erbliche Kaiser werden? Ansprache an das deutsche Volk und dessen Vertreter zu Frankfurt a. M. von K. Ph. J. G**. München. Gr. 8. 3 Ngr.

Wilmowski, G., Deutschlands Grenzen, namentlich gegen Dänemark und Polen. Glogau, Flemming. 8. 3 Ngr.

— — Ueber niedere Strafgerichtsgewalt und Volksrecht. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Wohin führt die sogenannte Organisation der Arbeit? Leipzig, Jurany. Gr. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 199. —— 17. Juli 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Das Proletariat seit der Kirchenreformation bis auf die neueste Zeit.

In dem ersten Artikel haben wir die proletarischen Zustände sowol des heidnischen Alterthums als des christlich-germanischen Mittelalters betrachtet, und wir haben uns nun in diesem zweiten mit dem Proletariate zu beschäftigen wie es sich seit dem Untergange des Mittelalters immer weiter entwickelt, wie es aus Armuth und Elend Das wird was wir heute Proletariat und Pauperismus nennen, und wie es in immer größerer, massenhafter Erscheinung in den Vordergrund unserer neuzeitlichen Geschichte tritt. Wenn wir uns bei den Systemen welche sich auf das Proletariat gründen und mit der Aufhebung desselben beschäftigen hier wenig aufhalten, sondern uns nur auf der breiten Basis der proletarischen Zustände bewegen wollen, so geschieht Dieses, weil schon frühere Aufsätze in diesen Blättern: „Die sociale Frage", und „Der Socialismus und Communismus in Frankreich"**), uns hinlängliche Gelegenheit gegeben hatten eine Kritik der proletarischen Zustände und eine Entwickelung der socialen Systeme zu versuchen. An das genannte Buch von Bensen anschließend, soll hier die geschichtliche Darstellung des Proletariats der Gegenstand unserer Betrachtungen bleiben.

Als die Geschlossenheit des deutschen Mittelalters einmal durchbrochen war, und jene Elemente in Trümmer fielen welche bisher einen wesentlichen Einfluß auf das Loos der untern Classen in Deutschland ausgeübt hatten, mußte natürlich die Lage dieser untern Classen sich schnell verändern und sehr wesentlich verschlimmern. Jener Wendepunkt des deutschen Mittelalters, von wo ab die eigenthümliche Entwickelung der Nation sich fortwährend verschlimmert, bis mit der hierdurch veranlaßten und nothwendig gewordenen Reformation ein neuer Abschnitt beginnt, wird von den Historikern verschieden gesucht; die Einen suchen ihn in dem Untergange der Hohenstaufen, die Andern in der langen Regierung des sehr gelehrten, aber schwachen Friedrich's III., Bensen sucht ihn in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Um diese Zeit (1347) raffte der Schwarze Tod ein Drittheil der Bevölkerung weg und durch raschen, unerhörten Wechsel des Eigenthums und durch die zügellose Genußsucht welche in Folge desselben und bei der Erwartung des eigenen nahen Untergangs eintrat, war die alte Sitteneinfalt hart beschädigt worden. Um jene Zeit (1356) erschien auch die Goldene Bulle; bei der Berathung darüber wurden gleich die freien Städte herbeigezogen, und es entwickelte sich aus ihr consequent jene Zersplitterung der Nation, wodurch alle Stände nach und nach die Unterthanen einer kleinen Zahl von Reichsfürsten wurden, bis das Reich selbst abhanden kam.

Wesentliche Rücksicht muß auf die Umwandlung der Vermögensverhältnisse, besonders auf die des Geldlaufs, genommen werden, und ihnen hat Bensen eine ebenso gründliche als übersichtliche (S. 177 fg.) Darstellung gewidmet. Allmälig hatte der deutsche Handel eine große Ausdehnung erlangt. Deutschland bildete die natürliche Vermittelung zwischen den romanischen Abendgegenden und dem slawischen Norden und Osten, zwischen Italien nebst allen Südländern und Skandinavien nebst England; als die kühner gewordene Schiffahrt Deutschland als Mittelland hätte umgehen können, war es wieder die Hansa welche die Ostsee und Nordsee beherrschte. Der deutsche Handel beschäftigte sich nicht allein mit der Ausfuhr von Getreide, Mehl, Bier und andern Bodenerzeugnissen und mit dem Zwischenvertrieb der Waaren aus fast allen Ländern Europas, sondern gründete sich auch auf den productiven Gewerbfleiß der eigenen Städte und die Kraft ihrer Bürger. Die Deutschen übertrafen damals an Scharfsinn, Erfindsamkeit und besonders an Tüchtigkeit der Arbeit alle andern Nationen. Die Zünfte sicherten die Solidität und dadurch den Absatz auf dem großen Markte, und sie glichen die Ansprüche des Einzelnen an ein Sondereigenthum und dessen Vermehrung mit dem Heile des Volksganzen aus, demgemäß jene Ansprüche nicht, wie Bensen bemerkt, auf Kosten unterdrückter Volksclassen gefördert werden konnten. Bekanntlich ist der deutsche Handel damals auch durch das entschiedene Ansehen der großen Nation und durch die zahlreichste und stärkste Seemacht jener Zeit kräftig im

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 122—129 d. Bl. D. Red.

**) Vergl. die beiden genannten Aufsätze in Nr. 42—53 d. Bl. f. 1846 und Nr. 54—59 f. 1847. D. Red.

Auslande vertreten worden. Der damalige Reichthum der deutschen Städte erkennt sich am besten aus ihren öffentlichen Einrichtungen, aus ihren großen Befestigungen, aus ihren zahlreichen Söldnerheeren, aus ihren prächtigen Kirchen, aus dem ganzen häuslichen Leben der Bürger und aus der reichen Pflege welche sie der Kunst gewähren konnten. Was nun den eigentlichen Geldzufluß betrifft, so scheint er aus Italien nach Deutschland gekommen zu sein. Bensen bemerkt, daß schon Kaiser Barbarossa jährlich ein reines kaiserliches Einkommen von ungefähr 800,000 Thaler bezog; was muß erst Kaiser Friedrich II., der auch Neapel und Sicilien besaß, erhalten haben? Ein größerer Reichthum strömte im 14. und 15. Jahrhundert aus allen Ländern nach Deutschland durch die Ausdehnung des Handels, und er mußte um so glänzender hervortreten, als vermöge des ungemein lebendigen Verkehrs auch der Geldumlauf weit rascher und dadurch einflußreicher wurde.

Nun standen diesem emporwachsenden Bürgerthume gegenüber die Reichsfürsten mit dem großen müßigen Troß ihrer Hofhaltungen und der Adel auf seinen einsamen Burgen mit ihrer meistens ärmlichen Einrichtung und ihren räuberischen Knechten. Sie beneideten den reichen Bürger, obgleich sie ihn gering zu achten suchten. An den Höfen herrschte eine rohe Pracht, und dazu mußte die Veränderung des Kriegswesens große Kosten machen, sodaß die meisten sehr schlecht bei Kasse waren. Und noch schlimmer pflegte es mit den kleinen Grundherren auszusehen, welche immer tiefer verschuldeten, ihr Geld für neumodische Genüsse verschwendeten und dadurch zur Bereicherung des Bürgers beitragen mußten. Die kleinen Edelleute griffen zur Wegelagerei, um den Kaufleuten und Krämern der Städte so viel als möglich wieder mit Gewalt abzunehmen, die Fürsten aber suchten einsichtsvollere Mittel anzuwenden. Hier möge Bensen wörtlich reden:

Es ließ sich nämlich leicht wahrnehmen, daß der Reichthum der freien Städte ebenso gut auf ihrem Gewerbfleiß und Handel als auf der sorgfältigen Verwaltung ihrer Einkünfte beruhe. Es schien also nur darauf anzukommen von dem Handelsgewinn auf geschickte Art einen guten Theil an sich zu ziehen und den Stadtgemeinden in der Behandlung des Einkommens nachzuahmen. Allein die gesunden, klugen Verwaltungsgrundsätze, welche die Städter von ihrer Kaufmannschaft hergenommen und auf ihre Gemeindewirthschaft übertragen hatten, waren von jenen italischen Verwaltungskünsten, d. h. von den Erpressungsmanipulationen der Finanzen, wie man damals sagte, die man in Deutschland schon seit Kaiser Friedrich II. kennen gelernt hatte, sehr verschieden.

Hier entwickelt Bensen nun folgendermaßen den Ursprung der Zölle:

Um dem Handel beizukommen, schien es am bequemsten Zölle anzulegen. Zollschranken richtete daher auf wer nur irgend ein Privilegium dazu vom Kaiser zu erlangen wußte, und übte dieses äußerst bequeme Recht mit aller Rücksichtslosigkeit aus. Mochte der Handel einer trefflichen Stadt dadurch in Stockung gerathen, mochte der Gewerbfleiß einer guten Bürgerschaft, ja einer ganzen Gegend bedroht werden: was bekümmerte sich der benachbarte Fürst darum, der einmal einen Rechtstitel besaß um Straße und Strom zu sperren. Der Wegelagerer machte doch nur zuweilen einen Fang, aber hier war ein regelmäßiges Abrahmen von fremdem Gute, wovon der Nachtheil zuletzt weniger auf dem Kaufmann lastete welcher die Waare vertrieb als auf dem Arbeiter der sie erzeugte. Und da manche der vornehmsten Gewerbe (Tuchweberei, Leineweberei, Metallarbeit), durch die Deutschland damals fast alle Länder versorgte, mit der Bodenproduction genau zusammenhing, so war auch diese gefährdet. Ueberdies benachtheiligten die Zölle, die man bald von allen durchgehenden Waaren, bald von den Communicationsmitteln erhob, den Verkehr — und dadurch den Geldumlauf — unter den nächsten Nachbarn und wurden nicht selten auf eine schmachvolle Weise erhoben. Hierher gehören besonders die sogenannten Wehrzölle am Rhein ꝛc. Eine zweite Maßregel, um einen Theil des großen gemeinsamen Handelsgewinns der Nation in die Kasse der Fürsten zu bringen, war die Gründung von neuen Städten in der Nähe bereits blühender Handelsstädte.

Man versuchte es durch Privilegien die Handwerker welche in den letztern noch nicht festgestellt waren an den neuen Platz zu ziehen, um den Verkehr und Reichthum des alten Orts zu schwächen; aber obgleich das letzte Viertel des 14. und der Anfang des 15. Jahrhunderts viele solche Versuche aufzeigt, so ist doch wenig aus denselben geworden und es konnte so kein solides Bürgerthum geschaffen, vielmehr nur der Grund zu einem neuen Proletariate gelegt werden.

Vor allen Dingen aber verdient der Bauernstand unsere Aufmerksamkeit, denn besonders in ihm brechen am Ende des Mittelalters jene fürchterlichen und gefährlichen Krisen aus welche eine gänzliche Veränderung in dem Zustande der Nation anzeigen. Auch hier legen wir die Darstellung Bensen's zum Grunde. Die Bauern befanden sich 1) auf den eigenen Gütern — Domainen — des fürstlichen Hauses, und zwar in sehr verschiedenem Rechtszustande, als Freie mit Erb- oder Zeitpachtrecht, als Hörige, als gedungene Knechte, hier und da auch als Leibeigene, der Fürst übte über sie auch demgemäß die Rechte als Grundherr aus; 2) bestanden sie aus gemeinfreien Gemeinden, über welche der Fürst keine andern Rechte besaß als die welche aus der uralten, ihm vom Reiche übertragenen Herzogsgewalt flossen; 3) waren sie Bauern, freie oder hörige, auf den Gütern des Klerus und des geringern Adels. Wenn das deutsche Herkommen den willkürlichen Erpressungen mannichfach entgegenstand, so mußten sie nun doch durch die Einführung des römischen Rechts viel begünstigt werden. Adel und Fürsten legten sich auf die Aussaugung des Bauernstandes, und die Bauern der kleinen Grundbesitzer waren meistentheils schlimmer daran als die der größern.

Die bekannten zwölf Artikel der Bauernschaft aus dem J. 1525 gewähren uns einen tiefen Blick in die damalige Lage des deutschen Bauernstandes. Denn es zeigt sich in ihnen, daß außer der Verschleuderung der Dorfzehnten zu unkirchlichen Zwecken (Art. 2), außer der Belastung mit dem Blutzehnten, außer der Occupation der Jagd und Fischerei durch den Adel (Art. 4), die Bedrückung des Bauernstandes außerordentlich zunahm. Den Hörigen wurden Abgaben abgedrungen die in dem Verleihungsvertrag des Gutes nicht genannt waren, die Gülten häuften sich, daß das Gut nicht mehr den Arbeitslohn bezahlte (Art. 8), die harten Dienste,

zu welchen man die armen Leute zwang, nahmen von Tag zu Tag zu (Art. 6). Den freien Markgenossen, denen nicht so leicht beizukommen war, drangen einzelne Herren gewaltsam ihre Holzungen (Art. 5), selbst ihre Aecker und Wiesen ab (Art. 10). Der willkürlichen Erhöhung der gerichtlichen Buße unterlagen Alle (Art. 9). Es schien daran zu sein, daß der kräftige, treue Stand der Bauern in die Leibeigenschaft hinuntergestoßen wurde (Art. 3).

Hier stehen wir vor den Quellen des deutschen Bauernkriegs, dieser merkwürdigen Erscheinung in der trüben, dunkeln und gedrückten Geschichte des Proletariats. Wir brauchen hier nicht zu sagen, daß der Bauernkrieg mit allen den Verhältnissen in Verbindung betrachtet werden muß welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen so großartigen Umschwung veranlaßten. Der Klerus sank mit seinen Satzungen im allgemeinen Ansehen und überall erhob sich der Geist des Forschens, Amerika wurde entdeckt, der Seeweg nach Ostindien war gefunden, und es mußte sich dadurch auch für Deutschland der Gang des Handels ändern; allenthalben in Europa kam eine despotisch-absolutistische Politik auf und namentlich mußte durch die Verhandlungen über den Landfrieden und über die Reichsverfassung eine große Gährung in allen Kreisen Deutschlands hervorgerufen werden. Indem Bensen die Parteien des Kaisers, der Fürsten, des Adels, der Städte, der Geistlichkeit schildert, welche sich in ihren Interessen entgegenstanden, sagt er Folgendes von einer siebenten Partei, an die bisher noch Niemand gedacht hatte:

Diese bestand aus den Bauern, diesen armen Leuten, den von Allen als rechtlos geachteten, übervortheilten, niedergedrückten Proletariern jener Zeit. Groß war der Unterschied zwischen den verschiedenen Classen der Bauern, nach dem Grade der Freiheit und nach den Bedingungen des Besitzes; jedoch mit gleichen Bedrückungen bedroht, fingen sie jetzt an sich als einen Stand zu betrachten. Neben dem Associationsrechte hatte sich nämlich in Deutschland noch ein anderes in größerm Maßstabe ausgebildet: das Conföderationsrecht, vermöge dessen sich Reichsglieder verschiedener Art, Fürsten, Städte, Adelige u. s. w., innerhalb gewisser Grenzen, oft von einerlei Art, oft gemischt zu einem bestimmten Zwecke welcher den Gesetzen und der Wohlfahrt des Reichs nicht entgegen war, zu verbinden berechtigt waren. Auch die freien Bauerngemeinden hatten es sich herausgenommen zur Wahrung ihrer Rechte nicht nur nicht sich zu verbinden, sondern auch die Waffen zu ergreifen. Und wie wußte der ernste Bund der Waldstädte, der Graue Bund, die Appenzeller, die deutschen Walliser in ihren Alpenpässen, die Ständinger, die Rüstinger, die Ditmarsen im Nordseelande diese Waffen zu führen und die alte Kraft des Fußvolks dem gepanzerten Dienstadel entgegenzusetzen.

Diejenigen welche auf Luther und die Reformation die ganze Schuld des Bauernkriegs werfen verfahren sehr unhistorisch. Die Geschichte zeigt uns wie weit vor dem Auftreten Luther's überall in den verschiedensten Theilen Deutschlands schon der Bauernstand gegen die überhandnehmende Bedrückung mit den Waffen in der Hand aufgetreten war. Eine Geschichte des Bauernkriegs, dieses großartigen Dramas, zu geben, liegt hier natürlich außer unserm Zweck. Für die Untersuchung und Darstellung dieser merkwürdigen Geschichtsperiode ist in neuester Zeit sehr viel geschehen, sowol von Geschichtsforschern als von Geschichtsdilettanten. Unter den erstern nennen wir nur Zimmermann; auch Bensen hat eine „Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken" geschrieben. Allerdings ist zwischen der Reformation und dem Bauernkriege ein großer innerer Zusammenhang, welchen Luther wol mehr aus sogenannter Politik nicht zugeben wollte als wirklich verkannt hat. Von den Bauern ist der Grundgedanke der Reformation praktisch aufgefaßt worden, in Beziehung auf die Unnatur der wirklichen Verhältnisse, von Luther nur dogmatisch, innerhalb des theologischen Gebiets. Die Lehre der „christlichen Freiheit" welche Luther aufstellte war von den Bauern praktisch verstanden, es war ihnen nicht blos um die abstracte, ideale „Freiheit eines Christenmenschen" zu thun; geschunden und getreten wie sie waren, suchten sie in dem neuen Evangelium die Freiheit des wirklichen Menschen, nicht blos die theologische Freiheit. Aber Nichts weniger als Proletarier waren die Bauern, selbst nicht in ihrem schreckenerregendsten Aufstande; alle Foderungen welche sie stellten waren außerordentlich bescheiden, und nur der Trotz womit ihnen das Mäßige geweigert wurde mußte sie in die Verzweiflung treiben. Sie wollten z. B. die Dienste nicht gänzlich abgeschafft wissen, jedoch die seit einiger Zeit unbilligerweise aufgekommenen Frohnen (Art. 6). Sie verwerfen die Kornzehnten keineswegs, begehren jedoch, daß sich ein fremder Zehntherr über seinen Besitztitel ausweise. Ergibt es sich, daß er denselben blos occupirt hat, so muß er ihn zurückgeben. Hat er denselben von der Gemeinde selbst erkauft, so muß sich diese von einem Schiedsgericht mit dem Zehntherrn über eine billige Entschädigung vergleichen (Art. 2) u. s. w. Wie bescheiden! Merkwürdig ist die Erhebung der Bauern an so ganz und gar verschiedenen Orten; aber wenn auch Verabredungen getroffen sein mögen und Flugschriften umhergetragen wurden, so ist doch eine eigentliche Conspiration nicht nachweisbar. Es mußte die Spannung in der Nation so weit gediehen sein, daß die geringste Nachricht von einer Unternehmung sogleich wieder neue hervorrief. Meistens reichte es hin von dem bekannten Manifest der zwölf Artikel einige Kunde erhalten zu haben. Hieraus erklärt sich aber auch das Unzusammenhängende in dem Beginnen der Bauern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jussuf und Nafisse. Von F. M. Hessemer. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hr. Hessemer gibt uns hier ein Originalgedicht das sich wie eine Uebersetzung liest. Ich will ihm damit kein geringeres Lob gezollt haben als wenn von einer Uebersetzung gesagt wird, sie lese sich wie ein Original. Seine Erzählung ist in Geist und Form so sehr vom Hauch orientalischer Dichtung durchweht, daß jedenfalls Leser die in der poetischen Literatur des Orients nicht vollständig bewandert sind leicht in die Versuchung kommen den deutschen Dichter für einen bloßen Dolmetscher, wenn auch für einen ganz meisterhaften, zu halten. Manche Fehler des Gedichtes wiegt dieser Vorzug schon dadurch auf, daß sie

der geistigen Eigenthümlichkeit zugute kommen. So finden wir in dem bilderreichen Ausdruck des Verf. bisweilen eine Ueberladung die dem edlern Geschmack widerspricht, Umschreibungen die in ihrer Weitläufigkeit sehr ermüdend sind, ein Wortgepränge worin sich der Gedanke oft bis ins Unscheinbare verliert: aber es ist über das Ganze ein solcher Schmelz orientalischer Weise gebreitet, daß alles Das nur charakteristisch für diese erscheint, und an manchen Stellen sogar einen gewissen Reiz gewinnt.

Die Schicksale des Sultanssohnes und Feenkindes Jussuf und die Liebe Nasissens bilden den rothen Faden des Romans, und sind mit einem wahrhaft überraschenden Farbenglanz in eine Reihe von Episoden verwebt, die theils abenteuerlich und phantastisch, theils von religiös-historischem Charakter, theils sinniger und contemplativer Art sind. Das Stoffliche zeigt sich ebenso unmittelbar aus den Sagen- und Märchenelementen des Orients gestaltet, wie die ideelle Anlage tief aus des Orientalen dichterischer Anschauung und sittlichen Principien geschöpft ist, sodaß unser Dichter Gelegenheit findet in der künstlerischen Sphäre in welcher er sich hier bewegt seine Kraft nach verschiedenen Seiten zu entfalten, und zwischen dem Erzählungston, lyrischem Gesang und poetischer Gnomik zu wechseln.

Auf große Theilnahme kann ein solches Werk in unserer Zeit nicht rechnen; es liegt der romantischen Ependichtung mittelalterlicher Sänger näher, die in ähnlicher Weise originell und selbständig den fremden Stoff übertrugen wie Hessemer den fremden Geist überträgt. Aber wenn ich auch nicht leugnen kann, daß eine solche Richtung des Talents wie die seine jedenfalls eine isolirte ist, so macht sie mich doch keineswegs an dem unbedingten Werthe desselben irre. Die Kraft eines Dichters ist nicht immer nach der Wirkung zu bemessen: sie ruht in sich selbst, nicht in den äußern oder innern Verhältnissen unter denen sie zur Erscheinung kommt und die ihre Wirkung bedingen.

W. Wolfsohn.

Statistisches über Bibliotheken.

In der Statistischen Gesellschaft in London wurde unlängst eine Vorlesung gehalten über die Zustände der namhaftesten öffentlichen Bibliotheken in Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus welcher Einiges um so mittheilungswerther erscheint, als es die Lösung der interessanten Frage unterstützt, inwiefern der Umfang solcher Bibliotheken und die zu ihrer Erhaltung und Vermehrung aus Staatskassen gewährten Beträge, verglichen mit Volkszahl und Gesammteinnahme, eine Norm abgeben zur Erkennung des Geistes und Charakters der betreffenden Regierungen, sowie der Fortschritte der betreffenden Völker. Die Zahl der fraglichen Bibliotheken in Europa beläuft sich auf 383, nämlich 107 in Frankreich, 41 in den östreichischen Staaten mit Einschluß der Lombardei und Venedigs, 30 im Königreiche Preußen, 28 in England, Schottland, Irland und Malta, 17 in Spanien, 15 in den päpstlichen Staaten, 14 in Belgien, 13 in der Schweiz, 12 im russischen Reiche, 11 in Baiern, 9 in Toscana, ebenso viele in Sardinien, 8 in Schweden, 7 in Neapel, desgleichen in Portugal, 5 in Holland, dieselbe Zahl in Dänemark und in Sachsen, 4 in Baden, ebenso viele in Hessen, 3 in Würtemberg und 3 in Hanover. Die Gesammtzahl der Bände in den Bibliotheken neben die Gesammtzahl der Bevölkerung in den Städten gestellt wo sie sich befinden, kommen in England, Schottland und Irland 43, in Spanien 106, in Frankreich 125, in Oestreich 159, in Preußen 196, in Parma 204, in Mecklenburg 238, in Hessen 256, in den päpstlichen Staaten 266, in Nassau 267, in Toscana 268, in Modena 333, in der Schweiz 340, in Baiern 347, in Sachsen 379, in Sachsen-Meiningen 400, in Dänemark 412, in Baden 480, in Koburg-Gotha 551, in Hessen-Darmstadt 660, in Würtemberg 716, in Weimar 881, in Hanover 972, in Oldenburg 1078 und in Braunschweig 2353 Bände auf je 100 Einwohner derjenigen Städte welche Bibliotheken besitzen von nicht unter 10,000 Bänden. Die Bändezahl der Bibliotheken in den Hauptstädten Europas der Volkszahl derselben gegenübergestellt, kommen in Weimar 803 Bände auf je 100 Einwohner, in München 750, in Darmstadt 652, in Kopenhagen 465, in Stuttgart 452, in Dresden 432, in Hanover 335, in Florenz 313, in Rom 306, in Parma 278, in Prag 168, in Berlin 162, in Madrid 153, in Paris 143, in Venedig 142, in Mailand 135, in Wien 119, in Edinburg 116, in Petersburg 108, in Brüssel 100, in Stockholm 98, in Neapel 69, in Dublin 49, in Lissabon 39, in London 20. Hieraus folgt, daß Brüssel 5, Paris 7, Dresden 21, Kopenhagen 23, München 37 und das kleine Weimar 40 mal besser ausgestattet ist als das große London. Die jährlichen Unterstützungsgelder betragen im Durchschnitt: für die Nationalbibliothek in Paris 16,575 Pf. St. zu 7 Thaler das Pfund, für die Arsenalbibliothek 1790, für die Ste.-Geneviève 3400, für die Mazarine 1790, für die königliche Bibliothek in Brüssel 2700, in München 2000, in Wien 1900, in Berlin 1460, in Kopenhagen 1250, in Dresden 500, für die großherzogliche Bibliothek in Darmstadt 2000, und für die des Britischen Museum 26,552 Pf. St. An Bänden wachsen im Durchschnitt jährlich zu: 12,000 der Nationalbibliothek in Paris, 10,000 der münchener, 5000 der berliner, 5000 der wiener, 2000 der petersburger, 1800 der parmaer, 1000 der kopenhagener und 30,000 dem Britischen Museum. In den nordamerikanischen Staaten gibt es mindestens 81 Bibliotheken von nicht unter 5000 Bänden, zu welchen das Publicum mehr oder weniger bedingten Zutritt hat. 49 derselben gehören zu Universitäten oder öffentlichen Schulen und die Gesammtzahl der Bände berechnet sich auf 955,000.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 200. — 18. Juli 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Eine merkwürdige Erscheinung bildet ferner das Trauerspiel zu Münster, welchem Bensen eine ausführliche Darstellung widmet (S. 193—216). Es zeigen sich hier unzweifelhaft, wenn auch in großer Unklarheit, einige communistische Elemente. Der Chiliasmus hatte seit Jahrhunderten auf die christliche Welt einen phantastischen Einfluß geübt; wenn Luther und Melanchthon nun anfangs nur die Theologen in Bewegung brachten, so spukte diese Bewegung nun auch bald im Volke weiter, und wir sehen hier die demokratische Richtung der Reformation. Tuchmacher, Handwerker aller Art grübelten über Schriftstellen und religiöse Meinungen, und Karlstadt, der Doctor der Theologie, trat auf diese Seite; er faßte die Reformation wahrhaft revolutionnair und politisch auf, und lehrte: „Handwerk treiben sei besser als alle Gelehrsamkeit", was er auch praktisch bewies. Seine Reformationsgedanken griffen weit aus über das theologische auf das politische Gebiet, groß war sein Antheil an der Erhebung des ostfränkischen Bauernkriegs. Münzer bezweckte etwas Aehnliches, aber er war mehr Schwärmer und Phantast. Die religiösen Phantasmen vermischten sich damals in den Köpfen wunderbar mit der Absicht, der Lage des gedrückten Volks eine andere Gestaltung zu geben. Man wollte das „neue Reich Christi" bauen; die Wiedertaufe schien ein äußeres Zeichen für die Aufnahme der christlichen Brüder zu sein. Wie Münzer in Mühlhausen das Reich der Heiligen gründen wollte, und wie es ihm erging, wird bekannt sein. Gegen die Wiedertäufer rüsteten sich bald die Papisten nicht blos, sondern auch die Lutheraner. Sie meinten nämlich allein die Wahrheit zu besitzen, sie sprachen offen von dem Verderbniß aller Stände und Religionsverhältnisse. Was ihnen aber noch gefährlicher war, sie tadelten die Geistlichen aller Confessionen, sie deuteten darauf hin, daß Luther den Papismus keineswegs gründlich abgeschafft habe. Was aber das Schlimmste war, sie verlangten, daß der Prediger keinen Vorzug vor seiner Gemeinde haben und keine Besoldung nehmen solle. So erregten sie den Sturm auf allen Kanzeln, und Luther selbst schreibt über sie: „Man kann diese ungeheuer weder durch schwert noch feuer bändigen. Sie verlassen weib, kind, hauß und hof und alles was sie haben." Man verbrannte, ersäufte, enthauptete sie zu Tausenden. Das steigerte nur den Fanatismus. Dazu kam, daß sich in den wirklichen Verhältnissen des armen Volks durch die Reformation Nichts geändert hatte; es wurde geschunden wie zuvor und suchte sich anfangs durch Hoffnung auf ein jenseitiges Leben zu trösten. Bald aber griff unter den Wiedertäufern auch eine Richtung um sich, von der man seit Thomas Münzer's Tod Nichts wahrgenommen hatte. Die chiliastische Hoffnung verwandelte sich in das Streben, das Reich Christi unmittelbar auf Erden aufzurichten, und als man erst in der Stadt Münster das neue Jerusalem aufgefunden hatte, unternahm man allen Ernstes zur Vorbereitung des herrlichen Messiasreichs eine Königsschaft zu gründen welcher alle Reiche der Welt unterworfen sein sollten.

Hier ist nicht der Ort die Geschichte des Wiedertäuferreichs in Münster genau darzustellen, es muß genügen, wenn wir sagen, daß sich dort das eigenthümliche religiös-politische Element einmal in voller Abgeschlossenheit, frei sich entwickeln konnte. Wir wollen indeß noch auf die genau und im Einzelnen geordnete Gütergemeinschaft aufmerksam machen. Das Handwerk wird wie ein Amt für die Gemeinde angesehen. Schuhknechte und Schneider sind namentlich genannt, welche die Arbeiten für die Gemeinde zu fertigen und zugleich zu überwachen haben, daß keine fremden Moden aufkommen; ebenso sind Schmiede und Schlosser bestimmt. Alle speisen zusammen, nach den Geschlechtern getrennt, und zwar auf gemeine Kosten. Brot und Fleisch, Wein und Bier wird von gewissen Personen besorgt; in der Reihefolge der Speisen ist eine gesetzliche Ordnung einzuhalten. Die Vertheidigung der Stadt ist für die Zeit das wichtigste Geschäft u. s. w. Bald ging der Prophet noch weiter und er trug darauf an, daß es Jedem erlaubt sein möchte nach dem Beispiele der Erzväter mehre Frauen zur Ehe zu nehmen. Die Vielweiberei wurde eingeführt und bald kamen auf 2100 Waffenfähige 5000 Weiber. Das Ende des neuen Zion ist bekannt. Wenn man nun erwägt, sagt Bensen, daß die Wiedertäufer die Belagerung mit allen ihren Schrecken und Nöthen an 16 Monate und die Tyrannei ihres Königs beinahe ein

Jahr ausgehalten hatten, so wird man nicht an der ungeheuern Kraft zweifeln welche sich bilden muß, wenn zu communistischen Vorstellungen wie sie das Proletariat erweckt der religiöse Fanatismus tritt.

Wir treten jetzt in diejenige Periode der Geschichte welche von Bensen die Uebergangsperiode genannt wird, jedenfalls richtiger und genauer als schlechthin „neue Zeit". Der Gedanke begann das Bestehende zu durchdringen, und er schien es aufzulösen und zu zerstören, bis er es mit Bewußtsein neu begründet und ordnet. Von der Periode der Geschichte in der Dies geschieht sind zwei Abschnitte vollendet, wir leben in dem dritten.

Die Kirchenreformation selbst muß natürlich als der erste Abschnitt betrachtet werden. Mit der Reformation war in Deutschland der Geist der Forschung und der persönlichen Freiheit durchgebrochen; aber wir sehen bald wie die große geistige Anregung eine Veranlassung zu den heftigsten Zerwürfnissen wird. Es verbreitet sich über Deutschland das Theologengezänke, und die Wissenschaft selbst nimmt eine ganz falsche Richtung. Die Verketzerungen stiegen, und daß aus der Verbindung der damaligen Theologie und der Jurisprudenz die Hexenprocesse in die schönste Blüte kommen konnten, unter den Protestanten und Calvinisten nicht minder als unter den Katholiken, mag am besten den Standpunkt dieser Wissenschaften zu jener Zeit beweisen. Die Theologen beeiferten sich solche Grundsätze zu predigen welche besonders alle Gemeinfreien zertreten. Die Juristen, nur dürftig im römischen Rechte unterrichtet, ganz unbekannt mit dem deutschen Herkommen, wußten nicht nur das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren, nebst dem Geschworenengerichte, zu unterdrücken, sondern auch die Rechtsbegriffe von dem Ober- und Untereigenthum, von den Bodenlasten und Regalien nach Normen aus den schlechtesten Zeiten des römischen Rechts auf eine ebenso kenntnißlose als perfide Weise umzuwandeln, sodaß das Wesen des Grundeigenthums in Deutschland gänzlich verändert wurde. Der Unterricht wurde jetzt zu Parteizwecken benutzt; es erhoben sich die Jesuiten. Das Geschlecht welches aufwuchs mußte immer weniger Gegenkraft in sich fühlen um dem Drucke zu widerstehen womit es auf jede mögliche Weise, sowol politisch als social und ökonomisch, belastet wurde, und so geschah Alles um den Boden für ein ausgedehntes Proletariat in Europa vorzubereiten.

In Spanien erhob sich der dritte Stand um die Wiederherstellung der reinen Municipalrechte und der ständischen Repräsentation zu erzwingen und die Steuerimmunität des Adels zu vernichten; bald aber streiten die Provinzen nur noch um ihre besondern Vorrechte, und nachdem Spanien durch die Kriege unter der langen Herrschaft Philipp's II. seine Kraft verzehrt hat, und durch die Inquisition unter Philipp III. der Mauren, seiner fleißigen Arbeiter, beraubt ist, verliert es unter Philipp V. seine alten Freiheiten vollkommen. In Portugal besteht der Kampf eigentlich nur unter den bevorrechteten Ständen. In Italien sind die großen Communen durch Männer aus ihrer Mitte unterjocht, und es zeigt in den beiden ersten Abschnitten der Uebergangszeit nur noch schwaches politisches Leben. Nirgend gedeiht die Volksunterdrückung besser und nirgend wird das Volkselend größer.

In Frankreich macht die Unterdrückung des Volks seit Ludwig XI. rasche Fortschritte. Klerus und Adel wird an den Hof gebunden, das Volk wird ausgebeutet. Die Geschichte Frankreichs wird eine Hofchronik der Ränke und der Scandale in bevorrechteten Zimmern. Durch willkürliche Versammlungen der Notabeln werden die alten Reichsstände verdrängt. Allerdings ist die Kirchenrevolution auch in Frankreich eingedrungen, aber wie sie in Deutschland immer mehr das Mittel zum Widerstreben gegen das Haus Oestreich wird, so erscheinen die Hugenotten zuletzt nur noch als politische Partei, welche der unzufriedene Hofadel benutzt um die Monarchie zu beschränken oder umzustürzen. Mit Richelieu ist der Despotismus vollendet.

Im europäischen Norden verliert in Schweden mit der Kirchenreformation der Klerus seine meisten Güter und bald seinen Einfluß. Um so mächtiger wird der Adel auf seinen Freigütern, während der immer steigende Steuerdruck auf dem Bürger und Bauer lastet. Alle die schönen Gebiete welche die eroberungslustigen Könige hier und da an der Ostsee erwarben konnten die Entvölkerung und Verarmung des Landes nicht ausgleichen. Nie hat ein Land seinen Ruhm und sein Gewicht in den europäischen Händeln theurer bezahlt als Schweden. In Dänemark wurde 1660 durch eine Revolution eigenthümlicher Art die Macht des Adels gebrochen, der strengste Absolutismus durchgeführt und statt des Wahlreichs die Erbfolge begründet. In Norwegen hatte sich noch am längsten die altgermanische Einfachheit und Gleichheit erhalten, im J. 1280 wurden zum ersten male die Bauern auf dem Reichstage als ein besonderer Stand ausgeschieden, aber die neue Verfassung zeigt wie tief in Norwegen das Gefühl für die Gleichheit wurzelte. Wir möchten hier indeß Bensen darauf aufmerksam machen, daß sich auch in Norwegen eine starke Bauernaristokratie ausgebildet hat; es ist Dies eben die Bauernaristokratie der gegenüber sich ein bäuerliches Proletariat in sehr gedrückten Zuständen befindet.

In Deutschland hat nun die Territorialherrschaft immer mehr Ausdehnung gewonnen, das ganze Land ist zerstückelt und in Feldlager getheilt; überall Argwohn und kleine Plänkelei, bis endlich das ganze Land durch den Dreißigjährigen Krieg in Feuer und Flammen gebracht wird. Frankreich betreibt seine Wühlereien. Der Dreißigjährige Krieg rafft fast zwei Drittheile der Bevölkerung weg und läßt den Rest entsittlicht zurück. Der Krieg schien das einzige Ziel und Rettungsmittel aller Kräftigen zu sein, und erst als das Land die fremden Kriegsleute nicht mehr ernähren konnte, gab es Frieden. Aber dieser Friede wurde fast schlimmer als der Krieg, denn durch ihn ist die Schwäche Deutschlands vor aller Welt bestätigt worden.

Ausführlich wird von Bensen die englische Revolution behandelt, aber er behandelt sie politisch und nicht, in Rücksicht auf seinen Stoff, social; er hat dabei weit mehr den Rechtsstaat als die Entwickelung der socialen Verhältnisse im Auge. Daß die englische Revolution auch auf die socialen Zustände des englischen Volks aufs tiefste eingewirkt hat, würde nicht schwer zu beweisen sein. Wir hatten diesen Beweis bei Bensen erwartet, aber er zieht es vor in die Fußtapfen Dahlmann's zu treten. In der ganzen Darstellung finden wir nur eine Andeutung; es ist die folgende:

Auffallend ist die Langsamkeit der Revolution in ihrer Entwickelung, denn etwa 22 Jahre lang herrscht Karl, mehr denn zwei Jahre befindet er sich im Gefängnisse. Gewaltthaten und Willkürlichkeiten kommen genug vor, es fehlen aber ganz die wilden Excesse der untern Volksclassen (einiges Gelärme in den schottischen Kirchen abgerechnet), wo sich ein langgenährter, wüthender Haß einmal Luft macht. Die meisten Ausschweifungen rühren von den zügellosen Cavalieren her, während die Independenten und Levellers ernst und strenge sich benehmen. Man tödtet sich zwar bei Gefechten, bei Stürmen und Ueberfällen, es wird wol hier und da einer aus dem Gesindel wegen Frevels gehängt, es mangeln aber gänzlich die kaltblütigen Hinrichtungen in Masse nach einem politischen Principe wie sie in andern Revolutionen vorkommen. Stand England vielleicht in seiner politischen Bildung bereits zu hoch? Diese Bildung war erst im Werden. Oder ist vielleicht an und für sich Grausamkeit dem englischen Charakter zuwider? Unter Maria der katholischen wurden über 290 Menschen, darunter über 40 Kinder, auch schwangere Frauen, verbrannt. Das Geheimniß über die Eigenthümlichkeit der englischen Revolution müssen wir in etwas ganz Anderm suchen. In England gab es damals zwar Bettler und Diebe genug, aber keine Proletarier, die durch ihre Masse eine politische Partei hätten ausmachen, oder deren sich einzelne Häupter als Werkzeuge hätten bedienen können. Es gab keine unterdrückten Volksclassen welche ein langes Unrecht zu rächen hatten. Obgleich der Handel und die Handwerker schon sehr im Aufblühen waren, so machte der Ackerbau noch immer das Hauptgewerbe aus und die große Menge der Landbauenden; kleine Freisassen oder Pächter des Adels, d. h. zusammen die Yeomanry, war nicht minder ein ehrenwerther Stand als die Bürgerclasse — die Gentry. Die wenigen Leibeigenen, die es unter den geringern Feldarbeitern gab, verloren sich schon im 16. Jahrhundert und gingen in kleine Lehnleute — Copy-holders — über. Die gottseligen Reiter Cromwell's sind daher kein armes Gesindel, sondern die tüchtigen Söhne der Yeomanry und den Cavalieren in jedem Gefechte gewachsen.

Nun vermissen wir bei Bensen Nachweis wie gerade durch den großen Umschwung welchen die englische Revolution hervorbrachte, durch die Ausdehnung der Handelsthätigkeit u. s. w., der Boden für das Proletariat gelockert wurde. Sein Buch ist hier leider lückenhaft geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf mein Leben. Selbstbiographie von Karl Friedrich Burdach. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Leipzig, Voß. 1848. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Bald nach der Selbstbiographie des wackern Apotheker Martius, die überall mit Beifall aufgenommen worden und auch in Nr. 350 d. Bl. f. 1847 gebührend gerühmt worden ist, hat uns derselbe Verleger mit der Selbstbiographie eines andern Naturkundigen beschenkt, die an Umfang die frühere allerdings übertrifft, an allgemeinem Interesse aber ihr nachsteht. Wir wünschen jedoch hier nicht falsch verstanden zu werden. Denn auch die Burdach'sche Biographie führt uns in die Innerlichkeit einer deutschen Familie und in das wissenschaftliche Leben eines deutschen Gelehrten in befriedigender Weise ein; aber es liegt schon in der höhern Lebensstellung Burdach's, in seiner Beziehung zu wichtigern städtischen oder vaterländischen Angelegenheiten, endlich auch in der unbequemern, wir möchten sagen zu systematischen Anlage seines Buchs, daß es nicht jenen anspruchslosen Charakter tragen konnte der uns in Martius' Buche so wohlthuend anspricht. Rosenkranz in Königsberg hatte im J. 1840 seinen Collegen Burdach in einer pikanten Zusammenfassung der königsberger Berühmtheiten „einen empirisirten, mit leipziger Eleganz und freimaurerischer Religiosität schreibenden Schellingianer" genannt; dieser aber will die „leipziger Eleganz" nicht gelten lassen. Und doch können wir diesen Ausdruck nicht anders als gut gewählt finden; denn jener charakteristische Zug im Handeln, Urtheilen und Schreiben der den in Leipzig geborenen oder durch langen Aufenthalt einheimisch gewordenen Professoren, z. B. einem Krug, C. D. Beck, Wendt, nun einmal eigenthümlich ist, tritt in diesem Buche Burdach's ebenfalls überall hervor. Auch Burdach besaß jene gutmüthige Breite und Ausführlichkeit welche, ohne mit den schätzbaren Eigenschaften der Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit die sein öffentliches Leben schmücken im Widerspruche zu stehen, uns ihn als einen von den „feinen Leuten" darstellen welche das „kleine Paris" noch immer trotz aller constitutionnellen Veränderungen in den letzten 15 Jahren in seinen Mauern hervorbringt.

Aus diesem Grunde ist aber auch das vorliegende Buch eine reichhaltige Quelle zur Kenntniß der leipziger Familien- und akademischen Zustände in den letzten Decennien des vorigen und im ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts. Der Verf., am 12. Juni 1776 geboren, verlor frühzeitig seinen Vater, einen geachteten Arzt in Leipzig, hatte aber das Glück eine tugendhafte, fleißige und thätige Mutter zu besitzen, deren Gedächtniß er mit der rührendsten Liebe feiert, und einen Oheim, der als Superintendent zu Torgau verstorbene Koch, der sich des Knaben in geistiger und leiblicher Beziehung mit der größten Sorgfalt annahm. Seine erste Erziehung leiteten Candidaten, an denen Leipzig damals überreich war, und von denen man, weil diese Gattung von Privatlehrern oder Informatoren selbst in Leipzig fast ausgestorben ist, Einzelnes zu ihrer Lebensweise nicht ungern lesen wird. Auf der Nicolaischule ward unter Martini und Forbiger die Erziehung fortgesetzt; mancher lustige Schwank oder manche ernsthafte Begebenheit aus dem damaligen Schülleben wird zur Erheiterung älterer Leser mitgetheilt. Damals war der Unterricht weniger systematisch als jetzt, der Schlendrian lastete mitunter schwer auf den Schuleinrichtungen, aber die freie Thätigkeit hatte größern Spielraum als jetzt und das Talent arbeitete sich oft durch alle Hindernisse; Viele gingen freilich unter. Gute Bemerkungen über die Nothwendigkeit eines tüchtigen Unterrichts im Lateinischen, und über den leicht zu verschmerzenden Nachtheil, wenn auf den Gymnasien die Naturwissenschaften nur im beschränktern Maße gelehrt werden, sind gerade im Munde eines Mannes wie Burdach von großer Wichtigkeit. Daß er es für keinen großen Schaden erklärt, daß auf seiner Schule in der Mathematik „kein Unterricht" ertheilt und nur Gelegenheit zu mittelmäßigem Privatunterricht war, dürfte jetzt als sehr ketzerisch verdammt werden. Und doch ist es ein sehr wahres Wort auf S. 36: „Ich habe ganz fähige, ja ausgezeichnete Köpfe kennen gelernt die gleich mir in dieser Hinsicht von der Natur verwahrlost waren, und dagegen gute Mathematiker gefunden die eine sehr beschränkte Urtheilskraft besaßen."

Es folgen darauf die Universitätsjahre mit lebhaften Bildern der damaligen leipziger Professoren in der medicinischen Facultät, unter denen Platner und Ludwig hervorragen, die

Poesie des Studentenlebens, die Zeit der Jugendfreundschaften; der Autor wird leipziger Magister nach dem damaligen Schlendrian, habilitirt sich als Privatdocent in der philosophischen Facultät und wandert 1798 nach Wien, wo er den berühmten Peter Frank und andere Heroen der dortigen Mediciner einige Zeit lang hörte.

Bald nach der Zurückkunft nach Leipzig verheirathete sich Burdach mit Johanna Pichler, einer anmuthigen jungen Witwe aus Wien, und hat mit ihr bis zum Jahre 1838 in der glücklichsten Ehe gelebt, deren Schilderung uns tiefe Blicke in zwei von den edelsten Neigungen erfüllte Herzen thun läßt. Der Anfang in Leipzig war sehr schwer, die ärztliche Praxis brachte noch geringe Einnahme und von der Thätigkeit bei der Universität durften viele Jahre lang keine goldenen Früchte erwartet werden, einmal weil Platner, in jener Zeit ein Mann vom höchsten Einflusse, dem Autor nicht wohlwollte und es nicht vergessen konnte, daß ihm derselbe eine nicht im eleganten Latein abgefaßte Abhandlung zur Censur vorgelegt hatte, zweitens auch, weil die Honorare sehr dürftig einzugehen pflegten. So sah sich Burdach also vorzugsweise auf die literarische Thätigkeit angewiesen, und es ist bekannt, wie ehrenvoll er sich schon bis zum J. 1807 bekannt gemacht hatte. Seine „Diätetik für Gesunde", seine „Arzneimittellehre", seine „Pathologie", seine „Physiologie" geben davon Zeugniß; aber wir ersehen auch aus dem vorliegenden Buche, wie sehr er sich behelfen mußte, weil er es stets vermied literarische Fabrikarbeit zu unternehmen, oder mit wie großem Widerwillen er sich entschloß durch die Erfindung und Anpreisung eines Geheimmittels, unter dem Namen Eugon, seinen wissenschaftlichen Ruf im J. 1804 auf das Spiel zu setzen. Aber freilich reichten trotz solcher Speculationen die Einnahmen nicht für die Ausgaben zu. Mit großer Aufrichtigkeit erzählt uns der Verf., wie in den Jahren von 1799—1807 oft Manches unbezahlt hatte bleiben müssen, wie oft für den nächsten Markttag kein baares Geld im Hause war, wie die Reste auf eine gewisse Höhe angewachsen waren, wie Kaufleute und Handwerker ungeduldig wurden und wie er Geld bei Juden und Christen aufnehmen, wie er seine Uhr sogar zu einem Seiler auf Versatz tragen mußte, dessen Spelunke er nur mit höchstem Widerwillen betrat. Das sind die Freuden und Schicksale eines deutschen Gelehrten, Das die Aufmunterung die ein junger geistreicher und fleißiger Docent auf der Universität Leipzig, mitten in dem Reichthum derselben an Collegiaturen, Beneficien und Pensionen, gefunden hat! Wahrlich, Hrn. Burdach's Buch ist ein trauriger Commentar zu dem berüchtigten Lipsia vult exspectari, welches auch ihm der Minister von Hohenthal in einem Schreiben vom 20. Febr. 1811 anzuhören gab, und das bis auf den heutigen Tag seine Geltung noch nicht gänzlich verloren hat. Eine so reiche Universität sollte mehr für ihre jungen Mitglieder thun.

Mußte nun auch der Autor sich mit den Seinigen sehr behelfen und häufig von geliehenem Gelde leben, so verließ ihn und seine treffliche Hausfrau doch niemals der Muth, er arbeitete frisch und fröhlich fort, und wir dürfen es wohl dem wackern Greise glauben, daß sein Familienleben in diesen schweren Jahren ein von Glück und Liebe gekröntes und durch den Umgang mit wenigen, gleichgesinnten Freunden verschönertes gewesen sei. Mitunter kamen doch auch Lichtblicke, namentlich seitdem der Minister von Burgsdorf, welcher gegen Burdach's Rechtgläubigkeit große Zweifel hegte, nicht mehr lebte und sein humaner Nachfolger Rostitz und Jänckendorf nebst dem für Burdach unausgesetzt freundlich gesinnten Oberhofprediger Reinhard die Macht in die Hände bekommen hatte; es erfolgten ab und zu Gratificationen von 100 Thlr., tröstliche Versicherungen doch nur auszuharren und Leipzig nicht zu verlassen (wozu der Autor allerdings mehrfache Gelegenheit hatte), endlich auch im J. 1807 die Verleihung einer außerordentlichen Professur mit einem Gehalte von 150 Thalern. Nach so vielen Entbehrungen gewährte eine Reise nach Wien und ein fast halbjähriger Aufenthalt im Hause der Schwiegerältern eine höchst willkommene Erholung. Wir verdanken diesem Ausfluge nach Wien im J. 1810 manche gute Erinnerungen an das damalige Wien, seine medicinischen Berühmtheiten und die Stimmung der Wiener über Napoleon, die fortwährend feindlich blieb, und unter denen man in Beziehung auf die Heirath Maria Luisens noch immer sagen hörte, es sei doch Schade, „daß das saubere Maderl an den rußigen Buben gekommen sei".

Von den Kriegsbegebenheiten, deren Zeuge der Autor in den Jahren 1806 und 1809 in Leipzig gewesen ist, empfangen wir manche anziehende Nachricht, wie über das Einrücken der Franzosen in Leipzig im October 1806 und über den Durchzug des Herzogs von Braunschweig-Oels am 22. Juni 1809; auch der verunglückten Beeiferung der leipziger Kaufmannschaft dem Kaiser Napoleon am 20. Juli 1809 ihre Verehrung durch Ehrenpforten und Ehrengarden zu beweisen ist gedacht, und auf S. 189 jene lustige Parodie des Monologs aus Schiller's „Jungfrau von Orleans" abgedruckt, die zu ihrer Zeit viel belacht wurde. Die Gesinnung der Leipziger in jenen Jahren schildert der Verf. als sehr feindselig gegen die Franzosen. Freilich gibt er an, daß die Störung des Wohlstandes durch Einquartierung, Contribution und Handelssperre ein Hauptgrund zu dieser gegnerischen Gesinnung gewesen sei; auch zeigt er an dem Beispiele von der ganz unverschuldeten Verhaftung des Hofraths Methusalem Müller im März 1808 wie schwach und feig sich damals das akademische Concilium nebst dem Prorector, Professor Ludwig, benommen habe; aber er versichert doch auch, daß bei vielen Sachsen, Gebildeten wie Ungebildeten, das Gefühl der verletzten Nationalehre vorzüglichen Antheil an dem Hasse gegen die französischen Gewalthaber gehabt habe. Die Particularinteressen, sagt er, verschwanden immer mehr, man liebte Deutschland, man wollte nicht sowol die Wiederherstellung Preußens als die Befreiung Deutschlands, man nahm „in überspannten Köpfen rein demokratische Tendenzen" an, man blickte mit dem größten Antheile auf Oestreichs Rüstungen und Kämpfe im J. 1809 und fand, daß die Sprache des Königs Friedrich August in seinen öffentlichen Ausschreiben das deutsche Vaterlandsgefühl verletze. Es wird von Nutzen sein mit diesen Aeußerungen die neuerlich von Varnhagen von Ense herausgegebene Lebensbeschreibung Karl Müller's zu vergleichen, der sich tiefer im Getriebe der damaligen sächsischen Stimmungen befand als unser Autor, welcher immer nur Zuschauer gewesen ist und uns selbst erzählt, daß er innerlich über das Lebehoch erschrocken sei welches er dem Herzoge von Braunschweig-Oels, als der Erste in Leipzig, ausgebracht habe.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Blitzableiter.

Im Mittelalter hielt man das Evangelium Johannis für einen Blitzableiter und legte es deshalb häufig in Thurmknöpfe. So fand man z. B. als man 1766 den Thurm der Kirche zu Leubnitz bei Dresden ausbesserte in dessen zinnernem Knopfe, nebst verschiedenen andern Reliquien, auch ein Evangelium Johannis, und die ganze Kirchfahrt schätzte sich glücklich die Ursache entdeckt zu haben weshalb es nie in ihre Kirche eingeschlagen hätte.

Der Bildschnitzer.

Zur Zeit der Reformation war zu Wurzen ein Vicarius welcher als ein trefflicher Bildschnitzer bekannt war. Diesem fiel es ein wider den Reformator schreiben zu wollen. Aber der Propst Mey zu Altenburg rieth ihm, nicht wider Luther zu schreiben, denn Das würde dieser ihm gleich thun; er solle lieber wider ihn schnitzen, weil jener ihm Dies nicht nachthun könne. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 201. —— 19. Juli 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

Wir treten nun in jene Periode der Geschichte, wo das Proletariat förmlich nach einem Systeme erzeugt und gepflegt wird. Es war eine neue Wissenschaft entstanden welche man politische Oekonomie zu nennen pflegt. Die Anfänge derselben sind zwar sehr alt: schon Hesiod gab Vorschriften über eine tüchtige Haus- und Landwirthschaft, und Xenophon schrieb ein Büchlein wie die Athener ihre Einkünfte vermehren könnten, desgleichen haben Platon und Aristoteles bei Gelegenheit über Volksernährung gesprochen; indeß war eine Staatswirthschaftslehre in unserm Sinne jedenfalls unbekannt. Die Staatswirthschaftslehre wie sie sich nun entwickelt nahm ihr Princip nicht aus dem Wohle des Ganzen, sondern aus dem politischen Egoismus; sie war aus der Despotie hervorgegangen und stand in dem Dienste derselben.

In Italien hatten sich vielleicht aus der spätern Römerzeit als Erinnerungen gewisse Manipulationen erhalten wodurch man von dem Volke Geld bekommen konnte. Da war jedes Mittel recht, in Frankreich begann zuerst ein rationnelles Verfahren (S. 243 fg.). Es ist eine leichte und einfache Erfahrung, daß eine wohlgepflegte Heerde bessere Wolle gibt und überhaupt mehr abwirft als eine gleichgültig behandelte. Man verband deshalb mit der Finanzverwaltung eine Art von Bewirthschaftung des Volks, nicht etwa um dessen selbst willen, sondern um reichlichere Ertragnisse in der erstern zu erzielen, damit das Königthum die Mittel zur Unterdrückung des hohen Adels im Innern, die Pracht des Hofs und die Eroberungen gegen außen zu bestreiten vermöge.

Schon seit Ludwig XI. waren solche Maßregeln im Gange zur Belebung des Handels und des Gewerbefleißes; Sully versuchte den Ackerbau von seinen Lasten zu befreien, mit mehr Energie und großartiger verfuhr Colbert. Beim Antritt seiner Finanzverwaltung fand er die größte Verwirrung vor; das jährliche Deficit betrug 28 Millionen Francs, und die Zinsen der Staatsschulden konnten kaum noch gedeckt werden; er war der erste Finanzbeamte eines unumschränkten Königs, dessen ungemeine Hofverschwendung, rücksichtslose Baulust und unglückliche Eroberungskriege Summen verschlangen die bisher als ganz unerhört galten. Colbert war kein deutscher Professor, sondern ein Mann der praktischen Arbeit, oft von dem Augenblick auf das höchste gedrängt; daher erscheint sein Verfahren nicht selten willkürlich, hart und inconsequent. Gewiß schwebten ihm gewisse Grundsätze vor, die er ungeachtet aller Verwirrungen seiner Zeit treulich zu befolgen strebte; aber das sogenannte Mercantilsystem welches er geschaffen haben soll ist erst von Andern durch Combination seiner verschiedenen Verwaltungsunternehmungen entworfen worden.

Wie ein bleiches Gespenst vergangener Jahrhunderte ragen manche Gedanken und Pläne des Mercantilsystems noch in unsere Zeit hinein, nicht in der Theorie, sondern in der Praxis. Es ist längst widerlegt, aber es will doch nicht sterben, die Verirrungen haben in der Geschichte ein sehr langes Leben. Dieses System hat mehr als irgend ein anderes Ereigniß dazu gewirkt die natürlichen Verhältnisse des Besitzthums zu verwirren und den Fluch unserer Zeit, das Proletariat, zu erzeugen; eine Darstellung desselben nach Bensen (S. 245 fg.) ist deshalb hier nothwendig.

Grundgedanke des Mercantilsystems war: Geld allein gibt Reichthum, und zwar Geld aus edlen Metallen geprägt, weil nur dieses überall gültig ist. Der Reichthum eines Volks beruht nur auf der geprägten Summe die es besitzt. Frankreich konnte nicht wie Spanien aus Amerika Gold- und Silberbarren holen, man mußte also einen andern Weg einschlagen. Man kam auf die Handelsbilanz, d. h. man glaubte, wenn man mehr werthvolle Dinge oder Waaren im Auslande als von demselben im Inlande einkaufe, so müßte der Ueberschuß natürlich in baarem Gelde bezahlt werden und dadurch steige der Nationalreichthum. Es kam hiernach nur darauf an durch jedes mögliche Mittel diesen Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr zu erzielen und dabei das Hinausgehen des baaren Geldes zu verhüten. Bensen betrachtet Colbert durchaus nicht als einen Principmenschen, sondern als einen Praktiker. Er brauchte für seinen König ungemein viel Geld. Nun war es schwierig so ungeheure Summen durch directe Steuern von dem Grundbesitze zu ziehen, es mußte demnach der Landbau den Gewerben und dadurch auch dem Handel dienstbar werden, damit man von diesen durch indirecte Steuern das Verlangte nehmen könne. Den Generalcontroleur

kümmerte es nicht, wenn das Land im Ganzen Schaden litt, wurde nur die Kasse des Königs gefüllt. Manche von Colbert's Maßregeln sind an und für sich nicht verwerflich, aber die meisten waren höchst drückend und gemeinschädlich, obgleich dem Principe des Systems ganz gemäß, und was das Schlimmste, gerade diese sind am meisten nachgeahmt worden. Am meisten rühmt man von Colbert die Pflege der Fabriken. Aber um welchen Preis wurden dieselben hergestellt und gewartet; er wurde durch die Kleinlichkeit seiner Maßregeln recht eigentlich der Vater des Vielregierens und der administrativen Vielschreiberei. Folgendes sind Maßregeln wodurch er das Aufkommen der einheimischen Fabriken zu begünstigen suchte: die künstliche Erhöhung der Bevölkerung (fünfjährige Steuerfreiheit Derer die sich im zwanzigsten Jahre verheirathen, gänzliche Derer die 10 und 12 Kinder haben u. s. w.), um ein armes Fabrikgesindel zu erzielen; Sperrung und vexatorische Hemmung des Getreidehandels, um eine künstliche Wohlfeilheit zum Besten der Fabriken zu erzeugen; die schärfsten Zollplackereien an den Grenzen gegen das Ausland. Hiermit hingen dann alle finanziellen Maßregeln zusammen welche diesem Fabriksysteme entsprachen: die indirecten Steuern, auf fast sechzigerlei Gegenstände gelegt, meistens vom armen Volke getragen und auf die kostspieligste Weise erhoben; die Stempeltaxen auf alle möglichen Gegenstände, die heillose Salzsteuer, die Ausfuhrverbote, die Monopole u. s. w. Colbert war nicht nur Vater des Vielregierens, er schaffte auch den Tücken der Finanzverwaltung eine europäische Anerkennung. Sein System, verbunden mit dem imponirenden Glanze am Hofe Ludwig's XIV., war für Europa ein großes Unglück, es blendete die Gewalthaber und mußte zur systematischen Unterdrückung des nationalen Lebens und der freien Thätigkeit führen. Friedrich II. z. B. führte in seinem jugendlichen Staate Preußen die ganze französische Wirthschaft ein, mit Monopolen, Handelssperren, verschiedenen Fabriken und sehr ausgebildeten indirecten Steuern (die volksverhaßte „Regie"), und stellte wohldressirte Franzosen an deren Spitze.

Wir stimmen Bensen bei, wenn er in dieser krankhaften Periode den Ursprung sucht für die Proletarier der neuen Zeit. Sie greifen bereits thatsächlich ein in den Gang der Begebenheiten und müssen fortan auf die Bildung der Neuzeit einen noch größern Einfluß gewinnen.

Die Proletarier und die Revolution. Dies ist der nächste Abschnitt. Er ist aber von Bensen nur oberflächlich behandelt. Er charakterisirt den Einfluß eines Rousseau, Voltaire u. A. und faßt die Geschichte der Revolution auffallend mehr von ihrer politischen als proletarischen Seite auf. In einem Buche welches die geschichtliche Entwickelung des Proletariats sich zur Aufgabe gemacht hat hätte diese Hauptkatastrophe des Proletariats umfassender und gründlicher dargestellt werden müssen. Es muß dieser Theil des sonst so werthvollen Buchs als besonders schwach bezeichnet werden. Als richtig kann die folgende Charakteristik der modernen Proletarier anerkannt werden:

Sie fühlen ihre Armuth, ihre Niederdrückung; die dürftigen Notizen über Frevel an Volksfreiheit, Pfaffentäuschung, Betrug an Menschenrecht und Eigenthum u. dgl., welche aus den Gesprächen der Höhergestellten zu ihnen heruntersteigen, werden zu Gespenstern, die ihre Gemüther übermächtig erfüllen. Dann sind sie nicht mehr Sklaven, die ihr Loos geduldig zu tragen pflegen wenn ihr Gebieter ihnen das Nothdürftigste gewährt, und die sich überglücklich fühlen wenn er ihnen Zufriedenheit bezeigt, sie werden jetzt die gefährlichen Proletarier, welche mit ihrer Zahl und ihrer wilden Tapferkeit Dem gehören welcher ihre Unwissenheit zu beherrschen, ihren Fanatismus zu entflammen weiß. Denn das Charakteristische des Proletariers der Neuzeit ist es, daß er den Jammer und die Noth seines Zustandes fühlt und aus demselben um jeden Preis sich zu erheben trachtet.

Unter der Ueberschrift „Die neuen Propheten der Proletarier" behandelt Bensen in einem besondern Abschnitte die socialen Theorien und Systeme welche sich in der Neuzeit, dem wachsenden Proletariate parallel, ausgebildet haben. Wir haben bereits bei einer andern Gelegenheit in d. Bl. diese socialen Systeme dargestellt und kritisirt und können uns deshalb hier das Eingehen auf die Bensen'sche Skizze ersparen. Bensen scheint übrigens noch zu sehr in dem politisch-liberalen Elemente befangen als daß er die Bewegung welche die sociale Theorie genommen hat richtig hätte kritisiren können. Sein Artikel „Die Proletarier und die Staatsheilkunde" würde dafür den besten Beweis liefern.

Indem wir uns nun mit ihm zu den Proletariern und zu ihrer Stellung in der Gegenwart wenden, müssen natürlich die proletarischen Zustände in Frankreich und England besonders hervortreten; diese beiden Länder sind zur vagina des modernen Proletariats geworden.

Bei der Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse Frankreichs knüpft Bensen mit Recht unmittelbar an die Französische Revolution an. Aber auch diese Darstellung ist freilich sehr ungenügend. In der Revolution, sagt Bensen, vollendete sich die Mobilisirung des Vermögens. Alle Adelsvorrechte welche auf dem Grundeigenthume lasteten wurden vertilgt, die festgeschlossenen Güter wurden zersplittert. Alles was einer gebundenen oder bevorrechteten Arbeit gleich sah ward aufgehoben. Während die neue Staatsverfassung den Unterschied aller Stände zerstörte, hob sie auch den Einfluß des Besitzthums fast gänzlich auf. Die Verfassung von 1793 vernichtete auch den kleinen Rest von dessen Bedeutung bei den Wahlen, unter der Schreckensregierung hörte fast der Gebrauch des größern Vermögens auf. Mit der stärkern Staatsregierung seit 1795 hörte in Frankreich der Kampf der Proletarier gegen diese auf; in der Nation aber, wo die Ausgleichung alter Standesunterschiede noch als Gesetz galt, faßte eine Aristokratie Fuß die nicht weniger drückend war als die früher bestandene, nämlich die des Vermögens. Diese Aristokratie hat sich sowol in der Napoleon'schen Zeit als unter der Restauration und noch mehr seit der Julíregierung ausgebildet. Die bürgerliche Gesellschaft schien in Frankreich ihre neue

Constituirung mit einer allgemeinen Jagd nach Besitz zu beginnen. Die Restauration mit ihrem Priester- und Adelsschweif gab nur noch mehr Aufreizung dazu; denn es kam dem Geldbesitz oder dem neuen Adel jetzt darauf an mit dem legitimen zu concurriren. Immer mehr durchdrang das Streben nach Besitz alle Classen. Vermögen fing an höher zu gelten, sagt Bensen, als Adel, als Intelligenz und Tugend; denn dieses allein verlieh den gesuchtesten Genuß, die sociale Selbständigkeit, welche die ehemals erträumte politische Freiheit und Gleichheit ersetzen sollte, und die verhältnißmäßige Geltung, sowol in den glänzendsten Cirkeln, zwischen Ordensbändern und Titeln, als in den untersten Classen der Gesellschaft. Daher die allgemeine Käuflichkeit der Geheimnisse der Minister wie der Tugend schöner Frauen, des Gewissens der Richter wie der Nachsicht der Policeibeamten. Beweisen nicht sämmtliche öffentliche Processe vor dem Hofe der Pairs, vor dem Gerichtshof zu Paris (Louis Henri Joseph Prinz von Condé, und die Dame Feuchères) bis zum letzten Zuchtpoliceigericht die allgemeine Corruption der Gesellschaft, welche zumeist von diesem Ringen nach Gewinn herrührt? Und als Bensen Dieses schrieb, hatte der Teste-Cubières'sche Proceß noch nicht den Schleier auf eine so fürchterliche Weise gelichtet!

(Der Beschluß folgt.)

Rückblicke auf mein Leben. Selbstbiographie von Karl Friedrich Burdach.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Mit dem Jahre 1811 endete Burdach's Wirksamkeit in Leipzig. Er war damals 12 Jahre Docent an der Universität und hatte, wie er in gerechter Aufwallung an den Oberhofprediger Reinhard schrieb, „nur einen Gnadengehalt, der ihm kaum den Boden sicherte den er bewohnte". So folgte er dem Rufe zur Professur der Anatomie, Physiologie und gerichtlichen Medicin in Dorpat. Hier hat er nicht ganz drei Jahre zugebracht, aber er gesteht durchaus dankbar gegen Dorpat gewesen zu sein; denn es habe ihm den freien Gebrauch seiner Kräfte möglich gemacht und ihm ein angenehmes Lebensverhältniß dargeboten. Den „Corporalstock des Curators" — es war der General Klinger, von dem wir überhaupt eine sehr unerfreuliche Schilderung erhalten — hatte der Autor bei Gründung einer medicinischen Gesellschaft aus der Ferne erblickt, an Unannehmlichkeiten mit einzelnen Collegen, namentlich mit Parrot, mangelte es auch nicht, aber ebenso wenig an Beweisen herzlicher Zuneigung und dankbarer Anerkennung von Seiten der Studirenden. Die Professoren Ewers, Kaysarow, Köchy, die Geistlichen Lenz, Lorenz und Sonntag, die Aerzte Rehmann, Stoffregen, Trinius in Petersburg, der Minister Rasumoffski und der Dichter Raupach treten unter den Persönlichkeiten in den Jahren 1811—14, wo der Verf. im Februar Dorpat verlassen hat, besonders hervor. Ein Gesammtbild dorpatischer Zustände zu geben lag nicht in dem Plane dieser Erinnerungen.

Die Sehnsucht nach Deutschland, so schreibt der Verf., sei in ihm gestiegen, als dessen Fürsten mit ihren Völkern gemeinschaftliche Sache machten und sie zu einer neuen Ordnung der Dinge reif erklärten. Der Tod des Professors Kelch in Königsberg eröffnete hierzu die Aussicht, und der Minister von Schuckmann bestimmte den König von Preußen den geachteten Lehrer für Königsberg zu gewinnen. Zwei Tage nach der Schlacht bei Leipzig, so bemerkt der Verf., habe König Friedrich Wilhelm III. in seiner Vaterstadt, in Leipzig, sein Patent unterzeichnet.

Burdach hat nun in den letzten Jahren zu den Liberalen Königsbergs gehört, und seine Wirksamkeit erscheint also unter einem doppelten Gesichtspunkte, unter dem wissenschaftlichen als Lehrer und Schriftsteller und unter dem bürgerlichen als Vertreter jener Ansichten die, von Königsberg als einem Sitze des Lichts und der Freiheit ausgehend, bei einer Anzahl unserer Zeitgenossen großen Anklang gefunden haben. Auf die medicinischen Verdienste des Verf. einzugehen ist hier nicht der Ort, auch sind seine ausgezeichneten Leistungen im Fache der Anatomie und Physiologie hinlänglich gewürdigt. Man wird in diesem Bande die Einzelheiten seines Schriftstellerlebens auf das genaueste verfolgen können, und mitunter eher über die Weitläufigkeit welche den Leser nicht losläßt zu klagen haben als über den Mangel an Belehrung, die uns freilich auch manche sonst leicht vergessene Dinge aus Burdach's Schriftstellerleben in das Gedächtniß zurückruft. So seine Erfindung und Einführung des Wortes Morphologie, seine Glückwünschungsschriften an Blumenbach und Sömmerring, einen Aufsatz über die weiblichen Charaktere in Schiller's Dramen mit Auffoderung zu thätigen Beiträgen für Schiller's Denkmal, einen von Sophie Schröder gesprochenen Epilog, zugleich als eine Probe von der Poesie des Autors, die wir hiernach keineswegs eine „schwache" nennen wollen, u. A. m. In diesen wissenschaftlichen Bereich gehören auch die Reiseberichte und Schilderungen berühmter Aerzte oder Naturforscher aus dem Jahre 1826, von denen wir hier Cuvier, Gall, Blainville, Rudolphi, Döllinger, Autenrieth und Sömmerring auszeichnen und erwähnen, daß wir aus Paris allerhand Pröbchen von Eitelkeit und Charlatanerie erfahren. Die einzelnen Beehrungen, Mitgliedschaften gelehrter Körperschaften und Rufe in das Ausland sind ebenfalls sorgfältig angegeben, da solche Ereignisse stets in das Leben der Gelehrten eingreifen und die letztern mehr als mancher Fernstehende denkt auf die häuslichen und innern Lebensverhältnisse, denen sich nun doch selbst der gelehrteste Mann nie ganz entziehen kann, einwirken. Spätere Reisen waren mehr der Erholung als wissenschaftlichen Zwecken gewidmet; so in den Jahren 1832 und 1837, an welche sich eine für den Autor werthe Freundschaft mit einer hanöverschen Stiftsdame, Charlotte von Dinklake, knüpfte, aus deren Briefen in der zweiten Hälfte des Buchs reichliche Auszüge mitgetheilt sind.

Was nun die bürgerlichen und amtlichen Verhältnisse Burdach's betrifft, so hat es in Königsberg nicht leicht eine Verbindung, eine Liedertafel, Waisenanstalt, Wohlthätigkeitsverein, Kleinkinderschule oder ähnliche Association gegeben bei denen der Autor unbetheiligt gewesen war, woraus wir also hinlänglich ersehen wie hoch die Bürger die Tüchtigkeit des Mannes geschätzt haben. In den akademischen Angelegenheiten gab es manchen Zwiespalt zwischen ihm und dem Ministerium, wie wohlwollend auch hier der vortreffliche Nicolovius Vieles vermittelte, indem der seit den demagogischen Umtrieben aufgekommene Geist der Verdächtigung und Belauerung Burdach's Sinne gänzlich widerstand, der darauf bedacht war „in den Studirenden diejenige Gesinnung zu beleben und zu stärken vermöge deren sie einst als Staatsbürger zur Vertheidigung von Recht und Wahrheit sich aufgefodert fühlten" (S. 307). Daher sprach er auch in einem solchen Geiste in seinen Reden in der Deutschen Gesellschaft, machte dem neuen Regierungsbevollmächtigten Baumann erst spät und nur wegen eines Amtsgeschäfts einen Besuch, sich damit (wie wir meinen, ziemlich unhöflich) entschuldigend, daß der Anlaß seiner Anstellung zu betrübend sei als daß er eine freudige Bewillkommnung von Seiten eines akademischen Lehrers möglich machen könnte, vertheidigte im J. 1822, wie es die Königsberger im J. 1847 ebenfalls gethan haben, die Zulassung nichtprotestan-

tischer Glaubensgenossen zu akademischen Aemtern und die Vertheilung der Freitische an katholische und jüdische Studirende, und gerieth mehrmals in weitläufige Streitigkeiten mit Herbart, der überall die Wissenschaft streng vom Leben getrennt und die Philosophie nur für das Katheder aufgespart wissen wollte. Als Prorector 1841—42 vertrat Burdach die Universität auf das kräftigste, als die Studirenden beim Erscheinen des Professors Hävernick sämmtlich den Hörsaal verlassen und dem Professor v. Lengerke ein Lebehoch mit Gesang gebracht hatten, und ging mit einer Beschwerde des Senats über die Vorwürfe des Ministers Eichhorn an den König, ohne jedoch einen andern Bescheid zu empfangen als daß der Minister seine Pflicht gethan habe. „Es war mir lieb", sagt Burdach bei dieser Gelegenheit, „daß bei dem damals noch geltenden Turnus die Reihenfolge in Verwaltung des Prorectorats gerade jetzt mich getroffen hatte, indem vielleicht mancher Andere an meiner Stelle die Ehre der Universität aufrecht zu halten weniger beflissen gewesen wäre." Noch deutlicher traten die Ansichten des Autors über Verfassung und Volksvertretung bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's IV. und den folgenden Ereignissen hervor. Wir müssen jedoch hier in der Kürze einschalten, daß wir uns mit dem königsberger Liberalismus unserer Tage und mit den schroffen Meinungen und Rechtsbegriffen der preußischen Sprecher und Abgeordneten nicht haben befreunden können, auch durchaus nicht die Meinung hegen, als wäre in dieser Opposition der Grund der Patente vom 3. Febr. 1847 zu suchen oder als habe Preußen allein den Reden und radicalen Beeiferungen einer Anzahl königsberger Bürger den mächtigen Aufschwung der letztern Zeit zu verdanken. Dies vorausbemerkt, brauchen wir uns wol nicht erst ausdrücklich dagegen zu verwahren, daß wir einen Mann wie Burdach nicht mit Walesrode, Rupp oder andern Parteiliberalen verwechseln, und können also in der Aufzählung seiner öffentlichen Schritte in den Verfassungsangelegenheiten fortfahren. Er unterschrieb nämlich die durch Jacoby's „Vier Fragen" veranlaßte Petition an die Reichsstände, und erklärt offen, aus welchen Gründen er sich von jetzt an nicht mehr zu scheuen gebraucht habe, wenn er die Gunst der Hochgestellten vernachlässigte; er bewies sich als eins der thätigsten Mitglieder des Comité welches dem Staatsminister v. Schön die Beweise der Nationaldankbarkeit am 8. Juni 1843 darbrachte. Unser Autor war ferner als Prorector 1844 das Organ der königsberger Universität bei ihrem Jubiläum und sprach zu seinem Landesherrn im Namen der gesammten Körperschaft „mit dem unbefleckten Bewußtsein treuer Pflichterfüllung", dann gegen den Minister Eichhorn im Bewußtsein seiner Würde und der Wichtigkeit des Tages. Wir haben zu ihrer Zeit zwar diese Reden in den Zeitungen gelesen, aber nicht ungern den Autor in diese Tage des Glanzes zurückbegleitet, deren er in einfachen Worten, aber doch mit unverkennbarer Befriedigung, wie wir sie ihm auch von Herzen gönnen, gedacht hat. „Ich gestehe", schreibt er bei dieser Gelegenheit, „daß ich mir auf die Art wie ich meine Rolle durchführte Etwas einbilde, insofern ich, der ich mit meiner Persönlichkeit gern zurücktrete und von den in Aeußerlichkeiten mir zukommenden Vorrechten wenig Gebrauch zu machen pflege, hier, wo es die Ehre der Universität galt, auch zu repräsentiren verstand."

Drei Jahre nach diesen Vorgängen ist Burdach (am 16. Juni 1847) gestorben, und seine Söhne haben das druckfertige Manuscript dem befreundeten Verleger ihres Vaters übergeben, der denn dasselbe als eine Art von Supplementband zu Burdach's übrigen Werken sofort hat mit rühmlicher Beeiferung erscheinen lassen. Den Kindern und Angehörigen Burdach's wird Dies unstreitig eine sehr werthe Hinterlassenschaft ihres geliebten Familienhauptes sein und dessen Bild auch noch bei den Kindeskindern festhalten; andere Leser dürften gerade die Klarheit der Anschauung, die ein wesentlicher Vorzug jeder Biographie und insonderheit einer Selbstbiographie sein muß, bei der zu großen Ausdehnung der vorliegenden Selbstschilderung weniger leicht sich zu eigen machen können. Den größten Vortheil haben unstreitig Die welche Burdach's literarische Thätigkeit in ihrem Fortschreiten und Steigen nach seinen eigenen Mittheilungen in diesem Buche verfolgen wollen. 17.

Notizen.

Ein Buch voll Ausbeute.

Als ein solches im passiven Sinne empfiehlt sich der deutschen Journalistik: „Letters addressed to the Countess of Ossory, from the year 1769 to 1797; by *Horace Walpole*, Lord Oxford; edited by *Vernon Smith*" (2 Bde., London 1848). Es enthält reichen Stoff zur Füllung vieler Spalten, und eine Menge Beweise daß unsere neuesten Tagesbegebenheiten sehr alt, Diejenigen sehr im Irrthume sind die da meinen so seltsame Combinationen wie jetzt, so starke Aufregungen wie jetzt, so durchschauernde Ahnungen wie jetzt seien im Völker- und im Fürstenleben noch nie dagewesen. Handlungen auf allen Schaubühnen, den niedrigsten und den höchsten, führt Walpole der Gräfin vor, und streut Lehren dazwischen die nie aufhören dürften Wahrheiten zu sein. Von der einfachen, ungesuchten Weise wie er es thut sei Folgendes ein kleiner Beleg: „Ja, Madame", schreibt er, „der Pomp bei Garrick's Begräbnisse dünkt mich eine große Lächerlichkeit. Er hebt den unermeßlichen Abstand auf zwischen einem Talente welches der Nation Vergnügen, und dem Manne welcher sich um die Nation verdient macht. Welche Auszeichnung kann noch dem Heldenkämpfer fürs Vaterland zu Theil werden, wenn die feierlichste einem Schauspieler erwiesen worden? So oft aber ein großes Reich sich seinem Falle nähert zeigt sich Das unter Anderm darin, daß man um Nebendinge sich mehr kümmert als um Hauptsachen. Shakspeare schrieb, als Burleigh rathete und Nottingham focht; allein Shakspeare wurde weder geehrt noch belohnt wie Garrick, der blos spielte als — ich weiß nicht wer rathete und wer focht. Ich bin weit entfernt, Garrick's Verdienst schmälern zu wollen: er war in seiner Sphäre ein Genie, ich glaube unerreicht im Trauer- und im Lustspiele; nur kann ich mich nicht überzeugen daß auch die vollendetste Darstellung Dessen was Andere geschrieben eins der bewundernswerthesten Talente bekunde."

Ambroise Fortin XIV.

Wer ist Ambroise Fortin XIV.? Ein junger, schöner Mann von feiner Sitte und tadellosem Charakter, der in Paris Rue de Cancry wohnt und laut messingener Thürplatte sich so nennt, einer der fünf renommirtesten „Quatorzièmes" in Paris, die im eigentlichen Sinne des Worts bei dem Aberglauben zu Gaste gehen, daß von 13 bei Tische Sitzenden im Laufe des Jahres Einer sterben werde. Demgemäß hält Hr. Ambroise Fortin gleich seinen vier Gewerbsgenossen jeden Abend von 6—8 Uhr sich in Bereitschaft einer Einladung zu folgen und den Platz des XIV. auszufüllen. Entsprechende Kleidung versteht sich von selbst. Außerdem erfodert der Beruf genaue Bekanntschaft mit den laufenden Tagesneuigkeiten. Die Vierzehner sammeln sie des Morgens, namentlich politische Gerüchte, Familienscandal, charmante Witzworte und Veranstaltung von Feten. Der Vierzehner fängt bei Tisch an zu sprechen, sobald die Unterhaltung stockt und der Wirth ihn ansieht, schweigt sobald ein Anderer das Wort nimmt, und benutzt die Zwischenzeit zum Essen und Trinken. Für die Gefälligkeit einen Gastgeber der Verlegenheit zu entheben der Dreizehnte an seiner Tafel zu sein läßt der Vierzehner sich nicht bezahlen. Dagegen wird er von einigen Weinhandlungen für Empfehlung ihrer Weine honorirt, und dieser Nebenverdienst soll zur Deckung seiner übrigen Bedürfnisse ausreichen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 202. —— 20. Juli 1848.

Zur Geschichte des Proletariats.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 201.)

Ueber den eigentlichen Zustand des französischen Proletariats ist bei Bensen, so reich das Material auf diesem Felde sonst schon ist, gar Nichts gegeben; es fehlt durchaus Alles was einer Statistik des großen französischen Proletariats ähnlich sähe. Es mag hier nur noch folgender Passus folgen:

> Die meiste Besorgniß möchte die eigenthümliche Natur des französischen Arbeiters erwecken. Höchst genügsam, thätig und voll Liebe zu seiner Familie, wo ihn die Unsittlichkeit der Hauptstadt nicht verdorben hat, glühend von Ehrgefühl, von erprobtem Muthe, geschickt in der Führung der Waffen, schlecht unterrichtet von Jugend auf, wenig empfänglich für Priesterlehren, gerade desto mehr aber zu phantastischen Träumen (?) geneigt und gierig nach Dem was ihm als Civilisation erscheint. Da er weder aus der Gemeindeverfassung noch aus den Taschenspielereien der französischen Kammern, noch durch politische Versammlungen irgend einer Art politische Bildung erhält, so hat er seine geistige Nahrung allein (?) aus Romanen, frivolen Zeitungsblättern, aus den Theatern der Vorstädte und den öffentlichen Gerichtsverhandlungen zu ziehen. Ein zahlreicher Stand dieser Art, der ohnehin durch eine kostspielige Rechtspflege, durch die allgemeine Geldjagd der höhern Classen und die Mitleidlosigkeit welche diese stets nach sich zieht bedrückt fühlt, kann der Gesellschaft unter entschlossenen Führern furchtbar werden, wenn er sich seiner frühern Erfolge erinnert.

Es wird diese Charakteristik aber weder umfassend noch ganz unbefangen genannt werden können. Ueber England heißt es dann:

> Ein ganz anderes Bild zeigt sich uns in England. Eine Revolution ist dort im Werke mit Erscheinungen wie man sie in diesem ganz eigenthümlichen Zusammenhange, in dieser ungeheuern Ausdehnung bis jetzt noch niemals erblickte. Was sind die 10,000 oder 12,000 proletarischen Bürger zu Athen, welche im Fortgange und in Folge der Demokratie zuletzt den Staat verzehrten, gegen die Millionen Proletarier auf den britischen Inseln, welche das eigentliche Element dieser Revolution der Industrie ausmachen. Man lieferte bis jetzt noch wenige Bürgerschlachten (Blutbad zu Manchester rc.), trug keine abgehauenen Köpfe auf Piken umher, die Tumulte waren meist sehr bescheiden, und die größten freien Volksversammlungen endeten oft friedlicher als eine Kirchweihe in manchem andern Lande. Dennoch sind viele Tausende auf eine weit schmählichere Weise umgekommen, verkrüppelt schon in zarter Jugend, verkümmert im spätern Elende, untergegangen in Verbrechen. Die milde Sklaverei im Oriente, selbst der gepeitschte Neger ist der Unterdrückung dieser Proletarier nicht gleichzustellen. Denn das Capital in den Händen eines unersättlichen Heuchlers ist der grausamste Tyrann von allen. Wir müssen die Grundlage, die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand dieser großen englischen Revolution der Neuzeit betrachten.

Dieses versucht Bensen, indem er auf die historische Entwickelung der englischen Staatszustände, insbesondere auf die englische Revolution zurückgeht. Seine Darstellung ist ein Résumé oft behandelter Untersuchungen, und wir gehen um so weniger speciell darauf ein, als wir die historische Grundlage der englischen Gegenwart in d. Bl. schon bei einer andern Gelegenheit, als wir Venedey's vortreffliches Werk über England besprachen, dargestellt haben.*)

Auch die proletarischen und socialen Zustände von Englands Gegenwart haben wir speciell untersucht, als wir Leon Faucher's „England in seinen socialen und commerciellen Institutionen", Engels' „Die Lage der arbeitenden Classen in England" und Kleinschrod's „Der Pauperismus in England" besprochen haben.**) Wir weisen dahin zurück, da Bensen das Material welches er liefert ebenfalls aus diesen Quellen geschöpft hat. Hier nur den Schluß:

> Wie und binnen welcher Zeit der Staat England sich umgestalten werde, läßt sich nicht voraussagen. Nur die Richtung dieser Umwälzung ist gegeben. Es wird nicht mit der gänzlichen Durchführung der Handelsfreiheit (zunächst Zuckerfrage rc.), mit Reformen der Stadt- und Landgemeinden, mit einer neuen Kirchenverfassung, einer Gesetzgebung der Jugenderziehung rc. ausgehen, so nothwendig Dieses auch wäre; sondern eine gänzliche Veränderung der Eigenthumsverhältnisse steht in Aussicht, eine Veränderung von der wir in der neuesten Kornbill einen recht hübschen Anfang gesehen haben. Ob man nun zunächst den Hochmuth und die Reichthümer der Hochkirche angreifen und den Zehnten in Frage stellen wird, ob früher die Sprengung der Majorate und die Zerschlagung der ungeheuern Güter in mäßige Erbpachtungen mit fixirtem Zinse vor sich geht, überhaupt das Einzelne läßt sich nicht bestimmen. Gewiß aber wird bei allen Veränderungen die bewegende Kraft immer mehr von den Proletariern ausgehen, und diese Veränderungen müssen um so schneller und entscheidender eintreten, je mehr diese Proletarier von ihrem Mittelpunkte, den Associationen der Arbeiter aus, sich selbst kennen lernen und über ihre gemeinschaftlichen Interessen sich verständigen. Man wird sehen ob in England eine Demokratie mit socialistischen Grundlagen möglich ist.

---

*) Vergl. den Aufsatz in Nr. 136—143 d. Bl. f. 1846. D. Red.

**) Vergl. Nr. 229—236 d. Bl. f. 1846. D. Red.

Schließlich kommt Bensen denn auch noch auf Deutschlands Gegenwart zu sprechen, aber, wir müssen es offen gestehen, in einer durchaus ungenügenden, dürftigen Weise. Der Doctrinaire in Bensen ist so groß, daß er vergangene Perioden der Geschichte mit großer Sorgfalt und tüchtiger Kenntniß darstellt; für die Periode aber in der wir uns befinden und die sich jeden Tag weiter gestaltet scheint sein Blick nicht auszureichen. Was ist etwa damit gesagt: „daß die gegenwärtigen Zustände Deutschlands auf eine überwältigende Entwickelung der Nationalintelligenz hinweisen"? Und liegt eine Wahrheit darin: „daß unsere Proletarier besonders geneigt sind sich um das Neue welches sich in der Nation gestalten will zu bekümmern"? Bensen steht hier überhaupt auf der Seite des „gesicherten Besitzthums und des hellen Verstandes", welche sich der Mittelstand über die Proletarier bewahren soll, er steht hier auf der Seite unsers bekannten politischen Liberalismus, und so muß denn seine sociale Anschauung sehr getrübt werden. Er bemüht sich „in möglichster Kürze jene theils verderblichen, theils sonderbaren Ideen darzustellen, welche dem Auslande entsprossen die proletarischen Massen berühren".

Als ob da wo ein Proletariat sich bildet oder gar schon vorhanden ist diese Ideen sich nicht eben durch dieses Proletariat selbst ganz natürlich erzeugen, also einheimisch sind, und gar nicht erst aus dem Auslande importirt zu werden brauchen. Das Proletariat eben wird welthistorisch und allgemein, und auch in Deutschland zeigen sich überall die Spuren des wachsenden Proletariats.

Aber einen Nachweis über diese Spuren dieses deutschen Proletariats, über das starke Wachsthum desselben vermissen wir gänzlich bei unserm Geschichtschreiber. So fern liegt ihm gerade Das was ihm am nächsten liegen sollte. Und doch kann ihm weder unbekannt sein, daß in Deutschland das Proletariat fortwährend wächst, noch daß sich allmälig eine tüchtige Literatur über diesen Gegenstand bildet, aus der er wichtige Materialien hätte sammeln können und hätte sammeln müssen, wenn er den Zweck welchen er sich vorgesetzt hat hätte erfüllen wollen. Die politischen Hülfsmittel womit Bensen das deutsche Proletariat curiren möchte halten wir für ziemlich schwach und überflüssig, die andern Mittel können ebenfalls nur als Palliativmittel angesehen werden.

Zunächst hätte er das Terrain des Proletariats in Deutschland möglichst genau, wenigstens so weit die Hülfsmittel reichen, untersuchen müssen; wir wären ihm dafür dankbarer gewesen als für seine politischen Erörterungen und seine wohlgemeinten Vorschläge. Er hat es nicht gethan und wir wollen eine andere Gelegenheit abwarten, wo wir uns speciell mit dem Zustande und dem Wachsthume des deutschen Proletariats, mit den Ursachen und Folgen desselben und mit dem Kampfe gegen dasselbe beschäftigen werden. Möchten wir nach solchen speciellen Untersuchungen dann ebenfalls sagen könnten was Bensen am Schlusse sagt:

Noch ist das Mark im Stamme der deutschen Eiche kernkräftig, und so betrübend, krankhaft auch unsere Zustände zuweilen erscheinen, so ist doch gewiß, daß sie zur Besserung fortschreiten. Die Intelligenz aber wird in Rückwirkung auf die übrigen Organe der Nation diese zur völligen Gesundheit bringen. Dann aber werden die Proletarier fast gänzlich aufhören und deren Reste, die man nur als Denkmäler einer Verdunkelung unsers Vaterlands ansehen wird, werden unschädlich sein.

8.

Der Weltkampf der Deutschen und Slawen seit dem Ende des 5. Jahrhunderts nach christlicher Zeitrechnung, nach seinem Ursprung, Verlauf und nach seinen Folgen dargestellt von M. W. Heffter. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das vorliegende Buch ist schon an sich vermöge seines Charakters und seiner Tendenz geeignet einem Berichterstatter zu historisch-politischen Betrachtungen Veranlassung zu geben; bringt man es nun, wie man nicht anders kann, mit den Ereignissen, Bestrebungen und Zuständen der Gegenwart in Verbindung, so erscheinen jene Betrachtungen als eine unabweisbare Nothwendigkeit selbst in einem Blatte dem die Politik, besonders die des Tages, eigentlich fremd ist. Und in der That ist auch der Gang und gleichsam die Wucht der gegenwärtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des europäischen Völker- und Staatslebens so gewaltig, daß man sich bei der Beurtheilung eines Geschichtswerks welches sich auf Europas Grund und Boden bewegt fast unwillkürlich zu politischen Erörterungen über die Jetztzeit gedrängt sieht.

Die Slawen, deren Name zuerst in den Geschichtsbüchern der Byzantiner seit dem 5. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung vernommen wird, sind nicht erst wie man früher anzunehmen gewohnt war durch die Völkerwanderung nach Europa gleichsam vorwärts geschoben worden, vielmehr gehören sie der uralten europäischen Völkerfamilie an. Obwol kaukasischen Stammes zeigen sie doch ein von den Germanen in Körperbau, Sprache, Verfassungsform und Sitte verschiedenes Wesen. Das Gefühl der Nationalität offenbart sich bei ihnen trotzdem daß sie in eine Menge von Stämmen zerfallen den Deutschen gegenüber, und nimmt bereits im Laufe der ersten Hälfte des Mittelalters gegen die Letztern einen bis zur Erbitterung steigenden feindseligen Charakter an: römisch-katholisches Christenthum und Unterwerfung unter die Deutschen oder wenigstens Abhängigkeit von ihnen ward den Slawen mit dem Schwert in der Hand aufgezwungen bis an die Grenzen, wo die griechische Kirche mit der compacten und zähen Masse ihrer Glaubensbekenner den Lateinern entgegenstand. Versuche den Deutschen ein slawisches Centralreich entgegenzusetzen wurden am Ausgange des 9. Jahrhunderts von Mähren aus und im Anfange des 11. Jahrhunderts von den Polen gemacht; beide Versuche scheiterten. Und es haben auch in der That die Slawen lateinisch-christlichen Glaubensbekenntnisses, wofern man nicht im 13. Jahrhundert die Stellung Ottokar's von Böhmen in diesem Sinne auffassen will, keine neuen Anstrengungen gemacht der deutschen Herrschaft ein nationales Centralreich entgegenzusetzen. Wol aber bildete sich außerhalb des Gesichtskreises und des Machteinflusses der Deutschen im östlichen Hintergrunde der lateinischen Slawen ein griechisch-slawisches Reich, Rußland. Peter der Große brachte dasselbe zum Bewußtsein seiner kirchlich-religiösen und politischen Bedeutsamkeit und Weltbestimmung. Alle seine Nachfolger haben dasselbe treu bewahrt, und die Geistlichkeit im Dienste des Kaiserhauses stehend hat namentlich in neuester Zeit das Ihrige gethan um die Spannkraft des Volks durch jenes Bewußtsein zu beleben. Und seitdem Polen aus der Reihe der Staaten verschwand und Rußland im Vordergrunde der westeuropäischen Mächte erschien, mußten natürlich die von dem slawischen Nationalkörper abgerissenen Glieder, in denen keineswegs, wie man irrthümlich ge-

glaubt hat, alle nationale Lebenskraft erstorben, sondern nur unterdrückt war, sich zu Rußland hingezogen fühlen, zumeist und zuvörderst Diejenigen welchen die religiöse Sympathie inwohnte. Uebrigens unterliegen alle durch Abstammung oder Religion verwandten Völker einem gewissen Attractionsgesetze, alle Völker wollen lieber einem großen und mächtig auftretenden Staatsverbande angehören als einem kleinen und machtlosen, alle Völker besitzen einen gewissen politischen Ehrgeiz: daraus hat die Idee des Panslawismus ihre erste Lebenskraft gesogen. Die slawische Publicistik und Literatur sind für deren Fortbildung und Eindringen in das Volk ununterbrochen und rührig thätig gewesen: die Erscheinungen der Gegenwart beweisen den Erfolg den ihre Thätigkeit und Ausdauer gehabt hat. Plötzlich wie im Mittelalter sehen sich die Deutschen den Slawen als geschlossenes Ganzes wieder gegenüber, aber mit größerer Gefahr als damals, indem die nach Westen hereinragenden Slawen einen festen und starkgerüsteten Haltepunkt im Osten hinter sich haben. Czechen, Slowaken, Serben u. s. w. sind gleichsam nur Ausläufer des großen Centralpunkts, der Russen. Kommt es zum Kampfe und wir siegen, so ist der Erfolg kein anderer als daß wir sie auf ihren Centralpunkt zurückwerfen, der dann gewiß sofort seine ganze Spannkraft entwickeln und aufbieten wird um uns nicht nur zurückzutreiben, sondern um uns des ganzen Gebiets zu berauben das er von jeher als ein Erbthum seines Stammes zu betrachten gewohnt gewesen ist. Siegen wir nicht, so steht ein neuslawisches Reich in Aussicht, das in Verbindung und im Interesse Rußlands Nichts so eifrig betreiben wird als eine immer größere Beschränkung und Abschwächung des Germanenthums. Vor Allem aber muß unsere Aufmerksamkeit auf Oestreich und seine Geschicke gerichtet sein; jede Ablösung einer slawischen Provinz von diesem Staate ist ein gegen Deutschland gerichteter Schlag, und sollte das östreichische Slawenthum gar zu einem Ganzen sich vereinigen, so wäre Dies geradezu für Deutschland eine Frage um Sein oder Nichtsein. Deutschland, das ist unsere feste Ueberzeugung, muß um jeden Preis einen deutschen oder wenigstens mit Deutschland engverbündeten Staat innerhalb des Donaugebiets und des Adriatischen Meers zu erhalten und möglichst stark zu machen suchen. Auch die romanischen Staaten Italien und Frankreich haben in diesem Punkte ein völlig gleiches Interesse mit uns: mit jedem Dorfe das die Slawen von Oestreichs Gebiet abreißen rückt Rußland Italiens Küsten und Frankreichs Grenzen näher. Wol mag Frankreich eine Schwächung Oestreichs im Sinne der alten Politik Frankreichs wünschen, aber so kurzsichtig ist es gewiß nicht um sich über den möglichen Untergang des Staats der Habsburger zu freuen. Ja, wir glauben, Frankreich wird es seinem Interesse gemäß finden müssen sich mit Deutschland zu verbinden um Oestreich zu retten, wenn der slawische Feind dessen Untergang beabsichtigen sollte. Und wir könnten dann leicht das eigene Schauspiel auf dem Gebiete der Politik erleben, als neuen Beweis wie Alles neu geworden sei, daß alte Feinde sich verbänden um einen alten Feind zu retten; England würde sich voraussichtlich zu jenem Zwecke als Verbündeter an Frankreich anschließen.

Fragen wir, was augenblicklich, wie die Sachen jetzt noch stehen, zu thun sein möchte, so glauben wir Folgendes. Wir müssen vor allen Slawen die Böhmen zu gewinnen, über ihre Interessen und über ihre künftige Stellung zu uns aufzuklären suchen. Drohungen halten wir zur Zeit für ebenso unklug als thöricht. Wir müssen ihnen Gerechtigkeit zusichern und von Oestreich gewissenhaft zu erwirken bemüht sein. Sodann dürfen wir Ungarns Anerbietungen und seinen Entschluß die beiderseitigen Interessen zu vereinbaren nicht von der Hand weisen. Schon deshalb nicht, weil Ungarns Land und natürliche Lage schon an sich für uns eine große Wichtigkeit haben; aber darum besonders am allerwenigsten, weil im gefährlichsten Falle Ungarn eine nicht zu verachtende Macht gegen den Slawismus ist, und wenn die Sachen aufs Aeußerste kommen sollten, einen Mittelpunkt für eine Rehabilitirung der östreichischen Macht abgeben könnte. Denn das weltberühmte Moriamur pro rege nostro! wäre dann sozusagen zu ihrem häuslichen Bestehen, für ihren eigenen Herd und Hof eine unabweisbare Nothwendigkeit; die Slawen sind noch nicht gemeint gewesen den Ungarn ihren Landbesitz unter dem Rechtstitel der Verjährung als Eigenthum zuzusprechen. Und mehr als je sind sie geneigt von ihren Bergen herab den Magyaren ihre fruchtbaren Ebenen streitig zu machen.

Fragen wir endlich, ob die Deutschen den Slawen immer haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder ob nicht vielmehr noch manches Unrecht wieder gut zu machen sei, so kann allerdings ein unparteiisches Urtheil nicht in Abrede stellen, daß sowol die Politik als die Geschichtschreibung fast Hand in Hand gegangen sind um den Slawen zu zeigen, daß sie, um mit Klemm's Princip der Völkereintheilung zu reden, mehr zu den passiven als zu den activen Völkern zu rechnen seien. Die neueste Geschichtschreibung der Slawen, welche mit Glück und Gelehrsamkeit von den Nationalen in die Hände genommen worden ist, hat mit Leidenschaftlichkeit, ja mit einer gewissen Erbitterung gegen diese Behauptung sich erhoben, und an den Urhebern dieser Behauptung dadurch Rache zu nehmen gesucht, daß sie dieselben auf alle Weise als Unterdrücker des slawischen Volks darstellt, und selbst den deutschen Geschichtschreibern des Mittelalters die größte Parteilichkeit zur Last legt, kurz, die slawischen Historiker sind bemüht gewesen den verhaltenen Ingrimm ihres Volks gegen die Deutschen aufzustacheln, und ihm namentlich den Irrthum zu benehmen, daß es durch sich selbst Nichts zu sein vermöge, und was es in geistiger Beziehung geworden sei lediglich den Deutschen verdanke. Sie meinen, die Zeit werde kommen, oder sei vielmehr jetzt schon im Anzuge begriffen, der Welt zu offenbaren, was sie durch sich selbst vermöchten, und was sie vermocht haben würden wenn die deutsche Unterdrückung nicht über sie gekommen wäre. Daß die Forschungen der Slawen den deutschen Gelehrten manchen Vortheil gebracht, daß sie manches Dunkel aufgehellt und manches falsche Urtheil beseitigt haben, ist unbestreitbar, und ein Geschichtswerk wie es Gebhardi u. A. über die Slawen geliefert haben möchte gegenwärtig von keinem deutschen Sachkundigen gebilligt werden. Sehen wir nun, in welchem Verhältnisse das vorliegende deutsche Geschichtsbuch zu dem gegenwärtigen Stande der Forschung und des Urtheils über das Slawenthum sich befindet.

Im Allgemeinen erkennt man deutlich, wie auch aus einzelnen Aeußerungen des Verf. hervorgeht, daß das vorliegende Buch eine Antwort auf die Angriffe slawischer Historiker sein soll. Der Verf. stellt sich auf den patriotischen Standpunkt; er bekämpft mit seinem Patriotismus den der Slawen, und sucht, wie diese ihr Volk für ihre Sache zu gewinnen streben, so seine Stammgenossen für die seinige zu gewinnen. Daher anstatt der Vorrede folgende Ansprache an das deutsche Volk:

„Dir, mein deutsches Volk, sei die gegenwärtige Darstellung gewidmet. Sie sei dir 1) ein Spiegel deiner Ehren, in welchem du erkennst was deine Ahnen in vergangenen Zeiten vermocht, gethan, ausgeführt haben, ebenso durch die Kraft ihres Armes wie durch ihre überwiegende Rührigkeit, Intelligenz, Bildung. 2) Ein Spiegel deines Rechts, mit welchem du bis auf diese Stunde deine Obmacht handhabest über einen ziemlich großen Theil ursprünglich slawischer Länder und ihrer slawischen Bewohner. 3) Ein Spiegel des Trostes, indem du hier im Norden und Osten deiner Wohnsitze wieder gewonnen siehst was eine schlaffe oder selbstsüchtige Politik deiner eigenen oder fremder Fürsten dir im Laufe vergangener Zeiten im Westen abspenstig oder abwendig gemacht hat. 4) Ein Spiegel deiner Zukunft, damit du daraus lernst wie du überhaupt mit deinen Gegnern zu verfahren habest um sie zu überwinden: mit Ehrlichkeit und Biederkeit zwar, wie es dir wohl ansteht, aber nicht zu langmüthig, nicht zu lasch, nicht zu vertrauungsvoll-nachsichtig und gütig, sondern mit weiser, kluger, gerechter, strenger, rascher Energie und fortschreitend insonderheit in deiner allseitigen Thätigkeit, Geschicklichkeit, Intelligenz

und moralischen Haltung, durch welche Tugenden du dir deinen gegenwärtigen Platz auf der Scala der Völker errungen hast, und dich auf demselben fortan nur behaupten, ja, vielleicht selbst einmal wieder diejenige Höhe erreichen kannst die du unter einem Otto dem Großen verlebt, wo dir an Macht und Ansehen kein Volk Europas gleichkam."

Wir haben gegen den Patriotismus des Verf. an sich gar Nichts einzuwenden, ebenso wenig als gegen das Bestreben durch geschichtliche Darlegungen patriotische Gefühle im Volke zu erwecken oder wach zu halten. Auch wollen wir mit dem Verf. über einzelne Aussprüche die im Vorstehenden enthalten sind nicht rechten — denn in der That lassen dieselben eine Verschiedenheit der Beurtheilung zu, wie einsichtige und aufmerksame Leser sofort selbst erkennen werden —, wir wollen vielmehr unsere Aufmerksamkeit auf die Frage richten: ob der Verf. zwischen seinem Patriotismus und den unabweisbaren Gerechtigkeitsfoderungen der Geschichte eine befriedigende Vermittelung aufzustellen und festzuhalten vermocht hat. Nach unserer Ueberzeugung ist ihm Dies nicht gelungen. An seinem Willen möglichst gerecht zu sein zu zweifeln, liegt kein genügender Grund vor, auch verwahrt er sich ausdrücklich gegen den Verdacht absichtlicher Parteinahme. Aber wir müssen auch geradezu den Zweifel aussprechen, ob der Verf. vermöge des Standpunkts auf den er sich gestellt zu jener von der Geschichte gebotenen Vermittelung habe gelangen können. Die Slawen, behaupten wir, sind an sich um Nichts schlechter und nicht minder bildungsfähig als die Deutschen. Allein 1) waren die Letztern die Erben der römischen Bildung entweder unmittelbar auf römischem Grund und Boden oder doch wenigstens an den unmittelbaren Grenzen des Römerreichs; die Slawen hatten kein altes Culturland inne. 2) Die Deutschen wurden um mehre Jahrhunderte früher Christen als die Slawen, und zwar römisch-katholische Christen, und der römische Katholicismus besitzt unbestreitbar ein viel rührigeres und die Bildung mehr beförderndes Lebensprincip als der griechische, dem doch die Hauptmasse des slawischen Volks angehört. 3) Die Slawenstaaten, so viel sich deren in der Nähe der Deutschen zu gestalten und zu entwickeln anfingen, sind von den Letztern theils völlig besiegt, theils wenigstens in ihrer nationalen Entwickelung beschränkt worden, und ganz natürlich. Denn es war eine Lebensfrage für die Deutschen, daß sich kein mächtiger Slawenstaat an ihren Grenzen zum Halt- und Mittelpunkte für ihre Erbfeinde heranbilde. Somit läßt sich wohl erklären wie die Slawen in staatlicher und geistiger Beziehung hinter den Deutschen zurückgeblieben sind, aber nicht behaupten, daß sie politisch und geistig unfähiger seien als diese. Dagegen muß jeder Unparteiische zugestehen, daß die Slawen der deutschen Bildung sehr viel verdanken, daß vorzugsweise die westlichen Stämme derselben durch diese ihren Antheil an der altrömischen Culturerbschaft erst erhalten, ja ihre fähigern Geister dadurch die Mittel in die Hände bekommen haben ihre Stammgenossen aufzuklären und für Besseres empfänglich zu machen. Daß aber die slawischen Wortführer diese Wahrheit zum Theil in Abrede stellen, der Eine und der Andere sogar das Verhältniß hat umdrehen wollen, darin liegt eine Undankbarkeit, wenn man sich mild ausdrücken will, deren Grund wir nicht in Kurzsichtigkeit, sondern nur in nationaler Antipathie suchen dürfen. Ein Buch freilich wie das des Verf. ist kann nicht dazu beitragen die ohnehin erhitzten und erbitterten Gemüther zu versöhnen und überzeugend zu belehren, es liegt in demselben beiweitem mehr Herausfoderung als Ueberzeugungskraft; es ist viel eher geeignet die alte Wunde aufzureißen und recht schmerzhaft zu machen als eine Vernarbung zu befördern, die rücksichtlich der Westslawen den Deutschen wünschenswerth erscheinen muß.

Doch können wir nicht umhin des Verf. Buch von einer andern Seite betrachtet zu empfehlen. Es erzählt ausführlicher als in den deutschen Geschichtswerken zu geschehen pflegt, und zwar nach den besten Hülfsmitteln, hier und da auch nach Quellen, die Kämpfe der Deutschen mit den Slawen, sodaß es namentlich bei Vorträgen über das deutsche Mittelalter ganz gut zu gebrauchen ist. Die Darstellungsweise ist lebendig, anziehend und klar; der Leser wird nicht leicht ermüdet. Die Eintheilung in Perioden gibt dem Ganzen Uebersichtlichkeit und die Möglichkeit Thatsachen von denen man sich unterrichten will mit Leichtigkeit aufzufinden, sodaß auch die Mindergeübten ohne Schwierigkeit sich zu orientiren vermögen. Zum Schlusse wollen wir nur noch bemerken, daß der slawischen Bewohner Europas nicht wie der Verf. angibt 56 Millionen, sondern wenigstens 70 Millionen sind.

K. Zimmer.

Bibliographie.

Arno, L., Gebirgsklänge. Gedichte und Prosa. Leipzig, Klinkhardt. 8. 10 Ngr.

Bernd, C. S. T., Die drei deutschen Farben und ein deutsches Wappen, eine geschichtlich-wappenwissenschaftliche Untersuchung, und ein darauf gegründeter Vorschlag. Mit 1 Tafel. Bonn, Weber. 12. 10 Ngr.

Cantu, Allgemeine Weltgeschichte. Nach der 7ten Originalausgabe für das katholische Deutschland bearbeitet von M. Brühl. 1ste Lieferung. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Heimbach, C. W. E., Andeutungen über eine allgemeine deutsche Civilgesetzgebung. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 15 Ngr.

Republikanisches Liederbuch, herausgegeben von H. Rollett. Leipzig, Naumburg. 16. 10 Ngr.

Ney, Selbst das Latein eines Eichstädt als „Jargon" nachgewiesen. Leipzig, Arnold. Br. gr. 8. 4 Ngr.

Rank, J., Eine Mutter vom Lande. Erzählung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schrader, A., Der Graf von Lalli-Tollendal. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., „Geh mit uns nicht ins Gericht." Predigt gehalten am Bußtage 1848 zu Halle. Halle, Mühlmann. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bulle, A. C., Die Reorganisation der Volksschule. Eine Denkschrift der Hohen constituirenden National-Versammlung in Berlin überreicht von den Volkslehrern der Kreise Minden, Herford, Bielefeld, Halle und Wiedenbrück im Regierungs-Bezirk Minden. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Dittmar, Louise, Brutus-Michel. 2te vermehrte Auflage. Darmstadt, Leske. 12. 2 Ngr.

Entwurf einer Presbyterial- und Synodal-Ordnung für die evangelische Kirche von Württemberg. Von der Synode im J. 1845 beantragt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Ngr.

Goßler, A., Die Verfassungsfrage. Breslau, F. Aderholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Janke, C. A., Mein Bekenntniß oder die Abschaffung der Pfaffenthümer. Graudenz, Gaebel. Gr. 8. 6 Ngr.

Motzkus, F., Das Preußische Beamtenwesen in seinen bisherigen Mängeln und die nothwendige Reorganisation desselben, vom praktischen Standpunkte aus. Potsdam, Riegel. 8. 6 Ngr.

Rintel, N. C. G., Ueber Errichtung einer deutschen Seemacht. Breslau, F. Aderholz. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Johannes Rösing vor Gericht. 2te Auflage. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Amalia Stubenrauch, die würtembergische Lola Montez. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 5 Ngr.

Trendelenburg, A., Eine Kammer oder zwei? und von welcher Art? Nachträgliches Wort eines Wahlmannes. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 3 Ngr.

Einige Worte über Sachsens Wälder. Geschrieben im Mai 1848. Leipzig, Arnold. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 203. —— 21. Juli 1848.

Zur Diätetik.

1. Zehn Gebote der Diätetik, aufgestellt von Johann Christian Gottfried Jörg. Leipzig, Brockhaus. 1847. 8. 1 Thlr.
2. Die Pflege des menschlichen Körpers, eine allgemeine Diätetik für Laien, von Alexander Göschen. Leipzig, B. Tauchnitz. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Wunsch seinen Körper gesund und kräftig zu erhalten ist ein so allgemein verbreiteter, und mit dem jedem Menschen eingeborenen Erhaltungstrieb so enge verbunden, daß man wähnen sollte, alle Menschen müßten mit zunehmender Erkenntniß, und mit wachsender Einsicht in die Verhältnisse in welchen sie zu der sie umgebenden und auf sie influirenden Natur stehen, der Erfüllung dieses Wunsches immer eifriger nachzustreben, den Werth der Gesundheit und des Wohlseins immer mehr anzuerkennen und die Mittel zu ihrer Erhaltung aufzufinden suchen. Es bedarf jedoch nur geringer Lebenserfahrungen um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Dem nicht so sei. Zwar ist der Wunsch sich dieses köstliche Gut zu bewahren von Erschaffung der Welt bis auf den heutigen Tag immer der gleiche geblieben, aber in der Wahl der Mittel zu seiner Verwirklichung scheinen die Fortschritte zum Bessern kaum merklich, wenn überhaupt von solchen gesprochen werden kann.

Das was hier vor Allem noth thut, eine den Gesetzen der Lebenserhaltungskunst und Gesundheit angemessene Lebensweise — das einzige Mittel sich gegen Krankheit und frühen Tod zu schützen —, verschmäht die Mehrzahl der Menschen, theils weil es ihnen an hinreichender Willenskraft gebricht ihren sinnlichen Begierden zu entsagen, theils weil sie sich aus dem Conflict in welchen die Gebote der Diätetik mit ihren täglichen Lebensverhältnissen gerathen nicht herauszureißen vermögen. Vergebens ruft die Stimme der Natur, vergebens rufen die Aerzte dem Menschen zu sich nicht den Magen mit zu vielen und unverdaulichen Speisen zu überladen, sich nicht dem Genusse spirituöser und berauschender Getränke zu ergeben, dem übermäßigen Geschlechtsgenuß zu entsagen, sich nicht dem Müßiggange hinzugeben, und dagegen seine geistigen und körperlichen Kräfte auszubilden u. s. w. Er will und kann es nicht, weil dazu ein Grad von Selbstbeherrschung gehört, an die er entweder von Jugend an nicht gewöhnt ist, oder die er sich aufzulegen nicht die erfoderliche Willenskraft besitzt. Vergebens ruft die Stimme der Pflicht, rufen die Aerzte, nicht aus Nacht Tag zu machen, und dem Körper zur angemessenen Zeit die nöthige Ruhe zu gönnen; nach vollbrachter Arbeit sich zweckmäßige Bewegung in freier Luft zu verschaffen; den Geist nicht durch übermäßige Anstrengung zu ermüden; das verderbliche Spiel zu meiden; vergebens mahnen sie die weibliche Jugend ihren Körper nicht in zu enge Kleider zu pressen und dadurch seine freie Entwickelung zu stören; sich nicht in zu leichter Bekleidung den Witterungseinflüssen preiszugeben; dem unmäßigen Tanz und der verweichlichenden Romanenlecture zu entsagen u. s. w. Das Alles wollen und können sie nicht, denn die Foderungen der Convenienz, der Mode, der gesellschaftlichen Verhältnisse u. s. w. übertäuben alle Stimmen der Pflicht. Ja, die meisten Menschen leben unter solchen ihrer Gesundheit nachtheiligen Einflüssen, ohne es nur zu wissen, ohne nur zu ahnen, daß sie durch ihre unzweckmäßige Lebensweise ihrem Körper schaden, worin sie noch dadurch bestärkt werden, daß nicht selten ihre Gesundheit trotz aller schädlichen Einwirkungen ungestört bleibt. Selbst dann noch, wenn diese den Nachtheilen einer verkehrten Lebensweise nicht mehr länger zu widerstehen vermag, und sich die Vorläufer der Krankheit einzustellen pflegen, suchen sie den eigentlichen Grund davon nicht da wo sie ihn suchen sollten, sondern in zufälligen Veranlassungen, und wenden sich nicht an Aerzte, denen es doch oft leicht werden würde beginnende und kleine Uebel in der Geburt zu ersticken, sondern geben irgend einem aus der Luft gegriffenen Rathe eines Laien Gehör, oder suchen sich auf eigene Faust durch irgend ein Hausmittel oder anderes ihnen einmal durch Hörensagen zugekommenes Mittel zu helfen. In der That gibt es viele Menschen welche eine wahre Abneigung haben in vorkommenden Krankheitsfällen Aerzte zu Rathe zu ziehen, entweder weil sie überhaupt eine sehr geringe Meinung von der Arzneikunst hegen, oder weil ihnen die Persönlichkeit eines oder des andern Arztes nicht zusagt, oder weil sie gern die paar Thaler sparen möchten die sie dem Arzte und dem Apotheker zu geben haben, oder aber, weil sie fürchten durch die Gebote und Verbote des Arztes in ihrer gewohnten

Lebensweise beschränkt zu werden. Dabei bleiben sie denn nun nicht allein bei ihrer alten verkehrten Lebensordnung, sondern glauben durch den fortgesetzten Gebrauch von Lebenselixiren, abführenden Pillen, Mineralwässern u. dgl. vorhandener Kränklichkeit abzuhelfen, oder dieselbe von sich abzuhalten. So verstreicht die Zeit in der durch zweckmäßige ärztliche Hülfe der Entstehung bedeutenderer Uebel vorgebeugt werden könnte, und so bilden sich allmälig krankhafte Zustände die selbst durch die sorgsamste und umsichtigste Behandlung von Seite des Arztes nicht wieder gehoben werden können, ja, so weckt mancher gesunde Mensch, anstatt Leben und Gesundheit zu erhalten, Krankheitsanlagen und Krankheiten von denen er ohne dieses Selbstcuriren für immer verschont geblieben wäre.

So steht es um die arme Diätetik in unserer erleuchteten und in allen Zweigen des Wissens vorgeschrittenen Zeit in den höhern Ständen. In den niedern ist mit dem Worte auch die Sache unbekannt; die gebieterische Noth kennt kein Gebot, und fragt nicht was dem Menschen zur Bewahrung und zum Schutze seiner Gesundheit nöthig ist, sondern weist ihn nur zur Beschaffung der nöthigen Mittel zur Fristung des Lebens hin, so wenig auch diese den Geboten der Diätetik angemessen sein mögen.

Man kann den Aerzten nicht den Vorwurf machen, daß sie sich bei dieser Lage der Sache passiv verhalten, und nicht durch Wort und Schrift dahin zu wirken gesucht hätten die Menschen über die zur Erhaltung ihrer Gesundheit erfoderlichen Mittel aufzuklären, sie auf die dazu nöthigen Abänderungen in der Lebensweise hinzuweisen, und herrschenden Vorurtheilen und Misbräuchen entgegenzutreten. Namentlich hat man schon vor längerer Zeit sich bemüht in populairen Schriften, unter denen sich mehre sehr zweckmäßige befinden, den Grundsätzen einer angemessenen Diätetik eine weitere Verbreitung zu verschaffen, und das nichtärztliche Publicum über die nöthigsten Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens zu belehren. Leider hat sich aber auch in diesen Zweig populairer Schriftstellerei manches Unbrauchbare, Unnütze, ja Schädliche eingeschlichen. Man blieb nicht dabei stehen zweckmäßige Anweisungen zur Gesundheitspflege zu geben, sondern man schweifte unberufenerweise in das Gebiet der Medicin hinüber, und zog eine Menge Gegenstände in den Kreis der Diätetik herein, wozu dem Laien das Verständniß fehlte, und wodurch man ihn zur Quacksalberei verleitete. Es erschienen und erscheinen noch täglich eine Menge solcher Schriften welche nicht allein Anleitungen zur Selbstbehandlung fast aller Krankheiten enthalten, sondern auch Anweisung zur Erkenntniß und Behandlung besonderer Krankheitsformen, als Lungensucht, Skropheln, Syphilis u. s. w., ertheilen, welche Recepte verbreiten, Geheimmittel anpreisen u. dgl. m. Gerade aber solche Schriften sind es die, wie ihr häufiger Vertrieb zeigt, von Laien gern gelesen und benutzt werden, aber eben deshalb auch den meisten Nachtheil für das öffentliche Gesundheitswohl zur Folge haben. Obschon sich jeder gebildete und rechtschaffene Arzt schämen würde sich zur Abfassung eines solchen Buchs herzugeben, und die meisten solcher Schriften von obscuren oder solchen Verfassern abstammen denen dergleichen Schriftstellerei als Erwerbszweig dienen muß, so hindert Dies doch viele Laien nicht begierig danach zu greifen, ohne sich weiter um die Vaterschaft zu bekümmern.

Wenn man dieses zweck- und planlose Treiben der Menschen, sich theils von allen vernünftigen und zweckmäßigen ärztlichen Vorschriften zu einer geregelten und mit den Gesetzen der Wissenschaft übereinstimmenden Lebensweise abzuwenden, theils sich selbst dergleichen Gesetze zu geben, und selbst das mit so unendlichen Schwierigkeiten zu erringende Geschäft des Arztes zu übernehmen vor Augen sieht, so sollte man kaum glauben, daß noch Aerzte hinreichende Lust und Beruf in sich finden könnten zu dem Publicum über dergleichen Dinge zu reden, und die Hoffnung unterhielten der Wahrheit Eingang und Geltung zu verschaffen. In der That ist es schwer, da wo so viel Unkraut sich eingenistet ein Fleckchen zu finden wo man noch ein nützliches Pflänzchen aufzubringen hoffen darf.

Inzwischen gehört es einmal mit zu dem Berufe des Arztes in seinem praktischen Wirkungskreise gegen so mannichfaltige Misbräuche und Thorheiten der Menschen ankämpfen zu müssen, wenn er seinen Zweck, ihre Gesundheit zu erhalten und wiederherzustellen, erreichen will, daß er auch das Mittel durch schriftliche Belehrung den bestehenden Vorurtheilen und der Gesundheit nachtheiligen Einwirkungen, insoweit sie von einer unzweckmäßigen Lebensweise abhängen, entgegenzuwirken, nicht verschmähen darf, ja es gehört zu den Pflichten seines Berufs darauf bezügliche Wahrheiten möglichst zu verbreiten, wenn sie auch nur bei Wenigen ein williges Gehör finden.

Obschon wir nun an dergleichen diätetischen Schriften keinen Mangel haben, so sind doch nur wenige darunter die ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Die einen geben zu viel, die andern zu wenig, vorzüglich aber gebricht es manchen, wenn ihnen auch sonst die Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden kann, an der erfoderlichen Methode des Vortrags, um sich bei Laien Eingang zu verschaffen, und es ist in der That nicht leicht wissenschaftliche Gegenstände dem nichtärztlichen Publicum mundrecht zu machen, ohne dabei den wissenschaftlichen Boden zu verlieren.

Dazu kommt noch, daß die Wissenschaft täglich weiter schreitet, und sich die Ansichten der Aerzte ändern und berichtigen; daß mit fortschreitender Cultur auch die Lebensweise der Menschen wechselt, Misbräuche und üble Gewohnheiten verschwinden und andere dagegen auftauchen, und so auch Modificationen in dem Gebiete der Diätetik nothwendig machen; daß endlich ein Theil unserer diätetischen Schriften veraltet und in einer Sprache geschrieben ist welche dem heutigen Publicum nicht mehr zusagt. Gründe genug welche die Erscheinung neuer den gleichen Gegenstand betreffender Schriften entschuldigen und rechtfertigen. Unter den neuern Werken dieser Art

zeichnen sich aber die Eingangs genannten, sowol was den Inhalt als was den Vortrag betrifft, auf eine vortheilhafte Weise aus, und es ist zum Wohl der Menschheit zu wünschen, daß sie in recht viele Hände kommen, und die darin enthaltenen Lebensregeln allgemeine Beherzigung finden mögen. Sie halten sich beide fern von allen nicht in das Gebiet der Diätetik gehörenden Nebendingen und Uebergriffen in die eigentliche Medicin, indem sie immer nur das nichtärztliche Publicum und Das was durch eine vernünftige Gesundheitspflege zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens geschehen, aber auch von jedem gebildeten Menschen eingesehen und verstanden werden kann, im Auge behalten.

Besonders müssen wir es dem im Fache der Gynäkologie ausgezeichneten Verf. von Nr. 1 Dank wissen, daß er seine reichen ärztlichen Kenntnisse und Lebenserfahrungen dazu benutzt hat auf Das hinzuweisen was vor Allem noth thut sich das edle Gut der Gesundheit zu bewahren, und daß er Dies auf so ansprechende, klare, allgemein verständliche und einfache Weise gethan hat. In der That enthalten seine „Zehn Gebote der Diätetik" Alles was dem Laien zu wissen nöthig ist um jenen Zweck zu erreichen; sie sind der Inbegriff aller der nützlichen Lebensregeln die der Mensch täglich vor Augen haben muß um seinen Körper gesund zu erhalten, und zugleich ein Spiegel für alle Diejenigen die sich von dem wahren Wege zu diesem Ziele zu gelangen entfernt haben, und die Genüsse der Welt und die Verirrungen und nachtheiligen Gewohnheiten in die sie das gewöhnliche Treiben der Menschen verstrickt höher halten als ihre Gesundheit. Wir wünschten nur, daß dem Verf., wie einst dem Gesetzgeber auf Sinai, Donner, Blitz und Posaunenschall zu Gebote ständen um seinen Gesetzen Nachdruck zu geben, und fürchten, die Mehrzahl der Menschen werde, gleich den Israeliten, ihren goldenen Kälbern opfern nach wie vor.

Die „Zehn Gebote der Diätetik" die der Verf. hier aufzustellen und zu commentiren unternommen hat will er nicht blos als das Werk der Arzneiwissenschaft und der Aerzte betrachtet wissen, sondern als Vorschriften der natürlichen aus dem Innern des Menschen ohne sein Zuthun aufsteigenden Triebe und Gefühle, welche mit den Verordnungen der Moral gleiche Geltung haben. Diese Triebe und Gefühle sind Stimmen der Natur, welche nur zum Vortheile Derer erhoben werden aus welchen sie sprechen, und daher auch jedem Individuum die Verbindlichkeit auflegen ihnen Folge zu leisten. Es gereicht aber dieser Schrift zum besondern Verdienste, daß sie diese Ansicht durchgehends festhält, und daher nicht sowol als eine ärztliche Diätetik sich ausweist, sondern als eine solche wie sie jeder Mensch bei einigem Nachdenken in sich selbst findet und aus sich entwickeln kann. Freilich muß dabei vorausgesetzt werden, daß Dies auf eine naturgemäße und nicht durch vorgefaßte Meinungen getrübte Weise geschehe, daß der Mensch die in ihn zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens gelegten Triebe und Gefühle richtig zu würdigen und zu beachten verstehe; denn allerdings liegt in jedem Menschen das Gefühl die seinem Körper angemessenen Bedürfnisse zu befriedigen, das Unangemessene und Schädliche aber zu meiden. Indessen reicht diese innere Stimme doch nicht in allen Fällen zu sich vor Nachtheilen zu schützen, und es ist deshalb nöthig, daß er noch die Stimme der Vernunft zu Rathe ziehe, und Das was sich in dieser Beziehung durch Nachdenken und Erfahrung als das Angemessenste herausgestellt hat benutze. Denn Manches was der Gesundheit nachtheilig ist und von dem Menschen gemieden werden muß hat sich erst im Verlauf der Zeiten und auf wissenschaftlichem Wege ergeben, wie z. B. die Nachtheile mancher Gifte, mancher tödtlicher Gasarten u. s. w. Eben deshalb kann man aber auch der Behauptung des Verf., es sei ein Wahn, daß die Vorschriften für ein naturgemäßes Leben von dem jedesmaligen Standpunkte der Arzneiwissenschaft oder von herrschenden Theorien und Curmethoden der Heilkundigen ausgingen, und deswegen ungleich und voneinander abweichend sein könnten, nicht unbedingt beitreten; denn wenn auch manche Gebote für eine angemessene Lebensordnung durch keine medicinische Theorie umgeworfen werden können, so läßt sich doch ebenso wenig verkennen, daß tiefere Einsicht in die Natur des Menschen und die auf ihn einwirkenden äußern Einflüsse auch auf das Gebiet der Diätetik fördernd einwirken müsse. Nur gilt es freilich auch hier, gegen falsche und mit dem natürlichen Gange der Dinge in Widerspruch stehende Theorien und Ansichten, wie sie leider die Wissenschaft so oft über Nacht entstehen gesehen hat, und sich oft hat aufdringen lassen müssen, auf seiner Hut zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Polengräber von Wenzeslav March. Leipzig, Thomas. 1848. 8. 24 Ngr.
2. Ernste Geschichten. Vom Verfasser der „Polengräber". Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1848. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vorstehende Bände eignen sich um so mehr zu einer Zusammenstellung, als sie nicht allein einen und denselben Verfasser haben, sondern auch rücksichtlich ihres Zwecks ein gleiches Ziel verfolgen. In den „Polengräbern" soll der freie Geist der Poesie, der sich selbst Gesetz ist, nach des Verf. Absicht Gemälde aus den Schicksalen des unglücklichen Heldenvolks der Neuzeit ins Leben rufen; in den „Ernsten Geschichten" will er „in unsern Tagen unberechenbarer Bewegung die Gemüther mit heilsamem Entsetzen erfüllen und Entschlüsse von Besonnenheit, Rechtsgefühl und Hochherzigkeit hervorrufen". Es ist ein gleiches Ziel dem der Verf. nachstrebt, so verschieden dies in beiden Büchern auch auf den ersten Anblick erscheinen mag. In den „Polengräbern" zeigt er uns wie eine gährende Masse irregeleitet nach oben sich wendet, und an den Gliedern einer Familie sich versündigt die früher Gut und Blut, selbst ihr Vaterland verloren hatte um die Freiheit ihres Volks sich zu erkämpfen. Die historische Grundlage bildet hierzu der Aufstand Polens 1830 und die letzte krakauer Revolution und die damit verbundenen Vorgänge in Galizien. In den „Ernsten Geschichten" führt er uns verschiedene Scenen des Despotismus und der gewaltsamen Unterdrückung der Freiheit von obenher

vor; den ersten Band füllt die Erzählung „Ein asiatischer König und seine Nächte", der zweite enthält „Die Schaffote und der Schweißhund". Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß den „Polengräbern" die eigentliche künstlerische Einheit fehlt. Die Erzählung zerfällt vielmehr in einzelne Bilder und Scenen die Jahre lang auseinanderliegen und die nur mühsam durch historische Notizen zusammengefügt werden; auch läßt sich nicht verkennen, daß die Farben der Gemälde oft zu verblaßt und verwischt erscheinen, als daß die Gestalten lebendig und kräftig heraustreten könnten. Die Wahrheit des historischen Gemäldes wird nicht durch einfaches Aneinanderreihen verschiedener wirklicher Ereignisse erzielt, deren Schilderung dem Verf. sogar hier und da ganz gelungen ist, sondern nur durch ein tieferes Eingehen auf die Idee selbst welche diesen Einzelheiten zu Grunde liegt, durch ein Erfassen des innern Zusammenhangs welches das Unwesentliche, Zufällige absonderte und nur die prägnanten Momente hervortreten läßt. So vermissen wir bei den Schilderungen der galizischen Greuelthaten der Bauern gegen den Adel durchaus jede Andeutung wodurch die armen Unglückseligen zu solchen Thaten hingetrieben wurden; wir sehen in ihnen nur Banditen, Räuber, Mörder, Todtschläger, und doch weiß Jeder der die Geschichte Polens kennt, wie viel der Adel selbst an solchen Scenen verschuldet hat. Wenn der Poet sich auch schaudernd von solchen Greueln abwendet, so wird er doch ein unbedingtes Verdammungsurtheil nun und nimmer auszusprechen im Stande sein, da es einmal der Gang der Weltgeschichte ist, deren Räder oft über Menschenleichen rollen, daß der Druck den Gegendruck nothwendig erzeugt. Anders verhält es sich hierin mit den „Ernsten Geschichten". Hier ist mehr Plan, mehr Leben und lebendige Farbe. In der Erzählung „Ein asiatischer König und seine Nächte" erhalten wir ein Bild Rußlands, wo der Despotismus mit eiserner Consequenz, mit Erniedrigung des geistigen Elements im Menschen, mit Misachtung jeglicher Bestrebungen die dem absoluten Willen entgegenstehen seine Zwecke verfolgt. Der Verf. läßt uns die Nächte und die Gespräche des asiatischen Königs belauschen, der ohne Befriedigung und Ruhe gegen die Civilisation des Westens ankämpft und sie dennoch nicht los werden kann. Diese einzelnen Scenen sind mitunter trefflich gedacht und geschildert und enthüllen die geheimen Triebfedern einer russischen Seele. „Höre mich an, Schönhirsch", sagt in einer solchen Nacht der asiatische König zu seinem Arzte, „der Mensch ist eine bösartige, eigensinnige Creatur. Er widerstrebt mit thierischer Unverbesserlichkeit allen Anordnungen zu seinem Heile; so viele Köpfe so viele Aufrührer, deshalb verachte ich die Menschen und liebe nur die Russen. Die echten Russen werden an mir stets ihren Vater haben!" Besonders möchten wir aber den Leser auf die erste Erzählung des zweiten Bandes aufmerksam machen, wo der Verf. die Bestrebungen Englands bis zum Auftreten Cromwell's an einzelnen Gestalten lebendig darstellt und darin die Geschichte Buckingham's, Pym's, Strafford's und der Gräfin Lucy Carlisle auf recht interessante Weise verwebt hat. 11.

Zur polnischen Literatur.

1. Żacy Krakowscy w r. 1549. Prosta kronika spisana przez *J. J. Kraszewskiego*. Lemberg.

Die Chronik von Orzechowski erzählt von einem im Jahre 1549 stattgefundenen solennen Auszuge der Studirenden aus Krakau. Die Veranlassung zu demselben gab die öffentliche Beschimpfung eines Mädchens von Seiten der Studenten, welche ein Handgemenge zwischen diesen und den Dienern eines Geistlichen die sich der Beschimpften annahmen zur Folge hatte, und mehren Studenten das Leben kostete. Als die Studenten trotzig Bestrafung des bei dem Vorfalle ganz unbetheiligten Geistlichen selbst foderten, sie aber weder bei dem Bischofe von Krakau Maciejowski noch bei dem Könige Sigismund August erlangen konnten, zogen sie in Masse aus der Hauptstadt, was nicht nur von Einfluß auf die Verhältnisse der Universität, sondern auch insofern von Bedeutung war, als Viele der Ausgewanderten später, nachdem sie in der Fremde die Glaubenslehren der Reformation eingesogen hatten, wieder heimkehrten und so zur Verbreitung der Reformation in Polen beitrugen. Kraszewski hat diesen Vorfall hier zu einer ausführlichen Sittenschilderung der polnischen Studenten im 16. Jahrhundert benutzt, er hatte zugleich die Absicht, wie er sagt, die Vorzeichen der später unter den Jesuitenschulen herrschenden Anarchie und des Uebermuths des Adels zu zeichnen, welcher auch durch die überzeugendsten und klarsten Gründe von vorgefaßten Meinungen nicht abzubringen war.

2. *Teofrasta* Charaktery obyczajowe, *Epikteta* rękoksiąg i *Cebesa* obraz życia ludzkiego przełożył *C. C. Mrongowius*. Danzig.

Dem Rektor der jetzigen polnischen Sprachforscher und Lexikographen, Prediger Mrongowius in Danzig (dessen polnisch-evangelische Gemeinde, beiläufig bemerkt, gegenwärtig in gänzlichem Absterben begriffen ist und mit ihrem hochbejahrten Pfarrer wahrscheinlich zu Grabe getragen werden wird, während in den nicht unbedeutenden katholisch-polnischen Gemeinden Westpreußens das polnische Element neuerdings an Kraft und Umfang gewinnt), hat die polnische Literatur in dieser Uebersetzung von Theophrast, Epiktet und Cebes eine willkommene Bereicherung zu verdanken, nicht nur weil Theophrast und Cebes bisher noch gar nicht ins Polnische übertragen waren, sondern vornehmlich ist in der vorliegenden gelungenen und treffenden Uebertragung der feinen Bemerkungen Theophrast's der Gewinn für die polnische Sprache unverkennbar. 2.

Notizen.

Buchon berichtet in seinem 1844 erschienenen und der Herzogin von Orleans gewidmeten Werke („La Grèce continentale et la Morée. Voyage, séjour et études historiques en 1840 et 1841") manche Sagen welche Hirten in Dorien und beim Kloster Mega-Spileon (Morea) ihm erzählten: von einem Prinzen der auf Geheiß seiner Schönen auf dem Parnaß Honig holen wollte, im Augenblick aber wo er die Hand nach dem Bienenhause ausstreckte in einen Felsen verwandelt ward, den man noch bei Gravia unterscheidet. Ferner von einem für immer geschlossenen Tempel oder Dome im Parnaß, aus welchem Gesang schallt und von welchem sogar die Ströme ehrfurchtsvoll wegfließen.

Der Marschall Fabert, Gouverneur des Fürstenthums Sedan, schreibt in seiner Correspondenz an Arnauld zu Portroyal (s. das neu erschienene Werk Varin's: „La vérité sur les Arnauld"): „Quant à ce qui est des charges et dignités, je les crois establies pour servir le publicque, et que ceux qui les ont doivent se considérer comme valetz de ceux qu'ils les croyent devoir leur obéir en tout. Cette pensée est toujours dedans ma teste, et je ne puis comprendre pourquoi elle n'est pas toujours aussy dans celle des autres."

In dem „Discours sur l'universalité de la langue française" sagt der bekannte Rivarol: „Il faut, pour ainsi dire, voyager dans les langues et, après avoir savouré le goût des plus célèbres, se renfermer dans la sienne." Vor dem nämlichen Autor that sich Jemand Etwas darauf zu gut vier Sprachen zu verstehen. Rivarol entgegnete: „C'est bon, Monsieur, vous avez quatre mots contre une idée." 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 204. —— 22. Juli 1848.

Zur Diätetik.

(Fortsetzung aus Nr. 203.)

Es möge uns nun gestattet sein unsere Leser mit den von dem Verf. aufgestellten „Zehn Geboten der Diätetik" selbst näher bekannt zu machen.

Das erste Gebot lautet: „Du sollst keine andere als reine atmosphärische Luft einathmen, und sollst deswegen alle Räume und Orte möglichst vermeiden welche mit verdorbener Luft angefüllt sind, sowie alles Das sorgfältig von dir entfernt halten was das Ein- und Ausathmen mechanisch zu erschweren oder gänzlich zu unterbrechen geeignet ist." Es liegt dieses Gebot für den Menschen in dem unwiderstehlichen Triebe begründet das unmittelbar nach der Geburt in bewußtlosem Zustande angefangene Ein- und Ausathmen fortzusetzen, und in den schädlichen Einwirkungen und unangenehmen Gefühlen welche dem Aufnehmen unreiner Luft in die Luftwege früher oder später folgen. Er soll nicht durch den Mund, sondern durch die Nase ein- und ausathmen, um die Luft dem Geruchssinne auszusetzen, und um zu verhüten, daß die Wände der Mundhöhle und der Zunge von der darüber hinstreichenden Luft nicht austrocknen. Er soll seine Athmungsorgane gegen eine Luft schützen welche durch Zumischung von fremdartigen Substanzen, namentlich von Staub, Rauch, Dämpfen, Ausdünstungsmaterien vieler in engen und verschlossenen Räumen versammelten Menschen oder faulender Thiere oder fauliger Abgänge von Thieren, oder sich zersetzender sumpfiger und stehender Gewässer, aufregender und betäubender Riechstoffe aus dem Pflanzen- oder Thierreiche, verunreinigt und zum Einathmen mehr oder weniger untauglich gemacht worden ist. Hinsichtlich des Staubes bemerkt der Verf., daß die Zunahme des Verkehrs, welche die Eisenbahnen an den Orten die sie berühren oder an denen sie anfangen oder enden veranlaßt haben, der Gesundheit der Einwohner in mehr als einer Beziehung nachtheilig sei. Alle Städte in welchen so viel gefahren, und durch das Fahren so viel sandiger Staub verursacht werde als in Leipzig, würden künftig weit mehr Menschen an Lungenschwindsucht verlieren als früher, und durch das Rasseln der Wagen würden viele Einwohner schwerhörig oder taub werden. Sehr zweckmäßig und beherzigenswerth sind die Vorschläge welche der Verf. thut um die die Gesundheit und das Leben der Einwohner bedrohenden Einwirkungen einer unreinen Luft möglichst zu mildern.

Zweites Gebot: „Du sollst nur trinken wenn dich dürstet, und sollst dir nie mehr und nie ein anderes Getränk aneignen als was deinen Durst zu stillen hinreichend und vermögend ist." Ein Gebot welches wol unter allen diätetischen Geboten am meisten und öftersten übertreten wird! Und doch sprechen, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, die Empfindung des Wohlbehagens nach Löschung des Durstes und das Gefühl der Belästigung des Magens und des ganzen Bauches durch zu reichlich genossenes Getränk das Gebot: Du sollst nicht mehr trinken als zur Befriedigung deiner Trinklust genügt! ebenso bestimmt aus als ein geschriebenes Gesetz Dieses auszudrücken im Stande sein würde. Aber leider, sagen den wenigsten Menschen die eigenen Gefühle durch welche Getränke ihr Durst am sichersten und wohlthätigsten gelöscht werden könne, auf directe Weise, weil die Meisten nicht trinken um wahrgenommene Trockenheit zu heben, sondern um sich einen Genuß für die Geschmacksnerven zu verschaffen oder um sich aufzureizen. In der That ist die Gewohnheit mehr und Anderes zu trinken als was das Bedürfniß des Durstes erheischt bei vielen Menschen eine Kunst, die sie erst gleich andern unnützen Künsten erlernen müssen, aber freilich leicht genug begreifen. Sie müssen den Widerwillen den bei zu großer Belästigung der Bauch, und nach dem Genusse geistiger Getränke Blut- und Nervensystem dagegen empfinden erst allmälig überwinden lernen, was indeß bald genug geschieht, weil die Geschmacksorgane stetig zu neuer Befriedigung des Sinnenreizes anspornen. So gelangen sie denn bald dahin nicht mehr zu wissen was dem Gefühl des Durstes oder dem des bloßen Wohlgeschmacks angehört. Wir müssen dem Verf. vollkommen darin beistimmen, daß in sämmtlichen Lebensstadien welche zwischen der Saugungsperiode und dem Anfange des Greisenalters inneliegen, wenige Fälle ausgenommen, das reine Wasser das der Gesundheit zuträglichste Getränk des Menschen sei.

Verschmäht er es von diesen theuern Geschenken der Natur (reine Luft und reines Wasser) den angewiesenen Gebrauch zu machen, so bricht er allen nähern Zusammenhang und alle unmittelbare Verbindung mit derselben ab, wird aber auch deswegen von den Naturkräften weniger unterstützt, und von den Naturtrieben mehr in Ungewißheit gelassen, wie es vielen Men-

schen der jetzt lebenden Generation ergeht. Bestraft wird es dagegen immer mehr oder weniger, entweder mit dem Verluste der geistigen und körperlichen Kräfte, oder der Gesundheit, oder wol auch des Lebens lange vor dem Greisenalter, wenn der Mensch stark reizende oder berauschende Biere, Weine, Branntwein u. dgl. rein oder vermischt in solchen Quantitäten trinkt, daß danach Aufregung des gesammten Nerven- und Gefäßsystems erfolgt.

Aber auch dem übermäßigen Wassertrinken, dem sich in neuerer Zeit so Viele in der irrigen Meinung sich dadurch gesund zu erhalten ergeben haben, tritt der Verf. mit Recht entgegen, indem er nachweist, daß so gewiß der mäßige und rechtzeitige Genuß dieses Getränks den Appetit und die Verdauungskraft verstärke, und durch letztere die Ernährung befördere, so bestimmt vermindere es die Eßlust und die Thätigkeit des Magens, wenn dessen Wände durch zu viel getrunkenes Wasser oder an und für sich unschädliche Flüssigkeit ausgedehnt und mehr oder weniger verdünnt werden. Auch die nachtheiligen Wirkungen des zu vielen Trinkens auf das Gehirn werden hervorgehoben, sowie das zu heftige Verschlucken oder Verschlingen der Getränke, und das zu kalte oder zu heiße Trinken gerügt.

Drittes Gebot: „Du sollst nur essen wenn dich wirklich hungert, und aufhören Speisen zu dir zu nehmen sobald dein Hunger gestillt ist." Enthält nützliche Vorschriften in Hinsicht auf die Zeit des Essens, die Qualität und Quantität der Speisen, die Erhaltung und Schonung der Zähne, das Befinden nach dem Essen, das zu hastige Verzehren der Speisen u. s. w.

Viertes Gebot: „Du sollst von Kindheit an körperlich und geistig thätig sein, um nicht allein deinen Körper und Geist nach und nach mehr auszubilden und zu vervollkommnen, sondern auch um deine Gesundheit dauerhafter zu machen, zu erhalten, und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben." Ein sehr wichtiges, aller Beherzigung werthes Gebot; denn von wie vielen unmoralischen und unerlaubten Handlungen, und von wie vielen auch die Gesundheit betreffenden Nachtheilen ist nicht lediglich der Müßiggang die hauptsächlichste Veranlassung! Mit Recht wendet der Verf. hier sein Augenmerk auf die frühern Perioden des Lebens, und auf die zweckmäßige Leitung des in jedem Menschen liegenden Thätigkeitstriebes, von der ja so viel für das ganze übrige Leben des Menschen abhängt, sodaß darin das alte Sprüchwort „Jung gewohnt, alt gethan" seine vollkommene Bestätigung findet. Auch den verschiedenen Beschäftigungs- und Bewegungsarten schenkt der Verf. eine besondere Berücksichtigung, und empfiehlt besonders das Turnen. Dagegen versäumt er nicht die nachtheiligen Folgen des Tanzens, wie es heutigen Tages unter jungen Leuten betrieben wird, in das gehörige Licht zu setzen. Endlich wird noch zur möglichsten Uebung und Schärfung der sämmtlichen Sinneswerkzeuge aufgefodert, wobei wir jedoch eine nicht überflüssige Warnung gegen den zu frühen und oft nicht von der Natur gefoderten Gebrauch der Brillen vermissen.

Fünftes Gebot: „Du sollst nach Bedürfniß schlafen, um deine geschwächten Kräfte wiederherzustellen und deine Gesundheit zu erhalten." Nach Bedürfniß schlafen heißt so viel oder so lange schlafen, als zur vollständigen Hebung der Schläfrigkeit und der mit dieser verbundenen Erschöpfung und zur Herstellung der während des Munterseins verbrauchten Kräfte erfoderlich ist. Da jedoch die Schläfrigkeit nebst der ihr zum Grunde liegenden allgemeinen Schwäche des Körpers und Geistes verschiedene Grade erreichen kann und auch wirklich erreicht, weil die die Müdigkeit und Schläfrigkeit herbeiführenden Veranlassungen bald schwächer bald stärker einwirken, so erfodern auch die verschiedenen Grade der Erschöpfung mehre oder wenigere Stunden dauernden Schlafes, obgleich es öfters nicht sowol darauf ankommt wie lange ein Mensch schläft, sondern wie ruhig und wie erquickend er schläft, oder wie er durch innere Reize, durch einen vollen Magen, durch ein aufgeregtes Gehirn nach dem Genusse hitziger Getränke oder nach anstrengender geistiger Thätigkeit kurz vor dem Einschlafen u. dgl. am Herstellen seiner Kräfte gehindert wird. Nur eine Vorrichtung auf welcher der Mensch ausgestreckt und horizontal bald auf dem Rücken bald auf einer Seite liegen kann gewährt ein passendes Lager zum Schlafen. Ein solches Lager muß vor Kälte hinreichend schützen. Das Schlafzimmer muß für die atmosphärische Luft zugänglich, für blutsaugende Thiere, wie Mücken u. dgl., und für fremde Personen gut verschlossen und mit Oefen versehen sein aus welchen sichere und hinreichend weite Röhren den Rauch und die Dämpfe in die Schornsteine führen, damit sich diese nicht etwa durch einen Zufall begünstigt in das Schlafzimmer verbreiten können. Die passendste Zeit zum Schlafen ist die Nacht, sowie zum Arbeiten der Tag. Man soll sich vor Schlafengehen aller Handlungen streng enthalten wodurch Gehirn und Nervensystem, Herz und Blutgefäße oder jedes andere Organ aus der ruhigen Stimmung herausgerissen und aufgereizt werden können. Das Schlafen nach dem Mittagsessen bleibt nur ein ungenügender Nothbehelf, und läßt sich nur an Solchen rechtfertigen welche die vorhergegangene Nacht entweder gar nicht oder nur sehr wenig geschlafen haben, oder von der Nacht oder vom frühen Morgen an anstrengend thätig gewesen sind und dadurch ihre Kräfte erschöpft haben.

Sechstes Gebot: „Du sollst dahin wirken, daß die natürlichen Ausleerungen deines Körpers zeitgemäß und regelmäßig von statten gehen können." Neben den Nachtheilen welche durch Leibesverstopfung hervorgebracht werden können hätte auch derjenigen gedacht werden sollen welche aus zu häufiger Stuhlentleerung entspringen, ein krankhafter Zustand der in seinen Folgen ebenso schädlich für die Gesundheit ist als jener, von manchen Menschen aber unbeachtet gelassen wird, weil sie ihn nicht für krankhaft halten.

Siebentes Gebot: „Du sollst deinen Körper und dessen Theile stets rein halten, damit deine Haut immer gesund bleiben und ihren wichtigen Verrichtungen bestimmungsmäßig vorstehen kann." Die wenigsten Men-

schen denken an die Nothwendigkeit sich entweder täglich einmal über den ganzen Körper zu waschen, oder täglich ein allgemeines Bad zu nehmen, während sie sich doch für Jeden hinlänglich aus den Verrichtungen ergibt mit welchen die Natur die Haut des Menschen beauftragt hat. Viele lassen es bei der Reinigung des Gesichts und der Hände bewenden, und glauben genug gethan zu haben wenn sie nur vor Andern nicht als ungewaschen erscheinen; der übrige beiweitem größere Theil des Körpers mag dabei sehen wie er sich seines Schmuzes entledige. Unsere Vorfahren, ja selbst uncultivirte Völkerstämme thun es in dieser Hinsicht manchen civilisirten Menschen zuvor. Der Verf. empfiehlt besonders für Solche welchen sich in einem Flusse oder in einem Meere zu baden nicht gestattet ist Apparate zu Sturz- oder Regenbädern. Da ein Sturzbad, ungefähr vier Wasserkannen voll Wasser enthaltend, in einem Zeitraume von zwei bis fünf Minuten diese Wassermasse in kurzen Absätzen auf den Badenden hinabfallen lasse, so könne bei einem kurzen Wege zum Badeapparate Alles, Auskleiden, Aufenthalt unter dem hinabstürzenden Wasser, Abreiben und Abtrocknen der gesammten Haut und Ankleiden, in einer Viertelstunde abgethan sein. So viel Zeit sei auch der gebundenste Geschäftsmann täglich oder einen Tag um den andern einmal zu erübrigen vermögend.

Achtes Gebot: „Du sollst dich gegen die Einwirkungen der Witterung, welche deine Gesundheit oder dein Leben gefährden können, so weit es in deinen Kräften steht, erfolgreich schützen." Um sich erfolgreich gegen die meisten schädlichen Einwirkungen der Witterung zu schützen, stehen Jedem drei verschiedene Verfahrungsarten zu Gebote: 1) Daß er sich in seiner Kindheit, in der Jugend und sogar noch im Jünglings- und Mannesalter an die Eindrücke der heißen oder kalten, der feuchten oder stürmischen Witterung gewöhnt, und daß er durch eine solche Angewöhnung seinen Körper in einem Grade abzuhärten strebt in welchem ihm selbst eindringlichere Witterungsabweichungen Schaden zuzufügen unzureichend sind. 2) Kann der Mensch die heftigern Eindrücke der Witterung auf seinen Körper durch Anlegung von passenden Kleidungsstücken und 3) durch das Wohnen in schicklichen und an passenden Orten aufgebauten Häusern mäßigen und für seine Gesundheit unschädlich machen. Die besondern hierbei sich ergebenden Regeln beziehen sich hauptsächlich auf die passenden Kleidungsstücke für den Sommer und Winter, auf zweckmäßige Kopfbedeckung, Halsbinden, Kleidungsstücke für den Truncus, die Schenkel und Füße, Wahl der Wohnungen u. s. w.

Neuntes Gebot: „Du sollst von Kindheit an bis ins Greisenalter hinein bestimmungsmäßig von einer Entwickelungsstufe zur andern fortschreiten und auf jeder derselben eifrigst an der Vervollkommnung deines Organismus arbeiten." Alles was hier besonders über Erziehung und über die Geschlechtsverhältnisse gesagt wird trägt in solchem Grade den Stempel der Erfahrung und Zweckmäßigkeit, daß wir ihm durchaus Nichts hinzuzufügen wüßten, und nur wünschen können, daß es allgemein gelesen und beherzigt werden möge.

Zehntes Gebot: „Du sollst, wenn sich in deinem Organismus Zeichen einer herannahenden oder einer plötzlich ausgebrochenen Krankheit oder einer erfolgten Beschädigung zu erkennen geben, Alles anwenden um deine Gesundheit thunlichst schnell wiederherzustellen." Es herrschen über dieses Gebot noch so viele falsche Ansichten und Vorurtheile unter den Menschen, daß es hier nicht am unrechten Orte sein mag Einiges was der Verf. darüber sagt mitzutheilen:

> In dem Körper wirkt ein natürliches Streben, alle seinen äußern und innern Bau wie seine Oekonomie beeinträchtigenden Schädlichkeiten zurückzuweisen oder deren nachtheilige Folgen auszutilgen. Aber auch im Bewußtsein des Menschen offenbart sich eine solche Liebe zum eigenen Leben, welche, wenn es gilt dieses zu vertheidigen, kein Opfer scheut. Dieses innig zusammenhängende körperliche und geistige Verlangen die Integrität seines eigenen Organismus zu bewahren, das sich überdies auch auf die eigenen Kinder und andere nahe Verwandte erstreckt, wird von den Einzelnen planmäßig sehr wenig berücksichtigt, weil sie über die ihrer Gesundheit und ihrem Leben drohenden Gefahren nicht unterrichtet sind, und besonders weil sie die Warnungen nicht verstehen und nicht zu deuten wissen welche von den eigenthümlichen Gefühlen ausgehen die sich entwickelnde oder schon mehr oder weniger ausgebildete Krankheiten oder entstehende oder entstandene Beschädigungen oder Verletzungen im Körper erregen. Daß jede anfangende Krankheit sich durch unangenehme Empfindungen, die auch von Laien in der Medicin verstanden werden können, dem Betroffenen vernehmlich ankündige, und ihn dadurch auffodere Hülfe dagegen zu suchen, ist nur wenig Personen bekannt. Noch weniger scheint aber die Kenntniß verbreitet zu sein, daß schon ein Abweichen der Foderungen der füglich im gesunden Zustande sich wiederholenden Triebe eine Störung des Wohlbefindens anzeige, wie z. B. wenn der Hunger ausbleibt, der Durst sich dagegen in einem zu hohen Grade regt, oder wenn sich das Gefühl von Abspannung der Kräfte nebst Abneigung zu den gewohnten Arbeiten aufdrängt. Aus dergleichen Umwandlungen kann jeder aufmerksame Beobachter mit Zuverlässigkeit schließen, daß eine oder mehre Verrichtungen seines Körpers gestört seien, und daß, wenn Dies fortdauere, die Störung sich weiter erstrecken werde. Jeder sich aufmerksam Beobachtende ist übrigens sogar in den Stand gesetzt durch Beobachtung der Theile aus welchen die Zeichen ausbrechender oder schon ausgebrochener Krankheiten aufsteigen das oder die Organe zu erkennen welche zunächst ergriffen sind.

Der Verf. zeigt ferner, daß jede einigermaßen bedeutendere Erkrankung oder Beschädigung des menschlichen Körpers sich durch Schmerz bemerklich mache. Er weist auf die Nothwendigkeit hin bei beginnenden oder schon begonnenen Störungen des Wohlbefindens den einzigen in der cultivirten Welt geöffneten Weg einzuschlagen, nämlich einen von der Staatsbehörde anerkannten Arzt um Beistand zu ersuchen, bezeichnet die nöthigen Rücksichten hinsichtlich der Wahl des Arztes, und gibt den Rath: vor dem Eintreffen des Arztes, und so lange bis durch ärztliche Vorschriften das zu beobachtende diätetische Verhalten geregelt ist, Das zu befolgen was eigene Triebe und Gefühle verlangen. Dabei soll man sich willig in alles Das fügen was den Beistand des Arztes in allen Beziehungen heilsam zu machen geeignet ist, denn „Dem wird am ersten geholfen der sich selbst mithilft"!

Endlich ertheilt der Verf. auch noch Rath für solche Fälle wo ein Kranker oder Verletzter einen tüchtigen Arzt oder Wundarzt nicht erlangen kann, und knüpft daran sehr nützliche und beherzigenswerthe Bemerkungen über den Gebrauch von Mitteln die von Laien oder von Pfuschern vorgeschlagen worden sind, sowie von Hausmitteln und sogenannten Universalarzneien, die gegen die meisten Gebrechen helfen sollen, und deswegen in mehr oder weniger marktschreierischer Art ausgeboten und angerühmt werden.

So hat denn der Verf. Alles was dem Menschen zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur Verlängerung seines Lebens zu wissen noth thut nicht allein in zehn Gebote zweckmäßig zusammengefaßt, sondern auch die Nothwendigkeit ihrer Befolgung aus den in jedem Menschen liegenden natürlichen Trieben und Gefühlen folgerecht abgeleitet. Aber ein Gebot, was indessen um die Zahl zehn nicht zu überschreiten füglich unter den übrigen noch ein Plätzchen hätte finden können, hat er wie uns dünkt vergessen, wir meinen das Gebot: „Erhalte dir ein sorgenfreies, zufriedenes und heiteres Gemüth!" Wenn irgend die Befolgung eines Gebots zur Erhaltung der Gesundheit und zum Schutze des Lebens beiträgt, so ist es dieses, ja wir möchten fast behaupten, daß zum langen Leben Nichts mehr beiträgt als eben dieses.

(Der Beschluß folgt.)

Der amerikanische Dichter William Allen Bryant.

Sehr beachtenswerth ist die 1847 in Philadelphia erschienene Sammlung der Gedichte Bryant's („The poems of *William Allen Bryant*"). William Bryant ist gegenwärtig der berühmteste Schriftsteller des Poetischen Vereins, zu dem Baltimore, Philadelphia, Neuyork und Boston die vornehmsten Mitglieder hergeben. Ohne nach Originalität zu haschen erhebt er sich gewöhnlich zu ihr, und behauptet sich darin ohne Affectation und ohne Anstrengung. Ein Theil dieses Bandes besteht zwar aus Uebersetzungen; allein es sind sichtbar Uebungen, mittels deren er seine Sprache geschmeidiger gemacht und den Kreis seiner Ideen erweitert hat. Lyriker und amerikanischer Lyriker bewahrt Bryant sehr deutlich das Gepräge seiner eigenen Nation: er hat blos vernünftige Ueberzeugungen; er betrachtet die Natur und die Menschheit mit der Heiterkeit welche in einer jungen und gut geordneten Gesellschaft die ehrfurchtsvolle Kenntniß der Gesetze der göttlichen Vorsehung begleitet. Man fühlt auf jedem Blatt seines Buchs, daß er Staatsbürger einer rechtlichen und verständigen Nation, Bewohner eines glücklichen Landes ist. Seine weislich vervollständigte Einsicht unterscheidet alle Aufwallungen der Leidenschaft, begreift alle Empfindungen des Schmerzes, aber theilt sie nur oberflächlich. Man muß unter uns kommen um zu lernen wie man leidet, und welche Ausbrüche die von den eisernen Gesetzen unerbittlicher Gesellschaften, einer tyrannischen Ehre, einer streng wie die Pflicht gefoderten Wohlanständigkeit zusammengepreßten Schmerzen machen. Bryant's Schwermuth ist die des Penseroso, diese rührende, in der jungen melodischen Seele Milton's ausgebrütete Elegie; aber Young's feierliche Trauer, aber Byron's harmonische Angst sind Früchte einer langen und mühseligen Cultur: sie können nur auf unserm so lange mit Blut und Thränen getränkten europäischen Boden wachsen. Dasselbe gilt von den Gemälden welche Bryant bisweilen von der Liebe macht. Er beschreibt dies Gefühl mit vieler Anmuth und selbst mit Zärtlichkeit; er betrachtet sie als ein regelmäßiges Aufblühen der Vermögen des Herzens, als die Krone des Lebens, die unerschöpfliche Quelle eines immer jungen und immer lebendigen Glücks. Aber die Zerstörungen der Leidenschaft, aber die Unterjochung der Seele, welche die Annäherung eines mächtigern Geistes als sie selbst erkennt und sich zitternd unter seine Herrschaft beugt; aber die Herzbeklemmung selbst mitten unter den lebhaftesten Wonnen; aber die glühende Betrachtung welche die Trennung ahnt und durch ihre convulsive Intensität sich einen Schatz in der Erinnerung zu sammeln sucht; aber alle diese Symptome welche den exaltirten Theil von den Freuden und Leiden der Liebe andeuten: — von allem Dem muß man den Ausdruck bei den Sängern unserer alten Länder suchen. Das wohlgeordnete Leben, die ruhige Heiterkeit der Zuneigungen, der offene Raum auf dem Boden und die erworbene Sicherheit für die Zukunft schützen die amerikanischen Gesellschaften gegen die schmerzlichen Erschütterungen, welche die Quelle so wunderbarer Ergießungen sind. Dies Alles welches man bei den Dichtern des Alterthums und denen der neuern Zeit in Europa findet darf man von Bryant's Sammlung von Gedichten nicht verlangen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß er viel Vortheil von den Alterthümern seines Landes und von den jetzt zu einer so kleinen Anzahl von Repräsentanten heruntergebrachten Ureinwohnern gezogen hat. Er hängt sich mit edelm Mitleiden an die indischen Ueberlieferungen welche in Neuengland noch leben; er folgt mit beredtsamen Interesse den bis jetzt unversehrt gebliebenen Stämmen in dem täglich enger werdenden Kreise der westlichen Prairien. Er hebt hervor was es edel Stoisches, stolz Elegantes gibt in den alten Sitten, in dem unauslöschlichen Charakter der Völkerschaften denen die Vorsehung vor Ankunft der europäischen Colonisten die Benutzung dieser prachtvollen Einöden verliehen hatte. Er empfindet eine achtungsvolle Sympathie für ihre Leiden, ihr allmäliges Zugrundegehen, ihre ferne Verbannung, und für das stumme Verhängniß welches auf alle Wege zurückzugehen scheint, bis an die Quelle ihres Bluts, um sie auszutrocknen. Unter den von den soeben bezeichneten Gefühlen dictirten Stücken sind die beiden: „Der Indianer auf der Pilgerschaft zu den Gräbern seiner Vorfahren", und die „Das Gebirge der Bewegung" betitelte Erzählung die rührendsten. Beide sind auf wirkliche Umstände gegründet. Unter den der Schilderung amerikanischer Scenen geweihten Gedichten ist eins von denen welche man in dem Lande wo sie entstanden am meisten bewundert, und welche das markirteste Gepräge von der Poesie der Neuen Welt tragen, betitelt: „Der Abendwind", außerordentlich schön. Unter den neuesten Gedichten Bryant's ist „Schiller's Tod" eins der trefflichsten. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 205. —— 23. Juli 1848.

Zur Diätetik.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Was die zweite der obengenannten diätetischen Schriften betrifft, so können wir, sowol was die Zweckmäßigkeit ihres Inhalts als was die Form der Darstellung anlangt, nur Gutes von ihr sagen, und sie zu den brauchbaren und empfehlenswerthen Schriften dieser Classe zählen. Erscheint sie auch in Vergleich mit der erstern weniger einfach, tritt in ihr mehr die Person des Arztes hervor, während dort mehr die innere Stimme der Natur zur Basis einer zweckmäßigen Lebensweise genommen ist, so hat sie vielleicht für manche Leser, die über das Nützliche oder Schädliche mancher Dinge belehrt sein wollen, den Vorzug, daß sie mehr in das Einzelne der in Bezug auf Diätetik in Betracht kommenden Gegenstände eingeht.

So finden wir gleich am Eingange recht zweckmäßige Vorschriften über die Gefahren die dem Kinde vor der Geburt drohen, und über deren Abwendung, über den Einfluß des Gesundheitszustandes der Aeltern auf den der Kinder, über den Act der Zeugung in seinem Einfluß auf die zu erwartende Frucht, über Schwangerschaft, Geschlechtsleben, Selbstbefleckung, Ehe, unwillkürliche Samenentleerungen, Monatsfluß, Wochenbett und Stillungsperiode. Es wird darauf hingewiesen, daß erbliche Krankheiten in den seltensten Fällen unmittelbar nach der Geburt oder auch nur in den ersten Lebensjahren als deutlich ausgeprägte Krankheitsbilder in die Erscheinung treten, daß vielmehr in der Regel die Kinder nur die Anlage zu gewissen Uebeln von den Aeltern überkommen, die sich dann unter begünstigenden äußern Verhältnissen, und namentlich in Epochen des Lebens zu denen sie eine besondere Beziehung haben, vollständig entwickeln; oder daß es nicht selten zur Ausbildung desjenigen krankhaften Processes an dem die Aeltern litten im Kinde gar nicht komme, sondern daß dieses nur von einer verwandten Krankheit befallen werde.

Einen nicht minder wichtigen Punkt berührt der Verf. S. 48. Es ist der, daß es in der jetzigen Zeit der großen Mehrzahl der Männer erst in einem verhältnißmäßig vorgerückten Alter möglich wird an das Schließen eines Ehebündnisses zu denken, weil sie nicht ihr Auskommen zu finden hoffen dürfen. Mit Recht macht er aber darauf aufmerksam, daß diese Furcht in vielen Fällen nur scheinbar sei, daß man nur seine Ansprüche an das Leben herabzustimmen, nur nicht denselben Aufwand zu machen, dieselben Genüsse sich zu verschaffen, in der nämlichen Weise seinen ganzen Haushalt einzurichten habe wie andere mehr vom Glück Begünstigte, um in den Stand gesetzt zu sein sich einen eigenen Herd zu gründen, vorausgesetzt daß man das wahre eheliche Glück in einem zufriedenen, zu allen gegenseitigen Opfern bereiten häuslichen Zusammenleben zu finden wisse.

Das dritte, von den Nahrungsmitteln handelnde Capitel enthält sehr zweckmäßige Bemerkungen über die Beschaffenheit der Speisen in ihrer Einwirkung auf den Organismus im Allgemeinen, namentlich über Nahrhaftigkeit, Verdaulichkeit, Reizvermögen und Mannichfaltigkeit derselben, über die schädliche Wirkung der Speisen durch die Art ihres Genusses, sowie über die Getränke und Gewürze, denen dann noch besondere Bemerkungen über die einzelnen Speisen, sowol aus dem Thierreich als aus dem Pflanzenreich, sowie über die verschiedenen Arten der Getränke folgen. In der That sind diese Bemerkungen über einzelne Nahrungsmittel und Getränke so mit einer reichen ärztlichen Erfahrung übereinstimmend, so alle verschiedene Bereitungs-, Verfälschungs- und Genußarten berücksichtigend, daß wir sie bis jetzt in keiner uns bekannten diätetischen Schrift in gleicher Weise zusammengestellt gefunden zu haben uns erinnern können, und sie daher unsern Lesern zur Beachtung angelegentlichst empfehlen. Da einmal unsere Küche so complicirt geworden ist, und die Menschen, namentlich aus den höhern Ständen, sich nicht mehr mit einfacher Kost begnügen, sondern um ihren Gaumen zu kitzeln eine unzählbare Menge von Substanzen denen nur irgend noch ein besonderer Reiz für das Geschmacksorgan abzugewinnen ist in das Bereich der Nahrungsmittel gezogen haben, so kann sich auch leider der Arzt dem Geschäfte nicht entziehen auf diese verschiedenen Dinge einzugehen, und wenigstens so viel an ihm ist das minder Schädliche von dem geradehin Schädlichen zu sondern, die Bedingungen unter denen das Eine oder das Andere genossen oder nicht genossen werden kann anzugeben u. s. w.

In dem Capitel über die Getränke erklärt sich der Verf. mit vollem Rechte gegen die Mäßigkeitsvereine in

der Art und Weise wie sie bis jetzt bestanden haben. Die höhern Stände sollen mit gutem Beispiel vorangehen, und sich ebenso wol des übermäßigen Weingenusses enthalten wie der gemeine Mann des Genusses des Branntweins. Man solle ebenso wol Mäßigkeit predigen in Wein und Bier wie in Branntwein. Die Reichen sollen nicht blos bei der Besserung der Armen stehen bleiben, sondern vielmehr Hand an sich selbst legen, ihr eigenes Leben vereinfachen, und so durch wirkliche Entsagung wirklich gute Beispiele geben; man soll, so lange nichts Besseres da ist, nicht übertreiben, sondern ein Glas Branntwein den Armen so gut gestatten und gönnen wie wir uns an einem Glase Wein erfreuen, durch Lehre und Beispiel auf die Bildung des Volks wirken, und mittels freiwilliger Mäßigkeit Das zu erlangen suchen was man jetzt durch äußern Zwang gewaltsam erzielen will.

Ueber die Nachtheile der mit dem sogenannten Schele'schen und schweinfurter Grün angemalten Tapeten oder Zimmerwände theilt der Verf. nach v. Basedow in Merseburg folgende, wohl zu beherzigende Erfahrungen in dem Capitel von der Wohnung mit:

In den Wohnzimmern einer Familie deren sämmtliche Glieder fast beständig kränkelten fiel ihm (v. Basedow) stets ein eigenthümlicher lauchartiger, etwas dem Athemgeruch nach Meerrettiggenuß, sehr dem des ätherischen Senföls ähnlicher Geruch auf, dessen Ursprung er endlich in einem Winkel, wo die grüne Tapete an der feuchten Wand verwitterte, auffand. Eine nun angestellte Untersuchung wies den sehr beträchtlichen Gehalt dieser Tapete an Arsenik nach, und eine Verminderung desselben an der verwitterten Stelle, wo er demnach durch Ausdünstung verloren gegangen war. Einmal aufmerksam gemacht, hat v. Basedow denselben Geruch sehr oft angetroffen, vorzüglich im Frühjahr und Wintersanfang, wo Witterung, häufiges Scheuern der Dielen, unregelmäßiges Heizen und die Kochöfen die Feuchtigkeit der Wände begünstigen, und dann immer nur in Zimmern zu ebener Erde mit arsenhaltigen Tapeten, am stärksten wo Malerei mit Arsenfarben auf Kalkgrund gesetzt war, einmal sogar wo nur die Fensterwölbung grün angestrichen war, und mehrmals wo man schon zwei neue Lagen unschuldiger Erdfarben über das Arsengrün gestrichen hatte. Die krankhaften Erscheinungen waren fast immer dieselben und der Art wie wir sie auch sonst bei chronischer Arsenikvergiftung anzutreffen gewohnt sind.

Auch über Schlafen und Wachen, Kleidung, Luft und Licht, körperliche Bewegung, Pflege der Haut und ihrer Anhänge, Pflege der Sinne, geistige Beschäftigung, und endlich über die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren verbreitet sich der Verf. auf eine sehr belehrende, immer das Nöthigste, Nützlichste und praktisch Brauchbare im Auge habende Weise.

Er schließt seine kleine Schrift mit dem Wunsche, daß seine Leser darin gefunden haben möchten was sie suchten und erwarteten, und daß bei ihnen während des Lesens ein Gefühl freundlichen Wohlwollens für den Verf. erwacht sein möge, ein Wunsch in welchen wir nicht allein vollkommen einstimmen, sondern dessen Erfüllung wir auch in der eigenen Ueberzeugung von dem Werthe seiner Schrift mit Zuversicht entgegensehen. 29.

Geisterglaube.

Frau Katharine Crowe, Verfasserin von „Susan Hopley", hat der Literatur ein neues Buch mit einem aus dem Deutschen entlehnten Titel gegeben („The night side of nature; or, ghost and ghost seers", 2 Bde., London 1848), welches deutlich darthut, daß Frau Crowe an Geister glaubt, d. h. an Erscheinungen aus der Geisterwelt, von deren Natur, Bedingungen und Gesetzen sie aufrichtig gesteht Nichts zu wissen. Dessenungeachtet begnügt sie sich nicht mit dem Glauben an Geisterwirksamkeit, sondern will dieselbe auch beweisen durch Hypothesen und Folgerungen welche ebenso schattenartig sind wie jene, und bei denen die gute Dame übersieht, daß ihr Glaube nicht ein Ausspruch, sondern ein Resultat des Schweigens ihrer Vernunft ist. Unter der „Nachtseite der Natur" versteht sie „jenen verschleierten Naturkreis welcher zwar die Lösung uns mehr als irgendwem angehender Fragen umschließt, uns jedoch ganz und absichtlich unbekannt ist". Zur Lüftung dieses Schleiers hat sie eine Masse Geschichten und Anekdoten gesammelt von Geisterbesuchen, Spukhäusern, unerklärten Geräuschen, wunderbaren Zusammentreffen und eingetroffenen Träumen, die insgesammt besser an ihrem Platze sind als die darauf gegründete Philosophie der Verfasserin. Zwei der verbürgtesten mögen als Probe dienen.

„Ein kürzlich in sein Pfarramt eingewiesener Geistliche bemerkte eines Abends, als er über die Mauer des an seine Wohnung stoßenden Kirchhofs blickte, daß an einer gewissen Stelle ein Licht aufflackerte. In dem Glauben, es müsse Jemand mit einer Laterne sein, öffnete er das Pförtchen und ging darauf zu sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung zu überzeugen. Ehe er die Stelle erreichte, bewegte sich das Licht vorwärts. Er folgte ohne Jemand zu gewahren. Das Licht erhob sich nicht vom Boden, lief schnell über die Landstraße, durch ein Gehölz einen Hügel hinan und verschwand vor der Thür einer Pachterwohnung. Der Pfarrer, nicht begreifend was das Licht sein könne, schwankte noch, ob er zum Pachter oder nach Haus gehen solle, als das Licht wieder sichtbar wurde. Es kam unverkennbar aus der Wohnung von einem zweiten Lichte begleitet. Beide liefen denselben Weg herab nah an ihm vorüber, und verschwanden auf der Stelle wo er das Licht zuerst erblickt hatte. Er zeichnete das Grab das sich daselbst befand und fragte am folgenden Tage den Küster, wessen Grab es sei. Der nannte Jemanden aus der Familie des Pachters auf dem Berge — des Pachters vor dessen Thür das Licht still gestanden — und setzte hinzu, es sei aber ein altes Grab. Im Laufe des Tages wurde dem Pfarrer gemeldet, daß Abends vorher ein Kind des Pachters am Scharlachfieber gestorben sei."

Die zweite Probe gehört zu den Spuk- und Geistergeschichten und ruht auf der brieflichen Mittheilung einer vornehmen englischen Dame. Die Familie derselben hatte in Lille ein Haus gemiethet und wurde bald nach dem Einzuge durch das Geräusch schwerer Fußtritte aus dem Schlafe geweckt. „Als Dies wieder geschah", lautet der Brief, „schellte meine Mutter ihrer Zofe, der Creswell, und fragte, wer in dem Zimmer über uns schlafe? «Niemand», antwortete diese, «es ist eine große, unbewohnte Dachstube.» Acht oder zehn Tage später kam die Creswell am frühen Morgen zu meiner Mutter ihr zu melden, daß die ganze französische Dienerschaft fort wolle, weil ein revenant im Hause sei, und erzählte, daß in Betreff des Hauses eine seltsame Sage umlaufe. Es solle nebst andern Grundstücken vor längerer Zeit einem jungen Manne gehört haben der von seinem Oheim, welcher zugleich sein Vormund gewesen, grausam behandelt, in einen eisernen Käfig gesperrt und, da man Nichts weiter von ihm gehört, muthmaßlich ermordet worden sei. Der Oheim sei in den Besitz des Hauses gekommen, habe es aber eiligst verlassen und an den Vater des jetzigen Eigenthümers verkauft. Seitdem wäre es zwar mehre male vermiethet gewesen, aber Niemand über eine oder

zwei Wochen darin geblieben, und oft habe es ganz leer gestanden."

Die englische Dame läßt hierauf die Dachstube öffnen, in welcher sich ein eiserner Käfig vorfindet. Weil sie jedoch nicht an Gespenster glaubt, mag sie nicht ausziehen. „Wenige Tage nach diesem erklärten Entschlusse", heißt es weiter, „bemerkte meine Mutter eines Morgens während der Toilette, daß die Creswell ungewöhnlich blaß und krank aussah. Auf die Frage, was ihr fehle, antwortete die Zofe: «Ach, Ihre Gnaden, ich habe mich fast zu Tode gefürchtet; weder ich noch die Marsh mögen noch eine Nacht in unserm Zimmer bleiben.» «Gut», versetzte meine Mutter, «so könnt ihr Beide in dem hier anstoßenden Cabinete schlafen. Was hat euch denn aber beunruhigt?» «Es ging Jemand in der Nacht durch unser Zimmer. Wir Beide haben die Gestalt gesehen. Dann steckten wir uns unter die Decken und haben bis am Morgen fürchterliche Angst ausgestanden.» Ich konnte mich nicht enthalten darüber laut zu lachen. So waren wieder einige Tage vergangen, als eines Abends die Mutter mir und Karl gebot ihr den Stickrahmen aus der Schlafstube zu holen. Die Schlafstube lag im zweiten Stocke und wie gewöhnlich brannte die Treppenlampe. Als wir beim Schein derselben die Treppe hinanstiegen, sahen wir vor uns her eine lange, zarte Gestalt wandeln, mit niederhängendem Haar und weitem Pudermantel. Wir glaubten sogleich, es sei Schwester Hannah, die uns schrecken wolle, und riefen Beide: «Nein, nein, Hannah, Das gelingt nicht.» Darauf wendete sich die Gestalt nach einer Wandvertiefung und war fort. Da wir sie nicht entdecken konnten, muthmaßten wir, daß sie irgendwie mittels der Hintertreppe entwischt sei, holten den Stickrahmen und erzählten der Mutter den Vorfall. «Curios», antwortete diese; «kurz ehe ihr nach Hause kamt, ist Hannah wegen Kopfschmerz zu Bett gegangen.» Und wahrhaftig, als wir sofort in ihre Stube eilten, fanden wir sie fest schlafend, und Alice, die bei ihr aufsaß und nähete, versicherte, sie schlafe bereits über eine Stunde. Als ich der Creswell davon sagte, wurde die ganz bleich und betheuerte, genau dieselbe Gestalt sei bei ihr und der Marsh durch die Schlafstube gegangen."

„Unerwartet kam Bruder Heinrich zu uns auf Besuch. Wir logirten ihn im zweiten Stock am andern Ende des Hauses. Beim Frühstück am folgenden Morgen fragte er meine Mutter, warum sie es für nöthig gehalten einen von der Dienerschaft anzuweisen nachzusehen, ob er sein Licht habe brennen lassen. Meine Mutter verneinte einen solchen Befehl gegeben zu haben, und Bruder Heinrich erzählte, daß eine Gestalt gleich der die ich und Karl gesehen in seine Stube gekommen, und er vermuthet, es geschehe in jener Absicht."

Eine Dame die später über Nacht im Hause blieb hatte dieselbe Erscheinung, und die Erklärung Seiten der Verf. geht dahin, der Geist des ermordeten Jünglings habe sich von seinen irdischen Banden noch nicht freigemacht, hänge ihnen noch an mit dem Schmerz getäuschter Hoffnungen und verletzter Rechte. 10.

Bibliographie.

Aus Karls von Nostitz, weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und später russischen General-Lieutenants, Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Bamberger, L., Die Flitterwochen der Preßfreiheit. Ein politisches Mosaikbild aus leitenden Artikeln. Mainz, Wirth. Gr. 12. 15 Ngr.

Delitzsch, F., und C. P. Caspari, Biblisch-theologische und apologetisch-kritische Studien. 2ter Band. — A. u. d. T.: Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaia und zur Geschichte der jesaianischen Zeit von *Carl Paul Caspari*. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Duncan, J., Reisen in Westafrika, von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia im Innern. In den J. 1845 und 1846. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. 1ster Band. Mit 1 Karte. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

El-Senusi's Begriffsentwicklung des muhamedanischen Glaubensbekenntnisses, arabisch und deutsch mit Anmerkungen von *M. Wolff*. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 10 Ngr.

Fürstenthal, R. J., Jüdische Zustände in ihren verschiedenen Gestaltungen und Beziehungen und zwar zunächst: Sulammith oder das Judenthum in seiner Beziehung zur Pflege der heiligen Sprache und den dazu berufenen Personen, hebräisch und deutsch poetisch dargestellt. Breslau. Gr. 8. 6 Ngr.

Galgenlieder. Bingen, Halenza's Buchh. 8. 12½ Ngr.

Gerstäcker, F., Mississippi-Bilder, Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens. 3ter Band. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Johann Baptist von Keller, erster Bischof von Rottenburg. Eine biographische Skizze, nebst Blicken auf die katholische Kirche Württembergs. Aus den Papieren eines Verstorbenen herausgegeben von W. Binder. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Lepelletier's, M., Plan einer National-Erziehung vorgelesen und berathen im Convent den 13. Juli 1793. In's Deutsche übersetzt, mit einem Vorwort und mit Anmerkungen begleitet von G. Thaulow. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Longueville, R., Den Söhnen der Freiheit! Bilder der Gegenwart. (Gedichte.) 1stes Heft. Dessau, Neubürger. 8. 5 Ngr.

Martens, C. v., Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten 40 Jahre. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Reybaud, L., Jérome Paturot auf dem Wege zu Aufsuchung der besten Republik. Aus dem Französischen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Schulze, H. F., Der Staatshaushalt des neuen deutschen Reichs. Jena, Mauke. Gr. 8. 9 Ngr.

Simpson, G., Reise zu Lande um die Welt in den J. 1841 und 1842. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 1ster Theil. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Steinau, A., Aufruf an die deutschen Frauen zu einer zeitgemäßen Erziehung ihrer Töchter. Bonn, Wittmann. 8. 5 Ngr.

Vormbaum, R., Hermann zu Cappenberg. Ein rheinisch-westphälisches Lebensbild aus dem 12. Jahrhundert. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 6 Ngr.

Zehrt, C., Die Einführung des Christenthums auf dem Eichsfelde durch den heiligen Bonifacius. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1847. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Anklage gegen das Ministerium Oberländer. Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Arbeit und Geld. Von einem Arbeitgeber. Leipzig, Surany. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Deutschen Bewegungen im J. 1848. I. Preußen. 1stes Supplement-Heft. — A. u. d. T.: Amtliche Berichte und Mittheilungen über die Berliner Barrikadenkämpfe am 18. und 19. März. Von Augenzeugen und Mitkämpfern aus dem Bürger- und Soldatenstande. 1stes Heft. Berlin, Hempel. 8. 5 Ngr.

Brief eines ehemaligen Westphalen an Jérome Napoléon seinen Ex-König. Kassel, Appel. Gr. 8. 3 Ngr.

Offener Brief an meine Mitbürger in Schleswig-Holstein. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Brügel, F., Die Deutsche Volksbewaffnung oder neue

Landwehr-Ordnung. Ein offenes Gutachten mit Gesetz-Entwurf. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Deutsche Bund vor dem Richterstuhle unserer Zeit. Ein Beitrag zur Reorganisation Deutschlands von einem liberalen aber nicht radikalen Altbayer. München, Finsterlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Chevalier, M., Louis Blanc's Organisation der Arbeit beleuchtet. Breslau, Kern. Gr. 8. 2 Ngr.

Ditscheiner, J. A., Der Wiener Freiheitskampf, oder ausführliche Geschichte der ereignißvollen 8 Tage in Wien vom 12. bis 19. März 1848. Eine wahrheitsgetreue unparteiische Erzählung aller Vorgänge während der großen Woche, nach den Mittheilungen von Augenzeugen. Mit sämmtlichen Proclamationen, Publicationen und gesetzlichen Anordnungen, dann den gehaltenen Reden. Zusammengestellt und durch eigene Wahrnehmung ergänzt. 2te Auflage. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 15 Ngr.

Dufort, C., Die enthüllte Zukunft. Göttliche Offenbarungen durch ein 17jähriges Mädchen in Marseille, welches im J. 1837, im Zustande des Hellsehens, alle Ereignisse bis zum J. 1868 klar und deutlich sah und berichtete. Mitgetheilt von ihrem Vater. Aus dem Französischen von F. Bauer. 2te und 3te Auflage. Leipzig, Koffka. 8. 3 Ngr.

Entwurf einer neu zu constituirenden deutschen Bundes-Verfassung veranlaßt durch den Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes der 17 Vertrauensmänner. München. Gr. 8. 4 Ngr.

Fischer, C., Beurtheilung des amtlichen Entwurfs des Verfassungs-Gesetzes für den Preußischen Staat. Nordhausen. 8. 3 Ngr.

Zwei Fragen in Betreff der Fortdauer der Personal-Union zwischen Dänemark und den Herzogthümern Schleswig-Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutsche Freiheits- und Nationallieder. Zusammengestellt von J. Reiner. Crefeld, Klein. 32. 1½ Ngr.

Fricke, G. A., Zur Verständigung über Republik, constitutionelle Monarchie und deutsches Erbkaiserthum. Eine Schrift für das Volk zur Belehrung über Recht und Unrecht der Republik und Monarchie. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Gr. 8. 10 Ngr.

Gagern, H. C. F. v., Allocution an die Nation und ihre Lenker. Frankfurt a. M., Schmerber. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Gebel, A., Weltansichten mit naher Beziehung auf die Bildung der neuen Verfassung von Deutschland und Preußen. 2te Auflage. Glogau, Flemming. Br. gr. 8. 12 Ngr.

Göriz, C., Das neue deutsche Reich. Ulm, Stettin. Gr. 8. 12 Ngr.

Helfferich, A., Deutsche Briefe aus Paris. Nr. VIII. Sendschreiben an den Redacteur der „Kölnischen Zeitung". Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Hesse, R., Licht- und Schatten-Punkte aus der Preußischen Staats-Verwaltung. Bearbeitet im J. 1833. Brilon. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Hofferichter, T., Zeitfragen. In zwanglosen Heften. 1stes Heft: Der Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes beleuchtet. Breslau. Gr. 8. 5 Ngr.

Hotop, H., Was dem Handels- und Gewerbsstande Noth thut. Cassel, Hotop. 8. 5 Ngr.

Köhler, D. L., Zur Verständigung über die Angelegenheit der Stolgebühren in der evangelischen Kirche Schlesiens. Glogau, Flemming. 8. 7½ Ngr.

Kopp, C., Ansicht über den von den Vertrauensmännern bearbeiteten Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes. Nebst Vorschlag dasselbe auf eine andere Weise auszuführen. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 3 Ngr.

Lautier, G. A., Der Staat als die Organisation der Arbeit, und die gegenwärtig dazu vorhandenen Mittel. Berlin, Logier. Gr. 8. 5 Ngr.

Lutze's, A., offener Bericht für S. H. den Herzog von Dessau. Dessau, Neubürger. 8. 2½ Ngr.

Menge, A., Was ist das, ein constitutioneller Staat? Ein Schreiben an die Urwähler. Danzig, Kabus. Gr. 8. 1 Ngr.

Mohl, M., Antrag auf Herstellung der staatsbürgerlichen Gleichheit, insbesondere mittelst Aufhebung des Adels. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Ngr.

Moltke, Graf M., Einige Bemerkungen über eine zu versuchende Ausgleichung zwischen Hülfsbedürftigkeit und Wohlstand. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Noel, R. R., Gedanken über sociale Fragen der Gegenwart. Leipzig, Arnold. Br. 8. 9 Ngr.

Oelsner, J. G., Ueber die Abschätzung des Einkommens. Bautzen, Weller. 8. 3 Ngr.

Reichenbach, Volksthümliches politisches und Zeitungswörterbuch, mit Randglossen. Berlin, A. v. Schröter. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Deutsche Revolution im März 1848. Eine übersichtliche und getreue Darstellung der Bewegungen in allen Staaten Deutschlands von der Proclamirung der französischen Republik bis zur Wiener und Berliner Revolution. Berlin, Hempel. 8. 12 Ngr.

Revolutions-Raketen von einem politischen Feuerwerker. 1ste Rakete: Die März-Zerronnenschaften. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Sammlung von Kritiken und Bemerkungen über den Entwurf einer landständischen Verfassung für das Großherzogthum Oldenburg. 1ster Beitrag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmidt, A., „Irret nicht, liebe Brüder!" Predigt gehalten am Sonntag Cantate zu Ivenack und Stavenhagen. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schulz, W., Anträge an die Reichsversammlung in Frankfurt zur Abwehr der unserem Vaterlande drohenden Gefahren. Dem souveränen deutschen Volke, insbesondere den Wählern und Wahlmännern des 1. Wahlbezirks des Großherzogthums Hessen. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1½ Ngr.

Seelig, W., Die Partheien. Ein Wort zur Verständigung und Ermahnung. Kassel, Appel. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Selbsthülfe der arbeitenden Klassen durch Wirthschaftsvereine und innere Ansiedelung. Berlin, Besser. Gr. 8. 6 Ngr.

Seydt, D., Christus, der rechte Versöhner. Predigt am 1. Bußtage 1848 gehalten. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Steifensand, K., Das Herzogthum Limburg als Deutscher Bundesstaat. Mit 1 Karte. Crefeld, Gehrich u. Comp. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Stein, F. v., Ein fliegendes Blatt an die Studenten deutscher Hochschulen in Sonderheit Jena's. Jena. Gr. 8. 2 Ngr.

Stieren, A., Die jüngst errungene deutsche Freiheit. Predigt gehalten am Sonntag Cantate zu Jena. Jena, Bran. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, des Staates New-York, des Königreichs Norwegen und des Königreichs Belgien. Als Anhang der Entwurf der neuen Preußischen Constitution. 1.—3. Auflage. Berlin, Hempel. 8. 5 Ngr.

Die Vorgänge in Altenburg am 18. und 19. Juni 1848. Nebst den einschlagenden Aktenstücken. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vortrag über die Parcellirung der Domainen gehalten in der Sitzung des konstitutionellen Vereins zu Frankfurt a. O. am 27. Mai 1848. Frankfurt a. O., Koschy u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Was wir eigentlich wollen oder Erklärung und Besprechung der Forderungen des Volkes und des Inhalts der Petitionen in allgemein verständlicher Sprache. 2te Auflage. Düsseldorf, Stahl. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wefers, G. J. C., Schleswig-Holstein's Schicksale und Verhältniß zu Deutschland und Dänemark. Crefeld, Klein. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 206. — 24. Juli 1848.

Geschichte von Belgien von H. Conscience. Aus dem Flämischen v. O. L. B. Wolff. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr.

Eine ausführliche Geschichte von Belgien ist eine neue und gewiß Vielen willkommene Erscheinung. Das Land in seiner frühern Abhängigkeit erst von Oestreich, dann von Frankreich, dann von Holland hatte eine solche von volksthümlicher Beschaffenheit und Unparteilichkeit nicht besitzen können, und erst seitdem sich die flämische Sprache und Literatur nach großen Kämpfen in dem neuen Königreiche Bahn gebrochen hatte durften seine Bewohner daran denken ihre eigene Geschichte in ihrer Landessprache von ihren Landsleuten schreiben zu lassen. Früher hatten Das nur Deutsche und Franzosen gethan. Denn wenn auch die holländische Regierung in den 15 Jahren ihrer Herrschaft der literarischen Bildung Belgiens eine große Aufmerksamkeit zugewendet hatte, und die literarische Entwickelung der flämischen Sprache nicht mehr wie in frühern Jahren darin ein Hinderniß finden konnte, daß sie im Nebenlande Holland das Organ des Protestantismus geworden war, so blieb doch die Verbindung beider Länder zu locker, und die Nationalgefühle und Nationalvorurtheile wirkten zu mächtig, als daß nicht selbst die literarische Bildung Belgiens dadurch hätte müssen beeinträchtigt werden. Ueberhaupt stand dieselbe noch sehr in ihren Anfängen, die blühenden Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts waren längst vorüber, während die Holländer sich auf der breiten Unterlage einer seit Jahrhunderten ererbten gründlichen Bildung behaglich und stolz fühlten. Das ist jetzt in Belgien ganz anders geworden. Es würde uns aber hier viel zu weit führen die rühmlichen Errungenschaften eines Willems und seiner Freunde in der Kürze zu bezeichnen, da wir auch nur wenige Worte über den historischen Gewinn sprechen können welchen Belgien in den letztern Jahren für seine innere Geschichte und also auch für das vorliegende Buch erhalten hat. Und da begegnen wir vor Allem den reichen Sammlungen welche der einsichtsvolle und unermüdete Generalarchivar des Königreichs, Gachard, aus den bisher unbenutzten Archiven öffentlich bekannt gemacht hat, ferner den urkundlichen Mittheilungen von Gerard, Reiffenberg und Lanz, den neuen, unerwarteten Aufschlüssen in Warnkönig's classischer „Flanderischen Staats- und Rechtsgeschichte"; wir wissen endlich, daß der ausgezeichnetste Staatsmann Belgiens, der Minister Nothomb, große Sammlungen und Vorarbeiten für die Geschichte seines Vaterlands besitzt. Welche wichtige Belehrungen aus diesen Urkundenschätzen zur Wahrheit und Beglaubigung der belgischen Geschichte gewonnen worden sind, beweisen drei Aufsätze von W. A. Arendt über einzelne Geschichtsabschnitte in vier Jahrgängen des „Historischen Taschenbuch" von 1842, 1843, 1845 und 1848, in denen die tüchtige deutsche Schule des in Löwen angestellten Gelehrten mit den neu erschlossenen Nachrichten in der vortrefflichsten Vereinigung erscheint und eine Fortsetzung solcher Aufsätze wünschen läßt. An diese deutschen Schriftsteller, denen bereits Leo in seinen berühmten „Zwölf Büchern niederländischer Geschichte" vorangegangen war, reiht sich nun ein geborener Belgier an, der die Aufgabe eine Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben unter großem Beifall seiner Landsleute gelöst hat, und, wie wir glauben, nicht blos durch die schöne künstlerische Ausstattung seines Buchs mit Bildnissen berühmter Belgier und den saubersten Holzschnitten, sondern weit mehr durch den Geist und Inhalt desselben.

Um diese beiden lobenswerthen Eigenschaften näher zu bezeichnen, so sagen wir, daß Conscience, von warmer Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit beseelt, mit dem Talente klarer und einfacher Darstellungsweise begabt und von einem sichern Gefühl geleitet das Erhabene, Schöne und sittlich Reine lebendig aufzufassen und hervorzuheben, in so verschiedenen Beziehungen der schwierigen Aufgabe eines Geschichtschreibers gewachsen erscheint. Conscience ist bekanntlich auch Dichter und einer der ausgezeichnetsten unter den neuern flämischen Dichtern, aber der Dichter hat den Geschichtschreiber nicht unterdrückt, es ist ihm vielmehr sein tiefes Gefühl und sein Talent für innere und äußere Schilderungen vortrefflich zu statten gekommen. Denn gerade diese Vorzüge mußten vortheilhaft auf ein Buch einwirken das nicht für den Gelehrten, sondern für jeden gebildeten Belgier bestimmt ist, wie die „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" von Schiller es ebenfalls gewesen ist. Denn an dies Buch, an die Aehnlichkeit des beiderseitigen Inhalts, an das besondere Zusammentreffen, daß zwei Dichter denselben Gegenstand behandelt haben, wird sich bei Con-

science's Buch ein Jeder unwillkürlich erinnern. Welche gründliche Studien Schiller nach dem Umfange der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel gemacht hat, wissen wir aus seinen Lebensbeschreibungen, und Conscience ist unstreitig ebenfalls nach genauer Benutzung seiner guten Quellen, namentlich bis auf den Anfang des 18. Jahrhunderts, zur Abfassung seines Werks geschritten. Aber bis auf den heutigen Tag ist seine Lesbarkeit ein besonderer Vorzug des Schiller'schen Buchs, und wir können dem des belgischen Geschichtschreibers nur wünschen, daß dasselbe nach 20 und 30 Jahren noch mit derselben Theilnahme und Anerkennung möge gelesen werden als Schiller's Werk von dem J. 1788 an bis auf unsere Zeit die Bewunderung und der Stolz der Deutschen gewesen ist.

Conscience hat also durchaus nicht blos dahin gestrebt die geschichtlichen Ereignisse kalt, trocken und dürr nach der Zeitfolge aneinander zu reihen, er ist für ein solches chronikenartiges Verfahren viel zu sehr Dichter; vielmehr durchlebt und durchfühlt er mit einer reichern Phantasie die Ereignisse welche er vor den Augen seiner Leser in die Welt treten läßt. Sein Werk hat dadurch eine eigenthümliche Färbung erhalten, aus welcher namentlich die religiöse Ansicht des gutkatholischen Belgiers hervortritt. Eine solche Entschiedenheit oder — um ein beliebtes Schlagwort zu gebrauchen — eine solche Gesinnungstüchtigkeit wird jetzt große Bewunderung finden; wir müssen aber doch gestehen, daß uns die Art in welcher Schiller als Protestant den Katholicismus behandelt hat mehr zusagt als das umgekehrte Verfahren Conscience's. Hier ist nicht etwa von Schmähungen die Rede in welche er gegen die Protestanten ausbricht, oder von einem Lobe blutdürstiger Katholiken, wie eines Granvella, wegen ihres Eifers für die Kirche — denn dazu ist seine Natur zu edel —, aber wol von jenem Unmuthe der unverkennbar durch seine Erzählung der belgisch-protestantischen Geschichtsereignisse durchschimmert, von jenem mitleidigen Bedauern ohne das die Reformation fast nie erwähnt wird, und von dem längern, fast geflissentlichen Verweilen bei Begebenheiten welche den niederländischen Protestanten allerdings zur Schande gereicht haben, wie auf S. 329 fg. bei den Bilderstürmereien im August 1566. Nun wäre es allerdings zu viel von einem gutkatholischen Belgier zu fodern, daß er Luther und die Glaubenshelden des 16. Jahrhunderts loben sollte, aber der Geschichtschreiber darf (was Schiller auch nie gethan hat) seine religiöse Ueberzeugung doch nicht so weit schalten lassen, daß er Charaktere von welthistorischer Bedeutung entstellt oder in einem sehr zweideutigen Lichte erblicken läßt. Dieser Vorwurf trifft aber Conscience in Bezug auf Wilhelm von Oranien. Von ihm sagt er (S. 322): er habe während seines Aufenthalts in Belgien gethan als ob er gutkatholisch gesinnt sei, während er heimlich dem Protestantismus anhing. Aber Wilhelm von Oranien ist in der Religion stets dem Glauben seiner Väter getreu geblieben, und die ersten Eindrücke seiner Jugend haben sein Gemüth nie verlassen, wenn er auch bisweilen, von den Umständen gedrängt, in der Schirmung persönlicher Glaubenssachen nicht jene Begeisterung offenbarte welche sein Freund, der Graf von Hoorn, an den Tag gelegt hat. Wenn Conscience weiter sagt: „Heuchelei und List dienten ihm als Mittel seine Feinde zu täuschen und sich seiner Freunde als Werkzeuge bei der Ausführung seiner Pläne zu bedienen", so möchten doch wol für Heuchelei und List passendere Ausdrücke in den Eigenschaften eines angeborenen Scharfblicks und einer tiefen Verschwiegenheit gefunden werden. Oranien kannte (was freilich ein gemüthreicher Dichter wie Conscience nur mit Mühe einsieht) keine Gemüthsverstellungen und dunkle Begriffe, am wenigsten in der Staatskunst. Die letztern Worte in Conscience's Satze haben unstreitig ihre besondere Beziehung auf Oranien's Verhältniß zu Egmont, wenn man damit eine spätere Stelle auf S. 332 vergleicht, wo der Letztere geradehin des Erstern Werkzeug genannt wird, der ohne sein Wissen der Reformation und dem Aufruhr (denn Das ist bei Conscience Eins) zum Vortheil gehandelt habe. Und doch hat derselbe Verfasser dem Grafen erst wenige Zeilen zuvor ein doppelsinniges Betragen beigelegt, weil er allerdings nicht bestimmt sagen wollte oder konnte, daß ihm der Glaube nicht so wichtig gewesen sei als die Sorge für die Seinigen, und daß ihn weniger das Gefühl für verletztes Volksrecht als Empfindlichkeit über Zurücksetzung des Adels und der eigenen Persönlichkeit von einem Könige für den er so oft das Aeußerste gewagt zur Freundschaft mit Oranien gezogen hatte. Auf die Ansicht von Karl V und sein Verhältniß zu den Protestanten werden wir weiter unten zurückkommen.

Eine andere sehr bestimmte Farbe, die aber unsern Verf. wohl kleidet, trägt sein Buch in Beziehung auf Frankreich und dessen Einfluß auf Belgien. Wollte man die entschiedene Abneigung gegen Frankreich in Verbindung mit Glaubensrücksichten bringen, so würde man der Wahrheitsliebe Conscience's und seiner innigen Anhänglichkeit an sein belgisches Vaterland Unrecht thun. Denn Belgiens Volksruhm und Volkskraft hat durch Frankreichs Einmischung und Herrschsucht von Philipp dem Schönen an bis auf Napoleon die nachtheiligsten Folgen erleben müssen, und Conscience ist also nur aufrichtig, wenn er diesem Hasse der echten Fläminger und der Schwachheit ihrer eingeborenen Fürsten an verschiedenen Stellen Worte geliehen hat. So am Ende des 12. Jahrhunderts, als Baudewyn (Balduin) der Muthige von Flandern mit eigenen Händen den schönsten Theil Belgiens zerriß, von wo an die Erniedrigung Belgiens gegen Frankreich beginnt; ferner nach der Thronbesteigung Guido's von Dampierre im J. 1279, wo „man vor Aerger und Unwillen weinen möchte, daß das schöne Flandern seit der Thronbesteigung der hennegauischen Baudewyn noch keinen Fürsten gehabt hatte der, sich als Fläminger betrachtend, Flandern als sein Vaterland und nicht als sein Familienerbtheil behandelte, der nicht vielmehr, das sklavische, feudalistische Frankreich nachah-

mend, die flämische Sprache von seinem Hofe verbannte" (S. 153); so bei dem Beginn der englisch-französischen Thronstreitigkeiten im J. 1335, wo Graf Ludwig von Flandern deutlich durchblicken ließ, daß er sich zu Frankreich halten wollte. Conscience sagt (S. 186):

Aber das flämische Volk haßte zu sehr die Treulosigkeit und Herrschsucht der Franzosen, und seine Chroniken sagten in ihrer einfachen Sprache: de Vlamingen mogten den Franschman met zout noch smout, d. h. die Fläminger mochten die Franzosen weder mit Salz noch mit Schmalz.

An ähnlichen Stellen aus den Zeiten Ludwig's XI. und Ludwig's XIV. fehlt es nicht, eine der stärksten aber ist die über die Eroberung Belgiens durch die Franzosen im J. 1794. S. 415 heißt es:

Jetzt erst sollte Belgien erfahren, wo sich die äußerste Grenze des Unglücks und der Unterdrückung befinde. Wie eine Wolke raubsüchtiger Geier nahm der Abschaum der französischen Nation Besitz davon. Unanständige Prahler, ekelhaft durch Dummheit und Unsittlichkeit, nisteten sich in den Städten ein, um im Namen einer lügenhaften Freiheit die Bürger ärger als gekaufte Sklaven zu behandeln. Nichts wurde mehr geachtet, man zerstörte oder raubte die Werke der Kunst, zerbrach die goldenen und silbernen Gefäße in den Kirchen und stampfte sie in Tonnen ein um nach Frankreich gebracht zu werden; man verhöhnte ein noch unverdorbenes Volk durch den bittersten Spott über seinen keuschen und gottesfürchtigen Charakter; man legte endlich den Belgiern eine Brandschatzung von 80 Millionen auf und schleppte binnen fünf Monaten 32 Millionen gemünztes Geld nach Paris.

Als Belgien zum französischen Kaiserreiche gehörte, verloren die Belgier ihre Muttersprache und ihre Selbständigkeit. Der aufrichtige Verf. setzt hinzu (S. 417):

Aber dennoch verlieh die französische Herrschaft, so schädlich sie auch für die Sitten sein mochte, ihnen einige Vortheile, die man nicht verkennen darf. Napoleon ließ in Belgien, und vorzüglich in Antwerpen und Ostende, viele nützliche und riesenhafte Werke aufführen. Die Belgier kamen in eine lange Berührung mit einem unruhigen Volke, das sie aus dem Schlummer erweckte in welchem sie so lange lagen. Sie wurden an die jetzigen Regierungsformen gewöhnt und lernten dieselben wenigstens theilweise in ihrem gesellschaftlichen und politischen Leben kennen.

Gegenüber dieser Abneigung gegen Frankreich ist es erfreulich zu sehen wie Conscience oft und gern auf die Verwandtschaft Belgiens mit Deutschland ein besonderes Gewicht legt, und unter Anderm den Plan Karl's V. sehr belobt die Niederlande miteinander und mit Deutschland zu verbinden. Von dem kaiserlichen Edicte, vom 26. Juli 1548, welches die Niederlande unter den Schutz des Deutschen Reichs stellen und ihrem Beherrscher eine Stimme auf dem Reichstage zusichern sollte, spricht Conscience mit großer Befriedigung. Es stellte, sagt er, die Niederlande vor Allem auf ihren natürlichen Stand, und würde ohne Zweifel ihr Glück und ihre Unabhängigkeit zur Folge gehabt haben, wenn es je zur Ausführung gekommen wäre; denn er war überzeugt, daß sich weder die Niederlande noch Deutschland je unter spanischem Scepter würden wohl befinden können. Daß es 1814 eine Möglichkeit gab diesen Plan des klugen Kaisers zu verwirklichen, hat man damals nicht bedacht und Conscience auch nicht angeführt. Es gab dazu ein treffliches Mittel, die Aufnahme Belgiens in den Deutschen Bund. Dann war Belgien einem Staate ersten Ranges einverleibt, keinem ihm an Masse und Volksmenge nachstehenden, die alte Stammverwandtschaft wäre neu befestigt und eine sichere Garantie gegen Frankreich gewonnen worden.

Diese Erwähnung neuerer belgischer Verhältnisse führt uns zu der Bemerkung, daß Conscience die vaterländische Geschichte des 18. Jahrhunderts, namentlich von 1790 — 1846, zu kurz und fast ohne alle schmückende und erläuternde Einzelheiten behandelt hat. Glaubte er die neuesten politischen Zustände noch nicht zur Besprechung reif oder ist er überhaupt der Meinung, daß die Geschichte der Gegenwart von den Mitlebenden noch nicht dürfe geschrieben werden? Wir können ihm hierin nicht unbedingt beistimmen. Denn van der Noot und Vonck z. B. sind doch auf den Gang der brabantischen Revolution von einem zu entschiedenen Einflusse gewesen, als daß sie — wir sagen Dies nicht etwa aus großer Verehrung gegen beide Advocaten, aber keine advocati patriae im Möser'schen Sinne — in einer belgischen Geschichte hätten dürfen mit so wenigen Worten charakterisirt werden wie auf S. 410 geschehen ist. Ferner mußte nach den gedruckten Verhandlungen des Wiener Congresses und nach den Nachrichten sachkundiger Zeitgenossen eine ausführlichere Darstellung der Bildung des neuen Königreichs der Niederlande als in zwei Zeilen gegeben werden, und Conscience durfte die Mittheilungen des Freiherrn von Gagern, welche ein ziemlich helles Licht auf die politischen Verhandlungen nach dem Zweiten pariser Frieden und die verunglückten Versuche zur Erweiterung des Königreichs der Niederlande geworfen haben, nicht ganz unbenutzt lassen. Endlich aber war es von des Verf. Unparteilichkeit zu erwarten, daß er neben den von ihm belobten Gütern welche die holländische Regierung im Laufe von 15 Jahren den Belgiern verliehen hat auch die Ursachen welche die Trennung herbeiführten, und welche nicht blos „Eifersucht" waren, angegeben hätte. Die Zeit der Parteileidenschaft ist ja für beide Länder wenn auch noch nicht ganz vorüber, doch sehr beruhigt, und ein besonnenes, verständiges Urtheil wird gern vernommen, zumal da jene Trennung Belgiens weit weniger den Misgriffen der holländischen Regierung und ihrem zu großen Selbstvertrauen auf der einen oder der Anmaßlichkeit und Unruhe vieler Belgier auf der andern Seite, als überhaupt der Unauflösbarkeit der Aufgabe beide Länder unter Einem Herrn zu regieren zur Last fällt. Der revolutionnaire Weg freilich auf welchem Belgien seine Trennung ertrotzte ist mit Recht von Conscience nur in aller Kürze bezeichnet worden; denn er erinnert in schlimmer Weise an die Grundsätze von 1789 und war ein Weg der Gewaltthätigkeit und des Treubruchs.

Diese von Conscience beliebte Kürze hat aber für die deutschen Leser seines Buchs eine besondere Unannehmlichkeit erzeugt. Wir glauben nämlich bemerkt zu haben, daß in der zweiten Hälfte des Buchs der Uebersetzer,

Prof. Wolff in Jena, weit lässiger verfahren ist als in der ersten, und seinem deutschen Ausdrucke lange nicht die Anmuth und Leichtigkeit zu geben bemüht gewesen ist welche nach unverwerflichen Zeugnissen das belgische Original besitzt. Daß der deutsche Uebersetzer die reinbelgischen Namen, wie Baudewyn, Kortryk, Kameryk und Andere, beibehalten und hier und da deutsche daneben gesetzt hat, können wir nur billigen; aber bei mehren derselben ist er ungenau gewesen, wie St.-Quintin statt St.-Quentin, Vandermark statt Van der Marck und andere sich finden. Für deutsche Leser hätte aber ein Uebersetzer, und noch dazu ein jenaischer Professor, nicht dürfen den Herzog Friedrich von Sachsen statt des Kurfürsten Friedrich des Weisen im Texte stehen lassen und auf die verworrene Darstellung der Kriege Karl's V. in Deutschland ohne eine kurze Berichtigung übergehen. Die falschen Zahlenangaben in der Schlacht bei Belle-Alliance mögen jetzt auf sich beruhen, aber es darf nicht ungerügt bleiben, daß auf S. 312 ein sonst unbekannter Philibert von Brüssel erwähnt ist, und daß gleich darauf allen ältern und neuern Geschichtschreibern, Sandoval, Ranke, Böttiger, Loebell, zum Trotz noch immer von dem Hieronymitenkloster zu St.-Just statt von dem Kloster Juste die Rede ist. Endlich durfte auch Conscience nicht schlechthin sagen, daß die belgischen Aufständischen den „preußischen" General Schönfeld zum Oberanführer ernannt hätten; denn Schönfeld war niemals in preußischen Diensten bis zum General gestiegen und ward von van der Noot, der nicht wollte, daß van der Mersch in militairischen Dingen unabhängig sei, als belgischer Generallieutenant angestellt, ungefähr so wie jetzt die Generale in den südamerikanischen Staaten emporschießen. Dergleichen Dinge muß ein ordentlicher Uebersetzer anmerken und berichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Schief-Levinche mit seiner Kalle, oder Polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman nebst Vorrede von Isaak Bernays. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Wie der Componist", so sagt der Verf. des vorstehenden Buchs in der Vorrede, „aus verschiedenen Tonstücken ein heiteres Potpourri bilden kann — ich sage ein heiteres Potpourri, denn heterogene Gedanken widerstehen einer ernsten Verbindung —, so kann auch der Dichter aus zwei Religionen einen komischen Roman machen." So lange man freilich die Religionen nur von ihren relativen Standpunkten aus betrachtet, wird man sie leicht in ihrem Contraste komisch finden können; aber dieser Contrast wird ebenso tragisch wie in vorliegendem Buche selbst, obgleich darin eigentliche, wahre menschliche Leidenschaften dabei noch lange nicht kräftig und entschieden genug in den Vordergrund treten, wenn die Religion selbst zur Leidenschaft wird. Wenn man freilich, wie Dies der Verf. thut, die zwei Religionen, die katholische und jüdische, nur äußerlich einander gegenüberstellt, so wird man hin und wieder komische Scenen erhalten; allein der innere Conflict ist dennoch ein ernster, ein tragischer, wenn der Poet beide als historische Producte, als berechtigte Erscheinungen der Zeit einander sich gegenüber betrachtet. Durch eine solche Anschauung nun wird das äußerlich Komische aufgehoben, und beide erhalten einen wahren und ernsten Hintergrund. Es ist unser Zweck nicht weiter auf die in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätze und Gedanken einzugehen, da sie irrthümlich aus dem Grundsatze des absoluten Gegensatzes der Religionen selbst hervorgehen, und da sie so rein persönlich, auf die Verhältnisse des Schriftstellers sich beziehend sind, daß wir ein größeres Interesse bei den Lesern d. Bl. für sie nicht in Anspruch zu nehmen glauben: denn wen würde es interessiren, wenn er erführe, daß Hr. Isaak Bernays der Sohn eines Cigarrenmachers sei, daß er die ersten Proben seines Stils benutzt habe um an reiche Glaubensgenossen zu schreiben und ihnen die traurige Lage zu schildern in welcher er und seine Familie sich befand, wie er studirte u. s. w., und wie er endlich erklärt, er wolle „ein literarischer Plebejer" sein? Wir glauben, Niemanden, und zwar um so weniger, als der ganze Ton der Vorrede gar zu ostensibel klingt, und mit einem — wenn man das Wort annehmen will — gewissen Bettelstolze abgefaßt ist. Das Werk zerfällt in fünf Bücher. Im ersten begegnen wir den Schilderungen des jüdischen Lebens, die mit einer gewissen Correctheit ausgeführt sind, und die genaue Kenntniß des Verf. von den innern Einrichtungen und Anschauungen des Judenthums verrathen. Mariamne, die Tochter eines jüdischen Rabbi, wird mit Schief-Levinche, dem Sohn eines reichen Handelsmanns, verlobt; sie ist schön, er ein Ausbund von Häßlichkeit; allein die Tochter fügt sich dem Ausspruche ihres Vaters, weil Ehen im Himmel geschlossen werden. Der Bräutigam lernt im zweiten Theile einen Maler kennen, der ihm verspricht seine Braut (Kalle) malen zu wollen. Dieser Künstler hat nun aber auch den Auftrag eine Madonna für den Altar der Hauptkirche zu malen; er benutzt hierzu das Portrait Mariamne's. Als Dies nun im dritten Buche der Rabbi und die Judengemeinde erfährt, wird über Mariamne der Fluch ausgesprochen: sie muß sich den härtesten Bußen unterwerfen, und flüchtet endlich, durch einen andern Juden, Löbel Kurzweil, verleitet, der von den Christen Geld versprochen bekommen hat, an einem Schabbes außerhalb des Judenthors. Sie wird von den Christen empfangen, hängt aber innerlich ihrer alten Religion fortwährend noch an, und stirbt an Krämpfen und Zuckungen. Die Sittenschilderungen des jüdischen Lebens, die Auffassung und Auslegung ihres religiösen Verhältnisses sind jedenfalls das Beste des ganzen Buchs, obgleich die langen rabbinischen Reden und Auslegungen hier und da ermüden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 207. —— 25. Juli 1848.

Geschichte von Belgien von H. Conscience. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff.

(Beschluß aus Nr. 206.)

Wir knüpfen an diese allgemeinen Betrachtungen noch einige besondere Uebersichten. Bis zum Anfange der spanischen Herrschaft beschäftigt den Verf. namentlich die Geschichte von Flandern, Brabant und Lüttich. In der erstgenannten Grafschaft ward schon die erste Periode im 9. Jahrhundert durch die Begründung der bürgerlichen Freiheit, als der ersten im westlichen Europa, wichtig; das Volk erwarb sie sich durch Gewerbfleiß und Arbeit, während im innern Belgien, welches damals Lotharingien genannt ward, die geraden Abkömmlinge der kriegslustigen Franken wohnten, und das in Sklaverei versunkene Volk durch die Zwistigkeiten seiner Lehnsherren beunruhigt wurde. Conscience sagt (S. 59):

> Unter dem Schutze wohlgesinnter Fürsten ist Brügge bereits der Versammlungsort der fremden Kaufleute und der Stapelplatz außerordentlicher Reichthümer; der Ackerbau, von den Mönchen geleitet, bereichert den Boden mit einem Ueberfluß an Feldfrüchten, die Städte vervielfältigen sich, die Wälder verschwinden, die Dörfer nehmen zu, Flandern hat beinahe schon die Staatsform eines constitutionnellen Fürstenthums.... Bliebe uns auch weiter Nichts als dieser Ruhm, so würde er hinreichen um uns einen hohen Rang unter den heutigen Nationen anzuweisen.

Mit Philipp dem Schönen begann man die Unternehmungen, Ueberlistungen und offenen Angriffe Frankreichs auf Belgien, die im Lande selbst bei einer großen Anzahl französisch gesinnter Edelleute und einigen Bürgern, den Leliarts oder Liliarden, große Unterstützung fanden, denen sich die Patrioten, voll Erbitterung gegen Frankreich, gegen den Adel, ja gegen den Grafen selbst, unter dem Namen Klaeuwarts (Klauarden, nach den vorgestreckten Klauen des Löwen auf dem vaterländischen Wappen; die Leliarts hießen so nach den französischen Lilien) entgegenstellten. Einige Punkte aus diesem Zeitabschnitte sind schon oben berührt. Längere Stellen sind einzelnen Fürsten und Fürstinnen die besonders in die Geschichte eingreifen gewidmet, wie den Herzögen von Ardennen, Gottfried von Bouillon, Baudewyn VII., Hapken, der Gräfin Richilde, den Grafen Karl dem Guten, Ferrand und Ludwig von Nevers, dem argen Franzosenfreunde, dem berühmten Demagogen Jakob van Artevelde in Gent u. A., um welche die Begebenheiten in guter Ordnung und Maßhaltung zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern vertheilt sind. Artevelde, der gewöhnlich ein reicher Brauer heißt, war Dies ganz und gar nicht. Er gehörte vielmehr zu einem edeln Geschlechte, hatte sich aber, wie es die Edeln die es mit den Bürgern hielten zu thun pflegten, um sich die Vorrechte derselben zu sichern, in die Gilde der Brauer aufnehmen lassen und war von ihr zum Dechant (deken) erwählt worden. Conscience sagt am Schlusse seiner Lebensbeschreibung (S. 195):

> Der berühmte Jakob van Artevelde ist ein großes historisches Bild; seine Feinde selbst bezeugten seinen reichen Geist und seine große Gewandtheit. Gewiß war sein Vorhaben edel und erhaben; aber wenn ein mit kräftigem Willen begabter Mensch ein Ziel, das ihn durch seine Größe über Alles hinweghebt, erreichen will, so achtet er Nichts; gewaltsam räumt er dann alle Hindernisse aus dem Wege und wird leicht ein grausamer Tyrann. Wie Dem auch sei, Artevelde hat seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, indem er es dem französischen Einflusse entriß und es rettete als es mit raschem Schritte seiner Vereinigung mit Frankreich entgegenging. Diese Wohlthat ist bedeutend genug um den Flämingern das Andenken dieses Namens ewig werth zu erhalten.

Die hierauf folgende stürmische Regierungszeit Ludwig's von Male in Flandern enthält die wiederholten Kämpfe der Bürgerschaft mit dem Adel, die Eroberung Brabants durch die Fläminger, den blutigen Kampf zwischen Gent und Brügge (1381—82), bis endlich durch den Tod des Grafen Ludwig am 29. Jan. 1384 die Grafschaften Flandern, Artois, Nevers, die Grafschaft Mecheln und einige andere Gebiete an den Schwiegersohn des Verstorbenen, Philipp den Kühnen, Herzog von Burgund, übergingen.

Mit diesem Ereigniß hören die Städtefehden und die Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgerschaft fast ganz auf. Unter den beiden burgundischen Herzögen Philipp und Johann gelangte Belgien zur Einigkeit, indem Brabant durch die Klugheit und Mäßigung der verwitweten Herzogin Johanna von Brabant ebenfalls an das burgundische Haus kam und Lüttichs Bischofssitz mit einem verwandten Fürsten besetzt wurde. Die Geschichte dieses burgundischen Zeitraums bietet ein lebensvolles Gemälde durch die Kraft und Tüchtigkeit der beiden Herzöge, durch ihren Kampf mit den Privilegien der Städte und das unablässig auf das Zusammenfassen und Centralisiren

der ganzen belgischen Macht gerichtete Bestreben, durch den Reichthum der Herrscher und der Bürger und den blühenden Zustand Belgiens. Karl's des Kühnen hochfahrender Sinn und sein blutiges Regiment (z. B. in Lüttich) behagte den Belgiern ebenso wenig als er ihnen; daher erregte sein Tod solche Freude, daß die Menge in ihrem unerbittlichen Hasse gegen den Feind ihrer Freiheiten sich sogar weigerte für die Ruhe seiner Seele zu beten. Um so mehr liebten die Belgier seine Tochter Maria, und ihr früher Tod ward allgemein beklagt.

Unter den Fürsten des östreichischen Hauses die über Belgien geherrscht haben verweilt Conscience so ausführlich als es nur der Zweck seines Buchs ihm gestattete bei dem thätigen und mühseligen Leben Karl's V. Er schreibt (S. 294):

Dieser Kaiser, der belgische Held, wird sehr streng und meist ungerecht von den Geschichtschreibern beurtheilt. Würde sein Andenken nicht noch heutigen Tags von den Belgiern mit frommer Ehrfurcht bewahrt, so könnte man glauben, daß er selbst in seinem eigenen Vaterlande nicht beliebt gewesen sei. Dies widerlegt aber die Verehrung der Belgier für seinen glanzreichen Namen und die unsterbliche Erinnerung seiner Thaten, welche in den belgischen Familienkreisen noch immer unvermindert fortlebt. Daher haben wir, seine belgischen Landsleute, ihn nicht blos mit Redlichkeit zu beurtheilen, sondern auch mit jener Vorliebe die man den großen Männern seines Vaterlandes schuldig ist.

Wir sind weit entfernt diese Vorliebe des Verf. zu tadeln; denn Karl's Regierung ist für Belgien durch die Gründung einer bleibenden politischen Einheit und durch gleichförmige Institutionen entscheidend geworden. Ueber unendlich größere Kräfte gebietend als seine Vorgänger gelang es ihm den Widerstand der Städte an seiner Wurzel zu brechen, indem er die Macht der Zünfte vernichtete und die überwiegend demokratischen Elemente gerade in seiner Geburtsstadt Gent, wo sie die tiefsten Wurzeln geschlagen hatten, für immer unterdrückte. Conscience hat Dies vollständig anerkannt. Die Geschichte der Volksmacht, sagt er, schließt mit der freiheitraubenden, blutigen Rache die Karl an Gent nahm. Aber politische Gründe von größerer Wichtigkeit, in deren Ausführung er sich durch den Widerstand seiner Landsleute nicht gehemmt sehen wollte, veranlaßten ihn hierzu: sonst würde das genter Urtheil seinem glorreichen Namen einen unauslöschlichen Flecken anhängen. In Beziehung auf Karl's Stellung zur Reformation steht Conscience auf dem katholischen Standpunkte, und sieht in dem Unternehmen der Reformatoren die Elemente der Trennung, des Glaubenshasses und der Zerrissenheit, welche Karl, als ein frommer und treuer Katholik, in aller Weise niederzuhalten entschlossen war. Denn die Einheit des christlichen Glaubens in seinen Staaten zu erhalten und die Reformation zu unterdrücken, erschien ihm ebenso nothwendig als das geängstigte Europa von den Türken zu befreien und seinen Feind, Franz I. von Frankreich, in seine Grenzen zurückzuweisen. Wir dürfen uns jetzt mit einer Kritik dieser Ansicht, welche ja auch protestantische Schriftsteller, wenigstens unter gewissen Beschränkungen, theilen, nicht befassen, und bemerken daher nur, daß Conscience sich überall mit großer Milde des Ausdrucks geäußert hat. Ein eigenes Schicksal hat freilich gewollt, daß gerade aus den brüsseler Archiven in unsern Tagen die Zeugnisse hervorgezogen sind welche Karl's harte Gesinnung gegen die Protestanten unwiderleglich dargethan haben, wie jene Instruction des Präsidenten Viglius bei Einleitung eines Inquisitionsprocesses gegen den Landgrafen Philipp von Hessen vom 17. März 1551 (in Lanz' „Correspondenz Karl's V.", Bd. 3, Nr. 732), in welcher die Worte stehen: S'il ne dit la vérité de gré, l'on le lui fera faire *par force*, die allerdings nur eine sehr schlimme Auslegung zulassen und die Rommel („Göttinger gelehrte Anzeigen", 1846, Nr. 194) sogar auf die Anwendung der Tortur bezogen hat.

Ebenso sehr wie Karl V. gelobt ist, so sehr ist Joseph II. getadelt und gegen seine Mutter Maria Theresia, die Conscience nicht warm genug loben kann, in den Schatten gestellt worden, ja er wird sogar ein blinder Tyrann genannt, der die Völker in ihren theuersten Rechten beeinträchtigte. Und was hat denn Karl V. Anderes gethan? Aber er zeigte sich als den gehorsamen Sohn der Kirche, und Joseph wollte auch diese reformiren, er bediente sich dabei höhnender, verletzender Worte und beschuldigte die Geistlichkeit der Unsittlichkeit und Unfähigkeit die Jugend zu erziehen. Solche Vorwürfe fanden einen lauten Widerhall unter „einem sittlichen und gottesfürchtigen Volke" (S. 408). Man sieht, daß der Belgier 1845 noch derselbe ist der er 1786 war.

Wir gedenken noch am Schlusse einiger (so viel man aus einer Uebersetzung abnehmen kann) durch Schönheit und Lebendigkeit der Sprache ausgezeichneten Stellen. Solche sind die Einnahme von Jerusalem durch Gottfried von Bouillon, der Tod Artevelde's in Gent und Egmont's in Brüssel, die Hinrichtung der burgundischen Räthe der Herzogin Maria in Gent, die Schilderungen der Schlachten bei Gröningen, bei Gravelingen, bei Guinegate und der sogenannten Plage von Gent. Aus der Beschreibung der erstgenannten Schlacht, welche die tapfern Fläminger unter Wilhelm von Jülich, Guido von Namur und den Bürgern Brügges Coninck und Breydel am 11. Juli 1302 über das französische Unterdrückungsheer unter Robert von Artois gewannen, heben wir folgende Stelle aus (S. 166):

In dieser bedenklichen Lage beschwor Guido seine Mannen bei Allem was ihnen theuer war, den Feind von neuem anzugreifen; seine Stimme gab ihnen Muth, und sie drangen vor mit dem Ruf: Flandern den Löwen! und stürzten sich wie echte Löwen unter die Franzosen. Baudewyn von Papenrode kam ihnen zu Hülfe. Ein blutiger Kampf beginnt; man hört Nichts als die Schläge der Streitärte, das Klirren der Schwerter und ein verworrenes Toben, in welchem die Stimmen der Menschen und Pferde im Todesrufe sich vermischen. Es ist unmöglich zu unterscheiden wer kämpft und wer fällt; erst nach dem Streite sieht man die Fläminger mit Blut bedeckt auf den Leichen ihrer Feinde stehen und der Ruf: Flandern den Löwen! zieht wie ein Siegeszeichen über das Schlachtfeld hin. Jakob von Chatillon, der Erzfeind von Flandern, liegt dort in seinem Blute zwischen den Leichen berühmter französischer Ritter.

Bei solchen und ähnlichen Schilderungen muß man sich um so mehr wundern, daß der Tapferkeit der Belgier in der Schlacht bei Belle-Alliance unter der Führung des Prinzen von Oranien nicht mit Einem Worte gedacht ist. Ebenso ungern haben wir den Namen des wackern Generals Chassé vermißt.

Daß eine so dichterische Natur wie Conscience die Entwickelung der flämischen Literatur und Kunst in seinem Vaterlande nicht mit Stillschweigen übergehen würde, ließ sich nicht anders erwarten. Zu unserm Bedauern aber sind diese Angaben sehr kurz ausgefallen, und die belgischen Landsleute lesen eigentlich blos hier alte, berühmte Namen, wie den eines Jakob von Maclant, Wilhelm von Utenhove, Henrik Goethals, Gerh. Mercator, Christ. Plantyn, Andr. Vesalius, Heinsius, oder die ihrer großen Maler, eines Quintin Metsys, Frank Floris, Jan Breughel, Rubens u. A. Selbst die ausgezeichneten Belgier, Chretien de Troyes, ein Hennegauer, und Joh. Froissart aus Valenciennes, obschon Beide in französischer Sprache geschrieben haben, fehlen nicht in dieser Nomenclatur. Aber sehr befremdlich war es uns, daß wir das Horaz'sche carent vate sacro in Bezug auf die Wiederhersteller der flämischen Literatur, einen Willems, Voisin, de Smet, Delepierre und andere ehrenwerthe Männer, Hrn. Conscience zurufen müssen.

Die innigen Wünsche für Belgiens Glück und Wohlfahrt mit denen der Verf. sein Buch beschlossen hat werden auch außer seinem Vaterlande Anklang finden. Die Seinigen hat er zuletzt vor dem herrschsüchtigen Feinde, der seit Jahrhunderten aus dem Süden so gierig auf Belgien lauert, gewarnt. Auch Das ist ein gutes Wort. 17.

Zur Literatur über die Todesstrafe.

Es würde auffallen, daß die selbständigen Schriften über die Todesstrafe ihrer Zahl nach so unverhältnißmäßig gering sind, wenn dieser Umstand sich nicht daraus erklären ließe, daß man dieses strafrechtliche Institut bis in die neueste Zeit als ein unantastbares und über alle Discussion erhabenes angesehen hat. Ueber einen ähnlichen Stoff, das Duell, ist die Literatur dagegen so allgemein umfassend geworden, weil schon seit Jahrhunderten die Humanität mit der Gewohnheit darüber gekämpft hat. Die Todesstrafe ist fast nur nebenher einer principiellen Untersuchung gewürdigt worden, in den Systemen der Moralisten und Naturrechtslehrer. Die ersten bekannt gewordenen selbständigen Schriften darüber sind aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Nachdem in neuester Zeit durch Vorgänge auf praktischem Gebiete, die wunderbarerweise die Literatur hinter sich zurückließen, das Axiom auf dem die Todesstrafe beruhte beträchtlich erschüttert worden ist, wird wie zu hoffen steht auch die literarische Theilnahme für dasselbe wachsen und die letzten Pfeiler stürzen.

In den gegenwärtigen Verhältnissen liegt eine große Auffoderung zu prüfen wie es um die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe steht: eine Frage welche von der der Zweckmäßigkeit im Grunde wohl zu scheiden ist, im praktischen Verkehr dagegen doch mit ihr zusammenfällt, da für ihn das Unrechtmäßige in einer guten Gesetzgebung kaum als das Zweckmäßige würde empfohlen werden können. Die französische Regierung hat die Todesstrafe zunächst für politische Verbrechen abgeschafft, und beruft sich vertrauensvoll auf diesen Act, wenn sie beweisen will wie sehr die neueste Revolution den Grundsätzen der Humanität gehuldigt habe; andere Staaten stehen auf dem Punkte die Todesstrafe ganz zu beseitigen, die Schweiz, der Kirchenstaat u. s. w. Indessen Das geht uns hier Nichts an, da wir nur prüfen wollen was in wissenschaftlicher Form bisher für oder gegen die Todesstrafe gesagt worden. Alles andere nicht auf das Princip Eingehende, nur auf religiösen oder äußern Gründen Beruhende lassen wir außer Acht, da wir es nicht für beweisend halten. Auf diesem rein empirischen Boden lassen sich die Gründe zu Hunderten gegeneinander stellen, ohne daß damit doch ein Resultat gewonnen würde. Die Entscheidung muß aus dem Principe genommen sein, und da gibt es nur einen Grund.

Wir werden eine Schrift von Beccaria, dem berühmten italienischen Rechtsgelehrten, der in seiner Abhandlung „Dei delitti e delle pene“ sich entschieden gegen die Todesstrafe ausspricht, nur kurz berühren, weil sie, wenngleich jetzt noch häufig angezogen, uns doch schon ziemlich fern liegt. Sein Hauptargument besteht darin, daß der Mensch nicht das Recht habe über sein eigenes Leben zu disponiren. Der Staat entstehe nun aber blos durch Einwilligung jedes Einzelnen, Vertrag, und jeder Einzelne müsse mithin selbst an der Bestimmung der Strafen über künftige Verbrechen Theil genommen haben. Die Zustimmung könne nun nicht so weit gegangen sein, daß auf ein Verbrechen der Tod folge; denn Niemand könne ein Recht an den Staat übertragen welches er selbst nicht besitze. Dies ist unzweifelhaft ein sehr guter Einwand gegen die Todesstrafe, der auch dann noch stehen bleibt, wenn wir von der Theorie welche den Staat durch Vertrag zu Stande kommen läßt, wie wir müssen, abstrahiren. Denn es ist gewiß, daß ich in die Strafe welche auf mein Verbrechen bestimmt ist im voraus consentirt haben muß, weil anders keine Strafe die Schuld zu tilgen und das geschehene Unrecht wieder gut zu machen vermöchte.

Gegen Beccaria ist sein Landsmann Filangieri, ein gleichberühmter Name (1752—88), aufgetreten, und hat namentlich das vorstehende Argument zu stürzen gesucht. Da es Filangieri gelungen ist noch jetzt einen deutschen Uebersetzer und Herausgeber zu finden*), so scheint es, daß seine Ideen noch ihre Anhänger haben, und es wäre leicht möglich, daß die Autorität seines Namens noch für längere Zeit den Criminalisten imponirte. Wir werden uns deshalb etwas länger bei ihm aufhalten müssen, auch schon um dem Grundsatz zu genügen, daß um gerecht zu sein dem Gegner mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt erwiesen werden müsse als dem Genossen. Filangieri nimmt einen Naturzustand an, in welchem die Individuen Rechte und Pflichten haben, mithin auch Verbrechen ausüben und Strafen vollziehen können. Jeder habe das Recht: nicht nur Den zu strafen der ihn selbst verletze, sondern auch Den der Andere verletzt habe welche sich selber nicht rächen können. Er erklärt dieses Recht aus der angeborenen Neigung das Unrecht zu rächen. Der Verf. steht hier auf dem Boden einer überwundenen Theorie. Es gibt im Naturzustande weder Rechte noch Pflichten, anders wäre es ja eben kein Naturzustand. Das Recht entsteht erst durch den Staat, indem es der Ausdruck eines Gesammtwillens ist; Dies ist sein wahrer Charakter. Was vor dem Staate liegt ist reine Thatsache, beruhend auf dem Naturtriebe ohne Verantwortlichkeit; das Factische tritt aber als Gegensatz des Rechtlichen auf, und kann erst durch einen gesellschaftlichen Organismus als dessen erklärter Wille in die Form des Rechts erhoben werden. Wenn wir daher von einem Naturrecht sprechen, so verstehen wir nicht ein im Naturzustande bestehendes Recht, sondern ein dem Individuum von Natur inhärirendes angeborenes Recht, das erst im Staatsverbande erkannt wird, in Erscheinung tritt und zur

*) Ueber die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Nebst den Verhandlungen des preußischen vereinigten ständischen Ausschusses darüber, von Gaetano Filangieri. Aus dem Italienischen. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. 1848. 12. 15 Ngr.

Geltung kommt. Selbst wenn aber auch für den Naturzustand die Existenz von Rechten zugegeben werden könnte, so würde doch immer noch das Strafrecht bestritten sein. Dies hat Filangieri gefühlt, und er sucht daher dem Einwande der ihm mit Grund gemacht werden kann: daß ein Strafrecht immer nur ein Höherer gegen einen Geringern ausüben könne, und im Naturzustande doch volle Gleichheit herrsche, damit zu begegnen, daß er folgenden Syllogismus zu Stande bringt. Er sagt: Es hat freilich im Naturzustande Jeder gleich viele Rechte, wenn aber der Einzelne fehlt, so verliert er selbst das Recht welches er dem Andern aufhebt oder kränkt. Er ist somit geringer geworden als die Andern welche keine Verbrechen begangen haben und im vollen Besitz ihrer ursprünglichen Berechtigung sind. So steht er als Geringerer dem Höhern gegenüber und dieses Höhere kann nun sein Strafrecht ausüben. Wer nicht durch die materialistische Auffassung des Rechts, welche in diesem Trugschlusse sich zu erkennen gibt, indem das Recht nach einem Mehr und Minder abgemessen wird, gegen diese Argumentation gestimmt ist, mag noch Das hinzunehmen, daß Filangieri hier eine Voraussetzung macht welche unmöglich ist. Er setzt eine Gesammtheit. Wenn ich ein Individuum getödtet habe, so kann dies seine Rache natürlich nicht selbst vollziehen; nun soll die Gesammtheit als Rächerin auftreten, sie sei das Höhere mir gegenüber, der ich mein eigenes Recht zu leben eingebüßt. Sie könne mein Leben fodern. Im Naturzustande kann aber nie und nie von einer Gesammtheit die Rede sein; denn sie steht eben über jenem Zustande, hat ihn bereits verlassen, da die Gesammtheit eben immer eine Gesellschaft, ein Staat ist. Im Naturzustande kennen wir nur Individuen die zusammenhangslos nebeneinander stehen, von denen nicht eins eine Verantwortlichkeit für das andere hat. Das was der Verfasser als Strafe bezeichnet könnte immer nur thierische Rache sein, die den Krieg Aller gegen Alle ausmacht, von dem unsere ältern Philosophen geredet haben. Durch den vorangestellten Prälogismus glaubt Filangieri es über allen Zweifel erhoben zu haben, daß im Naturzustande Jeder das Recht zu strafen habe, selbst das Recht der Strafe wegen zu tödten. Dieses Recht überträgt er beim Eintritt in den organischen Verband an den Staat, welcher der Depositar aller Rechte der Einzelnen sei. Er kann ihm aber das Recht über sein Leben zu disponiren wie gesagt nicht übertragen, wol aber kann er ihm das andere Leben offeriren! Es ist Dies eine ebenso unsinnige als grausame Theorie, wenn A. den B. preisgeben soll, da er sich selbst schonen muß, wenn A. über das höchste Eigenthum des B. disponiren soll, über welches dieser selbst nicht disponiren darf. Die Strafgewalt beruht vielmehr auf etwas ganz Anderm, gewiß nie in dem individuellen Willen, sondern wie das Gesetz auf dem allgemeinen Willen der zum Staate verbundenen Totalität. Außerdem ist es absurd zu sagen, daß Etwas an den Staat übertragen werde was vor dem Staate nicht existirt hat. Der Verf. will zwar die Existenz von Rechten unter Individuen an dem Vergleich mit dem Zustande der Nationen nachweisen, die doch auch nicht rechtlos gegeneinander seien, obgleich sie im Naturzustande gegeneinander sich befänden. Der Vergleich ist aber nicht zutreffend. Einige welche ihn für zutreffend halten werden sagen: Ja, die Nationen sind im Naturzustande, weil es kein höheres Band zwischen ihnen gibt, aber eben deshalb sind sie auch rechtlos gegeneinander. Wer diese antiquirte Ansicht nicht hat, und nicht zugibt, daß auch zwischen Nationen die Gewalt entscheide, wird den aus dem Vergleich hergenommenen Einwand anders beseitigen. Staaten leben immer in der Rechtsidee, ihre Existenz ist davon abhängig daß sie innerlich nach dem Rechte gehen. Dies Recht wirft einen nothwendigen Reflex nach außen, und durch Sitte und Gewohnheit befestigt wird dieser Widerschein allerdings zu einem geistigen Bande zwischen den Nationen und sie stehen nicht rechtlos gegeneinander. Die Geschichte bestätigt diese Meinung aus allen Zeiten. Aber im Naturzustande der Individuen fehlt jeder Organismus welcher rechterzeugungsfähig wäre; daher fehlt hier jede Idee des Rechts, und was an sittlichen Ideen im Individuum aufdämmert ist eben nur für dieses und für kein zweites von Werth und Bedeutung.

Filangieri hat hiernach den schwächsten Stützpunkt für die Todesstrafe erwählt welchen er immer wählen konnte. Er widerlegt sich auch später auf das glänzendste selbst, indem er im Staate die Strafe betrachtet wissen will als Präventionsmittel, und das Princip der Wiedervergeltung und Rache als der Gesellschaft unwürdig verwirft. Filangieri wird aber nicht leugnen können, daß im Naturzustande die Strafe recht eigentlich in der Form der Rache auftritt, daß also hier denn schon ein bestimmtes Princip sanctionnirt wäre, welches allen Individuen anhaftet. Sowie sie nun das ihnen ebenfalls eigenthümlich sein sollende Recht zu strafen in den Staat übertragen, so müssen sie auch das Princip dieses Rechts mit sich in denselben hineinbringen. Entweder hat nun dieses Recht eine Basis: so ist es die der Vergeltung, oder es hat keine Basis: so hört es zu existiren auf. Filangieri hat also hier einem offenen Widerspruche nicht entgehen können. Im Uebrigen verlangt er die möglich größte Einschränkung der Todesstrafe und kämpft auch damit gegen sein Princip, dem er die Macht nicht zutraut sich geltend zu machen. Ist das Princip richtig, warum das Resultat fürchten das seine Consequenz ist?

Es sei uns gestattet nun zu einem deutschen Philosophen überzugehen und zwar zu Kant. Er hat der Strafrechtstheorie ein neues Fundament gegeben, und sie auf dem der Wiedervergeltung auferbaut. Dieses Fundament ist zunächst historisch gerechtfertigt; denn wir finden unter allen Völkern die Ueberbleibsel der Privatrache aus rohern Zeiten. Besonders zeigt die Blutrache sich im Judenthum und den orientalischen Völkern, ebenso in unsern altgermanischen Genossenschaften die Rache des Verbrechens, wenn auch keine blutige. Demnächst hat die Vergeltungstheorie aber noch andere, aus dem Begriffe genommene Gründe für sich. Wir werden Das nachher sehen. Kant postulirt die Todesstrafe mittels seines kategorischen Imperativs; er handelt von ihr in seiner „Antinomie der Sitten". Das Gute soll, nach ihm, gethan werden; in diesem gebotenen Sollen zeigt das Gute sich als das dem Individuum Aeußerliche; so ist, da das Gute das Gesetz ist, auch das Gesetz ihm ein äußerliches, und die Strafe welche dieses Gesetz für das Verbrechen setzt bleibt ebenfalls etwas Aeußerliches. Bei diesem Dualismus muß das Individuum natürlich untergehen, wenn es nicht im Stande ist das Gesetz in sich hineinzunehmen und sich mit ihm zu vermitteln. Das Gesetz tritt ihm als geborener Feind mit der Strafe gegenüber, und wer sich an ihm vergreift der muß ihm erliegen. Dies ist die falsche Seite an der sonst richtigen Theorie. Der darauf gebauten Folgerung von der Nothwendigkeit der Todesstrafe trat Fichte gegenüber, aber mit Gründen die unzureichend waren. Es waren moralische Gründe. Der Mensch am Leben erhalten könne sich noch bessern, das gethane Unrecht gut machen, man müsse selbst um Dies zu erreichen religiös auf ihn einzuwirken suchen. Als praktisch kann man dies Argument gelten lassen, aber wie gesagt es ist nicht durchgreifend, und nicht viel besser als wenn die Todesstrafe empfohlen wird der Abschreckung halber.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Das schöne Gedicht von Heine über „Palmbaum und Fichte" ist durch die Wissenschaft ausgelöscht; s. den ersten Band des „Kosmos" von Alexander v. Humboldt. Er sah in Südamerika eine Tanne neben einer Fächerpalme, und schon Colombo hat auf seiner ersten Entdeckungsreise unter den Tropen, wie sein Freund Anghiera, Secretair Ferdinand's des Katholischen, sich ausdrückt, „palmeta und pineta" beisammen gefunden.

64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 208. —— 26. Juli 1848.

Völkerrechtswissenschaft.

Kritik des Völkerrechts, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft. Von Karl Baron Kaltenborn von Stachau. Leipzig, Mayer. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Wissenschaft des Völkerrechts hat seit dem Eintritt des vierten Decenniums in unser Jahrhundert vornehmlich in Deutschland einen augenfälligen Aufschwung genommen. In dem kurzen Zeitraume von sieben Jahren haben sich die schriftstellerischen Leistungen in diesem Fach wahrhaft gehäuft. Erwacht ist in der neuesten Zeit zugleich ein außerordentliches Interesse an der Theorie des internationalen Rechts, und wenn auch die Diplomaten der Neuzeit sich in der Praxis meist möglichst gegen das Studium der internationalen Rechtswissenschaft verschließen zu wollen scheinen, so haben doch in unsern Tagen wiederum gerade mehre der tüchtigsten unter ihnen selbst Hand an den Anbau und Weiterbau derselben zu legen begonnen. Des Freiherrn v. Gagern „Kritik des Völkerrechts, mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit" (1840) hat wol, anregend wirkend, nicht Wenig dazu beigetragen einen lebhaften und ernsten Drang zum Fortschreiten auf diesem Gebiete des Wissens zu erwecken. Seit der Erscheinung dieses lange nicht genug nach Verdienst beachteten und gewürdigten Werks ist die völkerrechtliche Literatur besonders reichhaltig geworden. Noch Keiner hat indeß den Werth dieser Arbeit des gefeierten Veteranen unter den deutschen Publicisten hinsichtlich des Einflusses den sie auf die neuesten Bestrebungen der Gelehrten in dem fraglichen Fache geübt so hervorgehoben und in das Licht gestellt wie der Verf. der vorliegenden interessanten Schrift. Er nimmt keinen Anstand zu behaupten, daß durch dieselbe ein neuer Wendepunkt mit einer andern Richtung in der Behandlung der Völkerrechtswissenschaft herbeigeführt worden ist. Er vindicirt Hrn. v. Gagern den Ruhm durch Aufdeckung der Unhaltbarkeit des wissenschaftlichen Standpunkts des Zeitalters auf dem Völkerrechtsgebiete eine neue Epoche in den Forschungen auf demselben eingeleitet zu haben. Begeistert für Freiheit und Recht wie in allen Dimensionen, so auch besonders auf den Höhen des Völkerlebens, zugleich der objectiven Ansicht vom Rechte als einer höhern Ordnung über die Willkür wie der Einzelmenschen in ihren Sphären, so der Völker und Staaten in ihrer Beziehung zueinander huldigend, und erfüllt von der innersten Natur der internationalen Verhältnisse christlicher Staaten — war es, urtheilt der Verf., dieser praktisch wie theoretisch gleich ausgezeichnete Staatsmann und Diplomat der die Mangelhaftigkeit der Völkerrechtsdoctrin der Zeit erkannte, und mit genialem Blicke im prophetischen Geiste mannichfache Andeutungen gab was der Theorie und Praxis des Völkerrechts noth thue. Allein Gagern hat doch eigentlich blos geistreiche Aphorismen ohne wissenschaftlichen Zusammenhang zu diesem Zweck geliefert, und wiewol des Ziels seiner Arbeit sich vollkommen bewußt, gesteht er selbst, daß er nur Fragmente zur Läuterung und Verbesserung der Völkerrechtswissenschaft habe darbieten wollen, die Verarbeitung derselben in seinem Sinne zu einem Systeme andern tüchtigen Männern und der Zukunft überlassend.

Dr. v. Kaltenborn, Privatdocent auf der Universität zu Halle, schon lange mit umfassenden Untersuchungen über das Völkerrecht und seine Wissenschaft beschäftigt, und der gelehrten Welt durch gehaltvolle Recensionen für diesen Zweig der Literatur in kritischen Blättern rühmlichst bekannt, hat es jetzt unternommen jener Auffoderung dadurch zu entsprechen, daß er das Ergebniß seiner Studien veröffentlicht. Doch hat er sich vorläufig begnügt den Weg vorzuzeichnen auf dem es nach seiner wohlbegründeten Ueberzeugung allein möglich ist die Völkerrechtswissenschaft auf einer festen und sichern Grundlage zu erbauen, und den mit Recht an dieselbe zu stellenden Foderungen zu genügen. Es befindet sich diese ganze Wissenschaft gegenwärtig noch in einer Krisis, worin Alles in einer starken Gährung begriffen ist, ohne bis jetzt zu bestimmten Resultaten gelangen zu können. Um so mehr erscheint diese 316 Octavseiten füllende höchst beachtenswerthe Schrift gerade zur rechten Zeit. Die vom Verf. unternommene Arbeit war aber um so verdienstlicher, als er in mancher Hinsicht eine neue oder doch wenigstens ziemlich unwegsame Bahn dabei zu betreten hatte. Zwar scheint auf dem Gebiete der internationalen Rechtswissenschaft das so lange obgewaltete Stadium der subjectiven Theorien und Systeme nunmehr sein Ende erreicht zu haben, indem es eine objective Ansicht der internationalen Verhältnisse ist, von der die Theoretiker der Gegenwart mehr oder weniger sich

erfüllt zeigen. Unverkennbar offenbarte sich auch das Streben der Jetztzeit nach festen Principien auf dem Wege einer geschichtsphilosophischen Theorie. Aber die noch nicht gelöste Aufgabe war die, aus der Mannichfaltigkeit, auch öfters Unregelmäßigkeit und Zufälligkeit der positiven Verhältnisse heraus den innersten Kern des Völkerrechtslebens zu finden, und demnach dessen einzelne Institute auf bestimmte oberste Grundsätze zurückzuführen, alsdann aber aus letztern wieder heraus Alles zu einem organischen Ganzen, zu einem gegliederten System zusammenzuschließen. Und diese Aufgabe war um so schwieriger, da es bisher noch an einer genügenden historischen Entwickelung der völkerrechtlichen Idee, also an einer hinlänglich befriedigenden Geschichte des internationalen Lebens fehlte, um darauf alles Uebrige zu basiren wozu die Facta sich noch nicht einmal vollständig zusammengetragen fanden. In Betreff des innern Entwickelungsganges des Völkerrechts in seinen verschiedenen Graden, Stufen, Stadien war kaum erst in der neuesten Zeit Manches darüber ziemlich unvollkommen und ungenügend zur Erörterung gebracht worden. Gleichwol schien eine systematische, besonders eine principielle Untersuchung der völkerrechtlichen Begriffe nur dann erst wahrhaft möglich zu machen zu sein, wenn das historische Leben des Völkerrechts in der Weltgeschichte völlig aufgedeckt und erkannt ward. Der Verf. hat für sein Buch denselben Titel gewählt den Hr. v. Gagern für das seinige adoptirt gehabt hatte. Mit Fug und Recht aber würde er es „Neue Kritik des Völkerrechts" haben betiteln können. Es ist eine zu große Bescheidenheit, wenn er blos auf das Verdienst Anspruch machen zu wollen erklärt: in vielerlei Hinsicht nur Hebammenkunst der Gagern'schen Ideen getrieben zu haben. In der ganzen Schrift spiegelt sich vom Anfang bis zu Ende die Originalität des Selbstdenkers, und neu ist gewiß seine Kritik zu nennen, sowol in Beziehung auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt von dem er dabei ausgeht, als in Beziehung auf die so gelungene und befriedigende Ausführung.

Der Verf. hat sein jetziges Werk, welches er als Vorläufer größerer Arbeiten aus dem Bereiche der Völkerrechtswissenschaft ankündigt, in sechs Capitel eingetheilt. In dem ersten Capitel, welches die Einleitung bildet, läßt er sich umständlich über Zweck, Inhalt und Umfang desselben aus. Im zweiten Capitel, welches das längste ist und 22 Paragraphen umfaßt, gibt er die Grundzüge einer kritischen Literargeschichte des Völkerrechts aus einem rein wissenschaftlichen Gesichtspunkte. Die Völkerrechtswissenschaft selbst auf ihrem heutigen Stadium lief in so viele verschiedene Strahlen auseinander, daß es darauf ankam einen Einigungspunkt für alle zu finden. Zu diesem Ende bedurfte es vor Allem einer umsichtigen Orientirung auf dem ganzen Felde, und eine solche konnte nur durch eine kritische Uebersicht aller bisherigen Bearbeitungen desselben gewonnen werden. Der Verf. hat sich darum hier die Aufgabe gesetzt eine Revision der hauptsächlichsten Grundbegriffe des Völkerrechts und dessen Wissenschaft mit der Bedeutung vorzunehmen, daß durch eine genetische Entwickelung des principiellen Ganges der Völkerrechtswissenschaft und kritische Erörterung der ganzen völkerrechtlichen Literatur aller Zeiten die verschiedenen Theorien und Systeme des Völkerrechts durch kritische Beleuchtung in ihr wahres Licht gestellt werden. Man bekommt hier zum ersten male eine mit vollständiger Kenntniß der gesammten völkerrechtlichen Literatur von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart und deutscher Gründlichkeit ausgearbeitete innere Geschichte der internationalen Rechtswissenschaft. Dabei ist die Parteilosigkeit zu loben womit bei der Beurtheilung der sämmtlichen Gelehrten die auf diesem Gebiete der Literatur aufgetreten sind, und von denen nicht Wenige sich einen glänzenden Namen erworben haben, hier zu Werke gegangen ist. In der langen Reihe derselben, die vom alten Grotius bis zu den jüngsten völkerrechtlichen Schriftstellern Heffter und Oppenheim herab aufgeführt wird, finden die Leistungen eines Jeden die gebührende Würdigung. Während die einseitigen Standpunkte von denen sie bei ihren Theorien und Systemen ausgegangen mit den hieraus fließenden Mängeln bemerklich gemacht werden, wird doch Jedem zugleich gerechte und billige Anerkennung seiner Verdienste zu Theil. Der Verf. ist weder Kantianer noch Hegelianer, er gehört keiner Schule an. Ueberall sieht man es seinen Urtheilen an, daß es ihm als Kritiker lediglich um Erforschung und Feststellung der Wahrheit zu thun war.

Die Untersuchungen in diesem Capitel führen schließlich zu folgenden Resultaten und Aussichten für die Zukunft: Der Zustand der heutigen Wissenschaft des Völkerrechts ist bei der kaum dritthalbhundert Jahre alten Existenz derselben befriedigend zu nennen, wenigstens in Vergleich mit andern Disciplinen, die eine viel längere Zeit schon angebaut sind. Denn ist etwa z. B. die Wissenschaft des römischen Rechts bei zweitausendjähriger Entwickelung so unendlich viel weiter gekommen als die Disciplin des internationalen Rechts? Gleichwol ist die höchste Blüte aller Wissenschaft, die principielle, philosophische Auffassung und Darstellung des Völkerrechts, noch erst in ihren ersten Anfängen. Der Unterschied zwischen philosophischem und positivem Völkerrechte ist noch nicht mit wissenschaftlicher Bestimmtheit festgestellt. Die Stellung des internationalen Rechts zum Staatsrechte, und theilweise auch zum (philosophischen) Privatrechte ist gleichfalls noch nicht genau bestimmt. Das Verhältniß des Rechts, und namentlich des Völkerrechts, zur Moral, Religion und Politik ist noch weniger bis jetzt festgestellt, und besonders in neuester Zeit, bei dem Bestreben dem Rechte seinen sittlichen und religiösen Charakter zu erhalten, wieder unklar vermischt. Viele wichtige Fragen des Völkerrechts befinden sich noch in der Schwebe; selbst die Existenz des Völkerrechts ist mit wissenschaftlichen Gründen nach dem heutigen Standpunkte der Theorie, auch in formell vollendeter Weise, noch nicht dargethan. Endlich sind die Ansichten über die formelle Gestaltung und Verfassung des positiven Völkerrechts gar sehr noch verschieden und voneinander abweichend. Insbesondere ist

der Zusammenhang zwischen volksfreien Institutionen im innern Staatsleben und solchen Einrichtungen auf welche die Volksrechte gegenüber der Herrscherwillkür auch im auswärtigen Staatsverkehre gesichert werden, noch unbestimmt und schwankend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur über die Todesstrafe.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Einen tiefern Grund gegen die Todesstrafe hat Schleiermacher gebracht, der sich auf das Verbot der Selbsttödtung stützt. Es fragt sich hier nur um den Nachweis der Sträflichkeit der Selbsttödtung, und dieser wird noch vermißt. Als Axiom darf Wol nicht angenommen werden, daß der Selbstmord unsittlich sei; auch Dies muß durch intellectuelle Gründe zu demonstriren sein, wenn es über dem Zweifel stehen soll, und man wird dann bei der Selbsttödtung wie bei der Todesstrafe auf einen gleichen letzten Grund kommen. Nur darin liegt ein Unterschied, daß der Selbstmord streng genommen nie Gegenstand eines staatsgesetzlichen Verbots werden kann, ihm steht das Sittengebot allein und mit hinreichender Stärke entgegen; die Todesstrafe aber muß auf gesetzlicher Sanction beruhen, weil sie einen Eingriff in Fremdes zu ihrer Grundlage hat. Das Sittengesetz sagt: Du darfst dich nicht tödten, weil du dadurch dem Verbande welcher dich schützt und erhält ein Atom von Lebenskraft entziehst an welche er ein Recht hat; aber es wäre unsinnig dem Selbstmorde durch Gesetze steuern zu wollen. Wir haben gesehen wie Filangieri diesem gewichtigen Einwande zu begegnen gesucht hat, um welchen er dennoch nicht herum gekonnt hat. Es gibt aber noch einen kräftigern Einwand gegen die Todesstrafe, und diesen zu entwickeln wird im Folgenden Gelegenheit sein.

Hegel, der das ganze Wesen des Staats als ein neues hat erscheinen lassen, hat auch für die Strafe neue Gesichtspunkte gefunden, er basirt sie wie den ganzen Staat auf das Princip der Freiheit. Damit ist schon sehr viel gewonnen. In dem Staat nach dieser Auffassung ist jedes Individuum betrachtet als eine vernünftige Persönlichkeit, und als ein nothwendiges Moment des Organismus, in welchem jeder Einzelwille dem Gesammtwillen zwar untergeordnet ist, jeder aber auch auf eigene Hand existiren kann. Die Individuen können um den stetigen Mittelpunkt wie Bienen um den Stock herumspielen, jedes lebt nach seinem eigenen Willen, da dieser sich in dem allgemeinen immer wiederfindet. Da der individuelle Wille indeß der Stetigkeit des allgemeinen gegenüber etwas Wechselndes ist, so kann er mit diesem auch zufolge der individuellen Freiheit in Conflict gerathen, und fährt er fort in dieser Richtung zu gehen, so folgt er zwar seinem eigenen Gesetz, aber diesem auch bis zur Strafe. Auch die Strafe hat ja dieser halbe individuelle Wille von Anfang an mitgesetzt. Wird er also gestraft, so geschieht ihm eben nur sein Recht. und er ist als vernünftige und freie Persönlichkeit geachtet. Die unfreie Persönlichkeit kann der Strafe nicht verfallen, weil sie nicht zurechnungsfähig ist. Wer gestraft werden kann muß die strafbare Handlung in einem Zustande begangen haben in welchem er fähig war ihre Folgen zu übersehen. Auf diesem Freiheitsprincip beruhend ist die Strafe allein gerecht. Sie ist nach Hegel aber Wiedervergeltung und zwar, indem sie die geschehene Verletzung um das Gesetz zu sühnen oder das Gebrochene zu heilen wieder aufheben muß, anzusehen als eine Verletzung der Verletzung. Die begangene Handlung wird in der Gesinnung des Verbrechers vernichtet und ihm daher eine gleiche zugefügt. Diese Gleichheit ist nicht so zu verstehen als ob Jemand der Brandstifter gewesen nun wieder durch Brandstiftung bestraft werden müßte, sondern daß die Sühnung für ihn das Aequivalent seiner That ist. Die Gleichheit ist mithin keine specifische, sondern sie ist nur eine gleiche im Begriffe, eine auf intellectuelle Beschädigung oder Vernichtung der verbrecherischen Handlung ausgehende. Ist Dies, so sagt Hegel, nun zwar überall so, daß nicht auf specifische Gleichheit gegangen werden kann, so ist es doch anders bei dem Verbrechen welches einen Menschen vernichtet, beim Mord. Hier gibt es kein anderes Aequivalent als den Tod, weil ein ganzes sittliches Dasein untergegangen ist, das sich nicht durch etwas Geringeres compensiren läßt. Hegel wird hier unnöthigerweise seinen vorher ausgesprochenen Ansichten untreu. Er hat nicht einen auch nur scheinbaren Grund angegeben, warum er es beim Morde anders gehalten wissen will als nach Gemäßheit der Schwere des Verbrechens. Seine Unterscheidung beruht daher nicht auf Qualitativem, sondern, was er doch sonst abzuweisen pflegt, auf etwas rein Quantitativem. Wir können sie daher nicht für begründet halten, zumal uns nicht bewiesen ist, daß der Mord wirklich das Verbrechen par excellence ist. Mindestens ist es in den geltenden Gesetzgebungen nicht das am höchsten bedrohte, das Staatsverbrechen ersten Grades hat die strengsten Strafsätze, was auch aus einem Gesichtspunkte gerechtfertigt ist, indem ein Angriff auf die Persönlichkeit des Staats, des ganzen Volks, immer noch gefährlicher ist als der Angriff auf eine physische Person.

Bevor ich hierauf weiter eingehe, will ich nur vorübergehend erwähnen wie die preußischen Vereinigten Ausschüsse in ihren Berathungen über den neuen Strafgesetzentwurf sich in der Mehrheit über die Todesstrafe haben vernehmen lassen. Das Abtheilungsgutachten hat mit 9 gegen 5, die Versammlung selbst mit 63 gegen 34 Stimmen die Todesstrafe als Strafart beizubehalten beschlossen. Indessen sprechen alle Redner sich übereinstimmend dahin aus, daß die Zeit bald kommen werde, wo man an die völlige Abschaffung dieser Strafe werde gehen können, während jetzt, wo das Volk noch nicht reif genug sei, man sie so selten und mild als möglich vollziehen müsse. Andere erinnerten vergebens daran, daß andere Völker bereits vorangegangen seien, daß wir Deutschen nicht zu den letzten gehören, sondern dem Volke vertrauen und muthig den großen Schritt wagen müßten.

Alle Redner für und gegen bewegten sich auf dem Boden der Praxis, und ohne auf eine principielle Lösung einzugehen kämpften Einige gegen die Theorie der Vergeltung. Ich glaube, daß in dem Vorstehenden die Gründe aus welchen bisher die Wiedervergeltungstheorie als eine grausame und falsche angefochten worden gehoben sind. Andere sprachen gegen die Präventionstheorie, und hoben richtig hervor, daß man nicht den Einen des Andern wegen mit dem Tode bestrafen könne, daß vielmehr diese Theorie den Menschen selbst zum elenden Mittel herabwürdige. Nur noch Einzelnes will ich aus den gehaltenen Vorträgen herausheben gegen die Todesstrafe. Abg. Plange sagt: Die öffentlichen Blätter hätten kürzlich aus Hanover berichtet, daß dort vor 11 Jahren ein Mensch zum Tode verurtheilt, aber zu lebenswieriger Festungsstrafe begnadigt worden, und daß jetzt der wahre Verbrecher ermittelt worden. In Ravenna seien vor zwei Jahren wegen eines todtgefundenen Oestreichers zwei Jünglinge als Thäter hingerichtet, auch dort stehe jetzt ein anderer Thäter vor Gericht. Abg. Schier: „Unter allen Systemen nach welchen das Recht zu strafen gerechtfertigt werden soll ist das Erziehungssystem das älteste. Schon im römischen und kanonischen Rechte kommen Spuren davon vor. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß in diesem System von der Todesstrafe nicht die Rede sein kann, da der Verstorbene nicht erzogen, nicht gebessert werden kann." Nach keiner Theorie sei die Todesstrafe zu behaupten, man müsse aber gegen sie noch praktische Gesichtspunkte gelten lassen, und namentlich diesen: daß nach einem alten Sprüchwort unter dem Galgen am meisten gestohlen werde; „dann hat aber auch die Erfahrung gezeigt, daß in allen Ländern wo die Todesstrafe zeitweise abgeschafft war nach den genauesten statistischen Tabellen die wenigsten todeswürdigen Verbrechen begangen worden sind." Das Beste hat der Abg. Steinbock dagegen

gesagt: Die Todesstrafe sei nicht die härteste. Früher habe man sie nöthig gehabt, jetzt bedürfe man ihrer nicht. Es werde auch nach dem Sittengebot nicht der Tod des Sünders gefodert, sondern daß er sich bekehre und lebe. Der Abg. Neumann erinnerte daran, daß es bedenklich sei den Richter mit seinem Gewissen in Collision zu bringen, vorzüglich nach dem neuern Strafverfahren, wo es ihm nicht mehr möglich sei die Beweise nach dem Maße oder Gewichte zu messen, sondern wo er sich an die gewissenhafte Ueberzeugung zu halten habe. Für Beibehaltung der Todesstrafe hat am überzeugendsten der Procurator Freiherr v. Mylius gesprochen: Wer gegen die staatliche Existenz seine eigene in die Wagschale lege, wer bewußt oder vorbedacht sage: die staatliche Ordnung, diese nothwendige Bedingung zur Erreichung der letzten Zwecke des Menschengeschlechts, will ich vernichten, dessen Existenz aufzuheben sei der Staat verpflichtet, nicht um eines Zwecks willen, nicht wegen der Abschreckung oder Prävention, sondern um der Gerechtigkeit willen, und weil Der nicht mehr leben dürfe welcher an die Vernichtung des im Staate repräsentirten Sittengesetzes seine Existenz gesetzt hat. Das Unhaltbarste hat der Minister v. Savigny aber dafür gesprochen: Man werde sagen, daß die Gesetzgebung in ihrem Ernste nachlasse, wenn sie von der Todesstrafe absehe und nachgebe. Hr. v. Savigny scheint also den Ernst allein im Blutdurste zu finden; übrigens wiederholt er die Phrasen von der Unreife des Volks.

Ich habe diese Vota mitberührt, um zu zeigen wie wenig man mit rein empirischen Gründen ein entscheidendes Resultat erwirbt. Ich werde mich nun zu einer kürzlich erschienenen Broschüre wenden worin die Todesstrafe principiell bekämpft worden ist.*) Es wird hier so argumentirt: Das Individuum stehe zum Staate in Beziehung nur als ein Sittliches, nicht als ein Natürliches, es gehöre zu ihm nicht als ζῶον, sondern nur als das πολιτικὸν ζῶον, in dem Sinne wie wir den Ausdruck modern verstehen. Das Gesetz sei nur für das Sittliche und könne nur durch dieses übertreten werden, also gehöre zur Uebertretung das erste Sittliche, der Wille. Jedes Verbrechen setze mithin ein willensfähiges oder freies Wesen voraus, und das Gesetz rechne ein im Zustande der Unfreiheit begangenes Delict nicht zu, erkenne also damit an, daß solcher unfreie, thierische Zustand außerhalb seiner Sphäre liege. Die physische Existenz beachte der Staat nur insofern als sie Trägerin des Sittlichen sei in der Möglichkeit oder Wirklichkeit. Begehe das Individuum eine Tödtung an einem Andern, so sei es nicht das untergegangene natürliche Leben welches den Staat schmerze, sondern es sei allein die Vernichtung des in ihm enthaltenen Sittlichen. Da es nun dem Staat immer nur darum zu thun sei den aufgehobenen Rechtszustand wiederherzustellen, und das wirklich ihm, dem Gesetze, der Sittlichkeit oder dem Allgemeinen angethane Unrecht in seine Richtigkeit zu versetzen, der Verletzung die gleiche entgegenzusetzen, so könne er auch bei der Strafe nur auf dem sittlichen Gebiete sich bewegen und das geistige Vermögen zu strafen, von dem die Verletzung ausgegangen, oder mit andern Worten dem Verbrecher Das nehmen was dieser ihm, dem Staate, genommen hat, und was eben nur anzusehen war als ein Sittliches. Der Mörder war dem Staate nur verantwortlich geworden für die geistige Potenz welche er aus der Welt geschafft. Das Gesetz um sich Genugthuung zu verschaffen zerstört nun den Gebrauch des gesammten intellectuellen Vermögens welches aus ihm und dem Staate gewonnen worden. Der Mörder erleidet den bürgerlichen Tod im eminentesten Sinne. Diese Strafe ist freilich härter und empfindlicher als der physische Tod, aber es ist eben das Wesen der Strafe, daß sie empfunden wird, und die Sentimentalität hat im Gesetz keine Stelle.

„Die Fühlbarkeit der Strafe würde aber nicht erreicht werden durch Zerstörung des Bewußtseins, zumal bei schweren Verbrechen, deren Strafen in gleichem Maße härter empfunden werden müssen als die der leichtern. Mit dem Verlust des Bewußtseins geht der Zweck aller Strafe verloren."

„Wird aber wie von Hegel die Tödtung empfohlen, weil es für die Sühnung des Mords gar keinen andern Werth gebe als das ganze Leben, so wird damit zugleich eine Aufhebung des Strafzwecks bevorwortet, in dem dieser eigentliche Sühnungswerth, der in nichts Anderm als im Bewußtsein Grund und Boden hat, und in nichts Materiellem bestehen kann, dem Bewußtsein auch allein fühlbar werden muß und kann, illusorisch ist."

„Das scheint", fährt der Verf. fort, „ein unantastbarer Satz, daß der Staat Nichts nehmen kann was er nicht zu geben vermag. Die Vereinigung der Individuen in einen rechtlichen Verband gibt nur intellectuelle Güter. Die Freiheit ist ein Geschenk des Staatslebens, und durch sie sind mittelbar alle andern moralischen Besitzthümer erworben. Ein Individuum, Mitglied des Verbandes, das aller dieser Vorzüge sich unwürdig gemacht hat (indem es diese ganze sittliche Ordnung bedroht) ist gewissermaßen dem Naturzustande wieder zurückzugeben, indem es Nichts als das nackte Leben besessen hat. Dieses hat es dem gesellschaftlichen Verbande zugebracht, dieses allein ist ihm nicht durch ihn oder das Gesetz gegeben, das Gesetz kann es nicht nehmen! Der Verbrecher der die Unfreiheit höher achtet als die moralischen Güter des Rechtslebens muß in seiner Unfreiheit restituirt werden, damit geschieht ihm sein Wille und sein Recht; aber das wahre Recht kehrt sich gegen sich selber, wenn es antastet was ihm nicht gehört und außerhalb seiner Sphäre liegt."

Es zeigt sich hieraus, daß man sehr wohl der Theorie von der Wiedervergeltung, unsers Erachtens der einzigen wissenschaftlichen und möglichen, huldigen kann ohne die Todesstrafe als Consequenz in den Kauf zu nehmen. 42.

*) Ueber die Todesstrafe. Von Mauritius Müller-Jochmus. Leipzig, Keil u. Comp. 1848. Gr 8. 5 Ngr.

Notiz.

Adolf Stahr über eine Stelle des Ovid.

Adolf Stahr, im zweiten Bande seines vielfach anziehenden Reisewerks „Ein Jahr in Italien" (Oldenburg 1848), bemerkt S. 198: Es müsse in der Luft liegen, daß man in Neapel so unaussprechlich träge werde, und er verstehe nun erst, seitdem er in Neapel lebe, warum schon die Alten Neapel das „müßiggängerische" nennen, und Ovid von ihm sagt: es sei „zu jeglicher Muße geboren" (in otia natam). Er setzt aber hinzu, daß er Das früher wol selbst im guten Glauben seinen Schülern erklärt habe, als sei es von wissenschaftlicher Muße zu verstehen. „Seit ich aber selbst gelernt, daß hier im Lande der Maccaronischlaraffen schon das bloße Lesen und Schreiben eine Arbeit ist, glaube ich nimmermehr an die Richtigkeit dieser Auslegung. Die fleißigsten Menschen, wie Goethe und Niebuhr, sind hier träge geworden. Und unter den Männern der Wissenschaft die ich hier kennen gelernt habe hat keiner einen Begriff von Dem was bei deutschen Gelehrten arbeiten heißt." Wie manche Aufschlüsse über gewisse Verhältnisse im Leben der Alten und über dunkle Stellen ihrer Classiker durch Anschauung des neuen Griechenlands und des jetzigen Italiens gewonnen worden sind, zeigt sich auch an diesem neuen Beispiele Stahr's. Ein besonders sprechendes Zeugniß dieser Art, auf welches hier wiederholt aufmerksam gemacht werden mag, ist Das was F. Thiersch über eine dunkle, von verschiedenen Kritikern gar verschieden und höchst sonderbar erklärte Stelle bei Sophokles in seinem Buche „De l'état actuel de la Grèce" (II, 261) sagt, wo er dieselbe nach eigener Anschauung aus der Beschaffenheit des Landes und aus der noch heutzutage bestehenden Sitte des Volks ganz natürlich und ungezwungen erklärt. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 209. —— 27. Juli 1848.

Völkerrechtswissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 208.)

Nachdem der Verf. mittels einer scharfsinnigen kritischen Beleuchtung der bisherigen Theorien und Systeme des Völkerrechts deren Mängel nachgewiesen, und gezeigt hat wie viel selbst die aus der neuern und neuesten Zeit noch zu wünschen übrig lassen um den Foderungen der strengen Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte zu genügen, hat er sich zugleich den Weg gebahnt im dritten Capitel, welches „Die Quellen und die Wissenschaft des Völkerrechts" überschrieben ist, mit der gehörigen Begründung die besondern Anfoderungen an die Völkerrechtswissenschaft des gegenwärtigen Zeitalters stellen zu können. Er wollte durch seine neue Kritik des Völkerrechts nicht blos in negativer Weise niederreißen, sondern vielmehr mit einer wahrhaft positiven Tendenz zu einem bessern Aufbau der Wissenschaft desselben behülflich sein. Seine Kritik sollte nicht blos zersetzend, sondern auch versöhnend wirken. Die heutige Völkerrechtswissenschaft lief in allzu viele Strahlen auseinander; es kam deshalb besonders darauf an einen Mittelpunkt, einen Einigungspunkt für alle zu finden. Er ist dabei von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß die Völkerrechtsidee bei den Menschen im socialen Zustande bei vorgeschrittener Gesittung, wegen der der menschlichen Natur inwohnenden Vernunftbefähigung, ebenso zur Entwickelung und Ausbildung hat gelangen müssen und gelangt ist, wie die Rechtsidee überhaupt, sodaß die ganze Völkerrechtswissenschaft als nichts Anderes zu betrachten ist denn als ein Zweig der Rechtswissenschaft. Er legt dar, daß Alles was von den Quellen des Rechts gilt eine analoge Anwendung auf das Völkerrecht finden könne, nur allerdings mit steter Berücksichtigung der eigenthümlichen specifischen Natur des letztern. Es verhält sich mit der Völkerrechtswissenschaft auf die nämliche Weise wie mit der Rechtswissenschaft im Allgemeinen; die eine wie die andere ist das theoretische Bewußtsein über das Recht, jene nur in der besondern Beziehung auf internationale Verhältnisse; aber der Stoff beider ist das Recht, und derselbe kommt durch die geschichtliche Thätigkeit der Menschen, der Völker aller Zeiten zum Vorschein. Die von der höhern Idee des Rechts erfüllte Menschheit in ihren verschiedenen Gliederungen und Gemeinschaften (Familien, Stämmen, Völkern u. s. w.) producirt ihn, doch nicht in seiner allgemeinen, am wenigsten in seiner vollkommenen Natur, sondern behaftet mit der Besonderheit und den Eigenthümlichkeiten der Zeiten, der Racen, der Nationalitäten, der Stämme, ja der Klimate, der Länderbeschaffenheiten, eigenthümlich gestaltet durch die wunderbare Verschlingung der historischen Schicksale und Ereignisse, sowie nicht selten durch den eigenthümlichen Geist einzelner genialer Persönlichkeiten (unter den Machthabern, Regenten, Gesetzgebern u. s. w.), endlich nur zu häufig wegen der Mangelhaftigkeit menschlicher Zustände, umschlungen vom Unrecht, getrübt von Schandthaten und Verbrechen. Die historische Entwickelung der Rechtsidee bei den Menschen ist nicht blos eine durch Zeit und Nationalität beschränkte, dabei überaus verschiedenartige, mannichfaltige, ungeordnete, in den verschiedensten Stufen sich darstellende, sondern auch oft geradezu eine unorganische, krankhafte, verpestete. So roh, so unvollkommen, so selbst scheinbar zusammenhangslos und verwirrt liegt der Rechtsstoff in der Geschichte der Menschheit da, und nun noch dazu sehr selten in ausgesprochenen Normen und bestimmten Grundsätzen, vielmehr nur in Factis mit ihrem oft zweifelhaften und zweideutigen Inhalte. Nichtsdestoweniger ist durch diese Unvollkommenheit der historischen Entfaltung des menschlichen Rechtslebens hindurch ein Fortschritt zum Bessern zu bemerken, der freilich wegen der gebrechlichen Natur des ganzen Geschlechts, wegen der Schwäche einzelner Generationen, wegen der Ausartung mancher Nationalitäten, sogar wegen des mächtigen Einflusses der äußern Natur nur sehr langsam und allmälig vor sich geht, und durch Fehler und Mängel aller Art, besonders auch durch Rückschritte, durch Reactionen gehemmt und unterbrochen wird. Namentlich gilt denn diese Unvollkommenheit der Entwickelung auch von der Völkerrechtsidee, sodaß die Meisten an einer ordnungsmäßigen Entfaltung der Rechtsidee im auswärtigen Staatsleben völlig verzweifeln zu müssen glaubten, und dieser Theil der weltgeschichtlichen Entwickelung des Rechts für einen Tummelplatz des Zufalls, der Laune, der Leidenschaft und der Sündhaftigkeit erklärten. Doch mit Unrecht. Auch die historische Entwickelung der völkerrechtlichen Idee geht trotz

mancher Trübungen und Zuckungen vor dem geistigen Auge des tiefern Forschers nach einer höhern Ordnung, nach einem weltökonomischen Plane vor sich, und strebt der Vollkommenheit, wenn auch langsam, entgegen. Wer an den allmäligen Fortschritt des Menschengeschlechts, an die siegreiche Macht des Geistes noch glaubt, der wird Dies zugeben müssen. Die Wissenschaft hat nun diesen Stoff des Rechts zu beherrschen, zu beleben, geistig zu durchdringen, in seiner Zufälligkeit und Irregularität einerseits, wie in seiner Nothwendigkeit und Allgemeinheit andererseits zu begreifen und darzustellen.

Als eine Hauptaufgabe bietet sich denn dar: feste, dem internationalen Leben wahrhaft eigenthümliche Principien für die Wissenschaft des Völkerrechts zu gewinnen, und der Lösung derselben ist das vierte Capitel, welches von den „obersten Principien des Völkerrechts" handelt, gewidmet. Denn das Endresultat der mit so viel Umsicht als Gründlichkeit vorgenommenen kritischen Revision aller bis jetzt vorhandenen völkerrechtlichen Theorien und Systeme war eben Das gewesen, daß gerade diese Hauptaufgabe auf eine für die Foderungen der internationalen Rechtswissenschaft völlig befriedigende Weise noch immer eigentlich ungelöst geblieben ist. Eine tiefe Begründung dieser Wissenschaft, als einer selbständigen Disciplin, mit einer principiellen Darlegung der einzelnen Grundsätze war bis auf den heutigen Tag vermißt worden. Es fehlte an bestimmten obersten leitenden Principien, um dadurch ein organisches System zu Stande zu bringen. Ein über allem Zweifel erhabenes und darum allgemein anzuerkennendes Hauptprincip, um welches sich die einzelnen internationalen Rechtssätze concentriren, und welches besonders zu einer principiellen philosophischen Bearbeitung des Positiven verlangt wird, fand sich nirgend aufgestellt. An eine genaue wissenschaftliche Scheidung der beiden Sphären des positiven und des philosophischen Völkerrechts war deshalb auch nicht zu denken. Von einer höhern, zwischen Philosophie und Geschichte wahrhaft vermittelnden Ansicht, von einer philosophisch-geschichtlichen Auffassung des internationalen Rechts war gemeiniglich kaum eine Spur vorhanden. Dabei fand nur zu häufig eine Vermischung des Rechtlichen mit dem Sittlichen und Politischen, sowie auch des Völkerrechts mit dem Staatsrechte statt. Selbst in den neuesten Versuchen einer principiellen Begründung und Darstellung des Völkerrechts sind die philosophischen und positiven Elemente in ihrem wahren Verhältnisse entweder nicht hinlänglich erkannt oder doch nicht organisch verbunden worden. Es wird mehr eine ungewisse Verschmelzung des Positiven und Philosophischen als eine aus einer wissenschaftlichen Sichtung und Trennung beider Gebiete hervorgegangene Darstellung des internationalen Rechts gegeben. Früher freilich als man nach einer blos inductiven Methode von den empirischen Einzelheiten ausging, mußte der Einzelmensch, seine Vernunft, sein Socialitätstrieb als der Producent alles Rechts und seiner einzelnen Verhältnisse erscheinen. Alle höhere Existenzen der Menschheit, also auch Staatsverband und internationale Gemeinschaft, wurden da als Producte des Individuums angesehen, darum ohne einen wahrhaft objectiven Typus, wiewol sie doch von einem höhern Standpunkte aus als selbständige freie, der Idee nach vor allen Individuen existirende Wesen zu betrachten sind. Auf einem solchen niedrigen Standpunkt konnte an keine höhere Auffassung der internationalen Verhältnisse gedacht werden. Aber auch nachdem man sehr bald inne geworden war, daß diese aus der besondern Natur des Staats zu erklären, blieb man doch über die Nothwendigkeit und den eigentlichen Grund davon, über das Warum ebenso wol als über das Wie im Dunkel. Daß das Völkerrechtsprincip, als in der eigenthümlichen Natur der Staaten liegend, aus dieser allein zu entwickeln sei, ward wol eingesehen, allein nicht zugleich erkannt weshalb Dies geschehen müsse. Den meisten Völkerrechtslehrern schwebte zwar in unklarer Weise die Voraussetzung einer Völkergemeinschaft dabei vor; gleichwol hatten sie kaum eine Ahnung, daß die Völkerrechtsverhältnisse als aus einer organischen Gemeinschaft unter den Völkern hervorgehend zu erfassen seien, und von einer principiellen Postulirung und Fixirung einer solchen war darum auch nicht die Rede. So lange man aber die souveraine Freiheit der Staaten als einziges und ursprüngliches Princip des Völkerrechts festhielt, mußte Einseitigkeit, in der Darstellung der Völkerrechtswissenschaft die unvermeidliche Folge sein. Man hatte blos ein subjectives Princip gewonnen, während es zu dessen tieferer Begründung an einem höhern objectiven Princip fehlte. Man schwebte mit jenem ohne festen Halt gleichsam in der Luft; man hatte ein Völkerrechtsgebäude ohne eine Grundlage auf welcher dasselbe mit Sicherheit hätte ruhen können.

Mit der Aufstellung des Grundsatzes der Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit, mit Einem Worte, der Souverainetät der einzelnen Staaten, welcher wegen eines sogenannten Naturstandes, worin sich die Staaten befänden, behauptet ward, war allerdings ein wesentliches Princip des modernen Völkerrechts gesetzt; aber aus demselben, so unbedingt hingestellt, ließ sich consequenterweise Wenig von positiven Völkerverhältnissen deduciren. Denn dasselbe trug einen mehr negativen als positiven Charakter an sich; es ließ sich daraus mehr folgern was die Staaten im internationalen Verkehr einander nicht thun dürfen oder sollen, keineswegs aber positiv was das Wesen der internationalen Verhältnisse sei. Die Schriftsteller der naturrechtlichen Schule mußten sich daher auf Darbringung oft rein willkürlicher Theorien und subjectiver Reflexionen über die einzelnen Materien des Völkerrechts beschränken, ohne tiefer in die Sache einzugehen. Ihre Versuche die Wissenschaft des Völkerrechts fortzubilden konnten um so weniger gelingen, als sie durch unbedingte Geltendmachung ihres einseitigen Princips tendirten die eigenthümliche Selbständigkeit des Völkerrechts aufzuheben und dasselbe in eine dunkle Schattirung des sogenannten Naturrechts oder vielmehr Naturstandsrechts aufzulösen. Der eigentliche

Kern und das specifische Wesen des internationalen Rechts wurde von ihnen völlig verkannt — wie war es da möglich eine gesunde Disciplin aufzurichten? So lange man über der Freiheit und Souverainetät der Staaten nicht eine höhere Ordnung, eine internationale Gemeinschaft anerkannte, und nicht diese letztere als das zweite und höhere Princip des Völkerrechts hinstellte, so lange vermochte man auch nicht die völkerrechtlichen Verhältnisse in ihrem ganzen Umfange zu begreifen, am wenigsten aber sie auf organische Weise zu entwickeln und systematisch um einen wahren Mittelpunkt zu reihen. Es mangelte den abstracten Untersuchungen auf diesem Felde die objective Basis aller Wissenschaft, selbst der Rechtsphilosophie, nämlich die Geschichte. Die naturrechtlichen Völkerrechtslehrer, der Geschichtsphilosophie bar, abstrahirten blos leere Ideale, selbst wenn sie auch die praktische Seite der Wissenschaft ins Auge faßten. In der Gegenwart handelt es sich um einen Neuaufbau der Völkerrechtsdisciplin auf einer die Erfodernisse der Strengwissenschaftlichkeit möglichst vollkommen erreichenden Grundlage.

Zu dem Ende geht Kaltenborn in seiner Theorie des Völkerrechts von folgenden leitenden Grundsätzen aus: Wie alles Recht, so erheischt auch das internationale eine höhere Gemeinschaft unter den nach Recht Lebenden, eine über der Willkür der einzelnen Rechtssubjecte stehende Rechtsgemeinschaft. Es muß daher eine höhere Rechtsordnung noch über den Völkern und Staaten ungeachtet ihrer Souverainetät anerkannt werden. Das Völkerrecht ist in der That in der größten Gefahr vernichtet zu werden, wenn man, wie theilweise bis auf unsere Tage der Fall ist, dasselbe als einen sogenannten Naturstand der Völker und Staaten ansieht, in welchem diese in einer Art wilder Freiheit sich befinden, ganz ähnlich wie man sich die Individuen, die Einzelmenschen des Naturstandes in einer solchen ungebundenen Freiheit lebend vorstellt. Es ist mithin als principielles Postulat des Völkerrechts eine Gemeinexistenz der Völker angenommen oder vorausgesetzt worden. Was die Völkerrechtslehrer aus der naturrechtlichen Schule als ein Jus gentium naturale bezeichnet haben ist ein Unding. Denn das Naturstandsrecht der Individuen paßt eben höchstens nur für diese Subjecte, nicht aber für die gentes, die als ganz neue Subjecte mit ganz andern Beziehungen und Verhältnissen aus ihrer eigenthümlich specifischen (von den Individuen durchaus verschiedenen) Natur ein völlig selbständiges Recht zu Stande bringen, welches weder mit dem natürlichen noch positiven Privat- oder Staatsrechte irgend, auch nicht einmal theilweise, zusammenfällt, und theils ein philosophisches theils ein positives ist. Die obersten Principien des Völkerrechts sind die selbständige Freiheit (Souverainetät) der Einzelstaaten und die internationale Gemeinexistenz derselben. Das philosophische Völkerrecht ist nun eben Das was mit Nothwendigkeit aus diesen beiden obersten Principien des internationalen Lebens gefolgert wird, eben darum ganz allgemeiner Natur und die Grundlage für alles positive Völkerrecht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oliver Goldsmith's Leben.

Die Literaturgeschichte erkennt im Fache der Biographien den Engländern eine eigenthümliche und hervorragende Geschicklichkeit zu. Thäte sie Das aber auch nicht, so würde doch Goldsmith's Leben von John Forster („The life and adventures of Oliver Goldsmith", London 1848) eine eigenthümlich hervorragende Erscheinung in diesem Fache heißen müssen, eine Erscheinung für welche schon „The vicar of Wakefield" die Theilnahme Deutschlands verbürgt. Der Titel kann irre führen. „Leben und Abenteuer" klingt fast wie „Wahrheit und Dichtung" und erinnert mehr an Oliver Twist als an Oliver Goldsmith. Allein die geschilderten Lebensereignisse sind Abenteuer, mitunter ganz seltsame. Scheidet man freilich das Wesen von der Form, so kommt das Neue in Forster's Buche auf einige Anekdoten und Briefe hinaus. Die Form ist sein Werk, das Material hat er in Goldsmith's Biographie von Prior gefunden, zwei starken, mit Fleiß gesammelten Bänden. Das jedoch ist eben sein Verdienst, daß während Prior's Buch langweilt das seinige fesselt. Jenem verdanken wir die Steine, Forster das Gebäude, und weil er die Zeit begriffen hat, die literarische und politische, in welcher Goldsmith gelebt, vermochte er auch dem Gebäude den besten Anstrich zu geben. „Goldsmith", sagt er, „hatte in Nichts Glück was die Welt ihm beschieden. Er war zum Geistlichen bestimmt und fiel in der Prüfung durch. Er prakticirte als Arzt und erwarb nicht die Kosten der Promotion. Sein Dasein war eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen. Er zählte wenige Tage an denen er für die Nacht versorgt war, wenige Nächte wo er wagen durfte an morgen zu denken. Auf der langen und schmuzigen Liste menschlicher Bedürfnisse steht kein noch so erbärmliches das er nicht der Reihe nach und im vollsten Maße empfunden. Die Erfahrung Derjenigen welche er in seiner «Animated nature» unter den Menschen versteht, «die nach gewöhnlichem Ausdrucke an gebrochenem Herzen, in Wahrheit an Hunger sterben», war seine Erfahrung. Und als endlich die Sonne ihm leuchtete, fiel ihr matter Strahl auf ein abgezehrtes Leben und leuchtete ihm zu einem frühen Grabe."

Die vier Bücher in welche der Verf. sein Werk getheilt hat bezeichnen die Hauptabschnitte von Goldsmith's Leben. Das erste hat die Ueberschrift: „Der Famulus, Student, Reisende, Apothekergehülfe, Hofmeister und arme Arzt"; das zweite: „Schriftsteller aus Noth"; das dritte: „Schriftsteller aus Wahl"; das vierte: „Der Freund von Johnson, Burke und Reynolds, Dramatiker, Novellist und Dichter". Was der Verf. hat leisten wollen und geleistet hat erklärt sein Dedications-Sonett an Charles Dickens, alias Boz. Es heißt in der Urschrift:

> Genius and its rewards are briefly told:
> A liberal nature and a niggard doom,
> A difficult journey to a splendid tomb.
> New-writ, nor lightly weighed, that story old
>
> In gentle Goldsmith's life I here unfold:
> Thro' other than lone wild or desert gloom,
> In its mere joy and pain, its blight and bloom,
> Adventurous. Come with me and behold,
>
> O friend with heart as gentle for distress
> As resolute with fine wise thoughts to bind
> The happiest to the unhappiest of our kind,
>
> That there is fiercer crowded misery
> In garret toil and London loneliness
> Than in cruel islands mid the far-off sea.

10.

Bibliographie.

Calmeil, Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. Nach dem Französischen bearbeitet von *R. Leubuscher*. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Esselen, C., Rienzi Cola. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Arnsberg, Grote. Gr. 8. 25 Ngr.

Frensdorff, E., Lamartine. Berlin, A. Duncker. Ler.-8. 21 Ngr.

Gerando, A. de, Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn seit dem Jahre 1790. Mit einer ethnographischen Karte des Königreichs Ungarn. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Giebel, C. G., Gaea excursoria germanica. Deutschlands Geologie, Geognosie und Paläontologie als unentbehrlicher Leitfaden auf Excursionen und beim Selbststudium bearbeitet. Mit 24 lithographirten Tafeln. 1ste Lieferung. Mit 12 Tafeln. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hesselberg, K., Stimmen Evangelischen Trostes aus dem Worte Gottes. Zehn Predigten. Dorpat, Glaeser. Gr. 8. 27 Ngr.

Homer's Frosch- und Mäusekrieg. Freie Uebertragung in Jamben. Von Johannes Kern. Mit Holzschnitten. Breslau, Kern. Br. 8. 10 Ngr.

Jahn, G. A., Populäre Astrognosie oder leichtfaßliche Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Mit 1 Sterncharte und 2 Holzschnitten. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kaiser, P., Geschichte des Fürstenthums Liechtenstein. Nebst Schilderungen aus Chur-Rätien's Vorzeit. Chur, Grubenmann. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lolme, J. L. de, Die Constitution Englands in ihrer genetischen Entwicklung übersetzt von C. F. Liebetreu. Mit vergleichenden Anmerkungen über die Institutionen des Festlandes vor 1784 und über die Constitutionen Norwegens, Belgiens, Churhessens, Frankreichs und Nordamerika's. Vier Lieferungen. Berlin, Krüger. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lütke, C., Die Mestize. Novelle. Breslau, Kern. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Mundt, T., Die Staatsberedtsamkeit der neueren Völker. Nach der Entwickelung ihrer Staatsformen dargestellt. Berlin, A. v. Schröter. 8. 1 Thlr.

Studemund, F., Mecklenburgische Sagen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Schwerin, Kürschner. Br. 8. 15 Ngr.

Thilenius, Klara, Religiöse Meinungen des Glaubens an einen Gott. Rostock, Leopold. Gr. 12. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Album des befreiten Oesterreichs. Verherrlichung der Märztage des Jahres 1848 in Poesie und Prosa. Herausgegeben von L. Bowitsch. Wien, Dorfmeister. Gr. 16. 10 Ngr.

Andresen-Siemens, J., Vorschläge zur Begründung einer Deutschen Kriegsmarine. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 8. 5 Ngr.

Arnd, K., Die naturgemäße Vertheilung der Güter gegenüber dem Communismus und der Organisation der Arbeit des Louis Blanc. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Auch eine schöne Gegend! oder: Das preußische Echo. (Von A. Glaßbrenner.) Berlin, Lassar. Folio. 1 Ngr.

Die Barrikadenkämpfer an die National-Versammlung. Berlin. Ler.-8. 1 Ngr.

Beck, J. M., Versammlungs-Regeln für das Deutsche Volk. Nach den parlamentarischen Regeln der Engländer und Amerikaner bearbeitet. Darmstadt, Leske. 32. 2 Ngr.

Behrend, T., Grundzüge zu einer wissenschaftlichen Theorie des Freihandels. Vorlesung im engern Ausschuß des Berliner Freihandels-Vereins am 5. März 1848 gehalten. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bertholdi, H., Die ersten freiheitsfeindlichen Schritte des sächsischen Staatsministeriums. Offener Brief an die HH. Staatsminister Oberländer und Dr. Braun. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Zu spät! An die Mitglieder aller Vaterlandsvereine. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

Ausführliche Beschreibung der Ereignisse in Berlin vom 15. bis 24. März 1848. Nebst den Listen der Gefallenen der Civils und Militairs. Berlin, Logier. 8. 3 Ngr.

Die Bildung der Ersten Kammer Preußens auf dem Grunde breiter, demokratischer Grundlagen. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 3 Ngr.

Blum, L. v., Die Armee und die Gegenwart. Ein Wort zur Beherzigung. 2te verbesserte Auflage. Erfurt, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Braniß, C. J., Die deutsche National-Versammlung und die preußische Constitution. Ein Votum. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Offener Brief an alle Innungsgenossen Deutschlands so wie zugleich an alle Bürger und Hausväter. Von 22 Innungen zu Leipzig. 8. 5 Ngr.

Egger, Deutschlands Wiedergeburt vom österreichischen Standpunkte. Wien, Volke. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Entwurf der Verfassung für die französische Republik. Berlin, Schneider u. Comp. Ler.-8. 3 Ngr.

Die denkwürdigen Ereignisse der drei glorreichen Wiener Revolutionstage, des 13., 14., 15. März 1848, und deren segensreichen Folgen. Eine umständliche und authentische Beschreibung aller bekannten und bisher unbekannt gewesenen Vorfälle. Verfaßt und herausgegeben von einem Augenzeugen und Nationalgardisten. Wien, Wenedikt's Wwe. u. Sohn. Gr. 16. 6 Ngr.

Firks, v., Ueber Herabsetzung des Militairbudgets und Abschaffung von Sinecuren und Mißbräuchen im Preußischen Heer. Den Preußischen Volksvertretern gewidmet. Coblenz. Gr. 8. 1 Ngr.

Fischer, H., Der Verfall der Gewerbe in Deutschland und ihre Rettung. Offenes Sendschreiben an die zukünftige Arbeiterkommission in Dresden, an die sächsischen Arbeiterkomités, sowie an sämmtliche Gewerbtreibende Deutschlands. Ein Wort zur Verständigung. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Grundzüge einer Wehrverfassung nach den Bedürfnissen der Zeit. Von einem alten deutschen Officier. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 12 Ngr.

Herman-Franck, Ueber zwei Paragraphe des preußischen Verfassungsentwurfs. Berlin. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Politischer Katechismus für das freie deutsche Volk. Von einem Freunde des Volkes. 2tes Heft. Braunschweig, Westermann. 8. 3 Ngr.

Klemm jun., H., Specielle Erörterungen und Vorschläge zu einer durchgreifenden Reform des Gewerbwesens und der Arbeiterverhältnisse im Allgemeinen. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Lempfert, C., Die Verfassung Deutschlands. Ein der constituirenden Versammlung zu Frankfurt hiemittelst vorgelegter Entwurf. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Morgenstern, L. v., Beurtheilung des Entwurfes der Verfassungsurkunde für das Herzogthum Anhalt-Deßau, so wie des Wahlgesetzes und der Geschäftsordnung für die Stände-Versammlung. Deßau, Neubürger. Gr. 8. 5 Ngr.

Rusch, A., Ueber Volksvertretung. Ein Beitrag zur mecklenburgischen Reformfrage. Rostock, Leopold. Gr. 8. 6 Ngr.

Sammlung politischer Flugschriften des Jahres 1848. Leipzig, Weller. 8. 3 Ngr.

Verfassungs-Gesetz-Entwurf für den preußischen Staat. Berlin, Hempel. Gr. 16. 1 Ngr.

Noch ein Wort dem Ernste der Zeit entsprechend, über die ursprüngliche Aufgabe des deutschen Parlamentes. Kassel. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 210. —— 28. Juli 1848.

Völkerrechtswissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 209.)

Eine philosophische Erhebung der Völkerrechtswissenschaft konnte sich auf zwiefache Weise bethätigen, indem sie erstlich einmal eine philosophische Wissenschaft des Völkerrechts, eine Philosophie des internationalen Rechts, welche nichts Anderes als ein Zweig der praktischen Philosophie überhaupt und in specie der Rechtsphilosophie ist, zu Tage förderte; und dann zweitens, auf Grundlage dieser rein philosophischen Thätigkeit der Völkerrechtsdoctrin, eine principielle, eine philosophische Bearbeitung des positiven Völkerrechts, ein principiell gestütztes und organisch durchgeführtes System des positiven praktischen internationalen Rechts zu Stande brachte. Dort kommt es auf die begreifliche Entwickelung des Völkerrechts aus gewissen obersten Principien und auf die consequente Durchführung in den einzelnen, mit Nothwendigkeit gesetzten Völkerrechtsinstituten an, und Maßstab der Form wie des Inhalts der Darstellung ist einzig die höchste Intelligenz des Zeitalters, d. i. das als dessen Blüte zu betrachtende philosophische System. Es wird ein solches philosophisches Völkerrechtssystem allerdings in dem historischen Leben der internationalen Verhältnisse seine objective Basis haben; es wird dasselbe gleichsam den innersten Kern der historischen Erscheinungen aller Zeiten auf dem Standpunkte der Intelligenz des Zeitalters zu ergründen und zu entwickeln suchen, sodaß das Verhältniß einer solchen Philosophie des Völkerrechts zum positiven Leben ein ganz bestimmtes ist. Indessen beabsichtigt diese doch nicht eine Darstellung des positiven Rechts wie es wirklich in praxi gilt zu liefern. Ihr Standpunkt ist vielmehr ein universeller, über allem Positiven und Besondern stehender, wenn auch darauf ruhender. Die positiven Eigenthümlichkeiten, Mannichfaltigkeiten, auch Irregularitäten, Zufälligkeiten, Mängel und Ausnahmen des gültigen praktischen Rechts gehen ihr gar Nichts an. Dagegen ist nun Aufgabe der positiven Völkerrechtsdoctrin, gerade alle diese Dinge in möglichster Treue und Vollständigkeit darzustellen und zu einer allgemeinen Theorie zusammenzufassen.

Die philosophische Erhebung dieser positiven Theorie besteht dann nur darin, bei voller Anerkennung jener besondern Eigenthümlichkeit (und selbst Zufälligkeit) des positiven Stoffs nach den durch die Philosophie des Völkerrechts gewonnenen obersten Principien, nach den durch eben dieselbe aufgestellten Gliederungen ein System von positiven Satzungen aufzuerbauen. Die Schranke wie das innerste Wesen einer solchen positiven Systematik bilden nun die allerdings mit Nothwendigkeit anzuerkennenden und darzulegenden Eigenthümlichkeiten, Irregularitäten und Zufälligkeiten des praktischen Lebens; nur sind diese durch eine lebensfrische Doctrin möglichst zu überwinden. In beiderlei Hinsicht ist freilich seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, besonders in Deutschland, versucht worden die Philosophie auf die wissenschaftliche Bearbeitung und Darstellung des Völkerrechts anzuwenden; aber bis jetzt ist die Philosophie des Völkerrechts noch nirgend in einem vollständigen und selbständigen System, sondern meist blos beiläufig und gewöhnlich sehr kurz und aphoristisch als letzter Theil einer allgemeinen Rechtsphilosophie abgehandelt worden, wie namentlich von den drei berühmtesten deutschen Philosophen Kant, Fichte, Hegel. Dagegen ist eine philosophische (principielle) Bearbeitung des positiven Völkerrechts allerdings von den verschiedensten Standpunkten und mit dem verschiedensten Erfolge in eigenen Werken vielfach versucht worden. Zwischen der philosophischen und positiven Völkerrechtswissenschaft aber ist eigentlich in der That kein Gegensatz, sondern nur ein Unterschied, und trotz dieses letztern ein Zusammenhang in vielen Punkten. Beide haben sich gegenseitig zu stützen und zu tragen. Die philosophische Doctrin hat von der positiven den innersten Kern des Materials zu empfangen, welchen diese durch historische Forschung errungen hat; die positive Wissenschaft hat von der philosophischen die leitenden Grundsätze, die Form und die Methode zu entlehnen um ein wahrhaft wissenschaftliches System des positiven Stoffs liefern zu können. Eine solche Wechselwirkung zwischen beiden Disciplinen wurde denn auch bald für das Völkerrecht anerkannt. Neben den reinen Positivisten, welche die positive Völkerrechtswissenschaft aufzuerbauen bestrebt waren, den Männern des Herkommens, der Geschichte und der Praxis, wurden daher schon im 18. Jahrhundert von Andern Versuche gemacht die positive Doctrin durch die philosophi-

sche zu ergänzen, und den positiven Stoff mit Hülfe philosophischer Elemente zu bearbeiten. Dadurch wurde eine höhere Auffassung der positiven Wissenschaft des Völkerrechts gewonnen, wenngleich damals noch nicht an eine organische Verbindung der beiden Elemente des Positiven und des Philosophischen zu einer principiellen Darlegung des erstern zu denken war.

Die neueste Völkerrechtswissenschaft in Deutschland ist über den abstracten Gegensatz zwischen Philosophie und positiver Forschung endlich völlig hinausgekommen. Ihre Grundansicht ist, um die Sache mit Einem Worte zu charakterisiren, eine principielle oder, wenn man will, philosophische, d. h. nicht in dem Sinne der frühern Zeit, als ob nun noch die positive Völkerrechtsdisciplin durch das Jus naturae gekränkt, geächtet, geleugnet werden sollte, sondern indem man einzig und allein die allerdings bald mehr bald minder klar gewußte Absicht hat den positiven Stoff auf gewisse leitende Grundsätze, auf seine höchsten Principien zurückzuführen, ihn principiell zu erforschen, zu stützen, zu läutern, zu ordnen, zu gliedern, und somit zu einem in der eigentlichen Natur der Völkerrechtsverhältnisse begründeten System zu organisiren. Ein solcher philosophischer Standpunkt ist denn auch überhaupt der höchste der wissenschaftlichen Auffassung und Bearbeitung des Rechtsstoffs. Das Schwierige und selbst Gefährliche der philosophischen Erforschung des Positiven liegt aber darin, daß hier die Philosophie einerseits den ihr gegebenen geschichtlichen Stoff respectiren, und andererseits doch wiederum wahrhaft beherrschen soll. Dabei kann das Maß der Herrschaft leicht überschritten werden und ist es sehr häufig geworden. Die Philosophie kam dahin das eigenthümliche Wesen des Stoffs zu misachten, willkürlich zu modeln oder auch wol gar zu leugnen, die Dinge nicht nach deren eigenem innersten Wesen, sondern nach vorgefaßten Begriffen gestaltend, Begriff und Ding für Eins zu erklären, die Thätigkeit des Philosophen als die Thätigkeit des Schöpfers zu betrachten, die Fülle des positiven Lebens in die Abstraction des Erkenntnisses aufzulösen. Diese Mängel in den verschiedensten Abstufungen sind nothwendiges Anhängsel jeder subjectiven Philosophie, dagegen steht eine objective Philosophie über sie erhaben. Allein jede Philosophie ist subjectiv — gleichviel welche Prätensionen sie auch auf eine Objectivität machen mag — die das Wesen der Dinge, also hier des völkerrechtlichen Lebens, in seinen Gliederungen zu produciren, statt zu reproduciren sich vermißt, die die selbständige Existenz und Wesenheit der internationalen Verhältnisse, dem philosophirenden Individuum gegenüber, verleugnet. Und gerade die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie in Deutschland seit Kant trugen eine mehr oder weniger subjective Färbung an sich, und ganz im Geiste dieser allgemeinen subjectiven Richtung der Philosophie ist denn auch die völkerrechtsphilosophische Auffassung und Darstellung der neuern Zeit bis auf die Gegenwart herab mit einem subjectiven Typus behaftet gewesen. Erst durch Feststellung eines höhern objectiven Princips für das Völkerrecht ist ein organischer Bau der Wissenschaft desselben möglich geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Réponse de M. Libri au rapport de M. Boucly, publié dans le Moniteur universel du 19 Mars 1848. London 1848.

Wenig Wochen nach der Februarrevolution durchlief die Nachricht unsere Zeitungen: Professor Libri, der berühmte Verf. der „Histoire des sciences mathématiques en Italie", Mitglied des Französischen Instituts, habe den ihm vor mehren Jahren vom Unterrichtsminister ertheilten Auftrag die Provinzialbibliotheken zu untersuchen gemisbraucht, um aus denselben eine bedeutende Anzahl der werthvollsten Werke zu entwenden.

Lange schon war den Freunden der Literatur bekannt gewesen, daß Libri sich im Besitz von Bücherschätzen befinde wie ein Privatmann von beschränkten Mitteln sie gewiß nur äußerst selten zu sammeln vermocht hat. Im vergangenen Sommer wurde nun eine Bibliothek von mehr als 3000 Nummern in Paris versteigert, in der kein Bücherfreund einen Theil der Libri'schen Sammlung („Classe des belles lettres") verkannt haben wird. Der Katalog verzeichnete fast nur Seltenheiten, darunter Bücher von denen außer den hier zum Verkauf gebotenen kaum noch ein oder zwei Exemplare bekannt sind. Beigefügte äußerst kundige Bemerkungen hoben die Eigenthümlichkeiten hervor, die einem großen Theile dieser Bücher entweder die besondere Schönheit des Exemplars oder der kostbare alterthümliche Einband oder das Autograph berühmter Personen verlieh. Es war schwer diese Schätze verkäuflich zu wissen, ohne mit schmerzlichem Gefühl den ungenügenden Zustand der eigenen Kasse zu überrechnen. Der Erfolg der Versteigerung war ein so glänzender wie er auf dem Continent vielleicht noch nicht vorgekommen ist. Dreitausend Bände gaben einen Erlös von 31,000 Thlr.

Gerade unter diesen Büchern wollte man nun aber mehre wiedererkannt haben die vor der Libri'schen Rundreise Provinzialbibliotheken angehört hatten und seitdem verschwunden waren. Außerdem war bekannt geworden, daß Libri eine bedeutende Manuscriptensammlung angeblich für mehr als 53,000 Thlr. an den Buchhändler Road in London und andere seltene Werke an das Britische Museum verkauft hatte, und auch in Betreff eines großen Theils von diesen wurde der Verdacht unredlicher Erwerbung ausgesprochen.

Zwei anonyme oder pseudonyme Denunciationen solchen Inhalts waren in einem Zeitraume von anderthalb Jahren an den Policeipräfecten in Paris und an den Generalprocureur des Cour royale gerichtet worden. Letzterer veranlaßte im Sommer 1847 den Procureur du roi Boucly zu weitern Nachforschungen. Erst als zu Ende Januars 1848 diese Erkundigungen auch bei dem Auctionator (Commissaire-priseur) der erwähnten Versteigerung angestellt wurden, erfuhr Libri von der Anklage und drang bei Guizot auf strenge Untersuchung der Sache. Inzwischen hatte Boucly die von ihm ermittelten angeblichen Verdachtsgründe zusammengestellt und dem Justizminister Hébert überreicht. Von diesem kam die Schrift wenige Tage vor dem Sturz des Julithrons, dessen eifriger Anhänger Libri gewesen war, an Guizot. Durch mehre Drohbriefe geschreckt verließ Libri schon in den letzten Februartagen Paris und Frankreich. In der Provisorischen Regierung ließ er aber einen Widersacher zurück, mit dem er seit lange in wissenschaftlicher, politischer und persönlicher Fehde gelebt hatte, nämlich Arago. Als sich daher im Ministerium des Auswärtigen der von Guizot zurückgelassene Aufsatz vorgefunden hatte, wurde er schon am 19. März durch den „Moniteur" publicirt.

Diese Anklagen zurückzuweisen ist nun die obengenannte Schrift bestimmt, von der ich nicht leugnen will, daß ich sie

mit einigem Vorurtheil zur Hand nahm. Das besonders besorgte ich, daß Libri in den Fehler des Zuvielbeweisens werde verfallen sein, in Folge dessen der Leser hinter dem Bestreben jeden, auch den leisesten Schatten wegzudemonstriren zu vermuthen geneigt ist, daß ihm denn doch wol manches wesentlich zur Sache Gehörende verschwiegen sei. Ich freue mich in jener Voraussetzung geirrt zu haben, und bin von der Wahrheit der Libri'schen Angaben jetzt um so vollkommener überzeugt, als sich wohl erkennen läßt, welches die Thatsachen seien durch welche die ersten Anfänge jenes schmachvollen Gerüchts veranlaßt wurden.

Ein großer Theil der Boucly'schen Beschuldigungen ist in der That von merkwürdiger Gehaltlosigkeit, und namentlich für einen Kundigen wenig geeignet irgend eine Anklage darauf zu gründen. Wenn in Poitiers, in Alby und in zwei pariser Bibliotheken Handschriften oder Urkunden verloren gegangen sind, so folgt doch daraus allein gewiß noch nicht der kleinste Verdacht, daß eben Libri die Schuld ihres Verschwindens trage. Daß aber seine Besuche in diesen Bibliotheken von verdächtigenden Umständen begleitet gewesen, oder daß die verlorenen Gegenstände später in seinen Händen gewesen seien, wird in der Anklage nicht behauptet.

Wenn ferner erwähnt wird, daß einzelne der in der Libri'schen Auction verkauften Bücher Bibliotheksstempel oder Spuren der Beseitigung solcher Stempel an sich getragen, so ist jedem Sammler bekannt wie oft im Handel gestempelte Bücher vorkommen, und wie die Sitte die verkauften oder vertauschten Bücher durch einen zweiten Stempel zu bezeichnen keineswegs allgemein genug ist um gegen den Besitzer eines nicht in solcher Weise abgestempelten Buchs ohne Weiteres die Vermuthung der Unredlichkeit zu begründen. Auch das erkennbare Vertilgen der Bibliotheksstempel reicht dazu nicht hin. Die Liebhaber schöner Exemplare wissen wie unleidlich oft ein Buch durch einen geschmacklosen der Titelseite aufgedruckten Stempel entstellt wird, und werden dessen versuchte Beseitigung mindestens ebenso gut durch den Schönheitssinn des Besitzers als durch die Absicht der Veruntreuung erklärt finden. Ueberdies weist Libri nach wie viele und wie werthvolle Bücher er, nachdem er sie für sein gutes Geld erstanden, lediglich weil er den Stempel einer noch bestehenden Bibliothek darin wahrgenommen, ohne Vergütigung an diese abgegeben hat.

Nicht besser begründet ist die auf ein Exemplar der ältesten Ausgabe des „Cortigiano" von Castiglione bezügliche Verdächtigung. In Carpentras ist „ein Buch in Folio unter dem Titel «Il Cortigiano di Castiglione»" verloren gegangen. Nun ist in der Libri'schen Auction die Aldiner Folioausgabe von 1528 für 519 Francs verkauft, — also ist dies wahrscheinlich das in Carpentras vermißte Buch. Für Jeden dem bekannt ist wie oft im 16. Jahrhundert die Schrift des Grafen Baldassare über Hofzucht, namentlich auch in Folio, abgedruckt ist (noch im J. 1528 erschien eine zweite Ausgabe bei Giunta in Octav) wird dies Argument als ein sehr unzulängliches gelten. Der Kundige wird aber leicht errathen, daß das Libri'sche Exemplar eines Buches das nach den Angaben bei Gamba gewöhnlich für weniger als 3 Thlr. verkauft zu werden pflegt nur durch ganz besondere Eigenschaften zu dem außerordentlichen Preise von 138½ Thlr. gebracht werden konnte. Ueber diese Eigenschaften gibt der Katalog denn auch genügende Auskunft. Es war nämlich ein Exemplar aus der berühmten Grolier'schen Sammlung im Originaleinbande des 16. Jahrhunderts; und darüber, gerade dies Exemplar von dem Buchhändler Merlin erkauft zu haben, hat Libri sich durch einen schon im Sommer 1847 geschriebenen Brief dieses Letztern vollkommen ausgewiesen.

So bleiben denn nur drei etwas bestimmter gefaßte Anschuldigungen übrig: Zunächst hat Libri ein in geschnitzte Elfenbeintafeln gebundenes Manuscript des Psalters, das früher der Karthause in Grenoble angehört hatte, an Payne und Foß in London verkauft. Nun weist der Angeschuldigte aber nach, daß jene geschnitzte Tafel in Sommerard's „Arts au moyen âge" schon im J. 1842 gestochen und das Manuscript dabei als dem Dr. Commarmont zu Lyon gehörend und aus der Karthause stammend bezeichnet ist. Von Commarmont hat es sodann Libri durch Vermittelung des Präfecten von Lyon erkauft. Hat also eine Entwendung stattgefunden, so fällt sie wenigstens nicht ihm zur Last.

Die beiden letzten Anschuldigungen sind offenbar diejenigen welche das verleumderische Gerücht veranlaßt haben: In den Jahren 1841 und 1842 hatte Libri unter Genehmigung des Maire aus der Bibliothek in Troyes fünf Bücher entliehen. Dabei war mit dem Bibliothekar Harmand verabredet, daß dieser bei seinem nächsten Besuche in Paris die Bücher persönlich mitzurücknehmen wolle. Dies Abholen war indeß unterblieben und zu Anfang 1845 kam das Fehlen dieser Werke im Municipalconseil von Troyes auf misliebige Weise zur Sprache. Harmand, der die Schuld der Verzögerung trug, foderte die Bücher nun zurück, und aus einem spätern Entschuldigungsbrief, der S. 34 abgedruckt ist und dem der Empfangschein über die Rückgabe beigelegen hat, läßt sich schließen, daß Harmand in der Verlegenheit auf Libri ein nachtheiliges Licht zu werfen versucht hatte.

Nicht von aller Schuld freigesprochen ist endlich Libri bei dem jetzt noch zu erwähnenden Vorfall; doch ist es wenigstens auf seiner Seite eine sehr verzeihliche, eine Schuld wie deren wol die meisten Büchersammler sich vorzuwerfen haben werden. In Carpentras fand Libri im J. 1843 ein besonders schönes Exemplar des berühmten Aldiner Theokrit von 1495 mit sehr breiten Rändern. Er selbst besaß bereits ein anderes, stärker beschnittenes Exemplar derselben Ausgabe. Da nun in Carpentras großer Mangel an neuern wissenschaftlichen Werken war, so glaubte der alte Bibliothekar Abbé Laurans ein sehr vortheilhaftes Geschäft einzugehen, indem er gegen Zugabe einer Anzahl von ihm selbst ausgewählter neuern Schriften im Werthe von 4—500 Frs. das eine jener beiden Exemplare gegen das andere vertauschte. Die Befugniß des Bibliothekars aus eigener Machtvollkommenheit einen solchen Vertrag zu schließen kann bezweifelt werden; jedenfalls aber kommen solche Geschäfte, namentlich in Provinzialbibliotheken, täglich vor, und es wäre zu wünschen, daß die literarischen Schätze solcher Sammlungen niemals gewissenloser als in solcher Weise verschleppt würden. Einen erheblichen Geldvortheil wenigstens hat Libri durch diesen Tausch nicht erzielt; denn in der Auction ist das Buch für 635 Frs. verkauft worden und es ist schwerlich zu bezweifeln, daß auch Libri's ursprüngliches Exemplar mindestens anderthalbhundert Francs werth war.

Leider pflegt die Leidenschaft viele Sammler so zu verblenden, daß sie in Betreff der Mittel ihre Sammlung zu bereichern wenig bedenklich werden. Ein Diebstahl zu solchem Zwecke gilt manchem Liebhaber als kein wahrer Diebstahl. Sind nun auch alle Beschuldigungen des Boucly'schen Berichts, welche auf Seiten Libri's eine gleiche Gewissenlosigkeit belegen sollten, durch die Urkunden als beseitigt zu betrachten welche in der Vertheidigungsschrift abgedruckt sind, so erklärt jene leichtfertige Ansicht doch wie es möglich war gegen einen unbescholtenen Mann Beschuldigungen in Umlauf zu setzen und ihnen einigen Credit zu verschaffen die, wenn sie einen andern Gegenstand betroffen hätten als Bücher, von jedem Hörer mit Entrüstung zurückgewiesen sein würden. Als ich vor 22 Jahren die Bibliothek des Marchese Gianfilippi in Verona besuchte, zeigte er mir als seinen größten Schatz das erste bei dem ältern Aldus griechisch gedruckte Buch, ein Marianisches Gebetbuch von 1494 in klein Duodez. Er sprach meine Vermittelung an um das Curiosum für 1000 Dukaten nach Berlin zu verkaufen. Daß ich sie ablehnen mußte versteht sich von selbst. Während ich nun mit der Vergleichung einiger seltenen alten Drucke beschäftigt war, die mich allein zu Gianfilippi geführt hatte, lief der alte Herr in großer Aufregung zwischen seinen Repositorien umher, und brachte endlich unter tausend

Entschuldigungen die Frage heraus: ob ich vielleicht „aus Scherz" (così per celia) den kleinen Aldus eingesteckt habe. In der äußersten Entrüstung verlangte ich sofort mit meinen mich begleitenden Freunden, dem berühmten Ippolito Pindemonte und dem Cavaliere Andrea Maffei, in ein anderes Zimmer geführt zu werden und erklärte, daß ich dieses nicht eher verlassen würde als bis der Marchese seinen so unverhältnißmäßig überschätzten Liebling selbst wiedergefunden haben würde. Nach wenig Minuten brachte Gianfilippi ganz unbefangen das vermißte, in der Zerstreuung von ihm auf andere Bücher gelegte Schriftchen und versicherte naiv genug, daß für ihn die Bücherliebhaberei keine Gesetzesschranken kenne und er nicht anstehen würde sich eine solche Seltenheit zuzueignen wo und wie irgend er zu ihr gelangen könnte.

Denken wir uns nun einen Ausländer wie Libri, der allein in den 10 Jahren von 1835—45, wie Dies S. 70 nachgewiesen ist, bei sieben Buchhändlern für mehr als 50,000 Thlr. Bücher kauft, der zugleich bei allen seinen Käufen mit größter Sachkenntniß, Geschick und Schlauheit zu Werke geht, und nebenbei durch Tausch und Wiederverkauf oft mit außerordentlichem Gewinn negociirt, so werden wir, selbst abgesehen von politischen Parteiungen und persönlicher Abneigung, natürlich finden, wenn Neid und Misgunst die kleinsten Unterlagen eines Verdachts ergreifen um darauf ein umfassendes Gebäude von Beschuldigungen zu stützen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit, die ich schon an manchen Italienern bemerkt habe, im Einzelnen sparsam, ja genau, jeden zu erlangenden Vortheil sorgsam berechnend, und dann wieder im Großen unerwartet, vielleicht übertrieben freigebig zu sein. Einen solchen uns fast befremdenden Eindruck macht es, wenn wir in den mitabgedruckten Documenten den so speculativen Sammler gegen eine Anzahl öffentlicher Anstalten eine wahrhaft königliche Freigebigkeit üben sehen, wenn wir lesen wie er seine gesammten Schätze ohne allen Entgelt der pariser Bibliothek unter der einzigen Bedingung zu schenken bereit gewesen ist, daß sie für alle Zeiten als eine selbständige Sammlung von dem übrigen Bestande jenes Instituts getrennt bewahrt würden.

Jedenfalls stehe ich nicht an zu erklären, daß auch in meinen Augen Libri sich durch diese Schrift von jedem gegen ihn erhobenen Verdacht vollkommen gereinigt hat.

K. Witte.

Literarische Notizen aus England.

Baronin Knorring.

Wenige Wochen ehe Baronin Knorring, die schwedische Novellistin, von der Lebensbühne abgetreten — laut Zeitungsnachricht starb sie am 13. Febr. zu Skalltorp in Westgothland 51 Jahre alt —, empfing die englische Literatur von Mary Howitt die Uebersetzung eines ihrer Werke unter dem Titel „The peasant and his landlord" (2 Bde., London 1848), und das „Athenaeum" begrüßt die bis dahin Ungekannte in folgender Weise: „«The peasant and his landlord» ist ein so rührendes und kräftiges Drama aus dem gewöhnlichen Leben wie wir selten eins vom Anfang bis zum Ende gelesen haben.... Nur stellt sich daran abermals die Schwierigkeit heraus eine derartige Geschichte in einen engen Rahmen zu spannen ohne Anstoß zu geben. Daß ein Bauer sich die Nothwendigkeit einreden läßt ein Dienstmädchen zu ehelichen welches sein Herr gern los sein will, daß er zu spät entdeckt wie unverschämt und schamlos er zum Deckmantel gebraucht und seine Ehrlichkeit hintergangen worden ist, Dies sowie der in seinem Gemüthe aufgetauchte und rastlos verfolgte Racheplan mag nur zu oft vorkommen, am häufigsten in jenen einfachen Schichten der Gesellschaft welche die Freunde des Classificirens arkadische nennen, auf der einen Seite nichts als reine, väterliche Fürsorge, auf der andern kindliche und vertrauende Hingebung; doch kann aus solchen Fäden kein liebliches Gewebe entstehen. Die eigenthümliche Niederträchtigkeit darf nicht und nie aus den Augen gelassen werden, oder die Tugend eines edeln und feinfühlenden Mannes wie Gunnar verliert ihren Werth und wir empfinden nicht die Zunahme der Qual und der Versuchung welche die Katastrophe herbeizieht. Indessen müssen wir einen Unterschied machen, müssen anerkennen, daß die Geschichte nicht durch schmuzige Schilderung einem zweideutigen Zwecke dienen soll, sondern ein lebenswarmes Bild von Ereignissen ist die nur zu schmerzlich wehe thun, als daß die noch so schöne Zeichnung eines Charakters oder einer Lage durch Befriedigung unsers Geschmacks uns entschädigen könnte.... «The peasant and his landlord» ist überhaupt weniger Charakterdichtung als ein Gemälde von Scenen und Leidenschaften. Eine Figur hebt sich jedoch vortrefflich ab. Wir meinen Mutter Ingrid, die mit ihrer hausbackenen Wahrheit und ihrem ungeschminkten Pathos an einige von Scott's Bauermüttern erinnert. Elin, die Heldin, ist zu zart und hoch gehalten um wahr sein zu können. Natürlicher und leibhaftiger sind Lena, die Zänkerin, und Olle, die Spötterin; nur sind sie verhaßte Gestalten. Ma'msell Sara, die Schwester des Junkers, zählt zu den geschäftigen, Gutes thuenden, ältlichen Frauen, an denen der Norden Ueberfluß zu haben scheint, obschon sie mit ma chère mère sich ebenso wenig messen kann wie mit der ausgezeichneten Fräulein Rönnquist."...

Wieder ein Fund von Cromwell's Briefen.

Noch ist nicht entschieden, ob die von Thomas Carlyle einer zweiten Auflage seiner „Oliver Cromwell's letters and speeches" (2 Bde., London 1847) angehangenen, zum ersten male gedruckten 36 Briefe Cromwell's echt oder falsch seien, und schon erscheinen wieder vier bis jetzt ungekannte Briefe desselben großen Mannes, welche sonderbar genug in die Periode der 36 fallen, und gegen deren Echtheit wol um deswillen kein Zweifel sein kann, weil sie nicht wie jene Abschriften, sondern von Cromwell's eigener Hand sind. Der erste und früheste datirt vom 30. Juli 1643 und ist an einen Sir John gerichtet, dessen Familienname auf der Adresse unlesbar ausgekratzt worden. Auch daß Cromwell damals unter Lord Willoughby von Parham diente, und der Brief den Entsatz von Gainsborough erzählt, Cromwell's erste glänzende Waffenthat, gibt über den fehlenden Namen keinen Aufschluß. Der zweite ist Tags darauf in verwandter Beziehung von Huntingdon aus geschrieben „To my noble friends Sr. Edmon Bacon, Kt. and Barrontt, Sr. Willm. Springe, Knight and Baronett, Sr. Thomas Bernardiston, Kgt., and Maurice Barrowe, Esq.". Der dritte, vom 28. Sept. 1643, schildert den Adressaten, „Sr. Willm. Springe and Mr. Barrow", einen erlittenen, aber glücklich abgeschlagenen Ueberfall, und der vierte, an dieselben, ist zwar der kürzeste und ohne Datum, jedoch ganz in der dem Schreiber eigenen, markigen Ausdrucksweise. Er sagt darin sehr charakteristisch wie die „Eisenseiten" beschaffen sein sollen auf deren Zusendung er wartet. „I had rather have a plaine russet-coated captaine, that knowes what Hee fights for, and loves what Hee knowes, then that whch. you call a gentleman and is nothing else." Der Dank für Veröffentlichung dieser Briefe unter den „Original papers published under the direction of the Committee of the Norfolk and Norwich Archaeological society" (Part. I, Vol. II) gebührt, wie hieraus erhellt, dem norfolk-norwicher archäologischen Vereine, welcher den Zweck hat die Aufsuchung von Denkmälern und Urkunden in der Grafschaft zu fördern, und bereits manches der Geschichte Ersprießliches zu Tage gebracht hat. Die Briefe selbst sind im Besitze eines Hrn. Dawson Turner, der sie in einer Masse von einem Dr. Cox Macro gekaufter Manuscripte entdeckte. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 211. — 29. Juli 1848.

Völkerrechtswissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 210.)

Im folgenden fünften Capitel, welches in neun Abschnitte eingetheilt ist, wird hierauf eine kritische Uebersschau der vornehmsten verschiedenen Systematisirungsversuche der Völkerrechtslehrer in ihrer allmäligen Entwickelung gegeben, um den heutigen Standpunkt der wissenschaftlichen Systematik des Völkerrechts richtig beurtheilen zu können. Es wird gezeigt, daß, ganz conform der mangelhaften Auffassung der Principien der internationalen Rechtswissenschaft, bis auf die neueste Zeit die Systematik der internationalen Rechtsmaterien unvollkommen geblieben ist. In der That war auch eine solche Systematik überhaupt erst dann mit Glück zu unternehmen und auszuführen möglich, wenn der Stoff selbst in seinem ganzen Umfange nicht blos, sondern vor Allem nach seinen leitenden Ideen und obersten Grundsätzen auseinandergelegt und durchforscht war. Dann erst, wenn Dies geschehen ist, können sich die einzelnen Materien in ihren ähnlichen und gegenseitigen Beziehungen ebenso sehr wie in ihren mannichfachen Verschiedenheiten, Modificationen und Irregularitäten darstellen, können sie ihre größere oder geringere Beziehung zu dem Mittelpunkte des Ganzen, zu den obersten Grundsätzen, können sie ihren Haupt- oder Nebencharakter, sowie ihren regulairen oder irregulairen erkennen lassen. Erst alsdann wird es möglich den systematischen Zusammenhang unter den Details nachzuweisen, die einzelnen Institute auf oberste Principien zurückzuführen, als lebensvolle Gliederungen eines Organismus darzustellen, als Ausflüsse des obersten Princips, als Zweige, Blätter, Blüten und Früchte eines Stammes, einer Wurzel zu betrachten. Der positive Systematiker, dem es vorzüglich nur darauf ankommt die Eigenthümlichkeit des bestimmten Rechtszustandes darzulegen, wird dann natürlich besonders alle positiven Eigenthümlichkeiten und Modificationen mit ihrer Besonderheit, Zufälligkeit und öfter auch Irregularität zu berücksichtigen, und an die organischen und regelmäßigen Gliederungen des Völkerrechtslebens als anzuerkennende Ausnahmen, als gültige Sätze anzureihen haben. Anders der Philosoph. Er will nur die Idee des Rechts in ihrer organischen Entfaltung nachweisen, also darf er alle positiven Ausnahmen, Modificationen u. s. w. verschmähen.

Nach des Verf. Urtheil hat der ältere Martens die höchste Höhe aller frühern und spätern Systematik des Völkerrechts erreicht, sodaß auch namentlich die neuesten Systematiker, besonders Heffter und Oppenheim, weit hinter ihm stehen, wenn er auch selbst doch beiweitem noch nicht den aufzustellenden Postulaten einer völkerrechtlichen Systematik genügt hat. Merkwürdig ist es, daß G. F. v. Martens hierin von seinen Nachfolgern (während 60 Jahren, denn so lange ist es her, daß er sein erstes systematisches Werk schrieb, und im Allgemeinen behielt er später immer dieselbe Gliederung bei) so ganz und gar nicht benutzt, ja kaum beachtet worden ist. Es zeichnet sich seine wissenschaftliche Eintheilung des Völkerrechts nicht blos durch eine große Klarheit und Uebersichtlichkeit, sondern vornehmlich durch eine dem eigenthümlichen Wesen gerade der Völkerrechtsverhältnisse mehr entsprechende Gliederung aus, und Das ist Etwas was fast bei allen übrigen Autoren in diesem Fach nicht der Fall ist, die für die Ergründung und Darlegung des specifisch eigenthümlichen Inhalts des Völkerrechtsstoffs in seinen mannichfachen Zweigen und Gliederungen nur allzu geneigt sind fremdartige Kategorien, besonders theils privatrechtliche, theils staatsrechtliche, sowie abstract naturrechtliche Schemata anzuwenden, um auf ein so heterogenes Gerippe ein Fleisch und Blut mit Nerven, Sehnen und Muskeln zu legen welches mit dem Knochenbau nicht zusammenschließt, sodaß dann der ganze Bau als ein Monstrum erscheint. Kaltenborn hat sich indessen nicht darauf beschränkt im Verlaufe der von ihm angestellten Kritik der einzelnen Systeme in diesem Capitel bloße Andeutungen über die Anfoderungen zu geben welche an eine Systematik des Völkerrechts nach dem heutigen Standpunkte der Doctrin zu stellen sein dürften, sondern sich selbst daran gemacht eine systematische Gliederung und Organisirung des völkerrechtlichen Stoffs aufzustellen, wie dieselbe aus der eigenthümlichen Natur, besonders aber aus den obersten Principien des Völkerrechts zu folgen geschienen hat.

Am Schlusse des Capitels hat er seinen selbsteigenen Versuch einer wissenschaftlichen Systematik des Völkerrechts mitgetheilt, wobei er offen gesteht sich hauptsächlich an die Martens'sche Systematik angeschlossen zu haben. Vor Allem scheint es ihm nothwendig in einer Einleitung auf historischem und auf speculativem Wege

die Existenz, die allgemeine Natur, die obersten Principien, das Gültigkeitsgebiet, die Quellen, die Literatur, die Hülfswissenschaften darzulegen, um somit ein Fundament für das nachfolgende System zu gewinnen. Die meisten Völkerrechtssystematiker haben zwar eine solche Einleitung vorausgeschickt, doch ohne daß der Gesichtspunkt in derselben die Fundamente des Systems aufzustellen so vorherrschend wäre als es nöthig ist. Besonders pflegt meist die historische oder auch die philosophische Begründung des Völkerrechts vernachlässigt zu werden. Die historische Entwickelung der völkerrechtlichen Idee und die speculative Ergründung des Rechtsbegriffs, besonders des völkerrechtlichen, würde gleichwol hier immer die Hauptsache sein müssen. Dadurch werden die obersten Grundsätze des Völkerrechts gefunden, und auf diesen als dem eigentlichen Fundamente das System in seinen organischen Gliederungen errichtet. Da wir nun zwei gegenseitig sich ergänzende und tragende Principien des Völkerrechts anerkennen müssen, wie in dieser Schrift gezeigt worden, nämlich das subjective der Souverainetät der Staaten, und das objective der internationalen Gemeinschaft: so werden sich demnach im Systeme die einzelnen Völkerrechtsmaterien nach zwei Seiten hin gruppiren. Nach dem doppelten Principe des Völkerrechts unterscheiden sich dann solche internationale Rechtsverhältnisse die vorzugsweise aus der Souverainetät der Staaten abzuleiten sind, von denjenigen welche aus dem objectiven Principe des Völkerrechts als Manifestationen, Gliederungen, Verhältnisse der internationalen Gemeinschaft folgen. Erstere tragen mehr den Charakter der Freiheit des Staats an sich, doch sind sie zugleich Gliederungen des internationalen Gemeinwesens selbst, ja nur als solche gehören sie hierher. Es hat aber die Souverainetät (wie die Freiheit des Individuums in der Sphäre des Privatrechts und des Staatsrechts) einen mehr negativen Charakter, bildet das Maß der internationalen Gemeinschaft. Darum sind denn auch nur wenige internationale Rechtsinstitute aus ihr zu deduciren. Dahin gehören im Allgemeinen diejenigen Rechtsverhältnisse welche man bis jetzt zumeist als die absoluten, unbedingten, ursprünglichen Rechte zu bezeichnen pflegte, ohne aber dadurch irgendwie den specifisch völkerrechtlichen Charakter der dahin gerechneten Institute angedeutet zu haben, wie z. B. von Klüber, Pölitz, sowie in der jüngsten Zeit noch von Wheaton und Oppenheim. Die Völkerrechtsverhältnisse ersterer Art sind dann keineswegs im Gegensatz zu denen letzterer Art; denn obwol sie als Gliederungen einer höhern Ordnung über der Souverainetät aufzufassen sind, haben sie doch unmittelbar ihre Basis, ihr Maß und Ziel in der Souverainetät der Staaten. In diese letztere Kategorie gehören die meisten Rechtsverhältnisse des internationalen Lebens, die dann nach dieser Systematik als organische Producte, als naturgemäße Gliederungen des internationalen Gemeinwesens, nicht als bloße Ausnahmen von der vermeintlich allein als berechtigt angenommenen souverainen Staatsgewalt erscheinen. Wer diese als die höchste Macht auf Erden auffaßt, dem müssen allerdings alle Beziehungen des internationalen Lebens als Trübungen oder doch als vielleicht blos nützliche Auswüchse der Souverainetät vorkommen. Wenn man dagegen die internationale Gemeinschaft als die höhere betrachtet, dann ist der Staat Glied derselben, und somit sind die internationalen Verhältnisse ebenso naturgemäße, freie, selbständige Zustände des öffentlichen Rechtslebens wie die innern Staatsverhältnisse trotz der Freiheit des Individuums. Der Verf. glaubt sein System des Völkerrechts, von dem er hier vorläufig nur eine Skizze vorlegt, als ein geschlossenes Ganzes betrachten zu dürfen, nicht blos weil alle Materien desselben einen angemessenen Platz darin finden, sondern hauptsächlich weil zugleich alle einzelnen Institute zu einem organisch gegliederten Ganzen verarbeitet sind. Wenigstens ist Dies sein Bestreben gewesen. Er gesteht gleichwol selbst zu fühlen, daß er von glücklicher Erreichung des sich gesteckten Ziels noch fern genug ist, und demnach schon sehr zufrieden sein würde, wenn seine Andeutungen als Fundamente eines bessern Baus dienen möchten. Wir erfahren zugleich, daß der Verf. nach dem hier im Entwurfe gezeichneten neuen Systeme bereits das System des Völkerrechts vollständig ausgearbeitet, sowie mehrmals auf der Universität Halle Vorlesungen über Völkerrecht gehalten, und sich dabei ebenso sehr von der theoretischen Ausführbarkeit wie von der praktischen Nützlichkeit gerade einer solchen Darstellung überzeugt hat. Mindestens hegt er die Hoffnung auf einem sichern Fundamente eine vollendete Systematik des völkerrechtlichen Stoffs unternommen zu haben.

Das sechste Capitel, das letzte der ganzen Schrift, führt die Ueberschrift: „Die Leugner des Völkerrechts.“ In der Einleitung des Werks (S. 15 fg.) war umständlich angegeben und gerechtfertigt worden weshalb dieses Thema erst im Schlußcapitel zur Sprache gebracht werde. Im Angesichte der gesammten Weltgeschichte, und namentlich ihrer Entwickelung in den drei letzten Jahrhunderten unter den civilisirten Nationen, meint der Verf., braucht sich fürwahr kein Autor des Völkerrechts noch auf einen Beweis der Existenz des Völkerrechts einzulassen. Es ist dieses eben in der Geschichte den Nichtblinden offenkundig, es ist, wie der Jurist sagt, etwas Notorisches. Auch grünt und blüht die völkerrechtliche Praxis bis auf unsere Tage, und ist solchen Anfechtungen auch nicht um ein Haar breit gewichen. Seit langer Zeit berufen sich Fürsten und Völker ausdrücklich auf die ewigen Wahrheiten des Völkerrechts. Dazu kommt endlich noch die zweihundertjährige Thätigkeit der Wissenschaft, welche eine ziemlich ausgebildete Disciplin des Völkerrechts zu Stande gebracht hat, und welche so viele große Geister aller Nationen als ihre Vertreter und Pfleger aufzuweisen vermag. Man sollte denken, unterstützt von solchen Zeugen und Zeugnissen der Weltgeschichte, der internationalen Theorie und Praxis von Jahrhunderten, dürfe ein Autor wahrhaftig im guten Glauben ein Völkerrecht annehmen, ohne zu den Leichtgläubigen

gerechnet zu werden. Nicht die Geschichte von der Existenz, nein, die Geschichte von der Nichtexistenz des Völkerrechts erscheint als ein Ammenmärchen, welches nun schon seit des Grotius Zeiten bis auf unsere jüngste Gegenwart immer wieder aufgetischt ist, und bei leichtgläubigen Seelen wie bei skeptischen Geistern (die sich oft gerade darin am meisten gefallen Das nicht zu glauben oder auch wol nicht glauben zu scheinen was alle Welt für eine ausgemachte Wahrheit hält) immer von neuem hat Anklang finden können, ohne daß je irgend Einer eine wissenschaftliche Begründung seiner Behauptung auch nur versucht hätte. Man ist überall bei leeren Behauptungen stehen geblieben. Obgleich durch die Ausführung in dem vorliegenden Werke alle Diejenigen am besten widerlegt werden welche, jedes Völkerrecht überhaupt in Abrede stellend, dieses in eine bloße Völkermoral verflachen wollten, so finden sich doch hier die irrigen Meinungen der Widersacher des Völkerrechts vom Verf. noch gründlicher und vielseitiger beleuchtet und dargethan als irgend anderswo vor ihm geschehen war.

Indem Ref. hiermit seine Besprechung dieses gehaltvollen Werks schließt, welches eine erfreuliche Erscheinung in der völkerrechtlichen Literatur ist, und die Aufmerksamkeit aller Sachkundigen auf sich zu ziehen verdient, darf er übrigens nicht unbemerkt lassen, daß der Verf. sich unverkennbar, wie er selbst auch (S. 233 in der Note) unumwunden erklärt, in seinen Ansichten vom Recht, im Allgemeinen, besonders in Betreff von dessen höchstem Grunde und letzter Quelle, unmittelbar an die von F. J. Stahl in seiner „Rechtsphilosophie" entwickelten Ideen bisweilen sogar wörtlich angeschlossen hat. Jedenfalls aber erscheint das fragliche Werk, worin ein sehr talentvoller und gelehrter Forscher die Ergebnisse seiner Untersuchungen und seines Nachdenkens in gründlicher und klarer Darlegung mitgetheilt hat, wohl geeignet um ein neues Stadium des internationalen Rechtsstudiums hervorzuführen. Dasselbe wird sicherlich den ausgezeichnetsten Producten der deutschen Presse in diesem Fache beigezählt werden dürfen, und darum kam es d. Bl. zu darauf aufmerksam zu machen.

F. Murhard.

---

1. Guy von Waleis der Ritter mit dem Rade, von **Wirnt von Gravenberg**. Uebersetzt von Wolf Grafen von **Baudissin**. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. **Walther's von der Vogelweide** Gedichte. In vier Büchern nach der Lachmann'schen Ausgabe des Urtextes vollständig übersetzt und erläutert von **Friedrich Koch**. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1848. 8. 1 Thlr.

An die stille Arbeit, durch welche zeither der Geist vergangener Zeiten zum Bewußtsein gebracht wurde, und an die Würdigung solcher Arbeit ist jetzt, wo die gegenwärtige Verjüngung unsers Vaterlandes unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt, nicht zu denken. Und Diejenigen welche mit den Früchten ihrer Thätigkeit hervortraten kurz ehe der Sturm losbrach müssen sich es gefallen lassen, daß sie jetzt wenigstens kaum beachtet werden. Doch es wird die Zeit kommen, wo man sich auch zur Würdigung ihrer Thätigkeit wieder sammeln kann, und für diesen Zweck mag eine Erwähnung solcher Thätigkeit in einem Literaturblatte wie dieses ist ein Merkzeichen sein für Die welche später wieder darauf zurückkommen wollen. Es werden uns in den obenverzeichneten Büchern Geistesblüten der altdeutschen Romantik in neuhochdeutscher Uebertragung dargeboten, ein Epos, der „Wigalois" von Wirnt von Gravenberg, und die lyrischen Gedichte Walther's von der Vogelweide.

Bekanntlich war Wirnt von Gravenberg ein fränkischer Ritter, der noch jung, wahrscheinlich um 1212, den „Wigalois" dichtete und 1228 an Friedrich's II. Kreuzzuge Theil nahm. Die Quelle des Gedichts ist eine französische Erzählung, deren mündlich mitgetheilten Stoff der Dichter selbständig deutsch bearbeitete. Es enthält zuerst die Geschichte, wie Gawein, der Ritter am Hofe des Artus, ein liebes Weib erhielt und bald wieder verlor, und sodann die Abenteuer ihres Sohnes, des Wigalois, der auch an Artus' Hof kommt ohne den Vater zu kennen, und nachdem er durch viele abenteuerliche Kämpfe mit Rittern, Riesen und Drachen die schöne Larie und ihr Erbe, das Reich Korentin, gewonnen, vom Vater erkannt wird. Das Gedicht steht zwar hinter Hartmann's, Wolfram's und Gottfried's Gedichten zurück, und kann nur als eine Copie besonders nach Hartmann angesehen werden; aber abgesehen davon daß es als Zeitbild von culturgeschichtlichem Interesse ist, muß es auch als schlichter und gemüthlicher Ausdruck frommer Innigkeit und ehrbarer Gesinnung eines in Ehren galanten Ritters ansprechen. Das Didaktische, was oft in Reflexionen besonders über die Trefflichkeit der Frauen und in Klagen über den Verfall ritterlicher Frömmigkeit und Biederkeit hervortritt, löst sich zwar manchmal störend von der Erzählung ab, doch verliert es sich nicht in die Breite und ist an und für sich immer ansprechend. Vielmehr tritt in der Erzählung selbst die Breite oft störend hervor; der Stoff erscheint hier durchaus nicht immer gehörig abgeklärt. Der Dichter zeigt sich da in seiner Blüte, wo er die Innigkeit der Minne schildert, wie z. B. bei Darstellung der Liebe des Wigalois zur Larie und der schönen Jafite zu dem tapfern aber gewaltthätigen Heiden Goaß, deren „Herzeliebe" den Dichter zu der Hoffnung veranlaßt, daß der liebe Gott sie der Heidin als Taufe anrechnen und ihre Seele nicht zu Grunde gehen lassen werde.

Es ist dieses Gedicht bereits 1819 von Benecke und neuerdings von Pfeiffer herausgegeben worden. Der durch seine literarischen Arbeiten rühmlichst bekannte Graf Baudissin hat die erste und zwar eine möglichst getreue neuhochdeutsche Uebersetzung der Erzählung unter dem Titel „Guy von Waleis" *) versucht. Eine solche Uebersetzung kann nur den Zweck haben: Denen die das Original nicht lesen können den Genuß der Lecture dieses Gedichts zu verschaffen. Diesen Zweck zu erreichen kostet unendliche Schwierigkeiten. Der geschmackvolle Uebersetzer hat manche Schwierigkeiten überwunden. Aber an vielen Stellen ist die naive und gemüthliche Färbung des Originals verwischt. Dazu kommt noch die Beibehaltung vieler jetzt nicht mehr gebräuchlicher Worte und Wendungen, woran das mit dem Original nicht vertraute Publicum immer Anstoß nehmen wird, z. B. Saelde für Heil, Ravit für Streitroß, Freise für Gefahr, oder: „Mir däucht die Weil' unlang", „sein Zagen das war klein" rc. Eine solche hier und da beliebte Mischung des ältern und neuern Sprachgebrauchs ist immer nur ein Nothbehelf, wodurch unsere ältern Gedichte den Lesern ungenießbar gemacht werden. Lassen sich diese Gedichte nicht ganz in unserer Sprache wiedergeben ohne daß Geist und Färbung des Originals verwischt wird, so mögen sie lieber unübersetzt bleiben und nur von den mit der ältern Sprache vertrauten

*) Dies ist der alte Name der Heimat des Ritters, der sich B. 1574 Gwi von Galois nennt, wo der Volksname für den Namen des Landes steht.

... und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 212. — 30. Juli 1848.

Die neuesten Ansichten über den Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische.

Die provençalische Literatur tritt aus dem Dunkel des Mittelalters mit so eigenthümlichem Glanze hervor und hat die Strahlen ihres Lichts so weit umher ausströmen lassen, daß die Frage ebenso wichtig als anziehend erscheint, ob sie selbst wieder nur der Abglanz einer noch weiter zurückliegenden Literaturentwickelung, der arabischen, gewesen sei. Bekanntlich ist diese Frage im vorigen Jahrhundert sehr entschieden bejaht worden, und noch in unserer Zeit haben bedeutende Auctoritäten dieser Ansicht ihre Zustimmung gegeben. Das Zeitalter der Aufklärung war freilich immer sehr geneigt vorgefaßten Meinungen zu Liebe aus wenig begründeten Vordersätzen weitreichende Folgerungen abzuleiten, und die Bewunderung welche damals die mit regerm Eifer erforschte arabische Literatur hervorrief, die Theilnahme welche besonders auch das reiche Culturleben der Mauren Spaniens für sich in Anspruch nahm, machten mehr als billig geneigt die provençalische Literatur wie die mittelalterliche Cultur Südfrankreichs überhaupt in vollständiger Abhängigkeit von arabischer Cultur und Literatur zu denken. Hierzu kam noch Zweierlei: einmal liebte man es damals das christliche Mittelalter als den Inbegriff alles Barbarischen anzusehen, und glaubte demselben also die selbständige Hervorbringung einer so feinen Bildung als die provençalische war nicht zutrauen zu dürfen; dann aber empfand man auch eine lebhafte Freude bei dem Gedanken, daß, indem ein bedeutender Theil europäischer Civilisation von den heftigsten Gegnern des Christenthums abgeleitet worden, das Christenthum selbst, das man damals stets mit dem verhaßten Kirchenthume identificirte, nicht wenig von seinem Ruhme verliere. Indeß muß doch immer eine Ansicht welcher Männer wie Sismondi, Ginguené, Villemain beigetreten sind nicht Unerhebliches für sich haben. In die entgegengesetzte Richtung gelenkt, „den literarischen Kreuzzug gegen den arabischen Einfluß eröffnet" zu haben, ist das Verdienst unsers A. W. v. Schlegel; aber mit noch größerm Nachdruck hat kürzlich de Laveleye in seiner „Histoire de la langue et de la littérature provençales" (Brüssel 1845) den Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische bestritten. Allein zu derselben Zeit, und unabhängig von diesem wie es scheint noch jungen Forscher, hat Fauriel wieder, wie wir jetzt aus dessen von Julius Mohl herausgegebener „Histoire de la poésie provençale" (3 Bde., Paris 1846) ersehen können, der andern Seite sich zugewendet, und die Sache kann also noch keineswegs als erledigt angesehen werden. Vielleicht ist es nun für manche Leser d. Bl. nicht unerwünscht zu erfahren in welcher Weise jene bedeutungsvolle Frage jetzt beantwortet wird. Wir haben hier wieder einmal einen Beleg zu dem vielfach bestätigten Erfahrungssatze, daß der menschliche Geist immer gern mit schimmernden Hypothesen seine Untersuchungen beginnt, statt die Objecte sofort scharf und nüchtern ins Auge zu fassen, bis seine Freude an dem übereilt Aufgestellten erschöpft ist, und er nun nachträglich mit Dem beginnt was sein erstes Geschäft hätte sein sollen, mit unbefangener Prüfung, die dann auch wieder durch Gegensätze hindurchzugehen hat.

Jedenfalls richtig bemerkt de Laveleye: Bei einer so schwierigen Untersuchung, welche die verborgenen Quellen aus denen die Dichter so entfernter Jahrhunderte schöpften aufzusuchen und die geheimnißvollen Uebergänge der Ideen von einem Volke zu dem andern zu ergründen habe, reiche es gar nicht aus unbestimmte, eingebildete Beziehungen anzugeben, gewagte Zusammenstellungen zu versuchen, die oft nur durch geistreiche Aperçus und poetische Phrasen einen Schein von Wahrheit erhalten; man müsse vielmehr nicht nur durch eine strenge Vergleichung die wirkliche Aehnlichkeit der Literaturen nachweisen, sondern auch in der Geschichte den Punkt aufzeigen wo eine Berührung habe eintreten können, man müsse fragen: Wenn ein Einfluß hat stattfinden können, hat er auch wirklich stattgefunden? Und wenn er wirklich stattgefunden hat, wie hat er stattfinden können?

Nun ist freilich gar nicht zu leugnen, daß im Allgemeinen die Cultur der Araber auf die Provence Einfluß ausgeübt hat. Dies zeigt Fauriel, der hier, wenn irgend Einer, competenter Richter ist, in einer sehr anziehenden Darstellung. Die spanischen Sarazenen beherrschten längere Zeit die Landschaften zwischen den Pyrenäen und der Rhone, den Cevennen und dem Mittelmeer; da haben die Unterworfenen gar mancherlei Kunst

Männern gelesen und genossen werden. Doch Das ist vielleicht zu weit gegangen. Gewiß bekommt Mancher durch das Lesen der Uebersetzung Lust sich mit dem Originale zu befreunden, oder wird doch wenigstens einigermaßen mit dem Geiste unserer altdeutschen Romantik bekannt. Demnach werden nicht wenige Leser dem Grafen Baudissin für seine Arbeit dankbar sein. Zur Rechtfertigung unsers Urtheils möge die schöne Stelle von Wigalois und Larie V. 9459 fg. im Original und in der Uebersetzung folgen:

.... Die maget nam er bi der hant,
Mit freuden giengen sie zehant
Von dem liute an ir gemach.
Ob ie ritter baz geschach
Von wibe, daz lie er ane haz;
Geschach ouch ie frouwen baz
Von manne, daz lie si ane nit.
Daz erzeigten si einander sit
Mit herzeclicher minne;
Wandir zweier sinne
Mit ganzen triuwen wurden en ein,
So daz diu herze under in zwein
Heten beidiu einen muot.
Swaz si wolde daz duhte in guot,
Ouch was sin wille der frouwen ja.
Sus versigelt diu minne da
Mit herzeliebe ir herze en ein,
So daz diu liebe under in zwein
Eines willens pflagen — —

.... Nahm er die Jungfrau bei der Hand;
Mit Freuden eilten sie da zuhand
Aus dem Schwarm zur Ruh' (?) zu geh'n.
Ob je einem Ritter baß gescheh'n
Von schönem Weibe, nicht fragt' er das;
Geschah auch je einer Fraue baß
Vom Manne, das kümmerte nicht die Maid,
Das bewährten beide seit der Zeit
Durch herzinnige Minne;
Denn ihrer beider Sinne
Lenkte fortan ein Wunsch allein,
So daß die Herzen den Zwei'n
Waren erfüllt von einem Muth.
Was sie wünschte, das dünkt' ihn gut,
Was er gewollt, dem folgt ihr Ja.
So verschmolz die Minne da
Mit starken Liebesflammen
Ihre Herzen in Eins zusammen,
Daß beide eines Willens pflagen — —

In Nr. 2 gibt Friedrich Koch eine Uebersetzung der Gedichte Walther's von der Vogelweide. Wir besitzen von diesem Dichter eine Uebersetzung von Simrock. Unser Uebersetzer will Denen die den Urtext lesen eine Unterstützung gewähren. Er hat daher auch alle Gedichte übertragen, 40 mehr als Simrock übersetzt hat. Der Uebersetzer sucht und findet öfters glückliche Wendungen, welche die Gedichte jetzigen Lesern genießbarer machen; aber eben Dieses dürfte dem Zwecke einer Unterstützung des Lesers des Originals nicht förderlich sein, der sich in einem Glossar besser belehren wird als in einer solchen Uebersetzung. Man vergleiche bei Lachmann S. 45, bei Koch S. 93:

Swâ ein edelin schoene frowe reine
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewile zuo vil liuten gât,
hovelichen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênik under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât:
der meie bringe uns alsin wunder,
waz ist dâ sô wünneclîches under
als ir vil minneclîcher lip?
wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an daz werde wip.

Seht ihr ein Fräulein wandeln hold und schön,
Gekleidet wohl und wohl das Haupt geschmückt,
Daß ihre Lust sie bei den Leuten mehre,
Seht ihr sie dort mit ihren Maiden gehn,
Wie sie bisweilen züchtig um sich blickt,
Der Sonne gleichend in dem Sternenheere, —
Der Mai zeig' uns all seine Wunder,
Es ist doch nichts so Wonnigliches d'runter,
Als ihr so minniglicher Leib.
Wir lassen alle Blumen stehn
Und schauen an das werthe Weib.

Aber noch weniger dürfte der Zweck der Unterstützung des Lesers des Urtextes da erreicht werden wo sich Undeutlichkeiten und Unrichtigkeiten finden. So sagt der Dichter zum Schlusse beim Vergleich des Mais in der Fülle seiner Pracht und einer schönen Frau:

wie rehte schiere danne kür!
hêr Meie, ir mücset merze sin,
ê ich min frouwen dâ verlür.

Wie bald hätt' ich mein Theil erkoren,
Herr Mai, ihr müßtet März erst sein,
Eh' ich die Herrin gäb' verloren.

Dies heißt: „Wenn der Mai zum März würde, dann würde ich meine Frau preisgeben" statt: „Der Mai muß für mich März werden, ehe ich meine Frau seinetwegen zurücksetzen sollte", d. h. „der Mai hat für mich neben meiner Frau keinen Werth". Noch schlimmer ist aber in dem bekannten Gedichte von Walther's Traum bei Lachmann (94) das: „Got der waldes, swiez ergê" bei Koch (S. 198): Gott des Waldes, wie's ergeh'; statt: Gott der walte es (sorge dafür), wie's ergeh' ꝛc. Demnach ist es wünschenswerth, daß Der welcher den Walther lesen will die Mühe nicht scheue sich mit der Sprache so weit vertraut zu machen, daß er aus der Quelle selbst schöpfen könne.

65.

Notiz.

Nordamerikanisches Eigenlob.

Daß die Nordamerikaner in hohem Grade parteiisch und von sich eingenommen sind und zu denjenigen Nationen gehören welche nur das Ihre als das Vollkommenste anerkennen, dafür liegt in Nachstehendem ein sprechendes Zeugniß vor. Ein amerikanisches Blatt vom J. 1846 enthielt Folgendes: „Der größte, Alles in sich vereinigende Mann des letzten Jahrhunderts war Georg Washington, ein Amerikaner. Der größte Metaphysiker war Jonathan Edwards, ein Amerikaner. Der größte Physiker war Benjamin Franklin, ein Amerikaner. Der größte der lebenden Bildhauer ist Hieronymus Powers, ein Amerikaner. Der bedeutendste juristische Schriftsteller in diesem Jahrhunderte gar der Richter Story, ein Amerikaner. Die größten lebenden Redner sind Clay, Calhoun und Webster, Alle Amerikaner. Die größten der lebenden Historiker sind Georg Bancroft und W. H. Prescott, Beide Amerikaner. Der größte Ornitholog ist J. James Audubon, ein Amerikaner. Unter allen englischen Schriftstellern des jetzigen Zeitalters steht Washington Irving obenan, ein Amerikaner. Der größte Lexikograph und Philolog war seit Johnson's Zeit Noah Webster, ein Amerikaner. Die ersprießlichsten Erfindungen in dem letzten Jahrhunderte sind von Godfrey, Fitch, Fulton, Whitney und Morse gemacht worden, und auch diese sind alle Amerikaner." Nach dieser Probe braucht man nun nicht mehr die Ruhmredigkeit der Franzosen als das Non plus ultra von Eitelkeit darzustellen; die Nordamerikaner thun es ihnen darin gleich.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 212. — 30. Juli 1848.

Die neuesten Ansichten über den Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische.

Die provençalische Literatur tritt aus dem Dunkel des Mittelalters mit so eigenthümlichem Glanze hervor und hat die Strahlen ihres Lichts so weit umher ausströmen lassen, daß die Frage ebenso wichtig als anziehend erscheint, ob sie selbst wieder nur der Abglanz einer noch weiter zurückliegenden Literaturentwickelung, der arabischen, gewesen sei. Bekanntlich ist diese Frage im vorigen Jahrhundert sehr entschieden bejaht worden, und noch in unserer Zeit haben bedeutende Auctoritäten dieser Ansicht ihre Zustimmung gegeben. Das Zeitalter der Aufklärung war freilich immer sehr geneigt vorgefaßten Meinungen zu Liebe aus wenig begründeten Vordersätzen weitreichende Folgerungen abzuleiten, und die Bewunderung welche damals die mit regem Eifer erforschte arabische Literatur hervorrief, die Theilnahme welche besonders auch das reiche Culturleben der Mauren Spaniens für sich in Anspruch nahm, machten mehr als billig geneigt die provençalische Literatur wie die mittelalterliche Cultur Südfrankreichs überhaupt in vollständiger Abhängigkeit von arabischer Cultur und Literatur zu denken. Hierzu kam noch Zweierlei: einmal liebte man es damals das christliche Mittelalter als den Inbegriff alles Barbarischen anzusehen, und glaubte demselben also die selbständige Hervorbringung einer so feinen Bildung als die provençalische war nicht zutrauen zu dürfen; dann aber empfand man auch eine lebhafte Freude bei dem Gedanken, daß, indem ein bedeutender Theil europäischer Civilisation von den heftigsten Gegnern des Christenthums abgeleitet worden, das Christenthum selbst, das man damals stets mit dem verhaßten Kirchenthume identificirte, nicht wenig von seinem Ruhme verliere. Indeß muß doch immer eine Ansicht welcher Männer wie Sismondi, Ginguené, Villemain beigetreten sind nicht Unerhebliches für sich haben. In die entgegengesetzte Richtung gelenkt, „den literarischen Kreuzzug gegen den arabischen Einfluß eröffnet" zu haben, ist das Verdienst unsers A. W. v. Schlegel; aber mit noch größerm Nachdruck hat kürzlich de Laveleye in seiner „Histoire de la langue et de la littérature provençales" (Brüssel 1845) den Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische bestritten. Allein zu derselben Zeit, und unabhängig von diesem wie es scheint noch jungen Forscher, hat Fauriel wieder, wie wir jetzt aus dessen von Julius Mohl herausgegebener „Histoire de la poésie provençale" (3 Bde., Paris 1846) ersehen können, der andern Seite sich zugewendet, und die Sache kann also noch keineswegs als erledigt angesehen werden. Vielleicht ist es nun für manche Leser d. Bl. nicht unerwünscht zu erfahren in welcher Weise jene bedeutungsvolle Frage jetzt beantwortet wird. Wir haben hier wieder einmal einen Beleg zu dem vielfach bestätigten Erfahrungssatze, daß der menschliche Geist immer gern mit schimmernden Hypothesen seine Untersuchungen beginnt, statt die Objecte sofort scharf und nüchtern ins Auge zu fassen, bis seine Freude an dem übereilt Aufgestellten erschöpft ist, und er nun nachträglich mit Dem beginnt was sein erstes Geschäft hätte sein sollen, mit unbefangener Prüfung, die dann auch wieder durch Gegensätze hindurchzugehen hat.

Jedenfalls richtig bemerkt de Laveleye: Bei einer so schwierigen Untersuchung, welche die verborgenen Quellen aus denen die Dichter so entfernter Jahrhunderte schöpften aufzusuchen und die geheimnißvollen Uebergänge der Ideen von einem Volke zu dem andern zu ergründen habe, reiche es gar nicht aus unbestimmte, eingebildete Beziehungen anzugeben, gewagte Zusammenstellungen zu versuchen, die oft nur durch geistreiche Aperçus und poetische Phrasen einen Schein von Wahrheit erhalten; man müsse vielmehr nicht nur durch eine strenge Vergleichung die wirkliche Aehnlichkeit der Literaturen nachweisen, sondern auch in der Geschichte den Punkt aufzeigen wo eine Berührung habe eintreten können, man müsse fragen: Wenn ein Einfluß hat stattfinden können, hat er auch wirklich stattgefunden? Und wenn er wirklich stattgefunden hat, wie hat er stattfinden können?

Nun ist freilich gar nicht zu leugnen, daß im Allgemeinen die Cultur der Araber auf die Provence Einfluß ausgeübt hat. Dies zeigt Fauriel, der hier, wenn irgend Einer, competenter Richter ist, in einer sehr anziehenden Darstellung. Die spanischen Sarazenen beherrschten längere Zeit die Landschaften zwischen den Pyrenäen und der Rhone, den Cevennen und dem Mittelmeer; da haben die Unterworfenen gar mancherlei Kunst

und Geschicklichkeit ihnen abgelernt, und welchen Eindruck ihre geistige Ueberlegenheit auf die Gemüther der Südfranzosen gemacht, sieht man auch daraus, daß noch gegenwärtig das Volk jener Gegenden so sehr geneigt ist alterthümliche Bauwerke, alte kunstreiche Waffen, Geräthe und Gewänder als Arbeiten der Sarazenen zu bezeichnen. Später führte Handel und Krieg Provençalen und Sarazenen immer wieder zusammen, und wie sehr auch der letztere die durch die frühere Unterdrückung und durch den harten Befreiungskampf großgezogene Antipathie nährte, so mußte doch im Getümmel des Kriegs und ganz unmerklich eine Menge von Anschauungen und Ideen von den Provençalen aufgenommen werden, welche dann in einer geistig sehr erregten Bevölkerung weiter und weiter wirkten. Ganz unverkennbar ist sodann, daß durch Vermittelung der Juden, welche mit den Sarazenen nach dem südlichen Frankreich gekommen waren und hier in den größern Städten auch Schulen begründet hatten, viele arabische Bildungselemente den Provençalen zugeführt worden sind (III, 312 fg.). Ebenso glaubt Fauriel die geistlichen Ritterorden, namentlich den der Templer, als Nachbildung einer arabischen Institution bezeichnen zu dürfen, obwol Viele sich schwer entschließen werden gerade diese Schöpfung, in welcher sich die Religiosität und Ritterlichkeit des christlichen Mittelalters am schärfsten ausgeprägt hat, als eine bloße Copie anzusehen. Die weitere Vermuthung desselben Forschers, daß auch das weltliche Ritterthum mit seiner Freude an Waffenehre und Abenteuern aus Nachahmung sarazenischen Ritterlebens entstanden sei, scheint mit Demjenigen was er sonst über die Entstehung der Chevalerie sagt nicht recht zu harmoniren, und dürfte noch lange die auch von de Laveleye getheilte Ansicht wider sich haben, daß vielmehr die Ritterlichkeit der spanischen Sarazenen ein Nachbild der christlichen gewesen sei. Allein wenn auch diese Annahme Fauriel's noch fester sich begründen ließe, so würde doch die provençalische Poesie, die freilich vorzugsweise der Verherrlichung des Ritterthums gewidmet ist, immer erst in einer gewissen Abhängigkeit von dem Culturleben der Araber im Allgemeinen erscheinen, noch nicht nothwendig als Tochter der arabischen Poesie zu betrachten sein, was freilich auch Fauriel, wie aus dem Folgenden sich ergeben wird, nicht eigentlich behaupten will.

Viel entschiedener ist de Laveleye; Das kann man nicht leugnen. Er bestreitet allerdings auch nicht, daß die arabische Wissenschaft wie auf die Bildung des Abendlandes überhaupt, so auch auf die der Provence von großem Einflusse gewesen sei; aber er gesteht auch nur zu was gar nicht bestritten werden kann. Charakteristisch ist schon, mit welcher Entschiedenheit er verneint, daß die arabische Baukunst anregend auf die christliche gewirkt und dem Abendlande Vorbilder gegeben habe.

Wenn man die von den Mauren in Spanien aufgeführten Bauwerke betrachtet, was sieht man? Große Mauern von Backsteinen, Besten mit kleinen, wenn auch feenhaft verzierten Gebäuden; aber nach außen kein Schmuck, nichts Großes im Entwurf, nichts Schönes in den Formen; Nichts von der imposanten Großartigkeit der ägyptischen Baukunst, Nichts von der poetischen Vollendung der griechischen Architektur; platte, einförmige Moscheen, von außen düster, im Innern glänzend, aber ohne Majestät, ohne Schwung. Und dennoch hat man diese Baue als Typus angesehen für unsere Kathedralen mit kühnen Wölbungen, himmelstrebenden Thürmen, erhabenen Linien, die das Unendliche ahnen, die Gottheit fühlen lassen. Zwischen der Moschee zu Cordova und dem Dome in Köln — welch ein Abstand! *)

Was aber die Poesie anlangt, so fragt de Laveleye zuerst, ob man einen Einfluß der arabischen Poesie in der Zeit vor und in dem Jahrhundert nach Mohammed annehmen dürfe. Eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dieser altarabischen Poesie und der provençalischen findet allerdings statt, und auch Fauriel hat nicht unterlassen hierauf mit Nachdruck aufmerksam zu machen. Dort und hier ist das Hauptthema der Gesänge die Liebe; dort und hier wird der ritterliche Muth und die Abenteuerlust gefeiert; dort und hier richtet sich die Sehnsucht der Dichter auf die edelsten Frauen, auf die Töchter der Emire, Fürsten und Könige; dort und hier drängen sich die Dichter an die glänzenden Höfe, und „wenn man die leider ziemlich seltenen Züge liest welche die Geschichte über die Sitten und Bräuche dieser Höfe, über die dort herrschenden Ideen von Galanterie, über die wichtige Rolle welche die Sänger daselbst spielten aufbewahrt hat, so glaubt man die Geschichte eines provençalischen Hofs vor sich zu haben, der wie durch ein Wunder auf den Boden Arabiens versetzt worden ist". Wie ferner die Troubadours von Jongleurs sich begleiten ließen, so hatten die alten arabischen Dichter ihre Racuis neben sich, welche ihre Lieder auswendig konnten, an den Höfen sie sangen und andern Sängern ihren Vorrath mittheilten. Noch mehr: auch bei den arabischen Dichtern jener ältern Zeit findet man jene von allem sinnlichen Begehren (oft freilich nur scheinbar) abgewendete Verehrung der Frauen, jenen sublimen Cultus des weiblichen Geschlechts, und „so groß ist in dieser Beziehung zwischen den arabischen und provençalischen Dichtern die Aehnlichkeit der Gefühle und Ideen, daß, trotz der natürlichen Verschiedenheit zwischen dem Geschmacke und Geiste beider Völker, und folglich auch der beiden Poesien, welche ihnen zum Ausdrucke ihrer Gefühle und Ideen dienten, man in jeder dieser Poesien einzelne Verse, Züge und Stellen finden würde welche man als von der andern entlehnt ansehen oder doch ohne Anstoß verpflanzen könnte".

Während nun aber Fauriel so sich ausspricht und zugleich annimmt, daß die frische Naturpoesie der alten Araber mit den Waffen Tarik's und Musa's nach Spanien herübergekommen und hier, ob auch unstreitig mannichfach verändert und sehr verfeinert, in ihrem Grunde dieselbe geblieben sei, bemerkt de Laveleye, daß Liebe und

*) Daß man in Frankreich das Verdienst der Araber in dieser Beziehung auch zu schätzen weiß, braucht kaum bemerkt zu werden. Vgl. eine lehrreiche Note im zweiten Bande des merkwürdigen Romans von Philippon de la Madeleine: „Le pontificat de Grégoire VII" (Paris 1837), S. 268 fg.

Tapferkeit, deren Verherrlichung die altarabische Poesie der provençalischen so ähnlich erscheinen läßt, dem Menschenherzen ganz natürliche Regungen seien und deshalb in jeder Literatur ihre Macht sich offenbare, und wenn zwischen jenen beiden Poesien eine besonders frappante Aehnlichkeit stattfinde, so habe man den Grund hiervon in dem freien Leben der Wüste, in der ursprünglichen Monogamie der Araber, in der Glut des Klimas zu suchen (?), in keinem Falle dürfe man eine wirkliche Uebertragung der Poesie aus Arabien in die Provence annehmen, die zu einer Zeit hätte geschehen müssen wo beide Länder noch in gar keiner Berührung standen. Daß aber die Poesie der spätern Araber wesentlich dieselbe geblieben leugnet de Laveleye nicht minder entschieden, und gerade die Umwandelung welche die arabische Poesie in der spätern Zeit erfahren, und wodurch sie einen ganz andern Charakter erhalten habe, betrachtet er als Hauptargument für seine Behauptung, daß auch in den Jahrhunderten wo die provençalische Poesie sich entwickelte und blühte eine tiefer dringende Einwirkung der arabischen auf die letztere nicht habe stattfinden können.

In einer vortrefflichen Charakteristik weist er zuerst nach, daß die Araber, als sie eine höhere geistige Thätigkeit begonnen, Kraft und Streben mit Vorliebe der Wissenschaft zugewendet. Durch die Eroberung der cultivirtesten Länder der Erde waren sie Erben eines unermeßlichen geistigen Besitzthums geworden, und als ihre Aufgabe betrachteten sie es nun die vor ihnen aufgehäuften Schätze in sich aufzunehmen, umzuformen, zu erläutern. Aber ihr ganzes Thun war und blieb Compilation; vom Stoffe überwältigt kamen sie niemals zu wahrer Originalität und schöpferischem Gestalten; ihre Geisteskraft erlahmte unter der Herrschaft der Autoritäten und verlor sich zum Theil in die seltsamsten Spitzfindigkeiten. Daher nun auch bei ängstlicher Berücksichtigung der Form so wenig Fortbildung und Erweiterung des überkommenen Materials; ihre Astronomie artete in Astrologie aus, in der Geographie erreichte ihr gepriesener Edrisi kaum die Kenntnisse welche schon Aegypten besessen hatte, in der Naturgeschichte fügten sie, trotz der reichen Hülfsmittel welche ihnen die Ausdehnung des Reichs gewährte, zu dem schon Bekannten wenig Neues hinzu, sie verloren sich in fabelhafte Beschreibungen und stellten keine eigenthümliche Classification auf. Immer jedoch ist die Pflege der Wissenschaft die schönste Seite im Culturleben der Araber, und als Männer der Wissenschaft imponirten sie dem christlichen Mittelalter, übten sie einen weit reichenden Einfluß aus; die Wissenschaft war das beständige Ziel ihrer Anstrengungen, der Gegenstand ihrer größten intellectuellen Arbeiten, die einzige Beschäftigung ihrer Akademien, die Freude ihrer hervorragendsten Geister. Die Poesie stand für sie nur in zweiter Linie, war Spiel und Genußmittel, nicht Sache des Herzens und Werk der Begeisterung; keinen der großen hellenischen und römischen Poeten haben sie übersetzt oder nachgeahmt. Dürfen wir uns wundern, wenn ihre Poesie oft Nichts weiter ist als künstliche Wortdrechselei, rauschender Phrasenpomp und einförmige Bilderpracht? Wenn ihre zahlreichen Liedersammlungen immer dieselben Gedanken wiederholen und trotz alles Drehens und Wendens über den fest gezogenen Kreis nicht hinauskommen? Wenn neben einzelnen Dichtern, deren Gesänge frisch, anmuthsvoll und eigenthümlich sind, ganze Scharen Solcher stehen welche in Häufung und Verschlingung der Reime und sonstiger auf Ohrenkitzel berechneten Effecthascherei die erste Aufgabe der Poesie gefunden zu haben scheinen? Aber ist diese überwiegende Berücksichtigung des Aeußerlichen und Formellen nicht gerade auch eine Eigenthümlichkeit der provençalischen Poesie, und dürfte diese nicht am einfachsten aus Nachahmung arabischer Vorbilder sich erklären? De Laveleye gibt das Erstere zu, wie es denn auch gar nicht geleugnet werden kann, erklärt sich aber dennoch gegen das Letztere. Nach seiner Meinung ist diese Aehnlichkeit zweier sonst so sehr voneinander unterschiedenen Literaturen durch ziemlich ähnliche Ursachen herbeigeführt: durch Vergleichung der Bildung, durch feine auch das Ideelle herabziehende Sinnlichkeit, durch Mangel an wahrer Begeisterung; Dies sei der Charakter aller Poesien, welche in einem unter wissenschaftlichem Einflusse stehenden Culturzustande hervortreten, der Charakter jeder ohnmächtigen Renaissance, welche die schnell zur Entwickelung gelangenden Keime des Verderbens in sich trägt.

Wenn dem Dichter eine große Idee fehlt, wenn den Grund seines Herzens nicht ein Glaube, eine tiefgefühlte Leidenschaft erregt, dann ist die Form ihm Alles, dann erschöpft er sich in eitlen prosodischen Combinationen. So in der Zeit der arabischen Civilisation, so in der Zeit des Verfalls römischer Bildung, aus welcher die Civilisation Südfrankreichs sich entwickelt hat. Wirklich hat auch die Provence den Reim und ihr ganzes metrisches System aus römischen Quellen, nicht von den Arabern.

Allein über diese so wichtige Frage vom Ursprunge des Reims geht de Laveleye allzu rasch hinweg, und man wird hier sehr willkommen heißen was Fauriel (S. 111, 249 fg.) mit gewohnter Gründlichkeit über diesen Punkt bemerkt. Freilich lenkt derselbe auch hier zum Theil in eine entgegengesetzte Richtung und macht sich kein Bedenken die einreimigen Couplets der großen Epopöen als Nachbildungen arabischer Vorbilder zu bezeichnen; aber insofern nähert er sich jenem wieder, als er die vielreimigen Stanzen als Nachahmungen lateinischer Kirchengesänge ansieht, die vielleicht auch in Spanien (durch die mozarabische Liturgie) Anlaß gegeben zu Versuchen vielreimiger Stanzen.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste englische Romane.

Einen Roman, „The half-sisters, a tale" (2 Bde., London 1848), von Geraldine Endsor Jewsbury, Verfasserin von „Zöe", empfiehlt das „Athenaeum" durch die Bemerkung: „«The half-sisters» haben in jeder Beziehung «Zöe» überflügelt. Die Geschichte ist einfacher, besser angelegt und interessanter; die Charaktere sind entschiedener und fester gehalten; der Stil ist gleichmäßiger, die Reflexion zwang-

loser, die Sentimentalität weniger excentrisch." Im Ganzen gehört der Roman zu den Dichtungen welche die Lage begabter Frauen schildern sollen inmitten einer Welt die Vergnügen findet an ihren Leistungen, aber die Leistenden verachtet und vor ihnen zurückweicht. Bianca, die Heldin, tritt als junges, freundeloses Mädchen auf. Ihre italienische Mutter kommt mit ihr nach England den Vater zu suchen, und wird wahnsinnig. Die Sorge um das tägliche Brot bringt Bianca auf den Schauplatz eines Reitercircus. Ein junger, enthusiastischer Student wird ihr Freund und Beschützer. Die gegenseitige Liebe soll am Altar den Weihebund empfangen. Aber „Papa und Mamma sagen Nein", und Bianca, klüger als Konrad, beredet ihn sie zu verlassen, um seine Treue zu erproben. Vom Circus erhebt sich Bianca auf die Breter der legitimen Bühne, wird „ein Stern", kommt nach London, macht furore als Julie und entdeckt im Rausche ihres Triumphs, daß Konrad zurückgekehrt ist und sie nicht aufgesucht hat. Indessen finden sie sich. „Sie dürstet nach einem Ausdruck seiner Liebe." Sein Herz scheint das Wort zu verweigern. „Halb zwölf stand er auf, sagte, es zieme sich nicht länger bei ihr zu bleiben, und versprach, daß sie morgen ihn sehen oder von ihm hören werde." Später hält der Waverley dieser Scene eine pedantische Rede über „weibliche Delicatesse", und obschon die Verf. sich die Gelegenheit geschaffen hat seine irrigen Ansichten von Künstlerinnen zu widerlegen, kommt doch der Trost welchen sie der unfreundlich behandelten Bianca gewährt auf ein stillschweigendes Anerkenntniß der Richtigkeit vieler seiner Bemerkungen hinaus. Bianca heirathet einen Edelmann und verläßt die Bühne. Aber sie hat eine Halbschwester, ihres Vaters eheliches Kind, die von einer englischen Mutter erzogen und einem Manne vermählt ist dessen Inneres sie wenig erkennt. Sein Unglücksstern führt sie auf die Bahn des unbeständigen Konrad. Er erblickt in ihr den Funken der seine Phantasie entzündet, die zarten Eigenschaften die seine Blasirtheit befriedigen, und entwirft einen Plan sie zu gewinnen. Wie Das endet, erzählt das Buch. Es dürfte Niemanden gereuen Solches dort nachzulesen.

Einigermaßen verwandt mit der Tendenz dieses Romans ist „**Mark Wilton, the merchant's clerk**; by *Charles B. Taylor*" (London 1848), ein trefflich geschriebenes Buch mit einer gesunden religiösen Moral und durch und durch praktisch, eine Erzählung die, wie selten eine, das religiöse Princip, dessen Erläuterung sie sich zum Zwecke macht, im wirklichen Leben auftreten läßt, und sich völlig frei erhält von jener ascetischen Abstraction die das Lesen derartiger Bücher auf einen Kreis von Lesern zu beschränken pflegt welche der Einschärfung solcher Lehren am wenigsten bedürfen. Mark Wilton ist Commis eines londoner Handelshauses und bleibt in seiner Sphäre. In ihr bewegen sich auch die geschilderten Ereignisse. Schritt für Schritt von schlechter Gesellschaft verleitet nähert sich Wilton dem Untergange. Er weiß, daß er sinkt und welche Tiefe ihn erwartet. Aber es fehlt ihm die Kraft des Entschlusses Widerstand zu leisten, und er endet schmerzlich, doch gerecht. Nebenbei enthüllt das Buch manche verborgene Seite des londoner Lebens und verdient auch in dieser Hinsicht Empfehlung.

Was von „Mark Wilton" für das londoner, das gilt von „**The changeling**" (3 Bde., London 1848) für irisches Leben im Westen der Insel, wo die Töchter des Landes keine andere Aussteuer haben als ihren Stolz und ihre Armuth. Die Geschichte besteht aus etwas abgenutztem Material. Ein reicher Erbe wird als Knabe beseitigt, wächst im Verborgenen auf und gelangt nach Besiegung der gewöhnlichen Schwierigkeiten in Besitz seiner Güter. Eine gewisse Frische der Behandlung entschädigt für den Mangel an Neuheit; der Stil ist kein alltäglicher und sind auch die Hebel der Begebenheiten nicht immer sehr sinnreich, so liegen sie doch ebenso wenig auf der Oberfläche. Allein der größte und eigentliche Werth des Buchs beruht darin, daß seine lebenswarmen Schilderungen bald der Vergangenheit angehören werden, und Dies, obschon kein fühlbarer Verlust für den guten Geschmack, doch einer für die Charakteristik des Landes und seiner Bewohner sein wird. Es erinnert an die Antwort welche ein irischer Bauer in Betreff der Folgen der Mäßigkeitsvereine gab. „Es ist wol wahr", sagte er, „daß wir schon jetzt ein gutes Stück besser daran sind als ehedem; wir haben ganze Röcke, Hüte und Schuhe, sind auch übrigens besser gekleidet, aber wir sind nicht mehr halb so malerisch." Noch wenige Jahre, und das Buch wird seinen Hauptzweck erreicht haben ein Gemälde der Vergangenheit zu sein. 10.

Mancherlei.

Zur Wirksamkeit der Religion ist innerliches Leben und Sammlung des Gemüths nothwendig, die Vielen fehlt, indem gewöhnliche Menschen sich von täglichen Eindrücken, Sorgen und Bestrebungen fortziehen lassen, ohne eben der Innerlichkeit und Sammlung zu bedürfen; nur etwa Noth und Unglück zwingt sie hinein, weil innerliche Haltung bei Erbeben und Einsinken des Aeußerlichen gefodert wird. Sonach sucht die Kirche ihre Glieder mit äußerlichen Mitteln in das Innerliche hineinzutreiben, durch Feierlichkeit, Fasten, Zuspruch, Dogma, Sacrament. Das gelingt immer für Augenblicke, gleichwie in katholischen Landen bei dem Schall der Glocke eine gesammte Marktmenge auf die Knie sinkt und betet; nach dem Gebet geht wieder Alles seinen äußerlichen Gang. Mithin vermag die Kirche Stationen für Innerlichkeit des Lebens zu schaffen, und thut es durch Versammlung der Gemeinde, Gesang, Predigt, Kirchenfeste, Beichte u. s. w. Mehr zu bewirken fehlen ihr die Mittel, und wer solche Stationen der Innerlichkeit nicht liebt, weil er in Aeußerlichkeit bleiben will, verschmäht die Kirchendienstleistung. Wer aber mehr als stationsweise sein Leben in die Innerlichkeit stellte, dem scheint das Bemühen darum entbehrlich und beschwerlich, er wird kirchenscheu aus entgegengesetztem Grunde. In unserm an Gegensätzen reichen Zeitalter mag dieser Doppelgrund dem Einfluß des Kirchlichen geschadet haben; die Kirche wirkt am meisten bei einer Schwebe zwischen Aeußerlichem und Innerlichem, welche — wenn auch nur der Abwechselung wegen — Stationen liebt und gleich Arbeitstunden zwischen den übrigen mit denselben seiner Pflicht genug gethan zu haben glaubt.

Alle Kirchen vergessen gern, daß es über ihren Kuppeln und Bogen ein Größeres gibt — den Sternenhimmel. Wenn es der Andacht darauf ankommt den Raum zu verengen, so ist sie am Ende auch mit dem geringsten zufrieden, in winziger Kapelle. Will man Großes, so ist das Größte die Welt selbst, worin die Persönlichkeit des Andächtigen als ein höchst Kleines verschwindet. Von jeher aber hat die menschliche Andacht verengte Räume liebgewonnen, um sich selbst in einer gewissen Größe zu erblicken und nicht in der weitesten Weltkirche vor eigener Kleinheit zu erschrecken.

Wie der Mensch einathmet und ausathmet, so nach Hegel umgekehrt athmet Gottes Wesen zuerst sich aus und hernach ein, nämlich das Andere seiner selbst, was er in sich zurücknimmt. Durch Ausathmen und Einathmen gelangt Gott in den Creaturen zum Selbstbewußtsein, durch Einathmen und Ausathmen verliert der Mensch sein individuelles Selbst, und geht über in das Allgemeine. Die Gottheit, als das Allgemeine, gewinnt durch diesen Proceß das Concrete, die Menschheit; diese, als das Concrete, gewinnt mit ihm die Gottheit; und der Proceß selbst, ohne den weder Gottheit noch Menschheit bestehen, ist das ewige Leben, ewige Menschwerdung und Gottwerdung. Gott hat Religion nöthig, denn diese ist nichts Anderes als das Entstehen seines Bewußtseins im Creaturlichen; der Mensch bedarf einer Religion, denn diese ist nichts Anderes als das Untergehen seines individuellen Bewußtseins im Göttlichen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 213. — 31. Juli 1848.

Die neuesten Ansichten über den Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische.

(Beschluß aus Nr. 212.)

Immer wird man bekennen müssen, daß de Laveleye schon bei diesem ersten Theile seiner Argumentation nicht ohne Geschick operirt habe. Schlagender aber erscheint was er im Folgenden über das Materiale der spätern arabischen Poesie bemerkt. Er behauptet allen Ernstes, daß jene reine, schwärmerische Verehrung des Weibes, seine hochherzige Tapferkeit, jene allgemeine Erhebung des Gemüths welche bei den altarabischen Dichtern die keusche Sitte der Monogamie und die frische Bewegung des Wüstelebens bewirkt habe, nach dem Jahrhundert der Siege in einer so verfeinerten, überbildeten, durch den Reichthum der gewonnenen Länder verweichlichten Gesellschaft, die obendrein noch unter dem Einflusse einer die Liebe zu gemeiner Lust herabsetzenden und damit das ganze sittliche Leben auflösenden Religion gestanden, nothwendig habe verschwinden müssen. Auch die alte Tapferkeit verging unter den Genüssen glücklicher Länder; „Spanien besonders wurde das Capua der Araber, und in der Zeit des Höhestandes ihrer Civilisation, gerade in der Zeit also wo sie ihren Einfluß auf das christliche Europa hätte ausüben müssen, erscholl dort kein Hymnus auf die ritterliche Tapferkeit; die Schmeichelei allein wiederholte in pomphaften Versen ihre einförmigen Lobpreisungen der Mächtigen.“ Von einem solchen Volke habe wahrlich jener Cultus des Weibes und jener rege Eifer für Waffenehre welche die Provençalen so sehr auszeichneten, bei ihnen eine so eigenthümliche Ausbildung fanden *), nimmer entlehnt werden können; eher sei zu glauben, daß die Galanterie und Courtoisie der spätern Mauren Spaniens ein Widerschein Dessen gewesen sei was bei der spanischen und provençalischen Ritterschaft so reich und glänzend sich entwickelt hatte.

Daß Fauriel in diesem Punkte durchaus anderer Meinung ist, wurde oben bereits angeführt; einverstanden aber ist er mit de Laveleye in einer andern Beziehung. Beide erkennen an, daß die reiche, ja üppige Phantasie welche ein ganz eigenthümliches Merkmal der arabischen Poesie bilde in den Liedern der Troubadours viel weniger hervortrete. In diesen Nichts von Schwulst, die Bilder selten, noch seltener die Vergleichungen; die bei den arabischen Dichtern so gewöhnlichen und manchmal so übertriebenen und ausschweifenden Personificationen, die Pracht der Schilderungen, die farbenreichen und belebten Naturgemälde den Troubadours fast unbekannt, deren ganze Geisteskraft auf feine Analysen des menschlichen Herzens und der wechselnden Zustände und Erregungen der Liebe sich concentrirte (de Laveleye, S. 199 fg.). In dieser Mäßigung und Beschränkung, in dieser Ruhe der Erfindung und Gestaltung erkennt man ein Fortwirken des antiken Geistes, wie selbst Fauriel eingesteht, der dann auch Dies noch hinzufügt:

> On reconnait, au premier coup d'oeil, dans les poésies l'inspiration de deux génies divers, ayant chacun ses antécédents et ses traditions, ses habitudes et ses exigences propres (III, 311, vgl. 327 fg.).

Außerdem aber macht de Laveleye noch darauf aufmerksam, daß in den Poesien der Provence im Ganzen nur sehr wenig Anspielungen auf morgenländische (maurische) Sitten, in der Sprache der Provence verhältnißmäßig nur wenig arabische Worte sich finden, was doch wol anders sein würde, wenn der Einfluß der arabischen Poesie ein tiefer greifender gewesen wäre. Fauriel freilich legt auf die in den Liedern der Troubadours sich findenden arabischen Ausdrücke ein größeres Gewicht und spricht die Vermuthung aus, daß die Dichter welche derselben sich bedienen unstreitig die Absicht gehabt zu zeigen, daß sie des Arabischen mächtig gewesen.

Gesetzt aber, man wäre geneigt eine bedeutendere Einwirkung der arabischen Poesie auf die provençalische anzuerkennen, wo hätte sie stattfinden sollen? Nicht in Palästina während der Kreuzzüge; denn damals war die provençalische Poesie schon in voller Entwickelung, und nach den Kreuzzügen ist sie keine andere als vor denselben, zeigt also durch sich selbst, daß sie von jener Seite keinen Einfluß erfahren. Aber auch nicht von Sicilien aus; auch die Lieder Friedrich's II. und seiner Zeitgenossen sind nicht unter arabischem Einflusse ent-

*) In Beidem, besonders in dem Erstern, findet de Laveleye vielmehr eine Nachwirkung germanischen Lebens, wovon Fauriel, der dem Germanischen sehr abhold ist, Nichts wissen mag.

standen, sondern Nachklänge provençalischer Poesie.*) Aber vielleicht von Spanien aus? Dies ist nun wirklich die Ansicht Sismondi's, Villemain's u. A., und jedenfalls liegt sie am nächsten; allein auch Dies verneint de Laveleye, hier wieder an Schlegel sich anschließend, und erinnert daran, daß im 11. Jahrhundert, wo jener Einfluß hätte stattfinden müssen, die Literatur der Provençalen bereits in voller Eigenthümlichkeit ausgebildet gewesen sei.

Das Gedicht von Boëthius ist vom Jahre 1000; und der Graf von Poitiers, welcher am Ende dieses Jahrhunderts dichtete, spricht von viel ältern Dichtern, und zugleich beweist die Vollendung seines Stils, welche von Spätern nicht mehr ist übertroffen worden, wie die Mannichfaltigkeit seiner metrischen Combinationen, welche seinen Nachfolgern wenig mehr zu erfinden übrig ließen, daß ihm schon eine große Anzahl von Dichtern vorausgegangen war, deren (freilich verlorene) Werke ihm als Muster dienten (vgl. Fauriel, I, 449 fg.); kein noch so großes Genie, selbst nicht das eines Dante, hat jemals eine Literatur improvisirt. (S. 205.)

Was ist nun das Resultat? Bei de Laveleye:

Il nous semble, que la poésie lyrique des troubadours est entièrement indigène dans son origine comme dans son développement. (S. 210.)

Bei Fauriel dagegen:

Es ergibt sich aus Allem deutlich genug, daß die spanischen Araber einen directen und positiven Einfluß auf die Civilisation des südlichen Frankreichs ausübten, auf die aus dieser Civilisation hervorgegangene Poesie einen indirecten, der zwar nicht den wesentlichen Charakter derselben in Bezug auf Kunst und Form bestimmte und folglich auch ihre Originalität nicht aufhob, aber doch so beschaffen war, daß, wenn man ihn nicht in Rechnung bringen wollte, man von dieser Poesie keine wahre und vollständige Idee sich machen würde. (III, 341.)

Wir überlassen unsern Lesern aus dem oben Bemerkten, oder auch aus den weitern Expositionen beider Historiker selbst, ein festes und entscheidendes Urtheil sich zu bilden. 66.

*) Wir erinnern hier beiläufig an die abweichende Ansicht W. Wackernagel's in „Altfranzösische Lieder und Leiche", S. 208 fg. (Basel 1846).

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die Schauspieler unter den Heiligen.

Im J. 1624 erschien ein „Teatro celeste, o Comici martiri e penitenti, della divina bontà chiamati al titolo de' beatudine e di santità"; also Schauspieler welche als Märtyrer und Reuige durch die göttliche Gnade unter die Heiligen und Seligen versetzt worden sind. Der Herausgeber war selbst ein sehr berühmter Mann auf der Bühne, Giovanni Battista Andreini; fast so berühmt wie seine in der Blüte des Lebens und der Schönheit (1604) gestorbene Mutter Isabelle Andreini, und sein nicht minder geachteter Vater, den er gerade um die Zeit verlor wo er diese Arbeit herausgab. Es ist eine Reihe von Sonetten, dedicirt dem eben gerade damals ans Ruder kommenden Cardinal Richelieu, welchem er in schwülstigem Stile die größte Würde prophezeit die es „für einen mit dem Purpur bekleideten Schwan" geben konnte: „tre diademate".**) Fünf solcher Sonette besingen ebenso viele unter die Heiligen versetzte Schauspieler. Zuerst den heiligen Genest, der, indem er einst als Heide auf der Bühne „wie ein wilder Drache gegen die Taufe sein Gift ausspritzen wollte", plötzlich andern Sinnes ward und sich taufen ließ. Hierauf wird der heilige Sylvanus besungen, der heilige Ordelion, welcher den Märtyrertod starb; der heilige Giovanni von Mantua, welcher die Bühne mit dem Kloster vertauschte, und der Bruder Johannes, der lange Zeit Schauspieler gewesen war, um ebenfalls endlich in einem Kloster „den Engeln das Schauspiel seiner Kasteiungen und Frömmigkeit zu geben".*) Acht andere Sonette priesen ebenso viel fromme Schauspieler, die aber ihrer Kunst treu geblieben sind. Eines davon ist zu Ehren seiner berühmten Mutter; wieder eines vergleicht das Leben des Menschen mit der vergänglichen Vorstellung einer Bühne, und in fünf folgenden ermahnt der Dichter alle liederlichen Schauspieler zu einem bessern Lebenswandel, indem er selbst endlich der Bühne im 20. Jahre ein Lebewohl sagt, und nie wieder auf ihr zu erscheinen gelobt. Jedoch die Zeit heilte die Schwermuth welche ihn dahingerissen hatte. Fünfundzwanzig bis dreißig Jahre war er später noch Schauspieler, Schauspieldichter und Director. Wie aber gerade ein Schauspieler auf eine solche Idee gekommen sein mag? Der Klerus regte sich bereits in Frankreich, wo Andreini schrieb, gegen die Bühne und zeigte ihr den Kirchenbann mit allen seinen Folgen. Die italienischen Künstler fühlten sich dadurch gereizt; denn in ihrem Vaterlande war ihnen so Etwas so wenig vorgekommen, daß selbst der nachher unter die Heiligen versetzte Erzbischof Carlo Borromeo in Mailand die Skizzen zu ihren extemporirten Lustspielen durchsah und mit seinem Vidi als erlaubt zur Darstellung unterzeichnete. Ein besserer Schild als dieser konnte dem Blitze des Kirchenbannes nicht entgegengehalten werden. Hatten Schauspieler einen Platz unter den Heiligen gefunden, waren andere als notorisch fromme katholische Christen ihr ganzes Leben thätig gewesen, so ergab sich ja, wollte man Lebende aus der christlichen Gemeinde verweisen, Dies als die größte Ungerechtigkeit. In solchem Sinne und aus solcher Ursache hatte schon ein Jahr früher Andreini eine kleine Schrift vom Stapel laufen lassen, und ebenso waren andere Kameraden desselben aufgetreten. Die Aufgabe blieb um so leichter zu lösen, da sich bei mehren Bühnenkünstlern die Frömmigkeit bis zu einem uns kaum glaublich dünkenden Grade steigerte. Es versteht sich, daß hier zunächst nur von der äußern die Rede ist. Bei einem gewissen Rinoceronte (gest. 1624) ging sie aber so weit, daß er nie anders als mit einer Haarkutte zu Bette ging, denn er war „buon devoto". Bei aller solcher Devozione wurden nichtsdestoweniger die frivolsten Lazzi zu den zweideutigsten Worten gemischt, und so Abends der Kunst wie zur andern Zeit der Kirche gehuldigt. Sicher ist Dergleichen in katholischen Ländern noch jetzt häufig zu sehen, wenigstens beim weiblichen Theile der Bühne. Ich kannte eine sehr berühmte Sängerin die nie auf der Bühne heraustrat ohne erst ihr Kreuz zu schlagen, und zwei mir bekannte Seiltänzergesellschaften versäumten sicher Sonntags keine Messe.**)

**) D. h. die dreifache Krone.

*) Aus Italien hätte er noch Einige aufnehmen können. Ruth in seiner „Geschichte der italienischen Poesie" nennt wenigstens (II, 491) noch ein Paar, welche nicht mit den von Andreini Genannten Eins zu sein scheinen.

**) Der protestantischen Bühne war solche äußere Frömmigkeit im vorigen Jahrhundert auch nicht fremd. Eckhof, Koch und Schönemann zeichneten sich dadurch nicht weniger aus wie durch soliden, bürgerlichen Lebenswandel. Ein Zeitgenosse, Krieger, war als kirchlicher Liederdichter geachtet, und einige seiner Gesänge sind in unsere Gesangbücher übergegangen. Der erste Hader mit dem protestantischen Klerus fand um 1708 statt, wo Stranitzky, der berühmte Hanswurst der Veltheim'schen Bühne, gefährlich krank das Abendmahl verlangte und die christliche Liebe es ihm verweigerte. Es entspann sich hieraus ein heftiger Federkrieg, in welchem die Principalin der Veltheim'schen Truppe eine rühmliche Rolle spielte.

2. Die Puppenoper in Paris und Eisenstadt.

Die erste Oper welche die Pariser zu sehen bekamen wurde mittels Marionetten aufgeführt. Der Cardinal Mazarin ließ zu seinem Vergnügen die Puppen in sehr großem Maßstabe, vier Fuß hoch, anfertigen, und die Action derselben war sehr natürlich, indem die Arie selbst welche etwa zu singen war unter dem Theater ausgeführt wurde, in welchem zu dem Zweck der Boden eine Oeffnung hatte. Mazarin starb 1661, aber später wiederholte sich die Sache. Zwei ganze Winter hindurch (1674—75) strömte in Paris Alles zu diesem neuen Schauspiel, das da von einem Schauspieler Lagrille aufgetischt wurde, und übrigens auch in Italien selbst ebenfalls sehr gewöhnlich gewesen sein mag; denn Dubos in seiner Abhandlung über die theatralischen Vorstellungen der Alten berichtet ausdrücklich, daß „er auf diese Art habe dort Opern darstellen sehen die kein Mensch für ein lächerliches Schauspiel gehalten habe". Ein merkwürdiges sehr spätes Seitenstück zur Oper des Mazarin war die „Marionettenoper" des Fürsten Esterhazy in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie hatte einen Director, zwei Maschinisten, einen Dichter, zwei Damen und vier Herren, welche die Rollen lasen. Eine Vorstellung 1777 kostete 6000 Gulden und erregte solches Aufsehen, daß sie auf einem zu Schönbrunn erbauten Theater wiederholt wurde, indem die Marionetten und Decorationen von Eisenstadt dahin abgingen. Die Sache ist um so auffallender, da Esterhazy damals auch noch ein italienisches Singspiel unter dem berühmten Haydn mit einem Orchester von 30 Personen unterhielt.*) Die Sache sieht wunderlicher aus als sie wirklich ist. Kinder die noch nie ein Schauspiel sahen werden noch jetzt alle Tage von einer Puppenkomödie entzückt, und Erwachsenen die noch nie ins Theater kamen begegnet Dasselbe. Die Puppen werden ihrer Phantasie zu wirklichen Menschen. Warum sollte nun eine scheinbar singende Puppe nicht unter ähnlichen Verhältnissen Gleiches gewirkt haben? Zugleich behauptet auch die Gewohnheit ihr Recht. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts hatte die leipziger Oper fast nur insofern ein Chor, als Schüler und Studenten es in den Coulissen stehend sangen, und doch waren alle Zuhörer von den stummen Statisten befriedigt, welche als Jäger, Wilde, Priester u. s. f. auf der Bühne nur figurirten. 20.

*) Reichardt's „Theaterkalender auf das Jahr 1778", S. 235.

Bibliographie.

Auberlen, C. A., Die Theosophie Friedrich Christoph Oetinger's nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie. Mit einem Vorwort von R. Rothe. Tübingen, Fues. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das Buch Tobias, metrisch übersetzt von E. Ranke. Bayreuth 1847. 12. 8 Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. In drei Bänden. Anhang zum 2ten Band. — A. u. d. T.: Die Alterthümer des Volkes Israel. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, F., Naturrecht und natürliche Staatslehre. Gießen, Ferber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyer, G., Auferstehung im ersten Jahre des Heils. Ein Cyklus von Gedichten. Breslau, Schuhmann. 16. 10 Ngr.

Politische Miscellen, vom Verf. der „sibyllinischen Bücher aus Oesterreich." Wien, Tendler u. Comp. 8. 1 Thlr.

Roß, L., Reisen des Königs Otto und der Königinn Amalia in Griechenland. Aufgezeichnet und gesammelt. Zwei Bände. Mit 1 Karte. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Roth, C. L., Zur Theorie und innern Geschichte der Römischen Satire. Stuttgart, Weise. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schumacher, W., Die Domainen-Frage im Fürstenthum Waldeck. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Seiler, J., Volkssagen und Legenden des Landes Paderborn. Gesammelt und herausgegeben. Cassel, Luckhardt. Gr. 16. 12 Ngr.

Springer, A. H., Die Hegel'sche Geschichtsanschauung. Eine historische Denkschrift. Tübingen, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.

Steverlyk, J. P., Gespräche über Staat und Kirche, herausgegeben von S. Jordan. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 21 Ngr.

Deutsche Vaterlands-Bibliothek. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Statistisches Taschenbuch der deutschen Bundesstaaten. Nach officiellen Quellen. 1ster Jahrgang. Stuttgart, Köhler. 16. 5 Ngr.

Die ständischen Verhältnisse der Oesterreichischen Monarchie in Urkunden dargestellt von H. Simon. I. (Heft): 74 Urkunden, betreffend die ständischen Verhältnisse des Königreichs Böhmen. — A. u. d. T.: Die ständischen Verhältnisse des Königreichs Böhmen in 74 Urkunden. Leipzig, Blum u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Des Deutschen Adels Verdienste und Beruf. Votum eines Nichtabgeordneten, hervorgerufen durch einen Antrag um Aufhebung des Adels bei der ersten Hohen Deutschen National-Versammlung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 6 Ngr.

Allemande. Deutscher Nationalgesang nach der Marseillaise von A. K. Leipzig. Gr. 8. 1 Ngr.

Baath, C., Barrikaden aus der Provinz. Eine Flugschrift seiner lieben Vaterstadt Berlin gewidmet. I. 1ster bis 10ter Bau nebst Fundament. Frankfurt a. O., Kosdy u. Comp. 8. 2 Ngr.

Bangold, J. K. v., Die materielle Begründung des Deutschen Bundesstaates durch die organische Gestaltung der Staatengebiete. Ein unparteiisches, patriotisches Votum, der hohen konstituirenden Nationalversammlung in Frankfurt zur geneigten Prüfung vorgelegt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 Ngr.

Einige wichtige Blätter zur Zeitgeschichte. — B. de Mars: Von den republicanischen Gewalthabern, den Parteien, der Reaction und den Prätendenten in Frankreich. St. R. Taillandier: Beweis, daß in Deutschland nicht bloß die Romantiker Apostaten sind, sondern auch die Hegelingen. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bleibtreu, G., Die deutsche Freiheit und was davon zu hoffen steht. Eine kurze gemeinverständliche Geschichtserzählung unserer politischen Wiedergeburt. Bonn. Gr. 8. 2 Ngr.

Bötticher, W., Die unter uns missionirenden Englischen Apostel; Wahrheit und Irrthum in der Lehre derselben und in ihrem Streben, die ganze Christenheit auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi vorzubereiten. Blicke in die Zukunft der Kirche. Berlin, Thome. Gr. 8. 10 Ngr.

Donandt, F., Zur Geschichte der Democratie in der Bremischen Verfassung mit Berücksichtigung der neuesten Ereignisse. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Staatsrechtliche Fragmente. Zur Orientirung bei den großen Fragen des Tages. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Gefecht bei Kandern und Tod des Generallieutnants v. Gagern am 20. April 1848. Nach officiellen Aktenstücken und den Erklärungen des Badischen Obersten v. Hinkeldey, des Großherzogl. Hessischen Majors Cronenbold, sowie des Dr. Hecker, Kaisers u. A. Nebst einer Lebensbeschreibung des Generallieutnants v. Gagern. Karlsruhe, Nöldeke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ghillany, F. W., Ansprache an die rationalistisch Gesinnten unter den Protestanten in Bayern die bevorstehende Generalsynode betreffend. Fürth, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Hahn, G. L., Ueber den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Kritik. Antritts-Vorlesung, gehalten am 19. Februar 1848. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heym, R., Maschinen oder Handarbeit? Ein Wort an die deutschen Arbeiter. Chemnitz, Ernesti. Gr. 8. 8 Ngr.

Höpfner, L., Ueber die Anforderungen des teutschen Volks an eine bürgerliche Gerichtsverfassung und Gerichtsordnung. Ein Wort an die teutschen Gesetzgeber. Leipzig, Arnold. Br. 8. 7½ Ngr.

Hunsinger, K. L., Zur Synodalfrage. Gedanken eines Weltlichen über die der evangelischen Kirche im Großherzogthum Hessen zu gebende Verfassung. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 3 Ngr.

Kapp, F., Aufruf zur Umgestaltung der deutschen National-Erziehung. 2te vermehrte Auflage. Arnsberg, Grote. Gr. 8. 3 Ngr.

Klopp, O., Die Reform der Gymnasien in Betreff des Sprachunterrichts. Ein Entwurf. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kries, C. G., Weshalb wollen wir zwei Kammern und wie sind dieselben zu bilden? Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Krummacher, F. W., „Halt, was Du hast.“ Predigt gehalten am 28. Mai 1848. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Leiden des Pauperismus und der christliche Wohlthätigkeitsverein vom heil. Vincenz v. Paul. Coblenz, Hergt. 12. 5 Ngr.

Leliwa Krysinski, A. v., Die Polnische Frage [einzig mögliche Lösung] in dem gegenwärtigen Zustande Europa's. Aus dem Französischen. Frankfurt a. M., Sügel. Gr. 12. 7½ Ngr.

Libbert, M., Wie ist der gegenwärtigen Geldkrisis sofort und auf immer kräftig entgegenzuwirken? Eine Zeit- und Finanzfrage. Berlin, Plahn. 8. 2 Ngr.

Liebetrut, F., Preußen und sein König. Bitte um Gehör an den preußischen Bürger und Landmann. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Ngr.

Lievin, Ist für Preußen das Ein-Kammer-System oder das Zwei-Kammer-System wünschenswerth? Danzig, Gerhard. Gr. 8. 2½ Ngr.

Loewe, P., Das deutsche Vorparlament; die 17 Vertrauensmänner, die Siebener Commission, der Fünfziger Ausschuß und der deutsche Bund, Entstehung, Bestandtheile und Beschlüsse derselben. Berlin, Logier. Gr. 16. 3 Ngr.

Malisz, C., Der Slaven-Kongreß und die neuesten Ereignisse in Prag. Ein Beitrag zur Verständigung und zum ewigen Frieden. Zunächst dem deutschen Volk und Parlament gewidmet. Mannheim, Grohe. Gr. 8. 3 Ngr.

Martius, Ueber die gegenwärtige Stellung des Adels in Oestreich. Briefe an den Grafen Heinr. A********. 1stes und 2tes Heft. Wien, Volke. 8. 12½ Ngr.

Meyer, G. F., Deutschlands Zukunft oder Niemand kann zwei Herrn dienen. Betrachtung, veranlaßt durch die Wahl des Ministers Gagern [beziehungsweise zum „provisorischen Präsidenten“] und anderer Minister zu Abgeordneten &c. Worms, Rahke. Gr. 8. 2 Ngr.

Mitschke-Kollande, A. v., Politisches Glaubensbekenntniß. Münsterberg. Neiße, Hennings. 8. 6 Ngr.

Mönch, G., Was Sachsens Lehrer wollen. Ein Beitrag zur Würdigung der Lehrerbestrebungen überhaupt. Leipzig, Klinkhardt. Br. gr. 8. 10 Ngr.

Oesterreich und seine Constitution. Eine Reihe von Briefen. I. Wien, Braumüller u. Seidel. 8. 6 Ngr.

Paragraphen über das wahre Wesen des Communismus, oder wird einst der Communismus zur Naturnothwendigkeit werden? I. Die Wurzel alles Uebels: das Geld! Brieg, Schwartz. Hoch 4. 3 Ngr.

Pauly, W. Ritter v., Skizzen aus der österreichischen Bureaukratie. Wien, Dorfmeister. 16. 8 Ngr.

Philorthios, Ueber Gymnasial-Zustände. Köln, J. G. Schmitz. Gr. 8. 1½ Ngr.

Phönix. Politische Lieder und Zeitstimmen aus Oesterreich. Herausgegeben von L. Bowitsch und C. Cerri. 1stes Heft. Wien, Dorfmeister. Gr. 8. 6 Ngr.

Pike oder Muskete? Welches ist die beste Volkswaffe der Deutschen gegen einen auswärtigen Feind? Breslau. 4. 1½ Ngr.

Plattner, H., Henzi, ein Trauerspiel in fünf Akten. Birsfelden 1847. 16. 15 Ngr.

Schäzler, C. A., Das deutsche Reich. Ein Wort aus der Fremde. Amsterdam. Gr. 8. 5 Ngr.

Schell, F. J., Zeitstimmen. Geschichte des Jahres 1848, zur geistigen Belehrung und politischen Hebung des Deutschen Volkes. 1stes Heft: Uebersicht der Verhältnisse am Schlusse des Jahres 1847 und Uebergang zu 1848. Glogau, Flemming. 8. 3 Ngr.

Schmidt, H., „Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Rede bei der Entlassung der Abiturienten am Gymnasium zu Wittenberg am 13. April 1848 gehalten. Halle. Gr. 8. 3 Ngr.

Seibt, E., Die Zeit ist erfüllt. Sendschreiben an seine Mitwelt. Birnbaum. 8. 3 Ngr.

Politischer Skrupel oder die Volkssouverainetät in ihrem Verhältniß zur erblichen Monarchie. Breslau, Schuhmann. 8. 2 Ngr.

Steinbüchel, A. v., Der Fall Venedig's in den Märztagen und die Lage Italien's zu Oesterreich. Wien, Volke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Thaulow, G., Aufruf an den gesammten Lehrerstand in Schleswig-Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Thimm, Zwei Zeitbilder. I. Eine monarchisch-constitutionelle Verfassung für Deutschland die beste; mathematisch bewiesen. II. Wie baut man ein Haus? Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ventura, J., Bild eines wahren Priesters. Trauerrede auf Joseph Graziosi, Canonicus der Archibasilica des Laterans, gehalten den 2. October 1847. Uebersetzt von F. Lorinser. Oppeln, Weilshäuser. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfassungs-Entwurf der 17 Vertrauensmänner und die Verfassung der Amerikanischen Freistaaten nebeneinander gestellt und mit einem Vorworte begleitet von R. Schultze. Liegnitz. Gr. 4. 5 Ngr.

Voigts-Rhetz, C. v., Aktenmäßige Darstellung der Polnischen Insurrektion im J. 1848 und Beleuchtung der durch dieselbe entstandenen politischen und militairischen Fragen. Posen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wahrung der Rechte der evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen in 2 vom Ober-Kirchen-Kollegium derselben an das Hohe Königl. Staats-Ministerium und an die Hohe zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung gerichteten Petitionen. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was dürfen wir Deutsche von den in Frankfurt versammelten Volksvertretern zunächst erwarten? Von einem Schleswig-Holsteinischen Juristen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weller, K., Teutsche Kaiser- und bunte Tageslieder. Leipzig, Weller. 8. 4 Ngr.

Der Wille des deutschen Volkes. Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Wippermann, C., Motive zu dem Entwurfe eines Deutschen Reichsgrundgesetzes. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Zuccalmaglio, V. v., Die deutsche Kokarde, ein politischer Katechismus für's deutsche Volk. Gemeinfaßliche Beantwortung der Fragen unserer Gegenwart und Anleitung, wie Jedermann beizutragen hat, die schwere Zeit der Prüfung dem deutschen Vaterlande zum Segen zu wenden. 1ste bis 7te Auflage. Köln, J. G. Schmitz. 8. 2 Ngr.

— — Schimpf und Ernst. Ein Volksbüchlein. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 214. —— 1. August 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr.. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zur Literatur der Architektur.

1. Ricerche sull' architettura più propria dei tempj cristiani, basate sulle prime istituzioni ecclesiastiche e dimostrate tanto con i più insigni vetusti edifizj sacri quanto con alcuni esempj di applicazione, del Cav. *Luigi Canina*. Mit 145 Kupfertafeln. Zweite sehr erweiterte Auflage. Rom 1846.
2. Die antiken und die christlichen Basiliken nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Ausführliche Bearbeitung der von der Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique gekrönten Preisschrift „De Basilicis libri tres", von Aug. Chr. Adolf Zestermann. Mit 7 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 4. 3 Thlr.

Kein archäologischer Gegenstand hat neuerdings Gelehrte und Künstler in dem Maße in Anspruch genommen wie die Architektur der Basiliken. Und es ist weder ein rein antiquarisches noch ein steriles Interesse. Nicht blos die Frage hinsichtlich des Ursprungs des christlichen Kirchenbaus hängt damit zusammen, sondern auch die, welche Form die passendste für die Kirchen unserer Tage sei. Nicht blos die katholische Kirche kommt dabei in Betracht, sondern auch die evangelische, welche ungeachtet mancher Bemühungen und Versuche bis heute diese passende Form noch nicht gefunden hat, und jetzt wieder dem antiken Muster sich zuzuwenden sucht welches das Christenthum für seine ersten Gotteshäuser nach seiner öffentlichen Anerkennung annahm. Daß Letzteres nicht ohne Widerspruch geschieht ist begreiflich, um so mehr als der praktische Beweis im Großen, daß die erwähnte Form wirklich die passendste für den evangelischen Gottesdienst ist, noch geliefert werden muß. Unter solchen Umständen darf man sich nicht darüber wundern, daß in den letztern Jahren eine Reihe größerer und kleinerer Arbeiten über diesen Gegenstand erschienen ist, nachdem Hirt in seiner „Geschichte der Baukunst bei den Alten" den antiken Basilikenbau ausführlich entwickelt hatte. In Deutschland hat Bunsen, welcher bereits in der „Beschreibung der Stadt Rom" die Basilikenfrage vielfach erläutert, und überdies eine detaillirte Schilderung der einst berühmtesten Kirche der Christenheit, der alten Peterskirche, versucht hatte, in dem Werke: „Die Basiliken des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst" (München 1843), neben einer mit Geist und Gelehrsamkeit durchgeführten Darstellung der Basilika in ihren Beziehungen zum christlichen Cultus, auch die Frage der Anwendbarkeit dieses Stils für den evangelischen Gottesdienst näher ins Auge gefaßt, eine Frage die er mit plausibeln Gründen, aber nicht ohne jene Hinneigung zum Hypothetischen behandelt hat die man mehr oder minder in allen seinen Arbeiten findet. Die zu dieser Abhandlung gehörenden Kupfertafeln von Gutensohn und Knapp, deren Herausgabe bereits 1822 begonnen ward, gaben zum ersten male (Dies sei gesagt ohne das Verdienst Ciampini's im geringsten schmälern zu wollen) eine für Rom ziemlich vollständige und gewissenhaft ausgeführte Darstellung der ursprünglichen Typen und allmäligen Umgestaltungen bis zum 12. Jahrhundert. Vieles ward überdies in Deutschland, meist in kleinern Schriften, über diesen wichtigen Gegenstand gesagt: Platner gab im ersten Bande der schon genannten Beschreibung Roms eine im Ganzen brauchbare, wenngleich minder selbständige Uebersicht des Wesentlichen; Kugler recapitulirte in seiner Abhandlung „Ueber die Systeme des Kirchenbaus" (Berlin 1843) die wichtigsten historisch-architektonischen Resultate, und entwickelte (im „Kunstblatt", 1842) den römischen Basilikenbau nach den großartigen, wahrscheinlich der Konstantinischen Zeit angehörenden trierischen Bauresten, welche man, freilich unerwiesen, für eine Basilika hält; Quast betrachtete die Basilika der Alten mit besonderer Rücksicht auf die Form derselben welche der christlichen Kirche zum Urbild diente (Berlin 1845), und der gegenwärtige Bischof von Münster, J. G. Müller, erklärte (Trier 1835) die schöne und großartige Symbolik des Kreises der bildlichen Darstellungen im Sanctuarium der christlichen Kir-

chen vom 5. bis zum 14. Jahrhundert. In England hat namentlich Gally-Knight sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, indem er in seinem prachtvollen Werke: „The ecclesiastical architecture of Italy", weniger in die archäologische Frage eindringt als er die künstlerische in ihren Beziehungen zur mittelalterlichen Kirchenarchitektur ins Auge faßt. Sonst ist die überaus reiche architektonische Literatur Englands im Allgemeinen mehr dem Näherliegenden, dem germanischen oder sogenannten gothischen Baustil gewidmet, in welchem Fache wir namentlich Britton, Welby-Pugin, Willis, sowie Gally-Knight selbst tüchtige Werke verdanken. Die französische Literatur, während sie über mittelalterliche Architektur neuerdings Manches gebracht hat (ich erinnere hier beispielsweise an Vitet's sorgfältige Arbeit über die Kathedrale von Noyon), ist weniger in jene Studien eingegangen, wenngleich Gailhabaud's „Monuments anciens et modernes" Einiges geben, darunter verschiedene der römischen Basiliken, die Kirchen von Toscanella, S.-Miniato al Monte bei Florenz u. a., welche letztere Kirche auch in Grandjean's und Famin's „Architecture toscane" ausführlich behandelt ist. Unter den neuern italienischen Arbeiten ist die Nibby'sche Abhandlung zu nennen, klar und übersichtlich, wenn auch weder erschöpfend noch fehlerfrei. Endlich kam, verschiedener speciellen Schriften nicht zu gedenken, Canina, der in seiner vielverbreiteten „Architettura antica" die altrömischen Basiliken betrachtet hatte, im J. 1843 mit der ersten Ausgabe seines großen Werks, welchem gegenwärtig die zweite gefolgt ist, deren Text eine vollständige Umwandlung erfahren hat, während die reiche Sammlung von Kupfertafeln die bis jetzt beiweitem vollständigste Reihe von Darstellungen der ältern Kirchenbauten in Grund- und Aufrissen, perspectivischen Ansichten und Details von Musiven und Ornamenten liefert.

Der Verf. dieses Werks, welcher, wie ich als bekannt voraussetzen darf, praktischer Architekt und durch umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten um die Geschichte der alten Baukunst und die Topographie Roms und seiner Umgebungen vielfach verdient ist, spricht sich sehr entschieden zu Gunsten der Anwendung des Basilikenstils als des zweckmäßigsten für unsere Kirchen aus. Dies durchzuführen verbreitet er sich sowol über die ursprünglichen antiken Bauten dieser Gattung wie über den Zusammenhang der Form mit dem Cultus. Nachdem er das von den Christen der römischen Kaiserzeit bei Errichtung und Einrichtung ihrer Gotteshäuser befolgte Princip an den besterhaltenen und wichtigsten der ältern Bauten nachgewiesen, an Sant' Agnese an der Romentanischen Straße bei Rom, San-Clemente in Rom, San-Felice zu Nola und der Kirche der Geburt zu Bethlehem, zeigt er durch Vergleichung derselben mit andern ähnlichen Bauten und mit den Beschreibungen nicht mehr vorhandener, wie dieser Stil sich über die christliche Welt ausbreitete, weil er für den christlichen Cultus der passendste und überhaupt der charakteristischste war, während der antike Tempel mit seiner verhältnißmäßig beschränkten Cella ebenso wenig dafür sich eignete wie der Rundbau der für Grabmale beibehalten ward, oder das Oktogon welches bei Taufkapellen zur Anwendung kam. Auch auf die übrigen später vielfach gebrauchten Formen dehnt der Verf. Dies aus: auf die orientalische, bei welcher der runde oder polygone Mittelbau durch gleichmäßige Verlängerung auf vier Seiten zum griechischen Kreuze geworden, oder worin Reminiscenzen der antiken Thermen erkenntlich sind; auf die occidentalische, welche, weniger von der Basilika sich entfernend, doch durch Verlängerung der Querschiffarme zur Form des lateinischen Kreuzes jene Einheit der räumlichen Eintheilung gestört welche einer der Hauptvorzüge des ältern Systems ist; auf die mittelalterliche Form sodann, welche hier die nordische genannt wird, worunter man die germanische in ihren verschiedenen Nuancen zu verstehen hat, an welcher der Verf. nicht blos den zuletzt bezeichneten Uebelstand findet, sondern die auch, was den Stil betrifft, nur für den Norden sich eignen könne. Im 15. Jahrhundert habe man in Italien, nach langem Schwanken, es mit der Wiederannäherung an den antiken Typus versucht, doch auf kurze Zeit nur, indem man bald in eine Mannichfaltigkeit von Formen hineingerathen sei denen man keine wirkliche Berechtigung zugestehen dürfe. Indem aber die Frage, welcher Stil für kirchliche Bauten sich am meisten eigne, durch die Beweisführung gelöst erscheine, daß der bei der Erbauung der ersten in der Konstantinischen Zeit entstandenen Kirchen angewandte, der antiken Basilika entlehnte Stil den religiösen Institutionen des Christenthums am vollkommensten sich anpasse, dürfe man darum doch nicht zugleich jenes Detail annehmen welches dem rasch fortschreitenden Verfall der Kunst sein Dasein verdanke: darunter die Bogen über den Säulen statt des flachen Gebälkes und die mit dem Grundcharakter nicht übereinstimmende Ornamentik, während man andererseits von der Vitruvischen Basilika solche Theile bei Seite lassen müsse die der nachmaligen Bestimmung nicht ferner entsprächen, wie die hohe Brustwehr (pluteus) zwischen der obern und untern Säulenreihe, welche den auf den Emporen Wandernden den Anblick der untern Räume entzogen. Ob die hier wie von den meisten Architekten angenommene Meinung, daß das Wölben von Bogen über Säulen dem Geiste der antiken Baukunst widerstrebe, in diesem Umfange eine richtige sei, mag dahingestellt bleiben.

Doch folgen wir dem Verf. in seiner fernern Deduction. Monotonie, meint er, sei bei dieser Bauart nicht zu besorgen, wie Solche glauben machen wollten die das Schöne in der Kunst lediglich in der Neuheit der Formen erblicken. Denn die Anordnung lasse sich nach den jedesmaligen Umständen modificiren: man könne z. B. die Zahl der Schiffe von drei auf fünf bringen, am hintern Theil ein Querschiff beifügen, die Decoration verändern, das ganze obere Geschoß weglassen, wenn es nicht durch das Raumbedürfniß erfodert werde, und somit eine andere Anordnung der obern Theile treffen, kurz: eine große Mannichfaltigkeit entwickeln, ohne der

ursprünglichen charakteristischen Form zu nahe zu treten. Wenngleich (bemerkt Canina in seiner Darstellung, aus welcher ich hier nur das Wesentlichste abgekürzt zusammenstellen kann) die flachen Decken oder die von hölzernen Dachstühlen getragenen Dächer einen geringern Grad von Dauerhaftigkeit zu haben scheinen als die Gewölbe der von großen Bogen unterstützten Dächer, so spricht doch schon die Fortdauer mehrer der Konstantinischen oder bald darauf folgenden Zeit angehörenden Bauten für die Solidität dieser Bedachung. Ja die Art wie Wände und Dach durch die Holzgerüste miteinander verbunden werden, unter möglichst geringem Druck auf Wand, Säule und Pfeiler, dürfte vor dem Gewölbebau den Vorzug verdienen. Die Wölbung ist aber vom Basilikenbau keineswegs völlig ausgeschlossen wenn die Emporen wegfallen: S.-Pietro in vincolis und Sta.-Maria in Cosmedin sind Beispiele davon, während in mehren Kirchen deren Mittelschiff eine flache Decke hat die Nebenschiffe gewölbt sind, wie in Sta.-Maria maggiore. Ja selbst bei Verdoppelung der Säulenlinien, welche die bekannten Abtheilungen der Basiliken bilden, lassen sich nach dem Muster jener Disposition welche beim Grabmal der Konstantia an der Nomentanischen Straße auf den Grundbau angewandt ist Wölbungen brauchen ohne die Basilikenform wesentlich zu beeinträchtigen, wobei namentlich deren Anwendung in solchen Ländern in Betracht kommt deren Klima wegen der Schneemassen auf den Gewölbbau hinweist. Wenn nach Maßgabe unserer jetzigen religiösen Gebräuche die durch die ältere Liturgie indicirte und in den ältern Basiliken vorkommende Quadriporticus an der Vorderseite mit abgesondertem Atrium nicht mehr passend erscheine, so läßt sich doch die Convenienz einer einfachen Porticus längs der Façade nicht in Abrede stellen, als Mittelraum zwischen Kirche und Platz oder Straße. Da beim Basilikenstil die äußere Anordnung sich nach der innern richten soll, so wird dadurch die Form der Porticus der Stirnseite bedingt: die Doppelordnung, die von den Foren an welche, die Gerichtsbasiliken stießen auf die ältern christlichen Bauten überging, blieb auch im Mittelalter erkennbar, wenngleich man bei dem sogenannten gothischen Stil durch das Untereinanderstellen mehrer Reihen kleiner Säulen von dem ursprünglichen Princip des strengern Anschließens abwich. Das Theilen der Façaden in zwei Geschosse, auch wo im Innern die Emporen fehlen, blieb sodann der Mehrzahl der Kirchen späterer Zeiten eigen; der dadurch entstehende Mangel an Uebereinstimmung zwischen der innern und äußern Architektur findet am besten seine Erklärung oder Entschuldigung in dem Bestreben sich wenigstens in der äußern Erscheinung der ursprünglichen Form einigermaßen anzuschließen — ein Bestreben durch welches indeß, meiner Ansicht nach, das beliebte Ankleben falscher, über das Gebäude hinwegragender Façaden keineswegs entschuldigt werden dürfte. Jedenfalls aber muß die erwähnte ein oberes und unteres Geschoß indicirende Anordnung der Façaden bei solchen Kirchen beibehalten werden die nach dem strengern Muster gebaut sind, und jedenfalls ist sie dem im 17. Jahrhundert eingeführten Stil vorzuziehen, bei welchem zwei Geschosse mittels einer einzigen riesigen Säulen- oder Pfeilerstellung verbunden sind, wie es an der vaticanischen und lateranischen Basilika der Fall ist. Will man nun aber bei Anwendung des Basilikenstils dem wahren Geiste desselben treu bleiben, so muß da wo das Innere ohne Emporen ist auch an der Façade die Porticus aus einer einzelnen Säulenstellung bestehen, wie man sie noch an manchen von Roms ältern Kirchen findet. Die Ausschmückung des obern Theils der Wand der Stirnseite durch Musive, der alten christlichen Basilika eigenthümlich, muß auch heute als die edelste Decoration beibehalten werden, deren Anwendung selbst bei Gebäuden verschiedenen Stils, z. B. bei sogenannten gothischen, wie der Dom von Orvieto, denselben höhere Schönheit gegeben hat als ihnen in jenen Ländern eigen ist in welchen dieser Stil zu vollkommenerer Ausbildung gelangte als in Italien der Fall war. (Eine Ansicht welche von Denen die das Wesen der germanischen Baukunst in seiner Tiefe erkannt haben schwerlich getheilt werden dürfte.) Die obenerwähnte unorganische Theilung der Façaden der nur ein Geschoß habenden Basiliken fällt bei der richtigen Anwendung des Mosaikschmucks von selbst weg: die Betrachtung der gegenwärtigen Stirnseite von Sta.-Maria maggiore, an welcher man die alten Musive hinter dem vorgebauten zweiten Stockwerk versteckt hat, gibt am deutlichsten die Vorzüge der ursprünglichen Anwendung an die Hand. Bei der innern Ausschmückung wird, in Betreff der Säulenordnung, jene Freiheit der Wahl gelassen werden müssen welche die Alten hatten. Die dorische oder toscanische Ordnung machte bei den großen und reichgeschmückten Bauten im Allgemeinen der korinthischen Platz, ohne daß die ionische ausgeschlossen geblieben wäre, wie schon das Beispiel von Sta.-Maria maggiore zeigt. Umfang und allgemeiner Charakter der Gebäude werden hier den sichersten Maßstab an die Hand geben. In Betreff der durch den christlichen Cultus bedingten Glockenthürme scheint Canina es für das Passendste zu halten einen einzelnen Thurm neben der an der Hinterseite des Gebäudes angebrachten Sacristei zu errichten, oder aber zwei niedere Aufsätze an beiden Seiten der Façade. Ich gestehe, daß die beiden kolossalen Thürme welche nach dem für den evangelischen Dom zu Berlin entworfenen Plane an der Stirnseite zu stehen kommen sollen mir in der Zeichnung keine besonders vortheilhafte Wirkung hervorzubringen scheinen, indem der organische Zusammenhang zwischen Kirche und Thurm des germanischen Stils hier nicht nur nicht besteht, sondern der Thurm immer etwas Fremdartiges bleiben wird. Aber die mit Zwergthürmchen belasteten Basilikenfaçaden des Verf. wollen mir ebenso wenig behagen, und das römische System des isolirten Thurms an irgend einer Stelle der Langseite dürfte den Vorzug verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer Spott.

Es hat auch in Deutschland Heiterkeit erregt, daß Lord Brougham, „der losgelassene Advocat", bei der französischen Regierung auf den Grund seiner Ansässigkeit in Cannes um Naturalisation, um die Ehre gebeten Citoyen de la république française zu werden, sein Gesuch aber zurückgenommen als der Minister Crémieux ihm bemerkt, daß damit der Verlust seines Lordtitels wie seiner politischen und socialen Stellung in England verbunden wäre, er nicht in Frankreich Citoyen und in England Lord, oder — wie ein englisches Blatt sagte — gleichzeitig „Fisch, Fleisch und Pickling" sein könne. Darauf bezieht sich folgender Scherz in „Douglas Jerrold's Newspaper".

„Wir haben", heißt es, „nachstehenden Briefwechsel erhalten, dessen unbedingte Echtheit wir zwar nicht allenthalben verbürgen mögen, den wir aber auch, mit Lord Brougham's Briefen an Hrn. Crémieux vor uns, nicht als eine Unglaublichkeit abweisen können."

Lord Brougham an den Oberrabbiner:

„Lord Brougham hat die Ehre Hrn. Dr. Adler, Oberrabbiner in London, zu begrüßen. Von dem Wunsche beseelt auf dem Herzogsplatze Mitglied der jüdischen Gemeinde zu werden, bittet er um Ausfertigung der Phylakterien und Anweisung eines Sitzes in der Synagoge. Seit dreizehn Jahren schwankt er in dem Entschlusse sich nahebei ansässig zu machen und ein Haus zu bauen. Die Phylakterien mögen dem Britischen Museum zugehen. (Lord Brougham schließt mit der Bitte um möglichste Beschleunigung seiner Aufnahme.) London, den 17. April."

Der Oberrabbiner an Heinrich Lord Brougham:

„Mein Lord. Meine Pflicht erheischt die Folgen Ihrer gewünschten Aufnahme in die jüdische Gemeinde Ihnen anzudeuten. Adoptirt das Volk der Hebräer Sie zu seinem Sohne, hören Sie auf ein Christ zu sein. Sie sind dann nicht länger Lord Brougham, sondern Levi Brougham oder Moses Brougham. Sie verlieren jeden Anspruch auf Ihre Pension als abgetretener Staatsminister, und durch Annahme eines Sitzes in der Synagoge verzichten Sie auf Ihren Sitz im Oberhause — wo Hebräer zur Zeit noch unzulässig sind. Sie dürfen Sonnabends kein Geld anrühren, müssen alle unsere Fasten halten, dürfen namentlich unter keinem Vorwande eppinger Bratwurst essen, für welche den Juden verbotene Speise Sie eine starke Vorliebe haben sollen. Ebenso müssen Sie sich zum Frühstücke Ihre Schnitte Speck frisch von den Kohlen weg versagen, wären sie selbst aus der Seite eines Ebers den Sie auf Ihrem Gute eigenhändig erlegt. Alles Dies verlieren Sie mit Ihrem Christenthume, und meine Pflicht fodert von mir Sie darauf aufmerksam zu machen. Ich kann zwar voraussetzen, daß der Herausgeber von «Watts' Hymnen» und der Verfasser der Artikel: «Judas Ischariot», «Barabbas» und «Urim und Thummim» in der „Pfennig-Encyklopädie" die Opfer kennt welche er dem Übertritte zum Judenthume bringen muß. Dennoch ist der Oberrabbiner der Juden in London gehalten Ihnen die mancherlei Unbequemlichkeiten zu nennen welche von der Erfüllung Ihres Wunsches untrennbar sind. Sobald Sie jedoch Ihrem Verlangen alle nöthigen Erklärungen beifügen, wird der Sanhedrin den Ausdruck desselben sofort in Erwägung ziehen. Herzogsplatz, den 18. April."

Lord Brougham an den Oberrabbiner:

„Ehrwürdiger Doctor. Ich habe die Ehre den Empfang Ihres Frankirten vom 18. zu bekommen. Ich konnte nie zweifeln, daß, wenn ich auf dem Herzogsplatze Jude geworden, ich, so lange ich in der Synagoge bin, alle meine Rechte eines christlichen Pairs verliere und nur im Oberhause meine Rechte eines Christen behalte. In der Synagoge muß ich Alles und Jedes sein, was die Gesetze und Gebräuche der Synagoge gewähren und fodern. In Whitechapel, in den Minories muß ich Jude, im Westende Christ sein. Ließe sich nicht das Tempelthor zum Grenzpfahle meiner beiden Religionen machen? Vom Westende kommend trete ich ein als Heinrich Lord Brougham und Baur, Christ, und auf der Fleetstraße trete ich heraus als Salomo — einleuchtende Gründe lassen mich diesen Namen vorziehen — als Salomo Brougham, Jude. Hinsichtlich der eppinger Bratwürste und der Schnitte Speck von meinen Ebern zu Cannes muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß, dafern ich dieser Delicatessen mich streng enthalte, so lange ich Jude, d. h. östlich des Tempelthors bin, es die gröbste Ignoranz verrathen würde meine hebräische Consequenz und meinen hebräischen Glauben deshalb zu bezweifeln, weil ich im Athenäum wie gewöhnlich zu Abend Eier auf Speck genieße. Was das Gebot betrifft Sonnabends kein Geld anzurühren, so kann dasselbe auch nur östlich des Tempelthors Geltung finden, und ich gelobe feierlichst diesen Tag regelmäßig im Westende zuzubringen. Weil es aber vor Allem mein Wunsch ist ein verbindendes Glied zu werden zwischen dem Rabbiner der Juden und dem Erzbischofe von Canterbury, habe ich es bereits meine Schuldigkeit geglaubt der Synagoge mein Vertrauen dadurch zu beweisen, daß ich die übrigen Lords des Oberhauses angeregt ein ebenso großer Jude zu werden wie ich. London, den 19. April. H. Brougham."

Der Oberrabbiner an Lord Brougham:

„Mein Lord. Ich fürchte mich unklar ausgedrückt zu haben — mangelhaft verstanden worden zu sein. Zu meinem innigsten Bedauern — ein Bedauern welches die Hebräer in London auf das tiefste empfinden — wollen Sie mir nicht erlauben Ihre gewünschte Aufnahme in die jüdische Gemeinde zu vollziehen. Sie erzeigen mir die Ehre zu sagen: «Ich konnte nie zweifeln, daß, wenn ich auf dem Herzogsplatze Jude geworden, ich» u. s. w. Ich glaubte in der That mich sehr verständlich geäußert zu haben. Die Synagoge nimmt nicht ein Stück eines Juden auf. Sie gestattet nicht, daß ein Christ auf dem Gange durch das Tempelthor Jude werden könne. Will er Jude sein, muß er ganz Jude sein, nichts als Jude. Wollen Sie Jude sein, können Sie nicht ein christlicher Erkanzler sein; Sie können nicht in der Synagoge und in Ihrer Majestät Schatzkammer sitzen, können nicht Salomo Brougham und Lord Brougham sein. Sie müssen schlechterdings zwischen den Beiden wählen, entweder Salomo oder Heinrich; Beides können Sie nicht sein. Unter solchen Umständen und da ich sehe, daß Sie ein Christ zu bleiben, auch ferner im Athenäum Eier auf Speck zu genießen, Ihren Sitz im Oberhause und damit die Pension von jährlich 5000 Pf. St. nicht aufzugeben wünschen, ist es mir unmöglich Ihrem Wunsche zu genügen. Wollen Sie es mit diesen Dingen halten, mein Lord, müssen Sie ein Christ bleiben wie zeither." 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 215. —— 2. August 1848.

Zur Literatur der Architektur.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Wenn in Canina namentlich darin der Italiener sich ausspricht, daß er die angeborene Abneigung der meisten Architekten seines Landes gegen den germanischen Stil nicht recht zu überwinden vermag, obgleich dieselbe bei ihm sehr gemäßigt und gewissermaßen nur partiell erscheint, so unterscheidet er sich hinwiederum von seinen meisten Landsleuten darin, daß er, mit seltener Consequenz, lediglich in der Anwendung des Basilikenstils das Heil der Kirchenarchitektur erblickt. Wenn es wahr sei, meint er in dieser Beziehung, daß die Ausübung der schönen Künste, soll sie zu wirklicher Blüte gelangen und nicht zu bloßer sklavischer Nachahmung herabsinken, keinen beschränkenden Vorschriften unterliegen dürfe die das Genie hindern könnten seine schönen Entwürfe ins Leben zu rufen, so stehe es doch andererseits fest, daß bei solcher Verschiedenheit der Methoden und so sehr divergirenden Straßen das gleichmäßige Hinstreben zu demselben Ziele unmöglich sei und man vielleicht nie des Gelingens sich werde erfreuen können. Die traurigen Resultate des Widerstreits der Ansichten zeigen sich besonders darin, daß man bei der partiellen Anwendung der verschiedenen Stile vielleicht nie dazu gelangte ein vollkommenes Bauwerk hinzustellen, selbst dann nicht, wenn man den Stil anwandte der an sich als der geeignetere bezeichnet werden kann. Denn durch wenige Beispiele der Anwendung lassen sich die vortheilhaftesten Seiten der Praxis nicht erkennen. Während man so in Italien wol niemals zu einer glücklichen Anwendung des antiken Stils gelangt ist, denkt man an die Einführung jener Gattung, welche auch zur Zeit ihrer größten Blüte in andern Ländern hier nie recht aufgekommen ist. Während man in Frankreich, um nur die hervorragendsten Beispiele zu nennen, in der Madeleine dem Aeussern nach eine großartige Anwendung der Disposition der Peripheraltempel der Alten, im Innern eine Nachahmung der den Sälen der Thermen eigenthümlichen Formen versucht hat, während mit einigermaßen besserm Erfolge Lebas in der Kirche der Madonne de Lorete, Hittorff in jener von St.-François de Paule sich an die hauptsächliche Anlage der christlichen Basilika gehalten, und man, beim Fortschreiten auf diesem Wege, sowol in Hinsicht der Verhältnisse der Schiffe wie der charakteristischen Anordnung der Aussenseite ohne Zweifel zu glücklichern Resultaten gelangt sein würde, hat man sich schon wieder dem sogenannten gothischen Stile zugewandt. In England ist das Gleiche der Fall. Während man namentlich in London mehre Kirchen gebaut hat bei welchen Symmetrie und Decoration der schönsten altgriechischen Architektur als Muster vorgeschwebt haben, wovon St.-Martin und die von Inwood nach dem Typus des Erechtheum errichtete St.-Pankraskirche, bei welcher vielleicht die Dimensionen des kleinen Originals zu sehr ins Große übertragen sind, gute Beispiele liefern, hat Pugin verschiedene kleine Kirchen, besonders für den katholischen Cultus, in der sogenannten gothischen Bauweise geschaffen, welche, weder was Reinheit des Stils noch Reichthum des Ornaments betrifft, sich irgend einem der ansehnlichern Monumente vergleichen können welche London selbst aus der Zeit bewahrt in der jener Baugeschmack der herrschende war. In Deutschland, namentlich in München, welches die wichtigsten Neubauten aufzuweisen hat, sieht man zu gleicher Zeit Kirchen von den verschiedenartigsten Formen entstehen, ohne vielleicht in einer derselben das Ziel vollständig erreicht zu finden. Dasselbe ist in Rußland der Fall. Aus alle Diesem dürfte hervorgehen, daß es nicht das Gemenge der verschiedenen Baustile ist welches zur Vervollkommnung irgend eines derselben führt. In letzterer Betrachtung hat der Verf. ohne Zweifel Recht: Unrecht aber hat er darin, daß er der Nationalität der verschiedenen Länder auch in Hinsicht der Architektur ihre Ansprüche nicht in der ihnen gebührenden Ausdehnung zugesteht. Ich glaube kaum, daß Derjenige welcher dies wichtige Moment in der Kunst die am meisten ins Leben eingreift und so am meisten den nationalen Stempel tragen soll nicht außer Augen läßt, St.-Martin und St.-Pankras schön finden und etwas Kirchliches an ihnen erkennen wird, wären sie, womit von vornherein Nichts geholfen sein würde, selbst noch gelungenere Nachahmungen antiker Gebäude als wirklich der Fall ist. In den Bauten Pugin's aber und mancher Andern welche dieselben Principien befolgen wird man freudig den kirchlichen Charakter begrüßen, wenn sie auch meist weder imponirende Massen noch im Detail vollkommen sind, wenn sie auch, bescheidenen Verhältnissen sich fügend, nur bescheidene Ansprüche machen, und weder Reichthum des Ornaments noch Kostbarkeit des Materials für das Wesentliche halten. Glücklicherweise kommt man jetzt in England von jenen geisttöd-

tenden und unpassenden Nachahmungen des Parthenon und Erechtheum zu gottesdienstlichen Zwecken immer mehr zurück, so wenig man sich sonst aus den Fesseln der antiken Architektur zu befreien vermag.

Wer dem Gange der Kirchenbaukunst in Italien gefolgt ist, wird, denke ich, dem Verf. Recht geben wo er bemerkt, daß es darauf ankomme nach dem Vorgange der Meister des 15. Jahrhunderts eine passende Anwendung der Beispiele des Alterthums auf moderne Bedürfnisse zu erzielen, namentlich die Anwendung der Form der ältern christlichen Basiliken, welche in jener Zeit des Wiederauflebens der classischen Architektur zum Muster für die Kirchen dienten. Unglücklicherweise, sagt er bei dieser Gelegenheit, war die erwähnte Epoche von nur kurzer Dauer, indem jener capriciöse Stil den Sieg davontrug welcher sich von den Lehren der Alten weit entfernte. Denn es steht fest, daß wir die glücklichste Anwendung dieser Lehren in Bezug auf die Kirchenbaukunst in den Werken finden welche im 15. Jahrhundert entstanden, und deren Urheber Brunelleschi, Leon Batista Alberti, Giuliano da San-Gallo, Baccio Pontelli, Sansovino, Bramante, Baldassar Peruzzi waren, ohne Dies auf die spätern wenngleich sehr talentvollen Künstler oder gar auf die französische Renaissance ausdehnen zu wollen. Aufgabe unserer Zeit wäre es Das zur Vollendung zu bringen was Jene begonnen, wobei, was das Detail betrifft, stets auf die ursprünglichen antiken Muster zurückzugehen wäre welche jenen Werken des 15. Jahrhunderts als Norm vorgeschwebt haben. Die neuern Beispiele auf welche wir bereits hindeuten können, der Wiederaufbau der Paulskirche unter genauer Beibehaltung der ursprünglichen Anlage, die genannten beiden pariser Kirchen, die von Ziebland errichtete Bonifaciusbasilika zu München, dürften in solchen Fällen zur Anregung dienen, wie auch der mit Kenntniß und wahrer Liebe zur antiken Architektur von dem regierenden Könige von Preußen behufs eines umfassenden Dombaus für Berlin entworfene Plan. „Indem ich solche Principien niederlege", schließt Canina seine Einleitung, aus welcher die letztern vielfach abgekürzten Bemerkungen entlehnt sind, „muß ich mich dagegen verwahren als verkennte ich den Werth der in andern Stilen ausgeführten oft bewunderungswürdigen Kirchenbauten. Ueberdies erkläre ich, daß bei Wiederherstellung der Vollendung von Bauwerken verschiedenen Geschmacks nur solche Arbeiten gutzuheißen sind die sich so viel als möglich den vorhandenen Theilen anschließen, wie ich selbst es bei dem Project für Sta.-Maria Araceli (an welcher die Decoration der jetzt nackten und verdorbenen Façade neuauszuführen) zu erkennen gegeben, und wie es in dem Plan (von N. Matas) für die Façade von Sta.-Maria del Fiore zu Florenz, bei dem Ausbau des kölner Doms und der Wiederherstellung der Marienkirche zu Hautecombe (in Savoyen, Begräbnißort der Grafen und nachmaligen Herzöge von Savoyen) der Fall ist."

Die praktische Behandlungsweise ist in dem ganzen Werke vorherrschend vor der eigentlich gelehrten, und erklärt sich schon durch den Umstand, daß der ursprüngliche Gedanke zu dem Buche durch den Wunsch entstand bei einem wenn nicht eigentlich projectirten, doch durch die Umstände an die Hand gegebenen großen Kirchenbau in Turin die Basilikenform angewandt zu sehen. Die dortige Kathedrale San-Giovanni, ein merkwürdiges und schönes Werk aus der Zeit, wenn nicht von der Hand des Baccio Pontelli, ist für Umfang und Bedeutung der gegenwärtigen Stadt viel zu klein: Canina entwarf einen Plan für eine neue Kirche, in welchen Plan das jetzige Gebäude als Nebenkirche mit hineingezogen werden würde. Bei den örtlichen Schwierigkeiten welche der in Rede stehende, zum Theil dichtbevölkerte Stadttheil darbietet, indem nur durch Niederreißen ganzer Massen von Häusern der erfoderliche Raum gewonnen werden könnte, ist es nicht wahrscheinlich, daß dies Project zur Ausführung kommen wird; Beachtung verdient es indeß jedenfalls als ein Versuch die strengere Basilikenform wieder in großem Maßstabe für den katholischen Gottesdienst anzuwenden. Daß an dem Gelingen und der Zweckmäßigkeit nicht zu zweifeln ist, zeigt dem Italiener schon die neue Paulskirche, welche (von L. Poletti) im Wesentlichen nach dem Muster der alten gebaut worden, die, wenn sie nicht völlig den strengern architektonischen Regeln der alten Basilika entsprach, dennoch durch seltene Großartigkeit der Anlage, Schönheit des Materials und verhältnißmäßig gute Erhaltung bis auf unsere Zeit zu den merkwürdigsten Kirchen des frühesten Stils gehörte, während man jetzt, wo sie sich wiedererhoben aus ihren Trümmern, nach der schon seit mehren Jahren erfolgten Vollendung des Querschiffs, und nachdem das Langschiff unter Dach gebracht worden, so weit fortgeschritten ist, daß man über Charakter und Wirkung der Architektur ein ziemlich sicheres Urtheil fällen kann. Dies Urtheil wird ein günstiges sein, wenn man auch hier nicht alles Detail zu loben vermag, wenn auch in Folge des Charakters der Decoration der heute vollendete Theil einen zu modernen Anstrich bekommen hat, was sich vielleicht modificiren oder minder in die Augen fallen wird, wenn das großartige Langhaus fertig und mit dem Querschiff in Verbindung gebracht ist. Canina hat übrigens die Anwendung dieser Architektur nicht auf Kirchen so gewaltigen Umfangs beschränkt: er gibt den Plan einer einfachern dreischiffigen Basilika ohne Emporen mit flachem Gebälk in den Verhältnissen von SS.-Nereo ed Achilleo an der Appischen Straße in Rom, sowie den einer gleichfalls dreischiffigen mit Pilastern und darauf ruhenden Bogen mit Tonnengewölben über allen drei Schiffen. Auf diesen Plan mache ich besonders aufmerksam, weil es diejenige Anlage ist welche für den Norden sich am meisten eignen dürfte, für den katholischen Norden nämlich, indem die Basilikenform für den evangelischen Gottesdienst sich schwerer anwenden läßt, wie man unter Anderm bei der Erbauung der Jakobskirche in Berlin erfahren hat, in welcher man, so angenehm auch ihre Wirkung ist, namentlich die der Außenseite mit dem vierseitigen Atrium, Hallen und Glockenthurm, dennoch dem Bedürfnisse des Cultus, im speciellen dem der Predigt, die schönen und richtigen Verhältnisse der beiden

Geschosse zueinander opfern zu müssen geglaubt hat, so zwar, daß das untere Geschoß gedrückt, die Emporen als die Hauptsache erscheinen. Ein dritter Plan Canina's zeigt eine dreischiffige Basilika mit Hinzufügung des Querschiffs, ein vierter eine große fünfschiffige mit Querschiff, Emporen und Atrium, in den Dimensionen der Paulskirche, und mit strenger Beachtung der alten Vorschriften. Während die erwähnten Pläne auf keine bestimmte Localität noch sonstige gegebene Verhältnisse Rücksicht nehmen, sind die nunmehr folgenden dem projectirten Neubau der Wohlfahrtskirche der Madonna von Oropa in der piemontesischen Provinz Biella gewidmet. Längst war hier, wo Tausende von Pilgern zuströmen, der Bau einer großen Kirche beabsichtigt, indem der jetzt stehende kleine des 16. Jahrhunderts in keiner Weise ausreicht, und außerhalb des spätern Bauplans liegt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden nämlich nach dem Plane des bekannten talentvollen turiner Architekten Filippo Juvara und Negro's di Pralungo großartige Anlagen begonnen, drei zum Theil von Gebäuden umschlossene viereckige Atrien, zu deren malerischer Wirkung das verschiedene Niveau des starkansteigenden Bodens beiträgt, indem sie gleichsam terrassenartig sich erheben. Am Ende des dritten Vorhofs soll die neue Kirche zu stehen kommen, vor der Façade eine breite Stufenreihe, da sie die Höhe einnehmen wird: eine modificirte dreischiffige Basilika mit zwei Reihen ionischer Doppelsäulen, mit Gewölbdecken, mit Querschiff, zu welchem Stufen hinaufführen, und einer von Pilastern getragenen, von einer Laterne erhellten Kuppel mäßigen Umfangs über der Kreuzung der Schiffe. Die gekuppelten Säulen, nach dem Muster der Anordnung in der Grabkirche der Konstantia bei Rom und in Sta.-Maria maggiore bei Nocera, sowie die Gewölbe hielt der Architekt für nöthig um bei der hohen Lage und den Schneemassen des rauhen Klimas dem Gebäude die erfoderliche Festigkeit zu geben. Bauverständige mögen darüber urtheilen, ob die Modification der Basilikenform in dieser Weise eine glückliche ist: jedenfalls legt dieselbe an den Tag, daß diese Form einen nicht beengten Spielraum zuläßt, und man bei ihrer Anwendung Einförmigkeit nicht zu befürchten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memoiren von Sophie Dorothea, Gemahlin Georg's I. Aus den geheimen Archiven von Hanover, Braunschweig, Berlin und Wien, mit einem Tagebuche über Gespräche zwischen berühmten Personen dieser Höfe. Zur Erläuterung ihrer Geschichte nebst Briefen und andern Urkunden. Sechs Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 1847. Kl. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wir befinden uns diesem Buche gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Der Inhalt desselben umfaßt Scenen aus dem deutschen Fürstenleben im 17. und 18. Jahrhundert, der Mittelpunkt desselben ist die Liebe einer deutschen Fürstin zu einem schwedischen Edelmann; ein Ereigniß von höchst tragischer Entwickelung welches das Verhältniß beendigt ist bis auf den heutigen Tag unaufgeklärt geblieben. Das sind allerdings anziehende Elemente und vollkommen geeignet zur Ausstattung einer romantischen Erzählung. Aber statt einer solchen liegt ein farbloses lang gedehntes Buch vor uns, welches nur einen Beleg zu den Worten des Horaz: Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu abgibt. Das sehr splendid in London vor drei Jahren gedruckte Buch mag die Berichterstatter in der „Revue des deux mondes" von 1845 und in den „Monatsblättern zur Allgemeinen Zeitung" (December 1845) verführt haben fast nur Gutes von dem Inhalte desselben zu sagen, auf die Lücken und Mängel nicht einzugehen, vor Allem sich jeglichen Urtheils über die Glaubwürdigkeit der aus den „geheimen Archiven" entnommenen Schriftstücke zu enthalten. Wir gestehen nämlich, daß uns die Behauptung, als lägen hier lauter archivalische Stücke zum Grunde, etwas gewagt erscheint, einmal, weil das lockere Zusammengefüge des in den drei letzten Bändchen enthaltenen Tagebuchs durchaus keinen werthvollen Inhalt verbirgt, und zweitens, weil jede sichere Angabe fehlt auf welche Weise der ungenannte Verfasser in den Besitz von Actenstücken und Archiven gekommen ist die sich sonst eben nicht leicht jedem Suchenden öffneten oder übermäßig freigebig in Mittheilung ihrer Schätze zu sein pflegten. Wir sind in der neuesten Zeit mit den Memoiren über die Männer und Ereignisse der Französischen Revolution so oft getäuscht worden, daß eine genaue Nachweisung der Quellen, der sich ja auch kein ordentlicher und gewissenhafter Schriftsteller entziehen wird, immer nothwendiger geworden ist, wenn man nicht noch mehr Betrügereien und pariser Schreibseligkeiten unter diejenige lesende Classe unserer Landsleute will kommen lassen denen es nur um augenblickliche Unterhaltung und Zerstreuung zu thun ist. In welcher Weise der Verf. über solche Beweisstücke schreibt, möge die folgende Stelle beweisen: „Unter den Prinzessinnen des englischen Hofs zeigte Elisabeth die meiste Aufmerksamkeit für diesen Gegenstand (die Geschichte der Sophie Dorothea). Ihre königliche Hoheit hatte ziemlich viel schriftstellerisches Talent, mit welchem sie Kunstsinn paarte; durch ihre Vermählung an den Landgrafen von Hessen-Homburg (nämlich am 7. April 1818) dem Lande der Leiden ihrer unglücklichen Verwandten nahe gebracht, schrieb sie eine Geschichte von Sophie Dorothea, welche sie mit sorgsam ausgeführten Zeichnungen bereicherte. Dies interessante Manuscript ist in dem Schlosse von Hessen-Homburg (so steht in der deutschen Uebersetzung) aufbewahrt, und die Portraits welche als Titelkupfer der Bände bestimmt wurden gehören zu den werthvollsten Erläuterungen." Und doch hat weder der Verfasser noch der Uebersetzer einen Schritt gethan um sich in den Besitz dieser Papiere zu setzen!

Wir halten uns jetzt nicht bei der Geschichte der Prinzessin auf, weil wir dieselbe als ziemlich bekannt voraussetzen können. Denn Sternberg hat erst in diesem Jahre im ersten Theil seiner „Berühmten deutschen Frauen des 18. Jahrhunderts" diesen Gegenstand behandelt, und F. W. Palmblad in Nr. 182—187 d. Bl. f. 1847 bei Gelegenheit des noch ungedruckten Briefwechsels der Prinzessin mit Königsmark die Verhältnisse mit großer Sachkenntniß besprochen. Sein soeben erschienenes größeres Werk wird unstreitig über diese dunkeln Geschichten so viel Klarheit verbreiten als es nur immer möglich ist.*) Besonders wichtig ist in den Palmblad'schen Untersuchungen, von denen Sternberg sonderbarerweise gar keine Kenntniß gehabt hat, das bestimmte Ergebniß, daß Sophie Dorothea allerdings mit Königsmark in einem sehr engen Liebesverhältniß gestanden habe und nicht schuldlos gewesen sei. In dem Briefwechsel ist häufig von nächtlichen Zusammenkünften die Rede, von empfangenen oder sehnlich erwünschten embrassades; Königsmark bleibt einige male 24 Stunden lang, ein mal sogar drei ganze Tage bei der Prinzessin, nachdem sie

*) Von der Palmblad'schen Schrift: „Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert", sind jetzt der erste und zweite Theil in deutscher Uebersetzung erschienen, denen noch zwei Theile folgen werden. Wir behalten uns vor ausführlicher über diese Schrift zu berichten. D. Red.

sich vorher krank gestellt, Arznei eingenommen hat, um in ihren Zimmern bleiben zu können, ja Sophie Dorothea ist selbst kühn genug sich während der Nacht in die Wohnung des Grafen Königsmark zu schleichen.

Nach solchen Aufschlüssen fällt also ein großer Theil der vorliegenden Biographie zusammen, und wir wollen uns daher bei einem Buche nicht länger aufhalten das in bunter Zusammentragung vieler bekannten Sachen auch manche unbekanntere Notiz enthält. Im Ganzen wird freilich der Kenner der hanöverschen Geschichte und der des englischen Georg's I. wenig Neues hier finden, der deutsche Leser aber durch die Nachlässigkeiten und Härten der Uebersetzung zurückgestoßen werden. Müssen wir doch gleich auf dem Titel: „Memoirs of Sophia Dorothea", ganz ungrammatisch übersetzt finden: „Memoiren von Sophie Dorothea!" Und ebenso wenig deutsch sind „die Madame Platen", „die Madame Busche"; Fräulein Knesebeck heißt es immer statt Fräulein von dem Knesebeck; in einer andern Stelle finden wir sogar einen „Kurfürsten Palatin" statt des Kurfürsten von der Pfalz; wenige Seiten vorher ist die Namenfolge der braunschweigischen Herzöge im vorigen Jahrhundert und in dem gegenwärtigen unrichtig angegeben.

Im dritten Bändchen wird die Lebensgeschichte der Prinzessin geschlossen und ihr Tod erzählt. Dazu diese gewaltige Tirade: „Nie wurde ein so fürchterliches Unrecht begangen als die Einkerkerung der Prinzessin, selbst nicht unter den schlechtesten Despoten. Den Nero und Caligula war das Leben der Menschen gleichgültig; die Ungeheuer der Inquisition waren gegen menschliche Leiden gefühllos; die Marat und Robespierre ließen in Strömen Blut fließen; allein so fleischgierig diese Dämonen waren, so setzte doch ihrer Ungerechtigkeit die Folter oder das Beil ein Ziel. Wir kennen die Autosdafé, welche die Unduldsamkeit feierte, und wissen, daß manche Staatsverbrecher länger andauernden Quälereien unterworfen wurden; aber alles Dies kommt nicht der barbarischen Grausamkeit gleich mit welcher eine unschuldige, zarte Frau — eine Prinzessin von Geburt —, als Gattin und Mutter gleich ausgezeichnet, ein halbes Jahrhundert gemartert werden sollte." Gewiß ist das Schicksal der Prinzessin höchst beklagenswerth, und die Härte ihres Gemahls, der selbst so unsittlich lebte, durch Nichts zu rechtfertigen gewesen; aber ihre Gefangenschaft war doch immer, wie der Verf. selbst im Vorwort sagt und Palmblad bestätigt, die Haft einer Staatsgefangenen und nicht einer gemeinen Verbrecherin. Die fürstliche Würde ist durch Nichts in ihrer Umgebung beleidigt worden und sehr bedeutende Einkünfte standen ihr zur Verfügung.

In dieser Gefangenschaft hatte Sophie Dorothea das Tagebuch unter dem Titel „Précis de mon destin et de ma prison" geschrieben, dessen Original sich nach des englischen Verfassers Angabe im Archiv zu Hanover befindet. Ist der Verf. nicht ein sehr vornehmer und mit der hanöverschen Dynastie vertrauter Mann, so wiederholen wir die obigen Zweifel an der Ueberlassung des Tagebuchs. Was nun aber dasselbe betrifft, so können wir in demselben unmöglich eine ziemlich anschauliche Zeichnung des Tons, der Charaktere und der Sitten an zwei deutschen Höfen finden, höchstens Materialien die unter der Hand eines Koenig oder Sternberg einiges Leben gewonnen haben würden. Sonst müssen wir mit Palmblad urtheilen, daß in dieser matten Abspiegelung des fürstlichen Lebens in Celle und in Hanover die nackte, dürftige, bleigraue Wirklichkeit wie auf einem Daguerreotyp erscheint; das Wichtigste wird verschwiegen oder nur angedeutet und das Alltägliche zu stark hervorgehoben. In dieser Hinsicht vergleicht derselbe das Werk mit einem chinesischen Schauspiel, und wahrlich, chinesisch steif ist der gespreizte Stil, und die altmodischen Complimente (welche gescheite Frau würde wol Dergleichen aufgeschrieben haben?) mahnen an die Conversationsstücke die man sonst in Peplier's, Meidinger's und andern alten französischen Grammatiken finden konnte. Auch unsere deutschen Ritterschauspiele und dramatisirten Romane aus der Zeit eines Spieß, Cramer und Schlenkert schienen uns hier wieder aufgelebt zu sein; nur würde freilich keiner dieser Schriftsteller die verhängnißvolle Todesscene des Grafen von Königsmark, der als ein Opfer der beleidigten Frau von Platen fiel, so schlecht erzählt haben als es hier geschehen ist. Unwillkürlich muß man gerade bei diesem Stücke fragen, woher hat denn die Prinzessin Sophie Dorothea alle diese Einzelheiten erfahren?

Kurz, wer über die schöne Kurprinzessin von Hanover sich belehren will der wird Dies weit besser aus Sternberg's leichter, gefälliger Erzählung bewerkstelligen als aus den vorliegenden Bändchen; es müßte denn sein, daß er zu den sorgfältig geprüften und wohlgeschriebenen Nachrichten F. Cramer's in seinem Buche über die Gräfin Aurora von Königsmark (Leipzig 1836) zurückgehen wollte. 17.

Miscellen.

Das Promotionswesen auf den Universitäten in frühern Zeiten.

Die Promotionen an den Universitäten wurden früher auctoritate apostolica, bei den Protestanten späterhin unter kaiserlicher Autorität ertheilt und blieben ein Theil der kaiserlichen Reservate. Die akademischen Grade waren in die tiefste Verachtung gefallen wegen der Leichtfertigkeit und des schmuzigsten Eigennutzes womit dabei verfahren wurde, etwa wie bei den Meisterbriefen der Handwerksgilden, von denen Louis Blanc („Histoire de la révolution française", I, 482) sagt: „On alla jusqu'à délivrer à prix d'or des lettres de maîtrise, sans que les titulaires fussent tenus à faire épreuve ou apprentissage." Luther, der die Universitäten „große Pforten der Höllen" nannte und hier von ihrer Reformation spricht, dachte dabei vorzugsweise an den Promotionsunfug. Man hatte auch wirklich in Wittenberg im Geiste des reformatorischen Princips daran gedacht jenes Unwesen als eine mit dem Geiste christlicher Demuth streitende Einrichtung mit einem Schnitte abzuschaffen. Allein es geschah nicht, ward vielmehr nur noch schlimmer. Es ist ausgerechnet worden, daß zu Wittenberg von 1502—1655 die Zahl der Magister sich auf 7467 erstreckte. Arnold sagt darüber in der „Kirchen- und Ketzerhistorie" (S. 568): „Man kann nun aber denken, was auf so viel andern Universitäten auch vor eine große Menge gemacht wurde, die recht große schreckliche Armeen ausmachen könnten, und wenn es lauter wahre Evangelisten und nicht meist Vernunftsklaven gewesen wären, so wäre die ganze Welt längst zu Christo bekehrt worden."

Die dreißig Silberlinge.

Joh. Heinr. Hottinger gibt in seiner „Historia ecclesiastica N. T." (I, 159) Auszüge aus einem Manuscripte, etwa vom J. 1430, betitelt: „Conciones Facultatis theologicae Viennensis", in welchem unter Anderm die Geschichte der dreißig Silberlinge, um welche Judas den Herrn verrieth, also erzählt wird: „Tharah, Abraham's Vater, hatte sie auf Nimrod's Befehl geschlagen; sie waren das erste gemünzte Geld welches man in der Welt hatte. Abraham erbte sie und kaufte dafür das Begräbniß zu Hebron, die Ismaeliten später den Joseph. Dieser erhielt sie von seinen Brüdern für Korn und sie kamen in den königlichen Schatz. Moses nahm sie mit auf seinen Feldzug nach Aethiopien und verehrte sie in das Königshaus von Saba als Heirathsgeschenk. Die Königin von Saba schenkte sie dem Salomo. Nebukadnezar nahm sie mit nach Babylon und verehrte sie einem Könige in Arabien, der in seiner Begleitung war. Einer von dessen Nachkommen gehörte zu den Männern die den neugeborenen König der Juden in Bethlehem begrüßten und verehrte sie dem Kinde. Maria gab sie in den Tempelschatz; von da erhielt sie Judas, und nach ihm zerstreuten sie sich in der ganzen Christenheit und werden als heilige Reliquien verehrt." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 216. —— 3. August 1848.

Zur Literatur der Architektur.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Während Canina die Basilika für die dem katholischen Cultus am besten sich aneignende architektonische Form erklärt, ist er, wie bereits angedeutet ward, weit entfernt in dem Maße wie man es bei seinen meisten Landsleuten findet den Werth des germanischen Baustils in seiner künstlerischen und nationalen Geltung für jene Länder zu verkennen in welchen er zu hoher Blüte gelangte. In Bezug auf Italien äußert er aber, daß, obgleich es hier manche in diesem Stil gebaute Kirchen gebe, die Kathedralen von Mailand und Como, Sant' Andrea zu Vercelli, San-Francesco zu Assisi, die Kathedralen von Siena und Orvieto (wie manche wären noch beizufügen!), diese Gebäude dennoch nicht zu den vorzüglichsten Werken des genannten Stils gehörten, welcher in nördlichern Ländern seine höchste Vollkommenheit erreicht habe. Es gehe daraus hervor, daß dieser Stil sich nicht für Italien eigne. Ueberdies verdankten die erwähnten Gebäude ihre Entstehung Künstlern deutschen Ursprungs, und der Stil sei in ganz Italien Maniera tedesca genannt worden. Wie die Grundregeln welche die schlanken aufstrebenden Spitzbogenformen dieser germanischen Bauweise bedingen in den klimatischen Verhältnissen Italiens keine bestimmende Nothwendigkeit gefunden, und der ganze Stil folglich nicht festen Fuß zu fassen im Stande gewesen: so sei die gegen denselben erhobene Opposition eine so entschiedene gewesen, daß sie ihn selbst nicht ohne Erfolg aus den Ländern zu verdrängen versucht habe in denen seine nationale Bedeutung feste Begründung gehabt habe. Diese Abneigung sei so groß gewesen, daß man selbst Bauten die im germanischen Geschmack begonnen und nicht vollständig ausgeführt worden in anderm Stil vollendet habe, wovon eine Probe Leon Batista Alberti's Weiterbau der Malatesta'schen Kirche zu Rimini. Noch müsse man in diesem Falle beachten, daß, da man in Italien stets auf die Decoration der Kirchen durch Malerei und Bildwerk großen Werth gelegt, man in der Disposition der Wände die der germanischen Architektur eigenthümlichen schmalen und hohen Abtheilungen weggelassen habe, um diese Wände für solchen Schmuck geeigneter zu machen. Dies sei der Fall bei der Kathedrale von Orvieto, vielleicht dem vorzüglichsten Muster des genannten Stils, an deren Façade Musiv und Bildhauerwerk in der anmuthigsten Verbindung angebracht worden, während man im Innern zum Behuf der Malereien die germanische Bauweise beinahe ganz verlassen habe. Wahres und Irriges ist in diesen Bemerkungen vereint, die ich hier anführe um zu zeigen wie unter den Italienern Diejenigen selbst welche dem germanischen Stil noch die meiste Gerechtigkeit widerfahren lassen ihn auffassen. Gegen die aus dem Klima hergeleitete Unverträglichkeit des Spitzbogenstils mit italienischem Geist sollte, wenn nicht anderes zum Theil noch näher Liegendes, schon allein Spaniens Beispiel reden. Was aber endlich den orvietaner Dom betrifft, so dürfte dieser, dünkt mich, statt als vorzügliches Muster genannt zu werden, ungeachtet seiner seltenen Schönheit gerade als Beispiel gelten wie wenig man im Allgemeinen in Italien das Wesen dieses Stils begriff, dessen Regeln das Innere mit seinen Säulen und Rundbogen des Mittelschiffs durchaus untreu geworden, während die prächtige, in gewisser Beziehung unvergleichliche Façade vom architektonischen Standpunkte betrachtet sehr wesentliche Mängel hat.

Zwischen der Zeit welche die mehr oder minder von den eigentlichen Mustern abweichenden Bauten germanischen Stils in Italien sah (es gehören dazu unter Anderm die zahlreichen Bauwerke in dem sogenannten toscanisch-gothischen Geschmack, welchen man eine relative Nationalität wie eine gewisse Schönheit nicht absprechen kann), und dem Aufkommen der modernen Kirchenarchitektur, deren Entwickelung gewissermaßen durch die neue Peterskirche bedingt ward, liegt die Epoche des schon oben bezeichneten Wiederaufblühens des antiken oder dem Antiken sich annähernden Stils im 15. Jahrhundert. Nach meinem Dafürhalten, ich leugne es nicht, hat Brunelleschi den allerrichtigsten Weg eingeschlagen, und die Architektur wäre glücklich zu preisen, wenn sie diese Richtung beibehalten hätte, statt sie so rasch wieder zu verlassen. Der große Florentiner fand, daß der Spitzbogenstil in Italien nach einigen allerdings glücklichen Versuchen (so in Assisi) nicht nur nicht zu rechter Durchbildung kam, und im Detail die Vollkommenheit nicht erreichte die er z. B. in Deutschland und Frankreich hatte, sondern — und davon bot ihm gerade Toscana die merk-

würdigsten Beispiele — daß er Elemente sich zu assimiliren suchte die seinem innersten Wesen widerstrebten. Diese Elemente waren antike. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an war durch Orcagna ihr Sieg gewissermaßen entschieden, wie denn Italien überhaupt nach langwierigem Kampfe mit dem Germanenthum allmälig in allen Beziehungen eine nationalere Gestaltung erhielt, welche nothwendig die antiken Spuren hervorsuchen und dieselben in sich aufzunehmen sich bestreben mußte. Wenn Dies in der Literatur auf eine in mancher Hinsicht hemmende Weise der Fall war, wenn, fassen wir die bildenden Künste ins Auge, in der Sculptur das wohlthätige Wirken des antiken Geistes, war es gleich unter den einmal gegebenen Verhältnissen ein nothwendiges und unabweisliches, wenigstens noch in Zweifel gezogen werden darf, indem das christliche Element durch ein fremdes beeinträchtigt, ja zu Zeiten beinahe verdrängt wurde: so konnte dieser Einfluß die Baukunst nur fördern, indem es sich hier um Wiederanknüpfung an etwas mit dem christlichen Leben in seiner frühesten öffentlichen Erscheinung im Occident gleichsam Verwachsenes handelte. (Es versteht sich, daß ich hierbei nur auf Italien den Blick richte, nicht auf den Norden.) Denn Brunelleschi fiel es nicht ein das Pantheon oder sonst eine antike Tempelform zu copiren: er wählte die Basilika, und stellte sich damit sogleich auf christlichen Grund und Boden. Wie er es that, davon redet seine schönste Kirche, Sto.-Spirito in seiner Vaterstadt Florenz. Man hat im Einzelnen Ausstellungen an diesem Gebäude gemacht: die bedeutende Verlängerung der Querschiffarme und die Kuppel über der Kreuzung der Schiffe gehören zur Zahl derselben. Aber die lateinische Kreuzform, welche in Sto.-Spirito in sonst, so viel mir erinnerlich, nicht vorkommender Weise durch die Säulenstellung im Innern vollständig beschrieben wird, statt daß dieselbe gewöhnlich nur das Langschiff theilte, wurzelte zu tief in der Gewohnheit wie im Bewußtsein des Volkes, als daß der Architekt die strengere Form des länglichen Vierecks hätte annehmen können, die ihm übrigens in Florenz selbst in der Apostelkirche geboten war, welche ohne Zweifel von bedeutendem Einfluß auf seine Kirchenbauten gewesen ist. Bei dem so gestalteten Querschiff und dem verlängerten viereckigen Abschluß statt der halbkreisförmigen Absis war aber die Kuppel, von welcher Brunelleschi bei diesen Basiliken einen nur mäßigen Gebrauch machte, von selbst indicirt. Hat man hier nun auch keine regelmäßige Basilika nach Vitruvischen Regeln vor sich, so ist doch die theilweise Umwandlung und Verschmelzung derselben mit dem in den mittelalterlichen Jahrhunderten in die Kirchenarchitektur Hineingekommenen und zur Anerkennung Gelangten so schön und harmonisch, und dem antiken Geiste ist so wenig Gewalt angethan, daß die Geschicke der Baukunst ganz anders und glücklicher geworden sein würden, wäre sie so weiter geschritten. Aber Brunelleschi selbst versuchte sich schon in verschiedenem, wenngleich immer noch lobenswerthem Stil, wie denn ein so großer Geist, in welchem der architektonische Sinn viel strenger, consequenter und regelrechter als z. B. im Buonarroti, nur Gutes leisten konnte. Von diesen verschiedenartigen Bestrebungen geben unter Anderm die Abteikirche von Fiesole und die merkwürdige bald ins Stocken gerathene Kirche für die Camaldulensermönche der Angeli zu Florenz Zeugniß: letztere ein gewaltiges Achteck mit Kuppel, dessen Mauerreste vom Volke das Castellaccio genannt werden. Die Architekten die auf ihn folgten, und meist schon oben genannt sind, setzten die Umwandlungen fort welche er schon angebahnt hatte: die Säule verschwand vor dem Pilaster jeder Form bis zu dem massenhaft complicirtesten aus welchem der Bogen wie die Wölbungen der Seitenschiffe hervorgingen; man versuchte sich hier und da auch wol im griechischen Kreuz, welches im Abendlande ebenso wenig rechten Fuß zu fassen vermocht hat wie das antike Rund oder das byzantinische Oktogon, und so war nur ein Schritt zu der Kirche des 16. Jahrhunderts, welche, dem Charakter ihrer Wölbungen nach einem berühmten Muster der spätern römischen Kaiserzeit, der Konstantinischen Basilika, nachgeahmt, im Allgemeinen für die nachfolgenden Epochen maßgebend geblieben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale geschildert von G. Catlin. Nach der fünften englischen Originalausgabe deutsch herausgegeben von Heinrich Berghaus. Mit 24 vom Verf. nach der Natur entworfenen colorirten Abbildungen. Brüssel, Muquardt. 1848. Lex.-8. 7 Thlr. 10 Ngr.

Ein Bilderwerk; aber ein höchst interessantes Bilderwerk, ein Werk von hoher Bedeutung. Frei und kräftig hat es seine Kunst im Dienste der Natur walten lassen; und edel und herzgewinnend hat es das begeisterte Wort genommen zur Rettung eines Volks dessen Völkerrechte schmachvoll zertreten und besudelt worden sind. Wort und Pinsel erstreben in ehrenhafter Festigkeit nur Wahrheit und Wirklichkeit und treten gerade, schlicht und offen vor das Auge des denkenden Lesers.

Der Verf. lenkt in seinem Werke mehrfach die Aufmerksamkeit auf sich selbst. Daran thut er sehr wohl, weil sonst seine Begeisterung, sein Beruf und seine Befähigung zur Lösung der großen Aufgabe gar nicht richtig verstanden und gewürdigt werden könnte. Und aus demselben Grunde beginnen auch wir unsere Besprechung des trefflichen Werkes mit einer kurzen Lebensgeschichte des berühmten Verf.

Der Geburtsort dieses genialen Mannes ist Wyoming in Nordamerika. Seine jugendliche Bildungszeit wurde nach dem gewöhnlichen Urtheile der Welt viel mehr vertändelt als nützlich angewandt. Schule und Bücher mußte Jagd und Fischfang, Büchse und Angel weichen, und von allen pädagogischen Bestrebungen war es rein nur der Zeichnenunterricht welcher ihn lebhaft und andauernd interessiren konnte. Der Vater, ein practicirender Advocat, hegte keinen sehnlichern Wunsch als aus dem Sohne wieder einen eben solchen Rechtsgelehrten herangebildet zu sehen. Der Sohn gab diesem Wunsche nach, legte Flinte, Angel und Pinsel zur Seite, warf sich mit Eifer auf die theoretische und praktische Rechtswissenschaft, und ward ausübender Anwalt wie sein Vater. Diesem Amte stand er

wol zwei bis drei Jahre lang vor, da beschlich ihn plötzlich eine unwiderstehliche Unlust zu dem gewählten Brotfache. Geschäfte und Bücher wurden verkauft und für den Erlös Farben und Pinsel angeschafft. Die Wanderlust trieb ihn zuerst nach Philadelphia. Hier lebte er im muthigsten Selbstvertrauen ohne Lehrer, Rathgeber und Beschützer blos der Malerei. Da war es nun, daß er zu allererst die Indianer in ihrer imponirenden Nationaltracht zu Gesicht bekam. Die wilde kräftige Natur, die gravitätische Haltung und das malerische Costume dieser Männer der Steppen machten einen mächtigen Eindruck auf unsern Catlin. Schlank und muskulös von Wuchs, mit Schild und Helm, mit Bogen, Pfeil und Streitaxt ausgerüstet, mit Tunica und Mantel angethan, waren diese Herren der Wiesen und Wälder wie geschaffen zum Malen. Schweigend und mit stoischer Würde schritten sie stolz durch die Stadt und erregten die Bewunderung Aller die sie sahen.

Von diesem Augenblicke schwärmte unser Verf. für das Land des „fernen Westen". Er lebte und webte jetzt in der Idee die Indianer in ihren Prairien aufzusuchen, um diese gigantischen Söhne der Natur in ihrer heimatlichen freien Natur anschauen und malen zu können. Der Wunsch ward zum Entschluß, und dem Entschlusse folgte die wirkliche Ausführung auf dem Fuße nach. Er verließ die Heimat, riß sich mit Gewalt von Allem los was ihm lieb und theuer war. Er hörte nicht auf die abrathenden, ermahnenden Vorstellungen seiner bejahrten Aeltern, er blieb fest und entschlossen bei der Klage seiner trostlosen Gattin.

So trat er im J. 1832 seine gefahrvolle Wanderung an. Mit enthusiastischen Hoffnungen ward sein Muth gestählt, sein Herz gehoben und erleichtert. Frei in der Welt der Wildniß, nur seiner geliebten Kunst lebend, fühlte er sich unaussprechlich glücklich. Hier kam ihm die große Aufgabe zu deren Lösung er sein Leben opfern wollte erst so recht klar und deutlich zum Bewußtsein. Er wollte einer dahinsterbenden großen Nation rettend zu Hülfe kommen, wollte ihr Ethnograph und Historiker, ihr Schicksalsretter werden. Und unser Werk liefert nun einen interessanten Theil des großartigen Resultats welches ein achtjähriges Verweilen unter den Indianerstämmen Nordamerikas herbeigeführt hat. Es gibt uns einen sehr befriedigenden, überall anziehenden Aufschluß über Gebräuche und Sitten, Spiele und Feste, Jagden und Kriege; es zeichnet Charakterfestigkeit, Kühnheit und Klugheit, Hochherzigkeit und Seelengröße, und vergißt daneben auch die schwachen und tadelnden Seiten dieses Volkes nicht.

Der Verf. begann sein ebenso mühsames als gefahrvolles Unternehmen mit dem eisernen Vorsatze nach und nach jeden Indianerstamm auf Nordamerikas Continente zu besuchen, von den angesehensten Häuptlingen und Personen, von den Männern und Frauen eines jeden Stammes naturgetreue Bildnisse anzufertigen, von den Dörfern, Spielen, Festen, Jagden Ansichten zu entwerfen, und außerdem Nachrichten einzusammeln über die Thaten und Leiden dieser Wilden. In den genannten acht Jahren besuchte er nicht weniger denn 48 Stämme, vollendete 310 Bildnisse in Oel, welche die Indianer in ihrer nationalen Häuslichkeit vorstellen, und fertigte auch noch 200 solcher Gemälde welche die Wigwams, Dörfer, Spiele, Jagden und religiösen Ceremonien zur lebendigen Anschauung bringen. Daneben sammelte er an Kleidungsstücken, Waffen, Haus- und Jagdgeräthen, überhaupt Alles was von der Natur und Kunst dieses Landes und seiner Bewohner merkwürdig war, zu einem sehr umfassenden Museum an, welches jetzt unter dem Namen „Catlin's nordamerikanische Indianer-Galerie" bekannt ist und große Bewunderung auf sich zieht.

Der Verf. gab nun während seines Aufenthalts in dem „fernen Westen" durch die neuyorker Zeitung Nachrichten über das Gelingen seines Plans heraus, welche mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden und später die Hauptgrundlage zu dem gegenwärtigen Werke abgegeben haben. Die Bildermappe von 24 colorirten lithographirten Copien der interessantesten Gemälde seiner berühmten Galerie fügte der Verf. seinem Werk als einen Haupthebel der belebenden Anschauung hinzu. Text und Bilder machten ein zusammengehöriges Ganzes aus, traten in England an die Oeffentlichkeit und wurden ungeachtet des hohen Preises von 56 Thalern so eifrig gekauft, daß in Zeit von vier bis fünf Jahren nicht weniger denn fünf Auflagen nöthig geworden sind. Die vorliegende Uebersetzung ist nun eine mit der bekannten und beliebten deutschen Wohlfeilheit und Nachahmungstreue veranstaltete deutsche Prachtausgabe, welche so kunstgerecht und mit so feiner Eleganz ausgerüstet auftritt, daß sie sich ohne Scheu ganz in die Nähe der englischen Meisterschaft stellen kann, ohne befürchten zu müssen weniger beachtet und bewundert zu werden. Und wir können es Hrn. Berghaus und seinem Verleger nicht genug Dank wissen, daß sie ein solches classisches Werk auch auf den deutschen Continentalboden verpflanzt haben. Es wird hier gewiß noch reicher wie in England und Amerika Blüten und Früchte der allgemeinen Bildung tragen.

Es fehlt uns nun allerdings nicht an einer sogar großen Auswahl sehr ausgezeichneter Forschungen über die Indianer Nordamerikas, aber unser Werk nimmt selbst unter den vorzüglichsten immer noch einen würdigen Platz ein. Wie talentvoll, wie patriotisch warm und poetisch begeistert haben nicht Cooper und Irving die Feder ergriffen, um ihren eingeborenen Landsleuten im fernen Westen und felsigen Norden, in den Prairien und auf den Felsengebirgen bis hinauf zum Oregongebiete und zu Obercalifornien ein Nationaldenkmal zu begründen. Wie dichterisch und dabei doch ganz naturgetreu wahr haben sie die Leiden und Freuden, das Leben und Treiben der Ueberreste dieses großen Urvolks der Wapanachkis bald skizzirt, bald mehr bald weniger in ein historisches Rundgemälde gebracht. Wie aufrichtig und tief beklagen sie das völkerrechtliche Unrecht womit diese Nation schon seit Jahrhunderten methodisch zu Grunde gerichtet worden ist! Und unser edler Catlin schließt sich diesen Ehrenmännern aus innigster Ueberzeugung feurig an, ja, er läßt die gerechte Klage über das Unglück der schändlich verführten, verfolgten und verrathenen Indianerstämme noch lauter, noch eindringlicher erschallen. Mit Entschiedenheit weist er alle Dichtung von sich zurück, er will das herzergreifende Elend dieses in europäischer Habgier und fanatischer Bekehrungssucht verkommenen kräftigen Menschenschlags ganz bar, ohne poetische Schminke an den offenen Tag legen; er hofft so die Hochherzigkeit aller wahrhaften Freunde des Volkes auf Erden zu entzünden, zur rettenden That zu begeistern. „Ich kann nicht umhin", sagt der Verf., „noch einmal zu wiederholen, daß die Stämme der rothen Männer Nordamerikas, als eine Nation menschlicher Wesen, ihrem Untergange nahe sind; daß, um ihr eigenes sehr schönes Bild zu gebrauchen, «sie schnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter eilen», und daß der Reisende welcher dies Volk in seiner ursprünglichen Einfachheit und Schönheit sehen will sich bald nach den Prairien und dem Felsengebirge begeben muß, weil er sie sonst nur sehen wird wie man sie jetzt an den Grenzen sieht, wie einen Korb voll todten Wildes, — abgemattet, gejagt, blutend und todt, ihrer Federn und Farben beraubt, und unter denen man sich, um ihren wahren Nationalcharakter zu schützen, vergeblich nach irgend einem andern Moralsystem oder Maßstabe umsieht als der ist wonach man ihn nur zu oft als aus Grausamkeit und Barbarei zusammengesetzt geschildert hat.... Ihre Rechte werden angetastet, ihre Moralität wird untergraben, ihr Gebiet ihnen entrissen, ihre Gebräuche werden verändert und gehen verloren, bis sie endlich ins Grab sinken und die Pflugschar den Rasen über ihren Gräbern umwendet..."

Gerade diese menschenfreundliche Gefühlsseite des Buchs, dieser männlich-feste Entschluß des Verf., zu retten so viel sich retten läßt von diesen beklagenswerthen Trümmern einer einst

würdigsten Beispiele — daß er Elemente sich zu assimiliren suchte die seinem innersten Wesen widerstrebten. Diese Elemente waren antike. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an war durch Orcagna ihr Sieg gewissermaßen entschieden, wie denn Italien überhaupt nach langwierigem Kampfe mit dem Germanenthum allmälig in allen Beziehungen eine nationalere Gestaltung erhielt, welche nothwendig die antiken Spuren hervorsuchen und dieselben in sich aufzunehmen sich bestreben mußte. Wenn Dies in der Literatur auf eine in mancher Hinsicht hemmende Weise der Fall war, wenn, fassen wir die bildenden Künste ins Auge, in der Sculptur das wohlthätige Wirken des antiken Geistes, war es gleich unter den einmal gegebenen Verhältnissen ein nothwendiges und unabweisliches, wenigstens noch in Zweifel gezogen werden darf, indem das christliche Element durch ein fremdes beeinträchtigt, ja zu Zeiten beinahe verdrängt wurde: so konnte dieser Einfluß die Baukunst nur fördern, indem es sich hier um Wiederanknüpfung an etwas mit dem christlichen Leben in seiner frühesten öffentlichen Erscheinung im Occident gleichsam Verwachsenes handelte. (Es versteht sich, daß ich hierbei nur auf Italien den Blick richte, nicht auf den Norden.) Denn Brunelleschi fiel es nicht ein das Pantheon oder sonst eine antike Tempelform zu copiren: er wählte die Basilika, und stellte sich damit sogleich auf christlichen Grund und Boden. Wie er es that, davon redet seine schönste Kirche, Sto.-Spirito in seiner Vaterstadt Florenz. Man hat im Einzelnen Ausstellungen an diesem Gebäude gemacht: die bedeutende Verlängerung der Querschiffarme und die Kuppel über der Kreuzung der Schiffe gehören zur Zahl derselben. Aber die lateinische Kreuzform, welche in Sto.-Spirito in sonst, so viel mir erinnerlich, nicht vorkommender Weise durch die Säulenstellung im Innern vollständig beschrieben wird, statt daß dieselbe gewöhnlich nur das Langschiff theilte, wurzelte zu tief in der Gewohnheit wie im Bewußtsein des Volkes, als daß der Architekt die strengere Form des länglichen Vierecks hätte annehmen können, die ihm übrigens in Florenz selbst in der Apostelkirche geboten war, welche ohne Zweifel von bedeutendem Einfluß auf seine Kirchenbauten gewesen ist. Bei dem so gestalteten Querschiff und dem verlängerten viereckigen Abschluß statt der halbkreisförmigen Absis war aber die Kuppel, von welcher Brunelleschi bei diesen Basiliken einen nur mäßigen Gebrauch machte, von selbst indicirt. Hat man hier nun auch keine regelmäßige Basilika nach Vitruvischen Regeln vor sich, so ist doch die theilweise Umwandlung und Verschmelzung derselben mit dem in den mittelalterlichen Jahrhunderten in die Kirchenarchitektur Hineingekommenen und zur Anerkennung Gelangten so schön und harmonisch, und dem antiken Geiste ist so wenig Gewalt angethan, daß die Geschicke der Baukunst ganz anders und glücklicher geworden sein würden, wäre sie so weiter geschritten. Aber Brunelleschi selbst versuchte sich schon in verschiedenem, wenngleich immer noch lobenswerthem Stil, wie denn ein so großer Geist, in welchem der architektonische Sinn viel strenger, consequenter und regelrechter als z. B. im Buonarroti, nur Gutes leisten konnte. Von diesen verschiedenartigen Bestrebungen geben unter Anderm die Abteikirche von Fiesole und die merkwürdige bald ins Stocken gerathene Kirche für die Camaldulensermönche der Angeli zu Florenz Zeugniß: letztere ein gewaltiges Achteck mit Kuppel, dessen Mauerreste vom Volke das Castellaccio genannt werden. Die Architekten die auf ihn folgten, und meist schon oben genannt sind, setzten die Umwandlungen fort welche er schon angebahnt hatte: die Säule verschwand vor dem Pilaster jeder Form bis zu dem massenhaft complicirtesten aus welchem der Bogen wie die Wölbungen der Seitenschiffe hervorgingen; man versuchte sich hier und da auch wol im griechischen Kreuz, welches im Abendlande ebenso wenig rechten Fuß zu fassen vermocht hat wie das antike Rund oder das byzantinische Oktogon, und so war nur ein Schritt zu der Kirche des 16. Jahrhunderts, welche, dem Charakter ihrer Wölbungen nach einem berühmten Muster der spätern römischen Kaiserzeit, der Konstantinischen Basilika, nachgeahmt, im Allgemeinen für die nachfolgenden Epochen maßgebend geblieben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale geschildert von G. Catlin. Nach der fünften englischen Originalausgabe deutsch herausgegeben von Heinrich Berghaus. Mit 24 vom Verf. nach der Natur entworfenen colorirten Abbildungen. Brüssel, Muquardt. 1848. Lex.-8. 7 Thlr. 10 Ngr.

Ein Bilderwerk; aber ein höchst interessantes Bilderwerk, ein Werk von hoher Bedeutung. Frei und kräftig hat es seine Kunst im Dienste der Natur walten lassen; und edel und herzgewinnend hat es das begeisterte Wort genommen zur Rettung eines Volks dessen Völkerrechte schmachvoll zertreten und besudelt worden sind. Wort und Pinsel erstreben in ehrenhafter Festigkeit nur Wahrheit und Wirklichkeit und treten gerade, schlicht und offen vor das Auge des denkenden Lesers.

Der Verf. lenkt in seinem Werke mehrfach die Aufmerksamkeit auf sich selbst. Daran thut er sehr wohl, weil sonst seine Begeisterung, sein Beruf und seine Befähigung zur Lösung der großen Aufgabe gar nicht richtig verstanden und gewürdigt werden könnte. Und aus demselben Grunde beginnen auch wir unsere Besprechung des trefflichen Werkes mit einer kurzen Lebensgeschichte des berühmten Verf.

Der Geburtsort dieses genialen Mannes ist Wyoming in Nordamerika. Seine jugendliche Bildungszeit wurde nach dem gewöhnlichen Urtheile der Welt viel mehr vertändelt als nützlich angewandt. Schule und Bücher mußte Jagd und Fischfang, Büchse und Angel weichen, und von allen pädagogischen Bestrebungen war es rein nur der Zeichnenunterricht welcher ihn lebhaft und andauernd interessiren konnte. Der Vater, ein prakticirender Advocat, hegte keinen sehnlichern Wunsch als aus dem Sohne wieder einen eben solchen Rechtsgelehrten herangebildet zu sehen. Der Sohn gab diesem Wunsche nach, legte Flinte, Angel und Pinsel zur Seite, warf sich mit Eifer auf die theoretische und praktische Rechtswissenschaft, und ward ausübender Anwalt wie sein Vater. Diesem Amte stand er

wol zwei bis drei Jahre lang vor, da beschlich ihn plötzlich eine unwiderstehliche Unlust zu dem gewählten Brotfache. Geschäfte und Bücher wurden verkauft und für den Erlös Farben und Pinsel angeschafft. Die Wanderlust trieb ihn zuerst nach Philadelphia. Hier lebte er im muthigsten Selbstvertrauen ohne Lehrer, Rathgeber und Beschützer blos der Malerei. Da war es nun, daß er zu allererst die Indianer in ihrer imponirenden Nationaltracht zu Gesicht bekam. Die wilde kräftige Natur, die gravitätische Haltung und das malerische Costume dieser Männer der Steppen machten einen mächtigen Eindruck auf unsern Catlin. Schlank und muskulös von Wuchs, mit Schild und Helm, mit Bogen, Pfeil und Streitart ausgerüstet, mit Tunica und Mantel angethan, waren diese Herren der Wiesen und Wälder wie geschaffen zum Malen. Schweigend und mit stoischer Würde schritten sie stolz durch die Stadt und erregten die Bewunderung Aller die sie sahen.

Von diesem Augenblicke schwärmte unser Verf. für das Land des „fernen Westen". Er lebte und webte jetzt in der Idee die Indianer in ihren Prairien aufzusuchen, um diese gigantischen Söhne der Natur in ihrer heimatlichen freien Natur anschauen und malen zu können. Der Wunsch ward zum Entschluß, und dem Entschlusse folgte die wirkliche Ausführung auf dem Fuße nach. Er verließ die Heimat, riß sich mit Gewalt von Allem los was ihm lieb und theuer war. Er hörte nicht auf die abrathenden, ermahnenden Vorstellungen seiner bejahrten Aeltern, er blieb fest und entschlossen bei der Klage seiner trostlosen Gattin.

So trat er im J. 1832 seine gefahrvolle Wanderung an. Mit enthusiastischen Hoffnungen ward sein Muth gestählt, sein Herz gehoben und erleichtert. Frei in der Welt der Wildniß, nur seiner geliebten Kunst lebend, fühlte er sich unaussprechlich glücklich. Hier kam ihm die große Aufgabe zu deren Lösung er sein Leben opfern wollte erst so recht klar und deutlich zum Bewußtsein. Er wollte einer dahinsterbenden großen Nation rettend zu Hülfe kommen, wollte ihr Ethnograph und Historiker, ihr Schicksalsretter werden. Und unser Werk liefert nun einen interessanten Theil des großartigen Resultats welches ein achtjähriges Verweilen unter den Indianerstämmen Nordamerikas herbeigeführt hat. Es gibt uns einen sehr befriedigenden, überall anziehenden Aufschluß über Gebräuche und Sitten, Spiele und Feste, Jagden und Kriege; es zeichnet Charakterfestigkeit, Kühnheit und Klugheit, Hochherzigkeit und Seelengröße, und vergißt daneben auch die schwachen und tadelnden Seiten dieses Volkes nicht.

Der Verf. begann sein ebenso mühsames als gefahrvolles Unternehmen mit dem eisernen Vorsatze nach und nach jeden Indianerstamm auf Nordamerikas Continente zu besuchen, von den angesehensten Häuptlingen und Personen, von den Männern und Frauen eines jeden Stammes naturgetreue Bildnisse anzufertigen, von den Dörfern, Spielen, Festen, Jagden Ansichten zu entwerfen, und außerdem Nachrichten einzusammeln über die Thaten und Leiden dieser Wilden. In den genannten acht Jahren besuchte er nicht weniger denn 48 Stämme, vollendete 310 Bildnisse in Oel, welche die Indianer in ihrer nationalen Häuslichkeit vorstellen, und fertigte auch noch 200 solcher Gemälde welche die Wigwams, Dörfer, Spiele, Jagden und religiösen Ceremonien zur lebendigen Anschauung bringen. Daneben sammelte er an Kleidungsstücken, Waffen, Haus- und Jagdgeräthen, überhaupt Alles was von der Natur und Kunst dieses Landes und seiner Bewohner merkwürdig war, zu einem sehr umfassenden Museum an, welches jetzt unter dem Namen „Catlin's nordamerikanische Indianer-Galerie" bekannt ist und große Bewunderung auf sich zieht.

Der Verf. gab nun während seines Aufenthalts in dem „fernen Westen" durch die neuyorker Zeitung Nachrichten über das Gelingen seines Plans heraus, welche mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden und später die Hauptgrundlage zu dem gegenwärtigen Werke abgegeben haben. Die Bildermappe von 24 colorirten lithographirten Copien der interessantesten Gemälde seiner berühmten Galerie fügte der Verf. seinem Werk als einen Haupthebel der belebenden Anschauung hinzu. Text und Bilder machten ein zusammengehöriges Ganzes aus, traten in England an die Oeffentlichkeit und wurden ungeachtet des hohen Preises von 56 Thalern so eifrig gekauft, daß in Zeit von vier bis fünf Jahren nicht weniger denn fünf Auflagen nöthig geworden sind. Die vorliegende Uebersetzung ist nun eine mit der bekannten und beliebten deutschen Wohlfeilheit und Nachahmungstreue veranstaltete deutsche Prachtausgabe, welche so kunstgerecht und mit so feiner Eleganz ausgerüstet auftritt, daß sie sich ohne Scheu ganz in die Nähe der englischen Meisterschaft stellen kann, ohne befürchten zu müssen weniger beachtet und bewundert zu werden. Und wir können es Hrn. Berghaus und seinem Verleger nicht genug Dank wissen, daß sie ein solches classisches Werk auch auf den deutschen Continentalboden verpflanzt haben. Es wird hier gewiß noch reicher wie in England und Amerika Blüten und Früchte der allgemeinen Bildung tragen.

Es fehlt uns nun allerdings nicht an einer sogar großen Auswahl sehr ausgezeichneter Forschungen über die Indianer Nordamerikas, aber unser Werk nimmt selbst unter den vorzüglichsten immer noch einen würdigen Platz ein. Wie talentvoll, wie patriotisch warm und poetisch begeistert haben nicht Cooper und Irving die Feder ergriffen, um ihren eingeborenen Landsleuten im fernen Westen und felsigen Norden, in den Prairien und auf den Felsengebirgen bis hinauf zum Oregongebiete und zu Obercalifornien ein Nationaldenkmal zu begründen. Wie dichterisch und dabei doch ganz naturgetreu wahr haben sie die Leiden und Freuden, das Leben und Treiben der Ueberreste dieses großen Urvolks der Wapanachkis bald skizzirt, bald mehr bald weniger in ein historisches Rundgemälde gebracht. Wie aufrichtig und tief beklagen sie das völkerrechtliche Unrecht womit diese Nation schon seit Jahrhunderten methodisch zu Grunde gerichtet worden ist! Und unser edler Catlin schließt sich diesen Ehrenmännern aus innigster Ueberzeugung feurig an, ja, er läßt die gerechte Klage über das Unglück der schändlich verführten, verfolgten und verrathenen Indianerstämme noch lauter, noch eindringlicher erschallen. Mit Entschiedenheit weist er alle Dichtung von sich zurück, er will das herzergreifende Elend dieses in europäischer Habgier und fanatischer Bekehrungssucht verkommenen kräftigen Menschenschlags ganz bar, ohne poetische Schminke an den offenen Tag legen; er hofft so die Hochherzigkeit aller wahrhaften Freunde des Volkes auf Erden zu entzünden, zur rettenden That zu begeistern. „Ich kann nicht umhin", sagt der Verf., „noch einmal zu wiederholen, daß die Stämme der rothen Männer Nordamerikas, als eine Nation menschlicher Wesen, ihrem Untergange nahe sind; daß, um ihr eigenes sehr schönes Bild zu gebrauchen, «sie schnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter eilen», und daß der Reisende welcher dies Volk in seiner ursprünglichen Einfachheit und Schönheit sehen will sich bald nach den Prairien und dem Felsengebirge begeben muß, weil er sie sonst nur sehen wird wie man sie jetzt an den Grenzen sieht, wie einen Korb voll todten Wildes, — abgemattet, gejagt, blutend und todt, ihrer Federn und Farben beraubt, und unter denen man sich, um ihren wahren Nationalcharakter zu schützen, vergeblich nach irgend einem andern Moralsystem oder Maßstabe umsieht als der ist wonach man ihn nur zu oft als aus Grausamkeit und Barbarei zusammengesetzt geschildert hat.... Ihre Rechte werden angetastet, ihre Moralität wird untergraben, ihr Gebiet ihnen entrissen, ihre Gebräuche werden verändert und gehen verloren, bis sie endlich ins Grab sinken und die Pflugschar den Rasen über ihren Gräbern umwendet..."

Gerade diese menschenfreundliche Gefühlsseite des Buchs, dieser männlich-feste Entschluß des Verf., zu retten so viel sich retten läßt von diesen beklagenswerthen Trümmern einer einst

so großen Nationalität, — gerade dieses Edle und Große in der Anlage und Ausführung des Buchs ist es wodurch es in Amerika und in England so große Sensation erweckt hat und jetzt nun auch in Deutschland erwecken wird. Als der Verf. von seiner Mission zurückgekehrt war und in Neuyork Vorträge über seine Erlebnisse hielt, strömten tausend und aber tausend Zuhörer heran, um die begeisterten Worte dieses edeln Mannes zu hören und seine Gemälde zu sehen. Ihm war es nicht genug das zerknickte Volk in seiner Trauer, seiner Sklaverei und Entartung zu zeigen, seine gewaltigen Charakterzüge, seine Heldenthaten, seinen kriegerischen Muth und seine ehrfurchtgebietende Religiösität auszumalen, daraus blos ein belehrendes, anziehendes Buch voll hoher Poesie und gründlicher historischer Wahrheit zusammenzusetzen — nein, er wollte helfen; er wollte nicht blos Mitleid erzeugen und Thränen entlocken, sondern handeln und anspornen zum Handeln. So wendete er sich an seine europäischen Bluts entsprossenen, glücklichern, freien Landsleute in den Vereinigten Staaten, an das ganze Volk Europas und ruft und sucht nach Rettung. Doch dieser Zuruf kommt zu spät, er kommt um Jahrhunderte zu spät!

Aber auch Denen schließt sich unser Verf. würdig an welche, wie Prinz Max von Neuwied, Mühlenpfordt, Roger, Lewis und Clarke, von Nordamerika und seinen Bewohnern ein treues Bild der Gegenwart entwerfen wollen, und er ist auch zuweilen blos Reisender und Berichterstatter wie Peter Kalm, Parker, Fremont u. A., ohne sich beherrschen zu lassen von dem volksfreundlichen Gefühle der Theilnahme und Klage, sodaß er ohne historische Reflexion mit voller Seele theilnimmt an den augenblicklichen Festen und Freuden des Volks. Zuweilen verläßt er den leichtfließenden populairen Vortrag, versenkt sich in eine, der gründlichen Erfahrung entquollene, wissenschaftliche Tiefe und erhebt dann das geistige Auge zu der bewunderten kosmologischen Höhe eines Alexander von Humboldt. Doch aber nur zuweilen, und immer nur da wo ein umfassendes Studium der Natur nicht gerade nothwendig vorauszusetzen ist. Ueberhaupt würde das Buch solche Leser wenig zufriedenstellen können welche auf Gelehrsamkeit oder auf ein umfangreiches geographisches Wissen einen hohen, allein entscheidenden Werth zu legen gewohnt sind. Dagegen wird es die Freunde der Völkerkunde recht warm zu sich heranziehen. Und dieser Punkt ist wichtig für Zeiten wie die gegenwärtigen, wo der Volkswerth und die Volksliebe nach immer freierm Maßstabe gemessen, nach immer aufrichtigern Grundsätzen beurtheilt werden, wo der Gebildetendünkel der Alten Welt gedemüthigt, die veralteten Grundpfeiler der Dynastenpolitik mit all ihrem chinesischen Rüstwerk zur Seite geschoben und kerngesunde neue constitutionnelle Stützen einer monarchischen Demokratie dafür an den Platz gesetzt werden sollen. Unser Verf. lehrt uns ganz unparteiisch den Werth des Menschen kennen, er zeigt uns die Erhabenheit desselben selbst noch auf der Stufe geistiger Bildung wo man bisher gewohnt gewesen ist die Wildniß als ausschließenden Riegel vorzuschieben.

Doch wollen wir das Werk auch in seinen Einzelheiten näher kennen zu lernen suchen. Was zunächst die 24 Bilder betrifft, so sind sie meisterhaft angelegt und ausgeführt. Das Auge des Beschauers kann nicht anders als mit lebhaftem Beifall darauf ruhen, es muß durch und durch fühlen, daß es hier nichts Anderes als den treuesten Abdruck der Wahrheit vor sich hat. Die Kraft, Wahrheit und Gewandtheit der Wilden bei dem Erjagen der Büffel, Wölfe und Bären, bei dem Einfangen und Bändigen der wilden Rosse, das Fanatische der Nation bei ihren religiösen Festen, der stoische Ernst und die wilde Lust der Indianer bei ihren Zusammenkünften und Spielen, Alles, Alles ist mit dem feinsten Takte eines tief eingeweihten Sachverständigen gegeben worden. Man erkennt die poetische Combinationsgabe eines für sein Thema begeisterten Malers, aber man fühlt auch überall den Grundton der unverfälschten Wirklichkeit hindurch. Das Colorit ist mit Geschmack sehr brillant durchgeführt, wie wir es an den neuesten Aquarellbildern jetzt ziemlich allgemein gewohnt geworden sind. Wir machen in dieser Hinsicht aufmerksam auf die Bilder in Berghaus' „Völker des Erdballs", und bemerken nur noch, daß die vorliegenden höchst wahrscheinlich von derselben geschickten Hand angelegt worden sind, daß sie sich aber in Hinsicht der Farbenfrische und der Mannichfaltigkeit der Handlung noch sehr vortheilhaft vor den andern auszeichnen. Die Bilder sind ohne Ausnahme alle vortrefflich, einige davon sogar Meisterwerke ersten Ranges, und dazu zählen wir: die Büffeljagd auf Schneeschuhen, die Bärenjagd, die Büffeljagd unter dem weißen Wolfsfelle, die wilden Pferde im Freien, der Doctor oder Krankheitsbeschwörer, die Kühnheit und Geistesgegenwart der Indianer auf der Büffeljagd, die weißen Wölfe einen Büffel zerfleischend, der indianische Ballspieler, Georg Catlin von einem Indianerhäuptling bewirthet, die Antilopenjagd, Georg Catlin auf der Büffeljagd.

Daß der Verf. das Volk der Mandaner besucht und so ausführliche Nachrichten darüber mitgetheilt hat, können wir jetzt, wo bekanntlich der ganze Stamm durch Kriege, Branntweinpest und Pockenepidemie von der Erde vertilgt worden ist, für ein großes Glück achten. Wir wollen von dem Verweilen Catlin's unter diesem interessanten Volksstamme Einiges mittheilen. „Nichts hat wol die Mandaner jemals so sehr in Erstaunen versetzt als die Arbeit meines Pinsels. Die Portraitmalerei war etwas ganz Neues für sie, und mit meinem Erscheinen begann hier nun eine neue Aera in den Geheimnissen der Medicin (Zauberkunst). Bald nach meiner Ankunft begann und vollendete ich die Bildnisse von zwei angesehenen Häuptlingen. Dies geschah ohne die Neugier der Bewohner zu erregen, da sie Nichts davon erfahren hatten, und selbst die beiden Häuptlinge schienen mit meiner Absicht unbekannt zu sein, bis die Bildnisse vollendet waren. Niemand außer ihnen wurde während des Malens in mein Zelt gelassen, und als ich meine Arbeit beendigt hatte, war es höchst belustigend zu sehen wie sie wechselseitig Einer des Andern Aehnlichkeit erkannten und sich Dies gegenseitig versicherten. Beide hielten eine Zeit lang schweigend die Hand vor den Mund (wie sie immer zu thun pflegen wenn Etwas sie sehr überrascht) und blickten aufmerksam auf die Bildnisse, auf mich und auf die Palette und die Farben mit denen die unerklärlichen Dinge waren hervorgebracht worden. Sodann kamen sie mit dem edelsten Anstande auf mich zu, ergriffen mich Einer nach dem Andern bei der Hand, und indem sie den Kopf niederbeugten und die Augen niederschlugen, sagten sie mit leiser Stimme: «Te-ho-pe-ni Wash-i!» und gingen fort." So erhielt Catlin einen Namen unter den Wilden welcher ungefähr die Bedeutung eines großen Wundermannes besitzt. Ihm widerfuhr dadurch eine der höchsten Ehren, und er gehörte seit der Zeit zu den angesehensten und beneidetsten Personen dieser Körperschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Mrs. Crowe hat in einem eben veröffentlichten Werke, für welches sie aus Deutschland einen Titel entlehnte: „Night side of nature" (Nachtseite der Natur), ihre Landsleute, der positiven Richtung dieser Letztern trotzend, über das Traumleben der Seele und das Hereinragen einer Geisterwelt zu belehren versucht und an den deutschen Quellen von Stilling, Schubert, Eschenmayer, Kerner, Passavant u. s. w. geschöpft.

Felicia Hemans schrieb eine ihrer besten Dichtungen und zwar die welche sie selbst als die beste erkannte: „The forest sanctuary", in einer Waschküche. Eine ausgezeichnete Stelle darin ist das Schiffsbegräbniß. 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 217. —— 4. August 1848.

Zur Literatur der Architektur.

(Fortsetzung aus Nr. 216.)

Handelt es sich nun in unsern Tagen darum die für den Cultus im europäischen Süden geeignetste Form zu bestimmen, so gebe ich mit Canina unbedenklich der Basilika den Vorzug. Denn die Basilika hat nicht nur die Erinnerung der ältesten christlichen Jahrhunderte für sich, die Gewöhnung des Italieners an ihre Gestalt, die glücklichen Versuche ihrer Wiederbelebung in der für die neuere italienische Baukunst glorreichsten Zeit: sondern sie vereint auch den Vortheil der entschiedensten Zweckmäßigkeit mit dem der höchsten künstlerischen Schönheit und Symmetrie. Ich wüßte nicht welcher andere Stil diese Erfodernisse in sich umfaßte: gewiß nicht die antike Tempelform, gewiß nicht die Nachahmungen von St.-Peter! Im Norden aber sind Verhältnisse, Erinnerungen, Stimmung verschieden, und ich fürchte, die Basilika wird uns immer etwas Fremdes bleiben: sie wird ein antiquarisches Interesse erregen statt in das Volksbewußtsein überzugehen. Der gothische Dom mit seinen aufstrebenden Spitzbogen, seinen in Dunkel sich verlierenden Wölbungen, seinen schattenwerfenden Pfeilermassen und seinen farbigen Scheiben wird uns stets die wahre Kirche erscheinen; die Basilika hingegen mit ihrem Säulenwald, ihren geraden Linien, ihrer flachen Decke und ihrem volleinströmenden Licht wird dem deutschen Volke zu viel vom Charakter des Saals an sich tragen. Liturgische Hindernisse treten hier durchaus nicht ein insofern es sich um den katholischen Gottesdienst handelt: ob aber die Basilika sich für den protestantischen Cultus eignen wird ohne daß man der Schönheit ihrer Form und Verhältnisse Gewalt anthut, müssen Versuche in größerm Maßstab als die bisherigen lehren, der berliner Dom namentlich, wenn in diesen geringe Ruhe verheißenden Zeiten die Ausführung dieses kostspieligen Baus in der beabsichtigten Ausdehnung und Weise zu Stande kommt.

Die Kupfertafeln des Canina'schen Werks enthalten die bis jetzt reichste Sammlung von hier in Betracht kommenden Monumenten, von der Vitruvischen Basilika und den altrömischen Bauten an bis auf das 15. Jahrhundert. Die Reihe der christlichen Basiliken beginnt mit der sogenannten Siciniana (S.-Andrea in cata barbara), jetzt in das Kloster der Camaldulensernonnen von Sant' Antonio Abate bei Sta.-Maria maggiore in Rom eingeschlossen, und schon zu Ciampini's Zeit, der sie übrigens sah und beschrieb („Vetera monimenta", I), zu andern Zwecken verwendet. Ob man in diesem Gebäude eine wirkliche Basilika vor sich hat, lasse ich dahingestellt sein; jedenfalls dürfte es gewagt erscheinen von Form und Disposition desselben Schlüsse ziehen zu wollen. Wir haben hier ein einschiffiges Langhaus vor uns, bei welchem die gewöhnliche bauliche Einrichtung blos in der Wanddecorirung angedeutet erscheint: eine der ältesten christlichen Kirchen jedenfalls, wahrscheinlich heidnischer Zeit angehörend und in spätern Jahrhunderten durch Hinzufügung des Musivschmucks der Absis, als dessen Urheber man den Papst Simplicius im J. 468 kennt (Ciampini a. a. O., S. 242 fg., hat irrthümlich das Jahr 643), und sonstige Anordnung dem herrschenden Basilikenstil einigermaßen angenähert. Es folgen Sant' Agnese an der Via Romentana bei Rom, S.-Clemente in Rom, S.-Felice zu Nola und die fünfschiffige Kirche der Geburt zu Bethlehem, als diejenigen Bauten an denen vereint die älteste Einrichtung am leichtesten und vollständigsten sich nachweisen läßt, nicht als gehörten sie sämmtlich der frühesten Zeit an, sondern weil an ihnen entweder die geringsten Veränderungen oder aber Restaurationen im ursprünglichen Sinne stattgefunden haben, oder endlich mit Hülfe von Beschreibungen, wie jene der Kirche von Nola vom heiligen Paulinus, die Ergänzung des noch Vorhandenen sicher an die Hand gegeben ist. Die übrigen Basiliken kommen sodann an die Reihe. Zunächst die römischen, eine äußerst ansehnliche Zahl, an denen allein schon die Geschichte der Kirchenbaukunst sich erläutern läßt: S.-Lorenzo fuori le mura, mit S.-Agnese und S.-Clemente in architektonischer Hinsicht die interessanteste von allen, Sta.-Croce in Gerusalemme, im 18. Jahrhundert durch Umbau sehr entstellt, Sta.-Maria in Trastevere, S.-Grisogono, Sta.-Maria Araceli, mit Ausnahme des Mittelschiffs sehr verändert, Sti.-Quattro Coronati, mehrmals wesentlich umgebaut, Sta.-Maria in Cosmedin, Sta.-Prassede, Sta.-Sabina, Sta.-Maria in Domnica, SS.-Nereo ed Achilleo, S.-Marco, S.-Martino ai monti, Sta.-Prisca, S.-Pietro in vincolis, S.-Sabba, S.-Giovanni a porta latina, S.-Giorgio in ve-

labro, S.-Michele in Sassia, Sta.-Pudenziana, Sta.-Cecilia (die alten Säulen in Pilaster eingeschlossen, wie noch mit andern dieser Kirchen geschehen), S.-Anastasia, S.-Alessio, SS.-Cosma e Damiano, Sta.-Maria maggiore, und die lateranische, die Peterskirche und die Paulskirche in ihrem frühern Bestande. Die außerrömischen Bauten schließen sich an, zuerst die außerordentlich merkwürdigen und schönen sowie zum Theil besonders wohlerhaltenen ravennatischen, Sant' Apollinare in Classe vor der Stadt, S.-Apollinare nuovo, der alte im vorigen Jahrhundert gänzlich veränderte Dom S.-Lorenzo, und Sant' Agata maggiore, Sta.-Maria zu Toscanella, SS.-Apostoli zu Florenz, die Dome von Torcello in den Lagunen Venedigs, von Pola und Parenzo an der Küste Istriens. Nun kommen die zum Theil unter orientalischen Einflüssen entstandenen runden, achteckigen und sonst in ungewöhnlichen Formen aufgeführten Kirchen, die Baptisterien und die zu Gotteshäusern verwandten alten Tempel und Grabmausoleen: die in ihrer Zusammensetzung aus Rundbau und Langschiff mit halbkreisförmigem Abschluß ganz eigenthümliche Grabkirche zu Jerusalem, deren Reconstruction nach der Schilderung bei Eusebius hier versucht ist, da ihre gegenwärtige Gestalt nach mehrfachem Umbau eine sehr veränderte geworden; die Grabkapellen der heiligen Helena (Tor Pignattara) und der Konstantia bei Rom und der Galla Placidia (SS.-Nazario e Celso) zu Ravenna, Sto.-Stefano rotondo in Rom, Sant' Angelo in Perugia, Sta.-Maria maggiore bei Nocera, S.-Tommaso in limine da Bergamo, die Taufkapellen des Lateran und zu Ravenna, S.-Urbano alla Caffarella bei Rom (Bacchustempel), das Pantheon des Agrippa, die Sophienkirche zu Konstantinopel, S.-Vitale zu Ravenna und die nach dem Muster dieses Achtecks errichtete Münsterkirche Karl's des Großen in Aachen, welche auf die Architektur der Karolingerzeit in den Rheinlanden mehrfachen Einfluß übte.

Den Beschluß der langen Reihe machen diejenigen Kirchen welche die verschiedenen in frühern und spätern Zeiten des Mittelalters entwickelten Baustile des Orients und Occidents charakterisiren bis zur Rückkehr zur Basilika in Italien: die Kirchen von Digur in Armenien, von Ancyra in Kleinasien, vom Kloster Vurcano in Griechenland, die athener Kathedrale und die Theotokoskirche zu Konstantinopel, S.-Miniato bei Florenz, S.-Michele zu Pavia, S.-Flavian zu Montefiascone, S.-Ambrogio zu Mailand, alle vier letztgenannten Uebergangsbauten von der Basilika zum mittelalterlichen Stil; die Capitolkirche zu Köln, die Marcuskirche zu Venedig, die Dome von Monreale, Pisa und Orvieto, Notre-Dame von Paris, diejenige Kirche germanischen Stils welche vermöge ihrer innern Anlage am meisten von der Basilikendisposition hat; der kölner Dom endlich und Sto.-Spirito in Florenz. Die übrigen Kupfertafeln gehören den besprochenen Bauplänen an. Wie man sieht, ist hier eine außerordentlich reiche Sammlung geboten, an welcher man die verschiedenen Phasen der Kirchenbaukunst des von classischen Einflüssen mehr oder minder beherrschten oder influencirten Theils von Europa von den römischen Kaiserzeiten an bis zum 15. Jahrhundert verfolgen kann: eine Sammlung von Grund- und Aufrissen, und perspectivischen Ansichten, bei deren Gebrauch man indeß nicht außer Acht lassen darf, daß, da hier die spätern Veränderungen weggeblieben und manche Restaurationen vorgenommen worden sind, in speciellen Fällen Eines und das Andere hypothetisch bleibt, obgleich Canina im Ganzen mit Mäßigung wie mit Beachtung der entsprechenden Theile entsprechender Gebäude dabei verfahren ist. Hier und da hätte indeß sowol in dieser Hinsicht wie in Betreff des Textes, dem es bisweilen an Schärfe der Charakterisirung und Entwickelung des Einzelnen fehlt, eingreifendere Kritik geübt werden können. Die vielen Abbildungen, welche Musive, Ornamente, Proben vom Opus Alexandrinum des Fußbodens (so von dem besonders schönen in Sta.-Maria maggiore), Decken, Bronzethüren, Baudetails enthalten, sind eine werthvolle Zugabe zu den Plänen und Aufrissen, für Solche namentlich denen Ciampini's Werk nicht zur Hand ist, welches wie bekannt eine ansehnliche Reihe von Musiven enthält, an denen indeß leider die Ausführung zum Theil so vernachlässigt ist, daß sie nur eben eine Idee der Originale geben. Besonders erwünscht ist die ausführliche und sorgsame Behandlung welche Canina der Basilika Liberiana (Sta.-Maria maggiore) hat zu Theil werden lassen, die auch heute noch die in sich vollendetste und harmonischste, in ihrer Eigenthümlichkeit der Hauptform nach eine der am wenigsten beeinträchtigten und überhaupt die schönste aller mir bekannten Bauten dieser Gattung, wie S.-Clemente die merkwürdigste hinsichtlich der Erhaltung der durch die alte Liturgie bedingten innern Einrichtung.

(Der Beschluß folgt.)

Die Indianer Nordamerikas ꝛc. von G. Catlin. Nach der fünften englischen Originalausgabe deutsch herausgegeben von Heinrich Berghaus.

(Beschluß aus Nr. 216.)

Unter den vielen merkwürdigen Sitten und Eigenthümlichkeiten der nordamerikanischen Indianer fällt ganz vorzugsweise das Tragen des langen Haars auf. „Es ist bereits oben bemerkt worden", sagt der Verf., „daß die meisten Krähen-Indianer sechs Fuß groß sind, und dennoch ist bei Vielen das Haar so lang, daß es beim Gehen den Boden berührt und in einigen Fällen sogar noch einen Fuß lang auf demselben hinschleppt. Es verleiht Dies ihren Bewegungen eine ungemeine Grazie und Schönheit. Sie bestreichen ihr Haar gewöhnlich jeden Morgen reichlich mit Bärenfett und Dies ist vielleicht eine, wenn auch nicht die einzige Ursache der ungemeinen Länge desselben; denn die übrigen Stämme dieser Gegend befolgen dasselbe Verfahren, ohne jedoch dasselbe Resultat zu erlangen. Nur die Mandaner und Sioux haben ebenfalls sehr starkes Haar, welches auch bei ihnen fast bis auf die Erde reicht. Diese ungewöhnliche Länge des Haars bei den Krähen-Indianern beschränkt sich jedoch nur auf die Männer; die Frauen haben zwar auch schönes, glänzendes und starkes Haar, aber entweder verstehen sie nicht es so zu pflegen, oder sie dürfen es nicht so lang tragen wie die Männer, die auf ihr langes Haar sehr stolz sind. In manchen Fällen müssen die Frauen das Haar ganz abscheren." Von dem einen Häuptling dieses

Stammes erzählt der Verf., daß sein Haupthaar eine Länge von zehn Fuß gehabt und daß er hiernach den Namen „Langhaar" erhalten habe. Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn sich Herr Catlin genau davon überzeugt hätte, ob dies Haar seine Länge auch rein nur von Natur und nicht durch künstliche Anknüpfungen erhalten habe. Wer kennt nicht das Streben und die Geschicklichkeit der Indianer durch Kunst der Natur nachahmen und es ihr zuvorthun zu wollen.

Bei dem einen Häuptling, Mah-to-toh-pa (die vier Bären), welcher nicht blos in Worten, sondern durch die That sich dankbar beweisen wollte für das von Catlin angefertigte Gemälde, war Letzterer zu Gaste gebeten. Dieser Besuch ist sehr interessant und gewährt einen tiefern Blick in das häusliche Indianerleben. „Eines Tages", sagt der Verf., „kam er um 12 Uhr Mittags, prächtig gekleidet, in meine Hütte, legte seinen Arm in den meinigen und führte mich auf die höflichste Weise durch das Dorf in seine Hütte, wo ein sorgfältig bereitetes Mahl meiner wartete. Seine Hütte war sehr geräumig, denn sie hatte 40—50 Fuß im Durchmesser und etwa 20 Fuß Höhe. In der Mitte befand sich ein mit Steinen ausgesetztes Loch von etwa 5—6 Fuß Durchmesser und 1 Fuß tief, worin das Feuer brannte über welchem der Kessel hing. Ich mußte mich nahe am Feuer auf eine sehr sinnreich mit Hieroglyphen bemalte Büffelhaut setzen. Er selbst saß auf einer andern in einiger Entfernung von mir, und die Schüsseln standen auf einer hübschen Binsenmatte zwischen uns. Das einfache Mahl bestand aus drei Schüsseln. Eine derselben, eine irdene, etwa von der Form eines Backtrogs, enthielt Pem-i-kan und Knochenmark; die beiden andern waren von Holz. In der einen befanden sich köstlich geröstete Büffelrippen, in der andern eine Art Pudding aus dem Mehl der Pomme lanche (Psoralia esculenta), eine Art Rübe der Prairie, mit Büffelbeeren gewürzt, die hier in großer Menge eingesammelt und zu verschiedenen Speisen verwendet werden. Neben den Schüsseln lag eine hübsche Pfeife und ein aus Otternfell gemachter Tabacksbeutel mit K'nick-k'neck oder Indianertaback (Rinde der rothen Weide, Cornus sericea) gefüllt. Als wir uns gesetzt hatten, nahm mein Wirth die Pfeife, stopfte sie bedächtlich und statt sie am Feuer anzuzünden, zog er Stahl und Stein aus der Tasche hervor, und nachdem er sie in Brand gesetzt hatte und zwei starke Züge daraus gethan, reichte er mir die Spitze hin, worauf ich ebenfalls einige Züge that, während er das Rohr in der Hand behielt. Sodann legte er die Pfeife weg, zog sein Messer aus dem Gürtel, schnitt ein kleines Stück Fleisch ab und warf es mit den Worten: «Hopi-ni-schih wa-pa-schih» ins Feuer." Darauf ward Catlin aufgefodert zu essen. Er folgte dieser Auffoderung. Der Wirth aß aber nicht mit, sondern besorgte währenddem das Stopfen der Friedenspfeife, welche nach der Mahlzeit die Runde machte. Von dem Pemikan berichtet der Verf., daß derselbe ein Nahrungsmittel sei welches in diesem Lande ebenso allgemein genossen wird wie in der civilisirten Welt das Brot. Man verfertigt es aus hart getrocknetem Büffelfleisch, welches in einem hölzernen Mörser so lange gestoßen wird, bis es so fein wie Sägespäne geworden ist, worauf man es dann in Blasen oder Säcke von Leder packt und in diesem Zustande durch die ganze Welt versenden kann. Das Knochenmark sammeln die Indianer aus den Büffelknochen, die sie zerschlagen und auskochen; das so gewonnene Mark wird dann in Büffelblasen gegossen, in denen es zu einem festen Talg erstarrt. Es vertritt den Platz der Butter und wird als alltägliche Speise mit dem eben erwähnten Pemikan wie bei uns das Butterbrot genossen. „Während ich in dem Wigwam speiste", fährt der Verf. am Schlusse fort, „herrschte daselbst eine Todtenstille, obgleich wir nicht allein waren; denn dieser Häuptling hatte, gleich den meisten andern, mehre Frauen, und Alle — sechs oder sieben — saßen an den Wänden der Hütte auf Büffelhäuten oder Matten, durften aber nicht sprechen; dagegen waren sie stets aufmerksam auf die Befehle ihres Gebieters, die durch Zeichen mit der Hand gegeben und von ihnen sehr gewandt und schweigend vollzogen wurden. Als ich weggehen wollte, schenkte mir der Häuptling die Pfeife aus der wir geraucht und die Büffelhaut auf der ich gesessen hatte. Letztere nahm er von der Erde auf und erklärte mir durch Zeichen, daß die Malerei auf derselben die Gefechte darstellte in welchen er gekämpft und 14 Feinde mit eigener Hand getödtet habe; zwei Wochen habe er dazu gebraucht dies für mich zu zeichnen, und mich nun eingeladen um mir diese Büffelhaut zu schenken. Ich hing dieselbe über die Schultern, und er führte mich am Arm zurück in meine Hütte."

Die Büffeljagd ist das großartigste Element des Lebens der nordamerikanischen Indianer. Klug, kühn und gewandt, voll Kraft und Sicherheit, wie man es von den größten Helden des classischen Alterthums nur zu rühmen gewohnt ist, zeigt sich der wilde Jäger. Als sich unser Verf. auf seiner Reise durch die Prairien unter den Mönnitarriern aufhielt, wurde eines Morgens plötzlich die Ankunft einer Heerde Büffel angekündigt. „Sogleich ritten mehr als hundert junge Leute mit ihren Waffen nach der Prairie, und deren Häuptling sagte mir, daß eins seiner Pferde an der Thüre seines Wigwams für mich bereit sei, wenn ich der Jagd beiwohnen wollte. Ich nahm die freundliche Einladung an, bestieg mein Pferd und galopirte mit den Jägern nach der Prairie, wo wir bald eine grasende Büffelheerde in der Ferne erblickten. Es wurde nun Halt gemacht und die Angriffsweise berathen. Ich hatte nur Bleistifte und Skizzenbuch bei mir und hielt mich daher meist im Hintergrunde, wo ich Alles genau beobachten konnte." Man kam überein die Jäger zu einem weiten Kreise auszudehnen und das Wild allmälig näher rückend zu umzingeln. „Als endlich die sorglose Heerde den Feind witterte und in der größten Verwirrung die Flucht ergriff, jagten die Reiter in vollem Galop und mit furchtbarem Geschrei nach dem Punkte hin wo die Büffel die Linie durchbrechen wollten, worauf diese plötzlich umkehrten und nach der entgegengesetzten Richtung flohen, wo sie auf ähnliche Weise empfangen wurden und nun in die größte Verwirrung geriethen. Unterdeß waren nun alle Jäger herbeigekommen und bildeten eine zusammenhängende Linie um die erschreckten Thiere, welche sich dicht aneinander drängten, und nun begann die eigentliche Jagd. Es erhob sich bald eine dichte Staubwolke da wo die Jäger herumgalopirten und mit Pfeilen und Lanzen die Büffel angriffen, die oft, durch tödtliche Wunden wüthend gemacht, sich mit gesträubter Mähne gegen das Pferd ihres Feindes kehrten, es mit einem einzigen Stoße tödteten und die Reiter zwangen ihr Leben durch die Flucht zu retten. Zuweilen, wenn die dichte Masse der Büffel sich öffnete, drangen die Jäger, nur auf ihre Beute erpicht und durch den Staub verhindert sich zu sehen, mitten zwischen die Büffel hinein und waren dann genöthigt, um ihr Leben zu retten, über die Rücken der Büffel hinwegzusteigen, während sie die Pferde ihrem Schicksale überlassen mußten. Viele Reiter verloren in diesem verzweifelten Kampfe ihre Pferde und retteten sich nur durch die Schnelligkeit ihrer Füße. Manche, denen die Büffel von welchen sie verfolgt wurden bereits ganz nahe waren, sprangen plötzlich auf die Seite und warfen das Stück Büffelhaut welches sie um den Leib trugen den wüthenden Thieren über die Hörner und Augen und tödteten sie mit dem Pfeile oder der Lanze. Auf diese Weise verwandelte sich die Jagd bald in einen verzweifelten Kampf, der etwa 15 Minuten währte und mit der Vernichtung der ganzen, gewiß aus mehren Hundert Stück bestehenden Heerde endigte."

Es ist nur traurig, daß diese Büffeljagden oft um der niedrigsten Zwecke willen angestellt werden. Die Pelzhändler erhandeln die Büffelhäute gewöhnlich um Branntwein. Der Indianer erhält für jede Büffelhaut nur ein Nösel Branntwein! Und jährlich werden an 200,000 Büffelhäute ausgeführt. Die Zungen der getödteten Thiere bleiben ebenfalls nicht im Lande, und das Fleisch, was oft gar nicht bewältigt

werden kann, bleibt den Bären, Wölfen und andern Raubthieren zur Beute liegen. „Als ich", erzählt unser Verf., „im Mai 1832 bei meiner Fahrt den Missuri aufwärts in Fort Pierre ankam, erzählte mir Herr Loidlaw, daß wenige Tage zuvor auf der andern Seite des Flusses sich eine zahllose Büffelheerde gezeigt habe, worauf etwa 500—600 Sioux um Mittag zu Pferde durch den Fluß gesetzt und gegen Sonnenuntergang mit 1400 frischen Büffelzungen zurückgekehrt seien, für die sie nur einige Gallonen (vier Quart) Branntwein foderten, die sofort ausgetrunken wurden. Dies Tödten der Büffel zu einer Zeit als die Häute ohne Pelz und mithin ohne Werth waren und im Lager sich große Fleischvorräthe befanden, ist ein schlagender Beweis von der Sorglosigkeit des indianischen Charakters. In diesem merkwürdigen Lande, wo weder Gesetz noch gesellschaftliche Verordnungen dem armen Indianer den Trunk als ein Laster oder eine Unschicklichkeit darstellen, hält er es für etwas Harmloses sich dem Genusse des Branntweins hinzugeben, so lange er noch im Stande ist sich dies köstliche Getränk zu verschaffen. Sie halten die Weißen für klüger und glauben ihrem Beispiele folgen zu müssen — aber alle Weißen die sie in ihrem Lande sehen verkaufen ihnen Branntwein und die meisten trinken selbst. Die Indianer finden bald Geschmack daran, und um denselben zu befriedigen, suchen sie so viel Büffel als möglich zu tödten, um für deren Häute u. s. w. verdünnten Alkohol zu kaufen, der ihnen mit vier Dollars das Gallon berechnet wird."

Von der grausamen Sitte der Indianer die alten Leute auszusetzen, welche bei allen Stämmen der Prairie herrschend sein soll, liefert der Verf. ein sehr anziehendes, rührendes Bild. „Als wir im Begriff waren", erzählt der Verf., „das Dorf Puncahs zu verlassen, sahen wir, daß sie ihre Wigwams abbrachen und ihre Habseligkeiten einpackten, um weiter im Westen Büffel zu jagen und Fleisch für den Winter zu trocknen. Der Agent für die Indianer, Major Sandford, lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen alten abgemagerten Mann der, wie ich erfuhr, ausgesetzt werden sollte. Dieser Unglückliche war einst Häuptling und ein angesehener Mann seines Stammes gewesen, jetzt aber zu alt um eine Reise mitzumachen die mit Entbehrungen aller Art verknüpft war. Er saß bei einem kleinen Feuer, neben ihm befanden sich einige halb abgenagte Knochen und eine Schüssel mit Wasser, und zu seinem Schutze hatte man eine Büffelhaut über eine Stange gebreitet. Er selbst hatte seine Freunde und Kinder aufgefodert ihn zu verlassen. «Meine Kinder», sagte er, «unser Volk ist arm, und es ist nothwendig, daß ihr in das Land geht wo ihr euch Fleisch verschaffen könnet, — meine Augen sind dunkel und meine Kräfte sind verschwunden, meine Tage sind gezählt und ich bin meinen Kindern zur Last, ich kann nicht gehen und wünsche zu sterben.» Nachdem er diese Worte gesprochen und Alle Abschied von ihm genommen, ging ich zu ihm und war wol das letzte menschliche Wesen welches sich ihm näherte. Ich setzte mich zu ihm, und obgleich er mich nicht deutlich sehen konnte, so drückte er mir doch herzlich die Hand und es schien ihm wohlzuthun, daß ein weißer Mann ihm Mitleid bewies; denn ein Lächeln flog über seine starren Züge. Als ich einige Monate später auf meiner Fahrt stromabwärts hier wieder vorüberkam, ging ich mit meinen Gefährten ans Land und fand die Büffelhaut und die Stange noch so wie ich sie damals verlassen, aber wenige Schritte von der Stelle wo das Feuer gewesen war lagen der Schädel und die Knochen des alten Mannes, von denen die Wölfe das Fleisch abgenagt hatten."

In ähnlicher Weise bespricht der Verf. alle Sitten und Gebräuche dieser interessanten Völkerstämme, immer anziehend und belehrend durch das ganze Buch hindurch. Hoffentlich werden die hier mitgetheilten Beispiele vollkommen genügen die Leser dieser Blätter zum Selbstlesen des Buchs geneigt zu machen, und in dieser Hinsicht macht Ref. nur noch auf das 20. Capitel ganz besonders aufmerksam, welches außer der Beschreibung der religiösen Gebräuche und der Regenbeschwörung auch noch über die entsetzlichsten Selbstmartern spricht womit die muthigsten und kräftigsten jungen Männer sich peinigen und peinigen lassen, um dadurch ihre Befähigung zu Häuptlingen an den Tag zu legen. Die Qualen unserer mittelalterlichen Folterkammern sind Kinderspiele dagegen.

Nun auch noch ein Wort über den deutschen Bearbeiter dieses Werkes. Berghaus' Selbständigkeit tritt hier sehr bescheiden in den weniger beachteten Hintergrund, indeß ist er doch immer noch bedeutend mehr als ein guter Uebersetzer einer guten Schrift; und überhaupt ist sein Verdienst um die Herausgabe des Werkes viel größer als es für den ersten Augenblick scheinen möchte. So weiß der geniale Ethnograph durch die eingeschaltenen Noten seine denkenden Leser immer sehr geschickt auf den interessanten Standpunkt einer vielseitigen Vergleichung emporzuheben. Auch ist es wahrlich kein Kleines, wenn auch ein rein passives Verdienst, daß Berghaus zur Förderung der guten Sache seinen berühmten Namen an die Spitze des Werkes gesetzt hat. Dadurch hat er bewirkt, daß man das Unternehmen mit zuversichtlichem Vertrauen als ein bedeutungsvolles ins Auge faßt.

Berghaus ist seit einiger Zeit ämsig thätig in der Bearbeitung sehr interessanter ethnographischer Bilderwerke. Kaum haben seine „Völker des Erdballs" die Presse verlassen, so führt er uns auch schon wieder eine neue, die vorliegende Schrift zu, welche ganz ähnlich wie die vorhergehende glänzend ausgestattet ist. Diese schriftstellerische fleißige Rührigkeit verdient eine um so beifälligere Anerkennung, als dadurch eine in der deutschen Bildungsentwickelung längst gefühlte Lücke zur befriedigenden Ausgleichung gebracht wird. Denn gerade die Seite der Ethnographie welcher Berghaus von ganzer Seele zugethan, worin er ein großer Mann geworden ist, übt auf die allgemeine Veredlung und Bildung des geistigen Menschen eine mächtig erhebende Kraft aus. 25.

Historische Miscellen.

Der heilige Bonifacius, welcher (722) als Apostel der Christenlehre in Deutschland auftrat, mußte zu seinem großen Misfallen bemerken, daß daselbst Pferdefleisch als eins der köstlichsten Gerichte galt. Er fragte daher bei dem Papste Gregor III. an, wie er sich desfalls zu verhalten habe. Der Papst antwortete: „Inter cetera agrestem caballum aliquantos comedere adiunxisti, plerosque et domesticum. Hoc nequaquam fieri deinceps, sanctissime Frater, sinas, sed quibus poteris Christo iuvante modis per omnia compesce, et dignam eis impone poenitentiam: immundum est enim atque execrabile." Bonifacius konnte aber dieses Verbot nicht durchsetzen. Er fragte daher noch einmal bei dem Nachfolger des Gregor, dem Papste Zacharias, an, der aber das Vorige bestätigte und das Verbot noch erweiterte, indem er schrieb: „Inprimis de volatilibus, id est, graculis et corniculis, atque ciconiis, quae omnino cavendae sunt ab esu Christianorum; etiam et fibri atque lepores, et equi silvatici multo amplius evitandi." Wenn daher nach mehr als 1100 Jahren die alte Liebhaberei für Pferdefleisch, wie es hier und da den Anschein hat, bei den Deutschen wieder erwachen sollte: so können sich dieselben jetzt damit beruhigen, daß ihnen wenigstens in diesem Stücke ein geistliches auch noch etwa auf andere vermeintliche Leckerbissen sich erstreckendes Verbot nicht so leicht in den Weg treten dürfte.

Der am 15. Febr. 1763 geschlossene Hubertsburger Friede, welcher dem Siebenjährigen Kriege in Deutschland ein Ende machte, erschien so willkommen, daß sein ganzer Inhalt in einer damals erschienenen Wochenschrift welche den Titel führte: „Der Apotheker", in Verse, oder vielmehr Reime gebracht dem Publicum zum Besten gegeben wurde. 67.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 218. —— 5. August 1848.

Zur Literatur der Architektur.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Einen von dem des Canina'schen Werks ganz verschiedenen Charakter trägt die Zestermann'sche Schrift. In jenem waltet, wie schon bemerkt, die künstlerisch-praktische Behandlungsweise vor, in dieser die philologisch-kritische. In dieser Hinsicht hat das Buch ein wesentliches Verdienst; denn die Stellen der alten Schriftsteller sind mit großem Fleiße gesammelt, mit nicht gewöhnlichem Scharfsinn gesichtet und erläutert, und es ist aus ihnen die Construction der antiken Basilika mit einer zu Gunsten der ganzen Forschung einnehmenden gewissenhaften Genauigkeit des Details versucht worden, welche Dasjenige übertreffen dürfte was bisher von Andern geleistet worden ist. Dies Lob muß jeder Billige dem Verf. ertheilen. Ein Mangel aber fällt bei dieser Forschung in die Augen: der Verf. hat keine Autopsie zu derselben mitgebracht, es fehlt ihm die lebendige Anschauung welche so Manches klar werden läßt was selbst bei dem eifrigsten und eindringendsten Studium der Autoren dunkel bleibt, handelte es sich auch nicht um eine Kunst wie die Architektur, und, wie hier wesentlich der Fall, um einen Schriftsteller der zu so vielen Zweifeln Anlaß gibt wie Vitruv.

Die Betrachtung der vorchristlichen Basiliken liegt dem Zwecke gegenwärtiger Anzeige fern, und mit ihr muß die Beurtheilung des eigentlich philologischen Theils des Buchs einer gelehrten Kritik vorbehalten bleiben, während hier nur auf den allgemeinen Gang und die hauptsächlichsten Resultate der Untersuchung hingedeutet werden kann. In der ersten Abtheilung bespricht Hr. Zestermann die Basileios Stoa der Athener, welche gemeiniglich als Urtypus der nachmaligen Basilika der Römer angenommen wird, und sucht vorerst nachzuweisen, daß der Name dieser Halle keine Berechtigung gebe an einen Zusammenhang derselben mit jenen spätern Römerbauten zu denken, indem dieser Name nicht Basilika oder Στοὰ βασιλική, sondern βασίλειος στοά, königliche Halle, oder στοὰ τοῦ βασιλέως, Halle des Königs, gewesen sei. Die Form dieser Königshalle aber habe höchst wahrscheinlich mit der Form anderer geschlossenen Säulenhallen der Griechen übereingestimmt und mithin nichts Eigenthümliches gehabt. Daß sie von den übrigen Griechen vielfach nachgeahmt worden und endlich sogar auf die Römer übergegangen sei, lasse sich durch kein Zeugniß der Alten beweisen. Positive Zeugnisse für die athenische Königshalle als Muster der römischen Basiliken sind allerdings nicht vorhanden. Aber ein Zusammenhang zwischen den römischen und den griechischen Gerichtssälen liegt um so näher, als das Princip der Grundform bereits in frühern Bauten gegeben scheint, will man auch von der in manchen Dingen auffallenden Uebereinstimmung der hypäthrischen Tempel absehen: in jenen großen säulengetragenen Sälen bei den ägyptischen Tempeln nämlich, deren mittlerer Gang über die Nebengänge erhöht war. Diese ägyptischen Säle dienten zur Untersuchung religiöser Angelegenheiten, die Königshalle in Athen diente zum Gerichtslocal, mag man dies in weiterer oder engerer Bedeutung des Worts nehmen; und will man auch nicht geradezu behaupten, daß etwa durch griechische Baumeister Form und Benennung nach Rom verpflanzt worden seien, so liegt es doch nahe zu glauben, daß, als man die im Alterthum mehrfach gebrauchte Form der geschlossenen Portiken in letzterer Stadt für Gerichtssäle anwandte die für diesen besondern Zweck das Forum ersetzen sollten, der auszeichnende Name der athenischen Gerichtshalle in einer bereits gräcisirenden Epoche als unterscheidende Bezeichnung gebraucht wurde. Daß man den Namen latinisirte, darf nicht auffallen: wenigstens scheint diese Latinisirung näher zu liegen als die Annahme, daß man unter der Benennung Basilica porticus nichts Anderes zu verstehen habe als einen herrlichen wunderbaren Bau, da das griechische Wort sich mit dieser Bedeutung in der lateinischen Sprache eingebürgert habe. Die Umwandlung eines etwas so ganz Allgemeines ausdrückenden Adjectivs in einen Gattungsnamen für eine wichtige Classe von Gebäuden dürfte mehr Wunder nehmen als der Verf. zu glauben scheint, um so mehr wenn man bedenkt, daß der specielle griechische Name eines nach Form und Bedeutung wenigstens verwandten Gebäudes sich so natürlich darbot. Es kommt noch dazu, daß Eusebius die christliche Basilika zu Tyrus βασίλειος οἶκος nennt, Beweis genug, daß die Verschiedenheit des Namens weder maßgebend noch überhaupt so entschieden ist wie Hr. Zestermann annimmt.

Von den Basiliken des alten Roms handelt die zweite

Abtheilung. Nachdem die geschichtlichen Daten über diese Gebäude, deren ältestes, die Basilika Porcia, im Jahre der Stadt 570 errichtet worden, deren berühmteste die Aemilia, die Julia und die Ulpia waren, zusammengestellt worden, folgt die Erläuterung der Form der forensischen Basiliken. Wie der Verkehr in den Basiliken ein Spiegelbild des Verkehrs auf dem Forum, so sei auch die Basilika selbst ihrer Anordnung nach eine leicht zu erkennende Nachahmung des Forums, weshalb das Urbild derselben nicht in Griechenland zu suchen, sondern in Rom selbst zu finden sei, sodaß Roms großartigste Gebäude dem römischen Geiste ihren Ursprung verdanken. Der Verf. nimmt hier, was überhaupt in dem Gange seiner Forschung bemerklich, eine zu scharfe Sonderung vor, und wenn man ihm selbst in der Ansicht von der Reproduction des Forums und seines Lebens innerhalb des Raums der Basilika in dem Maße wie er sie entwickelt beistimmen will, so würde Dies noch keinen Beweis gegen die Entlehnung der Grundidee aus einem Lande liefern welches in den politischen Institutionen so manche Aehnlichkeit mit Rom hatte, wie es ihm in den bildenden Künsten die Muster lieferte. Die Annahme in Betreff der Anordnung der Catonischen Basilika (S. 109) ist übrigens eine lediglich auf jene spätern Bauten begründete, indem uns von jener Nichts bekannt ist. Auf die in dem Buche hier folgende Deutung des Namens ist schon oben geantwortet.

Ein paar Punkte der Forschung müssen hier noch speciell erwähnt werden. Der Verf. stellt (S. 72 fg.) das Dasein der Absis der alten Basiliken in Abrede. Man kann zugeben, daß Bunsen und Andere zu weit gegangen sind, indem sie die Absis oder Exedra als das unterscheidende Merkmal der Basiliken bezeichnen, da das Vorkommen von solchen Gebäuden ohne Absis, ohne halbkreisförmigen oder viereckigen Ausbau, unzweifelhaft ist. Aber die Absis darum leugnen zu wollen ist geradezu eine Verirrung: weder die von der gewöhnlichen abweichende und mir, ich gestehe es, durchaus nicht einleuchtende Erklärung des Vitruvischen Passus in der Beschreibung der Basilika zu Fano (V, 1, 4—10), noch die Annahme, daß auf dem bekannten capitolinischen Fragment des Stadtplans, wo ein Halbkreis und daranstoßend ein Theil eines Basilikenlangschiffs vorkommen, zwei voneinander unabhängige Gebäude dargestellt sind (S. 75 fg.), dürften vor den Monumenten die Probe bestehen. Von diesen Monumenten nenne ich eins, die Konstantinische Basilika an der Via sacra in Rom. Daß sie in mancher Hinsicht von den gewöhnlichen Bauten dieser Gattung abweicht, fällt so in die Augen, daß es unnöthig ist länger dabei zu verweilen: in diesem Gebäude oder, wie Hr. Zestermann sich sehr uneigentlich ausdrückt, „Gemäuer" aber „die Reste einer christlichen Kirche aus dem 7. oder 8. Jahrhundert" zu finden (S. 120), ist der überraschendste Misgriff, und zeigt wie schwer es ist Monumente nach bloßer Bücherkunde zu beurtheilen. Gewiß ist nie der entfernteste Gedanke daran irgend Einem gekommen der vor diesem mächtigen Bauwerk gestanden ist, welches auf die Entwickelung der spätern Architektur so überwiegenden Einfluß übte. Das Vorkommen eines tieferliegenden Mosaikfußbodens kann Keinen wundern welcher bedenkt, wie in dieser Stadtgegend jede Handbreit Bodens mit Bauten bedeckt war, die sogar den Raum des eigentlichen Forums immer mehr in Anspruch nahmen. Einer der Mitarbeiter an der großen „Beschreibung der Stadt Rom", Prof. Urlichs in Greifswald, hat vor kurzem ein Schriftchen, „Die Absis der alten Basiliken", herausgegeben, welches mir hier in Rom (April 1848) noch nicht zugegangen, in welchem aber, wie ich nach mir bekannten frühern Arbeiten des Verf. voraussetzen darf, die Existenz der Absis auch an andern Bauten dieser Gattung nachgewiesen sein muß. Die Ansprüche des neuerdings vielbesprochenen trierer Gebäudes auf den Namen einer Basilika sind freilich noch sehr zweifelhaft: darin aber mit Hrn. Zestermann (S. 124) Thermen sehen zu wollen, ist eine ungemein kühne Hypothese, selbst wenn nicht ganz in der Nähe erwiesene Thermen sich befänden. Besser ist dem Verf. die Nachweisung gelungen, daß Basiliken ohne Abtheilungen im Innern durch Säulen oder Pfeiler schwerlich bestanden haben, indem die schon obenerwähnte Kirche S.-Andrea zu Rom, will man sie auch nicht mit dem Verf. in spätere Zeit, sondern was die eigentliche Anlage betrifft in viel frühere setzen, höchstens wol nur als eine Art Reminiscenz des Basilikenbaus gelten kann, sowie, worin er mit Quast übereinstimmt, die Ausführung der Ansicht, daß der Mittelraum der Basiliken immer bedeckt war, wenngleich zu bemerken ist, daß die Stelle bei Vitruv: „Ut per hiemem sine molestia tempestatum se conferre in eas negotiatores possint", Nichts beweist, indem ja selbst unter nördlichem Himmelsstrich — ich erinnere nur an London und Antwerpen — die Börsen einen unbedeckten, von Hallen umgebenen Mittelraum haben. Nimmt man aber auch die Basilika als durchgehends bedeckten Raum an, so wird man darum doch nicht mit Roß die Existenz der Hypäthraltempel in Abrede stellen wollen.

Während der Verf., wie wir sehen, die Absis der alten Basiliken verneint, dehnt er Dies in der dritten Abtheilung, welche von den christlichen Basiliken handelt, theilweise auch auf diese letztern aus. Daß die von Eusebius beschriebene Kirche zu Tyrus ohne diesen Hemicyklus war, scheint allerdings aus der gänzlichen Nichterwähnung desselben in der sonst genauen Schilderung hervorzugehen, obgleich der Umstand daß, so viel mir erinnerlich, kein anderes Beispiel dieser Art sich findet, Zweifel erregen dürfte. Denn das andere vom Verf. angeführte Beispiel der von ihm construirten einfachsten Basilikenform als rechteckiges Oblongum ohne allen Ausbau, S.-Lorenzo fuori le mura (S. 135), gehört nicht hierher. Hr. Zestermann hat vergessen zu beachten, daß die ursprüngliche Kirche jetzt nicht mehr vollständig existirt, und die schon durch den Triumphbogen dieser ältern zweigeschossigen Basilika angekündigte Absis hinweggeräumt werden mußte, um das gegenwärtige Langschiff

mit derselben in Verbindung zu setzen. Wenn es nun (S. 152) heißt, das erste Beispiel einer Absis an einer Basilika biete uns die Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem vom Jahre 326 dar, so ist Dies jedenfalls eine irrige Behauptung. Ebenso wenig ist die Argumentation stichhaltig, daß die christliche Basilika keine Nachahmung der antiken sei (S. 158 fg.), und man kann in derselben, wenn sie auch nicht ohne Gewandtheit durchgeführt ist, nur eine neue Aeußerung der eigenthümlichen Richtung des Verf. sehen, welche den offenbaren Zusammenhang zwischen der Architektur des einen und andern Volkes, sowie zwischen den für den einen und andern Zweck bestimmten Gebäuden nicht erkennen, sondern durchaus eine in der Geschichte der Kunst und in den allgemeinen Verhältnissen nicht begründete Sonderung vornehmen will. Wer kann aber die Formübereinstimmung der antiken und christlichen Basilika in Abrede stellen? Wie wenig der aus der Absis hergeleitete Beweis gilt, dürfte sich aus dem Obengesagten ergeben. Was ferner Verschiedenheiten in der innern und äußern Einrichtung betrifft, so ist es ebenso natürlich, daß diese sich von vornherein nach den Bedürfnissen des Cultus modificiren mußte, wie die Erweiterung oder die Umgestaltung der antiken Porticus der Façade in Atrium und Propyläen die Entlehnung des Langhauses von den vorhandenen Mustern nicht auszuschließen vermag. Denn daß Atrium und Propyläen kein an sich nothwendiger Theil der christlichen Basilika, sondern eine durch liturgische Foderungen an die Hand gegebene Erweiterung des ursprünglichen Baus sind, und sich modificirten und endlich wegfielen ohne das Wesen der Basilika zu stören, als die Formen der Liturgie andere wurden, geht aus der Geschichte der christlichen Kirchenbaukunst hervor. Es klingt zwar sehr schön, die christliche Kunst habe „wahrlich nicht Ursache gehabt bei den Heiden Das zu borgen was dem christlichen Geiste vollkommen entsprechen sollte": aber man müßte dann in der Konstantinischen Zeit zugleich mit der öffentlichen Anerkennung des Christenthums von Seiten des Staats eine beinahe augenblicklich zur Entwickelung gekommene Umwandlung der äußern Verhältnisse annehmen. Diese fand aber bekanntlich nicht statt. Die lange Zeit hindurch von Vielen geglaubte Umschaffung alter Gerichtsbasiliken in christliche Kirchen ist gewiß unzulässig, und wird gegenwärtig auch wol von Niemandem mehr behauptet; aber die nach dem wirklichen Sturze des Heidenthums erfolgte Verwendung von Tempeln zu gottesdienstlichem Zwecke zeigt, wie der christliche Cultus, welcher so Manches von antiken Typen annahm, formell das Vorhandene nutzte. Der Umstand daß nur die eine besondere Form von Kirchen den Namen Basiliken führte, diese Form aber, welche den Bedingungen der christlichen Liturgie und Kirchenordnung entsprach, in allen Hauptbestandtheilen jene der ursprünglichen Gerichtsbasiliken war, spricht schon wie mich dünkt für die Identität.

Ein genaueres und tieferes Eingehen in die jedenfalls sehr bemerkenswerthe und verdienstvolle Zestermann'sche Schrift ist, wie gesagt, Aufgabe der antiquarisch-philologischen Kritik. Das Buch hat vollen Anspruch auf eine solche Besprechung, durch die Gewissenhaftigkeit der Forschung, durch den reichen gelehrten Apparat und die Tüchtigkeit der Ausführung, welche selbst von Denen anerkannt werden muß die mit einem Theil der Resultate nicht übereinstimmen. Diese Gewissenhaftigkeit spricht sich auch in denjenigen Theilen aus welche die architektonischen Regeln der Construction der antiken Basiliken erläutern. In Betreff derselben muß ich den Leser um so mehr auf das in seiner Form ziemlich gedrängte Buch verweisen, als eine Recapitulation der Untersuchung über die Grenzen einer einfachen Anzeige hinausgehen würde, und ich mich hier überhaupt mehr auf die Basilika als christliche Kirche, deren Schicksale und die Frage ihrer Anwendbarkeit beschränken zu müssen glaubte. • 68.

Musik.

1. Aphorismen über Musik von Amadeus Autodidaktos. Leipzig, C. A. Klemm. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der pseudonyme Autor vorliegenden Werks berichtet in der Vorrede, daß er dasselbe vor 23 Jahren geschrieben habe. Dieser Umstand macht uns die Heftigkeit begreiflich mit der er gegen damals geltende Lehrbücher der Composition zu Felde zieht. Da aber unterdeß fast jeden Monat irgend ein Beitrag zu diesem Zweig der musikalischen Literatur erschienen ist, so ist anzunehmen, daß seit 23 Jahren sich so manches damals Zweifelhafte aufgeklärt haben wird; andererseits ist es erwiesen, daß die meisten hierher gehörigen Werke nur als Leitfaden für den Lehrer bestimmt sind, der durch praktisch gewonnene Erfahrungen den Schüler vor den Irrwegen bewahren muß, die allerdings in der Tonwissenschaft zahlreicher als in andern Wissenschaften zu finden sind. Unser Autor beklagt sich unter Anderm, daß nach allem Arbeiten und Studiren man noch nicht componiren könne, sondern auf die Werke guter Meister verwiesen sei. Es wäre doch besser gleich damit anzufangen und Jenes zu unterlassen. Er übersieht, daß es hier ist wie beim Studium einer fremden Sprache, wo das Studium der Grammatik noch lange nicht ausreicht eine Tragödie in derselben zu schreiben.

Trotz des Titels „Aphorismen" ist in dem Werke eine planmäßige Aufeinanderfolge beobachtet. Nach Betrachtungen über den Körperbau, insbesondere den Gehörsinn und akustische Verhältnisse verbreitet sich die Darstellung über Notenschrift, Composition, Intervalle, Generalbaß, Takt, Rhythmus, Tonverwandtschaft, Accordlehre, moderne Composition und Kirchenmusik. Im Allgemeinen bemerkte Ref. wenig Neues, und sämmtliche Artikel hätten weit gedrängter und kürzer abgefaßt werden können, wenn sich der Verf. nicht darin gefiele sein Ich als höchsten Richter aufzustellen, und was von Andern herrührt als unpassend und sogar unsinnig zu verwerfen oder doch als geringfügig darzustellen.

In diesem Sinne macht Amadeus Autodidaktos den Vorschlag die übliche Notenschrift zu beseitigen, da sie viel zu schwer zu erlernen und unzweckmäßig sei, schon aus dem Grunde, daß ein und derselbe Ton durch Kreuze und bb auf verschiedenen Stufen geschrieben würde, und die Unsicherheit durch die verschiedenen Schlüssel, diese Geißel der dilettantirenden Menschheit, noch vergrößert werde. Als Ersatz werden fünf Linien geboten, auf denen ohne Schlüssel und ohne Versetzungszeichen die 13 üblichen Noten (im G-Schlüssel oder Violinzeichen gedacht) eingestrichen c, d, e, f, g, a, h, zweigestrichen c, d, e, f, g, a so angewandt werden, daß d unter dem Systeme des bedeutet, d auf der ersten Linie, es im ersten Raume, e auf der zweiten Linie steht u. s. f., wodurch das hohe a mit

einer Hülfslinie durch die Note, über dem System als zweigestrichenes c erscheint. Die Eintheilung in halbe und ganze Töne fällt weg, und die Höhe der Octaven, deren er 10 annimmt (32 Fuß — 1/32 Fuß), wird durch eine vorgesetzte Zahl bezeichnet. Auf den ersten Blick scheint Das gut ausgedacht, und der Erfinder sucht plausibel zu machen wie dies Verfahren das Lesen von Orchesterpartituren erleichtern müsse. Geht man indeß der Sache näher auf den Grund, so zeigt sie sich als durchaus unpraktisch. Bewegt sich z. B. eine Melodie in der Octave von g bis g, so muß jeden Augenblick die Zahl welche die Tonhöhe anzeigt geändert werden, und das Auge verwirrt sich, indem die höhern Töne tiefer stehen als die tiefern, was bei unserer Schreibart nicht so häufig vorkommt, und durch den vorgesetzten Schlüssel leichter faßlich ist als durch die Zahl über den Noten. Der Verf. geht noch weiter, indem er die Viertelstöne aufgenommen wissen will. Zur Bezeichnung derselben schlägt er zwei Systeme zu fünf Linien vor, die durch eine dicke schwarze oder rothe Linie getrennt die nunmehrigen 24 Töne so darstellen sollen, daß der Schritt von einem Ton zum nächsten ganzen Ton eine Quinte nach unserer Schrift beträgt. Eine Tonleiter würde demnach beträchtliche Sprünge, aber keine stufenweise Tonfolge veranschaulichen, für jede Octave von c bis c würden wir 11 Linien gebrauchen, und das Herumspringen auf denselben würde ins Endlose gehen.

Es würde zu weit führen uns ausführlicher über diesen Gegenstand zu verbreiten, und die Gegenbeweise zu häufen. Ref. muß Dies den musikalischen Zeitungen überlassen; erwähnt sei indeß noch die wunderliche Methode nach der man Composition praktisch erlernen soll. Ohne irgendwelche Kenntnisse componire man eine Melodie (am besten über italienischen Text!), versetze sie in verschiedene Taktarten (nicht Tonarten) und studire die Wirkung der Accente; dann componire man eine zweite und so fort bis zum achtstimmigen Satz; eine jede ist in verschiedenen Taktarten zu wiederholen, und zu beobachten wie die Accente fallen. Das soll dem Schüler alle Erfahrungen ersetzen die die Kunst seit 300 Jahren gemacht hat. Ist man so weit, so schreibe man einen Kanon und eine strenge Fuge — wohl zu merken, daß man von Imitation und Beantwortung des Themas Nichts weiß — und studire die Werke guter Meister. So wird man weiter kommen als mit Generalbaß und Contrapunkt. In der That, Das ist ungefähr Dasselbe als wenn man Jemand rathen wollte ohne grammatikalische Vorkenntnisse Homer, Virgil u. s. w. in der Ursprache zu studiren, dann lateinische Verse zu machen, sie in mehre Sprachen zu übersetzen, ein lateinisches Sonett zu schreiben und eine griechische Ode, und nachher die Behauptung aufstelle der Classiker sei fertig.

In Bezug auf Rhythmus und Takt tadelt Amadeus Autodidaktos nur das Bestehende ohne Besseres zu bieten. Glücklicher ist er in seinen Bemerkungen über Verwandtschaft der Tonarten; gut ist was über Instrumentation vorgebracht wird, und die Bemerkungen über Mozart sind trefflich, sodaß man sich wundert wie derselbe Verf. über andere Dinge so unreife Ideen der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Daß er 23 Jahre mit der Herausgabe zögerte ohne Etwas zu verbessern, kann nur geschehen sein weil er der damaligen Generation nicht hinlängliche Fassungskraft zutraute. Oder wollte er die musikalische Welt ihrem Verderben entgegeneilen lassen, um dann als Messias um so mehr zu glänzen? Aus Bescheidenheit geschah die Verzögerung gewiß nicht, denn Eigenliebe und Geringschätzung Anderer stehen auf jeder Seite. Das Werk enthält manches Gute und Geistreiche, ist aber in dieser Fassung vereinzelt und ungenießbar.

2. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Denkmal für seine Freunde. Von W. A. Lampadius. Leipzig, Hinrichs. 1848. 8. 1 Thlr.

Der Verf. bezeichnet durch den Zusatz auf dem Titel sowol das Publicum für welches er die Schrift bestimmte, als auch den Standpunkt von welchem aus er dieselbe verfaßte. Es sind Worte der Liebe und Verehrung von einem begeisterten Freund, „aus Freundesherzen stammend, die auch als solche nur aufgenommen werden wollen". Daß darum von einer eigentlichen kritischen Würdigung der großen Verdienste des Meisters, die er sich durch seine Kunstschöpfungen wie durch seine praktische Wirksamkeit erworben hat, von einem tiefern Eingehen auf seine künstlerische Eigenthümlichkeit, sein Verhältniß zu Vorgängern und Zeitgenossen nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Der Verf., selbst nur Dilettant, gibt eine dankenswerthe, ziemlich vollständige Biographie, und verbreitet sich vielleicht zu ausführlich über Mendelssohn's Wirksamkeit in Leipzig; er bespricht hier sehr oft die einzelnen Gewandhausconcerte, welche unter der Leitung desselben stattfanden. Einer strengern, von kunstwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgehenden Prüfung vermag die Schrift nicht Stand zu halten; da der Verf. jedoch mündliche Mittheilungen der nächsten Freunde Mendelssohn's benutzen konnte, bietet sie oft nicht Uninteressantes, und ist im Ganzen als eine für den Augenblick dankenswerthe Gabe zu betrachten. 55.

Literarische Notiz aus England.

Uebersetzung deutscher Gedichte.

Ein Hr. Percy Boyd hat es unternommen Balladen mehrer deutschen Dichter — Goethe, Uhland, Körner, Zedlitz, Schiller, Freiligrath — seinen Landsleuten in ihrer Sprache zugänglich zu machen unter dem Titel: „A book of ballads from the German" (Dublin 1848). Die Gewohnheit solche Uebersetzungen in Deutschland bei Schulübungen zum Grunde zu legen veranlaßt zu einer Warnung vor diesem Buche. Gehörte zur Empfehlung weiter Nichts als eine glückliche Auswahl, vortrefflicher Druck und hübsche Kupfer, so wäre das fragliche Buch untadelhaft. Andern Ansprüchen genügt es nicht. Die Uebersetzungen können eigentlich gar nicht so heißen. Sie sind weder genaue Uebertragungen noch treffende Umschreibungen der Originale, und entschädigen nicht einmal als englische Gedichte. Auch der Versbau ist oft nachlässig und holperig. Als kurze Beweisprobe stehe hier der Anfang von Schiller's „Thekla, eine Geisterstimme".

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Where am I? Whither have I wended
My way? And from thee have I flown?
Is not my pulse of being ended,
And life and love for ever gone?

Ask where the nightingales have vanish'd,
To what fair realm, far off, above,
Who thrill'd in spring, the soul of music
Whose very breath of life was love.

Die Möglichkeit treuer Uebersetzung bezeuge folgender Versuch:

Where I am, and whither then I wended,
When my fleeting shade before thee moved?
Had I not completed all and ended?
Had I not already lived and loved?

Ask'st thou for the nightingales, that trilling,
Full of soul, their fond melodious lay,
In the days of spring thy heart were thrilling?
Only while they still could love — were they.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 219. —— 6. August 1848.

Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Biographie von Julius Eduard Hitzig und einem Vorwort und biographischen Notizen von H. Kletke, herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Zwei Abtheilungen. Berlin, Adolf u. Comp. 1848. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben es wiederholt auch in unsern Tagen gesehen wie mislich es um den papierenen Ruhm steht; ein paar Dutzend Gedichte, wohl ausstaffirt mit den Tendenz- und Schlagwörtern des Tags, und der glückliche Poet wird von der enthusiastischen Schar der Freunde und Bewunderer als ein neuer Walhalla-Genosse begrüßt und bekränzt; als ob die Aufnahme unter die Götter je anders als gegen die zwölf Herculesarbeiten des Ruhms erfolgen könnte! Wir dürfen uns hinsichtlich dieses Themas hier wol der größern Ausführlichkeit überheben; der Text ist verständlich auch ohne Commentar. Wir sind indeß nicht gemeint das Gesagte in seiner ganzen Ausdehnung und Strenge auf Friedrich Baron de la Motte Fouqué anzuwenden; allein es scheint uns doch einigermaßen mislich um den poetischen Ruhm desselben zu stehen, wenn man erwägt wie Wenige heutzutage in das Lob und die Begeisterung einstimmen dürften und wirklich einstimmen welche ihm in den vorliegenden Briefen von einer großen Anzahl geachteter und wortberechtigter Zeitgenossen nicht etwa vorübergehend, sondern eine Reihe von Jahren hindurch gewidmet worden.

Fouqué ist unstreitig eine reichbegabte poetische Natur, der sich bei größerer künstlerischer Durchbildung, und durch das classische Alterthum geistig frei geworden, zu bleibender allseitiger Geltung hätte emporschwingen können. Uns scheint der Dichter nur von der Antike, d. h. von der Natur, von dem rein Menschlichen allein ausgehen und stets dahin zurückkehren zu können. Nur das ewig Geltende ist unvergänglich. Allein Fouqué verfolgt fast bei allen seinen poetischen Schöpfungen noch andere Zwecke, die von dem Wege der Kunst weit abliegen, und die daher nothwendig höchst nachtheilig auf seine Poesie zurückwirken mußten. Seinen ritterlichen Phantasien und Idealen hingegeben, hätte er für sein Leben gern die Zeit des Recken- und Ritterthums und was damit zusammenhing wieder erwecken mögen. Vergebens. Es gibt kein Wort das die Todten wieder lebendig macht. Er endete damit, daß er ein frommer und gottseliger Mann wurde, dem die sündige Welt sehr am Herzen lag und der für sein Theil Alles that sie auf den Weg des Heils zurückzuführen. Das ist sehr schön; allein die Poesie hat Nichts damit zu schaffen. Bei aller Scheu und Ehrfurcht vor den heiligen Männern müssen wir doch gestehen, daß die weltsatten Apostel viel zu ernste, viel zu ascetische Gestalten und die Musen dagegen viel zu zarte, sonnige, ideale Wesen sind, als daß es zwischen beiden Theilen große Anziehungspunkte geben oder gar zu einem innigen und liebenden Einverständniß kommen könnte. Das Reich der erstern ist nicht von dieser Welt; das Reich der letztern aber ist eben die Welt. Was konnten diese Bestrebungen für Anklang finden in einer Zeit deren Loosungsworte ganz entgegengesetzter Art waren, und die das Banner der Intelligenz in der Hand nach allen Weltgegenden den Ruf ertönen ließ:

> Es wird die Menschheit eher nicht gesunden,
> Bis aus der Welt Pfaff und Despot verschwunden!

In einer solchen Zeit nun suchte Fouqué für Königthum, Adel und Kirche zu begeistern, und diese Trias, die sich von jeher gegenseitig gestützt und getragen hat, in alter Herrlichkeit wiederherzustellen. Die Welt, durch mehr als tausendjährige Erfahrungen gewitzigt, weiß was Das heißt. Eine Poesie aber von solchen Ideen durchdrungen konnte unmöglich in Deutschland, dem intelligentesten Lande der Welt, auf die Dauer große Sympathien finden. Fouqué war in einem seltsamen Irrthume befangen, wenn er den Mangel an Anklang für ihn einer organisirten Partei zuschrieb; denn das wahrhaft Schöne ist zu allen Zeiten gleich selten, und muß, eben weil es ewiger und göttlicher Natur ist, stets siegreich zur Anerkennung hindurchdringen, ob ein wenig früher oder später darauf kommt es nicht an.

Wenn wir nun, was die Herausgabe der vorliegenden Briefe selbst anlangt, diese auch nicht als eine Speculation ansehen wollen, so scheint uns die Bedeutung derselben für die Literatur im Großen doch einigermaßen problematisch. Jedenfalls sind sie berechnet die Erinnerung an Fouqué durch das Zeugniß geachteter Zeitgenossen

in Deutschland neu zu beleben; ob sie Dies indeß bewirken werden, dünkt uns mehr als zweifelhaft. Fouqué erscheint in diesen Briefen als eine überaus liebenswürdige Persönlichkeit, der das Verdienst Anderer zu schätzen und zu ehren weiß. Er bewirbt sich mit Erfolg um die Freundschaft der alten nicht minder wie der jungen Talente, und sucht Manchen, wie z. B. Rückert, durch Empfehlungen und günstige Kritiken im Leben wie in der Literatur zu fördern und ihm Anerkennung zu verschaffen.

Wir geben jetzt zur Unterhaltung unserer Leser einige der interessantesten und piquantesten Mittheilungen aus den Briefen selbst. Bernhardi schreibt:

Eine kleine Anekdote von unserm König. Bei Teplitz liegt ein hoher Berg, Schloßberg genannt, auf ihm ein altes Raubschloß. Dies zu sehen erstieg ich ihn auf der Rückreise. Der Berg sieht in das Thal nach Kulm und die drei Monarchen beobachteten 1813 von da aus die Schlacht. Dies erfuhren wir von der Jägerfrau, die uns herumführte. Sie mußte stets dabei sein, wenn durchs Fernrohr gesehen wurde, und Berge und Städte und Dörfer nennen. Als nun der russische Kaiser am letzten Tage aufmerksam hingesehen hatte, erzählte sie, habe er bei dem Anblicke neuer Colonnen betrübt gesagt, da kommt Sucurs! Der König habe nun auch durchgesehen lange und scharf, sei dann freudig hinweggetreten, habe in die Hände recht kindlich geklopft und gerufen: Nein, nein, es sind meine Leute. Die Frau erhielt für ihre Mühe 12 Louisdor, allein 11, erzählte sie, habe ihr ein Oestreicher genommen, über die sie sich überhaupt beklagte. Glaube mir, wir leben in unserm Preußen glücklich, man sieht es erst, wenn man auswärts ist. Ich habe in Karlsbad unsern König immer mit großer Liebe betrachtet, er ist ein herrlicher Mann, der mit wahrhaft liebevollen Blicken auf uns Preußen hinsah. Möge ihn der Himmel stärken und uns bewahren. Auch aus dem Auge des Staatskanzlers spricht etwas Höheres als seine Würde, kurz, ich liebe Preußen ganz von neuem, wenn du willst antithetisch.

Blomberg, der Verfasser einer Tragödie „Konradin", berichtet aus Neisse am 22. Dec. 1811:

Ich schrieb dir neulich, daß die Kunstansicht unsers Commandeurs, der das Theater dirigirt, obgleich er sich Dichter nennt, sehr beschränkt ist. So toll wie ich es indeß jetzt gefunden habe ich es mir nicht gedacht. Ich hatte die Hoffnung gefaßt die Aufführung des „Egmont" möglich zu machen, und so einen langgenährten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen. Ich sagte der Majorin (die sich für eine sehr gebildete Dame hält) davon und siehe da! sie kannte den „Egmont" nicht, wußte gar nicht einmal daß ein solcher in der Welt war. Ihr Mann kam dazu, wußte auch Nichts davon. Ich versprach ihnen das Buch zu verschaffen. Ich that es und denke welche Urtheile ich zu hören bekam. Er meinte, es sei das erbärmlichste Stück das er je gelesen, es sei schrecklich langweilig und habe gar keinen Schluß, es sei zwar von einem großen Manne, allein (meinte er) die großen Herren schießen auch zuweilen große Pudel. Sie meinte, man könne für Langeweile darin sterben, dann im Einzelnen spreche die gemeine Person (Klärchen) gar zu heroisch; und dann fragte sie mich: Kann er sie denn heirathen? Auf Verneinung erwiderte sie: Ja, sehen Sie, Das ist schon ein Uebelstand. Zuletzt erklärte sie, sie habe nun einmal einen schlechten Geschmack, und liebe mehr das Populaire, wenn es aber was aus der alten Zeit sein sollte, so lobe sie sich den „Gustav Wasa". Nun denke dir!

Graf Brühl fodert am 27. Mai 1815 Fouqué zu einer Trilogie Gustav Adolf auf und gibt dabei folgende Andeutungen:

Nach meiner Ansicht müßte man die beiden wichtigsten Hauptbegebenheiten in Gustav Adolf's Leben herausheben und daraus wie Schiller mit Piccolomini und Wallenstein zwei, auch wol drei Stücke anfertigen. Vielleicht ließe sich mit Erfolg ein schwedisches Lager darstellen, wie dort ein kaiserlich östreichisches.

Das zweite, Gustav Adolf am Lech gegen Tilly, wo Tilly als wüthender und grausamer Charakter gegen den Gustav Adolf's einen schönen theatralischen Contrast hervorbringen könnte, und nicht allein seinen letzten Kriegsruhm, sondern auch sein Leben einbüßt.

Vielleicht wäre auch der Moment vor der Schlacht bei Breitenfeld zu nehmen, wo Tilly, der unüberwundene Feldherr, seine erste Schlacht verliert. Das dritte Stück könnte dann Gustav Adolf bei Lützen sein, wo der große König stirbt, durch seinen Tod aber gewissermaßen den Sieg der schwedischen Armee über den eisernen Wallenstein entscheidet; — Herzog von Sachsen-Lauenburg müßte dabei als Mörder Gustav Adolf's auftreten.

Schiller's „Dreißigjähriger Krieg" ist natürlich eine der besten Quellen aus denen geschöpft werden muß; doch thut es mir stets leid, daß er dem großen Könige einen bestimmten Fleck angehängt hat, indem er ihm die nirgend unumstößlich bewiesene Begierde unterlegt, blos nach Deutschland gekommen zu sein um deutscher Kaiser zu werden. Sein Herüberkommen übers Ostmeer war gewiß nur durch die reine Absicht herbeigeführt für des Glaubens Freiheit zu kämpfen, und nur erst am Ende seiner Laufbahn scheint er den Gedanken an die deutsche Kaiserwürde in sich genährt zu haben, weil er wohl einsah, daß Deutschland in dieser Hinsicht ziemlich schlecht versorgt war, und es ihm gewissermaßen Freude machte ein kräftiges Volk wie das deutsche zu regieren und durch Ausbreitung des reinen Glaubens alle künftige Spaltungen zu hemmen. Gewiß wäre Deutschlands Schicksal glücklicher gewesen, wenn er seine kühnen Gedanken hätte ausführen können; denn unter einem solchen Kaiser hätte bestimmt Deutschland alle Constitutionen bekommen und so viel Einigkeit und Kraft entwickelt, daß das Franzosenvolk nimmer den schädlichen Einfluß hätte haben können der uns so lange gedrückt hat.

Um durch eine interessante Episode dem Stück einen Reiz zu geben, wie Wallenstein ihn durch Max und Thekla bekommen hat, empfehle ich Ihnen die Durchsicht eines ältern Romans, „Thekla von Thurn" genannt, welcher in jeder Hinsicht bei der Ausarbeitung sehr nützlich wirken kann. Unbezweifelt werden Sie denselben aus früherer Zeit her kennen; sollte Dies indeß nicht der Fall sein, so mache ich mir ein Vergnügen daraus Ihnen das Buch zukommen zu lassen. Die Liebe der jungen Gräfin Thurn zum Prinzen Bernhard von Weimar und ihre Verkleidung als Mann könnte sehr interessante Momente herbeiführen, sowie die historische Wahrscheinlichkeit, daß der Herzog von Lauenburg Gustaf Adolf's Mörder war, darin noch näher bestätigt ist.

Graf Brühl verlangt zur Todtenfeier Kotzebue's einen Prolog zum 23. Mai 1819:

Der König findet es passend für Kotzebue eine theatralische Todtenfeier zu geben. Da es für andere Theaterdichter geschehen, warum sollte es für ihn nicht auch geschehen? Ich habe dazu sein letztes Schauspiel: „Hermann und Thusnelda", gewählt, muß aber doch vorher einen Prolog geben. Ich dachte mir ungefähr am zweckmäßigsten die Muse klagend auftreten zu lassen, und zwar würde der Prolog ohne Umgebung von Madame Schröck gesprochen, da Madame Wolff im Stück beschäftigt ist. Was man zum Lobe Kotzebue's sagen kann, müßte freilich gesagt und zumal nicht vergessen werden, daß er nie dem Götzen Bonaparte geopfert hat. Seines Mordes müßte gleichfalls ausdrücklich Erwähnung geschehen, und zwar auf eine sehr bestimmte und ernste Weise. Ich habe einige Gelehrte auffodern müssen etwas Passendes zu verfertigen, und werde die Resultate, ohne die Namen der Dichter zu nen-

nen, dem Könige zur Auswahl vorlegen. Sie fühlen, daß die Sache zu wichtig ist um nicht die Allerhöchste Sanction als Rückhalt haben zu müssen. Ihr Gedicht über diesen Gegenstand ist schön und tüchtig, unter den jungen Leuten herrscht aber ein sehr böser Geist. Mehre heißen die That gut, viele — sehr viele entschuldigen sie, nur sehr wenige fühlen leider, daß man eigentlich gottlos sein muß um sie zu vollbringen oder gutzuheißen. Es scheint als nehme das Reich des Satans gewaltig überhand, denn das Heilige wird zu den größten Schändlichkeiten gebraucht.

Helmina v. Chezy über A. W. v. Schlegel am 31. Juli 1812:

Ich kann Ihnen gar nicht sagen wie mir W. S. in Paris vorgekommen ist. Er hat einen innerlichen Grund von Redlichkeit und Güte, der ihn gewiß aufrecht hält. Unendliche Feinheit und Zartheit ist in seiner Seele und er kann die Lieblichkeit ahnen und erschaffen. Aber ich fand ihn von hunderterlei Eitelkeiten beengt, von kleinen Dingen erbittert und gereizt, gegen edle Menschen satirisch, gegen manche Gute kalt, dann wieder so unendlich lieb und gütig in manchem Augenblick, daß ich wohl sah, er lebt in stetem Kampfe mit sich, mit dem Bessern und Schlechtern in sich und mit seinem Schicksal. Außerdem kann ich ihm nicht vergessen, daß er seine Gedichte mit den Satiren über Voß u. A. entweiht hat.

M. v. Collin hat 1818 von Fouqué „Die feindlichen Brüder" erhalten und gelesen, und Dies veranlaßt ihn zu nachstehenden erbaulichen Ergüssen:

Es ist sehr möglich, um einen Punkt Ihres Schreibens zu berühren, daß es mit unsern Kindern, Enkeln und Enkelskindern sehr wohl stehen werde; auf alle Fälle wird es so stehen wie Gott will, daher ebenso wie es sein soll. Ich glaube aber die Epoche in der wir leben, und jene die auf uns folgen wird keineswegs als eine solche betrachten zu können aus welcher die Herrlichkeit menschlicher Trefflichkeit klar werde, sondern vielmehr als eine Zeit gar sehr harter Prüfungen, in welchen die Wenigsten bestehen oder bestehen werden. Die Ueberschwenglichkeit der Ideen hat Frankreich zu Grunde gerichtet, und fängt auch bei uns an ihr Unwesen zu treiben, trifft sie hier gleich bessere Gemüther. Auf der andern Seite, während jene Don Quixote zu sein mit allem Eifer streben, wird eine unselige Ruchlosigkeit, eine echte Feindseligkeit gegen alles Bessere sichtbar, daß ich nicht weiß was daraus werden soll und es dem Herrn anheim stelle. Das edle Streben der jüngstverflossenen Jahre irgend einer rühmlichen That vergangener Jahrhunderte nachstellen zu wollen fällt mir gar nicht bei, aber es ist Dies noch lange nicht Alles. Es ist gar sehr viel zu wünschen, und das Uebelste ist, daß auch der Beste sich selbst nicht versteht. Uebrigens gestehe ich Ihnen frei, und wende eben dadurch Ihren Tadel von mir, daß ich zu Zeiten, und jetzt sehr oft, etwas Hypochonder bin, woran mein Leib Schuld ist und nicht meine Seele, sodaß ich manchmal schwarz sehe wenn Andere schönes Licht erblicken.

Später, 1820:

Ich weiß nicht, ob Sie noch so sehr mit der Zeit zufrieden sind wie damals als Sie sich mit einer Gattung Bedauern über mich wunderten, daß ich es nicht wäre; ich bin aber noch nicht anderer Meinung geworden, und zwar nicht im geringsten anderer Meinung. Man kann füglich so denken, ohne darum der Kraft zu entbehren Dasjenige was man verdrießlich oder ekelhaft findet in Geduld wie Andere auf seinen Schultern durchs Leben weiter zu tragen. Mir ist schon Dies (meiner Natur nach nämlich) verhaßt, daß ein solches offenes Streben nach äußerm Wohlsein in allen Menschen zu Tag gekommen ist, sodaß sie glauben, sie seien dem Bösen heimgefallen, wenn sie nicht die Welt regieren helfen und auch König im großen Spiele sind. Ich denke, es gäbe überall Dringenderes für Jeden. Da Dies nun aber gerade der Gang ist den wie es scheint die Welt nach den Rathschlüssen Gottes nehmen soll, stelle ich mich insoweit zufrieden, als ich einsehe, daß ich es nicht ändern kann, und daß es für das Ganze des dieser Erde bestimmten Lebens nothwendig, und daher auch für eine, zwar nicht mir selbst noch meinen Kindern bestimmte Zukunft von unzweifelhaftem Nutzen sein wird. Ueberdies lebe ich in einem Lande welches von der Vorsicht bestimmt zu sein scheint die Stürme des Lebens mehr anzuschauen als zu fühlen, welches ich schon mit Dankbarkeit zu erkennen verpflichtet bin. Was aber auch immer gegen alle meine Erwartung kommen sollte, so wird es mich mit Gottes Hülfe als einen Mann bereit finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Jahre in Petersburg. Aus den Papieren eines alten Diplomaten. Herausgegeben von Fanny Tarnow. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mit einer gewissen frommen Scheu wird sicherlich jeder Leser das Buch einer Frau in die Hände nehmen die am Abende ihres Lebens mit klarem Bewußtsein und offenem Auge noch einmal aus ihrer Abgeschiedenheit hervortritt mit der zweiten Auflage eines Werkes das bei seinem ersten Erscheinen so viel Aufsehen machte. Freilich wird die Verf. nicht mehr auf jene Empfänglichkeit der Gemüther, auf die Sympathie für die darin ausgesprochenen Gedanken und Gefühle in jenem Maße rechnen als ihr Das früher zu Theil ward, weil die Zeiten eben sich geändert und in der letzten Zeit namentlich das politische Interesse so sehr alles andere überwiegt, daß man wol schwerlich diesem stillen Buche, das so viele Vorzüge besitzt, die gebührende Aufmerksamkeit schenken wird. Jedenfalls bleibt die ganze Erscheinung immerhin eine außergewöhnliche. Eine Frau die vermöge ihres frühern Zusammenlebens unmittelbar mit den Männern aus der Sturm- und Drangperiode zusammenhing, die mit Klinger ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, auf dessen Wunsch sie auch das vorliegende Buch geschrieben hatte, ist am Zielpunkte ihres Lebens noch so frisch und geistig regsam, daß sie den Bestrebungen unserer Zeit durchaus ihr Recht widerfahren läßt. Es gehört ungemein viel Kraft und lebendige Regsamkeit des Geistes hinzu, aus den alten Ansichten heraus in denen man den größten Theil seines Lebens zugebracht hat den neuen ihr Recht widerfahren zu lassen, da in der Regel nur das Gegentheil der Fall ist; denn wer zu lange und tief in die scheidende Sonne gesehen hat, dem erscheint die Gegenwart dunkel und verfinstert gegen die untergegangene Pracht und Herrlichkeit. Die Verf. traf in Petersburg mit Klinger zusammen, dem sie das seltene und hohe Glück verdankte Ehrfurcht vor dem sittlichen und geistigen Werthe eines Mannes empfunden zu haben, und dessen Werth sie mit allem Zauber einer Begeisterung erkannte die ihr das Vorgefühl der Seligkeit eines höhern Daseins geworden ist. Wir wollen auf diese überschwengliche Gefühlsschwärmerei, die eben jener Zeit eigen war, hier nicht weiter eingehen, aber jedenfalls kann man behaupten, daß der Leser manche interessante Winke, manche lebendige Anschauungen nicht allein über Klinger, sondern über die ganze Richtung der er angehörte in diesem Buche erhält, da die Verf. Tiefe des Gemüths und eine feine Beobachtungsgabe besitzt, welche uns ihr Urtheil werth und angenehm macht. Den eigentlichen Kern des Buches bildet die Herzensgeschichte verschiedener Personen. Dieselbe ist mit viel weiblicher Zartheit und natürlicher Einfalt geschildert, sodaß man an der Verf. einen recht lebendigen Gegensatz gegen ihre schriftstellerische Schwester, die Gräfin Hahn-Hahn, mit ihren übertriebenen, unnatürlichen, krankhaften Helden erhalten wird. Die Entwicke-

lung fließt so ruhig, so natürlich, daß man oft glaubt ein Stück wirklichen Lebens vor sich zu haben. Referent erkennt den Werth dieses Buchs um so lieber an, als er es in Tagen las, wo die Welle der politischen Bewegung in unserm Vaterlande so hoch ging und in jeder Brust eine Spannung, eine Unruhe hervorbrachte die oft zu einem peinigenden Gefühle wurde; um so lieber, sagt er, als er in dem Buche Erholung und Ruhe fand, deren gewiß noch manches andere Herz bedürftig ist. Die Beobachtungen welche uns die Verf. über das russische Leben, über einzelne Persönlichkeiten, namentlich über den Kaiser Alexander mittheilt, scheinen zwar etwas durch die begeisterte Brille eines jugendlich weiblichen, allzu leicht reizbaren Gemüths angeschaut zu sein, immerhin bieten sie uns aber ebenso wie die Bemerkungen über Klinger manche interessante Seite dar, obgleich nicht zu verkennen ist, daß die Begeisterung die Klinger für Alexander hegte auf das Urtheil der Freundin etwas modificirend eingewirkt hat. „Was er in seiner Jugend", sagt Fanny Tarnow (S. 135) von Alexander, „warm, schön und kräftig in seiner Brust entworfen hatte, erschien ihm, von Andern ausgeführt, so entstellt, so verkrüppelt, daß er sich oft davor entsetzte, und da Böses hervorschießen sah, wo er sorgfältig Gutes ausgesäet zu haben glaubte. Cabale, Niederträchtigkeit, Heuchelei, Hochmuth, Misgunst und Neid waren die Schlüssel zu allen Erscheinungen um ihn her.... So kam er denn allmälig zu dem Punkte wo er von Mismuth zur Bitterkeit, von dieser zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen und ihrer Bestimmung überging. Alle seine Regentenpflichten wurden ihm zur Marter, aber nur unglücklich konnte er werden, nie hart und grausam." Wir können die nun weiter folgenden Auseinandersetzungen sowol über die Person des Kaisers Alexander als über seine Gemahlin, sodann über seine Geliebte, die Narischkin, und andere Verhältnisse des Hofs jedem Leser unbedingt empfehlen, da sie mehr mit einem gewissen Gefühl und Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit als mit einem Haschen nach Effect und schlagenden Wendungen entworfen sind, und wir wünschen zum Schluß, daß das Buch in manchem Herzen eine freundliche Erinnerung an eine in unserer Literatur Verschollene — wie Fanny Tarnow sich selbst nennt — wecken und ihr Andenken erneuern möge. 11.

Die Geschichte in der Gerichtsstube.

Folgendes Buch: „L'histoire à l'audience, 1840—48, par *O. S. Pinard*", bietet den Gebildeten jeden Standes mancherlei Unterhaltendes und Belehrendes dar. Es ist weniger ein Buch als eine zugleich angenehme, leichte, ernsthafte und immer elegante Plauderei. Mittels des Rahmens den der Verf. gewählt läßt er die verschiedenartigsten Gegenstände: Politik, Gesetzgebung, Geschichte, literarische Kritik, Beschreibungen von einer Menge marquanter Personen in der Magistratur, im alten und neuen Corps der Advocaten, in der französischen Akademie, in den Kammern, zurückschauende Erinnerungen an das Kaiserreich und die Restauration, famose oder blos durch das Licht welches sie auf den dunkeln Grund der Gesellschaft werfen curiose Processe, unter seiner Feder die Musterung passiren. Hr. Pinard scheint ein mit ernsten Studien genährter und seit langer Zeit mit Geschäften überladener Mann zu sein, der aber unter deren unaufhörlich sich erneuernder Last seine ganze Elasticität bewahrt. Diese Beschaffenheit seines Geistes erlaubt ihm, und scheint ihn sogar das Bedürfniß fühlen zu lassen, in eine höhere Region zu entfliehen, und die Menschen und Dinge mit einer Heiterkeit die jedoch weder schal noch ohne Wärme ist zu betrachten. Dies ist der allgemeine Eindruck den diese Lecture hervorbringt. Aber, wird man sagen, wie dies Alles auf Anlaß der Gerichtsstube? Die Sache ist, es handelt sich in diesem Buche weniger um die Processe welche während der letzten acht Jahre vor den Gerichtshöfen und Tribunalen Frankreichs abgemacht worden sind als um die Betrachtungen welche sie erregen, und die Erinnerungen welche sie hervorrufen. Ueberdies, um mit Pinard zu reden, „ist die Geschichte der Processe nicht allein die Geschichte der Rechtsgelehrtheit, sondern auch die Geschichte der Sitten, der Ideen, der Leidenschaften und der Bedürfnisse.... Nirgend ertappt man besser eine Epoche in Dem was sie am geheimsten haben kann." Man denke sich eine Zurückströmung aller der Unterhaltungen denen die Richter und Advocaten von Paris sich während acht Jahren täglich im Gerichtszimmer haben überlassen können in den Zwischenzeiten von Ruhe und Erwartung welche ihre Functionen ihnen lassen. Und in diesem Lande, wo die Unterhaltung vorzugsweise zu Hause ist, muß man sich vorstellen welche die so vieler ausgezeichneter Männer sein muß, von denen mehre in den Angelegenheiten vom Ende des vergangenen und von der Hälfte des jetzigen Jahrhunderts betheiligt gewesen sind. Vielleicht daß wir, indem wir so sprechen, vielmehr das Ideal von einem Buch dieser Art als einen Begriff von dem Buche welches uns hier beschäftigt geben; aber wenn das Buch unsers Verfassers, wie es keine Veranlassung zu bezweifeln gibt, ihm ganz allein gehört, so ist es reich genug an Ideen und Materialien um dasselbe unter dem von uns angegebenen Gesichtspunkt zu betrachten. Es sind Memoiren eines Advocaten der mit einem gesunden praktischen Verstand und dem Geist der Geschäfte edle und gut ausgedrückte Gesinnungen zu verbinden versteht. Reife und Erfahrung schaden einem Manne der Gegenwart nicht. Er ist wie ein kräftiger und grüner Baum, der starke Wurzeln tief in die bebaute Erde der Vergangenheit niedersenkt. „Das beste Mittel", sagt noch unser Verf., „nachsichtig zu werden indem man gerecht ist, ist die Vergangenheit zu studiren; der Geist wird in dieser Schule ruhiger und klarer." Er ist selbst in der That ein beruhigter Geist, wie man deren in der jetzigen Zeit gern mehre antreffen möchte. Unterdessen sagt er an einer andern Stelle: „Alles hat seine Zeit; die Leidenschaft steht der Jugend wohl an; sie möge sich hüten derselben zu bald zu entsagen.... welch ein trauriges Schauspiel ist das einer altklugen Jugend, die überall bereit ist den Erfolg zu absolviren." Das sind sehr gute Gedanken; aber wenn uns Pinard von Voltaire spricht als von einem Manne der die Menschen bis an sein Ende mit bewundernswerther Standhaftigkeit geliebt hat, so wollten wir ihm sagen können, daß Alles seine Zeit hat, und daß ein durch diese Anführung plötzlich verrathener Winkel seiner Seele noch nöthig hat beruhigt zu werden. Wenn der vom Verf. angenommene Rahmen den Vortheil hat ihm ein unbegrenztes Feld zu eröffnen, und ihm zu erlauben ohne sichtbaren Uebergang die verschiedenartigsten Gegenstände zu behandeln, so bietet er doch auch einige Nachtheile dar. Oft haben die Processe und die der Blüte des Augenblicks beraubten Ereignisse an der Wichtigkeit welche sie zu ihrer Zeit zu haben schienen Etwas verloren; man hat sie ein wenig vergessen, und die Anspielungen sind dem Leser manchmal dunkel. Der Verf. hätte diesem Nachtheil vorbeugen können dadurch, daß er an einige Zeitbestimmungen erinnerte, und einige Thatsachen ausführlich erzählte. Es ist recht hinzuzufügen, daß gewisse Partien des Werks vor dieser Kritik ganz sicher sind: solche sind zahlreiche Portraits von nach der Natur gezeichneten Rednern und Richtern, wahre Stücke eigentlich sogenannter Geschichte, Literargeschichte ꝛc. Schade daß uns der Raum einer kurzen Notiz nicht gestattet unsere Bemerkungen über das Buch durch einige Anführungen daraus zu vervollständigen. Allein es ist vielleicht besser die Leser auf das Buch selbst zu verweisen, indem wir ihnen angenehme und gut angewendete Stunden versprechen. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 220. — 7. August 1848.

Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Zwei Abtheilungen.

(Fortsetzung aus Nr. 219.)

Die Briefe F. Horn's an Fouqué athmen eine überschwengliche Bewunderung für diesen und charakterisiren den redseligen, in Seligkeit zerflossenen, in Wehmuth und Thränen aufgelösten Mann vortrefflich. Z. B. 21. August 1811:

Ich las neulich Ihre „Undine" wieder, aber seltsam genug, sie ergriff mich zu sehr, und ich vermochte diesmal nicht damit zu Ende zu kommen. Es gibt Gedichte an die sich keine Kritik wagen darf, weil sie der Kritik selbst eine Frage aufgeben die sie früherhin noch nicht beantwortet hat. Ich würde Sie schon für einen großen Dichter halten, und wenn Sie auch nur ein paar Capitel, die ich nicht zu bezeichnen brauche, von dieser „Undine" geschrieben; aber es kann mich empören, wenn ich die Zeit bedenke in die sie fällt. Wie Viele sind die da wissen was Seele heißt und Liebe und das Leben der Natur und Thränen? Und wie Viele die es nicht nur wissen und fühlen, sondern anschauen? Ueberhaupt ist es mir (wenn ich eine frühere Empfindung bei einem Bürger'schen Sonett und dessen Gedicht: „Als Molly sich losreißen wollte", ausnehme) noch bei keinem Werke so seltsam gegangen als bei dieser „Undine", über die ich immer zu reden anfange, und die doch nicht durch Rede, sondern durch ein Gedicht nur oder durch Musik wiedergegeben werden könnte. Jean Paul hat sie einst Schiller gegenübergestellt und wie billig vorgezogen. Ich ehre den trefflichen Schiller gar sehr, dennoch denke ich unwillkürlich zuweilen bei ihm an Cassius Severus, von dem mein großer Lehrer Tacitus sagt, er habe plus vis quam sanguinis. Diese Worte können am besten Licht geben über Sie, denn Sie haben Beides, und welch ein unendliches „Blut" ist in der „Undine"!

Ueber H. v. Kleist's Tod:

Der Tod Heinrich von Kleist's hat mich so überaus bewegt und bis in das Innerste ergriffen, daß ich seit letztem Sonntag auch nicht das Mindeste zu arbeiten, selbst nicht einmal diese wenigen Worte zu dictiren im Stande war. Jener Tod ist fast fortwährend in meinen Träumen, und ich muß mich oft mit Gewalt zurückhalten der tiefen allegorischen Bedeutung desselben nicht zu tief und das eigene Herz verletzend nachzudenken. Einen edeln kräftigen Menschen und herrlichen Dichter hat die Zeit und die Sehnsucht nach einer bessern getödtet. Die Empfindung die ein solcher Gedanke gibt ist unendlich herber als die bei der Erinnerung an Hussens und anderer Märtyrer Tod. Selig sind die Sanftmüthigen u. s. w.

Dann wieder am 6. Juni 1812:

Seitdem ich den „Alboin" erhalten, ist auch sogleich ein ausführliches Schreiben an Parthey abgegangen, in welchem ich ihm denselben anbiete. Ich habe ihm darin erklärt, vielleicht sogar bewiesen, daß du der größte Dichter des 19. Jahrhunderts bist. Ich habe mich dabei auf Jean Paul und mich selbst namentlich berufen, denn den herrlichen Friedrich Schlegel durfte ich hier leider nicht wol nennen; doch habe ich im Allgemeinen hinzugesetzt, daß jede kritische Zeitung beistimme, und zum Schlusse 6 Thaler Honorar für den Bogen gefodert. Das Manuscript selbst habe ich nicht gleich mitgesandt, um nicht durch eine officiosa sedulitas gegen ihn bei ihm den Schein des zu großen Wünschens zu erlangen; habe aber beigefügt, er dürfe nur bestimmen, wann er es zur Ansicht haben wolle. Ich habe noch keine Antwort, und fürchte sie*), denn leider hört man jetzt überall wahrhaft gräßliche Nachrichten über die Lage des Buchhandels, und es ist in der That dahin gekommen, wie mir neulich ein ehrlicher Buchhändler versicherte, daß geachtete Schriftsteller die Hälfte der Druckkosten zugeben. Davor möge uns Gott bewahren.

Den 12. Oct. 1818 meldet er, daß er für Fouqué's „Jäger und Jägerlieder" in Berlin keinen Verleger habe finden können und bemerkt dann:

Dahin also wäre es gekommen, daß ein rein preußisches Werk von dir, dem doch selbst ein ehrlicher Feind den Namen des berühmtesten Dichters des 19. Jahrhunderts zuerkennen muß, hier in der Hauptstadt nicht sogleich einen Verleger findet! Soll denn der Kaiser Joseph wirklich Recht behalten mit seinem Dictum über den deutschen Buchhandel? Es sind wackere Leute unter den genannten, aber dem Parthey bin ich eigentlich gram. Was könnte der wirken mit seiner halben Million für Literatur! Seit vier Jahren ist meine Literaturgeschichte fast ganz vergriffen, nach seinem eigenen Wort; aber er hat nicht den Muth eine zweite Auflage zu machen, weil er die Kosten scheut. Doch denke ich jetzt nur an die Ablehnung deines Werks. Schreibe mir nun, Bester, was du wünschest, daß mit der Handschrift geschehe. Als bloße Verlagsangelegenheit im Allgemeinen kann dich die Sache nicht geniren, da du ja nur unter deinen auswärtigen Verlegern zu wählen hast; dennoch bin ich traurig darüber.

Hierauf kommt er auf Goethe und sich selbst zu sprechen:

Ich habe neulich eine große Freude gehabt. Goethe hat zu meinem sehr lieben Freunde, dem Baron Rutern, der ihm in liebenswürdiger Gemüthswärme von den wol hundert Abenden erzählt die wir zusammen gehabt, ausdrücklich erklärt (wie ein König?!), er habe mich sehr lieb und habe in meinen Schriften sehr viel Liebes und Freundliches gefunden und er schätze mich sehr. Es ist ein großes Glück, daß mein liebster Friedrich seinen alten Franz kennt, der, Gott sei hoch gepriesen! nach vielen blutigen Thränen seit etwa sechs Jahren die

*) „Alboin" erschien im folgenden Jahre in der Weygand'schen Buchhandlung zu Leipzig.

Eitelkeit gänzlich unter die Füße gekriegt hat (wofür ihn freilich andere Fehler noch gewaltig schütteln) und der deshalb das Goethe'sche Rescript abschreiben kann. Noch ist komisch merkwürdig: Goethe bittet Rutern ihm von der Abnahme seines rechten Arms und von dem Abhacken der großen Zehe (das Letztere geschah hier im vorigen Winter) zu erzählen; aber so mild und leise Rutern Das auch gethan, so „war es doch sehr natürlich und angenehm (?) wie sich das schöne Gesicht des lieben bequemen Mannes dabei verzog".

Von 1810 an eröffnet Fouqué einen lebhaften Briefwechsel mit Jung-Stilling, und nun sehen wir den Verfasser der „Undine" in alle Untiefen mystischer Schwärmerei sich verlieren. Nach den Antworten zu urtheilen, müssen seine Briefe womöglich mehr als apokalyptische Verzückungen enthalten haben. Wie hätte aber die Kunst Werke von ewiger Dauer und Schönheit von einem Manne erwarten mögen bei dem Kopf und Herz in dem Grade umnebelt waren. Wie schwächlich, wie befangen, wie unmännlich und haltungslos! Weiter kann man die pietistische Exaltation und die Betbruderei nicht treiben als Fouqué es hier gethan hat, und dieser Mann sah die Sonne aufgehen und untergehen mit Kant und Fichte, mit Schiller und Goethe, mit Schelling und den beiden Humboldt! Wessen Kopf in solcher Gesellschaft nicht frei und klar wird, dem ist nicht zu helfen, von dem steht aber auch Nichts zu hoffen. Doch hören wir Jung-Stilling:

Sie gedenken eines Umstands in Ihrem Brief, der bei vielen bürgerlich Rechtschaffenen der Fall ist, nämlich: Sie hören so Vieles pro und contra in Ansehung der Religion, daß sie am Ende nicht wissen wer Recht hat; zur gründlichen Prüfung finden sie sich nicht geneigt, denn der Luxus hat alle Energie des Denkens geschwächt, folglich schwimmen sie so mit dem Strom fort, genießen was zu genießen ist, suchen honnet und ehrlich durch die Welt zu kommen, und so gehen sie dann ruhig dem großen Peutêtre entgegen. Ein schreckliches Wagstück!!! Gott Lob, daß Sie diesem gefährlichen Wege ausgewichen sind.

Theuerster Freund und Bruder! Unsere gegenwärtige Lage ist wirklich schrecklich und traurig. Der beiweitem größte Theil der Menschen hat keinen Sinn für irgend eine Art von Wohlthätigkeit, er wälzt sich von einer Lustbarkeit in die andere, damit er die Weck- und Schreckstimmen der sieben Donner nicht hört, welche unaufhörlich brüllen; Das kostet aber Geld, und das Geld ist sehr rar, folglich sucht man es quovis modo an sich zu bringen, um es dem Luxus zu opfern. Das Ganze der europäischen Christenheit ist nicht mehr zu retten; sie ist in das schreckliche Gericht der Verstockung gefallen. Ernst Uriel von Ostenheim vulgo der graue Mann *) und sein Vetter Theodor Josias von Edang sind unermüdet Brände aus dem Feuer zu reißen, und so kommen dann doch noch viele Tausende aus der Brandung ins Trockene.

Ueber Wieland und Goethe will ich kein Urtheil fällen, aber gelobt sei der Herr, daß er mich nicht ein solches Werkzeug hat werden lassen!

Schon früher äußert er sich über Goethe, und man begreift wie unbehaglich und verwirrend die kerngesunde Natur des großen Heiden auf das krankhafte Gemüth eines Jung-Stilling wirken mußte.

Was Goethe betrifft, so kann ich Ihnen Nichts weiter von ihm sagen als was alle Welt weiß; ich habe ihn 1755 im Herbst zuletzt gesehen und auch seitdem keinen Umgang mehr mit ihm gehabt. Seine „Wahlverwandtschaften" habe ich gelesen und bin dadurch in der Vermuthung bestärkt worden, die ich schon damals hatte als wir zusammen studirten: der Fatalismus ist sein Glaubenssystem, seine natürlichen Gaben, Anlagen und Triebe, verbunden mit den äußern Umständen, sind seine unbezwingbaren Führer; diese reißen ihn unaufhaltbar mit sich fort. Er kann nicht dafür, daß er Das ist was er ist, Das ist — Gott verzeihe mir! — Gottes Sache. Ich kenne keinen gefährlichern Feind als den Determinismus, im „Heimweh", in den ägyptischen und sinaitischen Einweihungen und in meiner „Theorie der Geisterkunde" habe ich ihn für den richtigen Denker unwiderlegbar abgefertigt.

Auf S. 186 erfahren wir nun welche Aufgabe ihnen Beiden von obenherab zu Theil geworden war, und wissen somit woran wir sind. Die Welt ist indeß heutzutage intelligent genug um nicht zu verkennen was es mit dieser von obenherab protegirten Frömmigkeit für eine Bewandtniß hat.

Ich kenne keine größere Wonne als die Berufsfreude, und die finde ich auch in Ihrem letztern Brief vom 15. Oct. bemerkt. Von meiner Jugend an fühlte ich den mächtigen Grundtrieb in mir für den Herrn und sein Reich ins Große und Ganze zu wirken, ich that auch schon in meinen Nebenstunden zu diesem Zweck was ich konnte; allein ich kam doch nicht eher dazu bis Anno 1803, in meinem 63. Jahr, wo mich der hochselige Großherzog blos zu diesem Zweck in seine Staaten berief und mich dafür besoldete: denn wenn die Welt glaubt, er habe mich blos berufen um sein Gesellschafter zu sein, so ist Das ein Irrthum; er berief mich, ganz entfernt von allen irdischen Geschäften und Verhältnissen, blos allein für den Herrn und sein Reich zu wirken, dafür werde ich besoldet. So viel ich aus Ihrem Schreiben merke, haben Sie auch den Zweck, dafür segne Sie der Herr und sein Geist erleuchte Sie immer mehr und mehr, damit viele Seelen durch Sie erbaut und belehrt werden mögen.

Als überaus komisch erscheint Folgendes:

Das Entscheidungsschicksal von ganz Europa liegt auf der Wagschale; wer jetzt keinen versöhnten Gott hat, kein wahrer Christ ist, der mag zittern und beben. Es gibt ein einziges Factum welches entscheidet, ob die jetzigen großen Weltbegebenheiten wirklich der Anfang des großen letzten Kampfs und die Vorboten der nahen Zukunft des Herrn und seines Reichs sind oder nicht. Dieses Factum ist, wenn die Juden wieder in ihr Vaterland ziehen und sich zu Christo bekehren. Diese Bekehrung mag nun vorher oder nachher geschehen, vielleicht geschieht aber das Letztere; nun habe ich aber sichere data, die ich dem Papier nicht anvertrauen darf, daß **wirklich der Zug der Juden nahe ist und schon dem Anfang nach beginnt.**

(Der Beschluß folgt.)

*) „Der graue Mann"; eine Volksschrift.

Orientalische Literatur.

1. Die classischen Dichtungen der Inder. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von Ernst Meier. Erster Theil. Epische Poesie. Nal und Damajanti. Stuttgart, Metzler. 1847. 16. 1 Thlr.

Die in der neuesten Zeit so weit vorgeschrittene deutsche Uebersetzungskunst ist unablässig bemüht die classischen Werke wie des Occidents so des Orients dem deutschen Leser in einer Form nahe zu bringen welche der eigenthümlichen Form des Originalwerks möglichst treu entsprechend, doch auch wieder der deutschen Sprache und Gewöhnung so angemessen sei, daß der Leser statt durch das Fremdartige einer ganz ungewohnten Er-

scheinung abgeschreckt zu werden, in dem Fremden sich einigermaßen heimisch fühlen, und in der Anschauung fremder Kunst und fremder Natur Genuß finden möge. Zwei Klippen sind dabei zu vermeiden: nachdem man zuweilen geglaubt durch strenges, ängstliches Anpassen an die fremde Form den Zweck am besten zu erreichen, dadurch aber oft das Verständniß fast unmöglich gemacht, ging man auf der andern Seite wieder zu weit durch ein freies Verfahren, welches dem Fremden seinen eigenthümlichen Charakter raubte und Anderes an seine Stelle setzte. Den richtigen Punkt zwischen beiden Extremen zu treffen, Das ist die Schwierigkeit die auch bei den schönen Dichtungen orientalischer Literatur zu immer neuen Bemühungen anlockt, und neue Bearbeitungen der verhältnißmäßig geringen Zahl als classisch anerkannter Werke hervorruft. In diesem Streben hat es auch Hr. Meier unternommen die „Classischen Dichtungen der Inder", d. h. „solche Erzeugnisse der schönen Literatur der Inder die auch für unsere Zeit ein bleibendes Interesse haben, Dichtungen also welche nicht allein die besondere indische Nationalität, sondern zugleich das wahrhaft Menschliche schön und eigenthümlich darstellen", in einer dem Original entsprechendern und zugleich dem Genius der deutschen Sprache angemessenern Form als sie uns zum Theil durch andere Bearbeiter bisher bekannt geworden waren vorzuführen. Das jetzt erschienene erste Bändchen enthält das zum „Mahabharata" gehörende oder wenigstens in dasselbe vom Wjasa eingefügte Epos „Nal und Damajanti". Man könnte denken, neben der Verdeutschung von Kosegarten (1820) und Bopp (1838) hätte die allgemein verbreitete Bearbeitung von Rückert eine neue Bearbeitung unnöthig gemacht. Allein wenn jene Uebersetzungen wegen ihrer wörtlichen Treue Dem der das Original nicht durch eigenes Studium kennt wenig Genuß gewähren, so werden dieser letztern in der Vorrede von unserm Verf. Vorwürfe gemacht die seine neue Arbeit als keineswegs überflüssig erscheinen lassen. Der Grundfehler der Rückert'schen Uebersetzung ist nach ihm: daß er diese indische Dichtung wesentlich in der Manier des Hariri übersetzt hat. Von der „großartigen Einfachheit und Würde, der kunstlosen Unmittelbarkeit und Naturwahrheit im Ausdruck, der edelsten Haltung des epischen Tons und der Form die ruhig und machtvoll dahinströmt" zeigt sich bei Rückert Nichts mehr; „die edle Einfalt und schlichte, ungekünstelte Ausdrucksweise des Originals ist in eine durchaus reflectirte, gemachte, piquante Form umgegossen worden; alle Naturwüchsigkeit ist hin, und wir sollen durch Wortwitz und verkünstelte Reimspiele, durch ein absichtliches Prunken mit neuen und nur das Ohr kitzelnden und verletzenden Bildungen, kurz, durch rein verständige Wortquälereien entschädigt werden." Rückert hat das Werk nicht sowol übersetzt als vielmehr umgedichtet, mit großer Freiheit im Auslassen und besonders im Hinzufügen (wie durch ein auffallendes Beispiel, S. 211, bewiesen wird) in altdeutsche Reimpaare oder moderne Knittelverse gebracht, in welchen höchstens ein Schwank aber kein ernstes Epos erzählt werden kann. Es fehlt dem Rhythmus alle epische Ruhe und Haltung, der Reim kommt viel zu rasch, zu sprudelnd und ist zu überwiegend für den Inhalt der Erzählung, verführt zu unnöthiger Breite und zu Künstelei, ja einzelne Stellen erinnern „an das Handwerksburschen-Pathos der Meistersänger". Die Fehler der Rückert'schen Bearbeitung macht unser Verf. auf eine höchst piquante Weise anschaulich, indem er in derselben Manier den Anfang der „Odyssee" auf folgende Weise verdeutscht:

> O Muse, thu mir vermelden
> Die Thaten des listigen Helden,
> Der, seit er verheert die heilige Troja,
> Herumgeirrt auf der Erd', allwo ja
> Er kennen lernen that inmitten
> Vieler Städt' auch ihre Sitten,
> Und auf dem Meere unsaglichen Herzschmerz gelitten,
> Um sich zu bereiten die Leib-Lebenerettung
> Und seinen Gefährten die Heimathaus-Ruhebettung,
> Obwol sie die Rückkehr
> Und ihre Glückkehr
> Trotz seiner Bemühung nicht erwarben,
> Indem sie durch eigene Schuld verdarben
> Und starben.

Der Zweck unsers Verf. war, im Gegensatz zu Rückert, „das herrliche Gedicht in seiner reinen, edlen Form möglichst herzustellen und so der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen, vor Allem bemüht den Eindruck des Originals mit aller Frische und Ungeschminktheit wiederzugeben, und nur den Inhalt mit seiner natürlichen, echt plastischen Einfachheit wirken zu lassen". Da sich unser Ohr an den eigenthümlichen Rhythmus des indischen Versmaßes schwerlich je gewöhnen, ja ihn kaum fühlen kann, und dieses bei seiner Freiheit und Mannichfaltigkeit doch im Deutschen nur unvollkommen und nicht ohne Zwang und Härte in der Wortstellung nachzubilden ist, da auch der griechische Hexameter, der als passender Stellvertreter erscheinen möchte, nach seiner Ueberzeugung im deutschen Epos nie wahrhaft heimisch und volksthümlich werden kann, so glaubte er als einzig passendes Versmaß die Nibelungenstrophe wählen zu müssen, sowol wegen ihres rein epischen Erzählungsklanges als wegen der dem indischen Verse entsprechenden Freiheit und Mannichfaltigkeit welche sie gewährt. Dabei suchte er dem Originaltexte möglichst treu zu folgen, doch mehr mit dem Streben nach innerer Treue als nach ängstlicher äußerer Wörtlichkeit. Wir glauben dem Verf. und den Lesern am besten zu dienen, wenn wir als Beispiel die Stellen seiner Bearbeitung hier anführen zu deren Vergleichung mit den entsprechenden Rückert'schen er in seiner Vorrede auffodert. S. 87 fg.:

> Dann weg sich wendend, klagt sie
> Mit thränengedämpftem Laut,
> Die Augen voller Zähren,
> Vor einer Linde traut;
> Klagt vor dem blühenden Baume,
> Dem schönsten wol im Wald,
> Dem knospengeschmückten, der wonnig
> Vom Vogelsange schallt:
>
> „Ach dieser Baum, wie selig
> Er mitten im Walde glänzt,
> So wie ein glücklicher Bergfürst,
> Mit Blumen reich bekränzt!
> O mache lind mein Leiden,
> Du Linde, lieblich schön!
> O hast du nicht den König,
> Den kühnen, hier geseh'n?
>
> Den Feindvertilger Nala,
> Ach, meinen Gatten traut,
> Von Nischadha den Herrscher,
> Hast du ihn nicht erschaut?
> Dem nur ein Kleid, ein halbes,
> Umhüllt die zarte Gestalt,
> Den Muthigen, Nothgequälten,
> Der nahte diesem Wald?
>
> Daß Lind'rung ich erlange,
> O Linde, Das gewähre!
> Linde, weil Leid du linderst,
> Mach' deinem Namen Ehre!"
> Nachdem sie so die Linde
> Umwandelt, Damajante
> Zu eine and're Wildniß
> Betrübt hinweg sich wandte.

S. 83 fg.:

> In Nischadha begegen
> Regiert der weise Nal,
> Ein Held und Volksgebieter,
> Und der ist mein Gemahl;

Er ehret hoch die Götter,
Ist der Brahmanen Freund,
Beschirmt die Landeskinder
Und tilget jeden Feind;

Ist wahrhaft, pflichtenkundig,
Treu sein Gelübde haltend,
Fromm, gottergeben, glücklich,
Der Feinde Mauern spaltend;
Die Vedas lesend und Alles
Was dient zu ihrer Klarheit,
Dem Indra gleich an Glanze;
Gewiß, Das ist die Wahrheit!

Doch angespornt von einem
Spielkund'gen, frechen Thoren,
Hat er sein Reich und Alles
Was er besaß verloren.
Deß Gattin bin ich, wisset,
Des Fürstenherrschers Nal
Damajanti, die sich sehnet
Zu sehen den Gemahl.

Kurze Anmerkungen erklären die mythologischen Anspielungen und einiges Andere was zum Verständnisse nöthig ist.

2. Prinz und Derwisch, oder die Makamen Ibn-Chisdais. Von W. A. Meisel. Stettin, Effenbart. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Wieder ein Werk in der durch Rückert uns so bekannt gewordenen Manier des Hariri! Daß diese bei den Arabern und den durch diese gebildeten Völkern so beliebte auch bei den mit Arabern zusammenwohnenden Juden Eingang fand, ist leicht erklärlich. Schon haben wir eine Uebersetzung des in ähnlicher Weise abgefaßten „Tachkemoni" von Alcharisi erhalten. Das vorliegende Werk war, wie der deutsche Bearbeiter in der Vorrede angibt, ursprünglich griechisch (?) verfaßt, ging dann in das Arabische über, und wurde durch Abraham B. Samuel Ha-lewi Ibn Chisdai ha-nasi, einem gelehrten Juden aus Barcelona im Anfange des 13. Jahrhunderts, auf eine jedenfalls sehr freie Weise in das Hebräische übertragen. Die rein biblischen Anschauungsweisen und talmudischen Ansichten mit welchen das Buch durchwebt ist lassen auf eine große Abweichung von den Originalen schließen, die zur Vergleichung nicht mehr vorhanden sind. Diese hebräische Bearbeitung hat Meisel im Deutschen nachgebildet, und sich dabei wie natürlich Rückert's „Abu Seid" zum Vorbild genommen; doch im Bewußtsein nicht „die Alles überwindende Meisterschaft" desselben zu besitzen, hat er sich nicht überall die Quälerei aufgelegt die allzu schwierigen Ghaselen nachzubilden. Dagegen hat er ein Uebriges gethan, indem er die gereimten Sätze oder Satztheile sich fast durchgängig in Jamben bewegen läßt, was der Rede eine gewisse, oft ermüdende Einförmigkeit gibt, und zuweilen bei der gleichen Länge der Satztheile den Unterschied zwischen dieser gereimten Prosa und den eingemischten Versen aufhebt. Dabei bewegt sich jedoch die Rede leicht und ohne Zwang, sodaß dem Verf. das Lob großer Gewandtheit in Beherrschung der schwierigen Form zuertheilt werden muß. Dieselbe Gewandtheit und ansprechende Leichtigkeit zeigt sich auch in den eigenthümlichen Versen, z. B. S. 106:

Verspottest seines Kleides willen
Den Dürftigen, du eitler Thor,
Bist stolz, weil du dich kannst verhüllen
In weiten golddurchwirkten Flor?
So hör' doch nur des Löwen Schnauben,
Wenn kühn er sich die Beute packt,
Nicht abgeschreckt vom wilden Rauben
Von Sturmeswuth, und er ist nackt!

Denn sieh! wenn nur in seinem Kleide
Bestånd' allein des Menschen Werth,
So wär' auch werthvoll durch die Scheide,
Nicht durch sich selbst des Helden Schwert.

S. 216:

Es hasset beinahe den freundlichen Sommer
Und hat mehr Behagen am Winter ein Frommer:
Das Fasten am kurzen Tag, leicht ist's vollbracht
Und brünstiger betet man stets in der Nacht.

Der Held dieser Erzählungen oder vielmehr theilweise der Erzähler, der durch gute Lehren und Gleichnisse den Prinzen in der Lebensweisheit unterrichtet, ist ein büßender Einsiedler; der hebräische Text nennt ihn einen Nasir (4 Mos. 6, 2 fg.), der Uebersetzer einen Derwisch, doch ist diese letztere Benennung nicht ganz entsprechend, wie man unter Anderm aus dem zweiten Buche von Sadi's „Gulistan" sehen kann. Dieser Derwisch „ist nicht der muntere, witzsprudelnde, wunderliche, schlaue Abu Seid, den man den Gil Blas der Araber nennen könnte; er hat mehr die Anschauungen der ernsten Stoa, die oft an Cynismus grenzen, aber er ist dafür auch durchgehends ehrenhaft, was dem frivolen Abu Seid ganz abgeht." „Der Geist des Buchs ist fast durchgehends dem ähnlich den die gereifte Erfahrung vom Leben abstrahirt, zu dem wir uns Alle bekennen, wenn die häufigen Täuschungen im Leben, gepaart mit der alternden Empfänglichkeit für Sinnenlust, eine gewisse Apathie in uns erzeugen gegen die Güter der Welt, und nur selten verirrt er sich zum widerlichen Weltschmerz."

Als anziehendes Beispiel des Tones in welchem das Buch geschrieben ist möge folgende Stelle dienen:

In Aramäas schönem Land, am Tigris und des Euphrats Strand — hält sich ein Vogel auf zumeist, — den man gewöhnlich Karschun heißt, — der leget seine Eier, — an Zahl ganz ungeheuer. — Wenn er nun ernst in Sorge ist, — daß wol das Wasser überfließt — weit übers Bett der Ströme — und ihm die Eier nehme, — so greift und trägt er sie behende — in Vogelnester die ihm fremde, — sodaß in jedem das er kriegt — stets eins von seinen Eiern liegt. — Wenn nun der Zeitpunkt sich einstellt, — wo er die Küchlein flügge hält, — fliegt er herum in stiller Nacht, — und schreit vor jedem Nest mit Macht. — Das Vöglein hat am Laut erkannt, — daß ihm der Rufer nah verwandt, — und fliegt ihm aus Naturtrieb nach. — So sammelt er sie allgemach. — Von andern Küchlein die ihm fremd — kein einziges den Laut erkennt, — versteht nicht seinen Sinn, — und mag nicht nach ihm zieh'n. — Und also ist es auch bewandt — mit den Propheten stets, die Gott gesandt. — Der Menschheit gelten ihre Lehren, — doch wird nur Der stets auf sie hören — der sich nach ihnen nennt — und ihre Sprache kennt, — und Der wird frech den Rücken ihnen stets zukehren — der nimmer mag zu ihrem Bund gehören." 69.

Literarische Notiz.

Fräulein Mulock.

Wenn auch blos die Hälfte des Lobes Stich hält mit welchem das ehrenwerthe „Athenaeum" die junge englische Schriftstellerin obigen Namens bei Anzeige einer Jugendschrift: „How to win love; or, Rhoda's lesson" (London 1848), ausstattet, so ist sie in der That die „ausgezeichnete neue Erscheinung in den Reihen der englischen Schriftstellerinnen" welche das „Athenaeum" sie nennt — ein Mädchen „das Perlen aus Tiefen bringt die nur der erprobteste Taucher zu kennen pflegt". Sie soll bisher ausschließend in Tageblättern und Zeitschriften aufgetreten, rubricirtes Büchelchen ihr erstes selbständiges Werk sein. Der Titel bezeichnet sie Verfasserin von „Michael, the miner". 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 221. —— 8. August 1848.

Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Herausgegeben von Albertine Baronin de la Motte Fouqué. Zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Wir wenden uns zu den folgenden Briefstellern und heben von F. Kind eine beklagenswerthe Wahrheit heraus:

Es ist in der That wunderbar in unserm lieben Deutschland. Man klagt über Mangel an Originalwerken; wenn aber ein Dichter mit Liebe und Fleiß Etwas vollendet hat, dann legt man ihm allenthalben Schwierigkeiten in den Weg, tadelt das Werk noch ehe man es kennt — und gibt leichte französische Waare aus Uebersetzungs-Fabriken. Vielleicht nach des Dichters Tode erkennt man es, daß sein Werk gut gewesen — wie jetzt in Berlin mit Kleist's „Käthchen" der Fall sein soll — aber was hülft es dann Dem der unterm Hügel liegt und der wol noch Trefflicheres hätte leisten können, hätte man den Lebenden ermuntert — hätte man ihm nur Gerechtigkeit widerfahren lassen!

S. 276—277 schreibt W. Müller voll männlicher Gesinnung:

Was sagen Sie zu Oestreich? Da will man, wie es scheint, die Welt retour schrauben, wie es im „Prinz Zerbino" mit dem Schauspiel geschieht. Geht es mit dieser Maschinerie so rüstig fort wie man anfängt, so kommt man nächstens zu der Inquisition und den Autosdafé &c. zurück. Und der Kaiser gab seine Stimme zur Verbannung seines Schwiegersohnes nach St.-Helena — weil er — ei, weswegen doch?

Desgleichen S. 279:

In der Ansicht der größern Welthändel geht es mir nicht so wohl. Der Trost den Sie neulich für unerfüllte Hoffnungen in Ihrem Gedicht an den Verfasser von Pseudo-Meister aufstellten genügt mir nicht. Freilich starb der Sieger bei Marathon im Gefängnisse — aber Athen ward frei. Miltiades hatte ja nicht für sich gekämpft, also ward sein Sieg durch seinen schmählichen Tod nicht fruchtlos. Meinen Griechen bleibe ich treu, ob Alle wanken, und sollte auch einst das Motto meiner Lieder sein:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Camoenae.

Wie mögen unsern Fouqué folgende Zeilen von W. Neumann berührt haben?

Das poetische Leben ist bei uns Nichts besser wie das politische oder vielmehr beide leiden an Einer Krankheit. Wenn ich diese Gesichter ansehe (und leider muß ich's jetzt zum Theil) die zu Rath gesessen haben bei uns in Krieg und Frieden, und ihre Worte höre, so geht mich ein Grausen an; ich kann's gar nicht gewohnt werden, und ich finde jetzt, daß wir vor unsern Unfällen weit mehr zu beklagen waren als nachher; denn was helfen die rothen Backen wenn die Lunge verfault? Und für diese Gespenster hat denn doch nun der Hahn gekräht. Fast möchte man zu Gott beten: „Vater, gib uns noch mehr Unglück!" denn wahrhaftig, der Trank hat uns gut gethan, nur bei Vielen lange noch nicht genug. Doch über diese Materie ließe sich unendlich Vieles sagen, und bei einiger persönlicher Freiheit kann ein gesundes Gemüth wol Verwahrungsmittel genug finden gegen dieses Uebel, das an dem großen Körper nagt, bis all die verdorbenen Theile abgeschnitten sind und gesundes, frischeres Blut die Adern wieder füllt.

Die Briefe von F. Perthes wirken sehr wohlthuend und zeigen durchweg einen Mann von edler Gesinnungstüchtigkeit und gesundem Wesen. Sehr schön ist was er über Chamisso sagt:

Diese Tage haben wir recht viel von dir gesprochen; — erst hatte dein Brief dein ganzes liebes Bild recht lebendig mir vorgestellt und dann kam Chamisso.*) Es hat mir leid gethan, daß du über diesen wunderbaren und wunderlichen Mann mir Nichts gesagt hast! — Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich, sehr verstandvoll gefunden!

Aber sehr unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland! — seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an und er kann davon sich nicht trennen und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören die dort — fast möchte ich sagen — wachsen. Die Liebe zum Vaterland, das Gehören zu einer Nation und die Theilung mit allem Glück und Unglück derselben scheint dem Menschen so tief eingeseelt zu sein, daß kein Verhältniß, keine Wissenschaft, keine Universalität, ja nicht die Liebe und Gott, hienieden über solchen Verlust uns trösten, uns ihn ersetzen können.

Ferner:

Laß uns nur unsere Gouvernements und Minister (Fürsten und Feldherren sind aus zweierlei Ursachen schon über alles Lob erhaben) edel, groß, als excellent und Excellenzen nehmen und der Welt in brillanten Tableaux so conterfeien, was gilt's — sie werden so! Wozu aber alles dies Edel-Treiben, werden Andere fragen: glaubt ihr wirklich, daß die Menschen besser, reiner werden und hienieden ein Paradies? Mit nichten, antworte ich, und behaupte sogar, die Menschen waren von jeher so gut und so wandelbar und sündhaft wie sie jetzt sind, vor Christi Geburt wie nachher, und so werden sie bleiben bis zum Jüngsten Tag!

Und o wie wahr:

Ueber den Frieden, wenn er schlecht genannt wird, klage ich nicht. Gefahren von außen müssen auch noch künftig die

*) Im August 1815 ging Chamisso an Bord des Rurik zu seiner Reise um die Welt.

Regierungen bedrohen, um daß diese das Volk bedürfen. Wären nur auf ein halbes Jahrhundert die Staatenverhältnisse dermaßen ins Gleichgewicht gestellt, daß Ruhe, Friede überall in Europa wäre, so würde auf keinen Wunsch, kein Recht des Volkes geachtet werden und Alles in dem alten verfassungslosen Zustand bleiben. Constitutionen machen sich nicht, die Zeit, die Geschichte macht sie, und Thoren find's die nur gleich Alles mit Schneiderschere einrichten wollen; aber anfangen muß man doch, und dieser Anfang — ach! Das ist so schwer den Herren die regieren und verwalten, sich d'rein reden zu lassen!

Der edle Rochlitz macht an sich selbst die bittere Erfahrung („Auswahl des Besten aus Rochlitz' sämmtlichen Schriften", 6 Bde., 1821—22) wie die Menschen auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Kunst an dem Baum der in ihrer unmittelbaren Nähe grünt und blüht meistens mit unempfänglichem Gemüthe vorübergehen oder ihm gar unedlerweise Blätter- und Blütenschmuck zu schmälern suchen.

Die Verhältnisse jenes Buchs zum Publicum, wie sie sich ankündigten ehe es da war, haben für mich manches Interessante gehabt: z. B. ausgezeichnete Männer, mit denen ich kein oder das entfernteste Verhältniß gehabt, haben sich lebhaft dafür verwendet; von Freunden — was man nun so nennt — für die ich lebenslang was möglich gethan haben kaum Einige davon Notiz genommen, Andere sogar darauf gehäkelt; nicht unbeträchtliche Bestellungen sind eingegangen aus Provinzen wo ich kaum glaubte, daß mein Name gehört worden, und Leipzig, für das ich (auch für sein öffentliches) stets treulich, auch mit namhaften Aufopferungen mich bemüht, wo ich der reichen Verwandten, Gastfreunde 2c. so viele zähle, hat, für Leipziger, zwei Exemplare auf schlecht Papier bestellt; in Wien hat man es, ehe es erschienen, ja selbst die öffentliche Ankündigung, verboten 2c. So ist die Welt!

Diodor von Sicilien erzählt Buch XIII, Cap. 86, daß, als die Feldherren der Karthager zur Aufführung eines Walles gegen die Mauern von Agrigent die Zerstörung der Gräber vornehmen ließen, bei dem Grabmale des Theron der Blitz unter die Arbeiter fuhr, daß sie betäubt auseinander stoben und die Seher dem Heere Fluch und Verderben weissagten. Wirklich brach auch sogleich eine bösartige Seuche aus, die einen Theil des Heers und den Feldherrn Hannibal hinwegraffte, die Ueberlebenden aber von ihrem gottlosen Vorhaben abzustehen zwang. Allein Dergleichen war nur möglich unter poetischen Völkern, in die prosaische Welt nordischer Barbaren fährt kein rächender Blitz hernieder. Die Witwe des herrlichen Max von Schenkendorf erzählt wie man in Deutschland einen edeln Todten zu ehren wußte:

Nehmen Sie nun noch mit einigen armen Worten meinen innigsten Dank für alle Liebe die Sie unserm unvergeßlichen Freunde bewiesen. Die schönen Stunden des Zusammentreffens mit den lieben Waffenbrüdern in jener herrlichen Zeit gehörte immer zu seinen liebsten und erhebendsten Erinnerungen. Wer hätte es damals geahnt, daß jene Morgenröthe, die einen sonnenhellen Tag versprach, sich in solches Dunkel verwandeln würde — daß all das edle Blut, für einen großen Zweck geflossen, nicht andere Früchte hervorbringen sollte? Ja, wohl hat Gott den geliebten Max hinweggenommen, damit die neue Schmach des theuern Vaterlandes sein Herz nicht in tiefem Schmerz bräche. Die liebe Hülle ruht in dem freundlichen Koblenz. Hier verlebten wir das letzte Jahr zusammen. In jener herrlichen Umgebung wie in den Erinnerungen einer großen untergegangenen Zeit und in der Sehnsucht das Bessere aus ihr wieder hervorgehen zu sehen fand sein Gemüth stets reiche Nahrung. Leider wurde sein reger, allem Großen und Schönen so empfängliche Geist in der letzten Zeit durch stetes Leiden am Kopf oft recht gedrückt und dadurch unser häusliches Glück auch sehr getrübt. Auf seinem Grabhügel stand ein einfaches steinernes Kreuz mit der Bezeichnung des Geburts- und Todestages, wie auch des Namens — von einer Trauerweide beschattet. Leider wurde späterhin der Kirchhof zu den Festungswerken genommen, und es wurde mir nicht verstattet den geliebten Ueberresten ein stilles Plätzchen auf dem neuen Gottesacker, wo man das Kreuz hingestellt hat, zu geben. Die Wälle und Gräben, die seitdem an seiner Ruhestatt entstanden sind, machen es nun ganz unmöglich sie wieder aufzufinden. Die Erde ist zwar überall des Herrn, und dem Sinne des Verstorbenen ist es auch wol nicht entgegen, daß sein Grab nunmehr eine Schanze gegen den Feind geworden ist — mir hat dieses Ereigniß aber viel bittere Thränen gekostet, denn auch den rohesten Völkern ist die Ruhestätte ihrer Todten heilig.

Der Brief von A. W. v. Schlegel gehört mit zu dem Besten was die Sammlung enthält, ist aber zu lang und zu sehr aus einem Gusse, als daß sich Mittheilungen daraus machen ließen. Man hat in neuerer Zeit das Publicum oft auf Unkosten Schlegel's zu belustigen gesucht; uns scheint Dies höchst lieblos und verwerflich. Wir wissen sehr wohl, daß A. W. v. Schlegel mit Zeuxis zu Olympia um den Preis der Eitelkeit hätte wetteifern können; aber wir werfen den Königsmantel geistiger Hoheit und unsterblicher Verdienste liebend über die sterblichen Schwächen des Mannes.

Es enthält das Buch noch eine Anzahl von Briefen, aus denen wir mit Vergnügen weitere Mittheilungen machen würden; allein die Furcht die Nachsicht unserer Leser und den Raum d. Bl. schon allzu sehr in Anspruch genommen zu haben nöthigt uns davon abzustehen. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß J. E. Hitzig den Briefen an Fouqué einen Lebensabriß des Dichters vorangehen läßt, der durch seine geistreiche Fassung und die liebevolle Pietät die darin dem Andenken des Dahingeschiedenen gezollt wird in hohem Grade wohlthuend wirkt. J. E. Hitzig, der Freund so vieler auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft gefeierten Männer, bewährt sich an Manchem noch über das Grab hinaus als ein edler und treuer Freund. Das ist eine schöne Erscheinung, selten im Leben, noch seltener in einem so hohen Alter. Die biographischen Notizen, die Dr. H. Kletke zum Verfasser haben, können für ähnliche Fälle als Muster gelten und verdienen daher mit Anerkennung herausgehoben zu werden.

F. W. Rogge.

Eine amerikanische Sibylle.

Es ist sehr zu beklagen, und beweist unwiderlegbar, wie die Kräfte in Deutschland von der Gegenwart voll beschäftigt werden, daß die Orakelsprüche einer amerikanischen Leserin noch keinen deutschen Mund zu ihrer Verkündigung gefunden haben. Die Bibliographie schweigt von einer Uebersetzung eines der merkwürdigsten Bücher unserer Zeit, betitelt:

England the civilizer: her history developed in its principles; with reference to the civilizational history of modern Europe (America inclusive), and with a view to the denouement of the difficulties of the hour. By a Woman. Zwei Bände. London 1848.

Die Verf., „ein Weib", wie sie sich nennt, nimmt für ausgemacht an, daß die Welt bisher eine falsche Richtung gehalten, und demgemäß sich vor sie auf die rechte Bahn zu führen. An ihrer Befugniß und Befähigung hegt sie keinen Zweifel. Hamlet bedauerte, daß die Zeit verrenkt sei. Die Verf. freut sich darüber; sie hätte ja sonst keine Gelegenheit der Welt und ihren Herrschern den Leviten zu lesen. Es dürfte, mit Einem Worte, schwer sein ihrem Buche eins an die Seite zu stellen das ihm ebenbürtig in Gelehrsamkeit und Unsinn, Vorurtheil und Leidenschaft, Anmaßung und Unwissenheit, dunkeln und hellen Gedanken, gemeiner und edelster Sprache. Eingeständlich bezweckt die Verf. die großen Räthsel der Geschichte zu lösen, die Essenz derselben abzuziehen und in Gesetze aufzunehmen, die Vergangenheit in ihren Principien zu enthüllen, die gegenwärtigen Civilisationszustände nach allen ihren großen Richtungen hin zu erklären, der moralischen, socialen, intellectuellen und materiellen, und nicht blos den Geist unter dessen Leitung, sondern auch die Formen vorherzusagen in welchen die Gesellschaft sich entwickeln wird. Die Schranken sind weit; aber ungeschreckt von der Größe und Schwierigkeit des durchzufechtenden Kampfes legt die tapfere Dame ihr Rüstzeug an, bietet den Giganten Fehde, schlägt sie nach einem Kampf auf Tod und Leben, dessen Beschreibung fast 500 Seiten füllt, wie sie unbedingt glaubt, in die Flucht, und läßt zum Schluß den Siegesruf erschallen. Aengstlich also ist die gute Dame nicht. Wo ein Niebuhr und Genossen jeden Schritt prüften ehe sie ihn thaten, zögernd und bescheiden Ideen aussprachen und Systeme aufstellten, erhebt die Verf. sich kühn in die Luft, und saust mir Nichts dir Nichts fort über die Gebiete aller Gelehrsamkeit, Kunst, Religion, Politik und Weltgeschichte. Nichts ist ihrem Ehrgeize zu hoch, ihrer Feder zu heilig. Kaiser und Hierophanten, Soldaten und Philosophen, Völker und Institutionen werden gleichmäßig von ihr gehofmeistert, und zwar derb. Ihre Schau der Vergangenheit endigt mit einer Reihe allgemeiner Schlüsse, die ebenso kühn als meist schwach und falsch sind. Inzwischen vertraut sie dem Leser, daß sie „eine neue Wissenschaft" creirt, „Probleme gelöst worüber die Welt seit Anbeginn sich in Haaren gelegen", und „Zukunft und Vergangenheit entschleiert hat". Die Lösungen mögen auf sich beruhen; die Entschleierungen unterliegen zur Zeit keinem Urtheil, da sie in einem dritten Bande folgen sollen, welchen die Verf. nicht beigefügt hat, weil, wie sie sagt, er blos verstanden werden kann, wenn der Leser zuvor den Inhalt der zwei ersten Bände bemeistert habe. Dagegen wäre es unrecht die neue Wissenschaft zu verschweigen.

Die neue Wissenschaft fußt auf der Entdeckung, daß ein doppelwüchsiges Princip die ganze Natur durchdringt, das materielle Universum, die Gesellschaft, die menschliche Seele. In der Physik heißt das doppelwüchsige Princip Abstoßung und Anziehung; in der Erkenntniß Analyse und Synthese; in der Sittenlehre männlicher Instinct und weibliche Sympathie. Von der Gesellschaft ist der Mann der Körper, das Weib die Seele. Analogisch gilt Dies für alle erste Eintheilungen und Bezeichnungen der Gesellschaft. Daher eine vollständige Reihe symbolischer Correlate, als: Ausdehnung — Zusammenziehung; Centrifugalkraft — Centripetalkraft; Leben — Tod; Wollen — Schlaffheit; Synthese — Analyse; Selbstsucht — Menschenliebe; Seele — Körper; Weib — Mann. „Durch die ganze Thierheit", fährt die Verf. fort, „ist der erwählte Sitz des selbstsüchtigen Princips im Manne, der des Edelmuths im Weibe." Daraus folgert sie, daß alles je erkannte Uebel vom Manne stamme. Das muß so sein, denn er war von Ewigkeit her selbstsüchtig, und er hat daran keine Schuld, denn es ist seine Mission. Es folgt aber auch, daß, so lange er herrscht, die Welt eine falsche Richtung halten muß, mithin, weil er herrscht, die Gesellschaft auf „falschem Princip" ruht. „Der Irrthum", heißt es, „ist fundamental und Ursache aller Gewaltthätigkeit und Zwietracht, welche der Mann, weil er halb sieht und deshalb misversteht, im Universum existirend glaubt und in den Zustand eingeführt hat welchen er gotteslästerlich civilisirte Gesellschaft nennt."

Logisch consequent verwirft und verdammt die Verf. Alles und Jedes was nach männlicher Oberherrschaft „schmeckt, riecht und fühlt", unter Anderm die Staatsregierung. Sie sagt in ihrem eigenthümlich gehackten Stile: „Jede Regierungsverfassung an und für sich — abgesehen von den Umständen die ihr das Dasein gegeben und zur Entschuldigung dienen — ist ein Werkzeug des Juggernauth. Erfunden, nicht die Bösen zu schrecken, sondern die Hülflosen danieder zu machen. Buben zu füttern. Dummköpfe zu betölpeln. Den Fleiß zu bestehlen. Die Massen zu erdrücken, zu betrügen und zu entsittlichen. Alle ehrliche Menschen zu prellen — kein Wort weiter. Denn weil unterm Einflusse der jetzt endlich allgemein männlichen Beschäftigungen des Handels, Speculirens, Gesetzgebens, Diplomatisirens, Regierens und Verkaufens von den Kanzeln sogenannter Religion, steht ein Zweifel frei, ob es auf der Erde noch Ehrlichkeit gibt." Alles Dies kommt laut der Verf. lediglich daher, daß statt der Seele der Körper herrscht. Es soll aber anders werden. An die Stelle der Regierung wird die neue Wissenschaft treten. Das verspricht und verheißt die Verf., und der dritte Band soll das Wie berichten.

Das in der literarisch-kritischen Versammlung stimmberechtigte „Athenaeum" schließt seine Anzeige des Werks folgendermaßen: „Niemand der es gelesen wird leugnen, daß es in keiner Hinsicht ein gewöhnliches Buch ist. Wir räumen ein, daß es eine Menge Stellen hat die nur «ein Weib» schreiben konnte. Dessenungeachtet birgt es nebenan höchst originelle und werthvolle Gedanken. Es läßt die Absicht der Verf. unerfüllt, «zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Schlüssel zu geben»; es wird auch ihre Hoffnung unerfüllt lassen «in menschlichen Begriffen und Urtheilen einen sichtbaren Wechsel zu bewirken»; dennoch hat es Verdienste von mehr als einer Art, ist und bleibt, abgesehen von und trotz seiner Geziertheit und Extravaganz, ein merkwürdiges Buch. Die versuchte Lösung der Geschichtsprobleme schlägt fehl; dagegen bietet sich philosophischern und besser gerüsteten Forschern manch nützlicher Wink. Und wer aus der Weisheit des Orakels Nichts lernt, den werden dessen Eitelkeit und Luftsprünge erheitern. 10.

Bibliographie.

Die Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Herausgegeben vom evangelischen Bücherverein. — A. u. d. T.: Concordia. Christliche wiederholete einmüthige Bekenntniß nachbenannter Churfürsten, Fürsten und Stände Augsburgischer Confession, und derselben Theologen Lehre und Glaubens rc. Berlin. Gr. 8. 20 Ngr.

Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich. 2ter Band. 2te Abtheilung: Von der Reformation bis nach dem Kappelerkriege. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 25 Ngr.

Gregorovius, F., Die Idee des Polentum's. Zwei Bücher Polnischer Leidensgeschichte. [1stes Buch.] Königsberg, Samter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Huber, J. G. B., Die Geschichte der deutschen Literatur nach F. A. Pischon's Leitfaden mnemonitisch bearbeitet nach Reventlow's Grundsätzen. Augsburg, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Laun, E., Kurze Darstellung von Süd-Australien und Port-Adelaide als Leitfaden für Auswanderer nebst Angabe der Bedingungen zur Ueberfahrt. Bremen, Geisler. 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Rischwitz, A., Handels- und Industriegeschichte von der

ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Chronologisch aufgestellt. Leipzig, Serig. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schomburgk, R., Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840—1844, im Auftrage des Königs von Preussen ausgeführt. Nebst einer Fauna und Flora Guiana's nach Vorlagen von Johannes Müller, Ehrenberg, Erichson, Troschel u. And. Mit Abbildungen und einer Karte von Britisch-Guiana aufgenommen von Sir Robert Schomburgk. 2ter Theil. Leipzig, Weber. Gr. 4. Der 1ste u. 2te Theil 13 Thlr. 10 Ngr.

Schueck, R., Die Religionsfreiheit in Preußen wie sie war, ist, und sein wird. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Schweiz. Handbuch für Reisende, nach eigner Anschauung und den besten Hülfsquellen bearbeitet. Mit Plänen von Basel, Bern, Genf und Zürich, einer Reisekarte und einer Alpen-Ansicht vom Rigi. Koblenz, Bädeker. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Wiebel, K. W. M., Die Insel Helgoland. Untersuchungen über deren Grösse in Vorzeit und Gegenwart, vom Standpunkte der Geschichte und Geologie. Mit 2 Karten und 1 Tafel. Hamburg, Herold. Gr. 4. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

An meinen lieben Fritz am 7. Juni 1848. Eine Geisterstimme. 1ste bis 6te Auflage. Berlin. Ler.-8. 1 Ngr.

Antwort des lieben Fritz auf die Geisterstimme im Mausoleum. Berlin. Ler.-8. 1 Ngr.

Hundert Aphorismen über Staat, Kirche, Schule. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Prager Blutbad. Genaue Beschreibung der denkwürdigen Ereignisse zu Prag im Juni 1848, oder der Kampf der Aristokratie, Demokratie und der Czechen und Deutschen. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Brackenhoeft, T., Reform von Grundeigenthum und Erbrecht. Heidelberg, Rieger. Gr. 8. 6 Ngr.

Offener Brief an die Lehrer Mecklenburgs, betreffend die Verbesserung der Schulen. Schwerin. Gr. 8. 1½ Ngr.

Burchardt, B., Entwurf eines Finanz-Plans zur Beseitigung des allgemein herrschenden Geldmangels. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2 Ngr.

Christiansen, Reorganisation des Schleswig-Holsteinischen Schulwesens. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 5 Ngr.

Enprim, A., Die Verantwortlichkeitsfrage. Staatsrechtlich und politisch beleuchtet. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Entwurf des Landes-Verfassungs-Gesetzes für das Herzogthum Anhalt-Bernburg. Bernburg, Gröning. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Königlich Bairischer Entwurf einer Deutschen Gesammtverfassung nebst seinen Motiven. Mai 1848. Frankfurt a. M., Schmerber. Gr. 8. 5 Ngr.

Entwurf zu einer allgemeinen Landesbewaffnung für Preußen mit Anknüpfung an die schon bestehenden Gesetze und Vorschriften. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, G., Sendschreiben an seine deutschen Mitbürger. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Geller, Ein Gang durch den Saal der Volksverordneten [Condeputirten?] in Hannover. Stade, Schaumburg. 8. 7½ Ngr.

Gubitz, A., Republik und Königthum. Ein Blick in die deutsche Gegenwart. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hamann, H. D., Zur Gymnasial-Frage. Für die zum 25. Juli d. J. nach Berlin berufene Directoren-Zusammenkunft auf den kürzesten Ausdruck gebrachtes Gutachten. Gumbinnen, Sterzel. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hermanni, C., Vorschläge zur Organisirung Deutschlands. Soest, Nasse. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herrendoerfer, E., Was heißt Sterben für die Freiheit? Predigt am Charfreitage. Aschersleben, Fokke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hirscher, J. B., Die Nothwendigkeit einer lebendigen Pflege des positiven Christenthums in allen Klassen der Gesellschaft. Den deutschen Regierungen, zunächst dem deutschen Parlamente zur Würdigung vorgelegt. 2ter Abdruck. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 Ngr.

Hopf, A., Rante als National-Versammelter. 4te Sitzung. Berlin, Hirschfeld. Folio mit 1 Holzschnitte. 1 Ngr.

Horn, Die Landesfinanzen des Fürstenthums Hohenzollern-Sigmaringen vor und seit dem Bestehen der Verfassung. Stuttgart, Beck u. Fränkel. Br. 8. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Eröffnungsrede zur Gnadauer Pastoral-Conferenz am 3. Mai 1848. Erfurt. Gr. 8. 3 Ngr.

Lauch, J. F., Politisches Vater unser. Leipzig. 4. 1 Ngr.

Liborius, K., Ueber das Militair, besonders das sächsische. Ein Beitrag zur Aufklärung, allen Freunden des Fortschrittes, sowie noch allen unentschiedenen Deutschen gewidmet. Leipzig, Schreck. Gr. 8. 10 Ngr.

[1789—1848.] Mirabeau über das Königliche Veto; Rede gehalten in der französischen constituirenden National-Versammlung am 1. September 1789. Uebersetzt und mit einem Nachwort versehen von H. Abeken. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußens Bluthochzeit. Genaue Beschreibung der neuesten Berliner Ereignisse und die Leichenfeier der Gefallenen. 2te vermehrte Auflage. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Sechs bisher unbekannte höchst merkwürdige Profezeiungen auf unsere nächste Zukunft, verglichen mit den bekannten des Frater Herrmann, Spiel-Bähn, Jasper und Barth, Holzhauser. Gesammelt und herausgegeben von J. B. Kutscheit. Bonn, Wittmann. 12. 2½ Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen des alten Bernhard, genannt Spiel-Bähn auf unsere Zeit und die zukünftigen Geschlechter. Herausgegeben und erklärt von J. Burg. Nebst einem Anhange: Die Prophezeihungen des alten Jasper. Bonn, Wittmann. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeiung auf die Jahre 1848, 1850 bis auf das Jahr der Freude 1858. Von einem alten Eremiten. 4te Auflage. Erfurt, Gebhardt. 24. 2½ Ngr.

Rothe, G., Die Deutsche Revolution, die reactionären Bewegungen und die Nationalversammlung. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmitz, L. F. v., Die Reaction und die Rückkehr des Prinzen von Preußen. Ein patriotisches Wort an seine Mitbürger. Soest, Nasse. Gr. 8. 1¼ Ngr.

— — Zur Verständigung in den Wirren der Zeit. Zunächst seinen lieben westfälischen Landsleuten gewidmet. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Steifensand, K., Das Herzogthum Limburg als Deutscher Bundesstaat. Mit 1 Karte. 2te Auflage. Crefeld, Gehrich u. Comp. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Verdienen die Polen die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit? Welche Folgen würde eine solche für Deutschland haben? Beantwortet im Laufe des April von einem Deutschen, welchem sein Vaterland mehr am Herzen liegt, als die Polen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Wie soll man wählen? oder die Elemente der socialen Ordnung in ihrer Anwendung auf das Wahlsystem. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Wörishoffer, Die deutsche allgemeine Kirche. Gruß an die deutschen Brüder aus Israel. Darmstadt, Küchler. 8. 2 Ngr.

Zanoni, Deutschlands Einheit hergestellt durch die Zauberei des B. Bosco. Ein Dialog zwischen Faust, Mephistopheles und Bosco. Leipzig. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 222. —— 9. August 1848.

Das Heer von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn. Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen u. s. w. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir sind bei Gelegenheit eines Artikels über den dritten und vierten Theil der „Anemonen" in Nr. 9—11 d. Bl. mit dem alten Pilgersmanne, dessen Tagebuch diese Blumen gespendet hat, in einen ehrenhaften Streit gerathen, und mußten uns dieser Veranlassung freuen, weil sie eine kurze, gedrängte Aufstellung der wichtigsten politischen Sätze des berühmten Verfassers in Nr. 85 und 86 d. Bl. hervorgerufen hat. Ganz sind wir nun zwar noch nicht überzeugt worden; trotzdem aber erkennen wir die Verdienstlichkeit jener Erklärungen an, mit welchen ein langes, ruhmreiches Leben gleichsam abgeschlossen vor uns lag, und die wir daher als einen Scheidegruß des Verf. betrachten zu können glaubten. Aber schon wenige Tage später empfingen wir in dem vorliegenden Buche, dessen erste Ausgabe bereits vor 31 Jahren großes Ansehen erhalten hatte, einen neuen Beweis der rastlosen Thätigkeit des Verf., die um so höher anzuschlagen ist, je mühsamer das Umarbeiten, Nachbessern und Verändern früher vollendeter Schriften im höhern Alter zu sein pflegt.

Das Jahr 1809 war für Oestreich das Heldenjahr, wie es das Jahr 1813 für Preußen ward. Es liegen jetzt beinahe 40 Jahre zwischen jener Zeit und jetzt, aber selbst die neuesten Ereignisse in Oestreich, so stark sie auch mit der Vergangenheit gebrochen haben, werden in der Brust des echten Oestreichers nicht das Andenken an das Jahr 1809 ersticken können. Das Land war trotz des hohen Aufschwungs aller Stände in tiefe Bedrängniß gerathen, und der Schönbrunner Friede hatte es auf das bitterste die Demüthigungen eines unglücklich geführten Kriegs erfahren lassen. Aus diesen hatte sich die Monarchie ruhmvoll erhoben, und wenn sie in den Tagen wo wir diese Zeilen schreiben wiederum am Rande eines Abgrundes steht, und mit der Auflösung des bisherigen Staatenverbandes in einer Weise bedroht ist, daß wir das alte Glück Austrias gänzlich vermissen, so tragen nicht die Leiden und schweren Folgen des Kriegs von 1809 die Schuld solcher Zustände, sondern jener dynastisch-ministerielle Absolutismus und jene bureaukratische Bevormundung unter der seit Jahren des Landes edelste Söhne schmachteten. Diese Fesseln hatte Oestreich 1809 mit kühnem Muthe von sich geworfen, aber ein böses Schicksal wollte, daß gerade derjenige Mann welcher sie sprengen half sie später wieder um so fester um das freigewordene Land geschlungen hat.

Die Erzählung eines Stücks Kriegsgeschichte aus dem J. 1809, wie sie in dem vorliegenden Buche uns geliefert ist, verdient also noch vollkommen die Aufmerksamkeit der Gegenwart. Es ist ja die Schrift eines Mitlebenden und Mithandelnden, eines von den wenigen Männern welche in den Zeiten der Napoleon'schen Zwingherrschaft und der Wiedererhebung Deutschlands schon in so hochgestellten Aemtern sich befanden, daß sie vollständigere Kenntniß von geheimen Verhandlungen und Vorbereitungen gewinnen konnten als die gewöhnlichen Menschen, daß sie, mit Einem Worte, mehr im Vertrauen der Vornehmen lebten und also Vieles erfahren haben, dessen Kenntniß den Nachlebenden in unserer Zeit von Wichtigkeit sein muß. Nicht Alle welche so günstig gestellt waren besaßen aber unsers Verf. Talent im Aufmerken, und sein Gedächtniß zum Aufbewahren und Wiedergeben, woraus uns denn eine Reihe der bedeutendsten Mittheilungen zu Theil geworden ist, als deren hervorragendste doch immer die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" genannt werden müssen.

Neu ist indeß nicht Alles in der Geschichte des Heers von Inneröstreich. Es mögen zwar nur Wenige noch unter uns leben die sich genau auf die erste Ausgabe besinnen und über die überraschenden Belehrungen welche sie bald nach dem Kriege enthielt Nachricht geben können; aber die jetzigen Leser — wir meinen die ältern, und nicht die Literaten und bloßen Schreiber welche in historischen Werken nur Scandal suchen — kennen doch aus den „Lebensbildern" des Verf., aus den „Anemonen", aus seiner „Allgemeinen Geschichte" und besonders aus der „Geschichte Andreas Hofer's" manche Stücke des Kriegs von 1809. Um so lieber wird man den Vorzug des vorliegenden Buchs anerkennen; aber es ist der Vortheil hier ein größeres Stück Geschichte nach Verbindung alles

Zusammengehörigen in ein Ganzes und in guter Ordnung vereinigt zu sehen; einige Unterabschnitte, wie sie eine keineswegs verdammungswerthe Bequemlichkeit des Lesers wohl wünschen darf, gehören nun einmal nicht zur Eigenthümlichkeit der Bücher unsers Verf. Er liebt es uns seine massenhaften Schätze wie sie aus dem reichen Geiste hervorquellen sofort zu übergeben, ohne uns Haltpunkte zu gestatten. Daß nun unter diesen Mittheilungen auch manche Stellen sich finden welche wir bereits früher gelesen, liegt eben in dieser Eigenthümlichkeit der rasch und unaufhaltsam aus dem Innern hervorbrechenden Erzählung, namentlich bei solchen Gegenständen welche des Verf. Seele Jahre lang erfüllt hatten und für ihn recht eigentlich Angelegenheiten des Herzens geworden waren. Eine solche Stelle lesen wir z. B. auf S. 386 als die Grundansicht vom tiroler Kriege:

Gerade Das war das Herrlichste im tiroler Kriege und in seiner dynastischen und religiösen Richtung, daß die allgemeine Sache keineswegs vor irgend einer ungemeinen Persönlichkeit in den Hintergrund zurückweichen mußte; daß ohne Ausnahme Keiner sich rühmen durfte der Herr der Bewegung zu sein; daß das ganze Volk so nur ein Wille und eine Kraft, nur ein Kopf, ein Herz und ein Arm war, daß der Mann unter den Männern verschwand und das Uebergewicht eines Einzelnen keine nothwendige Bedingung der Einheit mehr war!

Dieselben Worte stehen in der „Geschichte Andreas Hofer's" (II, 536), worüber unser Verf. aber durchaus nicht anzugreifen ist, da er mit seinem Eigenthum nach Belieben schalten kann, zumal wenn beide Werke von einem und demselben Buchhändler verlegt worden sind.

Das erste Capitel: „Ursache, Vorbereitung und Vorspiele des Kriegs", ist eins von jenen glänzenden Gemälden welche der Verf. vor seinen Lesern mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, gleichmäßig in der Vergangenheit wie in der Gegenwart bewandert, aufzurollen weiß. Oestreichs unglückliche Friedensschlüsse, Niederlagen und unfähige Feldherren (denn nur in Prinz Eugen von Savoyen hat die Monarchie einen wirklichen großen Mann besessen!), seine Verluste in den Revolutions- und Coalitionskriegen gegen Frankreich, die Calamitäten Preußens, das „seit Haugwitz' Aberwitz oder Hochverrath von Täuschung zu Täuschung, von einem Aeußersten zum andern gestolpert war", in den J. 1805 und 1806, die russisch-französische Verbindung, Napoleon's Gewaltmaßregeln in Spanien: — alle diese auf 27 Seiten uns vorgeführten und mit niederländischem Farbenschmuck ausgestatteten weltgeschichtlichen Begebenheiten bringen uns an die Grenze des J. 1808. Von da an beginnt die erfolgreiche Wirksamkeit des Erzherzogs Karl und seines Bruders Johann, welcher der eigentliche Held des Buchs ist. Ihm gebührt die Priorität bei allen Entwürfen der Nationalbewaffnung, und ebenso einer besonnenen, vollkommenen und bis in das kleinste Detail der militairischen Taktik und der militairischen Administration durchgeführten Vollendung in einer Zeit wo „man das Aufsehen solcher Anstalten mehr scheute als das unwiederbringliche, wirkliche Verderben, wo man aus lauter Furcht einer Indigestion lieber gar verhungert, aus lauter Furcht zu sterben endlich gestorben wäre". Am 29. Mai und 9. Juni 1808 erschienen die wichtigen Patente über Reserven und Landwehr, welche mit der Linie zusammen über 500,000 Mann ausmachen sollten. Man höre hier unsern Verf. in seiner warmen Erinnerung an eine große Zeit (S. 33):

Die wiener Landwehr bei Ebersberg, das kaurzimer Bataillon an der Felsenspitze von Kirchschlag, das grätzer beim Schüttkasten von Raab verdunkelten den Ruhm aller Veteranen und Veliten. Aus allen Ständen gebildet, durch die Blüte des Adels geziert, dem Interesse aller Stände und Classen der Nation nahe verwandt, welchen Grad der Vollkommenheit hätte diese nationale Bildung erreichen müssen, wenn seit 1805 planmäßig und im Stillen (so wie es das entwürdigte, verarmte, zerfleischte Preußen unter den widrigsten Umständen, unter den Augen des dennoch betrogenen Feindes that) unaufhörlich daran fortgearbeitet und nicht Alles blos vom März 1808 bis in den März 1809 präcipitirt worden wäre! Bewunderungswürdig viel war geschehen, aber natürlich waren auch noch große Mängel zu bekämpfen. Möge es insonderheit der östreichischen Nation nie aus dem Gedächtnisse schwinden, welchen elektrischen Schlag Armee und Volk die geistreichen Schriften weniger Männer, einige Flugschriften, einige Schilderungen von den Greueln in Spanien und Rom gegeben haben. Erstere Piècen sendete sehr regelmäßig Admiral Collingwood nach Triest an den Erzherzog Johann, der dieselben durch Hormayr und Julius Schneller schleunigst übersetzen und durch Strauß tausendweis ausstreuen ließ. Quantitativ und qualitativ wirkte am meisten Hormayr, neben seinen vielen Berufsgeschäften in der Staatskanzlei und im Staatsarchive, durch seinen „Oestreichischen Plutarch", sein „Archiv für Süddeutschland", seine Abhandlungen aus dem östreichischen Staatsrechte, seine umsichtige und doch kecke Redaction der „Wiener Zeitung". Brüderlich wetteiferte darin mit ihm, in Gedichten und classischen Landwehrliedern, sein inniger Freund Heinrich von Collin. Viel weniger und nichts Bedeutendes erschien aus den Provinzen, aber im Heere war Rothkirch unvergeßlich!

Und wenige Seiten weiter:

Ganz Oestreich war 1808 nur ein einziges großes Heerlager; und welcher Augenzeuge solchen Vaterlandssinnes und zugleich solch unbefleckter Loyalität durfte nicht stolz sein diesen ebenso treuen als muthigen Völkern anzugehören?

Hieran schließt sich nun die weitere Schilderung der Rüstungen und des Eingreifens tüchtiger Männer, die uns der Verf. ohne weitere Zusätze hinstellt. Man sieht, es waren seine Freunde und sie sollen auch die Freunde der Leser werden, von denen Manche auch schon einzelne Namen kennen werden, wie den eines Grafen Paravicini, eines Majors Dabovich, eines Bischofs Verhovacz. Die Angabe der Operationspläne für das achte und neunte Armeecorps oder das Heer von Inneröstreich machen mit des Verf. Bemerkungen den Schluß des Capitels.

Das zweite Capitel wird mit einer trefflichen Schilderung der steierischen, krainschen und kärntenschen Alpenkette eröffnet. Von gleicher Anschaulichkeit sind in andern Stellen die Beschreibungen der Flußgebiete des Tagliamento und der Piave mit ihren Gebirgszweigen, sowie der Gebirgskette welche Tirol von Italien trennt und die Gewässer der Piave und Brenta von denen der Etsch und Eisack scheidet, endlich die Umgebung von Raab. Sodann ist dieses Capitel den Angaben der

Stände sowol des östreichischen als des französischen Heers gewidmet, von denen das erstere 73,510 Mann zu Fuß und 3999 zu Pferde, das andere unter dem Vicekönig Eugen als 63,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde stark angegeben worden ist; das Ende bilden die ersten Bewegungen der Truppen bis zum 15. April. Der Feldmarschall-Lieutenant v. Chasteler war zur Führung der Operationen nach Tirol bestimmt, v. Hormayr ihm als Intendant beigegeben, weil er der Einzige war der unter dem Erzherzoge alle Ortsverhältnisse in diesem Lande kannte, durch dessen Hände alle Verzweigungen gingen und der das Ganze bearbeitet hatte. Es ist in der That traurig, daß derselbe nach so langen Jahren noch zu einer geharnischten Anmerkung gegen „diverse literarische Kothlerchen und Zitteraale, die Hormayr herunterreißen möchten, um vor der wiener Censur Gnade zu finden", sich genöthigt gefunden hat. Er wird diese „Tröpfe und Taubstummen" seit dem 15. März nicht mehr zu fürchten haben.

Das dritte Capitel führt die Leser zu glänzenden Ereignissen. Am 15. April gewann der Feldmarschall-Lieutenant Frimont einen schönen Reitersieg über die Franzosen bei Pordenone, und am 16. ward die hartnäckige Schlacht bei Sacile gefochten, in welcher nur ein Drittheil der Oestreicher im Treffen war und doch ein vollständiger Sieg ihre Tapferkeit krönte; die angeschwollenen Waldströme hinderten die rasche Verfolgung. Es war dieser Tag der leuchtende Punkt des ganzen Feldzugs, und wir finden es nur billig, daß der Verf. länger bei ihm verweilt, und den einzelnen Truppentheilen hat alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trotz dieser glücklichen und bei so geringen Mitteln doppelt glorreichen Ereignisse beschloß der Erzherzog am 1. Mai den Rückzug von der Etsch.

Im vierten Capitel findet der Leser zuerst die ausführliche Nachweisung aller Gründe welche den östreichischen Heerführer für die erwähnte Maßregel stimmten. Wollte derselbe die errungenen Vortheile verfolgen, wie Dies ihm „ein Weichselzopf von Befehlen" vorschrieb, so konnte Dies nur durch blutige Kämpfe mit einem stärkern Feinde geschehen, während das östreichische Heer auf Verstärkungen nicht rechnen durfte, zumal nach den Niederlagen des Hauptheers in Baiern. Um so nothwendiger erschien es für die Sicherheit Tirols und der rückwärtigen Erbländer Inneröstreichs zu sorgen, des Feindes Unternehmungen auf diese Weise zu verzögern, sich selbst dem Kriegsschauplatze in Deutschland mehr zu nähern und mit den dortigen Hülfsquellen in Verbindung zu setzen. Um dieser Zwecke willen mußte jetzt schon der Rückzug angetreten werden. Obschon der Verf. hierüber dem Erzherzog Johann keinen Vorwurf macht, im Gegentheil ihn vollkommen rechtfertigt, so kann er doch nicht umhin in einer mehre Seiten langen Anmerkung (S. 128 fg.) sein Lieblingsthema von der Unbestimmtheit, Unklarheit, Arroganz und Kleinmüthigkeit jener „mittelmäßigen Schlendrianspagoden" auszubeuten welche 1809 im Hofkriegsrathe zu Wien saßen, und dabei allerlei Vergleichungen mit frühern Feldherren und Hofkriegsrathspräsidenten anzuführen. Die Verrätherei Moitelle's bei der Uebergabe von Laibach, die Geistesarmuth Hiller's bei Ebelsberg und bei Neumarkt an der Rott, die „Stupidität" Jellachich's und Marzini's, bei der man nicht weiß ob man lachen oder weinen soll, die Verlassung Wiens und andere Begebenheiten sind als Belege für rathlose und thatlose Feigheit 1809 genannt worden. Dagegen stärken wir uns an dem männlichen Worte des Erzherzogs Karl an seinen Bruder: „Wir leben in einer Katastrophe, wo männliche Thatkraft weiter führt als ängstliche Berechnung mathematischer Linien" (S. 125). Unerfreulich genug ist nun allerdings die Geschichte des Rückzugs vom 1. Mai bis 1. Juni. Wir sehen wie der Erzherzog von manchen Rücksichten bestimmt endlich, da er durch einen unglücklichen Zusammenfluß von Umständen verhindert war sich mit dem Kerne seines kleinen Heers nach Tirol hineinzuwerfen, und dem Gros die Vertheidigung der karnischen und julischen Alpen zu überlassen, nun am 4. Mai den einzigen noch übrigen Entschluß ergriff Tirol zu verstärken und mit ungetheilter Kraft zurückzueilen. Dies allein, bemerkt unser Verf. ohne seinen Helden zu schonen, ist vielleicht zu tadeln, daß der Rückzug langsam und nicht in Eile geschah, bis daß man an die Eingänge von Kärnten zurückgelangt war und sich dort wieder mit desto festerer Haltung zeigen konnte, daß diese Bewegung nicht auf alle mögliche Weise dem Feinde verborgen, die Arrièregarde bedeutend verstärkt und der altrömischen Standhaftigkeit eines Colloredo anvertraut worden ist. So wurde man fast täglich in nachtheilige Gefechte mit dem an Reiterei und Geschütz weit überlegenen Feinde verwickelt, die viele Leute kosteten, die Truppen ermüdeten und wenn auch nicht entmuthigten, doch Nichts dazu beitrugen ihnen mehr Zuversicht und geschlossene Haltung zu geben. Solche Gefechte waren das bei Campana ober an der Piave am 8. Mai, später das des Generals Jellachich bei St.-Michael am 25., über welchen der Verf. die ganze Schale seines Zorns ausgießt; dann war auch der Verlust von Villach für den Erzherzog ein Hinderniß auf Salzburg zu gehen und dem Feinde in den Rücken zu kommen; endlich fiel auch Laibach am 20. Mai durch schmähliche Capitulation. Solcher Unglücksmomente, sagt unser Verf., gab es allerdings mehre in diesem Feldzuge des tapfern Erzherzogs, aber es zeigten sich auch in jedem Winkel abschreckende Gespenster von Unmöglichkeiten, es fehlte an Energie, während der Vicekönig von Italien von Napoleon, der „den Schrecken von Aspern im Leibe hatte" (S. 172), den gemessensten Befehl empfing sich mit ihm bei Wien auf der kürzesten Linie zu vereinigen, ohne sich um die zerspaltenen Kräfte des mehrmals geschlagenen Erzherzogs viel zu bekümmern. Um so lieber verweilen wir noch bei der in diesem Capitel würdevollen actenmäßigen Schilderung der Vertheidigung und des Falls der Blockhäuser oder Sperrpunkte von Predil und Malborghetto vom 14. bis 17. Mai, einer der schönsten Episoden dieses

Kriegs von Soldatentreue und Tapferkeit. Die Hauptleute Hensel und Hermann, die Commandanten, begruben sich mit ihren Besatzungen unter den Trümmern, nur fünf schwer Verwundete brachten die Nachricht zum Hauptheere, wie ihre Brüder den Heldentod gestorben waren. Man findet diese Vorgänge nirgend so ausführlich als hier erzählt. Zwei ähnliche Beispiele östreichischer Tapferkeit bietet die Vertheidigung der aus mehren Blockhäusern bestehenden Veste Sachsenburg über dem Möll- und Oberdrauthale durch den Major v. Krapf vom 22. Mai bis 1. August, und des Schüttkastens bei Raab am 14. Juni durch drei Compagnien grätzer Landwehr. Man sieht aus diesen Zügen, daß sich die Oestreicher überall sehr gut schlagen wo sie gut angeführt werden. Das zeigten erst in diesem Frühjahr und Sommer, ganz besonders in diesen Tagen, die Truppen Radetzki's in Italien.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Ein englisches Urtheil über Auerbach's „Gevattersmann".

„Der «Gevattersmann»", sagt das „Athenaeum", „ist ein Büchelchen, kaum stärker als eine Broschüre und ausschließend für die niedern Schichten bestimmt. Der Ton in welchem es geschrieben ist höchst einfach, sogar unzierlich. Es beschränkt seine Ansprüche auf Eintritt in die Werkstätte und die Hütte, daß der Ackersmann wenn er Mittags rastet und daß der Schäfer es lese wenn er auf dem Hügel sitzt und seine Heerde ruhig weidet. Diese Absicht des Verf. hat, wie wir hören, ihre vollständigste Erfüllung gefunden durch den großen Absatz des kleinen Kalenders unter den Classen für welche er ihn schreibt. Viele Tausend Abdrücke sollen sich jährlich über Deutschland vertheilen und von den Arbeitern mit steigendem Begehr gelesen werden. Der Inhalt eines zu solchem Zweck abgefaßten und so herzlich willkommen geheißenen Buchs verdient schon aus moralischen Gründen Berücksichtigung. Er gehört mit zu jenen Elementen der socialen Tagesgeschichte welche, wenn auch schweigsamer, doch in ihrer Wirkung nicht unwichtiger sind als andere die sich im Publicum öffentlich hervorthun. Als literarische Leistung hat er einen sehr untergeordneten Werth." — „Betrachtet man den Stoff, welchen ein ernster und verständiger Mann wie Auerbach für am nöthigsten erachtet seinen arbeitsamen Landsleuten ans Herz zu legen, erblickt man allenthalben den Stempel der Unzufriedenheit und des Auflehnens. Wollten Staatsmänner sich herbeilassen solche Anzeichen zu berücksichtigen, würden sie in derartigen Symptomen die Vorboten des allgemeinen Sturms erkannt haben welcher seit dem Erscheinen dieses kleinen Buchs über Deutschland hereingebrochen ist.... Es herrscht ein Ton darin der ans Rauhe streift, und weder den deutschen Bauer noch den deutschen Bürger mit seinem Schicksale versöhnen oder ihn Achtung für die Regierung lehren kann unter welcher er lebt. Es durchweht das Ganze ein Geist welcher an Courier's «Lettres particulières» erinnern würde, wenn es den Witz, den Pathos und die männliche Kraft des großen französischen Misvergnügten besäße.... Dürfte das aus dem politischen Stoffe für diesen Kalender gefertigte Gewebe eine Darstellung volksthümlicher Gegenstände heißen, wie das gemeine Volk dem sie bestimmt ist sie am liebsten liest und am besten verstehen kann, würde Das für dessen gegenwärtige intellectuelle Bildung oder für den künftigen Stand der Dinge, in welchem ihm die oberste Leitung zugedacht ist, keinen günstigen Begriff erwecken. Sonst hat das Buch außer einer gewissen kurzen Einfachheit nichts Empfehlendes. Der Inhalt ist meist geistlos und alltäglich, und die Bestrebungen satirisch zu sein kommen uns, aufrichtig gestanden, sehr schwach und platt vor. Das einzige echte Salz welches wir aufzufinden vermocht liegt in den Holzschnitten von Romberg, die hier und da das Buch zieren. In einigen dieser Skizzen sprudelt eine echt komische Ader, wenn auch in etwas roher und prosaischer Manier... Die Geschichte welche Amerika als Hafen der Ruhe schildert erzählt der Verf. mit Etwas von jenem einfachen und lebenswarmen Ernste wodurch er in seinen «Dorfgeschichten» uns so oft das Herz bewegt. Davon aber abgesehen ist sie farblos und matt und Nichts weniger als ein Fortschritt in dem genre welchem Auerbach seinen Ruhm verdankt.... Daß er seine Zeit auf den Unterricht seiner ärmern Landsleute in ihm wichtig dünkenden Wahrheiten verwendet, mag seiner würdig und ehrenhaft sein. Wir sagen Dies mit Rücksicht auf seine Motive, nicht als Urtheil über das Richtige oder Falsche der von ihm eindringlich hingestellten Sätze und der von ihm abgegebenen Meinungen. Es wäre aber zu bedauern, wenn ein Schriftsteller welcher andern und höher stehenden Leistungen, welcher der Production von Kunstwerken sich gewachsen gezeigt, seine frühere Laufbahn gänzlich verlassen sollte, um blos Sachen zu schreiben die, soweit wir sie gesehen, fast allen literarischen Werths ermangeln."

Deutschen Dichtern empfohlen.

Da der Umschwung in Deutschland Alles verbessern soll, die deutschen Dichter kräftigst daran mitwirken und deshalb auch eine Verbesserung ihrer eigenen Umstände in Aussicht steht, so sei der Verlegenheit in welcher sie nächstens bei Verfügung über ihre nachzulassenden Schätze sich befinden werden das Beispiel des jüngst in Konstantinopel verstorbenen türkischen Dichters, Essalad Effendi, zur Abhülfe empfohlen. Daß dieser sein beträchtliches Vermögen der Freigebigkeit des Sultans verdankt, macht keinen Unterschied. Die demokratischen Regierungen werden die durch Beschneidung ihrer Civillisten an solcher Freigebigkeit verhinderten Fürsten gewiß glänzend vertreten. Also hat Essalad Effendi ein Capital von nach unserm Gelde 70,000 Thalern zur Reinigung der Straßen von Konstantinopel und den drei mal mehr betragenden Rest zur Verbesserung der Gesundheitsanstalten in seiner Geburtsstadt Smyrna vermacht. Der hierin sich bethätigte Geist der Poesie wird auch die deutschen Dichter beschatten. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 223. —— 10. August 1848.

Das Heer von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn.

(Beschluß aus Nr. 222.)

Im fünften Capitel finden wir uns in Körmönd, wo der Erzherzog vom 2. bis 7. Juni sein kleines Heer ordnete und ergänzte. Der Verf. hat die Lage der kriegerischen Verhältnisse durch eine Reihe von Betrachtungen veranschaulicht und bis zum Einrücken in die Stellung bei Raab verfolgt, nicht ohne manche scharfe Bemerkungen, daß man im östreichischen Hauptquartier durch die Erfolge bei Aspern sehr aufgeblasen gewesen sei, große Dinge von Andern verlangt habe und selbst keine Lust bezeigt mitzuwirken. Weiter folgt das unglückliche Treffen bei Raab am 14. Juni, wo die ungarische Insurrection den versuchten Linientruppen wenig half. Hieran schließen sich nun die Ereignisse in den südwestlichen Gebirgsprovinzen Oestreichs, wo Giulay gegen Marmont und Broussier den Krieg führte; daneben ziehen sich die Hin- und Herzüge und Aufstellungen des abgesendeten erzherzoglichen Corps vor der Schlacht bei Wagram, an welcher der Erzherzog bekanntlich keinen Antheil nehmen konnte. Da ihn der Vorwurf getroffen, er habe zu lange auf dem Marsche gezögert, so hat es unser Verf. unternommen durch die genauesten Einzelheiten den Ungrund eines Vorwurfs gegen den sich der Erzherzog bereits vor Jahren mit Nachdruck vertheidigt hatte wiederholt zu erweisen. Niemand wird die Wahrheit in Zweifel ziehen, wenn man überhaupt einem Fürsten von der Tapferkeit und den Feldherrngaben des Erzherzogs es nur hätte zutrauen können, daß er da würde gezögert haben, wo so Großes zu gewinnen war. Das Eine möchte wol noch im Allgemeinen gesagt werden, daß die Bewegungen größerer Truppenmassen im östreichischen Heere damals nicht immer so rasch und leicht ausgeführt werden konnten als es in manchen Fällen gewünscht wurde. Der Erzherzog Karl hatte den Seinigen diesen Vorzug der Franzosen erst nur zum Theil aneignen können. Aber wir fühlen ganz den Schmerz des edeln Führers, als er das Schlachtfeld um sich so still merkte, nur aus der Ferne dumpfe Schüsse vernahm und bis zum Einbruch der Nacht ohne Nachricht vom dem Generalissimus blieb, in seinen Worten zum Feldmarschall-Lieutenant Frimont:

> Sie wissen, ob wir hätten früher kommen können? Wir sind noch eben da als ich es gemeldet hatte. Sie werden sehen, unser vermeintliches zu spätes Eintreffen wird alle Schuld der verlorenen Schlacht tragen müssen! Dieser Umstand wird Manchem höchst willkommen sein.

Am 21. Juni legte der Erzherzog seine Truppen in die Cantonnementsquartiere und der Feldzug war geendigt.

Aus den Einzelheiten dieses Capitels entnehmen wir (S. 247) die Uebersicht der Requisitionen welche im Mai 1809 die Franzosen von den Bürgern in Grätz verlangten. Sie begehrten 300 Centner Mehl von der Stadt, 12,000 vom Lande, 44,800,000 Francs in zehn Raten zu zehn Tagen, ein Viertel in Bancozetteln nach dem Curs, ein Viertel in Materialien, die Hälfte in Conventionsmünze. Dieses war mehr als die Hälfte des ganzen Territorialwerths. Vom Feinde wurden weiter requirirt: 50,000 Paar Schuhe, 100,000 Ellen Leinwand, 50,000 Hemden, 480 vierspännige Züge, 600 Artilleriepferde mit Geschirr sogar, was gegen alles Völkerrecht war und daher abgeschlagen wurde, Knechte, 600 Cavaleriepferde: Alles in einem Zeitraume von 20 und 40 Tagen. General Broussier hatte überdies 900 Ochsen ausgeschrieben und täglich 9000 Portionen Wein, obgleich nur 5000 Mann da waren.

Das sechste Capitel enthält die Operationen des Corps in Tirol, die wir allerdings ausführlicher und mit mehr Zugaben von Persönlichkeiten, Oertlichkeiten und Kriegsbegebenheiten in dem Werke unsers Verf. über Andreas Hofer antreffen. Aber das hier Gelieferte ist reichhaltig genug, und hat unter den verschiedenen Capiteln unsers Buchs ganz besonders den Vortheil für sich, daß hier Selbsterlebtes und Selbstgesehenes erzählt wird. Zuerst empfangen wir ausführliche Belehrung über die Einverständnisse und geheimen Verbindungen welche die ihrem Kaiserhause Oestreich so treu ergebenen Tiroler bereits lange vor dem Ausbruche des Kriegs unterhielten, und wie sehr unser Verf. auch der bairischen Sache zugethan ist, so hat er sich doch nicht (im dritten Capitel seiner „Geschichte Andreas Hofer's") über die bairischen Reformen im Lande Tirol und die Wirkungen des Napoleon'schen Nivellement in den von ihm abhängigen Staaten können zufrieden geben. Er sagt in unserm Buche (S. 416):

> Es lag klar am Tage, daß jenes arme kleine Felsenland Tirol durchaus nicht paßte in die Wirthschaft eines fremden,

neuen, aufstrebenden Königreichs, welches an Geld, Menschen und Früchten viel reichere Länder bedurfte, und das nur unter dem alten Scepter gedeihen konnte, der, Tirols Wichtigkeit erkennend, es ruhig bei seiner alterthümlichen Freiheit, bei seinem häuslichen Wohlstande ließ.

Um so sehnsüchtiger ward also von den Tirolern der Anfang des Kampfes mit ihren Unterdrückern erwartet. Es geschah Dies am 11. April, und vier Tage später war schon das nördliche und mittlere Tirol erobert, alle Hauptcommunicationen besetzt und eine reiche Kriegsbeute von den Franzosen und Baiern gemacht, deren General Bisson sich hatte zu Innsbruck am 13. April ergeben müssen. Mit großem Eifer ordnen darauf Chasteler und Hormayr die innern Angelegenheiten des Landes, besetzen die Grenzen und die Pässe, belagern Kufstein, und vollenden die Befreiung des gesammten Landes. Von da verbreitete sich der Aufstand in Veltlin, in Val Camonica und Val Trompia, worüber des Verf. Nachrichten um so schätzbarer sind, da die militairischen Werke und Flugschriften dieser Begebenheiten, bei denen besonders die Grafen Paravicini und Juvalta sich thätig erwiesen, gar nicht gedacht haben. Bekannter waren die Einzelheiten des Aufstandes der Vorarlberger, aber man wird auch diese wieder hier gern lesen und mit Interesse bei der energischen Handlungsweise Anton Schneider's verweilen, dessen Leben die „echtdeutsche Weigerung des geistvollen und gemüthvollen Kronprinzen von Würtemberg" (des jetzigen Königs) vor den Anfoderungen des französischen Generals Beaumont rettete. Wenden wir uns von diesen Nebenstücken des Trauerspiels in Tirol zum Lande selbst zurück, so finden wir zunächst in unserm Buche die kriegerischen Begebenheiten unter den französischen und bairischen Feldherren Lefebvre und Wrede bis zur Schlacht bei Wörgl am 13. Mai, wo General Chasteler mit großer Tapferkeit focht, aber doch von den Baiern besiegt ward und bald darauf Tirol verließ, das in ihm einen seiner wärmsten, entschiedensten Freunde verlor. Damals befehdeten sich, wie unser Verf. bemerkt, in seinem Hauptquartiere zwei Parteien mit äußerster Erbitterung, wovon die eine sich nur aus dem Lande herauswünschte, um mit dem Erzherzog Johann vereinigt zu werden, die andere aber Tirol, wenn auch von allen Seiten blokirt, als eine selbständige Festung kraft der gegebenen Verheißungen aufs äußerste vertheidigt wissen wollte. Wir können annehmen, Chasteler sei mehr für die letztere eingenommen gewesen, aber die Nachricht von der Achtserklärung Napoleon's gegen ihn hatte die Energie dieses Mannes, dessen tollkühne Todesverachtung zum Sprüchwort geworden war, vollkommen gelähmt. Es dient, sagt unser Verf., Dies zum Beweise von der trefflichen psychologischen Richtigkeit der corsicanischen Taktik. Ebenso hatte derselbe schon in seinem „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" aus den J. 1842 und 1844 geurtheilt, ebenso auch in der „Geschichte Andreas Hofer's" (I, 222), und wenn Einer, so hat unser Verf. in solchen persönlichen Dingen ein festes Urtheil, das auch gar nicht durch Schlosser's Einwürfe im Vorworte zu v. Rath's „Geschichte Napoleon's" umgestoßen werden kann. Denn selbst das tapferste Herz erbebt vor einem schmachvollen Tode durch Henkershand.

Die Blutthaten des Volkskriegs konnte und wollte der Verf. nicht verschweigen. Doch hat er nur wenig Einzelheiten mitgetheilt und die Greuelscenen in Schwaz und Vomp nur kurz erwähnt, eigentlich blos durch den Abdruck der Wrede'schen Proclamation vom 12. Mai 1809, in welcher er seine Soldaten auffoderte wieder Menschen zu sein. Und doch habe eigentlich erst mit diesen Blut- und Brandscenen der eigentliche Volkskrieg begonnen, Wrede aber, der, wie sich unser Verf. im Vergleich zu den Schilderungen des Ritters von Lang sehr mild ausdrückt, in allen diplomatischen Dingen Unglück hatte, und mit der Feder verdarb was er mit dem Schwerte erworben, zeigte wenig Geschick und Kenntniß von der eigentlichen Lage der Dinge in Tirol sowie der tonangebenden Häupter; es wurde daher auch mit geringem Glücke versucht das bewaffnete Volk zu trennen und mit einzelnen Bezirken zu unterhandeln. Was sonst zur Ehre der bairischen Truppen und einzelner Anführer gesagt ist, haben wir keine Ursache in Zweifel zu ziehen, wennschon in den Napoleon'schen Kriegen das Benehmen der Baiern in deutschen Ländern nicht das beste gewesen ist. Das Hörmann'sche Proclam vom 30. April an die Bewohner Südbaierns, des Inn-, Eisack- und Etschkreises hat der Verf. nach seiner ganzen Länge abdrucken lassen, obgleich er selbst erklärt, daß es ganz unbekannt und wirkungslos geblieben sei.

Die Zeit nach der Schlacht bei Wörgl ist die Zeit der innern Befestigung des tirolischen Wehrstandes durch Hormayr's rastlose Anstrengungen, des Abzugs der Baiern aus Innsbruck, der sich erneuenden Kämpfe in Südtirol, endlich der allmäligen Räumung des Landes von Seiten der östreichischen Feldherren Buol und Schmidt in Folge des Waffenstillstandes bei Znaim und des Verlustes der Schlacht bei Wagram. Damals, schreibt unser Verf., wüthete allerwärts im Lande eine dumpfe Verzweiflung, und ein großer Zwiespalt der Meinungen, des Mistrauens gegen die östreichischen Behörden, ja selbst gegen Hormayr, der sich aber keineswegs „verkleidet und vermummt" in den Reihen der Soldaten verborgen hatte, sondern offen an ihrer Seite ritt, stieg unter diesen Umständen von Stunde zu Stunde; die Tiroler gingen mit blutdürstigen Gedanken bald gegen ihre bisherigen Bundesgenossen um, deren kleines Häuflein doch wacker mit ihnen gestritten hatte. Diese waren keineswegs in beruhigter Stimmung. Gewohnt die Tiroler als Brüder zu betrachten, Zeugen ihres Muths, ihrer Beharrlichkeit, Zeugen ihrer Opfer und Leiden, empörte sich jede freie und tapfere Brust bei dem Gedanken sie jetzt der schrankenlosen Rache ihrer bittersten Feinde preisgeben zu müssen. Indeß sie folgten ihren Führern, aber Buol war noch nicht, acht Tage nach seinem Abzuge aus Tirol, bis Tschakathurm gelangt, als ihn schon die Siegesboten von der Vertilgung der Sachsen bei Mittewald und den wiederholten Niederlagen des Mar-

schalls Lefebvre ereilten, wodurch die dritte Befreiung Tirols ihren Anfang nahm.

Einzelne Tirolerführer, wie Teimer, Eisenstecken, Haspinger, Speckbacher und Pater Joachim, werden zwar öfters erwähnt, doch ohne jene farbenreiche Schilderung durch welche sie uns in der „Geschichte Andreas Hofer's" so bekannt geworden sind. Der berühmte Obercommandant von Tirol selbst tritt nur in der Mitte der Begebenheiten unter den Andern auf, eine genauere Charakteristik wird hier nicht gegeben, durch welche unser Verf. in seiner frühern Schrift sich von andern Beurtheilern Hofer's, wie z. B. von Leo, wesentlich unterscheidet.

Der letzte Theil des Buchs enthält eine Anzahl Beilagen. Die erste gehört zur diplomatischen Geschichte des J. 1806, und ist aus der Correspondenz des nach Paris gesendeten russischen Staatsraths v. Dubril mit dem Gesandten in London, Fürst Stroganoff, entnommen. Die zweite gehört in dieselbe Zeit und gibt sich als ein Auszug aus dem vom Juni 1806 bis Januar 1808 erschienenen Berichte Robert Adair's, des englischen Gesandten am wiener Hofe, an verschiedene Staatsmänner in London. Wir haben bereits in Nr. 196 und 197 d. Bl. f. 1847 die Wichtigkeit der Adair'schen Denkschrift herausgehoben und wundern uns, daß unser Verf. nicht mit Einem Worte der zu Berlin 1846 erschienenen Uebersetzung derselben gedacht hat. Im nächsten Verhältniß zu unserer Schrift steht die dritte Beilage, ein Memoire des Erzherzogs Johann: „Wie war die Südwestgrenze des östreichischen Kaiserstaats nach dem Presburger Frieden am leichtesten zu vertheidigen?" voll goldener Worte. Endlich gehört gleichfalls zur Geschichte des Kriegs von 1809 die vierte Beilage, eine Anzahl Briefe des Generals Grafen von Grünne an den Fürsten von Ligne, zur Rechtfertigung seines Betragens in dem Kriege vom J. 1809. Wir glauben dieselben bereits in Duller's „Geschichte des Erzherzogs Karl" (1847) benutzt gefunden zu haben. 17.

Geschichtstafeln zum Schul- und Privatgebrauche von Wilhelm Friedrich Volger. Erste Abtheilung: Alte Geschichte bis zum Untergange des weströmischen Reichs. Hamburg, Meißner. 1847. Folio. 25 Ngr.

Daß das historische Wissen von chronologischen Anfängen ausgehen und auf eine chronologische Grundlage gebaut werden müsse, wenn Halt, Zusammenhang und wahres Verständniß der geschichtlichen Begebenheiten und Zustände erzielt werden sollen, ist ebenso ausgemacht als nothwendig. Diese Ueberzeugung hat denn auch die verschiedensten Versuche hervorgerufen theils durch ganz aphoristisch gehaltene Lehrbücher, theils durch Tabellen jenem Bedürfnisse Genüge zu leisten. Was die letztern betrifft, so sind sie beiweitem am meisten auf die allgemeine Geschichte und auf politische Specialgeschichten, selten dagegen auf einzelne Wissenschaften, wenn sie in ihrer historischen Entwickelung dargelegt werden, angewendet worden; nur die Kirchengeschichte macht davon eine Ausnahme. Auf der Hand liegt es aber, daß solche Tabellen je nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung auch verschieden eingerichtet sein müssen. Doch werden sie sich im Allgemeinen auf zwei Hauptclassen beschränken: auf eine rein chronologische und synchronistische. Die erstern sind lediglich den Anfängern in die Hände zu geben, die letztern dagegen können nur Geübtern von Werth und Nutzen sein. Jene dürfen durchaus nicht überladen werden, damit der Verstand des dem Gedächtnisse anvertrauten Stoffs Herr bleiben kann; diese müssen zwar des historischen Materials in größerer Fülle geben, doch ebenfalls ein gewisses Maß inne halten, damit zu der Schwierigkeit die der Synchronismus an sich schon hat nicht noch die der Ueberladung komme, und die wünschenswerthe Uebersichtlichkeit über das große Ganze der Geschichte nicht verloren gehe. Uebrigens erachten wir das Verfahren, welches Kohlrausch bekanntlich eingeschlagen hat, die Culturgeschichte von der politischen zu trennen, durchaus für rathsam, ja für unbedingt nothwendig.

Fragen wir jetzt nach der Bestimmung, der Methode und den Leistungen der vorliegenden Geschichtstafeln, so ist in ersterer Beziehung kurz zu bemerken, daß dieselben nicht allein für Lehrer und Schüler, sondern zugleich auch für Geschichtsfreunde bestimmt seien. Was aber die Methode betrifft, so hat der Verf. Wedekind's Verfahren wieder aufgenommen, der in einem 1814 geschriebenen Handbuche die verschiedenen historischen Methoden dergestalt zu vereinigen bemüht gewesen ist, daß Chronologie, Geographie und Synchronismus gleichmäßig berücksichtigt erscheinen. „Ich bin Wedekind's Beispiele gefolgt", sind des Verf. Worte, „habe aber einen etwas andern Weg eingeschlagen. Mir schien es nothwendig, und die Uebersichtlichkeit — vom Allgemeinen zum Besondern fortschreitend — fördernd, nicht allein die größere tabellarische Form beizubehalten, welche jener von mir hochverehrte Historiker absichtlich vermeiden wollte, sondern zur Hervorhebung einzelner Nationen und ganzer Geschichtspartien außer den allgemeinen Uebersichtstafeln in immer ausgedehnterm Maßstabe nach der Art eines geographischen Atlas, der von der Darstellung der ganzen Erde auf einem Blatte zu besondern Erdtheilen, Ländern, Provinzen bis zu einzelnen Localitäten herabgeht, auf einzelnen oder Doppelblättern die Geschichte von Staaten oder besondern Abschnitten (Völkerwanderung, Kreuzzüge rc.) darzustellen, diese jedoch nicht zu isoliren, sondern stets in Verbindung mit allen oder den zunächst mit ihnen in Zusammenhang stehenden Ländern und Völkern vorzuführen. Jede Tafel ist daher eigentlich einem Staate gewidmet, und dieser nimmt den mittlern und größten Raum ein; aber ihm zur Seite möglichst geographisch geordnet gehen die Data der allgemeinen Geschichte, der Cultur und besondere chronologische Bezeichnung." Auf diese Weise enthält Tafel 1 eine Uebersicht der alten Geschichte; Tafel 2 die medisch-persische Zeit; Tafel 3 die macedonische Zeit; Tafel 4 und 5 das Römische Reich; Tafel 6 und 7 Griechenland. Daß der Gang der Geschichte des Alterthums, indem immer in den einzelnen Zeiträumen Ein Staat vorzugsweise als der an Macht und Bildung überlegenere hervortritt, eine solche Methode ohne große Schwierigkeit nicht nur möglich, sondern zugleich rathsam erscheinen lasse, kann nicht bezweifelt werden. Ob aber die Geschichte des neuern Europa in gleichem Falle sei — diese Frage möchte schwerlich bejahend beantwortet werden können. Indeß darf hier davon abgesehen werden: wir haben es nur mit dem von dem Verf. Geleisteten zu thun. Und diesem vermögen wir sowol rücksichtlich der Methode selbst als auch im Bezug auf ihre Durchführung unsere Anerkennung nicht zu versagen. Mögen immerhin Wiederholungen vorkommen, ja vorkommen müssen, Das ist kein Nachtheil und begründet keinen Tadel; die Hauptsache ist, daß für den Lernenden ein Mittelpunkt da sei, auf welchen seine Aufmerksamkeit vorzugsweise gerichtet wird, sodaß die Nebenpartien nicht störend einwirken, gleichwol aber gleichzeitig dem Gedächtniß anvertraut werden, und somit der synchronistische Zweck seine Erreichung findet. Wir sind deshalb der Ueberzeugung, daß des Verf. geschichtliche Arbeit für Unterricht und Selbstudium ganz brauchbar sei; wir erkennen den Werth und den Nutzen der aus ihr gezogen werden kann um so bereitwilliger an, je mehr wir des Glaubens sind, daß geschichtlicher Unterricht noch lange nicht

nach Gebühr in den Unterrichtsanstalten gewürdigt wird, noch lange nicht die Früchte erzeugt hat die möglich sind, und daß endlich geschichtliche Kenntnisse noch lange nicht so weit im Leben verbreitet sind als sie es sein sollten: Hülfsmittel denen eine gute Methode eigen ist müssen darum sehr willkommen sein, und ihre Anerkennung öffentlich auszusprechen kann nur als eine unerlaßliche Pflicht betrachtet werden. 70.

Notizen.

Zur Statistik des deutschen Bücherwesens.

Im Laufe des Jahres von Michaelis 1846 bis ebendahin 1847 sind, soweit der leipziger Meßkatalog darüber Auskunft gibt, im deutschen Buchhandel 10,608 Schriften ꝛc. bei 1012 verschiedenen Verlegern erschienen, und zwar bis zur Ostermesse 1847 5851 Schriften bei 832 Verlegern, und bis zur Michaelismesse desselben Jahres 4757 Schriften bei 765 Verlegern, wobei nämlich zu bemerken nöthig ist, daß unter den zuletzt genannten 765 Verlegern 585 mit inbegriffen sind die bereits auch im Ostermeßkataloge aufgeführt gewesen waren.

Mit Ausnahme von 412 Schriften, die im Auslande bei 44 Verlegern an 21 verschiedenen Orten erschienen, nämlich:

Schriften		Verlegern		Orten	
206 Schriften	bei	9 Verlegern	an	2 Orten	in Dänemark (ohne Holstein und Lauenburg),
55 „	„	5 „	„	2 „	„ Frankreich,
45 „	„	3 „	„	2 „	„ Schweden mit Dänemark,
34 „	„	7 „	„	4 „	„ Holland,
32 „	„	12 „	„	6 „	„ Rußland,
15 „	„	2 „	„	1 „	„ England,
12 „	„	4 „	„	2 „	„ Belgien,
11 „	„	1 „	„	1 „	„ der Lombardei,
2 „	„	1 „	„	1 „	„ Griechenland

und nur als Commissionsartikel deutscher Buchhandlungen im Meßkataloge mit aufgeführt worden sind, vertheilen sich die übrigen 10,196 Schriften von 968 Verlegern an 282 Orten auf die einzelnen deutschen Staaten und die Schweiz in folgender Weise:

Schriften		Verlegern		Orten	
2805 Schriften	bei	348 Verlegern	an	110 Orten	in Preußen,
2106 „	„	151 „	„	16 „	„ Sachsen,
1167 „	„	82 „	„	31 „	„ Baiern,
854 „	„	75 „	„	21 „	„ Oestreich,
776 „	„	58 „	„	12 „	„ Würtemberg,
315 „	„	14 „	„	4 „	„ S.-Weimar,
313 „	„	35 „	„	16 „	„ der Schweiz,
273 „	„	18 „	„	1 „	„ Hamburg,
245 „	„	29 „	„	9 „	„ Baden,
236 „	„	25 „	„	6 „	„ Großh. Hessen,
202 „	„	19 „	„	10 „	„ Hanover,
183 „	„	18 „	„	1 „	„ Frankf. a. M.,
112 „	„	10 „	„	7 „	„ Kurfth. Hessen,
109 „	„	10 „	„	3 „	„ Braunschweig,
79 „	„	15 „	„	7 „	„ Holstein und Lauenburg,
56 „	„	7 „	„	5 „	„ M.-Schwerin,
48 „	„	8 „	„	2 „	„ S.-Koburg,
42 „	„	6 „	„	3 „	„ S.-Altenburg,
39 „	„	2 „	„	1 „	„ Oldenburg,
33 „	„	5 „	„	2 „	„ Anh.-Dessau,
32 „	„	6 „	„	1 „	„ Bremen,
27 „	„	6 „	„	2 „	„ Nassau,
26 „	„	2 „	„	2 „	„ Schwarzburg-Sondershausen,
16 „	„	3 „	„	2 „	„ Reuß,
15 „	„	4 „	„	1 „	„ Lübeck,
11 „	„	1 „	„	1 „	„ Lippe-Detmold,
8 „	„	2 „	„	2 „	„ S.-Meiningen,
4 Schriften	bei	1 Verleger	an	1 Orte	in Anh.-Bernburg,
3 „	„	1 „	„	1 „	„ Waldeck,
1 „	„	1 „	„	1 „	„ Schwarzburg-Rudolstadt.

Was die einzelnen Verlagsorte anlangt, so sind unter denen welchen die meisten Verleger bis auf 6 herab angehören (mit Ausnahme der freien Städte) folgende zu nennen: Leipzig mit 120 Verlegern; Berlin mit 96; Wien mit 35; Stuttgart mit 21; Breslau mit 16; Nürnberg mit 15; München mit 13; Halle mit 12; Augsburg und Königsberg mit je 11; Dresden mit 10; Karlsruhe und Mainz jedes mit 9; Braunschweig, Darmstadt, Köln, Magdeburg und Prag jedes mit 8; Erfurt, Kassel, Jena, Nordhausen und Ulm mit je 7; Aachen, Bonn, Elberfeld, Gotha, Hanover, Heidelberg, Pesth und Tübingen jedes mit 6.

Zur Geschichte der städtischen Bibliotheken in Deutschland.

Als die älteste städtische Bibliothek in Deutschland ist nach Mayer's „Chronik der Reichsstadt Nürnberg" in Nr. 124 d. Bl. die nürnberger angeführt. Es dürfte diese Angabe indessen insofern einiger Berichtigung bedürfen, als zu erwähnen ist, daß schon vor 1445, dem Gründungsjahre der nürnberger Liberey, eine derartige Anstalt in Hanover bestanden hat. Schon fünf Jahre früher nämlich hat Konrad von Tzerstede, Propst zu Lüna, in seinem vom Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg den 23. April 1440 bestätigten Testamente seine Handschriftensammlung der Kirche St.-Jacobi und Georgil in Hanover vermacht, mit der Erlaubniß, daß es dem Rathe freistehen solle über die Aufstellung der Bücher andere Verfügung zu treffen. Ueberdies ist zu gedenken, daß die vom Rathsherrn Gherwin von Hameln in Braunschweig der Andreaskirche daselbst zugewiesene Liberey, in Betreff deren er in seinem Testamente von 1495 ausführliche Anordnung getroffen hat, vielleicht schon vor 1440 begründet worden ist. Endlich möchte auch noch zu bemerken sein, daß der Propst Heinrich Neithart am Münster in Ulm 1443 eine öffentliche Bibliothek gestiftet hat. Allein abgesehen von allem Diesem hat meines Wissens auf den Namen der ältesten städtischen Bibliothek ohne Zweifel die budissiner Rathsbibliothek einzig und allein Anspruch zu machen, die vielleicht bereits 1407, mindestens nicht viel später errichtet worden ist. Auf diese folgt dann zunächst die regensburger Stadtbibliothek, wozu 1430 der Kanonicus Konrad von Hildesheim durch eine Schenkung juristischer Bücher den Grund gelegt hat.

Die Gründung städtischer Bibliotheken im 15. Jahrhunderte gehört zu den Seltenheiten; außer den genannten sind nur noch die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. aufzuführen, deren Stiftung ins J. 1484 fällt, sowie die nördlinger und die zu Rothenburg a. d. Tauber. Dagegen sah im folgenden Jahrhunderte fast jedes neue Jahrzehnd mehr denn eine neue Raths- und Stadtbibliothek entstehen, so: c. 1520 Zwickau, 1529 Hamburg, 1531 Lübeck, 1536 St.-Gallen, 1537 Augsburg, 1538 Lindau, 1540 Bern, 1541 Königsberg, 1555 Lüneburg, 1564 Zittau, 1569 Lauban, c. 1580 Danzig, 1592 Ochsenfurt und Schwäbisch-Hall. Von den ebenfalls im 16. Jahrhunderte gestifteten städtischen Bibliotheken zu Emden, Schwabach und Stralsund sind die Gründungsjahre nicht mit Gewißheit anzugeben.

Die Anlegung einer Rathsbibliothek zu Leipzig, die der gewöhnlichen Angabe zufolge erst im 17. Jahrhunderte und zwar 1677 stattgefunden hat, dürfte übrigens auf das 15. Jahrhundert sich zurückführen lassen, da nämlich der Rath schon vor Entstehung der jetzigen Rathsbibliothek im Besitze einer kleinen Büchersammlung war, worunter sich das Vermächtniß des als Bischof von Naumburg 1466 verstorbenen Dietrich von Burgsdorf befand. J. Petzholdt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 224. —— 11. August 1848.

Johann Fischart's Bienenkorb. Wortgetreu nach dem kânon deutscher schrift neu heraußgegeben und erläutert von Josua Eiselein. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vor beinahe 20 Jahren ließ Hr. v. Meusebach ein paar Worte fallen, aus denen man allgemein den Schluß zog, daß er mit der Zeit Fischart's sämmtliche Werke herausgeben würde. Daß er der großen Aufgabe schon damals im vollsten Maße gewachsen war, darüber herrschte nur Eine Stimme; denn abgesehen davon, daß er die Fischart'schen Schriften in seltener Vollständigkeit besaß (selbst die reichsten Bibliotheken haben seiner Sammlung gegenüber nur dürftige Bruchstücke), so hatte er den großen Dichter und Stilisten schon seit vielen Jahren zum Mittelpunkte seiner umfassenden Studien gemacht, und er besaß schon damals einen solchen Reichthum an seltenen Kenntnissen aller Art, wie sie der Herausgeber Fischart's nothwendig in sich vereinigen muß. Während aber Alle ohne Ausnahmen, Sprachgelehrte ebenso wol als Literarhistoriker, der begründeten Ueberzeugung waren, daß Hr. v. Meusebach nur an die Zusammenstellung und Bearbeitung seiner Schätze zu gehen brauche um uns ein Musterstück und Meisterstück von Bearbeitung deutscher Classiker zu geben, schien der Meister allein diese allgemeine Ueberzeugung nicht zu theilen; denn bis jetzt ist die schon so lange und mit so großer Sehnsucht erwartete Arbeit noch nicht erschienen. Wir begreifen sehr wohl, daß selbst Punkte untergeordneter Natur, geringfügige Kleinigkeiten, wenn man will, Hrn. v. Meusebach abgehalten haben können, und noch jetzt abhalten, mit seiner Ausgabe der Fischart'schen Schriften die gelehrte und ungelehrte Welt zu erfreuen: denn er will darin leisten, er allein, was bei griechischen und römischen Classikern nur den vereinigten Kräften Vieler, was nur einer langen Reihe von Jahren möglich war; er ist sich bewußt so Großes zu produciren, und warum sollte er nicht, wenn ihm irgendwo noch eine Stelle dunkel geblieben ist, oder wenn er die Hoffnung hat die Untersuchungen über Fischart's Leben und Thätigkeit abzuschließen, oder wenn ihm noch irgend ein kleines Gedicht abgeht, warum sollte er nicht warten bis ihm ein günstiges Schicksal die ihm noch abgehenden Materialien liefert, und er dann im Stande ist ein Werk von solcher Vollkommenheit zu geben deren Größe er jetzt wahrscheinlich allein zu begreifen fähig ist, und die außer ihm kein Anderer auch nur ahnt? *)

Aber wenn er seine wichtigen Gründe hatte seine Arbeit zurückzuhalten, so haben tausend Andere den Wunsch endlich einmal mit Fischart bekannt zu werden, und sollte es auch nur in untergeordneter Weise geschehen können. Alle seine Schriften sind mehr oder weniger selten; nur die größten Bibliotheken besitzen Werke von ihm, und auch diese nur Einzelnes, Abgerissenes. Schreiber Dieses hat in Leipzig und Paris (die Mazarin'sche Bibliothek ist sonst reich an Schriften aus der Reformationszeit und den nachfolgenden Perioden) umsonst nachgefragt, und wie es ihm ergangen ist wird es noch unzähligen Andern ergangen sein und noch täglich ergehen. So muß es uns denn vergönnt sein jede Arbeit auf dem Felde der Fischart'schen Literatur freudig zu begrüßen, und den Wunsch auszusprechen, es möchte Jeder dem irgend eine Fischart'sche Schrift zu Gebote steht dieselbe durch neuen Abdruck allgemein zugänglich machen. Freilich läßt sich diesen Arbeiten das Prognostikon stellen, daß sie alle ins Grab der Vergessenheit sinken werden, sobald einmal Meusebach die seinige für reif hält; aber bis dahin werden sie doch willkommene Erscheinungen sein, und es läßt sich annehmen, daß sogar die Verleger dabei ihre Rechnung finden werden. Es ist nicht nur zu erwarten, daß selbst diejenigen Bibliotheken welche Originaldrücke besitzen die neuen Ausgaben begierig kaufen werden, um ihre seltenen Schätze dadurch dem größern Publicum zu entziehen, und sie vor möglichen Unfällen sicherer zu bewahren; es werden auch alle diejenigen Sammlungen die nicht so glücklich sind ursprüngliche Drucke unter ihren Seltenheiten aufzuzählen, sowie die vielen Hunderte die sich jetzt in größerm oder geringerm Maße mit deutscher Literatur und deren Geschichte beschäftigen, nicht zögern Bücher zu kaufen aus denen sie einen Mann persönlich kennen lernen können von dem sie bis jetzt so oft mit Begeisterung haben sprechen hören und wol selbst auch gesprochen haben.

*) Dem Ref. scheint unbekannt geblieben zu sein, daß Hr. v. Meusebach bereits am 22. Aug. 1847 gestorben ist, ohne seinen Plan der Herausgabe der Fischart'schen Werke verwirklicht zu haben. D. Red.

Aber wenn unsere Foderungen an die Interimsherausgabe der Fischart'schen Schriften nicht sehr hochgestellt werden, und wir schon vollkommen zufrieden sind, wenn sie uns richtige und wahre, d. h. aus den ursprünglichen von Fischart selbst besorgten Ausgaben entnommene Texte geben, so dürfen wir hierbei jedenfalls verlangen, daß sie von dem Schriftsteller und seinen Werken wenigstens so viel wissen als man aus den gangbarsten Lehrbüchern der deutschen Literaturgeschichte lernen kann, und daß sie auch die wenigen Schriften kennen die über Fischart speciell erschienen sind, um so mehr, als sie zugleich Werke desselben mittheilen. Hr. Eiselein, der Herausgeber des „Bienenkorb", hat aber nicht einmal diese wenigen Kenntnisse, und so müssen wir bedauern, daß das blinde Glück ihm ein Exemplar des Buchs in die Hand hat fallen lassen, oder daß er mit diesem sogleich zum Buchdrucker gelaufen ist. Wenn Meusebach den guten Halling schon wegen seiner Druckfertigkeit und Druckschnelligkeit persiflirte, was wird er nicht zum Herausgeber des „Bienenkorb" sagen, wenn er es der Mühe werth hält ein Wort über ihn zu verlieren? Denn es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen Beiden: Halling hat für und über seinen Schriftsteller so viel studirt und gesammelt als er nur konnte; er hat Jördens und Flögel gekannt, er hat Wachler und Horn gelesen; er hat — um ernsthaft zu reden, nicht blos das „Glückhaft Schiff" gelesen, weil er dieses drucken ließ, er hat auch alle die Werke Fischart's die ihm zu Gebote standen studirt, und dieselben zum Theil bei seinen Erläuterungen und Einleitungen glücklich benutzt, so namentlich den „Bienenkorb", das „Ehezuchtbüchlein", „Aller Praktik Großmutter", die „Dämonomanie", den „Gargantua" u. a. m., weshalb denn auch Meusebach (um eine Lieblingswendung Fischart's nachzuahmen) bei allem seinem spöttelnden Tadel und seinem tadelnden Spott den guten Willen lobt und freundlich anerkennt. Hr. Eiselein aber kennt von Fischart, wie wir zu glauben allen Grund haben, nicht mehr als den „Bienenkorb", den er uns eben in einer neuen Ausgabe zukommen läßt, und von Dem was über Fischart gesagt worden ist weiß er gar Nichts, er kennt nicht einmal die Halling'sche Ausgabe des „Glückhaften Schiff", noch viel weniger die Meusebach'sche Recension. Und doch hätte er in beinahe allen deutschen Literaturgeschichten diese und andere Schriften erwähnt gefunden, nicht blos in den ausführlichen, sondern auch in den dünnsten Compendien, Grundrissen, Leitfäden und synoptischen Uebersichten. Wir vermögen wahrlich nicht zu begreifen, daß es Hrn. Eiselein möglich war einen Schriftsteller zu ediren, ohne dabei die allergewöhnlichste Neugierde über dessen Leben und Schriften zu empfinden. Denn hätte er diese gehabt, so hätte er sich doch über alles Dieses erkundigen müssen, selbst wenn es ihm die jedem Schriftsteller unentbehrliche Achtung vor dem Publicum nicht befohlen hätte. Meusebach ruft Halling zu, als dieser sich über den Mangel an Material beklagt, es sei Dies keine annehmbare Entschuldigung; wer Etwas herausgeben wolle, der solle auch für das Material besorgt sein und nicht ruhen und rasten bis er es habe, und wenn er es doch nicht bekommen könne, so solle er das Schreiben hübsch bleiben lassen. Wenn Meusebach darin wol übertreibt, weil er, von seinen reichen Sammlungen umgeben, selbst da Leichtigkeit erblickt wo einem Andern lauter Unmöglichkeiten entgegenstarren, und wenn man ihm wol mit gutem Fug erwidern dürfte, daß ein guter Anfang selbst bei vielen Mängeln immerhin Lob und Anerkennung verdient, eben weil es ein Anfang ist, so läßt sich Alles was er hierüber sagt und noch viel mehr, ohne ungerecht zu sein, im vollsten Umfange auf Den anwenden der sich nicht einmal solche Materialien verschafft die er in jedem Buchladen, oder, wenn er die Kosten scheut, gewiß auch in jeder Bibliothek haben könnte.

Wir haben vorhin gesagt, Hr. Eiselein kenne von Fischart nur den „Bienenkorb"; Dies ist freilich nicht ganz wahr, und wir müssen ihn deshalb um Entschuldigung bitten, wir haben ihm offenbar Unrecht gethan, denn er kennt den „Bienenkorb" auch nicht. Er wird uns vielleicht mit seiner Ausgabe in der Hand vom Gegentheil überzeugen oder über schreiende Verleumdung klagen wollen; aber wir haben glücklicherweise (oder eigentlich unglücklicherweise) seine Ausgabe auch in der Hand, und mit dieser furchtbaren Waffe fürchten wir ihn nicht, denn wo er nur hingreift, wird er ohne Gnade sich verwunden müssen.

Schlagen wir die Vorrede auf, die nicht ganz zwei Seiten lang ist, so finden wir, daß dieselbe eine Kanonade von mehr als einer Seite über den echten Kanon deutscher Schrift enthält, ohne daß jedoch der Herr „professôr" durch dieselbe die Befugniß erhielte, sich, wie Fischart, „deß Canonischen Rechtens Canonisierten oder Gewürdigten" nennen zu können; über Fischart selbst hat er zwei Zeilen, über dessen Werk ein halbes Dutzend Zeilen geschrieben, und darin wie viel Falsches gesagt!

„Da die schrift nur ein einzig mal, d. i. im jare 1582, und obendarein ser felerhaft gedruckt worden, so gehört sie unter die seltenhaiten." So heißt es wörtlich in der Vorrede des Hrn. Eiselein. Da sind beinahe mehr Unrichtigkeiten als Wörter zu lesen. Hätte der Herausgeber auch nur eine einzige von den unzähligen Literaturgeschichten gekannt die seit 20 Jahren erschienen sind, hätte er, was man billig von ihm fodern darf, nur wenigstens Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiff" angesehen, so würde er sich bald überzeugt haben, daß der „Bienenkorb" nicht blos ein einziges mal gedruckt ist, sondern auch, daß er mit Recht immer als die häufigste von Fischart's Schriften bezeichnet wird. Hätte er ferner — was man zu verlangen nicht weniger das Recht hat — Meusebach's Recension des Halling'schen Buchs gekannt, so hätte er daraus die Ueberzeugung gewinnen können, daß keine Ausgabe aus dem Jahr 1582 existirt; denn die am Ende des Buchs angegebene Jahrzahl hat gar keine Beziehung

zu dem Druck. Unsere Leser werden übrigens schon in der angeführten Stelle aus der Vorrede die seltene Logik des Hrn. Eiselein bewundert haben. Da die Schrift, sagt er, nur ein einziges mal, und (da sie) obendarein sehr fehlerhaft gedruckt worden ist, so gehört sie unter die Seltenheiten. Der fehlerhafte Druck ist also nach Hrn. Eiselein ein Grund der Seltenheit eines Buchs! O wenn Ebert noch lebte! Wie könnte er sein „Bibliographisches Lexikon" vermehren! Wie würde er Hrn. Eiselein für diese Bemerkung danken! Doch Scherz beiseite! Es steht Ihnen sehr übel an, Hr. Professor, von Ihren Bestrebungen auf dem Felde der deutschen Sprache zu reden, da Sie nicht einmal im Stande sind den einfachsten Gedanken in einem richtig construirten Satze auszudrücken.

Hr. Eiselein hat sich erlaubt die Orthographie des Originals nach seinen Ansichten abzuändern. Angenommen, aber nicht zugegeben, es seien diese seine Ansichten in allen Punkten vollkommen zu billigen, so ließe es sich doch nicht rechtfertigen eine solche Aenderung vorzunehmen. Es ist ein großer Unterschied, ob man ältere Werke nach spätern Handschriften edirt, oder ob die Verfasser ihre Schriften selbst zum Druck befördert haben. Handschriften die von spätern Abschreibern herrühren, welche selbst vielleicht nicht das Original vor sich hatten, sondern ebenfalls jüngere Copien benutzten, tragen an und für sich nicht das Gepräge der Unfehlbarkeit, und der Herausgeber ist allerdings befugt Alles was fehlerhaft ist auf Rechnung der Copisten zu bringen und somit zu verbessern. Wo aber die Originaltexte vorliegen, hört diese Befugniß auf, und die genaueste Treue ist sodann die erste Tugend des Herausgebers. Ganz unstatthaft ist es aber bei Schriftstellern wie Fischart Aenderungen vornehmen zu wollen. Hier steht Alles im genauesten Zusammenhange miteinander; die Orthographie ist ein Kleid das man dem Schriftsteller nicht nehmen darf ohne ihm eine ganz andere Physiognomie zu geben. Wie viele Wortspiele beruhen bei Fischart nicht auf seiner Orthographie, sodaß wenn man diese entfernt auch der Gedanke selbst verwischt wird. Allerdings darf der Herausgeber eines ältern Druckwerks kein bloßer Copist sein, auch er soll eindringliche Kritik beurkunden; aber nicht dadurch, daß er dem Autor ein anderes Gewand anzieht, sondern daß er uns ihn in seiner wahrsten, eigensten Gestalt vorführt. Dazu ist nothwendig, daß er ihn von Grund aus kenne, daß er seine sämmtlichen Schriften gelesen und studirt habe, und daß er insbesondere alle Ausgaben des von ihm herausgegebenen Buchs vergleiche, und zwar die letzte Bearbeitung zu Grunde lege, die frühern aber zur Feststellung des richtigen Textes, der oft durch Druckfehler u. s. w. entstellt ist, mit scharfem und richtigem Blicke benutze. Hr. Eiselein hat keine Ahnung davon wie viel er aus der Vergleichung der verschiedenen Ausgaben des „Bienenkorb" hätte gewinnen können; hätte er Meusebach's Recension gekannt, so hätte er aus derselben doch wenigstens entnommen, daß der „Bienenkorb" in seinen verschiedenen Editionen für die Geschichte der Fischart'schen Literatur von der größten Wichtigkeit ist.

Es ist bekannt, daß der „Bienenkorb" ursprünglich holländisch (Nider Teutsch, wie Fischart sagt), dann in späterer Bearbeitung französisch geschrieben und von Marnix von Sainte-Adelgonde verfaßt worden ist. Es ist ebenso bekannt, daß Fischart aber nach seiner Art übersetzt, d. h. daß er das Original auf die freieste Weise behandelt, und namentlich durch Zusätze aller Art erweitert hat. Es wäre ohne Zweifel Pflicht des Herausgebers gewesen das französische Original mit der Fischart'schen Bearbeitung zu vergleichen, und überall genau anzugeben was des deutschen Uebersetzers Eigenthum ist, weil sich gerade dadurch dessen Charakter als Mensch und als Schriftsteller recht anschaulich darstellen ließe, weil wir dadurch so recht eigentlich mit der Eigenthümlichkeit seines Gedankengangs bekannt würden.

Die alten Ausgaben des „Bienenkorb" haben Randglossen, welche zum größten Theil von größter Wichtigkeit sind und entweder zur Aufhellung des Textes dienen oder literarhistorische Bedeutung haben. Hr. Eiselein hat diese Randglossen als Noten unter dem Texte drucken lassen, wohin sie schlechterdings nicht gehören, da sie oft eben nur durch ihre Stellung am Rande, namentlich wo sie gedrängte Uebersichten größerer Stellen des Textes enthalten, verständlich sind und selbst wiederum zum Verständniß beitragen. Das hat der Herausgeber selbst gefühlt und sich auf eine eigenthümliche, seine Befähigung recht verdeutlichende Weise geholfen — er hat diese ganz einfach ausgelassen, was freilich an manchen Orten besser war als sie unter den Text zu bringen. Ebenso wenig können wir damit einverstanden sein, daß Hr. Eiselein „das Register dieses Bienenkorb oder Auffzeichnuß alles seines Honigrahts stückweiß angeschnitten vnd furgestellt" ausgelassen hat, weil auch dieses an einzelnen Stellen für die Erklärung von Wichtigkeit ist und es außerdem an alloposkleronischen Ausdrücken und Wendungen nicht arm ist.

Was der Herausgeber für das Verständniß der von ihm edirten Schrift gethan hat, ist höchst unbedeutend. Damit ist wenig gedient, daß er z. B. sagt, hummelscheu und himmelscheu sei ein alliterirendes Wortspiel. Sprachbemerkungen wie die folgende: „die pluralen adjectiva one unser n am ende vast durchweg, auch wenn etliche so hintereinander folgen", sind gar zu unwissenschaftlich. Noten wie: Mersburg s. v. a. Merseburg, sind wol überflüssig. Verschönbart heißt wol maskirt, aber den Leser würde es freuen zu erfahren, warum das Wort diese Bedeutung hat, weil ihm das Wort Schönbart nicht unbekannt, aber doch unverständlich ist, welches im „Bienenkorb" öfter vorkommt, z. B. im dritten Capitel des sechsten Stücks (Bl. 242 b).

(Der Beschluß folgt.)

Ein Wort an Künstler und Schriftsteller.

Ein solches, und zwar ein sehr beherzigenswerthes, findet sich in einem englischen Romane: „Rose, Blanche and Violet;

by *G. H. Lewes*" (3 Bde., London 1848). Wie „Ranthorpe" von demselben Verf. durch epigrammatischen Witz, so zeichnet sich „Rose" durch eine Menge glücklicher Aphorismen aus, und dahin zählt das fragliche Wort. Es lautet auf Deutsch folgendermaßen:

„Wer in den Wonnen der Traumwelt geschwelgt hat, wo die Stoffe so plastisch und die Siege so leicht sind, wo der Mensch das Gottes-Privilegium des Schaffens zu besitzen scheint, seine Gedanken von selbst Form und Ausdruck gewinnen, ohne beengende Vermittelung aus dem schöpferischen Geiste als erschaffene That hervortreten, — wer solch geistigen Triumph empfunden und genossen, wie gedemüthigt und entmuthigt hat er sich gefühlt, wenn er herabgestiegen war aus den Sphären seines Träumens und Dichtens auf den Boden der Wirklichkeit und des Vollbringens, und er die Arbeit erkannte, die lange, schwere, mühselige Arbeit, deren es bedurfte seine Gedanken zu Thaten zu machen! Viele haben gesagt, die ungeschriebenen Gedichte, die ungemalten Bilder, die nicht in Noten gesetzten Melodien seien wunderbar schöner als die Gedichte, die Bilder und die Melodien welche Künstler und Dichter zu Tage fördern. Das mag sein. Aber es ist auch gerecht, daß die Welt unerfüllte Versprechen und unerkämpfte Siege unbeachtet läßt. Ihr Beifall gilt dem wirklichen, im ernsten Kampfe mit Schwierigkeiten errungenen Siege. Die Helden die sie krönt müssen mit Trophäen vor ihr erschienen sein. Sie belohnt nicht die Möglichkeit Trophäen zu erobern. Aber Cecil begnügte sich vom Siege zu träumen, zu tändeln mit dem schwachen Conterfei der Schönheit, zu denken, zu hoffen und wieder zu träumen; er handelte nicht. Da stand er vor seiner Staffelei, den Blick auf die Leinwand geheftet, oder spielte unachtsam mit den Farben auf seiner Palette, gebrauchte aber den Pinsel nicht in rechtem Ernste, und weil in dieser unentschlossenen Stimmung ihm keine Ideen kamen, warf er die Palette fort, zündete eine Cigarre an und meinte, er könne heute nicht arbeiten. Dann setzte er sich ans Piano zu versuchen, ob Euterpe ihm günstiger sei. Die angeschlagenen Claven erinnerten ihn an eine Melodie die er mochte; er spielte sie oder ein Stück davon; dann ein anderes Bruchstück; dann sang er — seine Stimme war gut und es freute ihn sie zu hören. So verlief eine Stunde, vielleicht eine zweite. Dann nahm er den Hut und ging aus. Tag auf Tag wiederholte er und mit gleichem Erfolge die elende Posse, «Begeisterung zu erwarten». Enthusiastische Künstler und Kritiker werden ihn hochschätzen, einen echten Künstler, ein echtes Genie nennen, weil er die «Maschinenmenschen», die an ihre Arbeit gehen, ob unterm Einflusse der «Begeisterung» oder des Vorsatzes Begonnenes zu vollenden, aus tiefster Seele verachtete. Er wurde beredt, wenn er die «Handwerksjungen» höhnte. In seinen Augen war Genie eine göttliche Laune. Sie kam und ging in Momenten der Aufregung — eine Art Wechselfieber... Folglich dünkte es ihm die Aufgabe des Künstlers solche Momente zu erwarten und sich nur an die Arbeit zu setzen mit einer von überwältigenden Schönheitsvisionen ekstasirten Seele."

„Es wird heutigen Tags unermeßlich viel gefaselt von Genie, seinem angeborenen Rechte zu vagabundiren, seiner Unverantwortlichkeit, seinem Entbundensein von allen Gesetzen des gesunden Menschenverstandes. Gesunder Menschenverstand — wie prosaisch! Gleichwol erweist die Kunstgeschichte, daß Männer von echtem Genie nicht in solcher Manier gefaselt haben. Sie waren ausdauernde Arbeiter, nicht müßige Träumer. Sie wußten, daß ihr Genie kein Fieber, nicht einmal etwas Uebernatürliches, sondern nur eine kolossale Quantität Fähigkeiten sei, die der Niedrigste in geringerm Maße besitzt. Was es aber auch sei, sie wußten, daß damit allein Angefangenes sich nicht glücklich zu Ende führen lasse, daß dies ein Aufgebot aller Kräfte fodere. Würde Michel Angelo St.-Peter gebaut, einen Moses gemeißelt und die Wände des Vatican durch seinen gigantischen Pinsel zum Heiligthume gemacht haben, hätte er während des Fortgangs seiner Arbeiten auf Begeisterung gewartet? Würde Rubens alle Galerien Europas geblendet haben, hätte er seinen Pinsel ruhen lassen? Würden Beethoven und Mozart ihre Seelen ausgeströmt haben in eine solche Fülle von Melodien, oder Goethe seine 60 Bände geschrieben haben, hätten sie nicht oft, sehr oft gleich Handwerksjungen sich widerwillig an die Arbeit gesetzt und bald sich aufgehen gefühlt in Dem was kurz vorher sie angewidert? «Gebrauche die Feder», sagt ein kluger und scharfsinniger Schriftsteller; «es liegt kein Zauber darin, aber sie hindert den Geist am Umhertaumeln.» Mit goldenen Buchstaben sollte Dies über der Thür von jedes Künstlers Arbeitszimmer stehen. Gebrauche die Feder oder den Pinsel; zögere nicht, läppsche nicht, gib dich keinen Ahnungen hin. Verwehre dem Geiste das «Bummeln», indem du ihn festhältst bei dem Gegenstande vor dir, und du wirst vollbringen was du vollbringen kannst. Zu mehr befähigt dich auch Begeisterung nicht. Schreibe oder male; nur handle und zaudere nicht. Ist was du geschrieben oder gemalt hast fehlerhaft, magst du es verbessern, und die Verbesserung wird durchschlagender sein als die der wechselnden Gedanken des Zauderns. Aus deinen Fehlern wirst du mehr lernen als aus den umherirrenden Betrachtungen eines von seinem Halt gelösten Geistes. Weil das Mislingen absolut, ist es entschieden; verkörpert steht es vor dir; kein Gaukelspiel kann dein Auge und dein Urtheil trügen; du hörst ob ein Vers Wohlklang hat, siehst ob der Reim da ist oder nicht; aber im entgegengesetzten Falle kannst du nicht blos ein Gaukelspiel mit dir treiben, sondern treibst es auch — eine Folge des Unentschiedenen deiner Gedanken. Ehe die Idee künstlerisch eingekleidet ist, vermag Niemand zu sagen wie sie sich ausnehmen wird. In der Fesselung deiner Gedanken auf Einen Gegenstand ruht die Zauberkraft der Feder. Lege sie nieder, kritzele auf Löschpapier, sieh an die Ecke, kaue an den Nägeln, vertrödle was du vorhast wie du willst — du verschwendest deine Zeit, verkrümelst deine Gedanken, schwächst die Kraft deren du zur Arbeit bedarfst. Es gibt Menschen die spielen und tändeln, zaudern und zögern bis zum möglich letzten Momente, setzen erst an wenn der Drucker das Manuscript verlangt. Die Nothwendigkeit gebietet; sie schreiben schnell und schreiben gut. Sie wundern sich über sich selbst. Das Geheimniß ist, sie hatten nicht länger Zeit zum Zaudern. Sie drängten ihre Kräfte zusammen auf den Einen Gegenstand vor sich und vollbrachten was sie vollbringen konnten." 10.

Miscellen.

Dies irae.

Die berühmte Sequenz: „Dies irae dies illa etc." ist bekanntlich sehr oft ins Deutsche übersetzt worden. Lisco hat in der Schrift: „Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht" (Berlin 1840), 68 Verdeutschungen zusammengestellt. Eine unbefangene Prüfung derselben ergibt, daß noch kein deutscher Dichter dieses berühmte Gedicht ganz glücklich übersetzt hat, obwol Einzelnen einzelne Verse gelungen sind. Eine der gelungensten Uebersetzungen ist von A. Knapp; eine der verunglücktesten von Wolff. Von letzterer sagte ein Recensent: „Ich werde sie auswendig lernen; kommt der Weltgerichtstag, werde ich sie singen und dann wird der Weltrichter, dadurch von meinen eigenen Sünden abgezogen, seine ira auf den Uebersetzer werfen."

Nothbehelf.

Als es während der Zeit der Religionskriege in Frankreich den Reformirten streng untersagt war einen Psalm oder sonst irgend ein frommes geistliches Lied zu singen, veranstaltete Eustorge de Beaulieu eine Sammlung von 150 geistlichen Liedern zum Gebrauche der Reformirten, die insgesammt auf die Melodien damals in Frankreich üblicher Gassenhauer gesetzt waren. Die Sammlung führte den Titel „Réjouissance chrétienne", und gehört jetzt zu den größten literarischen Seltenheiten. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 225. —— 12. August 1848.

Johann Fischart's Bienenkorb. Wortgetreu nach dem kânon deutscher schrift neu heraußgegeben und erläutert von Josua Eiselein.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Es wäre keine schwierige Aufgabe nachzuweisen, daß alle Erklärungen welche dem Buche beigegeben sind — und ihrer sind nur sehr wenige — entweder falsch sind oder ihrer grösten Zahl nach keineswegs dem Bedürfnisse des Lesers entsprechen; aber wir wollen unsere Leser damit verschonen, schon deswegen, weil wir sonst das Buch aufschneiden müßten, wir aber keineswegs Lust haben zwei Thaler für ein Machwerk auszugeben das keine zwei Groschen werth ist.

Einen einzigen Vortheil bietet Hrn. Eiselein's Buch, nämlich den, daß man zur Prüfung desselben das Original zur Hand nehmen muß und sich an der kraftvollen Darstellung und dem reichen Humor des genialen Fischart erlaben kann, dessen Satire auch noch heutzutage von Wirkung sein dürfte. Wir hoffen unsern Lesern denen das Original nicht zu Gebote steht, und die keine Lust haben sollten die neue Ausgabe zu kaufen, nicht unwillkommen zu sein, wenn wir ihnen einige Honigwaben aus dem „Bienenkorb" vorlegen, wobei wir aber den ursprünglichen Text ohne alle Veränderung wiedergeben.

1. Von den Mönchen (Bl. 25 b fg. der Ausgabe o. J.).

Ich bedörfft wol stälene Federn, oder zum minsten ein Feder auß S. Michelsflügel von S. Michel, wann ich alle Orden, von vnserm Heyl. Vatter zu Rom, wider die Schrifft gestifftet, wolt beschreiben; Vnangerhürt was da betrifft die Bäpst selbs, oder jhre Cardinäl, die Prälaten, Ertzbischoff, Bischoff, Patriarchen, Metropolitan, Suffragan, Ertzdechant, Dechant, Ertzpriester, Thummherren, Protonotarii, Pröbst, Aept, Prior, Guardian, vnd andere solche seltzame Thier, darvon weder die Aposteln noch Propheten je etwas vernommen haben:. Ohn was vielleicht S. Johannes in der Offenbarung vnter seinen seltzamen Thieren vnd Mörwundern mag gesehen haben.

Ja ich glaub, wann die Aposteln allein das hunderst theil dieser newen Religionen, Orden vnd Professionen hetten einmahl gesehen, oder hören nennen, sie würden darvor erschrocken sein. Denn so Paulus nicht hat leiden können, daß in der Gemein der Corinther etliche sich nanten Petri Jünger, die andern Pauli Discipeln, die dritten Apollisch ꝛc. Wie solt er sich dann darvor entsetzt haben, wann er so vnzählige newe vnterschiedene, vngleiche vnnd widersinnige Namen, Professionen, Religionen, Gottsdienst vnnd Reguln der vollkommenheit gesehen oder gehört hette.

Wiewol etliche in schneeweiß, etliche in kolschwartz, die andere im Eselgraw, in Graßgrün, in Fewrrot, in Himmelblaw, in bund oder geschecker gekleidt gehn: die einen ein helle, die ander ein trübe Kapp antragen, ein Rauchfarb von Fegfewr gereuchert, die ander vom Requiem Todtenbleich: dann eine Mönchgraw wie ein Spatz, der andern Hellgraw, wie ein Klosterkatz: Etliche vermengt mit schwartz vnd weiß, wie Atzeln, Raupen vnd Läuße, die andern Schweffelfarb vnd Wolffsfarb: die dritten Eschenfarb vnd holtzfarb, etliche inn viel Röcken vber einander, die andern inn einer blossen Kutt: Etliche mit dem Hembd vber dem Rock, die andern ohn ein Hembd, oder mit einem Pantzerhembd, oder härin Hämbd, oder Sanct Johannes Cameels haut auff blosser haut: Etliche halb, etliche gantz beschoren: etliche bärtig, die andern vnbärtig vnd Vngeberdig: Etliche gehen barhaupt, viele Barfüssig, aber alle mit einander müssig: Etliche sind gantz Wüllen, etliche Leinen, etliche Schäffin, etliche Schweinin: Etliche führen Juden Ringlein auff der Brust, die andern zwey Schwerter kreutzweiß zum kreutzstreich darauff geschrenckt, die dritten ein Crucifix für ein Bottenbuchs, die Vierden zwen Schlüssel, die fünfften Sternen, die sechsten kräntzlin, die siebenden Spiegel auß dem Eulenspiegel, die achten Bischoffshüt, die neunten Flügel, die zehenden Thuchschären, die eylfften Kelch, die zwölfften Muschelen vnd Jacobsstäb, die dreyzehenden Geysseln, die Vierzehenden Schilt, vnd andere sonst auff der Brust, seltzam Grillen, von Paternostern, Ringen vnd Prillen. Sehet da, die Feldzeichen sind schon außgetheilt, es fehlen nur die Federbüsch, so ziehen sie hin inn Krieg gerüst.

Wahrlich solt Paulus die gezeichnete Heerd vnnd mancherley Kuppeln sehen, er wirdt meinen, er käm inn im newe Welt, wiewol er sonst weit gewandert ist gewesen; Ja er würde meinen er wer in des M. EScorche MeSSes Mappemondae Papistiquae, vnnd sehe daselbst das Mare Hippocritarum, den Traumberg, den Raubwald, das Mandeagorathal oder der Einsidler Alraunstal, welche Alraun von der Einsidler Seich gewachsen, das Bergwerck der Reliquien, die Statt von allerley Stifften, die Felsen der ärgernuß, die Wildnussen der Einsidel, die Jacobsstraß der Pilger, die Verdienstzöll, die Vogelhäuser der Barfüsserspatzen vnnd Predigerschwalmen, daß Meßgebiet, die gantz Simoneifestung, den Heckelberg deß Fegfewrs, sampt dem Poltergeistersee. Ey wie wirdt er darob erschrecken, daß jhm die Epistel zun Römern entfallen würde: Dann jeder Orden halt seine Regul für die best vnd vollkommenest, durch die man ein Thür inn den Schaaffstall brechen kan, Christus hüte der Schaaf wie er wölle.

(Bl. 219 b fg.):

Sie stellen sich allerdings, wie die Propheten die Heuchler beschreiben, hencken den Kopff auff die Achßlen: Sie krümmen den Nacken wie ein Schilff: Sie tragen allzeit jhr gezeitenbuch in händen: Sie quelen jhr eigen Fleisch: Runtzeln jhr Stirn wie ein Bock: Machen so finster Augen wie ein Eul: Sehen auß als ob sie die Vogel vnd Leffelsucht hetten: Sie wachen bey nacht, daß sie bey tag schlaffen; Sie verlassen jhr eigen

Aber wenn unsere Foderungen an die Interimsherausgabe der Fischart'schen Schriften nicht sehr hochgestellt werden, und wir schon vollkommen zufrieden sind, wenn sie uns richtige und wahre, d. h. aus den ursprünglichen von Fischart selbst besorgten Ausgaben entnommene Texte geben, so dürfen wir hierbei jedenfalls verlangen, daß sie von dem Schriftsteller und seinen Werken wenigstens so viel wissen als man aus den gangbarsten Lehrbüchern der deutschen Literaturgeschichte lernen kann, und daß sie auch die wenigen Schriften kennen die über Fischart speciell erschienen sind, um so mehr, als sie zugleich Werke desselben mittheilen. Hr. Eiselein, der Herausgeber des „Bienenkorb", hat aber nicht einmal diese wenigen Kenntnisse, und so müssen wir bedauern, daß das blinde Glück ihm ein Exemplar des Buchs in die Hand hat fallen lassen, oder daß er mit diesem sogleich zum Buchdrucker gelaufen ist. Wenn Meusebach den guten Halling schon wegen seiner Druckfertigkeit und Druckschnelligkeit persiflirte, was wird er nicht zum Herausgeber des „Bienenkorb" sagen, wenn er es der Mühe werth hält ein Wort über ihn zu verlieren? Denn es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen Beiden: Halling hat für und über seinen Schriftsteller so viel studirt und gesammelt als er nur konnte; er hat Jördens und Flögel gekannt, er hat Wachler und Horn gelesen; er hat — um ernsthaft zu reden, nicht blos das „Glückhaft Schiff" gelesen, weil er dieses drucken ließ, er hat auch alle die Werke Fischart's die ihm zu Gebote standen studirt, und dieselben zum Theil bei seinen Erläuterungen und Einleitungen glücklich benutzt, so namentlich den „Bienenkorb", das „Ehezuchtbüchlein", „Aller Praktik Großmutter", die „Dämonomanie", den „Gargantua" u. a. m., weshalb denn auch Meusebach (um eine Lieblingswendung Fischart's nachzuahmen) bei allem seinem spöttelnden Tadel und seinem tadelnden Spott den guten Willen lobt und freundlich anerkennt. Hr. Eiselein aber kennt von Fischart, wie wir zu glauben allen Grund haben, nicht mehr als den „Bienenkorb", den er uns eben in einer neuen Ausgabe zukommen läßt, und von Dem was über Fischart gesagt worden ist weiß er gar Nichts, er kennt nicht einmal die Halling'sche Ausgabe des „Glückhaften Schiff", noch viel weniger die Meusebach'sche Recension. Und doch hätte er in beinahe allen deutschen Literaturgeschichten diese und andere Schriften erwähnt gefunden, nicht blos in den ausführlichen, sondern auch in den dünnsten Compendien, Grundrissen, Leitfäden und synoptischen Uebersichten. Wir vermögen wahrlich nicht zu begreifen, daß es Hrn. Eiselein möglich war einen Schriftsteller zu ediren, ohne dabei die allergewöhnlichste Neugierde über dessen Leben und Schriften zu empfinden. Denn hätte er diese gehabt, so hätte er sich doch über alles Dieses erkundigen müssen, selbst wenn es ihm die jedem Schriftsteller unentbehrliche Achtung vor dem Publicum nicht befohlen hätte. Meusebach ruft Halling zu, als dieser sich über den Mangel an Material beklagt, es sei Dies keine annehmbare Entschuldigung; wer Etwas herausgeben wolle, der solle auch für das Material besorgt sein und nicht ruhen und rasten bis er es habe, und wenn er es doch nicht bekommen könne, so solle er das Schreiben hübsch bleiben lassen. Wenn Meusebach darin wol übertreibt, weil er, von seinen reichen Sammlungen umgeben, selbst da Leichtigkeit erblickt wo einem Andern lauter Unmöglichkeiten entgegenstarren, und wenn man ihm wol mit gutem Fug erwidern dürfte, daß ein guter Anfang selbst bei vielen Mängeln immerhin Lob und Anerkennung verdient, eben weil es ein Anfang ist, so läßt sich Alles was er hierüber sagt und noch viel mehr, ohne ungerecht zu sein, im vollsten Umfange auf Den anwenden der sich nicht einmal solche Materialien verschafft die er in jedem Buchladen, oder, wenn er die Kosten scheut, gewiß auch in jeder Bibliothek haben könnte.

Wir haben vorhin gesagt, Hr. Eiselein kenne von Fischart nur den „Bienenkorb"; Dies ist freilich nicht ganz wahr, und wir müssen ihn deshalb um Entschuldigung bitten, wir haben ihm offenbar Unrecht gethan, denn er kennt den „Bienenkorb" auch nicht. Er wird uns vielleicht mit seiner Ausgabe in der Hand vom Gegentheil überzeugen oder über schreiende Verleumdung klagen wollen; aber wir haben glücklicherweise (oder eigentlich unglücklicherweise) seine Ausgabe auch in der Hand, und mit dieser furchtbaren Waffe fürchten wir ihn nicht, denn wo er nur hingreift, wird er ohne Gnade sich verwunden müssen.

Schlagen wir die Vorrede auf, die nicht ganz zwei Seiten lang ist, so finden wir, daß dieselbe eine Kanonade von mehr als einer Seite über den echten Kanon deutscher Schrift enthält, ohne daß jedoch der Herr „professôr" durch dieselbe die Befugniß erhielte, sich, wie Fischart, „deß Canonischen Rechtens Canonisierten oder Gewürdigten" nennen zu können; über Fischart selbst hat er zwei Zeilen, über dessen Werk ein halbes Dutzend Zeilen geschrieben, und darin wie viel Falsches gesagt!

„Da die schrift nur ein einzig mal, d. i. im jare 1582, und obendarein ser felerhaft gedruckt worden, so gehört sie unter die seltenhaiten." So heißt es wörtlich in der Vorrede des Hrn. Eiselein. Da sind beinahe mehr Unrichtigkeiten als Wörter zu lesen. Hätte der Herausgeber auch nur eine einzige von den unzähligen Literaturgeschichten gekannt die seit 20 Jahren erschienen sind, hätte er, was man billig von ihm fodern darf, nur wenigstens Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiff" angesehen, so würde er sich bald überzeugt haben, daß der „Bienenkorb" nicht blos ein einziges mal gedruckt ist, sondern auch, daß er mit Recht immer als die häufigste von Fischart's Schriften bezeichnet wird. Hätte er ferner — was man zu verlangen nicht weniger das Recht hat — Meusebach's Recension des Halling'schen Buchs gekannt, so hätte er daraus die Ueberzeugung gewinnen können, daß keine Ausgabe aus dem Jahr 1582 existirt; denn die am Ende des Buchs angegebene Jahrzahl hat gar keine Beziehung

zu dem Druck. Unsere Leser werden übrigens schon in der angeführten Stelle aus der Vorrede die seltene Logik des Hrn. Eiselein bewundert haben. Da die Schrift, sagt er, nur ein einziges mal, und (da sie) obendarein sehr fehlerhaft gedruckt worden ist, so gehört sie unter die Seltenheiten. Der fehlerhafte Druck ist also nach Hrn. Eiselein ein Grund der Seltenheit eines Buchs! O wenn Ebert noch lebte! Wie könnte er sein „Bibliographisches Lexikon" vermehren! Wie würde er Hrn. Eiselein für diese Bemerkung danken! Doch Scherz beiseite! Es steht Ihnen sehr übel an, Hr. Professor, von Ihren Bestrebungen auf dem Felde der deutschen Sprache zu reden, da Sie nicht einmal im Stande sind den einfachsten Gedanken in einem richtig construirten Satze auszudrücken.

Hr. Eiselein hat sich erlaubt die Orthographie des Originals nach seinen Ansichten abzuändern. Angenommen, aber nicht zugegeben, es seien diese seine Ansichten in allen Punkten vollkommen zu billigen, so ließe es sich doch nicht rechtfertigen eine solche Aenderung vorzunehmen. Es ist ein großer Unterschied, ob man ältere Werke nach spätern Handschriften edirt, oder ob die Verfasser ihre Schriften selbst zum Druck befördert haben. Handschriften die von spätern Abschreibern herrühren, welche selbst vielleicht nicht das Original vor sich hatten, sondern ebenfalls jüngere Copien benutzten, tragen an und für sich nicht das Gepräge der Unfehlbarkeit, und der Herausgeber ist allerdings befugt Alles was fehlerhaft ist auf Rechnung der Copisten zu bringen und somit zu verbessern. Wo aber die Originaltexte vorliegen, hört diese Befugniß auf, und die genaueste Treue ist sodann die erste Tugend des Herausgebers. Ganz unstatthaft ist es aber bei Schriftstellern wie Fischart Aenderungen vornehmen zu wollen. Hier steht Alles im genauesten Zusammenhange miteinander; die Orthographie ist ein Kleid das man dem Schriftsteller nicht nehmen darf ohne ihm eine ganz andere Physiognomie zu geben. Wie viele Wortspiele beruhen bei Fischart nicht auf seiner Orthographie, sodaß wenn man diese entfernt auch der Gedanke selbst verwischt wird. Allerdings darf der Herausgeber eines ältern Druckwerks kein bloßer Copist sein, auch er soll eindringliche Kritik beurkunden; aber nicht dadurch, daß er dem Autor ein anderes Gewand anzieht, sondern daß er uns ihn in seiner wahrsten, eigensten Gestalt vorführt. Dazu ist nothwendig, daß er ihn von Grund aus kenne, daß er seine sämmtlichen Schriften gelesen und studirt habe, und daß er insbesondere alle Ausgaben des von ihm herausgegebenen Buchs vergleiche, und zwar die letzte Bearbeitung zu Grunde lege, die frühern aber zur Feststellung des richtigen Textes, der oft durch Druckfehler u. s. w. entstellt ist, mit scharfem und richtigem Blicke benutze. Hr. Eiselein hat keine Ahnung davon wie viel er aus der Vergleichung der verschiedenen Ausgaben des „Bienenkorb" hätte gewinnen können; hätte er Meusebach's Recension gekannt, so hätte er aus derselben doch wenigstens entnommen, daß der „Bienenkorb" in seinen verschiedenen Editionen für die Geschichte der Fischart'schen Literatur von der größten Wichtigkeit ist.

Es ist bekannt, daß der „Bienenkorb" ursprünglich holländisch (Nider Teutsch, wie Fischart sagt), dann in späterer Bearbeitung französisch geschrieben und von Marnix von Sainte-Adelgonde verfaßt worden ist. Es ist ebenso bekannt, daß Fischart aber nach seiner Art übersetzt, d. h. daß er das Original auf die freieste Weise behandelt, und namentlich durch Zusätze aller Art erweitert hat. Es wäre ohne Zweifel Pflicht des Herausgebers gewesen das französische Original mit der Fischart'schen Bearbeitung zu vergleichen, und überall genau anzugeben was des deutschen Uebersetzers Eigenthum ist, weil sich gerade dadurch dessen Charakter als Mensch und als Schriftsteller recht anschaulich darstellen ließe, weil wir dadurch so recht eigentlich mit der Eigenthümlichkeit seines Gedankengangs bekannt würden.

Die alten Ausgaben des „Bienenkorb" haben Randglossen, welche zum größten Theil von größter Wichtigkeit sind und entweder zur Aufhellung des Textes dienen oder literarhistorische Bedeutung haben. Hr. Eiselein hat diese Randglossen als Noten unter dem Texte drucken lassen, wohin sie schlechterdings nicht gehören, da sie oft eben nur durch ihre Stellung am Rande, namentlich wo sie gedrängte Uebersichten größerer Stellen des Textes enthalten, verständlich sind und selbst wiederum zum Verständniß beitragen. Das hat der Herausgeber selbst gefühlt und sich auf eine eigenthümliche, seine Befähigung recht verdeutlichende Weise geholfen — er hat diese ganz einfach ausgelassen, was freilich an manchen Orten besser war als sie unter den Text zu bringen. Ebenso wenig können wir damit einverstanden sein, daß Hr. Eiselein „das Register dieses Bienenkorb oder Auffzeichnuß alles seines Honigrahts stückweiß angeschnitten vnd furgestellt" ausgelassen hat, weil auch dieses an einzelnen Stellen für die Erklärung von Wichtigkeit ist und es außerdem an alloposkleronischen Ausdrücken und Wendungen nicht arm ist.

Was der Herausgeber für das Verständniß der von ihm edirten Schrift gethan hat, ist höchst unbedeutend. Damit ist wenig gedient, daß er z. B. sagt, hummelscheu und himmelscheu sei ein alliterirendes Wortspiel. Sprachbemerkungen wie die folgende: „die pluralen adjectiva one unser n am ende vast durchweg, auch wenn etliche so hintereinander folgen", sind gar zu unwissenschaftlich. Noten wie: Mersburg s. v. a. Merseburg, sind wol überflüssig. Verschönbart heißt wol maskirt, aber den Leser würde es freuen zu erfahren, warum das Wort diese Bedeutung hat, weil ihm das Wort Schönbart nicht unbekannt, aber doch unverständlich ist, welches im „Bienenkorb" öfter vorkommt, z. B. im dritten Capitel des sechsten Stücks (Bl. 242 b).

(Der Beschluß folgt.)

Ein Wort an Künstler und Schriftsteller.

Ein solches, und zwar ein sehr beherzigenswerthes, findet sich in einem englischen Romane: „Rose, Blanche and Violet;

by *G. H. Lewes*" (3 Bde., London 1848). Wie „Ranthorpe" von demselben Verf. durch epigrammatischen Witz, so zeichnet sich „Rose" durch eine Menge glücklicher Aphorismen aus, und dahin zählt das fragliche Wort. Es lautet auf Deutsch folgendermaßen:

„Wer in den Wonnen der Traumwelt geschwelgt hat, wo die Stoffe so plastisch und die Siege so leicht sind, wo der Mensch das Gottes-Privilegium des Schaffens zu besitzen scheint, seine Gedanken von selbst Form und Ausdruck gewinnen, ohne beengende Vermittelung aus dem schöpferischen Geiste als erschaffene That hervortreten, — wer solch geistigen Triumph empfunden und genossen, wie gedemüthigt und entmuthigt hat er sich gefühlt, wenn er herabgestiegen war aus den Sphären seines Träumens und Dichtens auf den Boden der Wirklichkeit und des Vollbringens, und er die Arbeit erkannte, die lange, schwere, mühselige Arbeit, deren es bedurfte seine Gedanken zu Thaten zu machen! Viele haben gesagt, die ungeschriebenen Gedichte, die ungemalten Bilder, die nicht in Noten gesetzten Melodien seien wunderbar schöner als die Gedichte, die Bilder und die Melodien welche Künstler und Dichter zu Tage fördern. Das mag sein. Aber es ist auch gerecht, daß die Welt unerfüllte Versprechen und unerkämpfte Siege unbeachtet läßt. Ihr Beifall gilt dem wirklichen, im ernsten Kampfe mit Schwierigkeiten errungenen Siege. Die Helden die sie krönt müssen mit Trophäen vor ihr erschienen sein. Sie belohnt nicht die Möglichkeit Trophäen zu erobern. Aber Cecil begnügte sich vom Siege zu träumen, zu tändeln mit dem schwachen Conterfei der Schönheit, zu denken, zu hoffen und wieder zu träumen; er handelte nicht. Da stand er vor seiner Staffelei, den Blick auf die Leinwand geheftet, oder spielte unachtsam mit den Farben auf seiner Palette, gebrauchte aber den Pinsel nicht in rechtem Ernste, und weil in dieser unentschlossenen Stimmung ihm keine Ideen kamen, warf er die Palette fort, zündete eine Cigarre an und meinte, er könne heute nicht arbeiten. Dann setzte er sich ans Piano zu versuchen, ob Euterpe ihm günstiger sei. Die angeschlagenen Claven erinnerten ihn an eine Melodie die er mochte; er spielte sie oder ein Stück davon; dann ein anderes Bruchstück; dann sang er — seine Stimme war gut und es freute ihn sie zu hören. So verlief eine Stunde, vielleicht eine zweite. Dann nahm er den Hut und ging aus. Tag auf Tag wiederholte er und mit gleichem Erfolge die elende Posse, «Begeisterung zu erwarten». Enthusiastische Künstler und Kritiker werden ihn hochschätzen, einen echten Künstler, ein echtes Genie nennen, weil er die «Maschinenmenschen», die an ihre Arbeit gehen, ob unterm Einflusse der «Begeisterung» oder des Vorsatzes Begonnenes zu vollenden, aus tiefster Seele verachtete. Er wurde beredt, wenn er die «Handwerksjungen» höhnte. In seinen Augen war Genie eine göttliche Laune. Sie kam und ging in Momenten der Aufregung — eine Art Wechselfieber... Folglich dünkte es ihm die Aufgabe des Künstlers solche Momente zu erwarten und sich nur an die Arbeit zu setzen mit einer von überwältigenden Schönheitsvisionen ekstasirten Seele."

„Es wird heutigen Tags unermeßlich viel gefaselt von Genie, seinem angeborenen Rechte zu vagabundiren, seiner Unverantwortlichkeit, seinem Entbundensein von allen Gesetzen des gesunden Menschenverstandes. Gesunder Menschenverstand — wie prosaisch! Gleichwol erweist die Kunstgeschichte, daß Männer von echtem Genie nicht in solcher Manier gefaselt haben. Sie waren ausdauernde Arbeiter, nicht müßige Träumer. Sie wußten, daß ihr Genie kein Fieber, nicht einmal etwas Uebernatürliches, sondern nur eine kolossale Quantität Fähigkeiten sei, die der Niedrigste in geringerm Maße besitzt. Was es aber auch sei, sie wußten, daß damit allein Angefangenes sich nicht glücklich zu Ende führen lasse, daß dies ein Aufgebot aller Kräfte fodere. Würde Michel Angelo St.-Peter gebaut, einen Moses gemeißelt und die Wände des Vatican durch seinen gigantischen Pinsel zum Heiligthume gemacht haben, hätte er während des Fortgangs seiner Arbeiten auf Begeisterung gewartet? Würde Rubens alle Galerien Europas geblendet haben, hätte er seinen Pinsel ruhen lassen? Würden Beethoven und Mozart ihre Seelen ausgeströmt haben in eine solche Fülle von Melodien, oder Goethe seine 60 Bände geschrieben haben, hätten sie nicht oft, sehr oft gleich Handwerksjungen sich widerwillig an die Arbeit gesetzt und bald sich aufgehen gefühlt in Dem was kurz vorher sie angewidert? «Gebrauche die Feder», sagt ein kluger und scharfsinniger Schriftsteller; «es liegt kein Zauber darin, aber sie hindert den Geist am Umhertaumeln.» Mit goldenen Buchstaben sollte Dies über der Thür von jedes Künstlers Arbeitszimmer stehen. Gebrauche die Feder oder den Pinsel; zögere nicht, läppsche nicht, gib dich keinen Ahnungen hin. Verwehre dem Geiste das «Bummeln», indem du ihn festhältst bei dem Gegenstande vor dir, und du wirst vollbringen was du vollbringen kannst. Zu mehr befähigt dich auch Begeisterung nicht. Schreibe oder male; nur handle und zaudere nicht. Ist was du geschrieben oder gemalt hast fehlerhaft, magst du es verbessern, und die Verbesserung wird durchschlagender sein als die der wechselnden Gedanken des Zauderns. Aus deinen Fehlern wirst du mehr lernen als aus den umherirrenden Betrachtungen eines von seinem Halt gelösten Geistes. Weil das Mislingen absolut, ist es entschieden; verkörpert steht es vor dir; kein Gaukelspiel kann dein Auge und dein Urtheil trügen; du hörst ob ein Vers Wohlklang hat, siehst ob der Reim da ist oder nicht; aber im entgegengesetzten Falle kannst du nicht blos ein Gaukelspiel mit dir treiben, sondern treibst es auch — eine Folge des Unentschiedenen deiner Gedanken. Ehe die Idee künstlerisch eingekleidet ist, vermag Niemand zu sagen wie sie sich ausnehmen wird. In der Fesselung deiner Gedanken auf Einen Gegenstand ruht die Zauberkraft der Feder. Lege sie nieder, kritzele auf Löschpapier, sieh an die Ecke, kaue an den Nägeln, vertrödle was du vorhast wie du willst — du verschwendest deine Zeit, verkrümelst deine Gedanken, schwächst die Kraft deren du zur Arbeit bedarfst. Es gibt Menschen die spielen und tändeln, zaudern und zögern bis zum möglich letzten Momente, setzen erst an wenn der Drucker das Manuscript verlangt. Die Nothwendigkeit gebietet; sie schreiben schnell und schreiben gut. Sie wundern sich über sich selbst. Das Geheimniß ist, sie hatten nicht länger Zeit zum Zaudern. Sie drängten ihre Kräfte zusammen auf den Einen Gegenstand vor sich und vollbrachten was sie vollbringen konnten." 10.

Miscellen.

Dies irae.

Die berühmte Sequenz: „Dies irae dies illa etc." ist bekanntlich sehr oft ins Deutsche übersetzt worden. Lisco hat in der Schrift: „Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht" (Berlin 1840), 68 Verdeutschungen zusammengestellt. Eine unbefangene Prüfung derselben ergibt, daß noch kein deutscher Dichter dieses berühmte Gedicht ganz glücklich übersetzt hat, obwol Einzelnen einzelne Verse gelungen sind. Eine der gelungensten Uebersetzungen ist von A. Knapp; eine der verunglücktesten von Wolff. Von letzterer sagte ein Recensent: „Ich werde sie auswendig lernen; kommt der Weltgerichtstag, werde ich sie singen und dann wird der Weltrichter, dadurch von meinen eigenen Sünden abgezogen, seine ira auf den Uebersetzer werfen."

Nothbehelf.

Als es während der Zeit der Religionskriege in Frankreich den Reformirten streng untersagt war einen Psalm oder sonst irgend ein frommes geistliches Lied zu singen, veranstaltete Eustorge de Beaulieu eine Sammlung von 150 geistlichen Liedern zum Gebrauche der Reformirten, die insgesammt auf die Melodien damals in Frankreich üblicher Gassenhauer gesetzt waren. Die Sammlung führte den Titel „Réjouissance chrétienne", und gehört jetzt zu den größten literarischen Seltenheiten. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 225. —— 12. August 1848.

Johann Fischart's Bienenkorb. Wortgetreu nach dem kánon deutscher schrift neu heraußgegeben und erläutert von Josua Eiselein.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Es wäre keine schwierige Aufgabe nachzuweisen, daß alle Erklärungen welche dem Buche beigegeben sind — und ihrer sind nur sehr wenige — entweder falsch sind oder ihrer größten Zahl nach keineswegs dem Bedürfnisse des Lesers entsprechen; aber wir wollen unsere Leser damit verschonen, schon deswegen, weil wir sonst das Buch aufschneiden müßten, wir aber keineswegs Lust haben zwei Thaler für ein Machwerk auszugeben das keine zwei Groschen werth ist.

Einen einzigen Vortheil bietet Hrn. Eiselein's Buch, nämlich den, daß man zur Prüfung desselben das Original zur Hand nehmen muß und sich an der kraftvollen Darstellung und dem reichen Humor des genialen Fischart erlaben kann, dessen Satire auch noch heutzutage von Wirkung sein dürfte. Wir hoffen unsern Lesern denen das Original nicht zu Gebote steht, und die keine Lust haben sollten die neue Ausgabe zu kaufen, nicht unwillkommen zu sein, wenn wir ihnen einige Honigwaben aus dem „Bienenkorb" vorlegen, wobei wir aber den ursprünglichen Text ohne alle Veränderung wiedergeben.

1. Von den Mönchen (Bl. 25 b fg. der Ausgabe o. J.).

Ich bedörfft wol stälene Federn, oder zum minsten ein Feder auß S. Michelsflügel von S. Michel, wann ich alle Orden, von vnserm Heyl. Vatter zu Rom, wider die Schrifft gestifftet, wolt beschreiben; Vnangerhürt was da betrifft die Bäpst selbs, oder jhre Cardinäl, die Prälaten, Ertzbischoff, Bischoff, Patriarchen, Metropolitan, Suffragan, Ertzdechant, Dechant, Ertzpriester, Thummherren, Protonotarii, Pröbst, Aept, Prior, Guardian, vnd andere solche seltzame Thier, darvon weder die Apostein noch Propheten je etwas vernommen haben:. Ohn was vielleicht S. Johannes in der Offenbarung vnter seinen seltzamen Thieren vnd Mörwundern mag gesehen haben.

Ja ich glaub, wann die Aposteln allein das hunderst theil dieser newen Religionen, Orden vnd Professionen hetten einmahl gesehen, oder hören nennen, sie würden darvor erschrocken sein. Denn so Paulus nicht hat leiden können, daß in der Gemein der Corinther etliche sich nanten Petri Jünger, die andern Pauli Discipeln, die dritten Apollisch ꝛc. Wie solt er sich dann darvor entsetzt haben, wann er so vnzählige newe vnterschiedene, vngleiche vnnd widersinnige Namen, Profeßionen, Religionen, Gottsdienst vnnd Reguln der vollkommenheit gesehen oder gehört hette.

Wiewol etliche in schneeweiß, etliche in kolschwartz, die andere im Eselgraw, in Graßgrün, in Fewrrot, in Himmelblaw, in bund oder geschecker gekleidt gehn: die einen ein helle, die ander ein trübe Kapp antragen, ein Rauchfarb von Fegfewr gereuchert, die ander vom Requiem Todtenbleich: dann eine Mönchgraw wie ein Spatz, der andern Hellgraw, wie ein Klosterkatz: Etliche vermengt mit schwartz vnd weiß, wie Atzeln, Raupen vnd Läuße, die andern Schweffelfarb vnd Wolffsfarb: die dritten Eschenfarb vnd holtzfarb, etliche inn viel Röcken vber einander, die andern inn einer blossen Kutt: Etliche mit dem Hembd vber dem Rock, die andern ohn ein Hembd, oder mit einem Pantzerhembd, oder härin Hämbd, oder Sanct Johannes Cameels haut auff blosser haut: Etliche halb, etliche gantz beschoren: etliche bärtig, die andern vnbärtig vnd Vngeberdig: Etliche gehen barhaupt, viele Barfüssig, aber alle mit einander müssig: Etliche sind gantz Wüllen, etliche Leinen, etliche Schäffin, etliche Schweinin: Etliche führen Juden Ringlein auff der Brust, die andern zwey Schwerter kreutzweiß zum kreutzstreich darauff geschrenckt, die dritten ein Crucifix für ein Bottenbuchs, die Vierden zwen Schlüssel, die fünfften Sternen, die sechsten kräntzlin, die siebenden Spiegel auß dem Eulenspiegel, die achten Bischoffshüt, die neunten Flügel, die zehenden Thuchschären, die eylfften Kelch, die zwölfften Muschelen vnd Jacobsstäb, die dreyzehenden Geysseln, die Vierzehenden Schilt, vnd andere sonst auff der Brust, seltzam Grillen, von Paternostern, Ringen vnd Prillen. Sehet da, die Feldzeichen sind schon außgetheilt, es fehlen nur die Federbüsch, so ziehen sie hin inn Krieg gerüst.

Wahrlich solt Paulus die gezeichnete Heerd vnnd mancherley Kuppeln sehen, er wirdt meinen, er käm inn im newe Welt, wiewol er sonst weit gewandert ist gewesen; Ja er würde meinen er wer in des M. EScorche MeSSes Mappemondae Papistiquae, vnnd sehe daselbst das Mare Hippocritarum, den Traumberg, den Raubwald, das Mandeagorathal oder der Einsidler Alraunstal, welche Alraun von der Einsidler Seich gewachsen, das Bergwerck der Reliquien, die Statt von allerley Stifften, die Felsen der ärgernuß, die Wildnussen der Einsidel, die Jacobsstraß der Pilger, die Verdienstzöll, die Vogelhäuser der Barfüsserspatzen vnnd Predigerschwalmen, daß Meßgebiet, die gantz Simoneifestung, den Heckelberg deß Fegfewrs, sampt dem Poltergeistersee. Ey wie wirdt er darob erschrecken, daß jhm die Epistel zun Römern entfallen würde: Dann jeder Orden halt seine Regul für die best vnd vollkommenest, durch die man ein Thür inn den Schaaffstall brechen kan, Christus hüte der Schaaf wie er wölle.

(Bl. 219 b fg.):

Sie stellen sich allerdings, wie die Propheten die Heuchler beschreiben, hencken den Kopff auff die Achßlen: Sie krümmen den Nacken wie ein Schilff: Sie tragen allzeit jhr gezeitenbuch in händen: Sie quelen jhr eigen Fleisch: Runtzeln jhr Stirn wie ein Bock: Machen so finster Augen wie ein Eul: Sehen auß als ob sie die Vogel vnd Leffelsucht hetten: Sie wachen bey nacht, daß sie bey tag schlaffen; Sie verlassen jhr eigen

Gut, auß ander Leut Schweiß zuleben: Sie arbeiten nichts, darmit sie desto tieffer speculiren können: Sie geloben Reynigkeit vnd wöllen keine eygene Frawen haben, damit sie ander Leut Weiber vnd Töchter desto freyer vnd sicherer mögen Beicht hören vnd trösten; Sie geloben Gehorsam jrem Guardian, damit sie allem Gehorsam der Oberkeit ohn vnterworffen vnd entschlagen seyen; Ihre Wohnung sein abgesondert von Leuten, weil sie der Welt Scheißhäußer sein, dahin sie jre Sünd entlären; Sie geloben Armůt, darmit sie jre Klöster Reich machen: Sie gehn wie Pilger von eim ort ins ander, jhren Commiß oder Bettelsack, mit stücken Brots vnd vngebratenen Fleisch zufüllen; Sie besuchen die Krancken, jhnen S. Francisci Kapp anzustreiffen, vnd mit dem Hellosen Futer ein Heillosen Todten zubekleyden; Sie besuchen die Sterbenden, jhnen zum besten jhre Testament zumachen helffen: Sie tragen härin Kleider vnd grawe Röck, anzudeuten, daß sie in jhrer Buß den wilden Thieren vnd Wölffen gleich seyen: Sie tragen Narrenkappen, damit zu erkennen gebend, daß die Welt voll Gecken sey: Sie sind auff ein sondere Weiß beschoren, damit jhren die Narrenzugel desto besser anstande. Kurtz darvon zu reden, man sicht jhnen an der Nasen leichtlich an, daß sie die Absterbung des Fleisches lieben, wie ein Hund die Offengabel.

2. Vom König der Römischen Bienen (Bl. 264 b).

In jhrem Regiment sind sie den gemeinen Honigbienen sehr gleich. Dann sie haben all einen König, ja können ohn ein König nicht sein; Welchen sie Papam nennen, gleich als wolten sie sagen, Pater apum, das ist, Vatter der Bienen; daher es auch kompt, daß wir alle diese Bienen zugleich Papen oder Pfaffen, das ist Pabbienen nennen. Dann in Latein nennt man ein Bien apem: welches schier ein Bawr für Apen oder Affen verstünd: Dieweil sie nur geäffte Bienen oder Affen der Bienen seind. Daher sie auch gern Aben oder Apt, Papa vnd Papen heissen.

3. Von den Kranckheiten der Römischen Bienen (Bl. 268 a).

Diese Rombienen haben auch jhre Kranckheiten, wie die gemeine Honigbienen: vnnd seind in sonderheit geplagt mit dem Durchlauff des Beuttels vnd der Geldtsucht: vnnd alsdann sind sie gar erschlagen. Wider solche Kranckheiten soll man jhren Bienenkorb offt beräuchen mit vorgenanten Kräutern, Argentina, Silberkraut, Gantzreich, Nummularia, Guldenwurtzel oder Goldwurtz, vnd andern dergleichen; dann wann man sie mit Geldt salbet, so werden sie so lind, daß man ein Roßeisen in sie schwatzet.

4. Vom Wachs der Römischen Bienen (Bl. 269 a).

Das Wachs, welches die Romanistische Bienen würcken, wirdt genannt Bullenwachs, vnd wird sehr hoch geacht, und thewr verkaufft: ja viel thewrer, denn wanns gegen Gold gewegen wurde: dieweil es sehr kräfftig ist. Dann wer von diesem Wachs hat, der hat grossen vortheil, er mag in der Fasten Fleisch essen ohn allen schaden: er mag jhm Ehrlich trawen vnd beschlaffen, die er nur will: ja wers auch schon sein eigen Schwester, vnd wirdt deßhalben für keinen Ketzer gehalten. Er ist auch wider das Fegfewr also verwahrt, als der da Senff wider den Donner äß. Dann man sagt, wann einer mit diesem Wachs vor deß Lucifers Thür käm, er müßte jhm flugs ein oder zwey par Seelen auß dem Fegfewr folgen lassen, vnd trotz seinen Bänen: Jedoch mit diesem verstand, im Fall das Wachs von der Hitze deß Fewers nicht schmeltzet: darumb muß ein groß breit Sigel mit einem Ring, genannt annulus Piscatoris, drauff getruckt stehn. 46.

Die Staatsberedtsamkeit der neuern Völker. Nach der Entwickelung ihrer Staatsformen dargestellt von Theodor Mundt. Berlin, Schröter. 1848. 8. 1 Thlr.

In einem Augenblick wo wir auch in Deutschland die freie Rede als die Macht anerkennen lernen welche Altes zerstört und Neues aufbaut, einstweilen alle unsere provisorischen Zustände beherrscht und sich selbst als ein Hauptmoment in unserm politischen Wirken festzusetzen strebt, muß es uns sehr nahe liegen uns die großen Männer zu vergegenwärtigen welche durch den Einfluß der Rede sich der Geschichte einverleibt haben. Die angeführte Schrift kann daher nur als eine zeitgemäße Erscheinung aufgenommen werden; sie macht nicht Anspruch auf Ausführlichkeit, und läßt sich eher als eine gefällige und duftige Skizze betrachten, die von dem Geist des Gegenstandes durchweg selbst getragen ist den sie zu ihrem Inhalt hat. Der Eingang zeigt wie das Wort mit dem alten und neuen Staat innig verflochten ist, und welchen großen Antheil es an der innern historischen Entwickelung hat. Um diese Macht des Worts anzudeuten, sind nach ihm im neuen Staate die größten Institutionen in denen die Staatsinteressen sich abwiegen benannt worden. Die Bezeichnung Parliament war in England im 13., in Frankreich aber schon im 12. Jahrhundert für das Staatsorgan im Gebrauch welches die höchsten Fragen des Gemeinwesens durch Sprechen entscheidet. Seine wahre Bedeutung hat das Wort aber nur unter Verhältnissen, wo ihm keine andere Macht gegenübersteht und der Meister des Worts selbst der der That werden kann.

Der Verf. wirft einen flüchtigen Blick auf Griechenland, wo die freie Rede ihren höchsten Triumph gefeiert, und in Zeiten des Glücks und der Gefahr den Staat zusammengehalten hat. Hier stand sie im Demosthenischen Zeitalter an der Spitze der gesammten Politik. Der Redner war Gesetzgeber und Richter, Ankläger und Vertheidiger, er schloß Krieg und Frieden. Diese Macht der Rede war ihr wesentlich erworben durch das Aufkommen der skeptischen Philosophie. Indem unter der Leitung dieser der Redner eine absolute Wahrheit nicht anerkennt, stellt er sich auf den unangreifbaren Standpunkt, und benutzt dazu alle Mittel des Talents, um sein Resultat über die Anfechtung, wenngleich nur augenblicklich, zu erheben. Er kann sich mittels dieses Talents ebenso gut auf den entgegengesetzten Standpunkt versetzen, ohne daß Dies für seine Zuhörer etwas Befremdendes hätte; denn die wahre Skepsis ist eben die welche ihren Gegensatz schon nothwendig in sich selbst trägt. Hiermit erscheint uns auch im antiken Staat das Wesen einer Partei, mit dem Unterschiede, daß die Parteien hier in einer Persönlichkeit unentzweit zusammenlagen. Aus dieser Kunst der Rede Parteien zu repräsentiren ging in der Zeit des Staatsverfalls der Sophismus hervor, der sich zu diesem wie Ursache und Wirkung zugleich verhielt. In seiner Doctrin siegten nicht mehr die Gründe des Talents und der Moral, sondern die Argumente der Schlauheit und Berückung. Es galt den Gegner um jeden Preis zu vernichten. Menschen ohne Geist und Sitten rissen durch Kunstgriffe der Rede die Gewalt an sich, und misbrauchten sie zum Nachtheil ihrer Gegner. Zwei Parteien hatten sich jetzt im Staate bestimmt gesondert, die mit den verwerflichsten Mitteln gegeneinander kämpften, die Demokratie und die Reichen. Die große Masse befand sich in den Händen der Demagogen, die kein wahres Staatsinteresse, sondern allein das Streben nach Entzweiung und Zerrüttung hatten, aus der sie selbst zu Einfluß kommen wollten. Unter diesen Zuständen hat die Rede alle frühere Vortheile wieder vernichten müssen, sie zeigte sich nun als das Moment der Desorganisation. Aeußerliche Kennzeichen ihrer Richtung waren der Mangel jeder wahren Begeisterung und das Herabsinken zum Gemeinen und Possenhaften. Hierin kann man immer erkennen wohin der Zug der Zeit geht, und ob ihre Menschen noch fähig sind etwas Neues zu errichten. Ohne Begeisterung ist nie Großes geschehen.

Wir hätten diese Gegensätze in Griechenland durch den Verf. gern entwickelt gesehen, vermissen Dies aber ebenso wie eine Andeutung über den Zustand der Staatsberedtsamkeit in Rom. Das Bild verändert sich freilich hier nicht wesentlich. Wir sehen die Redekunst auch hier mächtig, als der Staat zu seiner blühendsten Entwickelung gekommen ist; sie beherrscht alle Ge-

biete, verfolgt die Verräther, nimmt die Unschuld in Schutz, dringt in die Spelunken des Lasters, und tönt hin über die Grenzen der Stadt, Krieg und Frieden dictirend. Mit der Republik hört die Beredtsamkeit auf, Cicero verfiel der Verbrecherhand eines Antonius, der die Republik stürzen half. Von da hat die Beredtsamkeit sich nur in den Juristenschulen erhalten, der Hof war mit Schmeichlern umgeben, welche ihr Talent nur zum Dienste der Cäsaren verwendeten. In Deutschland hätte die freie Rede wol wieder zur Geltung kommen können; denn das altgermanische Gemeindeleben war auf die offene Aussprache Aller gebaut. Die Versammlungen in den März- und Maifeldern dauerten auch bis auf die Karolinger, und selbst die spätern deutschen Kaiser pflegten mit ihren Großen (proceres) noch über die wichtigsten Staatsfragen, namentlich über Krieg und Frieden, zu berathen; aber von einer eigentlichen Beredtsamkeit als einer ästhetischen Eigenschaft kann hier doch immer nicht die Rede sein. Zur wirklichen Geltung kam das Wort erst im 13. Jahrhundert, in einem Lande von dem überhaupt unsere gesammte intellectuelle Wiedergeburt ausgegangen ist, in Italien. Der Verf. hat vortrefflich nachgewiesen, welche großartigen Kräfte dieses Land plötzlich aufzuzeigen begann und wie es mit seinen geistigen Blitzen ganz Europa durchzuckt und erleuchtet hat. Zuerst die Wissenschaft, dann die Dichtkunst, die Juristenschule in Bologna mit 10,000 Schülern, dann der unsterbliche Dante und sein Nachfolger Petrarca. Neben ihnen die Vorkämpfer der Reformation, Savonarola und Cola Rienzi. Politisch hervorragend war in dieser Zeit die Idee eines allgemeinen römischen Kaiserthums und die Trennung des Weltlichen vom Kirchlichen. Dies allgemeine römische Kaiserthum war bekanntlich durch päpstliche Verleihung und nach dem Glauben der Zeitgenossen auf Karl den Großen übergegangen. Juristisch begründet wurde diese Uebertragung und Fortexistenz der römischen Kaiserwürde unter den Ottonen und Friedrichen. In den italienischen Juristen hatte diese Idee, die nicht, wie der Verf. meint, ein bloßer Mysticismus war, sondern von den Großfürsten Europas, in Spanien wie in England, ja selbst im orientalischen Kaiserthume als Realität aufgenommen wurde und ihre praktischen Consequenzen hatte, ihre bedeutendsten Vertreter. Ich erinnere an den berühmten Streit des Bulgarus und Martinus. Auch die Poesie suchte Begeisterung an diesem Stoffe und wurde hiermit unwillkürlich reformatorisch, indem sie sich unversehens gegen die Macht der Kirche wenden mußte.

Der politische Zustand erhielt seine Entwickelung durch den kämpfenden Gegensatz zwischen der guelfischen und ghibellinischen Partei, deren letzterer sich die Herolde des Gesanges anschlossen, Petrarca jedoch nicht ohne große Schwankungen, indem bei ihm, wie der Verf. sehr schön gezeigt, die Anwandlungen der Freiheit mit dem Drange nach Fürstengunst und Auszeichnung in fortwährendem Wechsel waren. Das Wort war bei ihm nur Phrase, und nicht der innerlich nothwendige Ausdruck der Ueberzeugung, die sich ebenso abstract verhalten mochte wie seine Liebe, von der wir nicht einmal wissen, ob ihr Gegenstand wirklich existirt hat. Auch Rienzi's politischen Geist schlägt der Verf. nicht hoch an, er habe seine Macht nicht zu benutzen gewußt. Von ihm geht er zu den Mediceern und der italienischen Freiheit über, und entwirft uns ein lobenswerthes Bild jener Zustände, wo auf der einen Seite Kunst und Wissenschaft geehrt, aber nur zu gemeinen Interessen benutzt und durch die Geldmacht getragen wurden, wie auf der andern Seite die Gesellschaft in einen tiefern Verfall gerieth, wie das Verbrechen regierte oder die Fürsten die Kunst studirten durch das Verbrechen zu regieren. In diese Zeit tritt Machiavelli ein, ausgestattet mit allen Gaben des Genies; er gibt ihr in seinem „Principe" ihren wahrhaften Ausdruck. Die Rede ist ihm wie Keinem zuvor dienstbar die schwierigsten politischen Probleme zu lösen, und seinem umfassenden Geiste gelingt es die Politik in die Diplomatie umzuwandeln. Unmittelbar aus der Darstellung dieses großen Charakters zeigt sich sein unverlöschlicher Instinct für die Freiheit, der allen Abneigungen des Despotismus nur scheinbar und augenblicklich erlag, um mit der Nothwendigkeit eines Genie plötzlich wieder auf seiner eigenthümlichen Bahn zu erscheinen. Die Episode in welcher unser Verf. den Machiavelli charakterisirt ist, möchte ich sagen, der schönste und gelungenste Theil des ganzen Buchs. In der That läßt dieser bei allen Fehlern große Mann sich als den ersten Repräsentanten der Redekunst in den neuern Staaten betrachten.

Von ihm wendet sich der Verf. in einem dritten Abschnitt zu dem englischen Parlament und seinen Rednern. Die Engländer hätten unter allen neuern Nationen am meisten den Ausspruch des Aristoteles zu bewahrheiten gesucht, daß der Mensch ein politisches Thier sei. Es scheine ihnen ein besonderer Staatsinstinct angeboren, durch den sie sich rascher und bestimmter als alle andern Nationen, wenigstens über ein festes und unverrückbares Gleis ihrer politischen Entwickelungen geeinigt hätten. Den Engländern sitze der Staat zugleich im Herzen und im Geiste fest, und nicht minder sei es die ihnen angezeugte gesunde Physis, in der sie sich als die starke, nach außen und nach innen mächtige Nation der politischen Freiheit dargestellt und hervorgebracht hätten. Der Verf. charakterisirt die Franzosen als das Volk der politischen Phantasie, die Engländer als hervorragend durch politischen Verstand, die Deutschen als im Stande der politischen Unschuld noch verweilend. Diese Anschauung hat der Verf. vor den jüngsten Weltereignissen niedergeschrieben, die Unschuld ist nun auch bei uns der Erkenntniß gewichen. „Die industrielle Richtung der englischen Nation, welche nicht wenig zu ihrer politischen Freiheit beigetragen hat, bethätigt sich auch in dem beständigen Ausbauen der Verfassung, die hierin fast wie ein politisches Product der englischen Nationalindustrie erscheint. Das englische Volk gleicht darin dem olympischen Gott, der eine Kette vom Himmel herunterhängen ließ, auf der sich alle Götter schaukeln und wiegen konnten, ohne ihn herabzuziehen. Und diese ewige Kette welche das englische Volk aus sich heraus aufgespannt hat ist seine Verfassung, die wahre Götterkette, an der alle andern Ideen des Daseins hängen, an der stets von allen Mächten des Daseins gezerrt und gezogen wird, wodurch aber nur die unverrückbare Festigkeit und Freiheitskraft des Nationalgeistes sich verherrlicht." Der Verf. kommt hier auf das für England befreundende Institut einer Staatskirche zu sprechen, und hebt richtig den Gegensatz hervor in dem sie zur politischen Freiheit steht, erklärt ihr Dasein aber ebenso treffend aus der Nothwendigkeit, daß der Geist eine Zuflucht habe, wo er vom Schaffen und Streiten ruhen und sich einen Augenblick dem wohlthuenden Pfühle des Dogma hingeben könne. Der Verf. betrachtet die Staatskirche als einen wohlthätigen Ballast, der in das Schiff der englischen Freiheit gelegt worden zu sein scheint, damit es nicht rascher segle als die allgemeine Trägheit der Zeiten gestatten mag.

Wir überspringen hier die kurze Skizze welche der Verf. über die Bildung des englischen Parlaments gibt, und nehmen den Faden dort wieder auf, wo wir die Anfänge der englischen Redefreiheit finden. Das Haus der Gemeinen wählte 1377 seinen ersten Sprecher in der Person des Peter de la Mère. Die Redefreiheit war jedoch immer noch beschränkt durch die Sternkammer, welche eine drückende Censur ausübte und die Parlamentsmitglieder für Das was sie sprachen verantwortlich machte. Der kräftige Parlamentsredner Peter Wentworth kämpfte mit Erfolg gegen dieses Institut — und die Censur kam in Vergessenheit; sie hatte nur als Ausnahmezustand bestanden und man kehrte stillschweigend zur Regel zurück. Wentworth ist „der erste englische Staatsredner, der mit Freisinn und starkem Bewußtsein auf die Principien der Verfassung selbst zurückging und durch diese große und umfassende Grundlage, die er seiner Rede gab, zugleich die Staatsredekunst der Engländer in ihrem höchsten Typus anlegte und feststellte".

Die englische Beredtsamkeit machte unter Jakob I., der

selbst Redner sein wollte und seinen Räthen eine Anweisung über Parlamentsreden zu geben suchte, keine großen Fortschritte. Der bedeutendste Mann der Zeit, Bacon, hat seine Fähigkeiten wenigstens nicht in dem Sinne verwendet wie es Demosthenes vom Volksredner verlangt, daß er nämlich sich dem Volksgeiste anschließe. Unser Verf. behandelt ihn mit gerechter Strenge. Nicht besser ergeht es dem englischen Tibull, Eduard Waller. Ein beiweitem mehr zusammenhängender Charakter als dieser ist Hampden. „Die große Schlagfertigkeit seiner parlamentarischen Reden, sein Geschick die Debatte nach langem ruhigem Anhören zusammenzufassen, unter den entscheidenden Gesichtspunkt zu bringen und zu einem Resultat abzuschließen, wie auch die Reinheit und Consequenz seines politischen Handelns werden von seinen Zeitgenossen und auch von Hume vielfach an ihm gerühmt." Sein Wirken zeitigte die englische Revolution. Cromwell wird als heuchlerischer Schwätzer mit der Pastormiene abgebildet, der einen John Milton als Bewunderer und Vertheidiger nicht verdiente. Nachdem die Cromwell'sche Republik sich aufgelöst hat, trat die lauteste Mischung aller Elemente ein. Aus dieser Epoche wird als hervorragende redende Persönlichkeit Shaftesbury genannt. „Den Parlamentsstil wie er sich jetzt glänzend und wahr in gesellschaftlicher Feinheit entwickelte stellt uns einer der merkwürdigsten Staatsmänner und politischen Redner Englands, Lord Shaftesbury (früher Ashley Cooper genannt), in seiner eigensten Weise dar. Obwol politisch zweideutig, hatte er doch den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes in seiner Zeit bewahrt, was von der weiten Ausbildung des Begriffs der politischen Partei zeugt welche in dieser Zeit in England schon stattgefunden hatte."

Was der Verf. jetzt über den Gegensatz der Whigs und Tories und die Censur sagt, übergehen wir, indem wir es als mit der Schrift im nothwendigen Zusammenhange stehend nicht erachten können. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß trotz des großen Interesse welches diese Episoden einflößen wir doch nicht ganz billigen können, daß sie dem Hauptgegenstande das Terrain rauben, der hier und da etwas breiter sich hätte ausdehnen müssen. „Die englische Parlamentsberedtsamkeit", sagt der Verf. S. 264, „erstieg ihren Höhepunkt durch den großen William Pitt (1708—78). Dieser weltberühmte Staatsmann, der die ganze europäische Politik seiner Zeit in ihren Angeln bewegte, war der erste Redner des englischen Parlaments, an dem man sah wie die Kunst und Macht der Rede das eigentlich entscheidende Organ der englischen Verfassung sei. Als Pitt 1736 im Unterhause seine Jungfernrede (maiden speech) hielt, überraschte der damals erst achtundzwanzigjährige Jüngling durch eine neue und große Gattung der Beredtsamkeit wie man sie bis dahin hier noch nicht gekannt hatte. Seine Perioden bewegten sich wie ein harmonisch aufschlagender und abschlagender, vom klarsten Sonnenlicht durchblitzter Strom, den der Redner durch die Mittel einer ebenso zauberischen als tapfern und heldenhaften Persönlichkeit stets sicher leitete. Er hatte sich in dieser Art zu reden eine Gattung erfunden die ihm selbst schöpferisch und eigenthümlich angehörte, und die von seinen Gegnern bald mit einem Theaterstück, bald mit einem Roman oder phantastischen Märchen verglichen wurde. Wenn man aber seine Reden heute liest, so findet man darin nur die echt natürliche Lebendigkeit des Gedankens, der seine entscheidenden Gründe wie in einer Schlachtordnung dramatisch aufstellt und, bald diese bald jene Position nehmend, einer mit gleicher Kühnheit der Stellung und des Ausdrucks, mit irgend einer außerordentlichen Wendung, mit einem flammenden Schlag, der die zusammenhängende Größe einer ganzen Gesinnung oder eines ganzen Standpunkts enthüllt, zu seinem Ziele dringt."

Im Gegensatz zu Pitt stand (abgesehen von Walpole) mit ihm rivalisirend Lord Mansfield, der vorzugsweise ein Redner der lieblichen und einschmeichelnden Form war, und durch harmonische und wohlthuende Ausführungen das Gemüth seiner Zuhörer in Besitz zu nehmen strebte, wozu er auch mit den gewinnendsten Mitteln der Persönlichkeit ausgestattet war. „Burke (1730—97) hatte ein ebenso praktisches Genie für die Staatsgeschäfte, als er ein subtiler Denker und zugleich ein ästhetisches Naturel war, und durch die Vereinigung dieser Elemente seines Geistes und Charakters mußte er als Redner im Parlament eine der entscheidendsten und wirksamsten Stellungen behaupten." Der Bilderreichthum in seinen Reden erinnere zuweilen an den Aesthetiker, der so vortreffliche Untersuchungen über das Erhabene und Schöne angestellt; doch sei Alles zugleich so logisch und pragmatisch durchgearbeitet, daß man den Eindruck der vollständigsten und unwiderleglichsten Begründung bei einer die feinsten Seelenmomente benutzenden Ausführung habe. Bisweilen schade seinen Reden eine Ausartung ins Witzelnde und Possenhafte, nach welcher Seite er oft seine boshaften Anwandelungen lege.

Sein Schüler war Fox, „der eigentliche Staatskünstler der englischen Opposition, der staatsmännische Verstand derselben, den er auch durch die berühmte Parteicoalition bewies, in welcher, besonders durch seinen Einfluß, Staatsmänner der verschiedensten Standpunkte und der früher entgegengesetztesten und feindlichsten Gesinnungen sich zu **einer** Stellung vereinigten". Als Redner war er verschieden von Eduard Burke, fast dessen Gegensatz. „Seine Reden hatten nicht die feinen Blüten der Phantasie und die harmonische Abrundung der Form; er besaß nur stählerne Beredtsamkeit des politischen Verstandes, die allen rhetorischen Kraftaufwand verschmähte, und nur von dem innern Feuer der Gesinnung oder von einer dann und wann aufwallenden Begeisterung für die Idee der menschlichen Freiheit und der britischen Verfassung durchglüht wurde. Die stilistische Seite in seinen Reden scheint absichtlich vernachlässigt, seine improvisirten Reden sind in der Regel wirksamer gewesen als die sorgfältig ausgearbeiteten. Etwas aber besaß Fox, worin es keiner seiner Gegner mit ihm aufnehmen konnte, nämlich den politischen und parlamentarischen Witz, den er bald nur wie ein Leuchtfeuer zur Unterbrechung und Erhellung schwieriger Deductionen aufflackern ließ, bald auch wie ein schneidendes Anatomiemesser in den Schwächen seiner Gegner gebrauchte."

Neben Fox ist Sheridan als eins der mächtigsten Redetalente zu nennen. Er verleugnete die Natur eines Schauspielers, die ihm angeboren war, nicht. Der Charakter seiner Rede war beweglich, nachdrücklich, kühn und durch die Mittel männlichen und dramatischen Ausdrucks wesentlich unterstützt. „Seine Redegattung war die interessante und lebendig hinreißende, welche die Mitglieder des Hauses immer noch zum Hören und Beschließen brachte, wenn sie auch schon durch lange Debatten ermüdet waren. Die innere Anordnung seiner Reden war immer musterhaft, von einem überwiegenden Verstand, der eine Fülle von Beweisgründen ausschüttete, zugleich aber die consequente Strenge seiner Ausführungen durch heitere Abwechselung und durch einen mit vielem Geschmack gemäßigten Bilderreichthum milderte."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Des Präsident Adams literarischer Nachlaß.

Auf Grund des „New York Literary world" nennt das „Athenaeum" folgende noch handschriftliche Werke von John Quincy Adams: Funfzigjähriges Tagebuch (ungefähr 24 Octavbände); Memoiren aus des zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten, John Adams, früherm öffentlichen und Privatleben (3 Bde.); Berichte und Reden über Staatsangelegenheiten; Gedichte, worunter zwei neue Cantos von „Dermot M'Morrogh"; eine Uebersetzung des „Oberon", und eine Menge Recensionen und Abhandlungen. Bekanntlich ist außerdem Vieles von demselben Verf. bereits im Druck erschienen, wie Staatsurkunden, amtlicher Briefwechsel und Reden. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 226. — 13. August 1848.

Literarischer Nachlaß von Karoline von Wolzogen. Erster Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1848. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ach, wer vermag die Tiefen eines edeln weiblichen Wesens zu ermessen! Ein unendliches Bedürfniß bei einem lastenden Reichthum. Aber wenn nicht Liebe in holdem Einklang uns entgegentönt und der überschwellenden Fülle eine Form gibt, dann verzehren wir uns selbst, und zerstörend wirken die Elemente des Lebens auf uns zurück. Das Bedürfniß für Andere zu sein, zu leben, zu wirken ist unzertrennlich von der Natur des Weibes; und ist das nicht das Mittel welches die widerstrebenden Elemente in Harmonie bringt?

Mit diesen Worten, die sich in den hinterlassenen Blättern der Frau v. Wolzogen finden (S. 131), eröffnen wir die Anzeige des literarischen Nachlasses derselben, von dem soeben der erste Band, dem ein zweiter folgen soll, erschienen ist; wir thun Dies, weil sich in ihnen Sinn und Charakter, das ganze Sein der trefflichen Frau ausspricht, aus deren Nachlaß hier von Freunden Interessantes, Reichhaltiges, Denkwürdiges mitgetheilt wird. Geben wir in Kürze den Inhalt des ersten Bandes in seiner Ordnung und Folge an: auf eine Biographie der Frau v. Wolzogen, der erläuternde Beilagen, dann Auszüge aus ihren Tagebüchern und Briefen zugegeben sind, folgt eine von ihr selbst zum Druck bestimmte „Gedankenlese". Den größten Theil des Bandes füllen: Briefe Schiller's an Karoline v. Wolzogen und deren Schwester, seine nachmalige Gattin, untermischt mit Briefen der Erstern an ihn; Briefe Wilhelm's v. Wolzogen an Schiller; Goethe's an das Wolzogen'sche Ehepaar; des Großherzogs Karl August an dasselbe; endlich Dannecker's, ebenfalls an dieses gerichtet.

In der dem anzuzeigenden Werke vorausgeschickten, vor einem Jahre geschriebenen Biographie heißt es:

Den Verfasser, indem er der Zeit gedenkt, wo von dem kleinen Weimar aus sich ein höherer Geist durch ganz Deutschland verbreitete, erfüllt ein wehmüthiges Gefühl. Jene große Zeit vorübergegangen; die Genien Weimars, damals noch vereint, von der Erde geschieden; die Welt größtentheils andern Interessen hingegeben; und, wenn auch diese ihre Berechtigung haben, kein vorragender Geist der dem Begehren, der Sehnsucht der neuen Zeit die gehörige Richtung, den sichern Halt zu geben vermöchte, wie jene Großen ihn auf ihrem Gebiete gaben!

Wie würde dieses Gefühl gesteigert, geschärft, verändert erscheinen, wenn der Verf. der Biographie in den gegenwärtigen Tagen geschrieben hätte! „Jene große Zeit vorübergegangen"; ist es doch jetzt als wenn sie durch Jahrhunderte von uns geschieden wäre. „Die Welt andern Interessen hingegeben"; wie gewaltigen jetzt, da das ganze Sein des Vaterlandes auf dem Spiele steht! „Kein vorragender Geist der dem Begehren, der Sehnsucht der neuen Zeit die gehörige Richtung, den sichern Halt zu geben vermöchte"; wann thäte ein solcher Geist mehr noth als in dem gegenwärtigen Augenblicke? Noch fehlt er, wenn er nicht etwa in der Stille den günstigen Augenblick erharrt um in ihm hervorzutreten und die Völker Deutschlands mit sich fortzureißen. Aber jedenfalls sei uns Das ein Trost was in jenen hinterlassenen Blättern gesagt ist (S. 147):

Der Wille aller Edeln ist auf Freiheit gerichtet; jedes Edeln Hand strebt den Schatz zu heben den nur die Besonnenheit und die Kraft gewinnt. — — Es ist ebenso unmöglich für ein Volk sich in eine frühere, zerbrochene Form seiner Verfassung wieder hineinzuzwängen, als eine neue aufzustellen die mit dem Geiste der zerbrochenen streitet.

Doch, schweifen wir nicht so weit ab von unserm Ziele, und wenden wir uns zu jenem Worte zurück welches Die glücklich preist die Theil hatte an jener großen weimarischen Zeit, und ein Bild derselben, wenigstens ein bedeutendes Stück davon, auf eine würdige Weise darzustellen vermochte. Und betrachten wir jetzt näher ein Buch das freilich zu der ungünstigsten Zeit ans Licht tritt, das aber doch wol Manchen der sich es zu lesen entschließt, für eine Weile über die Unbilden der Gegenwart zu erheben im Stande sein wird, das Manches enthält was das Herz der Edeln höher schlagen macht, was fähig ist dasselbe mit Muth, Vertrauen und Hoffnung zu erfüllen.

Der Hauptwerth dieses Nachlasses besteht darin, daß durch unverkürzte Mittheilung der vertrautesten Briefe uns eine bedeutende, höchst liebenswürdige, bisher weniger bekannte Seite in dem Charakter Schiller's offenbar wird. Dann erfahren wir durch briefliche Mittheilungen manches Interessante über Weimar und Jena, aus einer Zeit in der von den kleinen Städten Werke und Gedanken ausgingen die anregend und bildend durch ganz Deutschland fuhren, deren Wirkung, wir müssen es hoffen, noch nicht aufgehört hat. Briefe, neben den Schiller'schen,

von Goethe, Karl August, Dalberg u. A. geben einen trefflichen Beitrag zur Erkenntniß der Persönlichkeit jener hohen und edeln Naturen; und Karoline v. Wolzogen selbst, wie sie sich in dem Nachlaß kundgibt, ist ein Charakter, werth neben jenen Hohen zu stehen und im Andenken des Vaterlandes zu dauern.

Sie, geboren im J. 1763, von der Natur mit einem für alles Edle und Hohe empfänglichen Sinne begabt, von würdigen Aeltern erzogen, in der Nähe Weimars und Jenas wohnend, war durch diese zusammentreffenden Umstände befähigt nicht nur mit lebendigem Sinne das Große das sich in ihrer Nähe entfaltete aufzufassen, sondern auch thätig an demselben Theil zu nehmen, die eigentlich Wirkenden durch Theilnahme zu beleben. Sie war kaum 14 Jahre jünger als Goethe, kaum vier als Schiller. Wilhelm v. Humboldt's Gattin war ihre theuerste Jugendfreundin; sie vermittelte die Verbindung zwischen Jenem und Schiller. Alexander v. Humboldt schloß sich an. Sie selbst sagt in ihrem Tagebuche (S. 106):

Die Ahndung des Guten und Großen, was durch sie geschehen würde, welche in mir durch tausend Charakterzüge, in Ernst und Scherz, wie durch den einen schönen Sonnenaufgang verkündenden Schimmer erzeugt wurde, bestätigte sich dem reifern, beobachtenden Verstande als Wahrheit. Schiller's Freundschaft mit Wilhelm erblühte in meiner Nähe. Meine Freundin und ich erhielten in dieser Umgebung den Sinn für alles Hohe und Edle, und unser herzlicher Antheil belebte die productive Phantasie der Freunde.

In Karolinens Hause sah Schiller zum ersten mal Goethe, dessen theuerste weimarische Freundin auch die ihres Hauses war; von dem fürstlichen Hause Weimars geschätzt, kam sie demselben, und vor Allen der edeln Großfürstin Maria, näher durch ihren zweiten Gatten, durch dessen gesandtschaftliche Vermittelung diese hohe Frau dem Lande gewonnen ward das sie beglücken sollte. Die Freunde Schiller's, auch außerhalb des weimarischen und jenaischen Kreises, waren die ihrigen; die Nähe Erfurts führte sie dem Coadjutor Dalberg zu, dem nachmaligen Fürsten Primas, der damals, in frischer Kraft strebend, dem deutschen Vaterlande, wie er eine Zierde desselben war, ein Hort zu werden verhieß. So hohe und edle Naturen sah Karoline v. Wolzogen sich entfalten, sah sie wirken und schaffen, freute sich ihrer Freundschaft; aber sie sah auch sie vor sich hinscheiden; nur jene erhabene Fürstin „beugte ihr edles Antlitz tiefbewegt über das Krankenbett" (S. 60), das ihr Sterbebett sein sollte.

Wahrlich, viel hatte das Glück für sie gethan, das sie in solcher Zeit, solcher Umgebung geboren werden und leben ließ. Aber wir dürfen das Wort der Biographie zufügen (S. 46):

Der Mensch ist schon ein bedeutender, der, in einer großen Umgebung lebend, durch seine Eigenthümlichkeit mitzählt und seinen Werth behauptet; dann aber bewährt er sich vollends, wenn er nach dem Hinschwinden des großen Elements, von dem er gehoben ward, durch eigene Kraft gehalten auf sich ruht, und den innern Schatz durch das aus einer schönern Vergangenheit Gerettete nährt, und, selbst schaffend, in ungetrübter Schönheit bewahrt.

Das that sie. Mögen auch ihre beiden Romane „Agnes von Lilien" und „Cordelia" nicht dem Höchsten was Deutschland in dieser Art aufzuweisen hat zugezählt werden — sie gehören der Gesinnung nach, die sich in ihnen in liebenswürdiger Form ausspricht, zu den edelsten; und **ein Werk** verdanken wir Karoline das nur sie zu schreiben im Stande war, das allein ihrem Namen dauernde Ehre sichert, „Schiller's Leben", ihres Freundes und Schwagers, ein Werk von dem W. v. Humboldt an seine Freundin schreibt:

Ich glaube nicht, daß es ein zweites so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch gibt. Ein Mann könnte gar nicht so schreiben, wenn er auch sonst vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. Unter Allem was ich bisher von Frauen gelesen habe weiß ich Nichts damit zu vergleichen.

Sie selbst sagt in ihrem Tagebuche (S. 98) unter dem 5. Febr. 1830:

Oft bat ich im vergangenen Jahre Gott, er möge mich die begonnene Arbeit vollenden lassen; mir ward eine wunderbare Kraft, und das Werk war zur bestimmten Zeit da. Oft hatte ich in den unruhigen Nächten gleichsam Eingebungen; die Darstellung reihte sich ohne mein Zuthun aneinander. War ich werth, daß du mich erhörtest, Ewiger?

Welchen Werth würde eine Selbstbiographie der edeln, im Unglück viel geprüften Frau für uns haben! Nur dürftig und lückenhaft kann die dem Nachlaß vorausgeschickte eine solche ersetzen, wie denn der Verf. derselben über den Mangel ausreichender Quellen klagt. Doch wird diese Skizze einigermaßen durch Stellen aus der Biographie Schiller's, wo die Verf. von sich selbst reden mußte, durch Beilagen, großentheils aus Briefen Karolinens oder Angehöriger genommen, dann durch Auszüge aus dem Tagebuche der Erstern belebt; und mit vollem Rechte sagt das Vorwort vor der Biographie:

Das aus der „Gedankenlese" mitgetheilte: „Bruchstücke eines Wesens welches viel liebte, viel litt, viel dachte", wird die Eigenthümlichkeit der hochgebildeten Frau darzustellen dienen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Staatsberedtsamkeit der neuern Völker. Nach der Entwickelung ihrer Staatsformen dargestellt von Theodor Mundt.

(Beschluß aus Nr. 225.)

Sheridan noch gegenüber steht William Pitt, der dritte Sohn des berühmten Grafen von Chatam (1759—1806). „Sein Parlamentsstil hatte den lichtvollsten staatsmännischen Charakter, der auf einer strengen und folgerichtigen Durcharbeitung seines Gegenstandes beruhte, und wenn er auch jeden rednerischen Schmuck verschmähte, doch eine große Mannichfaltigkeit der Tonarten in der Ausführung zeigte. Der eigentliche Charakter seines Vortrags war die **Größe**, die sich zugleich in der **vollkommensten** Uebereinstimmung der Sache und der Mittel zeigte, und niemals dem individuellen Temperament oder einer einzelnen Gemüthswallung eine Uebermacht über die Darstellung verstattete. Eine erhabene Kälte durchdringt seine Reden und wird stets um so wirksamer, da sie auf der geistigen Herrschaft über den Gegenstand beruht, und was ihr durch diese Behandlung an Einförmigkeit erwächst durch Fülle und Wohllaut des Organs und selbst durch die keineswegs unbewegliche, sondern vielmehr anmuthige Würde seiner Persön-

lichkeit zu ersetzen strebt." Pitt war als Redner ein politischer Logiker, der ein berechnetes Kunstwerk des Verstandes aufstellte, dabei doch auch wieder zurückhaltend und verschlossen in der Aufstellung seiner Gründe und Thatsachen war, da er mit dem durchdringendsten Takt und Spürblick für alle Verhältnisse jedesmal genau wußte was er zu sagen und was er zu verschweigen hatte. Brougham will ihn blos für einen Virtuosen der Parlamentsberedtsamkeit gelten lassen, Windham bezeichnet seinen Stil als den einer Staatszeitung.

Pitt's Genosse Canning (1770—1827) war als Parlamentsredner eine wohltemperirte Mischung von Elementen poetischen Ausdrucks, politischen Verstandes und logischen Witzes. Doch gab er seinen Reden auch nicht selten durch das Haschen nach Citaten aus den alten Classikern, wie sinnreich er dieselben auch zu verwenden wußte, einen gelehrten Beigeschmack, der ihm den Spott eines lucubrirenden, nach der Oellampe riechenden Redners zuzog. Unter allen englischen Parlamentsrednern war er in der Behandlung der Sprache vielleicht der correcteste und gefeilteste, ohne durch die vollendete künstlerische Eleganz, nach welcher er strebte, das innere schwungreiche Leben seiner Darstellung zu erkälten. „In der Wirkung möchte er hinter Burke, Fox, Pitt zurückstehen müssen, da er nicht den hinreichenden und überwältigenden Nerv der Rede hatte, durch welchen diese fast immer einen schlagartigen Eindruck machten. Dagegen besaß Canning Etwas was ihm vor Allen eigenthümlich war, den parlamentarischen Humor, den er mit leichter Grazie über manche Gegenstände ausschüttete, die in dieser Art der Behandlung besser zu ihrem Recht kommen konnten als durch eine schärfere und strengere Auffassung."

Indem der Verf. hiernach die Periode der Reformbill zeichnet, nennt er zwar die in ihr hervorragenden Persönlichkeiten Russell, O'Connell, Grey, ohne sie jedoch näher zu charakterisiren. Von Russell sagt er nur, daß seine Beredtsamkeit auf einer bestimmten und klaren Durcharbeitung ihres Inhalts beruhe, daß er mehr ein gedankenreicher und von seiner Sache menschlich und patriotisch erwärmter Sprecher sei als daß er irgend mit oratorischer Kunst seinen Vortrag zu entfalten strebte. Neben ihm ist Brougham als eine der begabtesten Persönlichkeiten des Parlaments zu nennen, und wenn auch seine politische Eitelkeit zuweilen seine principielle Stellung schwankend erscheinen ließ, so konnte doch dadurch die großartige Basis seines Ruhms nie erschüttert werden, der aus dem vielseitigsten Wirken für Recht, Freiheit, Erziehung und Bildung des Volkes hervorgeht. Mitunter haben seine Reden, die sich sonst den classischen Mustern der Alten anschließen, etwas Ueberladenes, und dehnen sich auch wol selbstgefällig auf der großen Fülle ihres Geistes und Inhalts aus; aber man wird ihnen nie eine bedeutende Wirkung und eine glänzende Erhellung ganzer Anschauungsgebiete absprechen können.

Das gegenwärtige Parlament hat der Verf. nicht mitberücksichtigt, obwol einige Namen wohl verdient hätten angeführt zu werden. Glanzredner hat zwar weder das Oberhaus noch das Unterhaus, aber Mitglieder welche mit zwingender Logik und umfassender Ueberſicht großer Combinationen dennoch die Debatte beherrschen. Auszuzeichnen unter ihnen ist Robert Peel. Er ist gewissermaßen der Grundtypus der englischen Kammerberedtsamkeit, indem Ruhe, Nüchternheit, Verstandesschärfe und große Geistesgegenwart die Hauptmerkmale seiner Rede bilden. Auf diesem Niveau möchte die englische Beredtsamkeit in der Zukunft sich überhaupt wohl halten; denn es liegt zu sehr in der Natur der Verhältnisse, daß das ästhetische Moment in den Kammerreden, nachdem es wie in England seinen Höhepunkt erreicht oder mindestens seine begeisterten Vertreter gefunden hat, wieder auf den Stand der Einfalt und Nüchternheit zurückgeht, dem Nichts mehr gilt als das praktische Interesse, für das der englische Instinct eine unzerstörbare Neigung hat.

Im vierten Abschnitt geht der Verf. auf Frankreich über, und hier geben die königliche Gewalt und das alte Parlament ihm Anlaß zu einem sinnigen Raisonnement, das bis zur Nationalversammlung von 1789 fortgesponnen wird. Erst in dieser Versammlung treten uns namhafte Redner entgegen, viele Talente und unter ihnen, wie Dahlmann sagt, ein Genie, Mirabeau. In ihm bewegten sich die Elemente des alten und neuen Frankreichs in psychologisch merkwürdiger Mischung durcheinander, er gab der Revolution „die Waffe der politischen Beredtsamkeit", und rüstete sie dadurch mit einer Zaubergabe aus die auf die Eigenart des französischen Nationalcharakters berechnet war, und ohne welche seitdem im neuern Frankreich keine wesentlich historische Bewegung hat ausgefochten werden können. „In Mirabeau nahm die Revolution gewissermaßen der alten Zeit ihre Bildungsvorrechte ab. Der Glanz des Talents, welcher in dem alten Frankreich ausschließlich den bevorrechteten Classen angehört hatte, ging durch Mirabeau zuerst auf das neue Frankreich über und beide Zeiten tauschten in ihm ihre Waffen aus.... Mirabeau läßt den neuen Klang der Volkssouverainetät, der in seiner großartigen Beredtsamkeit donnert, noch zuweilen wie mit dem Pathos der Tragödie des régime ancien auftreten, und dieser Eindruck, den uns manche seiner Reden gemacht haben, ist ein charakteristischer für seine Doppelstellung an der Schwelle der alten und neuen Zeit. Mirabeau war das oratorische Genie der Revolution, und darin vollendete und erschöpfte sich auch seine ganze politische Bedeutung."

Ihm habe Barnave nachgeeifert, der in der Nationalversammlung einer der glühendsten und stürmischsten Vernichter der königlichen Gewalt auch vielfach gegen Mirabeau stand. Von diesem Gegner sagte der Letztere in der Vetofrage: „Die Schönredner sprechen für die 24 Stunden die gerade ablaufen, und die Staatsmänner für die Zukunft." Barnave ist ein durch den Kampf des Menschlichen mit dem Politischen erschütterndes Revolutionsbild, und, ein echter Dichter, sagt der Verf., hätte mehr aus ihm machen können als Jules Janin in seinem absichtlich phantastischen und carikirten Roman «Barnave» gethan."

Unter den Rednern des Convents wird Vergniaud hervorgehoben, in dem die feingeistigen Bildungselemente, auf denen er beruhte, ungemein charakteristisch sowol für seine persönliche Stellung zur Revolution als für die von ihm geleitete Girondistenpartei waren. Man könnte ihn in Lamartine sich vergegenwärtigen. „Vergniaud ist ein schönes tragisches Bild, ergreifend durch eine kindliche Seele, die den nothwendigen Keim des Untergangs in sich trägt, ein idyllischer Revolutionnair, der seine classischen Studien, seine hellenistischen Anflüge auch in den erschütterndsten Stürmen der Conventsverhandlungen und selbst auf dem Blutgerüste nicht vergessen kann, zu welchem letztern er sich mit seinen Freunden durch ein heiteres Symposion im griechischen Stil vorbereitet, und das er unter wissenschaftlichen Gesprächen betritt.... In seinen Reden ist er einfach, voll geistiger Haltung, aber zugleich reich an classischen, mythologischen und historischen Anspielungen, womit er gern seinen Vortrag färbt, die aber so harmonisch in den Gegenstand hineingearbeitet sind, daß sie nicht als Absichtlichkeiten stören, sondern nur durch den ungewohnten Reiz einer solchen Sprache in einer revolutionnairen Versammlung überraschen.... Mit den Zuhörern setzt er sich in ein lebendiges persönliches Verhältniß, indem er Fragen an sie richtet, Zweifel in ihnen erweckt und beantwortet, spannende Pausen eintreten läßt und durch mimische und dramatische Beweglichkeit fesselt.... Grazie, sanfte Wehmuth, sinnige Größe bildeten auch seinen rednerischen Charakter, aber die Leidenschaft, das eigentliche Pathos der Revolution, hat man ihm mit Recht abgesprochen."

Ueber Guadet, Gensonné, Louvet de Couvray, Isnard ist der Verf. kurz hinweggegangen. Er charakterisirt die Gironde im Allgemeinen so, daß sie sich mehr durch eine akademische Beredtsamkeit auszeichnete, während ihr gegenüber

die Partei des Berges (Danton, Camille Desmoulins, Legendre, Saint-Just) eine Redeweise annahm welche man eine Symbolik des Terrorismus nennen könne.

Aus der Epoche der Restauration tritt kein bedeutenderer Redner hervor als Benjamin Constant. Er war der eigentliche Philosoph des constitutionnellen Liberalismus, welcher das Princip desselben sowol als parlamentarischer Redner mit höchstem Feuer und wirksamster Redekraft, wie in seinen Schriften als wissenschaftlicher Politiker mit einer Tiefe und Schärfe wie es bis dahin nicht geschehen war verfocht und ausbildete. „In diesem ausgezeichneten Geist, der nach allen Seiten hin in den größten und umfassendsten Dimensionen sich bewegte, hatte sich gewissermaßen eine wissenschaftliche Reinigung und Vollendung der skeptischen Ideen des 18. Jahrhunderts vollbracht. Benjamin Constant war die echt wissenschaftliche Combination von Voltaire und Rousseau, deren Standpunkt sich in ihm mit dem Kant'schen transcendentalen Idealismus und der sogenannten schottischen Philosophie versetzt hatte.... Constant's Beredtsamkeit ist ein tiefer, ruhig gehender Strom, der in gleichmäßigen, rhythmisch gehaltenen Bewegungen sich fortzieht, gewiß, sein hohes Ziel zu erreichen und dazu keinen einzigen seiner Wellenschläge umsonst zu thun. Der Grundcharakter seiner Rede ist die Dialektik, die in ihren Formen correct und elegant sich hält, in ihrem geistigen Wesen aber stets eine edle Ueberlegenheit über den Gegner zu behaupten sucht und dabei, ungeachtet aller Feinheit der Beweisführung und aller künstlichen Verkettung der Schlußsätze doch einen populairen Eindruck erzielt."

Neben Constant wird Bignon als ein mehr diplomatisches Talent genannt, als einer der umfassendsten Geister aber Chateaubriand. Um als parlamentarischer Redner entscheidend, nach allen Seiten hin eindrucksreich zu wirken, besaß er vielleicht ein zu poetisch durchglühtes Gemüth, dem es bei seinen Ausführungen zugleich immer auf eine besondere interessante Stellung seiner Persönlichkeit ankam, die er mitten in den allgemeinen Fragen für sich geltend zu machen strebte. „In einer solchen romantisch und poetisch zurechtgemachten Position hat er sich auch eigentlich von seiner Nation getrennt, indem er in dem veröffentlichten Stück «Memoiren-Vorrede» sich die Bestimmung zuweist der «Todtengräber seines Jahrhunderts» zu sein. Die Julirevolution von 1830 rief neue Kräfte an das Staatsruder."

Die Geschichte der Juliregierung sei — sagt der Verf. — wesentlich eine parlamentarische Geschichte, in der es sich um die Ausführung der verschiedensten und oft auf das künstlichste maskirten Schlachtstellungen zwischen Thron und Volk gehandelt, und worin das Redetalent eine wesentlich entscheidende Stellung gewonnen. Bei alle Dem hätten sich die zahlreichen Talente in jener künstlichen Form abgerieben und abgenutzt, man sei nothwendig an der Revolution angelangt, und die Republik bleibe hier die einzige Möglichkeit für die Gestaltung des Volkswillens. Die Republik werde nun die Talente immer nur auf einem rein menschlichen Grund und Boden brauchen können, während der vorangegangene constitutionnelle Staat in Frankreich sie zugleich in den Dienst einer künstlichen Zerreibung der politischen Formen gestellt habe. Diese Richtung des Zerreibens habe sich in zwei Systemen erkennen lassen, dem des sogenannten viel geschmähten Justemilieu und dem Doctrinarismus (Périer — Guizot), dem eine Art volksthümlicher Gegenbewegung in der Tiersparti entgegengetreten sei, eine parlamentarische, zuerst von Dupin begründete, Nuance. Auch diese sei zuletzt eine Lüge geworden, „eine Grimasse des Demokratismus", sowie Justemilieu und Doctrinarismus die Grimasse des Absolutismus waren. „Die Tiersparti (welche durch Thiers 1836 auch eine ministerielle Nuance empfangen) wurde die eigentliche Advocatenrichtung der neuern Politik, und so kann man auch Thiers bei allen seinen glänzenden Gaben nur einen Casuisten der politischen Freiheit nennen, der von derselben jedesmal nur einen so starken Gebrauch zu machen wußte als ihm die Portion gerade für die Verhältnisse und für die Stellung seiner eigenen Person wünschenswerth erschien." Von Lamartine nur ein kurzes Wort: „Aus einer poetischen Capacität der Deputirten-Kammer, die sich erst nur in glänzenden rhetorischen Stellungen und einem gewissen auf das Gefühl berechneten Staatssentiment zu ergehen schien, ist er allmälig zu einem durchgebildeten politischen Charakter emporgewachsen", dessen Volksstrebung so richtig, entschieden und stark war, daß er die Seele der neuen Leitung des Staats wurde. Auch er hat den hohen rhythmischen Schwung der Rede gegen den Conversationston umgetauscht, und die ganze französische Kammer hat wenigstens eine Zeit lang sich statt des Redens das Sprechen angeeignet, ein Charakter der Debatte welcher ihr wol fortdauernd verbleiben wird.

Ueber Deutschland hat der Verf. Wenig zu sagen gehabt. Es wird seine Rednertalente erst entwickeln. Unter den Heerführern und Begründern des constitutionnellen Lebens in Deutschland werde immer Karl von Rotteck ein ruhmvolles Nationalgedächtniß in Anspruch zu nehmen haben. Neben ihm stand sein Freund Welcker als eigentlicher Beförderer des volkspolitischen Lebens in Deutschland und ist noch in echter Consequenz wirksam. Die Richtungen Beider sind mit doctrinairen Bestandtheilen versetzt, die zwar heute auf manchen Widerstand stoßen, immer aber noch viel Boden haben. Aus den Kammern werden sonst noch Itzstein, Hecker, Mathy, Sander, Winter, Behr, Gagern, Todt, Jordan, Merk, Mittermaier genannt, aus Preußen die neuen Namen Vincke, Beckerath, Hansemann, Camphausen, Auerswald und einige Andere. Die Staatsberedtsamkeit ist in Deutschland nicht so weit ausgebildet, daß sie sich bestimmt charakterisiren ließe; sie hat sich bis jetzt unter unnatürlichen Formen und Verschleierungen oder als Kanzleisprache gehalten. Für ihre höhere Ausbildung ist erst jetzt die Zeit gekommen.

Diese Kunst hat, nach den Worten des Verf., auf ihrer schönsten und wirksamsten Stufe den mit dem Volksbewußtsein völlig eins gewordenen Staat zu ihrer Vorvorsetzung, und dieser Standpunkt weist ihr auch ein durchaus neues und unmittelbares Gebiet der Rede an, auf welchem Ursachen und Wirkungen in dem genauesten und einfachsten Zusammenhang miteinander stehen, und auf dem das Wort nur als das maßgebende Bewußtsein der That selbst erscheint. Der Verf. schließt mit dem prophetischen Gedanken, daß die Wiedergeburt des Staats auch eine Wiedergeburt der Geister und Talente sei. Mögen aber auch unsere höchsten Staatsorgane von diesen neuen Geistern dann immer das Beste sammeln und sich nicht durch den politischen Naturalismus, der mit seiner rohen Manier sich einen so breiten Weg bahnen zu wollen scheint, zerklüften und herabziehen lassen. 42.

Miscellen.

Katholischer Comparativ.

In der Hospitalkirche in Stuttgart hängt ein Gemälde, den Apostel Paulus darstellend, mit der Unterschrift:

„Per illum iter ad Christum."

Gegenüber hängt das Gemälde des heil. Dominicus mit der Unterschrift:

„Sed magis per illum."

Passender Predigttext.

Als der tapfere König von Polen Johann Sobieski das von den Türken belagerte Wien glücklich entsetzt hatte, und am Tage nach der Schlacht, am 13. Sept. 1683, in der Kathedrale feierlicher Dankgottesdienst gehalten ward, predigte der Bischof Marcus d'Ariano über Joh. 1, 6.: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes." Und Aller Augen wendeten sich auf den Retter Wiens, den Helden des vorigen Tages. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 227. —— 14. August 1848.

Literarischer Nachlaß von Karoline von Wolzogen. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 226.)

Diese „Gedankenlese" erscheint hier unter vier Rubriken geordnet: „Leben, Verhältnisse, Menschenwerth und Glück." „Kunst, Poesie, Literatur." „Volk, Staat, Regiment." „Religion und Christenthum." Aus der ersten Abtheilung haben wir bereits ein charakteristisches Stück mitgetheilt; überhaupt werden wir in ihr Bemerkungen einer Frau finden die viel in der Welt gelebt und erfahren, deren Blick klar, deren liebevolle Phantasie durch einen gebildeten Verstand geregelt und im schönsten Maß gehalten ward. Daß Karoline der Umgang mit Schiller, Goethe, Humboldt nicht fruchtlos geblieben, daß sie, die, durch Schicksale bedrängt, Trost und Heil in der christlichen Religion suchte und fand, nicht, wie Dies bei so Manchem der Fall, den Sinn für das Schöne, das Menschliche einbüßte, sagt uns ein Stück der zweiten Abtheilung:

> Rafael hat die religiösen Gegenstände vermenschlicht, und die schönere Menschennatur ausgedrückt. Auf wie verschiedenem Wege wollen die heutigen Künstler zu dem Gipfel der Kunst gelangen! Sie zwängen die menschliche Natur in die mystische Form und erzeugen Verzerrungen. Das Schöne ist das Rechte, verbunden mit Leichtigkeit.

So spricht die dritte auf das lebendigste ihren freien, von Liebe zum Volk beseelten Sinn aus. In einer Zeit wo das Streng- und Herzlichreligiöse sofort für einen Kopfhänger und Pietisten gilt, wird auch Karoline diesem Vorwurf nicht entgangen sein. Wie fern sie aber von solchen Extremen war, Das sagt uns Alles was sie dem Publicum mitgetheilt hat, Das sagt uns auch die „Gedankenlese". Es heißt in ihr:

> Wer bist du, du ernste, aber sanfte Stimme, die seit fast zwei Jahrtausenden forttönt, während du allen Neigungen und Trieben unserer sinnlichen Natur widersprichst? Wenn du nicht dem tiefen Bedürfniß unsers Wesens entsprächest — du wärest längst verhallt und von der Erde verschwunden.

In ihr werden die Dogmen des Christenthums berührt; aber nur um das Geistige, Menschliche in ihnen darzuthun; sie will nicht, daß man über Dogmen streite, „die weniger aus einem religiösen oder sittlichen Interesse als aus beschränkten Verstandesinteressen entstanden sind". Mehr als Alles sagen die Worte die sie in hohem Alter schrieb:

> Als ich in meinem 76. Jahre den „Nathan" wieder las, hatte ich das Gefühl als stiege ich aus einem engen, qualmigen Thale eine Anhöhe hinan, wo es immer lichter, luftiger und sonniger um mich ward.

Zu charakteristisch für ihr ganzes Wesen ist eine Stelle des Tagebuchs, als daß wir der Versuchung sie hier mitzutheilen widerstehen könnten:

> Ueber der Rede waltet ein eigener Geist, und das Schicksal des Menschen hängt oft an einem Worte, das, entrissen oder unwillkürlich, der Lippe entfällt. Wo wirksam gesprochen werden muß rufe man Besonnenheit in sich auf, und vor Allem wende man sich zu Gott, daß sein guter Geist über uns walte. Rührend ist mir die Stelle in der Biographie des Perikles, wo von ihm gesagt wird, daß er nie in den Rath ging, ohne zuvor die Götter zu bitten, sie mögen gnädig ihn kein unbesonnenes Wort sprechen lassen, Nichts was überflüssig sei, nicht für den Gegenstand passend. Daran denkend stieg ich nie, wenn es einem bedeutenden Gegenstande galt oder dem Schicksale eines Menschen, die Stiegen zu einem Fürsten hinan, bevor ich nicht den Geist der Wahrheit angerufen, er möge meine Worte lenken.

Wenn wir sagten, dieser Nachlaß sei in Hinsicht auf die glänzende Zeit Weimars von Bedeutung, so wollten wir ihm nicht eine gleiche Bedeutung für diese Zeit wie den Merck'schen Sammlungen zusprechen. Die interessanteste Zeit Weimars bleibt immer die frühere, von Goethe's Auftreten an bis zu seiner Reise nach Italien, die Zeit des Entstehens und Werdens, die in jenen Sammlungen so lebendig dargestellt ist. Die Briefe Schiller's im Nachlaß beginnen mit dem Jahre 1788, wo Goethe noch in Italien war; sein Verhältniß zu diesem wird kaum berührt, da die letzten seiner Briefe an Karoline und deren Schwester vom Jahre 1790 sind. Wir wissen aber anderweitig, besonders aus dem Briefwechsel mit Körner, wie die beiden hohen Dichternaturen sich anfangs fast feindlich einander gegenüber standen. Doch erfahren wir aus Schiller's Briefen manches Interessante über weimarische und jenaische Zustände und Personen. Der Briefe Goethe's sind wenige; aber sie sind bedeutend in Hinsicht auf des Schreibers Verhältniß zu Schiller und dessen Familie; sie sind ein schönes Document zu der Bemerkung in Karolinens Tagebuche:

> Zu meiner großen Freude wird nun endlich die Correspondenz zwischen Goethe und Schiller erscheinen, unter des Erstern Redaction. Er benimmt sich dabei sehr freundlich und gut gegen die Familie. Möge er nur leben bis diese Arbeit, so ein-

zig merkwürdig für die Literatur, beendigt ist. Schiller hat im Anfang seine ganze Seele in diese Briefe gelegt.

In den Briefen Karl August's erkennen wir, wie in den den Knebel'schen Nachlaß zierenden, den Mann dessen fürstliche Würde und Hoheit in der edelsten Humanität ihre Zierde fand. Merkwürdig ist es in diesen Briefen zu lesen welche Besorgnisse den Fürsten erfüllten da er zuerst von Schiller's „Jungfrau von Orleans" hörte, wie der Dichter dann siegreich diese überwand; nur daß er anfangs nicht den Fürsten überzeugen konnte, das Drama, „das sich hier und da der biblischen Schaubühne nähere", passe für eine Darstellung auf dem Theater. Wenn wir in diesen Briefen lesen (S. 453):

> Die Herren Poeten sind freilich schreckliche Tyrannen; vielleicht haben sie ein Recht es zu sein — Schiller aber macht vielleicht eine Ausnahme, und schenkt einmal ein geneigtes Ohr seinem Verehrer, indem er auf ein Weilchen seine Bitten und Wünsche erfüllt.

dann müssen wir eines Worts in dem Schauspiele gedenken von welchem die Rede ist:

> Es soll der Sänger mit dem König gehen,
> Denn Beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Auch von dem zweiten Gatten Karolinens, Wilhelm v. Wolzogen, finden wir Briefe, und mehre Briefe Schiller's an ihn; sie sind alle Zeugnisse, daß jene in ihm einen ihrer würdigen Gatten fand, einen Mann, werth zu leben und zu wirken in einem Kreise wie er sich zum zweiten mal nicht wieder auf Erden finden wird. Die Briefe Dannecker's, die den Schluß des ersten Bandes machen, sind, wie die Vorrede des Herausgebers sagt, „ganz in der naiven unbehülflichen Redeweise eines Mannes abgedruckt der sein schönes, treues Gemüth lieber in einem carrarischen Marmorblock als in schriftsäßiger Wortfügung darstellen mochte". Und so war es recht. Niemand wird diese Briefe lesen, ohne von der Innigkeit, der Treuherzigkeit und Liebe gerührt zu sein mit der der große Künstler an dem Jugendfreunde, dem großen Dichter, hing, von diesen Tugenden, ohne die der Meister nicht im Stande gewesen wäre das Bild zu schaffen das Schiller's erhabene Natur so lebendig darstellt.

Das Wichtigste aber in diesem Nachlaß bleiben immer die Briefe Schiller's an jene beiden Schwestern, die, wenn auch nur einen kleinen Zeitraum von etwa drittehalb Jahren, vom Frühling 1788 bis in den Herbst 1790, umfassend, des Geist-, Herz- und Liebevollen unendlich viel enthalten, zugleich eine höchst willkommene Ergänzung der in demselben Zeitraume an Körner gerichteten Briefe sind. Sind wir den letztern zufolge geneigt Schiller in der Wahl seiner Lebensgefährtin als kühl und sehr verständig anzusehen, so finden wir ihn hier wenn nicht leidenschaftlich, doch in hohem Grade innig, gefühlvoll, empfänglich für die zarteste Liebe und von ihr durchdrungen. Wir finden zugleich ein Verhältniß Schiller's zu den Schwestern, vielleicht einzig im Gebiet der Geister und Herzen. Nach unserm Bedünken aber hat der Herausgeber dieser Schiller'schen Briefe, denen einige höchst interessante von Karoline v. Wolzogen eingemischt sind, nicht wohl gethan, wenn er in der Vorrede sagt: „Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische Problem finden im Reiche der Geister Das durchzuführen was die Volkssage vom Ehebett des Grafen Gleichen erzählt." Freilich sind die Worte: „im Reiche der Geister" unterstrichen; aber das Gleichniß verrückt doch dem Leser einigermaßen den Gesichtspunkt; man hätte diesen ganz unbefangen lassen sollen. Schiller findet zum ersten mal — Minna Körner und ihre Schwester Dora widerlegen Dies nicht — volle Befriedigung seines Geistes und Herzens im Umgang mit Frauen. Er ist ganz glücklich, und dieses Glück ist so inniger, zarter und heiliger Natur, daß er es selbst seinem Freunde Körner zu vertrauen Scheu trägt. Karoline, die ältere Schwester, ist ihm dem Geiste nach am meisten verwandt: sie ist verheirathet, sie kann nicht die Seine werden; aber wol Charlotte, die jüngere, die eine Karoline werden kann, der er von Herzen zugethan ist. Die Schwestern lieben sich auf das zärtlichste; die hochgeistige Freundschaft Schiller's zu Karoline dauert; von Neid kann bei diesen Schwestern nicht die Rede sein. Das ist Alles; und freilich Viel. Man hätte nicht darüber reden sollen, da Schiller sich in einem Briefe vom 15. Nov. 1789 über das Verhältniß so wahr als schön ausspricht:

> Wie könnte ich mich zwischen euch Beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch Beide, für Jedes von euch nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem Andern nicht entziehe was ich dem Einen bin. Frei und sicher (— wir bitten Dies zu bemerken —) bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem Andern zurück. Karoline ist mir näher im Alter, und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünsche nicht um Alles, daß Dieses anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein; deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen.

Jene Bemerkung in der Vorrede könnte auf eine leidenschaftlichere Liebe schließen lassen als sich in den eben mitgetheilten Worten kundgibt. Darin aber müssen wir dem Herausgeber beistimmen, daß diese Briefe in ihrer Vollständigkeit ein Falsum offenbaren, „wol das unschuldigste und liebenswürdigste das je in der Literatur begangen ist". Viele Briefe nämlich sind an beide Schwestern zugleich gerichtet, ja vorzugsweise an die ältere. Als nun Frau v. Wolzogen die Biographie Schiller's schrieb, und darin manche von diesen Briefen mittheilte, tilgte sie die Anrede, und, wie der Herausgeber sagt, „zog sich gleichsam aus den Briefen zurück, und überließ der glücklichern Schwester die Ehrenstätte welche dieser das Geschick nachmals beschieden hatte".

Daß manche Briefe die aus jener Biographie schon bekannt waren hier abermals mitgetheilt sind, darüber den Herausgeber zu tadeln sind wir so weit entfernt, daß wir vielmehr schmerzlich manchen Brief, namentlich

manche bestimmt an Charlotte gerichtete, die jenes Buch enthält, vermissen. In dieser größern Sammlung gewinnt jeder einzelne einen eigenthümlichen und größern Werth. Gut wäre es auch gewesen, wenn man zur Einleitung in den Briefwechsel einige biographische Notizen, dem Leben Schiller's von Frau v. Wolzogen entnommen, vorausgeschickt hätte, da jene Biographie wol nicht jedem Leser gleich zur Hand ist. Der wörtlichen Treue, womit die Briefe, was zu loben, abgedruckt sind, würde es auch keinen Abbruch gethan haben, wenn die Ortsnamen, in welchen Schiller nicht genau ist, in die richtigen umgeändert wären. So wird derselbe Ort in schnell aufeinander folgenden Briefen Grumbach, Gumbach und Cumbach genannt, da der letztere Name der allein richtige ist. Ueber dem Briefe vom 5. Oct. 1788 steht unrichtig Rudolstadt statt Volkstädt.

Wie Vieles hat die neueste Zeit wiederum über Schiller zu Tage gefördert! Und wie viel reicher und gehaltvoller wird eine künftige Biographie werden in Vergleich mit der Hofmeister'schen, die vor der Erscheinung des Körner'schen Briefwechsels geschrieben war! Und wie wird auch dieser durch den hier angezeigten Nachlaß beleuchtet, erklärt und ergänzt! So wahr ist es, daß Der etwas Verkehrtes unternimmt der nach dem Hinscheiden eines ausgezeichneten Mannes zu früh eine Biographie desselben zu verfassen unternimmt. Es wird zwar ein ewig wahres Wort bleiben: „Omne individuum ineffabile"; und möge in Zukunft noch so viel über Schiller bekannt werden — ein vollkommenes Bild von ihm werden wir nicht bekommen. Aber ein sehr gewichtiger, recht eigentlich schöner Beitrag für ein solches ist der Nachlaß seiner Freundin; eine Schilderung seiner Persönlichkeit, so lebendig, in solcher Frische, die so in die nun längst vergangene Gegenwart hinein versetzt, ist uns noch nicht geworden. War Einer im Stande Schiller's, des erhabenen Mannes, Persönlichkeit aufzufassen und in großen Umrissen und Zügen darzustellen, so war es sein großer Freund, Goethe. Was er über den Freund sagt, Das findet auch in dem Nachlaß seine volle Bestätigung:

> Hinter ihm, in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

43.

Lettres inédites de Feuquières. Tirées des papiers de famille de Mad. la duchesse Decazes et publiées par *Etienne Gallois*. Fünf Bände.

Ein ebenso geistreicher als liebenswürdiger Schriftsteller sagt in der Vorrede zu einem seiner Werke: „In der Geschichte liebe ich nur die Anekdoten, und unter den Anekdoten vorzüglich diejenigen in welchen ich eine getreue Schilderung der Sitten und der Epoche zu finden glaube. Dieser Geschmack ist nicht sehr edel, aber — zu meiner Schande gestehe ich es — ich gäbe gern die Schriften des Thucydides für die authentischen Memoiren der Aspasia, oder eines Sklaven von Perikles; denn nur in den Memoiren, diesen vertraulichen Unterhaltungen des Autors mit seinem Leser, finde ich die «Gemälde des Menschen» die mich ergötzen und anziehen. Nicht Mézerai, sondern Montluc, Brantôme, d'Aubigné, Tavannes u. s. w. lehren mich die Franzosen des 16. Jahrhunderts kennen." Das ist wahr, aber nicht die ganze Wahrheit; denn es gibt Documente die für die Geschichtskunde von ungleich größerer Bedeutung sind als die eigentlichen Memoiren. Wir meinen die Briefe solcher Personen welche eine thätige Rolle in den Angelegenheiten ihres Landes spielten. Wer Memoiren schreibt, schreibt als Autor; er vergißt nie gewisse Rücksichten, die er dem Publicum oder sich selbst schuldig zu sein glaubt. Die Wahrheit gewinnt dabei an Schmuck was sie an Natürlichkeit verliert. Ganz anders Briefe an einzelne Personen. Sind sie an Verwandte und Freunde gerichtet, so offenbaren sie die Gefühle des Herzens, und die Vertraulichkeit, selbst das Sichgehenlassen in den Ausdrücken erhöhen den Reiz des Lesens. Sind sie officielle Schreiben an Staatsmänner, Minister, Generale, dann gewinnen sie je nach den Verhältnissen auf die sie sich beziehen den Charakter historischer Documente von mehr oder weniger großer Bedeutung. Seit einigen Jahren forscht man in Frankreich mehr als zu irgend einer andern Zeit nach derartigen Documenten, und Männer deren Name einen guten Klang in der Literatur hat machen es sich zur Aufgabe die Elemente zu einem jener lehrreichen Bücher zu sammeln, die eigentlich Niemand verfaßt hat, die aber Jeder mit Nutzen um Rath fragt.

Ein solches Buch sind die „Lettres inédites de Feuquières", welche Etienne Gallois, Secretair des Herzogs Decaze, in fünf Bänden herausgegeben hat. Diese Correspondenz bezieht sich auf eine der merkwürdigsten Perioden der französischen Geschichte, nämlich auf die Zeit des Ministeriums Richelieu und der ersten Hälfte der Regierung Ludwig's XIV. In allen Ereignissen dieser thatenreichen Zeit spielten die Feuquières theils als Krieger theils als Diplomaten eine bedeutende Rolle. Das Geschlecht der Feuquières war eines der vornehmsten und ältesten unter den aristokratischen Familien Frankreichs, und bemerkenswerth vorzüglich durch die große Zahl seiner Mitglieder die auf dem Schlachtfelde ihr Leben aushauchten. Autel de Pas (patronymischer Name der Familie) fiel in den Kreuzzügen, Baudoin de Pas bei der Eroberung von Konstantinopel 1204, Jean de Pas bei der Belagerung von Charité-sur-Loire, Daniel de Pas vor Paris, Gedeon de Pas vor Dourluis, François de Pas in der Schlacht von Ivry, Manasses de Pas zu Messina, Charles de Pas in der Schlacht von St.-Denis, Simon de Pas in einer Seeschlacht, N. de Pas während der Vertheidigung von Kaiserswerth. Derjenige welcher in der Schlacht von Ivry sein Leben verlor fiel unter den Augen Heinrich's IV. „Ventre-saint-gris", sagte der König, „j'en suis fâché, la race en est bonne. N'y en a-t-il plus?" Man antwortete ihm, seine Witwe sei schwanger. „Eh bien", rief der König aus, „je donne au ventre la même pension que celui-ci avait." Diese Witwe war Madeleine de Lafayette, und die Correspondenz ihres Sohnes eröffnet die Sammlung von Documenten die uns beschäftigt.

Manasses de Pas, Marquis de Feuquières, geboren 1590 zu Saumur, nahm in seinem dreizehnten Jahre Kriegsdienste. Im J. 1625 wurde er maréchal-de-camp, wohnte der Belagerung von Larochelle bei, nahm Theil an dem Kriege gegen Spanien, und wurde 1631 zum Gouverneur von Toul ernannt. Als solcher diente er in Lothringen unter den Marschällen Laforce und Schomberg. Bald darauf vereinigte er das Gouvernement von Vic und Moyenvic mit dem von Toul, und führte den Titel eines Generallieutenants in den Provinzen von Metz und Toul. Späterhin vertraute ihm Richelieu eine schwierige und wichtige Mission in Deutschland an, deren Gegenstand die Consolidirung der durch den Tod Gustav Adolf's bedrohten französisch-schwedischen Allianz war. Bei seiner Rückkehr leitete er die Belagerung von Thionville, wobei er tückisch verwundet und gefangen ward. Er starb wenige Monate darauf in der Gefangenschaft (1640). Dem Erfolg seiner Mission in Deutschland verdankte er das unbeschränkte Vertrauen Ludwig's XIII. und Richelieu's. Er war nach dem Ausdrucke seines Secretairs „l'épée de chevet du roi".

Sein Sohn Isaac de Pas nahm ebenfalls in früher Jugend Kriegsdienste, wurde Generallieutenant, Staatsrath und Gouverneur von Toul. Im J. 1660 erhielt er eine Sendung nach Amerika. Im J. 1672 vertraute ihm der König die Leitung verschiedener Unterhandlungen in Deutschland an, und ernannte ihn zum Gesandten am schwedischen Hofe, welchen Posten er zehn Jahre lang bekleidete. Er starb 1688 als außerordentlicher Gesandter in Madrid.

Der älteste seiner Söhne, Antoine de Pas, ist nur als Militair bekannt. Er wurde 1693 zum Generallieutenant ernannt und starb als solcher 1711.

Dies sind die drei Personen welche den vorzüglichsten Platz in den „Lettres inédites de Feuquières" einnehmen, und die kurzen Andeutungen welche wir von ihren Lebensverhältnissen gaben reichen hin die Bedeutung ihrer Correspondenz — unter der sich u. a. Originalbriefe von Ludwig XIII. und XIV. befinden — herauszustellen. Ueber die Authenticität aller Briefe aus denen die Sammlung besteht läßt E. Gallois in seiner Vorrede keinen Zweifel übrig.

Der größte Theil der „Lettres inédites" besteht aus der Correspondenz des Marquis Isaac de Feuquières während seines Aufenthalts als Gesandter zu Stockholm (1672—82). Es bildet diese Correspondenz ein zusammenhängendes Ganzes von höchst interessanten Documenten, welche auf die Politik Ludwig's XIV. Schweden und den deutschen Staaten gegenüber ein lebhaftes Licht werfen. Damals saß Karl XI. auf dem schwedischen Throne. Die Sympathien Schwedens für Frankreich, welche so lebendig unter der Regierung Gustav Adolf's und Christinens gewesen waren, hatten schon angefangen kältern Gefühlen Platz zu machen; die deutsche Partei bekämpfte den Einfluß der französischen, und selbst der Großkanzler Magnus Gabriel de la Gardie begann trotz seiner persönlichen Vorliebe für die französische Allianz schwankend zu werden, weil er sich die gefährlichen Folgen die ihr, im Falle Unglück daraus für Schweden erwüchse, für ihn haben könnte nicht verhehlte. Daher eine Unentschlossenheit in der schwedischen Politik, die der Marquis von Feuquières durch alle möglichen Mittel im Interesse Frankreichs beseitigen sollte. Seine Correspondenz zeigt uns die Intriguen, Demarchen und Opfer zu denen ihn seine Stellung nöthigte. Unter den Mitteln, welche der französische Gesandte anwandte um den Erfolg seiner Unterhandlungen zu beschleunigen und seinen Zweck zu erreichen, spielte die Bestechung nicht die kleinste Rolle, und man findet in einem Schreiben an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Arnauld de Pomponne, in welchem der Gesandte über die Verwendung der von Ludwig XIV. gewissen schwedischen Würdenträgern zugedachten Gratificationen Rechenschaft ablegt, Einzelheiten welche beweisen, daß der „große" König es nicht verschmähte dieses Ueberredungsmittel seinen Agenten an den fremden Höfen auf das dringendste zu empfehlen. Der Marquis von Feuquières erfüllte seinen schwierigen Auftrag zur größten Zufriedenheit des Königs. Sein Sohn Antoine de Pas schreibt ihm aus Paris: „L'on est icy extraordinairement satisfait de vous, et tout le monde en parle avec éloge. M. Letellier se récrie fort sur la beauté de votre négociation, et dit qu'il faut que vous ayez une teste de fer." Daß dieses Compliment kein unverdientes war, geht aus einem Briefe des Ministers Pomponne hervor worin es heißt: „Le roy est très-satisfait de tout ce que vous faites et du compte que vous lui rendrez. S. M. désire beaucoup que le roy de Suède vous approche de luy, comme il parait en avoir le dessein, principalement s'il va à l'armée; et S. M. témoisgna qu'elle croyait qu'il luy serait très-avantageux de suivre vos conseils pour la guerre: vous voyez par là qu'elle a bonne opinion de vous en toutes choses."

Der Marquis von Feuquières war nicht blos in brieflicher Verbindung mit seinem Gouvernement, sondern auch mit den meisten diplomatischen Agenten Ludwig's XIV. an den verschiedenen Höfen Europas, besonders mit den Gesandten zu Mainz, in der Schweiz, zu Frankfurt, zu London, zu Berlin, zu Dresden, zu Kopenhagen und zu Hamburg. Einige Worte über die bedeutendsten dieser Correspondenzen sind nöthig um die ganze Wichtigkeit der „Lettres inédites" herauszustellen.

Der Abbé de Gravelle war französischer Agent zu Mainz als Turenne trotz der Anstrengungen Montecuculi's eine starke Position an den Ufern des Rheins zu behaupten suchte. Die Briefe Gravelle's an den Marquis von Feuquières (1672 und 1673) enthalten kostbare Details über die kriegerischen Operationen der beiden berühmten Generale. Sein Aufenthalt zu Mainz setzte den Abbé von Gravelle in den Stand dem Marquis von Feuquières die zuverlässigsten Nachrichten über die Bewegungen der Armeen zu geben. Folgende Schilderung macht er von dem Zustand der kaiserlichen: „A l'exception de quelques régiments, le reste est la plus pitoyable chose du monde. Ce sont presque tous méchants petits chevaux mal bastis, maigres, et ayant de la peine à se trainer. Dans la cavalerie, les uns n'ont pas de bottes, les autres point de pistolets, quelques-uns point d'épée; quantité d'eux-ci parmy l'infanterie. Plusieurs dragons n'ont point de selles, beaucoup point de brides; le licol passe dans la bouche de leurs chevaux, ou un morceau de bois attaché à deux bouts de corde en guise de mors. La meilleure partie de leurs canons sont sans affusts, trainés dans de méchantes charrettes ou garrottés avec des cordes. Au passage du Mein, il n'y avait pas dix mèches allumées; les sentinelles mesmes, aux extrémités des ports, n'en avaient pas." Und an einer andern Stelle: „Il y a bien des jeunes gens parmy les officiers autrichiens, et sans beaucoup d'expérience. S'il y avait le mesme règlement et le mesme ordre que dans nos armées, cela serait assurément formidable."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Rückkehr des Kometen vom Jahre 1264.

Die geflügelten Boten der Tagesliteratur, die Zeitungen, haben für laufendes Jahr das Wiedererscheinen des Kometen verkündet welcher 1264 die Welt in Angst und Schrecken jagte, und derselbe gewesen sein soll der 1556 erschien. Obgleich nun das „Athenaeum" in der Anzeige einer betreffenden Broschüre, „On the expected return of the great comet of 1264 and 1556; by *J. R. Hind*" (London 1848), den Glauben an astronomische Vorhersagungen einen so merkwürdig unbedingten nennt, daß, „falls ein berühmter Astronom ankündigte, an dem und dem Tage und zu der und der Stunde werde ein Komet unsere Erde an der Mündung der Elbe spalten, eine Rundreise im Innern machen, mit der Stadt Madrid auf dem Rücken herauskommen, sie unbeschädigt auf dem Planet Mercur absetzen und dann weiter fliegen, er eine Menge Gläubige finden und die spanischen Fonds sogar deshalb im Preise sinken würden", kann es doch auch Leute geben die sehen wollen ehe sie glauben, und diesen ist die erwähnte Flugschrift zu empfehlen. Sie entwickelt in klarer Darstellung die Gründe der fraglichen Rückkehr und enthält außerdem eine auf Autorität, d. h. auf wenigstens 20 Chroniken gestützte Geschichte der ersten Erscheinung 1264. Das „Athenaeum" urtheilt: „Kommt der Komet, so werden die Menschen im Allgemeinen den Verf., weil er glücklich gefolgert, angemessen rühmen. Bleibt der Komet aus, so werden nichtsdestoweniger die Astronomen die auf anderer Basis richten ihm das Verdienst zugestehen etwas Tüchtiges und Nützliches geschrieben zu haben." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 228. —— 15. August 1848.

Romanticismus und Classicismus in Italien.

Es hat eine Zeit gegeben, und noch ist sie nicht gänzlich entschwunden, in der im ganzen literarisch gebildeten Europa blutige Kämpfe über Romanticismus und Classicismus entstanden waren, und wo an der Spitze der getheilten, befehdeten Parteien die würdigsten Männer ihrer Zeit die heilige Fahne des vermeinten Rechts schwangen, und vom Fanatismus begeistert und entzündet die Legionen zahlreicher Proselyten in das Getümmel der Meinungs- und Glaubensschlacht führten. Der Kriegsdonner jener Epoche ist nach und nach verklungen, und aus der Rauchwolke die den mühsam bestrittenen Wahlplatz umhüllt hatte dämmerte die Morgenröthe eines scheinbaren Friedens, der, als die Gemüther ruhiger geworden waren und dem Blicke eine überlegende Umsicht gestatteten, zur größten Verwunderung der beiderseitigen Kämpfer zeigte wie sie beide nach dem vermeintlichen Siege auf derselben Stelle hafteten wo der erste Strauß begonnen hatte. Aber der Friede war geschlossen, die Schwerter ruhten bereits in der Scheide, die Oelzweige waren vertheilt, wehten in den Lüften, und somit war jedes Begehren nach Wiedereröffnung des Kriegs vergebens, so gerecht und logisch es auch bei den gegenwärtigen Umständen gewesen wäre, so sehr die unverrichtete Sache es auch verlangt hätte. Ruhmgekrönt und scheinbar brüderlich vereint zogen die sämmtlichen Streitcohorten heim, und wenn ihr gemeinschaftliches Siegesfest auch Gemeinschaft hätte bedeuten sollen, wenn die Romantiker auch mit den Classikern um den neuen Gott, Romanticlassicismus, in Feierlichkeit tanzten, und eine gemeinschaftliche Tempelhalle sie umschloß: so glühte doch das Feuer der Zwietracht heimlich unter der Asche fort, bereit wieder in züngelnden Strohflammen aufzulodern, beim ersten Lüftchen das ihm neue Lebenskraft verleihen würde.

Jahre verstrichen, ohne daß ein nährendes Element sich dem Stoffe beigesellt hätte, und die dennoch bestehende Parteiwuth beschränkte sich auf häufige Erwähnung der vergangenen kriegerischen Zeiten, auf Erzählung der blutigen Kämpfe, der beiderseitigen tapfern, unbesiegten Führer, denen in der Geschichte eine glänzende Seite eingeräumt wurde, denen die gerächte Schmach Weihrauch streute, denen die dankbare Erinnerung Hosianna jubelte. Wie Nationen nach langen Kämpfen durch einen Friedenstractat ihrer Potentaten scheinbar versöhnt und verbrüdert nebeneinander stehen, in ihren Geschichtsbüchern aber die vergangenen Zeiten noch einmal verleben, und durch dieses Zurückzaubern in entschwundene Kriegsepochen gleichsam wieder zu den Schwertern greifen, ihre Niederlagen rechtfertigen und entschuldigen, ihre Siege mikroskopisch vergrößern und vergöttern, und so die Fehde die ein Friedensschluß unterdrückt dennoch fortsetzen und bekämpfen: so waren auch hier Siege und Niederlagen in den Chroniken der Literatur besprochen, die Heroen aufgezählt und gekrönt die am Steuerruder der kämpfenden Flotten gestanden, ihrem Andenken Lob und Ehre in Fülle ertheilt, und da Dies gleichzeitig von beiden Parteien geschah, somit auch nicht einmal in den Geschichtsbüchern der Kampf zu Ende geführt.

Italien, das am spätesten von allen in die Schranken getreten war, fand noch im J. 1830 an Zajotti einen mächtigen Friedensstifter, der durch die einleuchtende Zergliederung der Mängel seiner vaterländischen Muse der eben auch zum neuen Kampfe gerüsteten Partei den Muth nahm sich weiter in einen Streit zu mengen dem sie damals noch nicht gewachsen war, während vielleicht eben dieses mit unumwundenem Freimuthe ausgesprochene Urtheil die besten Früchte trug, und da es zu einer Zeit ausgesprochen ward in der eben neue literarische Thätigkeit durch alle Adern strömte, Italiens Literatur ohne weitere Kämpfe in kurzer Zeit auf eine Stufe im Romanfache brachte die den übrigen noch in Streit verwickelten Literaturen zu erreichen um Vieles schwieriger wurde. Seit Boccaccio's Novellen, die der Zeit in der sie erschienen vollkommen entsprachen, war Italiens Literatur was den eigentlichen Roman betrifft beinahe unthätig geblieben, und während Englands glückliche Versuche in diesem Zweige Europas Beifall und Nachahmungssucht erweckten; während Spaniens echtromantische Tendenz den Glanzpunkt jener Schreibart verführisch reizend vor Augen stellte, und Cervantes' „Don Quixote", von der ganzen gebildeten Welt bewundert, Europa in allen Sprachen durchreiste; während Amerika und Deutschland, angespornt von dem Beifalle den ihnen die andern Nationen abzwangen, nachzukommen wetteiferten, und Das

was ihnen Schule und Vorbild war zu erreichen, wo nicht zu übertreffen strebten: — stand Italien noch immer unthätig, noch immer auf Ritterromane des ältesten Schlags beschränkt da, und wagte die ersten furchtsamen Schritte in den Uebersetzungen französischer Dilettantenarbeit, die damals, wo es so nöthig war die klarsten Begriffe über das neue genus zu bekommen, gewiß nicht die besten Führer sein konnten. Beschränkt auf das freilich Große in romantischer Dichtung das Italiens Matadore der Poesie bis zu jener Epoche geleistet hatten, blieb ihr Fortschreiten eben durch die Vergötterung jener ersten Zeugen von Romantik und Schwung verhindert, und somit fehlte jener wohlthuende Uebergang den die sämmtliche schöne Literatur damals erlitt, jenes Abrunden der schroffen, gepanzerten, ritterlichen Liebesgedanken, die unmerklich angenehm berührend allmälig hinüberspielten in den eigentlichen Roman des Lebens, wo still und getreu wie in einer klaren Flut sich die charakteristische Individualität, ihr Denken und Empfinden abspiegelten, und die Sucht nach abwechselnder Handlung, nach Thaten, Ereignissen, Zufällen, Schicksalsschlägen und Abenteuern in den Hintergrund drängten. Nicht mehr die That und ihre vielfarbig prangenden Folgen, die wieder thatschwanger neues Unerwartetes zur Welt brachten, nicht die einzeln stehende Handlung, die nur durch ihre physische Größe Bewunderung entlocken konnte, nicht des Helden Arm und nicht sein Zorn — wollten von dem neuerzogenen Publicum bewundert werden, sondern den Menschen wollte man vor sich sehen, sein Fühlen und Denken, als Ursprung seiner Handlungen besehen, mitfühlen, vergleichen, und lebhaften psychologischen Antheil nehmen an der kleinen Welt die der Romandichter uns so klar, so faßlich darstellte, bei deren Schöpfung er nur auf das menschliche Herz und dessen Gaben rechnete, und keinen Anspruch machte auf die Kraftübungen der Phantasie seines Lesers. Das Leben, wie es aus uns herauskeimt, und blüht, und fruchtet, und welkt, und wieder lebt — Das sollte der reichhaltige Stoff der Romandichter werden, und nicht die Darstellung des passiven Seins, der leidenden Menschheit, des wesentlichen Einflusses der Außenwelt auf unser Heiligthum im Busen, das allmälig hinausgestoßen und vom Sphärenkinde zum Erdenbürger verkrüppelt worden war.

Der Heldenschild des Fluches der Gottheit, auf dessen blanker Spiegelfläche ein züngelnder Blitz als Sinnbild prangte, der Federbusch des wilden Menschenstolzes, die undurchdringliche Rüstung des Hochmuths und der Eigenliebe, die bluttriefenden Sporen des unersättlichen Ehrgeizes, die Lanze der Roheit, das Schwert des Faustrechts, der tyrannischen Gewaltthätigkeit mußten abgelegt werden — und hatten nur zu lange in der Wirklichkeit eine große Rolle gespielt, als daß man den Wunsch genährt hätte sie noch in den Büchern fortleben zu lassen. Dagegen führte uns der umgeformte Roman die Sitte, das beneidenswerthe Glück des patriarchalischen Lebens vor, zeigte uns die himmlischen Gefühle in der Tiefe der menschlichen Brust, deckte die Mängel und Fehler der Gesellschaft auf, und gab uns durch eine weise Moral den goldenen Faden Ariadne's an die Hand, um sicher und gerettet die Irrgänge dieses Erdenthals zu durchwandern. Theilnehmend und hinübergezaubert in dies natürlich geschilderte Leben das uns der Roman vormalte, bewegten wir uns gleichsam mit den Helden und Heldinnen unsers Buchs, lebten, liebten, freuten uns mit ihnen, und theilten mit ihnen den Schmerz, der zum gemeinschaftlichen wurde. Schnell und bleibend war diese neue Stufe der bisher unbekannten Vervollkommnung das Ziel der Engländer und Deutschen geworden, denen unbezweifelt noch jetzt die Ehre gebührt die Schule des neuen Romans geworden zu sein, obgleich Frankreich, besonders in unsern Tagen sich auf das wirksamste im Romanfache gezeigt, und damit bewiesen hat wie sehr es diesen wichtigen Zweig der schönen Literatur als Bildungsmittel für Geist und Herz, als Sporn zur Veredlung der Sitten, zur Verbesserung jeder Gattung menschlicher Institutionen und Gebräuche betrachtet.

Victor Hugo's alterthumforschende „Notre-Dame“ und thatenüberfüllten „Han d'Islande“ ausgenommen, in denen die Bilder des Privatlebens das er schilbert theils in Fabelzeiten zurückgedrängt, theils in groteske Fratzen verzerrt wurden, um so seiner glühenden Phantasie durch die selbstgeschaffenen Wesen, denen er Leben und gigantische Thatkraft schenkt, freiern Spielraum zu lassen; Dumas, zum Theil verwiesen, ob seiner bluttriefenden und mordsüchtigen Helden und Heldinnen: haben Frankreichs Romandichter in der neuesten Zeit doch Viel und viel Gediegenes geliefert, und vielleicht keine andere Nation darf sich rühmen den Einfluß dieser neuen Schreibart so sehr gefühlt, so treu behalten, und die Moral so schnell und zweckmäßig ins Leben gesetzt zu haben, als es die Franzosen ihrem Eugène Sue bewiesen. Keine Nation hat es deutlicher an den Tag gelegt, daß es die größten Vortheile gewähre, wenn sich der lebhafte, scharfe Beobachtungsgeist eines Schriftstellers mit der Gegenwart beschäftige, diese zur anatomischen Untersuchung und Beschreibung wähle, seine Zeitgenossen belehre, ihnen die Augen öffne und die Welt zeige in der sie leben, die Menschen die sie umgeben, die Gefühle und Eindrücke deren Sklaven sie sind, und deren Meister sie werden können, wenn sie ein lehrreiches Buch auf den Alles beherrschenden Gesichtspunkt stellt. Das sei der einzige Endzweck eines Romans wie ihn unsere Zeit braucht, Das sei die Beschäftigung des Geistes zu der der Dichter seinen Leser gleichsam zwingt, statt mühsam die Einbildungskraft durch eine Welt von Idealen zu reizen, um uns auf den Flügeln seiner Phantasie bei den lockenden Tönen einer Romanze oder Ballade, in Versen oder in Prosa, zurückzuversetzen in ein Fabelreich von Minne und Kampf, von Liebe und Wein, in das entschwundene und so wie man es schildert nie bestandene Heroenalter der Ritterlichkeit, das ja in Hülle und Fülle seine Verehrer und seine Sänger gefunden hat, das mehr oder minder angeregt sich in gewissen Epochen einer rosigen Pubertät von selbst wiedererzeugt, und in

seinem ganzen Prunke, mit all seinen Herolden, Lanzenknechten, Minstrels, Knappen, Reisigen, Rittern und Damen unter Trompetenstößen vor der Seele jedes jungen Menschen vorüberzieht, das aber künstlich und wiederholt ins Leben gerufen nur abstumpft, den Thau der erquickend den Kelch der Blume benetzen sollte in scharfen Reif verwandelt, der ihre zarten Blätter welken macht und ihre natürliche Schönheit künstlich zerknickt. Zajotti, der in diesem Punkte so richtig urtheilte, dessen kritisches Gefühl so unfehlbar leitete und führte, haßte all die festgestellten Regeln der Kunst, die nach und nach gleichsam die Theorie des Romans in Italien geworden waren, und treffend sagte er in einer Abhandlung über Manzoni, den vom Goethe anerkannten Vater der Romandichtung in Italien: „Dem Roman kommt gar kein besonderer Stil zu, sondern alle Stilarten eignen sich für ihn, von dem ernsten, gewogenen Gang der Geschichte bis zur Leichtigkeit der niedrigsten Komödie. Wozu Regeln dafür aufstellen, da jede Regel auf der Eigenthümlichkeit und Schicklichkeit beruht, da jeder Roman eine besondere Sprache erfodert, je nach der Begebenheit die er erzählt, je nach den Personen die darin erscheinen. Was ist der schöne Stil ohne kräftige Gedanken? Um eine hohe Phrase zu ertragen muß auch der Gedanke glänzend sein — denn nur der Diamant verdient brillantirt zu werden."

(Der Beschluß folgt.)

Lettres inédites de Feuquières, tirées des papiers de famille de madame la duchesse Decazes et publiées par *Etienne Gallois*. Fünf Bände.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Hr. von Saint-Romain repräsentirte Frankreich in der Schweiz. Seine Correspondenz mit dem Marquis von Feuquières (1673) unterrichtet diesen Letztern davon, daß die Schweizer sich nicht mit den Kaiserlichen verbinden würden, und daß sie den feindlichen Armeen sämmtliche Pässe sorgfältig verschlossen hätten. Aber er verhehlt nicht, daß die helvetischen Sympathien für Frankreich Nichts weniger als uneigennützig seien, und daß der Schweizer das Geld mehr liebe als die Unabhängigkeit. Er schreibt: „Il n'y a icy que crasse et basse avarice, et on n'y suit que cette triste passion. Le chagrin des Suisses est, comme vous sçavez, un mal invétéré, et il ne s'adoucit guères, faute de bon appareil. Sans doute il y a un remède spécifique; mais, comme il est propre et bon à tout, on l'applique à d'autres choses, aux plus nécessaires ou plus agréables, et il en vient peu en Suisse. Cependant il ne purge pas les grossiers hommes, s'il est donné en petite quantité, et si l'on n'en donne point, il prend des convulsions et des fureurs à mes malades, qui font peur."

Persode de Maisery, französischer Agent zu Frankfurt am Main, unterhielt den Marquis von Feuquières über die militairischen Operationen im J. 1673; ebenso der Gesandte zu Dresden, J. Chassau. In den Briefen dieses Letztern besonders findet man höchst wichtige Beiträge zum Verständniß der militairischen Bewegungen in den J. 1673 und 1674.

Zu Köln waren Conferenzen in der mehr scheinbaren als wirklichen Absicht eröffnet worden über den Frieden zu unterhandeln, den in der That keiner der kriegführenden Theile wünschte. Die Bevollmächtigten bemühten sich weniger sich untereinander über die verschiedenen Streitfragen zu verständigen, als durch ihren Luxus und ihren übertriebenen Aufwand den Rang ihrer betreffenden Souveraine geltend zu machen. Mitten unter den Festlichkeiten dieser Versammlung, in der Frankreich von den Herren de Courtin und de Barrillon vertreten wurde, fand Letzterer Zeit den Marquis de Feuquières von den Versuchen Spaniens die Stadt Lüttich zu einer feindseligen Haltung gegen Frankreich zu bewegen, von den Zwistigkeiten zwischen dem spanischen General Monterez und dem Prinzen von Oranien, von dem bevorstehenden Friedensabschluß zwischen England und den Generalstaaten, endlich von der Gewaltsamkeit zu unterrichten die auf Befehl des Kaisers gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, den Freund Frankreichs, verübt worden, und die die Veranlassung zur Auflösung der Conferenz bot, von welcher man ohnehin schon längst keine nützlichen Resultate mehr erwartete.

Von dem französischen Consul zu Hamburg, Hrn. v. Ridel, erhielt der Marquis von Feuquières genaue Nachrichten über die französische, deutsche und schwedische Armee, und zugleich über die Stimmung an den deutschen Höfen. Diese Correspondenz erstreckt sich über die J. 1674 und 1675. Aus denselben Jahren sind die Briefe des Hrn. de la Haye, Gesandten zu München, der unter Anderm dem Marquis von Feuquières mittheilte, daß der Kurfürst von Baiern nur die Erklärung des Herzogs von Hanover abwarte, um sich selbst für Frankreich und Schweden zu erklären. Seinerseits versichert der Gesandte zu Hanover, Hr. Rousseau, dem Marquis von Feuquières, daß Hanover die Neutralität behaupten würde.

Sehr lebhaft ist die Correspondenz zwischen dem französischen Gesandten zu Kopenhagen, Hrn. von Terlon, und dem Marquis von Feuquières (1673—76). Ein langer Aufenthalt in Dänemark hatte den Hrn. von Terlon überzeugt, daß es im Interesse Frankreichs liege keine Anstrengungen und kein Opfer zu scheuen um die Allianz Dänemarks zu gewinnen, und ohne Unterbrechung schrieb er in diesem Sinne an sein Gouvernement und an den Gesandten in Stockholm.

Dies sind neben den Herren Colbert de Croissy, Gesandten zu London, Abbé Verjus, Agenten zu Berlin und des Carrières zu Lüttich die vorzüglichsten französischen Correspondenten des Marquis von Feuquières.

Wie weiter oben bemerkt, waren die Bemühungen des französischen Gesandten am schwedischen Hofe vorzüglich dahin gerichtet das schwedisch-französische Bündniß zu befestigen. Dank seiner Thätigkeit und Intelligenz, hatte der Marquis von Feuquières endlich Schweden vermocht, daß es allein unter allen Mächten des Nordens für eine Sache in die Schranken trat die nicht die seinige war, deren Triumph unfruchtbar, deren Niederlage heillos für dasselbe sein mußte. Aber das Schicksal der Waffen zeigte dem Marquis von Feuquières, daß man es nicht mehr mit den Schweden Gustav Adolf's zu thun hatte. Der König selbst, der in den ersten Jahren der Gesandtschaft des Marquis von Feuquières eine ziemlich lebhafte Neigung für Frankreich bewiesen, fing an der deutschen Partei Gehör zu schenken, welche die Bemühungen des französischen Gesandten vollkommen paralysirte. Zu den Schwierigkeiten einer solchen Stellung kamen für den Letztern noch die welche der bizarre Charakter Karl's XI. hervorrief. Zwei Depeschen an Ludwig XIV. enthalten in dieser Beziehung interessante Details. In der einen derselben lesen wir: „Ce prince s'aliénait le coeur de ses sujets par l'aversion qu'il témoignait pour la ville de Stockholm, où il ne voulait point venir, et qu'il fatiguait par des logements de gens de guerre, par une affectation à se rendre inaccessible, faute de logement dans les lieux où il se tenait, par la froide réception qu'il faisait à ceux qui l'allaient voir, par une occupation continuelle à la chasse, sans vouloir entendre parler d'aucunes affaires publiques ni particulières." Und in einer andern vom 24. Januar 1680: „... Le sixième article, Sire, est un commandement de me tenir continuellement auprès de la personne du roy de Suède, à quoi la paix me doit donner de la facilité. J'obéirai, Sire, de tout mon possible; mais

j'ai sur cela quelques représentations à faire, sans parler de la despense qui m'est déjà insupportable. Premièrement, Sire, la paix n'augmente pas la facilité; au contraire, elle la diminue, parce qu'auparavant le roy de Suède réglait sa demeure à peu près par la raison de la guerre, et à présent il la change quand il lui plaist; et comme il craint les affaires et n'aime pas trop le monde, il lui plaist de la changer toutes les fois que les affaires et le monde le vont chercher. Il a fait ce tour à des sénateurs et à des députés d'Allemagne qui prétendaient l'aller voir; tellement que depuis un mois qu'il tourne autour de cette ville, c'est-à-dire pourtant à 25 à 30 lieues de France, il n'a pu estre joint que par deux députés du sénat. Mais personne, à cette heure, n'y veut aller, et la reine, sa mère, mesme en est lassée. Il a donné charge de me dire qu'il viendra à Jacobsdal pour l'amour de moi. Je suis assuré que ce n'est que pour m'empescher de lui demander un rendez-vous, qu'il ne pourrait pas me refuser..... Pour ce qui est donc, Sire, de l'apparence qu'il y a que je ne puisse rien découvrir ni traiter présentement auprès de la personne du roy de Suède, Votre Majesté sçaura, qu'autre ce que je n'ai pas la langue, et que ce prince n'entre pas volontiers en affaires sans Guldenstiern, sa cour n'est composée que de 25 à 30 personnes, tous jeunes gens, desquels le plus considérable n'est que colonel. Il y a seulement Rosenhain, maréchal de la cour, qui est homme de bon sens; mais à cause de cela, aussi, il ne se mesle de rien. Il y a un valét de chambre qui se promène souvent, et, en son absence, un page unique fait toutes les charges de la chambre et de la garde-robe. Les autres offices sont à proportion. Les ordinaires divertissements sont la chasse et les jeux de main. Ce prince est toujours bien monté et déterminé cavalier. Il saute de grands fossés, et les fait sauter aux autres, qui quelquefois se cassent un bras ou une jambe, et quelquefois aussi courent hazard de se noyer. Quand il se trouve un cavalier devant lui en beau début, il pousse son cheval de grande force, et en passant il met sa jambe sans celle de l'autre, et lui donne un grand coup de poing dans l'estomac, qui le fait tomber rudement à terre; et puis de rire....." Von Tag zu Tag überzeugte sich der Marquis von Feuquières mehr, daß der König von Schweden entschlossen war mit Frankreich zu brechen, und Ludwig XIV. erfüllte endlich die wiederholt von seinem Gesandten ausgesprochene Bitte ihn von seinem Posten abzuberufen. Der Marquis von Feuquières verließ Stockholm 1682. Auf diese lange Gesandtschaft in Schweden beschränkte sich indessen seine diplomatische Laufbahn nicht. Im J. 1685 wurde er zum Gesandten in Madrid ernannt, wo er 1688 starb.

Wenn der Theil der „Lettres inédites" der sich auf die Correspondenz des Marquis Manasses de Feuquières bezieht — er eröffnet die Sammlung — nur wenige Documente von historischer Wichtigkeit enthält, obgleich der Herr von Feuquières einen thätigen Antheil an den politischen Ereignissen seiner Zeit und besonders an dem Kampfe Richelieu's mit dem Hause Oestreich genommen hatte, so rührt Dies daher, daß seine „Négociations diplomatiques pendant les années 1633 et 1634" bereits herausgegeben worden waren. Was die Correspondenz des Marquis Antoine de Feuquières betrifft, Desselben welcher die „Mémoires et maximes militaires" hinterlassen hat, so steht sie in nur sehr entfernter Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten. Dagegen enthält sie interessante Andeutungen über den Geist und die Sitten der großen Familien jener Epoche. Die Briefe des jungen Marquis an seinen Vater zeigen uns namentlich die Geldverlegenheiten der Edelleute, welche ihren Rang am Hofe behaupten wollten, wo sie, es koste was es wolle, zum Glanz des „großen" Königs beitragen mußten. „Pour ce qui est du costé des finances", schreibt er seinem Vater, „je vous supplie de considérer qu'il est absolument impossible que je vive de ce que vous me donnez (er hatte eine Dienerschaft von 22 Personen und 25 Pferde im Stalle) et qu'un effort que vous ferez pour moy me servira beaucoup; je suis dans un tel âge, et sans faire le fanfaron, fourni de manière qu'il y a assez de gens qui m'estiment un peu; c'est me noyer que ne pas me secourir."

Und hiermit schließen wir unsern Bericht über eine Briefsammlung die wir den Freunden der Geschichte nicht genug empfehlen können. Wir haben unsere Andeutungen auf den politischen Theil derselben fast ausschließlich beschränkt, obgleich sie eine Menge von lehrreichen Beiträgen zur Kenntniß des Familienlebens und der Sitten der betreffenden Epoche enthält. Aber der Raum erlaubte uns nicht weitläufiger zu sein. Wir fügen nur noch hinzu, daß bereits an einer Auswahl und Uebersetzung der diplomatischen Correspondenz des Marquis von Feuquières während dessen zehnjähriger Gesandtschaft in Stockholm gearbeitet wird. 28.

Notizen.

Seltsames vom Niagara.

Laut amerikanischer Zeitungen soll Ende März d. J. mit den Fällen des Niagara sich ein merkwürdiges Phänomen zugetragen haben. „Niagara mail" erzählt: „Jener mysteriöse Mensch, der älteste Einwohner, weiß sich nichts Aehnliches von Dem zu erinnern was am 30. vorigen Monats bei den Fällen geschah. Die 620,000 Tonnen Wasser jede Minute hörten auf zu fließen, verminderten sich zum Gehalt eines mäßigen Mühlgrabens. Die Strömungen oberhalb der Fälle verschwanden und ließen auf der amerikanischen Seite kaum so viel Wasser einen Schleifstein zu drehen. Damen und Herren fuhren ein Drittel Wegs über den Fluß, dem Canadaufer zu, auf Felsen so glatt und eben wie Küchenestrich." Ein Correspondent der „Boston Christian World" bestätigt Dies in ausführlicher Angabe. „Heute Morgen", schreibt er, „lassen sich die Niagara-Fälle höchstens mit einem Mühlgraben vergleichen. Die ältesten Umwohner erinnern sich nicht, daß über den furchtbaren Abgrund des Niagara so wenig Wasser gelaufen ist wie jetzt. Hunderte von Menschen eilen herbei um zu sehen was am Niagaraflusse nie gesehen worden ist, vielleicht nie wieder gesehen werden wird. Vergangene Nacht um 11 Uhr waren sämmtliche von diesem majestätischen Strome gespeisten Fabriken in voller Thätigkeit. Um 12 Uhr blieb das Wasser aus, die Räder standen still und alles Geräusch verstummte. Man erschöpft sich in Vermuthungen über die Ursache. Das Wahrscheinlichste ist wol, daß der See Erie eine große Masse Eis abführt, der Mund des Niagara, wie weit er auch sei, es nicht mit einem male aufnehmen kann und das Wasser zurückstaut. Heute Morgen fuhren zwei Männer ein Drittel der Breite über den Fluß von der Spitze der Ziegeninsel nach dem Canadaufer; der Wagen rollte prächtig, denn der Fels ist glatt wie eine Diele. Sie fuhren längs der sogenannten Allensinsel und wendeten dann um — eine Sache die nie dagewesen ist. Der Tafelfelsen an der Canadaseite steht nackt. Der Schleier welcher ihn der öffentlichen Beschauung entzogen ist gefallen, und die Werke der Natur sind dem kalten, musternden Blicke der Menschen bloßgestellt." Das ganze Phänomen ist wol wieder einer der Scherze welche von Zeit zu Zeit in amerikanischen Blättern über die Fälle des Niagara aufzutauchen pflegen.

Schottisches Bibelwesen.

Während der 10 Jahre 1837—47 sind in Schottland gedruckt und muthmaßlich verkauft worden: 1,218,371 Bibeln, 2,150,973 Neue Testamente, 2,475,456 Psalmbücher und 60,827 Glaubensbekenntnisse. Die größte Zahl trifft auf 1845, mit 284,050 Bibeln, 292,450 Neuen Testamenten, 254,500 Psalmbüchern und 10,000 Glaubensbekenntnissen. Die Papiersteuer, die bei Religionsbüchern zurückerstattet wird, betrug für die fraglichen 10 Jahre 10,020 Pfund, 2 Schillinge, 8 Pence, oder runde 70,000 Thaler. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 229. —— 16. August 1848.

Romanticismus und Classicismus in Italien.

(Beschluß aus Nr. 228.)

So blieb denn Manzoni der Schöpfer jener neuen Epoche in der Literatur Italiens, und seine „I promessi sposi" das erste Werk im umgeschaffenen Romanfache, verband poetische und philosophische Darstellung so deutlich und reizend, daß der als Princip aufgestellte Satz: es müsse die Wahl des Stoffs sich auf die christlichen Jahrhunderte beschränken, und besser noch auf die vaterländischen Chroniken — daß dieser Satz unwillkürlich das Gesetz aller folgenden italienischen Romandichter wurde, und durch die Befolgung die er sich zu verschaffen wußte ein treues Heer von Proselyten bildete, deren Einheit klar und deutlich aus ihren Leistungen spricht. Keineswegs der gänzliche Ausschluß des Alterthums war hier mit dieser neuen, beinahe selbstentstandenen Vorschrift gemeint, nein — die Vergangenheit gehört dem Dichter an — die ganze Vergangenheit, wie sie wahrheitsgetreu sich einpuppt in die Gegenwart, wie sie dem Dichterauge die Metamorphose der Zukunft zeigt. Aber diese Vergangenheit darf nicht zum Zerrbilde werden, sie darf nicht als unreife Gegenwart in Rococomaske glänzen, darf ihre Gediegenheit, ihre Kraft, ihr Charakteristisches nicht einbüßen; darin beruht der Hauch des falschen Classicismus, den man künstlich über das in der Gegenwart Geleistete gießen will, der aber nur aus der gründlichen Kenntniß des damals Entstandenen hervorgeht. Zajotti sagt in seiner „Literarischen Bildung der Jugend": „Forschet den Gründen nach aus welchen die Gedichte Homer's und Virgil's unsterblich geworden sind; und wenn ihr diese aufgefunden, dann habt ihr die Poetik des Aristoteles und des Horaz, auch ohne jemals Aristoteles und Horaz gelesen zu haben."

Im weitern Fortgange des neuen durch Manzoni gegründeten und bestimmten Gebiets der Romanliteratur trat als allgemeiner Gesichtspunkt die Doppelrichtung der ideellen und realistischen Auffassung des Lebens und seiner Erscheinungen hervor. An der Spitze glänzt durch sich selbst gegründet und erhalten der historische Roman, als der Sammelpunkt aller übrigen, als der Stammhalter des Geschlechts, als derjenige der unter seinen mächtigen Schwingen den politischen, satirischen, philosophischen, den religiösen und humoristischen beherbergt, und als der einzige der frei von allen metaphysischen Tendenzen die Wahrheit allein im Schilde und im Herzen führt, die Wahrheit treu zu malen als einzigen Zweck verfolgt. Ihm, Manzoni, dem Schöpfer des ersten classisch-romantischen Werkes, bleibt der Ruhm seinen Landsleuten die Augen geöffnet zu haben, und ohne vielleicht selbst ganz einig zu sein über die Art der neuen Behandlung doch eine Schule gegründet zu haben die in sich selbst Fortpflanzung und Kraft fand.

Im J. 1846 trat eine bis dahin unbekannte Schrift Manzoni's, „Sul romanticismo in Italia", ans Licht, eine Abhandlung die, obwol sie leider erst im Druck erschien als der Nestor der italienischen Literatur bereits müde und entkräftet auf seinen Lorbern ruhte, dennoch den Scharfblick und das richtige Gefühl zeigt mit denen Manzoni die Argumente des damaligen Streits auffaßte, obwol eben diese Schrift andererseits den Mangel an Hülfsmitteln und Regeln zeigt die der Matador den Kämpfern an die Hand zu geben im Stande ist, um jeder Partei die rechte Bahn und das einzige wahre Ziel zu weisen. Ohne jene Abhandlung, die in einigen Punkten sehr gelehrt und treffend, in andern unentschieden und flach dasteht, durch eine kräftige, bestimmte Entscheidung zu krönen, wird aus ihr doch die große Tendenz der Umwandelung klar, und so spät wir in den Besitz dieser zu ihrer Zeit prophetischen Schrift gelangt sind, haben wir doch die klarsten Beweise in Italiens literarischen Leistungen, daß der in ihr zu sanft ausgesprochene Endzweck vollkommen erreicht wurde, und so die edle Hoffnung des patriotischen, einsichtsvollen Verf. in Erfüllung ging. Manzoni folgte seinem richtigen Gefühle; von ihm allein geleitet und ausgerüstet mit den glänzenden Gaben seines Schöpfergeistes, mit den tiefen Kenntnissen seiner Volksliteratur und der Bedürfnisse seines Landes, war er dennoch zu schwach als Gesetzgeber aufzutreten, aber stark genug um durch sein erhabenes, würdevolles Beispiel Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen, und seine im Romane so glänzend hingestellten Verbesserungen in Principe der Kunst zu verwandeln, die, blos durch sein richtiges Gefühl angeregt, durch seine Geisteskraft ins Leben gesetzt, durch seine Tüchtigkeit zu Ende geführt, zu den unumstößlichsten Gesetzen wurden, die seine Nachfolger selbst aufgefunden, als solche aufgestellt und sanctionnirt haben. Grossi, Cantù, Azeglio, Rosini, Guerrazzi, Bazzoni, Bar-

bieri und viele Andere desselben Fachs liefern die unbestreitbaren Belege, daß sie aus der neuen Schule hervorgegangen, daß ihnen der große Meister, wenn auch nicht mit seinen Lehren als Gesetzen, doch mit seinem Beispiele vorgeschwebt habe, und daß die aus seinen Leistungen klar gewordene Absicht: Italiens Romanliteratur auf die hohe Stufe der Gediegenheit emporzubringen, auch ihr Stern am Pole, auch der Leitfaden war dessen Spur sie hoffnungsvoll verfolgten, und so ihr Ziel erreichten.

Wie schön der historische Roman alle Nebenzweige in sich vereine und zum harmonischen Kranze verschlinge, haben Guerrazzi's „Battaglia di Benevento" und „Assedio di Firenze" bewiesen, die trotz des kühnen Phantasiespiels, trotz der poetischen Schreibart ihres Verf. dennoch alle Eigenschaften eines Musterromans besitzen, und selbst wieder die Pfropfreiser einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden sind. Deutschland kennt die neuern Leistungen Italiens im Romanfache zu wenig, und unser übersetzungslustiges und übersetzungsfähiges Vaterland, das nur zu oft die Schwachheit der Straniomanie an den Tag gelegt, war hier lau, und hat eine ergiebige Quelle für Druck-, Verleger- und Lesewelt vernachlässigt.

Es gibt vielleicht in keiner Sprache Europas ein Werk das mit einer solchen gleichhaltenden Wärme, mit einer solch unermüdlichen Einbildungskraft durchgeführt wäre als eben diese Romane Guerrazzi's, und von diesen beiden vorzüglich der erstere, in dem die allen Schriftstellern Italiens so schwerfällig anhängende Vaterlandsvisionen weniger als im zweiten an den Tag gelegt sind. Azeglio, der, Guerrazzi's Zeitgenosse, sich in der letzten Zeit ebenfalls dem Wirbel politischer Schwindeleien hingegeben, und Dies in seinen „Lettere sull' Italia" und „Gli ultimi fatti di Rimini" bewiesen hat, war in seinen ersten Leistungen unverkennbar einer der Matadoren der neuen Romanschule, und seine beiden classischen Werke: „Ettore Fieramosca" und „Nicolo de Lapi" stellen ihn mit Recht unter die Großen seiner Zeit, denen es gelungen ist allgemein zu fesseln und zur Nachahmung gleichsam zu zwingen. „Nicolo de Lapi" ist ein Meisterstück der Romanliteratur, „Ettore Fieramosca" das gelungenste historische Gemälde einer Epoche aus dem Mittelalter. Würdig diesen beiden zur Seite stehen Grossi durch seinen „Marco Visconti"; Bazzoni durch seinen „Tolchetto Malaspina", „Castello di Trezzo" und „La bella Celestia"; Cesare Cantù, der durch seine allgemeine „Weltgeschichte" rühmlich bekannte Professor, durch seinen in jeder Beziehung meisterhaft durchgeführten historischen Roman „Margherita Pusterla". Venedig allein, die sonst an literarischen Leistungen so ergiebige Dogenstadt, hatte in diesem Zweige Nichts aufzuweisen, und erst im Jahre 1846 erschien ein Roman von dem durch kleinere Arbeiten bekannten, durch sehr gelungene Uebersetzungen beliebten Puttè, der unter dem Titel „Alba Barozzi" einen höchst interessanten Zeitpunkt der Venetianergeschichte, die Verschwörung Bajamonte Tiepolo's unter dem Dogen Pietro Gradenigo, behandelt. Der junge Autor beurkundet sich durch dieses erste größere Werk im Romanfache als fähig mit den Schriftstellern Süditaliens in die Schranken treten zu können, und obwol seinem Werke der Typus der Manzoni'schen Schule nicht so deutlich aufgedrückt ist als jenen übrigen von denen wir sprachen, so ersetzt die eigenthümliche Art der geschichtlichen Behandlung, die flüssige blumenreiche Sprache, Das was in jener Beziehung zu wünschen übrig bleibt. Die Auffassung sowol als die Durchführung des Ganzen verläßt den feinen historischen Faden nie ganz, wie Das sonst Italiens Schriftsteller so gern und so oft zu thun pflegen, sondern weiß auch in der einfachsten Schilderung eines patriarchalischen Lebens, einer Schäferstunde, das Gepräge des Jahrhunderts in dem er spielt und die Charakteristik jener Zeit wiederzugeben.

Möchte doch diese kleine Wanderung auf dem Gebiete italischer Romanliteratur bei unserm deutschen Publicum den Wunsch erregen den Ausflug etwas tiefer hinein in diese terra incognita zu verlängern, möchten sich unsere deutschen Uebersetzungsclubs überreden lassen, daß es hier neue, unbebaute, reiche Fundgruben und Minen gibt, deren Producte zu Tage gefördert die Bergleute reichlich für ihre Mühe entschädigen würden. Italien klagt nicht mit Unrecht, daß sich Deutschland beiweitem weniger um welsche Literatur bekümmere als man es hier in Italien mit der deutschen thut. Was für eine Unzahl von Uebersetzungen aus dem Deutschen findet man nicht in Italien, wie verschwenderisch wurden nicht die Federn dem Uebersetzer selbst zu Kotzebue'schen Romanen, zu Lafontaine's Novellen, zu Della Rosa's Raub- und Mordgeschichten verwendet, während beinahe Alles was unsere Romanliteratur an Classischem besitzt, theils gut, theils mittelmäßig übertragen, dem italienischen Lesepublicum bekannt geworden ist. Wir Deutschen hätten in diesem Punkte viel weniger Arbeit: des Gediegenen gibt es nur wenig, aber das Wenige lohnt der Mühe bekannt zu sein, und die verschiedenartige Behandlung und Auffassung des Stoffs im italienischen Romane, die in der Uebersetzung, selbst wenn sie nur mittelmäßig ist, nicht verloren geht, könnte einen wohlthätigen Einfluß auf unsere Romanliteratur üben, die aus ihnen so manches Neue, bisher vielleicht Unbekannte schöpfen würde.

H. von Littrow.

Geschichte der Kirche der Waldenser.

Folgendes Werk: „Histoire de l'église vaudoise depuis son origine et des Vaudois de Piemont jusqu'à nos jours, par *Antoine Monastier*" (2 Bde., Lausanne 1847), wird Freunden der Kirchengeschichte von Interesse sein. Die Kirche der Waldenser in den Thälern von Piemont läßt ihren Ursprung bis zu den ersten Zeiten des Christenthums hinaufsteigen, und behauptet, sie habe die wahren evangelischen Lehren in ihrer ursprünglichen Reinheit immer bewahrt. Was ziemlich wahrscheinlich scheint ist, daß sie schon gegen Anfang des 9. Jahrhunderts existirte, zu der Zeit als Claudius, Bischof von Turin, von dem sie ohne Zweifel abhing, sich gegen die Einführung der Heiligenbilder in die Kirchen mit Kraft erhob.

Sie gehörte ohne Zweifel zu der anfangs ziemlich zahlreichen Partei welche die Neuerungen die man unvermerkt in den Gottesdienst hineinzuschmuggeln suchte, um ihn dem unwissenden und abergläubischen Haufen zugänglicher zu machen, tadelte und zurückwies. Wie es ihr bei der allgemeinen Hinreißung gelang sich zu erhalten, weiß man nicht. Vielleicht daß ihre dunkle und entfernte Stellung im Schoose der Gebirge die Aufmerksamkeit hinderte sich auf sie zu richten, und ihr erlaubte das Band welches sie an die römische Hierarchie festhielt ohne zu große Schwierigkeit zu zerreißen. Vielleicht ließen die Unruhen welche die Kirche bewegten, und die großen Begebenheiten welche während des 9.—11. Jahrhunderts Europa beschäftigten diese kleine, ihrem ursprünglichen Glauben treue Heerde vergessen. Wie Dem auch sei, so beweisen zuverlässige Urkunden das Vorhandensein der Kirche der Waldenser im Anfang des 12. Jahrhunderts. Es sind Manuscripte, von denen eins die Uebersetzung des Neuen Testaments in die romanische Sprache enthält; ein anderes, von 1100 datirt, enthält die Katechismuslehre der Waldenser; ein drittes, von 1120, der „Antichrist" betitelt, bietet die Widerlegung der römischen Glaubenslehren und Gebräuche dar. Es liegt mithin auf der Hand, daß die Waldenser zu der Zeit von Rom getrennt waren, und man kann annehmen, daß ihr Eifer sie antrieb ihre Lehre fortzupflanzen; denn bald nachher sieht man alle Ketzer, gegen welche die Verfolgung in Frankreich und anderswo sich richtete, unter ihrem Namen bezeichnet. Zweihundert Jahre ungefähr vor der Reformation Luther's zogen die Waldenser von Piemont, als ein Rest der Ketzerei denuncirt, die Aufmerksamkeit der Inquisitoren auf sich, und von da an bis zu den neuern Zeiten bietet ihre Geschichte nichts Anderes als eine lange Reihe unerhörter, mit wahrhaft heroischem Muth ertragener Leiden dar. Dieses Völkchen einfacher und armer Menschen, denen man keine andern Verbrechen als ihren unerschütterlichen Glauben vorzuwerfen hat, ist Jahrhunderte lang der Gegenstand der hassenswerthesten Bedrückungen, der ungerechtesten und barbarischsten Mishandlungen. Man verflucht sie, confiscirt ihr Vermögen, raubt ihre Kinder oder umstellt sie wie wilde Thiere, ohne im Stande zu sein sie zur Verleugnung Dessen was sie als die christliche Wahrheit betrachten zu bringen. Endlich bringt man sie dahin in Masse auszuwandern, um in den Cantonen der Schweiz, wo die Reformation ihnen gute Aufnahme und lebhafte Sympathie sichert, eine Freistätte zu suchen. Aber das Brot des Exils ist immer bitter, und überdies wird die auf so weiten Grundlagen geübte Gastfreundschaft bald eine zu schwere Last für Regierungen deren Hülfsmittel beschränkt sind. Nachdem die Waldenser sich einige Zeit in der Schweiz aufgehalten, wenden sie sich nach Deutschland. Da ergreift sie die Verzweiflung; sie bilden den kühnen Plan in ihre Thäler zurückzukehren, verabreden eine Zusammenkunft an den Ufern des Genfersees, aber Bern weist sie ab. Dessenungeachtet geben sie ihren Plan nicht auf nach Piemont zurückzukehren, und ihre alten Wohnsitze mit bewaffneter Hand wieder zu erobern, welches ihnen unter Anführung des tapfern Arnaud endlich gelingt.

Nach unendlichen Leiden sehen die Waldenser, denen keine Widerwärtigkeit den Muth hatte nehmen können, ihre lieben Thäler wieder, und erhalten einen ehrenvollen Frieden, dessen sie sich auf eine edle Weise würdig zeigen, indem sie ihre kleine Armee sogleich zur Verfügung ihres Oberherrn stellen, um ihm zu helfen seine Staaten gegen eine fremde Invasion zu vertheidigen. Die unveränderliche Treue, welche immer der charakteristische Zug der piemontesischen Waldenser war, hinderte jedoch nicht, daß die religiöse Unduldsamkeit an wiederholten malen neue Verfolgungen gegen sie richtete. Allein die Verwendung der protestantischen Mächte, berufen eine immer wichtigere Rolle in der europäischen Politik zu spielen, verhinderte wenigstens die Rückkehr der alten Excesse. Man versuchte zwar gewisse Edicte, welche die Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkten, und welche ihnen verboten Grundeigenthum zu erwerben außerhalb der engen Grenzen worin ihre zunehmende Bevölkerung sich einschließen sollte, wieder zu erneuern; aber Dank sei es den aufgeklärtern und wohlwollendern Absichten des jetzigen Königs, diese Maßregeln haben keine Folge gehabt, und die Waldenser können eine bessere Zukunft für die sittliche und materielle Entwickelung ihrer Thäler hoffen. Der Abriß der Geschichte der Waldenser von Monastier verdient mit dem lebhaftesten Interesse gelesen zu werden. Er ist einfach und ruhig geschrieben, und trägt das Gepräge des wahrhaft religiösen Geistes, der die Waldenser immer beseelt hat. Unter die Belege hat der Verf. die vornehmsten Schriften ihrer Kirche eingeschaltet, nämlich die edle Lehre, Auszüge aus mehren Dichtern, den „Katechismus", das „Glaubensbekenntniß", den „Antichrist" und das „Fegefeuer". 41.

Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen.

Vor einem oder zwei Jahren erschien in London eine englische Uebersetzung von sechs Schauspielen obengenannter hoher Frau. Mistreß Jameson hatte sie besorgt und außer einem zierlichen Vorworte und erläuternden Anmerkungen auch eine Lebensskizze der Verf. beigefügt. Die Kritik benahm sich gegen beide Damen sehr artig; Nichts unterblieb dem Buche Eingang zu verschaffen. Dennoch schlug Alles fehl und die Verlagshandlung kam in Verlust. Daß dessenungeachtet eine andere sich bewogen gefunden eine namenlose Uebersetzung von abermals sechs Schauspielen derselben Dichterin auf den Markt zu bringen („Six dramas illustrative of German life. From the original of the princess Amalie of Saxony", London 1848), erklärt das „Athenaeum" einigermaßen durch die Bemerkung: es sei „ein Unternehmen der Liebe, nicht der Gewinnlust". Sein Urtheil gibt es dann in Folgendem: „Die Schauspiele der Prinzessin Amalie haben sämmtlich eine starke Familienähnlichkeit. Sie endigen meist mit einer Ueberraschung. Deutschen Zuschauern mag diese Art dramatischer Lösung gefallen, bei englischen wird sie neun mal unter zehn kein Glück machen. Der Kampf der Leidenschaft und das Wechselspiel der Laune sind in Gefahr überflüssig zu erscheinen, wenn im Momente der Entscheidung ein neues Element in die Intrigue eintritt, wenn der Held in welchem wir bis dahin ein Musterbild männlicher Zärtlichkeit erblickt sich im Besitze einer Kehrseite zeigt, als Einer welcher das Dasein einer Gattin aufs Spiel gesetzt um einen schwachen Freund anzustacheln stark zu werden, oder welcher seine eigene Liebesangelegenheit im Hintergrunde gehalten um die von Jemand Anderm in den Vordergrund und dadurch in helles Licht des Verständnisses zu schieben. Wer ein Schauspiel der Prinzessin Amalie gelesen und sich in solcher Weise getäuscht gesehen, der wird bei fernerer Begegnung sich der Besorgniß nicht erwehren können, daß sie ihm das Ganze ihres Personals verschweigt, es wird ihm sein wie nervösen Menschen in der Nähe einer Elektrisirmaschine, sie erwarten einen Schlag, ohne zu begreifen woher er kommen könne.... Dieser Mangelhaftigkeit gegenüber steht richtige Charakterentwickelung. Das ungebildete Mädchen das so klug ist sich einen Gelehrten zum Gatten zu wählen, der verzogene Erbe von Scharfeneck, dessen Launen zu Geißeln für ihn werden, die «junge Dame vom Lande» in ihrem vorsündflutlichen Brautkleide, die todte Sprachen liest und ihres Vaters Güter verwaltet: alles Dies sind getrennte und wahrscheinliche Persönlichkeiten. Die Umrisse mögen schwach sein, aber sie sind klar und selbständig. Man kann sagen, dem Dialoge fehle häufig die Spitze,... so lange indessen kein Congreve ein blitzendes Zweigespräch zurückführt oder ein Sheridan redivivus ein neues Feuerwerk von Erwiderungen und Witzworten abbrennt, können wir uns sehr gern begnügen auf der Bühne so sprechen zu hören wie im täglichen Leben.... Doch Eins darf nicht unerwähnt bleiben. Das Buch kann unbedingt der Jugend gestattet werden." 10.

Bibliographie.

Arnold und seine Zöglinge. Eine Geschichte aus dem dritten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bayern und Pfalz, Gott erhalt's! Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Bergan! Novellensammlung von R. W. L. C. v. Keudell. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr.

Curtius, G., Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniss zur classischen Philologie dargestellt. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kerner, J., Die Bestürmung der würtembergischen Stadt Weinsberg durch den hellen christlichen Haufen im J. 1525 und deren Folgen für diese Stadt. Aus handschriftlichen Ueberlieferungen der damaligen Zeit dargestellt. Neue Auflage. Heilbronn, Landherr. 8. 5 Ngr.

Marheineke's, P., theologische Vorlesungen. Herausgegeben von S. Matthies und W. Vatke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Christliche Symbolik oder comparative Darstellung des katholischen, lutherischen, reformirten, socinianischen und des Lehrbegriffs der griechischen Kirche; nebst einem Abriß der Lehre und Verfassung der kleineren occidentalischen Religions-Partheien. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Oden der Gegenwart. Düsseldorf, Buddeus. 8. 22½ Ngr.

Pipitz, F. E., Verfall und Verjüngung. Studien über Oesterreich in den J. 1838—1848. Zürich, Schultheß. Br. 8. 26 Ngr.

Schulze, E., Gothisches Glossar. Mit einer Vorrede von *J. Grimm*. Magdeburg, Baensch. Gr. 4. 7 Thlr.

Stupp, H. J., Pius IX. und die katholische Kirche in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung des Hermesianismus. Solingen, Amberger. Gr. 8. 18 Ngr.

Weinholz, A., Schicksale einer Proletarierin. Eine Neujahrsgabe für reiche Leute. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 21 Ngr.

Wenzig, J., Ein Wort über das Streben der böhmischen Literaten. Prag, Rziwnatz. 12. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Armbrustschütze auf dem Aarbergergaßbrunnen. Den Wehrmännern des Vaterlandes geweiht. Bern, Jenni, Vater. 16. 6 Ngr.

Auswanderung als einziges natürliches Mittel die jetzige und folgenden Generationen vor Armuth und Elend zu bewahren für Alle, welche die Noth im Vaterlande drückt, und Alle, welche die Mittel und den guten Willen besitzen, derselben abzuhelfen. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 8. 4 Ngr.

Benda, v., Der Preußische Verfassungs-Entwurf vom 20. Mai und seine Quelle. Potsdam, Janke. Gr. 4. 5 Ngr.

Bethmann-Hollweg, A. v., Vorschlag einer evangelischen Kirchenversammlung im laufenden Jahre 1848. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Polnische Bewegung in Posen. Brief eines Deutschen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 3 Ngr.

Blum, L. v., Die Armee und die Gegenwart. Ein Wort zur Beherzigung. 3te Auflage. Erfurt, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Offener Brief an alle Innungsgenossen Deutschlands sowie zugleich an alle Bürger und Hausväter. Von 22 Innungen zu Leipzig. Leipzig, Matthes. 8. 5 Ngr.

Belgisches Communalgesetz vom 30. März 1836. Mit Berücksichtigung der Veränderungen und Zusätze durch die Gesetze vom 30. Juni 1842, 1. 5. und 31. März, 13. April und 20. Mai 1848. Berlin, Schroeder. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Französischen Constitutionen von 1791, 1814 und 1830 nebst Robespierre's Erklärung der Menschenrechte, aus dem Französischen wörtlich übersetzt. Berlin, Sacco. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift über die Verhältnisse des Herzogthums Limburg. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Francke, A., Ueber Reform der Verfassung der evangelischen Kirche im Königreich Sachsen. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 4 Ngr.

Frank, J., Erzherzog Johann von Oesterreich der Deutsche Reichsverweser, und sein bisheriges Verhältniß zum deutschen Volke. Nach glaubwürdigen Quellen mitgetheilt. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 5 Ngr.

Franz, J., Die Didaskalie zu Aeschylos Septem contra Thebas. Ein Prooemium für den Lections-Katalog der Universität in Berlin 1848/49. Nebst einem Vorwort, welches ein Document zur Charakteristik des Hrn. Prof. Lachmann enthält. Berlin. Gr. 4. 6 Ngr.

Gebhardt, H., Beitrag zur Organisation der Auswanderung oder Grundzüge eines Plans zur Gründung einer Colonisations- und Auswanderungs-Gesellschaft in Nürnberg. Nürnberg, F. Campe. Gr. 8. 3 Ngr.

Geheime Geschichte der Schilderhebung Italiens gegen Oestreich, von ****. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Glorie Heckers. 1ste bis 4te Auflage. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 Ngr.

Hahnemann, C. F., Die über den Erdboden hereingebrochene Sündfluth der geistigen Gewässer. Jena, Frommann. 8. 1½ Ngr.

Kapp, Ottilie, Offener Brief an meine teutschen Mitschwestern. Arnsberg, Ritter. 8. 2½ Ngr.

Kletke, G. M., Entwurf zu einem Verfassungsgesetz auf den breitesten Grundlagen für den Preußischen Staat. Einer Hohen constituirenden National-Versammlung für Preußen vorgelegt. Berlin, Gurp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Koscielski, W., Widerlegung der offiziellen Nachweisung des General von Colomb, den Bruch der Convention vom 11. April betreffend und einige Worte über die aktenmässige Darstellung der Polnischen Insurrection im J. 1848 des Majors v. Voigts-Rhetz. Berlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Langsdorff, C. v., Erzherzog Stephan, Palatin von Ungarn, und über die Verflechtung der Geschicke Ungarns mit den Geschicken Deutschlands. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meyr, M., Zwei Kammern oder Eine? Was verlangen die Zustände und Aufgaben der größern Deutschen Staaten, insbesondere des Preußischen? Berlin, Decker. Gr. 8. 6 Ngr.

Regelein, C. v., Kurzgefaßte geschichtliche Darstellung des Postwesens in Deutschland. Als Einleitung zur Beantwortung der Frage über die Bildung eines gemeinsamen deutschen Postwesens entworfen. Breslau. 12. 2 Ngr.

— — Entwurf der Grundzüge einer Verfassung der deutschen Posten und deren Centralisation. Ebendaselbst. 12. 2 Ngr.

Nierenstein, J., Einige Worte an den Parnes von de Herren Vertreter des Volks und an de ganze Kille dort obben. Deßau, Fritsche. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Skandinavisches Portfolio. Nr. 2. — A. u. d. T.: Preußen und der deutsche Bund gegen Dänemark. Leipzig, Lork. Gr. 8. 10 Ngr.

Republik oder konstitutionelle Monarchie? Altenburg. 8. 2½ Ngr.

Richter, A. L., Welche Maßregeln hat Preußen in militairärztlicher Beziehung in diesem Augenblicke zu ergreifen. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 4 Ngr.

Seuffert, J. A., Die deutschen Verfassungsreformen. Patriotische Reden und Betrachtungen. München, Kaiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Oeffentliche Stimmen edeldenkender Deutschen aus dem Großherzogthum Posen. Berlin. Gr. 4. 1½ Ngr.

Wuttke, H., Deutschlands Einheit, Reform und Reichstag. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Beurtheilung der polnischen Frage im Grossherzogthum Posen im J. 1848. Berlin. Gr. 4. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 230. —— 17. August 1848.

Neue deutsche Dichter.

1. Auf der Wartburg. Dichtungen von Adolf Böttger. Leipzig, Lorck. 1847. 16. 12½ Ngr.

Wir beginnen diese Kritik einer Reihe von Dichtern, die zum größten Theil eben erst auf dem deutschen Parnaß aufgetaucht sind, mit einer kleinen Gabe des in der literarischen Welt schon rühmlichst bekannten Uebersetzers von Byron. Dieselbe wird gewiß Vielen willkommen sein; denn sie enthält eine recht anmuthige Reminiscenz an das schöne Sängerfest in Eisenach, zu welchem sich im vorigen Jahre die Glieder des so arg zerstückten thüringischen Stammes zusammenfanden, und in mannichfacher Weise die Sehnsucht nach Vereinigung der deutschen Stämme und der gesammten Nation aussprachen. Der Dichter sendet zuerst einen warmen, lebensfrischen „Gruß" an die Freunde in Thüringen, und reiht dann an diesen einige Lieder und romanzenartige Dichtungen, in welchen er die Eindrücke ausspricht welche das poetische Fest in so reizender Natur und auf einem Boden so reich an historischen Erinnerungen auf sein empfängliches Gemüth machte. Nicht ausführliche, plastische Schilderungen, sondern nur kurze, aphoristische Andeutungen vergegenwärtigen den Reiz der herrlichen Waldgegend und die Eigenthümlichkeit des Festes; es herrscht durchweg eine so edle, bilderreiche Sprache, die Verse sind so melodisch, Gefühle und Situationen so mannichfach, daß wir mit Wohlgefallen und gesteigertem Interesse von einem Gedichte zum andern fortschreiten. Besonders anzuerkennen ist die Leichtigkeit mit welcher der Dichter Vergangenheit und Gegenwart, Natur und Menschenleben in Einklang bringt. Selbst da wo er sich im Labyrinth vergangener Zeiten verloren zu haben scheint, weiß er schnell und passend zu den Kämpfen und Freuden der Gegenwart zurückzukehren. Dies ist namentlich der Fall in den Gedichten welche sich unter der Ueberschrift „Wartburg" finden und die Hauptmomente der thüringischen Geschichte berühren, besonders aber das Andenken Luther's feiern. Das letzte derselben, eine Nachbildung des Luther'schen „Eine feste Burg rc.", versetzt uns ganz auf den kirchlichen Boden der Gegenwart; es ist aber leider so matt, daß es weder den Manen des großen Reformators noch einer der heutigen Parteien gefallen wird. Beiweitem besser ist das folgende „Gebet". Es lautet:

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freud'ge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie auf deinen stillen Hügeln,
Natur! von dir allein belauscht,
Und betend fühl' ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht.

Wie sich dem Sohn aus Juda's Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt,
So in des Waldes grüner Flamme
Seh' ich dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn' ich deines Auges Licht,
Und in der Blume die ich küsse
Küss' ich dein heil'ges Angesicht!

Durch Frische der Empfindung und Lebendigkeit der Darstellung zeichnet sich besonders folgendes aus (S. 63):

Auf dem Heimweg.

Der ich so fröhlich eingetreten,
Wie liegt auf mir so schwer die Stadt!
Zu einer Rose muß ich beten
Die Marmorkält' im Herzen hat.

Sie haucht in mich der Liebe Funken,
Und hat mich doch kaum angeblickt,
Ich hab' ihr freundlich zugetrunken,
Und kaum hat sie mir zugenickt.

Und könnt' ich ihr ein Ständchen bringen
Mit liebeschütternder Gewalt,
Die Fenster würd' ich wol durchklingen,
Doch nicht ihr Herz, so schön, so kalt.

Still blick' ich in des Mondes Scheibe,
Die Seele schwimmt im Silberlicht,
Und träumt sich bei dem schönen Weibe
Der Liebe süßestes Gedicht.

Ich seh' sie auf dem Divan sitzen,
Wie ihre Brust vor Sehnen schwillt;
In ihrem Auge seh' ich blitzen
Die Perle die dem Andern gilt.

O! vor ihr nieder möcht' ich sinken,
Sanft küssen ihre Lilienhand,
Und ihre heiße Thräne trinken,
Die sich der Wimpern Nacht entwand.

Ihr schwören möcht' ich meine Liebe
Im wonnedurst'gen Liebeskuß,
Und wie ich ewig treu ihr bliebe —
Und doch schon morgen wandern muß!

Vor Allem aber gebührt der Vorzug dem Gedicht „Nachts in Eisenach" (S. 13). Mit den anmuthigsten Farben malt hier der Dichter seinen Traum aus, wie die heilige Elisabeth früh Morgens von der Wartburg herniedersteigt die Armen zu speisen, und wie der Inhalt ihres Korbes sich den Augen des barschen Gatten in Rosen verwandelt darstellt. Auf das Erstaunen über dies Wunder folgt unmittelbar das plötzliche Erwachen des Dichters bei den Tönen der schon durch die Straßen ziehenden Sänger, und damit erhält das Ganze seinen überraschenden Schluß.

2. Psychorama eines Scheintodten. Leipzig, Thomas. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ausstattung und Titel dieses Werks verdienen das ungetheilteste Lob. „Geisterschau eines Scheintodten!" Welch treffende Bezeichnung für die Expectorationen eines Ritters der vor langer, langer Zeit so fest eingeschlafen war, daß man ihn als Scheintodten begrub, und der nun, nachdem er Jahrhunderte hindurch von seinen kühnen Thaten und minniglichen Wonnen beim letzten Turnier geträumt hat, plötzlich durch das wirre Getöse des Vereinigten Landtags im vorigen Jahre aufgeweckt wird. Ohne Ahnung Dessen was seitdem in der Welt geschehen gibt er seinem naiven Erstaunen Worte, und spricht sich über Personen und Zustände der Gegenwart so aus wie sie ihm durch die bestaubten Fenster seiner ukermärkischen Ahnengruft erschienen. Er thut es in sechs Abtheilungen: 1) „Meine Laren", 2) „Lebende Bilder", 3) „Das Stammbuch", 4) „ABC und Leseübungen", 5) „Lehrgedichte", 6) „Erinnerungen." Den sublimen Geist, die exclusive Weltanschauung und die exquisite Sprache dieses Dichters zu veranschaulichen dürfte kein geeigneteres Mittel sein als ihn selbst redend einzuführen. Wir theilen also ein Gedicht der ersten Abtheilung vollständig mit (S. 20):

Mein Garten.

Es blüht vom Felsenwall umringt
Mein Garten auf in stiller Luft,
Dem träumerischen Herzen gleich
Im Schutz der starken Männerbrust.

Uralter Eichen fester Stamm
Hat manchen Sturm hier abgewehrt,
Wie in den Leiden dieser Welt
Der Glaube seine Kraft bewährt.

Es schmiegt um die Veranda sich
Der Blume süße Herrlichkeit,
Wie der Gefühle Zauberei
Der Seele Duft und Farbe leiht.

Dort hab' ich oft um Mitternacht
Der Blumen Nachtgebet belauscht,
Und bei dem Amen mich geneigt,
Das durch die Blätter hingerauscht.

Doch sollt' es so nicht immer sein!
Es war nach einem Tag voll Glut;
Ich ging hinab im Mondenschein:
Da ward mir wunderlich zu Muth.

Es wallt' ein Nebel auf und ab,
Bald hoch und schmal, bald flach und breit;
Es war Etwas wie ein Gespenst;
Es war ein Geist!... der Geist der Zeit.

Er trat die Blumen ohne Scheu,
Zunächst die seltenen und hoh'n:
Die mittelmäß'gen lachten schlau,
Und murmelten: „Constitution."

Den Kleinen gab er etwas Thau,
Da überströmten sie zum Lohn
Von eklem Duft, und durch die Reih'n
Ging's auf und ab: „Constitution!"

Und eine Königskerze stand
Auf ihrer Höhe, fast allein!
Sie überragte um den Kopf
Die Zwerge alle, groß und klein.

Am Purpurmantel war ein Saum
Von Liebes-Rosen ohne Dorn,
Und ihre nächste Mannschaft war
Ein Kranz von blauen Rittersporn.

Sie sprach: „Jedweder Blum' ihr Recht!
Der Boden dem sie angestammt!
Das Maß von Thau, der Grad von Licht,
Worin ihr Kelch am reinsten flammt.

Zwar gab der Himmel über uns,
Um es zu richten himmelwärts,
Jedwedem Herzen seine Noth,
Doch mir für jede Noth ein Herz!"

Als die Kartoffeln Dies gehört,
Da stammelten sie erst recht verworr'n,
Und riefen dann: „Wir wollen steh'n
Dort drüben bei den Rittersporn!"

Dies Feuer blies ein Kohlkopf an.
(Man nennt ihn Herr Regierungsrath).
Er sprach: „Die deutsche Blum' ist stets
Im Worte kühn und frei von That."

Als er so gar erhaben sprach,
Da rief ein Jeder aus: „O schön!"
Nun stieg der Lärm so bunt und kraus,
Daß ich entschlief und zwar im Steh'n.

Am andern Morgen bin ich gleich
Nach den Kartoffeln hinspaziert,
Zu dem Geheimen-Kohlkopf auch:
Er war im Dunkeln avancirt.

Die hehre Königskerze stand
In ihrer angebor'nen Pracht,
Obgleich ein Leuchtwurm ihr Bereich
Entheiligt hatte über Nacht.

Den kleinen Herweg spürte man
Am Boden noch durch manchen Fleck;
Ich fand auf mehr als einem Blatt
Noch ein'ge Spur von seinem Dreck.

Die Königsblume sah getrost
Vom Sonnenlicht beseelt empor:
Es küßte sie der Lerche Lied,
Und schöner war sie denn zuvor.

Wohl dir, edler Ritter, wenn du in Folge solcher Aergerniß endlich zur ewigen Ruhe eingegangen und so fest entschlafen bist, daß der Kanonendonner der März-

tage dich nicht abermals zu einem qualvollen Erwachen aufgerüttelt hat.

3. Erinnerungsblätter. Neue Kränze um wohlbekannte Bilder von Luise von Duisburg. Danzig, Gerhard. 1847. 8. 10 Ngr.

Durch Bescheidenheit der Ausstattung sowie der Gesinnung steht dies Prädicat adeliger Poesie im geraden Gegensatz zu dem vorigen. Die Dichterin hat ihre Aufgabe, Gemälde poetisch zu umschreiben, im Ganzen mit feinem Takte gelöst und den Unterschied zwischen poetischer und malerischer Darstellung wohl beobachtet. Durch sinnige Betrachtung und lebendige Schilderung, durch geschickte Darlegung der im Gemälde angedeuteten Motive und Situationen und durch treffliche Nachahmung des in einem jeden herrschenden Tons zeichnen sich besonders aus: „Das Kind auf der Klippe" (S. 51); „Die Alhambra" (S. 31); „Das genesende Kind" (S. 51); „Eine alte Jungfer in ihrem Stübchen" (S. 51); „Das Alpenglühen" (S. 69). Ein liebenswürdiges, echt weibliches Gemüth, voll Zartsinn und echter Religiosität, strahlt aus allen Gedichten entgegen. Ihre Schwächen sind: öfteres Heruntersinken zu Prosa in Anschauung und Sprache; unreine Reime, Verstöße gegen die Prosodie, namentlich öfteres Betonen der Endsylben, z. B. S. 50:

> Aber freudigé Erhebung
> Hat die göttlichére Weihe — —
> Nicht vergängliché Gestaltung — —

Auch stößt man hier und da auf unpoetische, verworrene Satzfügungen (S. 59):

> Gewaltig von des Feuers Macht bezwungen,
> Wird, vor dem huldigend sich Alles beugt,
> Wenn es der Erde mühvoll abgerungen,
> Aus Schlacken erst des Goldes Glanz erzeugt.

4. Gedichte von Reinhold Seubert. Ulm, Rübling. 1847. 8. 14 Ngr.

Diese kleine Sammlung enthält den poetischen Nachlaß eines früh Verstorbenen, wie das einleitende Gedicht des herausgebenden Freundes aussagt. Sie beginnt mit einem Trostgedicht, dem dann Reminiscenzen und Klagen verlorener Liebe in lyrischen Gedichten und kurzen Balladen folgen; eine Abtheilung schwingt die Geißel der Satire über die Philister, namentlich die würtemberger Pietisten; das Ende bilden kurze Lieder voll Grabessehnsucht. Trotz der Monotonie, die über dem Ganzen herrscht, ist poetische Begabung nicht zu verkennen. Das Ausmalen innern Wehes, die überraschende Contrastirung und geschickte Parallelisirung gemüthlicher Zustände mit dem Naturleben, der kunstlose, schwunghafte Rhythmus, die frische Sprache und die einfache, oft einförmige Gliederung der Sätze, die Kürze, mehr andeutende als schildernde Erzählung, das häufige Ausmalen von Träumen, Ton und Stimmung im Ganzen erinnern unwillkürlich an Heine's Lieder der frühern Periode. Eins der anmuthigsten Gedichte ist folgendes (S. 25):

> Warum blickt dein Auge trübe,
> Wenn es in das meine schaut?
> Und du sprichst: es ist die Liebe,
> Die das Auge mir bethaut.
>
> Und du sprichst: es weint die Blume
> An des Frühlings warmer Brust,
> Und sie weint die Silbertropfen
> Nur vor Lieb' und Liebeslust.
>
> Und ich küss' die Liebesthräne
> Von der zarten Wange ab —
> Und die Sterne, stille Lauscher,
> Lächeln mild auf uns herab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig XIV. in seiner Jugend.

Giovanni Batista Nani, venetianischer Botschafter am französischen Hofe in den J. 1659—60, entwirft in seiner zu Anfang 1661 dem Senat vorgetragenen Relation über die Zustände des Landes, welches er schon während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. durch längern Aufenthalt kennen gelernt hatte, folgendes Bild der Person, Gaben und Lebensweise des jungen Königs:

„Ludwig XIV., seit dem 5. September in sein 23. Lebensjahr getreten, ist ein Herr von sehr schönem Aeußern, von hoher und wohlproportionirter Gestalt, von dunkelm Haar und einer Miene welche Majestät zugleich und Anmuth ausdrückt. Hätte das Geschick ihn nicht als großen König geboren werden lassen, so würde doch Natur ihm immer das Aussehen eines solchen verliehen haben, während sie ihm glänzende und seltene Eigenschaften gab. Er ist sehr fromm, von unverdorbenen Sitten und rechtlicher Gesinnung; zum Kriege ist er geneigt und würde bereits in den letzten Jahren Mühen und Gefahren sich ausgesetzt haben, wäre er durch Mutter und Minister nicht mit Gewalt zurückgehalten worden. Jetzt sagt er, daß, wenn einmal Nachkommenschaft da sei und die Zeit neue Kriege bringe, er sicherlich in Person an denselben theilnehmen werde: da aber sein Heldensinn mit Klugheit gepaart ist, so wird es den Ministern nicht schwer fallen ihn vorkommenden Falls eines Andern zu bereden. Seine liebste Beschäftigung ist übrigens das Militairwesen und den erwünschtesten Zeitvertreib gewährt ihm seine Compagnie von 300 berittenen Musketieren, welche eine Bildungsanstalt für gewählte Edelleute und gute Offiziere ist. Seine Majestät ist deren Hauptmann, stellt sich an ihre Spitze und läßt sie exerciren und Evolutionen ausführen. Sonst sind Jagd, Tanz, Ballspiel und Karten, die er sehr liebt, die Gegenstände mit denen er seine Zeit ausfüllt, in einem Alter in welchem große Fürsten sich gewöhnlich einbilden sie seien nur auf der Welt um sich zu vergnügen und Nichts zu thun. Er nimmt indeß gern von den Geschäften Kenntniß, obschon er sich zur Leitung derselben zu jung und unerfahren glaubt; er liebt das Geheimniß und weiß sich mit großer Geschicklichkeit zu verstellen: Niemand hat ihn je im Zorn die Miene verändern gesehen oder ihn murren oder eine Unwahrheit sagen gehört, selbst nicht im Scherz. Gegen Alle zeigt er die größte Gleichgültigkeit, sodaß von Dienstleuten keiner sich eines Worts der Vorliebe oder Vertraulichkeit rühmen kann: eine seltene Erscheinung bei jedem großen Fürsten, wunderbar aber bei einem in der Blüte der Jahre stehenden, vom Glück verzogenen Monarchen. Deshalb wird er vom ganzen Volke sehr verehrt, und man hegt die Hoffnung, daß er, an Alter und Erfahrung reifer, nicht nur einer der glorreichsten, sondern auch der besonnensten Fürsten werden werde welche in diesem Lande das Scepter getragen haben. Seine Mutter (Anna von Oestreich) verehrt er auf das höchste und handelt nie gegen ihren Rath und Autorität. Er liebt seinen Bruder (Philipp, Herzog von Anjou, Vater des Regenten) mit großer Zärtlichkeit, seine lebendigsten Empfindungen aber gehören dem Cardinal (Mazarin), dem er nicht etwa gezwungen die Autorität überläßt, sondern zu welchem, man muß es gestehen, eine geheime Sympathie ihn zieht, während eine Unterordnung von

Geist und Willen stattfindet, welche allein die Abhängigkeit eines großen Fürsten vom Genius eines Privatmanns zu erklären vermag. So läßt er ihm die unbeschränkte Verfügung über alle Regierungsangelegenheiten und gänzliche Machtvollkommenheit selbst in Dingen die seine eigene Person betreffen; der ihm innewohnenden Autorität sich entäußernd kann er nie ohne ihn sein; er sieht ihn mehrmals am Tage und handelt sogar in Kleinigkeiten, in Dingen worin er nur seinen Geschmack zu befragen brauchte, nach des Cardinals Winken, man darf sagen Vorschriften. Er hört nicht von Geschäften reden oder um eine Gnade bitten ohne Alles dem Cardinal zuzuweisen oder höchstens eine Verwendung bei demselben zu versprechen. Kaum steht der König Morgens auf, so hält er eine halbe Stunde lang andächtig Gebet. Sobald er sich dann angekleidet hat, was nach der Hofsitte öffentlich geschieht, begibt er sich zum Cardinal, entweder in dessen Gemächer im königlichen Palaste oder in dessen eigene Wohnung; oft wiederholt er den Besuch nach der Mahlzeit und Abends. Dies geschieht ohne Ceremonie und in engster Vertraulichkeit. Der Cardinal geht nicht aus und begleitet ihn nicht; ist er beschäftigt, so verschmäht der König nicht zu warten; muß er den Ministern Audienz geben, so bleibt der König einen Moment, sagt ihm guten Tag und geht. Gewöhnlich aber währen die Unterredungen stundenlang, und in diesen unterrichtet der Cardinal ihn von Allem, theilt ihm Alles mit und wirkt so auf seinen Geist, daß, da Se. Majestät positive Kenntnisse und feste Grundsätze hat und Alles empfängt was aus einem so großen Manne Geheimes und Geistvolles hervorgeht, es keinem Zweifel unterliegt, daß er ein glorreicher Monarch werden wird, wenn er nicht der Leitung irgend eines andern Ministers anheimfällt."

In dieser Erwartung hat Nani sich nicht geirrt, wie er auch Anderes im Charakter Ludwig's XIV. richtig auffaßt. Als der Cardinal Mazarin kurze Zeit nachdem die erwähnte Relation verfaßt worden, am 9. März 1661, starb, begann für den König ein neues Leben; denn er nahm nun, wie man weiß, die Leitung der Geschäfte selbst in seine Hand, und kein Premierminister im Sinne der beiden berühmten Cardinäle hat unter ihm regiert. Nani bezeichnet Michel Letellier und Hugues de Lionne als Diejenigen welche Mazarin sich als Nachfolger wählen könnte: welchen Einfluß sie ausgeübt haben, ist bekannt. Im folgenden Jahre 1662 zeigte sich bereits des Königs Begierde Frankreich zu vergrößern, in dem Erbvertrag den er mit Lothringen schloß, in dem Bündniß mit Holland, welches ihm den Angriff auf die spanischen Niederlande erleichtern sollte, und in dem Vertrage mit England behufs der Restitution von Dünkirchen und den übrigen Orten an der flandrischen Küste.

Giovanni Batista Nani, dessen Vater Botschafter in Rom gewesen, wurde 1616 geboren und starb als Procurator von S.-Marco 1678. Er war zwei mal Botschafter in Frankreich, zwei mal in Deutschland bei Ferdinand III. und Leopold I., und wohnte dem Pyrenäenfrieden (1659) als Bevollmächtigter der Republik bei. Zum Historiographen seiner Heimat ernannt, schrieb er eine venetianische Geschichte, welche 1720 gedruckt ward. Ein kleiner Theil der Relation aus welcher die obige Charakterschilderung entlehnt ist ward von A. Bulifon in seiner Briefsammlung mitgetheilt: den vollständigen Abdruck veranstaltete der bekannte Archäologe Marchese Melchiori in der römischen Zeitschrift „Il saggiatore", II. Die in den jüngsten Jahren so sehr bereicherte Literatur der venetianischen Gesandtschaftsberichte erhält dadurch einen erwünschten Zuwachs. Die von Alberi in Florenz begonnene, von T. Gar fortgesetzte große Sammlung dieser wichtigen Berichte bedarf nur noch der Publication des achten Bands, welcher den Schluß der äußerst interessanten Documente über den römischen Hof bringen wird, um das 16. Jahrhundert vollständig zu enthalten.

68.

Literarische Notiz aus England.

Neuer Roman von Fräulein Pardoe.

Wie der Titel dieses Romans: „The rival beauties" (3 Bde., London 1848), den Inhalt mangelhaft bezeichnet, so hängt auch das Interesse des Buchs nicht an dem Faden der es durchläuft. Gertrude, eine der zwei „rivalisirenden Schönheiten", ist Waise und arm, aber an Gefühl jeder Zoll ein Weib. Es war der Wunsch ihres sterbenden Oheims, daß sein Sohn, mit welchem sie aufgewachsen, sie ehelichen sollte, und weil der Oheim diesen Wunsch als letzten Willen ausgesprochen, überzeugt, daß der Sohn ihn erfüllen werde, hat er die Nichte übrigens unversorgt gelassen. Nach fünfjähriger Abwesenheit auf dem Festlande kehrt Friedrich, zum Manne gereift, zurück. Gertrude hat ihm die frühere Liebe bewahrt. Aber durch seine Mutter, welche ebenfalls die Heirath wünscht, von des Oheims letztem Willen unterrichtet, sucht sie jeden Schein zu meiden der Neigung des jungen Mannes Zwang anzulegen, und empfängt ihn ziemlich kühl. Obwol dies seine Gegenneigung erkältet und Zweifel an ihrer Liebe erregt, nimmt er sich doch vor dem Wunsche seines Vaters nachzukommen, und verlobt sich mit Gertrude. Zu den wenn auch nicht nähern Bekannten der Letztern und Friedrich's Mutter gehört eine in der Nachbarschaft wohnende Frau Delamere und deren Tochter Sibylle. Sibylle, die andere der zwei „rivalisirenden Schönheiten", ist eine kluge Ränkemacherin, hat brillanten Witz und kennt alle Künste der Coquetterie. Das erzählt geübten Romanlesern den weitern Verlauf der Geschichte. Sibylle umgarnt Friedrich's Herz, Gertrudens Stolz und zartes Gefühl schließen das Netz, und Friedrich ist gefangen. Im Momente der Entscheidung gibt Gertrude ihn frei, und benutzt den Tod seiner Mutter das Haus zu verlassen und in eine entfernte Grafschaft zu ziehen. Nun übt die poetische Gerechtigkeit ihr Amt. Friedrich wird Sibyllens Gatte, Gertrude die Gattin eines hochgestellten Mannes und Erbin eines großen Vermögens. Dem Glücke ihrer Ehe steht Friedrich's unglückliche Ehe gegenüber, die zuletzt durch Sibyllens Entweichung mit einem frühern Anbeter gelöst wird. Es liegt auf der Hand, daß das ungemein Anziehende des Romans nicht von diesem skizzirten Stoffe ausgeht. Auch die Moral, daß letzte Willensverfügungen in Heirathsangelegenheiten gefährliche Uebergriffe von jenseit des Grabes sind, bedarf zur Erläuterung keinen Roman. Fragt man daher, woran kettet sich das Interesse? so dürfte die Antwort sein: an die Kunst der Behandlung die sich nicht fühlbar macht. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 231. — 18. August 1848.

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

5. Dornen und Rosen von den Vogesen. Von Konrad Krez. Landau, Kaußler. 1848. 8. 22½ Ngr.
6. Keime und Blüten von Rosenau. Leipzig, Siegel und Stoll. 1848. 16. 15 Ngr.
7. Blumen und Blüten. Ein Sonettenkranz von Heinrich Rixen. Düsseldorf, Kamzmann. 1847. 8. 6 Ngr.
8. Blüten der Einsamkeit. Gedichte von C. H. Th. Tannen. Aurich, Prätorius und Seyde. 1848. 24. 5 Ngr.

Wir können uns bei Beurtheilung dieser Blumenpoeten kurz fassen. Der zuerst Genannte ist ein junger Rheinbaier, der unter obigem Titel die Erstlinge seiner Muse in die Welt gesendet hat. Die Sammlung, so klein sie ist, enthält lyrische Gedichte die durch Inhalt, Ton und Form sehr verschieden sind. Die schwermüthigen Klagen unglücklicher Liebe wechseln mit den keckſten Ergüssen heiterer Lebenslust, und an den ausgesprochenen Widerwillen gegen Möncherei und Pfaffenthum reihen sich glühende Erklärungen gegen die Schützer der Pfaffenherrschaft und für die Feinde derselben. Bald werden wir an Hafis, bald an Anakreon erinnert, bald vernehmen wir die wehmüthigen Klänge der Romantik. Der poetische Sinn, das lebendige Gefühl welches der Dichter überall bekundet lassen hoffen, daß er bald recht Gediegenes leistet. Wir wünschen nur, daß er seine Kräfte besser concentrire und in Bezug auf Form und Sprache seinen Geschmack läutere. Seine meist trefflichen Schilderungen von Gemüthszuständen sind in einer Sprache mitgetheilt die selbst in den nachgeahmten Versmaßen griechischer Lyriker zu sehr der Melodie entbehrt, ja die oft an schlechtem Satzbau, fehlerhaften Constructionen und veralteten Wortformen laborirt. So lesen wir (S. 14):

O was hilft mich jezt die Weisheit.

Wir begegnen Formen wie angezunden, verkostet, Geschlechte, Herze u. dgl. Auch seine Bilder verstoßen nicht selten gegen den guten Geschmack oder streifen an Unsinn. Ein recht nettes Gedicht der heitern Gattung ist folgendes (S. 74):

> Soll, wie ein altes Eisen,
> Vergessen in der Truhe,
> Mein Herz der Rost verbeißen
> In Trägheit und in Ruhe?
>
> Mit Rosenkränzenringen
> Sollt' ich die Finger plagen,
> Und fromme Psalmen singen
> In meinen jungen Tagen?
>
> Wo Andere die Minne
> In zarten Liedern ehren,
> Da sollten meine Sinne
> Der Heiligen begehren?
>
> Wo Andere Schläger schärfen
> Und die Florette spitzen,
> Die schlanken Gere werfen,
> Sollt' ich in Kirchen sitzen?
>
> Das mögen And're lieben,
> Ich will statt Vesper singen
> Mich in den Waffen üben
> Und meine Ständchen bringen.

Unter den „Keimen und Blüten" von Rosenau findet sich manch liebliches Blümchen, duftend von Frühling und Liebe; zum großen Theil jedoch sind sie angeweht vom Hauch der Sentimentalität und haben weder Geruch noch Farbe. Der Dichter zeigt eine große Leichtigkeit in der Handhabung der poetischen Form, desto mehr ist zu wünschen, daß er eine längst ausgetretene Bahn verlasse, und auf die Wahl sowol des Stoffs als des Ausdrucks etwas mehr Sorgfalt verwende. Möge er künftig weniger Vorliebe an den Tag legen für die berühmten Reime „Herz" und „Schmerz", und sich hüten seine Gedichte, die sich gerade durch reine und wohlklingende Reime auszeichnen, durch Strophen zu verunstalten in denen sich härter auf Mörder, scheucht auf zeigt, blicken auf Rücken reimt (S. 84). Weder poetisch noch richtig sind Ausdrücke wie: Gewissensnager; Sieht die Bilder, die der Vogel singt; Schließt auf Wiesen frohe Tänze; Als Freiheitsheld schaut er umher, im Kopf die helle Flamme (vom Leuchtthurm).

Die „Blumen und Blüten" des oben genannten Sonettenkranzes von Rixen scheinen aus Papier fabricirt. Sie haben so wenig von dem Farbeglanz der Blumen, von dem Duft der Blüten, daß man beim Lesen der Sonette schwerlich an Blumen erinnert würde, wenn nicht in jedem sehr viel davon die Rede wäre. Die Sonette sind aus einer unpoetischen, matten Sprache und längst verbrauchten Bildern mühsam zusammenge-

setzt und haben den Zweck die Lehren der alleinseligmachenden Kirche den Gemüthern einzuprägen. Der Verf., höchst unangenehm von dem Wahne des Zeitgeistes berührt, hält sich am liebsten auf dem Kirchhof auf, fern vom Treiben der Welt. Seine Weise und Richtung erhellt hinlänglich aus folgenden einleitenden Versen und der letzten Strophe des 50. Sonetts:

Ein Blumenbeet ist unser Herz,
Es düngt der gute Wille,
Es pflügt der Erde Kreuz und Schmerz,
Die Gottesfurcht sä't stille,
Die Liebe eggt den Samen ein,
Die Gnade tränket ihn mit Wein,
Der Glaube ist die Sonne,
Die Hoffnung uns're Wonne;
Die Blumen aber das Panier,
Durch das die Welt besiegen wir.

— — — — —

Die Welt sei eine christliche Gemeinde,
Wo uns des Zeitgeist's Modeflitter weder, (?!)
Noch Haß und Zorn macht schlummerlose Nächte!

Die „Blüten der Einsamkeit" von Tannen enthalten ein halbes Hundert Liederchen folgender Art (S. 48):

Das glückliche Herz.

Ach! wie glücklich ist das Herz,
Das die Lieb' nicht kennt,
Kennet nicht den herben Schmerz,
Den sie uns gebieret.

Ach! wo ist ein Liebchen nur
Auf dem Erdenrunde,
Das dem Liebsten nicht das Herz,
Füllt mit Gram und Kummer?

Drum nur glücklich ist das Herz,
Das die Lieb' nicht kennet,
Denn es kennt den herbsten Schmerz (?)
Kennt nicht Gram, nicht Kummer.

Sapienti sat.

9. Carnevalslieder dem Eremir Abd-el-Kader gewidmet von Gustav Bernhard. Leipzig, Jackowitz. 1848. 8. 7½ Ngr.

Wer um die Wahl und Ausrüstung eines Maskenanzugs und um auszutheilende Devisen in Verlegenheit ist, mag sich hier Raths erholen: ästhetischen Genuß suche man in diesem mit matten Wortwitzen und trivialen Späßen reichlich ausgestatteten Büchlein nicht.

10. Canzonen von Max Waldau. Leipzig, Thomas. 1848. 16. 20 Ngr.

Ein junger Dichter, der erst vor kurzem durch Herausgabe lyrischer Gedichte („Blätter im Winde", Paris 1847) ein nicht gewöhnliches Talent bekundet und namentlich große Gewandtheit in Sonetten und Octaven gezeigt hatte, versucht es durch eine kleine Sammlung von Gedichten, die sämmtlich in Form der Canzone verfaßt sind, das Interesse des Publicums zu fesseln. Es herrscht in diesen Canzonen eine solche Correctheit und Musik der Sprache, daß wir sie nicht ohne Wohlgefallen und Bewunderung lesen können; und der Versuch den Gebrauch der Canzone dadurch zu erweitern, daß sie nicht blos als Strophe, als Theil eines größern Ganzen, sondern selbständig als Umrahmung kleiner Schildereien verwandt wird, scheint ein durchaus glücklicher zu sein. Das Zweckmäßige dieser Neuerung tritt freilich um so mehr in die Augen, als in vorliegender Sammlung diese kleinen Gedichte sich an solche anreihen die von sehr bedeutendem Umfang sind. Hier ermüdet die Canzone durch endlose Wiederkehr. Die Gedichte sind sämmtlich schildernd betrachtender Art. Mit feurigem Sinn Natur und Menschheit umfassend verwebt der Dichter seine Gefühle und Gedanken in Schilderungen von Landschaften und Naturscenen, die er mit wenigen Strichen keck entwirft und mit frischen Farben ausschmückt. Den Anfang macht ein Gedicht von 42 Strophen, in welchem der Dichter seine Lebensansicht ausspricht: „Ungestörte Harmonie der physischen und geistigen Individualität ist die Grundbedingung alles glücklichen und schönen menschlichen Seins; erst die künftige Generation, die nicht in den Satzungen von der Sündhaftigkeit alles Fleisches aufwachsen wird, kann zu diesem Glücke gelangen." Das Gedicht hat die Ueberschrift: „Phantasie über unbeliebte Motive", und soll ein früheres mit demselben Titel, das der Dichter selbst als ein fleischliches Gerippe, eine unfertige, unholde Verwirrung bezeichnet, aus dem Gedächtniß der Leser austilgen. Ein großer Fortschritt in Form und Inhalt ist nicht zu verkennen, doch fehlt noch viel, daß wir das zweite Gedicht eine vollendete Darstellung einer klaren und gediegenen Lebensanschauung nennen könnten. Gedanke und Ausdruck tragen noch zu sehr das Gepräge einer forcirten, unerquicklichen Stimmung, in welcher das Unheil des Streits zwischen Geist und Fleisch kirchlichen Satzungen zugeschrieben und die Natur und Entwickelung des Menschen in sehr einseitigem Lichte betrachtet wird. Der Mensch ist einmal halb Thier, halb Engel, und er wird nicht durch instinctives Dahinleben, sondern nur durch Kampf und Selbstbeherrschung sein Glück und die Harmonie seines Wesens gründen können. Wie schön einzelne Partien des genannten Gedichts sind, dafür mögen wenige Strophen zeugen (S. 46):

Im Auge spiegelt sich das erste Blitzen,
Verschämter Liebe stummberedtes Winken,
Der Blick verräth die scheuverhüllte Wunde,
Er kann in grauenvolle Klüfte sinken,
Aufklimmen zu der Berge freien Spitzen,
Und bringen selbst von fernen Welten Kunde.
Und in des Scheidens Stunde,
Wenn Mund von Mund sich löst und Herz vom Herzen,
Die Hände noch ein zitternd Drücken wagen,
Um Lebewohl zu sagen,
Dem Auge bleiben dann die letzten Schmerzen,
Es scheidet erst wenn Alles schon geschieden,
Im letzten Blicke erst verglüht der Frieden!

S. 54:

Mir klingt sie noch die alte schöne Sage,
Daß, wunderhold sein Schöpfungswerk zu krönen,
Der Herr zu allerletzt das Weib gedichtet.
In seinem Geiste mochte widertönen
Das ganze Riesenlied der Schöpfungstage,
Die ganzen Zauber die er aufgeschichtet.
Er hat mit Fleiß gesichtet,

Geläutert und verklärt die Höh'n und Tiefen,
Der wärmsten Glut gepaart die Scham, die Milde,
Und zu lebend'gem Bilde
Vereint die Triebe die im Weltall schliefen.
Er gab ihm, um das Höchste zu gewähren,
Die Macht, der Menschen Retter zu gebären.

Die kleinen Gedichte sind unter der Ueberschrift „Kaleidoskop" vereinigt und knüpfen sich an bestimmte Oertlichkeiten, bald in elegischer, bald in satirischer Weise. Sie erinnern sehr an das antike Epigramm. Einige der gelungensten und bezeichnendsten sind:

13. Heidelberg.

Dich mal' ich nicht, du meines Herzens Eden,
Die Thränen würden mir das Bild verwischen,
Geweiht sind deine Rebenhügel alle,
Geweiht sind deines Schlosses kühle Nischen,
Du brauchst nicht Farbenschmuck, nicht süße Reden,
Ich bebe schon bei deines Namens Schalle.
Der Nebelvorhang falle,
Ich will's nicht vor mir sehen, ich seh' es immer,
Verklärt und prächtig in der Abendröthe;
Kein einzig Abbild böte
Ihm doch den nur von mir gekannten Schimmer,
Und was es auch mit Klang und Liedern schmücke,
Doch hört' ich nur das Lied von meinem Glücke.

14. Manheim.

Wahrhaftig, wie des Sonntags zur Parade,
So stehen aufmarschirt die Häusermassen,
Getüncht, geputzt und zierlich Zeil um Zeile;
Es ist als wenn das Leben sie verlassen,
Sogar der alte Vater Rhein wird fade,
Er langweilt und hat selber Langeweile.
Auf eine halbe Meile
Sieht man Verwaiste steh'n und mächtig gähnen;
Was ist zu thun? so hört man sinnig fragen.
Ich weiß es nicht zu sagen!
So brummt ein Jeder zwischen seinen Zähnen.
Sieht man zehn Menschen durch die Straßen rennen,
Bei Gott, man muß es einen Auflauf nennen.

11. Gedichte von Ernst Adolf von Mühlbach. Stralsund, Löffler. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese Gedichte sind, wenige ausgenommen, Variationen über das eine Thema — die Liebe. Ohne diese geheimnißvolle Macht in ihrem tiefsten und heiligsten Sein zu erfassen, sind doch die Tonarten und Weisen in denen sie hier gefeiert wird so reich und kräftig, die Situationen und Stimmungen so mannichfach und anziehend, daß diese Dichtungen Allen eine willkommene Gabe sein werden die sich auf einen Augenblick aus den Kämpfen und Nöthen der Gegenwart retten wollen. Die Sammlung besteht aus vier Abtheilungen: I. Romanzen, Balladen, Legenden; II. Lieder; III. Sonette; IV. Vermischte Gedichte. Am bedeutendsten ist die erste Classe. Der Dichter zeigt gleiche Meisterschaft in der Behandlung der südlichen Romanze wie der nordischen Ballade; hier erweckt er schauerliche Ahnungen, dort vergegenwärtigt er das Feuer der Leidenschaft und die heitere Lust gesunder Lebenskraft; seine Sprache ist edel und plastisch, sein Vers schwungreich und malerisch, mag er nun in ausführlicher Darstellung den Stoff anschaulich auseinanderlegen oder in bedeutungsvoller Kürze zusammenfassen, oder mit dramatischer Lebendigkeit Handlungen und Situationen ausmalen. Am gelungensten sind die durch Form und Inhalt an die spanische Romanze erinnernden, namentlich „Die Rache" (S. 60); „Don Alvarez, der verschwiegene Geliebte der Königin" (S. 65); und S. 51:

Die Befreiung.

Sonnigroth die Berge glühen,
Süße, sanfte Melodien
Rauscht der blaue Duero.

Traurig steht in düst'rem Bangen,
Trüben Blicks, mit bleichen Wangen,
Klara, Don Zunyge's Kind;

Glaubt auf immer sich verloren:
Denn der wilde Fürst der Mohren,
Muley Hassan, raubte sie.

Und sie weinet heiße Thränen,
Und sie schaut mit heißem Sehnen
Nach des Vaters Schlosse hin:

Nach dem Vater, kühn und mächtig —
Doch dazwischen stolz und prächtig
Strömt der blaue Duero!

Aber bald mit Flammenblicken
Zieht hervor sie voll Entzücken
Aus dem Gürtel ihren Dolch.

„Nicht mehr will ich furchtsam beben;
Lassen würd' ich nur mein Leben:
Meine Ehre rettest du!"

Ruhig ist ihr Herz geworden;
Da mit zaubrischen Accorden
Weckt sie einer Laute Klang!

Süße Töne hört sie klingen,
Süße Worte hört sie singen
Und sie kennt den süßen Laut!

Don Fernando ist gekommen!
Und in Hoffnung neu erglommen
Eilt sie froh auf den Balcon.

Und er fleht die Theure wieder,
Und es schweigen Spiel und Lieder,
Und das Auge spricht allein.

Riesenkraft gibt ihre Nähe:
Muthig klimmt er in die Höhe,
Und er liegt an ihrer Brust.

Ineinander fest verschlungen
Sind sie tief hinabgesprungen
In die weiche, kühle Flut.

Mag der Mohr voll Ingrimm wüthen!
Kann den Wellen nicht gebieten,
Die das edle Paar empfahn.

Und es trägt die treuen Beiden
Nach Zunyge's Schloß mit Freuden,
Stolz und rasch der mächt'ge Strom.

Höher noch die Berge glühen,
Und in süßen Melodien
Rauscht der blaue Duero!

Vortrefflich sind folgende, im Volkston gehaltene: „Drei Seefahrer" (S. 19) und „Bettelmanns Kinder" (S. 47). Wir theilen aus dem reichen Schatze eins der kürzern mit (S. 89):

Das Grab des Gewaltigen.

Im Meer liegt eine Insel, die ist so leer und wüst;
Da blickt kein freundlich Auge, das traulich dich begrüßt.

Der Himmel über der Insel ist stets gewitterschwer;
Mit finstern Blicken schleichen die Menschen scheu umher.

Da zieh'n die Stunden und Tage wie quälende Träume hin;
Es wird dort auch dem Frohsten gar ängstlich bald zu Sinn.

Und jede Nacht erhebt sich schneidend ein Klagelaut,
Der drängt zum bewölkten Himmel; die Erde zitternd graut.

Dann fahren die düstern Wolken aus ihrem Schlummer auf,
Und krachend rüttelt der Donner den schlafenden Blitz herauf.

Dann sauset der hinunter ins müde, kalte Meer,
Dann rasen Blitz und Donner und Wogen wild umher.

Es schäumen die Wasserriesen zum Himmel mit frechem Hohn,
Und aus dem tiefsten Grunde grollt es: Napoleon!

Dazu bildet einen guten Contrast „Das Grab Paris" (S. 303), eine Persiflage auf die Translocation der Napoleon'schen Leiche, eins der wenigen Gedichte in welchen wir Beziehungen auf Zeitereignisse finden.

Die Lieder und Sonette zeichnen sich besonders durch Wohllaut und Melodie der Sprache aus; doch fehlt es auch nicht an tändelnden Künsteleien. Aus den vermischten Gedichten heben wir hervor: „Stille Liebe" (S. 212), „Neid" (S. 214), „Original und Copie" (S. 218). In vielen herrscht ein recht glücklicher Humor, z. B. S. 254:

Vorsicht.

Lieb' Tochter, hier sind zwei Freier,
Die werben um dich zumal.
Sind Beide von gleichem Werthe;
Du hast nun freie Wahl.

„Ich kenn' Euch, edler Ritter!
Ihr sangt mit glattem Mund:
Ihr könntet von mir nicht lassen,
Und müßtet sterben zur Stund'."

„Auch Euch, Herr Ritter, kenn' ich!
Ihr habt viel Perlen und Gold,
Und schwurt: ich sollte haben
Was ich mir wünschen wollt'."

„Lieb' Mutter und mein Vater!
Seht mich nicht zornig an,
Weil ich von diesen Beiden
Keinen erwählen kann."

„Ich darf es nicht bezweifeln,
Daß ihre Lieb' so heiß;
Doch kenn' ich einen Dritten,
Von dem ich's sicher weiß!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gründer der Nationaleinheit in Frankreich.

Freunden der französischen Geschichte dürfte folgendes vor kurzem in Paris erschienene Buch: „**Études sur les fondateurs de l'unité nationale en France, par le comte** *L. de Carné*" (2 Bde.), zu empfehlen sein. Die Männer welche Carné Gründer der Nationaleinheit in Frankreich nennt sind der Abbé Suger, Ludwig der Heilige (IX.), der Connetable Duguesclin, Ludwig XI., Heinrich IV., der Cardinal Richelieu. Sie arbeiteten der Reihe nach zu diesem Zwecke; Jeder nach den besondern Richtungen seines Geistes und den Bedingungen seiner Zeit, aber mit einer unermüdlichen Ausdauer, welche damit endete alle Hindernisse zu besiegen. Ihre Geschichte ist die der Monarchie, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert größer wird, bis sie zum Gipfel ihrer Macht anlangt. Der Oberherr, der anfänglich nur eine sehr beschränkte Gewalt besaß, fast immer dem Belieben seiner großen Vasallen untergeordnet, ohne welche er gar Nichts vermochte, fand das erste Element seiner Kraft in seiner Verbindung mit der Kirche. Die Staatsklugheit des Abbé Suger bestand vorzüglich darin das göttliche Recht des Königthums über die willkürliche und tyrannische Jurisdiction der Großen herrschen zu lassen. Dadurch daß er sich der Unterstützung des Papstes versicherte stellte er die königliche Gewalt auf neue Grundlagen und begünstigte ihren Aufschwung. Bald wurden Eroberungen von Gebietstheilen das Ergebniß dieser klugen Berechnung. Später befestigte Ludwig IX. dieselben durch eine weise angeordnete Civilverwaltung und ließ die Rechtspflege zur Vergrößerung seiner Macht dienen. Das geschriebene Recht wurde in den Händen dieses Monarchen eine friedliche aber wirksame Waffe, welche dadurch daß er Gesetzkundige an die Stelle der Barone setzte und dem aufkommenden Bürgerstand eine Laufbahn öffnete, der Feudalgesellschaft einen verderblichen Stoß versetzte. Fortan ging das Königthum von Erfolg zu Erfolg. Die kriegerischen Eigenschaften des Connetable Duguesclin dienten demselben auf eine glückliche Weise. Er wurde der Ausspender der Lehngüter, die Provinzialdynastien wurden mit der Krone vereinigt, und im Anfang des 15. Jahrhunderts sah man die alte Lehnbarkeit in eine Art königlicher Lehnbarkeit, auf ein System erblicher Apanagen gegründet, sich verwandeln. Allein diese Verwandlung ließ nicht alle Gefahren welche dem Königthum drohten verschwinden. Die Besitzer dieser Apanagen, in denen es Stützen zu finden hoffte, kehrten sich gegen dasselbe, und ein neuer Kampf entstand. Ludwig XI. scheute sich nicht Treulosigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Verbrechen zu begehen um die Feinde des Königthums niederzuschlagen. Er versetzte dem System der fürstlichen Apanagen einen Stoß von dem es sich nie mehr erhob. Der Adel suchte zwar später sich der Reform zu bedienen als eines Mittels seine Unabhängigkeit wiederzuerobern, allein die Gewandtheit und Klugheit Heinrich's IV. vereitelte ganz dessen Pläne. Endlich vollendete der Cardinal Richelieu das Werk und legte den letzten Stein des Gebäudes. Das absolute Königthum war constituirt; die lange Regierung Ludwig's XIV. bietet uns davon einen augenfälligen Beweis dar. Aber eine bedeutendere und dauerhaftere Eroberung als diese war die der nationalen Einheit. Das alte Régime ist vor der Explosion der neuen Ideen gefallen, die Revolution hat die königliche Gewalt gebrochen, während die Nationaleinheit, weit entfernt von den Umstürzungen welche stattgefunden zu leiden, sich mehr und mehr entwickelt und befestigt hat. Dies ist das große Resultat, welches nach Carné's Meinung in den Augen des Geschichtschreibers die wenig rechtmäßigen Mittel rechtfertigen muß die angewendet wurden von einigen der Männer deren Handlungen er beschreibt, und deren Einfluß auf den Gang der Begebenheiten er zu bestimmen sucht. Man könnte über die moralische Tragweite einer solchen Behauptung streiten, um so mehr, da die Vortheile der Concentrirung und der Einheit durch zahlreiche Nachtheile aufgewogen sind. Aber der Verf. erkennt selbst und bezeichnet aufrichtig die Hindernisse welche diese Organisation der Gründung der constitutionnellen Freiheit entgegenstellt, und er gesteht, daß die Aufgabe noch weit davon entfernt ist gelöst zu sein. Wir können den Geist hoher Unparteilichkeit, welche seine Betrachtungen über die Gegenwart und Zukunft leitet, nur loben. Sein Buch, obgleich in einem etwas gedehnten Stil geschrieben, bietet eine interessante Lecture dar. Es ist ein glänzendes Gemälde der Gründung und Entwickelung der französischen Monarchie, welches aus einem systematischen Gesichtspunkt betrachtet ohne Zweifel nicht immer richtig ist in den Beweggründen und Absichten die er den Gründern der Nationaleinheit beilegt, welches aber doch einen sehr geistreichen Ueberblick der wirklichen Folgen ihrer Bemühungen gibt. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 232. —— 19. August 1848.

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

12. Gedichte von Ludwig Mühlau. Berlin, Jubilia. 1848. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Gedichte sind der Ausdruck einer höchst liebenswürdigen Persönlichkeit, in der ein tiefes Gemüth und ein sinniger Geist mit dem Talente der Darstellung auf das schönste vereinigt ist. Von allen bisher besprochenen verdienen keine in gleichem Grade Empfehlung. Die Sammlung enthält: I. Lieder der Liebe; II. Vermischte Gedichte; III. Krankenlieder; IV. Liebesgarten; V. Romanzen. Eine glückliche Liebe hatte dem Dichter die poetischen Schwingen entfaltet, und ihr wohlthuender Einfluß ist an alle diesen verschiedenartigen Gedichten nicht zu verkennen. Sowol in den lyrischen als betrachtenden, als erzählenden herrscht eine solche Wahrheit und Anmuth der Gefühle und Gedanken, eine so harmonische Stimmung, die fern von Sturm und Drang jedem Hohen und Schönen huldigt, eine so edle, bilderreiche und doch ganz ungekünstelte Sprache, daß sie unter den vielen mittelmäßigen und verfehlten Producten der letzten Vergangenheit einen doppelt wohlthätigen Eindruck machen, und daß es zu beklagen wäre, wenn sie in den Stürmen unserer Zeit ganz unbeachtet blieben.

Durch geistvolle und gemüthvolle Betrachtung zeichnen sich die Gedichte der zweiten Abtheilung aus, in denen Alles was die Menschenbrust bewegt in Freud' und Leid, Vaterland und Religion, Leben und Kunst durch den Mund der Poesie ausgesprochen wird. Obwol der Dichter manche bittere Lebenserfahrung gemacht hat und einer elegischen Stimmung gern huldigt, so überschreitet er doch weder in Form noch Inhalt das schöne Maß, und von den Zerrbildern der Zerrissenen und Stürmer sich fern haltend kann er von sich sagen:

> Auch ich, ich hätt' ein heil'ges Recht zum Klagen,
> Doch nicht der schnöden Welt will ich es sagen,
> Welch herbe Schmerzen mir das Herz zernagen,
> Ich will sie still und männlich stolz ertragen!
>
> Und will der Schmerz mich rauh und hart erfassen,
> Nicht steh' ich wimmernd auf den großen Gassen,
> Um frech vom Volk angaffen mich zu lassen —
> Dann seh' nur Gott mich leicht und leis erblassen!

Die überwundenen politischen Zustände sieht er mit seinen poetischen Augen in etwas zu vortheilhaftem Lichte; doch ist er kein Freund der Ruhe um jeden Preis, und wie warm sein Herz schlägt für das deutsche Vaterland spricht er schön in folgender Strophe des „Liedes eines deutschen Soldaten" aus (S. 112):

> Von keinem Streiten will ich wissen,
> Wo deutscher Sohn den Bruder schlug,
> Parteien ihrer Mutter Herz zerrissen,
> Die liebend sie im Schoose trug,
> Nicht kämpf' ich für des Schattens Leere,
> Doch ewig der Begeist'rung Flug
> Fürs Vaterland und seine Ehre!

Noch schöner in dem „Liede vom Vaterland" (S. 113):

> Vaterland, du Wort so traut,
> Vaterland, o Wonnelaut,
> Du bewegst des Mannes Gemüth,
> All sein Leben dir erglüht!
>
> Und das Preisland aller Gauen,
> Kleinod aller Länder weit,
> Mit den Weinen, mit den Frauen,
> Mit den Strömen voll und breit;
>
> Mit des Kornes gold'nen Aehren,
> Mit dem Edensangesicht,
> Dieses wolltet ihr nicht ehren,
> Als das Höchste achten nicht?
>
> O das Theure, o das Eine,
> Leben soll es im Gesang,
> Deutschland ist es was ich meine,
> Deutsches Wort und deutscher Klang!
>
> Kräft'ger muß das Herz uns schlagen,
> Fester ballen sich die Hand,
> Alles geben, Alles wagen
> Bei dem Namen Vaterland!
>
> Muthvereint zu einem Stamme,
> Von uns werfend jedes Band,
> Glüh' in uns die heil'ge Flamme,
> Tönt der Ruf vom Vaterland!

Der Ruf ist ertönt und wer ihn vernommen, der wird die prophetischen Ermahnungen unsers Dichters nicht ohne Erhebung lesen.

Eins der werthvollsten Gedichte, der wahrhaft poetische Ausdruck einer echten und geläuterten Religiosität ist „Die Liebe in der Religion" (S. 149). Nachdem eine Christin und ein Mohammedaner betend aufgetreten, heißt es unter Anderm:

> Nehmt die hundert Religionen all zusammen,
> Die auf Erden, diesem Welt-Atom, man lehrt,
> Hohe Liebe wird in jeder leuchtend flammen,
> Wenn sie auch nicht alle geistig gleich verklärt!

Liebe aber kennt nicht Haß und finst'res Streiten,
Nicht im Zwange treibt sie Blüte, Blum' und Frucht,
Freiheit will sie in dem Glaubensreich verbreiten,
Fried' und Freiheit sind es die sie sehnend sucht!

Vor allen aber zeichnen sich durch Wahrheit, Feuer und Tiefe der Empfindung, sowie durch den Zauber der Sprache und des Rhythmus die Gedichte aus welche die Liebe zu ihrem Gegenstande haben, sei es daß der Dichter sich betrachtend in das Wesen derselben vertieft, wie „Die Weiber" (S. 176), „Wahrheit der Liebe" (S. 178), oder in den „Liedern der Liebe" die Geliebte feiert, oder in den „Krankenliedern" halb entsagend, halb hoffend sich über sein Glück ausspricht, oder in den kleinen Gedichten „Liebesgarten" die Wonne eines erhöhten Seins verkündet. Eins der lieblichsten und originellsten ist folgendes (S. 36):

Sanft dem Schlummer hingegeben
Spielen Engel um ihr Haupt,
Geister kommen und entschweben,
Wenn sie leisen Kuß geraubt.

Genien des Traums umgaukeln
Sie in lauer Frühlingsnacht,
Auf den Lidern leicht sie schaukeln,
Wenn sie ihr mein Bild gebracht.

Auf dem zarten Rosenmunde
Schäkern lächelnd sie einher,
Machen ihre Freudenrunde
In des Hauches weitem Meer.

In den losgeknüpften Flechten
Jagen sie sich ab und auf,
Und dann mit vereinten Mächten
Bringen Mohnkern sie herauf.

Dieser nun, mit großer Mühe,
Wird ihr auf die Stirn gelegt,
Daß sie, eh' der Tag erglühe,
Keine Wimper mehr bewegt.

Und im luft'gen Strahlenreigen
Unter lieblicher Musik
Dankend sie sich niederbeugen
Für der Geisterwache Glück.

Die Romanzen halten sich im edelsten Volkstone; sie empfehlen sich durch spannende Erzählung und glückliche Mannichfaltigkeit der poetischen Form. Wir heben vor den andern hervor: „Gela", Friedrich Barbarossa's Geliebte (S. 292) und „Mönch und Skelett", eine Klostergeschichte des 19. Jahrhunderts (S. 307).

Indem wir zum Schlusse dem Dichter nochmals unsere volle Anerkennung zollen, können wir doch nicht umhin auch einen kleinen Tadel anzufügen. Derselbe betrifft die ungehörige Apostrophirung der Endungssylben, z. B. „Gleich Demantstein und echt Rubin" (S. 47); „Ich hüte dich vor jedem rauh Berühren" (S. 95 u. 182); „Was er meinem Herz gegeben" (S. 137) und öfters.

13. Neue Poesie aus dem Alten Testament von Friedrich Wilhelm Karl Umbreit. Hamburg und Gotha, Friedrich und Andreas Perthes. 1847. Gr. 12. 1 Thlr.

Dieser kleine, glänzend ausgestattete Band von Gedichten ist den Manen Platen's geweiht und ging, wie der gelehrte Verf. in dem Vorwort bemerkt, aus dem Bedürfniß hervor sich zu dem Gegenstand vielfacher Studien in ein selbstthätiges Verhältniß zu setzen und aus dem Zustande des bloßen Staunens vor ihm sich dadurch zu retten, daß er ihn mit hingebender Liebe in sich aufnahm, und durch ihn und mit ihm dichtete, ohne jedoch seine Eigenthümlichkeit aufzugeben. Er parallelisirt seine Dichtungen in dieser Beziehung mit Goethe's „Westöstlichem Divan", mit Rückert's „Oestlichen Rosen" und Platen's „Ghaselen". Das Buch bietet des Schönen so viel, daß es, ungeachtet seiner absichtlich nicht vermiedenen subjectiven Färbung, gewiß nicht blos den Freunden und Richtungsgenossen des Verf. eine willkommene Gabe sein wird. Am gelungensten sind die rein lyrischen Gedichte. Einige Psalmen und Stellen des Hohen Lieds sind so glücklich verarbeitet, daß man mit Wohlgefallen bei ihnen verweilt, und die schöne Erscheinung des Alten in neuem Colorit und Gewande bewundern muß. Außer den beiden Psalmen die an der Spitze der Sammlung stehen verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Beschwichtigung"; „Das tiefste Wort"; „Gottes Heiligthum" (S. 22—24) und vor Allem S. 20:

Gebet. (Psalm 42.)

Laß dich nicht beugen, meine Seele,
Harr' auf den Herren, er hilft dir noch,
Nicht länger deine Schuld verhehle,
Zerbrich mit Muth der Sünde Joch!

Das Wasser rauscht in dunklen Wellen,
Es braust in mir des Sturmes Flut,
Ich schmachte nach den reinen Quellen,
Ich dürste nach des Himmels Glut.

Es scheint der Mond so trüb hernieder,
Die Sterne flimmern ohne Glanz,
Es singt mein Geist nur Klagelieder,
Zerstückt ist jeder Freude Kranz.

Zieh' mich empor mit deinen Armen,
Erhöre deines Kindes Fleh'n,
O, Vater, habe doch Erbarmen,
Laß mich im Trübsinn nicht vergeh'n!

Reiß' mich heraus aus meinen Banden,
Laß schweben mich zu dir empor,
Laß jauchzen mich in sel'gen Landen,
Im Jubelton, im Himmelschor.

Wir können es uns nicht versagen auch von den dem Hohen Liede nachgedichteten Liedern eins mitzutheilen:

Die Erweckung. (Cap. 8, 5.)

Unter jenem Apfelbaume
Hat sie mich vom Schlaf erweckt,
Doch ich wandle wie im Traume,
Wie von Blüten überdeckt.

Lieblich dufteten die Blüten,
In des Baumes Schattendach,
Rings im Garten Blumen glühten,
Als ich plötzlich wurde wach.

Eine Lilie sah ich stehen,
Wie vom Mondenlicht umwebt,
Ob sie wol von Himmelshöhen
Eines Engels Hand entschwebt?

Mit jungfräulicher Geberde
War die Lilie angethan,
Ich erhub mich von der Erde,
Als ihr Auge sah mich an.

Dieses Auges Strahlenschimmer,
Meines Lebens Morgenstern,
Leuchtet in dem Herzen immer,
Wo ich gehe, nah und fern.

Jener Baum ist es gewesen,
Wo die Mutter mich gebar,
Wo des Lichtes reinstes Wesen
Ward zuerst mein Aug' gewahr.

Und so bin zum Doppelleben
Ich an diesem Ort erwacht,
Mutterlieb' und Liebesleben
Hat die Flamme angefacht.

Mit den Schilderungen alttestamentlicher Persönlichkeiten vermögen wir uns weniger zu befreunden; es ist hier nicht allein die Auffassung derselben oft störend, sondern auch die Darstellung hier und da matt. Am allerwenigsten können die in dramatischer Form versuchten befriedigen. Das erstere Gedicht dieser Art, „Saul und David", in zwei Acten, ist zwar recht reich an schönen lyrischen Ergüssen und interessanten Situationen, aber von wirklicher Handlung oder gar von einer Katastrophe und passenden Lösung derselben ist keine Spur vorhanden. Das andere, „Goliath und David", ist nun vollkommen verfehlt; Beide halten sich gegenseitig lange Reden, Einer schmäht den Gott des Andern, und am Ende, ohne loszuschlagen, läuft Goliath fort (!) bei den Worten David's:

Selig wer im Glauben lebet, in der Hoffnung vorwärts schaut,
Wo der Herr durch den Gesalbten sich sein ew'ges Reich erbaut.

Hier hat der Verf. der subjectiven Behandlungsweise offenbar zu sehr gehuldigt und dem flegelhaften Philister einen modernen Pantheisten, dem heldenmüthigen Streiter in Israel einen glaubensstarken Theologen untergeschoben und aus dem Wortwechsel zweier Helden eine langweilige Disputation gemacht. Die Intentionen des Verf. sind zu deutlich ausgesprochen, namentlich in folgender Rede Goliath's. Nachdem er nämlich sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er ein gewöhnlicher dummer Götzendiener sei, spricht er sein Glaubensbekenntniß folgendermaßen aus (S. 116):

In der Schöpfung lautem Brausen hör' ich meines Gottes Wort,
In des Sturms gewalt'gem Sausen trägt er mich von Ort zu Ort.
Ueberall auf allen Wegen seh' ich seines Geistes Spur,
Lese seine hohen Lieder in dem Buche der Natur,
Die er singet durch die Vögel, die er schreibt mit Morgenlicht,
Und begeistert sink' ich nieder vor dem göttlichen Gedicht.
Freiheit ist der große Name meines Gottes, der mich führt,
Der in dem Gedankentempel sich die Opferflamme schürt.
In dem Herzen walten Mächte, denen bin ich unterthan,
Außerhalb des Menschengeistes ist der Gott ein Menschenwahn.

In Beziehung auf die Form verdient die edle, poetische Sprache, die Leichtigkeit und Reinheit des Rhythmus und Reims alle Anerkennung. Nur die neuen Worte: „begottet" (S. 29) und „blumenguten" (S. 31) empfehlen sich nicht sonderlich, und in einigen Gedichten wird der gewohnte Takt mit dem der Dichter den Rhythmus handhabt vermißt; nämlich „Der König von Babel" (S. 41) beginnt seine vierversigen Strophen mit Trochäen, geht dann über in unregelmäßige Anapästen, die in einer Strophe sogar mit Choriamben und Daktylen gemischt sind, und endet mit sechsfüßigen Jamben. Nicht anders als geschmacklos erscheint das darauf folgende Gedicht, welches mit einer Strophe von sechsfüßigen Jamben anfängt und wie ein Strom im Sande sich in folgender Weise verliert:

Wer sich vergißt,
Der ist,
Er liebt,
Er lebt.

14. Der Heiland, eine Evangelienharmonie in zwölf Gesängen von August Arnold. Eine Weihnachtsgabe. Königsberg in d. N., Windolff u. Striese. 1847. 8. 22½ Ngr.

Es bat ihn Petrus dann: „Herr, wolltest du uns deuten
Das Gleichniß das wir eben hörten?" Jesus sprach:
„Seid ihr denn auch noch unverständig gleich den Leuten?
Erkennt ihr nicht, daß Alles was da gehen mag
Hinein zum Munde auch der Lieb' allein empfange,
Und es aus diesem wieder bald hinaus gelange?

Was aber aus dem Munde geht, kommt aus dem Herzen,
Und Dieses nur verunreinigt den Menschen; denn
Die gottlosen Gedanken kommen aus dem Herzen:
Mord, Ehebruch, Diebstahl, Meineid, Gotteslästerungen.
Das ist's wodurch verunreinigt wir Einen fänden,
Nicht aber wenn er ißt mit ungewasch'nen Händen."

So läßt der Verf. am Ende des siebenten Gesangs den Heiland reden. Aehnliche Pröbchen einer so edeln, schwungreichen Sprache und so vortrefflicher, melodischer Reime lassen sich auf jeder Seite auflesen; fügen wir noch hinzu, daß die ganze Auffassung und Composition solcher Ausführung vollkommen entspricht, so wird Niemand den Ausspruch ungerecht finden, daß dies Machwerk unter der Kritik ist. Die Kritik hat nur den Frevel zu rügen der das Heiligste so elend verunstaltet, und fromme Seelen zu ermahnen, daß sie ihre Kinder mit solcher „Weihnachtsgabe" verschonen.

(Der Beschluß folgt.)

Portugiesischer Volkscharakter.

Je mehr die politischen Wirren in Portugal geeignet sind Ekel zu erregen, desto wichtiger muß für Jeden der beim Zeitungslesen auch zu denken pflegt die Beantwortung der Frage sein: welcher Ausgang vom Charakter der Nation zu erwarten, wie es eigentlich um diesen stehe? Einen Anhalt hierzu, und zwar einen um so dankenswerthern, weil an verlässigen Anhalten die Literatur arm ist, bietet ein englisches Buch aus der Feder eines Mannes der Jahre lang in Portugal gelebt und beobachtet hat, betitelt: „Portugal and Galicia, with a review of the social and political state of the Basque provinces, by the Earl of *Carnarvon*" (London 1848). Die Meinung des Verf. sammelt sich aus einzelnen Aeußerungen zu folgendem Ganzen. „Könnte ich", sagt er, „alle nationale Vorliebe ablegen und mich auf den Standpunkt eines Bewohners der andern Hemisphäre stellen, der blos zu seinem Ver-

gnügen reist und Menschen und Sitten beobachtet, und würde ich gefragt in welchem Lande die Gesellschaft die feinste Politur zeige, wäre meine Antwort unbedingt: in Portugal. Man sieht und muß Das sehen wenn man sich in den aristokratischen Kreisen bewegt, welche in Nebendingen die Feinheiten der besten europäischen Gesellschaft angenommen, von dem steifen Ceremoniel der alten portugiesischen Etiquette Etwas aufgegeben und den Geist derselben beibehalten haben. Portugiesische Artigkeit thut innerlich wohl, denn statt reines Kunstproduct ist sie in hohem Grade Ausfluß angeborener freundlicher Gesinnung."....

„Die Gefühlsunruhe welche in englischer Gesellschaft oft störend hervortritt macht sich in Portugal kaum bemerkbar. Man strebt nicht nach der Mode sein zu wollen, bringt keinen vorher überdachten Witz fix und fertig mit, redet nicht um Aufsehen zu erregen, sondern weil es naturgemäß ist an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Trotz anscheinend abgecirkelter Sitten herrscht in portugiesischer Gesellschaft weniger Ziererei als oberflächliche Beobachter glauben dürften. Von Stutzerei wissen die Männer Nichts, von Coquetterie, diesem Erbübel der Spanierinnen, die schönen Portugiesinnen kaum Etwas. Sie haben nicht in gleichem Grade die raschen Leidenschaften und die romantischen Gefühle ihrer reizenden Nachbarinnen; aber sie sind sanfter, fügsamer und nicht minder zärtlich." Dabei räumt indeß der Verf. ein, daß die Portugiesinnen, obschon von Natur lebhaft, witzig und schnell auffassend, doch im strengen Sinne des Worts ohne Conversationsgabe sind und nur von ihrer nächsten Umgebung richtig erkannt werden können.

Die erwähnte charakteristische Artigkeit, bemerkt der Verf. weiter, „erscheint im Verkehr der höhern Stände mit den niedern und glättet die aus Rangverhältnissen entspringende Eifersucht. Wird ein Engländer angebettelt und hat kein Geld bei sich, schickt er den Bettler zum Teufel. Der König von Portugal nennt ihn seinen Bruder, und bedauert ihm Nichts geben zu können. Der Stolz der portugiesischen Fidalgos wendet sich vorzugsweise gegeneinander selbst, und beruht meist auf Familienverbindung. Ein Puritano — was so viel heißt als ein Fidalgo, der aus reinem adeligen Blute von den frühesten Zeiten her abstammt — schließt eine standeswidrige Heirath, wenn er sich dem Sprößlinge eines Hauses vermählt das vielleicht höher steht als das seinige, aber nicht von gleich reiner Abkunft ist. Der hohe Adel mag sich nicht mit dem niedrigen, dieser sich nicht mit dem Bürgerthume vermischen. Alte Herkunft überwiegt sogar bisweilen in der öffentlichen Schätzung höhern Rang, und es gibt titellose Familien welche seit lange jede eheliche Verbindung mit Familien gewisser Granden abgelehnt haben, blos weil sie von unbezweifelt älterer Abkunft sind und deshalb für vornehmer gelten."

Es stellt sich aber auch beim Verf. heraus, daß die von ihm als „Ausfluß angeborener freundlicher Gesinnung" gerühmte Artigkeit nur im flachen Lande und in größern Volkskreisen zu finden ist, in andern Landestheilen es damit anders aussieht. „In den Traz os Montes", erwähnt er, „haben die steifen Gewohnheiten des Feudaladels sich in den vornehmen Familien fast unversehrt erhalten. Selbst im Schoose der nächsten Verwandten und wo die zärtlichste Liebe in Frage kommt lastet eine gewisse Feier und Unbeugsamkeit auf dem geselligen Umgange.... Die Kinder, wenn auch längst erwachsen, dürfen nicht mit den Aeltern an derselben Tafel speisen, dürfen in deren Gegenwart sich nicht bedecken, ohne ausdrückliche Erlaubniß sich nicht setzen. Dagegen herrscht in diesen alten patriarchalischen Hallen noch das Wesen des alten portugiesischen Ehrgefühls gleich unbeschränkt; die kleinste Lüge, der kleinste Betrug fällt der Verachtung anheim. Und die Ehrfurchtsbezeigung der Kinder gegen die Aeltern scheint den ganzen Hausstand zu ordnen. Was die Kinder ihren Aeltern erweisen fodern sie von ihren Untergebenen und wird ihnen von diesen geleistet. In mancher solchen Familie würde die Tochter vom Hause selbst keinen Spaziergang machen ohne Vorantritt des escudeiro oder Schildträgers, der zwar jetzt kein Schild mehr trägt, aber mit feierlich gemessenem Schritte seiner Schutzbefohlenen in kleiner Entfernung vorauswandelt, den Kopf entblößt und den Hut in der Hand.... Auf der andern Seite zeigt sich zwischen Diener und Herrn eine das englische Gefühl empörende Vertraulichkeit. Ein Diener der hinterm Stuhle seines Herrn steht verbessert was dieser sagt, sobald er es für irrig hält, und mischt sich häufig ins Gespräch. Ein Grand des Reichs wollte die Würde seiner Stellung mit der Nationalsitte solcher Vertraulichkeit dadurch in Einklang bringen, daß er seine Dienerschaft zu gemeinsamem Kartenspiele mit der Familie einladete, jedoch unter der Bedingung, daß jene während der ganzen Dauer des Spiels knien sollte. Indeß war dieser Grand eine Ausnahme. Freundlichkeit zwischen Herrschaft und Dienerschaft ist im Allgemeinen ein Grundzug des portugiesischen Charakters, und nur Personen von Rang erwarten gegenseitig strengste Beobachtung der Etiquette." 10.

Lesefrüchte.

Die Springprocession in Echternach.

Ueber diese in der Art ihrer Ausführung bekanntlich ganz eigenthümliche Wallfahrerprocession in Echternach, einem Städtchen im Großherzogthum Luxemburg, hat neuerlichst der katholische Pfarrer Binterim in Bilk bei Düsseldorf eine kleine, lateinisch geschriebene Abhandlung („De saltatoria, quae Epternaci quotannis celebratur supplicatione, cum praeviis in choreas sacras animadversionibus; ed. *Ant. Jos. Binterim*", Düsseldorf 1848) herausgegeben, welche neben länger Bekanntem auch manche neue Notiz enthält. So berichtigt er z. B. die frühere herkömmliche Angabe, daß die Springer allemal nach drei Schritten vorwärts zwei oder auch einen wieder rückwärts machten. Er versichert als Augenzeuge, daß sich die Wallfahrer immer erst nach der rechten, dann nach der linken Seite hin drei bis vier Schritte vorwärts bewegen; dabei könne es dann aber geschehen, daß, wenn in die vordersten Reihen durch irgend einen Zufall eine kleine Störung komme und die Nachfolgenden am regelmäßigen Vorschreiten hindere, eine retrograde Bewegung nicht ganz ausbleiben könne, indem sich die Betfahrenden einer ununterbrochenen Bewegung hinzugeben hätten. Zu dem Neuen was die kleine Schrift bringt gehört auch die Mittheilung der bei der Procession seit undenklichen Zeiten her gebräuchlichen Musik, wie sie von den den einzelnen nach Ortschaften geschiedenen Abtheilungen voranziehenden Musikern aufgeführt wird. Betrachtet man die von dem Verf. gegebene Uebersicht der Theilnehmer und Theilnehmerinnen an der Procession in einer längern Reihe von Jahren, von 1802—15, von 1830—46, so mag man sich wundern, daß die Betheiligung in der letztern Periode eine weit größere war als in der erstern. Während hier die Zahl von 1490 (im J. 1803) bis zu 10,485 (im J. 1814) steigt, sehen wir sie dort von 4500 (im J. 1831) auf 9540 (im J. 1844) fortschreiten. So wenig also haben die Bemühungen aufgeklärter Männer seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wie Kaiser Joseph's, des Weihbischofs J. N. von Hontheim ꝛc., gefruchtet jene manchen Unfug in ihrem Gefolge habende Procession abzuschaffen, die allerdings mehre Jahre, auch während der Zeit wo Luxemburg als Departement des Forêts zu Frankreich gehörte, verboten war.

Ein sonderbarer Diakonus.

Häfner („Die Herrschaft Schmalkalden", III, 307) erzählt, der reformirte Pfarrer Joh. Georg Habermann zu Drusen habe sich einst die Ausspendung des heiligen Abendmahls bei einer zahlreichen Communion dadurch zu erleichtern gesucht, daß er sich den Forstknecht Hans Herrgott aus Drusen assistiren und den Communicanten den Kelch darreichen ließ. Dabei soll denn dieser auch einmal die Worte gebraucht haben: „Hat man gegessen, so trinkt man auch." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 233. —— 20. August 1848.

Neue deutsche Dichter.

(Beschluß aus Nr. 232.)

15. Jussuf und Nafisse. Von F. M. Hessemer. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.*)

Jussuf, durch sein ritterliches Auftreten und seine Schönheit Aller Herzen gewinnend, erscheint in Kairo, bewirbt sich um die Tochter des Mamlukensultans und findet leicht Gehör. Aber kaum hat er der Geliebten Nafisse das Geheimniß seiner Geburt (er war Sohn der Fee Murdgiane) verrathen, so wird er gewaltsam aus ihrer Nähe verbannt, erhält die veränderte Gestalt eines schon ältlichen Mannes und die Eröffnung, daß er des Sultans Sohn sei. Von diesem nicht anerkannt irrt er verzweifelnd in der Fremde umher. Nafisse sendet einen treuen Diener ihm nach, ihr Jammer wird bald noch vermehrt, da ihr Vater sich mit ihr in die verborgenste Einsamkeit zurückzieht und einem Schneider, der ihm ganz ähnlich ist an Gestalt, den Thron überläßt, damit er dem angekündigten Geschick, von den eigenen Knechten ermordet zu werden, entgeht. Nach langem Suchen findet der ausgesandte Diener den Jussuf, kehrt mit demselben nach Kairo zurück, nachdem dieser und mit ihm Akmar, ein Jugendgefährte, der ebenfalls verzaubert war, seine eigentliche Gestalt wiedererhalten. Sie treffen gerade ein als der falsche Sultan ermordet ist, der wahre wieder aus seiner Verborgenheit hervortritt und sich als den echten durch einen heldenmäßigen Kampf gegen die Mörder bekundet. Jussuf und die Seinen geben den Ausschlag zum Siege; der Sultan erkennt Jussuf als seinen Sohn von der Fee Murdgiane; es wird ihm durch Letztere zugleich eröffnet, daß nicht Nafisse, sondern die eben als Dienerin aufgenommene Fatimme seine Tochter ist. So wird jede Wolke der Trauer verscheucht, Jussuf wird mit Akmar's Schwester Nafisse und dieser mit Fatimme vermählt, Jussuf's Vater steigt herab vom Throne, um in dem Zauberschloß der geliebten Fee seinen Sitz zu nehmen, und Jussuf wird Sultan von Kairo.

Dies ist der Inhalt eines romantischen Epos das durch Stoff und Form an den „Oberon" von Wieland erinnert. In Bezug auf Anlage und Ausführung läßt sich Manches aussetzen; die Kinderverwechslung und manche Mittheilung aus dem Feenreich ist etwas verbraucht; einige mal wird dem Glauben und der Phantasie des Lesers zu viel zugemuthet, noch öfters aber findet man zu weit ausgesponnen was dem ahnenden Gefühl hätte überlassen werden sollen. Aber diese Mängel werden durch die Vorzüge beiweitem überwogen: die Darstellung der Begebenheiten ist so fesselnd, die Menge der interessantesten Situationen so groß, die Zeichnung mannichfaltiger Charaktere so gut, die Schilderung von Landschaften, Zuständen und Handlungen so vortrefflich, daß man das Gedicht als eine der werthvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Poesie begrüßen und es geradezu als die gelungenste Veranschaulichung der Natur, der Menschen und Sitten des Orients bezeichnen muß. Die Sprache ist durchaus rein und correct, und doch erweckt sie durch Bilder und Wendungen den Eindruck als läse man einen arabischen Dichter; stets der Scene angemessen bietet sie einen reichen Wechsel der zartesten, lieblichsten Töne und des kraftvollsten, straffsten Ausdrucks. Nur selten wird sie unpoetisch und matt. Mit feinem Sinn für Rhythmus und Metrum hat der Dichter den fünffüßigen Jambus gewählt, dem hier und da drei- oder vierfüßige untermischt sind; die Verse sind nicht zu regelmäßigen Strophen verbunden und die — wohllautenden Reime schließen sich bald enger an, bald treten sie weiter auseinander. An lyrischen Stellen, namentlich in dem enthusiastischen Gesang S. 255, dienen freie, schwungreiche Rhythmen zum lebendigen Ausdruck der erhöhten Stimmung. Anstatt die vielen besonders gelungenen Stellen einzeln namhaft zu machen, heben wir nur die ausgezeichnete Schilderung von Kairo und dessen Umgebung hervor; der Dichter läßt die einzelnen Partien dieses mit den frischesten Farben gemalten Bildes gleichsam vor unsern Augen entstehen, indem er sie einzeln aneinander reiht, wie sie gerade dem Sultan von der Höhe seines Palastes aus sich darstellen. Wir theilen den Anfang davon mit (S. 69):

O welche Stadt, des Auges Wonne!
Im Feuerglanz der rothen Abendsonne
Lag unabsehbar da das Häusermeer;
Von langgezog'nen Gassen wie durchschlängelt,
Wie neckend Phantasie den Sinn gegängelt,

*) Vergl. eine kurze Anzeige in Nr. 190 d. Bl. D. Red.

Der solch ein Netz von Pfaden dem Verkehr
Der strengen Arbeit wie der Liebe machte,
Und nur auf Reiz des bunten Bildes dachte;
Denn niedrig hier, dort hoch und stolz erhoben,
Denn näher hier, dort fremd zurückgeschoben,
Denn ärmer hier, dort farb- und marmorreich,
Stand Hütte wie Palast dem Eigner gleich.
Und freundlich eingefangen zwischen
Den Häusern mit den frei bekrönten Dächern
Lag mancher Garten, wo mit frischen
Hoch aufgeschoss'nen Palmenfächern,
Im Gleichgewicht auf feinem Stiel,
Sich sanftes Weh'n der Luft erging zum Spiel;
Und auf den eb'nen Dächern waren
Von Abendglanz geladen Menschenscharen,
Die wie der Kühlung thau'ge Wogen
Umschwankt von weh'nden Schatten zogen.
Und weiter ward sein Auge festgehalten
Von mancher Kuppeln mächtigen Gestalten,
Die der Begeist'rung Kraft erhoben hat,
Wo des Gebetes Stimmen sich entfalten.
Wie reich geschmückt mit gold'nen Blumenbändern,
Wie fein geschnürt in schimmernden Gewändern,
Da vor dem Sultan jede Kuppel stand:
Ein Turban, der sich um der Andacht Scheitel wand.

16. Stimmen des Waldes von Karl von Holtei. Breslau, Schulz. 1848. 8. 1 Thlr.

Den jungen Dichtern, die meist das erste mal das Gebiet der Oeffentlichkeit betreten haben, reihen wir zum Schluß einen Mann an dessen Name schon längst bekannt ist. In einem reichbewegten Leben, in einem vielfachen Verkehr mit Menschen aller Art bewahrte er sich ein warmes Herz und einen regen Sinn für die Natur, und „im Herbste seines Lebens wagt er den Frühling desselben zu singen. Es sind die Stimmen des Waldes und des Feldes, die aus seiner Brust noch einmal widertönen, ehe die Brust in Staub zerfällt, ehe das Herz in dieser Brust für immer verstummt." Diese Stimmen des Waldes und Feldes sprechen sich aus in kleinen Erzählungen, in welchen Thiere, namentlich Vögel, einander ihre Schicksale mittheilen. Der Verf. entwickelt eine außerordentliche Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und Charaktere der verschiedenen Thierarten, und versteht es zugleich in dieser naturgetreuen Schilderung der Thierwelt die Thorheiten und Fehler der modernen Menschheit abzuspiegeln. Sämmtliche Erzählungen, so harmlos sie scheinen, enthalten theils scherzende, theils bittere Satire auf herzlosen Eigennutz, Pfaffentrug und Muckerthum, albernen Adelsstolz, Künstlereitelkeit u. dgl. Sie sind theils in Prosa, theils in Versen abgefaßt, einige aus beiden gemischt. Die Darstellung ist überall leicht, ungezwungen, fesselnd, hier und da streift sie etwas an das Niedrige, manchmal hat sie einen eigenthümlich sentimentalen Anstrich. Die Verse zeigen eine große Mannichfaltigkeit des Metrum; außer Jamben und Trochäen, die meist etwas frei behandelt sind, finden wir alle möglichen Strophen bunt durcheinander, und wenn schon dieser schnelle Wechsel des Verschiedenartigsten eine komische Wirkung hervorbringt, so wird diese nicht wenig erhöht durch den Contrast in welchem Versmaß und Inhalt zueinander stehen, und durch die Hinweisung auf ein Volkslied, dem ersteres nachgebildet ist. Als besonders gelungen können wir bezeichnen: „Storch und Hase"; „Der weiße Tauber"; „Von der Waldmaus die eine Hausmaus werden wollte"; „Von der alten Kröte die Nichts erlebt hatte"; „Künstler-Abende".

Seitdem die besprochenen Dichtungen erschienen, ist Europa und namentlich Deutschland in ein neues Stadium der Entwickelung eingetreten. Holtei flüchtete sich in das frische Waldleben von den Zuständen hinweg, die nun unter den Donnern der Revolution verschwunden sind (Prolog, S. 4):

Von euren Heeren, Uniformen, Fahnen,
Dem bunten Spielzeug unumschränkter Macht;
Von euren Vollblut-Pferden, Vollblut-Ahnen,
Dem Wappenbuch stupider Adelspracht;
Von Spinnmaschinen oder Eisenbahnen;
Vom Bundestag wie von der Kerkernacht;
Von Ordenssternen auf dem Pelz der Affen,
Von liberalen und servilen Pfaffen;

Von deutschen oder röm'schen Katholiken;
Lichtfreunden, die vor eitlem Lichte blind;
Von Künstlern und (Gott schütze!) von Kritiken;
Von Communisten, die geldgierig sind;
Von feinen Cirkeln und von groben Kliken;
Akademien, furchtsam wie ein Kind;
Von Stenographen, von bedrückten Pressen,
Von Deputirten, die mitsammen essen.

Auf den Trümmern des Alten gilt es jetzt das Neue zu bauen, die Zeit verlangt Thaten; aber glänzende Thaten werden auch den verherrlichenden Dichter finden, und an die Hoffnung eines freien, einigen, starken Deutschlands knüpft sich die Erwartung eines Sonnenaufgangs deutscher Poesie, in deren strahlendem Glanze die matten Sterne und flammenden Kometen der letzten Jahrzehnde schnell verbleichen werden. **G. Lippart.**

Pariser republikanische Zustände.

Paris, im Juli 1848.

Der ungeheuere Wirbel welchen die unerwartete, plötzliche Sprengung der Mine die der bestehenden Ordnung von vielen Seiten her gegraben worden war zur Folge hatte, zog Alles in seine tanzenden Kreise. Die Verhältnisse, Zustände, Thätigkeiten haben ihren Halt, Stützpunkt, ihr Gleis verloren, und drehen sich, sich gegenseitig reibend und stoßend, drängend und quetschend, wild durcheinander. So manches alte Fahrzeug verliert in diesem Kampfe mit den tobenden Wellen der Zeit Steuer und Masten, sinkt in den Abgrund, oder liegt nur noch als Wrack bei der Klippe an der es zerschellte. Unzählige mehr oder minder gebrechliche, eilig ausgerüstete, verwegene, nicht selten auf Raub ausgehende Böte und Piroguen steuern hinaus in die schäumende Flut, um in dem Trümmernzuge den möglichst besten Fang zu thun. Das Geschrei der Piloten, die tausendfarbigen und tausendformigen Flaggen und Wimpel, die zahllosen Manoeuvres dieses großen Schifferstechens gewähren ein Schauspiel der lebendigsten und buntesten Art. Die Acte und Scenen in dem kolossalen Lust- und Trauerspiel folgen sich mit einer Schnelligkeit die ans Unglaubliche grenzt. Was heute groß ist wird morgen klein. Was man gestern zum Himmel hob, unter die Götter versetzte, liegt heute verspottet und verachtet am Boden. Weder Principien, Men-

schen noch Dinge bleiben in diesem Aufschnellen und Herabfallen verschont. Das vor wenigen Monaten vor der Welt staunenden Augen mit wahrer Verzückung proclamirte „Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft" war nahe daran in einem fast beispiellosen Mordkampfe sein Grab zu finden. Der Herrschaft der Frechheit, Schamlosigkeit machte militairischer Despotismus der kräftigsten Art mit einem Schlage ein Ende, und er wird, triumphirend hinter seinen noch rauchenden Feuerschlünden stehend, mit Lorbern bekränzt. Die zahlreichen Sekten der Socialisten, welche fast alle mit namenloser Anstrengung an dem Umsturz der bestehenden Institutionen gearbeitet hatten, um den Ruinen die Verwirklichung ihrer „unfehlbaren Theorien" aufzupfropfen, begrüßten das sociale Chaos, ein nothwendiges Ergebniß der ebenso unerwarteten als unerhörten Begebenheiten, mit wildem Jubel, und glaubten sich einen Augenblick am Ziel ihrer heißesten, kühnsten Wünsche. Die größte Verlegenheit war ihnen nur die, welches Gericht sie auf dem langen Socialreform-Küchenzettel zuerst auswählen und der hungernden Menschheit vorsetzen sollten; denn jeder der vielen Köche rühmte seine Schüssel als die vorzüglichste an. Aber jetzt trieb der Name Communist, Socialist den Höhern die Gänsehaut auf. Der gewöhnliche Dieb ist ein Schuft, ein erbärmlicher Kerl, den man fängt, das Geraubte abnimmt hat er's noch, und laufen läßt wenn er seine Strafe bekommen; glaubt aber der friedliche, seinen Kram, seine Frau, seine gezeugten oder noch zu zeugenden Kinder über Alles liebende Boutiquier Communisten gegenüber zu stehen, so wird er zum grimmen Löwen, er schlägt Leib und Leben in die Schanze, will siegen oder sterben; denn der Communist ist ihm gleichbedeutend mit Räuber, Mordbrenner, Kopfabschneider, Ehebrecher. Und er hat Recht: was wäre der Boutiquier und überhaupt jeder gewöhnliche Sterbliche ohne Kopf, ohne Frau und Nahrungsquelle?

Von den Männern von denen vor wenigen Wochen erst im Angesichte der Welt aufs feierlichste erklärt wurde: „daß sie sich um das Vaterland sehr verdient gemacht haben", sitzen die Einen in Vincennes und schauen trüben Blickes durch die Eisenstangen des Gefängnisses nach dem verlorenen Lande, wo sie gern die Rolle eines Mohammed gespielt, und wenn es sein mußte mittels Feuer und Schwert ihren socialen Koran eingeführt hätten, die Andern haben den Schmerz zu sehen wie die blinden, undankbaren Zeitgenossen von der Gesetz- und Decretenbarrikade, die die unerfahrenen Legislatoren mit einer merkwürdigen Eile und Unvorsicht aufrichteten, und wodurch sie eine Rückkehr zur Vergangenheit für immer unmöglich gemacht und sich zugleich die Unsterblichkeit verdient zu haben glaubten, einen Stein um den andern herabwerfen und zur frühern Ordnung zurückkehren.

Genug, die Republik und der Mutterschoos der sie gebar, Paris, brachten in der kurzen Zeit, daß erstere das Licht der Welt erblickte, fast täglich so viel Neues und Unerwartetes hervor, daß es Einem zu verzeihen war, wenn man am Morgen die Augen öffnend zuweilen sich wunderte, daß man den Kopf noch wie gestern sitzen hatte, der Himmel noch über und nicht unter uns sei, und diese „alten mangelhaften Zustände" nicht über Nacht durch ein Decret der Provisorischen Regierung umgestaltet worden waren.

Scham, Gewissen, Achtung vor Recht und Gesetz schienen in der letzten Zeit vor der furchtbaren Junikatastrophe wie von einem bösen Zauberer weggebannt. Die ewigen Gesetze der Moral und alle auf ihnen beruhende sociale Ordnung drohten sich umkehren zu wollen. Der faule, dem Trunke ergebene, mit übelriechenden Lumpen bedeckte Arbeiter war nach Vieler Erklärung der einzige wahre Repräsentant des souverainen Volkes. Wer Dies auf die schamloseste Weise täglich wiederholte war ein Patriot edelster Race, und wäre er übrigens der erbärmlichste Schuft gewesen. Wer einen reinlichen und ganzen Rock trug und da sagte, der Arbeiter müsse nicht allein von der Regierungsform und müßigem Herumziehen sein Heil erwarten, sondern es in Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und geregelter Lebensweise vor Allem zu begründen suchen, hieß ein Aristokrat, ein Parteigänger „der Schweißverzehrer des ausgebeuteten Volkes".

Die Republik erklärte unbedingte Rede- und Preßfreiheit, dieses erhabene, Jedem zustehende Recht dessen geistige Vermögen nicht in Unordnung gerathen sind, und der dabei Pflicht und Gewissen nicht abgeschworen hat und noch eine heilige Scheu empfindet vor den unwandelbaren Geboten der Vernunft und Gerechtigkeit. Sie aber Jedem zugestehen der eine Zunge hat oder eine Feder zu führen weiß, heißt alle Parteien waffnen, wie die Provisorische Regierung der Republik in ihrer Weisheit mit den Flinten aus Vincennes gethan. Was aber die eine und andere Bewaffnung für Früchte trägt hat sich kürzlich gezeigt. Es ist kaum glaublich welche Masse giftigen Unkrauts die republikanische Tagespresse während des Verlaufs von vier Monaten trieb. Wie Schwämme aus faulendem Boden schossen sie hervor die unzähligen Blätter, von denen viele Titel schon Widerwillen oder Abscheu erregen mußten. „Le père Duchêne", „La mère Duchêne", „Le petit-fils du père Duchêne", „Le bonnet rouge", „Les saltimbanques", „Le volcan, par la citoyenne sans-peur", „Le christ républicain", „Le lampion", „Le Robespierre", „Le diable rose", „La république des femmes, Journal des cotillons", „Le tocsin des travailleurs", „Le journal de la canaille", „Le pilori", „L'incendie", und eine Legion anderer Journale mit weniger abscheulichen Namen, aber gleich würdigem Inhalte rief man täglich vom Morgen bis zum Abend an allen Orten, in allen Gassen und oft mit Stimmen aus die allein schon Grausen erweckten. Der Inhalt der meisten dieser Blätter suchte Alles was bis jetzt zu allen Zeiten und bei allen Völkern als heilig und ehrfurchtgebietend gegolten hatte zu nichte zu machen. Bezeichnend für den demoralisirenden Einfluß dieses Theils der republikanischen Tagespresse, der in Hunderttausenden von Exemplaren täglich verkauft und von dem Volke gelesen wurde, ist folgende kleine Episode, welche sich nach der Einnahme der St.-Antonsvorstadt in den Junitagen daselbst zugetragen haben soll. Ein Nationalgardist foderte einen Arbeiter auf an der Wegräumung einer Barrikade zu helfen. Dieser weigert sich. „Vorwärts, keine Umstände gemacht, Ihr hättet verhindern können, daß sie errichtet wurde." „Und Ihr", entgegnete der Arbeiter, „Ihr hättet verhindern sollen, daß wir während Monaten jene abscheulichen Blätter und Pamphlete hätten lesen können." Welche Lehre und Anklage! Mag sie aus dem Munde eines Arbeiters oder von sonst wem ausgegangen sein, sie verliert Nichts von ihrer Wahrheit, ihrem Gewicht.

Wenn ich die armen, verführten, bedauernswerthen Menschen an den Straßenecken und Häusern oft in glühender Sonnenhitze liegen und mit Mühe in diesem Zeitungenauswurf buchstabiren sah, so ergriff mich oft ein tiefes Gefühl des Mitleids mit ihnen, und ich machte die Betrachtung: man nehme an, ein Arbeiter liest täglich ein Blatt und braucht dazu eine Stunde, so beträgt Dies im Jahr 365 Stunden, und den Arbeitstag zu 10 Stunden gerechnet 36½ Arbeitstage. Was ist aber am Ende des Jahres die Frucht von diesem verlesenen Jahreszehntel? Begreift nun etwa der Unwissende die Grundbedingungen aller Staatsorganisation? Man lehrte ihn hierüber Nichts, sondern erklärte ihm die gesellschaftliche Ordnung als eine fluchwürdige Tyrannei, in der er zur schändlichsten Sklaverei verurtheilt sei. Ward er sittlicher, lernte er einige Klugheits-, Gesundheits-, Lebensregeln? Woher? Man stellte ihn als den Inbegriff aller Tugenden und Vollkommenheiten auf, während man den Wohlhabendern und Reichen, „des Armen Unterdrücker", als von allen Lastern und Verbrechen befleckt schilderte. Genug, in Menschen denen die Kenntniß und Befolgung der goldenen Lebens- und Erfahrungsregeln Franklin's, C. P. Schmit's *) und Aehnlicher Volksmoral in ihrem theils verdienten theils unverdienten Elend von unend-

*) Le catéchisme de l'ouvrier (Paris 1848).

lichem Nutzen sein würde, suchte man auf alle mögliche Weise die tiefste Unzufriedenheit mit ihrer Lage zu erwecken, sie zum grimmsten Hasse gegen ihre Mitbürger und alle gesellschaftliche Ordnung aufzureizen.

Vielleicht glaubt man noch allenthalben, auch der gemeine Franzose, oder wenigstens der Pariser, habe eine bedeutende „politische Reife". Dies ist ein Irrthum wie so mancher andere den man von dem sich selbst über alle Nationen stellenden, überall viel Rumor machenden Gallier hier und da im Auslande haben dürfte. Ich erinnere nicht besonders wie die Arbeiter die Republik auffaßten, welche alles Ernstes glaubten, nachdem aller Verkehr, alle gewerbliche Thätigkeit auf lange Zeit theils zerstört, theils in den Grundlagen erschüttert worden waren, sie würden nun mit weniger Arbeit ungefähr das Doppelte als früher verdienen, und wie sie sich, da Dies nicht so leicht und schnell ging als sie gehofft, in Masse erhoben, und die Barrikade und Muskete zum Advocaten und Schiedsrichter ihrer Sache machten, sondern will nur einige Beispiele anführen wie sich mir vielfach diese „politische Reife" in Zwiegesprächen mit sonst braven, rechtlichen Leuten kundgab. Mein Schuhmacher behauptet steif und fest, Ludwig Philipp habe Frankreich unendlichen Schaden zugefügt, unter Anderm die Theurung von 1846 erzeugt, indem er das Korn habe aufkaufen und ausführen lassen. Auf meinen Einwurf, daß in diesem Jahre ja fast in ganz Europa Hungersnoth gewesen und es nicht denkbar sei, daß alle Könige das Korn gekauft und verkauft haben könnten, aus dem einfachen Grunde — wohin damit? da es in Rußland, der Türkei und in Amerika im Ueberflusse vorhanden war, schüttelt er ungläubig den Kopf und klopft sein Leder mit verdoppelter Hast. Ein anderer Bürger der „einigen und untheilbaren Republik" sagte als von dem Ersparungssystem der Provisorischen Regierung die Rede war, das sei Alles nichts Durchgreifendes; wenn er dergleichen zu organisiren hätte, so wollte er radicaler zu Werke gehen: er würde jedem vom Staate Angestellten, welche Stelle er auch bekleidete, nicht mehr bezahlen als einen Jahrgehalt von 2000 Fr.; davon könne man leben. Wollte man damit nicht zufrieden sein, so würde er sagen: „Gut, so thut's ein Anderer dafür." Mein Kaffeehauswirth, welcher den großen „Constitutionnel" täglich vom Titel bis zur letzten Anzeige liest — denn seit der Republik haben seine Gäste bedeutend abgenommen, was ihn beiläufig gesagt keineswegs enthusiastisch für dieselbe stimmt —, entgegnete auf meine Bemerkung: die Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon in vier Departements dürfte die republikanische Regierung in Verlegenheit bringen, und die Ereignisse ihn vielleicht später als Prätendenten an der Spitze einer großen Partei auftreten lassen: „O, da ist keine Gefahr, er hat eine Million Caution erlegt, daß er sich aller Thronansprüche enthalten will." Sollte man glauben, daß ein Franzose, ein Pariser „sein einziges Frankreich" so gering anschlagen könne?

Ein anderer Misbrauch wurde mit den öffentlichen Anschlägen getrieben. Wenn die in den Straßen verkauften Schandblätter von Manchem nicht gelesen wurden, weil der Ankauf jedes derselben einen Sou kostete, und er auch diesen vielleicht nicht besaß, oder selbst nicht lesen konnte, so waren beide Hindernisse in Bezug auf die öffentlichen Anschläge nicht mehr vorhanden. Diese Lecture kostete Nichts, und allenthalben fanden sich öffentliche Vorleser, welche „im Interesse der Menschheit" dem umstehenden Haufen verständlich machten was auf den blauen, grünen, rothen, gelben Zetteln stand. Neben der Schwäche des Franzosen sich allein für den Tapfersten der Tapfern zu halten, und vielen andern Schwächen besitzt er auch die in hohem Grade sich zum öffentlichen Redner, und wenn es die Umstände nicht anders erlauben, wenigstens zum Vorleser berufen zu glauben. Auf vielen der Anschlagezettel „An die Arbeiter, das souveraine Volk" ꝛc. waren wenn möglich die zu Raub und Mord auffodernden Aufrufe, die Haß- und Wuthpredigten noch gedrängter und bestimmter formulirt als in den Journalen; denn die Verfasser wünschten Papier und Druckkosten zu sparen, mit Wenigem Viel zu wirken, und gaben daher kleine aber um so kraftvollere Dosen. Es ist unglaublich welche Menge von Anschlägen jeden Morgen angeheftet wurden; der untere Theil vieler Häuser und Mauern war ganz damit bedeckt, und schien aus bunter Maculatur zu bestehen. Hätte man dieser Wuth die Straße in ein Lesecabinet umzuwandeln noch länger den Zügel schießen lassen, es wäre Brotmangel zu befürchten gewesen ob des ungeheuern Mehlverbrauchs zu Kleister. Ich will nichts Einzelnes anführen von diesem „Schreien eines Hungernden", „Worten eines polnischen Lanciers an seine französischen Brüder", von den zahllosen Manifesten der ganzen Socialisten-Musterkarte, worunter auch eins von Robert Owen auf großem blauen Bogen sich bemerkbar machte, und auf welchem dem französischen Volke, allen Völkern verkündet wurde, daß Nichts leichter sei als schon diesseits zu allgemeiner Glückseligkeit zu gelangen, daß bis jetzt die Menschheit in der Finsterniß getappt, nun aber die Stunde gekommen sei wo sie rufen könne: „Es werde Licht!" wenn sie nur wolle. Wie es aber zu machen, daß es wirklich erscheine — vom Rufen allein dürfte es schwerlich kommen —, sagte er nicht, obgleich ich den Bogen vom Anfang bis zum Ende mit der größten Aufmerksamkeit las; denn auch ich würde keinen Augenblick zögern mein Bündel zu schnüren und einem solchen Licht- und Glückseligkeitsreiche zuzuwandern, wenn ich nur wüßte wie und wo es zu finden, aber namentlich da seit der Republik fast alle Angelegenheiten, und meine nicht ausgenommen, so herzlich schlecht stehen. Um jedoch ein Beispiel zu liefern wie weit die schamlose Speculation und freche Oeffentlichkeit ging, kann ich nicht umhin wörtlich getreu, soweit Dies mein Gedächtniß gestattet, einen Anschlag anzuführen: „Leset! Der Bürger ... (der Name ist mir entfallen) an seine theuern Mitbürger. Der Unterzeichnete hatte das traurige Glück während 10 Jahren unter dem Auswurfe der Menschheit in den Gefängnissen zu schmachten. Hier bot sich ihm Gelegenheit die Spitzbubensprache in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erlernen. Diese Fertigkeit eignete er sich an, und wünscht sich dadurch seinen Mitbürgern nützlich zu machen. Die Begebenheiten haben eine Menge Sträflinge aus ihren Kerkern befreit; sie werden sich nach der Hauptstadt begeben. Die mangelhafte Organisation der Policei, die Noth ꝛc. werden der Vermehrung der Diebe, Räuber und Mörder günstig sein. Hab und Gut, Leib und Leben meiner Mitbürger schweben in Gefahr. Der wird ihnen also einen großen Dienst erweisen der sie mit dem Kauderwelsch ihrer gefährlichsten Feinde vertraut macht. Die Bedrohten können dann verstehen, wenn Raub- und Mordpläne um sie geschmiedet werden, und zur rechten Zeit rettende Vorkehrungen treffen. Diesen Dienst will der Unterzeichnete seinen Mitbürgern erweisen und ihnen die Spitzbubensprache nach leichter Methode in kurzer Zeit auf angenehme Weise lehren. Der Professor ist zu sprechen von früh 8 bis Nachmittag 4 Uhr. Es werden Ausrufer für ein in dieser Angelegenheit gegründetes publicistisches Unternehmen gesucht." Folgt Gasse und Hausnummer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In der Gegend vom Neuwald liest man auf einigen Kirchhöfen eine rührende Grabschrift; aber in der dort herrschenden verderbten Mundart:

Him shall never come again to we:
But us shall surely one day go to he.

Lord Byron sagte kurz vor seinem Tode in Cephalonia zu einem Bekannten welcher ihm alle in England laufenden Gerüchte über die Ursachen von Byron's Scheidung aufgezählt hatte: „The causes, my dear Sir, were too simple to be easily found out." 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 234. —— 21. August 1848.

Der Marschall von Bassompierre und seine Memoiren.

Die Memoiren des 14., 15., 16. und 17. Jahrhunderts bis auf die Zeit der Restauration herab sind für die Geschichtsforscher immer eine Hauptquelle ihrer Feststellungen, ich möchte sagen: ein integrirender Stützpunkt ihres Wissens gewesen. Wenn auch hier die Fixirung weitgreifender und epochemachender Thatsachen für die Authenticität eines welthistorischen Factums in seiner zeitlichen Erscheinung, schon die gerade hier selten verfälschte Volkstradition einen bedeutenden Anknüpfungspunkt gewährt, der dann, durch etwa noch vorhandene ephemere Berichte, durch öffentliche Angaben, durch Denkmünzen, Bulletins oder archivarische Nachrichten autorisirt, auf die historische Wahrheit und Thatsächlichkeit einer Mittheilung hinführt, so ist doch die Stellung der Memoirenliteratur zur Geschichtswissenschaft unzweifelhaft (namentlich aus zwei Gründen) als eine unzertrennliche zu bezeichnen. Die Specialgeschichte nämlich, welche die weiten, oft mehr als ein Jahrhundert Jahre in sich fassenden Klüfte zwischen den accentuirten Thatsachen der allgemeinen Welthistorie auszufüllen und für die in der letztern als fertig gegebenen Resultate die Unterglieder und Mittelglieder aufzusuchen hat, muß ihre detaillirten Angaben zum großen Theile den Privataufzeichnungen von mit dem öffentlichen Leben vertrauten und dem Bewußtsein der Epoche correlaten Personen entnehmen, also den Denknissen, Nachrichten, Tagebüchern und Memoiren oder wie man sonst den Titel variirt haben mag. Diese Details, welche Angesichts des so übergroßen Convoluts historischer Begebenheiten, dessen Bewältigung und Anordnung der Universalgeschichte anheimfällt, recht kleinlich und unscheinbar, ja man muß es zugestehen, oft für die allgemeine Entwickelung geradezu bedeutungslos erscheinen, bilden doch die enge geschlossenen und unverletzlichen Glieder einer Kette von Erscheinungen welche zu gleicher Zeit in dem bloßen Nexus der Begebenheiten, also in dem pragmatischen Zusammenhange, als auch in der ewig schaffenden und sich durch immer neue Gestaltungen göttlich offenbarenden logischen Idee cohäriren. Die Bedeutung der Specialgeschichte geht über die Bereicherung der einzelnen Geschichtswissenschaft, sofern man diese nur als ein vollständiges und lückenloses Register von Begebenheiten, als einen index rerum auffaßt, weit hinaus, und erfüllt sich erst in der Beziehung zur Philosophie der Geschichte, zu welcher die Specialhistorie in dem Verhältnisse der Probe zum Exempel, des Beispiels zur allgemeinen Behauptung steht. Indem auf diese Weise die Wissenschaft sich an der Memoirenliteratur wesentlich bereichert, gewinnt sie auch zu gleicher Zeit und ganz unmittelbar, da sie sich mit der Ausziehung der bloßen einzelnen Daten nicht begnügt, einerseits eine bestimmte Anschauung von dem intellectuellen Standpunkte der Epoche, von ihrem geistigen Horizonte, von ihrer Energie; andererseits sammelt sie jene bestimmten Zeitcharakterbilder, in denen Sitte und Gebrauch, die politische wie bürgerliche Institution sich darstellen, mit Einem Worte, in denen sich die Form der Völkerexistenz spiegelt. Hier abstrahirt sie von dem Lärm der Begebenheiten und malt Zustände; sie erfaßt das geschichtliche Moment als Gewordenes und zeichnet es nach allen Details hin aus, eben in diesen Details andeutend wie es mit seiner Vollendung auch der transitorischen Nothwendigkeit verfällt, und wie es, wenn es seine geschichtliche Mission erfüllt und seine Aufgabe gelöst hat, in seiner Verwesung die jungen, lebensfrischen Keime einer neuen Blütenkrone gedeihen läßt, einer Blütenkrone deren Saft die nach Entwickelung drängende göttliche Idee selbst ist.

Inwiefern die Memoirenliteratur, die beiläufig gesagt von der bloßen Chronikaufzeichnung wohl zu unterscheiden, für diese Geschichtsauffassung von besonderer Wichtigkeit ist, leuchtet ein. Zwar klingt aus ihr nicht das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten heraus, nach dem der Kritiker der modernen Geschichtschreibung vor Allem und zwar mit Recht fragt, nein, sie gibt nur die Resultate subjectiver Anschauungen, neben treffenden Bildern oft schiefe Maßstäbe, neben tiefen und geistvollen Schilderungen auch wieder Mittheilungen welche nur die Kehrseite des Geistes ihrer Zeit darstellen, und deren Verfasser wol eines Morgens das Aufstehen mochten vergessen haben, da sie in den Sommertagen 1789 mit Verwunderung bemerkten, daß sie bereits nicht mehr unter dem großen Autokraten des l'état c'est moi lebten, Irrthümer wie sie in ähnlicher Weise wol auch in neuerer Zeit noch vorgekommen sind. Allein gerade ein Theil ihres Wer-

thes liegt in diesem scheinbaren Mangel. Durch die Subjectivität ihres Charakters erzeugen sich die heterogensten Aussprüche über dieselbe Sache, und es resultiren hieraus untrügbare Bestimmungen für die ethische Norm der Periode; die Authenticität der aus ihnen gewonnenen geschichtlichen Feststellungen ist dann durch die große Concurrenz der gleichzeitigen Angaben und durch die subtile und vielgeübte Wachsamkeit unserer Wissenschaftsmänner hinlänglich garantirt.

In der Memoirenliteratur nun, wie überhaupt in der Specialgeschichte, ist Frankreich das geradezu privilegirte Land zu nennen. Es ist die ganz eigentliche Heimat, die Geburtsstätte der Mémoires und Nouvelles, und kann sich auf diesem Felde wol unbestritten der Vollständigkeit und Virtuosität rühmen, die ihm auf dem Gebiete der Speculation beide abzusprechen sind. Aus dem hypothetischen Verhältnisse welches in Frankreich unleugbar zwischen der öffentlichen Debatte und den geschichtlichen Thatsachen besteht erklären sich auch in neuerer Zeit die Errungenschaften eines Thiers, Mignet, Louis Blanc, welchen die wenigstens nicht unbedeutenden Versuche Capefigue's und Villemain's vorhergingen. Die Specialgeschichtschreibung hat von Frankreich noch manche werthvolle Bereicherung zu erwarten.

Nach dieser kurzen Einleitung wende ich mich ohne weitere Abschweifungen zu dem in der Ueberschrift angezeigten Thema, zu dem Marschall von Bassompierre und seinen Memoiren. Ueber den Werth oder Nichtwerth derselben ist namentlich kurz nach ihrem Erscheinen sehr viel debattirt worden, ja selbst ihre Echtheit hat man in Zweifel ziehen wollen. Die nachfolgenden Zeilen sollen deshalb zunächst eine kurze Skizze über das Leben des Marschalls darbieten, wodurch zugleich der Inhalt seines vielgekannten Buchs angedeutet wird, und dann durch einige kritische und literargeschichtliche Bemerkungen zur Würdigung dieser auf jeden Fall merkwürdigen Erscheinung in der Memoirenliteratur beitragen.

Die Memoiren beginnen mit einer sehr ausführlichen Genealogie des Bassompierre'schen Hauses, welches sich von den Grafen von Ravensberg und Ravestein, einem altadeligen Geschlechte des deutschen Kaiserthums, herleitet. Diese Genealogie ist mit einer unermüdlichen Gründlichkeit abgefaßt, die man gleich zu Anfang etwas langweilig finden könnte, wenn sie nicht später als Basis für das Verständniß mancher sonst unerklärlichen Stelle gerechtfertigt, ja nothwendig erschiene. Der Verf. weist, seine Weitschweifigkeit entschuldigend, auch selbst darauf hin („il a été nécessaire de faire précéder à ce présent journal de ma vie tout ce qui a été narré cidessus, pour donner une parfaite intelligence de mon extraction, des alliances de ma maison et des prédécesseurs que j'ai eus, ensemble des biens, que nous prétendons légitimement nous appartenir"), und beginnt dann die Geschichte seines Lebens von seinem Geburtstage an, ja von seiner Geburtsstunde, die er ausdrücklich angibt. Dienstag den 12. April 1579, früh 9 Uhr, ward Franz von Bassompierre auf dem Schlosse Harouel in Loraine geboren und genoß dann, theils durch zufällige Ereignisse, theils durch politische Umstände zu einem ewigen Hin- und Herwandern zwischen Harouel, Freiburg und Pont-à-Mousson genöthigt, eine ziemlich unregelmäßige Erziehung, welche nach damaliger Sitte ihr äußeres Arrondissement und den Firniß einer oberflächlichen Weltbildung durch eine Belehrungsreise nach Süddeutschland und Italien erhielt. Auf dieser Reise, die wol einer Lustfahrt ähnlich gesehen haben mag wie ein Ei dem andern, ward in kurzer Zeit Rhetorik, Physik, Logik, Astronomie, Rechtskunde und alles Mögliche abgethan, und man muß in der That lächeln, wenn Bassompierre mit ernster Miene in der Versicherung seines Studienfleißes fortfährt:

> Je me mis à étudier au même temps aux aphorismes d'Hippocrate et aux éthiques et politiques d'Aristote, auxquelles études je m'occupai de telle sorte, que mon gouverneur était contraint de temps en temps de m'en retirer pour me divertir.

Das war die Erziehung des jungen französischen Adels im 16. und 17. Jahrhundert, jener Ducs und Barons und Comtes welche in der Welt einst eine Rolle spielen, d. h. in alle Wissenschaftsdisciplinen einen flüchtigen Blick geworfen haben und nun hier ein Bonmot, dort eine feine und tiefscheinende Bemerkung machen können sollten. Das ist die Erziehungsmethode, welche auf Nichts hinarbeitet als — zu gefallen, dem Fürsten, der Herzdame, sich selbst — die Schule des französischen esprit. Bassompierre hat sein ganzes Leben lang dieser Schule Ehre gemacht, er ist gewesen was er sein wollte, das Prototyp eines altfranzösischen Edelmanns, von seinem Auftreten bei Hofe an bis zu seinem spät erfolgten Tode. Dieses Auftreten bei Hofe bildet für sein äußeres Leben wie für seine Memoiren einen wichtigen Abschnitt. Von hier an werden seine Mittheilungen Geschichte, und selbst wo sie kleinlich und unbedeutend erscheinen stehen sie unter dem bestimmten Einflusse einer Weltansicht, die sich jetzt in Bassompierre zu bilden anfängt und deren consequente Vertretung seine Persönlichkeit einer Berühmtheit entgegenführte die er als Feldherr oder Staatsmann zu erlangen niemals befähigt gewesen wäre. Mit dem October 1598 beginnt für den neunzehnjährigen Chevalier die Aera der Selbstbestimmung, er wird mündig, indem er sein Knie dem Könige beugt, und schließt für immer die Mythenzeit seiner Jugend ab. Gewandtheit und Bildung im damaligen Sinne des Worts bringt er dem Hofe zu, und der erste bleibende Eindruck den er empfängt ist die unwandelbare Liebe die er von Stund an Heinrich IV. weiht. Bassompierre war so glücklich dem Könige zu gefallen, denn damals war die Gunst der Könige noch nicht ein Unglück wie unter Richelieu und Mazarin oder in nachfolgenden Zeiten; er gewann noch mehr als die bloße Zuneigung, er gewann die Freundschaft eines Fürsten an den er nicht durch Lehnspflicht gebunden war, sondern durch Sympathie, und den er in freier Wahl als seinen gebietenden Herrn anerkannte. Es war am 12. März

1599 als er aus Enthusiasmus für Heinrich Franzose wurde, ein Schritt den er wenigstens bei Lebzeiten Heinrich's nie bereute,

car je puis dire que depuis ce temps-là j'ai trouvé tant de bonté en lui, de familiarité et de témoignages de bonne volonté, que sa mémoire sera le reste de mes jours profondément gravée dans mon coeur.

Bassompierre, später in der Bastille, für König Heinrich schwärmend, rings umgeben von den Schlingpflanzen des neuen Régime, ist ein fast rührendes Bild.

Die Regierung Heinrich's ist die eigentliche Blütezeit Bassompierre's, welcher durch die Liebenswürdigkeit und gewinnende Geschmeidigkeit seines äußern Wesens, durch die Schärfe seines Witzes und durch die wirklich originelle Bildung seines Geistes die Debatte des Hofes beherrschte und die Fäden aller Intriguen, mochte er deren Mitwisser oder Urheber sein, als Sieger in den Händen hielt. Der Ruf seiner Galanterie gegen Damen ist auch später noch mit seinem Tode nicht erloschen, und wenn der Adel unter den Regierungen Ludwig's XIV. und seines Nachfolgers jener untergegangenen Hofsitte des 16. Jahrhunderts gedachte, deren Grundzug feine Lebensbildung und ritterliche Courtoisie war, so konnte er es füglich nicht ohne diese Erinnerung an den Namen Bassompierre's anzuknüpfen. Wie nun ein Mann der so vollkommen in den Ideenkreisen seiner Zeit (die uns von jetzigem Standpunkte ab immerhin als Beschränktheit erscheinen mögen) aufging, und der sich geradezu als der erschöpfende Ausdruck des damaligen Hoflebens in Paris darstellte, wie ein solcher Mann, sage ich, vorzugsweise geeignet sein mußte zu einer treu der Wirklichkeit entnommenen Schilderung der Kreise in denen er sich wie die Sonne jugendfrisch glänzend und zum Lebensgenuß aufmunternd Jahre lang hin- und herbewegte, Das wird Jedem einleuchten der von dem Maler einer Geschichtsepoche nicht als unentbehrliches Kriterium verlangt, daß er **über ihr** stehe. Bassompierre gibt keine **Kritik** seiner Zeit, sondern nur eine **Darstellung** derselben; denn er **verstand** sie wol, **überragte** sie aber nicht. Aus seinen Mittheilungen spricht die Wirklichkeit des Lebens ohne Raisonnement: seine oft auftauchenden, boshaften Witzeleien darf man nicht für Beurtheilung nehmen wollen. Man muß sich an dem reichausgestatteten, farbigen Bilde ergötzen und selbst in den formell breiten, sich auch auf die kleinsten Details einlassenden Schilderungen das charakteristische und darum interessante Pathos des von seinem so gewichtigen Gegenstande ergriffenen Autors sehen, welcher uns jedes unbedeutende Wort was er zum König gesprochen sorgsam aufbewahrt, und nicht zu erwähnen verabsäumt wenn er mit dem Fräulein von Longueville auf dem großen Balle getanzt. Er schreibt in dem Memoirenstile seiner Zeit, und es würde ein wesentlicher Mangel sein, wenn an ihm nur die Lichtseiten, nicht auch die Fehler der Epoche zur Erscheinung kämen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser republikanische Zustände.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

In einem solchen Chaos von gährenden Leidenschaften und zerfahrenen Zuständen, wovon ich nur einen kleinen Theil andeutete, können sich Künste und Wissenschaften nicht wohl fühlen. Wenn sich die feilen Dirnen des Marktplatzes bemeistern, muß ihn die züchtige Frau und Jungfrau meiden oder sich mit den Scham- und Ehrlosen gemein machen. Keine andere Wahl blieb allen Denen welche entweder der Erforschung der Wahrheit oder der Verkörperung des Ideals, dem Dienste des wahrhaft Schönen ihre Thätigkeit geweiht haben. Sie mußten sich entweder trauernd in sich selbst zurückziehen und theilnahmlos das wilde Treiben gewähren lassen, oder gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Zwischen Barrikaden lassen sich keine Tempel und Lauben bauen, unter Kriegsgeheul und Waffengeklirr keine Harfentöne vernehmen. Die „Arbeiter des Gedankens", wie man seit der neuen Auflage der Republik, in welcher während vier Monaten nur der Arbeiter Credit und um so mehr hatte, je schmuziger sein Gesicht und je härter seine Hände waren, vorzugsweise gern zu sagen beliebt, und die Jünger der ernsten und heitern Musen reihten sich daher um zwei verschiedene Fahnen. Die Einen, und unter ihnen sind viele der Begabtesten, zogen sich zurück von dem Riesencharivari als es zu arg wurde, und wollten ihrer Ueberzeugung, ihrem Geschmack nicht Gewalt anthun, ihre Selbstachtung und die Achtung einer ruhiger fließenden Zukunft, welche nothwendig früher oder später dem Brausen der Gegenwart folgen muß, nicht zum Opfer bringen, und warten der Dinge die da kommen werden. Die Andern, und unter ihnen befindet sich das große Heer der feilen Miethlinge und Klopffechter, welche, mit ihren rostigen Pickelhauben und stumpfen Lanzen rasselnd, stets bereit sind sich auf die Seite zu schlagen wo ihnen einiger Sold winkt oder Plünderung des Feindes versprochen wird, riefen Hosianna und stimmten ein in das Triumphgeschrei des umsturztrunkenen Haufens und in den Fluch den er der Vergangenheit als Grabschrift gab. Freilich trieb auch Viele der Hunger und namentlich eine Masse Handlanger des Gedankens und der Künste zu dieser plötzlichen Abschwörung des Gestern und scheinbar begeisterten Verehrung des Heute. Kurz, um einige Bewunderung, Aufsehen zu erwecken, oder Lohn, Absatz zu erlangen, mußte in dem Freiheitstanze mitgesprungen oder ihm aufgespielt werden. Mehre ausgezeichnete, phantasiereiche Köpfe thaten es, vielleicht vom Reiz der Neuheit verlockt, vielleicht vom Ehrgeize gestachelt dem Dichterhaupte auch die Krone des Gesetzgebers und Herrschers zu erwerben. Die größere Menge der mittelmäßigen Denker und schönen Geister nahm die Umgestaltung als ein unabänderliches Ereigniß, Andere täuschten sich mit lächelnden Hoffnungen, und brachten der Republik ihre Huldigung dar. Der niedere Troß endlich machte seine übertriebene Verehrung zur widrigen Grimasse und Geschmack und Wohlstand verletzenden Schmeichelei. Die extravagante Poesie sprang mit einem Satze aus ihrem weiten, grenzenlosen Reiche der Phantasie auf den Schauplatz der prosaischen Wirklichkeit. George Sand, der Sansculotte im Doppelsinne, erklärte in scenischen Introductionen die Bewohner der Vorstädte zum König der Gegenwart und Zukunft, schrieb im Cabinet des Ministers des Innern berüchtigte republikanische Bulletins. Alexander Dumas machte poetische Politik in vielen Journalen, „beugte sich über den Abgrund und lauschte dem Treiben der unterirdischen Geister, welche geschäftig waren das Gold der Freiheit aus den Klüften der Unterdrückung zu Tage zu schaffen"; er verlangte „vom Volke noch drei Monate Elend im Dienste der Republik, um ganz Europa den französischen Ideen und Waffen zu unterwerfen". Der Mann muß alles Ernstes glauben, die Eisenfresser seiner Romane seien regimenterweise in dem glücklichen Frankreich aufzutreiben. Eugène Sue theilte „im Namen des Vaterlandes den Opfern der Tyrannei" Belohnungen aus. Kurz, ein dichterischer Wahnsinn, von wenigen hellen Augen-

blicken durchkreuzt, hatte sich der Männer und ihrer Parteigänger bemächtigt, welchen es gelungen war sich auf einige Monate auf den Trümmern eines zerschlagenen Throns festzusetzen. Nur der große Haufe theilte nicht lange den poetischen Enthusiasmus; er sah ein, daß er bei alle der dichterischen Politik, dem endlosen Jubelgeschrei „über den Aufgang der Morgenröthe der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft" weder zu brocken noch zu beißen habe und haben würde, und wollte dem ganzen politischen, humanistischen Firlefanz auf die prosaischste Weise von der Welt, mittels der Barrikade und Flinte, ein Ende machen. Aber nun auch begriff die furchtbar bedrohte Gesellschaft, daß die Zeit der Proclamationen im Namen der Brüderschaft, die politische Schattenspielerei ein Ende haben, und der schauerlichen Prosa ebenfalls durch begreifliche und fühlbare Prosa geantwortet werden müsse. Sie beauftragte damit einen Mann von bewährtem Muth und Charakter, und nach vier Tagen eines entsetzlichen Kampfes schlug er eine der furchtbarsten Revolten die die Geschichte kennt zu Boden. Die politischen Schöngeister und andern Geister waren wie vom Donner gerührt als sie die Folgen ihrer Werke sahen, und wie weggeblasen von den Höhen auf denen sie sich in ihrem eigenen Glanze sonnten. Vieler Namen waren nicht allein „zerpulvert", sondern, blut- und thränenbefleckt, der Verachtung und dem Mitleiden verfallen. Und Ordnung und Sicherheit kehrten wieder nach einem viermonatlichen revolutionnairen Wechselfieber, aber nur nachdem sie sich über Leichen und Trümmern Bahn gebrochen, und stehen fest, indem man dem Princip eine imposante materielle Gewalt als Wächter zur Seite stellte.

Sehen wir nun welche Rollen die sich unter die Bewegung mengende nicht rein politische Tagespresse und das der Neuzeit huldigende Kunstleben in dieser allgemeinen Verwirrung spielten. Constitutions-, Arbeits-Organisations- und der Himmel nur kennt alle Entwürfe welche in der kurzen Zeit Tausenden von Federn entflossen. Die Einen leugneten darin Gott, Tugend und Laster, Mein und Dein, kurz Alles was bis jetzt den Menschen über das Thier erhob; die Andern legten in „republikanischen Katechismen und Wegweisern" ihren Mitbürgern ihre freistaatsbürgerlichen Pflichten ans Herz, beschworen sie zu wachen und zu beten, damit sie auf ihrer republikanischen Sonnenreise nicht der Versuchung erliegen möchten wie Loth's Frau noch einmal nach dem Gomorra der Vergangenheit umzublicken. Jeder der einiger Gedanken und Phrasen mächtig war suchte sie im Namen des Volkes und für das Volk aufs Papier zu bringen. Nebenher regnete es sozusagen Biographien. Frankreich besaß mit einem male eine solche Menge um das Vaterland sehr verdienter Männer, daß die Lebensbeschreiber nicht wußten bei welchem zuerst anfangen. Abscheuliche Schmähschriften gegen den gefallenen König und seine Schicksalsgenossen trug man auf allen Gassen herum. „Les cocus de Paris" und ähnlicher Auswurf der Presse wurde allenthalben auf offenem Wege Jedermann angeboten. Die „Revue rétrospective" brachte bereits in 16 Lieferungen die vertraute Correspondenz des letzten französischen Königs; die der Provisorischen Regierung und Fünfer-Regierung dürfte nicht minder reich an Erbärmlichkeit und Scandal sein, sollte auch sie einst die Reihe treffen zu allgemeiner Erbauung unter den Preßbengel zu kommen.

Als aber der erste und heftigste Anfall dieses Socialreform-Schwindels vorüber war, und das Uebel zu einem weniger hitzigen aber chronischen zu werden drohte, unternahm es hier und da die Vernunft demselben entgegenzuarbeiten, und es fehlte nicht an „Betrachtungen", „Kritiken" rc. über die Systeme Louis Blanc's, Cabet's, Proudhon's und ihrer zahlreichen Trabanten. Die einen dieser Entgegnungen führten den Kampf mit Ernst und Würde, wiesen durch Vernunft- und Erfahrungsschlüsse den mehr oder minder großen Unsinn und Widerspruch der neuen Apostel nach, und suchten auf mehr oder weniger erschöpfende oder scharfsinnige Weise darzulegen wie nur die socialen Dissonanzen gelöst zu werden vermöchten die sich zugleich mit der vorschreitenden Civilisation im Schoose der Gesellschaft entwickelten. Andere führten den Streit mit der Waffe beißenden Witzspottes, der auf diesem Felde nicht wenig im Vortheil ist; denn Witz und Satire wirken schlagend, wenn sie ihre Blitze gegen Thorheit und Narrheit schleudern, dagegen ist Ekel und Abscheu ihr Lohn, wagen sie das Erhabene und Heilige anzutasten: sie werden dann zum grinsenden Faun, der bereit ist seiner viehischen Lust auch die reinste Unschuld zu opfern. Aber Witz und Spott üben eine gewaltige Kraft auf das Gemüth des unstät nach Abwechselung haschenden, im Allgemeinen nur bei der Oberfläche der Dinge und Erscheinungen verweilenden Franzosen. Daher bereitete der Witz den ungeduldigen Menschheit-Beglückern vielleicht größere Niederlagen als die ernsthaftesten und gründlichsten Widerlegungen, wenigstens unter der größern Menge, welche eine unerwartete und geistreiche Bloßlegung der Abgeschmacktheiten in dem verheißenen Gesellschaftsumguß mehr unterhielt und schneller überzeugte als lange mit Zahlenreihen und Citaten ausgerüstete Beweisführungen. Und die in die Enge getriebenen Märtyrer schrien Wehe und Rache über „die Bosheit und Niederträchtigkeit" womit „die Söldlinge der Tyrannei, die Vorkämpfer der crassesten Selbstsucht das hehre Werk der menschlichen Freiwerdung, Gotterhebung zu verdächtigen wagten; aber eine Zeit werde kommen, wo die Wahrheit siegen werde, und sollte es auf den Trümmern der gegenwärtigen Gesellschaft geschehen müssen". Und sie kam diese Zeit, aber die Gesellschaft schien sich diese liebenswürdige Aufpfropfung „der Wahrheit" noch nicht gefallen lassen zu wollen, und die Vorsehung gab ihr Willen und Kraft sie mit Nachdruck abzulehnen. Mag man den Socialisten alle menschlichen Vollkommenheiten zugestehen, Selbsterkenntniß, die Grundlage aller Weisheit, besitzen sie nicht. Sie beklagen sich bitter, wenn „ihre Brüder" ernst und scherzend erklären, die praktische Möglichkeit der übrigens mitunter reizenden Socialtheorien wolle ihnen nicht recht einleuchten, und sie wünschten sich vor der Hand mit der alten Ordnung, an der jedoch sehr viel zu verbessern sei und verbessert werden müsse — Das gestehen sie gern und aufrichtig zu — zu begnügen. Dagegen tragen die Herren Reformatoren nicht das geringste Bedenken laut und unumwunden zu erklären, daß sie kein Mittel scheuen würden die Wiedergeburt der Gesellschaft zu bewirken, und wenn darüber der größere Theil der Letztern in den Abgrund stürzen sollte. Und daß sie bereit sind Wort zu halten haben die jüngsten Ereignisse bewiesen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Supplement für Litaneien.

Der schwedische Reisende Berggren erzählt, daß man auf dem Libanon wenig Europäer antreffe, außer einigen Aerzten oder vielmehr Quacksalbern, vor denen die Araber eine gewaltige Furcht hätten, sodaß ein von ihnen behandelter Priester in der Nähe von Antura der gewöhnlichen Litanei die Worte hinzugefügt habe:

Vor Arztes Hand
Behüte uns, lieber Herre Gott!

Unparteilichkeit.

Jean Roques, der Stifter des Hôtel Dieu zu Aix (gest. etwa um das J. 1515), inserirte der Gründungsurkunde einige merkwürdige Clauseln. Er wollte, daß in das von ihm begründete Hospital jeder Leidende aufgenommen werde, welches Glaubens er auch sei, „etiam Diabolus". Dann verordnete er noch, daß zur Verwaltung des Hospitals durchaus kein Geistlicher zugelassen werden sollte, welchen Rang er auch in der Kirche behaupten möchte, „etiam Papa". 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 235. — 22. August 1848.

Der Marschall von Bassompierre und seine Memoiren.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Nach dem 1610 erfolgten Tode Heinrich's IV. ging Bassompierre's Anhänglichkeit wie ein königliches Familienerbgut an die Königin-Mutter Maria von Medici über. Diese geistesgewandte und umsichtige, dabei aber herrschsüchtige Fürstin hielt lange Zeit, von allen Intriguen ihrer Feinde in ihrer Stellung unerschüttert, mit fester und entschlossener Hand die Zügel der Regierung, und neben dem Marschall d'Ancre war namentlich Bassompierre eine ihrer sichersten Stützen. Dieses enge Verhältniß zwischen dem Memoirenschreiber und dem französischen Hofe hat in Bassompierre's Buche zwei so vollkommen gelungene, mit wirklicher Kunstfertigkeit plastisch herausgebildete Charakterdarstellungen ermöglicht wie die der Königin-Mutter und ihres ergebenen Marschalls. Die dialogische Form welche hier fast durchgängig angewendet wird erzeugt oft wirklich dramatische Situationen und Effecte, und auch der Inhalt, dieser interessante Kampf ausschweifender Leidenschaften, verleiht dieser Partie des Buchs besondere Bedeutung. Die Ungeduld, die Ränkesucht und dabei wieder die geistige Umsicht, endlich die männliche Entschlossenheit und der Muth Alles zu wagen, wenn es gilt eine Stellung zu vertheidigen die, einmal verloren, nie wiedergewonnen werden kann — alle diese Züge sind scharf in dem Charakter Maria's markirt. Jene Scene ist von besonderer Wirkung, wo die Königin im entscheidenden Augenblicke der Gefahr tollkühn in ihren Befehlen und heroisch in ihren Entschlüssen die Insignien ihrer unumschränkten Macht zusammenfaßt und mit ruhigem Tone sagt:

Je veux prendre prisonnier M. le prince, messieurs de Vendôme, du Maine et de Bouillon. Je désire que les Suisses soient près d'ici à onze heures du matin, comme j'irai vers les Tuileries, pour, si je suis forcée par le peuple de quitter Paris, me retirer avec eux à Mantes. J'ai mes pierreries dans un paquet et quarante mille écus en or que voilà et emmenerai mes enfans avec moi, si j'y suis forcée, *étant toute résolue de me soumettre plutôt à quelque péril et inconvénient que ce soit, que de perdre mon autorité et* — de laisser périr celle du Roi.

Der Schluß hinkt: die Dame muß eine gute Schauspielerin gewesen sein.

Nicht minder gelungen und mit dramatischer Lebendigkeit ist der Charakter des Marschalls d'Ancre gezeichnet, welcher später auf de Luynes' Betrieb seine Stellung mit dem Leben bezahlte und welcher über die Schwierigkeit und Unhaltbarkeit derselben zu Bassompierre mit ebenso großer Offenheit sprach als dieser wiederum zur Königin. Der Marschall schenkte dem Günstling der Maria sein volles und uneingeschränktes Vertrauen, und auch dieser Umstand trägt dazu bei das Gemälde Bassompierre's abzurunden und zu vervollständigen. Was die Gestalt d'Ancre's noch speciell betrifft, so verleiht ihr Bassompierre eine besondere Natürlichkeit durch die treue Wiedergabe des französisch-italienischen Kauderwelsch, dessen sich der Marschall bediente („Per Dio, moussour, io me rido moy delle cose desto monde. La Reine a soin d'un siège pour Zamet et n'en a point pour M. du Maine; fiez — vous à l'amore di principi!"), eine Ausdrucksweise welche, wenn auch komisch wirkend, doch zugleich unwillkürlich doppelt zum Mitleid stimmt, wenn sie sich in den traurigen Worten äußert: „Seignor, je suis perdu; Seignor, je suis ruiné, Seignor, je suis misérable." Es würde ungünstig wirken, wenn man annehmen wollte, daß aus diesen Angaben nur die Bosheit Bassompierre's spreche; ich glaube vielmehr, daß in dieser ganzen Darstellung überhaupt keine Absicht liegt, nicht einmal eine selbstbewußte Wahl zum Behufe der künstlerischen Behandlung des Stoffs, sondern daß der Autor instinctmäßig und tendenzlos gerade in dieser Abtheilung seines Werks einen treuen Abdruck der Wirklichkeit gibt, einen aufgefangenen Spiegelreflex welcher den unmittelbaren Eindruck festhält; Nichts weiter.

Ein neuer Wendepunkt für Bassompierre's Stellung trat mit der Entfernung Maria's von den Regierungsgeschäften und mit ihrem Abgange nach Blois ein. Die Abschiedsscene zwischen der Königin-Mutter und Ludwig XIII. ist förmlich und kalt, es muß ein wenig freundlicher Maitag gewesen sein.

Madame, je vous remercie très-humblement du soin et de la peine que vous avez pris en l'administration de mon royaume, dont je suis satisfait et m'en ressens obligé et vous supplie de croire que je serai toujours votre très-humble fils.

So schied die Königin aus einem Wirkungskreise an welchem der Nerv ihres Lebens hing, und mußte

einem emporgekommenen Günstling weichen, de Luynes, über dessen Abstammung Bassompierre in den 1803 erschienenen, angeblich von ihm herrührenden „Mémoires nouveaux", und irre ich nicht, auch Dumas in seinem „Louis XIV et son siècle" nähere Aufschlüsse gegeben hat. Mit welchen Gedanken die stolze Frau den trüben Weg nach Blois betreten haben mag, läßt sich leicht errathen. Daß sie nicht ging um zu dulden, sondern um die Rückkehr zu gewinnen, konnte auch Bassompierre einsehen; allein er hielt sich nur an das Gegebene und das historisch Festgestellte. „Sich in die Verhältnisse fügen" war seine Weisheit; daß er ihr später untreu wurde, brachte ihn unter Richelieu in die Bastille, während sie ihm jetzt seine glänzende Stellung am Hofe sicherte. „Il se mettait bien avec M. de Luynes."

In seinen neuen Verhältnissen war Bassompierre der vollkommen alte geblieben. Er war galant, liebte, verschwendete. Er war ein ebenso glücklicher Spieler („je gagnai cette année-là au jeu du trictrac cent mille écus") als freigebiger Wirth („le roi demeura six-sept jours à Monceaux, qui me coutèrent 10,000 écus"), immer witzig und guter Laune, und wenn es galt, auch vielgeschäftig und voll Eifer und Umsicht im Dienste des Königs. Diese Umsicht zeigte er namentlich, als er gegen die unzufriedenen Verbündeten von Angers, die Anhänger der Königin-Mutter, mit berechneter Gewandtheit Truppenwerbungen zur Vervollständigung des königlichen Heers veranstaltete, deren günstiges Resultat nicht wenig zu dem glücklichen Ausgange der Affaire von Pont-de-Cé beigetragen haben mag. Der König erkannte Dies auch recht wohl an, „et lui fit extraordinairement bonne chère et M. de Luynes le loua à M. le Grand". Bassompierre schien gefährlich zu werden; er besaß Alles was der Günstling eines schwachen Königs zu besitzen braucht.

De Luynes sah nicht ohne Neid und Besorgniß die immer deutlicher hervortretende Neigung des Königs für Bassompierre und war deshalb eifrig darauf bedacht sich eines so befähigten Rivalen zu entledigen. Da äußerte Ludwig eines Tags, als man ihm versicherte, die Armee könne in zwölf Tagen unmöglich die Garonne passiren, er wisse ein sicheres Mittel Dies in acht Tagen durchzusetzen. „J'enverrai Bassompierre, que voilà la mener." Das gab den Ausschlag; die Intrigue wollte einen neuen Sieg feiern und sie feierte ihn. Bassompierre ward über Hals über Kopf nach Spanien als außerordentlicher Gesandter geschickt und so unter gutem Vorwande vom Hofe entfernt. Daß die Darstellung seiner Reise nach Madrid im Allgemeinen des Interessanten vieles bietet, bedarf wol kaum der Erwähnung; von besonderer Bedeutung aber müssen die ausführlichen Bemerkungen sein welche Bassompierre über das Schicksal des Infanten Don Carlos gibt. Die nähern Details über Carlos und Elisabeth finden sich in den schon einmal erwähnten „Mémoires nouveaux", und Petitot hat sie in seiner „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France" (XX, 259 fg.) wörtlich abgedruckt, auf welche ich hier verweisen muß, da eine Uebersetzung oder ein Auszug dieser allerdings gerade für uns so interessanten Mittheilungen (es findet sich fast das ganze Namensregister des Schiller'schen „Don Carlos" bis auf den oft angezweifelten Marquis von Possa darin wieder) doch den verstatteten Raum d. Bl. überschreiten dürfte.

Nach seiner Rückkehr aus Spanien tritt Bassompierre in seine alten Hofverhältnisse wieder ein, ja er empfängt 1622 zu seiner Charge eines commandirenden Generals der Schweizer, mit der er acht Jahre früher auf besonderes Verwenden der Königin-Mutter bekleidet worden war, noch den Marschallsstab von Frankreich. In seinem äußern Wesen wie in seinem Gedankenleben findet sich keine Veränderung, und seine Lebhaftigkeit und geistige Biegsamkeit glätteten die Falten welche etwa die Zeit an seinem Gesicht zu zeichnen anfing. Gegen die Königin-Mutter, welche seit 1620 an den Hof zurückgekehrt war, ohne ihre frühere Bedeutsamkeit in vollem Maße wiedererlangen zu können, zeigte er sich gefällig und ergeben, so ergeben, daß er ihr selbst behülflich war als sie geschäftig ihre spätere, wiederholte Demüthigung vorbereitete, indem sie Richelieu in den Geheimen Rath einführte. Richelieu war ein großer Mann: Das zeigte er auch in seiner piquanten Weise dankbar zu sein. An Bassompierre suchte er sich für dessen freundliche Beihülfe dadurch abzufinden, daß er ihn 1625 als Gesandten in die Schweiz und 1631 als Gefangenen in die Bastille schickte. In das Jahr 1626 fällt noch seine Gesandtschaftsreise nach England, nach deren Beendung er sich thätig bei der Belagerung von Larochelle zeigte.

Den weitern Verlauf seines Lebens, wie wir ihn bis zum J. 1640 in seinen Memoiren und von da ab bis an seinen Tod in den Berichten aus dem letzten Theil des 17. Jahrhunderts mitgetheilt finden, faßt Petitot mit nebenbei eingestreuten trefflichen Bemerkungen für die Beurtheilung seines Charakters so prägnant und vollständig zusammen, daß ich mich in dem Nachfolgenden treu an dessen Darstellung halten, und nur da wo es einer Erläuterung bedarf dieselbe durch kurz beigefügte Erklärungen unterbrechen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Pariser republikanische Zustände.

(Beschluß aus Nr. 234.)

Auf den Kunstgebieten der republikanischen Hauptstadt sah und sieht es nicht minder wirr und traurig aus als auf dem Felde der Literatur. Auch hier hat der Sturm, den der Muth einiger Bürgerbataillone, sich versöhnend zwischen den Aufstand und die ihn bekämpfende Macht zu werfen „um Blutvergießen abzuwenden", hervorgerufen hatte, furchtbare Verheerungen angerichtet. Die universell berühmte Metropole ist auch in dieser Hinsicht in einen Zustand einer Art Barbarei herabgesunken, wie er sich in den meisten ihrer übrigen Verhältnisse kundgibt. Wenn nicht schwerer doch mit mehr Oeffentlichkeit als die andern Künste ward die mimische von der zermalmenden Faust der Ereignisse getroffen. Auch die Mehrzahl der leicht beweglichen, für mächtige Eindrücke so empfänglichen Helden und

Heldinnen der Breter und Couliffen begrüßte den Anfang der neuen Epoche mit stürmischem „Glückauf!" Ob es mehr aus wirklicher Ueberzeugung oder berechnender Klugheit geschah, läßt sich nicht entscheiden. Genug, dem Willkommenrausche folgte bald eine traurige Enttäuschung. Die Götter, Helden, Bösewichter rc. mit ihrem ganzen Gefolge sanken mehr und mehr von ihren Höhen herab und wurden zu armen Teufeln die nach Brot schrien. Leerer wurden die Säle, dünner die Weihrauchwolken, kleiner die Gagen. Vorüber war es mit den üppigen Soupés, den Schauspielerlaunen, die so manchen Director fast zur Verzweiflung brachten. Die über den Pforten aufgesteckten tricoloren Fahnen, die republikanische Umtaufe mehrer Musentempel vermochten die Verluste nicht zu ersetzen. Ein furchtbarer Concurrent, „das souveraine Volk", erhob sich und spielte selbst Komödie. Aller Protest, jede Kritik waren hier vergeblich. Wenn die improvisirten Acteurs Nichts weniger als durch reiches Costume, künstlerische Diction rc. zu gewinnen wußten, so imponirten sie um so mehr durch die Größe ihrer Massen und ungeheuern Lärm. Waren die aufgeführten Acte und Scenen nicht geradezu neu, so hatten sie doch unendlich Viel vor den hinter dem Souffleurkasten aufgeführten voraus. Die Vorstellungen waren gratis, fanden zu allen Tageszeiten statt, und jedem Zuschauer stand obendrein frei als handelnde Person Theil zu nehmen, bei Gelegenheit sein mimisches und declamatorisches Talent zu versuchen. Daher wurde das Schauspiel der Straßen und öffentlichen Plätze dem einstudirten, auswendig gelernten und vom Lampenlicht beleuchteten vorgezogen. Auch fehlten den Darstellungen unter freiem Himmel Abwechselung und Mannichfaltigkeit nicht. Die Tragödie folgte dem Lustspiel und umgekehrt. Heute gab man „die Zerbrechung der Fesseln der Tyrannei", morgen „die Beisetzung der gefallenen Brüder". Die Bestimmung der Farben der Fahne des Reichs der Brüderschaft gewährte einige lebhafte Intermezzos. Die officielle, mit siebzehnmaligem einstimmigen feierlichen Ausruf erklärte Annahme der Republik, „die Verbrüderungsheerschau, das Eintrachtsfest" waren großartige freudige Spectakelstücke; die versuchte Erstürmung des Rathhauses, der Einfall in den Kammerpalast tragikomische Vorstellungen. Diesen folgte endlich die bedenkliche, an tragischen Elementen überreiche Erhebung der Communisten und Arbeiter gegen die gesellschaftliche Ordnung und die Niederlage der Revolte nach viertägigem schauerlichen Kampfe und ein abermaliges feierliches Leichenbegängniß. Diese waren die Hauptverwandlungen in dem Revolutionscyklus, welcher während vier Monaten von und vor der pariser Bevölkerung im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft aufgeführt wurde. Außerdem fehlte es nicht an Zwischen- und Nebenspielen der buntesten und unterhaltendsten Art, wie das Umziehen, das Pflanzen der Freiheitsbäume, die Clubs, freiwilliges oder durch Drohung mit Fenstereinwerfen erzwungenes Illuminiren rc. Wie bekannt fehlte es dem Schauspiele nicht an Handlung. Allgemeines Waffentragen, Fahnenschwingen, Barrikaden, Leichen, declamatorische Reden, Mord, Gefängniß rc. erschienen neben oder in rascher Folge hintereinander. Um aber in den Straßenbühnenstücken Nichts vermissen zu lassen, und den privilegirten Theatern recht nachdrückliche Concurrenz zu machen, sparte man auch in Hinsicht auf Decorationen Nichts. Hunderte weiß gekleideter Jungfrauen, vergoldete Fruchtkörbe mit Garben, Oelbäume, Triumph- und Trauerwagen, Obelisken von bemalter Leinwand, Altäre von Pappendeckel, Tausende von Fahnen, Millionen von Lampen, Lämpchen und Lichtern in allen Farben erfüllten die gaffenden pariser Menschenkinder nicht selten mit dem höchsten Entzücken und ließen sie oft tagelang vergessen, daß sie vor kurzem erst Gefahr gelaufen im Namen der Freiheit und Brüderschaft den Schädel eingeschlagen oder eine Kugel ins Herz zu bekommen, oder daß solche Gefahr in nächster Zukunft ihrer noch warten dürfte. Mit solchen gewaltigen Gemüthsbewegungen vermochten die Bühnen von Handwerk nicht zu concurriren. Was waren die kleinen alten Geschichten von Liebschaften und Intriguen, Tugenden und Lastern, Späßen und Schlüpfrigkeiten dem Welttheater gegenüber, auf welchem Millionen spielten, die von den zuschauenden Völkern theils mit Beifall überhäuft, theils ausgepfiffen wurden? Nicht viel mehr als etwa ein nürnberger Bilderbogen neben einem ungeheuern Panorama mit lebender, singender und springender, mordender und blutender Stafage. Viele der verwaisten Bühnen glaubten sich dadurch retten zu können, indem sie es dem sie umgebenden Leben nachzuthun, und Barrikaden, Pulverdampf, Schlachtgesänge, Aufstand und Masacre zu copiren suchten. Vergebliches Bemühen! Es hatte keinen bessern Erfolg als die Ausdauer womit andere ihrer Schicksalsgefährten, trotz der unerhörten Begebenheiten, auf der gewohnten Bahn fortwandelten. Die Angelegenheiten der einen wie der andern Theater gingen einen unaufhaltsamen Krebsgang. Kaum hatte man die gemalten Steinhaufen, die blinden Schüsse, bunten, reinlichen Sansculotten, gefahrlosen Revolutionstribunale gesehen, so fand man sie, welche zu andern Zeiten einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erweckt und übermäßig gefüllte Häuser und Kassen gemacht haben würden, „très-mesquins", kehrte ihnen den Rücken zu und zur Wirklichkeit zurück, die in dieser Art viel großartigere, weit erschütterndere Vorstellungen gab.

In dieser sich täglich verschlimmernden trüben Lage wendeten sich die Theaterdirectionen mehrfach an die provisorische und interimistische Regierung der Republik, und flehten um Rettung aus diesem Wege zum Untergange. Man hörte ihr Klagelied hohen Orts „mit Theilnahme", versprach die Interessen der Mimen in Erwägung zu ziehen, „würde es jedoch überaus gern sehen, wenn sie in allen Fällen — wahrscheinlich auch in dem, daß sie Nichts erhielten als leere Versprechungen — ihre Tempel um der allgemeinen Wohlfahrt willen nicht schlössen", und so auch ihren Theil an dem „ont bien mérité de la patrie" verdienen wollten. Die Mehrzahl der Directionen machte die größten Anstrengungen, um dem über ihnen waltenden Verhängniß nicht zu erliegen; mehre aber vermochten den harten Schlägen nicht länger zu widerstehen und schlossen ihre Säle. Um einen Maßstab zu geben wie groß das Elend mancher Theater während der vier ersten Monate des republikanischen Freudenreichs war, genügt es anzuführen, daß die Musiker, Choristen und übrigen niedern Angestellten des Vaudevilles in dieser Zeit nicht mehr erhielten als im Durchschnitt 25 Francs die Person. Da es nun in unsern Tagen bei dem besten Willen und der größten Oekonomie unmöglich ist mit 25 Fr. vier Monate in Paris leben zu können, so wäre es „den Bühnenarbeitern" kaum übel zu nehmen gewesen, wenn sie die Geduld verlierend Güter-, Geld- und andere Gemeinschaft gewünscht hätten und Communisten geworden wären.

Diesem langsamen Dahinsterben gaben plötzlich die Begebenheiten der Junitage den Gnadenstoß. Unter den Schrecken eines fast mit beispielloser Wuth und Grausamkeit geführten Bürgerkriegs schlossen sich alle Theater, und glaubten sich auf immer oder wenigstens für lange verloren. Mehre öffneten sich bald wieder, aber nur um als — Cillazarethe oder Kasernen zu dienen. Allein der Sieg der Vernunft und Civilisation über den Wahnwitz und die Barbarei sollte auch den schwer geprüften Kunsttempeln Rettung bringen. In der ihm folgenden Stille ward es den an die Stelle der dichterischen Politiker und politischen Idealisten getretenen Männern möglich mit prosaischem Ernst an der Aufhülfe der jämmerlich darniederliegenden tausendfachen Interessen zu denken und zu arbeiten. Und sie thaten es mit löblichem und verständigem Eifer. Auch die pariser Theater erfreuten sich ihrer Sorgfalt. Einem Gesetzvorschlag des Ministers des Innern, demzufolge er eine schnelle, nach Verhältniß unter die verschiedenen Schauspielhäuser zu vertheilende Unterstützung von 500,000 Fr. von der Nationalversammlung verlangte, ward von dem begutachtenden Comité beigestimmt. Victor Hugo, der Berichterstatter des letztern, schilderte in der Sitzung des 17. Juli die Leiden der armen Bühnenhelden mit den lebhaftesten Farben, und beschwor

die Gesetzgebende Versammlung „die Proletarier des Gedankens im Interesse der Barmherzigkeit, der öffentlichen Wohlfahrt" ꝛc. nicht zu verlassen. Die verlangte Summe wurde fast einstimmig zugestanden, nachdem sie mit einer der Oper bestimmten Subvention vereinigt und zu 680,000 Fr. gesteigert worden war.

Dieser Beschluß wird das Herz so manches Ersten Helden, Erzschelms, so mancher Königin, Intriguantin und den ganzen 8—10,000 Mann starken Troß von Choristen, Statisten, Maschinisten, Schneidern, Friseuren ꝛc. mit freudigen Hoffnungen erfüllen; denn im Grunde wünschen alle diese Menschen, wie die meisten gewöhnlichen Sterblichen, vor Allem ihr Brot und was sie etwa nebenbei noch brauchen zu verdienen, sind am ersten zufriedengestellt wenn sie dieses haben, und am wenigsten geneigt durch Grübeln und Brüten über Social- und andere Reformen sich die lebensfrohe Laune, die Zufriedenheit mit dem Dasein zu verderben. Aber die Hülfleistung hat noch einen andern Nutzen als Tausende für den Augenblick aus der größten Noth befreit zu haben. Das bunte Leben und Treiben das sich an die Thätigkeit der Theater knüpft wird viel beitragen der hart geprüften Metropole nach und nach ihre frühere eigenthümliche, heiter-geräuschvolle Physiognomie wiederzugeben, sie die Greueltage vergessen zu machen, und, wissen sich Kraft und Vernunft an der Spitze der Regierung zu erhalten, die seit Monaten von Tollheit und Niederträchtigkeit herumgeworfene, mit Blut und Unrath besudelte Stadt in ein ruhigeres, der Ordnung und Civilisation würdiges Gleis zurückzuführen.

Alle pariser Schauspielhäuser öffneten sich wieder seit kurzem. Möchten die Directionen begreifen wozu sie Dankbarkeit gegen das Land das sie vom Untergange rettete verpflichtet, was sie ihrer Aufgabe und Würde schuldig sind; nämlich die Freiheit, die auch ihnen die Neuzeit brachte, nicht mit Frechheit und Schamlosigkeit zu verwechseln, und die Gebote der Moral und des Wohlstandes einer niedern Geldgier nicht zum Opfer zu bringen. Ob sie diese Pflichten in der neuen Epoche, die auch für das französische Theater begann, gehörig zu würdigen wissen werden, muß die Zukunft lehren.

Die bildenden Künste traf in der politischen und socialen Verwirrung ein ähnliches Schicksal als das Schauspiel. Auch sie haben fast jeden Haltpunkt verloren. Die große Künstlerschar, welche um der Erwerbung des täglichen Brots willen zu ununterbrochener Arbeit genöthigt ist, sah sich gezwungen dem Geschmacke und den Leidenschaften des Augenblicks aufs rücksichtsloseste zu huldigen. Statuen und Büsten, Gemälde der Republik, mit der phrygischen Mütze, dem Schwerte, mehr oder minder mürrischem Gesicht und stieren Glotzaugen, Figuren und Portraits der Legion berühmter Männer welche hinter den Februarbarrikaden hervorgeschossen waren, und sich um die Wette „um das Vaterland verdient gemacht hatten", standen in allen Kunstläden, an allen Straßenecken zum Verkaufe aus. Diese Gebilde von Gyps und Bronze auf Leinwand und Papier wechselten aber ebenso geschwind, ebenso schnell die Originale durch die Schnellpresse der Begebenheiten mit dem Stempel der Berühmtheit und des Verdienstes bezeichnet und bald darauf in den Maculaturkasten der Werthlosigkeit und Vergessenheit geworfen wurden. Meißel, Pinsel und Kreidestift machten sich zu den eifrigsten Geschichtschreibern der jungen Republik. Ihre Producte waren eine Art untrügliches politisches Wetterglas, das jede Winddrehung anzeigte. Erst waren es die Mitglieder der Provisorischen Regierung, die man im Einzelnen und mannichfachen Gruppirungen abbildete, und jedem Freibürger zum Verkauf anbot. Louis Blanc und Lamartine waren die Glücklichsten in dem unsterblichen Dutzend; ihre Conterfei fielen wie ein Heuschreckenschwarm auf die Hauptstadt der Republik nieder. Später gab die aus dem Dutzend gezogene Quintessenz der interimistischen Regierungscommission zu neuen und einfachern Gruppen Veranlassung. Aber auch diese wurden bald verdrängt durch die Familie Napoleon. Alle verstorbenen und lebenden Glieder derselben zu Roß und zu Fuß stellten sich dem gaffenden Paris vor, und erinnerten es welches Sortiment Thronbewerber Frankreich noch besitze, im Fall es sich anders besinnen und seine Krone einem Meistbietenden zuschlagen, dabei aber die beiden Linien der Bourbons von der Concurrenz ausschließen sollte. Mit dem Siege der Republik in den Junitagen verschwand auch „der Kaiser" mit seiner Suite, und die Bildnisse Cavaignac's und mehrer seiner Waffengefährten waren es welche Tausende von schnellen Händen in Bewegung setzten. Dann folgte das des unglücklichen Erzbischofs und mehrer anderer außergewöhnlicher Opfer der Revolte. Und gegenwärtig sind es die jungen Helden der mobilen Nationalgarde, mit Hyacinthe Martin an der Spitze, der erste dieser Streiter dessen Brust vom General Cavaignac mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt wurde, welche in allen Größen und Manieren an den Auslagen der Bilder- und Kunstläden hängen. Daguerre's Erfindung wurde benutzt die treuesten Barrikadenbilder aufzunehmen, der Grabstichel schnitt sie in Holz, der Stift zeichnete sie, und zahllos sind die Bilder und Scenen wozu die Februarrevolution, aber noch mehr die Junibegebenheiten Veranlassung gaben. Nebenher schwang die Caricatur ihre Geißel und richtete zuerst ihre heftigsten, oft plumpen und gemeinen Streiche nach dem vertriebenen Fürsten und seinen Parteigängern. Später theilte sie dieselben auch nach andern Seiten aus, und ließ sie vorzugsweise den Socialisten und Communisten fühlen. So stellte man z. B. Louis Blanc auf der Rednerbühne von Arbeitern umgeben dar. Diese rufen ungestüm: „Den Mond, den Mond wollen wir haben!" „Aber, meine Freunde, Das ist unmöglich", antwortet der Socialphilosoph. „Einerlei, wir wollen und müssen den Mond haben!" schreit der Haufe. „Nun, ich werde sehen ihn euch zu verschaffen, aber wollt ihr nicht wenigstens warten, bis er voll sein wird?"

Welche Früchte das Reich der Freiheit auf den Kunstgebieten treiben wird werden wir später sehen, und am deutlichsten in der nächsten Kunstheerschau des Louvre.

A. Kunze.

Literarische Notiz aus England.

Wen heirathen?

Es kann deutsche Mädchen, Leserinnen d. Bl. geben die sich obige Frage stellen, und wenn sie, natürlich des Englischen kundig, von einem Buche hören des Titels: „Whom to marry, and how to get married! or, the adventures of a lady in search of a good husband; edited by the brothers *Mayhew*" (London 1848), Nichts eiliger thun zu müssen glauben als es zu verschreiben. Stop a little, my dears! Geduld, meine Damen! Es kann Ihnen zuvörderst frommen zu erfahren was die Tendenz des Buchs ist. Es soll die Lehre einschärfen, daß zwar in unserm künstlichen Civilisationszustande Liebe, blos Liebe und nichts als Liebe, ununterstützt von begünstigenden Verhältnissen, das Glück der Ehe nicht zu sichern vermag, dagegen aber auch das höchste Maß solcher Verhältnisse ohne Liebe es nicht erkaufen kann. Nun verschaffen Sie sich das Buch, und lesen Sie die Geschichte einer jungen Dame aus dem Mittelstande, welche in der romantischen Zeit des Aufblühens sich in ihren Zeichenlehrer verliebt, von den Aeltern ertappt und gescholten krank, dann wieder gesund wird und sich vornimmt dem ersten besten Freier Herz und Hand zu geben. Sie thut es nicht, und das Warum steht im zweiten Capitel. Die weitern Werbungen numeriren die Capitel, bis die Dame sich von der Wahrheit der ersten Hälfte obiger Lehre überzeugt und demgemäß wählt. Wie es später um ihre Ueberzeugung von der Wahrheit der zweiten Hälfte steht bleibe unverrathen.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 236. —— 23. August 1848.

Der Marschall von Bassompierre und seine Memoiren.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Bassompierre hatte sich in den Kriegen, in denen er seit 10 Jahren beschäftigt gewesen (1621—24 spielt er in den Religionskämpfen und 1629 und 1630 in den piemontesischen Expeditionen eine Rolle), als tapferer Soldat und tüchtiger Feldherr gezeigt. Mehr als ein mal hatte er den Sieg durch seine Rathschläge und seine Entschlossenheit herbeiführen helfen, und bei seiner Rückkehr aus Piemont glaubte er sich deshalb wohl berechtigt auf eine öffentliche Anerkennung und Entschädigung seiner treugeleisteten Dienste Anspruch machen zu können. Diese Hoffnungen waren um so tiefer begründet, als der König ihm ganz unverholen seine Zuneigung, ja Freundschaft bewies; allein er hatte sich mit den politischen Gegnern Richelieu's verbunden und diesen dadurch zu stürzen gesucht, daß er nach getroffener Uebereinkunft vereint mit ihnen und Maria von Medici, die sich jetzt offen gegen den Cardinal erklärt hatte, wirkte. Während des Königs Krankheit zu Lyon bat ihn Richelieu, er möge ihm doch die Schweizertruppen, als deren commandirender General er fungire, sicherstellen. Bassompierre aber verweigerte Dies, und wohnte sogar mehren geheimen Versammlungen bei, in denen man den Sturz des Cardinals anzettelte. Wenn man den Angaben der gleichzeitigen Memoiren Glauben schenken darf, so war Richelieu von Allem was in diesen Versammlungen gesprochen worden wohl unterrichtet, und er theilte später jedem seiner Feinde das Loos zu was er für ihn in Vorschlag gebracht hatte. Bassompierre hatte für lebenswierige Gefangenschaft gestimmt, und kurz nach dem Fasching ward er verhaftet und in die Bastille abgeführt. Die Fürstin von Conti, die Schwester des Herzogs von Guise, die er heimlich geheirathet und von der er ein Kind hatte (dieses Kind, gewöhnlich unter dem Namen Latour bekannt, starb kurze Zeit nach dem Marschall), erlag dem Kummer als sie seine Verhaftung erfahren hatte.

Bassompierre war damals 51 Jahre, allein er muß immer noch ein sehr schöner Mann gewesen sein und bei den Frauen ebenso große Erfolge als in seiner Jugend gehabt haben; Dies wenigstens geht aus einer rührenden Elegie seines Secretairs Malleville hervor, welche mit den Versen beginnt:

> Lorsque le beau Daphnis, la gloire des fidèles,
> Perdit la liberté qu'il ôtait aux plus-belles, etc.

In seinen Memoiren betheuert Bassompierre zu verschiedenen malen, daß er dem Cardinal immer ergeben gewesen sei und niemals gegen denselben agirt habe; indessen hat er diese während seiner Gefangenschaft in der Bastille abgefaßt, wo er von einem Augenblicke zum andern seine Freiheit wiederzuerlangen hoffte, und dazu stehen auch noch alle gleichzeitigen Memoiren mit seinen Aussagen in Widerspruch.

Von der Zeit an wo er verhaftet ward (also vom Februar 1631 an) bis in das Jahr 1640 gewähren seine Memoiren fast kein Interesse mehr. Er setzt Jahr für Jahr die Erzählung der Ereignisse fort, allein er gibt nur oberflächliche Notizen und redet den Zeitungen und öffentlichen Gerüchten nach. Er ist nicht mehr in das Geheimniß der Geschäfte eingeweiht, und man bemerkt leicht selbst, daß er nicht Alles was er weiß zu sagen wagt. Ungeachtet seiner inständigen Bitten und seiner Unterthänigkeit, ungeachtet der dringenden und unausgesetzten Beschwerden seiner Familie verblieb er doch fast 12 Jahre in der Bastille, und erhielt seine Freiheit erst nach dem Tode Richelieu's (1643). Nach seiner Freilassung ward er dem Könige vorgestellt und dieser fragte ihn nach seinem Alter. Bassompierre antwortete, er sei 50 Jahre, obwol er bereits 63 war. Der König schien überrascht. „Sire", löste Bassompierre das Staunen, „ich lasse die Jahre weg die ich in der Bastille lebte, weil ich sie nicht in Ihrem Dienste habe durchleben können." Darauf kam er wieder zu Gunsten und erhielt auch seine Charge als commandirender General der Schweizer zurück, welche er während seiner Gefangenschaft hatte niederlegen müssen. Unter dem Ministerium Mazarin kam er selbst zu einem Erzieher Ludwig's XIV. in Vorschlag; allein auf einer Reise nach Rom fiel er plötzlich in ein anhaltendes Fieber. Nach einigen Tagen schien er zwar von demselben völlig geheilt; doch als er nach Paris zurückkam, fand man ihn des Morgens in seinem Bett todt. Er hatte sich niedergelegt ohne ein Zeichen von Unwohlsein zu verspüren,

und starb den 12. Nov. 1646, in einem Alter von 67 Jahren.

Petitot citirt noch aus den Memoiren der Frau von Motteville eine Stelle welche für den speciellen Geschichtsforscher dieser Periode nicht werthlos sein wird, welche ich aber um so mehr unbeachtet lassen kann, als theils das schon Gegebene ein ziemlich anschauliches Bild von dem Charakter Bassompierre's gewähren wird, theils noch einige resumirende Bemerkungen diese Skizze schließen sollen.

Alfred de Vigny hat Bassompierre in einer poetischen Verklärung gefeiert (vgl. das erste Capitel seines „Cinqmars"), allein in dieser Verklärung ist die Wahrheit nicht zu Grunde gegangen. Sie wird im Gegentheil darin ihrer Verhüllungen entkleidet, wenn an sich gleichwol der Inhalt der Kunst nicht das Wahre, sondern das Schöne ist. De Vigny hat durch die scharfe Skizze seines Bassompierre ein großes Talent zur Charaktermalerei ich sage nicht offenbart, sondern bewährt, und den Gedankenkreis einer Epoche einer repräsentirenden Persönlichkeit injicirt. Daß er als Dichter zu diesem Manoeuvre berechtigt, gesteht ihm die ästhetische Kritik unbezweifelt zu; allein auch der Historiker hat Nichts gegen diese Darstellung einzuwenden.

Bassompierre an sich gehört viel weniger der Weltgeschichte als vielmehr der Hofgeschichte Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. an. Ein Mann der, als er hörte, daß er nach der Bastille gebracht werden sollte, erst 6000 Briefe verbrennen mußte, welche die vornehmsten und hochgestelltesten Damen des Hofs würden compromittirt haben*), konnte für die Diplomatik und Politik nicht allzu viel Zeit erübrigen, und er hat in diesen letztern Fächern auch nichts Erhebliches geleistet, da man seine Gesandtschaftsreisen nicht allzu hoch anschlagen und sein im Leben immer geschicktes und gewandtes Benehmen am Hofe auf Rechnung seines ihm angeborenen und im Ganzen auf das Richtige hinleitenden Taktes setzen muß. Als Feldherr ist er sicher nicht ohne Verdienste, und namentlich fällt seine persönliche Entschlossenheit als ein wichtiges Moment in die Wagschale der Gerechtigkeit; auch war er zu Unternehmungen deren Gelingen sich von einer schlauen und wohlberechneten Combination abhängig machte wohl anwendbar, und feige Zaghaftigkeit hat er sich, wie in seinen militairischen Unternehmungen, auch in seinem sonstigen Betragen nie zu Schulden kommen lassen. Als Hr. v. Epernon ihm vorläufig seine Verhaftung anzeigte und ihn zur Flucht ermahnte, wies er ruhig jeden Vorschlag zurück. „J'ai donné au Roi", sagte er (III, 284), „mon service et ma vie et je lui pouvais aussi bien donner ma liberté, qu'il me rendrait bientôt, quand il jeterait les yeux sur mes services et ma fidelité." Und dieses Selbstbewußtsein ist kein prahlerisches Rühmen: Treue, Ergebung, Aufopferung dem französischen Königshause hat Bassompierre sein ganzes Leben lang niemals verleugnet. Auch die härtesten Prüfungen haben sein Verhältniß zum Hofe nicht brechen können, wie sehr er sich auch aus den Mauern der Bastille in die Freiheit zurücksehnte, ein Verlangen das recht wehmüthig aus dem Schluß seiner Memoiren herausklingt. Er hat gesagt, daß ihm ein werther Freund gestorben sei, und endet dann sein Buch mit dem klagenden Worte: „Ce fut le duc de Guise, qui s'était rétiré à Florence au même temps que je fus mis à la Bastille, où je plains sa mort et ma liberté." Seiner Galanterie und seiner Verschwendung habe ich bereits mehrfach weitere Erwähnung gethan, und in Betreff der letztern füge ich nur noch bei, daß seine Schulden sich immer über der Höhe einer Million Francs zu halten pflegten, und daß seine Erben sich freiwillig aller Ansprüche auf seinen Nachlaß begaben.

Was die Glaubwürdigkeit Bassompierre's betrifft, so ist dieselbe, wenngleich er in Betreff seines Verhältnisses zu Richelieu in persönlichem Interesse die Wahrheit entstellt, wenngleich er ferner hin und wieder absichtlich und boshaft in etwas grellen Farben malt, und wenn sich endlich auch in seiner Jugendgeschichte und selbst später einzelne kleine Irrthümer vorfinden (wie z. B. die Namennennung Moritz' von Sachsen anstatt des Kurfürsten Johann Friedrich, I, 235), so ist dieselbe, wiederhole ich, trotz alle Dem im Allgemeinen unbezweifelt und durch die gleichzeitigen, übereinstimmenden Berichte factisch erwiesen. Seine Darstellung ist sehr ungleichartig und im Anfang des zweiten Bandes ebenso lebhaft und abgerundet als am Schluß des dritten farblos und trocken; der Ausdruck ist bald elegant und gesucht, bald unbeholfen und holperig; die Anordnung des Ganzen endlich ohne bestimmten Plan, bald verschleppt, bald sich überstürzend, sodaß nach alle Dem die Annahme gerechtfertigt erscheint, es habe Bassompierre die letzte Feile an sein Werk nicht gelegt, und aus irgendwelchen Gründen eine früher beabsichtigte Ueberarbeitung später unterlassen. Diese Mängel beeinträchtigen den materiellen Werth des Buchs an sich wenig, aber sie erschweren doch die Lecture desselben und mindern durch die Formfehler augenscheinlich seine künstlerische Bedeutsamkeit. Wenn hierzu noch der Verf. ganz in der Art unserer modernen Reisebeschreiber seine eigene Person unablässig in den Vordergrund drängt, welches Verfahren er allerdings in der Wahl des Titels „Journal de *ma* vie" unverholen angekündigt hat, so ermüdet doch endlich die sich gleichbleibende Wichtigkeit und Weitschweifigkeit, mit der er immer wieder erzählt wo er gegessen, geschlafen, getrunken. Diese Fehler mögen denn auch nicht Wenig dazu beigetragen haben, daß das Werk nicht eine so weite Verbreitung gefunden hatte als man bei der Durchsicht seines piquanten und interessanten Inhalts vermuthen sollte; für deutsche Roman- und Novellenschreiber aber liegt in diesem französischen Materialienmagazin noch mancher brauchbare Stoff vergraben. Ihn herauszufinden gilt es freilich erst eine harte Nuß zu knacken und die rauhe

*) III, 226: Le lendemain, lundi 24 février, je me levai devant le jour et brûlai plus de six mille lettres d'amour que j'avais autrefois reçues de diverses femmes etc.

Schale des Interesselosen und Ephemeren von dem Bedeutenden abzusondern; allein der endlich gefundene Kern dürfte um so wohlschmeckender sein. Wer des Französischen mächtig und in der mittlern Geschichte zu Hause ist wird sich recht bald in das Buch eingelesen haben und die auf die Lecture verwandte Zeit nicht als eine verlorene bezeichnen. Wenn diese Zeilen dem Einen dieses merkwürdige Werk zur Kenntniß gebracht und über seinen Inhalt unterrichtet, einen Andern wol gar zur Durchsicht desselben angeregt haben, so haben sie den wesentlichen Theil ihres Zwecks erreicht.

Der Vollständigkeit wegen noch ein Wort über die verschiedenen Ausgaben des Bassompierre'schen Werks; Petitot theilt darüber Folgendes mit:

Diese Memoiren wurden zum ersten male 1665 (2 Bde., Köln, 12.) veröffentlicht. Man hat behauptet, sie wären auf Betrieb Malleville's, des Secretairs B.'s, gedruckt worden; allein Malleville ist erwiesen schon 1637 gestorben, und der Name des wahren Herausgebers ist also unbekannt. Andere Ausgaben sind erschienen 1692 (3 Bde., Amsterdam, 12.), 1703 (2 Bde., Köln, 12.), 1721 (4 Bde., Amsterdam, 12.), 1723 (4 Bde., Trévour, 12.) und endlich 1822 (Paris bei Foucault, 8.). Zwei Manuscripte finden sich in der königlichen Bibliothek zu Paris. In dem einen, unter Nr. 1547, finden sich einige ausgekratzte Stellen, und dieses scheint das Originalmanuscript zu sein; allein es ist davon nur der erste Band da. Das andere, unter Nr. 1546, ist vollständig und weicht im Wesentlichen von der Ausgabe von 1665 nirgend ab.

Die hallesche Universitätsbibliothek besitzt von diesem Werke drei verschiedene Ausgaben, die von 1822 und außerdem zwei wohlgehaltene und schöne Exemplare, das eine von 1666 (2 Bde., Köln, 12.) und das andere von 1723 (4 Bde., Amsterdam, 12.). Es scheint also als habe Petitot den ersten Druck gar nicht in den Händen gehabt, und sei hierdurch zur Angabe eines falschen Jahrs der ersten Veröffentlichung gekommen, welche nicht 1665, sondern 1666 stattgehabt. **T. Fasoldt.**

Alfred Tennyson und sein neues Gedicht.

Ein langer Aufsatz des „Quarterly review" über den in d. Bl. schon erwähnten, von der englischen Regierung durch einen Jahrgehalt geehrten noch jungen Dichter, Alfred Tennyson, beginnt mit einer Schau seiner frühern Leistungen und schließt mit einer Besprechung seines neuesten Gedichts: „The princess, a medley" (London 1848). Die Schau führt zu folgendem Urtheil: „Unter den Freunden dieses Dichters herrscht in Betreff des relativen Werthes seiner Productionen eine nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheit. Wer an den Poesien der Gefühlsschule wenig Gefallen findet schätzt seine Fortschritte im Gebiete des speculativen Gedankens, und lobt seine Gedichte wegen des warmen Widerstrahls der Zeit und der richtigen Bilder aus dem dargestellten Menschenleben. Andere sind der Meinung, daß sein «Morte d'Arthur», «Two voices», «Love and duty», sogar «Dora» und «Ulysses» schwächern Eindruck machen würden, nähme man sie nicht in der von seinen mehr Tizianischen Erzeugnissen angeschürten Glut der Empfindungen zur Hand, und zählen «Gardener's daughter» und «Lord Burleigh» zu seinen besten Gedichten. Nebenbei wird allerdings gesagt, «Lockesley hall», einer seiner bekanntesten und beliebtesten Gesänge, vereine beide Arten von Vorzügen, die lebendige Bildnerei und leidenschaftliches Gefühl mit kräftiger Reflexion. Nur glauben wir, unparteiische Kritiker werden aus ihm beweisen, daß die Stärke des Dichters mehr in der Fertigkeit beruht Stimmungen und Gefühle zu malen als Gedankengänge zu schildern, und daß sobald er zum Verstande redet seinem Stile jene Deutlichkeit und nachdrucksvolle Einfachheit abgeht ohne welche der Gedanke sich nicht eindringlich auszusprechen vermag.... Beide Parteien", heißt es dann, „haben mit gleichem Verlangen dem Erscheinen eines neuen Gedichts entgegen geharrt. Sollten aber Einzelne erwartet haben, daß es im engen philosophischen Kleide oder als weitschichtiges Epos hervortreten werde, so müssen sie durch das erschienene sich getäuscht sehen, obschon es ein Werk ist wie nur ein Mann von Genie es erzeugen konnte, ein Werk von höherm Werthe als die meisten Philosophien und versificirten Glaubensbekenntnisse mit welchen die Welt erbaut worden. In Extravaganz der Anlage, in Zeichnung einiger Personen und mitunter im Versbau ähnelt es Beaumont und Fletcher's Schauspielen. Indessen ist es weder ein Drama noch ein gereimtes Feenmärchen, sondern eine romantische Phantasie in gebundener Rede. Den Anfang macht ein Prolog. Sir Walter Vivian gibt an einem Sommertage auf seinem Gute ein Volksfest. Die Spiele und Schaustellungen bezeichnen den Fortschritt der Wissenschaft und den Geschmack des reichen Festgebers — «ein großer, breitschulteriger, genialer Engländer, Herr fetter Preisochsen und Schafe». Während der Festlichkeit scherzen sein Sohn und seine Tochter in Betreff der Rechte und Pflichten die sie der Natur «edelstem Werke, dem Mädchen O», zuerkennen, und die Tochter äußert, daß, wäre sie eine reiche Prinzessin, sie weitfort von Männern ein Institut für Mädchen begründen und dieselben in Allem unterweisen würde. Hieran knüpft der Dichter seine Erzählung von der «Prinzeß» und macht sich zum Helden, natürlich zu einem Adonis —

Ein Prinz ich war, blauäugig und schön von Gesicht,
Mit langem gelben Ringelhaar, wie ein Mädchen es hat."

....„Der Prinz ist Kronprinz von einem irgendwo im Norden liegenden Lande, und als Knabe schon mit der Kronprinzessin eines irgendwo im Süden gelegenen Landes verlobt. Sobald das Dämchen heirathsfähig worden, weigert sie die Erfüllung, entflieht in einen Sommerpalast, welchen ihr Vater, König Gama, ihr etwas ungern geschenkt, und stiftet daselbst eine Lehranstalt, unterstützt von zwei Witwen, Beide Mütter, die ihren Enthusiasmus genährt und sich erboten ihr thatkräftig beizustehen, die liebliche, blühende Frau Psyche und Frau Blanche welche über die Blütenzeit hinaus ist. In Frauenkleidern besuchen der Prinz und seine zwei Freunde, Florian und Cyril, die neue Anstalt. Eingeführt bei Ida, der Prinzessin, fällt dieser zwar ihre Größe auf, doch zweifelt sie nicht, daß sie sind wofür sie sich ausgeben. Später wird Florian von Lady Psyche erkannt, was nicht unnatürlich, da sie seine Schwester ist, und nicht sie allein erfährt den Zweck des Besuchs, sondern auch die hübsche Tochter der Frau Blanche, Fräulein Melissa, und nach und nach deren Mutter. Aber sämmtliche Damen halten aus verschiedenen Gründen gegen ihr Oberhaupt reinen Mund, ganz wider die Regeln des Instituts und trotz der Aufschrift über dem Thore: «Laßt keinen Mann herein bei Todesstrafe.» Die Anstalt wird beschrieben und die Vorlesung einer der Professorinnen berichtet. Dann begleiten die Fremden das Oberhaupt sammt Gefolge auf einer wissenschaftlichen Excursion. Es sollen gewisse Schichten untersucht werden. Im Fortgange verwandelt sich die Liebe des Prinzen aus einem Traume in wachende Wirklichkeit, erhält jedoch durch die hochtrabenden Reden des weiblichen Buckland wenig Aufmunterung. Darauf tritt die Gesellschaft in ein atlasgewölbtes Zelt, elegant und schwelgerisch, und hier verrathen sich die Abenteurer in Folge eines Zanks zwischen dem Prinzen und Cyril, als Letzterer, dem der Wein zu Kopf gestiegen, eine Opernarie zu trällern anfängt die sich für Frauen nicht eignet. Die Prinzessin und ihre Jungfrauen springen jach in den Sattel. Fliehend stürzt Erstere in einen Fluß, und wird, wie Das dage-

wesen, von ihrem Verlobten gerettet. Cyril entkommt. Der Prinz und Florian werden verfolgt, ergriffen und vor die Prinzessin gebracht. Frau Psyche ist entflohen; Frau Blanche, ungeachtet sie mit bittern Worten sich entschuldigt, muß fort; Melissa bleibt in der Anstalt auf ihren Wunsch und mit ihrer Mutter Erlaubniß, und Psyche's kleines Kind behält die beleidigte Herrin bei sich, sowol zu ihrem Vergnügen als zur Strafe der unglücklichen Mutter."

„Bald nachher laufen Briefe an Ida ein, einer von ihrem Vater mit der Nachricht, daß er dem Vater des Prinzen in die Hände gefallen, und dieser ihn als Geisel für den Sohn festgenommen, der andere von nurgenanntem alten Herrn mit einer Kriegserklärung. Nun entläßt Ida den Prinzen und dessen Freund in souverainer Verachtung, und befiehlt ihrer Leibwache Beide zum Thor hinauszustoßen. Sowie der Prinz zu seinem Vater zurückgekehrt, gibt Letzterer Gama frei. Ungeachtet der Bemühungen Florian's und Cyril's, Psyche über die Trennung von ihrer kleinen Aglaja zu trösten, grenzt ihr Schmerz an Verzweiflung. Arac, Ida's kampfmuthiger Bruder, tritt für seine Schwester ein. Ein Turniergefecht soll die Sache zwischen ihr und dem Prinzen entscheiden. Die Schranken werden errichtet, die Kämpfer reiten gegeneinander, 50 auf jeder Seite. Arac und die Seinen siegen. Der Prinz fällt schwer verwundet; unweit von ihm liegen Cyril und Florian. Psyche's Kind auf dem Arme ist Ida Augenzeugin. Der Fall des Verlobten weckt ihr Mitleid —

> Das Eisen ihres Willens war zerbrochen,
> In ihrer Brust das edle Herz geschmolzen.

Auf Cyril's Fürwort gibt sie die kleine Aglaja der trauernden Mutter zurück, versöhnt sich nach einer warmen Ermahnung Seiten ihres Vaters und einigen scharfen Vorwürfen vom Vater des Prinzen mit ihrer ehemals geliebten Psyche, gestattet ihrem Verlobten und dessen verwundeten Gefährten Aufnahme in die Anstalt, und entläßt bis auf glücklichere Zeiten die schönen Akademikerinnen, nur Etliche ausgenommen, «die klügst Geglaubten», den Kranken zur Pflege, sich zum Rathe."

„Der letzte Theil des Gedichts erzählt wie Psyche Florian pflegt, und Florian Melissa's Herz und Hand gewinnt; wie Cyril mit Erfolg um Psyche wirbt; wie Ida den Prinzen hütet, Kummer ihre Seele füllt wegen der Vereitelung ihrer Pläne, sie Frieden findet bei den Kranken, ihre Gedanken, Gefühle und Bestrebungen einen Wandel erfahren, sie die Entdeckung macht, daß es am besten für das Weib im Drama des Lebens eine weibliche Rolle zu spielen, sie Liebe um Liebe tauscht und die verlobte Treue erneuert.... Damit schließt die Erzählung von der «Prinzeß»"...

„Die Moral ist bereits angedeutet. Sie besteht in einer Wahrheit die gekannt und nach welcher gehandelt worden seit Adam eine Gefährtin erhielt, nicht um seine Arbeit zu thun, sondern andere die er nicht thun konnte; in der einfachen Wahrheit, daß das Weib an Seele und Körper nicht ein Duplicat des Mannes, sondern die Ergänzerin seines Daseins ist, die Sphäre ihres Handelns nicht abgemessen oder parallel mit der seinigen läuft, sondern innerhalb derselben liegt —

> For woman is not undevelopt man,
> But diverse: could we make her as the man,
> Sweet love were slain, whose dearest bond is this,
> Not like to like, but like in difference.
> Yet in the long years liker must they grow —
> The man be more of woman, she of man;
> He gain in sweetness and in moral height,
> Nor lose the wrestling thews that throw the world;
> She mental breadth, nor fail in childward care:
> More as the double-natured poet each —
> Till at the last she set herself to man,
> Like perfect music unto noble words."

Die Fehler des Gedichts findet das „Review" hier und da in Mangel an Zartheit, Deutlichkeit und Wahrheit der Bilder und der Sprache.

Strenger als das „Quarterly review" spricht sich der „Atlas" aus. „Wir können uns nicht überzeugen", heißt es, „daß dieses Gedicht Tennyson's Ruf steigern werde. Wir sagen Dies nicht leicht hin; wir sagen es nachdem wir das Gedicht wieder und wieder gelesen haben. Sein Bau spricht aller Einheit Hohn; die Manier ist eine durch und durch eigenwillige, oft täppisch und widersinnig; große Vorzüge und große Mängel liegen eng nebeneinander; die Idee und der Buchstabe werden häufig vermischt; das Unkraut wächst üppiger als die Blumen, überwuchert diese. Ohne die Leichtigkeit und den Fluß der Prosa artet das Gedicht in öde Strecken prosaischer Dürre aus, an sich phantastisch mehr als genug, aber dennoch langweilig. Der Dichter hat ein Unrecht gegen sich selbst begangen, indem er eine bunte Jacke anzog welche seine hohe Mission zur Hanswurstiade macht. Ernste Wahrheiten wechseln mit erbärmlichen Einfällen und traurigen Späßen; wunderherrliche Phantasiegestalten maskiren sich in alte Moden und marklose Launen; das Zeitalter der Ritterlichkeit tanzt mit dem Zeitalter des Dampfes; Chronologie und Costume werden bei Seite gelassen, und die zuletzt herausgewickelte Moral verliert die Hälfte ihrer Bedeutung und Schönheit, weil Spott und Satire sie verhüllen. Allerdings nennt Tennyson sein Gedicht ein Gemisch, ein Gemengsel. Aber der Leser bedauert deshalb um Nichts weniger, daß er seine Kräfte so verschwendet, nach so falscher Richtung vergeudet hat. 10.

Zur Reform der öffentlichen, namentlich größern Bibliotheken in Deutschland.

Es ist jetzt die Zeit der Reformen, Alles verlangt danach; nur die Bibliotheken haben sich der allgemeinen Bewegung noch nicht angeschlossen. Zwar beschäftigt man sich schon seit Jahren in Paris mit der Reformfrage der großen königlichen, der jetzigen Nationalbibliotheken: indessen ist Dies eine ziemlich einzeln stehende Erscheinung, die auf Deutschland namentlich gar keinen Einfluß gehabt hat, trotzdem daß gerade auch auf deutschen Bibliotheken so manche Uebelstände vorhanden sind die durchgreifende Reformen nöthig machen. Von kleinern Verbesserungen, die hier und da wol auch schon in Vorschlag gebracht worden sind, kann jetzt natürlich nicht die Rede sein, jetzt gilt es eigentlichen Lebensfragen der Bibliotheken, Fragen die nicht die Sonderinteressen eines einzelnen Standes, sondern die Interessen des gesammten gebildeten Publicums betreffen. Ich stelle vorläufig nur fünf Punkte auf die zunächst in ernste Erwägung gezogen werden müssen. Erstens ist dahin zu wirken, daß die Bibliotheken sowol ihrem Umfange als ihrem Zwecke angemessen dotirt werden. Zweitens muß darauf gedrungen werden, daß in den Bibliotheken nicht blos ein alphabetischer, sondern auch ein wissenschaftlicher Katalog, und wo letzterer nicht zugleich die Stelle des Standkatalogs vertritt auch noch ein solcher vorhanden sei. Eine dritte Foderung ist, daß die Kataloge (am zweckmäßigsten die wissenschaftlichen) gedruckt und die Nachschaffungen sämmtlich von Zeit zu Zeit durch gedruckte Nachträge bekannt gemacht werden. Viertens, die Bibliotheken müssen täglich zur Benutzung des Publicums offen stehen, selbst zur Zeit der Revision muß der Gebrauch möglich sein. Alle Ferien für alle Beamte zugleich müssen in Wegfall gebracht werden. Fünftens endlich, das Personal muß sowol an Zahl als Befähigung dem Umfange der Bibliothek, sowie den Bedürfnissen des Publicums angemessen sein, die Beamten (mindestens die obern) müssen so bezahlt werden, daß sie nicht gezwungen sind durch gewerbsmäßig literarische Beschäftigungen oder durch heterogene Nebenämter sich Erwerb zu verschaffen. Die Annahme solcher Nebenämter muß streng verboten bleiben.

J. Petzholdt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 237. —— 24. August 1848.

Der Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz.

Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem Tieck die „Gesammelten Schriften" dieses unglücklichen Dichters, von dem wir nur das Wenige kannten was Goethe dem Andenken dieses Freundes widmete, herausgab. Die neuere Zeit hat wichtige Beiträge über Lenz' Verhältniß zu Goethe, Schlosser, den beiden Jacobi, Wieland, Merck und andern bedeutenden Zeitgenossen geliefert; vorzüglich A. Stöber in der kleinen Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" (Basel 1842), wo der höchst merkwürdige Briefwechsel zwischen Lenz und Salzmann sich vollständig findet. Wir geben eine Schilderung über Lenz von einem seiner Universitätsfreunde, die in den bis jetzt erschienenen Schriften übersehen ist. Der Berichterstatter ist der berühmte Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt; die hinzugezogenen bekannten Notizen übergehen wir. Er erzählt:

In Königsberg studirte ich mit Lenz im Jahre 1769 und 1770. — — Der Lautenist in seinem „Hofmeister" ist Caricaturzeichnung seines Lautenmeisters nach dem Leben, sowie alle Charaktere in Caricatur gezeichnet sind. Von dem Gedicht „Die sieben Landplagen", das er in Königsberg (1769) besonders drucken ließ, und der russischen Kaiserin zueignete und zusandte, entsinne ich mir Nichts weiter, als daß es uns Allen damals schlecht schien, und wir ihn mit unserm Parodiren vieler sehr schwülstigen Stellen oft zu lachen machten. Weiterhin ist mir das Gedicht nie wieder vor Augen gekommen. (Tieck hat es im dritten Bande aufbewahrt.) Von Königsberg ging Lenz nach Berlin, wo er willens war einen Band seiner Gedichte drucken zu lassen, ich folgte ihm bald dahin, fand ihn aber nicht mehr dort; indeß erinnere ich mich einer komischen Scene, von der ich damals erzählen hörte. Er besuchte unter andern Gelehrten auch Herrn Nicolai, der ihn, in seinem ziemlich kahlen und staubigen schwarzen Rock, anfänglich für einen armen hülfesuchenden Candidaten hielt, endlich aber aus seinen schüchternen Reden vernahm, daß er ihm ein Bändchen Gedichte überreichen wollte, um darüber sein Urtheil zu hören. Nicolai versicherte ihm, daß Poesie gar nicht seine Sache sei, rieth ihm sich deshalb an Herrn Professor Ramler zu wenden. „Da bin ich schon gewesen", sagte Lenz, „der schickt mich eben her." Nicolai, der dadurch an eine komische Gastwirthsscene in Leipzig erinnert wurde, wie zwei einander gegenüber wohnende, sich gern neckende Gastwirthe einen abgedankten kaiserlichen Offizier, der ohne Geld zu haben an der Gasttafel aß und trank, und mit einem Schwank davonzukommen suchte, einander zuschickten, brach in ein unaufhaltbares Gelächter aus. Vermuthlich reizte Dieses Lenz' Galle mehr als unsere akademischen Späße auf Rechnung seines Dichterwesens. — — In Strasburg lernte er Goethe und Schlosser kennen — — im Jahre 1776 dünkt mich erhielt ich einige freundliche Briefe von ihm, sie waren aber alle ohne Ort und Zeitangabe. In einem Blatt vom Lande, mit Bleistift geschrieben, gab er mir Wieland's Adresse zu meiner Antwort. Mich dünkt auch damals gehört zu haben, daß er in Weimar eine Zeit lang lebte (zu Anfang des Jahres 1776, siehe Falk: „Goethe", S. 125, und die unten genannten Briefsammlungen), um in Goethe's Nähe zu sein, von dem er mit vieler Wärme und Liebe in seinen Blättern sprach. Auch foderte er mich damals schon auf Goethe's „Claudine von Villabella", die noch nicht im Druck erschienen war, in Musik zu setzen. Einige Stücke meiner damaligen Bearbeitung dieses Singschauspiels, und des gleichzeitigen „Erwin und Elmire", stehen auch in meinen bei Pauli (Berlin) herausgekommenen „Oden- und Liedersammlungen" abgedruckt. Die meisten von ihnen sind aber nachher, bei gänzlicher Umarbeitung der beiden Gedichte, auch für die Musik ganz neu bearbeitet worden. Im Jahre 1777 war Lenz wieder in den Rheingegenden (in Emmendingen bei Schlosser), und da nahte sich die schreckliche Katastrophe, die ihn vollends zerrüttete. Die leidenschaftliche Liebe die er zu Schlosser's Frau (Goethe's Schwester) hatte, und deren Tod scheint seinen überspannten fast zerrütteten Nerven den letzten Stoß gegeben zu haben.

Hierauf folgen die Briefe von Lenz an Sarasin (auch bei Tieck und Stöber), der diese 1783 an Reichardt mittheilte. Von der „Epistel an Jakob Sarasin's Gattin" vom 28. Sept. 1777 (fehlt bei Tieck) gibt Reichardt ein Bruchstück; vollständig zuerst in „J. G. Schlosser's Leben" von Nicolovius (Bonn 1844, S. 66) abgedruckt:

> Wie Freundin fühlen Sie die Wunde,
> Die nicht dem Gatten blos, auch mir das Schicksal schlug,
> Mir, der nur Zeuge war von mancher frohen Stunde,
> Von jedem Wort aus ihrem Munde,
> Das das Gepräg der innern Größe trug u. s. w.

Der Herausgeber erhielt dieses Gedicht von dem Rathsherrn Sarasin in Basel (Enkel J. Sarasin's), sowie „Einen poetischen Erguß" (S. 68), womit Lenz Schlosser's Töchterchen bei der Geburt (in Folge dessen Schlosser's Frau starb) begrüßte. Die letzten Strophen:

> Dann wirst du stehen auf deinem Werth
> Und blicken wie die Sonne,
> Von der ein Jeder weg sich kehrt
> Zu blind für ihre Wonne.
>
> Bis daß der Adler kommen wird
> Aus fürchterlichen Büschen,
> Der Welten ohne Rast durchirrt,
> Wie wirst du ihn erfrischen!

bekunden deutlich den Zustand des Dichters. Reichardt fährt fort:

Seit der Zeit habe ich Nichts von dem unglücklichen Lenz vernommen: außer daß ich einst bei Lavater Briefe von ihm sah, die er ihm aus Petersburg geschrieben, um ihm seine Frechheit, über eine Frau, wie die russische Kaiserin sei, in seiner „Physiognomik" öffentlich so zu urtheilen wie er gethan, in den härtesten und ängstlichsten Ausdrücken zu verweisen; und daß mir Reisende versichert haben, daß der arme Mann bis an das Ende seines Lebens, welches vor einiger Zeit (1792 am 24. Mai bekanntlich) zu Moskau erfolgte, nie wieder zu seinem Gebrauch seiner Verstandeskräfte gelangt sei.

Diesen Aufsatz ließ Reichardt in Hennig's „Berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" (1796, I, 113) einrücken. Als Wieland die Trauerbotschaft von dem Zustande Lenz' empfing, schrieb er (1778) an Merck:

Lenz jammert mich; erkundigt Euch doch wie für ihn gesorgt ist, ob man ihm was helfen kann. Ich wage es nicht Goethe Etwas davon zu sagen, wenn Ihr es nicht etwa für besser findet, daß er's wisse.

Die Nachricht daß Lenz Professor der Taktik (?), der Politik und der schönen Wissenschaften (?) geworden, gab (1779) Schlosser an Merck; die Herzogin Amalie von Weimar schrieb deshalb an Letztern:

Daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderbar vor; die Universität die ihn dazu gemacht hat muß toll, und Lenz gescheit geworden sein. Indessen ist es mir herzlich lieb, daß der arme Lenz wieder so hergestellt ist.

Zwei Jahre darauf berichtete Wieland:

Lenz hat von Riga aus wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aus seinen an mich geschriebenen Zettelchen ist zu sehen, daß er zwar wieder sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte (?), nicht wiederfinden konnte.

Friedrich Nicolai berichtigte sogleich den obigen Aufsatz von Reichardt (S. 269) in derselben Zeitschrift mit folgenden Worten:

Ich wohne mit Ihnen (Herausgeber des Journals) an einem Orte. Es konnte also leicht Jemand glauben, ich hätte die Anekdote (S. 115, Februar des Archivs) ebenso erzählt wie solche sich dort befindet, oder sie wäre mit meiner Bewilligung gedruckt worden. Das Letzte ist aber keineswegs der Fall, und was das Erste betrifft, so muß ich sie für aufgeputzt erklären. Lenz hatte keinen schlechten, staubichten, schwarzen Rock an, sondern war in Reisekleidern ganz ordentlich gekleidet. Aber er war so ceremoniös, so äußerst ängstlich, sagte, auf Befragen, er komme von Königsberg, gehe nach Strasburg und sei der belles lettres beflissen, und fügte stammelnd hinzu, er habe wol eine Bitte an mich, ohne sich näher zu erklären was es sei. Da nun aber bei dieser Unterredung ein Freund zu mir kam, stand er auf, und alles Bittens unerachtet, daß er sein Anliegen sagen möge, bat er um Erlaubniß den andern Tag wieder zu kommen, wenn ich allein wäre. Ich gestehe, Dies brachte mich beinahe auf die Idee, der Unbekannte möchte irgend ein geheimes Anliegen haben, das er sich schäme zu gestehen. Das Anliegen war denn aber — nicht ein Band Gedichte — sondern eine Uebersetzung von Pope's „Essay on criticism" (ist nie gedruckt worden) in deutschen Alexandrinern. Hierüber verlangte er mein Urtheil; vom Drucke war noch nicht die Rede. Um von ihm loszukommen rieth ich ihm endlich allenfalls meinem Freunde Ramler die Uebersetzung zu zeigen, und siehe! der hatte ihn, auch um von ihm loszukommen, schon zu mir geschickt. Da fiel mir denn freilich die komische Historie aus Leipzig ein, und ich lachte.

Nicolai berichtigt, daß jener Mann kein kaiserlicher Offizier, sondern ein Aventurier gewesen, und fährt fort:

Freilich daß der Mann der mir eine alexandrinische Uebersetzung des „Essay on criticism" so ängstlich hatte empfehlen wollen ein halbes Jahr nachher ein großes Genie heißen sollte, das über alle Regeln sich erhöbe, nahm mich Wunder. Diejenigen deren Neigung zum Persifliren dem so naiven als niaisen Lenz einbildete, es läge in ihm ein hoher Sinn für Alles was groß wäre, hatten an seiner nachherigen unglücklichen Periode mehr Antheil als sie vielleicht glaubten. . . . Lenz zeigte sich in Petersburg bei Hrn. v. Nicolay, welcher für ihn sorgte; die nähern Umstände sind mir entfallen. Er war damals ganz zu seinen Verstandeskräften wieder gelangt, so weit sie im gemeinen Leben nöthig sind: aber freilich schwache Kräfte hat er immer gehabt, und konnte daher so wenig die Debauchen der Excentricität als körperliche Debauchen aushalten.

Tieck hat das Verdienst die zerstreuten Gedichte und Aufsätze von Lenz, welche zuerst im „Deutschen Mercur", „Deutschen Museum", Jacobi's „Iris" und andern periodischen Schriften standen, gesammelt zu haben; zu bedauern ist, daß die Quellen nicht angegeben. Die erste Nachricht von seinem Leben und Schriften gab Gadebusch's „Liefländische Bibliothek" (1777, Bd. 2). Das Trauerspiel „Das leidende Weib", längst bewiesen daß es von Klinger, also nicht in die Tieck'sche Sammlung gehört, auch die „Ode auf den Wein" (bei Tieck III, 268) ist nicht von Lenz, sondern von Ludwig Friedrich Lenz (sächsischer Hofrath); die darüber stehende Jahreszahl „1748", also zwei Jahre vor der Geburt unsers Lenz, hätte Dies zeigen müssen; Tieck hat sie entweder aus dem „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde" (Abschnitt 5) oder aus Matthisson's „Anthologie" (Bd. 2) entnommen. In der Einleitung zu den „Gesammelten Schriften" sagt Tieck: „Die einzelnen Schriften haben sich so selten gemacht, daß einige vielleicht ganz verloren sind"; er nennt: „Der Hofmeister", „Die Soldaten", „Die beiden Alten", „Die Algierer", „Die Laube", „Katharina von Siena" und einige Recensionen im „Deutschen Mercur", nach einem Blättchen von Lenz' Hand unter dessen nachgelassenen Papieren, und bemerkt hierbei:

Die „Katharina von Siena" scheint also sogar schon gedruckt gewesen zu sein, aber ungeachtet aller Bemühungen habe ich Nichts von ihr entdecken können, obgleich man sagt, daß Lenz selbst diese Arbeit am höchsten unter seinen Gedichten gehalten habe. Auch von der „Laube" habe ich Nichts in Erfahrung bringen können.

Der merkwürdige Brief von Lenz an Merck vom 14. März (1775) gibt eine Erklärung hierüber:

Mir geht's wie Ihnen, ich bin arm wie eine Kirchenmaus; von verschiedenen Sachen, die theils unter der Presse (?), theils noch in Goethe's Händen sind, habe ich gar keine Abschrift; die andern sind noch nicht gestaltete Embryonen, denen ich unterwegs Existenz geben will. — — Vielleicht schreibe ich in dem ersten Augenblick wahrer Erholung eine „Katharina von Siena" mit ganzem Herzen — die schon in meiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben ist.

Am Schluß des Briefs folgt das (bei Tieck, III, 268) kleine Sinngedicht „Der Dichter, verliebt". Die drei ersten Stücke hat Tieck, Bd. 1 und 2, das dritte stand vorher in den von Kaiser herausgegebenen „Flüchtige

Aufsätze von Lenz" (Zürich 1776). „Die Algierer" (?) und „Die Laube" (?) sind nicht durch den Druck bekannt geworden. Die drei folgenden Gedichte fehlen in allen Beiträgen über Lenz, das erste:

Poetische Malerei.

Ach, ihr jungen Rosen, du beblümtes Gras,
Die sein Blick behauchte, seid ihr nur so blaß!
Wessen Aug' und Herz nicht rein,
Kann der euer Maler sein?

vermuthlich aus der sesenheimer Liebesperiode, erhalten (in dem ersten sehr seltenen) „Hamburger Musenalmanach" von 1776 (S. 162), sowie (S. 170) das zweite:

Der Archiplagiarius.

Ihr fangt mich nicht; ich weiß die Kniffe!
Weß man mich zeiht, Das heft' ich Andern an.
Kein einziger der Autorgriffe
Entwischte mir; Das machte mich zum Mann!
So zündet' Archimed der Römer Schiffe
Mit aufgefang'nem Lichte an.

Dies war gegen den später so verehrten und geliebten Wieland gerichtet. Der ebenfalls geisteskranke Dichter J. K. Wezel hatte für den „Deutschen Mercur" 1774 und 1776 die Lebensgeschichte von „Tobias Knaut" mit W. unterzeichnet gegeben; sie fand Beifall und wurde allgemein für ein Product von Wieland gehalten. Dieser aber sprach sich hierüber entrüstet im „Deutschen Mercur" aus, und Lenz rächte Wezel mit diesem Epigramm. Die „Gothaer gelehrte Zeitung" von 1777 (Stück 25, S. 193) ist zu vergleichen. Als nun der „Oberon" erschien, wurde er sehr hart, aber ungerecht von Wezel in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (XXV, 230) gegeißelt. Vielleicht mag auch noch die kleine französische Schrift „Eloge de feu Mr. **nd (Wieland?) écrivain trèscélèbre en poesie et en prose", von J. M. R. Lenz (Hanau 1775), wovon wir nur den Titel angeben können, dieser Zeit angehören. Das letzte sehr charakteristische Gedicht:

An das Herz.

Kleines Ding, um uns zu quälen,
Hier in diese Brust gelegt!
Ach, wer's vorsäh, was er trägt,
Würde wünschen, thätst ihm fehlen!

Deine Schläge, wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein!
Und wie Augenblicks vergelten
Sie ihm jede Lust mit Pein!

Ach! und weder Lust noch Qualen
Sind ihm schrecklicher als das:
Kalt und fühllos! O ihr Strahlen,
Schmelzt es lieber mir zu Glas!

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis ins Mark
Kann das Leben zwar verbittern;
Aber ohne sie wär's Quark!

ist ebenfalls aus dem „Hamburger Musenalmanach" von 1777 (S. 28). In dem folgenden Jahrgang befinden sich auch noch drei Gedichte von Lenz, die aber Stöber schon in dem obengenannten Buche, wo auch ein Gedicht, „Die Geschichte auf der Aar", aus dem „Göttinger Musenalmanach" desselben Jahres, zuerst wieder hat abdrucken lassen. Der gesammte Beitrag von Lenz zu dem „Hamburger Musenalmanach" (24 Jahrgänge, welche ich vollständig besitze) besteht in den „sechs" genannten Gedichten. Die Sammlungen „Briefe an und von Merck", die K. Wagner (Darmstadt 1835 u. 1838) veröffentlichte, woraus wir im Vorhergehenden einige Auszüge gaben, haben einen großen Werth, und gestatten tiefe Blicke in das damalige literarische Treiben; ganz besonders brachten die Briefe von Merck, Goethe und Wieland viel Neues über Lenz. Auch der „Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi" (Leipzig 1846) spricht S. 48 ausführlich von Lenz' „herzigen" Briefen „über Werther's Moralität".

Zum Schlusse der obigen Berichtigung von Nicolai fügen wir noch hinzu, daß Lenz in der letzten Zeit sich mit Uebersetzen beschäftigte, die Schrift: „Pleschtschejew (Sergei), Uebersicht des russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen neueingerichteten Verfassung, aus dem Russischen übersetzt von J. M. R. Lenz" (Leipzig 1790), gibt den Beweis hiervon. Bevor wir diesen Aufsatz schließen, müssen wir noch eine Jugendarbeit von Lenz nennen, das Festspiel „Der verwundete Bräutigam", herausgegeben von Dr. Blum (Berlin 1845), und mit einer Einleitung begleitet, welche sich bemüht das strenge Urtheil das Gervinus über Lenz gefällt zu entkräften. In dem „Literarhistorischen Taschenbuch" von Prutz für 1847 hat K. G. Helbig „Einige Bemerkungen zur Charakteristik des Dichters Reinhold Lenz" geliefert, die aber nur das schon Bekannte wiederholen.

W. von Maltzahn.

Bibliographie.

Berghaus, H., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, geographisch-statistisch vorzugsweise nach Van der Straten-Ponthoz geschildert. Mit besonderer Rücksicht auf die Deutsche Auswanderung. Nebst 2 Karten, entworfen und gezeichnet von F. v. Stülpnagel. Gotha, J. Perthes. 8. 21 Ngr.

Corso. Sammlung deutscher Original-Novellen der beliebtesten Schriftsteller. 3tes Bändchen. — A. u. d. T.: Die Todten-Mühle. Novelle von F. Beringer. Berlin, Cohn u. Comp. 8. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. 10te Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Für deutsche Frauen. (Von Thekla v. Gumpert.) Dresden, Walther. 16.

Hahn, L., Das Unterrichts-Wesen in Frankreich, mit einer Geschichte der Pariser Universität. Zwei Abtheilungen. Breslau, Gosohorsky. Lex.-8. 4 Thlr.

Kaltenborn, C. v., Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts sowie der Politik. 1ster Band: Das Reformationszeitalter vor Hugo Grotius. — A. u. d. T.: Die Vorläufer des Hugo Grotius auf dem Gebiete des Jus naturae et gentium sowie der Politik im Reformationszeitalter. Abtheilung I. Literarhistorische Forschungen. — Abtheilung II. Kritische Ausgabe der Autoren. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Kurtz, J. H., Geschichte des alten Bundes. 1ster Band. Berlin, Wohlgemuth. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von E. H. G. Geibel. Peine, Heuer. 8. 10 Ngr.

*Muchar, A. v., Geschichte des Herzogthums Steiermark. 4ter Theil. Grätz, Damian u. Sorge. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Penike, G., Notizen über die Insel Föhr und ihr Seebad in topographischer und medicinischer Beziehung. *Zunächst für Badegäste. Itzehoe. Gr. 16. 15 Ngr.

Scheibert, C. G., Das Wesen und die Stellung der höhern Bürgerschule. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schlözer, K. v., Choiseul und seine Zeit. Berlin, Besser. Br. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Schubert, G. H. v., Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Robert der Soldat. Zwei Erzählungen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wilhelmi, H. F., Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen von Göthe bis auf die Gegenwart. In fünf Büchern herausgegeben. Frankfurt a. M., Brönner. Br. gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Winkelmann, G., Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, sein Leben und seine Thaten. In freier Bearbeitung nach M. Michaud und den neuesten besten Quellen. Mit Stahlstichen, Napoleon's Bildniß und Schlachtplänen. 1ste Lieferung. Ulm, F. Ebner. Gr. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Aufgabe des erwachten Deutschlands. Mit einer Karte von Deutschland, den vereinigten Donaufürstenthümern, Polen und Scandinavien. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bauer, F. A., Die ernsten Wahrheiten, welche bei großen Weltereignissen und insbesondere bei Beachtung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse sich dem Christen aufdrängen u. vorgetragen zu Cronach. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Militair-Systems der Gegenwart. Freiberg, Reimmann. 4. 3 Ngr.

Beyer, E., Offene Beurtheilung des von den Herren Fricke, Kell, Köchly, Thomas und Zschetzsche für die diesjährige 2te Lehrerversammlung entworfenen Programms. Plauen, Neupert. 8. 4 Ngr.

Braffel, J. H., Abschiedspredigt, gehalten zu Salez am Sonntag, den 7. März 1847. St. Gallen, Huber u. Comp. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee. Geschrieben am 23. Juli 1848. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Ngr.

Denkschrift über die Ereignisse im Großherzogthum Posen seit dem 20. März 1848. Aus den Akten des Königl. Preuß. Ministeriums des Innern. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 10 Ngr.

Denkschrift über die Reorganisation und Theilung des Großherzogthums Posen und Einverleibung desselben in den deutschen Bund. Von B. J. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 1 Ngr.

Zwei Denkschriften des deutschen National-Comité's in Posen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Diederichs, E., Der deutsche Staat. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 10 Ngr.

Entwurf eines Gesetzes über die Einführung der Schwurgerichte. Nach den von dem königl. Staatsministerium der Justiz dem ständigen Gesetzgebungs-Ausschuße der Kammer der Abgeordneten gemachten Vorlagen. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Feudalismus, Constitution und Republik, oder die Insel Khong-khing-ku-in-khang. Eine uralte Geschichte, die in unsere Zeit paßt. Gratz, Damian u. Sorge. 8. 6 Ngr.

Graevell, F. und M. B. Lessing, Entwurf einer Wahlordnung für den Behufs der Reform der Medicinalverfassung beantragten Congress der Preussischen Aerzte und Wundärzte. Dem Ministerium der Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten überreicht. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 4 Ngr.

Heinzen, K., Frankreichs „Brüderlicher Bund mit Deutschland.“ Rheinfelden. 16. 3 Ngr.

Hepke, R., Die polnische Erhebung und die deutsche Gegenbewegung in Posen im Frühjahr 1848. Eine Denkschrift mit den begründenden Aktenstücken dem völkerrechtlichen Ausschuß der deutschen National-Versammlung übergeben. Berlin, Mittler. Gr. 8. 15 Ngr.

Kelch, G. Ch., Held's Lebensbeschreibung. Berlin, Liebmann. 8. 3 Ngr.

Lassalle, F., Der Criminal-Proceß wider mich wegen Verleitung zum Cassetten-Diebstahl oder: Die Anklage der moralischen Mitschuld. Ein Tendenz-Proceß. 1ste Lieferung. Cöln, Greven. Gr. 8. 5 Ngr.

Leverkus, W., Eine authentische Interpretation der Garantieakten Englands und Frankreichs wegen des Herzogthums Schleswig, aus archivalischen Quellen dargelegt. 2te unveränderte Auflage. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Milhauser, K. H., Deutschlands politische Umbildung. Ein offener Brief an die am 30. März zusammengetretene Frankfurter Versammlung, an die zu erwartende constituirende Nationalversammlung und an alle deutsche Völker und Fürsten. Dresden. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Minding, J., Verfassungsentwurf für eine Monarchie auf den breitesten Grundlagen. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller, J. R., Gedanken über das Lottospiel, die Verzehrungssteuer und das Stempel-Gesetz. Linz. Gr. 8. 4 Ngr.

Pinto, Graf, Schach dem Minister Hansemann. Berlin, Stuhr. Br. 8. 10 Ngr.

— — Einige Worte an Hrn. v. Bülow-Cummerow über seine neueste Brochüre: Die gegenwärtige allgemeine Creditlosigkeit und die Mittel sie gründlich zu heilen.“ Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Reorganisation der Armee und ihre Wechselbeziehungen zur Nationalgarde und Constitution. Eine Denkschrift, dem constituirenden, österreichischen Reichstage gewidmet von J. B. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Ruge, A., Rede über die Bildung der provisorischen Centralgewalt. Leipzig, Verlags-Bureau. Gr. 8. 2 Ngr.

Schepeler, v., Volksbewaffnung und Republik. Aachen, Wengler. 8. 5 Ngr.

Dokumente der Revolutionen der Gegenwart. Kampf der jungen Preßfreiheit mit dem alten Beamtenthum. Schlöffel's des jüngern Preßproceß verhandelt vor dem Kammergericht in Berlin. Vollständig aus den Akten, mitgetheilt von ihm selbst. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 16. 5 Ngr.

Sendschreiben an die Vertreter des Anhalt-Dessauischen Volkes. Dessau; Fritsche. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Senft, G., Der Generalstaabs-Major C. v. Voigts-Rhetz über den Polnischen Aufstand im J. 1848 beleuchtet. Berlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Tagesfragen. Bailleux de Marilly: Das Wohl der arbeitenden Klassen und seine Pflege durch den Staat in den Schranken des Möglichen. — Marschall Bugeaud: Ueber das Unterbringen beschäftigungsloser Arbeiter. Stuttgart, Neff. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ueber die Anlegung und Vertheidigung der Barrikaden in Beziehung auf die in Wien. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Ueber die Einführung einer Kapital- und einer Einkommen-Steuer in Bayern. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Verhältnisse der Polen im Großherzogthum Posen im Frühjahr 1848. Berlin, Mittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Wartburgfest der deutschen Studenten in der Pfingstwoche des J. 1848. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 10 Ngr.

Wegweiser auf dem Gebiete der social-demokratischen Literatur Deutschlands. Leipzig, Weller. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Wienbarg, L., Krieg und Frieden mit Dänemark. Ein Aufruf an die deutsche Nazionalversammlung. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Preußischen Verfassungsfrage. Berlin, Amelang. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 238. — 25. August 1848.

Reiseliteratur.

1. Das südliche Frankreich. Von J. Venedey. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Verbannung in welcher Venedey bis in die neueste Zeit lebte verdanken wir eine Reihe von ziemlich schätzenswerthen Reisewerken, die dem deutschen Fleiße zur Ehre gereichen. Auf die Normandie, auf Irland und England folgt nun der Süden von Frankreich, die Pyrenäen, Languedoc, Roussillon, Toulouse im ersten, Guyenne, Bordeaux, die Hochpyrenäen, Béarn und Montauban im zweiten Theile dieses neuen Reisewerks, das reich ist an allerhand Detailstudien und an guten Einblicken in Geschichte und Volksleben, mäßig unterhaltend durch die kunstlose Darstellung interessanter Erlebnisse und Beobachtungen; in Stil und Form nicht tadellos, doch so wie ein unterrichteter und erfahrener Wanderer ihn sich leicht anzueignen pflegt.

Der Verf. hat viel Zeit übrig gehabt, und so brachte er einen ganzen Winter in einem einsamen Pyrenäenbade, hart an der spanischen Grenze, zu, blos in der Absicht sich von einer Reihe in England durchlebter „Hängemonate" durch eine südliche Wintersonne zu heilen. Wiewol wir nun meinen, daß dieser Zweck noch weit besser in Ischia, Palma oder Madeira zu erreichen gewesen wäre, so müssen wir dem Verf. doch dafür erkenntlich sein, daß er ihn gerade hier gesucht hat, da wir hierdurch zu einer Monographie über die östlichen Pyrenäen gelangt sind, die für eine Bereicherung unserer Reiseliteratur gelten kann. Freilich hat der Verf. von der Winterkälte viel zu dulden, allein wer rieth ihm auch den Januar und Februar in einem hochgelegenen Pyrenäenbade zuzubringen!

Einige allgemeine Bemerkungen, die den denkenden Reisenden ankündigen, leiten das vorliegende Gemälde Südfrankreichs gut ein. Sie lehren die Einflüsse der Natur, das sonderbare Völkergemisch in diesen Landschaften, ihre Geschichte, und den Charakter den alle diese Elemente der heutigen Bevölkerung derselben aufprägten, kurz und richtig kennen. Der Südländer kann, von Luft und Klima begünstigt, wie ein geistiger Lazzarone leben, der Nordländer hat zu streben, zu wirken und zu schaffen; aus dieser Aufgabe folgt von selbst, daß der Norden das activ, der Süden das passiv genießende oder das verarbeitende Element hervortreten läßt. Und so erklärt sich ganz von selbst, daß die unbedingte Mehrzahl der geistigen Thätigkeiten in der Französischen Revolution, so weit sie den Anstoß gaben, umschufen und lenkten — Necker, Siéyes, Barnave, Carnot, Brissot, Danton, Robespierre, Marat —, Nordländer waren; während Die welche die neuen Schöpfungen ausbeuteten, gewandt benützten und abrundeten, wie Barras, Vergniaud, Royer, Ducos, Talleyrand, Lafayette und Napoleon, dem Süden angehörten. Ein ähnliches Verhältniß stellt die Geschichte der Julirevolution dar. Die geistigen Lenker derselben, Benjamin Constant, Royer-Collard, Courier, Béranger, Carrel, Audry de Puyraveau, waren Nordländer; allein kaum hatten sie ihr hartes Tagewerk vollendet, so traten sie es zum Ausbau und zur Vollendung den feiner geschliffenen Söhnen des Südens, Talleyrand, Périer, Thiers und Guizot ab. Aus denselben Gründen ist der Süden beharrend, conservativ; der Norden vordringend, destructiv. Der letzte herrscht und gibt den Ton an; der andere nimmt die Beute in Empfang und führt das Angefangene zum Ziele. Inquisition, Religionskämpfe, Ligue und Gironde sind Früchte des Volkswesens, die nur im Süden gedeihen konnten.

Die Winterreise von Paris bis Perpignan, von der Hauptstadt bis Lyon im Schnee, von da ab im Schmuz, gewährt nicht viel Ausbeute. Bekanntlich fängt der Süden „plötzlich" bei Vienne an; doch auch hier gab der dürre Oelbaum in grüner Landschaft kein schönes Bild. In Ermangelung von Naturschilderung spricht der Verf. von Socialismus und Jesuitismus: trostlose Themata, die wir hier gern ganz übergehen.

Nismes und Montpellier prangten im südlichen Schimmer (Ende Decembers), und der Reisende entwirft von beiden Städten freundliche Bilder. Nun, sie sind passabel für Den der Neapel, Rom und Florenz nicht sah, und der Peyrou in Montpellier ist ein ganz hübscher Spaziergang. Ueberall Deutsche, besonders aber hier. „Das sind", sagt der Verf. gut, „die deutschen Colonien, die besten die Deutschland errichten kann. Man spricht so viel von Colonien in Nord- und Südamerika; es fehlte nur noch, daß das Volk sich narren und auf Kosten seines Schweißes und Blutes zum Besten der

hohen und reichen Herren in Deutschland sich dahin schicken ließe, um die Kohlen aus dem Feuer zu holen! Stets sind Colonien ein Unheil für das Mutterland gewesen. Spanien ging an seinen Colonien geistig und thatsächlich zu Grunde, und England wird kein besseres Schicksal haben. Die deutsche Redlichkeit und Ausdauer hat bessere Colonien geschaffen." Dieser Satz ist wahr: er ist der Presse nicht genug zu empfehlen; die deutschen Colonisten, durch die ganze Welt zerstreut, werden einst stolz sein sich als Deutsche zu fühlen, von dem jetzt nicht mehr fernen Zeitpunkt ab wo Deutschland in seinen Grenzen Etwas sein wird. Hier in Montpellier ruht ein Geist deutscher Wissenschaftlichkeit über dem Pflaster; es ist still in den Straßen, aber gemüthlich.

Der Verf. geht weiter nach Narbonne, Cette und Perpignan, und malt uns das Land Roussillon, verklärt in den Localfarben seiner Geschichte. Wir lernen hier die berühmte Staatsklugheit Ludwig's XI. von ihrer Schattenseite kennen, und sehen zu unserer Freude, daß Falschheit und Verrath in der Politik stets bittere Früchte bringen.

Weiterhin verliert sich der Autor in Tagebuchdetails seines viermonatlichen Aufenthalts in dem einsamen Vernet, wie er sich denn überhaupt durch Kleinmalerei und einen auch mit dem Ernsten spielenden Vortrag in unserer Schätzung Schaden thut. Nicht Alles was ein Reisender erlebt ist dem Leser zu erfahren interessant, und nicht immer ist der Leser geneigt auch das Ernste von der Seite des Scherzes aufzufassen. Die sentimentale Ader des Verf. aber ist Nichts weniger als liebenswürdig, und wenn er uns z. B. berichtet, daß seit drei Tagen Krieg auf Leben und Tod zwischen dem Hofhahn und einem Truthahn in Vernet herrsche, oder drei mal in einem Abschnitt das alte Volkslied:

> Und so will ich wacker streiten;
> Und sollt' ich den Tod erleiden,
> Stirbt ein braver Reitersmann —

anstimmt, verstößt Dies doch gegen alle Regeln des guten Geschmacks. Dagegen theilt er einige hübsche pyrenäische Volkslieder mit, die wir dankbar empfangen.

Im vierten Abschnitt wirft er sich auf die Specialgeschichte von Toulouse. Ein so gutes Buch wie die „Art de vérifier les dates", eine Hinterlassenschaft des Benedictiner-Fleißes, kann zu einer wahren Plage werden. Alle Welt schöpft daraus, und so vernehmen wir consequent über gewisse Themata stets dieselben Geschichten, durch eigene Zuthat wenig verbrämt. So ist denn dies Buch schon das dritte in diesem Jahre das uns die Specialgeschichten von Roussillon, Languedoc, Béarn, Biscaya, Guyenne u. s. w. bringt. Es ist wahr, diese kleinen Ländchen haben was großen Ländergebieten oft fehlt — eine Geschichte, und der Verf. entwickelt an ihnen mitunter ganz lesenswerthe Betrachtungen; allein auch im Besten kann zuweilen zu viel geschehen. Wir können hier natürlich auf diese Details nicht näher eingehen, und müssen dem Leser überlassen, ob er an der celtisch-mythischen Zeit der Toulouser, an der Römerzeit oder der Epoche der Gothen, an der fränkischen oder an der albigenser Periode, an der Revolution, dem Kaiserthum oder der Restauration in Toulouse den meisten Geschmack findet: wobei wir indeß bemerken wollen, daß die Bildung der Gesellschaft in Folge der Julirevolution ganz gute Streiflichter auf den jetzigen moralischen und socialen Zustand Südfrankreichs fallen läßt. Der Adel ist legitim, der Mittelstand gehört der rechten Mitte an; die Republikaner aber haben mit den Ultralegitimen einen Bund geschlossen, aus Noth, weil sie vereinzelt zum Herrschen zu schwach waren. Ein Nicht-Aquitaner ist in diesem Lande noch immer ein Ausländer, und gegen Paris herrscht eine sehr entschiedene Opposition, welche die öffentlichen Blätter genugsam kundgeben, wie schlecht die Provinzialpresse in Frankreich im Allgemeinen auch sei.

Mit diesem kurzen Resultat aus der langen historischen Abhandlung des Verf. müssen wir uns hier genügen lassen. Wen aber soll wol die Charakteristik der schlechten südfranzösischen Presse, außer dem Verf. selbst, interessiren? Für die Malerei von Städten hat der Verf. gar kein Talent: seine Schilderung von Toulouse ist ganz nichtig, und doch ist diese Stadt voller Eigenthümlichkeiten, die ein Talent gut ausbeuten mochte. Er verliert sich stets, das Generelle eines Bildes aufgebend, in ertraglose Einzelheiten, die die Phantasie des Lesers, anstatt zur Reproduction der Wirklichkeit zu erwärmen, kalt lassen. Seine Naturschilderungen leiden an demselben Mangel. Er mag als Statistiker nützlich sein — ein Reisebeschreiber ist er offenbar nicht. Am deutlichsten zeigt sich Dies im zweiten Theil, wo er die schönsten Partien des Pyrenäengebirgs zu malen hat. Hier ist Alles kalt, todt, trocken; wir suchen umsonst nach einem warmen oder wahren Bilde, uns begegnet nur anatomische Zergliederung der Gemälde und ein leichtfertiger Ton, der uns im Angesicht der großen Natur besonders zuwider ist.

Montauban, wo über die Universität einiges Beachtenswerthe mitgetheilt wird, der Protestantismus im Süden, die Pyrenäenbäder Bagnères de Luchon und de Bigorre füllen den ersten Abschnitt des zweiten Theils. Der Besuch des Seculejo-Sees selbst stimmt den Ton des Erzählers weder würdiger noch feierlicher; er kann im Angesicht der herrlichen Naturscene wie eine pariser Grisette scherzen. Die Hochpyrenäen werden in demselben trockenen und spielenden Geist nicht geschildert, sondern äußerst schwach skizzirt, und wir treffen fast auf keine erwähnenswerthe Bemerkung in der 150 Seiten füllenden Beschreibung, wenn es nicht etwa die ist, daß eine auffallende Namensähnlichkeit die Orte Arreau, Bielle, Béarn, Luz mit den Schweizerorten Aarau, Biel, Bern, Luzern verbindet, was natürlich ein bloßes Spiel des Zufalls ist. Die schönsten Scenen, ja solche die der Verf. selbst bewunderungswürdig findet, verdirbt uns ein Mangel an Ernst in der Darstellung und eine Frivolität des Tons die wir bei den ernsten Schicksalen des Wanderers ziemlich

unbegreiflich finden. Wir sagen „Frivolität", und glauben genau zu wissen wie sich diese von Laune und Humor unterscheidet. Der Verf. protestirt zwar mehrmals dagegen, daß er kein Gelehrter sei, und daß er Dies und Jenes ununtersucht lasse, weil er kein Gelehrter sei. Aber, mein Gott, was ist er denn und was will er denn sein? Wer Bücher seiner Art edirt — muß ein Gelehrter sein wollen, oder er ist Nichts. Der Leser mag uns daher gerechtfertigt finden, wenn wir den Rest des Buchs so kurz als möglich abthun. Am belebtesten und anziehendsten ist noch der Besuch den der Wanderer im Roncevalthal macht. Er betritt zunächst in Valcarlos das erste spanische Dorf.

Ich denke — sagt er — es heißt Valcarlos von Karl dem Großen. Der wird sich gewundert haben als er hier durchzog und am Rathhause das spanische Wappen und den Anschlag: „Plaza de la constitucion" las.

Dies sei eine Probe von dem geschmackvollen Humor des Verf. Die Sage hat sich in Ronceval unter den wunderlichsten Verkleidungen erhalten. Der Führer erzählt dem Wanderer von Roland, der mit Samson von den Aegyptern überfallen und erschlagen wurde, nachdem er mit seinem Schwerte eine unversiegliche Quelle aus der Erde geschlagen hatte. Der Autor gibt die Sage dann im Auszuge nach den 8000 Versen des „Roman de Roncisval" und nach Turpin's Chronik; wo er mit fremdem Kalbe pflügen kann, versäumt er die Gelegenheit selten. Er kehrt endlich über Bayonne zurück, wo uns berichtet wird, daß von 600,000 Mann, die unter Napoleon nach Spanien zogen, nur 53,300 Mann heimkehrten. Welch eine ungeprüfte, gedankenlose Behauptung, an die sich dann die seltsamsten Betrachtungen wohl oder übel anknüpfen müssen! Weiterhin vernehmen wir ebenso wunderliche Sachen über die Partei der Girondisten, die der Verf. durchweg wie Feiglinge — weil sie moderirt waren — ansieht. Er meint, in Revolutionszeiten siege wer die Andern glauben machen könne, daß er die Vorsehung für sich habe. Das ist so ein Satz à la Thiers, wahr und falsch, bedeutend und doch eigentlich nichtssagend. Solche Geschichtsforschung überlassen wir gern den Franzosen, welche darin den Triumph des Stils finden.

Zum Schluß kommt der Verf. über Paris nach Köln, und mit großer Befriedigung lesen wir hier das Nachstehende, womit wir unsern Bericht über das Buch des Herrn Venedey schließen wollen:

Ich sah viele Länder; ich bewunderte den eisernen Willen der Söhne Albions, ich lernte die edle Menschenfreundlichkeit der Franzosen schätzen, ich staunte die Weltherrschaft Englands an, ich beneidete die mächtige Einheit Frankreichs — aber in der einsamen Höhe des Flüchtlingslebens winkte aus der Ferne stets ein schöneres Land, dessen Beruf es ist die Weltherrschaft eines Gedankens des Rechts und der Gerechtigkeit zur Darstellung zu bringen. Das ahnte ich in den Pyrenäen, an der Themse, am Shannon; am Rhein fand ich diese Ahnung des Jünglings als Mann wieder. Die Zeit wird kommen, wo Deutschlands übersprudelnder Jugendtraum eines Welt- und Kaiserreichs zur Wahrheit werden wird, wahr durch den Grundsatz: „Recht und Gerechtigkeit gegen sich selbst und alle Völker" — Das ist das deutsche Kaiserreich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Shakspeare und die deutsche Kritik.

Unter dem Titel: „An evening hour with Shakspeare: being the original of a public lecture delivered in the German language at Weimar on the 21 Jan. 1847", hat ein mit J. M. (Moriarty?) unterzeichneter Engländer ein Schriftchen herausgegeben, das den Zweck hat den Deutschen den Text zu lesen wegen ihrer anmaßenden Behauptung, daß sie früher als die Engländer in das Verständniß des großen Dichters eingedrungen seien und ihn richtig geschätzt haben. Namentlich aber erregt Gervinus seinen Unwillen durch den Ausspruch, daß Shakspeare trotz aller seiner Eigenthümlichkeiten durch Schlegel's Uebersetzung ein deutscher Dichter geworden sei. Diesem Ausspruche setzt er zuerst die richtige, aber gegen Gervinus nur wenig beweisende Ansicht entgegen, daß Uebersetzungen dichterischer Werke nie, und am allerwenigsten bei Shakspeare, der Urschrift die Wage halten können, da in ihnen die feinen Schattirungen, an denen Shakspeare so überreich ist, nothwendig mehr oder minder verschwinden müssen; sodann aber sucht er durch zwei Stellen aus der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung zu beweisen wie beide Uebersetzer den Dichter öfters gar nicht verstanden haben. Die eine dieser Stellen ist in Macbeth's Monolog:

But here upon this bank and school of time,

bei Tieck:

— auf dieser Schülerbank der Gegenwart,

statt:

— auf dieser Sandbank der Zeit.

Die andere aus dem „Kaufmann von Venedig":

Soft stillness and the night
Become the touches of sweet harmony;

Schlegel:

Sanfte Still' und Nacht
Sie werden Tasten süßer Harmonie,

statt:

Sind hold den Hauchen süßer Harmonie.

Nachdem er so den Deutschen den Ruhm streitig gemacht hat Shakspeare im Einzelnen richtig verstanden und übersetzt zu haben, sucht er ihnen auch den streitig zu machen: ihn im Großen und Ganzen und eher als die Engländer richtig gefaßt zu haben. Shakspeare's Geist, sagt er, wehe in Richardson und Fielding; der Einfluß auf Geist und Sprache von Sterne, Scott und Byron sei unverkennbar; ein Dickens würde ohne Shakspeare's Vorgang fast eine Unmöglichkeit sein. In solchen praktischen Darlegungen zeige sich bei dem Engländer das Verständniß des Dichters besser als in einer Unzahl von ästhetischen Abhandlungen. Damit würde indessen die Anmaßung der Deutschen noch nicht geschlagen, da sie ihm erwidern könnten, daß Shakspeare's Geist auch in der deutschen Literatur allenthalben wehe; er sucht uns daher zu beweisen wie falsch und unsinnig der größte deutsche Kritiker Shakspeare's die Idee und die Charaktere deutscher Dichter aufgefaßt habe, und wirklich beweist er was er beweisen will; nur müssen wir bedauern, daß ihm für den größten deutschen Kritiker Shakspeare's Ludwig Tieck gilt, womit wir unsererseits uns nicht einverstanden erklären können. Rötscher, Ulrici, Hiecke, selbst Schlegel läßt er wohlweislich bei Seite. Der Verf. schließt mit dem Versuche die Idee des „Hamlet" aufzufinden; er findet sie in den folgenden Versen:

Thus conscience doth make cowards of us all,
And thus the native hue of resolution,
Is sicklied o'er with the pale cast of thought;

And enterprizes of great pith and moment,
With this regard, their currents turn awry
And lose the name of action.

Bekanntlich ist unser Verf. nicht der Erste der diese Deutung aufstellt, die uns indessen als die richtige erscheint. Das aber ist uns allerdings neu, daß Shakspeare mit diesem Hamlet gewissermaßen sich selbst gezeichnet habe, der von Natur zum Helden berufen durch die Unentschlossenheit, und durch die Zaghaftigkeit vom Gedanken zur That überzugehen, auf Schauspielkunst und Schauspieldichtung beschränkt ist. Ebenso wenig wie diese Vermuthung wird sich wol das ganze, übrigens recht gut geschriebene Büchlein großen Beifalls in Deutschland erfreuen. Der ganze Streit ist übrigens unserer Meinung nach leicht zu schlichten. Shakspeare ist englischer Nationaldichter; ein deutscher Nationaldichter wird er nie werden; es gehört zu viel Bekanntschaft mit englischer Sitte und englischer Geschichte zu seinem Verständniß als daß er es je werden könnte. Aber den Ruhm Shakspeare's Stücke zuerst als dramatische Kunstwerke aufgefaßt und dargelegt zu haben, den Ruhm können wir um so eher in Anspruch nehmen, als selbst die Engländer, Hazlitt an der Spitze, anfangen ihn uns bereitwillig zuzugestehen. 71.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Eine neue Geschichte der Französischen Revolution.

Vor kurzem ist wieder eine neue Geschichte der Französischen Revolution in Paris in zwei Bänden erschienen, Poujoulat's „Histoire de la révolution française". Es ist jetzt der Gegenstand in der Mode, und jeder Schriftsteller will seine Geschichte gemacht haben. Aber Poujoulat hat das Gute, daß er nicht im Hinblick auf eine systematische Idee schreibt, zu deren Stütze er die Begebenheiten durch eine gezwungene Deutung zu drehen sich erlaubte. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich sehr von Buchez, Blanc, Michelet, Lamartine u. A., die vorzüglich darauf ausgegangen sind die Thatsachen in einem neuen, mit ihren besondern Ansichten übereinstimmenden Lichte darzustellen. Sein Zweck ist weder die Vertheidigung noch die Verwerfung des revolutionnairen Princips. Er sucht ganz einfach ein historisches Résumé zu geben, worin die verschiedenen Wandlungen der Revolution in großen Zügen mit viel Talent skizzirt und im Allgemeinen mit großer Mäßigung beurtheilt sind. Die Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit scheinen die auszeichnenden Eigenschaften des Hrn. Poujoulat zu sein, welcher damit noch den Zauber eines eleganten und klaren Stils zu verbinden weiß. Er zeigt sich unparteiisch, läßt den Absichten der Menschen, deren Irrthümer und Fehler er bedauert, gern Gerechtigkeit widerfahren, und man findet bei ihm nicht den ausschließenden Geist welcher der Geschichte so nachtheilig ist, indem er die Vorurtheile liebkost oder ungerechte Vermuthungen schafft. Seine Tendenzen sind ohne Zweifel royalistisch, er verbirgt Das nicht; aber er gehört nicht zu Denen welche Nichts gelernt und Nichts vergessen haben. Er nimmt den Fortschritt an in Dem was er Wirkliches und wahrhaft Heilbringendes hat, und verwirft nur die Ausschreitungen der Demagogie und das rohe Verfahren der Gewaltthätigkeit. Was er der Revolution vorzüglich vorwirft ist: die natürliche und regelmäßige Entwickelung der nationalen Institutionen aufgehalten und gewissermaßen die Kette der historischen Tradition zerbrochen zu haben, um das Land den gefährlichen Versuchen mit den umstürzendsten Theorien zu überliefern. Man wird daher, ohne seine Ansichten unbedingt zu theilen, sein Buch mit Interesse lesen, und darin Gefühle der Achtung und Ehrfurcht schöpfen für den gewissenhaften Schriftsteller, der sich bestrebt mitten unter den leidenschaftlichen Kämpfen des Parteigeistes unabhängig und aufrichtig zu bleiben. Ueberdies ist er der einzige von den gegenwärtigen Geschichtschreibern der Revolution der sich auf die Seite des Widerstandes stellt, und mit Offenheit Opposition gegen das Ausschreiten der Demokratie macht, ohne sich in das andere Extrem zu werfen, und Dies allein würde hinreichen um ihn würdig zu machen die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Er vertheidigt die Sache der Freiheit gegen die Uebertreibungen jeder Art, welche sie zu vernichten drohen. Er ist ein Bewahrer der Grundsätze der Moral, der Gerechtigkeit und der Wahrheit, der gegen die blinde Hinreißung, der so viele überlegene Geister, so viele ausgezeichnete Köpfe sich heutzutage überlassen, mit Energie protestirt. Kurz, sein vernünftiger Freiheitssinn wird großartiger und fruchtbringender erscheinen als alle ausschweifenden Systeme unserer revolutionnairen Schwärmer.

Zur Geschichte der Reisen.

Freunden der Erd- und Menschenkunde wird folgendes Werk: „Voyages nouveaux par mer et par terre effectués ou publiés de 1837 à 1847 dans les diverses parties du monde, analysés ou traduits par *Albert Montémont*" (5 Bde., Paris), von großem Interesse sein. Dasselbe bildet die Ergänzung der Universalgeschichte der Reisen bis zu unsern Tagen. Der Herausgeber hat eine Auswahl der interessantesten Reiseberichte gemacht und aus denselben neue Beobachtungen, Sittenschilderungen, statistische oder geographische Nachrichten, die ihm werth schienen die Wißbegierde der Leser zu erregen, herausgezogen. Jeder Band ist einem der fünf Erdtheile gewidmet, und in dem ersten sind die Reisen um die Welt mit denen in Oceanien verbunden. Die Analysen Montémont's sind im Allgemeinen gut gemacht, und bestehen vorzüglich aus verständig gewählten Bruchstücken, dergestalt daß er alle von verschiedenen Reisenden über dasselbe Land gelieferten Thatsachen in ein einziges Ganze zusammenbringt. Unsere Zeit ist natürlich weniger fruchtbar als die frühere an Entdeckungen neuer Länder. Um solche zu machen müßte man in noch schwer zugängliche Continente eindringen; aber die Fortschritte der Schiffahrtskunde und die zahlreichen Hülfsmittel welche die Wissenschaft dem Menschen darreicht haben das Reisen viel leichter gemacht; daher hat man besser beobachten und sich dem Studium mit größerm Eifer hingeben können. Der Gang der Ideen hat gleichfalls dazu beigetragen viele schädliche Vorurtheile zu zerstören; die bürgerlichen und religiösen Institutionen haben auf eine umfassendere, unparteiischere Weise betrachtet werden können; der philosophische Geist, durch die religiöse Reaction unserer Zeit gemäßigt, hat den Untersuchungen der Reisenden eine fruchtbarere intellectuelle und moralische Tendenz eingeprägt, zu derselben Zeit als der Aufschwung der Wissenschaft das Feld ihrer Thätigkeit vergrößert hat; die schon bekannten Länder sind vollständiger erforscht worden, die geographischen Kenntnisse haben sich vervollkommnet, die mit mehr Zusammenhang und Einheit gegen ein gemeinsames Ziel geleiteten Nachforschungen haben befriedigendere Resultate hervorgebracht. Das Résumé welches Montémont davon gibt, obgleich etwas zu kurz, wird mit Vergnügen gelesen werden; er hat den Vortheil die Substanz von einer Menge Werke darzubieten, die durch ihren Umfang und ihren Preis nur einer kleinen Anzahl Personen zugänglich sind. Das Ganze ist eine dem nicht gelehrten Publicum verständliche Rechenschaftsablegung; der beschreibende und erzählende Theil nimmt darin den vornehmsten Platz ein; was die wissenschaftlichen Beobachtungen betrifft, so beschränkt sich der Herausgeber darauf, ihre wichtigsten Resultate anzugeben. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 239. —— 26. August 1848.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

2. Reisen auf den griechischen Inseln des Aegäischen Meeres. Von Ludwig Roß. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.*)

Dem dritten Bande des in antiquarischer und historischer Hinsicht so reichen und wichtigen Werkes von Roß können wir so wenig wie seinen Vorgängern an dieser Stelle volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; es ist ein Werk gelehrter Forschung, das sich der ausführlichen Besprechung in d. Bl. versagt. Der vorliegende Band, welcher die Reise zu den Inseln im Aegäischen Meere Melos, Kimolos, Thera, Kasos, Karpathos, Rhodos, Chalke, Fiene, Kos, Kalymnos und Jos umfaßt, trägt denselben Charakter ernster antiquarischer Forschung, gründlicher Gelehrsamkeit und unermüdlichen Bestrebens bei größter Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe an sich, welchen wir früher an den beiden ersten Bänden gebührend anerkennen konnten. Auf Naturschilderung läßt sich der Verf. wenig ein, und die Persönlichkeiten selbst thut er gewöhnlich in einigen Worten ab; dagegen zeigt er sich überall als ein warmer und redlicher Freund des hellenischen Volks und als ein vollendeter Kenner seiner Sprache. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmet er daher auch dem heutigen Idiom der Bewohner dieser herrlichen, zum Theil gut angebauten und bevölkerten Inseln unter türkischem Scepter, die er theilweise zum dritten und vierten male besuchte. Seine Kenntniß der hellenischen Dialekte befähigt ihn überall ihre Grundformen noch in der heutigen Sprache nachzuweisen und oft an die Volkssprache der classischen Zeit anzuknüpfen. Mit Vorliebe sammelt er eine beträchtliche Anzahl neuer, noch ganz unbekannter Volkslieder, die auf diesen Inseln bekanntlich einen eigenthümlich zierlichen und poetischen Charakter an sich tragen. Die Sammlung dieser Lieder und der treffliche und höchst lesenswerthe Aufsatz „Zur Kenntniß und Beurtheilung des Neugriechischen", im 36. Briefe an Prof. Meier in Halle, geben diesem Bande, für uns einen hohen Werth. Wir müssen uns begnügen aus diesem Schatze von Liedern eines in der Uebersetzung mitzutheilen, welches, indem es an nordische Sagen erinnert, auf seltsame Weise alt-hellenische und modern-germanische Anschauungen in Zusammenhang bringt, und Goethe's Lied vom „Fischer" an ein Volkslied im Aegäischen Meere, wie es auf Kreta, Kasos und Karpathos gesungen wird, anknüpft.

*) Vergl. über den ersten und zweiten Band Nr. 291 d. Bl. f. 1841 und Nr. 196 f. 1843. D. Red.

Der Hirt und die Nereiden.

Neuntausend Schafe waren es, neun Brüder, die sie hüten,
Die fünfe gehen aus nach einem Kuß, die drei nach Herzensliebe.
Nur Jannis, der blieb ganz allein, inmitten seiner Schafe.
Er hütete mit Sorgfalt sie, er pflegte wohl die Heerde.
Es spricht die Mutter oft zu ihm und gibt ihm gute Lehre:
„Hüte dich, Jannis, hüte dich, gib Acht, mein guter Jannis,
Steig' nicht auf einen einzel'n Baum, geh' nicht ins Thal hinunter.
Und an dem obern Flusse spiel' mir nicht die Hirtenflöte,
Daß nicht die Nereiden dort sich aus dem Fluß versammeln."
Doch Jannis gab nicht viel Gehör den Reden seiner Mutter,
Er stieg wol auf den einzel'n Baum, er ging ins Thal hinunter,
Und an dem obern Flusse spielt' er wohl die Hirtenflöte.
Da kamen dort und scharten sich die Nymphen von dem Flusse.
„Spiele nur, Jannis, spiele nur, spiel' uns die Hirtenflöte!
Begehrst du Gold? Da nimm es nur! Begehrst du reiche Perlen?
Begehrst die Schönste aus dem Reih'n, die Schönste auf der Erden?"
Kein Gold begehr' ich nicht für mich, auch keine reiche Perlen,
Auch nicht die Schönste aus dem Reih'n, die Schönste auf der Erden,
Die Eudokia nur wünsch' ich mir, die gar so lieblich singet,
Die singt am frühen Morgen, daß die Vöglein drob erwachen.

Diesem lieblichen Liede wären noch drei oder vier andere, Perlen des neugriechischen Volksgesanges, anzufügen, wenn der Raum es gestattete. Unter den Inseln welche die vorzügliche Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich gezogen sind die Inseln Kasos und Karpathos unsers Wissens noch von keinem europäischen Reisenden durchforscht worden; aber auch auf denen welche wie Rhodos häufige Besucher gehabt haben ist manche zweifelhafte Localität und Benennung durch den Verf. nunmehr festgestellt worden. Kein Rest des Alterthums entgeht ihm, und

wir erstaunen welche Fülle alter Denkmale diese Inseln Jahrhundert für Jahrhundert erhalten haben, und wie nahe Alterthum und modernes Dasein auf diesen Eilanden beieinander stehen; denn die Namen der alten Ortschaften finden sich beinahe ohne Ausnahme noch heute auf ihnen, oft freilich nur über einem Paar Hütten ungewiß schwebend, wieder. Die meisten der kleinen Eilande haben ihre alten Namen treu bewahrt, wie Amorgos, Anaphe, Andros, Astypaläa u. s. w. Einige tragen sie mit geringen Lautumänderungen, wie Delos jetzt Delais, Ikaros jetzt Nikaria, Jos jetzt Nios, Kalymna jetzt Kalymnos, und nur einige, wie Belsina jetzt Hageorgios, Helene jetzt Makronesi, Thera jetzt Santorene, verhüllen sich unter mittelalterlichen Namen. Paros, Patmos (Patinos), Samos, Seriphos (Serphos), Tenos, Syros (Syra) sind noch dieselben. Bei den Untersuchungen des Verf. widerfährt auch dem Mittelalter sein Recht, und die Einflüsse desselben wie die Reste seiner Kunstdenkmale werden uns deutlich gemacht. Von den Inseln Rhodos und Kos sind überaus anerkennungswerthe Karten diesem Bande beigefügt, der dem Alterthumsforscher wie dem Philologen eine reiche Ausbeute bemerkenswerther Notizen und Thatsachen darbietet.

3. Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien. 1841—43. Deutsch von K. v. K. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, Cotta. 1845—47. Gr. 8. 5 Thlr.

Es ist ungemein zu beklagen, daß dieser ebenso stoffreiche als anziehende und unterhaltende Bericht über einen mehrjährigen Aufenthalt in den südabyssinischen Reichen, Trümmern des alten äthiopischen Kaiserstaats, durch die wunderliche Schreibart des Berichterstatters, welcher dem sogenannten fine writing übermäßig ergeben war, und die noch seltsamere Uebertragung in ein vollständiges Undeutsch, das Kopfschmerz verursacht, beinahe ungenießbar geworden ist. Es ist, sagen wir, zu beklagen, obwol es den großen Werth dieser Arbeit für Cultur- und Völkergeschichte, die daraus einen ungemeinen Gewinn ziehen, nicht beeinträchtigen kann. Diese Reiche an der Ostküste Afrikas bis zum zehnten Breitengrad abwärts, dem Meerbusen von Aden gegenüber, einst blühende Bestandtheile des großen äthiopischen Reichs, jetzt dem Schwert des halbwilden Gallasvolks, der Sklaverei und einem christlich-mosaischen Götzendienst verfallen, zeigen selbst noch in ihrer heutigen Erniedrigung Culturreste und ein Ringen nach Civilisation das — wenn nur erst der Sklavenhandel unterdrückt ist — im hohen Grade hoffnungsvoll erscheint. Auf dies reiche, vom Handel noch wenig berührte Land, besonders aber auf das Alpenland Schoa, den mächtigsten dieser Staaten, richtete 1842 die Ostindische Compagnie ihr Argusauge. Eine zahlreiche, halb militairische Gesandtschaft an den König Sahela-Salessi von Schoa ward unter Anführung des Majors Harris beschlossen, und schiffte sich, 55 Personen stark, in Aden nach der Bai von Tadjura, am Fuße des Hochlandes von Schoa, reich ausgestattet mit Vorräthen, Geschenken und „Maria-Theresien-Thalern" am 15. Mai 1842 ein; von dem Gibraltar des Ostens nach der Großstadt des afrikanischen Sklavenhandels, wie der Verf. sagt. Harris ist der erste Europäer der diese Hochlande aus eigener Anschauung beschreibt, denn alle seine Vorgänger, Fain, Aubert, Airston, Krapf, Kielmeyer u. A., erlagen auf der Reise dahin. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß auch er eine Menge von Nachrichten aus unsichern Quellen und mündlichen Berichten von Sklavenhändlern und Sklaven aufnimmt, namentlich über die dem Aequator nahegelegenen Gallas- und Dokoländer, so ist sein Werk, das bereits 1844 in einer zweiten Auflage erschien, doch als der erste sorgsame und zuverlässige Bericht über das Schoareich anzusehen, und der britische Handel wird nicht verfehlen aus dieser Erweiterung der Länder-, Völker- und Naturkunde Inner-Afrikas den größten Gewinn zu ziehen, während sich die Wissenschaft ihrer ebenso sehr zu erfreuen hat, und in den Karten, Wörterbüchern, Faunen und Floren, die dem Werke beigegeben sind, in der That die dankenswerthesten Hülfsmittel empfängt. Dieser sehr umfassende, durch seinen unglücklichen Stil verunzierte und doch so werthvolle Bericht gibt uns von Menschen und Dingen neue, höchst anziehende Schilderungen, erschließt uns das so lange verborgene innere Aethiopien bis zu den letzten Grenzen verlöschender Civilisation hin, stellt uns in malerischer und fesselnder Erzählung die Erlebnisse eines kühnen und unermüdlichen Entdeckungsreisenden dar, und malt uns neue Länder, neue Völker, neue Sitten. Verstand, Wissen und Beobachtung gehen in ihm trefflich Hand in Hand, und die Ausbeute ist über Erwartung reichhaltig, wenn auch die eigentlichen Zwecke der politisch-commerciellen Mission natürlich das Geheimniß des Verf. bleiben. Religion, Verfassung, Regierung in dem alten Aethiopenstaate, Sitte, Civilisation, Macht, Einfluß, Armuth und Reichthum des Lebens in Schoa gibt er uns vollständig hin; aber auch über die Räthselländer Enarea, Kaffa, Zinzero, die Gallas- und Dokovölker, bisher von Fabeln umhüllt, empfangen wir schätzbare Kunde. Was Harris an Bildungs- und Verbindungsmitteln für dieses von Natur reiche und zur Civilisirung Inner-Afrikas berufene Schoareich vorschlägt verdient die Beachtung jedes Menschenfreundes um so mehr, als er für leicht hält jene große Bevölkerung — durch Befriedigung ihrer Bedürfnisse — für die Gesittigung zu gewinnen, deren letzte Reste sie noch besitzt. Die Sklaverei besteht, obwol mild, in Schoa wider das Gesetz; das Christenthum, unter äußerm Dienst fast unkenntlich, wäre unschwer zu reinigen, wenn nur das althergebrachte Mistrauen zu beseitigen gelingt. Dies ist die Aufgabe des Handels. Wir machen gern darauf aufmerksam wie menschlich, wie großartig der oft geschmähte Handelsgeist Altenglands sein Ziel aufzufassen weiß!

Nach einer unendlich mühevollen Wanderung durch die Woemalande zum Hawesch und von hier zu den abyssinischen Hochlanden, mitten durch eine dichte, aber räuberische Bevölkerung, und durch ein mit aller Pracht

von Natur ausgestattetes Land, in dem der Kaffeebaum und die Theestaude gedeiht, gelangt Harris endlich an den Fuß der äthiopischen Alpen. Auf einem Vorsprunge des Gebirgs tauchte plötzlich die mit Pfahlwerk umschützte Königswohnung zu Machal-Wans vor den sehnsüchtigen Blicken der Reisenden auf. Harris sagt darüber:

Es war ein lieblicher Anblick: das abgestumpfte weiße Spitzdach umschattete ein schöner Hain von Wachholderbäumen und Cypressen; zu seinen Füßen schimmerte eine grüne Matte, voll Rosen und Veilchen, rings waldgekrönte Hügel und dahinter die große abyssinische Alpenkette; die Lüfte erfrischend und berggekühl. Unter lärmendem Zuruf und dem Donner der Feuerschlünde der Gesandtschaft, geführt von dem Statthalter von Ankober, der Hauptstadt von Schoa, und umjauchzt von tausendstimmigem: Malisia Anglis, welkom! „Wundervolle Engländer, wohlgethan!" ritt die Gesandtschaft zur Königsburg empor. Ein kreisrunder Empfangsaal von Lehmwänden, mit Schilden, Flinten und persischen Teppichen bedeckt, nahm die Reisenden auf. Hofbeamte, bis zum Gürtel entblößt, erfüllten den Saal. In einem der beiden Seitenalkoven brannte ein lustiges Holzfeuer, von Katzen umlagert, im andern ruhte auf geblumter Atlasottomane, von Verschnittenen und Pagen umringt, in aller seiner Staatspracht, Se. allerchristlichste Majestät, Sahela-Salessi (Schwert der Dreieinigkeit), in einer grünseidenen Weste, von einem weiten weiß- und purpurgestreiften Gewand halb verhüllt. Vierzig Sommer und 28 Regierungsjahre hatten seine dunkle Stirn leicht gefurcht, und ein volles buschiges Haupthaar, à la George I. frisirt, mit Grau gesprenkelt, offenen, angenehmen, gebietenden Gesichts, obgleich ihm das linke Auge fehlte.

Die prachtvollen Geschenke welche die Gesandtschaft entfaltete, und die Proben welche mit den darunter befindlichen 300 Musketen angestellt wurden, entzückten den Hof, das Volk und den König. „Gott wird's euch vergelten, meine Kinder", sagte er, „denn ich kann es nicht." Sahela-Salessi, der Regent von Schoa — denn der staatsrechtlichen Idee nach ist er nur Regent im Namen des Schattenkaisers im Staatsgefängniß zu Gondar —, gilt für einen gerechten, tapfern und wohlwollenden Fürsten; er ist beim Volke beliebt, mächtig und völlig unabhängig. In welchem Maße er, trotz Mistrauens und trotz seines Grundsatzes: „Der Staat bin ich!" den Ideen der Civilisation zugänglich ist, werden wir weiterhin sehen. Einen unendlichen Sieg trug die Gesandtschaft über ihn und die alte Staatssitte davon, indem sie ihn vermochte die Fesseln seiner Oheime und Brüder zu lösen, welche dem alten Herkommen gemäß ihr Leben als Staatsgefangene in Ketten mit Harfenschnitzen und Korbflechten zubringen müssen. Die Befreiung der königlichen Blutsverwandten war ein erster Sieg der Civilisation. Harris erfreute sich dessen und baute dem Könige dafür — was in Schoa nie gesehen war — einen bequemen Steinpalast, ein Wunder für König und Volk.

Bekanntlich zertrümmerte der Einfall Mohammed Granj's von Adaiel im 16. Jahrhundert das äthiopische Kaiserreich; eingeborene Statthalter setzten sich in den Besitz einzelner Theile des Reichs, während die Nachkommen der alten Kaiser zu Gondar als Staatsgefangene gehütet wurden. Der mächtigste dieser zertrümmerten Staaten ist nun Schoa. Die Einwohner leiten wie alle Aethiopier ihre Abstammung von dem Sohne des Kusch Aethiops, Ittops, her, ihr Reich von Jerusalem. Mohammedaner und Gallas (Götzendiener) haben nun mannichfache Einbrüche in dies Reich unternommen, und so finden sich, obwol die Staatsreligion die christliche ist, moslemitische und heidnische Reiche mit jüdischen Republiken gemischt im Lande Schoa. Das Königthum ist natürlich unumschränkt; allein die Sitte ist im Ganzen mild. Statthalter, meist Schwiegersöhne des Königs, stehen den einzelnen Provinzen als Verwalter vor, und werden von Sahela ziemlich streng überwacht. Ungetreue Verwalter werden mit Amtsentsetzung auf Zeit oder für immer gestraft, und verlieren sich dann in die Bettlerhaufen, die den Königspalast den ganzen Tag umringen. Die Speisung dieser Bettlerscharen ist eine Hauptlast des Staats. Auch die Strafen für andere Verbrechen sind mild; Vermögensstrafen werden in Salz — dem gewöhnlichen Tauschmittel — erlegt; Mörder werden dem Volke übergeben, wie in Judäa. Die Abgaben bestehen in Fruchtzehnten und Frohnen und sind nicht drückend. Ein altes Gesetzbuch, aus den Evangelien zusammengesetzt, ist noch in Kraft; der höchste Richter ist der König, der täglich öffentlich Recht spricht. Familiensklaverei in milder Form besteht zwar, doch ist der Sklavenhandel in Schoa selbst eigentlich verboten; die Sklaven hier sind Kriegsgefangene und deren Abkömmlinge. Dagegen halten die tributpflichtigen Unterkönige im Flachlande südwärts von Schoa die größten Sklavenmärkte in Afrika, wo Gallas und Dokos selbst Glieder ihrer eigenen Familien zu Markte führen, um dafür Salz, Spielzeug oder Feuerwaffen zu erhandeln. Diesem Unwesen zu steuern ist schwer; es kann nur im Einverständniß mit den Priestern gelingen, die jedoch allen Fremden mit größtem Mistrauen entgegentreten. Das Volk von Schoa ist im Ganzen sanftmüthig, unkriegerisch und fügsam; die Gefahr, daß es dereinst den wilden, heidnischen und kriegerischen Gallas erliege, wenn die Civilisation es nicht kräftigt, liegt daher nahe. Dies aber wäre der Todesstoß für die Reste von Cultur die sich hier erhalten konnten. Die Greuel des Menschenhandels, der jetzt in den Gallasländern sein Wesen treibt, würden schnell jede Spur milderer Sitte verdrängen; denn hier findet er seinen Quell in den unablässigen innern Fehden dieses wilden und zerrissenen Volks. Die wimmelnd starke Bevölkerung von Guraque z. B. lebt in einem Zustand in dem Jeder thut was ihm recht däucht, wie die Schrift sagt. Das Volk entbehrt jedes Oberhaupts, jede Dorfschaft lebt für sich und im beständigen Kriege mit ihren Nachbardörfern. Auf offener Straße, in seiner Wohnung nimmt jeder Stärkere den Schwächern als Leibeigenen in Beschlag, und schlägt ihn an die mohammedanischen Sklavenhändler für ein Stück Salz oder einen Tand los; ja der Bruder bringt die Schwester, die Mutter das eigene Kind den Händlern entgegen, die wie gierige Geier das Gebiet umkreisen. Folgende Erzählung eines Sklaven des Re-

gus aus Enarea gibt ein ergreifendes Bild dieses entsetzlichen Verkehrs mit Menschen als Waare:

Als ich 20 Jahre alt die Heerde meines Vaters Betta in Suppa hütete, kam eine bewaffnete Schar Uma-Gallas über uns her, nahm mich sammt sechs andern Jünglingen gefangen und tödtete vier, die sich widersetzten. Nachdem ich fünf Tage an Händen und Füßen gebunden gehalten worden, wurde ich an die Tumi-Galla, einen reichen Stamm, für 30 Amolen — Salzstücke, etwa 3 Fl. werth — verkauft. Der Handel wurde zu Sendasso in Tumi geschlossen, wo man gewöhnlich zwei männliche Sklaven für 1 Thlr. kauft. Nachdem ich im Hause des mohammedanischen Kaufmanns wieder eine Woche gebunden gelegen, wurde ich zwei Tagereisen mit einer großen Sklavenkaravane fortgenommen und an die Nono-Galla um zwei Ellen blauen Zitz verkauft. In Migra, dem Markt der Nono, wurde ich in öffentlicher Versteigerung an die Azuntscho-Galla um 40 Salzstücke verkauft. Von da wurde ich auf den Markt Seguela, in der Hawesch-Ebene, gebracht und da um 70 Stück Salz an die Soddo-Galla verkauft, gleich darauf aber auf dem großen Sklavenmarkt in Ferrar um 100 Amolen. Von hier kam ich nach Alio-Amba in Schoa, wo ein mohammedanischer Unterthan Sahela's mich für 12 Thlr. erkaufte; da derselbe aber in Ungnade fiel, wurde ich ein Sklave des Regus, was ich noch bin, obwol ich bei Frau und Kindern wohnen kann, und für meinen Herrn nur zu pflügen, zu ernten und Holz zu tragen brauche. Alle meine Herren waren Mohammedaner. Ehe ich selbst zum Sklaven gemacht wurde, hatte ich an vielen großen Sklavenjagden im Lande der Doko Theil genommen, bei welchen über 4000 derselben eingefangen und verkauft wurden.

Diese naive Erzählung gewährt uns ein lebendiges, aber um so schmerzvolleres Bild von den empörenden Menschenjagden in diesen Strichen Afrikas vom 12. bis zum 5. Breitengrad. Mitleidswürdig erscheint hier besonders das arme, auf der tiefsten Stufe der Civilisation stehende Volk der Doko in ihren unermeßlichen Bambuswäldern. Dies Volk, südlich von Kaffa, wo eine Königin herrscht, in der eigentlichen Heimat des Kaffeebaums, schwächlich, nur vier Fuß hoch, und offenbar das Pygmäenvolk des Vaters der Geschichte, ohne Waffen, nackt, kaum mit dem Gebrauch des Feuers bekannt, und in Hütten von oben zusammengebundenen Bambusbüschen lebend, ohne Viehzucht und Ackerbau, nur rohe Früchte, Schlangen und Gewürm genießend, wird, wie der Verf. berichtet, mit vorgehaltenen bunten Tüchern gefangen, und läßt sich widerstandlos die Augen verbinden und auf die Sklavenmärkte treiben. Fruchtbar und wie wilde Thiere sich mehrend, lebt dies kleine Volk völlig thierähnlich, gräbt mit seinen langen Nägeln Ameisen und Würmer zur Nahrung auf oder klettert affenartig auf die Fruchtbäume Jibo und Meiti, und stürzt einander im Gehader und Geraffe von den Aesten herab. Alle Vorstellung eines höhern Wesens beschränkt sich darauf, daß sie auf dem Kopf stehend, an einem Baum gelehnt, zu Jir um Nahrung rufen. So steht dies Geschlecht tiefer als der Botocude in Brasilien in der Civilisation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Geschichte des Kartenspiels.

In einem Lande wie Deutschland, wo Kartenspiel, Pfeife und Bierkrug für viele Menschen zu den Unerläßlichkeiten des Lebens gehören, und gleichwie jede Birne einen Stiel, so jede Kunst ihren Schriftsteller hat, fehlt es muthmaßlich nicht an alten, neuen und jüngsten Werken über die Geschichte des Kartenspiels. Ref. gesteht jedoch, daß seine diesfallsige Kenntniß sich auf einen „Versuch des Ursprungs der Spielkarten" (Leipzig 1784) beschränkt. Ist denn das vor mehren Jahren erschienene englische Buch von Singer: „Researches into the history of playing cards", unübersetzt geblieben? Das wäre wunderbar, nicht allein weil vor mehren Jahren ziemlich Alles übersetzt wurde, sondern auch weil das Buch im deutschen Geiste geschrieben, Eines aus „der Nation der Denker" würdig, ein echt antiquarisches Forschungsbuch ist. Nach dem Vorbilde manches alten deutschen Tiefgelehrten hat der Verf. mehr auf den Stoff als auf die Darstellung geachtet, jenem viel, dieser wenig Fleiß gewidmet, den Gegenstand mehr als die Sprache für sein Buch reden lassen, und deshalb zwar ein ganz gescheites aber auch sehr trockenes Buch geliefert. Dem ist nun für die englische Literatur eine Abhülfe zu Theil geworden durch: „Facts and speculations on the origin and history of playing cards, by *William Andrew Chatto*" (London 1848), völlig im Tone unserer Zeit und im Sinne und Geschmacke der heutigen Lesewelt. Das Buch von Singer ist sehr gut aber wenig unterhaltend, Chatto's Buch sehr unterhaltend aber wenig gut. Chatto hat den Spieß umgedreht, den Gegenstand zur Neben-, die Sprache zur Hauptsache gemacht. Es springt in die Augen, welch vortreffliches deutsches Buch eine Verarbeitung der beiden englischen Bücher zu einem geben müßte, und Ref. begnügt sich den Wink hingeworfen zu haben.

Anekdoten.

Als Sir Robert Darcy eines Abends mit dem letztverstorbenen Könige von Preußen in Potsdam Whist spielte, nahm dieser in momentaner Zerstreuung die Goldstücke an sich mit welchen jener markirte. Es plötzlich bemerkend bat er um Verzeihung und setzte hinzu: „Warum mir nicht gesagt haben?" „Weil ich weiß", antwortete Sir Robert, „daß, sobald Eure Majestät Zeit zur Ueberlegung gewinnen, Eure Majestät stets zurückgeben." Es handelte sich damals um die Besitzergreifung Hanovers.

Obgleich selbst Whig und zwar ein alter Blau- und-Gelber aus Fox' Schule haßte doch Sir Robert die Zwitterpartei welche unter dem Namen Whigs Jahre lang die parlamentarische Opposition bildete, und aus ihr besonders einen Finanzreformator, welcher in seinen Ersparnißvorschlägen so weit gegangen war an den Witwenpensionen und an dem Siegellackaufwand im Ministerium des Aeußern zu mäkeln. Dieser Herr kam in die Stadt wo Sir Robert als Gesandter lebte, und erhielt von ihm die übliche Einladung zum Diner. Er nahm sie um so lieber an, weil er ein Feinschmecker erster Art und Sir Robert's Küche berühmt war. Sobald Letzterer die Zusage empfangen, berief er seine Attachés und bat sie Mittags bei ihm zu speisen. „Es wird Wenig und nichts Besonderes geben", setzte er hinzu, „aber ich bitte, kommen Sie." Die Gäste kamen; man setzte sich. Auf eine einfache Suppe folgte Fisch, dann eine Schöpskeule. „Dies ist Alles", sagte Sir Robert zum Parlamentsmitgliede; „Sie sehen wie karg ich Sie abspeisen muß, wie weit es die elenden Oekonomisten im Parlamente gebracht haben. Und wer weiß ob sie nächstens uns auch Dies lassen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 240. —— 27. August 1848.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 239.)

Von Ankober, der Hauptstadt von Schoa, entwirft der Autor folgendes Bild:

> Sogleich wie man aus dem Hochwalde heraustrat, bot die Hauptstadt Schoas, weithin über einen grünen, wie die Sphinx gestalteten Berg ausgebreitet, einen sonderbaren wo nicht großartigen Anblick dar. Gruppen strohgedeckter Häuser von allen Gestalten, Scheunen und Heuschobern ähnlich, mit niedern grünen Zäunen umhegt, steigen in unregelmäßigen Reihen übereinander auf, theils an den Rändern der Klippen angeklebt, theils im Schoos der Spalten gebettet, sodaß nur der rothe Kaminkopf hervorschaut. Miteinander durch enge Gäßchen verbunden bedecken diese Wohnungen einen hohen thurmähnlichen Kegel, auf dessen Scheitel das Schloß des Negus steht, ein unscheinbares Lehmgebäude mit zahlreichen Lehmkaminen und mit Staketen und Pfahlwerk eingefriedigt . . . aus der Ferne aber blickt aus dem dunklen Laube des Wachholderbaums das erzene Kreuz der Kirche „Unserer lieben Frau" fremdartig in dieser halbwilden Umgebung hervor. Die Stadt zählt etwa 12—15,000 Bewohner. Die Kirchen, deren es mehre gibt, bestehen meist aus kreisrunden Lehmwänden nur wenige Fuß hoch, mit getünchten Decken und mit Binsen auf dem natürlichen Boden bestreut, mit Straußeneiern behängt und von Bettlern und Kranken bevölkert, deren obligate Wohnungen sie bilden.

Die Kirche, obgleich äußerlich die zweitgrößte Macht im Staat, indem Nichts ohne die Billigung des Abuna, des vom Patriarchen geweihten obersten Bischofs, geschieht, ist ihrer innern Bedeutung nach in den tiefsten Verfall gerathen. Das Juden-Christenthum erscheint hier dergestalt mit Götzendienst und heidnischen Gebräuchen gemischt, daß das Evangelium nur schwer darin wieder zu erkennen ist. Die Kenntniß der heiligen Schriften ist auf dem besten Wege sich gänzlich zu verlieren, und obwol die Anzahl der in Gheez- (altäthiopischen) oder in Amhara-Handschriften aufbewahrten heiligen Bücher ziemlich bedeutend ist, so vermindert sich die Anzahl der Personen die sie zu lesen vermögen doch mehr und mehr. Man besitzt in den Klöstern das Alte Testament, die vier Evangelien und einige andere Bücher des Neuen Testaments, Chrysostomus', Cyrillus' (Kerolos) Werke, eine Menge von Heiligengeschichten, den Föthaha Negert, ein Gesetzbuch das zu Konstantin's Zeit vom Himmel gefallen sein soll, die Geschichte des Landesheiligen Haimanot, einen vollständigen Kalender, der seit Erschaffung der Welt bis 1843 7332 Jahre zählt, und 110 andere Handschriften, die der Verf. aufzählt; aber ihr Inhalt ist nur wenigen Priestern bekannt. Von diesen aber müßte was für die Bildung der Bevölkerung geschehen sollte durchaus ausgehen; sie gefallen sich indessen im Müßiggang und im Wohlleben auf Kosten des Volks, und hüten mistrauisch ihren Einfluß vor jeder fremden Einwirkung.

Das größte geographische und ethnographische Verdienst welches der Berichterstatter sich erworben hat gründet sich unsers Erachtens auf die Entdeckung des Laufs des Godjob (Jubaflusses) und die nähere Angabe der Reiche und Völkergebiete die er durchströmt. Es ist bemerkenswerth, daß, wie Herodot die Pygmäen dieser Gebiete schon kannte, er auch vom Godjob, dem südlichen Nil, schon Nachricht hatte, und daß unsere Kenntniß von diesem großen Strom bis auf Harris nicht weiter reicht als die des Vaters der Geschichte. Herodot berichtet, daß der Nil an seinem Ursprung sich in zwei große Ströme theile, deren einer nordwärts, der andere südwärts fließe, wie er vom Sacristan des Minerventempels in Theben erfahren habe. Und so ist, wenn auch nicht geographisch genau, die Sache in der That! Die Quellen des Blauen Nil (Azrek), der nach Sennaar strömt, und die des Godjob (Djub), der seinen langen Lauf im Indischen Meerbusen endet, sind auf demselben Oroboro-Gebirge zu suchen, und liegen keinen halben Breitengrad voneinander entfernt. Der letztere durchströmt die unermeßliche Länderstrecke welche Abbadie jetzt durchforscht, und aus welcher die Gallas sich über die Ebene zwischen ihm und dem Hawesch hin ergossen haben, fabelhafte Länder, an Ausdehnung wenigstens ebenso groß als das Flußgebiet des Nil, von zahllosen Nebenflüssen gespeist. Des Verf. Karte vom Lauf des Godjob ist ein nicht genug zu schätzendes Werk des Fleißes und der treusten Forschung.

Hiermit müssen wir diesen großen und wichtigen Reisebericht entlassen, indem wir ihm eine zweite verkürzende Bearbeitung wünschen, da der Uebersetzer sich leider darin gefallen hat eine völlig ungenießbare Arbeit zu liefern. Denn wer versteht Ausdrücke wie „Schenkprächtigkeit", „Trugvernünftelei", „königliche Belange" und zahllose noch viel willkürlichere und sprachwidrigere Zusammensetzungen?

4. Reise in Tirol in landschaftlicher und staatlicher Beziehung. Von Mathias Koch. Karlsruhe, Macklot. 1846. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Schrift bietet bei geringer Reiseausbeute mehr ein polemisch-statistisches Interesse als ein land- und volksgeschichtliches dar. Es ist dem Verf. wesentlich um die Begründung früher schon ausgesprochener Behauptungen zu thun, unter welchen das Vordringen des italienischen Elements in Tirol eine vorzügliche Stelle einnimmt. Das Landschaftliche, Sittenschildernde, die Darstellung des Volkslebens behandelt er, wiewol Hauptaufgaben des Reisenden in einem so malerischen Lande, sehr als Nebensache, und so wird sein Reisebericht hin und wieder zu einer ziemlich dürren Statistik von Tirol. Dagegen wendet er der Sprachfrage vorzügliche Aufmerksamkeit zu, und zeigt uns das Eindringen des Italienischen über seine natürliche Grenze in das Etschland sehr deutlich, indem er nachweist wie in der Neuzeit in Orten die noch vor kurzem ganz deutsch waren, in Brunzoll, Pfatten, Terlan, Burgstall, Nals und Mitterndorf z. B. italienische Gemeinden entstanden, und deutsche Sprache und Unterricht erlöschen. Die Sache dünkt uns nicht weiter gefährlich, selbst wenn seine Rechnung, daß seit wenigen Jahren an 11,000 Italienisch redende Personen in Tirol eingedrungen sind, auch ganz richtig ist; denn andererseits entstehen auch auf dem Boden und zwischen der Italienisch sprechenden Bevölkerung deutsche Gemeinden, wie zu Casotto, Brancafora, im Val d'Astico, in Pergine, Folgaria und Roveredo. Die Tiroler sind eben ein wanderlustiges Völkchen, das sich gern unter Fremden versucht. Auch den wachsenden Einfluß der Jesuiten bekämpft der Autor sehr tapfer; nun, wir meinen, daß es hiermit zur Zeit wol keine Noth mehr hat. Zum Natur- und Volksmaler hat der Reisende wenig Beruf, und da wir es hier nicht gerade mit statistischen Notizen, deren sein Buch dankenswerthe enthält, sondern mehr mit belehrender Unterhaltung zu thun haben, so müssen wir uns versagen dem Verf. in die Einzelheiten seiner localen Polemik weiter zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgedichte.

Die Begebenheiten der letzten Monate haben eine beträchtliche Anzahl von lyrischen Gedichten hervorgerufen, in denen das Geschehene gepriesen und zur Ausdauer im Kampfe, hier und da auch zum weitern Vordringen in der eingeschlagenen Richtung aufgemuntert wird. Alle diese Gedichte wollen offenbar beiweitem mehr durch ihren Inhalt als durch ihre Form wirken und glänzen, und es wäre daher nicht angemessen einen strengen ästhetischen Maßstab an diese Formen zu legen. Ich werde mich daher vorzugsweise mit dem Inhalte dieser Gedichte beschäftigen, und die Stufe der ästhetischen Bildung auf welcher die Verf. sich befinden fast nur durch Proben charakterisiren. Zu den beachtenswerthesten unter diesen Gedichten möchten die beiden kleinen Sammlungen gehören welche Adolf Schults unter dem Titel:

1. Märzgesänge. Fünfundzwanzig Zeitgedichte. Elberfeld, Bädeker. 1848. Gr. 16. 12 Ngr.

2. Lieder aus Wisconsin. Ebendaselbst. 1848. Gr. 16. 12 Ngr.

herausgegeben hat. Die erste dieser Sammlungen schließt sich, wie schon der Titel lehrt, unmittelbar an die Erschütterungen an welche Deutschland im März d. J. zu bestehen hatte. Die Foderungen der siegreichen Partei werden zunächst ausgesprochen, sodann wird der Kampf selbst, zumal in Gleichnissen, geschildert; ferner wird einzelnen Völkerstämmen und Volksclassen, z. B. den Oestreichern, den Studenten, Glück gewünscht; einzelne Ausschweifungen werden getadelt und beklagt, und zuletzt wird zum fernern Zusammenhalten aufgefodert. Die Form in welcher dieser Inhalt gegeben wird ist schlicht und ungezwungen, und doch nicht ohne Bildung. Eines dieser Lieder lautet also:

Märzenwind.

Es fährt ein frischer Märzenwind
Durch alle deutsche Marken;
Voll dürren Laubs die Bäume sind:
Er schüttelt sie geschwind, geschwind,
Damit das Grüne Raum gewinnt,
Und auch die Stämm' erstarken.

O recht so, recht so, frischer West!
Du bist des Frühlings Bote!
Und hält's auch hier und da noch fest,
O schüttle, schüttle, bis der Rest,
Der dürre Rest den Zweig verläßt:
Zu Grabe muß das Todte!

Mit wildem Wüthen nahst du nicht
Dich donnernd zu entladen.
Du bist kein Sturm der Eichen bricht,
Du wirfst nur hier und da 'nen Wicht
'Ne Hand voll Schloßen ins Gesicht,
Und Das kann just nicht schaden!

Der Verf. billigt wie gesagt nicht Alles was in den letzten Monaten geschehen ist; jener bekannten heidelberger Adresse z. B. tritt er ziemlich derb entgegen, indem er unter Anderm sagt:

Du wähnst, o Zorn von Heidelberg,
Du wärst ein deutscher Recke?
O wahrlich nein, du bist ein Zwerg,
Der toll sich wälzt im Drecke!

Die zweite Sammlung ist zunächst durch den Umstand veranlaßt worden, daß ein Freund des Verf. nach Amerika auswanderte. Die Briefe des Freundes haben den Stoff und die Stimmung zu diesen Gedichten gegeben. Hier wird zunächst der Mismuth geschildert welcher den Entschluß auszuwandern veranlaßte, sodann werden die Gefühle welche dem Auswanderer der Anblick des Meers, das Verschwinden der letzten europäischen Küste, die Ankunft im Urwalde, der Anblick des mächtigen Missuri erregen veranschaulicht. Hierauf folgt eine Schilderung der Lebensweise des Ansiedlers in jenen Gegenden, seiner Arbeiten als Jäger, Fischer, Ackerbauer, und der Befriedigung welche diese Lebensweise einem reich kräftigen Gemüthe gewährt. Endlich werden Naturmerkwürdigkeiten, z. B. der Niagarafall, und culturgeschichtliche Eigenthümlichkeiten der neuen Heimat besprochen und mit denen der alten, natürlich zum Nachtheil der letztern, verglichen. Die ästhetische Form dieser Gedichte ist reifer, durchgebildeter als die jener „Märzgesänge"; man sieht ihnen an, daß der Verf. sie nicht, wie wahrscheinlich jene, in wenigen Tagen in fieberhafter Aufregung zusammengeschrieben hat. Auch sind sie ihrem Inhalte nach mannichfaltiger als jene, und der Ton jedes einzelnen Gedichts ist dem Inhalte desselben sorgfältig angepaßt.

3. Märzlieder, seinen deutschen Brüdern zum Andenken an die Tage des 18. bis 22. März 1848 gewidmet von Julius Heinsius. Berlin, Mylius. 1848. Gr. 16. 5 Ngr.

Der Verf. dieser Lieder will nach seinem Vorwort hauptsächlich zu weiser Benutzung des erlangten Siegs ermahnen.

Er sagt:

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz.
Wohl, jauchzet froh, doch lasset uns auch zeigen,
Daß wir erkannt des neuen Ruhmes Glanz:
Beweisen müssen nun des Friedens Thaten,
Daß wir der Freiheit die uns krönet werth;
Nur Einheit reift, nur Mäßigung die Saaten,
Vom Drang der Zeiten stürmisch uns gewährt.

Die Gedichte selbst zerfallen in zwei Abschnitte, von denen einer „Wehmuth", der andere „Wonne" überschrieben ist. In dem ersten werden die im Kampfe Gefallenen beklagt, in dem andern die Früchte des Siegs gefeiert. Ein kräftiges, begeistertes Gemüth spricht sich in diesen Gesängen aus, aber auch eine beträchtliche Unklarheit des Gedankens. Der Verf. strebt, wie es scheint, nach dem Ruhme des Tiefsinns, und seine Aussprüche werden daher oft ungemein sibyllinisch. Folgende Strophe z. B. ist mir ganz unverständlich geblieben:

Heil dir, mein König, Heil!
Dir ward das Loos zu Theil,
Selig das Loos:
Kühn deinem Volk vertraut,
Fester dein Thron erbaut.
Friedensfürst, dich beschützt
Der Deinen Schoos.

Wenn man diese Zeilen liest, so fühlt man sich versucht zu meinen, der Dichter habe sich nach dem Schöpfer der Walhalla gebildet. Von beiden Sängern werden namentlich die Hülfszeitwörter sehr verächtlich behandelt. Während gewöhnliche Dichter nur einzelne Formen des Zeitworts „sein" gelegentlich hinweglassen, werfen jene Beiden nicht nur alle Formen von „sein" über Bord, sondern auch häufig einige Formen von „werden", und hierdurch allein gelingt es ihnen ihrer Rede einen starken Anstrich von Ungewöhnlichkeit zu geben, den freilich nicht Jedermann zu schätzen weiß.

4. Im Jahr des Heils 1848. Ein Gedicht von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig. 1848. 12. 4 Ngr.

ist sowol in Beziehung auf die Form als auch auf den Inhalt ein Gegenstück zu den zuletzt genannten Gedichten. Während dort in schwülstiger Rede Billigkeit und Mäßigung gepriesen wurde, wird hier in schlichter, fast nüchterner Rede auseinandergesetzt, daß Das was in den letzten Monaten geschehen zwar recht löblich sei, daß aber Deutschland, wenn es seine Ketten vollständig und auf die Dauer brechen wolle, nothwendig seine 34 Fürsten vertreiben, und sich eine republikanische Regierungsform geben müsse; überdies sei es eine der wichtigsten Pflichten Deutschlands Polen und Italien zu befreien. Ja der Verf. sagt sogar ganz allgemein:

— — — Ketten, die ihr brecht,
Könnt ihr nicht Andern lassen ungerächt.

Nach diesem Grundsatze könnte es gelegentlich auch unsere Pflicht werden den Chinesen oder den Hottentotten gegen etwanige Zwingherren zu Hülfe zu kommen. Aber der Verf. weiß freilich auch, daß wir für dergleichen Mühwaltung glänzend belohnt werden würden. Er sagt:

Dann schafft ihr Feinde euch zu Brüdern um!

Es ist gerade von Leipzig aus so viel Verständiges zu Widerlegung dieser Thorheiten gesprochen und geschrieben worden, daß es nicht eben noth thut, daß auch hier noch Etwas zu diesem Zwecke gesagt werde.

5. Die Freiheit eine Gasse. Gedichte von Eduard von Schönau. Königsberg, Voigt. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Auch Hr. v. Schönau ist Republikaner. Er sagt unter Anderm:

Die Gewitterwolken stehen
Drohend noch am Himmelszelt,
Und sie werden nicht vergehen,
Bis der letzte Purpur fällt.

Da er indessen doch meint, daß noch einige Zeit vergehen könnte, ehe dieses Ziel erreicht werde, so stellt er inzwischen den Regierungen folgende Aufgabe:

Die Räthe uns'rer Fürsten
Soll'n fleißig danach seh'n,
Daß wir nicht hungern, dürsten,
Und Jedem Antwort steh'n.

Naiver und bündiger kann man wol den obersten Grundsatz des modernsten Staatsrechts nicht aussprechen. Es ist in der That eine der neuesten Zeit eigenthümliche Erscheinung, daß man einerseits verlangt, das Volk solle mehr als bisher bevormundet werden, und daß diese Mündel doch zugleich ihre Vormünder beherrschen sollen. Hr. von Schönau ist aber vielseitig, er bringt nicht nur gewappnete Lieder, sondern auch unschuldigidyllische Klänge. Der kürzeste derselben mag hier noch als Probe Platz finden.

Feldblumen.

Nach Blumen die im Garten prangen,
Von kunstgeübter Hand gepflegt,
Nach solchen hab' ich nie Verlangen
In der bescheid'nen Brust gehegt.

Wenn Wiesenblumen mich umscherzen,
Ist meine Freude ungetrübt;
Denn der Natur getreue Herzen
Hab' ich vor Allen stets geliebt.

Klingt Das nicht als wenn es von Vater Gleim gedichtet wäre?

6. Politisches Maibüchlein. Ein Tendenzroman in Versen. Von Adolf Schirmer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 10 Ngr.

Eine satirische Darstellung der neuesten politischen Begebenheiten, in Knittelversen, die nicht ohne witzige Einfälle sind, und namentlich ihre Schläge sehr unparteiisch nach beiden Seiten hin austheilen. Doch ist der Ton dieser Darstellung nicht selten geradezu ein gemeiner, schmuziger zu nennen. Der Anstand verbietet mir diese letztere Behauptung durch Proben zu belegen. Der Verf. erzählt, die Teufel in der Hölle hätten höflichst bei Satan auf eine freiere Verfassung angetragen; Satan hätte ihnen erwidert:

Ich lieb', und Das mit vollem Recht,
Denn sie ist des Thrones Pfeiler,
Eine gesinnungsvolle Opposition —
Doch vorläufig haltet die Mäuler.

Diesen allergnädigsten Bescheid hätten die Teufel sehr übel vermerkt; ein Redner wäre unter ihnen aufgetreten der sich also hätte vernehmen lassen:

Eine solche Beschimpfung, so schrie er laut,
Ist noch nicht dagewesen!
Ich will's dir haarklein beweisen, mein Volk,
Du sollst's dieser Tage lesen.

Dich großes, mündiges Satansvolk
Darf man ungestraft nicht verschimpfiren!
Von morgen an geb' ich ein Blatt heraus,
D'rauf mußt du abonniren!

D'rin werd' ich sagen: A bas das Gesetz,
A bas der fürstliche Peter.
Das Volk will auch Champagner und Eis,
Und — mich zum Volksvertreter.

Hierauf rebelliren die Teufel, und entzweien sich dann gewaltig über die Verfassung die sie sich zu geben hätten. Endlich beschließen sie Abgeordnete nach Deutschland zu schicken, welche die dortigen Zustände beobachten und berichten sollen, ob dort etwa eine nachahmenswerthe Verfassung sich gestalte. Die Ge-

sandten kehren zurück, und berichten was sie in Berlin, Wien, Hamburg und Frankfurt a. M. gesehen haben; der Refrain ihrer Berichte ist:

> Von einer festen Regierungsform
> Wird lange noch nicht die Rede sein.

Die Teufel sind also noch immer in Verlegenheit wegen einer ihnen zuträglichen Verfassung. Da berichtet ihnen endlich einer der Gesandten, er habe mit ihrer Erlaubniß einen Vertrag mit dem Ordensgeneral der Jesuiten abgeschlossen, vermöge dessen der Jesuitenorden in die Hölle herabkommen und sie beherrschen werde, und zwar unter folgender Bedingung:

> Sie geben den Teufeln durch die Bank
> Tagtäglich Essen und Trinken,
> So viel sie wollen, und obendrein
> Des Sonntags Menschenschinken!
>
> Fünf Gulden rheinisch täglich sodann
> Ohn' Unterschied jedem Teufel
> Als Taschengeld — ich hoffe, Das ist
> Ganz mäßig, ohne Zweifel.

Die Teufel nehmen den Vorschlag mit Jubel an, und der Verf. schließt seine Darstellung, damit über die Tendenz derselben kein Zweifel bleibe, mit den Worten:

> Der Materialismus hatte besiegt
> Den Freiheitsdrang in der Hölle!

7. Eine deutsche Frau. Gedicht von August Embdt. Wiesbaden, Friedrich. 1848. 12. 9 Ngr.

Man würde sehr irren, wenn man meinte in dieser deutschen Frau einer Närrin zu begegnen. Nicht einmal Phantastin ist sie, sondern ein schlichtes, wackeres Gemüth, das sich freilich mitunter ohne Noth ein wenig spartanisch geberdet. „Gedicht" (in der Einzahl) nennt die Verf. diese Sammlung, weil die Gedichte zusammengenommen eine Art Lebensbeschreibung bilden, obgleich mehre derselben nur in sehr lockerer Beziehung zu bestimmten Lebensverhältnissen stehen. In dem ersten Gedicht: „Am achtzehnten Geburtstage", schilt die deutsche Frau die süßen Redensarten eines Verehrers, der sie seine Fürstin, die schönste Blume des Lebensgartens genannt hat.

> Vergleichst du das Leben dem blütenvollen,
> Dem Garten, müßiger Lust geweiht?
> Ein Acker ist es mit harten Schollen;
> Der Pflugschar nur, dem dauernden Wollen,
> Dem Manne dient es in Fruchtbarkeit.

Hierauf heirathet die deutsche Frau, doch wird Dessen nicht ausdrücklich gedacht, nur „ein Jahr nach der Hochzeit" überreicht sie dem Gatten sinnvolle Geschenke, und stellt bedenkliche Betrachtungen über eine Henne an die in einem Mißjahre brütet; sie hat Ursache dazu, denn sie hat sich in bedenkliche Verhältnisse begeben, die sie indessen jetzt noch nicht drücken:

> Die Schwestern, sie wollten mich gerne bedauern,
> Die reichen Schwestern im schönen Haus,
> Daß ich mein Leben müsse vertrauern,
> Dem armen Manne vermählt, o Graus!
>
> Sie kamen zu mir im stattlichen Wagen,
> Sie schauten sich um mitleidig gar;
> Ich aber kann auch fürwahr nicht sagen
> Wie mir's im Herzen so fröhlich war u. s. w.

Hierauf folgen einige Schilderungen häuslicher Scenen, die nicht ganz ohne Anmuth sind. Doch bald steigert sich das Ungemach. Der Mann ist nicht nur arm, sondern auch Demagoge, natürlich von der edelsten Sorte, und wird daher verbannt. Eine neue Heimat muß aufgesucht werden, und es gelingt wie es scheint ohne besondere Mühe. Denn unmittelbar darauf werden erwachsene Kinder feierlich aus dem Aelternhause entlassen. Später stirbt der Gatte, und das Lied das seinen Tod beklagt ist das beste der Sammlung.

> Du wärest todt? — Sie sagen todt wärst du?
> O lächle nur des Wahns, an Liebe leer!
> Die Gattin weiß es besser! — Fromme Ruh'
> Ist über dir und Frieden um dich her.
>
> Ich weiß ja was die Locke dir gebleicht,
> Die Stirn gefurcht, verzehrt die Wangenglut;
> Ich weiß ja Alles! — Schlumm're froh und leicht;
> Ich wache; nicht gar lang währt meine Hut.

Dieses ganze Gedicht ist nicht ohne glücklich durchgeführte, ernst gemüthliche Haltung. Zuletzt erzählt die Großmutter einem Enkel allerlei Erbauliches vom Großpapa, und sagt sich dabei, sie habe „eine Brück' in die ferne Zukunft geschlagen".

8. Funfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen. Den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1848. Gr. 12. 5 Ngr.

Vier Dichter, Paul Heyse, Bernhard Endrulat, L. Karl Aegidi und N. N., haben sich zu dieser literarischen Spende vereinigt. Ihre Stimmung drückt sich am besten in folgender Anfangsstrophe des ersten Liedes aus:

> So viel wir auch sagen und singen,
> Frohlocken und jauchzen allstund,
> Ist doch kein Lied zu erschwingen
> D'rin alle die Lust thät klingen
> Die wir tragen in Herzensgrund.

Mit der deutschen Einheit und ihrem Symbole, der schwarz-roth-goldenen Fahne, beschäftigen diese Dichter sich vorzugsweise:

> So hebt die schwarz-roth-gold'nen Fahnen,
> Und laßt sie durch die Lande weh'n,
> So gebt den Farben eurer Ahnen
> Ein glorreich neues Aufersteh'n!
> Nicht sechsunddreißigfach gespalten
> Steht mehr in Aller Wappen Gold! (?)
> Das Banner d'ran wir einzig halten
> Ist unser heilig Schwarz-Roth-Gold.

Man muß gestehen, daß der Jubel dieser schwarz-roth-goldenen Dichter vollständig harmlos ist, sie enthalten sich jeder Polemik, sie umfassen alle Deutschen mit gleicher Liebe.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Terminiren = betteln, woher?

Die Mönche welche keine Grundstücke besitzen durften erhielten Bezirke (termini) angewiesen, innerhalb welcher sie durch ausgeschickte Brüder milde Beiträge für ihre Klöster einsammeln konnten. Diese Brüder (Terminirer) hatten ihren Aufenthalt in der Bezirksstadt, ihre Wohnung hieß das Terminirhaus. Die Terminirer waren nicht selten sehr gewandte Leute. Sie waren, weil sie oft auf Verlangen predigen mußten, nicht selten gute Stegreifredner; auch zog man sie häufig als Bauverständige zu Rathe.

Das Vorrecht.

Der Domprediger Gerhard Meier in Bremen hatte eine Leichenrede auf eine Wöchnerin mit ihrem Kinde zu halten. Er wählte zum Text 5. Mos. 22, 6: „Du sollst nicht die Mutter mit den Jungen nehmen." Er zeigte, daß dieses Gesetz zwar Menschen verpflichtet habe; Gott aber habe das Privilegium auch die Mutter mit den Jungen zu nehmen, und der hochbetrübte Witwer müsse sich dabei beruhigen. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 241. — 28. August 1848.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 240.)

5. Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen von Moritz Willkomm. Drei Bände. Dresden, Arnold. 1847. Gr. 12. 5 Thlr.

Gewichtige Stimmen haben dieses ausgezeichnete Reisewerk gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes als eine der bedeutendsten Leistungen im Gebiete der Länder- und Völkerkunde bezeichnet deren wir uns seit langem zu erfreuen hatten, und in der That, diesen Charakter vindicirt sich mit der rühmlichsten Anerkennung seines Verf. das Buch wie es vor uns liegt auch vor uns. Der Verf. — Naturkundiger, namentlich Botaniker — ist ein ungemein glücklich begabter Reisender. Warmes Naturgefühl, sichere Basis in Wissenschaft und Sprachkunde, Jugend und strotzende Rüstigkeit, Begeisterung und glühende Sehnsucht nach dem Lande dem diese Schilderung gewidmet ist, offener Blick und Ernst und große Wahrheitsliebe, zusammen mit Unabhängigkeit von Bedürfnissen und gemächlicher Muße, bilden bei ihm einen seltenen Verein von Eigenschaften und Bedingungen wie sie zur gründlichen Schilderung eines Landes wie Spanien ist erfoderlich sind. Der Verf. bringt fast zwei Jahre in der südlichen Hälfte von Spanien zu: er besucht Gegenden, durchwandert Gebirge und lebt längere Zeit botanisirend in Schluchten und Thälern die kaum je der Fuß eines Ausländers betrat; er lebt mit dem Volke, dessen Sprache er vollkommen kennt wie zu ihm gehörig; Städte wie Malaga, Granada, vor allen Sevilla, Cadiz besucht er drei, vier mal, zu verschiedenen Jahreszeiten, in verschiedenen Conjuncturen; überall findet er vertraute Freunde, genaue Bekannte; er reist zu Fuß, zu Pferde, mit dem Eilwagen, mit Maulthierkaravanen, mit der Galera, mit dem Dampfschiff; immer gesund, gut aufgelegt, poetisch gestimmt, vollkommen vorbereitet auf Das was zu sehen ist: — was Wunder, wenn wir von dem Werke eines solchen Reisenden anerkennen müssen, daß es an Ausbeute, lehrreichem Inhalt, heiterer Unterhaltung, Mannichfaltigkeit und Wirklichkeit alle jene Reisewerke flüchtiger Touristen beiweitem übertrifft, deren wir in jüngerer Zeit vier oder fünf aus der Pyrenäischen Halbinsel empfangen haben. Vor allem Andern lehrt uns der Verf. das Volk und die Gebirge Spaniens kennen. Mit dem erstern ist er durch einen zweijährigen täglichen Verkehr fest verwachsen, er selbst nennt Spanien sein zweites Vaterland, und hat in diesem Lande die schönsten Stunden seines Lebens zugebracht. Die Liebenswürdigkeit des spanischen Volks im Großen und Ganzen ist sein Hauptthema. Auf der einen Seite der männliche, unabhängige, stolze Geist, auf der andern der einfache, natürliche, gerade Sinn, die Redlichkeit, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, die Heiterkeit, der Humor, der poetische Geist des Südspaniers: Das sind Gegenstände auf die er stets mit aller Vorliebe zurückkommt. Die gründlichste und genaue Schilderung der Gebirge von Valencia, der Sierra Nevada, mit Alpujarras, der Sierra de Ronda und den zugehörigen Gebirgen, der Sierra Morena und des Guadaramagebirges endlich sind Hauptzierden dieses Buchs, sowol durch wissenschaftliche Klarheit als durch pittoreskes Geschick und die malerische Wirkung mit der diese Schilderungen hervortreten. Als Städtezeichner zeigt sich der Verf. ebenso glücklich als gründlich, und charakteristische Volksscenen gibt er mit einer Wirkung wieder die Nichts zu wünschen übrig läßt. Die Kunst- und die Landesgeschichte sind ihm völlig vertraut und immer gegenwärtig, und sein Besuch der Kirchen, Museen und Sammlungen ist stets lehrreich und ausgiebig. Dagegen lernen wir Nordspanien von Madrid ab aus seinen Erinnerungen nicht kennen — freilich die uninteressantere Hälfte des Landes —, und auf müßige politische Raisonnements, wie sie das Element gewöhnlicher Touristen bilden, und wie sie heute jeder Zeitungsleser zu verfassen im Stande ist, läßt er sich, zu seinem Ruhme, nicht ein; er hat mehr und bessern Stoff zu verarbeiten. Verglichen mit dem neuesten Reisewerk von Rochau's*) hat das Buch Willkomm's insbesondere den Vorzug vollständiger Zuverlässigkeit, wissenschaftlichen Inhalts, großer Mannichfaltigkeit, tiefer Kenntniß der Volkszustände, heiterer Unterhaltung, die selbst Frauen anzieht und fesselt, genauester Kenntniß des Landes, natürlicher, reizender Darstellung und wirklicher Ergründung.

Der Verf., von einer Gesellschaft Naturforscher mit wissenschaftlichen Aufträgen betraut, reist im April 1844

*) Hierüber wurde in Nr. 54—56 d. Bl. berichtet. D. Red.

von Leipzig durch die Schweiz und Frankreich nach den Küsten des Mittelmeers und von Marseille nach Barcelona mit dem Dampfschiff ab, glücklich am Ziel seines höchsten Lebenswunsches angelangt zu sein. Die Schilderung des großen, blühenden Volks- und Industrielebens in Catalonien, das ihn jetzt entzückt, später auf der Heimkehr aus dem poetischen Andalusien ihn aber fast wehmüthig und trübe berührt, den Besuch der Landschaft umher u. s. w. übergehen wir. Selbst in Valencia, dessen Huerta der Reisende genau und trefflich darstellt, und wo er — im verrufensten Theil von Spanien — einsam, fußwandernd, immer nur auf freundliche, grundehrliche und dienstfertige Landleute, Fischer und Hirten trifft, verweilen wir, trotz seiner reichen Natur- und Ortsgemälde nicht, so wenig wie in Sagunt (Murviedro); wir eilen mit ihm in die Gebirge von Chiva, wo er sich zum Beginn seiner botanischen Arbeiten auf sechs Wochen einheimisch macht. Hier auf seine eigenen Kräfte beschränkt, blos von einem treuen Führer begleitet, macht der Wanderer seine Vorstudien zu dem täglichen Verkehr mit dem Volke, das er so liebenswürdig schildert und das ihm so theuer werden soll, und gibt uns Bilder aus den kleinen einsamen Orten im Gebirge, Natursceenen aus dem letztern, die nicht anziehender und schöner sein können. Schon hier lernen wir den Spanier als Volk von neuen Seiten kennen. Sein Haß gegen alles Fremde und Antinationale, indem er beständig „Nada de estrangeria" als sein Motto wiederholt, wiewol dieser Haß eigentlich doch nur Franzosen und Engländer zum Gegenstand nimmt, seine von allem Aberglauben freie religiöse Gemüthsrichtung, seine unerschütterliche Liebe für das Vaterland und dessen legitime Beherrscher, seine Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit gegen Fremde die ihn nicht in seinen Nationalgefühlen verletzen, die freie, einfache Geselligkeit und heitere Freude an Geplauder, Musik und Tanz, seine Unabhängigkeit von Rücksichten auf Stand, Grad oder Geburt treten uns an der Hand des Verf. ansprechend entgegen. Bei dem Festhalten des Spaniers am Alten ist seine Freiheit von allem religiösen Vorurtheil und von allen abergläubigen Meinungen bewundernswerth. Die Klöster und das Mönchwesen sind bekanntlich in Spanien nun gänzlich verschwunden, und die Geistlichkeit genießt nur dasjenige Ansehen das eine höhere Bildung überall gibt; aber, außer der Scheu am Freitag Etwas zu unternehmen, ist auch jede Art von Aberglauben, der im Nord- und Mitteleuropa noch so mannichfach anzutreffen ist, in Spanien verschwunden, und doch liebt dies poetische Volk wunderbare und märchenhafte Begebenheiten, gleich seinen Halbbrüdern, den Arabern. Die Scheu vor dem Freitag aber ist um so seltsamer, als Colombo an einem Freitag ausschiffte und an einem Freitag Amerika entdeckte.

Nach Valencia zurückgekehrt, rüstet sich der Verf. zur Reise nach Madrid mit der Diligence. Er durchreist die trübste, armseligste Provinz Spaniens, die Mancha; aber vernehmen wir von ihm selbst wie er dieses seltsame, traurige und doch so poesievolle Land zu schildern versteht: wir können daraus abnehmen welcher Art seine Schilderung in dem Paradiese von Granada sein wird.

Die spanische Diligence, bequem und weit und von amusanter, reißender Fortbewegung, nur Nachts zum Theil ruhend, erscheint als ein ganz geeignetes Reisemittel Land und Volk kennen zu lernen. Bei dem Flecken Catarroja verläßt man die reizende Huerta, vor vier Wochen so saftgrün, jetzt schon verbrannt. An der Grenze von Murcia beginnt die Centralhochebene von Spanien; auf die Reisfelder und Maulbeerpflanzungen folgt eine menschenleere, öde Steppe, von kahlen Felskämmen, mit einzelnen Wartthürmen gekrönt, durchzogen. Hinter Almansa fruchtbares Land, bis Albacete, wo die Post 12 Stunden ruht; hierauf Eintritt in die Mancha, eine endlose unermeßliche Wüste, wo das Auge nirgend einen Baum, einen Menschen, einen Ruhepunkt erblickt. Von Stunde zu Stunde wachsende Einöde; man sieht Nichts als das weite, von der Sonnenglut aufgesprungene, mit rothem Staub bedeckte Erdreich, von einzelnen gelben Disteln überwachsen. Keine Spur von Wasser, höchstens ein versumpfter Bach; einzelne von Ruinen umringte erdfahle Ortschaften, meilenweit voneinander entfernt; in diesen Oertchen Massen zerlumpten Volks, das mit lautem Geheul um Almosen fleht; Krüppel, Greise, Weiber, nackte Kinder, Alles in Jammertönen bettelnd: welchen grauenvollen Contrast bildet dies Gemälde des Elends mit den reichen, üppigen Gefilden Valencias, seinen reinlichen Orten und seinen lebensfrohen, intelligenten Bewohnern! Und doch übt diese Provinz auf den Reisenden eigenthümlichen Reiz aus. Dieser erstarrte Ocean, diese endlose braune Steppe, auf der die Räder handhoch im Staube wühlen, mit ihren braunwolligen Heerden und einsamen Hirten, sie ist voll von Poesie, mit der Cervantes ihre verbrannten Fluren gefüllt hat. Kein Ort, keine auf königliche Kosten erbaute Venta, wo der Zagal oder der Arriero nicht eine lustige Anekdote aus dem Leben Don Quixote's erzählt, und jeden Augenblick glauben wir die Gestalt des traurigen Ritters und seines Sancho Pansa über die staubige Fläche vorbeigalopiren zu sehen. Eine Reihe von 16 nebeneinander stehenden Windmühlen bei El Pedernoso, einem elenden Weiler, bezeichnet den classischen Kampfplatz. Eine halbe Stunde westlich von La Mota, links der Straße, liegt El Toboso, der Geburtsort der unvergleichlichen Dulcinea, ein elendes Trümmernest; kurz, der mächtige Ritter Don Quixote, der nach der Volksmeinung hier vor vielen Hundert Jahren gehaust, und in dessen Gefolge auch ein gewisser Cervantes lebte, der nach seines Herrn Tode in die Welt ging und die Türken bekriegte, lebt hier in jedem Munde.... In La Mota war die letzte Tagereise in der Mancha baja überstanden. Hinter Quintanar erschienen Hügel und Gebüsche, Corral, Ocaña waren erreicht, und von dem Bergkamm herab erschienen über smaragdenen Wiesen und unter Laubkronen versteckt die Kuppeln und Thürme von Aranjuez, gleich einer Oase in der Wüste.

Madrid, unbedingt eine der schönsten Städte Europas, trägt ein sehr modernes Gepräge. Ihm und seiner Umgebung widmet der Reisende den Rest des ersten Bandes, ohne gerade etwas Neues von Bedeutung beizubringen. Im Ganzen findet er hier weniger seine Rechnung; seine Subjectivität empfängt in der Natur, im Hochgebirge und in Orten wie Valencia, Granada, Sevilla ungleich mehr Anregung als in der platten, fast charakterlosen Hauptstadt, in der das Dandythum vorherrschend zu werden scheint. Nur Eins sei bemerkt, daß wie fast allen Reisenden in Spanien auch ihm Murillos größer als Rafael erscheint. Seine Reise geht nun nach dem Süden. Er sieht die Mancha alta, ein ro-

mantisches Gebirgsland, das hügelschwellende Weinland von Valdepeñas, endlich die sanft geschwungenen Linien der Sierra Morena, betritt bei Visillo Andalusien, das Land seiner Vorliebe, Carolina, Baylen, wo die malerischen Trachten, die Rosen, die Balcons und die schönen Männergestalten beginnen, erreicht endlich Granada und nimmt seine Wohnung im Alhambra — überglücklich! Er sagt:

Ich halte es für unmöglich von der Pracht dieser Landschaft ein Bild zu entwerfen. Granada ist eine jener bevorzugten Stätten der Erde die nur ein mal vorhanden sind, die sich mit Nichts vergleichen lassen und die mit Flammenzügen im Geist eines Jeden haften der sie nur ein mal gesehen hat. Mir war wie dem gläubigen Moslemin beim Anblick von Mekka! Wie eine glühende Stahlkrone leuchteten die Schneegipfel der Sierra Nevada an dem lichtblauen Himmel: ein durchsichtiger weicher Rosenduft lag über die zu Füßen ruhende Stadt und die üppige Vega ausgebreitet, im Westen von Gebirgsketten im hellsten Himmelblau umsäumt, deren einzelne Felszacken, purpurangehaucht, in duftiger Beleuchtung so nahe schienen als wären sie nur wenige Stunden entfernt — Alles, Himmel und Erde, schwimmend in einer Glorie von Licht, schien sich flammend selbst verzehren zu wollen.

In der Alhambra hat der Verf. nun für lange Zeit sein Reisehauptquartier aufgeschlagen, und zwar in dem Häuschen Mateo Jimenez', des Sohnes der Alhambra, wie er sich stolz nennt, des aus Washington Irving bekannten Fremdenführers von Granada, der nun ein wohlhabender Mann geworden ist. Dieser verschafft ihm auch den treuen, ehrlichen Vicente zum Diener und Begleiter auf seinen Excursionen während fast zwei Jahren.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitgedichte.

(Beschluß aus Nr. 240.)

9. An meine Büchse. Liebeslieder eines jungen Deutschen von Wilfried. Dresden. 1848. 8.

Der Dichter hat die Büchse zu seiner Liebsten erkoren:

Komm' an mein Herz und hör' es,
Du munt're Büchse mein:
Du sollst fortan, ich schwör' es,
Mein letztes Liebchen sein.

Als Zeichen der Verlobung gibt er ihr „das Pfand von Blei". Doch stellt er die Bedingung, daß sie ihm stets gehorche, und hofft, sie werde Das gern thun. Er läßt sodann seine Liebesküsse knallen, wobei der Liebsten „Augen sprüh'n und Wangen glüh'n". Nachdem die Jungfrau dem Jünglinge angetraut ist, schließt das Gedicht mit den Worten:

Die Knaben aus unserer Ehe,
Die sei'n von Stund' entsandt,
Zu aller Frevler Wehe,
Im Dienst fürs Vaterland.

Die ihres Gotts vergessen,
Die ihren Brüdern feind,
Die trunken und vermessen
Zu And'rer Weh' vereint:

Die trefft ihr Kinder alle
In das entmenschte Herz:
Und saust in dumpfem Halle:
„Vergebung!" himmelwärts!

10. Der Oberon von Sanssouci. Ein tragikomisches Heldengedicht. Mit Commentar von Lucilius ab Uva. Dritte Auflage. Leipzig, Kirchner. 1848. 16. 6 Ngr.

Ein höchst wunderliches Heldengedicht! Der Held desselben, ein Hr. von Stuckart, bläst drei mal das Horn, zuerst als Student zu Halle bei dem Einzuge des Philosophen Wolf im J. 1740, sodann in der Schlacht bei Mollwitz, und endlich bei einem Feste zu Sanssouci. Bei dieser letztern Gelegenheit wird er von Friedrich dem Großen zum Oberon von Sanssouci ernannt. Dies ist der ganze Inhalt des Gedichts, dessen Hauptzweck freilich eigentlich ist Friedrich den Großen zu einem Helden des Liberalismus zu stempeln. Daher wird auch in dem Vorworte sowie in dem Schlußgesange bittere Klage darüber erhoben, daß die Gegenwart keinen Friedrich habe. Weil Friedrich in religiöser Beziehung frei dachte, bilden sich gegenwärtig Viele ein er müsse nothwendig ein entschiedener Verehrer der Volkssouverainetät gewesen sein. Dieses Misverständniß ist freilich für Jeden der die Geschichte Friedrich's mit einiger Aufmerksamkeit studirt hat geradezu unbegreiflich. Friedrich war der Schöpfer des Systems das jetzt gestürzt worden ist, und überdies ein sehr schroffer Charakter, der Nichts weniger zu ertragen vermochte als Widerspruch und Ungehorsam. Uebrigens trägt unser Verf. sein Heldengedicht in gebildeter Sprache vor, und weiß einen wackern, fröhlichen Ton anzuschlagen der nicht ohne Reiz ist. Nur sollte er sich befleißigen ein wenig verständlicher und zusammenhängender zu erzählen. Namentlich die beiden ersten seiner Gesänge sind fast ganz aus Ausrufungen zusammengesetzt, und würden ohne den beigefügten Commentar kaum verständlich sein. Als Probe mag ein Toast auf Friedrich, welchen der Verf. Maupertuis in den Mund legt, hier Platz finden.

Der Weise lebe der den Blick auf seines Volkes Heil gelenkt,
Sich sinnend in des Denkens Reich mit heil'ger Wahrheitssehnsucht senkt,
Der idealisch groß erfaßt was stammt aus ewigen Ideen,
Der, selbst ein Dichter und ein Held, herwandelt auf der Menschheit Höh'n!

Der Weise lebe der den Blick auf seines Volkes Heil gelenkt,
Mit rühmlichen Tractaten nur, nicht mit Tractätchen es beschenkt,
Der keinem Glaubensforscher streng die Archimedes-Cirkel stört,
— Nicht immer ward ein solches Wort von Akademikern gehört, —

Der Weise lebe der den Blick auf seines Volkes Heil gelenkt,
So Grund und Ziel der Fürstenmacht historisch sinnvoll stets durchdenkt,
Der jedem königlichen Thun den Glanz der Menschenwürde lieh.
Dem König Friedrich gilt es! Heil dir, Philosoph von Sanssouci!

11. Gedichte. Zum Besten für die Hinterbliebenen der in Berlin am 18. und 19. März Gefallenen. Liebenwerda, Conrad. 1848. 16. 15 Ngr.

Diese Gedichte hängen mit den Zeitbegebenheiten nur durch den auf dem Titelblatte genannten wohlthätigen Zweck zusammen. Um sie zu charakterisiren theile ich das erste derselben mit, in welchem der Verf. sich und seine Gedichte beim Publicum einführt. Es lautet also:

Mein Garten.

Ich hab' einen kleinen Garten,
Ein mäßig Stückchen Land,
Den pfleg' ich gern zu warten
Mit meiner eig'nen Hand.

D'rin zieh' ich Busch und Bäume,
Und Blumen groß und klein;
Oft weil' ich dort und träume,
Wie es wol könnte sein.

Der Garten den ich habe
Der heißet Phantasie,
Und seine Frucht und Gabe
Die heißet Poesie.

Unter diesen Gedichten sind auch 25 Räthsel und Charaden, deren letzte zugleich ein humoristisches Schlußwort an den Leser ist. Sie lautet:

Die Erste findest du im Aal,
Im Becher nicht, doch im Pokal.
Die Zweite nennt den Herrn der Welt,
Der thronet überm Sternenzelt.
Das Ganze sag', ich hiermit dir;
O sag' es nicht auf immer mir!

Außerdem liegen zwei Sammlungen von Freiheitsgedichten vor, welche zum Theil von ältern Dichtern verfaßt zur Feier der Ereignisse der letzten Monate zusammengestellt sind, nämlich:

12. Deutsche Kampf- und Freiheitslieder, gesammelt und allen Volksversammlungen, Vereinen und Wehrmännern empfohlen und gewidmet von Hermann Schwertlieb. Mit einem Titelkupfer. Heilbronn, Drechsler. 1848. 16. 7½ Ngr.
13. Volkslieder für das freie Deutschland. Ohne Censur. Erfurt, Hennings u. Hopf. 1848. 12. 2½ Ngr.

Die erste dieser Sammlungen enthält 61 Gedichte von G. Forster, Körner, C. Pfaff, K. G. Schnauffer, G. Weismann, K. Follen, M. Döring, K. Reh, G. Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, J. D. Symenski, E. M. Arndt, Wetzel, Bardili, F. Lange, G. Rollett, F. Schlegel, Max v. Schenkendorf, Mebold, Methfessel, J. G. Jacobi, Uhland, K. Göttling, L. Wächter, Harro, F. L. Graf zu Stolberg, Hiemer, Niklas Becker, Claudius, Pfeffel, F. Schiller und R. Prutz und 22 von ungenannten Dichtern.

Die zweite Sammlung enthält 44 Gedichte von H. Püttmann, A. Böttger, R. Knorrn, R. E. Prutz, G. Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Platen, L. Seeger, Freiligrath, Stolle, König Ludwig von Baiern, G. Keller, Gustav vom See, C. Jordan, F. Eisele und A. Hopf, und 6 Gedichte von ungenannten Verfassern.

Beide Sammlungen enthalten, wie fast alle ähnlichen Bücher, manches Gute neben vielem Mittelmäßigen und Schlechten. Sie sind beide sehr unter dem Einflusse des Augenblicks zusammengestellt, und bestehen daher zum größten Theile aus Gedichten welche sehr bald wieder unmodisch werden dürften. Für den Geschichtsforscher dagegen werden sie auch nach längerer Zeit noch Reiz haben, denn sie werden ihm die wunderbare Zeitstimmung des gegenwärtigen Jahrzehnds lebhaft veranschaulichen. 72.

Bibliographie.

Aus dem Hörsaal. Studienbilder aus Oesterreich. Leipzig, Keil u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beck, F. A., Statistik der evangelischen Kirche in der Rheinprovinz und Westphalen. Mit geographisch-historischen Anmerkungen und kurzen biographischen Notizen über die Pfarrer jener Provinzen, seit Einführung der Reformation bis jetzt. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Statistik der Evangelischen Kirche in der Königl. Preuß. Rheinprovinz. Neuwied, Lichtfers. 8. 25 Ngr.

Frühlingsalmanach. Herausgegeben von M. B. 2te Auflage. Leipzig, Leiner. 16. 15 Ngr.

Kleinpaul, E. F. E., Geschichte der letzten 200 Jahre. 1ste bis 3te Lieferung. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pertinax Philalethes, Die Wissenschaft des Staates. 1ster Theil: Der Mensch. St. Gallen, Huber u. Comp. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Swoboda, J., Der Staat, das Eigenthum, die Regalien, insbesondere die Bergwerkshoheit in ihrer Genesis, welthistorischen Entwickelung und heutigen Berechtigung. 1ste Abtheilung. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Thöl, H., Das Handelsrecht. 2ter Band: Das Wechselrecht. 2te Lieferung. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Lieferungen 2 Thlr. 20 Ngr.

Wild, F. K., Geschichte des westphälischen Friedens nebst einem kurzen Abriß des dreißigjährigen Krieges. Zur Erinnerung an den vor 200 Jahren erfolgten Abschluß desselben aus den Quellen bearbeitet. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Politisches ABC für alle nicht gelehrten Staatsbürger, die sich über das, was zu wissen und zu thun erforderlich ist, unterrichten wollen. Von einem Volks- und Vaterlandsfreunde F. A. K. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Pariser Arbeiter Traum und Erwachen. Ein Wort der Warnung an die Deutschen. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Bauer als Reactionär. Ein schönes neues Stück in fünf Aufzügen. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Beiträge zur factischen Widerlegung der mit H. W. bezeichneten Flugschrift „über die neuste polnische Insurrection im Großherzogthum Posen." Berlin. Gr. 4. 1 Ngr.

Bernhard, C., Die sieben Landplagen in sieben Briefen an meinen lieben Vetter. Langensalza, Körner. 8. 2½ Ngr.

Deutschland zu Ende der Religionskriege im J. 1648, und inmitten der politischen Reformbewegung im J. 1848. Einige Worte zur bevorstehenden Säkularfeier des Westphälischen Friedens mit Rücksicht auf die Gegenwart, von Dr. v. G—n. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 12. 5 Ngr.

Fröbel, J., Das Königthum und die Volkssouverainität, oder: Giebt es eine demokratische Monarchie? Berlin, Reuter u. Stargardt. Lex.-8. 3 Ngr.

Hagmann, J. J., Predigt, gehalten in Neßlau Sonntags den 5. December 1847. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

Hellmar, H., Die Zukunft der evangelischen Kirche vom rechtlichen Standpunkte aus beleuchtet. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

König, J. L., Der evangelische Bund, nach seiner Entstehung, seinen Grundsätzen und Zwecken, und seiner Ausbreitung dargestellt. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 6 Ngr.

Krummacher, F. W., „Kehret wieder!" Predigt gehalten am 9. Juli 1848. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lohmeyer, H. L., Doctores promoti und Wundärzte erster Klasse. Offenes Sendschreiben an die Mitglieder des Vereins der Minden Ravensbergischen Aerzte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Maaß, K., Predigt bei der Feier des 6. Stiftungs-Festes und der Schlacht bei Waterloo des Veteranen-Begräbniß-Vereins am 18. Juni 1848 gehalten zu Neuwied. Neuwied, Lichtfers. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ritter, J. J., Ueber die deutsche Kirchenfreiheit, Sendschreiben an den Hrn. Prof. Otto Mejer in Königsberg, zur Beleuchtung seiner Schrift: Die deutsche Kirchenfreiheit und die künftige katholische Partei. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Schanz, J., Das Heckerlied und die deutsche Marseillaise. Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Ueber das Recht der Ständeversammlungen in Kirchensachen. Veranlaßt durch die der Ständeversammlung in Hannover vorgelegten Gesetzentwürfe über Kirchen- und Schulvorstände, und über die Besetzung der Prediger- und Volksschullehrerstellen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ein demokratischer Verein. Von einem Göttinger Studenten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 16. 1¼ Ngr.

Willisen, v., Offener Brief an den Hrn. Major von Voigts-Rhetz als Entgegnung auf seine aktenmäßige Darstellung rc. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 242. —— 29. August 1848.

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 241.)

Die Geschichte und die Schilderung Granadas und seiner nähern Umgebungen füllt die ersten Capitel des zweiten Bandes. Im dritten besteigt der Verf. zunächst den Picacho de Veleta, die zweithöchste Spitze der Sierra Nevada, und durchstreift dies Gebirge, im Cortijo de S.-Geronimo und in den Hatos der von ihm abhängigen Hirten (Sennhütten) lange verweilend, oft in Lebensgefahr. Dieser Theil der Darstellung ist von höchstem Reiz, und zeigt den Wanderer kühn, liebenswürdig, unermüdlich, immer froh und glücklich. Hier lernen wir das Volk kennen, das er mit Recht vor Allem lieb gewinnt. Von dem Augenblick an wo J. Ramos, der Herr des Cortijo de S.-Geronimo, zu ihm sagt vor seinen Leuten: „Ese caballero es mi amigo y huesped" („Dieser Herr ist mein Freund und Gast!") ist er im ganzen Gebirge eine „geheiligte Person", der Jeder mit Freuden dient. Sein Quartier ist ein Loch, aber er herrscht über das ganze Haus und die 70—80 von ihm abhängigen Hirten im Gebirge; rohe aber fröhliche, ehrliche Menschen. Ein Versuch den Mulahacen, die höchste Spitze der Sierra, 11,700 Fuß hoch, von hier zu besteigen, scheitert unter großer Gefahr und Noth. Erst von Trevelez in den Alpujarras aus gelingt Dies. Der Blick von der Höhe dieses Bergriesen, der Jungfrau an Erhebung gleich, ist über alle Beschreibung großartig.

> Ein Meer von Gebirgen lag vor uns; über den Bergketten von Jaen tauchten die schwarzblauen Kuppen der Sierra Morena empor, dann folgten die endlosen Ebenen der Mancha baja und Castiliens bis an den blauen Rand des Guadarama hinter Madrid! Südwärts springt Gibraltar und die Gebirge von Algesiras, mit der afrikanischen Küste undeutlich verbunden, hervor; darüber spannt sich das Meer aus; das röthliche Gewölk hebt sich und der Atlas in Marokko tritt in den Gesichtskreis. „Allá está la Moreria", „Da liegt das Mohrenland!" ruft Vicente mit verächtlicher Handbewegung, und das sonnendurchglühte Afrika lag deutlich vor uns, bis an die rothschimmernden Gebirge Marokkos. Dieser Augenblick wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Und in der That, ein Blick vom Atlas bis zum Guadarama gehört wol zu dem Größten was das Auge sehen kann!

Die Ersteigung des Mulahacen (Muley Hassan) von Trevelez aus ist ohne Gefahr, fast ohne Beschwerde, wie der Autor sagt. Bei dem Arzt Lopez in Trevelez fand der Reisende die Aufnahme eines Freundes. Hier in einsamster Bergschlucht, 5000 Fuß hoch, fand sich eine hübsche Bibliothek und Bildnisse von Luther, Melanchthon und Calvin, im Lande der verfolgten Morisken, inmitten den Alpujarras! Die großartigen Alpenlandschaften welche der Verf. malt, die treffliche Schilderung der Alpujarras-Bewohner, die in Tracht, Sitten und Gemüthseigenschaften noch ganz die arabische Abkunft zur Schau tragen, wechseln mit so liebenswürdigen Bildern wie der Wanderer beispielsweise von dem Badeort Lanjaron entwirft:

> Auf Felsen, einige Hundert Fuß über dem Bach gleiches Namens erbaut, liegt dieser Ort in unbeschreiblich malerischer Lage, von üppigster Vegetation umringt, am Fuß des Picacho de Veleta da. Vom Bachesufer an erheben sich dichte Orangenhaine bis zur Stadt empor; an diese schließen sich Feigen- und Mandelwälder an, die oben in Kastanien- und Nußhaine ausgehen. Wo diese ausgehen erscheint ein breiter Gürtel von Waizenfeldern, über denen noch höher Alpenwiesen sich ausbreiten. Diese verlieren sich allmälig in Schiefergerölle, über dem der ewige Schnee des Picacho am azurnen Himmel glänzt. Welch ein unnennbarer Zauber der Farben — welch ein Contrast der Zonen und ihrer Erzeugnisse! Was würde Lanjaron sein, läge es im Kreise europäischer Civilisation! Das schönste Bad der Erde, während es jetzt jeder Bequemlichkeit entbehren muß.

Den Charakter der Bewohner des Königreichs Granada, in ihrer Gastfreundschaft, ihrer Galanterie, ihren Volksspielen, Erinnerungen, Sagen, Liedern und ihrem Improvisationstalent erkennbar, zeigt uns der Reisende von der liebenswürdigsten Seite: sie sind noch zur Hälfte Orientalen, und als solche, obwol lebensfroh, doch ernster als die stets ausgelassenen Sevillaner. Nun folgen die Reisen nach Malaga in schlechtem Wetter und der Ritt nach Sevilla durch die Sierra von Ronda, Coronil, Utrera, auf einem sehr wenig bekannten Wege. Reich an Ausbeute ist die Geschichte und die Beschreibung Sevillas, wo der Reisende die Hälfte des Winters verlebt, die Schönheit und den Reiz des sevillaner Straßen- und Hoflebens nur halb genießend. Im Winter besucht er auch noch Cadiz, die glänzendste, intelligenteste und europäischste unter den großen spanischen Städten, deren Reiz er hinreißend schildert. Auch er nennt die Klagen über den Verfall von Cadiz übertrie-

ben wie v. Rochau that. Algesiras, Gibraltar, Trafalgar, die Campina de Tarifa werden im Winter besucht. Das Gemälde von Gibraltar ist wie der Verf. es gibt ein Meisterstück in seiner Art. Der Felsen von Gibraltar, 4400 Yards lang, auf 1600 Yards Breite und 1439 Fuß größter Erhebung, gewährt eine der prachtvollsten und eigenthümlichsten Aussichten die es gibt. Am zerklüfteten Ostabhange dieses Felsens, der hier jäh und unzugänglich ins Meer abstürzt, haust jene Affencolonie, die einzige in Europa; sie wohnen in den kleinen Höhlen dieser Kluft, nähren sich von den Sprößlingen der Zwergpalme, die hier gedeiht, und lassen sich nur sparsam und bei gewissen atmosphärischen Zuständen sehen, daher die Sage entstanden ist, daß sie unter dem Meere Communicationen mit der afrikanischen Küste hätten und dort hinüber zögen. Der Verf. sah ein Dutzend beisammen sich lustig im Gebüsch tummeln. Es ist der Inuus silvanus Nordafrikas; sie kommen dreist bis an die Brustwehr des Signal-House und lassen sich füttern, werfen aber auch Angreifer mit Steinen. Durch die Serrania de Ronda und von Estepona kehrt der Reisende zum zweiten mal nach Malaga zurück, nachdem er Yunquera und die Sierra Bermeja besucht. Hier wohnt er einem merkwürdigen Stiergefecht bei, wo der „göttliche Montes", als Zuschauer anwesend, als ein entsetzlich wilder Stier nicht zu besiegen ist, und nachdem er bereits sechs Pferde getödtet und viele Picadores hingestreckt hat, vom Ayuntamiento gebeten wird in die Arena zu steigen. Er thut es: der Stier springt an, aber auf einmal bleibt er wie festgebannt, gesenkten Hauptes vor Montes stehen, der ihn starr ansieht, den Mantel ablegt, ihn mit der linken Hand beim rechten Horn faßt, und das wüthende Thier so wie einen zahmen Hund unter lautloser Stille im Circus umherführt. Am Ausgangspunkt zurückgekehrt wirft er ihm den Mantel über; der Stier schüttelt sich wüthend, springt an und Montes tödtet ihn mit einem Stoß. Man kann sich den Jubel, das Geschrei: „Viva el divino Montes!" denken; die Damen reißen ihre Blumen aus dem Haar, werfen sie mit Bändern und Tüchern in die Arena, und Montes dankt in einer kurzen Improvisation.

Im dritten Bande durchstreifen wir zunächst die Küstengebirge von Granada, die Sierra de Tejeda, die herrliche Küste von Motril mit ihrer völlig tropischen Vega, die Sierra de Lujar, den Peñon de Guajares, und verweilen unter den Abkömmlingen der Moriscos, deren Geschichte der Verf. berichtet. Granada im Frühjahr! Der Reisende sagt:

> Es gibt nur einen Ort auf Erden der einen Frühling zeigt wie ihn die Phantasie der Dichter malt, einen Frühling voll Nachtigallengetön und Blumenduft, voll Sonnenglanz und silbernem Sternenlicht — dieser Ort ist Granada. Solche Rosenfülle ist nirgend anzutreffen, die Alhambra ruhte in einem Bett von Rosen; ununterbrochen schmetterten die Nachtigallen im Darrothal, und die Blüten des Granatbaums schlingen einen scharlachfunkelnden Gürtel um die alte Maurenstadt; kein Dunst trübt die krystallene Azurdecke, die Luft füllt sich mit sinneberauschendem Wohlgeruch, wohin man sieht Farbenpracht und Lichtglanz, ein Klingen und Duften das in süße Träume wiegt.... Und so lächelnd die Natur, so heiter die Menschen; überall klingt die Guitarre, zirpt das Tambourin und plätschert die Fontaine.

Das stillere Ostandalusien, die Sierra de Huetor, Guadix, Baza, die Sierra de Almagro von einer Nacktheit und Sterilität die alle Begriffe übersteigt, Cuevas in einer Oase dieser völlig afrikanischen Wüste, deren Boden glühlt, und die Gegend umher, der Sitz des Minenschwindels in Spanien, seitdem einige der 138 Silberminen gute Ausbeute gaben, Almeria und das verrufene Marquisat von Zenete füllen den nächsten Abschnitt. Endlich muß von Granada geschieden werden: Jaen, Ubeda, Baëza werden auf dem Wege nach der Sierra Morena besucht. Diesem großen Gebirgszuge gilt die jetzige Reise des Verf. Trocken, heiß, durstig senkte sich der Augusthimmel auf die Reisenden herab; aber die frischen, romantischen Felsgründe von Despeñaperros, deren Pracht der Wanderer mit Entzücken malt, und das reizende Adamoz, die schönsten Punkte der Sierra, versöhnen mit dieser beschwerlichen Wanderung. Die Sierra Morena stellt er in einem trefflichen Bilde übersichtlich dar. Dies 80 geographische Meilen lange und 4—10 Meilen breite Gebirge durchzieht den größten Theil des südwestlichen Spaniens. Seine Höhe ist nicht bedeutend: es beginnt in Neucastilien, durchzieht Murcia, läuft zwischen der Mancha, Estremadura und Andalusien hin, Zweige nach allen diesen Provinzen aussendend, und tritt die Guadiana überschreitend in Portugal ein, um am Cap Vicente in Algarbien zu enden. Nach der Volkssage setzt es sich unter dem Meere fort. Thonschiefer und Grauwacke ist sein Kern, Wellenberge seine Hauptform, von der mittlern Höhe von 3500 Fuß. Meist düster und melancholisch, gewinnt es in der Sierra de Cordoba den Reiz der schönsten Bewaldung: hier blühen die Pistazie, die Terebinthe, der Oelbaum, der Lorber, der Erdbeerbaum, die Korkeiche; wildromantisch sind die Schluchten des Rio Cuzna, Guadabarbo, Guadiato; Granit und Sandstein bilden in den Pedroches eine Reihe schönster Bergformen. Meist einsam und öde, strotzt die Bevölkerung bei Fuente-Ovejuna, Pozoblanco, Hinojosa und Aracena; anderwärts ist man glücklich, in meilenweiter Entfernung auf eine vorn offene Posada aus Planken zu treffen, die Stall, Wohnung und Gastzimmer zugleich sind. Das Volk ist roh, aber gutmüthig. Nachdem diese Gebirge durchwandert sind, wendet sich der Reisende nach Huelva, und gelangt an die Guadiana, diesen herrlichen aber ganz vernachlässigten Grenzstrom, der Seeschiffe bis Badajoz tragen könnte. In Carmona trifft er auf wandernde Studenten aus Salamanca, die in hanswurstähnlichem Aufzuge für Geld Musik machen. Ecija, Antequera, Malaga, Gibraltar, Cadiz und Huelva werden noch einmal besucht und die glänzende Cultur dieses Küstenstrichs nochmals genossen.

Endlich soll Portugal besucht werden; aber der Verf. hat unendliche Mühe die kurze Ueberfahrt von Cadiz nach Ayamonte zu bewerkstelligen. Das Schiff

fährt im Guadiana fest, und er muß zuletzt zu Pferde steigen um Ayamonte zu erreichen. Der Anblick von Villareal ist prachtvoll, ein Werk Pombal's. In Algarbien erfährt er viel Fährlichkeiten. Hier ist Alles anders als in seinem theuern Andalusien. Statt der andalusischen Reinlichkeit — Cadiz z. B. ist fast holländisch sauber — starrender Schmuz: kein Glas wird gespült, kein Messer wie in Spanien gewechselt oder gereinigt; Kehrichthaufen in allen Gemächern, das Essen in den Estalagems (Ventas) ungenießbar. Dazu im Charakter des Volks das wahre Widerspiel zu den Spaniern. Ernst, träge sehen die baumlangen gebräunten Algarbier zum Fürchten aus, besäßen sie nicht andererseits so viel Komisches, daß man unwillkürlich lachen muß. Ihre lächerliche Prahlerei und ihre servile Höflichkeit sind durch ihre Uebertreibung gleich komisch. Steif und gravitätisch und doch plump und unbeholfen stehen sie den Andalusiern feindlich wie Wasser und Feuer gegenüber. Kommt ein Spanier nach Ayamonte, so dauert es nicht lange und der Zank geht los. Der Spanier reizt den Algarbier zu seinen gewöhnlichen Fanfaronaden und lacht ihn dann aus. „Wenn ich mein Messer ziehe, so zittert die Erde oder so fallen die Sterne vom Himmel", schreit der Algarbier, und kaum rennt der kleine Andalusier an, so liegt der lange Portugiese am Boden. Nicht minder lächerlich ist ihre übertriebene Höflichkeit, sie ist völlig unausstehlich. Auch der Spanier ist sehr höflich; aber der Portugiese zieht bei jedem Wort das ihr an ihn richtet tief den Hut, und betet bei jeder Begrüßung standhaft die Formel her: „A Déos, amigo, Aos ordens de Vossenhoria. Vossa mercé pase bem bom viage, viva méu senhor! Sóu o mais humilde criado de Vossenhoria." Diese Servilität mag leicht der Hauptquell der tiefen Verachtung sein die der Spanier gegen den Portugiesen hegt, und somit die Ursache der feindlichen Stimmung der beiden Nachbarvölker. Merkwürdig erscheint, daß, obwol in Spanien im Ganzen genommen mehr Bildung unter dem Volke anzutreffen ist als hier, doch die portugiesische Geistlichkeit der spanischen an Feinheit und Cultur offenbar überlegen ist. Auch an Arbeitsamkeit und Einfachheit der Bedürfnisse übertrifft der Algarbier den lebenslustigen Andalusier beiweitem, der dafür an Intelligenz jenen überragt. Vieles erklärt sich dadurch, daß der Portugiese ein desperater Theetrinker ist, während der Andalusier sich am Wein ergötzt. Die Frauen, nicht schön, sind lebhafter als die Männer; in ihrem Munde verliert auch die Sprache ihren lächerlichen Klang, der dem Spanier etwa so anmuthet wie dem Deutschen das Holländische. Die höhern Stände tragen sich französisch, der gemeine Mann trägt den castilischen braunen Mantel, die Damen, weißer als die Andalusierinnen, kennen die reizende Mantilla nicht, und setzen den französischen Hut auf. Der Wanderer besucht Tavira, Faro, Loulé, die Kupferminen von Alte, die Sierra de Monchique, besteigt die Foia, sieht Lagos, Villanova, Albufera und durchstreift so ziemlich das ganze reiche und anmuthige Königreich Algarbien. Am reizendsten erscheint Loulé, eine Stadt von 8000 Einwohnern, in einer prachtvollen Vega voll Orangen, Feigen und Mandeln im fruchtbaren Thal des Macai. Viel Sehenswürdiges ist in allen diesen Orten nicht enthalten.

Ein folgendes Capitel widmet Willkomm, nach Andalusien zurückgekehrt, fast ganz der Liebenswürdigkeit der Frauen; ihrer unvergleichlichen Grazie, Natürlichkeit und Feinheit, den Vorschriften der spanischen Etiquette, den Gesellschaften, Sitten, Namen u. s. w. Das was der Spanier „Sal" nennt, das Salz der Frauen besitzt keine so wie die Andalusierin; es scheint Dies fast eine maurische Erbschaft zu sein, da es sich vorzugsweise da findet, wo das maurische Blut herrschend geblieben ist, in Granada, und auf Schilderungen der maurischen Frauen aus dem 14. Jahrhundert genau paßt. An Kenntnissen dagegen stehen die Granadanerinnen den Frauen von Malaga und Sevilla meist nach. Im Theater, bei Stiergefechten erscheinen die Frauen stets im höchsten Putz; bei letztern ist es auch für Männer gerathen im Nationalcostume sich zu zeigen, wollen sie nicht dem Volke zur Zielscheibe des Spotts dienen, wie dem Verf. einmal begegnete.

Endlich wird die Rückreise schweren Herzens angetreten. Das Dampfschiff fliegt um die schöne Küste, sodaß in der ersten Nacht von Algesiras her schon Malaga, in der zweiten die Gestade von Adra erreicht wurden. Der Himmel lächelte so heiter, die Silberhäupter der Nevada blickten so majestätisch, der würzige Duft der Orangenhaine wehte so verführisch vom Lande her, daß es einen Entschluß kostete die Reise fortzusetzen. Darauf folgte die afrikanische Sterilität der Küste von Almeria und Alicante; der berühmte Wein wächst an der Nordseite der Bergkette welche Alicante wild umringt. Die Huerta von Valencia erscheint wieder; Tarragona und Barcelona sind am vierten Tage erreicht. Hier, in dem Lande großer, aber prosaischer Rührigkeit, unter einer Bevölkerung der jenes heitere, gefällige, offene, vertrauliche Wesen fehlt das dem Andalusier eigen ist, und die eine Sprache spricht die der Reisende nicht versteht, misfällt sich der Verf. sehr. Die nationalen Züge des Spaniers verschwinden mehr und mehr vor dem französischen Mischlingswesen, die Natur büßt ihren Formenreichthum ein, das poetische Element des Südens fehlt. Die letzte schöne Naturschilderung gewährt uns der Besuch des Monserrat.

Der treffliche Reisende schließt seine Erinnerungen mit einem Anhang echt maurischer Romanzen, heroischen Inhalts, die er theilweise selbst singen gehört, theils aus Argote de Molina's alter Chronik und aus Hyta's „Nobleza del Andalucia" entlehnt hat. Es sind: „El asalto de Baëza", „La prision del obispo D. Gonzalo", das berühmte und verbotene „Ay de mi, Alhama!" (ganz maurisch), „La salida de Boabdil para Lucena", „La batalla del Rio verde"; „El sitio de Galera." Hierauf folgt eine Reihe andalusischer Volkslieder, von denen das kürzeste, das charakteristische Majolied, hier stehen mag.

El Majo de Triana. (Vorstadt von Sevilla.)

Si me remango el escotache
Y enristro la serdañi,
No hay un majo en toa Triana,
Que se plante delante de mi.
Porqué si toso y me planto —
„Puñalá!"
Se mueve á puñaos la gente
Y en pensar tan solamente,
Que yo me voy á enfaar.

Esos ojos zandungueros
Me jacen tieso y churrús,
Porqué eres la mas gitana
De too el suelo andalúz.
Y si te ronda un majito —
„Puñalá!"
Le entre cojó y Jesu-Cristo
Has de contar que le has visto
De cuerpo presente ya.

Der Majo von Triana.

Wenn ich öffne meine Weste
Und den Dolch nehm' in die Hand,
Wagt kein Majo in ganz Triana
Länger mir zu halten Stand,
Hust' ich nur und stell' mich hin —
„Bei meinem Stahl!"
Flieht der Haufe aus den Schranken
Und das blos bei dem Gedanken,
Daß ich zornig werden kann.

Jene Augen voller Feuer
Flößen Kraft mir ein und Muth,
Denn die Schönst' in Andalusien
Bist du ja vom Maurenblut.
Und wenn dich umschleicht ein Majo —
„Bei meinem Stahl!"
Bald soll er als Krüppel gehen,
Und du sollst als Leich' ihn sehen
In leibhaftiger Gestalt.

26.

Schilderung der englischen Aristokratie.

Wasser auf die Mühle, und zwar viel Wasser, für Diejenigen welche die Aristokratie lieber heute als morgen irgendwie von der Erde vertilgt sähen, liefert Frau Maberly, die bekannte Verf. der „Leontine", in ihrem neuesten Romane: „Fashion and its votaries" (3 Bde., London 1848). Seht, werden sie rufen, solcher Abschaum sind die Aristokraten, verdorrt im Wipfel, verfault in der Wurzel, kein gutes Haar an ihnen, laut der eigenen Schilderung einer Engländerin, die sich in ihren Kreisen bewegt! Ja, Das thut sie; Mrs. Maberly bewegt sich in der vornehmen Welt. Nur folgt daraus nicht, daß ihre Schilderung aus dem Leben gegriffen, ihr Roman die Frucht eigener Anschauung und Beobachtung sein muß. Es folgt freilich, daß, wenn die vornehme englische Welt der Wirbel der Verführung und der Pfuhl moralischen Schmuzes ist, welche in diesem Romane ausmünden, es unter allen socialen Verbrechern keine verächtlichere und verworfenere Classe gibt als den englischen hohen Adel. Kann Das wahr sein? Oder muß von selbst die Vermuthung auftauchen, daß die Verf. mit zu schwarzen Farben gemalt oder in ihren Personen geirrt, wenn nicht Beides gethan hat? Der Rahm der Gesellschaft nährt Laster und Thorheiten in England wie überall, Niemand leugnet es. Aber er nährt auch Großes, Edles und Schönes, und wer Das leugnet schlägt die tägliche Erfahrung ins Gesicht, weil er lügen will. Hätte daher die Verf. ihren Schandbildern Contraste gegeben, einige zum hohen Flug gehörige brave Charaktere eingemischt, würde sich gegen ihre allgemeine Zeichnung weniger, vielleicht Nichts einwenden lassen. Statt Dessen dreht sich der Wirbel und fault der Pfuhl vom Anfang bis zum Ende. Der Leser hat Mühe zu athmen in dieser Stickluft eleganter Betrügerei, unsinniger Verschwendung, schmuziger Knauserei und erbärmlicher Ränke. Woher hat Das die Verf.? Mit Einem Worte, vom Hörensagen. Sie schreibt nicht Gesehenes und Wahrgenommenes, sie schreibt Solchen nach die vom Aeußern auf das Innere, vom Schein auf das Wahre schließen, räucherige Stuben in einem von Ruß geschwärzten Hause vermuthen. Und war es ausschließende Absicht der Verf. vornehme Frauen einzuführen die reiche, emporgekommene Witwen bei sich sehen um sie „auszuschälen", von unschuldigen Landmädchen zu berichten wie sie zu Modedamen geworden sich noch herzloser und ausschweifender bezeigen als die ursprünglichen Stadtdamen, oder von Edelfräuleins die aus Rücksicht auf Nadelgeld sich unter ihrem Stande vermählen, und es ihren Gatten mit Verachtung und etwas Schlimmerm vergelten: so konnten ihr zu derartigen Conterfeis die Originale allerdings nicht fehlen, doch hätte sie, der Kunstfoderung gemäß, das Treiben der Gesellschaft generalisiren, nicht einzelne Züge und Ausnahmen, sondern die Wirkungen des feinen Mechanismus in seinen vollständigen Resultaten darstellen sollen.

Hiervon abgesehen ist der Faden der Erzählung mit einer gewissen leichten aber oberflächlichen Geschicklichkeit gesponnen, glatt genug um ohne Anstoß durch die Finger zu laufen. Dagegen findet sich selten ein Streben nach dramatischer Entwickelung, noch seltener ein kräftiges Handhaben des aufgenommenen Stoffs, und das mildeste Urtheil könnte das Buch höchstens eine flüchtige Geschichte der Sitten und Gebräuche der fashionablen Welt nennen. 10.

Notiz.

Der Vandalismus der neuen Römer.

Es ist bekannt, daß die Zerstörung der neuen Römer — die ein neuerer Franzose nicht ohne tiefern Sinn als Wanderer die an Ruinen ausruhen bezeichnet — den Alterthümern in Rom viel mehr Nachtheil zugefügt hat als selbst die fremden Horden gethan die zu verschiedenen Zeiten Rom erobert, geplündert und verheert haben. Ein auffallendes Beispiel des barbarischen Vandalismus dieser erstern Art theilt Winckelmann in seiner Schrift über die Baukunst der Alten mit. Auf dem Palatin wurde im J. 1724 ein großer, mit den schönsten alten Wandmalereien ausgeschmückter Saal entdeckt. Eifrig sägte und schnitt man Alles was sich von Figuren und Gemälden an den Wänden befand heraus, und schickte es nach Parma in das Museum des Hauses Farnese. Als nun dessen Schätze später nach Neapel durch Erbschaft übergingen, ließ man jene Wandbilder gegen 24 Jahre lang eingepackt und verschlossen stehen. Die Folge davon war, daß der Moder das 2000 Jahre lang Verschonte so völlig vernichtete, daß Winckelmann auf Capo di Monte in Neapel nur die leeren Stücke Mauer sah auf denen einst die Gemälde befindlich gewesen waren. Nur ein Karyatide hatte sich erhalten. Wie neuere Reisende erzählen geht auch jetzt noch namentlich in Neapel unsaglich Vieles zu Grunde, während Anderes betrügerisch verkauft und verzettelt wird noch ehe es in das öffentliche Museum gelangt. Ebenso ist freilich auch in Griechenland viel edles Alterthum durch moderne Barbaren vernichtet worden. Man kennt ja, mit Bezug auf des Schottländers Elgin Kunstraub in Athen, das bekannte Wort: Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti! 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 243. —— 30. August 1848.

Geschichte der italienischen Poesie. Von E. Ruth. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Wir freuen uns die im Ganzen sehr wohlgerathene Vollendung eines Werkes hier anzeigen zu können dessen erster Theil, freilich nicht ganz durch die Schuld des Verf., uns großes Bedenken eingeflößt hatte. *) Jener erste Theil war nämlich von einer Ausführlichkeit und Breite, daß wenn der Verf. in dieser Weise die italienische Poesie bis auf den heutigen Tag verfolgen wollte, man eine ziemliche Reihe von Bänden hätte erwarten müssen, während er zum Theil durch äußere Umstände doch genöthigt war seine Arbeit auf zwei Theile zu beschränken. Wie er Das nun hinausführen würde, ohne schneidendes Misverhältniß des zweiten zum ersten Theile, darauf waren wir in der That gespannt. Der Verf. hat die schwierige Aufgabe sehr einfach und glücklich dadurch gelöst, daß er die Geschichte der italienischen Poesie überall nur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts verfolgt, ohne eben viel Hoffnung zu machen, daß er einst noch die dürre und unerquickliche Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts bearbeiten werde. Durch diese Beschränkung des Stoffs hat er sich die Freiheit errungen das 15. und 16. Jahrhundert, welche den Gegenstand des vorliegenden Theils ausmachen, in seiner gewohnten, d. h. allerdings etwas breiten und weitschweifigen Weise behandeln zu können, sodaß nun beide Theile in Geist, Ton und Behandlung ganz gut übereinstimmen. Seine Art die Literatur zu behandeln ist die, daß er bei jeder Gattung der Poesie eine mehr oder minder weitläufige Betrachtung über ihre Entstehung, ihr Verhältniß zu der Zeit, den Sitten, dem Glauben und der politischen Lage des Volks voranschickt, um so auf eine genetische Weise begreiflich zu machen, warum diese Gattung nicht anders von den Italienern aufgefaßt und behandelt worden sei. Dann erst kommt er zur Betrachtung der einzelnen Dichter, von denen wieder nur die bedeutendsten ausführlich und gründlich besprochen, die übrigen nur beiläufig und meist nicht einmal vollständig erwähnt werden. Diese Methode ist gewiß die rechte, aber nicht die leichtere; denn ungleich weniger Mühe hätte es ihm gemacht, wenn er nach Art der Italiener eine vollständige Aufzählung aller poetischen Producte einer bestimmten Zeit, von bibliographischen Notizen begleitet, hätte geben wollen. Der Weg den er eingeschlagen ist beiweitem mühseliger; denn um ganze Perioden zu charakterisiren und ihren Bildungsgang zu entwickeln, dazu gehört eine sehr genaue und gründliche Kenntniß des Einzelnen: es muß die Darstellung stets auf eigener Anschauung und Lecture beruhen, wenn sie nicht oberflächlich und farblos werden soll. Und dies Zeugniß müssen wir dem Verf. geben, daß er wirklich und in der That unsaglich Viel gelesen, besonders Vieles gelesen hat was den Meisten welche bisher die italienische Literatur behandelt haben entweder entgangen oder von ihnen als unbedeutend bei-Seite gelegt worden war. Nur der Art wie er die Betrachtung des Einzelnen einleitet, den allgemeinen Uebersichten welche er voranschickt können wir unsern Beifall nicht in dem Maße geben als wir die Behandlung der einzelnen Dichter selbst loben müssen. Der Verf. hat Viel gesammelt, Vieles erwogen; auch fehlt es ihm keineswegs an Scharfsinn um die tiefern Gründe literarischer Erscheinungen zu entdecken: aber er hat entweder nicht das Talent, oder er hat sich nicht die Zeit genommen seine Betrachtungen in eine übersichtliche Ordnung zu bringen. Er läßt sich zu sehr gehen, und sein Streben nach Gründlichkeit artet nicht selten in Weitschweifigkeit aus. Wenn wir ihm einen Rath in dieser Hinsicht ertheilen dürften, so wäre es der, das Verfahren welches Goethe empfiehlt zu dem seinigen zu machen; nämlich bei Allem was man schreibt sich zuvor ein Schema zu entwerfen, welches uns vor ermüdender Breite und vor Wiederholungen schützt, und wodurch erst jeder Gedanke an seine rechte Stelle kommt. Nebenbei hat diese Methode auch den Vortheil, daß man, was dem Verf. hier und da begegnet ist, nicht leicht Behauptungen aufstellt welche man später selbst wieder modificiren oder zurücknehmen muß. Abgesehen von diesem Fehler müssen wir die Arbeit des Verf. als eine wahrhaft selbständige, aus eigener, sehr reicher Lecture hervorgegangene und auf gründlicher Forschung ruhende empfehlen.

Der Verf. spricht zuerst von der Entwickelung der Nationalpoesie bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und handelt hier vom Sonett, von der Satire und von der Novelle. Gleich hier zeigt sich bei dem Verf. eine Be-

*) Es ist darüber in Nr. 128 d. Bl. f. 1845 berichtet worden. D. Red.

kanntschaft mit den sonst kaum dem Namen nach bekannten lyrischen Dichtern des 15. Jahrhunderts welche alle Achtung verdient; es gibt gewiß wenig Menschen welche den Muth hätten die Schriften eines Serafino, Tibaldeo, Bernardo Accolti u. A. zu lesen. Für die Novelle hat er außerordentlich Viel gesammelt, holt aber auch entsetzlich weit aus, und ist denn doch genöthigt einzugestehen, daß die nächste, d. h. fast alleinige Quelle dieser Gattung für die Italiener die Erzählungen der Trouvères gewesen seien. Die Schriftsteller die er anführt hat er ohne Zweifel selbst gelesen; nur über die „Cento novelle" hätte man etwas Mehr erwartet, da er sonst viel unbedeutendere Sachen so gründlich untersucht, und überhaupt wären hier noch sehr viel mehr Namen zu erwähnen gewesen.

Lorenzo de' Medici, womit der zweite Abschnitt beginnt, ist mit Kenntniß und gerechter Vorliebe behandelt; nur wundern wir uns, daß dem Verf. die von dem Großherzog schon 1825 veranstaltete schöne Ausgabe in Quart nicht bekannt zu sein scheint. Ebenso genau wird über die Dichter aus dem Kreise Lorenzo's, die Pulci, den Poliziano und Benivieni berichtet. Der Ursprung des Theaters gibt dem Verf. wieder Gelegenheit sehr entlegene Notizen zu sammeln und beizubringen, wobei wir nur wieder Uebersichtlichkeit und Präcision vermissen.

Der dritte Abschnitt, welcher die Blüte der italienischen Poesie vom Ende des 15. bis Ende des 16. Jahrhunderts umfaßt, bildet den beiweitem bedeutendsten Theil dieses Theils. Hier ist nun zuerst von der epischen Poesie der Italiener die Rede. Wir können dem Verf. nicht folgen in seinen im Ganzen recht guten und gründlichen Untersuchungen über die Quelle der italienischen Epen, über die eigenthümliche Art ihrer Behandlung der alten Heldensage, über die Einmischung des Wunderbaren u. s. w., und sind ganz mit ihm darin einverstanden, daß Italien, nach seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung, nun einmal nicht das Land ist wo einheimische Heldensagen entstehen, und demgemäß auch mit Ernst, Glaube und Liebe besungen werden konnten. Die Aufzählung der romantischen Heldengedichte des 16. Jahrhunderts ist beiweitem nicht vollständig, und wenn der Verf. auch nach seinem Plane unmöglich alle einzelnen betrachten konnte, so wäre doch manchem Leser mit einer vollständigen Liste derselben wol gedient gewesen. Die „Reali di Francia", „Buovo d'Antona", die „Spagna" und die „Regina Ancroja" werden so besprochen, daß man sieht, der Verf. hat sich selbst Kenntniß derselben verschafft, und nicht fremden Urtheilen nachgesprochen. Dasselbe gilt noch im höhern Maße vom „Morgante", der zwar mit Recht hochgestellt wird, aber wir können doch nicht recht begreifen wie er den Pulci (S. 287) „ernsthaft und gläubig" nennen, und sein Werk wegen „musterhafter Verknüpfung der Intrigue" rühmen könne, da uns vielmehr gerade das Gegentheil der Fall zu sein scheint, und der „Morgante", wenigstens bis zum 14. Gesange, uns stets durch die vielen angehäuften Abenteuer, die immer gleich wieder zu Ende sind, die zu Nichts führen, und in keiner rechten Verbindung miteinander und mit dem Ganzen des Gedichts stehen, ermüdend erschienen ist.

Seinen besten Fleiß hat der Verf., wie es nicht anders sein durfte, auf Bojardo, Ariosto und Tasso verwandt. Alle Drei sind ihm durchaus genau bekannt, und im Ganzen können wir seinem Urtheile über sie nur beistimmen. Dagegen will es uns doch scheinen als ob Tasso auf Kosten seiner beiden großen Vorgänger mehr als billig hervorgehoben worden sei. Sein Leben ist hier ausführlich und durchaus mit gründlicher und nüchterner Besonnenheit dargestellt; die alberne Liebschaft mit der Prinzessin gebührend abgewiesen; die Leiden des unglücklichen Dichters sehr anschaulich aus seinem innersten Charakter entwickelt; die damaligen religiösen Verhältnisse und ihr verderblicher Einfluß auf den Dichter vortrefflich dargestellt, auch manche Schwächen und Mängel seines Gedichts nicht verschwiegen. Dennoch aber scheint uns der Verf. diese Schwächen nicht ganz und nicht gründlich genug erkannt zu haben: die zermalmende Kritik Galilei's muß ihm unbekannt geblieben sein, und in jedem Fall verdiente Tasso nicht dem Bojardo und dem Ariosto an die Seite, ja, über diesen Letztern gestellt zu werden. So können nur Italiener urtheilen, welche sich stets von einzelnen sogenannten poetischen Schönheiten hinreißen lassen, ohne zu fragen wie sie als einzelne Organe sich zum ganzen Leibe des Gedichts verhalten. Einige Worte hätte die „Gerusalemme conquistata" doch wol verdient, besonders weil sich darin das von religiösen Zweifeln gequälte Gemüth des unglücklichen Dichters und seine Geistesknechtschaft am treuesten offenbart.

Man kann dem Verf. freilich nicht vorwerfen, daß er den Ariosto vernachlässigt habe: er widmet seiner Betrachtung einige 70 Seiten, und gibt sogar eine Inhaltsanzeige seines ganzen Gedichts; dennoch aber scheint er im Ganzen nicht recht gut auf ihn zu sprechen, und die große Tüchtigkeit dieses Mannes, im Vergleich mit Tasso's Verschwommenheit, Weichlichkeit und Schwäche, nicht genug anerkannt zu haben. Er wirft ihm vor, daß er Nichts erfunden, weil er die von Bojardo angesponnene Fabel nur weiter geführt habe; aber wer möchte wol den prachtvollen Baum schelten deshalb weil er nicht in der Luft steht, sondern sein Leben aus einer Wurzel zieht? Er macht ihm die vielen aus alten und neuern Dichtern entlehnten Stellen zum Vorwurf; aber er muß doch selbst gestehen, daß Ariosto mit wahrer Meisterschaft Alles in sein eigenes Fleisch und Blut zu verwandeln versteht, und daß eine unnachahmliche, gleichförmige Anmuth über das ganze Werk ausgegossen ist. (Wie anders bei dem ängstlichen und dürftigen Tasso, der bei jedem Schritt sich nach Vorbildern umsieht, nie aus ganzem Holze schneidet, und bei welchem das von Andern Erborgte nie organisch mit dem Eigenen verschmolzen ist!) Er nennt Ariosto unglücklich in der Charakteristik seiner Personen: hierauf können wir nur antworten, daß nächst Bojardo kein italienischer Ependichter so mannichfaltige und so anmuthig durchgeführte Charaktere geschaffen hat. Er geht sogar so weit den Men-

schen im Ariosto vielfältig zu tadeln, als ob die Satiren desselben uns nicht hinreichende Aufschlüsse gäben über Alles was er an ihm tadelt. Dies auszuführen ist nun freilich hier nicht der Ort. Was soll man aber vollends sagen, wenn er sogar den trefflichen Bojardo schwach in der Charakteristik nennt, während gerade dieser mit großer Meisterschaft die von der alten Sage ziemlich farblos oder doch gleichfarbig überlieferten Personen seines Gedichts wahrhaft mit Fleisch und Blut bekleidet, und zu mannichfaltigen Charakteren ausgeprägt hat, ohne noch von den vielen von ihm allein erfundenen Personen Gradaeso, Agricane, Agramante, Brunello und vielen Andern zu reden. Die elenden Fragmente von 12 Gesängen, welche man uns vor kurzem (1846) unter dem Titel „Rinaldo ardito" als ein Werk Ariosto's hat aufbringen wollen, scheint der Verf. entweder nicht gekannt oder mit Recht der Beachtung nicht werth gehalten zu haben.

Außer diesen vier großen Dichtern werden, wie billig, nun noch Berni, Alamanni und Bern. Tasso erwähnt; Letzterer sogar nur erwähnt ohne weiter auf seine doch immer bedeutenden Werke näher einzugehen. Ueberhaupt möchten wir von diesen wie von den meisten Abschnitten des Werkes sagen: das Ausführliche ist zu ausführlich, das blos Erwähnte zu kurz behandelt. Das heroische Epos, bei welchem vorzüglich Trissino und Alamanni in Betracht kommen, ist gebührend gewürdigt. Von der dramatischen Poesie der Italiener, und namentlich ihrer Tragödie war freilich nicht viel Erbauliches zu sagen; doch hat sie der Verf. sehr gut charakterisirt, und die wichtigsten Erscheinungen, wie die „Sofonisbe" des Trissino, und den „Torrismondo" des Tasso, weitläufig besprochen. Bei Gelegenheit der Komödie zeigt der Verf. wieder seine große Belesenheit, und hat viel schönes Material zu einer Geschichte der Commedia dell' arte geliefert; nur müssen wir auch hier die Verworrenheit der Darstellung, welche viele Wiederholungen herbeigeführt hat, bedauern. Der Verf. will wie es scheint nicht umsonst so Vieles gelesen haben, und verschont uns nicht mit Allem was ihm bei solcher Arbeit gelegentlich eingefallen ist, wodurch der große Nachtheil für ihn entsteht, daß die wirklich gründlichen und schlagenden Beobachtungen und Combinationen welche hin und wieder vorkommen sich nicht aus der Masse des minder Bedeutenden gehörig herausheben. Vorzüglich sind es Bibiena, Ariosto, Machiavelli und Pietro Aretino welche hier zum Theil recht gründlich und ausführlich besprochen werden.

Wir sind dem Verf. sehr dankbar, daß er sich die Mühe gegeben die wenig bekannten Arbeiten des genialen aber auch grundgemeinen Aretiners so sorgfältig zu durchforschen; nur müssen wir uns billig wundern, wie es ihm entgehen konnte, daß ein Theil der Fabel im „Filosofo" gar nichts Anderes ist als die dramatisirte Novelle „Andreuccio da Perugia" aus dem „Decamerone", um so mehr, als die Person der alle jene Abenteuer begegnen im Stücke selbst Boccaccio genannt wird. Beim Hirtendrama, dessen Entstehung und Ausbildung sehr gründlich behandelt wird, ist vorzüglich von Tasso und von Guarini die Rede. Auch hier zeigt der Verf. eine wie wir glauben unbillige Vorliebe für Tasso; denn, die ganze Gattung einmal zugegeben, muß man doch gestehen, daß der „Pastor fido" sich zum „Aminta" wie eine Tragödie zu einer Idylle verhält. Das innere Verhältniß beider Stücke, und wie Guarini namentlich den ganzen „Aminta", nur in umgekehrtem Sinne, in sein Stück aufgenommen, und wie dieser Gegensatz durch das in beiden Stücken mit gleichen Reimen, aber in entgegengesetztem Sinne vorkommende Chor „O bell' età dell' oro" ausgesprochen wird, scheint der Verf. wol absichtlich nicht berücksichtigt zu haben. Der Uebergang vom Schäferspiel zur Oper und die Geschichte dieser letztern sind sehr gut ausgeführt.

Bei der lyrischen Poesie, welche den Schluß dieses Theils ausmacht, scheint den Verf. sehr begreiflich ein gewisser Ueberdruß beschlichen zu haben, der sich sogar in einer ungerechten Herabwürdigung der Sonettform mehrmals Luft macht; nicht die unschuldige, ja, köstliche Form des Sonetts, sondern die Abgestorbenheit des Volks und die allgemeine Erschlaffung tragen die Schuld der Mattherzigkeit und innern Unwahrheit der italienischen Lyrik. Die Elegie endlich, die poesia giocosa, die Satire und die didaktische Poesie werden ziemlich kurz abgefertigt; auch die maccaronische und fidenzianische Poesie sind wenigstens nicht ganz übergangen. 73.

Die „Hamelnschen Kinder" und Goethe's „Rattenfänger".

Von mehren Erklärern Goethe'scher Gedichte ist der Zusammenhang zwischen dem „Auszug der Hamelnschen Kinder" und dem „Rattenfänger" (Goethe's Werke, kleine Ausgabe, I, 200) erwähnt worden, ohne daß dabei ausführlicher einer kleinen Schrift gedacht worden wäre welche jetzt selten genug sein mag und folgenden sehr weitläufigen Titel hat: „Exodus Hamelensis: Das ist, Der Hämelischen Kinder Außgang: Oder Philolog- und Historischer Bericht, Wie, vor nunmehr vierdtehalb-hundert Jahren und drüber, hundert und dreissig Bürger Kinder, auß Göttlichem Verhängniß, durch einen Ebentheurlichen Spielman, auß der Stadt Quern-Hameln an der Wäser, entführet, und, dem ansehen nach, in einen Hügel vorm Osterthor daselbst, erbärmlicher Weise verleitet worden: Zu Erkündigung der Warheit, unnd Belustigung des Gemüts, nebst einem appendice und ordentlichem Catalogo der Evangelischen Prediger daselbst, beschrieben und an den Tag gegeben von Samuel Erich, Dienern am Wort Gottes zu Wallensen. Hannover, Druckts und Verlegts Georg Friedrich Grimm. Im Jahr 1655." (120 S. mit einer Tabelle.) Die Hauptzüge der Legende von den Hamelnschen Kindern treten schon aus diesem Titel hervor, und es wären ihnen nur noch einige Striche hinzuzufügen, als: daß sich damals unzählig viele Ratten und Mäuse in jene Stadt eingenistet gehabt hätten, denen man weder durch Katzen noch durch Gift habe beikommen können; es sei die Bürgerschaft mit einem „wunderbarlichen und unbekannten Ebentheurer in bundten seltzamen Kleidern mit einer Pfeiffen" um einen gewissen Lohn eins worden, habe ihm aber „nach verrichteter Sache" den versprochenen Lohn nicht gebn wollen, weshalb der „Sackpfeiffer erzürnt und bewogen worden, sich auff gesagte masse unnd so gröblich an ihren Kindern zu rechen". Die vor mir liegende kleine Schrift ist allerdings von unerquicklicher Breite, verheißt zwar „der geliebten Ordnung halber das gantze Tractätlein in drei Theile abzu-

fassen", stellt demnach zuerst historische (?) Zeugnisse zusammen, „formirt dann daraus ein umbständlichen Discurs" mit dem Erweis, daß der Hamelnschen Kinder Ausgang eine „warhafftige Geschicht sei", und wiederholt zuletzt „etliche gegenpartige" Gründe. Aber überall wird, wie es in den Schriften damaliger Zeit vorkommt, vielfältig abgeschweift, und das immer Wiederkehrende sehr in die Länge gezogen. Doch finden sich auch mitunter artige Notizen und Mittheilungen, die für die Geschichte nicht unerheblich sind, namentlich für die der Stadt Hameln. Es sei vergönnt eine für sich verständliche Stelle des andern Theils, in welcher der Verf. für die Wahrheit der Geschichte jenes Auszugs der Kinder eine Hauptstütze findet, mitzutheilen: „Der Verführer hat seine Reise mit den Kindern durch die Bungelose Strasse genommen. Diese Bungelose Strasse aber ist ein enges Gäßlein, unfern vom Oster-Thor gegen dem H. Geist über, zur rechten Hand, wenn man hinauß wil und sol ab eventu also genennet worden sein, nemlich von dem trawrigen Fall in verleitung der Kinder. Denn nachdem dieses traurige Exempel allso verlauffen und die armen Kinder durch den Ebentheurlichen Spielmann durch diese Strasse hinauß geführt worden, sollen hernegst die Inwohner bei ihren Hochzeiten und andern Frewden Tagen den Anstalt gemacht haben, dz ob sie gleich sonst ihr Spielwerk durch die gantze Stadt in allen Gassen hören liessen, dennoch in gesagter Gassen mit der Trummel oder Bungen solle inne gehalten werden, biß sie dahin durch unnd in eine andere Strasse kommen weren. Vnd dannenher sol jhr der Name worden sein, daß sie die Bungelose Strasse, das ist, die Strasse, da man nicht inne Bungen oder Trummeln darff, genennet wird. Welches denn meines erachtens unserer Historien nicht wenig die Hand bietet; Insonderheit weil solche Gasse noch auf heutigen Tag also und nicht andres genamset wird, auch keine andere oder bessere Vrsach all solcher Benamung als eben diese mag angeführet werden. Vnd scheinet auch daher der Warheit desto ähnlicher, weil diese Gasse dem Thor, nemblich dem Oster Thor so nahe gelegen, daß es dem Verführer zu seinem Anschlage desto förderlicher hat sein können, die Kinder ohne jemands Vermerkung unhinderlich hinauß zu bringen." (S. 55, 56.) Uebrigens setzt der Verf. das Ereigniß nach Prüfung seiner Zeugnisse auf den 26. Juni 1282 oder 1284 fest, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Verführer Niemand anders gewesen sein dürfe als der Teufel „oder seiner getrewesten Diener einer, der durch Beelzebub die Macht gehabt, dem Hügel zu gebieten, daß er sich allso aufthun und jn sampt den Kindern dem Ansehn nach verschlingen müssen. Ich sage: dem Ansehn nach, sintemal ich darüber so steif nicht halten wil, daß sich der Berg proprie loquendo auffgethan unnd die Kinder lebendig verschlungen haben sollte. Denn es kan auch wol eine verblendung des leidigen Satans gewessen sein, daß er sich so angestellet, als wenn er mit den CXXX Kindern in den Hügel ginge, da er sie inmittelst durch seine Zauberei und Teufelswerk wol über Berg und Thal in andere außländische Oerter aus Göttlichem verhängniß mag gefüret haben". (S. 68, 69.) Es werden, fügt zuletzt der Verf. hinzu, Viele gern zu wissen verlangen, „wo denn die Hämelnschen Kinder hinkommen seien?" Aber er will solches „vor gewiß zu sagen sich nicht unterfangen", und läßt statt seiner einen anonymen Dichter in lateinischen Versen die Meinung aussprechen, sie möchten wol zu den „Antipoden" gerathen sein. Er theilt die Worte des lateinischen Dichters in nachstehender Uebersetzung mit:

Vielleicht sie durch den Schoß der Erden sind geschritten,
Zu den Antipoden und haben mit den Sitten
Ein newes Saxenland, recht kegen uns, belehnt,
Und jhre Muttersprach demselben angewöhnt.*)

Wohlweislich setzt aber der Verf. mit jenem Dichter hinzu: „Ast ego nil statuo certi." 27.

*) Im Originale:
Forsan ad Antipodas sectae per viscera terrae
Ivere ac ritus instituere novos
Saxoniamque novam contra vestigia nostra
Nitentem linguis excoluere novis.

Literarische Notizen aus England.

Cooper wieder zur See.

Das Meer ist und bleibt Cooper's Element. Das bezeugt wiederum sein neuer Roman: „Captain Spike; or, the islets of the gulf" (3 Bde., London 1848). Was ist der Inhalt? Die Kreuz- und Querfahrt der Brigantine Swash oder „Molly Swash, wie sie getauft war", im Meerbusen von Mexico. Damit drei Bände zu füllen kann gewiß nur Cooper unternehmen, und trotz einiger Wiederholungen und Unwahrscheinlichkeiten es mit glänzendem Erfolge zu thun gewiß nur ihm gelingen. Der aber muß ein verwahrloster Leser sein der einmal das Buch geöffnet und es aus der Hand legt ehe er zu Ende ist mit den Abenteuern des Capitain Spike, mit Allem und Jedem was ihm, seinem Schiffsvolk und seinen Passagieren begegnet. Es findet sich keine Andeutung ob der Roman auf dem Boden einer wirklichen Begebenheit steht. Jedenfalls steht er auf dem Boden des letzten Kriegs der Vereinigten Staaten mit Mexico. Molly Swash, ein halb segelfertiges Handelsschiff, ist in dem verpönten Wagstück begriffen den Mexicanern Schießpulver zuzuführen, und die Manoeuvres durch welche der Capitain den Wachtschiffen und dem Tode entgeht, wie er jetzt zwischen den Inseln des Golfs — „the islets of the gulf" — durchschlüpft, jetzt seine Ladung ans Land bringt, dann im Sturme davonfliegt oder die Segel einrefft, in neue Gefahren kommt und sie glücklich bewältigt: alles Dies bringt Abwechselung in die Gleichförmigkeit, und dehnt den engen Rahmen elastisch aus. Nebenbei rollt sich an Bord eine kleine Intrigue ab. Der „stämmige" Koch ist Spike's Gattin, die er vor 20 Jahren böslich verlassen, und welche in dieser Verkleidung ihm nahe zu sein wünscht, während er ein Auge auf ein junges Mädchen hat, das unter der Obhut ihrer Tante sich am Bord und in einem Liebesverhältniß zum Obersteuermann befindet. Wie Das endet wäre schneller gesagt als errathen, ist aber des Verf. unantastbares Eigenthum.

Hoffmeister's „Briefe aus Indien" im Englischen.

Es war zu erwarten, daß diese Briefe den Engländern in ihrer Sprache zugänglich gemacht werden würden. Auch kündigte bald nach ihrem Erscheinen (Braunschweig 1847) Bentley eine Uebersetzung aus der Feder der bekannten Frau Austin an. Doch hat sich Das irgendwie zerschlagen ohne Nachtheil für das Buch. Die ungenannte Feder welche die Uebersetzung geliefert unter dem Titel: „Travels in Ceylon and Continental India, including Nepal and other parts of the Himalayas to the borders of Thibet, by Dr. *W. Hoffmeister*" (Edinburg 1848), ist der Austin'schen mehr als ebenbürtig, und nimmt Theil an dem Lobe welches die Kritik im Allgemeinen dem Werke spendet. Sie erkennt in dem zu früh vom Tode ereilten Verfasser einen lebhaften, graphischen Schriftsteller, der heiter und leicht die Oberfläche berühre, um Politik und Philosophie sich wenig bekümmere, nie in die Tiefe versinke und deshalb nie im Dunkeln stolpere, namentlich aber von seiner eigenen Person nicht allzu sehr eingenommen sei, und daher auch in dieser Hinsicht sich günstig von den Franzosen unterscheide welche in neuester Zeit über Indien geschrieben, einem Jacquemont und Dr. Warren. Nichts, heißt es, erinnere in Hoffmeister's Buch an die Narrheit des Erstern und die Impertinenz des Letztern. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 244. — 31. August 1848.

Die politischen Lyriker unserer Zeit.*)

So hat denn endlich die Zeit sich erfüllt: die Tendenz ist zur Wirklichkeit, die negativen Elemente sind zu positiver Gestaltung gelangt. Durch die geistige sowie politische Knechtung des deutschen Volks bei dem bereits erstarkten Bewußtsein eines Bessern war es dahin gekommen, daß alle die Fragen der Zeit sich in die Literatur warfen, und hier ihre Lösung versuchten, weil die Wirklichkeit sie entschieden feindlich zurückstieße. Die Bücherwelt sollte die äußere Welt der Freiheit ersetzen, der Gedanke sollte uns schadlos halten für eine gemeine und schlechte Wirklichkeit. Ein anderes Volk mit mehr Thatkraft und Entschlossenheit würde wahrscheinlich nicht so lange in diesem Widerspruche, in dieser Befangenheit ausgeharrt haben als das deutsche es that; aber nun, nachdem der Alp des Drucks von unsern Herzen gelöst, der Bann der despotischen Unterdrückung gebrochen ist, kann man hinwiederum den Vortheil nicht verkennen den diese lange Schmach auf die politische Reife des gesammten Volks ausgeübt hat. Es war Gelegenheit gegeben, daß auch die größern Massen den Druck innerlich und wahr empfanden, und daß er, nachdem er durch dieses Gefühl zum Bewußtsein gekommen war, für immer unmöglich geworden ist. Am entschiedensten hatte jedoch diese ganze Richtung in der Lyrik sich entfaltet: hier wurden die tiefsten Töne des innerlichen Schmerzes über die Unterdrückung des Volks laut, dort schlugen prophetisch die lauten Klänge der Befreiung, der künftigen Freiheit uns entgegen; hier arbeitete sich das lyrische Gemüth, das auswärts keinen Halt mehr finden konnte, in sich selbst ab, steigerte sich zur eigenen Ironie, zur allgemeinen Skeptik, zum Weltschmerz, dort zog es polemisch in leichten Liedern und Epigrammen gegen die Wirklichkeit zu Felde; hier wappnete es sich mit allem Pathos und trat als der Verkünder neuer freierer Staatsformen auf, dort scheute es sich nicht die großen socialen Fragen zum Bewußtsein zu bringen; vom thatlosen Schmerz bis hinauf zur thatkräftigen Begeisterung wurden alle Töne angeschlagen; der Erfolg war hier und da ein ganz bedeutender, und die geweckten Klänge tönten in dem Herzen des Volks nach. Während Drama und Roman ihrer Hauptgrundlage, eines freien Volkslebens, entbehrten, daher nur mühsam ein kümmerliches Dasein fristeten, und in der großen Masse ihrer Erscheinung gar nicht oder nur oberflächlich in das Leben selbst eingriffen, weil in ihnen selbst kein lebendiger frischer Geist wehte: so hat die Lyrik vorzugsweise zur Trägerin der ganzen Zeitepoche dieses Jahrhunderts sich gemacht, und sie wird neben der allgemeinen philosophischen Entwickelung vorzugsweise als ein charakteristisches Merkmal dieser Zeit angesehen werden, weil sie ein getreues Bild der Entwickelung des Volkslebens darbietet. Vor Allem aber sind es die politischen Lyriker unserer Zeit, welche man kennen lernen muß, wenn man die Zeit selbst verstehen will, da in ihnen vorzugsweise die Hauptpulse des bewegenden Lebens klopfen, da sie die Producte des bewegten Lebens selbst sind. Die Erscheinungen stehen daher auch keineswegs vereinzelt, ohne Zusammenhang da, nein, sie bieten im Gegentheil eine ununterbrochene Reihe dar, die organisch an die frühern Lyriker anknüpft, immer mehr im Bewußtsein eines freien politischen Lebens erstarkt, und was das Herz der Zeit bewegt ausdrückt.

Aus der romantischen Schule heraus brach in den Befreiungskriegen der erste Strahl eines neuen Lebens, obgleich fast in allen Dichtern des Jahres 1813, wenn man dies vorzugsweise annehmen will, der Zusammenhang mit den Anschauungen der romantischen Schule durchaus nicht zu verkennen ist, ja man sie geradezu als letztes Glied der romantischen Poesie ansehen kann. Der erste Dichter aber welcher mit der romantischen Lyrik den größten Erfolg gehabt ist zugleich auch der erste Lyriker der Opposition in Deutschland. Es ist dies Ludwig Uhland. In ihm sind die zwei Seiten aufs innigste noch vereinigt; er ist begeistert für die Rückkehr der deutschen Herrlichkeit und die alten Ehren, er läßt Hirten um Königstöchter freien, er stellt Kapellen auf die Höhe der Berge, und beschwört den alten Rauschebart aus seinem Grabe hervor; Natur und Privatleben, Vorzeit und Fabelwelt sind Hauptthema eines großen Theils seiner Gedichte. Als aber in Würtemberg der Kampf um eine freie Verfassung begann, als der Friede die Freude an der politischen freien Entwickelung

*) Die volitischen Lyriker unserer Zeit. Ein Denkmal mit Portraits und kurzen historischen Charakteristiken. Leipzig, Verlagsbureau. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

verdarb, da stand Uhland auf der Seite der Opposition; mit ihm beginnt die Lyrik, in welcher „die innere Freiheit, dies eigentliche politische Element", wie Ruge sich ausdrückt, „zu Worte kommt. Die Freiheit und das Recht werden Gegenstand der Poesie, und je mehr die Wirklichkeit gegen sie ankämpft, desto heftiger ergreift das Gemüth der Dichter die Ideen." Die erschienenen zahlreichen Auflagen entheben uns hier irgendwie eine Probe mitzutheilen.

Wenn übrigens Uhland in seiner Weise mit der alten Romantik vermittelte, so schälte auf der andern Seite August Platen-Hallermünde um so bewußter von derselben sich los; er ist der entschiedenste Feind derselben, und der begeistertste Anhänger der classischen Dichtkunst. Er steht entschieden in der neuen Zeit, er kämpft zuerst gegen die spröde Welt, die der Wahrheit und Schönheit eine fühllose Gleichgültigkeit entgegensetzte. Als aber das Licht was durch die Julisonne über Europa sich verbreitet hatte allmälig wieder zu erlöschen begann, als eine siegreiche Reaction mächtig ihr drohendes Haupt erhob, da ließ Platen seine poetische Stimme stark und kräftig gegen den Despotismus erschallen, aber er war in seinem innersten Wesen gebrochen; erbittert und ergrimmt wandte er sich von Deutschland ab, er eilte nach Italien, wo auf fremdem Boden sein edles Herz zu schlagen aufhörte.

„Als die deutschen Dichter", sagt Ruge weiter in der kurzen Einleitung die er jedem Dichter vorausgestellt hat, und die jedesmal in klaren Umrissen kurz und schlagend die Wirksamkeit des Poeten angibt, „außer Oestreich die Anklänge der Opposition die durch Uhland erschollen waren, und den antiken Zorn den Platen über die Alpen trug noch nicht weiter geführt, erschienen die «Spaziergänge eines wiener Poeten» und trugen mit so viel Form und Loyalität die Gefühle der Freiheit und die Ansprüche des schönen Landes der Erde auf eine edlere Form seines politischen Lebens vor, daß sie sich in und außer Oestreich einen ausgebreiteten Beifall erwarben." Anastasius Grün knüpft überall an die Natur an; wenn die Wälder stolz rauschen, die Reben saftig glühen, die Berge voll Metall ragen, und die segelreichen Schiffe auf den Strömen schwimmen, erinnert er daran wie das Volk des besten Gutes, der Freiheit, noch immer entbehre. Diese Art und Weise der poetischen Anschauung, obgleich sie ein allgemein menschliches Motiv zu Grunde legt, hat doch gar oft Grün dahin geführt, daß das Bild, der poetische Schmuck zu sehr den eigentlichen innern Gedanken überragt, und durch dieses fremdartige Element haben seine Poesien nicht die starke Schlagkraft auf das Volk selbst ausgeübt wie Dies bei Uhland der Fall war, wo die innere Herzlichkeit unmittelbar auch den gesunden Sinn des Volks erfaßte, oder wie bei Nikolaus Lenau, der durch die mächtige Innigkeit seines rein menschlichen Gefühls und den edeln männlichen Zorn der sein Gemüth gegen die Despoten erfüllte tiefer wirkte. „In die Freiheit will ich!" Das war das letzte Wort das Lenau ausstieß als der Wahnsinn seinen edeln Geist umhüllte; dieser Ausspruch an der Schwelle wo Vernunft in den Wahnsinn überging bezeichnet deutlich, aber zugleich auch schmerzlich genug für uns, welchen tiefen Kampf er kämpft, und welche schauderhafte Wahrheit die Bedeutung seiner Poesie auf sein Leben selbst hatte.

In der vorliegenden Sammlung kommt nun Hoffmann von Fallersleben an die Reihe, an den sich Herwegh, Prutz, Sallet, L. Seeger, Gottschall, Heine, Freiligrath, Keller, Meißner und der Dichter des „Hans von Katzenfingen" anschließen. Es kann unsere Absicht nicht sein nochmals ausführlich auf die in d. Bl. bereits mehrfach besprochenen Dichter zurückzukommen; jedoch können wir nicht verhehlen, daß wir Beck und Dingelstedt in der Sammlung vermissen, die sicher ihre Stelle verdient hätten. Im Allgemeinen aber läßt sich die Sammlung sowol durch die passende Auswahl als auch durch die kurzen vorausgeschickten Charakteristiken bestens empfehlen.

F. Gegenbaur.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. Vierter Band. — A. u. d. T.: Horaz Walpole's, Grafen von Orford, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georg's II. und Georg's III. Mit einer Einleitung: Das 18. Jahrhundert in Walpole's Briefwechsel. Drei Theile. Belle-Vue, Verlagsbuchhandlung. 1846—47. Gr. 8. 4 Thlr.*)

Vieles Gute was den englischen Memoiren im Allgemeinen nachzurühmen ist findet sich auch in den Memoiren Walpole's. Bei dem edlen Eifer und bei der großen Sorgfalt welche der Engländer den Angelegenheiten seines Vaterlandes zuwendet, ist ihm auch kein Theil der Geschichte desselben unwichtig, kein Umstand zu klein: Alles wird auf das genaueste erforscht und geprüft; neben dem Staate gilt auch die Familie mit ihren Auszeichnungen, die ja meistens mit denen des Staatslebens eng verflochten sind: alles Dies wird in aristokratischer Pietät eifrig zusammengefaßt. Also sehen wir auch in Walpole's Denkwürdigkeiten das Aufsteigen und Sinken der Ministerien in den Jahren 1751—70 als die Hauptsache mit den persönlichen Beziehungen, Verwandtschaften und Stimmungen von Männern wie der ältere Pitt, der ältere Lord Holland, den Pelham, Grenville, Saville, den Lords Bute und North, dem General Conway, den Lords Sidmouth, Mansfield, Temple, den Herzogen von Bedford und Grafton, dem Marquis von Rockingham, Burke und Andern eng verbunden, und ihr steigender oder sinkender Einfluß auf die beiden Georg in einer Anzahl einzelner Umstände niedergelegt. Er selbst ist bis zu seinem 41. Jahre auf dem Schauplatze der öffentlichen Angelegenheiten gewesen, er hat ihn dann ohne Unehre, Enttäuschung und persönlichen Verdruß verlassen, und glaubt deshalb auch in seinen Denkwürdigkeiten, welche keine Kriegsgeschichte enthalten, sondern politische Jahrbücher sein sollen, ohne Feindschaft und Vorliebe mit Freimüthigkeit die Wahrheit sagen zu können. Er will daher Anekdoten, Charakterzüge, Beiträge zur Kenntniß merkwürdiger Personen, der Sitten des Zeitalters, der Staatsumtriebe und Cabinetsintriguen liefern, als Vorarbeiten für künftige Geschichtschreiber, und darum sind seine Denkwürdigkeiten für das genauere Studium der englischen Geschichte

*) Vergl. Nr. 180 d. Bl., wo wir bereits über den fünften Band dieser Bibliothek berichteten. D. Red.

in den genannten Jahren sehr wichtig, dürften aber für solche Leser denen der Zusammenhang nicht gleich gegenwärtig ist wenig Reiz haben. Diese werden sich mehr zu den Geschichten des gewöhnlichen Lebens, zu den Ehebrüchen, Schulden und Liederlichkeiten der englischen Prinzen, und zu den Scandalen welche von der Maitressenwirthschaft in Frankreich erzählt werden, zu allerhand wichtigen Criminalprocessen, wie zwischen den Douglas und Hamilton im dritten Theile, oder auch zu den Kriegsbegebenheiten in Canada und in Deutschland hingezogen fühlen, Andere wieder mit mehr Behagen bei den Urtheilen über bekannte Schriftsteller, als Goldsmith, Robertson, Johnson, Smollet und Andere, verweilen. Denn es ist immer anziehend in den Betrachtungen eines angesehenen und sehr gebildeten Staatsmannes, wie Walpole gewesen ist, die Wirkung wahrzunehmen welche schriftstellerische Verdienste auf ihn hervorgebracht haben.

Wir müßten nun eine sehr ausführliche Anzeige schreiben, wenn wir den verschiedenen Windungen der Cabinetspolitik, der parlamentarischen Intriguen und Staatsverhandlungen nachgehen wollten welche sich durch diese drei Theile hindurchziehen. Die bedeutenden Männer mit denen wir zu thun haben sind bereits oben genannt; um Einzelnes von besonderer Wichtigkeit anzuzeichnen bemerken wir die Händel des berüchtigten Wilkes, die Anfänge der Streitigkeiten mit den nordamerikanischen Colonien über die Stempelacte und die um diese Zeit das höchste Aufsehen erregenden „Juniusbriefe". Ueber die Autorschaft war schon damals Streit. Walpole neigt sich zu der Annahme, daß William Hamilton ihr Verfasser gewesen sei, womit die neuern Ansichten nicht übereinstimmen, welche Philipp Francis als Verfasser gelten lassen. Die beiden Könige Georg II. und III. erscheinen als Regenten nicht von der vortheilhaftesten Seite, es zieht sich durch ihr Leben ein sonderbarer Eigensinn, der nur mit einer zu Zeiten außerordentlichen Abhängigkeit von den Ministern abwechselt; bei Georg III. kam dazu noch die große Zurückgezogenheit von aller Oeffentlichkeit, die mit den Jahren immer mehr zunahm und ihn sogar seinen nächsten Verwandten entfremdete. Von seinen Geschwistern weiß Walpole auch nicht viel Löbliches zu berichten, und macht es ihrer Mutter zum Vorwurf, daß sie ihre Kinder zu lange in der Kinderstube gehalten hätte; die schöne Königin Karoline Mathilde von Dänemark soll ihre Mutter, die verwitwete Prinzessin von Wales (zu deren Charakteristik diese Denkwürdigkeiten viele Beiträge enthalten), an der holsteinischen Grenze in Männerkleidung und in Lederhosen empfangen haben, was bei dem entschiedenen Hange der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich anders anzuziehen als die vorhergegangene Zeit nicht auffallen darf. Namentlich war Dies in Frankreich überall guter Ton. Die Schilderung der leutseligen Charlotte Sophie von Mecklenburg-Mirow, welche am 8. Sept. 1761 die Gemahlin Georg's III. wurde, ist mit allerhand Irrthümern erfüllt, namentlich durfte der Einfluß Friedrich's II., dessen Aufmerksamkeit die kluge, entschlossene Prinzessin während des Siebenjährigen Kriegs auf sich gezogen hatte, nicht übergangen werden. Manches über sie hätten die deutschen Bearbeiter aus dem zweiten Theile von Barthold's gelehrtem Buche über die Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren entlehnen sollen, wie denn überhaupt deutsche Leser über die Verhältnisse an den Höfen Georg's I. und II. mehrmals aus dieser Schrift hätten belehrt werden können. Solche müssen außerdem an manchen Aeußerungen des Engländers mit Recht Anstoß nehmen, wie z. B. an der Charakteristik des Lords Granby, der sich bei dem Herzog Ferdinand von Braunschweig dadurch empfohlen, daß er wie „ein Deutscher getrunken habe"; oder an der Erwähnung der „ängstlich-frommen" Erziehung der Königin Charlotte, die in Deutschland so sehr an Aberglauben streift, daß sie sich gefürchtet habe allein zu bleiben; oder an der Bemerkung über die Prinzessin Auguste, die Schwester Georg's III., daß sie „die rasche und dennoch schwerfällige westfälische Aussprache der königlichen Familie besessen habe". Wir begreifen nicht wie deutsche Uebersetzer solche Dinge hinschreiben können, ohne wenigstens mit einem Worte den englischen Hochmuth zu tadeln.

Wo nun Walpole von auswärtigen Zuständen spricht zeigt sich öfters englische Befangenheit oder Neugierde. Die Charakterzüge des Zeitalters gewähren nur ein sehr unvollständiges Bild, die zerstreuten Bemerkungen über den Siebenjährigen Krieg sind unbedeutend, und machen uns nicht einmal den Standpunkt eines Engländers recht anschaulich, was doch in mehrfacher Beziehung immer wünschenswerth ist. Walpole lobt zwar mitunter Friedrich II., wenn er nun einmal nicht anders kann, aber von der Anerkennung des ältern Pitt und von seiner Verehrung dieses „wunderbaren Königs" ist er weit entfernt. Eine noch größere Abneigung gegen den König von Preußen zeigt sich auch in den Depeschen eines andern englischen Diplomaten, des Sir Charles Hanbury Williams aus dem J. 1750, welche vom englischen Herausgeber beigefügt und von den deutschen Bearbeitern mit übersetzt worden sind. Wir können aber über diese Berichte nicht anders urtheilen als über die vor vier Jahren in Lord Malmesbury's Tagebüchern gedruckten Depeschen während des Letztern Aufenthalts in Berlin. Dieselbe Unreife des Urtheils wie dort zeigt sich auch hier, überall drängt sich nur das Einzelne, das Aufgeraffte, das Unzuverlässige auf, sehr oft das Falsche oder das Entstellte. Beide Diplomaten sind in Verzweiflung, daß sie nicht die Geheimnisse des Königs errathen können. Denn bei der strengen Abgeschlossenheit in welcher Friedrich seine politischen Absichten hielt, sodaß oft die preußischen Minister selbst nicht wußten was im Werke sei, und bei der Gewißheit, daß immerfort Wichtiges vorgehen und daß jeden Augenblick Entscheidendes ausbrechen konnte, fühlten sich die fremden Gesandten sehr unbehaglich, und berichteten auch in diesem Sinne an ihre Höfe. Ein neuer Beweis wie vorsichtig man bei Benutzung solcher Relationen sein muß. Dagegen sind die Nachrichten desselben Hanbury über den Hof zu Dresden, über August II., den Grafen Brühl und die Verhältnisse in Sachsen weit zuverlässiger und mit andern Zeugnissen übereinstimmender. Ebenso gibt uns Walpole, der sich 1769 längere Zeit in Paris aufgehalten hatte, an zwei längern Stellen eine ausführliche Schilderung von dem Hofe Ludwig's XV. und seiner Umgebung, besonders von der Gräfin Dubarri und dem durch sie bewirkten Sturze des Premierministers Choiseul, die mit einer Klarheit verfaßt ist der man es ansieht, daß ihr Verfasser hierbei sehr wohl unterrichtet war und zu den besten Quellen Zugang gehabt hat, die er auch zum Theil namhaft macht. 17.

Bibliographie.

Barth, K., Mystische Gedichte. Augsburg 1847. 8. 12 Ngr.

Behr, W. J., Allgemeine Polizei-Wissenschaftslehre oder pragmatische Theorie der Polizei-Gesetzgebung und Verwaltung. Zur Ehrenrettung rechtsgemäßer Polizei, mittelst scharfer Zeichnung ihrer wahren Sphäre und Grenzen. 2ter Band. Bamberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 12ter und 13ter Band. — A. u. d. T.: Tagebuch und Notizen von H. Templeton, ehemaliger Legations-Secretair zu —. Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Craon, Prinzessin v., Thomas Morus oder der Heldentod für den Glauben. Eine historische Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation in England. Deutsch von H. Rütjes. Emmerich, Romen. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 6ter Band. — A. u. d. T.: Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagens, J. C., Ueber die Einführung der Geschworenen

für Civil- und Criminalsachen in Deutschland. Politisch-historische Abhandlung. Paderborn, Wesener. Gr. 8. 12 Ngr.

Hamel, J., Der Dodo, die Einsiedler und der erdichtete Nazarvogel. Vorgetragen in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St.-Petersburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Heinsius, J., Märzlieder. [2tes Heft.] Gruß an Deutschland's ed'le Frauen und Jungfrauen. Berlin, Mylius. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Dieselben. [3tes Heft.] Der deutschen Bürger- und Landwehr, besonders auch den Freischaaren der Kunst und Wissenschaft gewidmet. Ebendaselbst. Gr. 16. 10 Ngr.

Kunig Tyrel von Schotten und sin sun Vridebrant: didaktisches gedicht des 12. jahrhunderts. Herausgegeben von *F. W. Ebeling*. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Kunitzburg oder Frauenliebe und Frauenheldenmuth. Eine historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten des deutschen Kaiser Heinrich's IV. Von C. A. H . . . e. 2te Auflage. Eisenberg, Schöne. 8. 1 Thlr.

Müller, J. A., Bauersmann bei Heidelberg, Geschichte, Erscheinung und Prophezeihungen. Nebst allen dazu gehörigen Originalbriefen in getreuen Abschriften. Mit J. A. Müller's Bildniß. Nach dem Tode des Verf. herausgegeben von dessen Sohne. Heidelberg, E. Mohr. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ranke, L., Neun Bücher Preußischer Geschichte. 3ter Band. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Raumer, R. v., Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 20 Ngr.

Rümpler, K., Novellen. Eisenberg, Schöne. 8. 1 Thlr.

Seemann, O., und A. Dulk, Die Wände. Eine politische Comödie in 1 Acte. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Thumb-Neuburg, C. H. v., Deutschlands Trennung von Rom. Aufruf an das deutsche Volk. Weimar, Voigt. Gr. 8. 20 Ngr.

Zellweger, J. C., Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich, von 1698 bis 1784. Ein Versuch, die Einwirkung dieser Verhältnisse auf den sittlichen, ökonomischen und politischen Zustand der Schweiz darzustellen. 1ster Band. 1ste Abtheilung. St. Gallen, Huber u. Comp. Br. gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse von 170 Studenten von der Wartburg gezeichnet Gustav Klier aus Wien, 2c. mit der Forderung einer republikanischen Form für den Gesammtstaat Deutschland. Der Nationalversammlung überreicht durch den Abgeordneten von Breslau Arnold Ruge. Frankfurt a. M., den 17. Juni 1848. Leipzig, Verlagsbureau. Gr. 8. 1 Ngr.

Alsberg, L., Vorschläge zur Verbesserung der Stellung des Anwaltstandes. Eine Denkschrift vieler Anwälte zu Kassel. Dem Kurfürstlich Hessischen Ministerium der Justiz überreicht. Kassel, Hotop. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bernard, O., Noch ein Wort an die deutsche constituirende Nationalversammlung. Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Ngr.

Bluhm, J., Kurzgefaßte Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes des Kriegsmarinewesens in Europa und Amerika. Zur Würdigung der deutschen Marinefrage und Flottenentwürfe. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Comfort, R., Die Regierungsformen aller Staaten. Zur leichteren Beurtheilung unserer Verfassungs-Urkunde. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Decken-Himmelreich, Freih. von der, Eine Antwort auf die Fragen unserer Zeit vom Standpunkte der Natur aus. Breslau, Trewendt. 8. 5 Ngr.

Denkschrift über die Wünsche und Anträge der Volksschullehrer Schlesiens betreffend die Reorganisation des Volksschulwesens. Den Hohen National-Versammlungen zu Frankfurt und Berlin ehrerbietigst überreicht von 2250 schlesischen Volksschullehrern. Breslau, Scholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Episteln an die Aristokratie, zu ihrem Troste und zu ihrer Erbauung von Bonifacius Mild, Herzog von Angoulème. Wien, Sallmayer u. Comp. 8. 4 Ngr.

Gedanken über Deutschlands nächste Zukunft. Ein Beitrag zur Erörterung der großen Fragen des Tages: Was haben wir zu hoffen und zu thun? Von E. B. 2te Auflage. Villingen, Förderer. Gr. 8. 6 Ngr.

Heß, J. G., Was thut der thüringischen Eisenbahn-Gesellschaft noth? Ein Wort an die nächst bevorstehende Generalversammlung derselben. Weimar, Voigt. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Königk, L., Gerechtigkeit für Polen. Sendschreiben an E. M. Arndt, als Entgegnung auf ein fliegendes Blatt: „Polenlärm und Polenbegeisterung." Leipzig, Verlags-Bureau. Gr. 8. 3 Ngr.

Krummacher, F. W., Eröffnungsrede zur Gnadauer Pastoral-Conferenz am 3. Mai 1848. Erfurt. Gr. 8. 3 Ngr.

Kubenik, C., Die auf Grund und Boden haftenden Lasten in staatswirthschaftlicher Rücksicht und Vorschläge zu deren Ablösung. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Müller-Jochmus, M., Ueber die Todesstrafe. Eine principielle Untersuchung. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Nees von Esenbeck, Die demokratische Monarchie. Ein Gesetz-Vorschlag. Der National-Versammlung zu Berlin vorgelegt den 1. Juli 1848. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Olberg, v., Beleuchtung der Sr. Exc. dem Königl. Kommissarius, Hrn. General der Infanterie v. Pfuel, von dem polnischen Insurgenten-Führer Ludwig v. Mieroslawski am 16. Mai c. eingereichten Denkschrift. Im Auftrag herausgegeben. Posen. Gr. 8. 3 Ngr.

Promemoria betreffend die Beeinträchtigung der katholischen Kirche im Großherzogthum Posen seit der Königl. Preußischen Besitznahme. Posen. Folio. 10 Ngr.

Rückert, L. J., Das Leben im Geist. Pfingstpredigt im Blick auf Deutschlands Gegenwart gehalten. Jena. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Eine alte Sage und eine neue Geschichte. — An Se. Maj., Nikolaus I., Kaiser aller Reussen, König von Polen. Aus dem Polnischen. Krakau, Wildt. 8. 3 Ngr.

Schatter, C. G., Das Predigtamt in der bewegten Zeit. Rede bei einer Prediger-Versammlung gehalten. Neustadt a. d. Orla, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Scheil, F., Ansichten über den Verfall des Gewerbewesens in Preußen 2c. und Vorschläge zur Besserung. Schweidnitz, Weigmann. Gr. 8. 1 Ngr.

Scherer, T., Die Reformbewegung unserer Zeit und das Christenthum. Briefe an einen Freund des Fortschritts. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 10 Ngr.

Schlatter, G. F., Die Verfassung der evangelisch-protestantischen Kirche in Baden, wie sie ist und wie sie sein soll. Karlsruhe, Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Schütte, Vor dem Schriftsteller-Verein. Wien, Sallmayer u. Comp. 2 Ngr.

Die Selbstverwaltung der Schule als Staatsanstalt. Eine Denkschrift und zugleich eine specielle, das Ressort-Wesen der künftigen Schulverwaltung betreffende Erläuterung der in der von 2250 Volksschullehrern Schlesiens herausgegebenen „Denkschrift" unter I. 2—4 bezeichneten Petitions-Punkte. Der Hohen National-Versammlung zu Berlin überreicht von J. G. Breslau, Schblz. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Unabhängigkeits-Erklärung der 13 Vereinigten Staaten von America durch ihre 56 Vertreter auf dem Continental-Congreß zu Philadelphia am 4. Juli 1776. Eine Denkschrift für unsere Zeit. Urschrift und Uebersetzung, mit zwei Vorworten und einem biographischen Anhange versehen von K. J. Clement. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth, K. M., Feldpredigt, gehalten in St. Gallen vor dem Appenzellischen Reserve-Bataillon Zellweger Sonntags den 14. November 1847. St. Gallen, Huber u. Comp. 1847. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 245. — 1. September 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

August Wilhelm von Schlegel.

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke, herausgegeben von Eduard Böcking. Zwölf Bände. Leipzig, Weidmann. 1846—47. 8. 12 Thlr.

Oeuvres de *Auguste Guillaume de Schlegel* écrites en français, et publiées par *Edouard Böcking*. Drei Bände. Leipzig, Weidmann. 1846. 8. 3 Thlr.

Die Anzeige der vorliegenden Gesammtausgabe von A. W. v. Schlegel's Werken darf wol beginnen mit Aussprechung des Dankes gegen den Herausgeber und gegen die Verlagshandlung, welche sich, der Erstere durch die umsichtigste Sorgfalt in der Sammlung und in der Sichtung des Textes, letztere durch eine schöne und freundliche Ausstattung (der deutschen und der französischen Sammlung ist ein Portrait Schlegel's vorangestellt) ein anerkennungswerthes Verdienst erworben haben. Ohne Zweifel war das Unternehmen einer Gesammtausgabe gerade in diesem Falle schwieriger und bedenklicher als in vielen andern. Es handelte sich um die Werke eines Schriftstellers der, bei seinen vielfachen und ausgezeichneten Leistungen und seinen Verdiensten um den Geschmack, die Bildung, die Gelehrsamkeit, um die Erweiterung des gesammten literarisch-ästhetischen, ja des allgemein-menschlichen Gesichtskreises, doch nicht einer solchen Popularität sich erfreut wie manche andere Schriftsteller und Dichter, die ihm an Talenten und tiefeingreifender Wirksamkeit weit nachstehen. Die Vielseitigkeit seiner Strebungen selbst steht gewissermaßen der Einheit seiner Wirkung und einer leicht und laut zusammenstimmenden Anerkennung im Wege. Bei Andern überwiegt meist Eine Seite ihrer Thätigkeit, wenigstens in der einmal eingewurzelten Ansicht; Klopstock's Werke finden zahlreiche Liebhaber, weil der Dichter des „Messias" einmal einen großen Namen als Wiedererwecker der deutschen Poesie im höhern Stil hat, wenngleich die Meisten heutzutage nicht blos seine „Gelehrtenrepublik" und „Barbiete", sondern den „Messias" selbst und die „Oden" ungelesen lassen mögen; und bei Lessing nehmen ebenso Viele zum „Nathan", „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" die übrigen kritischen, antiquarischen, philosophischen und polemischen Schriften nur mit in den Kauf, ohne sich in die „Dramaturgie", die Aufsätze über Leibniz, die antiquarischen Briefe u. s. w. sonderlich zu vertiefen. Gerade mit Lessing hat A. W. v. Schlegel als Schriftsteller manche Aehnlichkeit, aber kein einzelnes, zumal kein dichterisches Werk von ihm hat sich solche weitverbreitete Gunst gewonnen, hat so gezündet, so einer bestimmten Ansicht oder Zeitrichtung Bahn gebrochen oder als Ausdruck gedient, daß sozusagen durch dessen Dampfkraft die übrige Masse seiner Werke nachgezogen und unter der Nation verbreitet würde. Welcher seiner Titel auf die Anerkennung Deutschlands ist der wichtigste? Hat er als Dichter, oder als poetischer Uebersetzer, oder als Kritiker, als Kunstkenner, als Literarhistoriker, als Gelehrter, als politischer Schriftsteller am tiefsten und nachhaltigsten gewirkt? Ein schönes Zeugniß für die geistigen Gaben und für die Thätigkeit eines Schriftstellers, wenn man bei so mannichfachen und ohne Frage bedeutenden Leistungen auf so vielen Gebieten im Zweifel bleibt, welches seine vornehmste Wirksamkeit gewesen! Aber auch eine Hemmung für seine Popularität; denn diese wird viel leichter und sicherer durch einfache als durch vielseitige und verwickelte Ansprüche begründet. Zwar hängen die Bestrebungen und Leistungen dieses Mannes ohne Zweifel unter sich innerlich zusammen, eine geistige Einheit verknüpfte sie, und man thäte großes Unrecht ihn als einen Polyhistor zu betrachten, oder als einen Tausendkünstler, der in den mannichfachsten Regionen durch die Virtuosität seines Geistes habe glänzen wollen; aber dieser Zusammenhang entzieht sich dem Auge der Meisten. Während sie von der einen Seite ihn anerkennen, werden sie von einer andern an ihm irre, und weil

sie mit ihrer Ansicht, ihrem Urtheil über ihn nicht fertig werden, nicht ins Reine kommen können, wenden sie sich verdrießlich und undankbar ganz von ihm ab. Wird nun Dies durch die vorliegende Ausgabe seiner Werke anders werden, wird sie wenigstens den denkendern Theil der deutschen gebildeten Welt (wenn man sich so ausdrücken darf!) auf einen Standpunkt stellen von welchem aus die Verdienste Schlegel's richtiger und umfassender werden gewürdigt werden? Wir wünschen es, wagen aber kaum es mit Bestimmtheit zu hoffen. Kaum wird man Dem widersprechen dürfen was er selbst in der Vorrede zu seinen „Essais littéraires" (1842) charakteristisch genug sagt:

Meine Hauptabsicht war mich ins Andenken einiger Personen zurückzurufen welche mir früher freundlichen Beifall bezeigten. Es sind deren jetzt nur noch sehr Wenige, da ich das Unglück gehabt habe fast alle meine Freunde zu überleben. Ich schmeichle mir nicht viele neue Leser zu gewinnen; das jüngere Geschlecht kennt mich noch nicht, und das Publicum im Ganzen scheint mich vergessen zu haben, wenigstens das deutsche Publicum; denn ich weiß, daß in mehren europäischen Ländern, und selbst jenseit des Atlantischen Meers mein Name noch lebt. Es wäre undankbar von mir Dies nicht anzuerkennen. . . . Am Schluß meiner literarischen Laufbahn muß ich mir selbst gestehen, daß ich Vieles unternommen und Wenig vollendet habe.

Und über die Vergessenheit in welche Schlegel in Deutschland gesunken, wenigstens über den Mangel an Anerkennung seiner Verdienste namentlich als Kritiker, klagt auch der Herausgeber wol mit vollem Rechte:

A. W. v. Schlegel ist als Kritiker noch nie genug, geschweige denn zu sehr gefeiert worden; und wenngleich die heutige belletristische Welt über ihn und aus ihm Wenig weiß, so weiß sie doch verhältnißmäßig desto mehr von ihm oder durch ihn. Vieles von Dem was der Verstorbene mit seinem glücklichen Takt und Scharfsinn, aber auch mit gründlicher Gelehrsamkeit und rastloser Geistesübung erarbeitet hat, und was unsere Großväter kaum ahnten, genießen wir Enkel, als ob es ohne Fleiß und Mühe energischer Väter auf dem freien Felde unsers Geistes von selbst emporgeschossen wäre, oder gar als hätten wir unser Erbgut selbst geschaffen. Ich will nicht anklagen noch vertheidigen, nur Zeugniß geben, Thatsachen zum Bewußtsein bringen welche die wenigen Einen wieder vergaßen, die vielen Andern noch nie gekannt haben. Woher sollten die Jüngern eine Anschauung von Schlegel's ganzer kritischer Thätigkeit sich verschaffen, die selbst von Literarhistorikern nur unvollständig und nicht ohne entstellende Schiefheiten aufgefaßt wird?

Hier wird Gervinus genannt, welcher die ganze sogenannte romantische Schule mit wenig Gunst ansieht und ziemlich kurz abfertigt, und dann heißt es weiter:

Schlegel's Wirksamkeit ist in der That noch nicht gehörig gewürdigt worden; seine Altersgenossen und mit ihm oder gegen ihn Strebenden kannten Dies so wenig als sich überhaupt die Gegenwart geschichtlich darstellen läßt; den Jüngern aber mußten seine Werke zum großen Theil unbekannt bleiben, da der Verf. nicht nur nicht bemüht gewesen ist sie zugänglich zu machen, sondern sogar den Vorwurf verdiente viele derselben absichtlich in Vergessenheit zu drängen.

Hieran knüpft der Herausgeber die Rechtfertigung seines Verfahrens, daß er (mit ungemeinem Fleiß) die zerstreuten kritischen Arbeiten Schlegel's gesammelt, und selbst solche die der Verf. zur Vergessenheit verurtheilt, mit der Erklärung, daß „wer das von ihm selbst in einer frühern Sammlung Weggelassene nach seinem Tode wieder ans Licht ziehe und ihm aufbürde, dem Publicum einen schlechten Dienst leisten und gegen ihn selbst ein wahres Unrecht begehen würde", darin aufgenommen habe. Hr. Böcking behauptet nun:

Gerechter können wir ihn gewiß dann beurtheilen, wenn wir möglichst vollständig seine Leistungen überschauen, als wenn wir nur einen Auszug seiner schriftstellerischen Werke unserm Urtheil zu Grunde zu legen genöthigt wären.

Dies ist nun unstreitig wahr; aber etwas Anderes ist es: einigen Wenigen ein (annähernd) vollständig begründetes Urtheil möglich machen, etwas Anderes: die Anerkennung eines Schriftstellers, das lebendige Interesse für ihn in einem weitern Kreise zu befördern; und diesem Zweck glauben wir wird durch die größte Vollständigkeit einer Sammlung eher entgegen- als vorgearbeitet.*) Die vorliegende Sammlung beträgt schon 15 Bände; der Schluß der Vorrede des Herausgebers aber besagt:

Die Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters aus der „Europa", sowie die über das Mittelalter aus dem „Deutschen Museum", sind für eine spätere Abtheilung der Werke, welche die Vorlesungen befassen wird, zurückgelegt worden.

Mithin sind zu den bisherigen 15 Bänden wol noch ziemlich viele weitere zu erwarten, und wird die Sammlung einen Umfang gewinnen welcher der weitern Verbreitung leicht hinderlich sein dürfte. Die erschienenen 12 deutschen Bände enthalten in den zwei ersten Bänden die poetischen Werke Schlegel's; Band 3 und 4 die poetischen Uebersetzungen und Nachbildungen; Band 5 und 6 die „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur"; Band 7—12 die vermischten und kritischen Schriften, und zwar Band 7 Sprache und Poetik; Band 8 Charakteristiken und Literatur; Band 9 Malerei, bildende Künste, Theater; Band 10—12 Recensionen. Wäre es nun nicht, im Interesse einer weitern Verbreitung und Wirkung dieser Schriften, rathsam gewesen die poetischen Uebersetzungen und Nachbildungen, und etwa zwei Drittheile der Recensionen von dieser Ausgabe auszuschließen, oder wenigstens gegen das Andere zurückzustellen? Von den Recensionen, so treffend und lehrreich sie auch fast durchaus sein mögen, sind doch diejenigen im Grunde größtentheils entwerthet deren Gegenstand selbst, die recensirten Bücher, vergessen sind. Später gesammelte Recensionen haben eigentlich nur dann ein Interesse, wenn entweder die beurtheilten Werke als allgemein bekannt vorausgesetzt werden dürfen, oder wenn die Beurtheilungen für sich, abgesehen von dem beurtheilten Buch, ein mehr oder weniger selbständiges Ganzes bilden, wenn

*) Vielleicht jedoch läßt sich dafür geltend machen was A. W. v. Schlegel in Betreff einer vollständigen Sammlung der Werke seines Bruders Friedrich bemerkt (VIII, 290): „Das deutsche Publicum scheint dergleichen Sammlungen zu lieben; wir haben viele Beispiele von sehr bändereichen, worin Schriften mit aufgenommen sind welche bei ihrer ersten Erscheinung schon wenig Käufer fanden, und bei einem neuen besondern Abdruck deren noch weniger gefunden hätten."

sie in gewisser Art Monographien, oder die Embryone von Theorien, von Systemen sind, dergleichen sich höchst werthvolle von Schlegel vorfinden, z. B. die ausführliche Beurtheilung der Uebersetzung Homer's von Voß. Die poetischen Nachbildungen hätten unsers Erachtens um so eher dürfen weggelassen, oder nur als Anhang und Supplement gegeben werden, als ja doch die **wichtigsten** poetischen Uebersetzungen Schlegel's, durch die er sich ein unsterbliches Verdienst erworben, nämlich die des Shakspeare und Calderon, nothwendig wegbleiben mußten, und Vollständigkeit somit doch nicht erreicht werden konnte. Indessen müssen wir dem Herausgeber, der gewiß mit reiflicher Ueberlegung gehandelt hat, dankbar sein für die Sammlung so wie er sie einzurichten für gut fand; und wenngleich das in den vorliegenden 15 Bänden gebotene reiche Material noch keinen Ueberblick über die gesammte Wirksamkeit A. W. v. Schlegel's gewährt, möge es doch schon jetzt gestattet sein seine Bestrebungen und Leistungen, die Rolle die er in der Entwickelung und Gestaltung der **deutschen** Literatur, des **deutschen** Geisteslebens einnahm, seine Bedeutung für seine und wol auch für spätere Zeiten, seinen gesammten literarischen Charakter durch einige Betrachtungen und Bemerkungen zu beleuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Der Herr Capitain Spavento di Crocodillo.

Im 16. und 17. Jahrhunderte war der Name der Spanier in ganz Europa so verhaßt, wie es nur immer einem Volke begegnen kann das übermüthig und siegreich die Welt durchzieht, der Besiegten spottet und sie zwingt fast allen heimischen Gesetzen und Gewohnheiten zu entsagen, dagegen den Sieger herrlich zu bewirthen, zu ehren, ja willkommen zu heißen. Der Spanier war damals gewohnt von Neapel bis an die Elbe zu ziehen, und von Lissabon bis Antwerpen Alles niederzutreten was sich nicht seinem Willen fügen wollte. Schon von Natur etwas gewöhnt mit hohlen Redensarten um sich zu werfen, konnte es nicht fehlen, daß Mancher noch viel ruhmrediger auftrat, und sich stellte als ob er allein die ganze Welt erobern könnte. Dies griff man nun in Italien besonders auf, wo die Spanier noch viel ärger gehaßt wurden als in Deutschland, nachdem Rom von ihnen 1530 unter Karl V. aufs schrecklichste geplündert worden war. Konnte man ihnen auch nicht mit den Waffen der Tapferkeit entgegentreten, so bekämpfte man sie doch mit denen des Spottes; man machte sie lächerlich. In die Volkskomödie kam zu den Masken des Arlequin, des Pantalon, des aufgeblasenen Doctors u. s. f. jetzt die des Herrn Capitain Spavento, des Ritters ohne Furcht, ein Spanier, der in den lächerlichsten Uebertreibungen seine Thaten schilderte, und es nöthigenfalls allein mit Himmel und Hölle und Erde aufnahm. Alle Münchhausiaden bleiben oft hinter Dem zurück was so ein Capitano Rinocerонte oder Crocodillo aufs Theater brachte; denn nicht selten drückte nun der Schauspieler der Rolle sein eigenthümliches Gepräge auf, und gab ihr gleich durch den Namen einen besondern Stempel, da diese in den Umrissen dieselbe blieb. Der Schauspieldirector Francesco Andreini gab 1607 in Venedig eine besondere Anleitung zum Spielen dieses Charakters heraus: „Le bravure del capitano Spavento", welche zwei Auflagen erlebte und zwei Theile umfaßte. Da er selbst lange Meister in dieser Rolle gewesen war, so konnte wol Niemand praktischern Unterricht darin geben, und wer dieses Büchlein aufzutreiben vermöchte würde eine Menge ergötzlichen Stoffs daraus mittheilen können. Häufig wurde so eine Rolle mit spanischem Idiome gespielt. Theils nähert sich dieses dem Italienischen sehr, theils war das Spanische durch die immerwährenden Märsche der spanischen Truppen sehr verbreitet worden, theils half das lebendige Geberdenspiel dem Verständnisse nach. Namentlich zeichnete sich dadurch der Capitano Crocodillo aus, wie er sich selbst nur zu nennen pflegte; denn er hieß eigentlich Fabrizio de Fornaris. Ruth theilt in seiner „Geschichte der italienischen Poesie" (II, 493 und 494) eine Probe solcher spanischer Windbeuteleien aus einem noch vorhandenen Lustspiele „L'Angelica" mit, und indem wir sie übersetzen wird man Gelegenheit haben den Charakter noch genauer kennen zu lernen. „Während ich zuschlage", erzählt der spanische Rummelpuff, „kommt eine Kanonenkugel und fährt mir in den Mund und nimmt mir die zwei Zähne weg, wie ihr seht, ohne mir aber sonst Schaden zu thun. Ich fasse die Kugel gleich mit den Händen und schleudere sie den Feinden entgegen, gerade in einen Thurm hinein wo 1500 Mann standen, und der Thurm stürzt zusammen in Staub und ist von der Erde weggeblasen, daß auch nicht eine Spur davon zu sehen blieb. Cleofila*) sieht kaum meine Bravour als sie mit dem Schwerte entgegenkommt mich niederzustoßen; allein ich parire sie und haue ihr den Arm ab, und strecke sie mit dem Schwerte zur Erde, und nehme sie nun bei den Haaren und werfe sie mit solcher Wuth nach dem Himmel hinauf, daß sie kaum die Erdachse (el fuso del hemispero) berührt als diese abbricht und der Leichnam nun in den fünften Himmel fliegt, wo Mars eben mit der Venus Tarock spielt. Der Stoß zerschmettert ihm den Kopf; Venus fängt schrecklich an um Hülfe zu schreien. Alle Götter im Himmel sind furchtbar erschrocken und rufen, daß Jupiter zu Hülfe kommen soll. Jupiter sieht den Mars todt daliegen, und eilt außer sich ans Fenster; aber ich schwinge mein Schwert gegen alle Feinde, daß es Feuer zu sein schien, wie es aus einem neuen Vulkane kommen würde. «Daß mir Keiner ein Wort sagt!» ruf' ich hinauf, «wißt, daß es der Capitain Crocodillo war welcher den Mars getödtet hat, und er ist gerade noch aufgebracht genug zu euch hinauf in den Himmel zu kommen Alles todt zu machen!»" So renommirte der genannte Fabrizio Crocodillo, und erschütterte das Zwerchfell seiner Zuhörer, daß sein Name noch heute dadurch berühmt ist.

---

2. Berühmte Schauspielerinnen des 16. Jahrhunderts.

Berühmte Schauspielerinnen im 16. Jahrhunderte? Wo wären sie wol zu suchen? In Frankreich nicht, denn hier kam die Mitte des 17. Jahrhunderts heran ehe Frauen das Theater betraten. In England war es noch später der Fall, erst unter Karl II., wo das Theater nach einem langen Schlummer aufs neue erwachte. Von Deutschland kann vollends nicht die Rede sein**), und so bleibt uns nur Italien übrig, wo es aber bereits im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, ja selbst von 1550 an Schauspielerinnen gab, deren Ruf so groß war, daß sich ihn kaum unsere zu Uebertreibungen geneigte Zeit vorstellen kann.***) So nennt die Geschichte des Theaters jener Tage eine Maria Malloni, oder Celia, wie ihr Theatername war; denn alle Männer und

---

*) Wahrscheinlich eine Anführerin des feindlichen Heers.

**) Die erste Schauspielerin Frankreichs war unter Andern die Gattin des M. Veltheim zwischen 1680—90. Vergl. Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", I, 248, 249.

***) Auftreten und berühmt werden scheint ziemlich Eins gewesen zu sein; denn noch 1581 schreibt Garzoni in seinem „Piazza universale", daß es „zu seiner Zeit etliche Weibspersonen, so sich zu diesen Sachen hätten brauchen lassen", gegeben habe, indem er von theatralischen Vorstellungen spricht. Es wurden also die weiblichen

Frauen hatten für die Bühne damals einen besondern Namen; der Eine nannte sich Fulvio, der Andere Fritellino, der Dritte Celio, ein Vierter wol gar Rinoceronte, während die Damen als Lavinia, Celia, Lidia, Livia u. s. f. Furore machten. Maria Malloni galt daher als vierte Grazie unter dem angenommenen Namen wie unter dem ihrigen in solchem Grade, daß 1611 ein ganzes Bändchen Gedichte von einem Pinelli erschien, die ihr zu Ehren eine „Corona di lodi alla Signora Maria Malloni. detta Celia comica" hießen! Sie galt in jeder Art als Meisterin und besonders groß in Tasso's Schäferspiel, als Sylvia im „Aminta". Der genannte Garzoni rühmt nicht weniger eine Lidia und eine Divina Vittoria, deren Spiel, Rede, Geberde und Schönheit er nicht genug rühmen kann.

Am berühmtesten wurde jedoch durch Schönheit, Tugend, Kunst und Wissenschaft Isabella Andreini, die, aus Padua gebürtig, sich etwa 16 Jahre alt, im J. 1575 ungefähr, der Bühne gewidmet hatte. Wer nur einigermaßen mit der Geschichte der Bühne bekannt ist kennt auch und ehrt ihren Namen, der selbst in Jöcher's „Gelehrtenlexikon" prangt, und zu ihrer Zeit von Tasso, Chiabrera und Marino, um nicht von so vielen Cardinälen und Principi zu sprechen die ihr Alle um die Wette dichterische Kränze wanden, verherrlicht wurde. Tasso hat ihr ein liebliches Sonett gewidmet; die Natur, sagt er darin, sei bei ihrer Erzeugung zu Werke gegangen, indem sie:

> Il bel coglia, sicome fior si coglie,
> Togliendo gemme in terra e lumi in cielo
> E spargea fresche rose in vivo gielo,
> Che l'atra e sol mai non dispende o scioglie etc.

In Pavia wurde sie als Mitglied einer der angesehensten Gesellschaften aufgenommen, und in Rom fast auf dem Capitole bekränzt, zum mindesten aber sah sie, als sie beim Cardinal Aldobrandini einmal zu einem Festmahle eingeladen war, ihr von Lorbern umgebenes Bildniß zwischen den Büsten des Petrarca und Tasso. Als sie 1600 mit der Gesellschaft der Gelosi in Paris war, wo Heinrich IV. sich mit der Maria von Medici vermählte, wurde sie nicht minder vergöttert, und stand bei der Königin in großer Gunst, starb aber bald nachher, 1604, in Lyon nach kurzem Krankenlager. Die Theilnahme der Stadt war allgemein; Rath und Kaufmannschaft begleiteten mit Fahnen und Fackeln den Leichenzug, und ihr Gatte, welcher von da an die Bühne nicht mehr betrat (gest. 1624), ließ der „Religiosa, pia, musis amica et *artis scenicae caput*" ein Denkmal setzen, das mindestens noch zu Ende des 16. Jahrhunderts, vielleicht aber auch noch heute auf dem dortigen Kirchhofe steht; denn da Isabella Andreini nicht zum Klerus und Adel gehörte, ist es wenigstens den Revolutionsstürmen entgangen. Der Schluß der Inschrift besagt, daß die „Religiosa, pia etc." „hic resurrectionem exspectat", und hierüber mag man in des Spötters Bayle „Dictionnaire" nachlesen. Battista Marini besang ihren Tod in Italien mit einem ergreifenden Sonett:

> Piangete, *orbi teatri*, invan s'attende
> Più la vostra tra i voi bella Sirena!

Am schönsten ist der Schluß:

> Piangete voi, che pietosi avete
> Al suo tragico stil più volte pianto!
> Il suo tragico caso orbi piangete!

Ein Arzt, Leonardo Todeschi, setzte ihr eine lateinische Grabschrift, die nicht weniger besagt als daß sie im Schäferspiele (in silvis), im Lustspiele (socco) und Trauerspiele (cothurnis) gleich groß gewesen sei, indem noch Andere neben ihrer Schönheit auch ihre keusche Liebe preisen. Es versteht sich von selbst, schon aus dem Obigen, wo des Gastmahls bei Aldobrandini gedacht war, daß sich auch der Pinsel und Grabstichel u. s. f. bemüht hat ihr Andenken zu bewahren. Es gibt Holzschnitte und Kupferstiche von ihr, und die pariser Bibliothek hat in ihrem Medaillencabinet auch eine Denkmünze die ihr zu Ehren geprägt worden war. Der Revers zeigt die Worte: „aeterna fama", und die ganze Gesichtsbildung erinnert lebhaft an Demoiselle Rachel, wenn sie als Maria Stuart erscheint. Ganz aus der Luft gegriffen ist die „aeterna fama" keineswegs. Wessen Name 250 Jahre sich in der Kunstgeschichte erhalten hat darf auch auf ferneres Leben hoffen, und Isabella hat um so mehr Anspruch darauf, da ihre „Lettere" und „Fragmenti di alcune scritture"*), 1616 von ihrem Gatten gesammelt und vom Schauspieler Luce da Flaminio 1621 in Turin herausgegeben, einen Schatz von Belesenheit, Geschmack, Witz, Philosophie, Muth und Kraft darthun, daß uns nur der Wunsch übrig bleibt zu wissen, wie denn wol dies schöne, talentvolle Weib zu solcher Ausbildung des Geistes und Herzens gekommen sei; denn die Briefe sind meist moralischen Inhalts, und manchmal hätte Cicero nicht besser schreiben und trösten können, z. B. wenn sie über Tasso's Tod schreibt.

Auch noch andere Künstlerinnen jener Zeit blieben nicht unberühmt. So gab es z. B. eine Lidia di Bagnacavallo, die aber nicht blos für schön und talentvoll, sondern auch für zärtlich galt, und durch kleine Abenteuer mit dem ersten Liebhaber der Gesellschaft, Adriano Valeriano, wenn auch nicht gerade zum Ruhme doch zum Rufe gekommen war. Noch eine Silvia Roncagli hatte einen allgemein bekannten Namen im Soubrettenfache, als Franceschina bezeichnet. Sie waren Beide mit Isabella Andreini bei der Gesellschaft der Gelosi, die im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts Paris und andere Hauptstädte Frankreichs besuchte, indem späterhin noch eine Verginia Ramponi, unter dem Namen Florinda aus Mailand, und eine Margherita Luciani hinzutrat, ungerechnet so Manche, die aber dem 17. Jahrhundert angehören. Die Genannten reichen schon hin zu zeigen was wir wollten: daß es im 16. Jahrhundert berühmte Schauspielerinnen gab, deren Name noch leben wird wenn Hunderte der jetzt Lebenden längst zu namenlosem Staub und Asche geworden sind! 20.

Rollen auch in Italien anfangs bis ungefähr zum letzten Viertel des 16. Jahrhunderts meist von jungen Männern gespielt, und nur zum Theil von Mädchen und Frauen übernommen.

*) Ein Exemplar ist auf der leipziger Stadtbibliothek.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 246. —— 2. September 1848.

August Wilhelm von Schlegel.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Sieht man einerseits von den Bahnbrechern der neuen deutschen Poesie, einem Klopstock und Lessing, andererseits von den geistigen Heroen Herder, Goethe, Schiller ab, so nimmt unstreitig unter Denjenigen welche den Genannten an Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur, des Geschmacks und der Bildung überhaupt am nächsten standen A. W. v. Schlegel eine wichtige Stelle ein. Achtzehn Jahre jünger als Goethe (er ist 1767 geboren), acht Jahre jünger als Schiller erlebte er die durch diese Dichter herbeigeführte schönste und reichste Periode der deutschen Poesie als junger Mann mit ihnen, in ihrer nächsten Nähe, ihres Umgangs genießend und als ihr Mitarbeiter; durch Schiller's „Horen" und Musenalmanache wurde er zuerst bekannt. Bald regte sich, etwa um die Zeit des Wechsels des Jahrhunderts (dem er ein sehr witziges und gedankenreiches Gedicht gewidmet hat), in ihm und einigen Freunden und Gleichgestimmten oder Gleichgesinnten der Trieb einer Emancipation, einer theilweisen Opposition gegen das erhabene Duumvirat zu Weimar, und die sogenannte romantische Schule that sich auf, als deren wichtigste Genossen die beiden Brüder Schlegel, L. Tieck und Novalis galten, und mit welcher mehre andere ausgezeichnete Männer: Schelling, Schleiermacher u. A., mehr oder minder nahe zusammenhingen. Als Dichter, als Kritiker und Aesthetiker, als glücklicher und kunstvoller poetischer Uebersetzer Dante's (jedoch nur eines Theils), Calderon's und besonders Shakspeare's entwickelte er, wetteifernd mit den andern Romantikern, eine bewundernswürdige Thätigkeit, und von bedeutenden Leistungen unterstützt gewannen seine und seiner Mitstrebenden ästhetische Theorien, die auf gründliche, umfassende Kenntnisse, einen durchgebildeten Geschmack und Takt gestützten, durch eine kunstvolle, lebendige Darstellung und edle, geistvolle Sprache gehobenen Kritiken eine nicht geringe Autorität. Aber auch durch herausfodernde Keckheit und mancherlei Ueberschwenglichkeiten erregte die neue Schule Aufsehen, die hinter dem poetischen Uebermuth der „Xenien" einerseits, und andererseits hinter der philosophischen Grobheit eines Fichte, der gelegentlich seine Gegner für nichtexistirend erklärt, oder sie, wie den berliner Nicolai, auf eine Art construirte, daß die Nichtexistenz noch beneidenswerth schien, nicht zurückbleiben wollte. Die Polemik gegen die berliner Aufklärung, und die mit einem großen Luxus von witziger Poesie und Schärfe seitens der Romantiker, und von hämischer Plumpheit von der andern Seite geführte Katzbalgerei mit Kotzebue und Merkel war ein prächtiger literarischer Scandal. Aber durch seine 1804 angeknüpfte Bekanntschaft mit der Frau v. Staël wurde A. W. v. Schlegel aus dem engern Kreise einer blos literarischen Thätigkeit herausgerissen, und große Reisen, in Gesellschaft jener geistvollen Frau, in Italien, Frankreich, Deutschland, Schweden und England erweiterten seine Anschauungen, seine Weltkenntniß, seinen Gesichtskreis. Er selbst sagt (VIII, 250):

> Volle 14 Jahre, vom Frühling 1804—18 lebte ich, mit Ausnahme eines halbjährigen Besuchs und der im Hauptquartiere der Nordarmee zugebrachten Zeit, entfernt von Deutschland.

Durch seine Freundin wurde er in die politischen Interessen und Verwickelungen jener Zeit hineingezogen, von den gegen Jene gerichteten Verfolgungen Napoleon's auch mit betroffen, 1811 aus dem französischen Reiche verbannt; 1812, nachdem er Frau v. Staël nach England geleitet, begab er sich nach Stockholm und schrieb die politische Schrift: „Sur le système continental", zunächst dazu bestimmt die öffentliche Meinung in Schweden aufzuklären. Sie wurde in das Schwedische, Russische, Deutsche und Englische übersetzt. Während des Feldzugs begleitete er den Kronprinzen von Schweden als Secretair, um für die Zwecke des europäischen Bundes Schriften in französischer und deutscher Sprache anzufertigen. Er schreibt: „Ich hatte das Glück naher Zeuge großer Thaten und denkwürdiger Begebenheiten zu sein." Mit dem Jahre 1818 kehrte er nach Deutschland zurück, als Lehrer an der Hochschule zu Bonn, und ergab sich mit großem Eifer dem Studium der indischen Sprache und Literatur. Er schreibt:

> Ich habe das Sanskrit erlernt, mich bemüht die Denkmale der altindischen Literatur ans Licht zu ziehen; von einer Regierung welche jede Erweiterung der Wissenschaft fördert bin ich dabei bereitwillig unterstützt, und besonders beauftragt worden dieses Studium in Deutschland einheimisch zu machen. Ich habe meinerseits mich weder Mühe noch Kosten verdrießen lassen, Reisen blos zu diesem Zweck nach Paris und London gemacht, u. s. w.

Mit Recht sagt Schlegel im Vorwort zu seinen französischen Schriften: sein Leben sei durchaus nicht immer das eines seßhaften (sédentaire) Gelehrten gewesen,

getheilt zwischen dem Katheder und dem Studirzimmer. Nicht leicht dürfte sich ein anderer deutscher Schriftsteller so wie Schlegel in der Welt umgesehen haben. Und doch sind seine literarischen Erzeugnisse so reich und mannichfaltig und auf eine solche Masse von gelehrten Kenntnissen gebaut, als wenn er einzig den Studien gelebt hätte. Seine gelehrte Thätigkeit setzte er bis an seinen Tod fort: aus dem Jahre 1844 ist ein vorläufiger Entwurf einer neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen; seine ästhetische und poetische Ader jedoch versiegte so ziemlich, bis etwa auf einige Epigramme, Parodien u. dgl., welche einiges böses Blut machten.

Die zunächst sich aufdrängende Frage ist wol die: Ist in den so mannichfaltigen Bestrebungen und Leistungen dieses hochbegabten Schriftstellers eine innere Einheit, ein Zusammenhang? Und was war der entweder bewußt oder instinctmäßig, vermöge einer innern Nöthigung verfolgte höchste Zweck, die Aufgabe seiner fruchtbaren Thätigkeit? Es mag Leute geben die kurzweg darauf glauben antworten zu können: „Die bewegende Kraft seiner Thätigkeit und seines Strebens war die Eitelkeit!"

War es nicht Eitelkeit, mag man etwa sagen, die ihn trieb zuerst mit Goethe und Schiller zu wetteifern, und sich dann ihnen gewissermaßen entgegenzusetzen, eine noch höhere, reinere, poetischere Poesie aufstellen zu wollen? War es nicht Eitelkeit die ihn veranlaßte auf so verschiedenen Gebieten des Geistes und Strebens durch eine ihm allerdings nicht abzusprechende vielseitige Gelehrsamkeit und eine formelle Meisterschaft zu glänzen? War es nicht Eitelkeit, daß er vor glänzenden, distinguirten Versammlungen in Wien und Berlin seine Vorträge hielt? Zog ihn nicht Eitelkeit in den Kreis der berühmten Tochter des berühmten Necker, der von Napoleon selbst verfolgten Frau v. Staël? Zog ihn nicht Eitelkeit selbst in die politischen Bewegungen und Strebungen hinein, das Bestreben vornehmen und einflußreichen Männern sich zu nähern? Spricht nicht Eitelkeit sich darin aus, daß er, der Deutsche, in französischer Sprache schrieb, sei es daß er dadurch den Kreis seiner Bewunderer erweitern, oder sich als Meister einer fremden Sprache zeigen wollte? Gibt sich nicht die Sucht Aufsehen zu machen ganz unverkennbar in den Schriften seiner spätesten Periode kund, wo er, von dem romantischen Extrem zurücklenkend, den Witz und Spott des nüchternsten und kältesten Verstandes zur Schau trägt? Und läßt er sich denn irgend angelegen sein in seinen spätern Schriften, in den deutschen und französischen Epigrammen, in den Berichtigungen und Vorworten, in den Fragmenten, Gedanken, Zweifeln und Problemen diesen Beweggrund seiner ganzen Thätigkeit, seine unbegrenzte Eitelkeit und Selbstgefälligkeit nur einigermaßen zu verhüllen? Läßt er ihr nicht überall so recht con amore den Lauf?

Eine gewisse, sogar große Eitelkeit mag man immerhin A. W. v. Schlegel mit Recht beilegen: der Herausgeber selbst spricht ihn (Vorrede x) davon nicht ganz frei; aber etwas ganz Anderes ist es, ob Eitelkeit das Thun eines Menschen begleitet, oder ob sie dessen Grund und Quelle ist. Diesen Unterschied müßte man gänzlich übersehen, wenn man obige Behauptungen aufstellen wollte. Eitelkeit mag wol Manchen zu gewaltigen Anstrengungen und Selbstüberwindung spornen und stärken; aber wo sie der Erklärungsgrund einer funfzigjährigen, fruchtbaren Thätigkeit gewesen sein soll, da muß etwas Anderes als zu Grunde liegend angenommen werden, wennschon vielleicht die Eitelkeit nie ganz fehlte. Ueberhaupt aber, lassen sich bei der menschlichen Thätigkeit die verschiedenen zusammenwirkenden Beweggründe chemisch scheiden, und jeder nach dem Beitrage den er geliefert rein darstellen? Und wirkt nicht bei dem meisten Thun und Streben, namentlich auf dem literarischen und ästhetischen Gebiete, Eitelkeit irgend einer Art als ein Hauptfactor mit, ohne daß man Dies tadelnswerth finden müßte? Was man Eitelkeit zu nennen pflegt ist häufig nicht sowol eine Schwäche, ein Mangel in der Gesinnung, ein moralischer Fehler, als vielmehr eine intellectuelle Schwäche, der Mangel an Einsicht, daß und wie man seine Eitelkeit, das Interesse an der eigenen Person und deren Leistungen und ihrer Anerkennung verhüllen, und die Eitelkeit Anderer schonen müsse, statt sie zu verletzen und herauszufodern. Die Eitelkeit hat eigentlich immer etwas Kindisches, Naives.

Oder versteht man vielleicht unter der Eitelkeit, die man bei Schlegel als den Beweggrund seiner rastlosen Thätigkeit voraussetzt, den Ehrgeiz? Dies wäre freilich etwas Anderes, und als Vorwurf ließe sich Dies nur insofern aussprechen, als damit zugleich angedeutet werden sollte, es sei ihm nicht um die Förderung der Bildung des Geschmacks, der Poesie, der Wissenschaft und der Wahrheit, oder überhaupt der Sache an sich zu thun gewesen, sondern um das Berühmtwerden und Glänzen seiner Person; alle seine Bestrebungen seien ihm nur an sich gleichgültige Mittel zur Erreichung seines Einen Hauptzwecks, der Verherrlichung seiner selbst, gewesen, und daraus sei zu erklären wie er, jenen Einen Zweck beharrlich verfolgend, von einem Gebiet, von einer Bestrebung in raschem Wechsel zu andern übergegangen, aus einem Mystiker und Romantiker, einem angeblichen Verehrer Calderon's ein nüchterner Spötter und eine Art Freigeist in der Art Voltaire's, aus einem Panegyriker der christlichen Kirche ein Schüler der Brahmanen, aus einem begeisterten Lobredner des Mittelalters ein französischer Schriftsteller im Geschmack der modernsten Aufklärung geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sibyllinische Bücher aus Oestreich. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 3 Thlr.

Wir haben hier eines jener zahlreichen Bücher in denen weniger die östreichische Regierung als vielmehr ganz Oestreich auf das bitterste angefeindet wird. Der Inhalt aller dieser Bücher ist: alle Oestreicher, mit Ausnahme des Verfassers und einiger seiner Freunde, sind Dummköpfe oder Schurken. Obgleich nun diese Behauptung eine Verleumdung ist, so sind doch

viele unter diesen Büchern, und namentlich das vorliegende, nicht ohne lehrreiche und anziehende Einzelheiten. Der Verf. dieser „Sibyllinischen Bücher" ist offenbar Offizier und zwar Ingenieuroffizier; der Abschnitt seines Werkes welcher von der östreichischen Heerverfassung handelt ist mit besonderer Vorliebe behandelt, und man sieht deutlich, daß der Verf. gerade hier nach eigener Anschauung und Erfahrung spricht. Dieser Abschnitt ist daher auch der beiweitem gelungenere Theil des Werks. Dagegen zeigt der Verf., indem er die allgemeine Politik und die Civilverwaltung Oestreichs bespricht, zwar auch viel Feuer und Gewandtheit des Geistes, aber zugleich einen unbesieglichen Hang zur Uebertreibung, und einen sehr entschiedenen Mangel an jener Besonnenheit welche dem Kritiker so unerlaßlich ist. Auch die Ausdrucksweise des Verf. ist zuweilen ausnehmend verworren und phantastisch. Den Satz: Oestreich hätte die weiten Länder an der untern Donau erobern und colonisiren und eine Kriegsflotte bauen sollen, drückt er so aus:

„Wie Oestreich den Beruf zur Erhaltung der Monarchie hätte erfüllen sollen.

Ja, wir wollen lustig sein, und uns die Kehrseite vor Augen halten! Völker Oestreichs, du brausender, ruhmeslustiger Ungar, ihr heißblütigen Illyrier, du verstandeskühler Italiener, dem nur die Allmacht des Geistes imponirt, du fröhlicher Oestreicher, ihr anstrebenden Böhmen und ehrgeizigen Polen, und ihr Alle die ihr berufen seid unter Oestreichs Scepter aus Deutschen und Slawen ein Volk zu bilden, das die Strahlen einer Sonne in den Brennpunkt aller seiner Kräfte aufnimmt, und aus der Schale der Kaiserkrone den Götternektar des Ruhms schlürft; Oestreicher, denkt euch, daß die beiden Allmütter, Germania und Slawa, hoffnungs- und vertrauungsvoll dem Fluge von Austrias Doppelaar entgegenblicken; denkt euch, daß Oestreicher und Deutsche vollbrachten was den Russen gelang: die Länder südlich der Unna und Save, der Donau und der siebenbürger Pässe, bis an den Drin, den alten Orbelos und Hämus geistig zu erobern, geistig zu entreißen dem weltgeschichtlich erstorbenen Türkenreich, dessen verstockter Fatalismus nimmer und nimmermehr neben christlicher Gesittung und Gesinnung bestehen kann, und das nach Asien zurückzuschleudern nur gerechte Vergeltung wäre; denkt euch dieses herrliche Ländergebiet von der deutschen Donau durchströmt, wie dorthin statt nach Amerika die Flut deutscher Auswanderung sich ergoß, wie dort Ackerbau und Viehzucht blühen, wie dort Gewerbe und Handel türkische Faulheit und orientalischen Indifferentismus verdrängen; wie ein Kanal von Rassowa nach Kostendsche die Schiffahrt leichten Ganges führt; wie im goldenen Horn statt des friedlichen «Stürmer» ein kräftiger Geist den Divan vor Oestreich zittern macht; wie Skutari (über Semlin und Temeswar mit Debreczin, und dieses über Pesth und Presburg mit Wien, sowie über Pesth mit Zenghi) durch Eisenbahnen verknüpft einem Füllhorn gleich Ungarns todten Segen über die Welt ausströmt; denkt euch, daß Oestreich als Staat diese Bahnen baute, und der bereicherte Ungar aus Dankbarkeit willigend Steuern zu zahlen mit Leib und Seele sein begeisterndes Elljen dem völligen allseitigen Anschluß seiner Länder an das Erzhaus zuriefe; wie Oestreich, selbst bereichert, sein schmählich Einkommen auf das Fünffache schwellend, eine Flotte schafft, deren stolze Wimpeln der Hanse Kauffahrer auf allen Meeren schirmen; wie Genua über Mailand seine Waaren sendet, wie Donau, Elbe und Main, und Rhein und Po und Oder, ein lustiges Geäder, Europens Herzblut frischen und gesunden Schlags von den Alpen hin zur reichen Nordsee und zum Schwarzen Meere jagen; wie des Beltes starre Ringel fallen; wie der Durchstich von Suez, durch östreichische Thatkraft begonnen und vollendet, die Schiffahrt aus dem Kerker des Mittelmeers befreit, wie dann von der Ostsee bis zum Mittelmeere, vom Ticino bis zur Weichsel, vom Rheine bis zum Balkan Germania herrscht, und den Beruf erfüllt. Denkt euch alles Dies, und Jeder juble stolz: «Ich bin ein Oestreicher!!» — Doch nein! Laßt die Arme sinken, zieht die Schwingen ein! — Die Millionen so Oestreich für diesen Zweck zu spenden hatte, der Legitimität mußten sie geopfert werden, Rom mußte sie verschlingen, Don Carlos mußte sie vergeuden, damit die Trümmer, der königliche legitime Schmuck, wiener Juwelieren durch die «Fürstin» zum Verkauf geboten werden konnte. Das Anagramm des einbeinigen Friedrich's (als Erzherzog von Oestreich von 1435—93 der Fünfte, als deutscher König von 1440—93 der Vierte, und als römischer Kaiser von 1452—93 der Dritte, Sohn Herzog Ernst's des Eisernen, und wie bedeutungsvoll der masovischen Cymburgis, geboren zu Innspruck am 21. Sept. 1415, an Melonen gestorben am 19. August 1493) lautete wie folgt:

A. E. I. O. U.

Austriae Est Imperare Orbi Universo.

Diese Buchstaben A. E. I. O. U. sind Selbstlaute. Ja selbst lauten müssen die Kaiser Oestreichs!"

Man muß gestehen, daß eine lebhafte Phantasie aus diesen Zeilen spricht, aber eine Phantasie welche mit dem Verstande davonläuft. Welch eine Last von unnützen, prunkhaften Worten ist hier auf den einfachen Sinn der Rede gehäuft, und wie bandwurmartig schlängelt sich eine einzige Periode durch mehre Octavseiten dahin! Und wenn man die einzelnen Glieder dieses Bandwurms näher betrachtet, so findet sich fast in jedem derselben eine besondere Thorheit. Was dachte sich z. B. der Verf. wol eigentlich als er schrieb, dem Italiener imponire nur die Allmacht des Geistes? Grenzt Das nicht geradezu an den Unsinn? Und welche liebenswürdige Schwärmerei ist es anzunehmen, die Ungarn würden sich aus Dankbarkeit besteuern lassen, wenn man ihnen einige Eisenbahnen baute!! Und die Behauptung, daß die Summen welche Oestreich in neuerer Zeit nach Rom geschickt, die es für Don Carlos verwendet hat, hingereicht hätten jene Riesenpläne zu verwirklichen, ist ebenfalls ein starker Beweis, wie trefflich sich der Verf. darauf versteht aus einer Mücke einen Elefanten zu machen. Und wie an den Haaren herbeigezogen ist endlich jener letzte Witz mit den fünf Buchstaben A. E. I. O. U.! Und was soll dabei die eingeklammerte Lebensbeschreibung Friedrich's III.? Was geht es uns hier an, daß dieser Fürst am 21. Sept. geboren und an Melonen gestorben ist?

Mit welcher Unbesonnenheit der Verf. die Maßregeln der östreichischen Regierung tadelt, zeigt besonders der Abschnitt seines Werks welcher von den Eisenbahnen handelt. Hier wird behauptet, Oestreich habe sehr Unrecht gethan auf Staatskosten Eisenbahnen zu bauen, und zwar warum? Weil nun die östreichischen Capitalisten nicht mehr wissen wie sie ihre Gelder anzulegen haben!! Er sagt wörtlich so: „Wenn auch noch die Schätze Rothschild's am Ausbau der Nordbahn einige Beschäftigung finden, was soll aber mit denen der andern Banquiers, wie Sina u. s. w., und des Publicums im Allgemeinen geschehen, nachdem der Staat die Südbahn, die italienische, die Westbahn und die galizische Linie selbst übernommen hat? Auf welchen Zweig der Industrie sollen sie sich werfen? (Entsetzliche Verlegenheit!) Leider hat sich die Thätigkeit Sina's auf Zweige geworfen welche durch die Macht seiner Capitalien zu Monopolen geworden sind, den Holzhandel und den Kornwucher!" Da kann man sehen was für Unheil die Regierungen anrichten! Hier entziehen sie den Capitalisten jede Gelegenheit sich nützlich zu machen, und zwingen sie dadurch sich auf den Kornwucher zu werfen!! Bald darauf sagt der Verf., die östreichische Regierung hätte mehre dieser Bahnen schon deshalb nicht bauen sollen, weil vorauszusehen war, daß sie nicht rentiren würden, ja er rechnet sogar aus, daß das Land an einer dieser Bahnen 850,000 Gulden jährlich zusetze! Dies also waren die Geschäftszweige die dem Publicum nicht entzogen werden sollten, und um derentwillen der Baron Sina den Kornwucher jedenfalls aufgegeben hätte! Nicht nur den Kornwucher, sondern jedes Handelsgeschäft überhaupt hätte er freilich aufgeben müssen, wenn er so einträgliche Geschäfte wie

der Bau dieser Bahn einige Zeit betrieben hätte! Hätte die östreichische Regierung keine Eisenbahnen gebaut, so würde der Verf. natürlich gesagt haben, es sei eine ungeheuere Abgeschmacktheit, daß diese Bahnen, die zum Flor des Landes so unentbehrlich seien, nicht von Staats wegen gebaut worden seien, gerade weil vorauszusehen sei, daß diese Bahnen niemals rentiren würden, und also Privatleute sie auch nicht bauen könnten! In Ungarn, wo die Regierung keine Eisenbahnen gebaut hat, sind diese daher auch ganz unentbehrlich für den Flor des Landes, und überdies weiß der Verf., daß der Bau dieser Eisenbahnen auch ein ungemein einträgliches Geschäft sein würde, da sie fast Nichts kosten und sehr reichlichen Ertrag liefern würden, abgesehen davon, daß sie dahin führen dürften, daß die ungarischen Länder sich gleich den übrigen Provinzen der Monarchie besteuern lassen müßten. Vorhin sahen wir die Dankbarkeit als Steuereinnehmer in Ungarn angestellt. Jetzt wird dieser Tugend, die sich im Gebiete der Staatswirthschaft so nützlich zu machen weiß, schon ein „Muß" als Executionsmannschaft beigegeben. Leider bleibt aber der Verf. die Antwort auf die Frage schuldig, wer dieses „Muß" aussprechen und diesem Ausspruche Kraft verleihen werde!

In ähnlicher Weise verbessert der Verf. besonders auch die östreichische Finanzverwaltung. Er gibt uns einen vollständigen Finanzetat, in welchem unter Anderm die „Erwerbsteuer", die jetzt 3 Mill. Gulden bringt, mit 16 Mill. angeführt wird. Diesen Mehrertrag will er zum Theil durch die Besteuerung der Beamten einbringen, eine Maßregel welche in neuerer Zeit freilich auch anderwärts empfohlen worden ist, die aber dennoch eine der thörichtsten ist die irgend erdacht werden können. Hier erscheint sie um so lächerlicher, da der Verf. selbst mit Recht bemerkt, daß die meisten östreichischen Beamten viel zu ärmlich besoldet sind; namentlich verlangt er, daß die Schullehrer mindestens 300 Gulden C.-M. erhalten sollen. Von 300 Gulden sollen sie aber 15 Gulden als Abgabe zurückzahlen! Zwar sagt der Verf., die Erhebung dieser Abgabe könnte dadurch bewerkstelligt werden, daß dieselbe vor Auszahlung des Gehalts von diesem abgezogen würde; aber dadurch wird das Widersinnige dieser Maßregel nur noch auffallender, denn alle Beamten zu einem Gehaltsabzuge zu verurtheilen, während man der Meinung ist, daß die meisten unter ihnen zu gering besoldet sind, ist denn doch eine bodenlose Tollheit. Findet man, daß einzelne Beamte zu hoch besoldet sind, so verringere man ihren Sold, aber eine Besteuerung eines aus Staatskassen fließenden Diensteinkommens auf die Dauer ist unter allen Umständen eine lächerliche Komödie; man nimmt alsdann mit der einen Hand was man mit der andern gegeben hat.

Der zweite Band des vorliegenden Werks ist wie gesagt inhaltvoller und lehrreicher als der erste; der Verf. ist hier um so mehr in seinem Rechte, da die Militairverfassung Oestreichs in der That an sehr auffallenden Mängeln leidet. Die Abstammung aus einer vornehmen und reichen Familie verlieh nämlich dort bisher noch einen Anspruch auf schnellere Beförderung. Im östreichischen Civildienst gilt dieser Grundsatz zwar auch, aber er wirkt hier nicht so verderblich, weil die Zahl der Hochgeborenen die in die Verwaltungsbehörden oder in die Richterstellen eintreten nicht sehr groß ist. Dagegen drängt die hochadelige Jugend sich zum Eintritt in die Offiziercorps der Armee, und die Bevorzugung deren sie sich hier erfreut hat es dahin gebracht, daß Oestreich nur wenige Offiziere aus dem gebildeten Mittelstande hat. Namentlich die Offiziercorps der Infanterie und der Cavalerie bestehen fast ganz aus hochadeligen Junkern und aus Leuten die fast ohne alle Bildung sind, und Das ist um so verderblicher, da unter jenen Vornehmen bei weitem mehr Stutzer als echte Krieger sind. Ebenso sind die Verhältnisse des Ingenieurcorps der östreichischen Armee zu den übrigen Truppengattungen dringend einer Verbesserung bedürftig. In diesem Ingenieurcorps sind nämlich die meisten wissenschaftlich gebildeten Offiziere des östreichischen Heers zusammengedrängt, und doch hat dieses Corps ein schlechteres Avancement als die übrigen Truppengattungen! Und zugleich wird den Ingenieuroffizieren das Uebertreten zu einer andern Truppengattung fast ganz unmöglich gemacht. Dadurch werden die am meisten gebildeten Offiziere entweder entmuthigt, oder wie unser Verf. zu unruhigen Köpfen gemacht, was natürlich nur nachtheilig wirken kann. Ueber diese und manche ähnliche Verhältnisse äußert der Verf. sich recht verständig, obgleich seine Neigung zu Uebertreibungen und zu hohlen Redensarten ihn auch hier nicht ganz verläßt.

Den größten Theil dieses zweiten Bandes füllt der Abschnitt über die Flotte. Nachdem der Verf. den kläglichen Zustand der gegenwärtigen Flotte Oestreichs geschildert hat, schließt er sich den Ansichten des Prinzen von Joinville, die vor einiger Zeit so viel Aufsehen machten, an, und verlangt also, daß Oestreich eine Flotte von Kriegsdampfschiffen erbaue. Dabei läßt er sich auf eine sehr weitläufige Erörterung über die Vorzüge der Dampfschiffe vor den Segelschiffen und über die neuesten Erfindungen ein, durch welche namentlich nordamerikanische Seeoffiziere das Geschützwesen der Kriegschiffe verbessert haben, sowie über eine Menge anderer Gegenstände, die zum Theil freilich mit der östreichischen Flotte kaum in irgend einem Zusammenhange stehen.

Den Schluß des Werks bildet eine Lobrede auf den Erzherzog Johann. Der Verf. sagt nämlich: „Zur Schlichtung der vielfältig auflodernden Fragen der Zeit gehört ein Mann an die Spitze der Verwaltung welchen die moralische Gewalt der öffentlichen Meinung und des allgemeinen Vertrauens nicht nur in Oestreich, sondern auch in Deutschland wie in ganz Europa unterstützt: eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, eine geistige Größe mit einem hohen charakteriellen Exponenten, mit Einem Worte, eine moralische Potenz. Und wer ist dieser Mann? Wer sonst als Er dessen Brust die zwei größten Instincte aller edeln Menschennaturen, Liebe und Freiheit, umfaßt, wer sonst als Erzherzog Johann, der Emanuel Oestreichs, den als politischen Mentor des jugendlichen Telemach's der Krone, als Polarstern der Wünsche und des Sehnens aller patriotischen Herzen jeder brave Oestreicher am Steuerruder des Staatsschiffs zum Ruhme und zur Wohlfahrt der Monarchie zu sehen wünscht."

72.

Notiz.

Wer heißt in Deutschland Romantiker?

„Unter einem Romantiker", sagt das „Edinburgh review" im jüngsten Julihefte bei Besprechung der Strauß'schen Schrift: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige" (Manheim 1847), „verstehen Strauß und Deutschland Einen der, ob in der Literatur, in den Künsten, in Religion oder Politik, Erstorbenes zu beleben sucht, Einen der das Fiat der Geschichte verwirft, nicht zugeben will, vorüber sei vorüber, sei veraltet und abgenutzt, der die Gegenwart an chronischer Krankheit leidend glaubt, von welcher sie nur durch Zurückbringung eines entfernten Zeitalters geheilt werden könne, dessen Kind nicht, sondern dessen Fehlgeburt die Gegenwart sei. Dichter also die blos das Mittelalter poetisch, in Feenmärchen und Legenden Schätze der tiefsten Weisheit finden, Maler denen die Welt ringsumher nichts Malerisches bietet, Theologen für welche die ehrfurchtsvolle Heiligen-Anbetung der höchste Glaube ist, die nur im Aberglauben Anerkenntniß des Unausprechbaren sehen, die Gebräuche der frühesten Kirche für alleinigen Typus des Gottesdienstes erklären, Politiker die mittels veralteter Kurzweil und weißer Westen unsere trübseligen Zeiten in ein lustiges England verwandeln wollen: — sie Alle sind Romantiker."

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 247. —— 3. September 1848.

August Wilhelm von Schlegel.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Es ist nicht zu leugnen, überraschende Uebergänge, Wechsel und Contraste treten uns in der Geschichte dieses Autors entgegen; aber sollten sie nur aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz oder Selbstsucht zu erklären sein? Hören wir ihn selbst darüber; in dem den (französischen) „Fragmenten aus der Mappe eines beschaulichen Einsiedlers" vorstehenden Brief (an Frau v. Broglie?) vom Jahre 1838 schreibt er:

Wenige Wanderer im Reiche des Geistes haben so viele Länder gesehen wie ich. Meine Anschauungsweise hat sich allmälig gebildet, und sich abschließend festgestellt durch die Erfahrung, das Nachdenken, die Studien eines mehr als halbhundertjährigen, der Bewunderung des Schönen, der Erforschung der Wahrheit geweihten Lebens. In meiner Jugend habe ich wol nothwendig den theologischen Skepticismus einathmen müssen; er war in der Atmosphäre verbreitet. Aber als ich dann gemeine Seelen und oberflächliche Geister den geistigen Horizont nach ihren beschränkten Ansichten einengen sah; als ich sah wie sie die Unfähigkeit zu einem edeln Aufschwung, die sie zwang an der Erde zu kriechen, zur Vernunft aufwarfen; wie sie endlich alles Das verspotteten was ihnen fehlte: da spürte ich in mir eine innere Auflehnung und Empörung hiergegen. Ich hatte früh einen Widerwillen gefaßt gegen die sensualistische Philosophie und die daraus fließende platte Moral. Ich verfolgte ämsig alle Wandlungen und Entwickelungen der Speculation die in Deutschland so rasch aufeinander folgten. Aber die abstruse Methode unserer Metaphysiker ermangelte jener Anmuth und Feinheit die ich bei Plato und Hemsterhuys fand. Seit meinem Eintritt in die literarische Laufbahn führten wir, meine Freunde und ich, einen lebhaften Krieg gegen die prosaischen und verneinenden Richtungen der Zeit. Wir riefen wieder wach die Erinnerungen des Mittelalters, jenes so kraftvollen und zugleich so gläubigen Jahrhunderts. Wir führten in die Poesie die christlichen Gegenstände wieder zurück welche ganz aus der Mode gekommen waren. Der Protestantismus eignet sich dazu durchaus nicht; Zeugen deß sind Milton und Klopstock. Dante, den ich von Grund aus studirt, und Calderon, den ich später entdeckte, sind von ganz anderm Stoff. Es mußte man denn aus den Ueberlieferungen der römischen Kirche schöpfen. Jedermann bewundert die großen Maler welche die Kosmogonie und die Patriarchengeschichte der Juden verherrlicht, den bescheidenen und demüthigen Zuschnitt des Evangeliums geadelt, und die Abgeschmacktheit der Legende verschleiert haben. Ich habe sozusagen einige der schönsten Gegenstände der Malerei in Worte zurück übersetzt. Es war Dies eine Künstlersneigung; diese Beziehung spricht sich noch klarer aus in meinem Gedicht „Der Bund der Kirche mit den Künsten".

Ein junges Wesen, das ich mit väterlicher Zärtlichkeit leidenschaftlich liebte, hatte inmitten eines ganz katholischen Landes die gastliche Aufnahme des Kirchhofs gefunden. Ich wallfahrtete nach ihrem Grabe. Meine Seele, auch von andern Bekümmernissen zerrissen, war jeder Art von Gemüthsbewegung und Rührung zugänglich. In einer bischöflichen Residenz wohnte ich oft dem Gottesdienst bei, und fand hierin einigen Trost. Ist es zu verwundern, wenn in solcher Stimmung der Zauber des Rituals mit Allem was daran hängt einen mächtigen Eindruck auf mich machte? Es war Dies das erste mal, daß ich die Religion majestätisch in ein Festgewand gekleidet sah statt der einfarbigen Trauer die sie in den protestantischen Kirchen trägt.

Von meinen Freunden gab sich Novalis, ein kühner Denker, ein ahnungsvoller, am Ende visionnairer Träumer*), aufrichtig dem christlichen Glauben hin, wie ein Zugvogel, ermüdet vom Flug über den unermeßlichen Ocean, sich auf eine kleine grünende Insel niederläßt, und dort seine alte Heimat und das große Land vergißt das er hatte erreichen wollen. Seine Confession jedoch änderte er nicht, und er starb bald nachher.

Ich habe Bekanntschaft gemacht mit den Mystikern, diesen Tauchern in das Meer des Gefühls, welche bisweilen Poeten aus der Tiefe zu Tage fördern, und die Theosophen welche die christlichen Lehren in der gesammten Natur ausgesprochen finden. Es sind wirklich Goldkörner in ihren Schriften. . . Die Rücktritte in den Schoos der alten Kirche wurden damals immer häufiger. . . Ich meines Theils habe nie ernstlich die Absicht gehabt eine feierliche Verpflichtung einzugehen, obwol mir die Auffoderungen dazu nicht fehlten. Im Gegentheil, je weiter mein Bruder Friedrich vorging, desto mehr trat ich zurück. Ich habe mir nur meine zu lange Nachsicht vorzuwerfen; aber ich habe sie gebüßt durch einen der bittersten Schmerzen meines Lebens. Es war eine Scheidung der Seelen. Empört über die Rolle die er seit 1819 als Schriftsteller und Verbündeter der Jesuiten spielte, erklärte ich ihm am Ende meine Feindschaft in der Art der alten Römer. Gestehen wir, daß die Erscheinungen seit der Herstellung des Friedens in Europa nicht ermunternd sind sich aufs neue einer der beiden christ-

*) Rêveur divinatoire, à la fin visionnaire heißt ihm der Freund, den er in dem Nachwort zu den herrlichen Klaggedichten auf den Tod seiner Stieftochter, Augusta Böhmer (I, [illegible] fg.), so anredet:

> Du schienest, losgerissen von der Erde,
> Mit leisen Geistertritten schon zu wandeln,
> Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
> — — — Laß schauen
> Mein Aug' in deinem, wenn ich bang erbleiche,
> Den Widerschein der sel'gen Geisterreiche.
> — — — Geh hin o Lied, und sage:
> Du jugendlicher Himmelspäher, labe
> Mit deiner Weihe Den der mich gesungen u. s. w.

lichen Gemeinschaften anzuschließen. Einerseits entsetzliche Reactionen, Bestrebungen die Menschheit von neuem dem Priesterjoch zu unterwerfen; andererseits Unduldsamkeit, Separatismus, eine pedantische Moral, die sich als Heiligkeit geberdet, und Secten, immer eine toller als die andere.

Ich habe viele Versuche gemacht, ich habe an vielen Thüren angepocht. Ich habe bei der Einbildungskraft und bei der Contemplation Hülfe gesucht, um die Schwierigkeit zu überwinden eine unglaubliche Geschichte und Dogmen gelten zu lassen welche über meine Vernunft gehen und meinem Herzen widerstehen. Ich habe mich wol manchmal überredet den christlichen Glauben zu haben; ich habe in der Folge erkannt, daß es eine Täuschung war. Um wirklicher Glaube zu sein, muß der Glaube so stark sein, daß es unmöglich ist sich ihm zu entziehen. Ein gemachter und willkürlicher Glaube taugt Nichts. So habe ich mich endlich entschlossen gegen mich selbst wahr zu sein. Ich lasse dem Gedanken freien Lauf und ergebe mich in die Zweifel und Verneinungen zu welchen er mich führt. Ich halte mich an die ursprüngliche, angeborene und allgemeine Religion. Dies ist der Schluß meiner Ulysses-Irrfahrten, Das ist mein Ithaka. Diese meine Ansichten möchte ich Ihnen darlegen, um nicht falsch beurtheilt zu werden. Bis auf einen gewissen Punkt, versteht sich; denn dieselben bilden ein großes Ganzes, welches verschiedene Elemente in sich faßt: philosophische Speculation, Naturbetrachtung, Erforschung der Urgeschichte der Menschheit, Studien über den Ursprung, die Entwickelung und die Verwandtschaft der positiven alten und neuen Religionen, endlich philologische und historische Kritik. Dies Alles, methodisch behandelt, würde ganze Bände füllen; aber seit einigen Jahren habe ich abgerissene Gedanken und historische Blicke und Ueberfichten auf das Papier geworfen, Alles in französischer Sprache u. s. w.

Wir haben aus dieser wenigstens ernsten Vorrede zu einer zum Theil ziemlich frivolen und die Würde des Gegenstandes verleugnenden Sammlung von französischen Gedanken, Zweifeln, Verneinungen einen längern Abschnitt ausgehoben, weil sich darin Schlegel über die allerdings befremdenden Phasen seiner Entwickelung ausspricht, und ohne Zweifel er selbst darüber zuerst zu hören ist. Und haben wir seinem Selbstzeugniß zu glauben? Warum nicht? zumal da die Art wie es abgelegt wird selbst ein nicht unbedeutendes Element desselben ist! Indem Schlegel den Vorwurf den man ihm machen könnte, daß er förmlich seine Gesinnung gewechselt — ein Vorwurf jedoch den er überhaupt, auch wo die Sache sich so verhält, ungerecht findet, weil jeder Mensch in der Erkenntniß der Wahrheit fortschreiten solle, und eine bessere Erkenntniß weder ablehnen noch verleugnen dürfe —, zurückweist, legt er das offene Bekenntniß ab, daß es ihm mit der Religion, die er als Romantiker so hoch und Allem voran stellte, im Grunde nie, außer ganz vorübergehend, in Momenten der Wehmuth und Trauer, innerer Ernst, daß sie bei ihm nicht Sache der gedankenmäßigen, der gemüthlichen und sittlichen Ueberzeugung, sondern eine ästhetische Neigung, eine Gestalt der Phantasie gewesen; daß die Romantik für ihn eigentlich nur eine Opposition und Reaction gegen den seichten ästhetischen Geschmack, die Nüchternheit des selbstgefälligen Verstandes, gegen die platte Moral gewesen. Dieser Auffassung nach hätte die romantische Schule nicht sowol die Aufgabe sich gestellt der Entleerung der Geister in Folge der Aufklärung, durch Schaffung eines neuen würdigen Lebensgehaltes entgegenzuarbeiten, die vom Schutt der Zeiten, von den Scherben der Alltäglichkeit und Gemeinheit bedeckten heiligen Quellen wieder zugänglich zu machen, und sie auf die Dürre der ausgetrockneten Gemüther zu leiten, als vielmehr nur die formelle Bildung der Geister, und zwar der vornehmern, vielseitiger, reicher und glänzender zu machen, sie von der des großen Haufens abzulösen, und sich als eine Aristokratie, als eine Hochkirche des Geschmacks, der Phantasie, des ästhetischen Genusses zu constituiren. Faßt Schlegel hiermit die Romantik, das Streben, den Geist der romantischen Schule richtig auf, oder thut er ihr Unrecht, um nicht selbst ihr gegenüber als schuldig und abtrünnig dazustehen?

Die romantische Schule oder die Romantik hat etwas Proteusartiges, und ist nicht leicht bestimmt zu fassen; Freunde und Feinde haben ihren Begriff zu fixiren gesucht, sind aber dabei auf die verschiedensten Resultate gekommen. Die Einen haben die Wurzel der Romantik in der Liebe zur Natur, ihren Wundern und Geheimnissen, zur süßlockenden Waldeinsamkeit gefunden; Andere im religiösen Zug und Trieb des Gemüths; noch Andere in dem sehnsüchtigen und treuen Festhalten an dem in Sitte, Sage und Glauben aus einer großen Vorzeit vererbten Volksthümlichen und Nationalen; noch Andere endlich im Zug der Phantasie nach dem Unbekannten, Fernen, Fremden. Die Gegner, und ihrer ist besonders in neuester Zeit Legion geworden, schlugen auf die Romantik los, weil sie ihnen gleichbedeutend war mit Wundersucht, mit Aberglauben, mit Ultramontanismus, Jesuitismus, Katholicismus, oder auch überhaupt mit religiöser Gesinnung, die in jeder Form geächtet werden sollte; oder weil sie ihr mittelalterliche, feudalistische Gelüste und Bestrebungen Schuld gaben. Die Romantik wurde identificirt mit dem Begriffe der Reaction, und dann wieder mit dem Gemüth und der Phantasie, oder mit Schwärmerei, Phantasterei, Mysticismus; und in diese bequeme und breite, elastische „Kategorie" mußte Alles was den erbitterten Verfolgern, von Kotzebue und Merkel, sodann von Voß an bis auf die neuesten Zeiten, verhaßt und unbequem war sich hineinschieben lassen, Schleiermacher, Fichte und Schelling, so gut wie Görres, Zacharias Werner, Brentano u. A. Natürlich wurde auch der Gegensatz gegen die Romantik sehr verschieden bestimmt: der des Classischen wurde bald als ungenügend befunden; so setzte man ihr entgegen den Protestantismus, den Rationalismus, die Philosophie oder Speculation, den Verstand, den Liberalismus, den freien Geist, den Fortschritt; unter der Speculation, dem freien Geist, dem Verstand, dem Fortschritt meinte aber natürlich Jeder nur den seinigen, und der Hegelianer z. B. betrachtete den Hegel'schen Verstand, entkleidet von aller Phantasie und allem Gemüth, als den Retter und Erlöser von der großen Ketzerei der Romantik. Bei diesen so verschiedenen, zum Theil widersprechenden Auffassungen des Wesens der Romantik kann man nicht allein den bösen Willen oder den Mangel an Kenntniß und Ein-

sicht auf Seiten der Gegner anklagen, es lag im Wesen der Romantik selbst eine unleugbare Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit; zwei Punkte jedoch dürfen hervorgehoben werden: einmal, daß die Gegner den an sich schon schwer zu fixirenden Begriff nun auch noch ganz willkürlich, mit Uebergehung und Misdeutung der factischen und historischen Anhaltspunkte, hin und her zerrten und zuschnitten; zum zweiten: daß der Romantik denn doch eine tiefere Lebenskraft, ein zähes Princip inwohnen muß, und sie nicht ein bloßes Schemen und Gespenst sein kann, wenn die Gegner nun schon so lange Zeit sich an ihr zerarbeiten, und mit ihren Keulen und Pfeilen, mit ihren dialektischen Bannformeln und ihren terroristischen Machtsprüchen sie noch immer nicht erlegt, vernichtet oder verjagt haben.

Die Genossen der Romantik selbst, Dies wird man wol zugeben müssen, waren sich Dessen nicht vollkommen klar bewußt, sie waren nicht einig in Dem was sie wollten und anstrebten. Hieran reihen sich leicht die Beschuldigungen: es war ihnen überhaupt kein rechter Ernst; sie täuschten theils sich theils Andere. Zum Beweise beruft man sich auf das Zerfallen der romantischen Schule, auf die Apostasie mehrer Häupter, die Verleugnung der Principien der Romantik, die man bei A. W. v. Schlegel und L. Tieck erlebt habe, und glaubt sich hierdurch zu dem Schlusse berechtigt, daß auch die Uebrigen, wenn sie länger gelebt hätten, ihre Täuschung müßten eingesehen haben, soweit sie nicht etwa aus besondern Beweggründen auf der betretenen Bahn scheinbar consequent fortgeschritten, und entweder in ein förmliches System der Lüge oder in absolute Verblendung hineingerathen seien. Aber diese Fassung und Deutung der Thatsachen scheint uns weder die einzig-mögliche noch auch die befriedigendste. Zugestanden, daß in den Bestrebungen der romantischen Schule viel Unechtes, Gemachtes, Erzwungenes war, daß zwischen ihren Genossen dem innersten Wesen nach gewaltige Differenzen bestanden, daß auch weltliche und persönliche Rücksichten, daß Launen und Grillen, zufällige Liebhabereien und Antipathien in die Elemente derselben einflossen: scheint uns doch die Annahme sich zu empfehlen, daß in den romantischen Bestrebungen ein mächtiges und berechtigtes, in der Entwickelung des geistigen Lebens unbedingtes und namentlich durch herrschende Zeitrichtungen und Stimmungen als mäßigender Gegensatz hervorgerufenes Princip sich geoffenbart habe, theilweise von seinen Trägern und Verkündigern selbst misverstanden, ja wol gar misbraucht, aber darum doch an sich wahr, wohlthätig, lebenskräftig und zukunftsvoll. War die Zeitrichtung im vorigen Jahrhundert mehr und mehr eine überwiegend und einseitig intellectuelle, nüchtern-verständige, berechnend-praktische geworden, eine atomistisch-egoistische, wohlweise und altkluge: so mußte, wenn nicht eine völlige Erschlaffung und Auflösung eintreten sollte, eine Reaction gegen jene Einseitigkeit erfolgen; eine Reaction welche dem g a n z e n Menschen, als einem Gliede des wundervollen Gesammtorganismus, als einem Kind der ewig jungen, ewig geheimnißvollen N a t u r, als einem an den ewigen, göttlichen Geist gebundenen Wesen, als einem Genossen der geschichtlichen Entwickelung der gesammten Menschheit, und zunächst seines eigenen Volks, die ihm als d e n k e n d e m nicht nur, sondern auch als f ü h l e n d e m und a h n e n d e m, der Begeisterung, der poetischen Anschauung, der Entsagung und Aufopferung, der Hingabe an Ideen fähigem Wesen zu seinem Rechte verhalf. Nicht als hätte diese Reaction erst mit der romantischen Schule begonnen: schon Herder, Goethe, Schiller u. A. hatten in diesem Sinne gewirkt; aber immer noch waren einzelne Seiten oder Elemente der menschlichen Natur nach nicht ganz in ihrer Bedeutung, in ihrem Recht anerkannt, es war das Ahnungsvolle und Uebersinnliche, das Religiöse, die geheimnißvolle Nachtseite*) des Lebens und Gemüths mehr oder minder hintangesetzt und verkannt, und gegenüber von dem Schwall und Drang der nüchternen Aufklärung selbst von den tiefern Naturen nur schwach vertheidigt oder preisgegeben worden. Damit hing zusammen auch eine tiefere Achtung vor dem G e s c h i c h t l i c h e n, in welchem die Romantiker das Walten einer nie sich verleugnenden, wenn auch dem sterblichen Auge oft nicht faßlichen Weisheit anerkannten, während die selbstgefällige Verstandesaufklärung die ganze Vergangenheit verachtete, erst mit sich der Welt ein Licht aufgegangen wähnte, und ein vernünftiges Leben erst ganz von vorn, auf dem vom Wust des alten Unsinns, der alten Unwissenheit gereinigten und geebneten Boden glaubte beginnen zu müssen. Vertieft, erfüllt, abgerundet, nicht ausgehöhlt und verflacht sollte das geistige Leben werden, Dies war die Aufgabe. Aber waren die Romantiker selbst sich Dessen mit hinlänglicher Klarheit bewußt? Erkannten und wählten sie dazu die rechten Mittel? Waren sie überhaupt einer solchen Sendung ganz gewachsen? Waren sie nicht vielleicht nur die Vorläufer eines erst später eintretenden geistigen Umschwungs, nicht blos in der Literatur, sondern in der gesammten Geistesbildung und Weltanschauung?

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Liebesconcil.

Unter diesem Titel veröffentlicht Prof. Waitz in dem jüngsten Hefte von Haupt's „Zeitschrift für das deutsche Alterthum" (Bd. 7, Hft. 1) ein aus einer trierer Handschrift abgeschriebenes lateinisches Gedicht in etwa 240 leo-

*) Man denke an Novalis' „Hymnen an die Nacht"; Schubert betitelte ein Buch „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften"; A. W. v. Schlegel sang:

— — — wenn die stillen Fluren
Scheinbar die Nacht mit ihrer Hüll' umdunkelt,
Dann öffnet sich der Räum' und Zeiten Ferne;
Da winken so die Sterne,
Daß unserm Geist ein inn'res Licht entfunkelt,
Bei Nacht ward die Unsterblichkeit ersonnen,
Denn sehend blind sind wir, im Licht der Sonnen.

Die letzten zwei Zeilen hat er auch übersetzt in seine französischen Pensées aufgenommen, zum Beweis daß deren Wahrheit noch in spätern Jahren ihm feststand.

nmischen Wesen, von einer Hand des 11. oder spätestens des 12. Jahrhunderts geschrieben, als Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie nicht uninteressant. Hatten zu Anfang des 19. Jahrhunderts einige Literatoren an der Realität der sogenannten Liebes- oder Minnehöfe (cours d'amour) zu zweifeln angefangen, so wurde zwar dieser kritische Zweifel seitdem durch das von Aretin herausgegebene Gedicht („Beiträge", VII, 302 fg.): „De Phyllide et Flora", hinreichend beseitigt; hier erhalten wir indeß ein Seitenstück (ohne ausdrückliche Ueberschrift), welches sich zwar nach dem Urtheil des Herausgebers mit der Ausführung des obengenannten Gedichts „De Phyllide etc." in keiner Weise vergleichen läßt, das jedoch durch eine gewisse Lebendigkeit und Derbheit erfreut, und den eigenthümlichen Gedanken durchführt: den Gegenstand auf einer Kirchenversammlung zu verhandeln und zu Gunsten der Kleriker förmlich entscheiden zu lassen. Das Local, Kloster Remiremont, und die beiden Namen de Granges und Falcon (so heißen die beiden Rednerinnen des Concils, Beide mit dem Vornamen Elisabeth) weisen auf den südlichen Theil der touler Diöcese hin. Die Zeit ist der Frühling, Mitte April:

Veris in temporibus
Sub Aprilis idibus
Habuit concilium
Romarici montium
Puellaris concio
Montis in cenobio
Tale non audivimus
Nec fuisse credimus
In terrarum spacio
A mundi principio
Tale nunquam factum est,
Sed neque futurum est.
In eo concilio
De solo negotio
Amoris tractatum est,
Quod in nullo factum est;
Sed de evangelio
Nulla fuit mentio....

Eröffnet wurde das Concil, dem kein Mann beiwohnen durfte, nach Verlesung der „Amores" des Ovid, durch Eva von Danubrio. Nachdem die obengenannten Damen das Wesen der Liebe und deren Genuß mit Salbung auseinandergesetzt haben, und Letztere die Vorzüge der Kleriker vor den Rittern in dieser Hinsicht entwickelt hat, schließt das Concil im Geist eines großen ökumenischen, mit einer Excommunication der Widerspenstigen: Excommunicatio rebellarum, wo denselben die fürchterlichsten Verwünschungen angedroht werden, wofern sie nicht zuletzt nachgeben:

— Nisi spretis laicis
Faveatis clericis.
Si qua penituerit
Atque satisfecerit
Dando penitentiam,
Consequetur veniam.
Ad confirmacionem
Omnes dicimus Amen.

Wir können in diesen und ähnlichen Ergüssen eines beißenden Humors schon Spuren des Boccaccio entdecken, welchem, was den Stoff anlangt, das Leben und die Literatur der Contes dévots Alles fertig geliefert. 51.

Miscellen.

Bauchrednerei der Vögel.

In Bezug auf die von einigen Naturforschern geäußerte, von andern widersprochene Behauptung, daß die Vögel wenn nicht geborene Bauchredner, doch mit der Fähigkeit ausgestattet seien Töne und Laute hervorzubringen, ähnlich oder analog denen der Bauchredner, enthält ein betreffender Aufsatz in „Newman's Monthly magazine of natural history" folgende zwei Anekdoten:

1) „Während ich eines Tags an den Ufern des Tweed rastend und wandelnd mich umhertrieb, hörte ich das Geschrei einer Elster genau über meinem Kopfe. Verwundert, daß der scheue Vogel mich ihm so nahe hatte kommen lassen, suchte ich leise die Entfernung zwischen mir und meinem plaudernden Nachbar auszufinden. Aber die Stimme hüpfte wie ein Irrlicht, war jetzt hier jetzt dort, kam in diesem Augenblicke vom Wipfel einer Tanne, im nächsten aus dem dichten Laube einer Ulme. Ich sah mir die Augen aus dem Kopfe und verrenkte mir den Hals, konnte jedoch den schwarz und weiß Gefiederten nicht entdecken. Nachdem ich damit an 10 Minuten zugebracht, wollte ich mir endlich Gewißheit verschaffen, ob es eine Elster sei oder keine, was eine Verwandlung erlitten und einst ein Vogel, nun eine vox et praeterea nihil sei, ergriff einen Stein und warf ihn, nicht nach der Stelle von welcher das Geschrei herzukommen schien, sondern nach einer dieser Stellen. Mein geheimnißvoller Freund ließ sich Das als Warnung dienen, gab sich zu erkennen und flog fort."

2) „Ein anderes mal ging ich längs einer Landstraße; mir zur Rechten war ein Weizenfeld und am Fuße desselben ein Teich, wo, wie ich wußte, Wasserhühner sich aufhielten. Ungefähr 50 Schritte oberhalb des von der Straße auf die Felder führenden Thors und 300 vom Teiche vernahm ich das Geschrei eines solchen. Ich war überzeugt, der Vogel müsse 20 oder 30 Schritte von mir sitzen, oder richtiger, es fiel mir gar nicht ein, daß es anders sein könne. Also schlich ich behutsam dem Thore zu, denn in der Voraussetzung, der Vogel werde sich nach dem Teiche begeben, hoffte ich in solcher Weise, und ich wünschte es, seiner ansichtig zu werden. Wie ich am Thore war, schien das Geschrei 20 Schritte tiefer vom Felde herzukommen. Ich verweilte etliche Minuten, und das Geschrei kam fortwährend aus derselben Richtung; ich ging weiter, und das Geschrei hielt sich in gleicher Entfernung vor mir. Blieb ich stehen, machte es auch Halt, d. h. es schien dann immer von einer und derselben Stelle etwa 20 Schritte vor mir herzukommen. Als ich endlich den Teich erreichte, da schwamm der Vogel ruhig auf und ab, schrie in derselben gemessenen Weise wie während der letzten 20 Minuten, und hatte offenbar keinen Gedanken, daß sein unharmonischer Gesang sogar einen wandernden Naturforscher anlocken könne. Es unterliegt keinem Zweifel daß, wie ich den Vogel das erste mal hörte, er auf dem Teiche war, und ich glaube nicht zu irren daß, so lange ich gestanden und gelauscht, er sich nicht 10 Schritte davon entfernt hatte. Dennoch hätte ich, wie das erste, so jedes folgende mal schwören wollen, der Vogel sei kaum 30 Schritte von mir."

Für Popularitätssüchtige.

Tauben Ohren ist allerdings schwer predigen, und es mag wenig frommen Popularitätssüchtige an den classischen Ausspruch in Betreff der aura popularis oder an das Ende eines Roland, Pétion, Danton und Robespierre zu erinnern, den geschwinden Untergang des größten Lobredners des Letztern, des physisch noch lebenden Lamartine, nicht zu erwähnen. Indessen kann es nicht schaden ihnen ein Witzwort vorzuhalten welches Horace Walpole in seinen vertraulichen Briefen an die Gräfin Ossory (vergl. Nr. 201 d. Bl.) erzählt. „Als neulich", schreibt er, „Frau von Coigny, die jetzt hier und sehr witzig ist, in Gesellschaft erfuhr, daß der pariser Pöbel das Bildniß ihres letzten Lieblings, des Hrn. v. Epremenil, verbrannt habe, äußerte sie: «Il n'y a rien qui brûle sitôt que les lauriers secs.»" 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 248. —— 4. September 1848.

August Wilhelm von Schlegel.

(Fortsetzung aus Nr. 247.)

Etwas Unfertiges, Unzusammenhängendes, Unsicheres lag ohne Zweifel in der ganzen romantischen Schule; ein ganz eigenthümlicher Unstern schien über ihr zu walten. Novalis, von den übrigen Romantikern nach seinem Tode fast vergöttert, starb früher; Tieck wandte sich als Novellist im Grunde einer ganz verschiedenen Richtung zu; die Brüder Schlegel entzweiten sich, freilich wol später; aber viel früher schon hatte A. W. v. Schlegel in seiner Thätigkeit als Romantiker nachgelassen; die Uebertritte Zacharias Werner's, F. Schlegel's, Adam Müller's brachten die Schule in eine misliche Stellung zum protestantischen Theile Deutschlands. Manche sonstige Vorwürfe waren nicht unbegründet; den großen Foderungen und Verheißungen entsprachen die poetischen Thaten und Leistungen keineswegs, eher die kritischen, literarhistorischen und gelehrten; das überschwenglich poetische Streben verirrte sich oft ins Nebulose und halb Wahnsinnige, und bot der schalen und trivialen Nüchternheit der es sich entgegenstellte manche leicht zu treffende Blöße; die hochmüthige Verwerfung und Verspottung einer platten Moral rächte sich an den allzu ästhetischen Ethikern dadurch daß sie durch Productionen wie F. Schlegel's „Lucinde"*) bei dem ernstern Theile des deutschen Publicums sich einigermaßen um den sittlichen Credit brachten, wovon die Folge war, daß man auch ihrer religiösen Aufrichtigkeit mistraute. Aber trotz alle Dem können wir der Romantik ein zukunftvolles Princip, einen aus der Tiefe des Menschenwesens stammenden Trieb nicht absprechen, und es will uns scheinen, daß A. W. v. Schlegel, um auf ihn wieder zurückzukommen, 1806 die romantischen Bestrebungen richtiger zu würdigen verstand als 1838, wo er, gealtert, kalt und verlebt, wenngleich bei noch kräftiger Intelligenz, die Stimmungen und Gesinnungen seiner jüngern Jahre selbst beim besten Willen nicht mehr in ihrer wahren Gestalt und Wesenheit sich zu vergegenwärtigen vermochte, und nur noch abgebleichte Schemen vor der kühlen Seele des skeptischen und skoptischen Greises aufstiegen. In einem höchst merkwürdigen Brief an seinen Freund und „Schüler" Fouqué nämlich vom J. 1806, als er zwei Jahre von Deutschland entfernt war, und schon mit unbefangenerm Blick auf die hinter ihm liegenden Bestrebungen zurückschaute, spricht er sich, aus Veranlassung von seines Freundes Schauspielen, sehr beherzigenswerth über die Romantik, das Wahre in ihr und die ihr naheliegenden Versuchungen und Verirrungen, sehr ernst und würdig über seine eigenen Gesinnungen aus. Er findet den Grund davon, daß das Publicum gegen die kunstvollsten und reizendsten Erzeugnisse der Poesie sich so unempfänglich zeige, zum Theil darin, daß „die Dichter der letzten Periode", d. h. die Romantiker, die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie allzu sehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Er fährt fort:

Anfangs mochte Dies sehr heilsam und richtig sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fodert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste... Der Schmerz ist poetischer als das Vergnügen, und der Ernst als der Leichtsinn... Wollen wir die Poesie blos zum Festtagsschmuck des Geistes? zur Gespielin seiner Zerstreuung? Oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabenen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert, und dadurch schon in die religiöse Sphäre erhoben. Darum ist ja auch die Tragödie, und was im Epos ihr verwandt ist, das Höchste der Poesie. Was ist es denn was im Homer, in den Nibelungen, im Dante, im Shakspeare die Gemüther so unwiderstehlich hinreißt, als jener Orakelspruch des Herzens, jene tiefen Ahnungen, worin das dunkle Räthsel unsers Daseins sich aufzulösen scheint.

Unsere Zeit krankt an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen, und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen, an einem allgemeinen Mit-dem-Strome-schwimmen, in welche Sümpfe des Elends und der Schande er auch hinuntertreiben mag. Wir bedürfen also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Vielleicht sollte, so lange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredtsamkeit weichen... Von Dem was ich über die Freunde und Zeitgenossen gesagt nehme ich mich keineswegs aus. Ich weiß gar wohl, daß viele meiner Arbeiten nur als Kunstübungen zu betrachten

*) A. W. v. Schlegel war nüchtern und besonnen genug den Druck dieser „thörichten Rhapsodie" ernstlich zu widerrathen.

sind, die zum allgemeinen Anbau des poetischen Gebiets das Ihrige beitragen möchten, aber auf keine sehr eindringliche Wirkung Anspruch machen können. Diejenigen von meinen Gedichten die am meisten das Gemüth bewegen sind gewiß diejenigen, wo mich ein persönliches Gefühl trieb, wie die Elegie über meinen verstorbenen Bruder und die Todtenopfer. . . Viele Dichtungen unserer Freunde können allerdings sehr rühren und bewegen.

Das merkwürdigste Beispiel aber von den Usurpationen der Phantasie über das Gefühl finde ich und fand ich immer im „Lacrimas", wo unter blendender Farbenpracht die Herzenskälte sich nicht verbergen kann, und alle Ausdrücke der Liebe, Sehnsucht, Wehmuth u. s. w. in eine bloße Bilderleerheit übergegangen sind. Wundere dich nicht, daß ich hier strenger urtheile als du es vielleicht von mir zu hören gewohnt bist. Ich habe gleich beim ersten Eindruck so empfunden. . . Wende mir nicht meine Vorliebe für den so phantastischen, musikalischen und farbenspielenden Calderon ein. Meine Bewunderung hat Alles was ich von ihm kenne; mein Herz haben ihm Stücke wie „Die Andacht zum Kreuze" und „Der standhafte Prinz" gewonnen. Wo religiöser und nationaler Enthusiasmus eintritt, da ist er es selbst; im Uebrigen offenbart sich nur der große Künstler. . . Woher kommt denn Schiller's großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch Dem nachgejagt hat was ergreift und erschüttert.

Was den Werken der neuesten (romantischen) Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, sondern an der Wirkung und Absicht. Jene Richtung rührt zum Theil von den Umständen her unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben*) gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publicum wollten zu schaffen haben, und beschlossen für die paar Dutzend echte Deutsche welche in unsern Augen die Nation ausmachten ausschließend zu dichten.

Treffend sind in diesen Zeilen mehre Schwächen der romantischen Richtung aufgedeckt: die einseitige Pflege der Phantasie mit Hintansetzung der Rechte des Herzens und des realen Lebens, das zur Poesie erhoben und verklärt, von welchem nicht die Poesie als dünner Farbenauftrag abgelöst werden soll; die aristokratische Ausschließlichkeit, die sich zu vornehm dünkt mit der großen Masse der Menschen, mit der Nation wie sie nun einmal ist, herzhaft zu verkehren, und die damit verbundene Schwäche, das Unvermögen die Gemüther tüchtig zu packen, zu erschüttern, sie durch die Zaubergewalt einer wahrhaft lebensvollen und lebendigen, aus dem innersten Mark und Herzen quellenden Poesie über sich selbst und die Alltäglichkeit emporzuheben. Eine richtige Einsicht in den gesammten geistigen, moralischen und politischen Zustand der Nation, die würdigste Ansicht vom Wesen, von der Bedeutung der Poesie spricht sich in diesem vertraulichen Briefe aus; Begeisterung und Besonnenheit stehen im schönsten Gleichgewicht; und von derselben Gesinnung, von demselben Tone sind die so berühmt, so einflußreich gewordenen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", nur zwei Jahre später, 1808 in Wien gehalten. In diesem schönen Buche durchdringen sich geläuterte ästhetische und poetische Ansichten, sittliche und politische Gesinnungen aufs harmonischste; reiche literarhistorische Kenntnisse sind mit dem gebildetsten Geschmack gepaart; Inhalt und Form vereinigen sich zu einem erfreulich zusammenstimmenden Ganzen, und durch die edle, classische Popularität der doch nie ins Triviale herabsinkenden Sprache steht dasselbe als ein Musterwerk in der deutschen Literatur da. Denn nur zu häufig wird in ähnlichen Werken die Allgemeinverständlichkeit der Gründlichkeit geopfert, durch eine abstrus-wissenschaftliche Sprache der Leser abgeschreckt, oder umgekehrt, die Popularität in die Seichtigkeit der Ansichten, in die Breite der Darstellung gesetzt. Schlegel selbst wünschte später mehr dergleichen unternommen, seine Kräfte nicht am Einzelnen und zuweilen am Unbedeutenden verwendet zu haben. Es liegt nahe dies Werk mit Lessing's „Dramaturgie" zu vergleichen, in dessen Fußtapfen als Kritiker (namentlich auch in der Bekämpfung der französischen Tragödie) A. W. v. Schlegel vielfach getreten, und dem er, Lessing's, aber auch Goethe's und Schiller's Schüler, um ein für die deutsche Entwickelung unendlich reiches Menschenalter jünger, an Weite und Freiheit des Ueberblicks sogar überlegen ist, während er in Geistesschärfe und Meisterschaft der Sprache sich wol mit ihm messen mag, und nur in schlagender Kürze, in originellen Wendungen ihm nachsteht. Aber Schlegel's Werk hat den wichtigen Vorzug, daß es ein selbständiges Buch ist, das dem Leser überall auch den **Stoff** mitbringt, während Lessing's „Dramaturgie", mehr kritisch gehalten, die Kenntniß des Gegenstandes meist voraussetzt und Vieles allzu rhapsodisch berührt. Mögen Gervinus und Solger theilweise Recht haben, wenn sie, Jener die historische, Dieser die philosophische Gründlichkeit in diesen Vorlesungen vermissen; mag man sich an manchen Einzelheiten stoßen, wie z. B. an der bittern Beurtheilung des Euripides, in welchem er fast seinen deutschen Zeitgenossen und Feind Kotzebue zu verfolgen scheint, und den er in den Gedichten so charakterisirt (I, 35):

> Aeschylus ruft Titanen herauf und Götter herunter;
> Sophokles führt anmuthig der Heldinnen Reih'n und Heroen;
> Endlich Euripides schwatzt ein sophistischer Rhetor am Markte —

oder mag man ein Misverhältniß finden in der Ausführlichkeit mit welcher die englische und spanische dramatische Poesie, und in der Kürze mit welcher die deutsche behandelt wird: ein ungemeines Verdienst bleibt doch immer diesem Buche gesichert. Es ist eine schöne Frucht derjenigen Periode Schlegel's, wo er in der reifen Vollkraft seiner Jahre und seiner trefflichen Anlagen hinaus über die phantastische Ueberschwenglichkeit der Jugend und die sich selbst und Andere hetzende Ueberreizung einer nach welthistorischen Erfolgen dürstenden, reformirenden und opponirenden **Schule**, auf den großen und freien Schauplatz der **Welt**, des **Lebens** der **Völker** getreten, von der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart lebhafter ergriffen, mächtig angeregt von dem Genius einer bewundernswerthen Frau („in deren Augen ihre Freunde den Widerschein des Göttlichen mit stets erneuertem Entzücken erblickten", VIII, 203; „die immer sich selbst gleich, und immer unvergleichbar war", „eine einzige Frau, an der das Jahrhundert eine Zierde,

*) Lebte sie denn aber **nicht** in einem Goethe und Schiller?

und die Menschheit eine großherzige Bundesgenossin aller höhern Strebungen eingebüßt hat", VIII, 206), erfüllt von den Anschauungen der schönsten Natur und der Schöpfungen des classischen Alterthums (in Italien, in Rom), mit gehaltener, männlicher Kraft, mit ernstem Bewußtsein ein würdiges und mögliches Ziel verfolgte: Hebung des deutschen Volks durch allseitige, in die Tiefe gehende, nicht blos angetünchte, geistige, ästhetische, religiöse, moralische, nationale Bildung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. China, das Land und seine Bewohner. Aus dem Englischen von Friedrich Gerstäcker. Illustrirt von Allanson. Leipzig, O. Wigand. 1848. 8. 1 Thlr.
2. Mexico und die Mexicaner, in physischer, socialer und politischer Beziehung; ein vollständiges Gemälde des alten und neuen Mexico, mit Rücksicht auf die neueste Geschichte, nach deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Quellen dargestellt von A. K. Thümmel. Erlangen, Palm. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Quellen aus denen wir das Wissen über unsere Erde und deren Bewohner schöpfen, bereichern und befruchten können stehen in unsern Tagen wahrlich nicht mehr vereinzelt und verlassen da, von Jahr zu Jahr wächst ihre Anzahl, werden sie mehr geöffnet und zugänglicher gemacht und immer besser und allgemeiner benutzt. In der Alten Welt und Neuen Welt sind mehre große Gesellschaften zusammengetreten, welche bald aus rein wissenschaftlichen, bald aus mercantilischen, bald aus religiösen Zwecken dahin streben die Erde und ihre Völker genauer zu erforschen. Hier haben Fürsten und Volksvertreter, dort bedeutende Handelshäuser Eroberungs- und Entdeckungsreisen unternommen; hier wagten es einzelne kühne Wanderer, dort unternahmen es ganze Corporationen einzudringen in Länderstrecken und Völkerstämme welche bisher der civilisirten Welt verschlossen waren, um sich eine neue Heimat, einen gewinnreichen Verkehr zu erringen. Solche Bestrebungen, wodurch sich gerade unsere Zeit so recht charakteristisch auszeichnet, haben den Hauptgrund gelegt zu der bewunderten Höhe des geographischen und ethnographischen Bewußtseins der Gegenwart. Durch sie sind geographische Meisterwerke ins Leben gerufen, Werke welche in Hinsicht wissenschaftlicher Tiefe und Ausführlichkeit so hoch stehen, daß sie unserer Nachwelt einen ewig denkwürdigen Beweis der gründlichen Gediegenheit und des ausdauernden Fleißes abgeben werden. Durch sie sind periodische Schriften aller Art entstanden, welche im Laufe der Zeit die beständigen Fortschritte der Erdkunde frisch verkünden. Und tausend und abertausend Reisebeschreibungen und Sammlungen und Auszüge von Reisebeschreibungen sind durch eben diese Bestrebungen zu Tage gefördert, welche in allen Classen der gebildeten Lesewelt eine lebhafte Theilnahme an dem großartigen Aufschwunge der Länder- und Völkerkunde zu erwecken und zu nähren ämsig bemüht sind. Das ist eine Rührigkeit, ein Streben nach Aufklärung und Fortschritt, worüber sich die ganze gebildete Welt recht aufrichtig freuen kann. Darin prägt sich ein edles Zeichen der geistigen Erhebung unserer Zeit aus. Niemand der Herz und Kopf hat wird sich des Jubels über die erstiegene geographische Höhe, über den reichen Erntesegen der länder- und völkerkundlichen Aussaat erwehren können. Darum begrüßt Ref. jedes Werk das diesem geographischen Fortschritt wirklich angehört, oder auch nur angehören will, mit einem herzlichen Willkommen. So hält er auch den vorliegenden beiden Schriften die freundlich begrüßende Hand entgegen, obgleich sie nicht von großer Bedeutung sind, und sich weder durch Selbständigkeit noch durch Neuheit vor vielen ähnlichen auszeichnen.

Das erste der obengenannten beiden Bücher besitzt keine Vorrede, keine Einleitung, kein Inhaltsverzeichniß, und der Leser sieht sich genöthigt die Lecture frisch zu beginnen, um sich über die dazu gehörenden vorbereitenden Fragen Antwort zu verschaffen. Diesen Weg hat nun auch Ref. betreten müssen. Das Resultat seiner Entdeckungs- und Untersuchungsreise ist nun kein ganz ungünstiges geworden und läßt sich ungefähr so andeuten.

Das Buch gehört in die Classe der leichten, gefälligen Reiselecture, wie sie in neuerer Zeit vielfach gegeben und gern genommen wird. Es gewinnt seine Leser für sich wie fast alle über China herausgekommenen Schriften durch den Reiz der Eigenthümlichkeiten des chinesischen Volks. Seine Darstellung ist kurz und munter, mehr scherzend als ernst. Von steifer Gelehrsamkeit und tiefer Forschung hält es sich sehr fern, läßt sich aber ebenso wenig zu blos erdichteten Histörchen verleiten. Es will unterhalten, und zwar recht angenehm unterhalten. Das merkt man ihm überall an; aber es will auch nichts Anderes als Wahrheit geben. Hierin liegt der Grund, daß es nicht Alles aufzählt und bespricht was auf der betreffenden Reise nach und durch China beobachtet sein mag. Es gibt mit richtigem Takte nur Das was viele Leser am meisten interessirt, besonders aber solche Leser welche von China und den Chinesen noch nicht viel wissen. Mit den in neuester Zeit etwas in Miscredit gekommenen Touristenwerken ist es gerade seiner hervorragenden Wahrheitsliebe wegen nicht in einerlei Rang zu bringen, obgleich es ihnen in Hinsicht der gesprächigen Beredtsamkeit nicht gerade unähnlich wäre. Eine ganz durchgeführte Reisebeschreibung ist es auch nicht. Sein Anfang ist allerdings der Art, indeß wird in der Fortsetzung wenig oder gar nicht mehr daran gedacht; hier werden historische, geographische und ethnographische Gegenstände des ganzen Landes besprochen und die Wanderungen aus dem Gesichte verloren. Da kommt es dem Leser denn sehr wahrscheinlich vor, daß das Buch eine Zusammensetzung sei aus gesammelten Skizzen mehrer Reisen. Ueber den englischen Ursprung des Buches sind Ref. einige Zweifel gekommen. Manchmal wollte es ihm so scheinen als müßte das Werk aus der Feder einer englischen Dame geflossen sein, weil die weiblich zarte und leichte Darstellungsweise für diese Vermuthung paßt; dann kommen aber auch wieder andere Stellen vor, deren Derbheit dem Zartgefühle einer Dame nicht anpassen will. Und mitten in dieser Ungewißheit gewinnt auch noch die Vermuthung Oberhand, daß man es hier gar nicht mit einer eigentlichen Uebersetzung zu thun habe. Im Texte stehen deutsche Reflexionen. Nicht als gelegentliche Bemerkungen, sondern ganz so als wenn der erste Verfasser oder der Reisende ein Deutscher gewesen wäre. Wenigstens hat sich hier der deutsche Uebersetzer zu sehr in die Rechte des englischen Verfassers hineingedrängt. Von dem möglichen Verdacht, daß dem deutschen Herausgeber des Buchs am Ende gar kein englisches Originalwerk zu Grunde gelegen habe, wollen wir gar nicht reden. Es ist traurig genug, daß in einer gewissen Classe unserer Lecture die Uebersetzung mehr gilt und viel beliebter ist als das deutsche Original! Um das Ebengesagte mit einem Beispiele zu belegen, so wählen wir eine Stelle aus der ziemlich ausführlichen Darstellung des bekannten Opiumstreits heraus: „Manche haben um das Uebel zu heben (?) vorgeschlagen dem Opium nach China freie Einfuhr zu gestatten, und vielleicht nur eine hohe Steuer darauf zu legen; Andere wollen wieder das Christenthum heben, um durch dessen moralischen Einfluß jenes Laster zu vernichten; das Eine wie das Andere würde aber wol gleich erfolglos sein; das Erstere vernichtete nur das Schmuggelwesen, und das Christenthum ist noch nicht einmal in unserm aufgeklärten Deutschland im Stande gewesen das Laster des Trunks zu verbannen."

Unangenehmer als von diesen Einschiebseln des Uebersetzers ist Ref. noch von mehren Anreden an die Leser des Buchs berührt worden, welche höchst wahrscheinlich auch nicht im englischen Texte stehen. Hier werden die Leser an mehren Stellen

sogar als Kinder und zwar als ganz unerfahrene Kinder genommen. So beginnt das sechste Capitel: „Meine jungen Leser haben gewiß schon viel über Opium gehört, wie die Chinesen die Einfuhr desselben verboten ..."; an einer andern Stelle heißt es: „Ihr denkt vielleicht, daß die Sprache dieses Testaments und die früher erwähnten Thaten desselben Mannes nicht recht zusammenstimmen: wenn ihr aber einmal im Leben mehr Erfahrung gesammelt habt, so werdet ihr Das leichter begreifen ..."; und wieder eine andere Stelle hebt an: „Seht, Kinder ..." Und dennoch würde man sich sehr irren, wollte man nach diesen Einschiebseln das ganze Werkchen für eine Kinderschrift nehmen; denn es kommen auch wieder viel mehr Partien darin vor welche durchaus nur für Erwachsene passen. Im Interesse für das Buch selbst bedauert es Ref. sehr, daß sich diese Formfehler eingeschlichen haben. Thun sie auch der übrigen wirklich guten Sache gerade keinen Abbruch, so wäre es doch gewiß besser, wenn sie gar nicht vorkämen.

Doch nun wollen wir uns näher mit dem Inhalte des Buchs selbst bekannt zu machen suchen. Wir wählen zunächst einige Züge von der Beschreibung der dänischen Insel im Kantonflusse aus. In der Nähe dieser Insel werden auf den sogenannten Entenbooten Enteneier ausgebrütet, theils in besonders dazu hergerichteten Brütöfen, theils auch im Dünger. „Solch ein Entenboot ist sicherlich eine der größten Eigenthümlichkeiten in ganz China. An beiden Enden desselben befindet sich ein wenig über dem Wasser eine lange Platform, vielleicht 18—20 Fuß breit, mit einem etwas erhabenen Rande von circa einem halben Fuß. Hier werden die Enten aufbewahrt, und laufen indessen auf einer der Inseln neben welcher das Boot liegt schnatternd herum ihr Futter zu empfangen. Denkt euch nun eine Masse von oft 800—1000 dieser kurzbeinigen gackelnden Gesellen, die sobald die Sonne untergeht und der schrille Ton einer Pfeife gehört wird in wilder Eile herbeiströmen, um über hinausgelegte Planken auf die für sie bestimmten Boote zu laufen. Ihre Wächter stehen dabei am äußern Ende derselben mit langen Bambusstöcken, und die letzten bekommen gewöhnlich einige aufgezählt. Eine chinesische Ente hat aber viel zu viel Ehrgefühl, um sich so lange sie es vermeiden kann prügeln zu lassen."

Die Bilder aus dem Volksleben der Chinesen in den großen Städten sind unserm Werkchen oft meisterhaft gelungen. „Als ich", erzählt dasselbe, „die gedrängten Straßen von Kanton und Peking beschrieb, erwähnte ich auch des wunderlichen Volks das diese belebt, und sein Geschäft in freier Luft treibt. Unter diesen nimmt der Barbier einen bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Platz ein, und mit seinen Rasirmessern und Bürsten, seinem Sessel, dem kleinen Kochofen und Wasser wandert er fröhlich von einem seiner zahlreichen Kunden zum andern. Seine Dienste sind auch viel zu wichtig als daß man sie entbehren könnte; denn nicht allein ist er ein Barbier und Haarschneider, sondern auch Meister in der heilenden Kunst, und zugleich Shampooer aller Derer die seine Hülfe in Anspruch nehmen wollen. Da ihr aber noch nie Etwas von Shampooern gehört habt, so wird euch die folgende Beschreibung wol unterhalten. Ein Chinese, ein ernsthafter dicker Mann, mit einer ungemein kurzen Nase und sehr großen Ohren, trat auf einen solchen Barbier zu, wechselte ein paar geheimnißvolle Worte mit ihm, und setzte sich dann ruhig auf dessen Stuhl nieder. Der Barbier fing an ihn mit ungemeiner Geschwindigkeit und zwar mit den flachen Händen über den ganzen Körper hin zu klatschen; dann faßte er ihn an den Armen und dann an den Beinen, und zog und rückte aus Leibeskräften daran. Bald zerrte er ihn auf dieser Seite, bald auf jener Seite halb vom Stuhle herunter, und stieß ihn manchmal an den Kopf, manchmal in die Seite. Nun betippte er ihn wieder mit den Fingerspitzen von oben bis unten, machte ihm die Finger knacken, und strich ihm die Ohren, Schläfe und Augenbrauen. Dann fing er an zu kratzen, zu stechen und zu reiben; dann reinigte er ihm die Nägel an Fingern und Zehen, schnitt ihm die Hühneraugen, schüttelte den ganzen Menschen noch einmal tüchtig durch, und ließ sich nun für seine gewiß nicht unbedeutende Mühe ein sehr kleines Stück Geld von geringem Werthe bezahlen." In ähnlicher Weise wird dann auch der wandernde Schuhmacher, der Geflügelhändler, Kesselflicker beschrieben.

Ueber die chinesischen Volksbelustigungen enthält das Buch sehr viele recht hübsch erzählte Mittheilungen. Von den Jongleurs oder Taschenspielern gibt dasselbe unter Anderm folgende interessante Beschreibung. „Ein Mann nimmt aus einem Korbe eine ausgestopfte Ratte, diese zeigt er der ihn umstehenden Menge, und macht sie wirklich glauben, daß es ein lebendiges Thier sei das er eben vorgenommen habe. Während er die Gurgel dieses Thiers zwischen Daumen und Zeigefinger nimmt, drückt er den Rachen desselben auf und ahmt das Schreien und Röcheln der gequälten Ratte auf eine so treffliche Art nach, daß man eine Täuschung fast für unmöglich hält. Mit rasend schnellen Bewegungen sucht jetzt plötzlich das scheinbar geängstigte Thier seinen Händen zu entgehen; hier schlüpft es ihm unter dem Arme durch, dort läuft es ihm am Beine hinab, läßt sich fallen und springt in die Höhe, immer aber fängt es der Taschenspieler wieder; bald erwischt er es beim Schwanze, bald an einem Beine, und jedesmal kündet der gellende Schrei wie weh er ihm dabei gethan. Wenn aber endlich Die welche früher wußten, es handele sich nur um ein ausgestopftes Fell, anfangen überzeugt zu werden, sie hätten sich doch geirrt, dann faßt er plötzlich die in Todesangst wild aufkreischende Ratte, hält sie mit ausgestrecktem Arme hinaus, und zieht die Baumwolle hervor die das Fell bis dahin ausgespannt erhalten."

In dieser Weise ist das ganze Buch angenehm unterhaltend. Nirgend ermüdet es durch breite ausführliche Mittheilungen. Selbst die Schilderung der Opiumstreitigkeiten zwischen den Chinesen und Engländern, welche einen nicht unbedeutenden Theil des Inhalts ausmacht, ist doch durchweg kurz und interessant gehalten. Bei der neu ausgebrochenen Gährung zwischen den genannten beiden Völkern möchte vielen Lesern eine so übersichtliche, plane und unparteiische Sachlage wie sie das Werk bringt sehr willkommen sein. Ref. macht gerade in dieser Hinsicht darauf aufmerksam. Sucht man keine tiefe politische Philosophie über diesen viel durchsprochenen Gegenstand, so wird man das Buch gewiß nicht ohne einige Befriedigung aus der Hand legen. Die Illustrationen sind nicht gerade Meisterwerke, indeß ruht das Auge doch nicht ohne Wohlgefallen darauf.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Wohlangewendete Bibelstelle.

Die Herzogin von Perth begleitete die Königin von England, Jakob's II. Gemahlin, auf ihrer Flucht nach Frankreich, und hatte den Ihrigen versprochen über die Aufnahme welche König Jakob bei Ludwig XIV. finden werde Nachricht zu geben. Zu schreiben war hochgefährlich. Sie sandte ihrer Schwester ein aus ihrem Brevier herausgerissenes Blatt, auf welchem sich der von ihr unterstrichene erste Vers des 110. Psalms befand: „Der Herr (Ludwig XIV.) sprach zu meinem Herrn (Jakob II.): Setze dich zu meiner Rechten bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege."

Biblische Mottos.

Auf eine Geschichte der Philosophie: Baruch 3, 31. „Summa, es ist Niemand, der den Weg wisse, da man die Weisheit findet." Auf Revolutionen: Pred. Sal. 10, 7. „Ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen, wie Knechte." Auf ein Universitätsgebäude: Pred. Sal. 1, 18 „Wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lehren muß, der muß viel leiden." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 249. —— 5. September 1848.

August Wilhelm von Schlegel.
(Fortsetzung aus Nr. 248.)

Zwischen die zwei einen so grellen Contrast bildenden Perioden A. W. v. Schlegel's, zwischen seine phantastisch-romantische Jugend (die sich in Wahrheit bis in die reifen Mannesjahre, bis etwa in sein 35. Lebensjahr hineinzog), wo er für Calderon, für Dante, für die Kirche des Mittelalters, für die christliche Kunst und Legende schwärmte, oder zu schwärmen schien; wo er den Gegnern der Romantik ein erwünschtes Stichwort vom Trost des Glaubens liefernd (man erinnere sich an die Witze über die Karfunkelpoesie!) sang:

> Den strahlenden Karfunkel
> Nahm ich in grausem Dunkel,
> Der Schlange Tod, vom Haupt.
> Ich will ihn bei mir tragen,
> In allen Lebenstagen
> Wird er mir nie geraubt —;

wo er den „Bund der Kirche mit den Künsten" dichtete; wo er in den Anschauungen und Ausdrucksweisen der Mystiker schwelgte, wo er sang:

> Stets „drei mal heilig" dem Dreieinen schallet,
> Preis seiner Tochter, Mutter, Braut, Maria —

zwischen dieser ersten Periode Schlegel's und der letzten, wo er, in geläufigem, glattem und kunstvollem Französisch (man möchte fast meinen, um eine Sprache zu wählen die nicht über eine solche Gesinnungsänderung erröthen möchte!), mit Voltaire'scher Frivolität, mit weniger Bitterkeit, aber mit größern Kenntnissen, obwol auch mit auffallender Oberflächlichkeit des Verständnisses, sich in der Rolle des Skeptikers und Spötters gefällt (obgleich er behauptet, er führe seine Polemik gegen das Christenthum von einem religiösen Standpunkt, einem religiösen Princip aus); wo er die Religionen nach den Farben einzutheilen vorschlägt, oder in reinliche oder unreinliche; wo er von anonymen und berühmten Engeln witzelt; wo er sich über die Erzählung von Judith und Holofernes verbreitet, und seine Reflexionen mit den Worten schließt:

> Man kann kein Wohlgefallen an den Frauen haben welche ihren Liebhabern den Kopf abschneiden nachdem sie sich ihnen hingegeben. Die That der Judith wird so (wie sie erzählt wird) weniger grauenvoll. Holofernes, der einen derben Rausch dem ausgesuchtesten Genusse vorzieht, welchen er in Händen hatte, ist ein bloßer Barbar und flößt keine Sympathie ein —

wo er einen Paragraphen betitelt: „Maria Magdalena, tugendhaft, obgleich eine Heilige"*), und also beginnt:

> Maria Magdalena hat den Heiligenschein erlangt auf Kosten ihres weiblichen Rufs. Ich behaupte, daß sie vollkommen tugendhaft gewesen, und mache mich zu ihrem Ritter. Um die Ehre einer Dame zu vertheidigen ist es erlaubt selbst der Kirche den Handschuh hinzuwerfen u. s. w.;

wo er sich in den bittersten, seiner selbst wie der von ihm Verspotteten unwürdigen Epigrammen ergeht, die zum Theil witzig und spitzig genug ausgedrückt, zum Theil aber auch matt und ärmlich sind; wo er über Menschen und Dinge sich mit einer schwerlich zu überbietenden Kälte, Herzlosigkeit**) und Selbstgefälligkeit äußert —: zwischen diesen beiden äußersten Perioden, in deren einer er enthusiastischer und überschwenglicher Parteimann, in der andern erkälteter, isolirter, über den Menschen und alle ihre Bestrebungen auf der Warte des Spotts sich hinausstellender — Egoist war, fällt eine dritte, die schönste seines Lebens, in welcher er mit ermäßigter, besonnener Begeisterung, mit echt menschlicher Theilnahme, mit Hoffnung und Glauben eine würdige Lebensaufgabe verfolgte. Wenn er sagt: „Es ist immer mein Bestreben gewesen mich zu einem europäischen Gesichtspunkte für alle Erscheinungen des Jahrhunderts zu erheben"; wenn er es „für eine der edelsten und würdigsten Aufgaben für den denkenden Geist erklärt das Menschengeschlecht über seine bisherige irdische Laufbahn aufzuklären": so kann man hierin das Ziel und Princip seiner eigenen Bestrebungen angedeutet finden, nur daß er in seinen hoffnungsvollsten Zeiten noch weiter ging, und der Entwickelung des Geistes selbst auch eine bestimmte Richtung auf das vollkommenste glaubte geben zu können. Diese mittlere Periode scheint uns bezeichnet durch die Jahre welche er in der Gesellschaft der Frau v. Staël zubrachte, 1804—17, von seinem 37. bis 50. Lebensjahre.

Dies führt uns auf eine Ansicht und Auffassung von Schlegel's Persönlichkeit als Autor, die wir wenigstens Andern zur Prüfung vorlegen wollen. Es will uns bedünken, es habe ihm bei einer außerordentlichen intellectuellen Begabung, glücklich organisirten feinen Sinnen,

*) Freilich sagt er schon 1798: „Man verfällt so leicht in einen frivolen Ton, wenn man von diesem faire pénitents spricht."

**) Z. B. die Aeußerungen über seinen Bruder Friedrich (VIII, 285)

treffender und rascher Anschauung und Fassung, viel Scharfsinn und Urtheilskraft, trefflichem Gedächtniß, lebhaftester und durch den Schatz einer Menge von Anschauungen, Kenntnissen, Erinnerungen unterstützter Phantasie, vielseitig und harmonisch ausgebildetem Geschmack, großem Sprachsinn und rastlos vorwärts strebender Forsch- und Wißbegierde, bei all diesen Gaben, die ihn zu einem so vielseitigen Autor machten, habe ihm bis auf einen gewissen Grad die Seele, die eigene Seele, gefehlt, so ungefähr wie sie Fouqué's lieblicher „Undine" fehlte. Wir wollen damit sagen: er ermangelte (versteht sich nur in gewissem Grade, nicht absolut) der bestimmten, bewußten Richtung eines festen Mittelpunkts seiner Bestrebungen, eines ureigenen spiritus rector, und er empfing diese ihm mangelnde Seele, nach der er sich wol sehnte, sozusagen von Andern, aber zu verschiedenen Zeiten von Verschiedenen. Unter Seele verstehen wir hier nicht sowol Das was man sonst Gemüth nennt, sondern vielmehr die ganze Individualität, eine bestimmt ausgeprägte, überall in ihrer Identität sich behauptende Persönlichkeit, womit allerdings das Gemüth mehr noch als die Intelligenz zusammenhängt. Dieser relative Mangel einer Seele, wenn es gestattet ist in dem Bilde fortzufahren, machte A. W. v. Schlegel um so empfänglicher für fremde Einwirkungen, die dann in ihm selbst, bei dem Reichthum seiner intellectuellen Natur, alsbald Gestalt und Macht gewannen, und gewissermaßen schöpferisch wirkten.

Hiermit ist ausgesprochen was wir an A. W. v. Schlegel vermissen: eine tiefere Originalität, wie wir sie bei manchen Autoren und Menschen anerkennen müssen die an Talenten und nach ihrem Einfluß, ihrer Wirksamkeit tief unter ihm standen, die Eigenthümlichkeit der innersten Lebensquelle, die allem Streben und Schaffen eines Menschen einen unvertilgbaren Charakter verleiht. Unbewußt scheint er uns Dies dadurch anerkannt zu haben, daß er sich so gern mächtigen Persönlichkeiten und Geistern hingab, theils großen Genien der Vorzeit, einem Dante, Shakspeare, Calderon, die er mit so bewundernswerther Meisterschaft, mit so lebendigem Eingehen nachdichtete, theils ausgezeichneten Zeitgenossen; aber klar war er sich wol selbst dieses Mangels nie bewußt, und sofern er sich nach seiner intellectuellen Begabung mit Andern verglich, konnte er leicht dazu kommen, sich selbst zu überschätzen. Gegenüber von Schiller z. B. hat er sich wol nie richtig gewürdigt; an vielseitigem Wissen, an gelehrten und geschichtlichen Kenntnissen wußte, an fein gebildetem, poetischem Sinn glaubte er sich diesem überlegen, und verkannte den Unterschied des schöpferischen Genius vom hochgebildeten, in manchen Punkten vielleicht reicher ausgestatteten Talent. Und doch empfing Schlegel von Schiller, wie uns scheint, zum Theil die ersten, tiefern Anregungen und Impulse, er stand in seinen frühern Dichtungen sehr stark unter dem Einfluß der Schiller'schen Muse, und vielleicht, wenn Schiller mit mehr Schonung und Milde zu Schlegel und seinen Freunden sich zu stellen gewußt hätte, würde sein Einfluß auf diesen ein bleibender gewesen sein. Aber das anfänglich freundliche Verhältniß — Schlegel war ein eifriger Mitarbeiter an den „Horen" und Musenalmanachen gewesen, und hatte die Erzeugnisse von Schiller, wie die von Goethe, mit Wärme und Einsicht beurtheilt, und Goethe bekennt ausdrücklich, daß A. W. v. Schlegel's Gegenwart für ihn gewinnreich gewesen sei — trübte sich bald; es mag sein durch ein schroffes Benehmen Schiller's, denn Schlegel schreibt: „Ich hatte damals (1800) Ursache mit Schiller's Betragen in seinem persönlichen Verhältniß zu mir sehr unzufrieden zu sein." Jener Einfluß aber bleibt unbestreitbare Thatsache; theils die ästhetischen Ansichten und Aufsätze Schiller's haben offenbar die Grundlage gebildet auf welcher Schlegel, mit weniger tiefem und philosophischem Geist, aber mit reichern Kenntnissen fortbaute, so geringschätzig auch Schlegel nachmals von diesen Werken Schiller's urtheilte, dessen prosaischen Schriften kalte, abgezirkelte Eleganz, und den anerkannt bewundernswerthen „Briefen über die ästhetische Erziehung", die von Gedanken überströmen, „die äußerste Erstorbenheit" vorwarf; theils erscheint Schlegel in vielen seiner Gedichte unverkennbar als Nachahmer Schiller's, oder durch ihn angeregt. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Gedicht: „Die Bestattung des Brahminen, eine Phantasie, an meinen Bruder in Ostindien" (1790), in welchem die Nachahmung Schiller's höchst auffallend ist. Es ist das Metrum der „Götter Griechenlands"; Thema und Sprache aber erinnern theils an „Eine Leichenphantasie", theils an die „Elegie auf den Tod eines Jünglings". Häufig, ja fast durchaus meint man in diesem stürmischen, mit gewaltigen und crassen Bildern spielenden Pathos den jugendlichen Schiller zu hören. Die einzelnen Wendungen, das Rhapsodische der Form, die Anreden, die Ausrufungen, die Prädicate, die Contraste, sind Reminiscenzen, aber ganz in Schiller's Art und Ton gehalten. Man höre:

> Das ist Leichenzug! — Auf diesem wilden
> Acker, wo kein Thau auf Kräuter fließt,
> Wo die Sonne, nicht um zu vergülden,
> Nur zu dörren, glüh'nde Strahlen schießt,
> Brütet der Verwesung schwarzer Flügel
> Seit Aeonen über manchem Raub,
> Und vor jedem morschen Knochenhügel
> Wölkt sich nichts als Todtenstaub.
>
> Siehst du sie herannah'n? Schädel zittern
> Dumpfertönend unter jedem Schritt.
> — — — — — — — — —
>
> Schreiend rast am Rand der rothen Gluten
> Jedes Weib, zerrauft die Locken, wäscht
> Die zerpochte Brust mit Thränenfluten,
> Deren Guß den Brand der Qual nicht löscht.
> Fest am Boden haftend, blässer, stummer,
> Fürchterlicher sitzt der Männer Kreis.
> Gram belastet, schwer wie Sterbeschlummer,
> Ihrer Glieder starres Eis.

Sogar die unechten Reime, welche Schlegel Schiller nachmals so bitter vorwarf, fehlen hier nicht: Ungestüm — ihm, wohl — soll, wäscht — löscht. Aber aus dem Jüngling, dem Freunde Schiller's, ist bei Schlegel ein

Brahmine geworden, und auch Dies kann man bedeutsam finden. Nicht nur sucht die Nachahmung durch diese Veränderung sich zu verhüllen, es verkündigt sich darin auch schon jener phantastische Zug nach dem Fernen und Fremden, der der romantischen Schule, neben dem Hervorheben des Nationalen, eignet; die Gefühle des Herzens sollen auch noch durch das Fremdartige der Scenerie und des Costume, durch Das was die Sinne überrascht, gehoben und verstärkt werden; und endlich sahen wir schon in so früher Zeit Schlegel's Blick nach Indien hingerichtet, dessen Sprache, Poesie, Religion und Philosophie er in seinen spätern Jahren ein so eifriges und fruchtbares Studium widmete, und diese seine, sowie seines Bruders Friedrich Hinneigung zu jenem merkwürdigen Land und Volk erscheint auch äußerlich und menschlich vermittelt durch das Schicksal eines Bruders, der als Offizier mit einem hanöverschen Regiment nach Ostindien ging, daselbst früh starb, und von A. W. v. Schlegel durch ein sehr schönes Gedicht gefeiert wurde, von dem noch weiter die Rede sein wird. Den auf Schiller's Spuren wandelnden Dichter erkennen wir ferner in der freilich romantisch üppiger gefärbten Idylle: „Nikon und Heliodora", die uns wie eine erweiternde Nachahmung von Schiller's „Erwartung" gemahnt. Schon verhüllter und modificirter stellt sich die Einwirkung des Schiller'schen Geistes in dem „Bund der Kirche mit den Künsten" dar, einem Gedicht das freilich nur auf dem Boden der romantisch-romanischen Tendenz erwachsen konnte, das aber vielleicht nicht entstanden wäre, wenn nicht Schiller seine „Künstler" gedichtet hätte. Mit welcher Liebe sich Schlegel in dies herrliche Gedicht versenkte, sehen wir aus seiner tiefeingehenden, lebhaft anerkennenden, ja von Bewunderung überströmenden Beurtheilung desselben (VII, 1 fg.), wo er davon sagt: „Den Gedankenstoff der in den «Künstlern» entwickelt oder halb entwickelt liegt hätte der sonst schätzbare Dusch leicht an ein halb Dutzend Bücher ausgesponnen"; wo er den Meister rühmt „der mit kühnem und sicherm Gange die Grenze des Erlaubten betritt, und uns Erstaunen darüber abnöthigt, daß seine Ideen in der auffallendsten, überraschendsten Gestalt noch natürlich erscheinen". Nicht minder wird von ihm Schiller's „Reich der Schatten", später „Das Ideal und das Leben" betitelt, aufs höchste gerühmt, und am Schluß geurtheilt: „Die letzte Strophe malt uns die Befreiung von der Last des Irdischen so fühlbar hin, daß wir am Ende des Gesangs mit dem Vergötterten (Hercules) hinangeschwebt zu sein glauben"; und über dasselbe sagt er: „Es ist schwer über ein solches Gedicht, indem man den empfangenen Eindruck sinnlich machen will, nicht wieder zu dichten." Das schöne Gedicht Schlegel's: „Rom", Elegie an Frau v. Staël, auf das er selbst mit Recht einen großen Werth legte, das einen Schatz trefflicher Gedanken und erhabener Gefühle enthält, erinnert doch in der Anlage und im Ton vielfach, wie uns scheint, an Schiller's „Spaziergang".

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Das zweite Werk ist in seiner Anlage dem ersten sehr ähnlich. Wissenschaftliche Anordnung und Verarbeitung des Materials treten hier ebenso wie dort in den bescheidenen Hintergrund. Angenehme Unterhaltung ist auch hier der Hauptzweck, dem selbst die gründliche und vollständige Belehrung nachstehen muß. In dieser Eigenschaft übertrifft es aber das vorhergehende noch dadurch, daß es reicher ist an Mannichfaltigkeit und Ausführlichkeit, ohne dabei den Charakter der Skizzensammlung einzubüßen. Und war es bei jenem Werke noch ziemlich wahrscheinlich, daß ihm eine wirklich gemachte Reise und mithin Autopsie zu Grunde liege, so wird hier gerade das Entgegengesetzte zur Gewißheit. Der Verf. beschreibt ein Land von dem er Nichts gesehen. Darin kann man durchaus nichts Befremdendes finden: Das thun die meisten Geographen, und oft mit unendlich viel mehr Glück wie manche Reisenden. Indeß überrascht es doch sehr, wenn man bei genauerer Prüfung im Buche wenig oder gar kein eigentliches Eigenthum des Verf. antrifft. Er hat uns nur eine gute Materialiensammlung zur Länder- und Völkerbeschreibung Mexicos geliefert, an das wirkliche Handanlegen zur gründlichen Verarbeitung dieses Stoffs hat er nicht gedacht. Darüber dürfen wir aber auch nicht mit ihm rechten wollen, denn er gesteht in seiner Vorrede ganz unumwunden, daß er nur die „Auswahl einer Reihe lebensfrischer Skizzen aus den Werken solcher Schriftsteller des In- und Auslandes welche die mexicanischen Verhältnisse aus eigener Beobachtung kennen gelernt haben" geben wolle. Er hat gar keinen höhern Zweck gehabt als eine Zusammenstellung von wirklichen Auszügen aus Reisebeschreibungen und geographischen Werken über Mexico zu bewerkstelligen. Und wir können das vorliegende Resultat dieses Zwecks gut heißen, wenn sich auch einige Misgriffe mit eingeschlichen welche geradezu Tadel verdienen.

Da der Verf. mit streng durchgeführter Absicht sich fern hält von aller Gelehrsamkeit, so ist es natürlich, daß er von den großartigen und tiefen Forschungen eines Humboldt fast gar keine Notiz nimmt, selbst Werke wie die des Prinzen von Neuwied, Lyell's und Darwin's bleiben unberücksichtigt. Dagegen werden die Schriften von Burkart und Mühlenpfordt sehr ämsig benutzt. Darüber kann man sich nur freuen, denn es ist ja bekannt genug, wie wahr und treu uns gerade diese Männer Aufschluß über Mexico gegeben haben. Auch Das verdient mit Anerkennung erwähnt zu werden, daß der Verf. aus der Schrift der Frau Calderon de la Braca: „Life in Mexico during a residence of two years in that country", recht fleißig Auszüge aufgenommen hat, da diese Dame gerade über das innere gesellige Leben der Mexicaner eine ganz vortreffliche Arbeit geliefert; nur möchte es wol schon hier und da wünschenswerth erscheinen der lebhaften Phantasie dieser Dame nicht Alles aufs Wort zu glauben. Dann hat der Verf. auch mehre Beiträge von Dickson und einigen französischen Touristen aufgenommen, von denen Ref. wol wünschen möchte, daß sie im Buche nicht vorkämen. Denn Wahrheit und Wirklichkeit ist die Haupttugend des größten Theils des Buchs, und dazu passen die romanhaften und humoristischen Erzählungen nicht, welche nichts Anderes als Dichtung und nicht einmal schöne Dichtung genannt werden können. Ebenso hätte der Verf. auch wol etwas vorsichtiger sein können bei der Aufnahme einzelner Aufsätze aus dem „Ausland", aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" und aus der „Allgemeinen Auswanderungszeitung".

Um einige Mittheilungen aus dem Buche hier Platz finden zu lassen, so wählen wir zunächst eine interessante kurze Beschreibung über die berühmte Todtenhöhle im nördlichen Mexico, welche einem Schreiben des Gouverneurs von Durango an den Minister des Innern entnommen ist. „Etwas nördlich von der Stadt Durango, und noch in den Grenzen ihres Gebiets, erstreckt sich auf dem Ostabhange der Cordilleren von Norden nach Süden ein großes, unangebautes Thal, das man mit dem Namen Bolson (der große Beutel) de Mapimi bezeichnet. In

großen Entfernungen voneinander haben die kecken Colonisten Niederlassungen gegründet, wo sie zahllose Heerden aufziehen. Die Apachen, die Comantschen und andere indianische Stämme an der Grenze streifen oft bis dahin. Eines Tags war Don Juan N. Flores, Besitzer der Hacienda von San Juan de Casta, weit östlich in die bisher unbekannten Striche seines Gebiets vorgedrungen, und befand sich etwa 100 Leguas von Durango entfernt. An der Seite eines Bergs bemerkte er die Oeffnung einer Höhle, steigt hinauf und will hineindringen, tritt aber augenblicklich schreckvoll zurück und bekreuzigt sich. Er glaubte mitten unter Wilde gefallen zu sein, denn er hatte eine unzählige Menge Menschen im tiefsten Schweigen dasitzen sehen. Die Einsamkeit des Orts, wo kein Pferd, keine Spur eines menschlichen Fußes sich zeigte, ließ seine Gefährten glauben er habe geträumt. Sie traten wohl bewaffnet und mit Fackeln versehen in die Höhle. Welches Schauspiel! Mehr als tausend Leichen, vollständig erhalten, sitzen am Boden, die Hände unter den Knien gekreuzt. Sie sind in verschiedenen Gruppen wahrscheinlich nach Familien getheilt. Ihre Kleider bestehen aus Spitzenröcken (tilmas de lechuguilla), die mit bewundernswerther Kunst gearbeitet und gewoben sind, nebst Binden und Schärpen aus verschiedenen Stoffen und Farben, aber alle von lebhaftem Glanz. Ihr Schmuck sind Schnüre von Körnern oder kleinen Früchten, untermischt mit kleinen Kugeln wie von geschnittenen Beinen, kleine Kämme in der Form von Ohrgehängen, mit cylindrischen, vergoldeten und herrlich polirten Knochen. Die Sandalen sind aus einer in großen Maschen geflochtenen Lianenart und durch Schnüre von demselben Stoffe an die Füße festgebunden." Außer dieser Beschreibung der merkwürdigen Höhle wird noch eine ausführlichere aus dem französischen „Journal de la marine" mitgetheilt, und dann werden auch noch einige Notizen aus dem „Echo du monde savant" über diese mexicanischen Mumien gegeben.

Ueber Klima, Vertheilung der Bevölkerung, über Sitten und Lebensweise der Mexicaner sowol im Allgemeinen wie im Besondern enthält das Buch sehr schätzenswerthe Beiträge. Dann sind auch Beschreibungen einzelner Provinzen und Städte der Gesammtrepublik aufgenommen worden, welche nicht ohne lebhaftes Interesse gelesen werden können. Nur bleibt Alles ein zufälliges Zusammen von manchen guten Einzelheiten, woraus sich kein zusammengehöriges Ganzes bilden läßt. Wo dies Bedürfniß nicht gefühlt wird, oder wo es dem Leser ein Vergnügen gewährt das Fehlende sich selbst zu schaffen, da wird das Buch sicher eine günstige Aufnahme finden. Viele von den längst bekannten Eigenthümlichkeiten, Belustigungen und Gewohnheiten der Mexicaner sind auch hier wieder zur Sprache gebracht, aber oft mit einem ganz eigenthümlichen Reiz der Neuheit und Frische. So erwähnen wir die Beschreibungen der Stiergefechte, Hahnenkämpfe, Maskenbälle, Reiseabenteuer mit vielem Vergnügen gelesen zu haben. Auch sind die Frauen dieses Landes mit allen ihren Reizen, Tugenden und Untugenden sehr treffend zur Darstellung gebracht. Darum kann man es dem fleißigen Herausgeber Dank wissen, daß er mit so vielem richtigen Takt und Geschmack das Wissenswürdigste und Interessanteste über Mexico gesammelt habe. Nur sind einige Räubergeschichten, Gerichtsverhandlungen und Sittenschilderungen mit aufgenommen, von denen man nicht eben angenehm berührt wird, weil sie nicht allein an dem jetzigen Modefehler der crassesten Uebertreibung leiden, sondern auch kaum eine Spur der Wahrheit für sich haben. Es ist nöthig diesen Ausspruch zu bewahrheiten.

„Ein Jahr vor meiner Ankunft in Cosala", erzählt unser Verf. einem französischen Reisenden nach, „im J. 1838, war ein junger Mann, Namens Don Antonio B., der einer der reichsten und angesehensten Familien der Stadt angehörte, von den Genossen seiner Ausschweifungen unter schrecklichen Umständen erdrosselt worden. Die Mörder, fünf an der Zahl, ergriffen gleich nach der That die Flucht, wurden aber von ihren Verfolgern ereilt, und vier von ihnen erlagen denselben. Hiernach hätte man die blutige Geschichte ganz vergessen, wenn nicht der Fünfte, dem die Flucht gelungen war, durch seine Thaten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, indem er als Straßenräuber die Umgegend Cosalas und der Minen mit ebenso viel Verwegenheit als Glück brandschatzte. Indeß hatte dies Glück bald ein Ende. Denn als ich in Cosala ankam, war dieser Bandite, Namens Joachim Pacheco, vor einigen Tagen verhaftet worden. Ueberall sprach man von diesem Ereignisse, und das Gefängniß auf dem Marktplatze war von einer neugierigen Menge umringt. Jeder wollte den berüchtigten Pacheco sehen, und Jeder sah seinen Wunsch erfüllt." Der Räuber wird beschrieben, wie er mit gelassener Miene und vieler Würde eine Cigarre raucht. Dann wird der Leser mit dem Tribunal zu Cosala bekannt gemacht. Der Richter in einer Hängematte liegend hat den Angeklagten vor sich, der sich ganz bequem und wohlgemuth in einem Sessel schaukelt. „Nun, mein Sohn", beginnt das Verhör der Jury, „wir sollen dich also richten." Darauf antwortete der Angeklagte Nichts, steht auf und zündet sich eine Cigarre an, wobei er aber als gebildeter Mann bei dem Richter um Entschuldigung bittet. „Genire dich nicht, mein Sohn", bemerkt der Mann in der Hängematte, „Rauchen ist eine von den großen Beschäftigungen des Lebens, ich weiß es; leider aber ist der Taback, seitdem die Regierung die Regie verpachtet hat, ganz abscheulich geworden." Darauf antwortet der Angeklagte: „Aber es gibt noch brave Burschen, welche es mit den Zollwächtern aufzunehmen verstehen, und wenn Ew. Gnaden sich davon überzeugen will, so braucht sie nur dieses Päckchen Cigarren anzunehmen." Der Richter langt zu, zündet sogleich eine der Cigarren an, und findet sie ganz vortrefflich. Nun soll die Untersuchung beginnen, es fehlt an Papier und Federn. „Meine Kinder", sagt der Richter zu den nebenstehenden Dragonern, „aus Mangel an Papier mein Urtheil niederzuschreiben nehme ich euch zu Zeugen, daß ich den Joachim Pacheco, den Mörder des Don Antonio B., dazu verurtheilte binnen 48 Stunden an der Stelle wo er sein Verbrechen begangen hat erschossen zu werden. Führt ihn ins Gefängniß zurück." Hierauf handelt der Richter mit den Leuten welche den Verurtheilten erschießen sollen; er will nur vier Realen geben, und dafür wollen es gute Schützen nicht thun; deshalb wählt er Leute welche im Schießen so gut wie gar nicht geübt sind, und bei der Execution immer über den Delinquenten hinweg treffen. Dieser bittet zuletzt noch einige seiner Genossen, welche bei der Hinrichtung sehr vergnüglich zuschauen, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen; sie sollten auch Das haben was er bei sich führe. Nachdem er sich bestimmter darüber erklärt hat wie groß seine Kasse sei, schießen sie zu, und stürzen dann plündernd über den Entseelten her um die genannte Baarschaft zu sich zu nehmen; finden aber Nichts, worüber sie sehr unzufrieden sind. Die Unterredung des Sünders mit dem Geistlichen auf dem Wege zur Hinrichtung nimmt eine so ins Profane, ja Lächerliche gezogene Wendung, daß der Mönch mit seinem silbernen Crucifix dem Verurtheilten Schläge austheilt. Ref. erinnert sich nicht je eine miserabelere Geschichte gelesen zu haben. 25.

Notiz.

Eine heutige Wahrheit von 1789.

Unterm 26. Nov. 1789 schrieb Horace Walpole an die Gräfin Ossory: „Etwas wird Sie rühren. Der kleine, erst vier Jahre alte Dauphin, ein wunderhübsches Kind, lernte Fabeln die seine Gouvernante ihm vorsagte. Als diese eine derselben mit der Bemerkung schloß, daß das Geschöpf von welchem sie handle nach allen seinen Unglücksfällen zuletzt «heureux comme les reines» geworden sei, erwiderte er: «Hah! toutes les reines ne sont pas heureuses, car maman pleure depuis le matin jusqu'au soir.»" 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 250. —— 6. September 1848.

August Wilhelm von Schlegel.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Nicht an Bürger also, mit welchem Schlegel als junger Student in Göttingen genau bekannt wurde, und eine Zeit lang täglich verkehrte, und dessen Dichtungen er nach seinem Tode in einer ausführlichen und strengen, aber dabei anerkennenden und lehrreichen Recension beurtheilte, und hierbei auf das Misverständniß der poetischen Gattung der Romanze, sowie auf den falschen Begriff Bürger's von Volksthümlichkeit und Volkspoesie hinwies, während Schiller in seiner etwas herben Recension die Mängel der Bürger'schen Poesie auf die Mängel des Menschen zurückgeführt hatte, nicht an Bürger, welcher dem Jüngling Schlegel in einem volltönenden Sonett die Unsterblichkeit geweissagt hatte:

> Junger Aar, dein königlicher Flug
> Wird den Druck der Wolken überwinden,
> Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
> Oder Phöbus' Kunst in mir ist Trug!

sondern an Schiller, den nach dem Idealen Strebenden, schloß sich Schlegel im Anfang seiner poetischen Laufbahn an. Von früh an hatte er eine leidenschaftliche Liebhaberei zum Versemachen gehabt, und durch natürliches Talent wie durch Eifer, Aufmerksamkeit und Strenge gegen sich selbst brachte er es zur vollendeten Meisterschaft in der Form. In formeller Beziehung können sowol gereimte als metrische Gedichte von ihm als Muster gelten, zumal nachdem er in der Schule Goethe's und der Alten das Pathos der Jugend mäßigen gelernt hatte. Aber auch hinsichtlich des Inhalts, des Gehalts sind nicht wenige seiner Gedichte trefflich und classisch. Wie prächtig strömen die Wogen des Gesangs in „Arion", in „Kamzaſze" dahin, wie wohllautend ist die Sprache, wie kunstvoll, gedrängt, schlagend der Ausdruck, wie klar der Sinn, wie schön die Idee! Dasselbe ist von vielen Sonetten, Canzonen u. s. w. zu rühmen. „Jon", eine Tragödie, schließt sich durch die Würde, die Reinheit, das Aetherhelle und Prächtige der Sprache einerseits an die alten Tragiker, andererseits an Goethe's „Iphigenia" nicht unwürdig an; er wurde auf dem Theater zu Weimar mit Erfolg dargestellt, und von Goethe sehr günstig beurtheilt („Werke", XLV, 8—10). Unter dem Einfluß des Goethe'schen Geistes scheint dann ferner gedichtet: „Neoptolemus an Diokles", in welchem Schlegel das Andenken seines in Indien früh gestorbenen Bruders feiert, und das, bei aller Verschiedenheit der Personen und Situationen, doch lebhaft im Ton, in der Einkleidung, in einzelnen Wendungen an Goethe's „Euphrosyne" erinnert, in welchem Gedicht dieser den frühen Tod einer vielversprechenden Schauspielerin beklagt. Wie Goethe, legt Schlegel diese Elegie dem Schatten, dem Geist des Todten in den Mund. Einzelnes darin erinnert dann auch in seiner dem alltäglichen Leben sich anschmiegenden Einfachheit und Gemüthlichkeit an „Hermann und Dorothea".

So waren es Schiller und Goethe welche zuerst A. W. v. Schlegel sozusagen die poetische Seele liehen, oder seiner empfänglichen Bildsamkeit das Gepräge ihrer Geistesrichtung eindrückten. Nun aber trat eine Zeit ein, wo den ungeduldigen, feurigen, in ästhetischen und philosophischen Strebungen und Genüssen schwelgenden Geistern der gemessenere Gang der ältern Dichter als zu langsam, ihre männlich gereifte Haltung als Kälte und Nüchternheit erschien, und sie es unternahmen eine tiefere und universellere geistige, poetische, d. h. philosophische und religiöse Umgestaltung zu bewirken. Da gab sich nun A. W. v. Schlegel, der Aelteste der sogenannten Romantiker, und durch vielseitige gründliche Bildung und Gelehrsamkeit sich auszeichnend, aber minder productiv und tief als Tieck, Novalis, F. Schlegel, den poetischen Inspirationen, dem berauschten Enthusiasmus seiner phantasievollen Freunde und Genossen hin; die romantische Seele, aber eigentlich mehr nur eine geliehene Seele, erfüllte ihn, eine phantasievoll-religiöse Weltanschauung oder vielleicht richtiger Kunstanschauung bildete sich in ihm aus, und durch Nachbildungen, Uebersetzungen und eigene Productionen arbeitete er sich mehr und mehr in die mittelalterlich-katholisirende Stimmung hinein, wurde die Illusion, daß Dies seine eigenste Ueberzeugung, das Ziel seines gesammten Strebens sei, immer stärker in ihm. Aber allzu lange hielt diese Illusion nicht vor; durch sein nahes Verhältniß zu der Frau v. Staël aus dem romantischen Zauberkreise herausgerissen, überließ er sich jetzt mehr und mehr dem Einfluß dieser ihrem Geist nach wahrhaft männlichen, in der Tiefe ihrer Empfindungen und in ihrem Enthusiasmus aber echt weiblichen

Frau, welche ihrerseits aus dem Verkehr mit ihrem hochgebildeten Begleiter und Führer reichen Gewinn zog, während sie gewissermaßen sein Genius wurde. In dieser Periode reifte Schlegel zur besonnenen Männlichkeit, zu einer harmonischen Gesinnung; die Seele seiner großherzigen Gefährtin, die als Kind schon auf einem weltgeschichtlichen Schauplatz sich bewegt, die ein wechselvolles Leben durchlebt hatte, die einen weiten und geübten Blick für die Auffassung der Ereignisse, für die großen Umwälzungen, und eine nicht zu erschütternde Liebe zur Freiheit besaß, ging auf ihn über, stimmte ihn empfänglich für das Große im Leben und in der Geschichte, nicht blos in der Poesie und Kunst, weihte ihn ein zu edelm Haß der Unterdrückung und der Gemeinheit, zum männlich-ernsten Verständniß der ewig heiligen Gefühle des Herzens, zum Rechts- und Freisinn, zur Vaterlandsliebe, zur Ahnung der in der Geschichte waltenden Macht und Vorsehung. Ueber seine Gesinnungen und Strebungen in diesem Zeitraum, 1804—17, spricht sich A. W. v. Schlegel so aus:

In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wüßte, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie jenes lustige Streben, das wol der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht sein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, Gegenständen huldigt um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt.

Und später spricht er sich, erwärmend noch bei der Erinnerung jener Zeit, so aus:

Deutschlands politische Unabhängigkeit war dahin; es war bestimmt nach und nach dem französischen Reiche einverleibt zu werden. Aber etwas noch weit Höheres, das kostbarste Eigenthum der Menschheit, die geistige Bildung und die nationale Tugend, war dringend gefährdet. Wenn der Eroberer, der Länderverwüster Napoleon unwiderstehlich schien, so war der Despot, der Tyrann Napoleon noch weit furchtbarer als der Menschenverderber. Er bot der Eitelkeit, dem Ehrgeize, der Habsucht die glänzendsten Lockungen aus, nur Eine Bedingung war dabei: sein Herrscherwille, ja seine nur errathenen Winke mußten an die Stelle des Gewissens treten.... Die Poesie und Beredtsamkeit schätzte er als Organe der Schmeichelei; die Künste, weil sie seine Thaten und den Glanz seines Hofs verherrlichten. Aber die Philosophie, d. h. der freie Gedanke und die wahrhafte Geschichtschreibung waren ihm ein Greuel; die Bücher des Tacitus hätte er gern aus der Welt geschafft. Alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes im Bereich seiner Macht mußten die Livrée der Knechtschaft tragen... Bonaparte's Günstlinge und Vertraute sprachen von Patriotismus, Menschenliebe und Gerechtigkeit wie von alten Weibermärchen. In Deutschland zeigten sich ähnliche Wirkungen... In dieser namenlosen Trauer, unter so verzweiflungsvollen Aussichten, was blieb den Geistern übrig die nicht blos an der Erdscholle hafteten, den Herzen welche noch deutsches Blut durchströmte, als ein begeisternder Glaube: der Glaube an eine allgütige und allweise Vorsehung, die über die Schicksale der Menschen waltet; der Glaube, daß der Triumph des Bösen nicht auf die Dauer bestehen könne. Dann die Zuversicht, Deutschland sei noch nicht tief genug gesunken um die Schmach eines ausländischen Jochs geduldig zu ertragen, fremder Waffenruhm und fremdes Kriegsglück habe nur einen Theil seiner Bewohner geblendet, und es gebe noch Männer denen die besiegte Partei gefalle... Es war Pflicht in der hoffnungslosesten Lage zu hoffen, und diese Hoffnung in Andern zu nähren... Welchen höhern Zweck konnte sich die Poesie vorsetzen als den, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe unter der Asche glimmend zu erhalten, bis es einmal wieder in helle Flammen auflodern könnte. Auch ich dichtete damals vaterländische Lieder: eines bei der Eröffnung des Feldzugs im J. 1806, ein anderes bei der allgemeinen Entwaffnung.

Dann wieder:

Nichts kann die Menschheit mehr adeln als die Verbindung der Tapferkeit mit echter Frömmigkeit. Der blos weltlich gesinnte Krieger mag für irdischen Besitz und Ruhm sein Leben muthig daran wagen; dieser Muth kann durch Leidenschaft bis zur Tollkühnheit gesteigert werden... Aber zur besonnenen, freiwilligen Aufopferung gehört uneigennützige Vaterlandsliebe, das Vertrauen auf die gerechte Sache, das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht, vor Allem der Glaube, das irdische Dasein habe nur in Bezug auf höhere und unvergängliche Güter einen wahren Werth.

In hohem, sittlich ernstem Sinne ist auch die schon erwähnte Elegie „Rom" gedichtet (1806), welche mit den gewichtigen Worten beginnt:

Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt!

Die Tugend der alten Römer, ihre Vaterlandsliebe wird gepriesen:

Rüstigem Alter noch troff abhärtender Schweiß; doch schienen
Unter dem greisen Gelock Runzeln der Stirn Diadem.
D'rum auch liebte die Alten der Sterblichen Zeuger und Welt Herr,
Weil sie im Abglanz ihn stellten am würdigsten dar.
Oft zwar drängte sie Noth, doch jene verzweifelten nimmer,
Denn die geheiligte Scheu wandte von ihnen die Furcht.
Mit der Gefahr wuchs Jedem der Muth, sich für Alle dem Tod weih'n
Schien einfältige Pflicht ihnen in bäu'rischer Brust.
Wollust preisen für Tugend, die Weisheit klügelnder Griechen,
Schuf dem Fabricius Grau'n, nicht das gewaltige Thier.
Wacht und bewahrt, o Römer, die Zucht!

Dann wird Roms Entartung und Fall, ein abschreckender Spiegel, der Beschauung vorgehalten, und schmerzliche Wehmuth über den Wechsel und Untergang alles Irdischen, Schwermuth und fast Verzweiflung befällt den Dichter:

Alles, gedämpft und erblaßt, mahnt unser entschwindendes Dasein.
Und kein Hoffen erhebt über den irdischen Staub.
Noch nicht funkeln die Sterne, und gleichsam zwischen das Leben
Drängt ein Stillstand sich und die Unsterblichkeit ein.

Aber mit dieser Niedergeschlagenheit endet das Gedicht nicht, und der Aufschwung den das Gemüth des Dichters nimmt wird an das Bild seiner hochherzigen Freundin geknüpft, und ihre Wirkung auf sein Gemüth in beredten Worten geschildert, die wir wol als Zeugniß für unsere Ansicht geltend machen dürfen:

Doch, wie die heilige Nacht mit verheißenden Augen herabschaut,
Ahnet der strebende Geist freudige Wiedergeburt.
Tröstend begegnete so dein Blick mir, edle Gefährtin,
Jener entzückende Strahl göttlichen Doppelgestirns.

Wahrheit wohnet in ihm, und die liebende hohe Begeist'rung,
Welche, zur Wonne dem Schmerz, selber in Thränen erglänzt.
Wem du botest der Freundschaft Hand, kann nimmer verzweifeln,
Wann ungläubiger Hohn macht zum Phantom das Gefühl.
Zartheit hegend in tiefem Gemüth, beim Guten das Schöne,
Kennst du der Huld Anhauch, gleichwie der Größe Gewalt.
Mit vielfarbigem Zauber umgibst du den Dichter: es hemmt nicht,
Was Nationen entfernt, deinen geflügelten Geist.
Laß denn lauschen mich dir, Mittheilerin großer Gedanken,
Wenn das beredte Gespräch siegenden Lippen entströmt.
Viel von erhabenen Männern der Vorwelt wollen wir reden,
Von Mitlebenden auch, oder den Opfern der Zeit.

Ja, so erfüllt ist der Dichter von der Seele seiner edeln Gefährtin, daß er, in ihre persönlichsten Gefühle eingehend, dies in gewissem Sinne die Weltgeschichte befassende Gedicht mit einer verherrlichenden Hindeutung auf ihren kurz zuvor gestorbenen, von ihr bekanntlich schwärmerisch verehrten und leidenschaftlich betrauerten Vater, Necker, schließt.

(Der Beschluß folgt.)

Novellen von Friedrich Voigts. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn es wahr wäre, daß zu einer guten Novelle nur ein gewisses Talent der Erfindung gehöre, so würde man die in diesen beiden Theilen enthaltenen Novellen zu den guten rechnen können, und zwar um so mehr, da der Verf. auch noch eine gewisse Gewandtheit im Erzählen selbst besitzt. Da aber zu einer guten Novelle vor Allem gehört, daß die einzelnen Ereignisse in Einklang gebracht, daß eine höhere Einheit die einzelnen Glieder umfasse, und daß in der Zeichnung der Charaktere eine psychologische Schärfe um so nothwendiger ist, als sonst dieselben alle halt- und gestaltlos durcheinander schwimmen: so wird man von diesem Standpunkte aus den vorstehenden Novellen manchen gerechten Vorwurf machen können. Namentlich kann man nicht verkennen, daß die einzelnen Erzählungen in ihren einzelnen Theilen zu rhapsodisch nebeneinander gehalten sind; es ist keine eigentliche geistige Durchbildung des Stoffs sichtbar, und die Begebenheit oder vielmehr die Begebenheiten sind so sehr im Vordergrund, überragen so sehr die Idee des Ganzen, daß man nur schwer oft nach jener sucht, und sie oft gar nicht zu finden im Stande ist. Durch die Art und Weise wie der Verf. in der Erzählung weiter schreitet, wie er die Fäden durcheinander schlingt, geht gar oft der ruhige Erzählungston verloren; die Sache wird unklar, räthselhaft, bis man erst auf spätern Seiten erfährt wie das Ganze zusammenhängt, ohne daß jedoch diese Methode im Stande wäre den Leser zu spannen. Es geht oft so wild durcheinander; der Verf. führt seine Personen nach entgegengesetzten Theilen, ohne daß wir den Zusammenhang kennen, ja ohne daß wir selbst die Personen wiederzuerkennen im Stande sind. Dadurch entsteht eine gewisse Unklarheit, die oft dadurch noch vermehrt wird, daß im Laufe der Erzählung fortwährend neue Personen eintreten, oder alte in ganz neuen Situationen; ein Charakter nur als Nebenperson im Eingang geschildert, als Stafage behandelt, verschwindet in der Mitte ganz um am Ende wieder als mithandelnde Person aufzutreten. Dadurch stumpft das Interesse der Erzählung ungemein ab, weil die Personen nicht zur rechten, echten Theilnahme uns auffodern. Eine besondere Vorliebe scheint der Verf. bei der Construction seiner Novellen für Kinder der Liebe, heimliche Söhne und Töchter, verlorene Söhne zu haben, die im Laufe der Erzählung auftreten, und dann durch verschiedene Schicksale zu ihren Aeltern wieder geführt werden. Wir wollen hier blos an zwei Erzählungen, „Der Schatzgräber" im ersten Theil, und „Der verlorene Sohn" im zweiten Theil, erinnern, wo die Darstellung oft so abenteuerlich ist, so sehr ins Fabelhafte streift, daß dadurch der Gesammteindruck bedeutend geschwächt wird, die Begebenheit mehr gemacht und erfunden als natürlich und einfach erscheint. 11.

Notizen.

Noth der englischen Touristen im Jahre 1848.

Wie unangenehm den reichen und reiselustigen Engländern unsere Unruhen sind ergibt sich aus folgendem Klageliede welches das „Athenaeum" anstellt: „Nichts wird von den vergnügungssüchtigen Classen schwerer gefühlt als die Beschränkung und Unterbrechung jenes Verkehrs mit dem Festlande welcher für so Viele unter uns während Europas 30jähriger Ruhe zum Bedürfniß geworden ist. Dies Jahr wird es Wenige geben die im Louvre, im Luxembourg und in den Galerien von Versailles Forschungen anstellen; auch die unternehmendsten Freunde Venedigs haben nur geringe Wahrscheinlichkeit auf einer Gondel zu schwimmen. Der Baukünstler der sich aufmacht um Palladio in Vicenza zu Rath zu ziehen könnte statt Dessen leicht eine zu genaue Bekanntschaft mit Radetzky machen. Die Sixtinische Madonna in Dresden ist kaum außerhalb des Bereichs eines czechischen Ueberfalls. Statt des dumpfen Horns des Nachtwächters und seines eigenthümlichen frommen Liedes in den Straßen der alten deutschen Städte kann der Reisende leicht dazu kommen um Mitternacht durch eine Katzenmusik aufgeweckt zu werden die man unter den Fenstern einer dem Communismus abholden Person aufführt; er mag noch von Glück sagen, wenn er nicht durch erbauliche Töne aufgeschreckt wird die nicht viel weniger gräßlich sind als das Aufschlagen eines Schafots, nämlich durch den Lärm der Erbauung einer Barrikade nach der neuesten französischen Mode."

Klopstock.

Eine neue Uebersetzung Klopstock'scher Oden („Odes of Klopstock. From 1747 to 1780") von William Nind rühmt die englische Kritik als vorzüglich gelungen. Diese Uebersetzung ist nicht im Metrum des Originals, sondern meist in gereimten Versen geschrieben. Als kleine Probe diene der Schluß der Ode „Die beiden Musen".

She spake. The moment of decision stern
Came with the herald. And with eyes of fire,
„I love thee" quick Teutona did return;
„I love thee, Briton, and admire.

But yet not more than immortality,
And those fair palms. Reach, if thy genius lead,
Reach them before me! But when thou dost, I
Will snatch with thee the garland meed.

And — how my heart against its barrier knocks! —
Perchance I shall be first to gain the wreath,
Shall feel behind me on my streaming locks,
The fervor of thy panting breath."

The herald sounds: they flew with eagle flight,
Behind them into clouds the dust was tossed;
I looked; — but when the oaks were passed, my sight
In dimness and the dust was lost.

Nicht unwahrscheinlich, daß Nind's Uebersetzung mehr Leser in England findet als gegenwärtig das Original in Deutschland. 74.

Bibliographie.

48 Briefe Sr. Kaiserl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Johann von Oesterreich an Johann v. Müller. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Förster, J. H. K., Geschichte der Deutschen und der Grundzüge des deutschen Rechts. 1ster Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gerhard, E., Ueber die Kunst der Phönicier. Eine in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Mit 7 Kupfertafeln. Berlin. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gioberti, V., Die neuen Jesuiten. Aus dem Italienischen von K. A. Seyfert. Mit Anmerkungen von L. Bourdin. 1stes bis 10tes Bändchen. Leipzig, Schäfer. 8. à 3 Ngr.

Humboldt's, W. v., gesammelte Werke. 6ter Band. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Osten, F., Schutzfragen für Kunst und Künstler in Deutschland, besonders im Königreich Hannover. Hannover, Gebr. Jänecke. 12. 10 Ngr.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie. 14ter Theil. 3tes Buch: West-Asien. 2te stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. — A. u. d. T.: Die Erdkunde von Asien. Band VIII. 2te Abtheilung: Die Sinai-Halbinsel, Palästina und Syrien. 1ster Abschnitt: Die Sinai-Halbinsel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Sparre, v., Die allgemeine Einkommensteuer als einzige gerechte direkte Abgabe, aus Theorie und Erfahrung nachgewiesen. Gießen, Ferber. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansprache der Gesammtheit der ordentlichen Professoren der Georgia Augusta als Wahlcorporation an ihren Landtags-Abgeordneten. Von der Wahlcorporation veröffentlicht. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Ngr.

Banniza, K., Standrede an den verrathenen und verkauften deutschen Michel. Düsseldorf, Kampmann. 8. 1 Ngr.

Blum, L. v., Die Armee und die Gegenwart. Ein Wort zur Beherzigung. 4te Auflage. Erfurt, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Blume, W. H., Deutschland und die Republik, herausgegeben vom patriotischen Verein zu Brandenburg. Brandenburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Denkschrift des Hessischen Volkslehrerstandes, seine Bildungs-, Stellungs- und Besoldungs-Verhältnisse betreffend. Darmstadt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diezel, G., Meine Ausweisung aus Nürnberg. Mit einer Einleitung über mein Verhältniß zum Correspondenten von und für Deutschland. Zur Geschichte der Reaktionsepisode in der deutschen Revolution. Bamberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Entgegnung auf die Schrift: die Deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee. Geschrieben am 29. Juli 1848. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Ngr.

Erinnerungsblätter an das 500jährige Jubelfest des Lyceums zu Hannover und die 50jährige Dienstjubelfeier des Direktors G. F. Grotefend am 2. Febr. 1848. Hannover, Hahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Des Ministers Ficquelmont Einsetzung und Abdankung. Zwei constitutionelle Schwabenstücke, auch u. d. T.: Publizistische Beiträge zur Geschichte des deutschen Michel. Beitrag I. von einem Manne der entschiedensten Opposition. Wien. Gr. 8. 2 Ngr.

Freundt, L., Eine oder zwei Kammern? Ein Wort zur Verständigung über diese Frage. Königsberg, Bornträger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoffmann, C., Woher und Wohin? Eine populaire Schrift zur Aufklärung über die social-politische Bewegung der Neuzeit. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Karsten, G., Vorschläge zur allgemeinen deutschen Maass-, Gewichts- und Münz-Regulirung. Berlin, Decker. Lex.-8. 5 Ngr.

Dewel, J. M., Er ist fort, der gefährliche Dr. Schütte! Eine Triumphrede auf seinen Fortgang und der Geschichte Rückgang. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 1 Ngr.

Pfahler, Rede nach der Enthauptung des Raubmörders Joseph Frei von Gmünd gehalten auf der Richtstätte bei Tettnang am 1. April 1848. Mit einer Schilderung der Verbrechen des Raubmörders. Lindau, Stettner. Gr. 8. 2 Ngr.

Sendschreiben an den Abgeordneten Hrn. Sydow zur Begründung eines Misstrauens-Votums. Vom Vorstande des Vereins des 5ten Berliner Wahlbezirks. Berlin, Krüger. Gr. 8. 1½ Ngr.

Kleines Staats-Lexikon in der Westentasche, — oder vollständige Erklärung alles dessen, was Jedermann in politischer Beziehung heutzutage zu wissen unumgänglich nothwendig ist. Merseburg, Garcke. 32. 1 Ngr.

Der dritte Stand und der Reichstag. Grundzüge der gerechten Forderungen zur Constituirung einer das Glück Oesterreichs und sämmtlicher Provinzen begründenden freisinnigen Verfassung. Wien, Sallmayer u. Comp. Lex.-8. 12 Ngr.

Stände-Deputirte Schleswigs an den Dänischen Staatsrath. Uebersetzung aus dem Dänischen. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 6 Ngr.

Steinhäuser, W., Evangelium der Gegenwart. 1ster Prolog. Berlin, Springer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Streng, K., Ausführliche Biographie des am 13. März 1848 in Wien gefallenen Freiheitshelden Karl Heinr. Spitzer. Mit freisinnigen Ansichten über Staatsverhältniß, philosophische Lehrvorträge und Verfolgung der Israeliten. Aus den Mittheilungen seines Herrn Erziehers und Arztes H. Schlesinger. Wien. Gr. 8. 2 Ngr.

Suckow, G. F. W., Aufruf an alle protestantische Christen in Schlesien, die unter den gegenwärtigen Trübsalen Trost und Hülfe bei Gott finden wollen. Schweidnitz, Weigmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Taute, G. F., Die Wissenschaft und die Universitäts-Studien den Zeitbewegungen gegenüber. Eine Rede zur Eröffnung seiner Vorlesungen für das Sommersemester 1848. Königsberg, Bornträger. 4 Ngr.

Die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, des Staates New-York, des Königreichs Norwegen und des Königreichs Belgien. Als Anhang der Entwurf der neuen Preußischen Constitution. 4te und 5te Auflage. Berlin, Hempel. 8. 5 Ngr.

Verhalten derjenigen Truppen, welche bei den Ereignissen in Berlin am 18. und 19. März 1848 thätig sein mußten. 2te Auflage. Leipzig, Orthaus. Gr. 8. 3 Ngr.

Verzeichniß der an den drei Märztagen Gefallenen, nebst Angabe des ärztlichen Befundes. Mit einer Eingangsrede von K. Streng. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Wander, K. F. W., Offene Erklärung an Ein hohes Ministerium der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten gegen die abgehaltenen Kreisversammlungen und noch bevorstehenden Provinzial-Konferenzen der Volksschullehrer. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Ngr.

Sieben Weissagungen der Ludmila Chmel, Nonne im Kloster St. Francisci zu Prag, über die für Böhmen und das übrige Deutschland wichtigern, bis zum Abschlusse dieses Jahrtausends sich ereignenden Weltbegebenheiten; worunter der jüngsterfolgte durch Mißdeutung des Orakels verunglückte Czechenaufstand. Aus einer im Prämonstratenserstift Strahow zu Prag aufbewahrten böhmischen Handschrift aus dem 13. Jahrhundert zum ersten Mal verdeutscht rc. von Aloys Minarpik, zu Druck befördert von J. E. Polatschek. Weimar, Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weiße, C. H., Ueber das Zweikammersystem in den deutschen Einzelstaaten. Rede, gehalten im deutschen Verein zu Leipzig. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 251. —— 7. September 1848.

August Wilhelm von Schlegel.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Mit dem Tode der Frau v. Staël aber, 1817, wich von Schlegel, will uns scheinen, der Genius der ihn in den letzten 14 Jahren beseelt, seine hohe Intellectualität erwärmt hatte, und überließ ihn den entgegengesetzten Einflüssen des erkältenden, vereinsamenden, kritischen und krittlichen Alters. Noch hörte er nicht auf in der gelehrten Welt zu glänzen; nun erst begann er mit Eifer seine indischen Studien; er schrieb die Mehrzahl der Aufsätze in französischer Sprache, die zahlreichen französischen Epigramme, sowie die deutschen, die zu Anfang der dreißiger Jahre so viel Unmuth und Erbitterung erregt haben: — aber abgesehen von seiner gelehrten Wirksamkeit war seine Richtung im Ganzen eine skeptische, verneinende, spöttische; er wurde von Niemand und von Nichts mehr begeistert, und was er trieb galt ihm fast nur wie ein geistreiches, zeitverkürzendes Spiel, bei dem er sich am Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über Andere und seiner kalten Gleichgültigkeit mit halbbitterer Selbstgefälligkeit weidete. Zwar verleugnet er auch jetzt nicht durchaus den Ernst; in einer seiner religionsphilosophischen Rhapsodien ruft er dem fingirten Prinzen Dara-Chouko zu:

Kehre in dich selbst ein; suche bis in den Mittelpunkt deines Wesens zu dringen, dessen Hülle nur der Leib mit den Organen der Wahrnehmung und Thätigkeit und die Vernunft selbst ist. Gott ist in dir; da läßt er sich finden von reinen Seelen wie die deinige. Aber diese Offenbarung läßt sich nicht in Worte kleiden. Sobald man sie in jene abstracten, für die demonstrativen Wissenschaften erfundenen Ausdrücke zu übertragen sucht, wird Alles Verwirrung und Dunkel. Es genügt, daß der Zeuge aller unserer Gefühle, der alte Einsiedler in unserm Herzen, uns hört und zu uns redet. Er verläßt uns nie, obgleich wir ihn manchmal aus dem Auge verlieren im Aufruhr der Leidenschaften, im Wirbel der weltlichen Dinge. Du wirst ihn wiederfinden in der Rührung welche jede hingebende Pflichterfüllung, jeder großherzige Entschluß in dir erregt.

Aber oft ist es als ob in seinem eigenen Innern jener alte Einsiedler zu Stein geworden wäre. An die Stelle religiöser, in Dichtungen ausgesprochener Gefühle und Phantasien traten nüchterne, verständige Zergliederungen des religiösen Glaubens und witzige Sarkasmen; an die Stelle der politischen Ueberzeugung, der patriotischen Begeisterung künstliche und bittere Epigramme nach verschiedenen Seiten hin; die Forschungen in den Urzeiten der Völker gingen Hand in Hand mit leichtfertigen Impromtus auf die politischen Ereignisse, Anekdoten und Klatschereien des Tages; die Philosophie hat ihren frühern begeisterten und hoffnungsreichen Jünger verloren. Schlegel schreibt jetzt, und diese Sentenz für sich allein genommen würde keineswegs eine geistige Entkräftung verrathen, wenn nicht andere Symptome darauf hinwiesen:

Die Philosophen sind die Sisyphusse des menschlichen Gedankens. Welche Anstrengungen sie auch machen, auf welche Seite sie sich auch wenden um einen minder steilen Abhang zu finden, es gelingt ihnen nimmermehr den Fels auf den Gipfel zu wälzen und zur Ruhe zu bringen. Wenn Dies ist, wird man sagen, wozu dann die Philosophie? Ich antworte: erstlich ist es eine vortreffliche Leibesübung Berge hinanzuklimmen, besonders wenn man eine recht schwere Last vor sich her wälzt. Das spannt die Muskeln, erweitert die Brust, und stärkt die ganze Constitution. Sodann, wenn die Sisyphusse den Fels seinem natürlichen Hang überließen, so würde er in die Sümpfe unten am Berge hinabrollen, und im Schlamme der Sinnlichkeit begraben bleiben. . . Das Problem der Philosophie ist unlösbar, aber während man sich darüber den Kopf zerbricht, stößt man unterwegs auf viele schöne und gute Sachen.

Freilich würden mit solchen Aeußerungen Fichte und Schelling so wenig zufrieden sein als Novalis mit den Religionsspöttereien à la Voltaire, mit Sätzen wie folgender (aus den „Pensées“, die ziemlich der Gegensatz von den „Pensées“ Pascal's sind):

Die Beichte ist die Einweichung der reuigen Seelen; dann kommt das Abendmahl, das deren Wäsche und Bleiche ist, worauf der große Haufe der Sünder wieder anfängt sein Weißzeug von neuem zu verschwärzen.

Soll man sagen, A. W. v. Schlegel sei im letzten Viertel seines Lebens als eine Ruine seiner selbst dagestanden, oder: er sei zu alt, zu selbstisch, und zu wenig empfänglich und bildsam mehr um sich fremden, mächtigern, energischern Seelen mit Liebe hinzugeben, Das gewesen was er aus und durch sich selbst, durch seine großen intellectuellen Anlagen ohne eine ihnen ganz entsprechende Persönlichkeit, sein und werden konnte? Ist nicht wenigstens das Urtheil durch das Bisherige hinlänglich begründet, daß ihm jene selbstvergessende Hingebung einer wahrhaft priesterlichen Seele gefehlt habe, welche in den großen Männern auf dem Felde der Poesie und Literatur wirkt und sich offenbart?

Erwägen wir die Stellung welche A. W. v. Schlegel in der deutschen Literatur einnimmt, so ließe sie sich vielleicht auch noch in dieser Weise bezeichnen: Oken, in seiner scharfsinnigen und geistvollen „Naturphilosophie" läßt in Einer Thierclasse sich die andern Thierclassen wiederholen, er spricht z. B. innerhalb der Classe der Säugethiere von Fischsäugethieren, von Vogelsäugethieren; er unterscheidet unter den Vögeln z. B. Fischvögel, Lurchvögel, reine Vögel und Säugethiervögel. Dem analog könnte man behaupten, daß innerhalb der Literatur der verschiedenen Völker sich bis auf einen gewissen Grad, in gewissen Dichtern und Autoren, der auszeichnende und eigenthümliche Charakter fremder Literaturen wiederhole, daß z. B. in der deutschen Literatur selbst den durch und durch deutschen, den Nationalcharakter am reinsten und prägnantesten darstellenden Schriftstellern solche zur Seite oder gegenüberstehen welche durch ihre Individualität, nicht etwa durch Nachahmung und äußern Einfluß, den Engländern, den Franzosen, auch wol den Italienern oder Spaniern, oder vielleicht selbst den alten Griechen und Römern, oder orientalischen, persischen oder indischen Schriftstellern verwandt sind. Wollte man Dies zugeben, so könnte man behaupten: A. W. v. Schlegel stelle in gewissem Sinne den französischen Charakter innerhalb der deutschen Literatur dar. Dies ist nicht so miszuverstehen, als sollte ihm dadurch der deutsche Charakter abgesprochen werden, sondern nur so, daß der dominirende deutsche Charakter bei ihm eine an den französischen Charakter erinnernde Färbung trage; wie man z. B. von Diderot, der durch und durch Franzose war, auch schon gesagt hat, daß er etwas Deutsches an sich habe, und wie man Dies mit Recht von Sainte-Beuve behaupten kann, womit Deutschland mehr Ehre geschieht als durch die Zuweisung Diderot's. Zwar kann man an die Abneigung und Geringschätzung erinnern welche Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen gegen die französische Tragödie, und im Grunde gegen die ganze französische hohe Poesie an den Tag legt; an die Epigramme, womit er bis in seine letzten Zeiten die Franzosen verfolgte*); an seine nationale Entrüstung gegen das französische Joch und den fremden Despoten Napoleon: aber die politischen und nationalen Gesinnungen haben mit der literarischen Zu- oder Abneigung Nichts zu schaffen; und die obige Behauptung könnte gegründet sein, selbst wenn Schlegel die ganze französische Poesie und Literatur verachtet und gehaßt hätte. Dies war jedoch keineswegs der Fall; der Sprache eines Volks das man mit Widerwillen ansieht widmet man wol schwerlich ein solches Studium, daß man sie als Meister schreiben, daß man ihr Dichten lernt, daß man sie am Ende mit Vorliebe und fast ausschließlich schreibt. Mit unverkennbarer Genugthuung schreibt er schon 1806 an Fouqué, daß er sich im Französischschreiben übe, und was er geschrieben außerordentlichen Beifall gefunden, besonders auch von Seite des Stils. Seine Lebensweise lade ihn zu dieser nicht zu verschmähenden Fertigkeit ein. Und diese Neigung begreift sich um so leichter, je mehr man anerkennt, daß Schlegel in der Art seines Geistes etwas Französisches hatte: das Klare, Präcise, Abgerundete, die Fähigkeit zu popularisiren, ohne trivial zu werden, die Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung; den Witz oder esprit — falls dies Wort wirklich unübersetzbar sein sollte —, das Uebersichtliche und gefällig Abwechselnde, während ihm die freilich leichter zur Dunkelheit und Schwerfälligkeit führende Tiefe, sowie das Seelenvolle, in Vergleichung mit den deutschesten Schriftstellern fehlt. So wird wol gesagt werden dürfen, daß er viele Vorzüge des deutschen Charakters mit nicht wenigen des französischen aufs vortheilhafteste verband, und dies Urtheil würde feststehen, auch wenn er nie eine Zeile Französisch geschrieben hätte. Nun aber sind seine französischen Aufsätze und Gedichte ein Beweis mehr, daß er eine ihm selbst wol erst später zum Bewußtsein gekommene Wahlverwandtschaft zum französischen Geist hatte, und die Wahrheit, daß das scheinbar Widersprechendste, daß das Heterogenste sich oft zusammenfindet und eine fast unglaubliche, und doch Nichts weniger als monströse Einheit bildet, drängt sich uns von neuem auf, wenn wir zugeben müssen, daß einer der Gründer der deutschen Romantik, ein classischer Autor in Prosa und Versen, der treffliche Verdeutscher des Italieners Dante, des Briten Shakspeare, des Spaniers Calderon, seine fruchtbare und verdienstvolle literarische Laufbahn, dem Zuge seiner Natur folgend (genio indulgens), als eifriger und ausübender Verehrer französischer Sprache und Geistesart schloß!

75.

*) I, 43:

Français, sujets féconds de ma plaisanterie,
Je ne rie pas de vous, mais de votre folie,
Ne vous fâchez donc point; plus vous serez mutins,
Plus vous me fournirez matière aux traits malins.

Amely Bölte im Englischen.

Bald nachdem Ref. „Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London, von Amely Bölte" (Leipzig 1848), gelesen hatte, begegnete er in Nr. 172 d. Bl. einer Anzeige des Buchs und fast unmittelbar darauf einer des ins Englische übersetzten „Narratives from the Portfolio of a German in London" (London 1848) im „Athenaeum". Obwol die Verf., weil sie sich zu den ungebundenen, emancipirten Frauen zählt, keine Rücksichtsnahme fodert, thut es doch Ref. leid sagen zu müssen, daß er der im Ganzen günstigen Beurtheilung in d. Bl. nicht beistimmen konnte, dagegen die ungünstige des „Athenaeum" ihm aus der Seele geschrieben ist. Dies zu sagen dünkt ihm nothwendig im Interesse der Literatur und der Wahrheit, da Fräulein Bölte sich die Aufgabe gestellt Deutschland über englische Zustände aufzuklären, und es nicht allein im Wege des Buchhandels, sondern auch durch Correspondenz-Nachrichten in deutschen Zeitschriften versucht. „Daß der bloße Aufenthalt im Auslande", bemerkte das „Athenaeum", „nicht hinreicht um Schilderungen äußerlicher Wahrnehmungen vollständig und genau zu machen, und noch weniger zu richtiger Auffassung und Beurtheilung tieferliegender Dinge befähigt, haben wir bei den Berichten vieler unserer Gäste zu erinnern gehabt, in keinem Falle dringender als in gegenwärtigem." Ref. hat sich Dies längst eine Warnung sein lassen Ansichten Anderer über englische Verhältnisse deshalb für falsch zu erklären, weil sie seinen eigenen widersprechen, faßt nun aber

Vertrauen zu seiner Meinung von dem Bölte'schen Buche, da sie mit dem Urtheile des „Athenaeum" zusammenfällt. Nur ein Auszug des letztern kann hier Raum finden.

„Wenn Fräulein Bölte sich in weiter Sphäre bewegt, von Universitäten und kirchlichen Streitigkeiten spricht, die Stellung und den Charakter der englischen Frauen sammt ihren Familienbeziehungen beschreibt, über Grundsätze der Moral und über Gegenstände des religiösen Glaubens sich in Speculationen verliert: da forschen wir bei ihr vergebens nach hinreichend gehabter Gelegenheit zu beobachten oder nach der Fähigkeit aus Beobachtetem Schlüsse zu ziehen. Statt Dessen treffen wir auf ein seltsames Gemisch hastiger, halber Blicke, leichtsinnigen Nachschwatzens flüchtig erzählter und unvollkommen aufgeschnappter Gerüchte, keck auf schwankenden Boden und gutes Glück hingepflanzter Meinungen, und namentlich Nutzanwendungen allgemeiner, unreifer Begriffe, wo weder die Sache auf welche noch die Art wie die Anwendung geschieht besonders gelobt werden kann.... Die Ansicht der Verf. von Ständen und Verhältnissen, mit welchen sie laut des vielen Falschen in ihren «Erzählungen» nur oberflächlich bekannt ist, erscheint nach keiner Seite hin genial. Ob von Natur oder in Folge bitterer Erfahrungen, der Frucht eines Erlebnisses in England oder in der Heimat, ist sie zu geneigt an den meisten Dingen die ihr aufstoßen beim ersten Blicke Mängel zu argwohnen, überstürzt sich dann in schmähenden Folgerungen, und beweist so wenig Geduld mit angestammten Begriffen und Gewohnheiten, daß sie zu ihrer eigenen Unabhängigkeit von «Vorurtheilen» ein gewaltiges Vertrauen und für die Gesinnung aller Derer die ihren «Principien» nicht beitreten eine souveraine Verachtung haben muß. Das ist keine Liebenswürdigkeit an Schriftstellern die sich erlauben dürfen auf die Menge herabzusehen, ist aber ganz unzulässig bei einer Person deren Leistung, wie die vorliegende, so durch und durch mittelmäßig ist, daß es an aller Entschuldigung fehlt für irgend eine Krittelei oder Selbstgenügsamkeit.... Das Gewebe der Skizzen und Erzählungen durch welche diese Fäden laufen ist keineswegs ein reiches. Die Beschreibungen alltäglicher Dinge sind matt; der Dialog ist schleppend und flach, die angebotene Belehrung Nichts weniger als richtig, und die Würze des Klatsches — der sich noch außerdem mit wohlbekannten Namen beträchtliche Freiheiten nimmt — genau von der Sorte wie ein leichtsinniger Zwölfpfennigzeilenfabrikant, der jedem gehässigen, vom Scandal verbreiteten Gerüchte willig sein Ohr leiht, sie tagtäglich von der Oberfläche der nicht eben besten londoner Gesellschaft abschöpfen kann. Sobald aber die Verf. diesen Boden verläßt und anfängt Charaktere und Begebenheiten zu erfinden, geräth sie in die wunderlichsten Unwahrscheinlichkeiten, die auch von keinem Romaninteresse vergütet werden, und der von ihrer Dichtung hervorgebrachte Totaleindruck schwankt zwischen Langweile und Abgeschmacktheit. Es kurz zu sagen, Fräulein Bölte ist nicht die Person der neuen Ordnung der Dinge welche sie eingeführt zu sehen wünscht Eingang zu verschaffen, und wer nicht aus andern Motiven zu einem Kreuzzuge geneigt ist gegen «das Conventionnelle der Gesellschaft», das jetzige Erziehungssystem, «religiöse Scheinheiligkeit» und «Fanatismus», oder einen Kampf beginnen will mit der Obermacht des Geldes über den Geist: — der wird sich dazu schwerlich durch Anrufe bewogen fühlen denen mehr Roheit als Enthusiasmus unterliegt.... Aus einleuchtenden Gründen halten wir uns bei den Klatschereien in den Erzählungen der Verf. nicht auf. Für englische Leser können sie kein Interesse haben, und unsern deutschen Freunden möge die Warnung genügen die persönlichen Einzelheiten und Anspielungen nicht für Wahrheit zu nehmen. Abgesehen daß sie an sich schon das Gewand der Erdichtung tragen, wissen wir auch, daß sie einen andern Namen nicht verdienen, und ihre alleinige Quelle die chronique scandaleuse des Stadtgesprächs ist. Ebenso beschränken wir uns in Betreff der häufigen Ausfälle gegen Religion auf die Bemerkung, daß sie mehr wegwerfender als erbauender Art sind, und man von einer Lehrerin nicht viel lernen kann die selbst mit dem Gegenstande ihrer Vorträge nicht vertraut genug ist, um darüber mit der Ruhe des Geistes zu sprechen welche aus Ueberzeugung hervorgeht...."

„Muthmaßlich gibt es in Deutschland Viele die England und die Engländer so weit kennen um danach den Werth von den Skizzen der Verf. zu bemessen. Den Uebrigen sagen wir, daß es ungefähr ebenso schicklich und gerecht ist aus einem oder zwei vereinzelten, weder mit klarem noch mit leidenschaftslosem Auge gesehenen Beispielen allgemeine Schlüsse zu ziehen, als wenn wir auf Grund des vorliegenden Buchs behaupten wollten, es sei bei den deutschen Frauen die England besuchen und über England schreiben nicht Ausnahme, sondern Regel, sich schnippisch, flach, anmaßend und boshaft zu beweisen, über Dinge abzusprechen die sie nicht verstehen, Grundsätze und Glaubensbekenntnisse zu verhöhnen von denen sie lauten, aber nicht zusammenschlagen gehört, und auf gut pharisäisch Edelmuth, Gesinnungstüchtigkeit und Schonung zu predigen, während sie begierig im Schmuze des Scandals wühlen und nicht einmal in Thatsachen wahr sein können..... Weil endlich das «Athenaeum» auch in Deutschland Curs hat, wollen wir noch anmerken was wir englischen Lesern dieses Buchs nicht zu sagen brauchen, daß blos Diejenigen denen Pasquille als Schilderungen genügen sich die Mühe geben werden «aus der Mappe einer Deutschen in London» zu erfahren was es in England zu sehen und zu hören gibt." 10.

Bibliographie.

Duckwitz, A., Der Deutsche Handels- und Schifffahrts-Bund. 2te Auflage. Bremen, Heyse. Gr. 8. 20 Ngr.

Eisele, F., Charlotte Corday. Gemälde aus Frankreichs erster Revolution. Erfurt, Hennings u. Hopf. 8. 15 Ngr.

Elwert, A., Ungedruckte Reste alten Gesangs. Neu herausgegeben von dessen Sohne E. Elwert. Marburg, Elwert. 8. 10 Ngr.

Görling, A., Die neue Welt. Skizzen von Land und Leuten der Nordamerikanischen Freistaaten. 1stes Heft. Leipzig, engl. Kunstanstalt von Payne. Br. 8. 5 Ngr.

Joseph von Görres. Eine Skizze seines Lebens. 2te Auflage. Mit dem Bildnisse von J. Görres. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gruppe, O. F., Königin Bertha. Berlin, Reimer. 1 Thlr.

Hermann (v. Lehnin), Mönch, prophetische Geschichte des Klosters Lehnin und der Herrscher Brandenburgs. Nach einem Werke vom J. 1808 in ihrer Erfüllung geschichtlich nachgewiesen von G. Breslau, Lucas. Br. gr. 8. 6 Ngr.

Maurer, G. L. v., Ueber die Freipflege [plegium liberale] und die Entstehung der grossen und kleinen Jury in England. München, Kaiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Nagel, W., Zum Wesen des Christenthums. Zusammenstellung von Predigten als Fortsetzung der „Erbauungsstunden". Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr.

Panzer, F., Beitrag zur deutschen Mythologie. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Thlr.

Rosenkranz, K., Die Pädagogik als System. Ein Grundriß. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rudolf, J. M., Die Freiheitskriege der Eidgenossen seit Gründung des Schweizerbundes bis zum Ende des Burgunderkrieges. Mit Schlachtplänen und Beilagen. Baden, Zehnder. 1847. Gr. 8. 16 Ngr.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 2te Abtheilung; Deutsche Staaten. II. Theil. [Der Preussische Staat.] 2ter Band. 1ste Hälfte, oder des ganzen Werkes 7ten Bandes 1ste Hälfte. — A. u. d. T.: Handbuch der allgemeinen Staatskunde des Preussischen Staats. 2ter Band. 1ste Hälfte: Ackerbau, Gartenbau und Weinbau, Viehzucht, Seidenbau und Bienenzucht,

Waldstand und Jagd, Fischerei, Bergbau. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tegnér, E., Die Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 3te Auflage. Leipzig, Enobloch. 8. 5 Ngr.

Uhlig, G., Thron, Bürger und Soldat. Historisch-romantisches Sittengemälde aus der Epoche des österreichischen Erbfolgekrieges. Vier Bände. Prag, Calve'sche Verlagsbuchhandlung. Br. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ullmann, C., Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Confessionen; die unbeschränkte Freiheit der Sektenbildung; und die Trennung der Kirche vom Staat, im Zusammenhang erwogen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 Ngr.

Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Grossmüthigen. Herausgegeben von *B. Hildebrand*. Marburg, Elwert. Gr. 4. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

August Affre, Erzbischof von Paris, letzte Augenblicke und Tod. Einzig authentische unter dem Schutz des Pariser General-Capitulariums erschienene Veröffentlichung der Thatsachen, nähern Umstände und Todes dieses hochherzigen Märtyrers. Aachen, Kaatzer. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Allihn, K., Was hat der Evangelische Prediger in dieser ernsten Zeit vor Allem zu bedenken? Synodalrede am Jahresfeste der Anhalt-Deßauischen Pastoralgesellschaft, 12. Juli 1848 gehalten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Beck, K., Gepanzerte Lieder. I. An Preußens Volksvertreter. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 2 Ngr.

Die sieben Bitten der freien Schleswig-Holsteiner. Von Doctor Ungenannt. Rendsburg, Oberreich. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Blicke auf die Zukunft und Republikaner. Rede in der Bürgerversammlung gehalten am 21. Juni 1848. Gotha, Hennings. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Berliner Bluthochzeit. Von einem Augenzeugen. 1ste und 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Expedition des Leuchtthurms. 8. 5 Ngr.

Böse, Sendschreiben an die Bauern der Bremisch-Verdenschen Geest. Juni 1848. Hannover, Gebr. Jänecke. Gr. 8. 5 Ngr.

Brunner, S., Einige Stunden bei Görres. Regensburg, Manz. Gr. 8. $6\frac{1}{4}$ Ngr.

Christern, Unsern Befreiern und Rettern! Ein Dank- und Jubellied der Schleswig-Holsteiner. 2te Auflage. Rendsburg, Oberreich. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Denkschrift zur Gründung einer freien akademischen Universität. Zugleich als Einladung zu einem am 27., 28. und 29. August d. J. zu Frankfurt a. M., im Gasthof zum Landsberg, stattfindenden wissenschaftlichen Congreß. Frankfurt a. M., Meidinger. Gr. 8. 2 Ngr.

Eisele, F., Habt Acht! Warnung vor Verrath. Leipzig, Naumburg. 4. 1 Ngr.

Entwurf der Verfassungsurkunde für das Herzogthum Anhalt-Deßau, so wie des Wahlgesetzes und der Geschäfts-Ordnung für die Stände-Versammlungen. Deßau, Fritsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Die zehn Gebote der freien Schleswig-Holsteiner, oder Was sie in politischen Dingen thun und nicht thun sollen. Von Friedrich August Wahrheit. 2te Auflage. Neustadt. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Geisenheimer, M., Schwarz, Roth, Golden! Düsseldorf, Engels. Gr. 8. 1 Ngr.

Ghillany, F. W., Republik oder Monarchie? Ein Vortrag gehalten im Nürnberger Volksverein bei Gelegenheit der Erwählung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Br. gr. 8. 2 Ngr.

Goßler, A., Die Geld- und Arbeitsfrage. Breslau, Lucas. Gr. 8. 5 Ngr.

Heerpredigt an die deutschen Bauern. Leipzig, Naumburg. 4. 1 Ngr.

Helenus, H., An das preußische Volk und dessen Vertreter: gegen den Eid des Heeres auf die Verfassung. L. P. G. Geschrieben am 31. Juli 1848. Berlin, Decker. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

G. Jung, der Berliner Cavaignac. Eine Entgegnung auf: die Deutsche Central-Gewalt und die Preußische Armee. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Keine kirchliche Spaltungen mehr! Eine Religion! Eine allgemeine christliche Kirche! Ein Aufruf an alle Deutsche Mitbrüder und Antrag an das Deutsche Parlament. Königsberg, Bon. Gr. 8. 5 Ngr.

Leipzig, der Sitz des deutschen Parlamentes. Der hohen deutschen constituirenden Nationalversammlung unterbreitet von einem Rheinländer. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Mahnung an die Mörder Michelsen's. Rendsburg, Oberreich. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Malisz, E., Der Slaven-Kongreß und die neuesten Ereignisse in Prag. Ein Beitrag zur Verständigung der Völker und zum ewigen Frieden. Zunächst dem deutschen Volke und Parlament gewidmet. 2te Auflage. Mannheim, Grohe. Gr. 8. 3 Ngr.

Peucker, v., Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschland's. Frankfurt a. M. Gr. 8. 6 Ngr.

Riehl, W., Beleuchtung dringender Nothstände im jetzigen Handels- und Gewerbewesen. Ein Vortrag, im Gewerbe-Verein zu Potsdam am 11. Januar 1848 gehalten. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ruperti, F., Politische Sonette. 1stes Heft. Bremen, Geisler. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schwarz, H., Drei Vorträge, gehalten in der Synagoge zu Hürben. München. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwarz, J., Sendschreiben an das teutsche Parlament in Frankfurt a. M., für die Aussprechung der Judenemancipation, und ein offenes Wort an den christlichen Clerus. Heidelberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Selß, A., Ueber die Einführung und Beschaffenheit eines neuen Abgabenwesens in den gesammten Preußischen Staaten. Eine Adresse an Volk und Stände. Coesfeld, Riese. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Sendschreiben an die Deutsche Männer-Versammlung in Frankfurt, von einem Schleswig-Holsteiner. Altona. Gr. 8. 3 Ngr.

Staat, Kirche und Schule. Breslau, Lucas. Gr. 4. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Tölke, H., Das Morgenroth des Westens. Meurs, Dolle. 12. 4 Ngr.

Das Vater Unser der freien Schleswig-Holsteiner. Gewidmet ihrem Herzog Frederik VII. in Kopenhagen. 2te Auflage. Rendsburg, Oberreich. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Walther, J. L. G., Die Ständeversammlung im Wirthshause. Ein Volksbüchlein. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Weill, A., Was ich in der Französischen Nationalversammlung gesprochen hätte. Aus dem Französischen von H.... O—G. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Weißenhorst, O. v., Politische Aphorismen für denkende Leser. Dem Schriftsteller Schuselka. Mannheim, Grohe. Gr. 8. 3 Ngr.

Wingender, P., Der Criminalprozeß gegen Chrn. Heinr. Hubert Schlosser und Consorten angeklagt des Raubmordes resp. des qualifizirten Diebstahls, verhandelt vor dem Assisenhofe zu Düsseldorf und sämmtlich zum Tode verurtheilt, dargestellt aus den Akten und der mündlichen Verhandlung. 1ste bis 4te Auflage. Düsseldorf, Engels. 12. 3 Ngr.

Wolff, C. M., Ueber die Bürgerwehr. Vortrag, gehalten im constitutionellen Verein zu Marienwerder. Marienwerder, Levysohn. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 252. —— 8. September 1848.

Zur neuesten Literatur der Völkerrechtsdoctrin.

Éléments du droit international, par *Henry Wheaton*. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk erschien im J. 1836 zuerst in London in englischer Sprache unter dem Titel: „Elements of international law, with a sketsch of the history of the science", und erlebte nachher zwei neue vermehrte und verbesserte Auflagen in Philadelphia. Der verdiente Beifall welcher der Arbeit des würdigen Verf. diesseit und jenseit des Atlantischen Meers zu Theil geworden, war eine Aufmunterung für denselben sich fortwährend die Vervollkommnung seines Werks und die Vervollständigung seines Inhalts angelegen sein zu lassen. Der Gesandtschaftsposten, den er als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten von Amerika eine Reihe von Jahren hindurch bis zum J. 1846 in Berlin bekleidete, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, mit Benutzung der reichen literarischen Hülfsmittel welche die preußische Hauptstadt darbot, seine Studien zu diesem Zweck fortzusetzen, und sich mit der gesammten europäischen Literatur und insbesondere der deutschen auf dem Gebiete der Publicistik und der internationalen Rechtswissenschaft vertraut zu machen. Die neueste Ausgabe seines Buchs, die er 12 Jahre nach Erscheinung der ersten veranstaltete, ist die Frucht seiner weitern ämsigen Forschungen in diesem Fache, und um demselben eine größere Verbreitung zu verschaffen, hat er es nunmehr in französischer Sprache herausgegeben. Leider hat er die Veröffentlichung nicht mehr erlebt. Durch den Präsidenten Polk von seiner diplomatischen Mission in Deutschland abberufen, und bei der Ankunft im transatlantischen Vaterlande mit Beweisen der ehrenvollsten öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste von seinen Mitbürgern erfreut, übereilte ihn vor kurzem, nicht lange nach seiner Rückkehr aus Europa, der Tod mitten im kräftigsten Mannesalter, und entriß diesen ausgezeichneten Gelehrten und Geschäftsmann der Neuen Welt sowol aller fernern wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit, der er mit so vieler Liebe und so großem Eifer oblag, als jener praktischen Wirksamkeit, die man sich nach dem Reichthum der erworbenen Erfahrungen im Leben und dem regen Patriotismus von dem er beseelt war von ihm versprechen konnte und versprach. Sein unerwarteter plötzlicher Verlust ist darum auch besonders in Amerika, wie die öffentlichen Blätter von daher berichten, allgemein beklagt worden.

Der bedeutende praktische Werth der Wheaton'schen Schriften in der neuern Literatur des Völkerrechts hat nicht nur vielfältig in England, sondern auch auf dem europäischen Continent und namentlich in Deutschland eine gerechte Anerkennung und Würdigung gefunden. Sowie Wheaton's „Histoire du droit des gens", nach dem competenten Urtheil eines Miruß, eine so klare und übersichtliche Darstellung der Fortschritte des Völkerrechts seit dem Westfälischen Frieden darbietet, daß in dieser Hinsicht dem Bedürfnisse der praktischen Diplomaten genügt ist, und jenes Werk öfter als das beste bezeichnet worden welches wir über diesen Gegenstand bis jetzt besitzen, so ist denselben in dieses achtbaren amerikanischen Publicisten „Elementen des internationalen Rechts", zumal in der neuesten Ueberarbeitung, ein Buch in die Hände gegeben welches vorzüglich geeignet ist sie über den jetzigen Zustand des Völkerrechts in der ganzen civilisirten Welt zu belehren. Auch Kaltenborn bekennt offen in seiner im vorigen Jahre im Druck erschienenen geistvollen und gründlichen „Kritik des Völkerrechts" die umfassenden Studien Wheaton's mannichfach zu seinen Zwecken benutzt zu haben. Lange war es Vattel's, eines geborenen Neufchatelers und nachgehends sächsischen Geheimraths, „Droit des gens" gewesen, das, als gewöhnliches Handbuch der Publicisten und Diplomaten, sozusagen eine Art europäischer Berühmtheit genossen hatte. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zuerst 1758 in Leyden und bis zum J. 1838 in vielfachen neuen Auflagen herausgekommen, fuhr es bis zu dem laufenden Jahrhundert fort eine gewisse eminente Bedeutsamkeit in der internationalen Rechtspraxis zu behaupten, weil es auch wirklich lange Zeit hindurch nichts Besseres gab das man bei vorkommenden Gelegenheiten in völkerrechtlichen Fragen hätte zu Rathe ziehen können. Nicht nur in der Napoleon'schen Zeitperiode, sondern auch nach dieser ward das Vattel'sche Werk als der Born der Völkerrechtsweisheit angesehen, und noch vor 10 Jahren hatte ein auch als Schriftsteller im publicistischen Fach bekannter portugiesischer praktischer Diplomat Pinheiro-Ferreira, Minister des Auswärtigen zu Lissabon, eine mit vielen Noten begleitete neue Ausgabe des-

selben veranstaltet gehabt, während einige Jahre früher noch eine englische Uebersetzung davon bearbeitet und in London veröffentlicht worden war. Gleichwol war die Vattel'sche Arbeit in vielen Stücken, vornehmlich in den völkerrechtlichen Ansichten, Meinungen und Lehrsätzen längst veraltet, und willkommen mußte deshalb schon sowol den Männern von Fach als auch den bloßen Dilettanten in der jetzigen Lage des praktischen Völkerrechts ein den gesitteten Nationen mit einsichtsvoller Sachkenntniß angepaßtes Werk wie das Wheaton'sche sein. Daß der Verf. der „Eléments du droit international" beabsichtigte durch seine Arbeit die für die Gegenwart nicht mehr ausreichende frühere Vattel's zu ersetzen, geht aus seiner Aeußerung in der „Préface" hervor:

La plupart des règles dont se compose le droit international, sont tirées des exemples de ce qui, dans la pratique variable des nations civilisées, a été approuvé par le jugement impartial des publicistes et des tribunaux internationaux. Ces précédents se sont accrus en nombre et en importance durant la longue période qui s'est écoulée depuis la publication de l'ouvrage classique et justement estimé de Vattel, période abondante en discussions instructives entre les cabinets et dans les tribunaux et les assemblées législatives de diverses nations, concernant leurs relations politiques et leurs devoirs mutuels.

In der That findet man hier was sich auf dem Gebiete der internationalen Verhältnisse seit der Epoche wo Vattel schrieb ereignet, und welche Veränderungen und Verbesserungen dieselben in den Zeitläufen factisch gewonnen; allenthalben an den gehörigen Orten bei der Behandlung der einzelnen Materien mit sorgfältigem Fleiß und vieler Belesenheit nachgetragen, sodaß das Wheaton'sche Werk in der jüngsten Ausgabe als ein gutes Lehrbuch des praktischen Völkerrechts der Jetztzeit gelten kann.

Was den Standpunkt betrifft von dem Wheaton bei der Darstellung seiner Völkerrechtsdoctrin ausgegangen, so hatte er denselben schon in dem „Advertisement", das er der englischen Ausgabe vorgesetzt, als den positiven angedeutet, und zugleich zu erkennen gegeben, daß er Willens sei hauptsächlich für den praktischen Diplomaten zu schreiben, wenn er auch wünsche und hoffe daneben dem gelehrten Kenner der Wissenschaft nicht nutzlos zu sein. Letzteres konnte er um so mehr annehmen, da ja positive Wissenschaft und Praxis leicht Hand in Hand gehen. Aus dem historischen Leben der Nationen im völkerrechtlichen Verkehre sucht er allgemeine Grundsätze für seine Leser zu gewinnen; was nämlich von den meisten gesitteten christlichen Völkern als Maxime und Richtschnur anerkannt werde in internationalen Beziehungen, Das wolle er in seinem Werke vortragen. Dies hindert ihn gleichwol nicht auch mitunter vom Völkerrechte nichtchristlicher Nationen zu sprechen. In dem Vorworte zur französischen Ausgabe, welche Paris den 15. April 1847 datirt ist, äußert er:

En écrivant cet ouvrage, il s'est proposé de réunir, dans un livre élémentaire destiné à l'usage des diplomates et des hommes d'état, l'ensemble des règles de conduite qui doivent être observées dans les relations mutuelles des nations en temps de paix et en temps de guerre. Le droit international ou droit des gens positif est fondé sur la *morale internationale* qu'on a ordinairement appelée le droit des gens *naturel*.

Er sei bemüht gewesen in seinem Werke darzulegen

les principes généraux qu'on peut regarder comme ayant reçu l'assentiment de la portion la plus éclairée du genre humain, sinon comme règles de conduite invariables, du moins comme règles qu' aucun état ne peut violer sans encourir l'opprobre général, et sans s'exposer au danger de provoquer les hostilités d'autres états indépendants dont les droits seraient lésés ou dont la sécurité serait menacée par leur violation. L'expérience démontre que ces motifs fournissent une certaine garantie, même dans les temps les plus malheureux, pour l'observation des règles de justice internationale, s'ils n'accordent pas cette sanction parfaite que le législateur a annexée au droit interne de chaque état particulier. La connaissance du droit public externe a donc toujours été regardée comme étant de la plus grande utilité à tous ceux qui prennent part aux affaires publiques et surtout à ceux qui sont destinés à la carrière diplomatique.

Mit der Anerkennung und Würdigung der praktischen Leistungen im Wheaton'schen Werke die Kaltenborn ausgesprochen hat, welcher freilich nur die frühern englischen Ausgaben seinem Urtheile zum Grunde legen konnte, stimmt auch Ref. überein. Mit Recht wird sich der Verf. schmeicheln können gerade den praktischen Diplomaten dankenswerthe Dienste geleistet zu haben; denn das ganze Buch enthält recht sehr viel Praktisches, welches nicht blos in guter Erzählung, anziehender Darstellung und trefflicher Anwendung der zahlreichen Beispiele aus dem Leben in der Wirklichkeit, sondern überhaupt in der Ausführung der Details, in der ganzen Färbung des Buchs besteht, das ja eben selbst von einem praktischen Diplomaten und Staatsmanne verfaßt ist.

Man kann sagen, daß Wheaton der von Georg Friedrich von Martens gegründeten historischen Schule mit deren eigenthümlichen Richtung angehört; aber da jener mit seinem Werke über das internationale Recht 15 Jahre nach dem Tode dieses berühmten Völkerrechtslehrers auftrat, so hat er die inzwischen erfolgten weitern Bearbeitungen der Wissenschaft benutzt, und die neuern Leistungen in dieser bis zu den neuesten herab in eklektischer Weise möglichst im Sinne und Geiste gedachter Schule verarbeitet. Von der rein positiven Richtung dieser letztern, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen das philosophische Recht, dem sie lediglich etwa in Ermangelung positiver Grundsätze eine Stelle einzuräumen geneigt sich zeigt, weicht jedoch unser amerikanischer Publicist insofern ab, als er überall in den Einzelheiten der Ausführung eine Vermischung des positiven Materials mit den abstracten Sätzen des sogenannten natürlichen Völkerrechts oder des Vernunftrechts in der Anwendung auf internationale Verhältnisse stattfinden läßt. In der Regel stellt er nämlich an die Spitze oder auch inmitten der einzelnen Ausführungen einige allgemeine Sätze, die er nicht als positive Grundsätze, sondern als abstracte aufstellt, meist unmittelbar aus einem abstracten Gesellschaftsverhältnisse der Nationen untereinander als moralischer Wesen im Naturstande gewonnen, wie Kaltenborn

bemerkbar gemacht hat. Aber indem er auf diese Weise wenigstens eine äußere Näherung des Naturrechts zum Positiven zu erzielen sucht, hat er durch Anreihung von Autoritäten bewährter Schriftsteller an die von ihm vorausgestellten allgemeinen Satzungen in Begleitung einer reichhaltigen Auswahl von Beispielen aus dem Völkerrechtsleben, besonders der jüngsten Zeit, mit geschickter Anwendung auf jene allgemeinen Sätze seiner Theorie eine wahrhaft praktische Färbung zu verleihen gewußt, die unsere Diplomaten in der Gegenwart um so mehr ansprechen wird, als der größte Theil derselben mit seiner Völkerrechtsdoctrin jetzt noch auf dem Standpunkte Vattel's steht. Nach dem Urtheil welches Heffter in seinem „Europäischen Völkerrecht“ über Wheaton als völkerrechtlichen Schriftsteller fällt ist es eine gewisse „Anerkennung der Billigkeit, und eine kritische Durchsichtung aus dem höhern Gesichtspunkte einer allgemeinen Gerechtigkeit“, die bei ihm überall durchblicken, jedoch immer auf der Basis einer positiven Grundanschauung des internationalen Rechtslebens. Hinsichtlich der philosophischen Theorie des Völkerrechts steht unser Nordamerikaner augenfällig auf dem Boden der deutschen Wissenschaft des öffentlichen Rechts, sowie er vornehmlich seit Martens und Klüber besser angebaut worden. Namentlich scheint er bei seinen Forschungen die Arbeiten von Pölitz und Saalfeld beachtet zu haben. Daß er selbst bis auf unsere Tage die Schriften deutscher Staatsgelehrten vor Augen gehabt, zeigen mannichfache Citate aus diesen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein deutscher Don Quixote.

Man beklagt es allgemein, daß der Geist unserer Zeit der Entwickelung geistiger Eigenthümlichkeit so feindlich ist, und die Menschen sich wie Münzen eines Gepräges zu ähneln beginnen. Sorgsamer denn je sollte man daher das Bild merkwürdiger Originale zu erhalten suchen, und ich theile deshalb die Selbstschilderung eines Mannes mit die dieser 1820 in Hamburg zur Mittheilung an seine Freunde und nähern Bekannten drucken ließ. Ich erhielt damals ein Exemplar derselben, das ich hier mit buchstäblicher Treue abschreibe, und nur noch bemerke, daß die in diesem Abriß seines Lebens erwähnten Thatsachen keineswegs erdichtet sind, sondern alle eine historische, nur von ihm falsch aufgefaßte Wahrheit haben. Auch ist er durchaus der alleinige Verfasser der nachfolgenden Schilderung, und die Naivetät seines Selbstlobs ist ebenso kolossal wie seine Eitelkeit es war. 60.

Flüchtige Schilderung des Grafen von Wackerbarth.

Seinen Zeitgenossen einen ihrer Mitbürger schildern wollen der als Geschichtschreiber, Kunstkenner, Abenteurer, Güterbesitzer, Reisender, Gelehrter und Philosoph längst durch ganz Europa bekannt ist, würde eine überflüssige Arbeit sein, besonders da wir bald eine vollständige Lebensbeschreibung von ihm und Viel über ihn zu erwarten haben: jedoch da alle Menschen nicht Alles wissen können, so möchte selbst eine ganz flüchtige Uebersicht seiner Existenz manchem spähenden Menschenbeobachter nicht ganz unwillkommen sein.

Aus einer der edelsten, ältesten und vornehmsten Familien Deutschlands, die ihren Hauptsitz auf dem Stammgute Kogel im Herzogthum Sachsen-Lauenburg — eine Stunde von Ratzeburg und Mölln, sechs Stunden von Lübeck, sieben Meilen von Hamburg und sechs kleine Meilen von Schwerin — seit undenklichen Zeiten hatte, in den mittlern Jahrhunderten viele Kriege mit den benachbarten Herzögen führte, große Ländereien in verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes besaß, mit den beiden Kaiserhöfen und dem königl. preußischen Hause anverwandt ist, und nur durch Wohlthun, Zuvorkommenheit und Großmuth bei jeder Gelegenheit sich vortheilhaft auszeichnete, stammt unser Wackerbarth ab. Er ward geboren zu Kuschendorf bei Kottbus in der Niederlausitz im J. 1770 am 7. März früh um 7 Uhr, und erhielt in der Taufe den Namen August Joseph Ludwig v. Wackerbarth. Seine braven Aeltern, die noch zu Ende des Jahrs 1819 daselbst lebten, gaben ihrem einzigen Sohn eine sorgfältige Erziehung, verbunden mit aller ländlichen Freiheit, und Niemand wähnte damals in seiner frühesten Jugend, daß dies Kindlein einst so viel Aufsehen in der großen weiten Welt machen, so viel Glück haben würde und so viel Unglück erfahren müßte.

In seinem 12. Jahre geschah seine erste Ausflucht nach dem in der Oberlausitz gelegenen Städtchen Muske, wo er bei seinen mütterlichen Großältern wohnte, mehre Privatlehrer hatte, und ein Jahr lang in die dasige öffentliche Schule ging. Nachher kam er vier Jahre lang auf die Stadtschule der Sechsstadt Kamenz in der Oberlausitz, dann zwei Jahre auf die Hochschule zu Wittenberg, und ebenso lange auf die berühmte Universität zu Göttingen. Ueberall waren seine Lehrer ungemein zufrieden mit ihm, überall erwarb er sich Liebe, Achtung und Freundschaft, und überall gab er schon früh mancherlei Beweise seines aufstrebenden Geistes. Ehe er Göttingen verließ, hatte er schon ein halbes Dutzend allgemein geschätzter historischer Werke drucken und öffentlich austheilen lassen, die damals gleichsam mit Heißhunger verschlungen wurden.

Nun lebte er ungefähr ein Jahr in Dresden und Leipzig, ging hierauf nach England, durchstrich die britische Insel auf allen Seiten, fuhr nach Amerika, schiffte über nach Ostindien, kam wieder nach London, kehrte nach seinem Vaterlande zurück, hielt sich abwechselnd in Wien, Hamburg und Dresden, oder in den Umgegenden auf, machte mehre Streifzüge ins Ausland, unter Anderm nach Italien und in die Türkei, und wohnte seit 1801 eigentlich ganz in Niedersachsen, größtentheils zu Hamburg, Lübeck und auf der kleinen, freundlichen, romantischen, aber mit juristischem Ungeziefer angefüllten Insel von Ratzeburg. Nicht wenige Liebesabenteuer bestand er hier und da.

Er hatte eine sehr wichtige Foderung, die sich über 100 Millionen Louisdor belief, an das Herzogthum Sachsen-Lauenburg und Hanover, die bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar in allen Instanzen glücklich gewonnen, und längst bis zur Execution förmlich ausgeklagt worden war.*) Er suchte sie geltend zu machen während der französischen Occupation, lebte deswegen oft und lange in Paris, hatte mehre seltsame Auftritte mit dem ehemaligen Kaiser Napoleon, erhielt immer die schönsten Versprechungen, aber nie die Erfüllung von Thatsachen, befand sich seit dem Sept. 1812 meistentheils wieder zu Hamburg oder in der dasigen Gegend, und vegetirte seitdem als bloßer Privatgelehrter, keinen Antheil nehmend an

---

*) Von dieser Foderung ist in der neuesten Zeit wieder die Rede gewesen, indem ein Graf von Wackerbarth dem Marineausschuß der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. dieselbe überwiesen hat. Hier haben sich aber die 100 Millionen Lonisdor zu 500 Millionen gesteigert. Der Marineausschuß hat in der Sitzung der Nationalversammlung vom 28. August „die genauere Prüfung und anscheinend sehr schwierige Geltendmachung der Foderung dem Reichsministerium anheimgegeben“. Da nach einer Bemerkung unsers Mitarbeiters auf der nächsten Seite der Graf Wackerbarth bereits in den zwanziger Jahren gestorben ist, womit auch das „Conversations-Lexikon“ (neunte Aufl., Art. Wackerbarth) übereinstimmt, so möchten wir glauben, daß Jemand hinsichtlich dieser fabelhaften Foderung einen freilich sehr unpassenden Scherz mit der Nationalversammlung getrieben habe. D. Red.

den großen politischen Welthändeln, sich ausschließlich den Künsten und Wissenschaften weihend, oft mit allen Elementen kämpfend, in unaufhörliche Processe verwickelt. Mehre ernsthafte historische Werke werden die Früchte seiner einsamen Muße und Zurückgezogenheit bald öffentlich beurkunden.

Während er in Paris seine Reclamation geltend zu machen suchte, vereinigte sich im Frühjahr 1811 eine Bande von Spitzbuben, die unter dem heuchlerischen Titel von Advocaten und Rechtsgelehrten die friedlichen Bürger brandschatzten, schlossen ein Bündniß zusammen mit feilen oder erbitterten Regierungen, fielen in seiner Abwesenheit meuchlings über ihn her, versiegelten alle seine Habseligkeiten, nahmen ihm unter mancherlei Vorwand Alles, auch durchaus Alles ab, ja sogar seine Büchersammlung, seine Handschriften, Briefe und sonstigen schriftlichen Aufsätze, theilten sich freundlich in ihren Raub, ließen ihn gefühllos schmachten, verspotteten ihn und gaben ihm weder zu leben, noch Rede, Antwort und Rechnung über ihr freches Betragen. Es wird schwer sich einen Begriff zu machen von dieser kalten, wilden Grausamkeit.

Um den Frevel bis aufs Unerhörteste und Beispielloseste zu treiben erklärte ihn der Kammerconsulent Sponnagel zu Ratzeburg, nachdem er ihm Alles abgenommen und in seinen Klauen behalten, obendrein noch für verstandesverworren. Eine größere Bosheit gegen einen unschuldigen, von ganz Europa geschätzten Gelehrten mit so ungeheuer frecher Stirn in unsern Tagen auszuüben ist beinahe unmöglich zu glauben und doch wahr. Wir leben wahrlich in einem saubern Zeitalter!

Keine, auch gar keine Regierung auf Erden hatte Ohren den Unterdrückten und so hart Gemishandelten zu hören, noch weniger den guten Willen sich seiner anzunehmen, ihm zu helfen, oder ihm Etwas für seine auf Wahrheit, Recht und Gesetz gegründete Foderung zu bewilligen und auszahlen zu lassen. Dieser Proceß ist einer der allerwichtigsten, merkwürdigsten und gräulichsten von ganz Deutschland: er wird daher zur Bekehrung des Menschengeschlechts einst öffentlich bekannt gemacht werden, ebenso wie die Art und das Mittel, wodurch ein unrechtmäßig so tief Gekränkter und bis aufs Alleräußerste Verfolgter, trotz aller niederträchtigen, hämischen und elenden Cabalen, zu einem weit größern Vermögen und Ansehen gelangte als je vorher.

Er nahm 1810 den Grafentitel seiner Vorfahren, die ihn seit 300 Jahren mit so viel Verdienst, Ruhm und Ehre geführt, wiederum öffentlich an*): alle Kaiser, Könige und Fürsten von Europa erkannten ihn dafür an, blos einige seiner erbittertsten und unversöhnlichsten Feinde in Ratzeburg rümpften höhnend die Nase darüber, und gaben dadurch nur desto deutlicher ihre geifernde Bosheit, ihre erbärmliche Misgunst und ihre verstockte Engherzigkeit zu erkennen.

Zu seinen seltsamen Abenteuern könnte man auch bestimmt seine höchst unglückliche Verheirathung im J. 1804 rechnen mit der tugendsamen, ehrenfesten Jungfrau, der zweiten Baroneß Friederike Sophie von Schwendendorff aus dem Hause Dölitz bei Leipzig, die damals zu den ersten Schönheiten von Sachsen gehörte. Er lebte nur eine sehr kurze Zeit mit ihr zu Ratzeburg: sie verband sich mit seinen Feinden, entwich von ihm aus Hamburg am 1. Jan. 1811, ward mehre male aufgefodert, und kehrte im Bewußtsein ihrer Verbrechen nie wieder zurück.

Er zeichnete und malte in seiner Jugend viel, radirte in Dresden auch mehre historische Blätter unter der Oberaufsicht seines dasigen Freundes, des geschickten und berühmten Professors Schulz. An Kunstkenntniß, Scharfblick und Kunstgeschichte kamen ihm Wenige gleich, und sein Ruf war in dieser Hinsicht in Paris so groß, daß ihn die vorzüglichsten dasigen Kunsthändler und Kunstliebhaber wirklich sehr oft beim Einkaufen von Kunstsachen um seine Meinung fragten, und willig seinen Rath befolgten. Selbst der berühmte Denon, Director des Musée Napoléon, kam oft zu ihm, fragte ihn um seine Ansicht, und berathschlagte sich mit ihm über den zu verfertigenden Katalog der prachtvollen Kunstwerke der großen kaiserlichen Gemäldesammlung.

*) Raugraf von Wackerbarth nannte er sich bis zu seinem in den zwanziger Jahren in Wackerbarthsruh bei Dresden erfolgten Tode.

Seine schöne Kunstsammlung übertraf die meisten andern Privatsammlungen von ganz Europa: sie bestand aus sehr vielen Kupferstichen, Holzschnitten, alten Handzeichnungen und einer vortrefflichen Sammlung antiker Urnen, Vasen, deutscher und indischer Waffen. Seine Gemäldesammlung, trotz aller schmerzlichen Verluste vieler echten Originale der besten Meister des Alterthums, besteht noch jetzt aus etwa 4000 sehr guten Bildern, die sich aber in diesem Augenblick zerstreut befinden, indeß hoffentlich bald in einem geräumigen Saale aufgestellt werden zur Freude und Bewunderung aller wahren Kunstverehrer.

Er ist oft gemalt, gezeichnet, auch in Kupfer gestochen worden, z. B. in Dresden von Rösler gezeichnet und von Uhlemann in punktirter Manier gearbeitet, in Hamburg von Frank gezeichnet und von Semmelrohr gestochen. Soeben hat der berühmte Hr. Professor Suhr in Hamburg eine spätere vollständige Zeichnung in Lebensgröße von ihm verfertigt, die auch bald von ebendemselben auf Kupfer gebracht öffentlich erscheinen wird. Der talentvolle Hr. Martin aus München hat ihn neuerlichst ziemlich richtig gezeichnet und äußerst geschmackvoll in Steindruck abconterfeit.

Sein Körper ist groß, über sechs Fuß hoch, stark und sehr gut gewachsen, durch ewige Reisen und Strapatzen abgehärtet. Er hat dunkelbraunes Haar, himmelblaue Augen, ein volles Gesicht, eine gesunde Farbe und eine sehr glückliche Bildung, die alle Menschen schon im voraus für ihn einnimmt. Sein Geist ist unaufhörlich thätig, sein Verstand überall durchdringend, sein Charakter fest entschlossen, sein Betragen still und bescheiden, seine Denkungsart erhaben und groß: ebenso nachgebend, sanft und kindlich als, einmal zum Zorn gereizt, wüthend heftig und tobend. Keine Arbeit scheuend, fand er in den allerschwierigsten Beschäftigungen stets sein höchstes Vergnügen. Alle Arme, Unglückliche und Nothleidende trafen in ihm an einen treuen Freund, uneigennützigen Beschützer und großmüthigen Vater. Echte Originalität im schönsten Sinn des Worts charakterisirt ihn vielleicht mit jedem Pulsschlage. In allem Betracht noch eine wahre Urnatur.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 253. —— 9. September 1848.

Zur neuesten Literatur der Völkerrechtsdoctrin.

(Beschluß aus Nr. 252.)

Die allgemeinen Untersuchungen über das Wesen des Völkerrechts in seinen „Elements of international law", die auf dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr befriedigen konnten, hatte unser Verf. selbst schon in seiner „Histoire des progrès du droit des gens" (2. Auflage, 1846) bei Gelegenheit seiner Kritik der Schriften der verschiedenen Völkerrechtslehrer verbessert vorgetragen; Gleiches ist auch in seinen „Eléments du droit international" ein paar Jahre später geschehen. Jedoch ist er auch in der neuen französischen Ausgabe der Definition treu geblieben die er bereits in der englischen aufgestellt. „On peut en somme dire", sagt er, „que le droit international, tel qu'il est compris par les nations civilisées, est l'ensemble des règles de conduite que la raison (also am Ende das Natur- oder Vernunftrecht) déduit, comme étant conformes à la justice, de la nature de la société qui existe parmi les nations indépendantes, en y admettant toutefois les modifications qui peuvent être établies par l'usage et le consentement général", wobei er sich auf Madison's schon im J. 1806 in einer eigenen Schrift entwickelte Ansicht beruft. Wheaton bestreitet in diesem Punkte Heffter, der, sowie ehedem der gelehrte Jesuit Suarez („De legibus et deo legislatore", II, 19) eine moralische Verbindlichkeit des jus gentium vertheidigt hatte, in seinem „Europäischen Völkerrecht der Gegenwart" (1844, §. 2) das Völkerrecht als ein allgemeines Recht der Menschheit betrachtet, dessen Anerkennung kein Volk soll verweigern dürfen, und dessen Schutz von allen Menschen und Staaten angerufen werden könne. Wheaton stimmt hierin Hugo Grotius bei, der („De jure belli ac pacis", I, 1, §. 14) von keinem jus gentium omnibus gentibus commune Etwas wissen will. Existirt, fragt er, in der That ein solches von Heffter angenommenes allgemeines Völkerrecht? und antwortet: Ohne Zweifel keineswegs unter allen Nationen und allen Staaten des Erdkreises. „Il n'y a pas de droit des gens *universel*. Le droit public a toujours été et est encore, à quelques exceptions près, limité aux peuples civilisés et chrétiens de l'Europe ou à ceux d'origine européenne." Er statuirt kein ewiges, überall gültiges, zu allen Zeiten dasselbe bleibendes Völkerrecht, sowie auch ebenfalls Martens und seine Schüler die Existenz eines allgemeinen positiven Völkerrechts selbst mit Begrenzung auf den europäischen Welttheil und die christlichen Staaten völlig in Abrede gestellt hatten.

Als Quellen des internationalen Rechts führt er folgende sechs auf: 1) „Les écrits des publicistes enseignant les règles de justice applicables à la société qui existe entre les nations et les modifications de ces règles d'après l'usage et le consentement général." (Gegen den hier gebrauchten, übrigens unter den Völkerrechtsautoren ziemlich hergebrachten Ausdruck generalis consensus, der am Ende nur auf ausdrückliche allgemeine Völkerverträge gehen zu können scheint, würde sich freilich einwenden lassen — wie von einem Kritiker auch geschehen ist —, daß dergleichen Verträge kaum existiren, während sogenannte stillschweigende bestehende Verträge der Art unter den Völkern vorauszusetzen unnöthig erscheinen dürfte, weil die eigenthümliche Kraft der Gewohnheit, worauf sie beruhen könnten, einer solchen Fiction nicht bedarf.) 2) „Les traités de paix, d'alliance et de commerce entre divers états." 3) „Les ordonnances des états souverains pour régler les prises maritimes en temps de guerre." 4) „Les arrêts des tribunaux internationaux, tels que les commissions mixtes et les tribunaux des prises." 5) „Les opinions écrites et données confidentiellement par des légistes à leur gouvernement." (Die Archive der Departements des Auswärtigen aller Länder enthalten eine große Menge von dergleichen Actenstücken, deren Bekanntmachung ein wichtiger Erwerb für das Völkerrecht sein würde.) Und endlich 6) „L'histoire des guerres, des négociations, des traités de paix et d'autres transactions relatives aux affaires internationales."

Wheaton gibt eine eigenthümliche Systematik der Völkerrechtsdoctrin. Das zwei Bände umfassende Werk zerfällt in vier Theile. Der erste Theil bildet die Einleitung, wo das erste Capitel eine Uebersicht der Verschiedenheit der Ansichten von Grotius, Pufendorf, Hobbes, Bynkershoek, Wolff, Vattel, Savigny und Heffter über den Zusammenhang zwischen dem Naturrecht und dem Völkerrecht nebst einer Darstellung der Lehren des Verf. über diesen Gegenstand enthält, und das zweite

Capitel von den Subjecten des Völkerrechts, von der Souverainetät und Halbsouverainetät, mit Berührung der Verhältnisse in den Bundessystemen Nordamerikas, Deutschlands und der Schweiz, handelt. Der zweite Theil führt die Ueberschrift: „Von den absoluten und primitiven Rechten der Staaten." Zu diesen rechnet der Verf. vor Allem Selbsterhaltung und Unabhängigkeit, womit er sich im ersten Capitel dieses Theils beschäftigt. Bei dem droit de conservation kommt er auf das Interventionsrecht, das er nach der Theorie und Praxis bespricht. Es werden dann die merkwürdigsten Fälle erzählt in denen die Ausübung eines solchen Rechts in der neuern Zeit sich zugetragen, insbesondere seit der Epoche der Französischen Revolution. Weiter ist auch vom Mediationsrechte und den Garantieacten die Rede. Das zweite Capitel, „Droits de législation civile et criminelle" überschrieben, schließt Alles in sich was mit dem internationalen Privatrechte in Beziehung steht. Im dritten Capitel werden die Gleichheitsrechte und im vierten die Eigenthumsrechte der Staaten behandelt. Der dritte Theil hat die internationalen Rechte der Staaten in Friedenszeiten zum Gegenstand; das erste Capitel desselben begreift die Gesandtschaftsrechte, das zweite die Vertragsrechte in sich. Im vierten Theile läßt sich der Verf. über solche Rechte in feindlichen Beziehungen aus. Im ersten Capitel wird von dem Kriegsanfange und dessen unmittelbaren Wirkungen gesprochen; im zweiten findet man die Kriegsrechte zwischen Feinden entwickelt, im dritten die Kriegsrechte in Beziehung auf neutrale Staaten, und im vierten kommen die Friedenstractate zur Sprache. Diese drei letzten Capitel des vierten Theils des Werks füllen den ganzen zweiten Band desselben. Neue und interessante Forschungen werden besonders im Seerecht mitgetheilt. Angehängt am Schlusse als Appendix sind die Seeconvention zwischen Großbritannien und Rußland vom J. 1801, die Finalacte des Wiener Congresses vom J. 1815 und verschiedene während der Dauer dieses Congresses abgeschlossene beachtenswerthe Particularverträge. Ein alphabetischer Index erhöht die Brauchbarkeit des ganzen Werks.

F. Murhard.

Zu den „Geheimnissen des christlichen Alterthums".

I.

Als ich neulich wieder einmal in Goethe's Werken, namentlich in seinen mir theilweise zu sehr in den Hintergrund getretenen Reisebeschreibungen, las, und Das, wie ich versichern kann, aus einem ganz andern Grunde als um etwas in meine „Geheimnisse" Einschlagendes zu finden und herauszufassen, stieß mir doch selbst in diesen Erzeugnissen und Denkmalen eines so vorzüglich ruhigen, heitern und milden Sinnens und Denkens Einiges auf was mich in jene schauerliche Region gewaltsam zurückführte, und mir zu neuem Beweise diente, daß es ganz umsonst sei den ihr eigenen Gegenständen und Problemen entfliehen zu wollen, daß man nur Stand haltend, erkennend und ergründend damit fertig zu werden vermöge. So fiel mir erstlich Folgendes ins Auge.

Der heil. Philipp Neri, wenn er das Meßopfer verrichtet, geräth ganz außer sich; „beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er, und wenn er nach vollendeter Wandlung dieser geheimnißvollen Gaben genießen soll, erzeigt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechend schwelgerische Weise: er beißt vor Leidenschaft in den Kelch, indeß er ahnungsvoll das Blut des kurz vorher gleichsam gierig verschlungenen Leibes zu schlürfen glaubt".*)

Man sieht hier, welch ein tiefes, entsetzliches Bedürfniß nach kannibalischen Genüssen in echt christlichen Seelen wohnt, wie nah es dem christlichen Cultus liegt zu reellen Barbarismen der Art fortzugehen, und wie thöricht es ist in Abrede zu stellen, daß dergleichen rohe Cultusacte in christlicher Frömmigkeit und Vorstellungsweise als solcher begründet seien.

Eine zweite, noch weit merkwürdigere und überraschendere Stelle der Art ist nachstehende.

Goethe beschreibt die in einer Kirche bei Rom, zu den drei Brünnlein genannt, nach Zeichnungen Rafael's farbig und in Lebensgröße gemalten Apostel, und berichtet hierbei: „Bartholomäus steht in seinem Mantel wild und mit großer Kunst kunstlos eingewickelt; seine Stellung, seine Haare, die Art wie er das Messer hält, möchte uns fast auf den Gedanken bringen, er sei eher bereit Jemandem die Haut abzuziehen als eine solche Operation zu dulden".**)

So hat hier auch Goethe in seiner ahnungsvollen Weise einen Blick in die mysteriösen Greuel des christlichen Alterthums gethan und zwar einen gewaltigen; man vergl. in dieser Beziehung Nr. XVIII meines Buchs, Bd. 1, S. 162 fg., wo insbesondere S. 169 fg. hierher zu ziehen. Ich habe da von den altkirchlichen Darstellungen des heil. Bartholomäus gehandelt, habe unter Anderm bemerkt, daß seine Gestalt, namentlich sein Haupt — Blick, Haar, Bart — auffallend finster und schrecklich zu sein pflege, wie er denn auch als volksthümlicher Barthel ein bekannter, der christlichen Kinderwelt fürchterlicher Unhold und Popanz sei; in Rücksicht der Attribute des Messers und der Menschenhaut aber behauptet, sie bezögen sich ursprünglich nicht auf seinen angeblichen Märtyrertod, drückten in Wahrheit kein Leiden, sondern ein Thun aus — womit die Goethe'sche Bemerkung wörtlich stimmt. Die ausnehmende Wichtigkeit der Sache ist einleuchtend; hat es Goethe getroffen und habe ich selber richtig combinirt und ausgelegt, so hat es mit meiner Auffassung des Christenthums überhaupt seine unabweisbare Richtigkeit; der heil. Bartholomäus der Menschenopfer-Priester der ersten Gemeinde — Das geht in den tiefsten Grund und Kern des Christenthums hinein, und wo eine solche Basis vorhanden, da kann die Entwickelung keine andere als die von mir angenommene und durch die ganze Geschichte dieser Religion hin bis in die letzten Jahrhunderte hinein so vielfach bemerklich gemachte und nachgewiesene sein.

II.

Soeben ist erschienen und kommt mir zur Hand: Scheible's „Kloster" (IX, Stuttgart 1848), enthaltend: „Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen von F. Nork." Indem ich darin blättere, finde ich meine „Geheimnisse" mehrfach citirt, benutzt und bestätigt. So heißt es S. 77:

„Im christlichen Mittelalter opferte der Aberglaube Kinder, in der Meinung, sie eigneten sich wegen ihrer Sündlosigkeit besser zu einem stellvertretenden Sühnopfer. Zahlreiche Belege findet man in Daumer's «Geheimnissen des christlichen Alterthums»."

Und S. 146 in Beziehung auf altheidnische Menschenopfer:

„Daß auch das ganze christliche Mittelalter sich in seiner

---

*) Zweiter Aufenthalt in Rom (Goethe's Werke, XXIX, 192, Stuttgart 1830).

**) Daselbst S. 169; auch XXIV, 19.

Messe *) dieser Greuel schuldig machte, hat jüngst Daumer in seinen «Geheimnissen» u. s. w. durch eine zwei Bände füllende Sammlung von Belegen außer Zweifel gesetzt, ohne das hierhergehörige Material ganz erschöpft zu haben."

Es wird sodann auf Afzelius' „Schwedische Volkssagen", II, 66 fg., als auf eine von mir übersehene Thatsache hingewiesen. Sie ist jedoch I, 88, in der Note mit mehren andern solchen, die ich der Kürze wegen nicht abschreiben wollte, citatweise in Anregung gebracht. Daß in Betreff dieser Dinge noch sehr viel anzuführen, zu bemerken und abzuhandeln wäre, Das ist übrigens gar nicht in Abrede zu stellen; ich selbst habe noch Materialien und Entwürfe genug, und könnte mittels derselben leicht noch einen dritten Band formiren. Einige Partien der dunkeln Region, zu deren Aufhellung ich in den „Geheimnissen" den ersten Versuch gemacht, sind so wunderlich, daß ich es zunächst nicht wagte sie zur Sprache zu bringen; haben mich meine Gegner doch schon in Rücksicht Dessen was ich vorgetragen für toll erklärt! Denn nur Lüge und accommodative Halbwahrheit, die so gut als gar keine ist, läßt man für vernünftig gelten; wer sich untersteht das Wahre in seiner Reinheit und Ganzheit zu erkennen und auszusprechen, Dem weißt man eine Zelle im Irrenhaus an. Daß aber die in genanntem Werke angeregte Sache gleichwol nicht zu unterdrücken und in ihrem wissenschaftlichen Fortgange zu hemmen, zeigen Beistimmungen wie die ausgehobenen sind, um derentwillen man nun auch schon Andere für wahnsinnig halten müßte. Vergl. Nork in dem citirten Werke S. 248 über die sogenannten Michaelskinder; S. 368 fg. über Schaf = Kind und Kinderopfer in Kirchen **); S. 369 und 806 über Krypten oder unterirdische Opferkapellen; S. 697 über die Zerstückelung und den Genuß von Kindern bei der Messe, vergl. S. 814 fg., 830; S. 808 über den Schul- oder Kinderbischof als Opferkind und die Kinderopfer am Tage der Unschuldigen Kinder; ebendas. über satzungsmäßige Opferungen von Mönchen und Chorherren; S. 881 fg. über die schwarze Maria und die im alten Mariendienste gebräuchlichen Kinderopfer; S. 882 über Gründungs- und Einweihungsopfer; S. 882 und 887 fg. über Kinderkauf und Kinderraub durch Vermummte zum Behufe christlicher Opfergebräuche; S. 883 über den altchristlichen Opferwagen; S. 904 fg. über das anthropothysische Symbol der Hochzeit und Vermählung und über Kinder die man in Kirchen und Klöstern zu halten und an Festtagen zu opfern pflegte, und sonst. Wenn ich, was den sogenannten Ausgang der Kinder zu Hameln betrifft, mit meiner Erklärungsweise „gescheitert" sein soll, so ist Das unbegreiflich; denn die Abhandlung über jenen Gegenstand ist eine der gründlichsten und ausführlichsten in meinem Buche, und was Hr. Nork dafür gibt ist höchst zwangvoll und unbefriedigend. Die nach so bestimmter Angabe und Darstellung alter Nachrichten, Inschriften und Denkmale den 26. Juni 1284 durch einen Pfeifer „ausgeführten", unter dem Vortritt eines solchen „ausgegangenen" und im Koppelberg bei Hameln verschwundenen oder „verlorenen" *) Kinder sollen durch eine Seuche weggerafft worden sein; der in der Tradition auch als Rattenfänger erscheinende Pfeifer, dem die Kinder folgten, wird für einen Menschen der Ratten und Mäuse durch magische Mittel aus den Häusern lockte **), und dessen Teufelskünsten man das durch die Seuche angerichtete Unglück des Kinderverlustes zuschrieb, die Höhle des Koppelberges in die er die Kinder hineinführte für ein Bild der Unterwelt ***), die „bungelose" Straße durch die er sie hinausführte für diejenige erklärt durch welche die Kinder auf den Kirchhof hinausgetragen wurden †), wobei das Interesse der Sache nicht in die Thatsache, sondern in gewisse damit in Verbindung gebrachte weit ausgreifend mythologische und etymologische Combinationen fällt, sowie ich sie früher ebenfalls geliebt und in möglichste Anwendung gebracht, jetzt aber gegen die sich bietenden historischen Bestimmtheiten und Resultate, die vor Allem zu berücksichtigen und festzustellen sind, gebührendermaßen zurücktreten lasse. Ich kann hinzufügen, daß es gerade jener wunderliche Ausgang der Kinder zu Hameln ist was mich zunächst und vornehmlich jener antihistorischen, vagen Methode entfremdete, und mir die erste Veranlassung und Anregung zu den in den „Geheimnissen" publicirten Untersuchungen gab. Ich bemühte mich die Lösung des Räthsels auf beliebtem symbolisch-mythologischen Wege zu finden; die fühlbar und unabweislich historische Natur der Sache ††) widerstrebte mir aber allzu sehr. Da blitzte mir der Gedanke auf, es liege hier wol eine ungeheuere anthropothysische Thatsache zu Grunde; die 130 Kinder seien eben wirklich, wie die alten Nachrichten sa-

*) Hierbei wird in der Note die verrätherische Etymologie des Wortes in Anspruch genommen auf die ich („Geheimnisse", I, 80) aufmerksam gemacht.

**) „Zu Masseman-Westram im Raemsträßchen läßt sich allnächtlich ein weißes Schaf sehen. Man sagt, es sei in der Pfarre eine verborgene Höhle, worin sich das Thier den Tag über aufhalte. Niemand kann es berühren u. s. w. Die weiße Farbe des Thiers macht es zweifelhaft, ob man sich hier eine Teufelsmaske zu denken. Bedeutet es vielleicht, wie vorher das in Beziehung auf Kinderleichen vorbedeutende Kirchenlamm, ein vom Cultus geopfertes Kind, dessen Seele umgehen muß (vergl. Daumer, «Geheimnisse des christlichen Alterthums», I, 144)? Die verborgene Höhle in der Pfarre verräth eine Krypte oder unterirdische Kirche, worin der christliche Priester Christi stellvertretendes Sühnopfer in neuen Exemplaren auffrischte, wozu man am häufigsten ihrer Sündlosigkeit wegen Kinder wählte."

*) Das sind die alten, documentalen Ausdrücke: ausführen, ducere, ausgehen, Ausgang, nach unserer Kinder Ausgang, wie die Hamelenser in Briefen datirten, unter den Köppen verloren, unter dem Koppen- oder Koppelberg nämlich, wo man eine Vertiefung nebst Kreuzen mit eingehauenen Rosen — dem christlichen Symbole eines blutigen Todes — zeigte.

**) Von Mäusen und Ratten, von einem Rattenfänger und magischen Anlocker und Vernichter solcher Thiere ist in den alten Denkmalen keine Spur, selbst des Pfeifers wird theilweise keine Erwähnung gethan; daher ist hierauf, wenigstens was den Pfeifer als Rattenfänger betrifft, zunächst keine Rücksicht zu nehmen, sondern die dort berichtete einfache Thatsache des Kinderausgangs und Kinderverlustes, deren geschichtliche Wahrheit nicht bezweifelt werden kann, ins Auge zu fassen. Und da stellt sich vor Allem die kirchlich veranstaltete Aufopferung von 130 Kindern der Stadt heraus, die in eine unterirdische Kapelle geführt und getödtet wurden, sowie es einer andern ganz ähnlichen Tradition nach auch zu Belfast in Irland geschehen sein muß. Das Uebrige erklärt sich sehr ungezwungen und harmonisch auf die in meinem Werke, I, 269—78, erörterte Weise, ohne daß man an ein magisches Kunststück zu glauben braucht. Wollte man mir hierin gleichwol nicht beistimmen, so würde doch immer das kolossale Kinderopfer um die Zeit des Johannesfestes und der sommerlichen Sommerwende, als ein Anerkennung fodernde des geschichtliches Factum, bleiben.

***) Nichts ist wahrscheinlicher als daß im Innern jenes Berges eine jener Krypten oder unterirdischen Kapellen war, über die Nr. LXIII der „Geheimnisse", II, 165 fg., besonders handelt; man sehe hier über die angebliche Zauber- und Geisterkirche des Ochsenkopfes im Fichtelgebirge, die Wunderkirche im Kyffhäuser, das christliche Heiligthum in der Dumburg mit seinen Monstranzen und Heiligenbildern, die Kirche des Unters- oder Wunderberges bei Salzburg, wo Mönche Gottesdienst halten u. s. w. Und diese Menschenopferstätten des altchristlichen Cultus erkennt Hr. Nork doch sonst an.

†) Sie gingen aber lebendig in den Koppelberg ein, der auch Calvaria heißt: eos vivos Calvaria sorpsit.

††) Historia de pueris aliquot et puellis tenerioris aetatis die nativitatis praecursoris Christi ex urbe evocatis neque post visis, verissima est, quod multa evincunt etc. Meibom. III, 80.

gen, in den Berg geführt und in einem hohlen Raume desselben zum Opfer getödtet worden, sowie es mir dann durch nähere Betrachtung und Untersuchung der Sache zur festesten Ueberzeugung wurde. Eine solche Thatsache aber kann nicht vereinzelt stehen, nicht ohne Genesis und Zusammenhang mit Anderm von ähnlicher und verwandter Beschaffenheit sein; was muß ihr begründend und entwickelnd vorausgehen, was um sie herumliegen, was, wenn auch in nachlassender Weise, noch weiterhin folgen! Auch ermangelten Geschichte und Sage keineswegs mir sofort eine Fülle von religiösen und priesterlichen Unthaten zu verrathen, die in diesen Gesichtskreis fallen, und so wurde mir die anscheinende Fabel zu einer Riesenfackel, die mir nicht nur innerhalb des von der Sage selbst bezeichneten Zeitraums, sondern auch rückwärts bis in die ersten Anfänge und Gründungen und vorwärts bis in die neuern Zeiten hinein die ganze Geschichte des Christenthums erleuchtete, und mir Tiefen und Abgründe des Entsetzens enthüllte von welchen ich früher keine Ahnung gehabt.

S. 274 fg. habe ich den Mäusewinkel auf Rügen nebst der Sage von den daselbst am Charfreitag in Mäuse verwandelten und umgekommenen Mädchen berührt, und hierauf im Zusammenhange mit vielem Andern, was analog, bestätigend und beweisend, dieselbe Erklärungsart angewendet: „Gewiß wurden hier abwechselnd Mäuse und Kinder geopfert; der Tag der Opferung war der Charfreitag; in Mäuse wurden die Kinder verwandelt, insofern man ihnen die euphemistische Benennung der Thiere gab die sonst die Stelle der zu opfernden Kinder vertraten" u. s. w. Hier fragt Herr Nork: „Warum nicht auch diesmal?" Die Antwort steht in meiner Abhandlung S. 269 fg., besonders S. 271. Zu gewöhnlichem Festopfer dienten thierische Hausbewohner, wie Ratten und Mäuse, auch Tauben (S. 277), und andere Thiere, (S. 278); in schweren, bedrohlichen Zeiten, bei schrecklichen Naturereignissen, wie um die Zeit des Kinderausgangs zu Hameln in Fülle vorkamen (S. 271 fg.), mußten zur Versöhnung des göttlichen Zornes die eigentlich zu bringenden menschlichen Opfer fallen.

III.

Noch mögen hier folgende ergänzende Notizen stehen.

Eine ausgeführte Erzählung der in den „Geheimnissen", I, 141, berührten Sage ist in Relßieg's „Sagen und Legenden Magdeburgs und seiner Umgegend" (Magdeburg 1847) zu lesen. Der Scharfrichter geht in der Stadt und auf den Landstraßen umher, um ein von seiner Mutter gutwillig zu überlieferndes und dann zum Behufe der Befestigung der Stadt lebendig einzumauerndes Kind zu kaufen; eine gefallene Jungfrau gibt ihr Knäbchen hin, das dann am Krökenthore, wo noch jetzt als Andeutung des geopferten menschlichen Wesens zwei steinerne Füße zu sehen, in eine Art von Höhle oder Nische gesetzt und seinem Schicksale überlassen wird. Nach 50 Jahren wird nachgesehen; da ist aus dem Kinde ein kleines, graues Männchen mit langem, weißem, in das Gestein verwachsenem Barte geworden.*) Ueber diese letztere Erscheinung s. „Geheimnisse" Nr. LV, II, S. 101 fg., 106 fg.

Im J. 1845 ward einer mir zugekommenen schriftlichen Nachricht zu Folge auf dem pommerischen Gute Schmuggerow im anklamer Kreise in einer alten Brandmauer ein 4—5 Fuß ins Gevierte haltender eingeschlossener Raum und darin das Gerippe eines Kindes von ungefähr vier Jahren und das eines Marders, letzteres an einer Kette, entdeckt. „Da der Raum ganz vermauert war, so ist anzunehmen, daß das Kind und der Marder gleichzeitig eingesperrt worden."

In der Kirche des Klosters St.-Saba am Todten Meere ist ein in den Felsen ausgehöhlter Theil der die ursprüngliche Kirche gebildet; daselbst ist eine Schädelkammer mit einer Menge von Menschenresten*); sie rühren höchst wahrscheinlich von Geopferten her.

Blainville sah 1707 zu Rom wie der Papst am Grünen Donnerstage das Sacrament begrub. Es waren zu diesem Behufe drei Altäre errichtet, die drei Stockwerke übereinander bildeten; auf der Spitze des Ganzen war ein Tabernakel in Form eines Gefäßes (vase), und ein wenig darüber ein kleines Grab, worin der Papst das Sacrament beisetzte. „Ich konnte aber weder die Ursache noch die Bedeutung dieses Gebrauchs erfragen, der mir sonderbar vorkam, da der Heiland doch nicht an diesem Tage begraben wurde." Wir verstehen ihn leicht, wenn wir die ursprüngliche Natur des Festes im Auge haben (s. „Geheimnisse", II, 48 fg.): in jenes kleine Grab wurden die dem Cultus heiligen Reste eines am Grünen Donnerstage geopferten und verzehrten Kindes gelegt.

In der Vorrede einer 1644 gehaltenen und in demselben Jahre erschienenen Predigt von J. Stralius, dann in Ritter's „Altmärkischem Geschichtsbuch", in Beckmann's „Beschreibung der Stadt Stendal" und in Kahlbau's „Erzählungen und Sagen aus der Altmark", S. 65 fg. (Tangermünde 1845), wird eine Gespenstergeschichte erzählt die sich 1643 und 1644 zu Schorstedt, zwei Meilen von Stendal, begeben haben soll. Der hier spukende Geist will kein Teufel, sondern ein guter Geist und Engel vom Himmel sein, stellt mit den Leuten gottesdienstliche Uebungen an, läßt sie beten und singen und reicht ihnen als heilige Speise Brot und Käse mit Blutstropfen vermischt — eine bedenkliche Art von Abendmahl, die ein anthropothysisches und anthropophagisches Mysterium argwöhnen läßt.

Ein Freund von mir hatte einst ein geschriebenes Büchlein in der Hand, worin er die Notiz gelesen haben will, daß eine altprotestantische Pietistengemeinde in der Gegend von Maulbronn ein Mädchen geopfert und mit dessen Blute ein Festbrot gebacken habe; der nähern Umstände erinnerte er sich nicht mehr.

Eine abscheuliche und höchst verdachtvolle Ceremonie, der sich noch viele Lebende als Augenzeugen erinnern, dauerte zu Nürnberg bis in dieses Jahrhundert hinein. Ein weißgekleideter Mann ward öffentlich mit Blut oder blutrother Farbe übergossen; das hieß „der blutige Mann". Gesetzt nun, es sei Dies weiter Nichts als eine Volksbelustigung, ein bloßer sinn- und bedeutungsloser Spaß gewesen, so legt es doch auch so noch ein sprechendes Zeugniß von der ungeheuern Barbarei altchristlicher Zustände ab; in unserer ungläubigen Zeit fallen solche Scheußlichkeiten wol selbst dem rohesten Pöbel nicht mehr ein. Doch allem Anschein nach geht die Sache tiefer, und verräth uns ein altes Menschenopfer zur Entsühnung der Stadt; der Mann war ein Repräsentant derselben, die in ihm durch Opferblut gereinigt ward, wovon zuletzt nur noch die als solche dem Volke anheimgefallene leere Ceremonie verblieb. Auf einem alten Bilde das sich in der nürnberger Stadtbibliothek befindet ist Christus am Kreuze zu sehen; vor ihm kniet eine 1653 gestorbene Dame, und wird von dem Blutstrom aus der Seitenwunde des Gekreuzigten übergossen. Dabei stehen die Worte: „Das Blut Christi machet mich rein von allen meinen Sünden." So schwelgte die Christenheit noch spät in den grassesten und gräulichsten Vorstellungen, die man selbst künstlerisch fixirte und vor Augen stellte. In ältern Zeiten begnügte man sich damit nicht; es waren die Zeiten der That, der Ausführung, der factischen Verwirklichung und Veranschaulichung der dem Christenthum eigenen anthropothysischen Grundvorstellungen, wo man, wie sich Nork ausdrückt, Christi stellvertretendes Sühnopfer in neuen Exemplaren aufzufrischen für nöthig hielt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Relßieg a. a. O., I, 5—34.

*) Lorent's „Wanderungen im Morgenland". (Manheim 1845), S. 173.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 254. —— 10. September 1848.

Lord William Bentinck und die Erziehung in Indien.

Lord William Bentinck war kein bloßer Theoretiker, oder gar ein eitler Träumer, wie seine selbstsüchtigen Gegner behaupten; der Statthalter von Bengalen war, was sein ganzes Leben bezeugt, im Gegentheil durch und durch ein praktischer Mann. Bentinck war aber kein bloßer kalt berechnender Staatsmann, welcher die Volksmassen nur als ebenso viele thierische Kräfte betrachtet, die, je nach den Foderungen eines ruhmsüchtigen Ehrgeizes oder des politischen Vortheils, losgelassen oder gebändigt, getrennt oder wieder vereinigt werden: der Lord war, im Gegensatze zu diesen trockenen, aller höhern Ueberzeugung ermangelnden Geistern, ein Menschenfreund in hohem Grade. Unter einer rauhen, ja abstoßenden Außenseite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntschaft mit den Nachtseiten der menschlichen Natur hervorgegangen, verbarg sich ein für alles Gute und Edle schlagendes Herz. Von dem Augenblicke an, wo er als Stellvertreter der britischen Majestät und als Leiter des mächtigsten asiatischen Reichs zu Kalkutta anlangte, war es sein unwandelbares Streben die große in seine Hände gelegte Macht zum Besten der Eingeborenen zu verwenden; er wollte nicht den Interessen eines besondern Standes dienen oder gar, wie viele seiner Vorgänger gethan haben, das Land zum Vortheile der fernen Eroberer ausbeuten. Und so ward er, wie die Geschichte seiner Epoche machenden Verwaltung zeigt, aus Neigung, aus inniger Ueberzeugung und Gesinnung ein Reformator im wahren Sinne des Worts. Aber wie jeder seines Zwecks sich bewußte, echt praktische Reformator stellte auch Bentinck, bevor er an die Ausführung einer wichtigen Maßregel ging, mit ungemeiner Behutsamkeit, Geduld und Ausdauer alle hierauf bezüglichen Untersuchungen an; der Boden mußte zuvor in allen seinen Beziehungen untersucht sein, bevor er ihm seine Pflanzungen anvertrauen wollte. Daher die Langsamkeit mit welcher er an die Pläne ging die er gefaßt hatte; daher aber auch die Entschiedenheit womit er das reiflich Erwogene ergriff, und die unbeugsame Energie womit er den gefaßten Entschluß zur Ausführung brachte.

Die scheußliche Sitte der Witwenverbrennung war beim Antritte seiner Statthalterschaft über Hindostan einer der ersten Gegenstände welcher seine Aufmerksamkeit fesselte. Aus angeborenem Wohlwollen fühlte sich der Lord gedrungen auf die Abschaffung dieser Barbarei hinzuwirken; aber es entging seinem Scharfsinn nicht, daß Dies sehr schwierig sein werde, weil sie ein Ausfluß war des hartnäckigsten aller Uebel, des angeerbten Aberglaubens und religiösen Fanatismus. Es wurde jetzt eine Untersuchung angestellt und Alle, Eingeborene wie Europäer, die von der Sache Kunde geben konnten und wollten, zu Mittheilungen eingeladen. Den Verlauf dieser Untersuchung verfolgte der Statthalter, wie einer seiner Freunde im „Calcutta review" uns berichtet, mit fast fieberhafter Gespanntheit, was wol Diejenigen die ihn nicht genau kannten kaum glauben werden. Als der Lord sich endlich nicht blos von dem moralischen Nutzen, sondern auch von der Ausführbarkeit und politischen Sicherheit der Maßregel überzeugt hatte, wurde das berühmte Verbot erlassen, trotz aller Warnungen, Verwahrungen und Anklagen die bigote Eingeborene und beschränkte europäische Beamte erhoben, und die einen weniger entschiedenen und willenskräftigen Staatsmann zur einstweiligen Einstellung, wenn nicht zum gänzlichen Aufgeben des Plans gebracht hätten.

Ebenso faßte der Statthalter, gleich in den ersten Zeiten seiner Verwaltung, die furchtbare, bis dahin in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Verbrüderung der Thags ins Auge. Mit dem scharfen Blick des praktischen Staatsmannes erkannte er alsbald, daß diejenigen Rechtsformen welche unter christlich civilisirten Völkern als Schild der Unschuld gegen rechtlose Unterdrückung dienen solchen abgefeimten Schurken wie die Thags nur die Mittel an die Hand geben würden dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entschlüpfen. Sein Entschluß war daher schnell gefaßt. Demnach wurde ein Regierungscommissair ernannt und mit unumschränkten, fast dictatorischen Vollmachten ausgerüstet; er war nicht an die gewöhnlichen Rechtsformen gebunden, und verfuhr ohne Zuziehung der betreffenden Gerichte. Die Weisheit dieser Maßregel offenbarte sich bald. In überraschend kurzer Zeit wurde der undurchdringliche Schleier welcher bisher diesen Geheimbund bedeckte vollständig gelüftet, und ein

Gewebe kaltblütiger Scheuslichkeiten enthüllt das die ganze Christenheit mit Entsetzen und Abscheu erfüllte. Der Energie und unermüdlichen Thätigkeit des Obersten Sleeman und seiner Gehülfen gelang es diese Bande der Meuchelmörder gänzlich auszurotten. Die Streifzüge und Erinnerungen dieses wackern Mannes, wovon weiter unten nochmals die Rede sein wird, enthalten hierüber die sichersten Nachrichten.

Der Umsicht des Statthalters konnte es ebenfalls nicht entgehen, daß die physischen Leiden unter welchen, als einer natürlichen Folge des äußern Drucks, das Volk seufzt durch die Unwissenheit und Quacksalbereien der sogenannten Aerzte und Heilkünstler noch erschwert werden. Er fühlte es, zu welchem Segen die Heranbildung von Männern gereichen würde welche statt des leeren Formwesens der asiatischen Medicin europäische Forschung sich aneignen, und auf den Standpunkt der Wissenschaft im Westen sich erheben würden. Wer vermag aber auch nur annähernd die Schwierigkeiten zu ermessen welche sich in unserer Zeit des allgemeinen Fortschritts diesem Plane in Indien entgegenstemmten? Die Vorurtheile der Eingeborenen waren und sind anerkanntermaßen sehr groß; sie wurden aber absichtlich noch übertrieben und sogar als unüberwindlich dargestellt. Die Berührung eines Leichnams — und wenn es auch der des nächsten und theuersten Freundes wäre — hat zu jeder Zeit Verunreinigung zur Folge, welche durch Verrichtung vieler beschwerlicher Ceremonien abgewaschen werden muß. Nun erst die Berührung eines Leichnams aus den niedrigen Kasten oder gar eines Paria — schon der bloße Gedanke daran ist dem Hindu empörend! Waren nun die Vorurtheile der Eingeborenen in der That sehr groß, so waren die der gelehrten europäischen Orientalisten womöglich noch größer, weil diese ihre Behauptungen mit Gründen unterstützen konnten. Es war ganz unmöglich mit ihnen zu einem Verständniß zu kommen; denn die gelehrten Herren hatten ihre Meinung im voraus gefaßt. Die Ueberzeugung, daß die Schwierigkeiten nicht blos für den Augenblick unüberwindlich seien, sondern auch in aller Zukunft unbesiegbar bleiben werden, hatte sich aller Köpfe welche nicht im Stande waren von dem todten Buchstaben der indischen Ueberlieferung zu der ewig lebendigen Quelle der menschlichen Natur hinaufzusteigen vollkommen bemächtigt. Europäische Naturkunde und Medicin in Indien einführen zu wollen, erklärten sie, sei ein wahnsinniges, unausführbares Beginnen. Bentinck ließ sich nicht irre machen. Das orientalische medicinische Collegium mit seinen Träumereien und Luftgebilden der indischen und arabischen Aerzte wurde aufgehoben, und an dessen Stelle erstand in jugendlicher Kraft das jetzige medicinische Collegium, welches bereits die heilsamsten Früchte für Hindostan getragen hat und sicherlich immer noch mehr tragen wird. Zwölf Brahmanen sind vor kurzem nach Großbritannien gegangen, um hier Naturkunde und namentlich Medicin zu studiren.

Lord William's Aufmerksamkeit war jedoch nicht blos auf die physischen Leiden und Nöthen des Volks gerichtet. Der Anblick seiner geistigen und sittlichen Versunkenheit machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth; mit Schmerzen bemerkte er die Verderbtheit der Rechtspflege, den Druck und die empörende Härte des Policeiwesens. Der Statthalter war aber scharfsinnig genug zu erkennen, daß alle Heilmittel in diesen Zweigen der Verwaltung im Ganzen unwirksam bleiben, so lange nicht Maßregeln getroffen werden um das Volk in geistiger und sittlicher Beziehung zu heben. Zu diesem Ende wurde die Einführung eines verbesserten umfassenden Erziehungssystems entworfen. Um aber auf irgend einen Erfolg rechnen zu können, war es vor Allem erfoderlich mit der möglichsten Genauigkeit den gegenwärtigen Stand des Unterrichts in den Landesschulen und unter der einheimischen Bevölkerung kennen zu lernen. Um sich aber die Dienste eines Mannes zu sichern der einem so schwierigen und mühsamen Auftrage gewachsen wäre, beschloß der Lord mit der ihn auszeichnenden Liberalität, sich bei der Wahl des Sendboten der Regierung nicht auf die Beamten zu beschränken, sondern, in der vernünftigen Weise der ältesten Herrscher des Mittelreichs und der Trefflichen zu allen Zeiten, den Tüchtigen allenthalben zu suchen und ihn da zu nehmen, wo er ihn eben finden würde. Die Wahl fiel endlich auf Herrn William Adam, der ein Mann war von ebenso viel Talent als Kenntnissen, und für das schwierige Amt eines Schulvisitators besonders geeignet. Adam ging als Baptisten-Missionnair nach Hindostan, hatte aber wegen seines unabhängigen Geistes dem Missionsberufe entsagen müssen; er schrieb um diese Zeit die „India gazette", welche sich durch ihre volksthümliche Weise und unabhängige Gesinnung eines großen Ansehens erfreute. Adam erhielt im Januar 1835 seine förmliche Bestallung; er wurde dem Generalcomité des öffentlichen Unterrichts beigegeben, um über den Zustand der einheimischen Erziehung in Bengalen Untersuchungen anzustellen. Die Ergebnisse dieser genauen Untersuchungen sind in den merkwürdigen Berichten enthalten welche wir nach der trefflichen Zeitschrift „Calcutta review" am Eingange unsers Artikels aufgeführt haben. Sie gewähren einen tiefern Blick in das wahre Wesen und den praktischen Werth des Brahmanismus als alle die gelehrten, in ihrer Art natürlich höchst verdienstvollen Arbeiten unserer Indianisten. Sie ergänzen überdies eine große Lücke in der Geschichte des Erziehungswesens, und verdienten es mehr als viele andere Werke vollständig übersetzt zu werden. Wir müssen uns hier natürlich blos auf die Hervorhebung einiger auffallenden lehrreichen Thatsachen beschränken.

(Der Beschluß folgt.)

Zu den „Geheimnissen des christlichen Alterthums".

(Beschluß aus Nr. 253.)

IV.

Hiermit gedachte ich für diesmal abschließen zu können; da kommt mir aber noch die in Nr. 103—105 d. Bl. f. 1848

enthaltene Beurtheilung der „Geheimnisse" zu, um derentwillen ich nicht umhin kann noch eine vierte Nummer hinzuzufügen. Es zeigt sich auch hier, daß die in Rede stehende Sache eine neue Wendung genommen, daß sich, nachdem zunächst das apologetisch-kritische Gesindel, dem ich soweit es nöthig schien im „Telegraph" geantwortet, seine nichtswürdigen Mittel in Anwendung gebracht, eine andere, würdevollere Art von Kritik und Polemik zu entwickeln beginnt, der gegenüber auch mein Ton sich zu ändern hat. Diese neueste Beurtheilung glaubt sich eines entscheidenden, abschließenden Richterspruchs über mein Werk enthalten zu müssen: ein Endurtheil sei in dem Augenblicke noch sehr schwer, ja unmöglich; besser werde sich über die Bedeutung des Buches in 10 Jahren sprechen lassen — eine seltene Bescheidenheit und Zurückhaltung auf dem Gebiete journalistischer Kritik, die sonst

schnell fertig mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide.

Im Uebrigen fehlt eine Reihe der wichtigsten Zugeständnisse und Billigungen nicht, besonders was Princip und Methode und dann im Besondern die historisch-kritische Ausbeutung des Mittelalters betrifft; und es würde mir, da der Einzelne im Gefühl seiner Particularität und Beschränktheit und im Vertrauen auf die ihn ergänzende Menschheit schon zufrieden sein kann und soll seines Ziels nur nicht ganz gefehlt, nur nicht ganz umsonst gestrebt und gearbeitet zu haben, die hier vorläufig eingeräumte Stellung vollkommen genügen können. Spricht sich nun diese Kritik auch theilweise tadelnd aus, und nehme ich Dies nicht anerkennend hin, so ist es kein blinder Eifer und Eigensinn, kein hochmüthiger Infallibilitätsglaube, keine gemeine Streitsucht und Rechthaberei was mich bestimmt, sondern ein klares, sicheres, kein concessionnelles Wanken und Weichen zulassendes Bewußtsein über den bezüglichen Gegenstand. So kann ich fürs erste nicht zugeben, daß meine Darstellung an „übertriebenem Gegensatze" leide; ich bin sachlich zu sehr überzeugt, daß Dies nicht der Fall ist, und es wird Dies mit der Zeit auch wol der Welt einleuchten. Billig und wohlwollend wie mein Beurtheiler ist, verzeiht und entschuldigt er Das vermeintliche Zuviel in meinem Werk: der Alleinstehende, der für seine Ueberzeugung erst Luft und Raum erobern wolle, müsse etwas chargiren, etwas schwärmen, etwas verrückt sein; es sei thöricht ihm daraus einen Vorwurf zu machen; für den Klarblickenden zeige sich eben darin der Ernst und der Grundcharakter der neuen Richtung. Ich glaube jedoch einer solchen die von Andern beliebte „pathologische" Erklärung meiner Ansichten und Darstellungen edel und freundlich beseitigenden Schonung nicht bedürftig zu sein. Im Einzelnen mag Manches dem Streit unterliegen, wiewol ich bis jetzt auch nirgend im Einzelnen überzeugend bekämpft worden bin; im Ganzen bin ich meiner Sache gewiß, und ich habe, wie schon oben erwähnt, nicht einmal Alles zum Ausspruche gebracht was ich weiß. Daß mein Buch „hinsichtlich des Urchristenthums am schwächsten" ist, muß ich insoweit gelten lassen, als es sich um das Herausstellen anthropothysischer Einzelheiten handelt; denn an solchen mangelt es hier allerdings, was aber keine billige Rüge bildet und nicht in individuellem Unvermögen, sondern in der Natur der Sache liegt. Jener in Gestalt des Christenthums neu aufgährende, sich im Gegensatze antiker Weltbildung zu begründen und durchzusetzen habende menschenopfernde Religionsfanatismus war gezwungen sich für seinen schwachen, schwankenden Anhang in das tiefste Dunkel zu hüllen; und erst nachdem er sein gewagtes, von römischer Universalmacht gefährdetes Spiel gewonnen und seine mit List und Gewalt erzielten welthistorischen Triumphe gefeiert, fängt das zunächst so streng geborgene urchristliche Mysterium an sich in ein durchsichtigeres Gewand zu kleiden und zu erkennbarern und nachweislichern Thätsächlichkeiten fortzugehen, sodaß ein sehr merklicher Unterschied in den die beiden Zeiten betreffenden Resultaten der Forschung nicht fehlen kann.

Im Allgemeinen aber ist die eigentliche Beschaffenheit der urchristlichen Zustände gleichwol so sichergestellt als nöthig ist um sich darüber eine ganz bestimmte Ansicht und Ueberzeugung bilden zu können. Es liegt, wie besonders Nr. VI und VIII der „Geheimnisse" unter den Ueberschriften: „Alte Vorwürfe und ihre Rechtfertigung" und „Die Kinder und Kleinen des Evangeliums" gezeigt, eine ganze Gruppe der verdacht- und gewichtvollsten Umstände vor, worunter auch jenes angstvolle Geheimthun der ersten Christen gehört, das die von mir behaupteten Unthaten des Cultus ebenso gut verräth als verbirgt; es lassen sich selbst ganz besondere Züge der geheimen christlichen Urgeschichte ermitteln, wie mit der Nr. XVIII erörterten Rolle der Fall die der Apostel Bartholomäus gespielt. Auch gestattet die spätere Geschichte des Christenthums, namentlich das unserer Betrachtung und Erforschung so nahe gelegte katholische Mittelalter mit seinem deutlich genug zu erkennenden kolossalen Menschenopfercultus, einen nicht abzuweisenden Schluß auf die fernen, dunkeln Anfänge dieser Religion, da so ungeheure und durchherrschende Phänomene doch einen realen Ausgangspunkt, eine historische Basis und Entwickelung gehabt haben müssen, und nur aus dem Christenthume selber genügend abzuleiten und zu begreifen sind. „Daumer überzeugt uns, daß die christlichen Greuel des Mittelalters weit ausgedehnter sind, und einen weit mehr specifisch kirchlichen und religiösen Charakter hatten, als man früher geglaubt; aber die Kluft von dem geistigen Opfer bis zu dem blutigen Menschenopfer bleibt unausgefüllt." Ein blutiges steht gleich an der Spitze des christlich-dogmatischen Religionssystems; Christus opfert sich und blutet für uns als Lamm Gottes und christliches Paschalamm auf Golgatha. Aber es ist wol die Kluft zwischen diesem in gläubiger Vorstellung als Opfer gefaßten Märtyrertode des Religionsstifters und der eigentlichen, förmlichen, realen Anthropothysie des Cultus gemeint. Eine solche Kluft war jedoch nach meiner Ansicht im Anbeginne gar nicht da; sie erzeugte sich erst späterhin. Mit altmolochistischen Paschaopfern ward im innern, mysteriösen Kreise der christlichen Sekte sogleich der Anfang gemacht; der von ihr als Opfer gefaßte Tod des Sektenhauptes kam hinzu, und wurde nach außen hin, um da einigen Grund und Boden zu gewinnen, mit Verheimlichung des eigentlich anthropothysischen Mysteriums jesuitisch mildernd und mehr zum Scheine als im Ernste geltend gemacht, sodaß auf diese Vorstellung ein exoterischer, wenig anstößiger Molochismus gegründet wurde, in welchem man einen Theil der Christen stehen lassen, und von welchem man einen andern, der dazu tauglich schien und den man hinlänglich bearbeitet zu haben glaubte, in den esoterischen vorsichtig hineinziehen konnte. Gesetzt aber, das Christenthum hätte mit dem blos vorgestellten Opfer begonnen, so ist doch von diesem zum realen ein leichter Uebergang; das blos Vorgestellte und Eingebildete genügt nirgend, und schlägt naturgemäß und von selbst in eine entsprechende Wirklichkeit über, daher selbst noch in unserm Jahrhundert, wo die von ihren gröbsten Barbarismen gereinigte Kirche sich nur noch in Vorstellung, Glauben und leerer Ceremonie bewegt, christliche Sondergemeinden zum eigentlichsten, vollkommensten Menschenopfer geschritten, und so den altkirchlichen Realismus und das urchristliche, furchtbar ernste Mysterium (mysterium tremendum) mehrfach wiederhergestellt haben. Daß den ältesten Christen der als Opfer betrachtete Tod ihres Herrn und Meisters nicht genügte, ist theilweise schon aus dem Neuen Testamente klar; s. „Geheimnisse", I, 42 fg., wo die auffallenden Aeußerungen des Apostels Paulus, sowie dann auch die sich anschließenden eines Ignatius und Origenes hervorgehoben sind, welcher Letztere geradezu erklärt, daß zur Sündentilgung viele und vielerlei Opfer erfoderlich seien, und der selbst keinen Anstand nimmt die Meinung zu äußern, daß der freiwillige Tod eines Menschen ein Mittel sei gewisse Unglücksfälle und Landplagen abzuwenden.

Gegen den Charakter der bezeichneten Kritik im Ganzen und in sonderbarem Widerspruche mit der sonst von

ihr so sehr gebilligten Methode meines Untersuchens und Erklärens ist es, wenn sich dieselbe die ausgedehnte Mühe nimmt meine Anwendung des Kinderreimes: „Lieber Ofen, ich bete dich an", zu persifliren. Ihrer ausdrücklichen Erklärung nach ist ja doch „der Gedanke, daß die Traditionen, Symbole, Sagen, Märchen, Bilder, Sprüchwörter u. s. w. nicht als reine Phantasieproducte, sondern als Reste, Erinnerungen, Verflüchtigungen, Metamorphosen einer einstigen historischen Realität zu betrachten und in diesem Sinne für die Geschichte auszubeuten seien, eine nothwendige Ergänzung der bisherigen Arbeiten, ja das echte Princip der Forschung, das in seiner ganzen Fülle erfaßt werden müsse"; und was den bestimmten Fall der angeführten Ofenanbetung betrifft, die in Schweden und Norwegen noch ernstlich genug vom ganzen Hauspersonale geleistet wird, so sieht auch Jak. Grimm darin die „unverkennbare Spur" einer alten Feuerverehrung, nur daß er dabei in seiner Weise blos das Heidenthum in Anspruch nimmt, das Christenthum aber als solches unberührt läßt, und Niemand tadelt oder verhöhnt ihn deshalb. Warum sollen nun solche Ausdeutungen und Ansichten nur bei mir unstatthaft und lächerlich sein? Warum will man mich gewaltsam von den Rechten ausschließen die man jedem andern Forscher gewährt? Und wie mag Das Jemand thun der so weit davon entfernt ist die Partei der angefochtenen Sache zu ergreifen, und sich als ein gereizter, zu jedem Mittel greifender Apologet gewöhnlichen Schlags zu erweisen? Man sieht hier, wie schwer es selbst unserer Zeit noch wird sich in Beziehung auf christliche Dinge, auch bei keineswegs bösem Willen und schmählicher Befangenheit, rein objectiv zu verhalten und gegen Die welche sich so verhalten gerecht zu sein. Es kommt diesem, wiewol freisinnigen und helldenkenden, Kritiker doch gar zu wunderlich vor, daß er der jenen Reim in seiner Jugend so häufig selbst gesungen in aller Unschuld molochischen Götzendienst getrieben haben soll. Allein da ist ihm nicht zu helfen, es ist wirklich so; und wir sind ja auch sonst noch bis in kindische Kleinigkeiten hinein von den Spuren eines uralten Menschenopfercultus umgeben. Dahin gehören die rothen Ostereier, deren Bedeutung ich in meinem Werke nachgewiesen; und da ich Dies eben zu Ostern schreibe, so liegt es mir nicht nur nahe an diese zu denken, die man jetzt zur Abwechselung bunt färbt, und von deren blutiger Bedeutung, selbst wenn sie in ihrem ursprünglichen Roth erscheinen, auch Niemand mehr eine Ahnung hat — es fallen mir noch andere ins Harmlose übergegangene, für den Aufmerksamen und Nachsinnenden aber doch noch höchst auffallende und bedenkliche Barbarismen der Art ins Auge. Man schenkt z. B. Kindern Chocoladetafeln worauf sich Christus als Osterlamm mit der Kreuzfahne befindet, vor ihm ein Kelch in welchen sich der Blutstrom seiner Brust ergießt. Da frage ich nun, ob Das nicht ein Ausdruck alter Menschenopferidee ist, ob es nicht mit uraltem Menschenopfercult zusammenhängt, ob das die Tafel verzehrende Kind nicht gleichsam den geopferten Heiland, dies menschliche Opfer- und Osterlamm des Christenthums, verspeist, ein anthropothysisches Opfermahl hält, und selbst den grauenhaften Blutkelch mit hinunterschlingt?

Wenn es am Ende heißt: ich hätte ein noch weit wirksameres Buch schreiben, den Angriff, wofern ich das Praktische im Auge gehabt, noch mit ganz andern Waffen und auf ganz andere wunde Punkte hin führen können, so weiß ich nicht worauf Das zielt. Alles was man gegen den betreffenden Gegenstand sonst vorbringen kann ist von weit weniger wesen- und kernhafter, centraler, tiefgehender, herztreffender Natur, womit zu vergleichen was gleich am Anfang der Kritik steht: „Dies Buch stellt mit Energie und erobernden Intentionen eine neue Ansicht über das innerste und ursprüngliche Wesen des Christenthums auf, in der eine lange betretene Richtung ihre letzte und extremste Wendung nimmt", und weiterhin: „Daumer will nicht, wie seine Vorgänger, eine Periode mitten aus der Geschichte mit Vorstellungen und Selbstbewußtsein (Strauß, Bauer) ausfüllen; es soll bei ihm dies schwankende Reich erst da beginnen wo die geschichtlichen Documente vollständig aufhören. Eine unzweifelhaft richtige Intention. — Daumer will zeigen, wie Thatsachen sich im Laufe der Jahrhunderte allmälig zu Mythen, zu Volksmärchen, ja bis zu Sprüchwörtern und Redensarten verflüchtigt haben. Ihm bleibt also, falls er uns von der Richtigkeit seiner Entwickelung überzeugt, keine weitere Frage zu beantworten übrig; wir laufen in den alleinseligmachenden Hafen der Realität, des historischen Factums ein." Sollte nun damit nicht Alles geleistet sein was zu leisten ist; sollte es nicht so in praktischer wie in theoretischer Hinsicht am angemessensten sein die Sache in ihrem Centrum anzugreifen, auf ihr innerstes, ursprüngliches Wesen zu gehen, und zwar auf dem so höchst nöthigen, unumgänglichen, im Falle des Glückens allen Widerstand so rein vernichtenden, in seiner Vollständigkeit auch gleich die Theorie mit enthaltenden historischen Weg? Ich hatte das Praktische zunächst nicht im Sinne; ich war nur wißbegierig, verhielt mich als Forscher, machte eine unwillkürliche Entdeckung und verfolgte sie; bei Formirung und Herausgabe des Buchs schwebte natürlich auch die mögliche Wirkung auf Leben, Sitte, Staat vor Augen; ich trug mich gern mit dem Gedanken, durch eine Arbeit deren Vollendung mir wegen des barbarischen Stoffs eine nicht geringe Selbstüberwindung kostete, das wesentlichste Hinderniß progressiver Bildung und Menschlichkeit hinwegzuschaffen, und ich glaubte, daß ich zufälligerweise das beste Mittel dazu in Händen hätte, ein Mittel, wodurch, wenn es gegnerischerseits nicht paralysirt werden könne, eine gründliche Veränderung unserer religiösen Zustände und Verhältnisse unfehlbar herbeigeführt werden müsse, womit denn auch Freunde stimmten.*) Andere Wege hatte ich früher eingeschlagen, und was ich in den „Geheimnissen" unberührt oder unausgeführt gelassen ist in einer Reihe älterer Schriften und Aufsätze behandelt, worin, so viel mir bewußt, nichts Wesentliches der bezüglichen Art außer Acht gelassen ist.

G. F. Daumer.

*) Ein berühmter Denker und Kritiker von höchst praktischer Tendenz sagte, als er zuerst von diesen Dingen hörte: „Schön wär's, wenn's wahr wäre." Man begreift in welchem Sinn. Seine Zweifel an der Wahrheit der Sache benahmen ihm nähere Auseinandersetzungen. Doch gingen von da noch mehre Jahre hin, bis ich mich zur Publication der „Geheimnisse" entschloß.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Günther, J., Die dritte Jubelfeier der Universität Jena am 19. März und 30. Juni 1848. Blätter der Erinnerung. Jena, Luden. Br. 8. 4 Ngr.

Hartmann, W., Der Apotheker und das Publicum mit besonderer Rücksicht auf die vorgewesenen Angriffe des Hrn. Prof. Schulz in Berlin, in ihren gegenseitigen Verhältnissen besprochen. Mit einem Vorwort, einigen Bemerkungen und einem Nachtrage begleitet von *L. F. Bley*. Hanover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hildenhagen, L., Die Fortbildungs-Schule für die Landbewohner. Ein Wort an den Bauernstand in der Provinz Sachsen. Halle, Knapp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Höchst erbauliche und curiose Historia der schrecklichen Belagerung von Leipzig, im 19. Jahrhundert, im 33sten Jahre des 33jährigen Friedens. Nach einer alten Chronik beschrieben und in zierliche Knittelverslein gebracht von einem Leipziger Poeten. Leipzig, Naumburg. 8. 1 Ngr.

Die Revolution im Jahre 1848. In zwanglosen Heften. Herausgegeben von K. Grün. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die französische Februarrevolution. Nach dem Französischen des P. J. Proudhon. Von K. Grün. Trier, Lintz. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 255. —— 11. September 1848.

Lord William Bentinck und die Erziehung in Indien.

(Beschluß aus Nr. 254.)

„Meine Tabellen", sagt Hr. Adam, „waren in Bengali-, Hindi-, dann in der Urdu-Sprache und -Schrift abgefaßt; welche davon im einzelnen Falle anzuwenden sei, Das richtete sich theils nach der herrschenden Sprache und Schrift in dem treffenden Districte, theils nach der Bildungsstufe derjenigen Personen die sich mir zu Diensten erboten. In den Bengal-Districten wurde vornehmlich das Bengalische gebraucht; nur in der Stadt Murschedabad fand ich es nothwendig zum Theil die Urdusprache und persische Schrift anzuwenden. In Süd-Behar hielt ich es für räthlich Hindisprache mit Nagarischrift zu brauchen; in Tirhut hingegen Urdusprache mit persischer Schrift. In den letztern Districten wäre ich, wie ich glaube, mit geringerer Schwierigkeit zum Ziele gekommen, wenngleich ich persische Sprache und Schrift gewählt hatte; denn diejenigen von meinen Agenten die nur Hindi verstanden waren, wenngleich fleißig und ausdauernd, äußerst stumpfsinnig und geistesbeschränkt, während die des Persischen Kundigen in ihren brauchbaren Wochenberichten sich immer wieder dieser Sprache bedienten, obwol ich es ihnen ausdrücklich verboten hatte."

Von den Tabellen sollte die erste dazu dienen den Zustand des Schulunterrichts, die zweite den Zustand des im Hause und an Erwachsene ertheilten Unterrichts zu ermitteln. In Bezug auf das Erstere wurde für jede Art Schulen eine eigene Tabelle angelegt, und zwar eine für Bengali- oder Hindi-Schulen, eine andere für Sanskrit-Schulen, eine dritte für persische und arabische Schulen u. s. w. Jede Tabelle enthielt aber folgende Rubriken: Name der Stadt oder Ortschaft, wo die Schule sich befand; Beschreibung der zum Schulhaus verwendeten Localität; Name, Religion, Kaste und Alter des Lehrers; Nachweis und Höhe seines Einkommens; Lehrgegenstände; Zahl seiner Schüler, sowol der anwesenden als abwesenden; ihre Religion und Kaste; Alter in welchem jedes Kind in die Schule trat, sein gegenwärtiges Alter; in welchem Alter es muthmaßlich wieder aus der Schule treten werde, welche Fortschritte es in den Unterrichtsgegenständen gemacht habe, und endlich die vom Lehrer geschriebenen Werke. Um den Zustand des im Hause und an Erwachsene ertheilten Unterrichts zu ermitteln, wurde eine andere Tabelle mit folgenden Rubriken angelegt: Zahl der Familien in jeder Stadt oder Ortschaft; Name, Religion, Kaste und Geschäft des Familienhaupts; Zahl der männlichen und weiblichen Glieder jeder Familie über 14 Jahren; Zahl derjenigen zwischen 5 und 14, und endlich derjenigen unter 5 Jahren; Zahl der Familien in jeder Stadt oder Ortschaft die ihre Kinder im Hause unterrichten lassen; Zahl der Kinder in jeder solchen Familie die Hausunterricht erhalten; die Zahl der Erwachsenen in jeder Familie die eine gelehrte Erziehung genossen haben; die Zahl Derer welche ohne eine gelehrte Erziehung etwas mehr als Lesen und Schreiben können, etwa Bengali- oder Hindi-Rechnen, Persisch und Englisch; die Zahl Derer die blos lesen und schreiben können; endlich die Anzahl Derjenigen die nur mit Mühe buchstabiren oder ihren eigenen Namen schreiben können.

Die Zahl der Ortschaften in welchen es eigene Schulhäuser gibt ist äußerst gering. In den meisten Fällen hätte man Zimmer und Gebäude in welchen die Schüler zusammenkommen für andere Zwecke herstellen müssen, wenn auch gar keine Schule im Orte wäre. Es versammeln sich die Schüler in einer Art Kapelle, die immer einer der vornehmsten Familien des Dorfs gehört, und nicht nur zur Feier der großen jährlichen Feste, sondern auch zur Beherbergung und Bewirthung von Fremden dient; sie versammeln sich in einer offenen Halle welche als Erholungsplatz und zur Besprechung allgemeiner Ortsangelegenheiten dient. Andere kommen in der Wohnung des Hauptunterstützers der Schule zusammen, oder sie haben gar keinen besondern Platz, sondern suchen sich den ungestörtesten, am meisten geschützten Ort in der Nähe der Wohnung des Lehrers aus, etwa einen Winkel in einer Werkstätte, oder den Tempel im Dorfe, vornehmlich den welcher dem Höllenrichter geweiht ist; sie wählen den Porticus einer Moschee, die Verandah eines Hauses oder auch den Schatten eines Baumes. An manchen Orten wird während der trockenen Jahreszeit unter freiem Himmel Schule gehalten; in den Regenmonaten errichten sich diejenigen Knaben deren Aeltern es erschwingen können ein Wetterdach aus Gras und Blättern, das auf den Seiten offen und nur oben gedeckt ist um den Regen abzuhalten, die andern, die sich

nicht so schützen können, müssen sobald es regnet nach Hause gehen oder geduldig das Wetter abwarten. Von dem großen Nutzen guteingerichteter Schulhäuser, welche dem Lehrer eine vollständige Ueberwachung der gesammten Schülerzahl möglich machen, scheint man also im weiten Brahmanenlande nicht den entferntesten Begriff zu haben.

Die Volksschullehrer in den Provinzen Bengalen und Behar beziehen im Durchschnitt ein monatliches Einkommen von Rup. 2. 15. 7, ungefähr 2 Fl. 36 Kr. unsers Geldes, also kaum halb so viel als in Kalkutta der gemeinste Dienstbote! Man begreift nicht wie bei so unverhältnißmäßig niedriger Bezahlung, selbst unter einem so hochbegünstigten Himmelsstriche, ein Lehrer standesgemäß zu leben vermag! Die Lehrer sind entweder noch junge Leute oder in mittlern Jahren, meistentheils arglos und offenherzig, aber auch arm und unwissend in hohem Grade, sonst würden sie nicht zu einer Beschäftigung greifen die zwar, wie es scheint, ihren mäßigen Erwartungen uhd Ansprüchen genügt, der sie aber ebenso wenig Ehre machen als sie daraus pecuniairen Nutzen ziehen. Die Wichtigkeit der Aufgabe der sie sich unterzogen begreifen sie nicht; so Etwas scheint ihnen niemals eingefallen zu sein. Ihr Verfahren ist rein mechanisch; daß der Geist des Knaben geweckt, zur Selbstthätigkeit und eigenen Anschauung der Dinge angeregt werden müsse, ist ihnen völlig entgangen. Von einer Einwirkung auf Herz und Gemüth des Zöglings, wodurch Neigungen und Gewohnheiten veredelt, Leidenschaften und Begierden auf die rechte Bahn gelenkt werden sollen, haben sie meist noch weniger einen Begriff. Die Bildung des moralischen Charakters der jungen Leute ist also rein dem Zufalle und den Verhältnissen in welchen sie sich bewegen preisgegeben. Alle Maßregeln die zur Hebung des Volksunterrichts in Hindostan getroffen werden müssen erfolglos bleiben, so lange nicht der Ideenkreis der Lehrer erweitert, und ihnen entsprechende Ansichten über die Rechte und Pflichten ihres Berufs beigebracht werden.

Adam theilt mehre Schulbüchlein mit, welche ihres niederträchtigen schmuzigen Inhalts wegen jedes nicht ganz vernachlässigte Gemüth anekeln müssen. Sie sind der Art, daß es sogar unmöglich ist sie sämmtlich in einer deutschen Uebersetzung mitzutheilen. Folgendes Bruchstück mag hinreichen. In Versen welche die Kinder auswendig lernen müssen heißt es unter Anderm:

Gegen einen und den andern Feind soll man sich gütig und freigebig zeigen, damit man seinen Beistand erlange einen andern Feind aus dem Wege zu schaffen. Ebenso sucht man einen im Fuße steckenden Dorn mittels eines andern Dorns herauszubringen.

In den Zeiten der Widerwärtigkeit in welchen wir leben geziemt es Reichthümer aufzuhäufen; doch darf man damit, wenn es die Gattin betrifft, nicht knickerisch sein. Dem eigenen Wohlergehen muß aber sowol das Weib wie der Reichthum hintangesetzt werden.

Ein Weib braucht man um einen Sohn zu bekommen, einen Sohn braucht man daß er Leichenkuchen opfere, einen Freund braucht man um einen Beistand zu haben in der Noth, Reichthum aber braucht man zu Allem und allenthalben.

Lebensmittel in Hülle und Fülle, gesunder Appetit, Geschlechtstrieb, eine schöne Frau, ein großmüthiges Herz und Vermögen — Das sind die sichern Kennzeichen verdienstlicher Handlungen während eines frühern Lebens.

Frisches Fleisch, weich gekochter frischer Reis, Umgang mit jungen Weibern, frische abgerührte Butter, warme Milch und laues Wasser — Das sind die sechs Dinge die uns am meisten erfreuen hienieden im irdischen Leben.

Die bürgerliche Gesellschaft der Hindu zerfällt in drei Hauptclassen: erstlich Brahmanen, denen durch die Religionsgesetze die Betreibung aller weltlichen Geschäfte — und für diese gilt der Volksschulunterricht als nothwendige Vorbereitung — untersagt ist; zweitens diejenigen Kasten die zwar unter den Brahmanen stehen, aber mit diesen in Berührung kommen dürfen; sie sind ausdrücklich auf den Volksschulunterricht angewiesen; drittens endlich diejenigen Kasten denen als Verworfenen alle Geschäfte zu welchen man sich durch den Volksschulunterricht vorbereitet verboten sind. Demnach wären die erste und dritte Classe von den Wohlthaten eines solchen Unterrichts vollkommen ausgeschlossen. In der Provinz Behar nehmen auch in der That nur Wenige aus den beiden angeführten Classen der Bevölkerung an solch einem Unterricht Antheil, während in den Districten Bengalens sich das Verhältniß viel günstiger gestaltet.

Vor noch nicht gar langer Zeit hätte man es als eine schreiende Verletzung aller Grundsätze des Brahmanenthums angesehen, wenn Mitglieder der untern Kasten lesen, schreiben und rechnen gelernt hätten. Würde man einem alten Brahmanen, der sein Leben fern von aller Besudelung durch Umgang mit Europäern zugebracht hat, von diesen so hoch gesteigerten Ansprüchen der gemeinen Kasten erzählen, so würde dieser Conservative es ohne Zweifel als einen der vielen Beweise der großen wachsenden Entartung des Zeitalters betrachten. Das Bestreben dieser Kasten sich ebenfalls höhere Bildung anzueignen ist das Resultat einer freien Bewegung unter den Eingeborenen, geschützt und gefördert von der starken Oberherrschaft der Fremden, die, über die Vorurtheile und Selbstsucht der Eingeborenen erhaben, allen ihren Unterthanen ohne Unterschied den Genuß gleicher Rechte gewährt.

Der Gebrauch gedruckter Bücher in der Landessprache scheint bis jetzt beinahe ganz unbekannt geblieben zu sein. Ja noch mehr, selbst unter den Schulmeistern von Bengalen hatte kaum einer je zuvor ein gedrucktes Buch gesehen; die Ausgaben des kalkuttaer Schulbüchervereins, die Hr. Adam ihnen in die Hände gab, wurden mehr als Merkwürdigkeiten angestaunt denn als Mittel zur Erlangung von Kenntnissen betrachtet.

So dürftig und unvollkommen auch der Unterricht in den öffentlichen Schulen ist, so ist doch, wie Hr. Adam ausdrücklich versichert, der in den Familien ertheilte Unterricht noch weit ungenügender und beschränkter. An einer Stelle seines Buchs heißt es in dieser Beziehung: Der Unterricht im Hause ist im Ganzen roher und unvollkommener, weniger andauernd und systematisch als der in den Gemeinschulen. In manchen Fällen geht er

nicht über das Schreiben der einzelnen Buchstaben des Alphabets hinaus, in andern höchstens bis zum Nachmalen ganzer Worte. Pandits und Geistliche begnügen sich damit ihre Kinder Lesen und Schreiben in der Bengali-Sprache, Addiren und Subtrahiren, höchst selten auch die angewandte Rechenkunst erlernen zu lassen; nur wenn die Familie Grundbesitz hat, ist die Erziehung besser. Landwirthe und Geschäftsleute beschränken ihren Unterricht auf Das was sie am besten verstehen, und ihnen sowie ihren Kindern unmittelbar von größerm Nutzen ist, namentlich Rechnen und Messen, so weit sie es zu ihren Geschäften brauchen. Die Aeltern stellen auch den in der Schule von einem Lehrer von Profession ertheilten Unterricht höher als den im Hause, weil bei demselben nach ihrer Meinung mit mehr Ordnung und System verfahren wird. Der Hausunterricht ist auch in der That Nichts weiter als eine „in der Familie vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht traditionnell fortgepflanzte Kenntniß der Schrift und Rechenkunst". Manchmal macht der Vater selbst den Lehrer, manchmal ein Onkel oder älterer Bruder; zuweilen muß vertragsmäßig der Familienkaplan seine Mußestunden dem Unterrichte widmen. In einigen Dörfern, in welchen kein einziger Mensch lesen oder schreiben konnte, versicherte man dessenungeachtet Hrn. Adam, die Kinder blieben nicht ganz ohne Unterricht. Auf die Frage, wer denn aber ihr Lehrer sei, antworteten die Bauern sehr naiv: der Rentmeister gebe, bei seinen periodischen Besuchen zur Eintreibung der gutsherrlichen Abgaben, mehren Kindern der Dorfbewohner einige Stunden.

Bei dieser allgemein anerkannten Unbrauchbarkeit und der daraus folgenden Geringschätzung des Privatunterrichts könnte man sich wundern, daß er nicht überall abgeschafft werde. Für seine Beibehaltung gibt es zwei Ursachen: entweder sind die Leute zu arm das Schulgeld zu bezahlen, oder sie halten sich für zu vornehm die öffentliche Schule zu benutzen, bilden sich zu viel ein auf ihren Stand, ihre Geburt oder Gelehrsamkeit, obgleich ihre Mittel nicht selten zu beschränkt sind einen gründlichen Hausunterricht an die Stelle des öffentlichen treten zu lassen. Zu dieser Kategorie gehören Zemindare, Telukdare und die Wohlhabendern überhaupt; dann Krämer und Handelsleute die einigen Unternehmungsgeist besitzen und weiter blicken; die Geschäftsführer der Zemindare und Dorfschulzen, welche den Nutzen des Schreibens und Rechnens aus dem Leben kennen; manchmal auch Personen beschränkten Vermögens aber achtungswerthen Charakters, die einst in bessern Verhältnissen standen, und ihren Kindern die Mittel in die Hände geben wollen sich emporzuschwingen. Ueberdies lassen die Pandits ihren Kindern die sie zum Sanskritstudium anzuhalten gedenken vorerst zu Hause einigen Unterricht in den Anfangsgründen der Muttersprache geben.

Nirgendwo in Indien zeigt sich der Einfluß der Gelehrsamkeit in Veredelung des sittlichen und geistigen Charakters oder in einer Verbesserung der physischen Lage der niedern Schichten der Gesellschaft. Den gelehrten Brahmanen scheint es gar nie einzufallen, daß es eigentlich ihre Pflicht ist für die Hebung und Erziehung dieser Classen Etwas zu thun; denn diese sind an den Orten, wo solche Magister sich in Ueberzahl befinden, ebenso unwissend und verkommen als dort wo es gar keine gibt. Und was die Nutzbarkeit fürs Leben betrifft, so hat die Gelahrtheit nicht einmal die äußern Umstände ihrer eigenen Jünger verbessert! Ihre Häuser sind ebenso roh, ärmlich und unzweckmäßig wie die der unwissendsten Bauern, und die Pfade in den Brahmanendörfern sind ebenso schmal, kothig und winklicht wie in den Wohnplätzen der niedrigsten verachtetsten Tschasas und Tschandelas.

„Ich sah", sagt Adam, „Männer von anspruchslosem, ja von schlichtem, einfachem Benehmen, die mich dessenungeachtet, obgleich sie fast niemals etwas Gemeines an sich hatten, an die untersten Classen des englischen und schottischen Bauernstandes erinnerten. Sie leben beständig halbnackt wie die Wilden, und wohnen in so elenden und erbärmlichen Hütten, daß es unbegreiflich scheint wie ein Mensch ohne körperlich und geistig zu verkrüppeln in denselben es aushalten kann — und trotzdem sind viele dieser Männer wahre Adepten ihrer so schwierigen Sprache und aufs tiefste in die Grammatik eingeweiht. Sie kennen nicht blos alle Feinheiten des Sanskrit, sondern sie sind auch mit der Nationalliteratur und den Volksgesetzen genau bekannt, und widmen sich den abstrusesten tiefsten Forschungen auf dem Gebiete der Logik und Moralphilosophie."

Der Geist der Eingeborenen heutigen Tags ist nicht abgestorben; er schlummert nur und fristet träumerisch sein Dasein fort mit Trennung, Wiederverbindung und Umgestaltung der Fabeln und Speculationen vergangener Zeiten. Die Zahl der in den verschiedenen Districten erscheinenden Werke gibt den Maßstab ab für die geistige Thätigkeit, die sich zwar jetzt in falscher Richtung bewegt, aber ohne Zweifel zu nützlichen Zwecken hingeleitet werden könnte. Die nämlichen Männer welche bis jetzt ihre Gelehrsamkeit und Kräfte verschwendet haben, und noch immer verschwenden, um verwickelte Alliterationen zu drechseln, um abgeschmackte verfehlte Bilder in neue Sätze einzukleiden, die sich um metaphysische Abstractionen in nie endenden Kreisen bewegen, sie alle könnten und würden, wie sie mir selbst erklärt haben, jedem von der Regierung gepflegten und geförderten wissenschaftlichen Unternehmen bereitwillig ihre Kräfte weihen.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß der Unterricht des weiblichen Geschlechts auf einer niedern Stufe steht: denn mit sehr wenigen Ausnahmen erhalten diese Unglücklichen gar keinen Unterricht. Gänzliche hoffnungslose Unwissenheit ist durchgängig in ganz Asien, mit Ausnahme der Völker des chinesischen Culturssystems, ihr Loos. Daß auch für den Unterricht der Kinder weiblichen Geschlechts gesorgt werden müsse, daran denken die Aeltern nimmermehr; man schließt die Mädchen sogar von dem mangelhaften Hausunterrichte aus, den man zuweilen den Knaben ertheilen läßt. Unter den

Hindu-Frauen ist die abergläubische Meinung im Schwange, daß ein Mädchen das schreiben und lesen gelernt hat bald nach der Verheirathung Witwe wird, was bekanntlich als das größte nur erdenkbare Unglück betrachtet wird. Dieser Aberglaube treibt besonders unter den Verheiratheten seinen Spuk, und die Männer schreiten wohlweislich nicht dagegen ein; denn man glaubt allgemein, und wol nicht mit Unrecht, daß eine Kenntniß der Schrift den Frauen die Unterhaltung eines Liebesverständnisses erleichtere. Deshalb werden die Mädchen nicht nur nicht zum Lernen angehalten, sondern es wird mit großer Aengstlichkeit jede Neigung die Elementarkenntnisse sich anzueignen in ihnen erstickt, dergestalt, daß das kleinste Mädchen welches in kindischer Spielerei die Schreibereien des Bruders nachahmt einen Verweis erhält. Die Mohammedaner theilen alle diese Vorurtheile der Hindu gegen den Unterricht der Mädchen, und sind übrigens meistens schon zu arm als daß sie ihren Kindern eine Erziehung geben lassen könnten, selbst wenn sie wollten. Man kann daher unbedingt die Behauptung aufstellen, daß die ganze weibliche Jugend, im unterrichtsfähigen Alter von 5 bis zu 14 Jahren, ohne die geringste Kenntniß im Lesen und Schreiben aufwächst. „Ausnahmen", fügt Adam hinzu, „sind möglich, mir ist aber wenigstens keine bekannt geworden." Aber auch der männlichen Jugend wird dieser ungenügende schlechte Unterricht nur höchst spärlich ertheilt. In Burdwan, dem bestangebauten unter den von Adam besuchten Districten Bengalens, genossen blos 16 Procent der schulpflichtigen Jugend einigen Unterricht; in Tirhut, dem ärmsten unter allen, gar nur 2½ Procent. Im Ganzen durchschnittlich nicht mehr als 7¾ Procent, sodaß unter 100 Kindern 92¼ im schulpflichtigen Alter ohne den geringsten Unterricht aufwachsen. Man wird nun leicht begreifen, daß da wo solche entsetzliche Unwissenheit herrscht auch die Armuth außerordentlich groß ist, daß die Industrie kränkelt, daß die Verbrechen überhand nehmen, und die Regierung bei der Einführung neuer Gesetze, wenn diese auch noch so heilsam sind, und noch so sehr auf die Verbesserung des betrübenden Zustandes hinwirken, sich nicht auf das moralische Gewicht einer aufgeklärten unterrichteten Genossenschaft vertrauensvoll stützen kann. Die wohlwollende Regierung Großbritanniens wird und kann einen solchen Zustand nicht länger mehr fortdauern lassen; sie wird alle Mittel aufbieten um die durch tausendjährige Knechtung gesunkene Bevölkerung zur Menschlichkeit emporzurichten. Lord William Bentinck und, allen Nachrichten zufolge, auch der jetzige Statthalter, welcher auf der Bahn dieses trefflichen Vorfahren im Amte fortwandelt, werden von der fernen Nachwelt mehr gepriesen werden als Clive und Warren Hastings, als Wellesley und Ellenborough. 76.

Literarische Notizen aus England.

Judas Ischariot.

Wenn auch zur Zeit nicht auf den Bretern, ist Judas Ischariot doch Held eines Mirakelstücks: „**Judas Iscariot, a miracle play, in two acts, by** *R. H. Horne*" (London 1848). „Es hat mir oft gedünkt", bevorwortet der Dichter, „daß die Geschichte des Judas Ischariot Elemente einer weit grausigern Tragödie entfalte als irgend ein geschichtliches Ereigniß", und darauf hin hat er sein Mirakelstück geschrieben, jedoch mit Benutzung der vom Erzbischof Whately ausgesprochenen Meinung, daß Ischariot seinen Herrn und Meister nicht um der 30 Silberlinge willen verrathen, sondern weil er dem Verlangen nicht zu widerstehen vermocht Jesus zu zwingen in dem Augenblicke, wo seine Feinde ihn ergreifen würden, durch Wunder und Zeichen seine göttliche Abkunft und die Wahrheit und Macht seiner Sendung zu bekunden, damit aber die Begründung seines verheißenen irdischen Reichs zu beschleunigen. In solcher Weise verwandelt der Dichter „Judas Ischariot, das Ungeheuer, in einen Schwärmer, den seine Rechnung täuscht", und glaubt dadurch den Anstoß zu entfernen welchen sein Erscheinen auf der Bühne muthmaßlich geben würde. Doch dürfte es sehr problematisch sein, ob er selbst in dieser Maske Hoffnung haben kann aufs Repertoire zu kommen. Aus dem Gesagten entwickelt sich der Plan des Stücks. Ein Gespräch mit einem Schriftgelehrten und zwei Pharisäern, worin diese die Berufungen des Meisters verhöhnen und seine Wunder Gotteslästerungen nennen, gibt Judas den Gedanken ein Jesus die Widerlegung seiner Gegner abzuringen. Siegsgewiß geht er an die Ausführung. Das ist der Inhalt des ersten Acts. Im zweiten tritt die fürchterliche Katastrophe ein welche Judas in Verzweiflung und zum Selbstmorde treibt. Jesus, ungeachtet immer von ihm die Rede und er die Angel des Stücks ist, wird niemals sichtbar. Daß die englische Kritik den Dichter und sein Werk scharf angreift, versteht sich unerinnert. Unrecht aber dürfte sie im Ganzen nicht haben, wenn sie den Plan über die Ausarbeitung und „Judas Ischariot" unter früher von Horne Geleistetes, namentlich unter seinen „Orion" stellt.

Buxton's Leben.

Unter den ehrlichen Kämpfern für Menschenwohl und Menschenrechte steht Sir Thomas Fowell Buxton in so anerkannt vorderster Reihe, daß schon deshalb eine von seinem Sohne besorgte Beschreibung seines Lebens mit Beifügung einer Auswahl seines Briefwechsels („**Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton, with selections from his correspondence; edited by his son,** *Charles Buxton*", London 1848) die Erwartung spannen muß. Die Art aber wie im jüngsten Junihefte des „Quarterly review" das Buch eingeführt wird ist sehr geeignet die Spannung zu steigern. „Vorliegendes Buch", heißt es, „kann des Beifalls Derer gewiß sein deren Ansichten nicht die unserigen sind. Allein es muß auch außerhalb jenes Partei- oder Sektenkreises gelesen werden. Es hat Sir Fowell Buxton's Talente in unserer Schätzung höher gestellt, hat uns mit Zügen seines Charakters bekannt gemacht die wir weder überhaupt, noch in solcher Lieblichkeit aus den Hauptereignissen seines politischen Lebens entnommen haben würden. Dabei rollt es seltsame Sittengemälde vor uns auf, und ist, was nicht zu vergessen, für eine der schwierigsten literarischen Aufgaben ein Muster von Besonnenheit und gutem Geschmack. Der Herausgeber fußt zwar nach Möglichkeit auf den in seinen Händen befindlichen Briefen und Tagebüchern und den von einigen ältern Freunden mitgetheilten Anekdoten; doch verdanken ihm beide Stoffarten die nette Fassung die sie verdienten. Erinnern wir uns außerdem wie kürzlich erst der Baronet gestorben ist — im Februar 1845 —, und wie sehr viele der mit seinem Namen verknüpften Fragen fortwährend in der Luft schweben, so gereicht es dem Sohne zu doppeltem Lobe so schnell eine im Ganzen klare und selten weitschweifige Biographie geliefert, und bei aller Sympathie für die geschilderten Vorgänge sich einer Sprache beflissen zu haben die einen vernünftigen Leser kaum verletzen kann." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 256. —— 12. September 1848.

Geschichte der Colonisation von Neuengland. Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj.*) Nebst einer Karte von Neuengland im Jahre 1674. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Seit länger als einem Jahrhundert ist Nordamerika das Land der Sehnsucht für gedrückte und verarmte Europäer gewesen. Eine reiche und schier unerschöpfliche Natur, gute Aussichten für Handel und Erwerb, gehoffte oder geträumte Freiheit von allen beengenden Einrichtungen im alten Europa, mit Einem Worte, die Aussicht auf einen echten, wahren Volksstaat — alles Dies hat bis auf den heutigen Tag Scharen von Auswanderern über den Ocean geführt, und keine der bittersten Erfahrungen vermochte den Wahn zu heilen, der für viele Europäer und Deutsche die verderblichsten Folgen gehabt hat, oder den wohlmeinenden Stimmen erfahrener Leute Gehör zu schaffen, deren letzte wir in F. Gerstäcker's „Fahrten deutscher Auswanderer" vernommen haben.

Bei einer so ausschließlichen Richtung auf die Gegenwart, welche die Ankömmlinge bei den frühern Einwanderungen Nordamerikas schon vorfanden, und bei einer mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Feststellung ihrer bürgerlichen und geselligen Zustände konnte eine Erforschung der Vergangenheit nur insofern stattfinden, als sie sich auf Rechte, Privilegien und Verbriefungen bezog, deren die Reichen und Glücklichen bei ihren ausgedehnten Speculationen oder der Staat selbst bei Erweiterung seines Gebiets nöthig hatte. Gründliche, uneigennützige, mit Vorliebe gepflegte historische Forschungen über den eigenen Boden gediehen nur wenig im Allgemeinen, wenn auch schon in den Niederlassungen einzelner Ansiedler sich ältere Ueberlieferungen vereinzelt erhalten hatten, und nur etwa Prince, Hutchinson und Callender haben treulich solche Stoffe benutzt. Sonst lagen reiche Documente verstäubt und in nie gestörter Ruhe in öffentlichen Archiven oder Privatbibliotheken aufgehäuft, unentzifferte Handschriften dienten als Packpapier, unschätzbare Exemplare von Originalwerken wurden als Maculatur benutzt, und der Dämon der Zerstörung, welche die Französische Revolution einige Jahrzehnde später gegen alles Historische an den Tag legte, schien schon früher in die Amerikaner gefahren zu sein. Erst in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts wurden historische Gesellschaften, und namentlich die von Massachusetts, begründet, der später die von Connecticut, Rhode Island, Neuyork und andere folgten, um Licht in die Dämmerung zu bringen welche auf der Vorzeit lag, und den Schutt hinwegzuräumen der hier und da noch den Zusammenhang der Strömungen hemmt.

Aber wiederum war es das Verdienst einer deutschen Arbeit uns diesen Zusammenhang in zweckmäßigem Ueberblick zu schildern, und die Geschichte der beständigen Kämpfe welche die Colonisten in Neuengland bald mit den Wildnissen der Natur, bald mit menschlichen Leidenschaften zu bestehen gehabt hatten vor deutschen wie vor amerikanischen Lesern zu entwickeln. Frau Robinson in Neuyork, deren Vor- und Geburtsname unter der Bezeichnung Talvj angedeutet ist, hat ihren mehrjährigen Aufenthalt in Nordamerika auf das beste benutzt, um die reichen Stoffe zur Geschichte dieses Landes, die bisher in mannichfachen Ablagerungen verdrießlich stockten, dem Leben zuzuführen, und das aus den Schachten der Wissenschaft mühsam gewonnene Gold in gangbare Münze umprägen zu helfen. Dazu hat unsere deutsche Landsmännin mit demselben Eifer und geistigen Geschick das wir bereits aus ihren „Serbischen Liedern" und aus der „Charakteristik der germanischen Volkslieder" kennen die alten Bücher und Sammlungen durchforscht, die durch Reisen im Lande gewonnenen Vortheile umsichtig benutzt, und somit ein Buch geliefert dessen Inhalt gleichwie der frühere verwandte Aufsatz im „Historischen Taschenbuch" f. 1845 die theilnehmende Aufmerksamkeit ihrer Landsleute in aller Weise verdient. Sie sagt am Ende ihrer Vorrede mit Beziehung auf des Amerikaners Bancroft „Geschichte der Vereinigten Staaten":

*) Die Verf., welche doch durch ihre „Serbischen Lieder", ihre Schrift über Volkspoesie und die Untersuchung über Ossian sich seit dem Jahre 1825 einen angesehenen Namen in unserer Literatur erworben hat, ist sonderbarerweise in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" (1848, Bd. 1, S. 198) zu einem männlichen Schriftsteller gemacht worden. Die „Illustrirte Zeitung" hat in Nr. 257 bei einer sehr kurzen Anzeige unsers Buchs denselben Irrthum begangen.

Wir müssen die geistreichen Ansichten eines entschiedenen Patrioten bewundern, ich aber glaube insofern die Sympathien meiner Landsleute in Anspruch nehmen zu dürfen, daß ich Neuenglands Vorzeit zwar mit liebevollen, aber doch wie sie mit deutschen Augen gesehen habe.

Durch eine solche Anschauung der verschiedensten Völkergebilde und der für uns entlegenen Zustände haben wir ein sehr schätzbares Werk empfangen, mit welchem viele von den Gebildeten und Gelehrten unsers Volks in ein ganz neues Land treten, und eine ganz neue Geschichte sich aufgethan sehen werden, ein Werk welches durch die Frische und Anmuth seiner Darstellung uns auch nicht entfernt die Mühe der Forschung vermuthen, und nur hier und da errathen läßt, mit welcher Selbstbeschränkung sich die dichterische Natur der Verf. der Fülle romantischer Eindrücke erwehrt hat die sie, namentlich in dem ersten Theile ihres Buchs, zu deren weiterer Verfolgung auffodern mochten. Denn hier liest sich allerdings Vieles wie ein Roman, und unsere nach Stoffen gierigen jüngern Schriftsteller können manchen Gegenstand für moderne historische Romane auswählen. Möchten sie dann aber auch von unserer Verf. sich den klaren Sinn, das gesunde Urtheil in politischen Dingen, den sichern Geschmack und die umfassenden Kenntnisse der kirchlichen Verhältnisse im 17. Jahrhundert aneignen. Das sind Eigenschaften die wir in diesem Zusammenflusse nicht leicht bei einer Schriftstellerin angetroffen haben.

In der Vorrede empfangen wir die Nachrichten über die von der Verf. benutzten handschriftlichen Quellen. Dieselben zerfallen in zwei Classen, deren erste außer den Regierungs- und Kirchenarchiven die reichhaltigen Tagebücher enthält welche einige der bedeutendsten Männer unter den ersten Ansiedlern, die Gouverneure William Bradford und John Winthrop, ferner Edward Winslow, Roger Williams, Higginson, Josselyn u. A. verfaßt haben, sowie die Berichte der Augenzeugen und Theilnehmer der frühesten Anpflanzungen. Die Verf. sagt:

Ich weiß keine andere Periode der Geschichte die daran so reich wäre. Denn die Handelnden fühlten, daß sie für ferne Jahrhunderte säeten.

Eine Ausnahme macht hier das Land Connecticut, dessen Geschichte hämisch und planmäßig entstellt auf die Nachwelt gekommen ist, indem „einer seiner eigenen entarteten Söhne", Samuel Peters, während der Revolutionsperiode in einem fabelhaften Buche die Wahrheit gänzlich entstellte. Die andere Classe bilden die Geschichtschreiber der zweiten und dritten Generation, Hubbard, die Mather, Church, Niles u. A., die entweder frühere, verloren gegangene Aufzeichnungen in Händen hatten, oder nur Miterlebtes berichteten; alle aber standen der Zeit des ersten Werdens noch nahe genug, und hatten ihren Lebensathem daraus gezogen, wennngleich ein auffallend schwächerer Geist und eine schlagende Urtheilslosigkeit in ihnen bemerkbar ist. Solche waren nun die Quellen der englischen Schriftsteller über Neuengland; daher war unter ihnen als Autorität nur Chalmers zu benutzen, der in seinen „Political annals" unendlich viele wichtige Documente aus den Archiven des Colonialbureau niedergelegt hat. Es ergibt sich also hieraus, welchen geringen Grad von Glaubwürdigkeit die englischen Journale und Bücher haben die in Sprengel's, Widenmann's, Ebeling's und andern deutschen Büchern benutzt sind: nur das des Letztern ist einige male angeführt und berichtigt worden, wogegen wir die kurze Darstellung Kortüm's in seiner „Geschichte der nordamerikanischen Revolution" (Zürich 1829) in Uebereinstimmung mit den Angaben unserer Verf. gefunden haben. Inwiefern ihre obige Ansicht auf die Werke zweier englischer Geistlichen, Anderson und Hawkins, die im J. 1845 die „Geschichte der englischen Kirche in den Colonien" beschrieben haben, Einfluß hat, vermögen wir nicht zu bestimmen, da Beide nirgend vorkommen. Außerdem sind in den Anmerkungen und Belegstellen unter dem Texte, die uns eine ganz neue historische Literatur über Nordamerika aufschließen, viele wissenswürdige Einzelheiten, gediegene Urtheile über Schriftsteller, anziehende Oertlichkeiten und wichtige literarische Angaben, angemerkt worden. Wir nennen hier nur die über die Heilighaltung des Felsenvorsprungs bei Plymouth, auf den die englischen Ankömmlinge zuerst ihren Fuß gesetzt hatten, und die bis heute dauernde Feier des Forefathers-day, des Landungstages (11. Dec. a. St., 22. Dec. n. St.); ferner die Mittheilungen über die Auffindung jenes wichtigen Actenstücks für die Colonie von Massachusetts, welches den „Körper ihrer Freiheiten" („The body of liberties") enthielt, und erst vor 20 Jahren ganz zufällig von Hrn. C. F. Gray in Boston in einer Abschrift entdeckt wurde. Als ein anderer Beleg zu dem bekannten habent sua fata libelli mag es dienen, daß wir erfahren, es sei die Handschrift von Bradford's höchst wichtigem Briefbuche („Letterbook") erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Krämerladen zu Halifax gefunden worden. Dahin gehört auch, daß der amerikanische Staatsmann John Quincy Adams während seiner Gesandtschaft in Berlin dort bei einem Antiquar ein 1637 gedrucktes Pasquill wider die strengen Hierarchen von Massachusetts aufgefunden, und als das einzige Exemplar dieses höchst selten gewordenen Werkchens mit nach Amerika gebracht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Warnung für Frederike Bremer und Andere.

Diese Warnung steht im „Athenaeum", und Anlaß dazu gibt die englische Uebersetzung einer neuen Erzählung aus dem häuslichen Leben von Frederike Bremer: „Brothers and sisters: a tale of domestic life, translated from the original unpublished manuscript; by *Mary Howitt*" (3 Bde., London 1848).*) „Vorliegende Erzählung", heißt es, „ist zwar vielleicht nicht die beste der Verf., aber beiweitem besser als solche Erzeugnisse gewöhnlich sind. Und nie

*) Das schwedische Original ist seitdem erschienen, und soeben auch in der Verlagshandlung d. Bl. der erste Theil der nach demselben gearbeiteten deutschen Uebersetzung unter dem Titel „Geschwisterleben". Der zweite und dritte Theil werden bald folgen, und wir kommen dann auf die Erzählung zurück. D. Red.

war ein Roman der Bremer willkommener als jetzt, so sehr entrückt er uns der mühseligen Welt um uns her. Clerkenwell Green scheint so fern wie Kanton, während wir auf der Birkeninsel mit Schwester Hedwig Spargel und Kartoffeln speisen. Die Nationalversammlung in Frankreich schrumpft zu einem Ameisenhaufen ein, so lange wir an den Freuden der Familie Dalberg Theil nehmen, des alten Oheims Urbanus Myrtenblad echt schwedischen Kummers zu geschweigen, weil seine junge Nichte, die überspannte und gutherzige Göthilda, ihm einen Korb gegeben."... An das Lob des Buchs knüpft sich dann die Warnung. „Nun noch ein freundliches Wort an die Verf. Es scheint, wie alle Andere, hat die Zeit auch sie berührt, hat sie angeregt über sociale Uebel und deren Abstellung für jetzt und für die Zukunft ein Wort mitzusprechen. Aber Cherub in den «Tauben im Käfig» hat Recht wenn er sagt: «Es ist der Natur gar nicht eingefallen», daß jeder Mann, jedes Weib und jedes Kind sich an der Staatsverwaltung unmittelbar betheiligen soll. Jedermann mag und soll in seinem Kreise wirken und nützen, doch nicht Jedermann ist auserwählt Gesetzgeber, Richter oder Schulmeister zu sein. Und es will uns bedünken, daß unsere Verf. sich namentlich schlecht eignet auf die großen Tagesfragen einzugehen. Ohne Zweifel trägt sie in sich selbst ein Stückchen ihrer Petrea, Stoff zu Transscendalismus, poetischem Ehrgeiz und prächtiger Menschenliebe, der sie bisweilen zu ausschweifenden Plänen und unmöglichem Fluge verlockt. Wie ließe es sich sonst erklären, warum ein so helles Auge für die Pflichten des Lebens gleich dem ihrigen die Thatsache nicht sehen sollte, daß, wenn sie mit dem ihr eigenthümlichen Humor und mit der Wahrheit ihres Gefühls eine einfache und liebliche Geschichte aus dem schwedischen Leben und den schwedischen Sitten schreibt, sie ihre Mission, Sympathien zu wecken und Intelligenz zu verbreiten, besser erfüllt als wenn sie durch ein wunderliches Beigemisch communistischer Schwärmereien und durch in die Luft gebaute «Lowell-Colonien» und dergleichen ihre Erzählungen verdirbt?.. Ihre Abstecher sind zu launenhaft, ihre Logik zu dicht mit rhapsodischen Adern gesprenkelt, ihre Theorie von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sehr Sache des Instincts, als daß wir von ihr in diesem neuen Charakter Großes erwarten könnten. Dagegen sind wir der Schönheit und des Werths ihres bisherigen Charakters uns zu innig bewußt, um die Aufgabe desselben, welches auch der Beweggrund sei, nicht schmerzlich zu empfinden. Ueberdies ist gerade jetzt die Zeit, wo dem öffentlichen Wohle durch Zurückhaltung ebenso gut gedient werden kann wie durch ein Vorwärts auf blindes Ungefähr; wo es mehr denn je der Beruf der Kunst sein dürfte Ruhe und Erfrischung den Geistern zu gewähren die sich abmüden in ernsten und bedeutungsvollen Kämpfen. Aber Das brauchen wir nicht zu sagen, daß solche Ruhe undenkbar ist ohne die Entfernung jeden Mistons, solche Erfrischung das Vorsetzen ungesunder Speisen verbietet. Soll jede Erzählung zur Predigt werden, wer bürgt, daß nicht jede Predigt eine Erzählung wird? Wo keine Sonderung der Arbeit stattfindet, wird aus der Fusion eine Confusion. Ein Liszt kann als Clavierspieler die Menschheit vorwärts bringen, als Abgeordneter, dafern er einem befähigtern Manne den Platz wegnimmt, kann er sie nur verzögern. Hält eine Bremer langweilige oder mystische Predigten, wird sie ihren Einfluß und ihre Macht zu überzeugen als Novellistin verlieren." 10.

Zur Geschichte der Guillotine.

Nicht die Erfindung, nur die Einführung dieser in der ersten Revolution Frankreichs so berüchtigt gewordenen Maschine ist auf den pariser Arzt Guillotin zurückzuführen. Denn schon im 17. Jahrhundert war in Frankreich eine Köpfmaschine bekannt und in Anwendung. Der Marschall von Montmorency ward 1632 in Toulouse durch eine solche hingerichtet. Auch in England, Schottland und Italien kommen sie vor, ja selbst in Deutschland. In den „Oestreichischen Blättern für Literatur" (1848, Nr. 146) wird eine Guillotine beschrieben welche sich noch jetzt in dem Museum des Fürsten von Lobkowitz im Schlosse zu Bilin bei Teplitz befindet. Die Dimensionen nach welchen diese Maschine gefertigt ist beweisen, daß sie nicht etwa bloßes Modell gewesen sei, sondern wirkliche Dienste geleistet habe. Dafür sprechen auch die lateinischen Inschriften welche auf dem obern Querbalken, in welchen das Beil eingefügt ist, angebracht sind. Eine Abbildung der Guillotine findet man auch in dem Prämonstratenser-Stifte Strahow in Prag; für dieses malte Ludwig Häring, ein geschätzter Künstler um das J. 1650, die Martyrien der Apostel auf 11 großen Bildern, deren auch Dlabacz in seinem „Künstlerlexikon" gedenkt, und welche sich noch jetzt in den Gängen des Convents befinden. Auf diesen Gemälden hat Häring zwei Guillotinen, durch welche er die Apostel Jakobus d. J. und Matthäus ihren Tod finden läßt, dargestellt. Es muß demnach um 1650 die Guillotine in Böhmen wenn auch nicht in Anwendung, doch wenigstens nicht unbekannt gewesen sein.

Guillotin soll auf die Wiedereinführung der nach ihm genannten Maschine dadurch gebracht worden sein, daß er auf einem der Boulevardtheater in Paris eine Harlequinade „Die vier Haimonskinder" aufführen sah, worin eine durch eine Maschine vollzogene Hinrichtung vorkam. Nachdem Guillotin von der Stadt Paris zu einem ihrer Deputirten bei der Nationalversammlung erwählt worden war, machte er am 10. Oct. 1789 einige die Bestrafung der Verbrecher betreffende Vorschläge. Er erklärte sich gegen das Hängen, das er als ein ebenso langwieriges als qualvolles Verfahren darstellte; er wollte die Todesstrafe in allen Fällen durch das Abschlagen des Kopfs bewirkt wissen, mittels einer Maschine (un simple méchanisme). Im Feuer der Debatte rief er aus: „Mit meiner Maschine schlage ich Ihnen den Kopf in einem Augenblicke herunter (je vous fais sauter la tête dans un clin d'oeil), ohne daß Sie es nur fühlen." Ein schallendes Gelächter machte der Debatte ein Ende, und der stets fertige pariser Witz nannte die noch gar nicht existirende Maschine die Guillotine. Pelletier, der Redacteur des royalistischen Journals „Les actes des apôtres", brachte das folgende Spottlied:

Guillotin,
Médecin,
Politique
Imagine, un beau matin,
Que pendre est inhumain
Et peu patriotique.
Aussitôt
Il lui fait
Une supplice,
Qui sans corde ni poteau
Supprime du bourreau
L'office.
Le Romain
Guillotin
Qui s'apprête
Consulte gens du métier —
Barnave et Chapelier
Même coup-tête; —
Et sa main
Fait soudain
La machine,
Qui simplement nous tuera
Et que l'on nommera
Guillotine!

Guillotin hatte die Sache nur angeregt; er hatte weder ein Modell vorgelegt noch nahm er an der 1792 erfolgten Ausführung irgend einen Antheil. Der Secretair des Collegiums der Wundärzte Louis leitete die Verfertigung; man nannte scherzweise die Maschine nach ihm Louison. Der strasburger Claviermacher Schmidt lieferte eine solche Maschine für 960 Fr.

Am 17. April 1792 ward unter Aufsicht des Scharfrichters Sanson im Bicêtre der erste günstig ausfallende Versuch an Leichen gemacht; der Straßenräuber Nicolas Pelletin war der Erste der am 25. April 1792 durch sie hingerichtet ward. Der Generalprocurator Röderer, der die Einführung der Guillotine begünstigte, hatte bei jener ersten Execution den General Lafayette gebeten die Gensdarmen nicht eher zurückzuziehen, bis das Schafot ganz wieder weggeräumt sei, indem die neue Köpfungsmethode jedenfalls großen Zulauf, vielleicht gar einen Tumult verursachen werde.

Daß Guillotin selbst als ein Opfer seiner Erfindung gefallen sei, ist nur eine Fabel. Guillotin starb am 26. Mai 1814, 76 Jahre alt. Er war ein durchaus achtbarer und geachteter Mann; aber immer verfolgte ihn das drückende Gefühl seinen Namen dem Abscheu der Nachwelt preisgegeben zu sehen. Sein Sohn erbat sich und erhielt von Karl X. die Erlaubniß den Namen Guillotin ablegen und einen andern annehmen zu dürfen.

27.

Bibliographie.

Biener, F. A., Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte. 2tes Heft: Begründung des Criminal-Rechts und Processes nach historischer Methode. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bis zu welcher Zeit und von wem muß das Lukas-Evangelium und bis zu welcher Zeit spätestens müssen überhaupt die drei Synoptiker abgefaßt worden sein? Eine Frage mit Bezug auf die neuesten kritischen Untersuchungen des Hrn. Dr. Baur in Tübingen ꝛc. neuerdings beleuchtet von dem Verfasser der Schrift: „Die Evangelien, ihr Geist ꝛc." oder dem sächsischen Anonymus. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Baur in Tübingen. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 8 Ngr.

Fichte, J. H., Beiträge zur Staatslehre. Die Republik im Monarchismus. Halle, Heynemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 12te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mazzini, A. L., Italien und die moderne Civilisation. Aus dem Französischen. Zwei Bände. 2te, mit dem Briefe Mazzini's an den Papst und der Antwort desselben vermehrte Auflage. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 3 Thlr.

Poppe, M., Chronologische Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1806—1815. Mit besonderer Beziehung auf Leipzigs Völkerschlacht und Beifügung der Original-Dokumente. Nebst Anhang: Die deutsche Bundesacte, die geheimen Carlsbader und Wiener Beschlüsse. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Rettberg, F. W., Kirchengeschichte Deutschlands. 2ter Band: Die Geschichte der Kirche bey den Alamannen, Bayern, Thüringern, Sachsen, Friesen und Slaven, so wie Allgemeines bis zum Tode Karls des Großen enthaltend. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für 1849. 3ter Jahrgang. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Mit 4 Stahlstichen. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Alberti, C. E. R., Die freie evangelische Kirche und ihre Verfassung. Ein Votum der Hohen National-Versammlung zu Berlin überreicht. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 6 Ngr.

Bohlig, Grundbestimmung zu einer deutschen Wehrverfassung oder Wie ist Deutschland im Stande, ein stehendes Heer, dreimal so stark als sein Bundesheer mit der Hälfte der Kosten desselben stets kampfrüstig zu unterhalten? Eine Zuschrift an die deutsche Nationalversammlung. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Balhuis, W., Zeitpredigten. I. Das unbewegliche Wort. Leer, Prätorius u. Seyde. Gr. 8. 3 Ngr.

Bouverot, L. v., Soll Glück und Wohlstand in Deutschland wieder hergestellt werden, so müssen die Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehren, wonach dann Kaiser Ferdinand zum römischen Kaiser als lebenslänglich regierendes Oberhaupt des deutschen Bundes, König Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser als Mitoberhaupt desselben Bundes, mit Anwartschaft auf die römische Kaiserwürde, und Erzherzog Johann zum König von Germanien als lebenslänglicher Stellvertreter des römischen Kaisers erhoben werden. Ein Schluß gefolgert aus einer Gegeneinanderhaltung der Weissagungen von Bruder Hermann und Spiel-Bähn. Düsseldorf, Kampmann. 8. 3 Ngr.

Eleonor Louis Cavaignac, der Besieger des Arbeiteraufstandes. Skizze seines Lebens nebst einer Schilderung des Aufstandes der Arbeiter von Paris vom 23. bis 26. Juni 1848. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Clement, K. J., Die geeignetsten Mittel zur Besserung der schleswig-holsteinschen Landeszustände und zur Abwehr einer einseitigen und volksfeindlichen Staatsverfassung. Altona. Gr. 8. 6 Ngr.

Den Böhmen von einem Böhmen. Brünn, Wimmer. 8. 1½ Ngr.

d'Elvert, C., Die Vereinigung der böhmischen Kronländer Böhmen, Mähren und Schlesien zu Einem gemeinschaftlichen Landtage und Einer Central-Verwaltung. Brünn, Wimmer. 8. 7½ Ngr.

Fischer, L. W. und C. F. Bucholtz, Erläuterungen zum Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für das Großherzogthum Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 10 Ngr.

Freiligrath, F., Die Todten an die Lebenden. Juli 1848. Düsseldorf, Kampmann. 8. 1½ Ngr.

Gegenbaur, J., Dem Deutschen Parlamente. Fulda, Henkel. Gr. 8. 1 Ngr.

Hopf, A., Politische Abentheuer des berühmten Baron Beisele und seines Hofmeisters Dr. Eisele zu Wasser und zu Lande. Nr. 1. Der Bahnhof zu Spandow. Berlin, Hirschfeld. Folio. 1 Ngr.

— — Große Minister-Pleite. Quodlibet gesungen beim Abtritt von sämmtlichen Ministern. Berlin. Folio. 1 Ngr.

— — Nante als National-Versammelter. 5te und 6te Sitzung. Berlin, Hirschfeld. à ½ Bogen in Folio. à 1 Ngr.

Der Jahde-Meerbusen und seine Wichtigkeit in Beziehung zu den Vortheilen, welche derselbe seiner Lage nach zur Anlegung eines Kriegshafens an der Nordseeküste gewährt. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Land-Miliz. Schwäbisches Volkslied. Stuttgart, Wagner. 8. ½ Ngr.

Kurhessische Lehrer-Adresse. Mit Einleitung und Erläuterungen begleitet von C. Clemen. Cassel, Fischer. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutsches Lied. Stuttgart, Wagner. 8. ½ Ngr.

Lyncker, K. W., Vier Worte zur Vertheidigung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Mährchen vom deutschen Bunde. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Preußen's Aufgang in Deutschland und Deutschlands Aufgang in Preußen. Beitrag zur großen Tagesfrage. Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stehling, W. R., Gedanken über die Ursachen des wachsenden Pauperismus, seine Heilung und über zeitgemäße Staatsverfassungen. 1ste bis 3te Auflage. Düsseldorf, Engels. 12. 2 Ngr.

— — Wie es bis jetzt zugegangen; warum die Revolutionen; Schilderung der berliner Revolution; wie die Staatsverfassung besser einzurichten und wie Arbeit zu schaffen wäre. Eine Volksschrift in Gesprächform für Jedermann verständlich. 1ste und 2te Auflage. Düsseldorf, Engels. Gr. 12. 3 Ngr.

Steinbach, K. v., Die Republik des deutschen Volkes. Eine Stimme aus Sachsen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 16. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 257. —— 13. September 1848.

Geschichte der Colonisation von Neuengland. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Wir wenden uns jetzt zu dem Buche selbst, um aus dem reichen und umfänglichen Inhalte desselben (es zählt 709 Seiten) einige, auf die Geschichte der Provinzen Plymouth, Massachusetts, Neuhampshire, Connecticut und Rhode Island bezügliche Hauptpunkte zu besprechen, aus denen man das vorliegende Buch als ein ansprechendes, heutigen deutschen Lesern erfreuliches Buch erkennen wird. Der I. Abschnitt führt uns zu den Anfängen englischer Niederlassungen in Amerika, zur Stiftung der Gesellschaft von Südvirginien, und zu einer zweiten, welche ihren Sitz in Plymouth hatte, und den Inhalt des vorliegenden Buchs weit näher angeht. Diese erhielt 1620 von König Jakob I. ein Patent „zur Anpflanzung, Lenkung, Ordnung und Regierung von Neuengland" (so hieß seit 1614 der nördliche Theil von Virginien), und durch dasselbe alles Land zwischen dem 40. und 48. Grade nördlicher Breite, und von einem Meere zum andern der Länge nach, zu ihrem unbeschränkten Eigenthume nebst einem Monopol auf allen Handel desselben und den Fischfang an seinen Küsten. Ehe sie jedoch von diesen ausgedehnten Patenten Gebrauch machen konnte, ja ehe selbst noch das Recht dazu, das ihr durch die königliche Gunst zugetheilt war, ins Leben treten konnte, so hatte, wie die Verf. sagt, die Vorsehung in ihrer unerforschlichen Weisheit ein Häuflein Pionniere in die ihr zugetheilte Wildniß geführt, um Tausenden von minderkräftigen Landsleuten mit gottvertrauendem Sinne und eisernem Willen den schweren Weg zu bahnen. Diese waren die puritanischen Flüchtlinge, die Anhänger Brown's, auch Independenten genannt, welche unter den Regierungen Heinrich's VIII., Eduard's IV., der blutigen Maria, der Elisabeth und Jakob's I. mit Haß, Druck und Verfolgung zu kämpfen hatten, weil sie die Gewalt der Staatskirche über sich nicht anerkennen wollten.

Bei dem engen Zusammenhange dieser Geschichte mit den Schicksalen der Puritaner hat es die Verf. für nöthig erachtet in dem 2., 3. und 4. Abschnitte ein Stück englischer Kirchengeschichte zu geben, für dessen geschickte Zusammenfassung und passende Anbringung von Einzelheiten aus wenig bekanntern englischen Schriftstellern wir ihr nur dankbar sein können. Frau Talvj ist keine Puritanerin, aber sie haßt allen Glaubensdruck und eine Kirchenlehre welche die Volksfreiheit unterdrücken will, wie sie Elisabeth, „auf welcher der hartnäckige und herrische Sinn ihres Vaters ruhte", und der ihr ergebene Primas Whitgift, „in dem ein Papst aus den dunkelsten Zeiten des Mittelalters verloren gegangen war", nebst seinem Nachfolger Bancroft durch Excommunication, Gefängnißstrafe, Tod und Verstümmelung erreichen wollten, oder wie sie Jakob I. in der Conferenz zu Hamptoncourt behauptete, deren Ergebniß der strenge Befehl zur Conformität war. Der König wollte Eine Lehre, Eine Disciplin, Eine Religion in Wesen und in Ceremonien haben. Um diesem Gewissenszwange zu entgehen waren schon unzählige Protestanten nach Deutschland und der Schweiz geflohen, als Maria den Thron bestiegen hatte; Elisabeth's Regierungsantritt ließ Viele zurückkehren, aber der Glaubensstreit dauerte in harter Weise fort, und Jakob's strenge Gebote, sowie seine in der ersten Jugend gewonnene Abneigung gegen die schottischen Puritaner drohten ihnen noch viel Schlimmeres. Wiederum flohen Schaaren nach Holland, wo John Robinson, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und einer Klarheit der Gesinnungen die ihn über seine Zeit stellte, 10 Jahre lang ihr Prediger und Vorsteher war. Aber sie misfielen sich in Holland, sie wünschten wieder mit England in näherer Verbindung zu sein, und da sie in das Land selbst nicht durften, so einigten sie sich nach dreijähriger Unterhandlung mit der virginischen Gesellschaft 1620 über die Erlaubniß sich in dem ihnen zugetheilten Amerika anbauen zu können, und über die Freiheit einen eigenen Staatskörper zu bilden. Der Mangel an Vermögen setzte die armen Auswanderer auf sieben Jahre in ein wahres Sklavenverhältniß zu einzelnen Mitgliedern der Compagnie; aber sie gingen Alles ein, um nur in das ersehnte Land der Freiheit zu gelangen. Unter Gebet und Segenswünschen verließen sie am 21. Juli 1620 die holländische Küste, und nach kurzem Aufenthalte in Southampton segelten am 5. Aug. 120 Engländer ab, die Bemannung der Schiffe ungerechnet. Aber schon nach zwei Tagen nöthigte sie der schlechte Zustand der Schiffe nach Plymouth zurückzukehren, 19 von ihnen blieben zurück,

die Uebrigen verließen am 6. Sept. das vaterländische Ufer, und liefen nach vielen Beschwerden und Gefahren am 11. Nov. in den Hafen von Cap Cod ein. Die Verf. sagt (S. 56):

Pilgrimme nannten sich die strengen, frommen Männer, die ersten Ansiedler Neuenglands, die den Wanderstab ergriffen das Land der Verheißung aufzusuchen, wo ihnen vergönnt sein sollte ihren Gott in Formen zu verehren wie sie allein ihrem ascetischen, allen sinnlichen Schmuck verschmähenden Sinn gemäß waren. Wie ihnen auf ihren umnachteten Wanderungen der Vergleich mit den von Gott selbst geführten und unter seiner besondern Obhut stehenden Kindern Israels immer vorzugsweise wohlgefällig und tröstlich war, so verweilen auch ihre Nachkommen gern mit gerechtem Stolze auf der köstlichen, in der Geschichte der Völker wahrhaft einzigen Basis ihres nationalen Daseins, und die Erinnerung an die Pilgrimme oder Pilgerväter, wie sie mit Vorliebe genannt werden, ist gewissermaßen die Losung geworden, die jedes Kind der Freistaaten als sein bestes Erbtheil empfängt.*) Ja sogar Diejenigen die der Lauf einer erleuchteten Zeit aus dem beschränkten, mit starrer Einseitigkeit gezogenen Kreise hinausgeführt, theils auf Abwege, theils auf höhern Standpunkt, theils auch zurück zu den nämlichen Formen deren Zwang ihre Väter vertrieben, gedenken mit freudigem Nationalgefühl dieser echt moralischen Basis.

Die Anfänge der Colonie Neuplymouth, welche jene Männer vom 11. Dec. 1620 gründeten, sind in dem 5., 6. und 7. Abschnitte enthalten, und zeigen ein mit den Reizen mannichfaltigster Abwechselung ausgestattetes Gemälde von Leiden und Drangsalen wie sie nur immer Auswanderer zu überstehen gehabt haben. Niemand wird diesen Theil des Talvj'schen Buchs ohne allseitige Befriedigung lesen. Denn zuerst die Ungunst des kalten, unfreundlichen Winterwetters, dann die Schwierigkeit der ersten Bauten, Krankheit, der Brand ihres Gemeindehauses, Hungersnoth und Misernte brachten die Ansiedler in die äußerste Verlegenheit. Es gab Zeiten, wo sich im Sommer der Mann mit einem Viertelpfund Brot den Tag begnügen mußte, wo sie Erdnüsse statt Brot aßen, und wo der Fischfang so sehr spärlich ausfiel, daß sie ihren Hunger mit Hummern oder austerartigen Muscheln zu stillen genöthigt waren. Der treffliche Bradford schreibt in seiner gehaltenen einfachen Weise (S. 123):

Wir konnten den neuen Ankömmlingen kein besseres Gericht bieten als einen Hummer oder ein Stück Fisch, ohne Brot oder irgend etwas Anderes als einen Becher frischen Quellwassers, und die lange Dauer dieser Diät, mit unsern Arbeiten draußen, hat einigermaßen der Frische unserer Gesichtsfarbe geschadet. Allein Gott gibt uns Gesundheit.

Schlimmer noch als diese Entbehrungen ertrug ihre Frömmigkeit die einzelnen schlechten Bestandtheile der Colonie, verlaufene Abenteurer, die hier frei und ungebunden zu leben und reich zu werden hofften. Endlich brachte auch der Verkehr mit den Indianern nur langsame Früchte. Die Colonisten konnten allein durch große Gewissenhaftigkeit das Zutrauen dieser Stämme (es waren die fünf Völkerbündnisse der Pokanoketen, Naragansetter, Pequoden, Massachusetter und Pawtuketter) gewinnen, und verloren es lange Zeit ebenso rasch wieder, bis es ihnen wenigstens gelang sich in dem Wampanogerhäuptling Massasoit einen wohlwollenden Freund zu erwerben. In oft so bedenklichen Lagen bedurfte es der ganzen streng religiösen Fassung der Ansiedler und der Freude über die freie Ausübung ihrer Religion in Formen die sie allein für die Gott angenehmen hielten, um den Muth nicht zu verlieren. Zur schweren Tagesarbeit stärkte sie ein inbrünstiges Morgengebet, und am Sabbath versüßte ihnen eine gemeinschaftliche Andachtsübung die Beschwerden der Woche; in äußerlichen Fügungen Gottes sahen sie Lohn oder Strafe, nicht Prüfungen oder Erziehungsmittel, wie eine richtig geleitete Frömmigkeit einzig thun sollte: sie lagen Tage lang auf den Knien, um Gottes Barmherzigkeit anzurufen als eine große Dürre ihre Ernten zu zernichten schien. Die Verf. hat (S. 121) eine merkwürdige Stelle dieser Art aus dem Tagebuche Edward Winslow's, eines ihrer edelsten Organe, mitgetheilt. Außer diesem waren der Gouverneur Bradford, der Aelteste Brewster, Standish, „lange Zeit der Ritter der Colonie", Hobomak und John Hampden die thatkräftigen und wackern Männer, auf welche die Ansiedler mit dem größten Vertrauen blickten. Es ist in der That ein Verdienst welches sich unsere Verf. durch die Nennung und Hervorziehung dieser und anderer neuengländischer Männer, welche den Grund zu so großen Dingen legten, erworben hat.

Nach drei schlimmen Jahren (1622—24) war die schlimmste Zeit vorüber: die Bevölkerung des Orts war auf 180 Bewohner gestiegen, und vermehrte sich durch neue Ankömmlinge, die Felder waren gut angebaut, die Häuser mit Gärten versehen, auf der Festung erhob sich ein förmlicher Wartthurm, und das Ganze des Orts hatte ein stattlicheres und wohnlicheres Ansehen erhalten. Auch die bürgerlichen Verhältnisse gewannen eine festere Gestaltung, seitdem die Ansiedler wirkliche Herren des Grundes und Bodens durch ein Abkommen mit den londoner Kaufleuten, welche das Geld für die erste Unternehmung vorgeschossen hatten, geworden waren. Die Verfassung und Regierung der Colonie war eine seltsame Mischung von theokratisch-patriarchalischer Einfachheit und demokratischer Freiheit, die uns die Verf. in vielen einzelnen Zügen veranschaulicht hat. Ihre erste Verfassungsurkunde war schon am 11. Nov. in der Kajüte der Maiblume (so hieß das Schiff in welchem sie übergefahren waren) aufgesetzt worden, und wird von den spätern Enkeln als die Grundlage ihrer Freiheit und Unabhängigkeit mit freudigem Stolze angesehen; ihr erstes Gesetzbuch ward 1636 entworfen, im Ganzen nach den englischen Gesetzen, jedoch, wo diese ihnen nicht zusagten, nach dem Mosaischen Gesetzbuche mit strengen Strafen an Geld, Sitzen im Zwangklotze, Ruthenstreichen und Hinrichtung; ganz besonders scharf ward die Sünde gegen die Sabbathfeier gerügt. Die eigentliche Herrscherin war die Kirche; in ihr gebot aber nicht sowol die Priesterschaft, sondern die Kirchengemeinde, die

*) In dieser Beziehung hat die Verf. ihr Buch ihrem in Amerika geborenen Sohne Edward „als ein Denkmal seiner Vorfahren" gewidmet.

„Erwählten", denen Gott sich geoffenbart, die „Heiligen des Herrn", durch deren Stimme Gott sprach, und die auch als Prediger, wo sie der Geist trieb, auftraten. Denn eine Kirche ward in Plymouth erst nach 27 Jahren erbaut. Sonst war die Kirchenverfassung durchaus puritanisch, jedoch zeigten sich die in Plymouth hinsichtlich der religiösen Duldung weit gemäßigter, ja freisinniger als ihre Brüder in Massachusetts.

Diese Colonie, welche bald die bedeutendste wurde, war von den Herren in und um Dorchester ausgegangen, und mit reichern Mitteln wie die zu Plymouth 1628 begründet. Ihre Bevölkerung stieg namentlich 1633, als die puritanischen Geistlichen vom Erzbischof Laud von Canterbury sehr bedrückt wurden, und in großer Anzahl mit ihren Gemeinden in die Verbannung zogen. Die ersten Ansiedelungen leitete, nachdem die Gesellschaft von Massachusetts die königliche Bestätigung erhalten hatte, John Endecott, ein kühner, unerschrockener Mann, von thätigem, schaffendem Sinne, aber ein strenger, religiöser Zelot, der Gründer der jetzt so blühenden Handelsstadt Salem, in der er als eins der ersten Gebäude ein Zuchthaus aufführen ließ; ihm folgte 1629 John Winthrop, ein Landedelmann aus Lincolnshire, als Gouverneur der Colonie, die nun weit selbständiger wurde, da am 29. Aug. 1629 die Uebersiedelung der Charte und obersten Regierung aus England nach Neuengland beschlossen war. Winthrop und sein gleichnamiger Sohn gehören zu den edelsten Charakteren die wir in diesem Buche kennen lernen. Die Verf. sagt (S. 193):

> Auf dem Sohne ruhte des Vaters edler fester Sinn, verbunden mit einem weichern Herzen und einem aufgeklärtern Geiste, sodaß er dem neuzuerrichtenden Gemeinwesen einer der kräftigsten Pfeiler wurde. Eine Reihe von häuslichen Briefen sind glücklicherweise auf die Nachwelt gekommen, die einen tiefen Einblick in den innern Haushalt einer englischen puritanischen Familie von Adel gewähren, und uns insofern ein höchst interessantes und wohlthätiges Sittenbild damaliger Zeit geben: wohlthätig für das moralische Gefühl, das sich beim Studium dieser Periode der Geschichte Englands mit Ekel abwendet von den schmuzigen Scenen an Jakob's Hofe, oder sich schmerzlich verletzt fühlt von dem Intriguengewirr und dem Lügengewebe im Haushalt seines unglücklichen Sohnes. Vater und Sohn erscheinen in diesen unschätzbaren Familienbriefen durchaus edel und liebenswürdig, und in so vollkommenem Einklang mit den öffentlichen Charakteren welche ihnen die Geschichte gibt, daß wir das Gemeinwesen glücklich preisen müssen dessen Lenkung solchen reinen Händen anvertraut war.

Der Erstere führte es auch, theils als Gouverneur, theils als Gouverneursgehülfe bis 1649, und nahm den Ruf unermüdlicher Thätigkeit und Selbstverleugnung für das Beste des Staats, den er selbst zur Ehre Gottes geschaffen hatte, mit in das Grab. Hart und grausam konnte Winthrop nur da sein, wenn er es der Erhaltung der öffentlichen Ruhe, besonders aber der reinen Lehre, schuldig zu sein glaubte.

Diese reine Lehre zu besitzen und sich als die gereinigte Gemeinde und die Lieblingsdiener des Herrn, wie einst die Kinder Israel, zu betrachten, war der Stolz der Gemeinden von Massachusetts. Es herrschte also in ihnen eine förmliche Theokratie, und obwol es der Grundsatz der Independenten war Kirche und Staat gänzlich voneinander zu trennen, so ward doch bald Kirche und Staat so eng miteinander verschmolzen, daß, wenigstens bei einer Sehweite von zwei Jahrhunderten, die Grenzen wo die Macht der einen endete und die der andern begann schwer zu erkennen sind. Es war Dies namentlich das Werk ihres Predigers Cotton, eines Mannes der in allen Subtilitäten des theologischen und scholastischen Wissens seiner Zeit wohl bewandert war, eine hinreißende Beredtsamkeit besaß, und auf seine Gemeinde den allergrößten Einfluß ausübte. Er und seine Mitbrüder, besonders Hugo Peters, mischten sich berathend und entscheidend in alle bürgerlichen und staatlichen Dinge, und die Kanzel ward von ihnen nicht blos zu Schmähungen gegen Andersdenkende, und zu Ereiferungen über lange Haare, Schleier, Tabackrauchen, Schlagen des Kreuzes, Misbrauch des Sonntags und zur Aussprechung von Kirchenbußen, ja sogar zur Verhängung des Kirchenbanns gemisbraucht, als auch zur Besprechung aller Regierungsmaßregeln überhaupt durch die unanständigsten Reden entweiht. Die Verf., weit entfernt solche Auswüchse zu billigen, führt unter einer großen Anzahl Belegen auch das folgende an. Anna Hutchinson, Gattin eines der Assistenten des Gouverneurs, eine Frau (nach dem Urtheile eines ihr nahe stehenden Schriftstellers) von gewandtem Geiste, geläufiger Zunge, ausgezeichneter Schriftkenntniß, großer Barmherzigkeit und preiswürdiger Dienstfertigkeit, hatte durch ihre „gefährlichen Irrthümer" den Groll Cotton's und der starren Puritaner auf sich geladen: sie ward excommunicirt, aus Boston vertrieben, und mit der unversöhnlichsten Rache bis zu ihrem Tode 1643 verfolgt, wie uns die Verf. im 12. Abschnitte erzählt hat. Als die unglückliche Frau zu Aquidnek, fern von ihrer Heimat, von einer Misgeburt entbunden war (eine sehr natürliche Folge ihrer durchgefochtenen theologischen Kämpfe und ihres erzwungenen Umzugs in die Wildniß), verursachte diese Nachricht unter ihren Widersachern eine gottselige Freude, daß der Herr seine Gesinnung hier so offen an den Tag gelegt habe. Cotton aber that noch mehr. In einer seiner Wochenpredigten zergliederte er vor einer Schar von Frauen und Mädchen mit der ekelhaften Umständlichkeit einer medicinischen Abhandlung die ganze nicht menschliche Gestalt der unseligen Geburt, und zwar, indem er, auf ihren ersten Ursprung zurückgehend, sie als ein Abbild ihrer Irrthümer darstellte, welche gleichsam darin symbolisirt wären. Ueberhaupt ist die Geschichte von Boston reich an solchen Zügen egoistischer Afterweisheit, von der selbst Winthrop sich nicht frei halten konnte, und an Danksagungen für den Tod ihrer Feinde, weil sie hierin eine Barmherzigkeit Gottes wahrzunehmen glaubten, der die Sünder, besonders die Sabbathbrecher, züchtigte oder die Erwählten für ihr Straucheln strafte. Wir finden hierüber eine sehr passende Bemerkung unserer Verf. auf S. 309, die wir uns nicht enthalten können herzusetzen:

Es ist erlaubt und recht die Wege der Vorsehung zu verstehen zu suchen, ihre Dunkelheit mit dem Lichte unserer Vernunft zu erhellen, soweit Dieses ausreicht, und die Lehren und Warnungen, welche die unbedeutendsten Vorgänge des Tages so deutlich im Weltgeschicke ausrufen, mit gläubig anbetendem Herzen in uns aufzunehmen. Aber man hüte sich in jene fromme Selbstsucht zu verfallen, in der wir uns selbst gleichsam zum Mittelpunkt der Schöpfung machen, alle andern Menschen nur zu Werkzeugen, gleichviel ob zu unserm äußern Glücke oder zum Heil unserer Erziehung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Ein todtgeschlagenes Buch,

insofern eine Recension todtschlagen kann, ist: „Pius the ninth; or, the first year of his pontificate. By count C. A. de *Goddes de Liancourt*, of the pontifical academy of the Lincei, at Rome, and *James A. Manning*, of the inner temple" (2 Bde., London 1848). Den Todtschlag hat das „Athenaeum" zu vertreten. Es gestattet einem Mitarbeiter sich über das Buch folgendermaßen zu äußern:

„Obiges Werk hat einen anziehenden Titel, und hätte es die durch seinen Namen vernünftigerweise gebotene Bedingung erfüllt, wäre es ein gern gesehener Beitrag zur Tagesgeschichte gewesen. Daran fehlt aber unendlich viel. Ein unzusammenhängenderes, lebloseres, unverständlicheres Product haben wir selten durchlesen müssen. Weder der erste noch der zweite Titel, noch irgend eine angemessene Deutung beider zusammen drückt den Gegenstand aus. Es ist, mit Einem Worte, eine grause Geschichte der Welt im Allgemeinen und des Papstthums insbesondere, von der Schöpfung abwärts, untermengt mit einem Gemisch unerheblicher Ereignisse die irgendwem irgendwo begegnet sind, mit einer Masse Extracte aus englischen Morgenblättern und ähnlichen unbekannten Quellen, mit Programmen von Aufzügen und andern langweiligen Einzelheiten der buntesten Art. Selbst so beschränkt sich der Inhalt nicht auf «das erste Jahr des Pontificats», 1846, sondern führt die Geschichte fort bis Mitte Jan. 1848. Indeß sind Dies Kleinigkeiten im Vergleich zu den übrigen Fehlern."

„Es bedurfte zur Information des Lesers auf dem Titelblatte gewiß nicht der Ankündigung, daß das Buch von zwei, und zwar von zwei sehr verschiedenen Händen geschrieben sei. Vom Anfange bis zum Ende zeigt sich auch nicht die geringste Aehnlichkeit der Behandlung. Zwei gesonderte Stilarten, Sprachen und Glaubensbekenntnisse, ja zwei gesonderte Ideengänge durchziehen das Ganze wie zwei Ströme sich nebeneinander fortwälzen ohne sich zu einigen. Hr. v. Liancourt ist ein Franzose von der hochkatholischen Partei, ein Verehrer nicht allein des Papstes, sondern des gesammten hierarchischen Systems, einschließlich des Firlefanzes seines Costume, der rothen, schwarzen und purpurnen Mäntelchen seiner Würdenträger, und der grotesken Ausstaffirung der Schweizergarde. Hrn. Manning kennen wir erst aus diesen Blättern, wo er sich ein protestantisches Ansehen gibt, und seinen Namen zu der kindischen Posse herleiht englischen Lesern das Buch als protestantisches Machwerk aufzuhängen."

„Welchen Antheil die Zwillingsverfasser an dem Buche haben findet sich nicht genau verzeichnet; es fehlt die Angabe, wo die Inspirationen der Lincei aufhören und die des Tempels beginnen. Inzwischen ist Solches nicht schwer zu entdecken. Hr. v. Liancourt dürfte den gewichtigern Theil beanspruchen, die Erzählung, die Schilderungen, den Hofklatsch, die Ausbrüche eines thörichten und fanatischen Eifers. Die politische Beweisführung und bei Gelegenheit einige Einschiebsel sind offenbar Eigenthum des Hrn. Manning. Die Hauptsachen waren französisch geschrieben, und die Uebersetzung ist schlecht. Hr. v. Liancourt mag Alles sein, nur kein maßhaltender und philosophischer Schriftsteller. Weil er Nichts halb thun will, unternimmt er keck die Vertheidigung aller Amtsvorgänger seines Helden, und bezeichnet sie kurzweg als eine Reihenfolge von Heiligen."

Neues Sprachlexikon.

Der eben erschienene erste Theil des in drei Theilen zu vollendenden „Imperial dictionary, English, technological and scientific; edited by *John Ogilvie*" (Edinburg 1848) berechtigt zu der Hoffnung einem sowol für Engländer als für des Englischen kundige Ausländer sehr fühlbar gewordenen Bedürfnisse abgeholfen zu sehen. Das Bedürfniß war unabweisbare Folge der während der letzten Jahre in allen Zweigen des Wissens geschehenen Fortschritte, der sich dadurch für den praktischen Gebrauch nöthig gemachten neuen Ausdrücke und der im ganzen Bereiche der englischen Sprache seit dem Aufschlusse des Continents eingetretenen Umwälzung. Je größer aber das Bedürfniß, desto schwieriger die Aufgabe ihm zu genügen. Das letzte große englische Sprachlexikon kam aus Amerika. Die von Barker besorgte englische Ausgabe des „Webster" verbesserte Einiges, und dabei hat es bis jetzt bewendet. Auch der Verf. des begonnenen „Imperial dictionary" hat Webster zur Grundlage genommen, dann jedoch zum Behuf der Vervollständigung die geachtetsten Wörterbücher, Encyklopädien, technische und wissenschaftliche Wortsammlungen mit regem Eifer durchforscht und ausgebeutet. Wie Webster „Todd's Johnson", auf welchem er fortbaute, um 12,000 Worte bereicherte, so will es dem Verf. gelungen sein Webster's Werk um über 15,000 Worte, Ausdrücke und Redensarten zu vermehren: eine Versicherung welche nach Ausweis des vorliegenden ersten Bandes vollen Glauben verdient. Die Haupt- und Vorzüge von Ogilvie's Werke stellen sich ungefähr so zusammen. Es enthält nicht blos alle rein englische, in andern Wörterbüchern vorkommende, sondern auch diejenigen Worte die zwar nicht englisch, aber durch Sprachgebrauch recipirt sind; außerdem die in andern Wörterbüchern fehlenden und noch üblichen schottischen Worte, alle gangbare wissenschaftliche und technische Ausdrücke, genau erklärt, unverständliche biblische Phrasen, sorgfältig erläutert, und die in der Umgangs- wie in der Schriftsprache gebräuchlichen Fremdworte. Dabei sind die bereits veralteten Worte von den an der Grenze des Veraltens stehenden oder nur noch in einzelnen Districten üblichen geschieden, Abstammung und Aussprache angegeben, und die mannichfaltigen Wortbedeutungen mit Stellen aus den besten Schriftstellern belegt. Wo aber Worte zur Verdeutlichung nicht ausreichen, sind soweit thunlich Diagramme und saubere Holzschnitte in den Text eingedruckt. Bleibt der Verf. dem Anfange bis zum Ende treu, so dürfte sein Werk für den Laborant wie für den Fabrikant, für den Seemann wie für den Kaufmann, für den Künstler wie für den Gelehrten, enfin auch für Jeden in Deutschland den der „Kaltschmidt" nicht befriedigt in noch höherm Grade unentbehrlich werden als der kaum vollendete und sehr theuere „Flügel".

Ankäufe für das Britische Museum.

Unter den diesjährigen Voranschlägen zu Ankäufen für das Britische Museum werden berechnet: 3500 Pf. St. zur Erwerbung syrischer Manuscripte aus dem Kloster Sancta-Maria-Deipara, 500 Pf. St. ungefähre Kosten zur Fortsetzung der Nachgrabungen in Assyrien und Transport der Antiquitäten nach England, 566 Pf. St. 16 Schill. für Zeichnungen aus der Sammlung des Baron Verstolk van Soelen, 4200 Pf. St. für eine Sammlung Kupferstiche von den Herren Smith, zusammen 8766 Pf. St. 16 Schill. oder nahe 60,000 Thaler. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 258. —— 14. September 1848.

Geschichte der Colonisation von Neuengland. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Der starre, bigote Puritanismus erzeugte schon frühzeitig Streit und Auflehnung von Andersdenkenden. Die antinomistischen Händel wurden durch Anna Hutchinson's Einwirkung hervorgerufen, und veranlaßten heftigen Streit auf der ersten Synode von Neuengland 1636. Schon einige Jahre früher begegnet uns Roger Williams, ein dem deutschen Leser unbekannter Mann, und doch, sagt die Verf., möchte gerade Das was seinem Leben die höchste Bedeutung gegeben unter keinem Volke tiefern Anklang finden als unter dem deutschen. Denn in seinem nach Wahrheit in harten Kämpfen strebenden Geiste waren alle Irrthümer der Schule in der Helle eines scharfen Verstandes, und in der Wärme eines von christlicher Liebe ganz erfüllten Herzens untergegangen: er rief schon 50 Jahre vor Penn die Idee einer vollkommenen Gewissensfreiheit ins Leben, und verkörperte sie als die Grundlage eines neuen Staats. Dies war die Ansiedelung in Providence, der Anfang des jetzigen Staats Rhode Island. Seine Feinde zu Salem und Boston hatten ihn mit der unchristlichsten Härte ins Elend gejagt, 14 Wochen ward er in bitterer Jahreszeit schmählich umhergeworfen, „ohne zu wissen was ein Stück Brot sei oder ein Bett", bis ihn die Indianer freundlich aufnahmen, und er unter den größten Entbehrungen seine Ansiedelung gründete. Wie edel und menschenfreundlich er sich bewies, und wie versöhnlich er später seinen Feinden in Massachusetts gegenüberstand, mag man im 12. und 18. Abschnitte nachlesen. Die Indianer verehrten ihn wie einen Gott, und kein anderer Prediger hat einen solchen Einfluß auf sie geübt. Später als die gegen Williams geübte Härte fällt in das Jahr 1643 das barbarische Urtheil über Gorton und seine Genossen, welches unsere Verf. „das schwärzeste Blatt in den Archiven Neuenglands" genannt hat. Sieben Männer wurden „als gotteslästerliche Feinde der Religion unsers Herrn Jesu Christi und seiner heiligen Einsetzungen, sowie aller bürgerlichen Autorität unter dem Volke Gottes" verdammt, auf eine der Regierung beliebige Zeit, mit Ketten an einem Fuße Zwangsarbeit zu thun!

Neben diesen kirchlichen Angelegenheiten hat die Verf. uns auch ein deutliches Bild der bürgerlichen Verhältnisse von Massachusetts zu entwerfen verstanden. Die königliche Charte hatte den Ansiedlern in Nordvirginien die unumschränkteste Freiheit gewährt sich ihre eigene Regierungsform zu bilden, ebenso sich Gesetze zu geben, insofern sie nicht mit den englischen in Widerspruch ständen, auf sieben Jahre Steuer- und Abgabenfreiheit, auf 21 Jahre eine bedeutende Erleichterung derselben bewilligt. Sie sollten Engländer bleiben, aber auch keinem Engländer Handel und Fischfang verwehren in einem Lande dessen unumschränkter Besitz ihnen in der Charte gesichert war, und welches sich von Weltmeer zu Weltmeer, und drei Meilen nördlich vom Flusse Merrimak in seiner nördlichsten Richtung bis drei Meilen südlich vom Charlesflusse in seiner südlichsten Richtung ausdehnte. Wie sich nun die Verfassung gradweise ausbildete, so ward die gesetzgebende, die ausführende und die richterliche Gewalt in einem Körper vereinigt, zu dem der Gouverneur, der Vicegouverneur nebst 18 Assistenten gehörten; die weitere Fortbildung geschah in den Generalsitzungen (General courts), an denen sämmtliche Bürger der Colonie (freemen) Antheil nahmen, und in deren zweiter (1631) die Theokratie vollständig eingeleitet ward. In ihr beschloß man „Keinen zur Corporation zuzulassen der nicht Mitglied irgend einer Kirche der Colonie von Massachusetts sei", also einer congregationnellen Kirche. Unter den vielen Einzelheiten über die Gesetzbücher und Rechtszustände in der Colonie heben wir hervor, daß an der Denk- und Sprechfreiheit ein Despotismus geübt ward wie er kaum in orientalischen Gesetzen eine Stütze finden kann. Ruthen, Gefängniß, Verbannung waren die gewöhnlichsten Strafen für Aeußerungen der Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung oder dem Verfahren der Kirche: der Frau Oliver z. B. ward ein gespaltener Klotz eine halbe Stunde lang an die Zunge gesteckt, die gewagt hatte den Kirchenältesten Vorwürfe zu machen, und für die Schmähungen gegen die Obrigkeit ward sie ausgepeitscht.

Eine noch ansehnlichere Auswahl von Belegen und Sittenzügen enthält der 15. Abschnitt. Die Strafen waren theils die englischen, theils die des Mosaischen Gesetzbuchs, wo die Verf. sehr gut nachgewiesen hat in welchen Fällen das eine dem andern nachstand; für Got-

teslästerung, Mord, Todtschlag, Hexerei, Sodomiterei, Nothzucht an Kindern war Todesstrafe festgesetzt wie in England, in andern Fällen verfuhr man in Massachusetts milder; bei Geschlechtsvergehungen war die Bestrafung dem Urtheil der Richter anheim gegeben, sonst bestanden die „mit wahrhaft teuflischer Erfindungskraft“ ausgedachten Strafen in öffentlicher Entehrung, in Klotzsitzen, Brandmarken, Prangerstehen, Ohrenabschneiden, eisernen Halsbändern und sonst angehefteten Zeichen; so mußte z. B. ein Weib die mit einem Indianer in unsittlicher Gemeinschaft gelebt hatte zum Zeichen ihrer Schande einen aus rothem Tuch ausgeschnittenen Indianer ein Jahr lang auf dem Arme tragen. Mit besonderer Schärfe wurden die Vergehungen gegen die Religion geahndet; die Väter von Massachusetts glaubten durch den strengsten Ketzerbann dem „eifersüchtigen Jehovah“ wohlgefällig zu sein, ebenso durch die Ueberwachung der Heiligkeit des Sonntags. Denn derselbe galt durch jede Handlung für geschändet die nicht mit Andachtsübungen im unmittelbaren Zusammenhange stand; also wurden andere Gänge durch Straßen und Felder als Kirchgänge, alle Geschäfte die zum Lebensunterhalt nicht unumgänglich nothwendig waren als Sabbathsbruch betrachtet. Mütter durften am Tage des Herrn nicht ihre Kinder küssen, und der Schiffscapitain der nach langer Abwesenheit seine Gattin am Sonntage am Ufer umarmte ward ausgepeitscht. Wer die Kirche versäumte bezahlte 5 Schillinge. Mit Recht hat die Verf. bemerkt, daß die eigentliche Schattenseite dieser strengen Policei darin lag, daß sie ein ruchloses, demoralisirendes Anklagesystem begünstigte; denn wer einen Andern ein Vergehen ausüben sah und nicht anzeigte fiel derselben Strafe anheim als jener. Gegen Sklaverei hatten sich schon die frühesten Gesetze ausgesprochen, aber auf so bedingte Weise, daß wir eine gewisse Sklaverei von Weißen und Farbigen schon früh im Lande eingeführt finden; der Einführung von Negersklaven aber war die Regierung entgegen, während die von Virginien die Sündlichkeit eines Sklavenmarktes nicht erkannte. Den Schluß des 15. Abschnitts bilden die Nachrichten über die Verwaltung der richterlichen Gewalt (Geschworene wurden 1634 gesetzlich eingeführt, ihre Instruction war unter den Rubriken der Zehn Gebote), über die finanziellen Einrichtungen der Colonie und über die gegenseitige Stellung der aristokratischen und demokratischen Elemente in Massachusetts, welche 1645 zum letzten male miteinander in einen Kampf geriethen, der zum gänzlichen Vortheil des Demokratismus ausschlug.

Die äußern Verhältnisse von Massachusetts und die Ausdehnung seines Gebiets hatten vor dem von Plymouth, dessen Bewohner sich in das Zurückbleiben finden mußten, sehr zugenommen. Der 23. Abschnitt gibt hierüber die Ergebnisse der ausführlichern Erzählung, aus der wir einige Hauptsätze herausnehmen. Massachusetts herrschte um 1672 ungestört von jenseit des Charlesflusses bis an die Escobai; die Bevölkerung betrug in dem Decennium welches dem Jahre 1675 voranging, und wol die Blütezeit der Colonie genannt werden kann, wenn man Maine und Neuhampshire einschließt, an 35,000 Seelen, die der übrigen Colonien etwa 10,000 Seelen weniger: freilich noch immer eine dünne Bevölkerung, aber „Thätigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer, noch jetzt die Tugenden durch welche sich die Bewohner Neuenglands vor ihren südlichen Nachbarn auszeichnen, hatten einem großen Theile derselben einen unabhängigen Wohlstand gesichert und dem andern seinen Lebensunterhalt verbürgt“. Hiernächst war auch durch Bekehrung und Unterwerfung der Indianer das Gebiet erweitert worden, obgleich eigentlich die Regierung von Massachusetts und die einflußreichsten Aeltesten das Geschäft der Heidenbekehrung, so sehr es ihnen auch in der Charte an das Herz gelegt war, nur lässig eine lange Reihe von Jahren betrieben hatten. Fast nur Roger Williams erscheint als eifriger Apostel, nach ihm nahmen sich Winslow und Elliot besonders der Indianer an, die bei der Ankunft der Weißen auf der niedrigsten Stufe der Cultur gestanden zu haben scheinen, und sich nur durch einen hohen Grad sittlicher Bescheidenheit auszeichneten. Miantonomo und Uncas werden unter ihren Häuptlingen als die vorzüglichsten genannt, und erscheinen in häufigem Verkehr mit den Engländern. Diese behandelten sie im Ganzen gut, und die gleichzeitigen Berichte sprechen über sie würdig und gemäßigt, bis der Krieg mit dem König Philipp ausbrach (1675—76), dem die Verf. den 24. Abschnitt gewidmet hat, ohne jedoch der beiden, hier und da abweichenden Aufsätze zu gedenken welche sich im zweiten Bande von Irving's „Skizzenbuch“, unter dem Titel „Züge aus dem Charakter der Indianer“ und „Philipp von Pokanoket“ finden. In diesem Kriege gegen den indianischen Häuptling stand fast die ganze Mannschaft aller Colonien gegen die Pokanoteken, Narrangasetter und andere Stämme unter den Waffen, und die barbarische Brutalität der Eingeborenen entlud sich in den gewaltsamsten Ausdrücken einer langverhaltenen Wuth; sie fochten einen Kampf auf Leben und Tod, 14 Monate lang wüthete der grausenvolle Vertilgungskrieg in Neuengland. Es heißt (S. 562):

> Es war kein europäischer Krieg, wo Macht gegen Macht steht; es war eine Fortsetzung hinterlistiger Ueberfälle, grausamer Mordbrände, wilder Gemetzel. Die Arbeiter auf dem Felde, der Hirt bei der Heerde, die heimziehenden Schnitter, diese Wehrlosen waren es über welche die rothen Männer losbrachen, unversehens, als ob aus der Erde selbst aufgestiegen, den Tomahak schleudernd oder aus dem Dickicht schießend, und dann als kannibalische Trophäe die zerhackten Glieder der Gemordeten an den Bäumen aufhängend, den anrückenden Truppen zur schauerlichen Begrüßung. Bleiches Entsetzen ging durch das Land, Keiner fühlte sich sicher, denn der Feind wohnte mitten unter ihnen. Der rothe Mann der heute Morgen noch mit dem weißen Krämer einen friedlichen Handel geschlossen, der heute Abend noch seinen Arbeitslohn von dem weißen Farmer empfangen hatte, erschlug vielleicht noch heute Nacht ihn und die Seinen. Ein blühendes Dorf nach dem andern ging in Flammen auf. Scharen von Familien, ganze Dorfgemeinden irrten obdachlos umher.

An wackern Thaten, kühnen Wagnissen und abenteuerlichen Ereignissen war die Zeit reich, aber auch grim-

mige Blutthaten und Barbareien befleckten den Sieg der Engländer, die ihn nach dem Tode Philipp's und Canonchet's, des gigantischen Obersachems der Narragansetter, gewannen. Der Krieg endigte mit der gänzlichen Besiegung und grausamen Bestrafung der Indianer; Verbrennungen, Ertränkungen, Hinrichtungen: Alles geschah zur Ehre Gottes, und ward von den puritanischen Geistlichen durch Stellen aus der Kriegsgeschichte der Israeliten gerechtfertigt. Die Indianer aber lebten fortan unter strengerer Bewachung und harten Gesetzen, ohne je wieder einen Versuch zu machen sich ihrer gefährlichen Nachbarschaft zu entledigen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur neuesten italienischen Volkspoesie.

Es war eines jener ersten großen Glückseligkeitsfeste des wiedergeborenen Italiens, als ich durch die mir noch fremdartigen Bewegungen und Menschenhaufen mich drängte, um zu lernen wie der Italiener sich freut, wenn es ihm zum ersten mal erlaubt wird officiell frei zu sein. Für das Auge war ebenso viel Schauspiel und Musik als für das Ohr. Was ich sah, dafür ist hier nicht der Ort es zu schildern. Aber ich hörte auch so viel Lieder singen, die mir in dem piemontesischen Dialekt unverständlich waren, daß ich nach einem Text derselben sehr begierig war, um doch zu wissen welche Worte, Gedanken, Strophen die Bäuerinnen wie die Elegants der Stadt zu fanatischem Entzücken hinrissen. Aber selbst diese ausgeschrienen Lieder gingen so reißend ab, und das Volk drängte sich um die Verkäufer dermaßen, daß es mir erst spät möglich ward mich zu einem durchzuwühlen, um sein letztes Exemplar für einen Sous zu erkaufen. Im Lärm und Halbdunkel der flimmernden Laternennacht konnte ich den schlechten Druck nicht entziffern, mußte es also versparen bis ich in mein Gasthaus käme, wo ich zu meinem Erstaunen fand, daß ich kein politisches Lied, sondern ein neues Lied auf dieses Jahr erhandelt hatte; eine schöne neue Liebesgeschichte, welche aller Wahrscheinlichkeit nach für die guten piemontesischen Bäuerinnen von weit größerm Interesse war als alle Hymnen mit der Auffoderung die Deutschen zu ammazzare. Politische Lieder kamen mir nachher zu Dutzenden in die Hände, Dies die einzige harmlose Volksballade. Ihre Leser haben lange Nichts von der italienischen Volkspoesie gehört, ich übersetze Ihnen daher das Lied, nicht als Probe von Poesie, sondern als ein Probestück wie selbst in dem von Poesie durchhauchten Italien die Poesie nach dem hausbackenen Bedürfniß sich gestaltet. Das Lied ist übertitelt „Rosina e Pietrino", und nach einer bekannten Melodie zu singen:

„Scheiden muß ich, o Rosine,
Fort von hier in die Levante;
Mach' nun deinem Herzgeliebten
Nur nicht zu betrübte Miene.

Dieses will ich dir versprechen,
Meine herzgeliebte Rosa,
Einen kleinen Brief erhältst du,
Und Das will ich auch nicht brechen."

„Pietrino, Herzgeliebter,
Ach du lässest mich in Sorgen,
Ohne dich, mein Herzgeliebter,
Werd' ich täglich nur betrübter.

Wenn du dann aus diesen Gründen
So weit wirst von mir entfernt sein,
Werd' ein großes Misbehagen
Ich gewiß davon empfinden."

„Darum sei nur nicht unglücklich,
Röschen, meine Vielgeliebte,
Denn zu meinem Weibe mache
Ich dich alsdann augenblicklich.

Darauf kannst du sicher bauen,
Alsobald daß ich zurück bin,
Laß ich schon am ersten Tage
Mich ganz sicher mit dir trauen."

Einstens früh zur Morgenstunde
Tritt heraus sie zum Balcone,
Allda sieht sie einen Boten,
Welcher suchet in der Runde.

Und er fragt vor allen Dingen:
„Sagt mir doch, wo ist Rosine,
Einen kleinen Brief geschrieben
Den soll ich ihr überbringen."

Siehe da, sie selbst, Rosine,
Selbst hat sie den Brief empfangen,
Und er macht ihr groß Vergnügen,
Ja, man sieht's an ihrer Miene.

Sie erkennt wer ihn geschrieben,
Daß er ist von ihrem Schatze,
Und vorbei ist das Betrübtsein,
Und sie ist von Lust durchtrieben.

Denn geschrieben steht im Schreiben,
Daß es ihm recht gut ergangen,
Und daß er recht bald zurückkehrt,
Und nicht lange mehr wird bleiben.

Und daß sie sich nicht mehr gräme,
Darauf kann sie sich verlassen,
Weil er, sobald es nur angeht,
Sicher wieder zu ihr käme.

Endlich nun, zu seinem Ruhme
Sag' ich's, ist er angekommen,
Mitgebracht hat seinem Mädchen
Er 'ne wunderschöne Blume.

Und 'nen ganzen Strauß, gepflückt
In Amerika, der stachelt
Ordentlich von großen Blumen,
Und er riecht, daß man entzückt.

Darauf, ein'ge Tage später,
Hat dies Liebespaar sich wirklich
Trauen lassen und geeh'licht,
Und zwar mit Consens der Väter.

Lustig hat es da geklungen
Bei dem Schmaus der angerichtet,
Und er ist dabei gewesen,
Der dies neue Lied gesungen.

(Facendo il parto
In allegria
In compagnia
Dea suonator.)

An naiver Anschauung und naivem Ausdruck fehlt es wenigstens dieser modernen Poesie nicht, und man möchte wetten, daß das Gedicht nur der rohe Abklatsch einer wirklichen Begebenheit ist, bei deren Ausgang, nämlich beim Hochzeitschmaus, der Dichter auch wirklich gegessen und getrunken hat. 77.

Die Annalen des Aventinus.

Der bairische Geschichtschreiber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Johann Thurmayr, der sich von seiner Vaterstadt Abensberg, jetzt zu Niederbaiern gehörig, Aventinus genannt hat, hatte durch seine freisinnigen Aeußerungen in den von ihm verfaßten sieben Büchern bairischer Annalen die Geist-

lichkeit so gegen sich aufgebracht, daß sie ihn der Ketzerei beschuldigte, und unter diesem Vorwande die Veranlassung gab, daß er (1529) einmal plötzlich überfallen und ins Gefängniß gebracht, aus demselben aber auf herzoglichen Befehl bald wieder befreit wurde. Diese Mishandlung und ein nicht glückliches Eheleben machten den arbeitsamen, körperlich nicht starken Mann schwermüthig, und brachten ihn im 68. Jahre seines Alters ins Grab. Er starb am 9. Jan. 1534 zu Regensburg, woselbst in der Kirche zu St.-Emmeram noch seine Grabschrift zu lesen ist. Nach seinem Tode schickte der Herzog von Baiern die Annalen, welche im Manuscript in dem Archive zu München aufbewahrt waren, dem Professor der Dichtkunst Hieronymus Ziegler in Ingolstadt mit dem Befehle zu dieselben zum Druck zu befördern, und Alles was darin der Geistlichkeit anstößig sein möchte wegzulassen. So erschien die erste (jedoch castrirte) Ausgabe zu Ingolstadt 1554. Der pfälzische Rath Nikolaus Cisner veranstaltete aber nach der Originalhandschrift eine unverstümmelte Ausgabe (Basel 1580), nach welcher hernach die folgenden, wovon die von Gundling besorgte (Leipzig 1710) die beste ist, abgedruckt wurden. In dieser Gundling'schen Ausgabe sind die in der castrirten Ausgabe weggebliebenen Stellen mit Asterisken bezeichnet. Der von Ziegler geübten strengen Censur ungeachtet kam das Geschichtswerk in den päpstlichen „Index librorum prohibitorum" zu stehen; denn Aventinus gehörte, wie C. T. Gemeiner in der „Regensburger Chronik" (IV, 472) sagt, mit den aufgeklärtesten Männern in Baiern damaliger Zeit zu den Kryptolutheranern. Von den vielen Stellen in welchen der Geistlichkeit in den Annalen mitunter scharf zu Leibe gegangen wird genüge es hier ein Paar zur Probe anzuführen. Nachdem die Stelle aus Claudianus („De cons. Stilichon.") über Roms Weltgröße und Weltherrschaft vollständig eingerückt worden, sagt der Verf. (S. 68 ed. Gundling.): „At nunc regina urbium gentiumque domina non solum semidiruta, sed libertate etiam amissa, servo servit servorum." In dem Proömium des fünften Buchs der Annalen (S. 465—468) spricht der Verf. von der Zügellosigkeit seiner Zeitgenossen, den Zerwürfnissen, der Unsittlichkeit und Unwissenheit der damaligen Geistlichen, und bricht nachdem er Besonderheiten angeführt in die Worte aus (S. 467): „Tantum abest, ut rumoribus temere credam, facit indignatio versum." Dann schließt er damit, daß wenn nicht Christus, welcher befohlen, daß man auf Erden ihn allein als Herrn und Meister erkenne, sich der Christenheit erbarme, es um sie geschehen und Alles verloren sei. Im 13. Capitel dieses fünften Buchs wird (S. 539) der Grundsatz der Neurömer aufgeführt: „Romani sibi divinum usurpant honorem, rationem actorum reddere nolunt, nec sibi dici aequo animo ferunt: Cur ita agis? Illud satyricum inculcant: Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas." Und nachdem nun der Anfang von den Händeln zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste Gregor VII. zu erzählen begonnen wird, heißt es (S. 541): „Et tu, vigilantissime Gregori, quidnam faceres, si te fortuna ad nostra tempora servasset et nunc demum natus esses, quando amare, potare, stupra, incestus committere, vim puellis inferre, virgines vitiare, alienas permolere uxores, adeo ut caudax salax sacrificulorum in proverbium, vel vulgo protritum, abierit, munus sacerdotale censetur: quando divitias, opes ambire, sacerdotia cauponari, sacra nundinari, et, quasi defectos caballos, juxta commune dictum commutare, jus est et longinqua consuetudo; vulgo dici saepius audio: Caerimoniae cum pontifice, ara cum sacrificulo, templum cum aedituo, universa venalia sunt etc." In dem lesenswerthen Proömium des sechsten Buchs der Annalen klagt der Verf. (S. 577): „Ea est temporum infelicitas, non licet loqui, quae sentis, nec sentire, quae loqueris. Oves tondere, deglubere, occidere, uti libuerit, sub specie religionis longinqua est consuetudo." Im 16. Capitel des siebenten Buchs der Annalen wird der Streit zwischen Kaiser Ludwig dem Baier und dem Papste Johann XXII. über Oberherrschaft mit der höchsten Freimüthigkeit erzählt und mit Urkunden belegt. Als nämlich der Papst Johann XXII. 1321 eine Bulle gegen Kaiser Ludwig den Baier ergehen ließ, in welcher er, nach der aufgestellten Behauptung, daß er, der Papst, die höchste Würde im Reiche zu vergeben habe, den Kaiser mit dem Banne bedroht, wenn er, der Kaiser, seiner Würde nicht entsage, erholte Ludwig Rath bei den berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit, welche einhellig erklärten: „die vom Papste erlassene Bulle und die darin aufgestellten dem Kaiser widrigen Grundsätze widersprächen der einfachen christlichen Lehre und der Heiligen Schrift." Die höchst merkwürdige Bulle wird wörtlich mitgetheilt, und unter den Gelehrten welche sich gegen den Papst ausgesprochen haben auch der berühmte Dichter Dante Alighieri aufgeführt, wie Aventinus sagt: „Qui tum cultiorum litterarum semina sparsit, quae paulatim radices egerunt, in herbam exierunt, et nostro demum aevo maturescunt; tantae molis fuit, exsules litteras, obstrepentibus undique barbaris atque tyrannis, reducere." Die Sprache welche damals laut wurde erregt in der That Erstaunen. „Qui servus servorum est", sagten jene ehrenwerthen Männer, „nemini dominari debet, recumbentibus ministret, amet, pascat, coelo habitet, spretis honore, divitiis, potentia, Christum, cujus se vicarium mentitur, aemuletur: vestigia Pauli sequatur. Hi contumelias, paupertatem, beatitudinem; opes, imperia, spinas atque scelera et cultum deorum vocant." Noch stärker sind die Aeußerungen des Kaisers Ludwig gegen den „sich Papst nennenden" Johannes in dem hierauf veröffentlichten Edicte, welches S. 726—729 wörtlich zu lesen ist, und als unsterbliches Denkmal deutscher Freimüthigkeit aus einer vom Geistesdrucke sich emporarbeitenden Vorzeit gelesen zu werden verdient. Hier heißt es unter Anderm: „Nec licet, per hunc Antichristum Christianis pacem a Deo datam servare, tanta est hominis, vel potius Satanae illius, vecordia: publice pro concione scelera sua, quasi benefacta, praedicat." (S. 726.) „Nihil videt, nihil facit, nisi quod lubet. Satanae spiritum sibi sumit, se similem altissimo facit, se adorari (quod coelitum quidam sibi a Joanne fieri prohibuit), pedes sibi osculari, more Diocletiani atque Alexandri, crudelissimorum tyrannorum, permittit." (S. 727.) „Ludibrium naturae abominabile, ira Dei, socordia atque ignavia nostra est, principem principum servo servire servorum. Si servus servorum Dei est, cur non servit? cur non amat? cur non ministrat? cur non pascit? cur non docet? non nunciat? Si id, quod cupit, esse velit, cur non Christi, Petri et Pauli vestigia in carceribus et periculis variis aemulatur? Cur mentitur, tergiversatur, fallit, regnat, dominatur? etc." (S. 728.) Ein merkwürdiges Gegenstück bilden der 1328 vom Kaiser Ludwig bekannt gemachte Beschluß, die Absetzung des Papstes Johannes XXII. betreffend, nach welchem Jeder der sich diesem Beschlusse nicht fügt als Staatsfeind betrachtet werden soll; dann das kaiserliche Diplom von 1338, in welchem die Handlungen des Papstes Johannes XXII. für ungültig erklärt werden.

67.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 259. — 15. September 1848.

Geschichte der Colonisation von Neuengland. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Der dritten wichtigen Ansiedelung, der in Connecticut, können wir aus Rücksichten des Raums nur mit wenigen Worten gedenken, wie anziehend auch ihre Geschichte im 13. und 18. Abschnitte erzählt ist. Die Gründung ging von Newtown in Massachusetts im Frühjahr 1636 aus, an der Spitze stand Hooker, der berühmte Prediger, der ein ganzes Heer aufwog. Die Kriege mit den Pequoden, deren großer Häuptling Sassacus war, wurden glücklich geführt; Neuhaven, die zuerst regelmäßig angelegte Stadt in Neuengland, bildete den Mittelpunkt, alle Ansiedeleien vereinigten sich zu einer bürgerlichen Verfassung, welcher der strengste abgeschlossenste Puritanismus auf das entschiedenste sein Siegel aufdrückte. Theophilus Eaton war der erste Gouverneur, und blieb es 18 Jahre lang, nachdem ihn 1637 der Prediger Davenport, ein gewaltiger Hierarch, mit den Worten Moses' zu seinem Berufe eingeweiht hatte: „Ihr sollt den Kleinen hören wie den Großen, und vor Niemand euch scheuen, denn das Gerichtsamt ist Gottes. Wird euch aber eine Sache zu hart sein, so laßt sie an mich gelangen, daß ich sie höre." Nach 20 Jahren war die Colonie trotz aller Veranlassung zur Wachsamkeit gegen die Indianer sehr sichtlich gewachsen, auf ihren gesegneten Fluren stieg Dorf bei Dorf, Kirche bei Kirche empor, die innere Verwaltung war der freien Entwickelung der Kräfte in Allem günstig, die Kirchen wurden nicht von Ketzereien beunruhigt, in Theophilus Eaton hatten sie einen Vorsteher von echter Römertugend, die aber durch Christenthum und Neuzeit gemildert wurde. Wiederum nach 10 Jahren, 1665, erhielt ganz Connecticut von Karl II. eine neue Verfassungsurkunde, deren Entwurf von ihrem trefflichen Gouverneur, John Winthrop, herrührte. Die von Neuhaven verstanden sich (wiewol zuerst ungern) beizutreten, und das Land gewann rasch eine so blühende Gestalt, daß die Verf. sagen konnte, Alles habe sich vereinigt Connecticut zu einem der glücklichsten Flecken der Erde zu machen, und eine stolze Zufriedenheit unter seinen Bürgern zu nähren. Reiche gab es wenige, Arme gar nicht.

Die Geschichte der Niederlassung in Neuhampshire und ihrer Einverleibung in den Staat von Massachusetts ist im 16. Abschnitt, die von Rhode Island und von dem Asyl der Heterodoxen in Providence im 18. und 21. Abschnitt erzählt worden.

Neben diesen Einzelgeschichten der Colonien zieht sich nun durch einen bedeutenden Theil des Talvj'schen Buchs die Darstellung der Verhältnisse Neuenglands zu der Regierung und dem Parlamente des Mutterlandes. Dort hatten die Machthaber zu spät eingesehen, daß sie gedankenlos die Zügel in die Hände einer Colonie gegeben hatten die, wie die von Massachusetts, ebenso willig als geschickt war sie festzuhalten. Daher schien es rathsam sie ihnen sobald als thunlich zu entwinden, wobei zwei Hauptfeinde von Massachusetts, John Mason und Ferdinando Gorges, auf alle Weise antrieben. Vergeblich war Dies 1633 und 1637 versucht worden, ebenso wenig richtete die unter dem Vorsitze des Grafen von Warwick 1645 ernannte Commission aus, da die Pflanzer von Massachusetts empört über die ihnen gemachten Zumuthungen und entschlossen zum Widerstande waren. So lange Cromwell regierte, stieg das Ansehen der Colonien in England; denn der streng puritanische Protector erkannte sie wofür sie sich selbst gaben, für das Volk Gottes und das Salz der Erde: aber er begriff auch ihre Wichtigkeit für England und ehrte ihre Rechte. Anders benahm sich die Regierung Karl's II. Zwar wurde die Bittschrift von Massachusetts, in der die kriechende Demuth als ein Ausfluß des Zeitgeistes anzusehen ist, andererseits aber der Rechtsanspruch der Colonisten auf die Bestätigung ihrer Freiheiten und Privilegien unerschrocken hervortritt, gnädig aufgenommen; aber die Regierung von Massachusetts, in Erinnerung früherer Zeiten, und im Bewußtsein ihrer eigenen Gesinnung gegen das Haus Stuart, traute dem Könige nicht. Und in der That begannen auch bald die Quälereien des Parlaments durch Zusätze zur Navigationsacte und durch solche Begünstigungen der englischen Kaufleute welche den neuengländischen Handel gerade in das Herz zu treffen berechnet waren. Es mußten Abgeordnete aller Colonien nach London gesendet werden, Connecticut und Rhode Island erhielten ausgedehntere Freiheiten als früher; denn Karl wußte nicht was er unterschrieb, und schenkte zwei Jahre später einen bedeutenden Theil des

Landes den er soeben denen von Connecticut zugesprochen hatte seinem Bruder, dem Herzoge von York; Plymouth aber versäumte zur rechten Zeit Geld anzuwenden, um sich ähnliche Vergünstigungen zu verschaffen. Mit Massachusetts begann dafür der Streit; denn die Foderungen des königlichen Briefs, und die im Juli 1664 angelangten Commissarien wurden mit Widerwillen empfangen, und in einer Bittschrift der Generalversammlung an den König ganz einfach verworfen: eine solche Commission sei ein Eingriff in ihre verbrieften Rechte, eine Verletzung ihrer Charte. Die Verhandlungen derselben mit der Generalsitzung sind sehr unerfreulich: unsere Verf. hat im 22. Abschnitte die rechtlichen Verhältnisse der Colonie dem Könige gegenüber erörtert, und ihnen ihre Zustimmung, daß sie an der Charte festhielten, gegeben, nicht aber dem folgenden Benehmen. Der König verlangte nämlich, daß Massachusetts unverzüglich Abgeordnete nach England schicken sollte, um von ihm selbst zu vernehmen wie wenig er gesonnen sei die Colonie in ihren Freiheiten zu beschränken. Kein Verlangen, sagt die Verf., konnte gerechter, keine Anordnung schonender sein. Aber die Generalsitzung suchte die Erleuchtung im Gebete, sechs Geistliche beteten einen ganzen Vormittag lang. Und die Folge war eine schlaue Ausrede, eine Lüge, durch welche sie „ihrem Ungehorsam" das Gehässige zu nehmen hoffte.

In den folgenden neun Jahren (1670—79) sehen wir die mit so großen Aufopferungen errungene Freiheit von Neuengland erst durch einen „hungerigen Abenteurer", Eduard Randolph, eine hämische, gehässige Natur, voll niederträchtigen Diensteifers, und dann durch den ersten Generalgouverneur, Sir Edmund Andros, hart bedrängt (Abschnitt 25 und 26). Randolph war Neuenglands böser Dämon, sein Wunsch die Herstellung einer despotischen Regierung und die Herstellung der bischöflichen Kirche; seine Bosheit ging fast ins Unglaubliche. Schon hierdurch, da Mittel und Versprechungen nicht gespart wurden, entstanden Spaltungen in Massachusetts selbst, und als Robert Mason, der sich gemäß früherer, jedoch grundloser Ansprüche als den Grundherrn von Hampshire betrachtete, ins Land (1680) gekommen war, so stieg die Verwirrung immer höher, bis endlich Andros im Dec. 1686 landete, von einem Haufen englischer Soldaten begleitet, der ersten welche Nordamerika sah. Seine dreijährige Verwaltung war ein Gewebe von despotischer Willkür, empörendem Eigennutze und widerrechtlicher Anmaßung, ihr Hauptzweck die Einziehung der alten Charten der Staaten, von denen nur die von Connecticut durch die Kühnheit Jos. Wadsworth's, eines patriotischen Bürgers von Hartford, gerettet wurde, der von Massachusetts ward am 18. Juli 1684 das Urtheil gesprochen. So schildert uns die Verf. die Stimmung kurz vor diesem beklagenswerthen Ereigniß (S. 609):

Es kam jetzt darauf an das Wort der Entscheidung über die eigene Zukunft zu sprechen. Die Prediger wurden wie die alte Sitte es erheischte noch einmal zu Rathe gezogen; zum letzten male, sagt Hutchinson, zog die Geistlichkeit die Wage herunter. Ihr Einfluß unterstützte die Meinung der Mehrheit. Ihr Rath, in einer Schrift niedergelegt, die von einem ihrer Häuptorgane, Increase Mather, verfaßt war, ist eins der würdigsten Documente der Zeit. Besser durch die Gewalt Anderer fallen als durch die eigene Schwachheit. Durch Unterwerfung können sie nicht gewinnen, nur verlieren. Ihre Feinde riethen ihnen sich zu unterwerfen, weil sie wüßten, daß sie Dies am sichersten der Sklaverei zuführe. Weit eher könne ein ungerechter Urtheilsspruch in günstigern Zeiten umgestürzt werden als daß sie Das je wiedergewinnen könnten was sie einmal im Vertrauen auf die königliche Gnade aufgegeben hätten. Besser Gott vertrauen als Menschen. Ihre Religion und des Hofes Belieben könnten nicht zusammen bestehen. Ihre Vorfahren, bedroht wie sie, hätten sich nicht unterworfen. Von ihnen hätten sie ihre religiösen, ihre bürgerlichen Freiheiten ererbt. Und sollten sie das Erbe ihrer Väter weggeben? Es wäre Sünde. Es hieße das sechste Gebot brechen. Denn der Mensch dürfe sein politisches Dasein so wenig zerstören als sein natürliches. Besser leiden als sündigen.

Als der Schlag gefallen war, lag ein dumpfes Gefühl schweren Drucks auf den Gemüthern in Massachusetts, aber keine einzige Stimme erhob sich für den Abfall vom Könige. Vielmehr trug man noch fünf Jahre lang allen Druck des „türkischen" Regiments, welches nach dem Ausdrucke englischer Rechtskundigen Andros ausübte, und erst am 18. April 1689 machte ein Aufstand in Boston dieser Tyrannei ein Ende. Es war Dies eine vollständige, gänzlich unvorbereitete Revolution aller Dinge, die in vier Tagen ohne einen Tropfen Blut, ohne eigentliche Gewaltthat, einzig und allein durch Gemeinsinn im Volke bewirkt war. Bradstreet, der frühere Gouverneur, übernahm wieder sein Amt, und die alte Charte galt einstweilig. Fast gleichzeitig hiermit traf die Revolution in England und Wilhelm's III. Thronbesteigung zusammen, der in dem Agnaten von Massachusetts, Increase Mather, welcher mit Treue, Eifer und Geschicklichkeit die Sache seiner Landsleute schon unter Jakob II. geführt hatte, neue Hoffnungen erweckte. Indeß hatte dieser sich doch getäuscht, denn Wilhelm's erste Absicht war die Colonie in vollkommener Abhängigkeit zu erhalten, die zweite ihre Wohlfahrt. Wie sich nun Mather gegen diesen neuen Entwurf wehrte, welche Stimmung darüber in Neuengland herrschte, und wie in Massachusetts der alte stolze Geist der Unabhängigkeit gebrochen war, wie endlich ein Krieg mit den Franzosen in Canada die Gemüther bewegte und ängstigte — alles Dies ist im 27. Abschnitte in lesenswerther Weise beschrieben. Eben da finden wir die Anstellung des ersten Generalgouverneurs, Sir William Phipps, eines Mannes von redlicher Gesinnung, inniger Liebe zum Vaterlande (er war ein geborener Neuengländer) und unbestrittener Tapferkeit, aber von beschränktem Geiste und heftigem Gemüthe, sodaß ihn der unzeitige Gebrauch des Stocks schon nach zwei Jahren um sein Amt brachte. Er sowie die neue Charte wurden in Massachusetts wie in Plymouth mit „verdrießlicher Ergebung" aufgenommen; im erstern Staate war von jetzt an der Geist der Unabhängigkeit zurückgedrängt, während Connecticut und Rhode Island an jedem Buchstaben der Freiheitsbriefe festhielten, welche die Laune des Königs Karl II. ihnen gegeben, und die Versäumniß der Nachfolger gelassen

hatte. Die neue Charte beschränkte das Gebiet von Massachusetts theilweise, verband dafür Plymouth damit. Der Gouverneur bekleidete nicht blos ein Ehrenamt, sondern konnte jetzt die Generalversammlung nach Gutdünken berufen, vertagen, aufschieben und auflösen; er stellte alle Offiziere und bürgerliche Beamte an, und überwachte den Schatz; an die Stelle der 18 Assistenten der alten Charte traten 28 Räthe. In der alten Charte mußten die Freimänner um stimmfähig zu werden Kirchenmitglieder sein, in der neuen Charte war nicht blos jeder Grundbesitzer mit 2 Pf. St. stimmfähig, sondern überhaupt jeder Mann welcher 40 Pf. St. persönliches Vermögen nachweisen konnte. Einer kirchlichen Verfassung erwähnte weder die alte noch die neue Charte. Doch sicherte die letztere allen Christen die Gewissensfreiheit mit bestimmten Worten zu, die bei Ertheilung der alten stillschweigend mit einverstanden war. Nur die Katholiken machten zufolge des englischen Papistenhasses eine Ausnahme. Ein entschiedener Fortschritt der neuen Charte war die gänzliche Trennung der richterlichen Gewalt des Assistentenhofs von der Verwaltung. Ueberhaupt, meint Frau Talvj, wäre dieser Zeitpunkt in den Kämpfen einer scheidenden wie einer neugeborenen Epoche als der Anfang jener leisen, heimlichen Gährung zu betrachten gewesen welche einige der schönsten und erhabensten Ideen der Menschheit in sich langsam ausgearbeitet habe.

Der letzte Abschnitt gibt der Verf. Gelegenheit uns in einer wohlgeschriebenen Darstellung den seltsamen Paroxysmus der Hexenverfolgung zu schildern, der um diese Zeit einen Theil von Neuengland, besonders die Städte Salem, Boston, Charlestown, wie ein Wahnsinn ergriff, um, nachdem er sich mit 20 Menschenleben und unendlichem Familienelend und Drangsal gesättigt hatte, ebenso schnell und spurlos wieder zu verschwinden. Wir können unserer Verf. nicht in die Einzelheiten folgen, welche in ihrer Anklage ebenso abgeschmackt als in ihrer Ausführung blutig waren, oder zu den zweideutigen Rollen welche einzelne Geistliche, und besonders der gelehrte, vielgeltende Cotton Mather, bei diesen „teuflischen" Scenen gespielt haben: nur der letzten Betrachtungen gedenken wir. Die erste Saat zu dieser unseligen Ernte bösartiger Leidenschaften ist ruchloser Betrug gewesen, der gar nicht unwahrscheinlich durch die Eitelkeit verderbter Kinderseelen (es sind auch Namen genannt), und den Wunsch Mitleid und Interesse zu erregen zuerst eingeflüstert worden ist. Wer möchte hierbei nicht an Kaspar Hauser denken? Und „Das ist eben der Fluch des Bösen, daß, wie die Befriedigung aller ungeregelten Begierden das Verlangen schärft, statt zu stillen, es wiederum Böses erzeugt". Dieser ganze Abschnitt wird manche Ergänzung zu Soldan's gelehrtem Buche: „Geschichte der Hexenprocesse", bilden. Wir setzen noch die Schlußworte der Verf. her:

Die drei ersten Viertel des 18. Jahrhunderts bieten in der Geschichte der Völker Europas mehr eine Periode des Verwelkens als des Aufblühens dar. Die Pflanzen die den Boden bedeckten mußten absterben, die Wurzeln verfaulen, um neuen Platz zu machen, und den endlichen jungen Schößlingen Raum in Breite und Tiefe zu geben. In Amerika dagegen ist es die Zeit des Wurzelschlagens, des Einsaugens von Nahrungsstoff aus Erde und Luft. Keiner der nicht scharf hinsieht gewahrt was die Erde in ihrem Schoose birgt, oder was daraus unscheinbar ans Licht bricht, und von Denen die es gewahr werden ahnen Wenige, daß einst ein Wald daraus hervorwachsen wird, um dem altersmüden Europa Schatten zu geben.

Das ist geistreich gesagt. Aber mag auch in einer Zukunft die wir unfähig sind zu ermessen Europa seinen hohen Rang als Mittelpunkt der ganzen Welt nicht mehr behaupten, so wird es doch nie so tief sinken als andere Erdtheile nach der Zeit ihrer Blüte gesunken sind. Durch die Revolutionen in Europa ist allerdings die Entwickelung der Dinge in Amerika beschleunigt worden, eine solche lag aber am Ende ebenso in der Natur der Sache wie das Streben nach Gründung eines eigenen Hauses in der Brust eines jeden Menschen. 17.

Hört! Hört! Hört!

Ein Buch ist in England erschienen welches das selbst geschriebene Leben eines Arbeiters heißt, und einen Arbeiter zum Verf. hat: „The autobiography of a working man; by one who has whistled at the plough" (London 1848). Es ist ein nützliches, in den Tagen des jetzigen Durcheinander dreifach lesenswerthes Buch, einmal weil es einen Einblick in Zustände gewährt mit welchen über der Arbeiterclasse Stehende sich zu wenig bekannt machen, zweitens weil es einen feierlichen Protest niederlegt gegen Anwendung physischer Gewalt, und drittens weil der Verf. aus eigener Erfahrung redet. Nachdem er, von Geburt schottischer Landmann und Alexander Somerville genannt, seine Stellung in der Armee aus unzureichenden Gründen verloren, meinten die „Wühler" wegen des ihm zugefügten Unrechts ihn für sich gewinnen zu können, und machten ihm glänzende Anerbietungen. Er wies sie zurück, und entrollt nun die Netze mit welchen man ihn zu umstellen gesucht. Hieran knüpft eine englische Zeitschrift eine Bemerkung, die auch für Deutschland gilt und goldene Worte enthält.

„Möchten doch auch Andere", heißt es, „in der Geneigtheit mit persönlich erlittenen Unbillen Handel zu treiben das Gefährliche der Lockung erkennen und die Täuschungen vermeiden! Wie viel weniger Elend würde dann über Diejenigen kommen die leichtgläubig ihnen vertrauen, weil sie nicht die Mittel haben das Gesunde ihrer Lehren zu prüfen, und in dem brüllenden Donner die Sprache der Gesundheit hören! Wie viel Zeit würde Denen erspart werden deren Beschäftigungen ihnen nicht gestatten die Beweggründe des Redners zu erforschen, und die sich damit beruhigen, daß er Haufen um sich versammelt. Je betrübender aber die Erscheinung ist, daß jenes Elend und dieser Zeitverlust den heftigen und eigennützigen Händler nicht kümmern, desto mehr sind Beispiele und Warnungen vonnöthen, desto dringendere Pflicht ist es für ruhige, einsichtsvolle Männer, die keine persönliche Unbill zu rächen haben, die ihr Brot und ihr Haus nicht aufs Spiel setzen, weder nach Purpur und feiner Wäsche trachten, noch Sensen das Stück für 9 Neugroschen zu verkaufen wünschen — pikes at sixpence a head —, für das Volk zu denken und zum Volke zu sprechen, es den Händen der Fanatiker, der Schlechten und der Eigennützigen zu entreißen. Dahin geht hauptsächlich die Aufgabe des Erziehers und die Verantwortlichkeit jedes Menschen, ob er zu Hunderten und Tausenden in der Volksversammlung — on the common — rede, oder in seiner Studirstube für ein halbes Dutzend schreibe, die an seinem Gegenstande und an seinem Vortrage Geschmack finden. Wer

sich dem Priesterthume widmet, dem religiösen, politischen oder literarischen, muß zugänglich sein dem Miethgelde, der Einschüchterung, dem Parteivortheile und dem Parteihasse. Ein höherer Maßstab läßt sich nicht denken. Nur lehrt die tägliche Erfahrung, daß, je weiter die Menschen durch ihre Hingabe an persönliche und untergeordnete Motiven davon zurückbleiben, desto länger das Schlechte neben dem Guten einhergehen und der Fortschritt gehemmt werden wird." ... 10.

Bibliographie.

Bourdin, L., Menschen und Stände. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 4 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 7ter Band. — A. u. d. T.: Mai und Beaflor. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Erster Druck. Leipzig, Goeschen. Gr. 8. 24 Ngr.

Die protestantische Kirche Frankreichs von 1787 bis 1846. Herausgegeben von *J. C. L. Gieseler*. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 Thlr.

Lentner, J. F., Novellenbuch. Drei Bände. Magdeburg, Baensch. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Buch der Liebe. 4te vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, Thomas. 32. 2 Thlr.

Pick, E., Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geschichte. Winterthur, Steiner. Br. gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Portfolio des Fortschritts. Eine Sammlung politischer auf die Gegenwart Bezug habender Schriften. Herausgegeben von E. Lionell. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Reform der Arbeit. Von L. Blanc. Leipzig, Schäfer. Gr. 16. 6 Ngr.

— — Dasselbe. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Menschenrechte. Von E. Lionell. Ebendaselbst. Gr. 16. 6 Ngr.

— — Dasselbe. 4ter Theil. — A. u. d. T.: Der Fürst des 19. Jahrhunderts. Von E. Lionell. Ebendaselbst. Gr. 16. 6 Ngr.

— — Dasselbe. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Organisation der Arbeit und Industrie von A. Andiganne. Ebendaselbst. Gr. 16. 6 Ngr.

Rudhart, J. v., Ueber den Entwurf eines Gesetzbuches über das Verfahren in Strafsachen. Aus dessen Nachlasse herausgegeben von G. Hohe. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr.

Schloenbach, C. A., Das deutsche Bauernbuch oder: So lebt das Volk! Dorfgeschichten. Berlin, Hirschfeld. Gr. 16. 1 Thlr.

Thünen, J. H. v., Bestimmungs-Gründe für Arbeitslohn und Unternehmer-Gewinn. Ein Bruchstück aus dem 2ten noch ungedruckten Theile der Schrift: „der isolirte Staat." Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von O. Berlin. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Waldau, M., Blätter im Winde. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

An die deutschen Studenten. Von einem ihrer Commilitonen. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Ngr.

Erneuter Bericht über den Zschokke-Verein zu Magdeburg 1848. Magdeburg, Creutz. 8. 1 Ngr.

Beta, Berlin an die Aufwiegler der Provinzen. Ein wahres Wort zur Scheidung zwischen Lüge und Wahrheit. Berlin, Hirschfeld. Folio. 1 Ngr.

Offener Brief an den Hrn. Grafen Pinto Hochgeboren von Peter Minus, bürgerlichem Rechenmeister ꝛc. Berlin, Schneider u. Comp. Br. gr. 8. 2½ Ngr.

Politischer Catechismus oder Grundgedanken einer christlich vernünftigen Staatsweisheit aus Ludens Geist. Ein Beitrag zur Bildung künftiger Volksvertreter von H. G. F. Oldenburg, Schulze. 8. 5 Ngr.

Entwurf des Staatsgrundgesetzes für das Großherzogthum Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 10 Ngr.

Erdmann, Ueber einige der vorgeschlagenen Universitätsreformen. Ein Votum. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 4 Ngr.

Frankfurt und Berlin. Ein Wort zur Verständigung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 3 Ngr.

Giebner, K., Die rechte Freiheit. Eine geistliche Rede gehalten am Sonntage Jubilate. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Politisch-constitutionell-monarchisches Glaubensbekenntniß. Brünn, Wimmer. Folio. 1 Ngr.

Hamann, A., Die Reform der Schule und ihre Verwaltung. Ein Wort an unsere Minister, Volksvertreter und Schulmänner. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hesse, P. J., Freiheit. Vier Abendunterhaltungen für das Volk. Soest, Nasse. Gr. 12. 3 Ngr.

Hintze, O., Mittel zur Begründung und dauernden Befestigung des materiellen und geistigen Wohles der arbeitenden und gewerbetreibenden Klassen der menschlichen Gesellschaft. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 6 Ngr.

Junck, Ein Wort an Deutschlands Volk, sein Heer und sein Parlament im Hinblick auf Deutschlands gegenwärtige Stellung. Fulda, Henkel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Kircher-Rossohn, E. K., Den Oesterreichern! Brünn, Wimmer. 8. 2 Ngr.

Kolisch, S., Anfangsgründe der Freiheit. Ein Büchlein für das Volk. Brünn, Wimmer. Gr. 8. 3½ Ngr.

— — Todtenfeier in Oesterreich. Brünn, Wimmer. Gr. 12. 7 Ngr.

Petermann, K., Zur Reform-Frage. Fliegendes Wort. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Petition wegen Rückberufung der Garden beschlossen im Verein der Berliner Tänzerinnen. 1ste bis 5te Auflage. Berlin, Hirschfeld. Lex.-8. 1½ Ngr.

Pfister, F., Was ist des Deutschen Vaterland? Betrachtungen über unser Reich und seine Gränzen. Cassel, Fischer. Gr. 8. 4 Ngr.

Raumer, F. v., Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden. I—VI. Leipzig, Brockhaus. 12. 5 Ngr.

Renouvier, Ch., Republikanischer Katechismus, oder Grundzüge der Verhältnisse des Menschen und des Bürgers in der Republik. Aus dem Französischen. Veröffentlicht unter den Auspicien des provisorischen Ministers des öffentlichen Unterrichts. Heidelberg, Groos. Gr. 16. 4 Ngr.

Schlegel, F., Altarrede bei der feierlichen Amtseinweisung der neugewählten HH. Geistlichen zu St. Jacob in Chemnitz am 19. März 1848 gehalten. Chemnitz, Ernesti. Gr. 8. 2 Ngr.

Offenes Sendschreiben des souveränen Lindenklubs und der politischen Ecke an den Kaiser von Berlin und den Reichsverweser. Berlin, Hirschfeld. Folio. 1 Ngr.

Lauter Skandäler aus Berlins Tag- und Nachtwächterleben. Berlin, Hirschfeld. Folio. 1 Ngr.

Slevogt, Kirchliche Feier beim Auszug der Naumburger Freischaar nach Schleswig. Naumburg, Weber. Gr. 8. 1½ Ngr.

Neueste constitutionelle deutsche Sprachlehre. Von A. H....n. Brünn. Gr. 8. 2 Ngr.

Sydow, E. v., Stehendes Heer, Kriegsbudget und Volksbewaffnung. Mit besonderer Beziehung auf Preußen, als Beitrag zur Wehrfrage der Gegenwart. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die in Aussicht gestellte Abdankung des Königs von Hannover. Verhandlungen der deutschen Reichsversammlung vom 14. Julius 1848. Frankfurt a. M., Auffarth. Br. 8. 3 Ngr.

Was hot er gesogt? Oestraichsch sollen mer werden hot er gesogt? Berlin. Folio. 1 Ngr.

Zuruf an die Deutschen Frauen. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 260. —— 16. September 1848.

Populaire Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1848. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift gehört zu den wenigen Menschen deren Verlust nicht nur innerhalb der engen Grenzen ihres Vaterlandes, sondern allenthalben unter den civilisirten Nationen der Erde zu denen das Licht der Wissenschaften gedrungen ist schmerzlich empfunden wird. Seine Verdienste als Astronom und tiefsinniger Denker haben die allgemeinste Anerkennung gefunden, und der Ruf eines großen Mannes dürfte ihm wol nirgend geschmälert werden. Schade, daß auch ein solcher Mann in Mitte seiner gründlichen und fruchtbaren Untersuchungen, denen er sich noch bis in die letzte Zeit seines Lebens bei zunehmender Kränklichkeit unterzog, seinem hohen Beruf entrückt werden und, zu früh für die Welt, dem allgemeinen Geschick alles Irdischen folgen mußte. Man könnte von ihm mit Lichtenberg sagen: „Die Welt hatte ihn nöthiger als der Himmel", obwol wir, wenn es anders dem Sterblichen vergönnt sein sollte sich zu jenen lichten Höhen emporzuschwingen, ihm auch das Glück nicht beneiden wollen den ihm befreundeten Gestirnen, deren Bahnen zu beobachten und zu berechnen hier zu den höchsten Aufgaben seines Lebens und seiner Bestrebungen gehörte, näher zu treten, und Manches was er hier nur durch das Medium unvollkommener Instrumente wahrnahm, Manches was er nur ahnen und erschließen konnte, dort im hellen Glanze zu schauen.

Galt nun auch Bessel während seines Lebens als ein Heros in seiner Wissenschaft, dem nur wenige seiner Zeitgenossen die Palme zu entreißen würdig geachtet werden konnten, so waren doch bis jetzt nur Wenige befähigt sich eben in dieser Wissenschaft bis zu der Höhe emporzuschwingen, um seinen ganzen Werth und seine mannichfachen Verdienste hinreichend zu würdigen. Es waren eben nur die Männer seines Fachs und etwa einige Dilettanten, die ihre Studien etwas weiter als über das bloße Beschauen einiger Sternbilder hinausgeführt hatten. Der übrigen gebildeten Welt war er eine unbekannte Größe geblieben oder doch nur von Hörensagen bekannt. Erst durch das vorliegende Buch erweitert sich der Kreis seiner Verehrer, und obwol auch in ihm für Viele, denen das Studium der Astronomie bis jetzt fremd geblieben war, Manches dunkel bleiben wird, so dürfte doch daraus jedem gebildeten Leser so viel zu gute kommen, um nicht nur einen Begriff von der Größe dieser Wissenschaft, sondern auch von der eines ihrer eingeweihtesten Priester zu gewinnen. Ja, wenn irgend der menschliche Geist einen Triumph seiner hohen Würde und seines Sieges über die geheimen Kräfte der Natur und ihre Gesetze zu feiern sich vermessen darf, so ist es hier, wo auch die scheinbar unlöslichsten Aufgaben und die verwickeltsten Probleme sich seinen fortgesetzten Anstrengungen und seinen beharrlichen Bestrebungen fügen müssen. Die Geschichte der Astronomie ist reich an Namen großer Männer welche zu diesem Triumph des menschlichen Geistes beigetragen haben, und auch der Bessel's dürfte in die vorderste Reihe derselben eingetragen zu werden verdienen. Aber Das was insbesondere in neuern Zeiten diese Wissenschaft so groß gemacht hat dürfte vorzüglich der Association vieler, auf verschiedene Punkte der Erde vertheilter und zu gemeinschaftlichen Zwecken verbundener Männer zu danken sein, einer Association die für keinen andern Zweig des menschlichen Wissens in solcher Weise besteht, und deshalb auch die fruchtbarsten Ergebnisse zur Folge gehabt hat. Wie Glieder eines geheimen Ordens theilen sich diese Männer gegenseitig die Resultate ihrer Forschungen mit; wie auf geheime Zeichen stehen sie auf der Wacht, um zu einer und derselben Zeit dergleichen Himmelserscheinungen zu beobachten, theilen sie sich in die verschiedenen Gebiete der Himmelsräume, um zu allgemeinen Resultaten zu gelangen, lösen sie sich ab in ihren mathematischen Berechnungen, um sie gegenseitig zu controliren und weiterzuführen u. s. w. Mit Einem Worte: ein gemeinsames Band umschlingt alle diese verschiedenen Custoden der einen Wissenschaft, und alle Sternwarten der Erde sind nur Glieder einer zusammenhängenden Kette. Daß die Wissenschaft durch ein solches Zusammenwirken vereinter Kräfte selbst zu einem festen organischen Bau geworden ist, dessen Gesetze allenthalben auf der bewohnten Erde gleiche Gültigkeit haben, und wol schwerlich je wieder verdrängt werden dürften, lehrt schon ein flüchtiger Blick in ihre Geschichte und auf den Stand-

punkt den sie in unsern Zeiten in dem Kreise der übrigen Wissenschaften einnimmt; ja, wer noch daran zweifeln könnte, den würden schon diese Vorlesungen, wenngleich sie nur einzelne Gegenstände des großen Gebiets derselben behandeln, bald eines Bessern belehren.

Fast alle diese Vorträge sind von Bessel in den J. 1832—44 in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg gehalten, einige derselben jedoch theils für Schumacher's „Astronomische Jahrbücher" umgearbeitet, theils ausdrücklich für dieselben geschrieben worden. Der Verf. selbst betrachtet sie als Bruchstücke zu einer populairen Astronomie, die er, mit den meisten Werken dieser Art nicht besonders zufrieden, in seinem Sinne schreiben wollte, ein Plan der wie so manches Andere was wir noch von ihm hoffen durften durch seinen Tod vereitelt wurde. Mehre derselben verbreiten sich über Gegenstände die selbst mit den Tiefen der astronomischen und mathematischen Lehren zu innig verschwistert sind, als daß es möglich gewesen wäre sie ganz von aller Dunkelheit zu entkleiden, und sie auch dem nicht in diese Wissenschaften Eingeweihten vollkommen klar und anschaulich zu machen; andere dagegen erfodern nur eine allgemeine socialistische Bildung, und ihre Schwierigkeiten sind durch einiges Nachdenken zu überwinden; alle aber tragen das Gepräge einer liebenswürdigen Bescheidenheit und einer freundlichen Hingebung an das erst für solche Vorträge heranzuziehende Publicum, für das sie zunächst bestimmt waren.

Das Material dieser Vorlesungen ist so reich, der Vortrag so gedrängt und in sich zusammenhängend, daß es schwer wird daraus Etwas herauszunehmen, ohne das Verständniß zu benachtheiligen. Doch wollen wir es versuchen wenigstens von einigen derselben allgemeine Umrisse zu geben.

Die erste derselben, „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Astronomie", gehalten am 2. März 1832, leitet das Ganze würdig ein. Der Anfang der Geschichte der Astronomie reicht bis in eine unbestimmte entfernte Zeit, wo Hirten und Ackerbauer, in glücklichern und heiterern Himmelsstrichen als der unserige ist, auf den Auf- und Untergang der Sterne aufmerksam geworden sein und noch Einiges bemerkt haben müssen, worauf unsere Bauern, vermuthlich weil sie die Nächte seltener unter freiem Himmel zubringen und, wenn es geschieht, unter dreien nur eine heitere finden, nicht aufmerksam geworden zu sein scheinen. Es sind Dies nämlich einige der hellsten Sterne, welche ihre Stellung unter den übrigen verändern, als: die Planeten Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn; Sonne und Mond mußten noch mehr auffallen.

Unter den Aegyptern, Indiern und Griechen finden wir nicht viel mehr Astronomie als zum Kalendermachen nöthig ist. Nirgend anhaltende, ordentliche Beobachtungen der Himmelskörper; allein doch einzelne rohe Angaben ihrer Oerter und darauf gegründete Vorschriften zur Berechnung ihrer Stellungen: Alles indessen sehr mangelhaft. Die lange Zeit des mächtigen Römerreichs ist ebenso leer an Astronomie wie an Allem was nicht zum Wohlleben gehörte oder dem Ehrgeiz fröhnte; sie hat uns keine einzige astronomische Entdeckung geliefert. Etwas besser verhielt sich das Mittelalter, vorzüglich unter den Arabern. Allein der Anfang der Astronomie, der diesen Namen verdient, indem er weiter führte, fällt auf das Ende des 16. Jahrhunderts. Damals wurde aus der Vergessenheit gezogen was die Griechen gewußt hatten, und es traten Männer auf wie Tycho de Brahe und Kopernicus, von denen der Erstere Mittel schuf und anwandte den Himmel zu beobachten, während der Letztere die Bewegungen der Erde und der Planeten um die Sonne erklärte. Tiefere Blicke in die Natur der Bewegungen gelangen dem herrlichen Kepler, der unermeßliche Anstrengungen machte, um eine Theorie zu finden welche den Beobachtungen Tycho de Brahe's völlig entsprach, der aber auch reichen Lohn für diese Anstrengungen durch seine glänzenden Entdeckungen erhielt. Allein noch ein wesentlicher Schritt war zu thun: die Bewegungen der Himmelskörper mußten an die allgemeinen Gesetze der Bewegung angeknüpft werden, welchen, wie Laplace sich ausdrückt, das Staubkorn welches der Wind aufs Gerathewohl wegzuführen scheint ebenso unterworfen ist wie die Bahnen der Himmelskörper. Diesen Schritt that Newton. Er brachte Einheit in die Astronomie, und verbannte jede Willkür aus derselben. Jetzt war ihre Aufgabe deutlich ausgesprochen, und so trat sie in das 18. Jahrhundert.

Indem die Bewegungen der Himmelskörper nun die frühere Selbständigkeit verloren hatten, und als nothwendige Folgen eines primitiven Zustandes jeder einzelnen und der Kräfte welche auf die sich bewegenden Körper wirken erkannt waren, war die Aufgabe der Astronomie keine andere als den primitiven Zustand durch Beobachtungen auszumitteln, und die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit eines hypothetisch angenommenen Gesetzes der Kräfte auf dieselbe Art zu prüfen. Newton selbst schlug ein solches Gesetz vor, welches zugleich das einfachste und den bis dahin bekannt gewordenen astronomischen Thatsachen vollkommen entsprechend war, und welches sich durch Alles und zwar sehr Vieles was später zu den Thatsachen hinzugekommen ist so auffallend bestätigt hat, daß gar nicht mehr daran gezweifelt werden kann, daß es das wahre Naturgesetz sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

L'antica città di Veii descritta e dimostrata con i monumenti da *Luigi Canina*. Mit 44 Kupfertafeln. Rom 1847. Fol.

Isola Farnese, ein menschenarmes Castell in dem einst zu Etrurien gehörenden Theile der römischen Campagna, einst ein Eigenthum der Klöster S.-Cosma e Damiano und S.-Silvestro in capite, dann der Familie Orsini, hierauf der Farnesen und mit deren Herzogthum Castro-Ronciglione der päpstlichen Kammer einverleibt, gelangte zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Besitz der Herzogin von Chablais aus dem Hause Savoyen, welcher das Vaticanische Museum so schöne Schätze (die Monumenti Amaranciani) verdankt, und kam so durch Erb-

schaft an die Witwe des Königs Karl Felix von Sardinien, Maria Christina von Bourbon. Wie auf der Höhe Tusculums, wo die bekannte Villa Rufinella ihr gehört, ließ diese Fürstin auch um Isola Nachgrabungen anstellen, erst unter der Leitung des verstorbenen Marchese Biondi, dann unter jener des Architekten Canina, welcher Letztere in ihrem Auftrage so über die lateinische Stadt wie über das etruskische Veji, auf dessen Trümmerstätte das mittelalterliche Castell erbaut ward, die vorhandenen Angaben sammelte, Topographisches und Monumentales sorgsam beschrieb, und durch eine bedeutende Reihe von Abbildungen erläuterte. Beide Prachtwerke, deren ersteres 1841 erschien, sind in einer geringen Zahl von Exemplaren gedruckt worden und nicht in den Handel gekommen.

Daß Veji, viertehalb Jahrhunderte lang Roms Nebenbuhlerin — welches man vordem in den verschiedenartigsten Localitäten nachzuweisen versuchte —, mit Isola Farnese identisch ist, wird jetzt von Niemandem mehr bezweifelt. Die in den J. 1812—17 veranstalteten Ausgrabungen ließen die Lage der alten Stadt genau erkennen, deren Beschreibung zuerst von Sir William Gell im ersten Bande der „Memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica" und in seiner „Topography of Rome and its vicinity", wie von Nibby in seinen bekannten brauchbaren Werken über die römische Campagna versucht wurde. Die Stadt lag auf der beträchtlichen, der Hauptform nach eine Art Dreieck bildenden Anhöhe nördlich von dem gegenwärtigen Castell; mächtige Tuffsteinmassen, zum Theil senkrecht abfallend, säumen diese Höhe, um deren nordöstliche Seite das Flüßchen Cremera strömt, während die Westseite durch eine tiefe Schlucht geschützt wird, sodaß die Lage nach Maßgabe alter Kriegskunst eine sehr sichere war. Längs dem Rande der genannten Felsmassen kann man den Mauerkreis verfolgen der durch acht Thore unterbrochen wird. So viele Ausgrabungen aber auch in den erwähnten Jahren wie im J. 1843 unternommen worden, so hat man in der Area doch keine wirklich bedeutenden Reste ansehnlicher Bauten entdeckt. Nur nach der Auffindung der jetzt im Vaticanischen Museum befindlichen Statue des Tiberius und der 12 schönen ionischen Marmorsäulen, welche leider zu dem häßlichen neuen Postgebäude in Rom verwandt worden sind, will man schließen, daß der Ort wo sie lagen das Forum des spätern kaiserlichen Municipiums gewesen sei. Aus den Inschriften ergibt sich, daß ein Theater, ein öffentliches Bad, Tempel der Fortuna und des Kastor und Pollux in dem römischen Veji gewesen: aber sichere Spuren derselben sind nicht vorhanden. In Betreff der alten Stadt weiß man nur, daß ein Junotempel in der Arx gestanden. Die wichtigsten Reste sind die Mauern. Die am besten erhaltenen Strecken des Mauerkreises sind solche, wo die Steinwand sich zwischen den Unebenheiten der natürlichen Felsenmassen erhebt, deren poröse Beschaffenheit den Kunstgriff des unterirdischen Ganges durch welchen die Römer eindrangen sehr wohl erklärt, welche rings um die Area laufen, während von solchen Strecken die auf dem obern Rande der Felsen liegen gewöhnlich nur ein paar Strata geblieben sind. Das Material ist der Tuf welchen der Ort selbst bietet, viereckig zugeschnitten, doppelt so lang als hoch und so gelegt, daß auf ein Stratum Steine der Länge nach ein anderes nach der Mauerdicke folgt, wodurch so Abwechselung in der äußern Anordnung wie Stärke der Mauer erzielt wird, deren Inneres mit kleinen Steinen ausgefüllt ist. Diese Bauart wurde von den Römern der republikanischen Zeit oft angewandt, da man aber weiß, daß nach Vejis Einnahme durch die Römer im J. 360 der Stadt keine neuen Mauern gegründet wurden, und in den Zeiten welche Rom entstehen sahen hier schon ein fester Mauerkreis vorhanden war, so darf man mit ziemlicher Gewißheit die erwähnten Reste den ursprünglichen Befestigungen und folglich dem 9.—10. Jahrhunderte vor unserer Aera zuschreiben. Die bezeichnete Construction ist indessen für diese Regionen eine Eigenthümlichkeit; denn in den alten Städten der Etruria maritima findet man gewöhnlich eine andere angewandt, wobei sämmtliche Steine nach der Dicke gelegt sind, wie man es an der ältesten Stadt der Falisker sieht. Vielleicht dienen auch diese Trümmer zur Bestätigung der Ansicht, daß die in den ältesten Zeiten gebräuchliche sogenannte cyklopische Bauweise mit ganz unregelmäßigen Polygonblöcken nicht allen Landestheilen angehört, sondern nur solchen deren Steinarten das Behauen erschwerten, woraus denn noch hervorgehen dürfte, daß solche Polygonmauern, durch locale Bedingungen entstanden, theilweise auch jüngern Ursprungs sein können als man gewöhnlich annimmt. Die Eigenschaft des Tufs veranlaßte hier in dem concreten Falle die Anwendung des regelmäßigen Mauerwerks von Quadern. Die Thore sind nach der ältesten Sitte nicht überwölbt, sondern oben durch horizontal übereinandergelegte, allmälig näher rückende Steine geschlossen. Reste von Thürmen kommen nicht vor, weder viereckte noch runde: die vielen Unebenheiten und Vorsprünge des Felsenbodens und somit der Mauer dienten wol als Ersatz für dieselben. An manchen Stellen erreicht die Felswand eine beträchtliche Höhe, so an der Nordseite, wo sie senkrecht über das Bett des Cremera sich erhebt. Von alten, dicht bei der Stadt gelegenen Bauresten sind die beiden Brücken über das genannte Flüßchen zu beachten: merkwürdiger als diese ist aber der unter dem Namen des Pontesodo bekannte Felsendurchbruch unter der nördlichen Mauerseite der Stadt, wahrscheinlich ein Werk aus der Zeit des etruskischen Veji, unternommen um den Cremera dicht hinan der Mauer entlang zu führen, während sein natürlicher Lauf ihn abwärts durchs Thal geleitet haben dürfte. Unter den gegenwärtigen Sehenswürdigkeiten des Orts nimmt dieser Pontesodo eine der ersten Stellen ein. Was sich sonst noch hier und da von Alterthümerm findet gehört wol römischer Zeit an.

Wenngleich in der ganzen nähern Umgebung Gräber vorkommen, kann man doch mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, daß die eigentliche Nekropolis die Höhen auf der Nordseite einnahm, indem dort nicht nur früher schon viele Gräber entdeckt, sondern bei den Ausgrabungen der jüngsten Jahre über tausend gefunden wurden. Die meisten sind einfach im Tuf ausgehöhlt ohne irgend Andeutung von Bauwerk an der Außenseite. Zum Theil sind es kleine viereckte Cellen in der Wand mit Vertiefungen an den Seiten, nach Art der sogenannten Columbarien der Römer, aber ohne Zweifel älter als diese. Mehr aber kommen die einfachen Cellen vor, in geringer Tiefe unter der Oberfläche, einige derselben in Form oblonger Kasten ohne sichtbaren Zugang, andere mit viereckten Cellen, zu welchen man mittels einer gleichfalls im Felsen gehöhlten kleinen Treppe gelangte, welche aber mit Erde ausgefüllt war, während ein großer Stein die in die Celle führende Thüre verschloß. Reicher decorirte Gräber, in der Art wie man sie in den Nekropolen anderer etruskischen Städte sieht, finden sich, wenngleich in nur sehr geringer Zahl, in den Felsenwänden gegenüber der Ostseite der Stadt. Das merkwürdigste und schönste derselben ist das vom Cav. Campana (dem bekannten Besitzer der reichen Terracotten- und Goldschmucksammlungen, über welche erstere, wie über die von ihm aufgefundenen großartigen Columbarien an der Porta latina Werke mit Abbildungen von ihm herausgegeben worden) vor wenigen Jahren entdeckte, welches zwei geräumige Cellen mit Nebenräumen, mit irdenen Gefäßen, Todtenkisten, Bronzegegenständen und Wandmalereien zeigt, die phantastische Thiere und einige menschliche Gestalten zeigen, indessen sowol hinsichtlich der Zeichnung wie der Farbenausführung weit entfernt sind mit den Malereien der berühmtern etruskischen Grabstätten wetteifern zu können. Das letztgenannte Monument ist mit allen darin befindlichen Antiquitäten so gelassen worden wie es aufgefunden ward.

Von allen Gegenständen welche bisher in Veji zu Tage gefördert worden sind ist keiner welcher auf sehr frühe Zeit, auf höher hinauf als das 10. Jahrhundert vor unserer Aera schließen lassen dürfte. Die Construction der Mauern deutet nicht einmal ein solches Alter an, indem sie mit dem zur Zeit der Erbauung Roms üblichen Verfahren übereinstimmt: ein

Umstand welcher an sich allein schon auf die auch aus historischen Zeugnissen sich ergebende verhältnißmäßig jüngere Epoche der Gründung Vejis im Vergleich mit andern etruskischen Städten schließen lassen muß, im Vergleich mit Alsium z. B., welches an der Grenze des vejentischen Gebiets (in der Nähe des heutigen Palo) lag, dessen Grabhügel man bei der Poststation Monteroni sieht, die von ihnen den Namen erhalten hat. Die Gräber Vejis hingegen reden für ein minder hohes Alter, durch ihre Form sowol wie durch die in ihnen gefundenen irdenen Gefäße und sonstigen Dinge, welche den eigentlich archaischen Charakter nicht an sich tragen. Der Umstand, daß bei so fleißigen Ausgrabungen und nach der geschehenen Oeffnung einer so großen Zahl Gräber nur so wenige solcher Gefäße entdeckt worden sind wie Cäre, Tarquinia und Vulci sie in Masse liefern, und deren Ursprung man aus Griechenland herleitet, dürfte zu der Annahme führen, daß diese Gattung von Gefäßen erst dann in den etruskischen Städten allgemeiner gebräuchlich ward, als die Vejenter schon durch den Römerkrieg gedrängt waren und immer mehr von der See abgeschnitten wurden. Die Menge sonstiger irdener Waaren zeigt übrigens, daß die Fabrikation derselben in Veji sehr blühend war: sie sind mit schönem schwarzen Firniß überzogen und von äußerst feiner Textur, wie hinsichtlich der Formen oft sehr zierlich. Namentlich kommen viele kleine Schalen mit vier Füßen vor, eine so viel man weiß sonst nicht übliche Form; die Decoration bilden geflügelte Genien wie man sie auf etruskischen Werken häufig sieht, wunderliche Thiergestalten und verschiedenartige Ornamente, theilweise mit bloßer Zeichnung der Umrisse. Auch Reliefverzierungen finden sich hier und da. Eine schöne große Preisvase mit Darstellungen von Kampf und Sieg wurde in den jüngsten Ausgrabungen gefunden. Die Goldarbeiten und sonstigen Schmucksachen stimmen dem Charakter nach mit jenen der übrigen etruskischen Nekropolen überein. Sculpturen älterer Zeit sind nicht zum Vorschein gekommen. Die vielen Grabcellen boten gleichfalls keine bedeutende Inschrift in etruskischen Buchstaben dar, nur einige Terracotten zeigten Inschriften in Charakteren die sich von den genannten wesentlich unterscheiden. Ob man daraus auf den Einfluß anderer Sprachen auf die der Vejenter schließen darf — eine Vermuthung zu deren Bekräftigung man Vejis Lage und den häufigen Verkehr mit Städten und Völkerschaften des linken Tiberufers, mit Fidene namentlich und Rom, anführt —, mag dahingestellt bleiben.

Die meisten auf der Trümmerstätte Vejis gefundenen Antiquitäten gehören römischer Zeit an, namentlich der Kaiserzeit. Eine bedeutende Zahl derselben kam in Folge einer im J. 1824 zwischen der apostolischen Kammer und den damaligen Pächtern des Bodens getroffenen Uebereinkunft in den Besitz der Regierung, und sie sind jetzt theils im Vaticanischen theils im Lateranischen Museum aufgestellt. Eine Menge architektonischer Fragmente kam zugleich zum Vorschein. Leider nahm man bei jenen Nachgrabungen keine Zeichnungen der Localitäten, welche die innere Disposition des römischen Municipiums hätten erläutern können: bei den neuesten Forschungen fand man wol einige Spuren größerer Bauten, aber sozusagen keine Kunstwerke.

Beinahe gänzlich verödet ist jetzt das Land welches einst das Gebiet Vejis bildete. Dionysius von Halikarnaß beschreibt es als fruchtbar, gesund und mit reiner Luft, abwechselnd Hügel und Thal, mit vielem fließenden Wasser. Dieses Gebiet nahm einst einen beträchtlichen Theil des rechten Tiberufers ein, nördlich bis zum Territorium der Capenaten, westlich zum Sabatinus Lacus (See von Bracciano) und zu den Ländereien der Bewohner Cäres und Alsiums, südlich zum Meer mit Einschluß des Gebiets von Fregenä (bei dem jetzigen Maccarese). Wie es gegen das Ende der republikanischen Zeiten Roms in Veji selbst aussah, zeigt die malerische Schilderung des Properz („**Nunc intra muros pastoris buccina lenti — Cantat et in vestris ossibus arva metunt**"), welche der schon erwähnten Wiederbelebung als römisches Municipium vorausging. Außer Isola Farnese enthält das alte Vejenterland verschiedene kleine Ortschaften, Formello, Galera, Campagnano: wie gering deren Bedeutung ist ergibt sich aus dem bloßen Umstande, daß die gegenwärtige Bevölkerung dieses ganzen Landstrichs kaum 2000 Seelen beträgt, und nicht der vierte Theil der Bodenfläche angebaut ist, während man den Rest, großentheils fruchtbares Erdreich, zur Weide oder als Waldung benutzt. Unter den Punkten welche man von Rom aus leicht auf einem Spazierritte erreicht ist Veji einer der interessantesten, wenngleich man keine wichtigen Alterthümer findet. Die Lage von Isola Farnese, welches man bald erreicht nachdem man die Poststation La Storta auf der nach dem Norden führenden Straße hinter sich gelassen, ist pittoresk, höchst reizend aber der Weg durch die grüne Schlucht welche unter dem Abhange der Anhöhe die einst die Stadt trug nach dem Cremerathale führt, dieses Thal sodann, dessen Windungen man folgt um gegenüber dem Hügel von Castel Giubileo, dem alten Fidene, auf die Via Flaminia und somit ins Tiberthal zu gelangen, welches man nach Rom zurückkehrend nicht wieder verläßt.

Die Kupfertafeln des Canina'schen Werks, welches eine vollständige historisch-topographisch-antiquarische Beschreibung Vejis enthält, bringen eine ansehnliche Reihe Abbildungen des Oertlichen, der vorhandenen Baureste, der aufgefundenen Gegenstände, mit Karten und Plänen. Wie einerseits die Grabhügel Alsiums dabei berücksichtigt sind, so andererseits die Bauten des Mittelalters und neuerer Zeit, sodaß man hier Alles vereinigt findet was sich auf Vergangenheit und Gegenwart bezieht. Wenn hier und da, wie in allen Canina'schen Schriften, größere Gedrängtheit und Präcision zu wünschen wäre, so übersieht man den Mangel leicht bei den vielen Vorzügen des Werks. 68.

Lesefrüchte.

Ludwig Philipp und die Zahl 13.

Bis ins Jahr 1843 hat die kabbalistische Zahl 13 in Ludwig Philipp's Leben eine denkwürdige Rolle gespielt. Geboren 1773 wanderte er 1793 aus und kehrte 1813 zurück. 1843 hatte er 13 Jahre regiert, und anderweite 13 Jahre würden die Mündigkeit des Grafen von Paris vollenden. Ludwig Philipp besaß damals 13 Schlösser — die Tuilerien, den Louvre, das Palais royal, Elisée-Bourbon, Neuilly, St.-Cloud, Meudon, Versailles, Compiegne, Fontainebleau, Eu, Pau und Raincy. Seine Civilliste betrug 13 Millionen Francs, und nach dem Tode des Herzogs von Orleans am 13. Juli 1842 hatte er 13 Kinder und Enkel. Seit 1830 war sein Leben 13 mal bedroht gewesen und seine Regierung seit seiner Geburt die 13. in Frankreich. Hat seit 1843 die kabbalistische Zahl ihre Denkwürdigkeit an ihm behauptet?

Weiteres über das Iguanodon.

Vor ungefähr 30 Jahren veröffentlichte ein Dr. Mantell in London eine Beschreibung der Form und des Baus einiger Zähne des unter dem Namen Iguanodon gekannten Thiers, dessen Geschlecht ausgestorben ist, und das der Riese der kriechenden Geschöpfe gewesen zu sein scheint. Von der Beschaffenheit des Kinnbackens in welchem die Zähne sich befanden wußte man damals Nichts. Erst jetzt nach vielen vergeblichen Forschungen hat ein glücklicher Zufall den Dr. Mantell im südlichen England große Theile des obern und untern Kinnbackens jenes merkwürdigen vorsündflutlichen Thiers entdecken lassen, worüber eine ausführliche Beschreibung in Aussicht steht. Inzwischen verlautet, daß der Kinnbacken des Iguanodon in seiner Bildung sich von der bei jedem andern Thiere unterscheidet. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 261. — 17. September 1848.

Populaire Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher.

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Was die Astronomie leisten muß ist zu allen Zeiten gleich klar gewesen: sie muß Vorschriften ertheilen nach welchen die Bewegungen der Himmelskörper, so wie sie uns von der Erde aus erscheinen, berechnet werden können. Nach Newton's Entdeckung trat sogleich das Bestreben hervor die Uebereinstimmung zwischen der Beobachtung und der Rechnung vollständig zu machen. Dieses konnte nur gelingen wenn zwei sehr verschiedene Aufgaben aufgelöst werden konnten: es mußten die astronomischen Beobachtungen so vervollkommnet werden, daß sie auch in kleinen Theilen Sicherheit erhielten; und ferner mußte die Theorie so entwickelt werden, daß Das was man aus ihr berechnen würde ihr wirkliches Ergebniß und nicht eine mehr oder weniger unvollkommene Annäherung an dasselbe sein möchte.

Das 18. Jahrhundert zeigt uns das Bild einer Wechselwirkung beider Aufgaben aufeinander. Durch Newton hatte die Theorie einen großen Fortschritt gemacht, und war dadurch der Praxis vorgeeilt; diese machte nun Anstrengungen mit der Theorie wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Die nothwendig gewordenen Anstrengungen der Praxis der Astronomie aber wurden schon zu Newton's Zeit und zwar auf der Sternwarte zu Greenwich durch Flamsteed gemacht. Hierdurch kam die Praxis weiter als daß die Theorie in dem unentwickelten Zustande den sie noch besaß ihr hätte folgen können. Man erkannte jetzt, daß die Aufgabe die Störungen (was man darunter versteht wird von dem Verf. klar entwickelt) zu berechnen eine Schwierigkeit besitzt welche die äußersten Kräfte der Mathematik in Anspruch nimmt. Vor Newton hatte die Astronomie nicht mehr als die Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften gefodert; jetzt machte sie Foderungen welche die Mathematiker nicht befriedigen konnten. Die mathematische Analyse fing an ihre gewaltigen Kräfte zu entfalten. Clairaut und Euler lösten um die Mitte des Jahrhunderts die Aufgabe der Störungen, allein sie erschöpften sie nicht, obgleich sie sie über Flamsteed's vorangegangene praktische Leistungen hinaustrieben.

Da sah man die Möglichkeit der Auflösung einer Aufgabe welche außer der astronomischen Wichtigkeit noch eine äußere besaß. Es war erkannt worden, daß man aus einer genauen Kenntniß der Bewegung des Mondes große Hülfsmittel für die Seefahrt ziehen könne. Konnte man dahin gelangen die Oerter des Mondes mit großer Genauigkeit vorauszuberechnen, so konnte der Schiffer die Länge des Punktes auf dem Meere, wo er sich auch befinden mochte, bestimmen. Regierungen und Astronomen waren gleich bereit zur Auflösung dieser Aufgabe das Ihrige beizutragen. Zuerst mußten die Beobachtungen noch weiter vervollkommnet werden als schon durch Flamsteed geschehen war. Dieses geschah durch den großen Astronomen Bradley, der die Sternwarte von Greenwich nicht nur im J. 1750 mit Instrumenten von einem ganz neuen Grade von Vollkommenheit versah, sondern auch damit eine Reihe von Beobachtungen machte welche in jeder Hinsicht Nichts zu wünschen übrig lassen. Er beobachtete nicht nur anhaltend die Körper des Sonnensystems, sondern auch mehr als 3000 Fixsterne, und wiederholte damit Alles was Flamsteed schon gemacht hatte, jedoch mit ungleich größerer Genauigkeit und mit einem bewunderungswürdigen Beobachtungsgeiste.

Nachdem die Beobachtungen in diesen Zustand gekommen waren, konnte ein deutscher Astronom vom größten Verdienste, Tobias Mayer, die Bewegung des Mondes gründlich und ordentlich erforschen. Er trug wirklich den Sieg davon, den man mit großer Anstrengung zu erlangen gesucht hatte, starb aber 1762, ehe er seine Arbeit bekannt machen konnte.

Bradley hatte die Beobachtungskunst auf eine Höhe gebracht welche sehr schwer sein wird noch beträchtlich zu übersteigen. Er war der Theorie wiederum bedeutend vorgeeilt, was diese zu neuen Anstrengungen treiben mußte. Die Wechselwirkung trat wieder hervor, und zwei Geometer vom höchsten Range, Lagrange und Laplace, verherrlichten das letzte Viertel des Jahrhunderts durch einen Reichthum mathematischer Arbeiten welche entweder geradezu astronomische Zwecke hatten, oder, mit wenigen Ausnahmen, durch Schwierigkeiten erzeugt wurden welche die Astronomie dargeboten hatte. Diese Arbeiten, deren Früchte Laplace in einem großen Werke,

der „Mécanique céleste", zusammenbrachte, haben eine der großartigsten Ideen welcher der menschliche Geist sich rühmen kann verwirklicht, nämlich die Idee, alle Bewegungen welche sich uns zeigen aus einem Principe durch die Kraft der mathematischen Analyse allein abzuleiten; alle Bewegungen, von der Bewegung des Schalls in der Luft, also von den Zitterungen welche die kleinsten Theilchen der Luft annehmen an, von den Bewegungen der noch unendlich feinern Lichttheilchen an bis zu den Bewegungen der gewaltigsten Weltkörper hin.

Trotz der großartigen Unternehmungen Herschel's, trotz der Bemühungen um die Entdeckung und Berechnung der Kometen und einer vollständigern Beobachtung der Fixsterne welche Lalande auf der Sternwarte der Ecole militaire vornehmen ließ, und welche die Oerter von fast 50,000 kleinern Sternen lieferte, trotz dieser lichten Punkte in der Geschichte der Wissenschaft gegen das Ende des Jahrhunderts, und trotz des Eifers den wir von mehren Seiten wahrnehmen, geschahen doch nicht so große und entscheidende Fortschritte als die Thaten Bradley's und Tobias Mayer's erwarten ließen. Das Ende des Jahrhunderts rechtfertigte nicht die Erwartungen welche seine Mitte erregte.

Der Verf. kommt nun auf das jetzige Jahrhundert, und zeigt auf welche Art die Astronomie demselben Ziele zugeschritten ist nach dem auch ihre Bewegungen im vorigen Jahrhundert gerichtet waren. Sie kann sich ihrem Ziele, welches die vollkommene Erkenntniß der Bewegungen der Himmelskörper ist, nur mehr und mehr nähern, dasselbe aber nie erreichen. Es würde also unverständig sein, wenn man von irgend einer Zeit fodern wollte, daß sie diese Bewegungen dermaßen kennen lehre, daß nie mehr Etwas daran zu bessern wäre. Allein die vorhandenen Thatsachen können erschöpft werden, und Dieses wird dann geschehen sein, wenn gezeigt worden ist, daß die Rechnung mit allen ihr vorangehenden Beobachtungen, innerhalb der Grenzen der Fehler derselben, übereinstimmt. Jede Zeit muß den Beweis hiervon führen oder den Tadel tragen, daß sie die Astronomie nicht so gefördert habe wie sie hätte thun können. Denn wenn noch Abweichungen vorkommen welche die Grenzen der Unsicherheit der Beobachtungen überschreiten, so zeigen sie entweder eine Unvollkommenheit der Kenntniß der Bahnen der Himmelskörper an, und können dann durch Berichtigung derselben weggeschafft werden; oder sie deuten, wenn Dieses nicht gelingt, eine Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit der physischen Annahme an, auf welche die Rechnung gebaut ist: also gerade Das dessen Erkenntniß einer weitern Vervollkommnung der Astronomie vorangehen muß.

Laplace hat wiederholt ausgesprochen, das Newton'sche Gesetz der Anziehung sei hinreichend alle Bewegungen am Himmel zu erklären. Es hat wirklich Vieles erklärt, auch sogar sehr häufig Etwas angegeben was die Beobachtungen nachher bestätigt haben, und die so oft durch den ausgezeichnetsten Erfolg gekrönten Bemühungen Laplace's, aus dieser Quelle tief verborgene Wahrheiten zu schöpfen, rechtfertigen sein größtes Vertrauen auf ihren unerschöpflichen Reichthum. Allein der Beweis, daß die auf dieses Gesetz gegründete Theorie alle Beobachtungen vollständig erkläre, ist nicht wirklich geführt worden; und doch können wir nur durch diesen Beweis die Ueberzeugung erhalten, daß keine andere Ursache auf die Bewegungen mitwirke. Klein von Wirkung mußte eine solche Ursache ohne Zweifel sein, indem, wenn auch der Beweis der vollständigen Uebereinstimmung nicht vorhanden ist, doch nicht geleugnet werden kann, daß die Uebereinstimmung mit starker Annäherung stattfindet. Allein die Astronomie, als Wissenschaft betrachtet, erkennt Nichts als klein an als wovon gezeigt werden kann, daß es sich ihren Beobachtungsmitteln gänzlich entzieht. Es muß also gezeigt werden, daß die Beobachtungen so wenig einen kleinen wie einen großen Zusatz zu der Theorie fodern, und wenn sich Dieses nicht zeigen ließe, würde die hierdurch einleuchtende Nothwendigkeit einen Zusatz zu machen eine ebenso willkommene Veranlassung zur Erforschung der Natur des Zusatzes sein, wenn sein Einfluß sich kaum durch die Unvollkommenheiten der Beobachtungen hindurch erkennen ließe, als wenn er augenfällig hervorträte.

Die Astronomie hat einen zu hohen Standpunkt erreicht als daß es ihr noch anständig sein könnte andere als völlig sichere Schritte vorwärts zu thun. Nur auf diese Art muß sie sich in dem gegenwärtigen Jahrhundert, sowie in allen folgenden Jahrhunderten, ihrem Ziele nähern. Die früher bestandene Wechselwirkung der Praxis auf die Theorie und der Theorie auf die Praxis muß aufhören; beide Theile müssen, unbekümmert umeinander, unaufhaltsam vorwärts streben. Wenn Dieses wirklich geschieht, wird die Astronomie aus dem Jahrhundert mit einem Glanze hervorgehen der den Glanz womit sie in dasselbe eingetreten ist verdunkeln wird. Bessel nährte die Hoffnung, daß es so sein werde; schon das verflossene Drittel des Jahrhunderts zeigte ihm nur das Bestreben auf sorgfältig geebnetem und befestigtem Boden sichere, wenn auch kurze Vorschritte zu thun. Um diese nachzuweisen ruft er nun die Ereignisse die er unter seinen Augen vorgehen sah in Erinnerung, und hebt diejenigen heraus welche entweder aus der Idee die seiner Meinung nach die leitende sein soll hervorgegangen sind oder ihren Erfolg befördert haben. Dieser interessanten Nachweisung indessen weiter zu folgen müssen wir uns jedoch hier versagen.

Die zweite Vorlesung handelt über Das was uns die Astronomie von der Gestalt und dem Innern der Erde lehrt. Sie beschäftigt sich zunächst mit der Figur der Erde, mit den Beweisen, daß sie keine Kugel sein könne, daß ihre Meridiane nicht Kreise, sondern Ellipsen sind, d. h. die Figur haben müssen in welcher ein schräg angesehener Kreis erscheint; sie handelt von den drei verschiedenen Wegen auf welchen die Astronomen zu der gewünschten Kenntniß der Figur der Erde gelangt sind, nämlich durch die Messungen der Länge des Secundenpendels an sehr

vielen Orten der Erde, durch die Bewegung des Mondes und durch unmittelbare Messungen auf der Erdoberfläche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise in Süddeutschland und am Rhein von Matthias Koch. Leipzig, Mayer. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit Recht beginnt der Verf. die Vorrede dieses Reisehandbuchs mit der Bemerkung, daß die neueste Reiseliteratur zwar reich an gediegenen Werken über das Ausland, namentlich über fremde Welttheile, daß aber Deutschland keineswegs in ebenso ausreichender Weise besprochen sei. Zwar gibt es Reisehandbücher, Eisenbahnführer, Wegweiser u. dgl. in Menge, aber sie enthalten gewöhnlich nur sehr dürftige Notizen, und diese sind häufig nicht einmal richtig und vollständig, da sie oft aus ältern Werken zusammengeschrieben sind, seit deren Entstehen Vieles in den besprochenen Ländern sich verändert hat. Die Schriften unserer sogenannten Touristen über Deutschland enthalten ohnehin in der Regel fast nur gesuchte, witzig sein sollende Späße oder alberne Ausfälle auf den „deutschen Michel". Hr. Koch hat sich nun zur Aufgabe gemacht diese Lücke in unserer Reiseliteratur auszufüllen, und den reichen Stoff welchen die Sehenswürdigkeiten Deutschlands darbieten gründlicher zu verarbeiten als bisher geschehen ist. Und er hat Dies in sehr verständiger, zweckmäßiger Weise gethan. Er theilt sein Werk in zwei Theile, in einen ortsbeschreibenden und in einen Bericht über sociale und politische Zustände. Diese Trennung ist sehr zweckmäßig. Der ortsbeschreibende Theil wird dadurch geeigneter als Reiseführer zu dienen, und die allgemeinen Bemerkungen über die geistigen Zustände der zu durchreisenden Länder waren nun leichter in angemessenem Zusammenhange vorzutragen.

Der ortsbeschreibende Theil beginnt mit Stuttgart, und beschreibt sodann die merkwürdigsten Städte und Landschaften Würtembergs, Kannstadt, Eßlingen, Ludwigstadt, Heilbronn und das Neckarthal. Hieran reiht sich die Beschreibung Badens und der demselben benachbarten Gebiete. Zuerst werden hier Heidelberg, Schwetzingen, Manheim, sodann Speier, Worms und Mainz beschrieben. Nach einem Ausfluge in das nassauische Gebiet (Wiesbaden, Schwalbach, Bieberich) kehrt der Verf. nach Baden zurück, und beschreibt Karlsruhe, Rastadt, Baden-Baden, Freiburg, das Höllenthal und Badenweiler.

Diese Ortsbeschreibungen sind sämmtlich sehr sorgfältig gearbeitet; der Verf. hat nicht nur die Orte welche er beschreibt sämmtlich besucht, sondern auch sich an mehren derselben längere Zeit aufgehalten. Vorzugsweise hat er allerdings den Städten seine Aufmerksamkeit zugewendet. Gebäude, Bibliotheken, Kunstsammlungen, gewerbliche Anstalten und Gartenanlagen werden auf eine angemessene Weise geschildert, und namentlich die Geschichte aller dieser Gegenstände wird sehr gründlich behandelt. Die Gegenden werden mitunter ein wenig geringschätzig abgefertigt. Die Umgebungen von Städten wie Wiesbaden, Heidelberg, Freiburg und andern werden zwar ebenfalls mit Vorliebe besprochen, aber in Beziehung auf die von Städten entfernter liegenden Landschaften wird der reiche Stoff der sich hier darbot nicht erschöpft. Die Form dieser Beschreibungen ist übrigens so gefällig, daß sie auch als eine angenehme Lecture zu empfehlen sind, obgleich ihr nächster Zweck allerdings ist den Reisenden an Ort und Stelle über Das was er zu sehen, aufzusuchen, zu beachten hat zu unterrichten.

Für Leser welche die besprochenen Gegenden nicht bereisen oder zu bereisen beabsichtigen wird indessen freilich der zweite Abschnitt dieses Werks der anziehendere sein. Hier bespricht der Verf. die geistigen Zustände des südwestlichen Deutschlands in zwei Abtheilungen, von denen die erste „Leben und Sitte in Süddeutschland", die zweite „Politische Zustände" überschrieben ist. In der ersten dieser Abhandlungen spricht der Verf. zunächst von einigen Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Dialekts, und schildert sodann die geselligen Verhältnisse, wie sie sich namentlich in Stuttgart und Karlsruhe und andern großen Städten des in Rede stehenden Landgebiets in der neuern Zeit gestaltet haben. Diese Verhältnisse sind für den Verf. welcher ein geborener Oestreicher ist, und sich längere Zeit in Wien aufgehalten hat, ebenso auffallend gewesen als sie es für den Reisenden sind welcher sich in den gebildetern Gesellschaftskreisen Norddeutschlands bewegt hat. Der Verf. sagt hier unter Anderm:

„Von dem in Wien üblichen geselligen Leben findet man in den übrigen süddeutschen Städten kaum noch Spuren. Hier sind nicht wie dort abendliche Zusammenkünfte in den Häusern und in gemischter Gesellschaft gebräuchlich; im Gegentheile findet Abends eine vollständige Trennung beider Geschlechter statt. Die Männer ziehen dem Gasthause nach, und überlassen es ihren weiblichen Angehörigen zu Hause zu bleiben oder ihre Freundinnen und Verwandte zu besuchen. Von standesgemäßer Verpflichtung zur Geselligkeit hat man keine Vorstellung. In Stuttgart besteht blos die Sitte sämmtliche Verwandte und Bekannte einmal im Jahre zu einer großen, mit Spiel, Musik, Tanz und reicher Tafelbewirthung unterhaltenen Gesellschaft zusammenzuladen. Uebers Jahr geschieht Dies wieder, aber in der Zwischenzeit bleibt man sich fern. Dieser sonderbaren Erscheinung liegen zum Theil Vermögensrücksichten, zum Theil die Unlust der Männer zum Grunde ihr gewohntes behagliches Kneipenleben aufzugeben, und dem kleinen mit häuslichen Zusammenkünften verbundenen Zwange besser sich zu kleiden, Andere zu unterhalten, gewisse Schranken zu beobachten, sich anzubequemen. In ersterer Beziehung waltet die Vorstellung, ohne die Geladenen mit einem reichlichen, keine üble Nachrede gestattenden Mahle zu entlassen, könne man eine Gesellschaft nicht versammeln. Man würde auch wirklich übler Nachrede sich aussetzen wenn man den Schmaus wegließe, und die Gäste blos mit Thee, Butterbrot und Früchten bediente, man riskirte sogar, daß sie nach gemachter Erfahrung von so frugalem Willkommen für immer wegblieben. Die Eß- und Trinklust überwiegt beiweitem das Bedürfniß nach Ideenaustausch, und der natürliche Trieb ohne Nebenabsicht im Umgange mit fröhlichen Menschen sich zu erheitern, sich dadurch mit ihnen zu befreunden, in und mit der Gesellschaft zu leben ist in allen größern süddeutschen Städten, Wien ausgenommen, nicht zu finden. Dieses ungesellige Stillleben, wobei der weibliche Theil der Gesellschaft gänzlich sich überlassen bleibt, trägt, wie ich vermuthe, hauptsächlich Schuld an den Fortschritten welche der Pietismus in Stuttgart und überhaupt in Würtemberg macht. Die Stuttgarterinnen sind sehr lebensfroh, aber auch sehr weich und gemüthvoll. Da sie weniger Freiheit genießen als ihrem Geschlecht im übrigen Deutschland zugestanden ist, so entwickelt sich desto mehr inneres Leben bei ihnen, das, im Zwiespalt mit dem Materialismus der Männer, die Richtung in ein religiöses Gebiet einschlägt, auf welchem ihr reiches Gemüthsleben zuletzt völlig verdorrt und abstirbt. Der Schwabe ist im Gegensatze zum Franken zu derb und phlegmatisch, um dem Bedürfnisse des weiblichen Gemüths vom Manne die Richtung zu empfangen mit derjenigen ausdauernden Sorgfalt zu entsprechen welche, wenn jenes vor Schiefheit bewahrt werden soll, unumgänglich erfoderlich ist. Er weist das Weib zu sehr auf das Lastträgergeschäft des häuslichen Lebens an, macht in diesem Punkte viel größere Ansprüche als billig ist, und drückt es dadurch nieder statt es zu sich emporzuheben, und in der Gesellschaft neben sich auf die gleiche Rangstufe zu stellen. Uebermäßige Galanterie ist durchaus nicht sein Fehler. Es kommt ihm überaus lächerlich vor sie an Fremden wahrzunehmen. Er meint, nur der Jugend stehe es zu weibliche Vorzüge anzuerkennen, das reife Alter dispensire nicht allein davon, sondern dürfe ohne die ärgste Blöße zu geben nicht auf Aufmerksamkeiten eingehen welche über die Grenzen der gewöhnlichen Höflichkeit hinausgehen. Jeder unmittelbar aus dem

Gemüthsleben aufgegriffene Gesprächsstoff dünkt ihm zur gesellschaftlichen Verhandlung nicht allein unbrauchbar, sondern selbst anstößig, daher er sich auch mit der Kunst ihn zu behandeln nicht befaßt."

Von der Sitte der niedern Classen in Schwaben entwirft der Verf. ebenfalls kein sehr schmeichelhaftes Bild. „Die kräftige schwäbische Natur", sagt er, „prägt sich im Handwerkerstande noch in einer unvortheilhaften Derbheit aus, während sie in der untern Volksclasse zur Roheit ausschweift." Er gibt hierauf folgende in der That bezeichnende Zusammenstellung der Sitte der niedern Classen in Oestreich und Schwaben:

„In Stuttgart pflegen an Feiertagen ihrer Drei oder Vier nach dem Mittagessen zusammen in ein Gasthaus zu gehen. Dort zechen sie, würfeln, oder spielen Karten. Sobald ihnen der schwere Neckarwein zu Kopf steigt, werden sie zänkisch. Das Spiel gibt den Vorwand zum Streit. Zuletzt wenn sie erst einander tüchtig gescholten haben, springen sie auf und gehen mit der feindseligsten Geberdung bitterböse auseinander, es versteht sich um es über acht Tage gerade wieder so zu machen. Drei oder mehre Kameraden die sich in Wien zusammenfinden begeben sich an solchen Tagen ebenfalls ins Wirthshaus, trinken dort wacker, spielen aber nicht, sondern schwatzen einander allerlei abgeschmacktes Zeug vor, ergötzen sich am Aufschneiden und an Possen, werden in dem Grade als der feurige Oestreicher seine Wirkung thut jovial und zuletzt, was eine besonders komische Scene abgibt, überfließend weich und sentimental. In Umarmungen verschlungen wandeln sie als innige Herzensbrüder wonnetrunken nach Hause, das Stelldichein für den nächsten Sonntag gleich beim Abschied festsetzend."

In dem Abschnitt „Politische Zustände" spricht der Verf. ebenfalls manche sehr beherzigenswerthe Wahrheit aus. Er zeigt sich zwar als freisinnig, als ein Freund des Fortschritts, aber keineswegs als ein Radicaler, und bespricht namentlich die stuttgarter Emeute vom vorigen Jahre mit vieler Strenge. Seltsamerweise bezeichnet er bei dieser Gelegenheit die allzu große Zersplitterung des Grundbesitzes als die einzige Veranlassung des Nothstandes welcher seit mehren Jahren einen großen Theil der Bevölkerung Deutschlands bedrückt. Er sagt hier unter Anderm: „Es bedarf wahrlich keiner großen Gabe von Scharfsinn um einzusehen, daß ein Bauergut auf welchem eine Familie gedieh nicht fünf darein sich theilende Familien, aus denen endlos neue hervorgehen, zu gleichem Wohlstande erheben oder auch nur ausreichend ernähren könne." Das ist sehr wahr, aber der Verf. vergißt nur anzugeben was aus den enterbten Familien wird, wenn ein Bruder allein das Bauergut erbt. Wenn einmal die Bevölkerung eines Landes zu dicht wird, so wird dieser Uebelstand dadurch daß man die Zersplitterung der Bauergüter hindert doch wahrlich nicht beseitigt. Der Ueberschuß der Bevölkerung drängt sich vielmehr dann in die Städte zusammen, findet hier nicht genügende Arbeit, leidet Noth, und läßt sich natürlich dann leicht verleiten communistischen Ansichten Gehör zu geben. Wenn daher auch zugegeben werden muß, daß eine allzu große Zersplitterung des Grundbesitzes nachtheilig ist, so ist es doch geradezu unbegreiflich wie ein sonst so verständiger Beobachter wie unser Verf. meinen kann, die Nachtheile der Uebervölkerung könnten durch das Zusammenhalten der Bauergüter allein beseitigt werden. Ebenso unzeitgemäß ist es wol, wenn der Verf. von der Auswanderung als einem möglichst zu verhindernden Uebel spricht, während die Verhältnisse der Gegenwart doch schon seit Jahren der Art sind, daß man sich geneigt fühlen möchte jeden Auswanderer für einen Wohlthäter des Vaterlandes zu erklären.

Schließlich möchte ich den Verf. noch ersuchen bei etwanigen spätern Arbeiten etwas mehr Sorgfalt auf den Ausdruck zu verwenden. Denn sein Vortrag wimmelt von Nachlässigkeiten, unrichtigen Satzformen, von Redewendungen welche zwar die Umgangssprache zuläßt, die aber in gebildeter Schriftsprache durchaus nicht zu rechtfertigen sind; ja es finden sich sogar nicht selten Sprachfehler im engsten Sinne des Worts, und fallen um so unangenehmer auf, da der Verf. offenbar nicht zu jenen literarischen Windbeuteln gehört, deren jämmerliches Deutsch man so gern verzeiht, weil es der geringste Fehler dieser Schriftsteller ist. 72.

Bibliographie.

Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes. 5ter Theil als Supplement zum Wanderbuche. Manuscript. Wien, Gerold. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Baur, G., Grundzüge der Homiletik. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwei neue Beweisführungen für das Dasein der göttlichen Trinität. Bearbeitet nach dem Werke: Metaphysica sublimior de Deo Trino et Uno des Professors der Philosophie Mastrofini an der Sapientia zu Rom 1816. Von einem Theologen. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. V. — A. u. d. T.: Memoiren der Viscounteß Sundon, Garderobemeisterin der Königin Karoline, Gemahlin Georgs II., nebst Briefen von den berühmtesten Personen ihrer Zeit. Nach den Originalen herausgegeben von Mrs. Thomson. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. Br. gr. 8. 3 Thlr.

Gast, W., Was heißt das, eine öffentliche Erziehung der Schuljugend? I. Geschichtliches über den Schulunterricht. II. Ueber die Nothwendigkeit einer öffentlichen Erziehung. III. Ueber das Verhältniß von Unterricht und Erziehung. IV. Die Praxis der öffentlichen Erziehung. Halle, Knapp. 1847. Gr. 8. 6 Ngr.

Heller, J., Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler oder Lexicon der vorzüglichsten und beliebtesten Kupferstecher, Formschneider, Lithographen etc. etc. Nebst Angabe ihrer besten und gesuchtesten Blätter, der Verschiedenheit der Abdrücke, des Maasses, der Laden- und antiquarischen Preise, sowie der Versteigerungspreise derselben in den bedeutendsten Auctionen Deutschlands und des Auslandes. 2te gänzlich umgearbeitete, stark vermehrte und vervollständigte Auflage. 1ste Abtheilung. A — Leigel. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Neueste Briefe von nach der deutschen Colonie Wartburg in East-Tennessee in Nordamerica ausgewanderten Sachsen. 2tes Heft. Als Abschrift gedruckt und zur Kenntnißnahme und Urtheilsberichtigung über dieses Land, herausgegeben von J. C. Weigel. Leipzig. Gr. 8. 2 Ngr.

Neueste Briefe von nach Nordamerika ausgewanderten Sachsen. 3tes Heft. Ueber Wisconsin. Als Abschrift gedruckt und herausgegeben von J. C. Weigel. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Der erste österreichische Constitutions-Entwurf. Beleuchtet durch den Verfasser der unveräußerlichen Menschenrechte und des wahren Preßgesetzes. Wien, Gerold. 8. 3 Ngr.

Ditfurth, M. v., Die Dringlichkeit zeitgemäßer Reformen im vaterländischen Heere. Fingerzeige. Kassel, Hotop. 8. 4 Ngr.

Görling, A., Jenseit des Oceans. Leipzig. Gr. 8. 2 Ngr.

Gutschebauch, J. G., Habt Acht auf Gottes Zeugnisse! Oder: Klage, Gericht und Mahnung des aus dem babylonischen Gefängniß befreiten Israel. Predigt, gehalten in den Tagen der deutschen Unruhen 1848 Dom. Oculi. Döbeln. 8. 1½ Ngr.

Hegener, T., Die Unterrichtsfrage vom demokratischen und nationalen Gesichtspunkte aus erörtert. Essen, Bädeker. Gr. 12. 3 Ngr.

Leutrum, A., Beiträge zur Gestaltung einer deutschen Diplomatie. Wien, Gerold. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 262. — 18. September 1848.

Populaire Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher.

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

Die dritte Vorlesung verbreitet sich über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper; die vierte über den Halley'schen Kometen; die fünfte handelt von den Erscheinungen welche der Halley'sche Komet gezeigt hat; die sechste über Flut und Ebbe; die siebente hat die Messung der Entfernung des 61. Sterns im Sternbilde des Schwans zum Gegenstand. Die achte Vorlesung hat einen auch in der jetzigen Zeit besonders interessanten Gegenstand zum Vorwurf, sie handelt nämlich über Maß und Gewicht im Allgemeinen und das preußische Längenmaß im Besondern, daher wir etwas länger bei ihm verweilen müssen.

Die Einführung bestimmter Maße erreicht ihren Zweck offenbar desto vollständiger, einem je größern Umkreise sie gemeinschaftlich wird. Nothwendig hat die Unbequemlichkeit und Erschwerung des Verkehrs benachbarter kleiner Umkreise, welche aus der Verschiedenheit ihrer Maße hervorging, schon sehr früh bemerkt werden müssen; allein eine Vereinigung war dennoch wol selten die Folge davon, indem die Schwierigkeiten von denen sie in jedem Falle begleitet wird ihr entgegentraten. Die Aenderung vorhandener Maße fodert nämlich stets die Aenderung vieler sich auf sie beziehender Gewohnheiten, Verträge und Gesetze, und keine der gesellschaftlichen Verbindungen welchen die Vereinigung wünschenswerth ist wird sich freiwillig entschließen diese Last derselben zu übernehmen. Auch ist die Frage wol nicht leicht und nie allgemein zu beantworten, ob die durch eine Aenderung der Maße beabsichtigten Vortheile für den einheimischen Verkehr nicht durch Nachtheile für den auswärtigen aufgewogen werden. Die Verschiedenheit der Maße kleinerer Verbindungen geht daher meistens noch weit über die Zeit ihrer Vereinigung zu einem größern Lande hinaus, und verliert sich erst dann, wenn eine den Gesammtvortheil des Ganzen verfolgende Gesetzgebung sie aufhebt. Gewöhnlich ist diese wol in kleinern Schritten vorwärts gegangen, indem sie nach und nach einzelne allgemein gültige Bestimmungen einführte, wie z. B. für die Maße nach welchen die Abgaben erhoben werden. Indessen ist das letzte Ziel, die vollständige Vereinigung der Maße aller Theile eines Landes, für die meisten größern Länder Europas erreicht worden, während andere sich seiner Erreichung nähern.

Was der Einführung gemeinschaftlicher Maße für alle Theile eines Landes vorangehen muß, ist offenbar die feste Bestimmung derselben. Am wenigsten streitend gegen den Vortheil der Beibehaltung der bestehenden Maße und daher am angemessensten erscheint es, wenn die zur Allgemeinheit zu erhebenden Maße dieselben sind welche schon die am meisten verbreitete Anwendung im Lande erlangt haben. Wenn man von diesem Gesichtspunkte ausgeht, so wird ihre zu treffende Wahl nicht leicht zweifelhaft sein können. Doch muß dieses nicht so verstanden werden, daß durch die Wahl selbst schon die erfoderliche feste Bestimmung erreicht würde; vielmehr wird man, so lange diese noch nicht erfolgt ist, immer auf eine Unbestimmtheit der unter den beizubehaltenden Benennungen gangbaren Maße treffen, welche sowol von Unvollkommenheiten ihrer ursprünglichen materiellen Erklärungen als auch Fehlern der Copien davon, durch welche jene bis zu uns fortgepflanzt worden sind, herrührt. Wenn diese Unbestimmtheit nicht einen so großen Umfang erreicht, daß sie den Anwendungen der Maße im Handel und in den Gewerben wesentlich nachtheilig würde, so ist jede Festsetzung innerhalb der Grenzen derselben als gleichgültig zu betrachten: es wird dadurch nicht etwas Neues eingeführt, sondern nur der Fortgang und die Vergrößerung der Unbestimmtheit wird gehemmt.

Man gebraucht drei Maße: das Längenmaß, das Maß für flüssige Körper und Getreide, und das Maß der Gewichte. Die materiellen Darstellungen dieser drei Maße sind zu ihrer Erklärung erfoderlich. Sie sind die Grundlage jeder Festsetzung eines Maßsystems. Dieses erlangt völlige Bestimmtheit, wenn die materiellen Darstellungen seiner Einheiten so beschaffen sind, daß sie jede Zweideutigkeit ausschließen; es erlangt Unveränderlichkeit, wenn sie allen Einflüssen der Zeit widerstehen; es erfüllt seine Absicht desto vollständiger, je allgemeiner zugänglich seine ursprünglichen Einheiten gemacht werden können.

Da jede Art des Messens auf das Zeugniß der

Sinne zurückführt, also nicht mit vollständiger Schärfe bewirkt werden kann, die Größe der dadurch erlangten Annäherung an die Wahrheit aber von der darauf verwandten Aufmerksamkeit und ihrer Unterstützung durch mehr oder weniger genügende Hülfsmittel abhängt, so liegt am Tage, daß weniger genaue Messungen leichter ausführbar sind als genauere. In dem gewöhnlichen Verkehre wird nie die größte Genauigkeit verlangt, z. B. eine welche größer wäre als die welche durch das unmittelbare, d. h. nicht durch künstliche Verstärkungsmittel geschärfte Zeugniß der Sinne herbeigeführt werden kann. Es sind aber auch Messungen denkbar deren Interesse mit ihrer Genauigkeit wächst, und welche daher Veranlassung geben sowol die Mittel zur Anwendung des Maßes als seine eigene Richtigkeit bis zu der äußersten Grenze zu treiben welche durch die kräftigsten Verstärkungen der Sinne erreicht werden kann. Erst wenn solche Messungen welche nicht durch den Verkehr, sondern nur durch wissenschaftliche Foderungen herbeigeführt werden ausgeführt werden sollen, wird es nothwendig das Maß welches dazu angewandt werden soll unwandelbar festzusetzen, und seine materielle Erklärung so zu machen, daß sie an sich selbst nicht die kleinste Zweideutigkeit übrig läßt. Der Werth einer Messung besteht nur so lange als das Maß welches ihr zum Grunde liegt erhalten wird; und umgekehrt erlangt die Erhaltung des Maßes nur durch die Messungen welche davon abhängen Gewicht und Bedeutung.

Das Bedürfniß der sichern Bestimmung der Einheit eines Längenmaßes wurde zuerst fühlbar als man 1734 in Frankreich die Messungen zweier Grade der Erdmeridiane entwarf, welche Bouguer und Condamine unter den Aequator und Maupertuis unter den Polarkreis führten. Damals wurden zwei einander gleiche Exemplare der Toise verfertigt, nämlich Stäbe von Eisen, deren Endfläche die Entfernung erhielten welche von dieser Zeit an als die Einheit des französischen Längenmaßes angesehen worden ist. Diese Einheit wurde so gewählt, daß sie mit dem unter gleicher Benennung im Gebrauche befindlichen Maße insoweit übereinstimmte, als Dieses bei seinen stattfindenden kleinen Verschiedenheiten erkannt werden konnte; also so, daß die das Maß anwendenden Künste und Gewerbe durch seine neue Fortsetzung keine Störung erfuhren. Die eine dieser Toisen wurde später durch Schiffbruch beschädigt; die andere, und zwar die unter dem Aequator in Peru angewandte, wurde aber unversehrt zurückgebracht, und die Länge welche sie besitzt, indem sie sich in der Wärme von 13 Grad Réaumur befindet, ist die unter der Benennung Toise du Pérou vorhandene Einheit des französischen Längenmaßes. Diese Einheit wird in 6 Fuß oder 72 Zoll oder 864 Linien getheilt. So lange dieses Original der Toise vorhanden ist, oder seine Länge durch ihre Fortpflanzung auf Copien oder andere Längen wiedererlangt werden kann, bleibt auch das Resultat der unter dem Aequator ausgeführten Messungen in seinem vollen Werthe, welchen es aber verliert, sobald das Maß worauf es sich bezieht verloren geht. Es sind daher Mittel ergriffen worden der Aufbewahrung der Toise du Pérou eine beträchtliche Sicherheit zu geben, und Anlässe zu Beschädigungen davon zu entfernen. Beides ist bis jetzt erfolgreich gewesen.

In England verordnet schon die Magna charta, daß im ganzen Reiche gleiche Maße sein sollen. Für das Längenmaß gewährt das Yard die nothwendige Einheit. Ein aus der Zeit der Königin Elisabeth herrührender Stab von Messing, welcher im Schatzamte (Exchequer) aufbewahrt wird, wurde vorzugsweise vor einem ältern, wahrscheinlich seit Heinrich VII. ebendaselbst befindlichen, als Probemaß des Yard betrachtet, und diente zur Vergleichung von andern Yards welchen durch Stempelung gesetzliche Gültigkeit gegeben wurde. Aber diese Maßregel hatte so wenig Erfolg, daß die Aufmerksamkeit des Parlaments häufig auf die Maße und Gewichte gerichtet werden mußte; aus einer Schrift des Francis Baily sieht man, daß nach und nach über 200 diesen Gegenstand betreffende Gesetze erschienen sind, ohne daß dadurch eine, selbst für den gewöhnlichen Verkehr beträchtliche Unsicherheit beseitigt worden wäre. Bei Gelegenheit einer 1758 angeordneten Untersuchung fand sich, daß das Yard des Exchequer weder ebene noch parallele Endflächen besaß, und daher kein unzweideutiges Zeugniß für die Länge dieses Maßes ablegen konnte; daß ferner andere öffentliche Probemaße, bis auf den 25. Theil eines Zolls, also bis auf ein Neunhundertel des Ganzen, davon abwichen, was namentlich der Fall des in Guildhall befindlichen war; daß viele andere, durch das Königreich verbreitet und als gesetzlich anerkannt, dennoch aber wesentlich voneinander verschieden waren. Der mit dieser Untersuchung beauftragte Ausschuß des Hauses der Gemeinen fand die Ursache der Verwirrung welche sich in das ganze Maßwesen eingeschlichen hatte in der oft stattfindenden Unfähigkeit der Verfertiger der Maße und Gewichte, und in der Unzulänglichkeit der zu ihrer Prüfung ergriffenen Mittel. Um sie in Beziehung auf das Längenmaß zu heben, ließ er durch den Mechaniker Bird zwei Stäbe von Messing verfertigen, deren Durchschnitte Quadrate von einem Zoll Seite waren, und auf deren einer Seitenfläche die Länge eines Yard durch zwei Punkte auf eingetriebenen Stiften von Gold bezeichnet wurde. Er empfahl dem Parlamente den einen mit der Aufschrift „Standard yard 1758" versehenen dieser Stäbe sorgfältig aufzubewahren, den andern aber im Exchequer für den allgemeinen Gebrauch zur Prüfung anderer Exemplare des Yard niederzulegen. Im folgenden Jahre vereinigte ein neuernannter Ausschuß seine Vorschläge mit denen des frühern, empfahl aber noch, daß eine Copie des Standard yard gemacht und bei einer öffentlichen Behörde niedergelegt werde, um bei besondern Gelegenheiten benutzt zu werden, welcher Empfehlung zufolge auch 1760 diese Copie verfertigt wurde. Allein das Gesetz welches diesen Vorschlägen der Ausschüsse zufolge vor das Parlament gebracht und zwei mal gelesen ward

wurde dennoch nicht vollständig durchgeführt, indem es durch eine Prolongation des Parlaments verloren ging. Die vorhandene Unsicherheit über die wahre Länge des Yard blieb also noch ohne Abhülfe, und erst 1814 ernannte das Haus der Gemeinen wieder einen Ausschuß, wovon die Folge war, daß 1824 ein Gesetz erschien, welches das 1760 verfertigte, mit der Aufschrift Standard yard 1760 versehene Maß in dem Zustande in welchem es sich befindet, wenn seine Wärme dem 62. Grade der Fahrenheit'schen Thermometerscala entspricht, zur wahren Länge des Yard machte. Hierdurch wurde indessen der beabsichtigte Zweck noch nicht erreicht, indem sich bei einer Untersuchung des gesetzlich zum Urmaße erhobenen Maßes, welche Baily 1834 vornahm, fand, daß man von demselben die unzweideutige Länge des Yard nicht hernehmen konnte, weil die sie bestimmenden beiden Punkte nicht rund oder anders regelmäßig geformt, sondern im höchsten Grade unregelmäßig waren, welches er nicht sowol ihrem ursprünglichen Zustande als ihrem Verderben durch die verschiedenen Anwendungen zuschreibt die man ohne die gehörige Vorsicht von dem Maße gemacht hatte. Zu bemerken ist noch, daß das 1824 zum Urmaße erhobene Maß mit dem Parlamentsgebäude verbrannt ist, was jedoch Bessel nicht für ein unglückliches Ereigniß hält, indem die erste an ein Maß zu machende Foderung, die seiner völligen Bestimmtheit, jedenfalls eine neue Fortsetzung gefodert haben würde.

Nachdem der Verf. noch das durch ein Gesetz des Nationalconvents vom 18. Germinal des dritten Jahrs der Republik eingeführte sogenannte metrische Maß einer Kritik unterworfen hat, spricht er sich im Allgemeinen über das Maßwesen dahin aus, daß er einen Vorzug einer Maßeinheit vor jeder andern für unbegründet halte, also auch nur einen Grund der Aenderung einer schon bestehenden anerkenne, nämlich den, ein Maß Mehren gemeinschaftlich zu machen. Für wesentlich hält er dagegen die Erfüllung dreier Foderungen. Zuerst der Foderung, daß das Maß völlig unzweideutig gemacht werde, sodaß jede darauf bezogene Messung keine aus einer Unbestimmtheit des Maßes, sondern nur die aus ihrer eigenen Unvollkommenheit hervorgehende Unsicherheit erhalte. Ferner der Foderung, daß das festgesetzte Maß durch jedes Erfolg verheißende Mittel erhalten werde; unter welchen Mitteln die dauerhafte Construction des Urmaßes selbst das einzige ist welches, so lange es seine Absicht nicht verfehlt, gar keine Zweideutigkeit in dem Maße entstehen läßt; welches aber in der Verfertigung möglichst genauer und dauerhafter, an verschiedenen Orten aufzubewahrender Copien, und ferner in der Ausführung von Messungen welche auf das Maß gegründet werden Unterstützungen finden wird, obgleich diese das Maß destoweniger unzweideutig wiedergeben, je zusammengesetzter sie sind. Endlich hält der Verf. die Erfüllung der Foderung für wesentlich, daß, zugleich mit der Festsetzung des Maßes, Mittel ergriffen werden welche zur Erlangung möglichst vollkommener Copien davon mit der möglichst großen Leichtigkeit führen. Die Erfüllung dieser drei Foderungen für jedes der festzusetzenden Maße, in vorzüglicher Strenge aber für das Längenmaß und das Gewicht, ist Das was geleistet werden muß, wenn ein Maßwesen, ohne Beschränkung auf das bloße Bedürfniß des Verkehrs, in Ordnung gebracht und erhalten werden soll.

Der eben angeführten Ansicht folgte auch der Verf., indem er den ihm 1835 zu Theil gewordenen Auftrag der königlich preußischen Regierung auszuführen suchte, Maßregeln für die endliche Regulirung des preußischen Längenmaßes zu ergreifen. Diese Maßregeln sind von solchem Interesse, und geben ein so sprechendes Zeugniß von der Einsicht und der Genauigkeit unsers Verf., daß wir es uns nicht versagen können noch etwas dabei zu verweilen.

Das neue preußische Urmaß ist ein Stab von Gußstahl, dessen quadratische Durchschnitte 3/4 Zoll Seite haben. Eine über die Grenzen seiner Elasticität hinausgehende Biegung eines solchen Stabes von 3 Fuß Länge würde eine so beträchtliche Kraft erfodern, daß man ihr unabsichtliches Entstehen nicht fürchten darf. Seine Endflächen sind durch abgekürzte Kegel von Sapphir armirt, deren größere Grundflächen sich im Innern des Stabes befinden, und deren kleinere sehr wenig über seine ebenen Endflächen hervorragen. Sie sind in Gold gebettet, und die Construction ihrer Befestigungsart ist so gewählt, daß sie die Entfernung ihrer Oberflächen voneinander gegen die Zufälligkeiten schützen wird welche das Urmaß bei seinen Anwendungen erfahren mag. Gegen Abnutzung und Beschädigung gewährt ihre Härte Sicherheit; gegen die Erweiterung ihrer Betten durch Rost schützt das Gold. Die Entfernung der beiden äußern Oberflächen der Sapphire in der Achse des Stabes und in der Wärme von 16 Grad, 25 des hunderttheiligen Thermometers gemessen, dient zur Erkennung von drei preußischen Fußen. Eine Vorschrift über die Auflegungsart des Stabes bei seiner Anwendung ist unnöthig, da selbst die die Entfernung seiner Endflächen am meisten verkürzende nur eine Wirkung äußert welche sich wegen ihrer Kleinheit jeder Messung entzieht.

Dieser Stab ist von Hrn. Baumann in Berlin verfertigt worden. Die Absicht, die die Länge dieses Maßes bestimmende Entfernung der Sapphire der dreimaligen Länge des Fußes oder 417,39 französischen Linien gleich zu machen, ist, durch die Anwendung geeigneter Mittel, innerhalb eines Tausendtels einer Linie erreicht worden. Allein so weit die Sorgfalt in seiner Verfertigung auch getrieben sein mag, so kann sie doch in der Messung, nach der Verfertigung, noch viel weiter getrieben werden; man mußte also, um die Länge des Stabes, im französischen Maße ausgedrückt, so genau als möglich zu erfahren, nachherige Vergleichungen mit diesem Maße vornehmen. Eine daher gemachte Reihe von Messungen ergab, daß er 417,38939 französische Linien lang, also 0,00061 einer solchen, oder 0,00063 einer preußischen Linie kürzer als beabsichtigt ist. Obgleich es nun wirklich ganz gleichgültig ist, ob

der nicht etwa schon festgesetzte, sondern erst festzusetzende preußische Fuß ein paar Zehntausendtel einer Linie länger oder kürzer gewählt wird, und man daher den Stab geradezu für drei preußische Fuß hätte erklären können, so konnte doch auch der Zufall, der dem Stab diese und keine andere, ihr innerhalb enger Grenzen nahe kommende Länge gegeben hatte, nicht Grund einer Abweichung von einer schon ausgesprochenen Absicht werden; indem man ihr aber treu blieb, so gewann man dadurch den Vortheil die Deutlichkeit des Gesetzes nicht ohne Grund beeinträchtigen zu dürfen. Der Stab wurde daher durch die Aufschrift: „Urmaß der preußischen Längeneinheit. 1837. Dieser Stab, in der Wärme von 16 Grad, 25 des hunderttheiligen Thermometers, in seiner Achse gemessen, ist 0,00063 Linien kürzer als drei Fuß", zur Grundlage der preußischen Längenmaße erklärt, auch durch ein königliches Gesetz vom 10. März 1839 in dieser Eigenschaft ausschließlich anerkannt.

Indem hierdurch der preußische Fuß fest und unzweideutig erklärt worden ist, erlangt man durch seine vorher erwähnte Vergleichung mit dem französischen Fuß sein Verhältniß zu diesem, nämlich 139,13 : 144 = 1 : 1,03500323 = 0,96618056 : 1, und kann also jede mit dem einen dieser Maße gemessene Größe durch das andere ausdrücken. Diese Vergleichung beider Maße beruht auf 48 mal an acht verschiedenen Tagen wiederholten Messungen, deren Uebereinstimmung untereinander so groß ist, daß die sich zwischen den 48 einzelnen Bestimmungen der 3 Fuß zeigenden Unterschiede den mittlern Fehler einer davon nicht größer als ein Viertausendtel einer Linie, und den mittlern Fehler des aus allen zusammengenommen gezogenen Resultats gar nur ein Siebenundzwanzigtausendtel einer Linie groß angeben, wodurch die siebente Decimalstelle des Verhältnisses noch nicht um eine volle Einheit geändert werden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieder Etwas über Shakspeare.

Dieses Etwas ist nichts Geringeres als eine vollständige Lebensbeschreibung mit bisher ungedruckten Particularitäten: „The life of William Shakespeare; including many particulars respecting the poet and his family never before published. By *James Orchard Halliwell.*" (London 1848.) Wer auch nur die Leistungen der jüngsten Shakspeare-Schreiber kennt, eines Collier und Knight, oder der sogenannten Papierschnitzelsammler des Shakspeare-Vereins, den Eifer mit welchem sie nach Material geforscht, und die Dürftigkeit ihrer Erfolge, der wird obiges Buch mit großer oder mit gar keiner Erwartung zur Hand nehmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß, je mehr Jahre zwischen den Dichter und die Forscher treten, desto größer die Schwierigkeiten werden über ihn und seine Familie Neues zu entdecken. Auch Traditionen sterben oder arten aus durch lange Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht. Haben daher ältere Biographen, die aus Urquellen schöpfen konnten, nur wenige erhebliche Thatsachen zu Tage gefördert, so muß entweder Wunderbares geschehen sein, was den Verf. befähigt Ungekanntes zu liefern, oder das verheißene Neue sich auf Ungewichtiges beschränken, vielleicht auf Fixirung einiger Namen oder Daten, und auf Beleuchtung einiger Hypothesen. Letzteres trifft das Wahre. Was Halliwell's Buch als Lebensbeschreibung Neues bringt ist unbedeutend, dagegen enthält es die vollständigste, einschlagende Urkundensammlung und die scharfsinnigste Kritik aufgestellter Behauptungen. Wenn der Verf. seinen Stoff hauptsächlich aus dem städtischen Archive von Stratford am Avon bezogen hat, so ist dieses zwar auch von Malone untersucht und benutzt, aber nicht so nach allen Seiten wie vom Verf. ausgebeutet worden, sei es daß er ihm zu wenig Werth beimaß, oder eine reichere Ausbeutung für unnöthig achtete. Läßt sich dann auch nicht leugnen, daß der Verf. das Gegentheil gethan, den Werth jener handschriftlichen Documente überschätzt hat, so sind doch seine dadurch veranlaßten zahlreichen Aushebungen um Nichts weniger dankenswerth. Er hat jedenfalls die Valuta jener Papiere festgestellt, und in Betreff der Personenauskunft die sie enthalten alle Zweifel erledigt. Wären sie sogar weiter Nichts als Copien von Besitztiteln, Eintragungen von Geburten und Taufen, Registraturen in Civilprocessen und städtischen Angelegenheiten, würde doch ihre Veröffentlichung jener unruhigen Neugier ein Ende machen die immer noch auf die Kisten und Kasten der Stadtbehörde erwartungsvoll ihre Augen richtet. Daß der Verf. nicht im Stande gewesen aus den fraglichen Papieren positive neue Thatsachen zu ermitteln, sie ihm eigentlich nur — zwei oder drei kleine Personalitäten abgerechnet — zu Wahrscheinlichkeiten verholfen haben, ergibt sich aus dem speculativen Tone des ersten Bandes. Denn unter allen Biographien Shakspeare's, die auf dem Boden antiquarischer Forschung stehen, selbst die annehmbarsten Folgerungen und Möglichkeitsberechnungen abweisen, ergeht sich das Werk des Verf. am meisten in Conjecturen. Ueberall taucht das Wort „wahrscheinlich" auf. Indessen trägt auch Dies seine Frucht; der Verf. hat den Wahrscheinlichkeitsbrunnen rein ausgeschöpft. Demzufolge stellt es sich als zweifelfrei hervor, daß Shakspeare's Vater ein Handschuhmacher war. Unter andern dafür sprechenden Beweisen ist ein Abdruck seines Siegels mit demselben Emblem dessen die Handschuhmacher beim Petschieren ihrer Waaren sich noch heute bedienen. Zugleich hatte er einen Kleinhandel mit landwirthschaftlichen Producten. Später gab er die Handschuhmacherei auf, und widmete sich ausschließend dem Feldbau, muß aber laut wider ihn erhobener Schuldklagen um das Jahr 1587, als der Dichter 13 Jahre zählte, in Abfall der Nahrung gekommen sein.

Mit letzterm Umstande bringt der Verf. den Weggang des Dichters nach London in Verbindung. Eins aber bleibt dunkel. Noch im J. 1592 sollen die Geldverhältnisse John Shakspeare's — des Vaters — so bedrängt gewesen sein, daß er Sonntags nicht zur Kirche zu gehen wagte, aus Furcht Schulden halber verhaftet zu werden. Hiergegen hat zwar Collier erinnert, daß sich Dies von selbst widerlege, indem Sonntags kein Haftbefehl vollzogen werden dürfe, hat aber übersehen, daß Solches erst unter Wilhelm III. gesetzlich bestimmt worden ist, und damit fällt sein Einwand zu Boden. War jedoch Vater Shakspeare 1592 in so bedrängter Lage, muß es natürlich überraschen ihn 1596 um die Erlaubniß nachsuchen zu sehen ein Wappen zu führen, was nicht blos viel Geld kostete, sondern auch eine gewisse Respectabilität voraussetzt. Es müßte daher angenommen werden, daß in den vier Jahren seine Umstände sich außerordentlich verbessert; ob und wie Das geschehen, liegt nicht vor.

Die bekannte Geschichte von Shakspeare's Wilddiebstahl glaubt der Verf., verwirft dagegen die, daß er am Theater die Pferde gehalten. Für Beides scheint er Recht zu haben. Ueber Shakspeare's dramatisches Wirken sagt er nichts Neues, verbreitet sich aber auf den Grund von Documenten über dessen Geldgeschäfte nach der Rückkehr in seine Vaterstadt. Die Entdeckung, daß ihm die Gemeinde für ein Fuder Steine 10 Pence bezahlt, mag als Beweis gelten, wie wenig Werthvolles zu entdecken war. In Betreff der Rechtschreibung von Shakspeare's Namen, diesem vieljährigen Streite — unser Verf. schreibt Shakespeare —, muß es bei der diesfalsigen Ungewißheit sich bewenden.

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 263. —— 19. September 1848.

Populaire Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Das eigentliche Ziel von Bessel's Bemühungen war nunmehr die Anordnung von Maßregeln welche auf einem Jedem zugänglichen Wege zu der Erlangung von Copien davon führen sollen, deren Sicherheit selbst für die feinsten wissenschaftlichen Messungen Befriedigung gewährte. Er betrachtete das Vorhandensein eines unzweideutigen Urmaßes so lange als erfolglos, als es nicht mit solchen Maßregeln in Verbindung gesetzt ist.

Eine authentische Copie des preußischen Maßes muß ein Stab von weichem Gußstahl, wovon auch das Urmaß gemacht ist, sein; beide haben auch gleiche Dicke und gleiche oder sehr nahe gleiche Länge. Statt der Endflächen von Sapphir hat die Copie Endflächen von gehärtetem Stahl, welche nach ihrer festen Verbindung mit dem Stabe eben und genau senkrecht auf seine Achse abgeschliffen und polirt sind. Um diese Endflächen vor Staub und Rost zu schützen, werden sie durch cylindrische Kapseln von Messing verdeckt, welche auf die cylindrisch abgedrehten Enden des Stabes geschoben werden. Wenn die so beschaffenen Stäbe gänzlich vollendet sind, werden sie mit dem Urmaße verglichen, wodurch man ihre Länge (in der Wärme, in welcher die Vergleichung vorgenommen ist) in preußischem Maße ausgedrückt erfährt. Dann erhält der Stab die Aufschrift: „(Jahreszahl.) Dieser Stab in der Wärme von ** Graden des hunderttheiligen Thermometers, in der Achse seiner cylindrischen Enden gemessen, ist ** Linien länger (kürzer) als drei preußische Fuß."

Durch diese Aufschrift wird er zur authentischen Copie des preußischen Maßes. Um eine solche zu erlangen, muß man sich an die königliche Normal-Eichungscommission in Berlin wenden, welche derselben auch die Originalvergleichungen beilegt, woraus die in den Stab eingegrabenen Zahlen hervorgezogen sind. Der Preis davon beträgt 60 Thaler.

Die Vergleichung der Copie mit dem Urmaße wird durch einen Apparat erlangt, welcher zwei sehr feine, mit Repsold'schen Wasserwagen — Fühlhebeln versehene, auf einem Balken von Mahagoniholz befestigte Mikrometer besitzt, zwischen welche abwechselnd das Urmaß und die Copie gebracht werden können. Beide liegen nebeneinander auf einem Wagen, welcher sich nur senkrecht auf die Mikrometerlinie bewegen kann, und dessen Bewegung an zwei Punkten gehemmt wird, nämlich dann, wenn die Achse entweder des einen oder des andern Stabes sich in dieser Linie befindet. Dieses geschieht durch sein Anstoßen an die Spitzen zweier Schraubenpaare, welche bei jeder Auflegung der Stäbe so gestellt werden, daß jeder von ihnen dadurch in die beabsichtigte Lage gelangt, und hat zur Folge, daß sie ohne weitere Aufmerksamkeit, sehr schnell nacheinander, abwechselnd zwischen die Mikrometer gebracht werden können, sodaß der Einfluß der Körperwärme des Beobachters auf sie und den Apparat durch diese Einrichtung so viel als möglich abgekürzt wird. Um das Resultat einer Vergleichung der beiden Stäbe von der Voraussetzung ihrer völlig richtigen Centrirung in die Mikrometerlinie zu befreien, ist eine Wiederholung nach einer vorgenommenen Umwendung beider erfoderlich. Jede dieser beiden Vergleichungen, unter der Aenderung einiger äußern Umstände wiederholt, fodert einen Zeitaufwand von einer Viertelstunde oder etwas mehr; das Mittel aus beiden ist, insofern nur die Messungsfehler in Betracht gezogen werden, eine sehr beträchtliche, selten mehr als zwei Zehntausendtel einer Linie zweifelhaft lassende Annäherung.

Allein so sicher der Apparat an sich ist, und so fein seine Mikrometer sind, so würde man doch wenig wirklichen Vortheil aus diesen guten Eigenschaften haben ziehen können, wenn es nicht gelungen wäre Mittel zu finden die Gleichheit der Wärme beider Stäbe hinreichend zu versichern. Man bemerkt die Schwierigkeit diese Gleichheit hervorzubringen erst wenn der Apparat so eingerichtet und ausgeführt ist, daß er eine sehr große Genauigkeit gewährt. Eine Erwärmung eines Stahlstabes von 3 Fuß Länge um den 44. Theil eines Grades des hunderttheiligen Thermometers ändert seine Länge schon um ein Zehntausendtel einer Linie, und eine Aenderung um fast einen Viertelgrad ist erfoderlich, um sie um ein Tausendtel Linie zu ändern. Gewährt daher die Messung an sich selbst nicht eine unter ein Tausendtel Linie

hinabgehende Sicherheit, so wird die Schwierigkeit die Wärme beider Stäbe gleich zu machen und zu erhalten wol kaum hervortreten, indem ihr Nebeneinanderliegen während einiger Stunden wol hinreichen wird eine Ausgleichung der Wärme bis auf diesen Unterschied hervorzubringen, und durch die Nähe des Beobachters keinen neuen Unterschied von dieser Größe entstehen zu lassen; aber dasselbe Mittel versagt seinen Erfolg, wenn die Gleichheit der Wärme bis auf eine 10 mal kleinere Größe stattfinden soll. Die Verschiedenheit der Strahlung der Wärme nach oder von entgegengesetzter Seite des Zimmers in welchem der Apparat sich befindet erzeugt, Bessel's Erfahrungen zufolge, viel größere Unterschiede, und ihre Ausgleichung geht so langsam vor sich, daß man weit eher erwarten kann eine neue Ungleichheit entstehen als eine vorhandene verschwinden zu sehen. Da hier eine Maßregel zu ergreifen war welche nicht etwa jetzt allein, sondern während einer unbestimmt langen Zeit befolgt werden soll, so mußte sie so gewählt werden, daß dadurch auch Unachtsamkeit und Nachlässigkeit nicht leicht die Kraft erhalten einen nachtheiligen Einfluß auszuüben. Offenbar wurde es nun wesentlich die Copien von demselben Materiale, denselben Abmessungen und derselben Art der Bearbeitung zu machen welche bei dem Urmaße stattfinden; denn ohne diese Uebereinstimmung verschwindet alle Aussicht die Wärme beider Stäbe, trotz der äußern Störungen und des nie fehlenden Schwankens der Wärme der sie umgebenden Luft, fortwährend gleich zu erhalten. Der Verf. erwartete einigen Erfolg von einer Verdeckung des Apparats, d. i. der Mikrometer, des Wagens und der Stäbe, durch einen genau anschließenden Deckel von Mahagoniholz, aus welchem nur die Köpfe und Trommeln der Mikrometerschrauben hervorragten, und welcher nur zwei verglaste, gleichfalls noch durch Holz verdeckte Oeffnungen besitzt, um dadurch die Angabe der auf den Stäben liegenden Thermometer ablesen zu können. Allein als er Versuche mit dieser Einrichtung in seinem Zimmer machte, zeigten auch sie noch Schwankungen der relativen Länge der Copie, welche oft über ein Tausendtel einer Linie gingen, und durch Veränderungen der Stellung des Apparats gegen die Fenster und den Ofen, sowie auch durch die Umgebung des letzern durch einen Schirm nicht weggeschafft wurden. Erst als er den Apparat in ein ungeheiztes Zimmer des Kellergeschosses der Sternwarte brachte, dieses sorgfältig verschloß, und nur von Zeit zu Zeit hineinging, um eine Vergleichung zu machen, gelangen die Vergleichungen nach Wunsche; denn nun zeigte sich unter 14 vollständigen Vergleichungen einer Copie mit dem Urmaße keine einzige Abweichung von ihrem Mittel, welche zwei Zehntausendtel einer Linie beträgt, während nur vier darunter sind welche mehr als ein Zehntausendtel Linie davon verschieden sind. Hierdurch war die Bedingung gefunden, deren Erfüllung gefodert wird, wenn die Vergleichung einer Copie mit dem Urmaße eine sehr große Sicherheit erhalten soll. Um die Größe eines Zehntausendtels einer Linie anschaulich zu machen, führt Bessel an, daß es etwa ein Dreihundertel der mittlern Dicke eines Menschenhaars ist.

Die Aufschrift jeder Copie gibt die Länge, im wahren preußischen Maße ausgedrückt, an welche sie in der Wärme hatte in welcher sie mit dem Urmaße verglichen wurde; nicht etwa ihren unmittelbar gemessenen Unterschied von diesem. Um sie kennen zu lernen, mußte man die Länge des Urmaßes nicht allein in seiner Normalwärme (= 16°, 25 C), sondern auch in jeder andern Wärme, also ihre Aenderung für jeden Grad der Thermometeränderung kennen. Um auch in dieser Beziehung Nichts zu wünschen übrig zu lassen, wurde ein eigener Apparat verfertigt, welcher zur Bestimmung der Größe der Wärmeänderungen des Urmaßes diente, und durch welchen der Verf. fand, daß jeder Grad der Aenderung des hunderttheiligen Thermometers einen Einfluß von 0,004375 preußischen Linien auf das Urmaß hat.

Einen nicht minder interessanten Gegenstand, nämlich über den Magnetismus der Erde, behandelt die neunte Vorlesung. Sie führt uns besonders in die Mitte der höchst wichtigen Untersuchungen und Beobachtungen über die magnetische Intensität an vielen Punkten der Erde ein, zu denen in neuerer Zeit Alexander v. Humboldt und Gauß den Impuls gegeben haben.

Die zehnte Vorlesung handelt von der Wahrscheinlichkeitsrechnung; die elfte über die Verbindung der astronomischen Beobachtungen mit der Astronomie. Bemerken müssen wir, daß Bessel in dieser letzten Vorlesung schon aus den Anomalien die der Planet Uranus in seinen Bewegungen zeigt auf die spätere Entdeckung des Planeten Neptun hingeleitet wurde, und dieselbe gleichsam ankündigte. Nach einer Bemerkung des Herausgebers in der Vorrede war er schon im Begriff den Weg der zum Ziele geführt hätte einzuschlagen, als zunehmende Kränklichkeit und angestrengte Arbeiten mit einem neuen vortrefflichen Meridian-Instrumente von Repsold, denen er sich unerachtet seiner Kränklichkeit unterzog, ihm eine der glänzendsten Entdeckungen, für die er so viel gethan hatte, in dem Augenblicke entrissen in dem er seine Hand nach dem Preise ausstrecken durfte.

(Der Beschluß folgt.)

Deutschlands Dichterinnen. In chronologischer Folge herausgegeben von Abraham Voß. Düsseldorf, Buddeus. 1847. Gr. 8. 2 Thlr.

Arme deutsche Dichterinnen! Da hat sich nun ein wackerer Mann jahrelang unablässig bemüht euch dem Vaterlande von A bis Z in geschlossener Reihe vorzuführen; fast in derselben Stunde in welcher A. Voß, ein Sohn des bekannten J. H. Voß, starb, war auch sein Werk in ansprechender äußerer Gestalt vollendet; es wurde hinausgesandt in alle deutschen Lande, auf daß ein Jeder beisammen erblicken könne was deutsche Frauen und Jungfrauen seit drei Jahrhunderten zu dem Schatze deutscher Dichtung beigesteuert haben. Und nun? Wird man nun wol Zeit finden euch nach Gebühr oder wenigstens nach Höflichkeit zu berücksichtigen? Oder wird es euch ergehen wie euerm Recensenten? Als der am 27. Febr. dieses großen Jahres den größten Theil euerer Dichtungen mit lebhaftem Interesse durchgelesen hatte, da vertrieben zwei Zeilen in der

Zeitung alle literarhistorischen und belletristischen Gedanken, und heute, wo er euch wieder aufsucht, schreiben wir den 27. Aug., und immer wollen die Gedanken noch von euch neben hinausgehen nach Frankfurt, wo eben die alte Verbindung der Pfaffen und der Radicalen neu aufgelegt werden soll. Nun, mögen sie sich verbinden, ein verjüngtes Volk wird auch mit einer solchen Hydra fertig werden; wir aber wollen es endlich einmal wieder versuchen ein wenig in der Dichtkunst Lorberhainen zu lustwandeln!

Denn wenn auch wol Niemand erwarten wird den größten Reichthum und die größte Herrlichkeit des dichtenden Menschengeistes hier zu finden, so veranlaßt doch das Buch zu mancherlei interessanten Betrachtungen, und bietet auch des wirklich Schönen und Werthvollen Manches dar. In chronologischer Reihenfolge, mit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnend, werden uns mehr als 150 Dichterinnen vorgeführt; den Dichtungen selbst gehen kurze Angaben über die Lebensverhältnisse der Verfasserinnen voraus. Fassen wir zuerst diese Aeußerlichkeiten, die aber doch keine Zufälligkeiten sind, etwas ins Auge. Die ältesten hier aufgeführten Damen gehören fast alle fürstlichen Familien oder dem hohen Adel an. Bis etwa 1740, d. h. in vollen zwei Jahrhunderten, finden wir nur vier Dichterinnen bürgerlicher, dagegen 13 fürstlicher und adeliger Herkunft. Später dreht sich dies Verhältniß mehr und mehr um, und so bestätigt sich auch auf diesem Gebiete was die ganze deutsche Literaturgeschichte lehrt, daß man in frühern Jahrhunderten gewisse Stände auch in geistiger Beziehung mit Recht die höhern nennen durfte, daß aber das Bürgerthum sich ihnen allmälig mehr und mehr gleich zu stellen gelernt hat, und also auch hier aller Grund höhere und niedere Stände zu unterscheiden weggefallen ist.

Ferner gibt ein flüchtiger Ueberblick über die Lebensschicksale der hier zusammengestellten Dichterinnen von neuem die Ueberzeugung, daß dichterische Begabung bei Frauen mehr noch als bei Männern mit einem glücklichen und geordneten Lebensgange leicht in unlösbaren Zwiespalt geräth. Wir finden nicht Wenige unter ihnen die mit dem Keim der Dichtkunst auch den eines frühen Todes in sich trugen: Sibylla Schwarz und die Deutsch-Russin Elisabeth Kulmann. Groß ist die Zahl Derer welche das eigentliche und naturgemäße Ziel des Weibes, die Ehe, nicht erreicht haben, oder deren Ehe getrennt wurde, oder die ein bewegtes, ungewöhnliches Liebesleben durchgekämpft haben, und bei wie vielen lassen die Dichtungen selbst ähnliche Erlebnisse ahnen, deren äußere Umstände dunkel blieben! Offen zu Tage liegen besondere Lebensverhältnisse z. B. bei Aurora von Königsmark, bei der Karsch, ihrer Tochter v. Klenke und ihrer Enkelin Wilhelmine v. Chezy, bei Frau v. d. Recke, bei Sophie Brentano, bei Elise Bürger, bei Gräfin Hahn-Hahn; ein freiwilliges Lebensende haben gesucht Luise Brachmann und Karoline Brachmann; auch Das dürfte erwähnt werden, daß mehre Dichterinnen es in langjähriger Blindheit geworden sind; kurz, vielfach finden wir die Entwickelung dichterischer Anlagen in Verbindung mit krankhaften Lebensumständen: und so dürfte denn wol diese Sammlung selbst einen Beweis liefern, daß bei Frauen mehr noch als bei Männern dichterische Thätigkeit sehr häufig nicht der Ausdruck und die Frucht des Glücks ist. Noch dürfte hier zu erwähnen sein, daß sich das dichterische Talent einige mal fortzuerben scheint, wie von der Karsch auf Tochter und Enkelin, und daß sich an gefeierte männliche Dichter mehrfach verwandte Frauen mit gleicher Thätigkeit anschließen, so in der Zinzendorf'schen Familie, so Frau Luise Adelgunde Victoria Gottsched, Ernestine Voß, so Schiller's Mutter, Gattin und Schwägerin, denen noch seine Schwester Elisabeth Reinwald hätte beigefügt werden können.

Gehen wir nun von den Dichterinnen und ihren persönlichen Verhältnissen zu ihren Werken über, so fällt uns im Allgemeinen Armuth und Eintönigkeit der Formen auf; es finden sich in dem ganzen Bande mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen nur die gangbaren jambischen Strophen angewendet; neue Formen sind fast gar nicht gebildet, und wo künstlichere Formen zum Vorschein kommen, namentlich antike Maße, Hexameter, Pentameter und dgl., da sind sie meist ziemlich lahm. Ein recht auffallendes Beispiel von mangelndem Formsinn ist S. 510 das geistliche Trostlied einer ungenannten Verfasserin, in der großartigen, triumphirenden Melodie: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren", ein Fehler welcher freilich in der ganzen neuern geistlichen Dichtung auf gräuliche Weise herrscht. Es scheint Dies wenig zu dem den Frauen sonst unbestreitbar eigenen Formsinn zu passen, aber es ist doch mehr ein Mangel an der Kraft neue Formen zu schaffen; denn in den ihnen handlichen Formen bewegen sie sich allerdings meist mit Leichtigkeit und Gewandtheit, die antiken Formen aber kann eigentlich Niemand handhaben der sie nicht an der Quelle studirt hat.

Was endlich den Inhalt der vorliegenden Dichtungen betrifft, so gewährt derselbe allerdings kein vollständiges Bild über die literarische Thätigkeit deutscher Frauen, weil das Drama und der Roman, welchen letztern die Damen ja neuerdings hauptsächlich in Beschlag genommen haben, hier gar nicht berücksichtigt sind, auch ohne den äußern Umfang des Buches ganz wesentlich zu ändern nicht berücksichtigt werden konnten. Wir sind also rein auf die erzählende und die Gefühlsdichtung beschränkt; aber auch die erstere ist im Verhältniß zur letztern schwach vertreten. Manche Gedichte, die erzählender Art sein sollen, enthalten nicht viel mehr als traumhafte Visionen; entschieden lebendige Gestalten finden sich eigentlich nur in den Dichtungen von Karoline Pichler, Luise Brachmann und Annette v. Droste-Hülshoff, unter welchen Dreien wiederum die Letztere, überhaupt unter allen ihren Schwestern in Apollo eine der ersten, den Preis davonträgt. So bleibt also als Gros der Armee nur reine Lyrik übrig. Von dieser werden etwa zwei Drittheile religiöser Art sein, und sie gehören zu nicht kleinem Theile der herrnhutischen Richtung an; als mehrfach interessant erwähne ich hier die Gedichte der „schönen Seele", Fräulein v. Klettenberg. Daß sich unter diesen zahlreichen religiösen Liedern manches schöne, zarte und wohlthuende findet, wird Niemand zweifeln; nur wenige unter ihnen aber, und auch Dies wird sich aus dem weiblichen Charakter leicht erklären, erheben sich so weit über das rein subjective Gefühl, daß man sie als Kirchenlieder bezeichnen könnte. Es ist Dies nur der Fall mit einigen Gedichten aus dem 16. Jahrhundert, wo eben das kirchliche Leben mächtig waltete, am meisten in denen von Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des Großen Kurfürsten, Verfasserin von „Jesus meine Zuversicht", und außerdem mit einem wahrhaft schönen Missionsliede von Sophia Herwig aus neuester Zeit.

Die älteste Zeit bringt ausschließlich geistliche Gedichte, das erste weltliche ist merkwürdigerweise das von der höchst weltlichen quedlinburger Pröpstin Aurora v. Königsmark. Ihr folgen auf diesem Gebiete zunächst die Gottsched und die Karsch. Liebeslieder finden wir im Ganzen wenige, ein sehr stark an das Sinnliche anstreifendes von der Tochter der Karsch (S. 173); eine sehr anmuthige, auch in der Form wohlgelungene Liebes- und Familiengeschichte, nach Chamisso's Vorbild eine Reihe von Gedichten bildend, von Elise Hochweber (S. 482). Geringer als man erwarten sollte ist die Zahl der Kinderlieder, welche erst gegen den Anfang dieses Jahrhunderts mit Wilhelmine Müller beginnen; merkwürdig ist es, daß von derselben Dichterin das erste politische Gedicht und das erste welches die Frage nach der Emancipation der Frauen anregt herrühren (S. 84—88). Sonst ist natürlich die Zahl der politischen Dichterinnen nicht groß, und ich muß hinzusetzen, ihr Werth stimmt mit der Zahl vollkommen überein; auf der Rechten und zwar auf einer ganz entsetzlich äußersten Rechten sitzt die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg mit ihrer „Constitution", welche, 1840 an den König von Preußen gerichtet, folgendermaßen schließt:

> Und um die Kammern gar, wer braucht da wol zu jammern?
> Im Herzen haben wir zwei wohlbestellte Kammern.

Darin hast du den Sitz, o Herr, und viele Stimmen;
Und nie wird hier vertagt, denn du bist immer d'rinnen.

Eine ebenso radicale Linke ist wenigstens in dieser Sammlung nicht vertreten, obgleich neuerdings auch ihre Melodien weiblicherseits mehrfach angeschlagen worden sind; hier finden wir höchstens eine gemäßigte Linke in Ida v. Düringsfeld, welche der Frau Dudevant ihre Huldigungen in zwei Sonetten darbringt.

Somit wären die Hauptrichtungen auf welche uns vorliegende Sammlung hinweist kurz angedeutet; Proben aus derselben mitzutheilen habe ich mich deshalb enthalten, weil es hier nicht auf die Einzelheiten und ihren Werth, sondern auf die Betrachtung des Ganzen ankam, und interessant ist jede solche derartige Zusammenstellung immer von mehr als einer Seite. Wenn man sich aber wie gewöhnlich so auch hier versucht fühlt die verschiedenen Dichterinnen nach ihrem ästhetischen Werthe untereinander abzuwägen, so kann ich nicht umhin der schon oben erwähnten Annette v. Droste-Hülshoff, und unter ihren Gedichten der „Jungen Mutter" (S. 346) den Kranz zu reichen. 7.

Bibliographie.

Alt, J. K. W., Predigten über die neugewählten epistolischen Texte. Jahrgang 1848. Zwei Bände. Nebst einem Vorwort über die Behandlung der biblischen Wunder-Erzählungen in der kirchlichen Rede. Abschnitt 2. Prüfung der verschiedenen Behandlungsarten. Hamburg, Herold. Gr. 8. 2 Thlr.

Biedenfeld, Freih. v., Die komische Oper der Italiener, der Franzosen und der Deutschen. Ein flüchtiger Blick in die Welt, wie sie war und ist. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eckelmann, H., Kinderlieder. Lüneburg, Engel. 8. 7½ Ngr.

Fahne, A., Geschichte der Kölnischen, Jülichschen und Bergischen Geschlechter in Stammtafeln, Wappen, Siegeln und Urkunden. 1ster Theil: Stammfolge und Wappenbuch. [A—Z.] Mit nahe an 1000 in Holz geschnittenen Wappen, 200 lithographirten Siegelabbildungen, Häuseraufrissen, dem Bildnisse des Verfassers u. s. w. Köln, Heberle. Folio. 8 Thlr.

Keferstein, C., Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Teutschland, so wie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. 2ter Band. 1ste Abtheilung: Sprachlichen Inhalts. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Köster, C., Zerstreute Gedanken-Blätter über Kunst. Mannheim, Götz. 8. 15 Ngr.

Metzerich, W. v., Gedichte. Wien, Gerold. Gr. 12. 20 Ngr.

Pannasch, A., Gesammelte militärische Schriften. Mit 6 Kupfertafeln. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr.

Römhild, J., Der 20. Mai oder: Die Familie Biedermann. Ein Gemälde erhabener Scenen im Gebiete seltsamer Schicksalsfügungen. Döbeln. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spieker, C. W., Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg. 2ter Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Umschau in deutschen Landen. (1ster Band.) Franken. Zwickau, Verein zur Verbreitung von Volksschriften. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Arago, F. D., Ueber Maschinen in ihrem Verhältnisse zu dem Wohlstande der arbeitenden Classen. Wien, Gerold. 8. 4 Ngr.

Arnim-Boytzenburg, Graf, Die deutsche Centralgewalt und Preußen. Mit einem Vorwort desselben an seine Wähler zur deutschen National-Versammlung. Geschrieben im August 1848. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Barth, H., Wo ist mein deutsches Vaterland? Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 1½ Ngr.

Behr, J. H. T., Predigt zur Feier der Wahl des deutschen Reichsverwesers, des Erzherzogs Johann von Oesterreich, bei dem Hauptgottesdienste zu Gera am 5. Sonntag nach Trinitatis 1848 gehalten. Gera, Kanitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kurzer Bericht aus den Verhandlungen über die Ausstattung des Osnabrück'schen Bisthums. Osnabrück, Fredewest. 12. 1 Ngr.

Blum, L. v., Die Armee und die Gegenwart. Ein Wort zur Beherzigung. 5te Auflage. Erfurt, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Monarchie und Republik. Ein Sendschreiben an das deutsche Volk. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Brandl, J., Kritische Erläuterung unserer Verfassungs-Urkunde in vergleichender Darstellung mit fremden Constitutionen. Wien, Gerold. 8. 4 Ngr.

— — Kein Zweikammersystem für unsere Constitution! Ein Aufruf an die Regierung und die Völker Oesterreichs. Ebendaselbst. 8. 8 Ngr.

Dietsch, Bericht über die Versammlung sächsischer Gymnasiallehrer zu Leipzig am 17., 18. und 19. Juli 1848. Aus den Protokollen zusammengestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Facius, M., Wie die Hoffnung den Christen über die außerordentlichen Bewegungen unserer Zeit erhebe. Ein Frühlingsruf an Sachsens Volk. Predigt, am Sonntag Lätare 1848 gehalten. Döbeln. 8. 1½ Ngr.

Gelshorn, F., Die christliche Liebesgemeinschaft, als Grundlage des Vertrauens und der lebendigen Einigung aller Stände der menschlichen Gesellschaft. Predigt, gehalten den 17. Mai 1848 an dem Bittage für eine gesegnete Erndte. Paderborn, Schöningh. 8. 2½ Ngr.

Germania. Offener Brief an Deutschlands Völker, Fürsten und Parlament. Ein ernstes und freies Wort von Wahrmund Redefrei. Zürich, Industrie- u. Literatur-Comptoir. 8. 2½ Ngr.

Herrmann, A., Unsere Zeit und die Schule. Ausgeführte Thesen. Lüneburg, Engel. Gr. 8. 5 Ngr.

Herrmann von Lehnin, Höchstdenkwürdige Weissagung über Preußens ältere und neuere Geschichte, von 1322—2000 bisher buchstäblich eingetroffen, und eben in der Entwickelung begriffen. Bremen, Geisler. 8. 3¾ Ngr.

Ist Preußen deutsch? Frage an Alle, die sich Deutsche nennen. Erfurt, Müller. 8. ¾ Ngr.

Loewer, W., Bericht über den zu Groß-Oschersleben abgehaltenen medizinischen Kongreß Behufs der Medizinal-Reform mit vorzüglicher Berücksichtigung der schriftlichen Vorlagen. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 6 Ngr.

Mittheilungen über die deutsche Colonie „Wartburg" in Ost-Tennessee, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Leipzig. 16. 2½ Ngr.

Die französischen Deputirten Montalembert, Remusat, Victor Hugo, Tocqueville, Thiers über das Zweikammer-System. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 3 Ngr.

Programm des demokratisch-sozialen Vereins zu Kassel. Im Namen des Komités aufgestellt und vorgelegt von G. Kellner und H. Heise. Kassel, Appel. Gr. 8. 5 Ngr.

Prophezeiungen, Geschichte und Religion, was rufen sie uns dermalen zu? Ein wohlgemeintes Wort zur leichtern Würdigung ersterer, zur ernsten Beherzigung beider letztern. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 4 Ngr.

Die große Prozession in Münster. (Gedicht.) Münster, Deiters. 8. 2½ Ngr.

Schirmer, A., Zwei Bundeslieder. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 8. 1 Ngr.

Stäudlein, Das politische Vater-Unser. Berlin, Hübenthal u. Comp. 4. 1 Ngr.

Wat is Constitution? Wat is Republik? Berlin. Folio. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 264. —— 20. September 1848.

Populaire Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Die zwölfte Vorlesung trägt die Ueberschrift: „Gleichgewicht und Bewegung"; die dreizehnte: „Astronomische Beobachtungen"; die vierzehnte: „Oerter der Fixsterne an der Himmelskugel"; die funfzehnte und letzte ist dem Mond gewidmet. Da es wol manchem unserer Leser nicht unwichtig sein möchte zu erfahren welches die Ansichten eines bedeutenden Astronomen wie Bessel über diesen treuen Gefährten und Laternenträger der Erde sind, so möge es erlaubt sein auch daraus noch Einiges mitzutheilen.

Der Mond wendet uns, oberflächlich betrachtet, immer *dieselbe* seiner Hälften zu, allein genau genommen zeigt er gewisse Schwankungen gegen unsere Gesichtslinie, welche kleine Theile seiner andern Hälfte an den Rändern der erstern erscheinen und wieder verschwinden lassen. Da wir immer genau dieselbe Hälfte desselben sehen würden, wenn die von seinem Mittelpunkte nach dem Auge gelegte gerade Linie seine Oberfläche immer an *demselben* Punkte durchschnitte, so geht aus den wahrgenommenen Veränderungen der sichtbaren Hälfte hervor, daß die Oberfläche des Mondes von dieser Linie zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Punkten durchschnitten wird; aber die Kleinheit der Veränderungen zeigt auch, daß die Durchschnittspunkte sich nie weit voneinander entfernen, oder daß die von dem Mittelpunkte des Mondes nach dem Auge gelegte gerade Linie nach und nach durch Punkte der Oberfläche des Mondes geht welche sämmtlich in einen kleinen Raum eingeschlossen sind. Wirklich sieht man einen kenntlichen Punkt des Mondes der heute im Mittelpunkte seiner Scheibe erscheint nie weiter als etwa ein Achtel des Durchmessers derselben von dieser Mitte entfernt.

Indessen läuft der Mond, in jedem Monate ein mal, um die Erde. Da er trotz dieser Umlaufsbewegung immer fast dieselbe seiner Hälften zeigt, also ein und derselbe seiner Durchmesser immer nahe auf die Erde gerichtet ist, so erfährt dieser Durchmesser und damit der ganze Körper des Mondes während seines Umlaufs zugleich eine *Drehung*, und wir sehen trotz dieser Drehung nur *eine* seiner Seiten, weil die Umlaufsbewegung ihre Wirkung, beziehungsweise auf die Erde, näherungsweise wieder vernichtet. Von der Vereinigung dieser beiden Bewegungen kann man eine anschauliche Vorstellung erhalten, wenn man sich eine Uhr deren Zeiger in einem Monate seine Umdrehung vollendet in derselben Zeit um das Auge herumgeführt denkt. Ist der Zeiger anfangs auf das Auge zu gerichtet, sodaß dieses nur seine Spitze sieht, und ist seine Bewegung sowol wie auch die Bewegung der Uhr um das Auge *gleichförmig*, so wird die Spitze immer auf das Auge gerichtet bleiben; weicht aber eine der beiden Bewegungen von der *Gleichförmigkeit* ab, so entfernt der Zeiger sich offenbar von der Richtung nach dem Auge. Sieht man Dieses, so ist die Ungleichförmigkeit *einer* der beiden Bewegungen keinem Zweifel mehr unterworfen; allein *welche* von beiden diese Ungleichförmigkeit besitzt, oder ob beide sie besitzen, bleibt so lange zweifelhaft, als nicht andere Entscheidungsgründe *für* die eine und *gegen* die andere geltend werden. Das was der Anblick des Mondes zu verschiedenen Zeiten uns zeigt überzeugt uns also, daß entweder seine Umlaufsbewegung um die Erde oder seine Umdrehungsbewegung um seine eigene Achse nicht völlig gleichförmig vor sich gehen. Von der *erstern* wissen wir, indem wir den Lauf des Mondes am Himmel kennen, daß sie wirklich eine Ungleichförmigkeit besitzt; indem wir Schwankungen des Mondes beziehungsweise auf die Gesichtslinie beobachten, können wir also nicht zweifeln, daß sie, wenigstens zum Theil, ihre Erklärung in jener Ungleichförmigkeit finden werden.

Die Frage, ob jene Ungleichheiten der Umlaufsbewegung des Mondes um die Erde *allein* zur vollständigen Erklärung der oben angeführten Schwankungen hinreichen, kann offenbar nur beantwortet werden, nachdem die Schwankungen selbst durch sorgfältige Beobachtungen ihrer Art und Größe vollständig bekannt geworden sind. Dergleichen Beobachtungen, welche die Lage eines kenntlichen Punkts auf dem Monde vergleichungsweise mit dem Mittelpunkte seiner Scheibe zum Gegenstande hatten, hat schon Dominicus Cassini vor 150 Jahren gemacht, genauere Tobias Mayer, und noch genauere Bouvard. Diese Beobachtungen haben ergeben, daß sich die scheinbaren Schwankungen des Mondes mit einer *gleichförmigen Drehung* desselben um eine Achse, welche nahe senkrecht auf der Ebene der Erdbahn steht, voll-

kommen vereinigen lassen, also alleinige Folgen der Ungleichförmigkeit der Umlaufsbewegung sind. Es ist aus diesen Beobachtungen hervorgegangen, daß die Drehung des Mondes um seine Achse, deren Dauer der Dauer seiner Umlaufsbewegung um die Erde gleich ist, gleichförmig vor sich geht, ebenso wie es bei der Drehung der Erde um ihre Achse der Fall ist. Der Mond hat seinen bestimmten Aequator, seine Pole und seine Meridiane wie die Erde, und die Begriffe der geographischen Länge und Breite finden auf ihn sowie auf diese ihre Anwendung. Es ist sogar Etwas vorhanden was die Annahme eines ersten Meridians, von welchem aus die Längen gezählt werden, von der Willkür befreit welche auf der Erde bekanntlich darin stattfindet; man kann denjenigen Meridian dafür annehmen dessen Schwankungen ihn auf beiden Seiten gleich weit von der Erde entfernen.

Zwischen dem Monde und der Erde ist eine große und einflußreiche Verschiedenheit. Die Erde hat eine Atmosphäre, der Mond hat keine. Mit der Atmosphäre fehlen seiner Oberfläche alle die großen Veränderungen welche die Oberfläche der Erde vom Anfange an durch die fortwährenden Einflüsse derselben erfahren hat. Seine Gebirge sind nicht wie die Gebirge der Erde durch Luft und Wasser zerstört; er zeigt uns einen unveränderten Zustand, während der der Erde bis zum Unkenntlichwerden verändert worden ist. Wenn der Mond eine Atmosphäre besäße, so müßten durch sie hindurchgehende Lichtstrahlen von ihrem geraden Wege abgelenkt oder gebrochen werden. Nun ist man aber durch Beobachtungen, denen der Verf. eine weitere Berücksichtigung schenkt, wirklich zu der Ueberzeugung gelangt, daß keine Strahlenbrechung am Monde merklich ist. Der Versuch hat mit so großer Sicherheit gemacht werden können, daß man mit Bestimmtheit behaupten kann, daß eine Strahlenbrechung, wenn sie vorhanden ist, nicht einmal eine einzige Secunde beträgt. Nimmt man diese äußerste, mit den Beobachtungen noch vereinbare Grenze als wirklich vorhanden an, und setzt man voraus, daß die Atmosphäre des Mondes, welche diese kleine Strahlenbrechung erzeugt, dieselben Bestandtheile hat welche unsere Atmosphäre besitzt, so folgt ferner, daß ihre Dichtigkeit noch nicht einmal den tausendsten Theil der Dichtigkeit welche unsere Atmosphäre an der Oberfläche der Erde besitzt betragen kann. Der Verf. gibt aber nicht einmal diese äußerste Grenze der Dichtigkeit der Mondsatmosphäre zu, hält vielmehr dafür, daß Nichts vorhanden welches auch nur die geringste Spur einer solchen Atmosphäre andeutet, und daß Alles was man dafür angeführt hat auf Misverständnissen und Ungenauigkeiten beruht. Von tropfbarem Wasser kann bei der Abwesenheit einer Atmosphäre des Mondes gar nicht die Rede sein; Feuer kann ohne Luft nicht brennen.

Was auf dem Monde zuerst auffällt sind zahlreiche Berge und Thäler, welche seine Oberfläche höchst rauh und ungleich erscheinen lassen. Daß Das was man Berge nennt wirklich Berge sind, ist keinem Zweifel unterworfen; man sieht sehr deutlich und auffallend den Schatten welchen sie, indem die Sonne sie bescheint, in die Thäler werfen. Man wird durch die Messung der Länge dieses Schattens sogar in den Stand gesetzt die Höhen der Berge zu bestimmen. Was man, indem man von der Schattenlänge ausgeht, herausbringt ist nicht genau Dasselbe was wir unter Höhe unserer Erdberge verstehen; diese ist immer von der Meeresfläche an gerechnet; von einer bestimmten Fläche also welche auf dem Monde nicht vorhanden ist. Die gemessenen Höhen der Berge des Mondes können sich demnach nicht auf einen bestimmten Anfangspunkt beziehen, sondern sie sind nichts Anderes als Höhenunterschiede, von der Höhe des Punktes an gerechnet auf welchen das Ende des Schattens fällt. Läge ein Berg z. B. auf einem ausgedehnten, an sich selbst eine halbe Meile hohen Plateau, und fände man ihn durch seinen auf dieses Plateau fallenden Schatten eine Meile hoch, so würde seine wahre Höhe anderthalb Meilen betragen; allein da man die Höhe des Plateaus nicht bestimmen kann, indem der Anfangspunkt dafür fehlt, so ist man gezwungen ihn nur eine Meile hoch anzugeben. Der größte Höhenunterschied welchen Beer und Mädler gefunden haben beträgt 3227 Toisen, erreicht also noch nicht völlig die Höhe des höchsten Piks des Himalajagebirgs, welche man bekanntlich auf 4000 und einige Toisen schätzt. Ob er diese Höhe erreichen würde, wenn man sie von der mittlern Oberfläche des Mondes, welche unsere Meeresfläche vertreten möchte, messen könnte, kann man nicht wissen. Jedenfalls geht aus dem häufigen Vorkommen von Höhenunterschieden welche 3000 Toisen überschreiten hervor, daß die Unebenheiten der Mondsoberfläche, vergleichungsweise mit seiner eigenen Größe, weit auffallender sind als die Unebenheiten der Erde; denn der Durchmesser der Mondskugel ist nicht viel größer als ein Viertel des Durchmessers der Erdkugel, und dennoch erreichen die Berge des Mondes etwa dieselbe Höhe welche unsere Berge erreichen.

Wir müssen hier das Nähere was der Verf. über die Krater und Ringgebirge des Mondes anführt übergehen, bemerken jedoch, daß sie ihm Ueberreste von Aufblähungen zu sein scheinen welche die Oberfläche desselben im mehr oder weniger flüssigen Zustande erfahren hat; die früher entstandenen Ringgebirge erscheinen wie Ueberreste gigantischer Blasen, deren Ränder, bei noch vorhandener größerer Flüssigkeit der Masse, zum Theil wieder verflossen und dadurch die unregelmäßige Form zusammengesetzter Gebirge annahmen; die spätern kleinern Krater erscheinen wie das Product kleinerer Blasen welche eine schon fester gewordene Masse durchdrangen, und durch Zusammenfließen wenig oder gar nicht geändert wurden.

Nächst dem Gebirge des Mondes fällt die Verschiedenheit der Lichtstärke seiner Theile vorzüglich auf. Schon ohne Fernrohr nimmt man große dunkle Stellen auf glänzenderm Grunde wahr. Auf den ältern Karten sind diese dunkeln Stellen Meere genannt, was sie

indessen nicht sein können, da der Mond keine Atmosphäre und also auch kein tropfbares Wasser hat. Aber wenn man Dies auch nicht wüßte, so dürfte man doch nicht an wirkliche Meere denken; denn die Oberfläche der sogenannten Meere ist, wenn man sie näher betrachtet, keineswegs gleichförmig und eben, sondern es wechselten auf ihr hellere und dunklere Stellen ab, und sie zeigt zahlreiche Erhöhungen und Vertiefungen, sowie viele Krater und andere Eigenthümlichkeiten welche eine flüssige Oberfläche sämmtlich nicht zeigen könnte. Was man an diesen dunklern Stellen der Mondsoberfläche unmittelbar sieht ist ihre geringere Fähigkeit das empfangene Sonnenlicht zurückzugeben; man muß Dieses als Thatsache betrachten, deren primitiver Grund außer dem Bereiche der Forschung liegt, dessen Kenntniß zum Verstehen derselben auch nicht nothwendig ist, da verschiedene Körper auch in der Fähigkeit das Licht zurückzuwerfen die größten Verschiedenheiten besitzen. Man kann so wenig im Monde als auf der Erde von der geometrischen Beschaffenheit eines Gegenstandes auf seine photometrische schließen, sondern muß zugestehen, daß die Fähigkeit das Sonnenlicht wiederzugeben nicht von der Form, sondern von der physischen Natur der Gegenstände abhängt. Auf der Erde ist es unbedenklich genau so: ein Kreide- oder Kalkfelsen hat eine große Weiße, eine schwarze Basaltkuppe eine sehr geringe; eine ebene Fläche mit weißem Sande bedeckt wird sich der erstern, eine mit den Trümmern von Kohlenschiefer bedeckte der letztern nähern. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß große Flächenstrecken der Erde, jenachdem sie durch die Trümmer des einen oder des andern Gesteins gebildet worden sind, mit größerm oder geringerm Lichte glänzen. Den Unterschied kann man aber in der Nähe nicht sehen, während er vom Monde aus sichtbar werden würde.

Eine andere die Aufmerksamkeit stark fesselnde Erscheinung auf dem Monde besteht in hellen, einige Meilen breiten Streifen, welche sich, von gewissen Punkten ausgehend wie Strahlen auf der Oberfläche desselben ausbreiten und vorzüglich im Vollmonde auffallend sind, wo viele Einzelheiten auf ihm unsichtbar werden und also den Ueberblick über diese Streifen nicht mehr stören. Diese Strahlen gehen von größern Ringgebirgen des Mondes aus, indem sie in kleiner Entfernung von ihren Umwallungen anfangen, die Ringgebirge wie ein Heiligenschein umgeben, und sich dann bis zu beträchtlichen, 30, 50, ja mehre Hundert Meilen weiten Entfernungen erstrecken. Das reichste Strahlensystem hat das mächtige Ringgebirge Tycho, von welchem über 100 Strahlen ausgehen; unter diesen ist ein nach Nordosten gehender doppelter Streifen durch Helligkeit und eine Länge von 150 Meilen ausgezeichnet; ein anderer, nach Nordwesten gehender, schwächt sich allmälig, erhält aber bei seinem Durchgange durch das Ringgebirge Menelaus neue Lebhaftigkeit, und kann bis zur Länge von 400 Meilen verfolgt werden. Diese Streifen gehen durch Alles hindurch was sie in ihrer Richtung antreffen, es sei Ebene, Gebirge, Krater. Schröter hat sie für Bergadern, Herschel für Lavaströme gehalten. Dem Verf. aber zufolge kann man in diesen Streifen nichts Anderes sehen als Adern des Mondkörpers von einem Gestein welches größere Weiße besitzt. Ihr durch ihr strahlenförmiges Ausgehen aus größern Ringgebirgen unzweifelhaft werdender Zusammenhang mit diesen zeigt unzweideutig, daß diese Gebirge Mittelpunkte der Bildung der Oberfläche des Mondes gewesen sind. Der Zug der verschiedenartigen Materie des noch flüssigen Mondes nach diesen Mittelpunkten hin, wo etwas Gährendes zum Ausbruche kam, wird durch die Strahlen angedeutet; wenigstens kann keineswegs bezweifelt werden, daß sie mit der ersten Bildung der Oberfläche desselben im innigsten Zusammenhange stehen.

Noch ist einer merkwürdigen, wenn auch vielleicht nicht das Verhältniß des Ganzen berührenden Bildung, von welcher der Mond mehre Beispiele zeigt, zu erwähnen. Dieses sind die sogenannten Rillen, lange und schmale, gewöhnlich vollkommen gerade, aber auch gekrümmt vorkommende Vertiefungen. Ihre Länge ist sehr verschieden, von 2—30 Meilen. Sie gehen zuweilen durch kleine Krater oder nahe an ihnen vorbei, haben auch wol einen derselben zum Endpunkt; über Berge laufen sie nie, obgleich sie sich einige male nahe von ihnen begrenzt zeigen. Daß sie wirkliche und beträchtliche Vertiefungen sind, entscheidet der Schatten ihrer Ränder, der in ihr Inneres fällt. Wir haben auf der Erde nichts Aehnliches, weshalb auch Bessel nicht weiß was er aus diesen Rillen machen soll. Ein Gedanke an Kanäle oder ein anderes Communicationsmittel scheint ihm wenigstens ein sehr unreifer zu sein.

Das Gebirge des Mondes ist im Allgemeinen rauh und steil, in weit größerm Grade als wir es auf der Erde sehen, man darf wohl sagen sehen können; denn man kann nicht zweifeln, daß so große Felsenwände als der Mond darbietet bei den ewigen Einflüssen der Luft und des Wassers der Erde, welche nie aufhören auflösende Kräfte zu äußern, längst zusammengestürzt sein und Ebenen mit Trümmern und mit Sand gefüllt haben würden. Es ist schwer oder unmöglich den ursprünglichen Zustand der Gebirge der Erde aus seinem jetzigen Zustande zu errathen. Dagegen zeigt sich der Mond immer neu und frisch, und dieser Zustand, verglichen mit dem alternden Zustande der Erde, mag wenigstens die Möglichkeit eines Gebirgs zeigen, welches, nachdem es solche Massen von Trümmern und Sand hergegeben hat als z. B. Norddeutschland und Preußen bedecken, noch immer ein Gebirge ist.

Am Schlusse dieser Vorlesung kommt Bessel noch auf die Frage: ob auf der Oberfläche des Mondes Veränderungen vorkommen? Seine Antwort darauf ist die: daß er keine Thatsache kenne welche auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, geschweige denn Gewißheit, durch eine wirkliche Veränderung auf dem Monde erklärt werden müßte. Er finde im Allgemeinen, daß Veränderungen nur die Phantasie Derer vorzüglich an-

regen welche wegen mangelhafter Kenntniß der Natur des Bestehenden ihm kein Interesse abgewinnen können, und welche hoffen zur vollständigern Einsicht des Neuen zu gelangen, welches sie unter ihren Augen entstehen zu sehen wünschen. Das Publicum frage zuerst nach Veränderungen; der Astronom suche nie danach, sondern beobachte sie wenn sie sich zeigen, und wenn er sie beobachtet habe, so suche er sich über sie aufzuklären. Er (Bessel) erfreue sich also unserer gegenwärtigen Kenntniß der Mondsoberfläche, ohne daß es ihn im geringsten störe, daß sie nicht zur Kenntniß von Veränderungen geführt habe. Nach dem Zeugniß eines solchen Mannes leuchtet von selbst ein, was von manchen Träumereien wie Kunststraßen, Fortificationswerkzeugen u. s. w., dergleichen in neuern Zeiten aufgetaucht sind, zu halten sei. 29.

Literarische Notizen aus England.

Henry Machyn's Tagebuch.

Es dürfte vergeblich sein in irgend einer Encyklopädie oder Lebensbeschreibung berühmter Männer den Namen des Henry Machyn nachzuschlagen, dessen sehr ausführliches und in mehr als einer Hinsicht beachtenswerthes Tagebuch auf Kosten der Camden society vor kurzem im Druck erschienen ist. („The diary of Henry Machyn, citizen and merchant-taylor of London, from A. D. 1550 to A. D. 1563; edited by *John Gough Nichols.*") Auch erklärt sich Das. Denn was aus dem Tagebuche über die Persönlichkeit des Verf. hervorgeht kommt im Ganzen darauf hinaus, daß er gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren worden, Mitglied der londoner Merchant-Taylors-Zunft war, im Kirchspiele Trinity the little wohnte, und muthmaßlich den Zweig der marchand-tailleur-Profession betrieb, welcher in jenen Tagen des Begräbnißpomps durch Fertigung der bei einem anständigen Leichenbegängnisse unabweisbaren gemalten und gestickten Banner und Fahnen goldene Früchte trug. Ferner berechtigt ihn Das nicht zu einem Platze in einer Encyklopädie, daß er laut seines Tagebuchs in den Worten des Herausgebers „ein Mann von wenig Gelehrsamkeit oder Kenntnissen, keineswegs vorurtheilsfrei und eines tiefen Blicks in religiöse und politische Zustände unfähig" war. Dagegen liegt hierin der Grund, warum sein „einfaches Geschreibsel" mehr Werth hat als die ausgearbeiteten „Apologien", Darstellungen und Gegendarstellungen welche in jener bewegten Zeit einander jagten. „Die von ihm erzählten Thatsachen", bemerkt der Herausgeber sehr richtig, „sind nur solche die er entweder mit eigenen Augen gesehen, oder unmittelbar nachdem sie sich ereignet mit eigenen Ohren beschreiben gehört hat, und die Meinungen und Ansichten die er darüber äußert dürften auch vorzugsweise die der Mehrheit seiner Mitbürger gewesen sein." Das von 1550—63 fortlaufende Tagebuch beginnt mit einer Nachricht von der Beisetzung Wriothesley's, Grafen von Southampton, und schließt im Sommer 1563 mit Aufzählung der gegen die Pest angeordneten Maßregeln, als wöchentlich dreimaliges Anzünden von Feuern in allen Straßen und Gäßchen, Anheftung eines blauen Kreuzes mit Unterschrift über der Thür jedes angesteckten Hauses, und Tödtung der Straßenhunde, „weil diese die Seuche verschleppen". Zwischeninne berichtet das Tagebuch über die hochwichtigen Vorgänge unter König Eduard und den Königinnen Jane, Marie und Elisabeth, über Alles mit gleich unerschütterlichem Ernste, ob die Rede sei von den an Einem Tage in Tyburn gehenkten 15 Menschen oder von einer glänzenden Auffahrt, vom Tode König Eduard's oder von der Schaustellung eines achtbeinigen Schweins; von den in Smithfield an vier Pfählen verbrannten 11 Ketzern oder von dem lustigen Maispiele. „Henry Machyn", sagt das „Athenaeum" in einer betreffenden Anzeige, „läßt den Erfolg der wider die Pest ergriffenen Maßregeln unerwähnt; wahrscheinlich ist er selbst ihr zum Opfer gefallen. Wäre Dies, so wollen wir uns freuen, daß der Gebrauch Alles zu verbrennen was einer angesteckten Person zugehörte in Betreff dieses merkwürdigen Tagebuchs unbeobachtet geblieben ist. Denn trotz aller seiner Weitschweifigkeit, londoner Redeweise und furchtbar falschen Orthographie rollt es ein so graphisches Gemälde jener Zeiten, «ihrer Gestalt und ihres Druckes», vor uns auf, wie wir je das Vergnügen gehabt haben zu sehen."

Ein Wort mehr über Communismus.

Eine kleine anonyme englische Broschüre: „Letters to the mob" (London 1848), deren Titel aber insofern falsch ist, als die Briefe nicht eigentlich an den „Pöbel", sondern an die Classe der Arbeiter gerichtet sind, enthält neben Manchem was noch nicht gesagt worden ist Mancherlei was in der Bewegung der Gegenwart nicht oft genug gesagt werden kann. Dahin dürfte folgende Stelle gehören: „Die höhern Stände sind die Arbeiter der Intelligenz, wie ihr die Arbeiter der Production seid. Indem ihr wider sie euch auflehnt zerbrecht ihr die Maschinen und verbrennt die Häuser deren ihr unabweisbar zu der Arbeit bedürft welche ihr selbst zu thun wünscht.... Wie es Farben gibt die nur durch gewisse Ingredienzen zum Stehen gebracht werden können, und wie es Erzeugnisse gibt die unvollendet bleiben bis die Hand eines klugen und geschickten Arbeiters sie vollendet, so gibt es auch Arbeit die gethan werden muß, und nur von den höhern Ständen gethan werden kann welche ihr mit Augen der Eifersucht betrachtet. Sie verrichten die Arbeit mittels eines Werkzeugs das euch fehlt und Muße heißt. Damit verrichten sie was euch unmöglich ist, selbst wenn ihr den Willen, die Kraft und die erfoderlichen Kenntnisse besäßt; ihr könnt es nicht thun, weil ihr nicht die Zeit dazu habt. Ich lebe in dieser Classe; ich sehe wie diese Männer im Fache der Politik arbeiten. Es ist eine ermüdendere Arbeit als in einer Spinnerei, und häufig der Gesundheit nachtheiliger. Ich bin Zeuge, daß sie körperlich und geistig sich ebenso anstrengen wie ein Gewerbtreibender, und ich kann euch versichern, es gibt unter ihnen ebenso ehrliche Männer wie der Ehrlichste unter euch." Zu dieser Stelle bemerkt das Juniheft des „Quarterly review": „Und Dies ist die richtige Antwort, Dies der beste Trost für Diejenigen welche über die Ungleichheit in der Vertheilung der Güter dieser Welt Klage führen. Jedes Uebel das wir schmähen, sobald es seiner Natur nach unabänderlich ist, hat mindestens einen entsprechenden Vortheil im Gefolge, «singulorum enim facultates et copiae divitiae sunt civitatis». Nach Vernichtung des Capitals bleibt Nichts zur Unterstützung der Arbeit während der Zwischenräume der Production, bleibt Nichts zur Deckung der zufälligen Verluste, welche außerdem von Zeit zu Zeit den letzten Bissen vorm Munde Desjenigen wegnehmen würden der sich angestrengt ihn zu erwerben. Verwendet die Muße des geistigen Arbeiters auf körperliche Mühen, und wer soll die Belehrung des Handarbeiters fördern, seinen Zustand verbessern? Hebt die Ungleichheit in der Vertheilung des Reichthums auf, und wer blos genug hat seine materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, verliert, was Cabet in seiner «Voyage en Icarie» nennt «ces jouissances plus exquises et plus nobles de l'esprit et du coeur, que donnent l'obligeance, la générosité, la bienfaisance, et la charité» — Tugenden welche in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft mit gleichem Gefühl und mit gleicher Belohnung ausgeübt werden können." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 265. —— 21. September 1848.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann. Dritter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. 1848. 8. 2 Thlr.

Wenn wir nicht wüßten, daß Hr. Eckermann seit Jahren an diesem dritten Theile seines Werks gearbeitet, daß er ihn vor dem Ende des letztverflossenen Jahres abgeschlossen, dann könnte uns der Gedanke kommen, die gewichtigen, denkwürdigen Ereignisse der neuesten Zeit haben auf die Abfassung desselben eingewirkt, er habe seinen Helden darstellen wollen als einen Prophezeienden, Warnenden, Rathenden. So Vieles findet sich in dem Buche was in Beziehung auf die Gegenwart mitgetheilt scheinen könnte.

Doch zuvor ein Wort über die Entstehung desselben. Als Hr. Eckermann die ersten beiden Theile in den nächsten Jahren nach Goethe's Tode abfaßte, waren die Erinnerungen an diesen noch frisch; er konnte dem gleichzeitig Notirten in der Ausführung und Darstellung Leben und Gegenwärtigkeit geben. Im Verlauf der Jahre verblaßte die Erinnerung, oder ward bei der Berührung des täglichen Lebens selten; es traten Wochen und Monate unfruchtbarer Stimmung ein; da mußten die Stunden benutzt werden, wo dem für Goethe Begeisterten dieser in seiner ganzen lebendigen Persönlichkeit vor die Seele trat, wo dessen Worte, Geberden, Umgebung ihm wie eine Vision, eine wirkliche, nicht traumverwandte, waren. Diese Stunden wurden benutzt, um Das was so lebendig in der Erinnerung stand durch die Schrift festzuhalten; sie wurden benutzt von Dem dessen Verhältniß zu dem großen Manne das „des Schülers zum Meister, des Sohns zum Vater, des Bildungsbedürftigen zum Bildungsreichen war, der ihn in seine Kreise zog, und an den geistigen und leiblichen Genüssen eines höhern Daseins Theil nehmen ließ".

Es ist wol nicht zu bezweifeln, daß Hr. Eckermann seine Darstellungen Andern, die mit ihm sich in demselben Kreise bewegten, mitgetheilt, ihre Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen benutzt haben werde; als gewiß dürfen wir annehmen, daß er sein Buch der Kritik des Hrn. Soret, des freisinnigen Genfers, der vom Jahre 1822 an die Erziehung und den Unterricht des Erbgroßherzogs von Weimar leitete, unterwarf. Denn Dieser, der, wie Eckermann, in Goethe's Hause ein oft und gern gesehener Gast war, übergab Jenem ein aus seinen Tagebüchern zusammengestelltes Manuscript, worin er seine Unterhaltungen mit Goethe, oder Gedanken und Urtheile desselben niedergeschrieben, mit der Erlaubniß das Beste und Interessanteste daraus in seinen dritten Theil chronologisch zu verweben; was denn geschah, und in einer Weise, daß beider Männer Eigenthum, wenn auch verwoben, doch deutlich bezeichnet vor den Augen des Lesers liegt.

Wenden wir uns zu der Bemerkung zurück von der wir ausgingen. Am 12. März 1828 pries Goethe in einem Gespräche mit Eckermann das Loos der englischen Jugend:

> Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens, und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu gute, sodaß sie einer weit glücklich-freiern Entwickelung genießen als die Jugend Deutschlands.
>
> Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag, und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, sogleich war ein Policeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. . . . Es geht bei uns Alles dahin die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen, und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, sodaß am Ende Nichts übrig bleibt als der Philister.

Er klagt dann, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretische Kenntnisse verlange, wodurch sie einbüßen was sie am meisten bedürften, „eine geistige und körperliche Energie". Er schließt mit den Worten:

> Wir wollen indeß hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.

Es sind erst 20 Jahre seit jenem Gespräche verflossen, und nach großen Ereignissen ist der Zeitpunkt da, wo sich entscheiden soll, ob es den Deutschen Ernst ist Das zu werden und zu sein was Goethe wünschte und hoffte. Wenn wir aber diesen Wünschen und Hoffnungen Gewicht beilegen, müssen wir zuvörderst darthun, daß er der Mann war der für einen Vertreter der Wünsche und Hoffnungen seiner Nation gelten kann. Und hier bietet uns das in Rede stehende Buch ein reiches Material.

Seit vielen Jahren haben wir häufig die Behauptung gehört: Goethe verachte das Volk, er bekümmere sich nicht um das Wohl desselben, er sei ein Serviler, ein Fürstenknecht, ein Aristokrat. Ist Das der Fall, dann ist es wohlgethan die Worte die er in Beziehung auf das Volk gesprochen zu vergessen. Aber ist es der Fall? Hören wir ihn selbst. Er sprach am 3. Febr. 1830 zu Soret:

Dumont ist ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind, wie ich selbst es bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe. Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln die ihm zu Gebote stehen so viel Gutes zu wirken als er nur immer kann; aber er hütet sich die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen.

Er äußerte am 4. Jan. 1824 gegen Eckermann:

Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles gut und gerecht wäre, so hätte ich gar Nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Unvollkommenes und Ungerechtes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle 50 Jahre eine andere Gestalt, sodaß eine Einrichtung die im J. 1800 eine Vollkommenheit war schon im J. 1850 ein Gebrechen ist.

Demnach war Goethe, wenn wir nach seinem politischen Glauben fragen, ein Liberaler, insofern er dem Fortschritt huldigte, und Mängel, Fehler, Schlechtigkeiten wegzuschaffen, dagegen Gutes an die Stelle derselben zu setzen für die Aufgabe jedes vernünftigen Menschen hält; er war ein Conservativer, indem er wollte, daß das zu aller Zeit Wahre und Gute, das der Natur Gemäße erhalten, unangetastet bliebe. Dabei war er der Ueberzeugung: „daß für eine Nation nur Das gut sei was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen sei, ohne Nachäffung einer andern." Er würde aus dem Kreise seines Wirkens Die gebannt haben die ihm nicht die Hand boten zu Fortführung, Erweiterung, Steigerung des Guten; wie sein Fluch Diejenigen getroffen haben würde die die ewig wahre Natur und die nach seinem Glauben innigst mit ihr verbundene Religion anzutasten sich erfrecht hätten. So konnte er Reformen nicht abhold sein, wenn sie nur nicht „Versuche seien irgend eine ausländische Neuerung einzuführen wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, Neuerungen die ohne Gott sind, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält" (S. 45). Dagegen sprach er das große Wort:

Ist das Bedürfniß einer großen Reform ein wirkliches, in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther; denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden.

Und damit man nicht frage, ob Goethe, der Dichter, der Theoretiker, sich auch im Leben und Handeln jenen Grundsätzen treu erwiesen habe, lese man was in Riemer's „Mittheilungen" über Goethe's Verwaltungsthätigkeit während der ersten 10 Jahre nach seinem Eintritt in die weimarischen Dienste gesagt ist, besonders den Brief den er an seinen Freund Knebel schrieb, als der Herzog ihm zu seinen andern Geschäften auch das Präsidium in der Kammer, wenn auch nicht dem Titel nach, doch factisch, übertragen hatte:

Ich bin vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und halb zu leiden; was nun geschieht muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt Nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich.

Man höre und beherzige was er dem Aristokraten antwortet, der da meint, man müsse den ungeschickten, wilden Pöbel betrügen:

Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrogene;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

Und fragt man, wie Goethe über die gegenwärtige bedeutungsvolle, mit großen Dingen schwanger gehende Zeit geurtheilt, wie er in ihr sich benommen haben würde? Er sagt am 4. Jan. 1824:

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe, und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und wach sind, sodaß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegen kommen, und sich nicht so lange sträuben bis das Nothwendige von untenher erzwungen wird.

Goethe würde gelacht haben über Die welche wähnen, eine Republik gleich der nordamerikanischen könne in Deutschland geschaffen werden, wo keins der Elemente vorhanden ist die in jenen Staaten nothwendig zu einer Republik führen mußten; mit Unwillen würde ihn erfüllt haben die Donquixoterei unserer republikanischen Helden; empört hätte ihn die Gemeinheit Einzelner in einer Versammlung deren sämmtliche Glieder ehrwürdige sein sollten; aber begeistert haben würde ihn die Vorstellung, daß Deutschland nun Eins werden solle, der Gedanke den er im Jahre 1830 als Hoffnung aussprach (S. 270 fg.):

Deutschland sei Eins, sodaß der deutsche Thaler im ganzen Reiche gleichen Werth habe, Eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passiren könne; es sei Eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers; Deutschland sei ferner Eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel; immer sei es Eins gegen den auswärtigen Feind; aber vor Allem sei es Eins in Liebe untereinander!

Nehmen wir dazu was Goethe an demselben Tage über die Vielheit der Staaten Deutschlands sagt, wie

Deutschland groß geworden sei durch eine Volkscultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat, wie die einzelnen Fürstensitze Träger und Pfleger dieser Cultur und des damit zusammenhängenden Wohlstandes seien, wie in einem großen Staate, wo die Residenz des Monarchen gleichsam das Herz ist, von den diesem Herzen fernen Gliedern das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werde — lesen wir dies Alles in seiner Ausführlichkeit, und bedenken wir dabei, daß Goethe in die Einheit bei Vielheit das Heil Deutschlands setzt — wie ja der Weltenschöpfer dieses große Gesetz durch die Natur verkündigt —, dann werden wir keinen Widerspruch oder Spott zu fürchten haben bei der Annahme von der unsere Betrachtung ausging: es könne Einem vorkommen, der Verf. des in Rede stehenden Buchs habe seinen Helden darstellen wollen als einen Prophezeienden, Warnenden, Rathenden.

(Der Beschluß folgt.)

Skandinavische Bibliothek. Eine Sammlung schwedischer, norwegischer und dänischer Romane, Novellen, Sagen u. s. w. Herausgegeben von Gottfried von Leinburg. Erstes und zweites Bändchen. — Auch u. d. T.: 1. Zwei Erzählungen von C. Winther. Uebersetzt aus dem Dänischen von G. v. Leinburg. 2. Zwei Zeitalter. Novelle vom Verfasser einer „Alltagsgeschichte". Dänisch herausgegeben von J. L. Heiberg. Uebersetzt von G. v. Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 1847—48. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Romanliteratur der Gegenwart wird eine bedeutende Umgestaltung zu gewärtigen haben. Durch die jüngsten Ereignisse hat die Zeit mit der Romantik vollends ganz gebrochen, und die epische Dichtung wird von jetzt an die großen Bewegungen des Völkerlebens in den Bereich ihrer Darstellungen ziehen. Nicht als ob wir damit sagen wollten, der Rayon des Privatlebens mit seinen Conflicten, seinen Freuden und Leiden sei fortan von der dichterischen Darstellung ausgeschlossen. Das sei fern von uns. Wir fodern nur vom modernen Romane, der sich in den Kreisen des Privatlebens bewegt, daß er das letztere nicht in seiner Abstractheit auffasse, sondern als den Spiegel in dem sich die großen Weltzustände reflectiren. Die Ideen die das Gros der Menschheit bewegen, die Leiden der Gesammtheit sollen in dem Genrebilde der Alltagsgeschichte ihren Reflex haben; keine Sphäre des Lebens soll von dem Ringen der Gesellschaft unberührt bleiben. Die Zeit soll in scharfen Zügen aus jedem Bilde sprechen; wir selbst sollen uns darin wiedererkennen müssen. Dann wird der Roman nicht blos mehr Unterhaltungslecture sein — zu was er denn doch neuerdings gänzlich herabgesunken ist —, er wird dieselbe hohe Aufgabe haben die dem Drama gesetzt ist, und die namentlich die Jetztzeit dem letztern mit aller Strenge nachzuweisen hat.

Die französische Romanliteratur hat den größten Theil unserer Lesewelt erobert; kaum fällt noch ein Blick auf die Heroen anderer Literaturen. Schweden allein war so glücklich die Aufmerksamkeit für kurze Momente auf sich zu ziehen. Wir möchten diesem Interesse einen psychologischen Grund unterschieben: das Publicum war von dem Luxus, der Pracht, von all dem Schaugepränge der Erfindung und Ausschmückung so ermüdet und abgespannt, daß es dem Auge Bedürfniß war und Wohlthat auf der grünen Wiese der Genrebilder aus dem Alltagsleben und dem Stillleben gemüthlicher Schilderungen sich auszuruhen. Dadurch hat sich die schwedische Literatur rasch bei uns heimisch gemacht, und wir kennen die Namen der Dichter dieser Nation fast so gut als die unserer eigenen. Wir wollen das Verdienst dieser Schriftsteller auch nicht leugnen, im Gegentheil wir schätzen schon ihre Sprache, die Anmuth und Kraft auf eine Weise verbindet wie kaum eine andere, so hoch, daß wir uns um dieser allein willen schon zu ihr hingezogen fühlen würden. Aber auch ihre Romane selbst gehören zu dem Besten was die europäische Literatur in diesem Genre geliefert hat. Nur möchten wir die Ungerechtigkeit vermieden sehen, daß man über den französischen und schwedischen Romanciers die aller übrigen Nationen vergißt. Die Engländer haben nur kurze Zeit das Interesse des Lesepublicums für sich gehabt, so lange Bulwer, Marryat, Cooper, James u. A. uns mit dem massenhaften Maculatur ihrer Romane überschwemmten; jetzt, seitdem diese Schriftsteller nur tropfenweise arbeiten, und vielleicht gerade um so besser, sind sie auch nur die bevorzugten Lieblinge einiger Wenigen, bei der Masse sind sie in Vergessenheit gerathen. Spanier und Portugiesen arbeiten allerdings in diesem Genre wenig; die Holländer haben sich aus ihrer Naivetät noch nicht zum modern gebildeten Bewußtsein und zu gereinigter Phantasie herausgearbeitet; ihre Stammesgenossen die Flämminger wußten auf einige Momente die Augen auf sich zu ziehen; es war aber doch zu wenig eigentlich poetischer Fonds da, und die Begeisterung Deutschlands für diese Literatur mehr eine politische als ästhetische. Wenn wir es demnach auch gerecht finden wollen, daß man den letztgenannten nicht mehr Zeit und Liebe zugewendet, so möchten wir auf andere Nationen hinweisen, die in ihrer Romanliteratur keck mit uns in die Schranken treten dürfen: der italienische Roman hat bereits seit lange die geschichtlichen Bewegungen in seinen Kreis gezogen, und die Kämpfe der Neuzeit spiegeln sich klar und deutlich in seinen jüngsten Schöpfungen; der polnische Roman hat sich in seinen Hauptheroen seit einiger Zeit Bahn zu uns gebrochen, und um des echt nationalen Gepräges das alle seine Schilderungen tragen verdient er diese Anerkennung auch; der ungarische Roman ist zwar nur in wenigen Erscheinungen in unsere Hände gekommen, aber in nicht minder achtbaren, die uns auf Alles was von dort kommt begierig machen; die böhmische Novelle, die uns namentlich durch das prager Journal „Ost und West" bekannt geworden, ist gleichfalls geeignet das Interesse des Lesepublicums rege zu machen, nur klebt ihr noch zu sehr der Sagenstil an, als daß wir jetzt schon an eine echt künstlerische Behandlung des Romans denken können. Dagegen haben sich zwei Nationen in neuerer Zeit auf dem Felde der modern-epischen Dichtung rühmlichst hervorgethan, jedoch noch nicht die Anerkennung gefunden die ihnen gebührt, es ist die russische und dänische. Wer hätte nicht mit steigendem Interesse diese reizenden, feinsinnigen, durch das echt nationale Colorit so unendlich anziehenden Novellen gelesen, die uns neuerdings durch Wolfsohn und Lippert zugänglich gemacht worden sind. Es läßt sich eine geistvollere Lecture im Bereiche des Romans nicht denken. Die neueste dänische Literatur ist nur in sehr sparsamen Zeugnissen nach Deutschland gekommen. Manchem, selbst unter den Gebildeten, faßt sich die ganze moderne dänische Literatur in Andersen zusammen, und doch ist dieser nur ein sehr geringfügiger Ausschnitt derselben. Welch ganz anderer bedeutender und anziehender Geist weht in den Schöpfungen Johann Carsten von Hauch's, in den Novellen von Sten Stesen Blicher, den historischen Romanen von Karl Bernhard, und vor Allem in den Erzählungen des Verfassers einer „Alltagsgeschichte"! Deutschland ist das Land der Renommeen. Hat sich ein Schriftsteller einmal Bahn gebrochen, so wird auch das Schlechteste, Seichteste von ihm übersetzt, gedruckt und gelesen. Wir haben Das an dem obengenannten Andersen gesehen, der nur einen Roman von Bedeutung geschrieben: „Kun en Spillemand." Das Uebrige überschreitet das Niveau des Gewöhnlichen nicht, ist aber weit besser gekannt als ein „Wilhelm Zabern" und „Guldmageren" von C. Hauch.

Hierin gerecht zu werden und das wirklich Gediegene in früherer und moderner skandinavischer Literatur dem Publicum zugänglich zu machen ist die Aufgabe der vorliegenden Sammlung des Hrn. v. Leinburg. Man hat hier nicht Uebersetzungen gewöhnlichen Schlags zu erwarten, die rasch gearbeitet sind um rasch zu verdienen, sondern das Interesse an skandinavischer Literatur allein hat den Gedanken zu dem genannten Unternehmen dem Herausgeber eingegeben. Der Letztere hat sich durch seine Uebersetzung und Commentirung der „Frithiofssage" einen bedeutenden Namen unter den Kennern schwedischer Literatur gemacht, und bethätigt durch die vorliegenden Arbeiten, von welchen Ref. die Originale genau kennt, aufs neue sein großes Talent als wortgetreuer und eleganter Uebersetzer. Die Wahl der vorliegenden Romane zeigt gleichfalls von seinem Geschmack. Die Novellen von C. Winther, der seiner Hauptrichtung nach Lyriker ist, sind einfach in der Darstellung, die Combinationen aber und die Erfindung des Stoffs frappiren durch ihre Neuheit und Originalität. Namentlich zeichnen sich dadurch die Novellen „Der Roßhändler" und „Der Beichtstuhl" aus, nur hätten wir letzterer eine weitere Ausführung des merkwürdigen Materials gewünscht. Die beiden Zeitalter der Revolution und der Jetztzeit haben ihren vortrefflichen Schilderer in dem Verfasser der „Alltagsgeschichte" gefunden. Wir können uns keinen lebendigern Spiegel für die Ideen der beiden Zeiträume denken als er uns in der geschilderten Familie geboten ist. Und Das war es was wir oben von dem Familienroman der modernen Zeit verlangten. Der Herausgeber der Sammlung hat beiden Bändchen die Biographien der Dichter und kritische Notizen über ihre Schriften vorangestellt. Die Frage über den Verfasser der „Alltagsgeschichte" hat jedoch auch in dieser Beurtheilung ihre Erledigung nicht gefunden. Leinburg theilt aus der „Dansk poetisk Anthologie" von Molbech die beachtenswerthesten Worte in dieser Hinsicht mit: „Eine der schwächst begründeten Vermuthungen ist zweifelsohne die, daß der Professor Heiberg selbst der Verfasser der Novellen sei, dieser Novellen die ein so zahlreiches Publicum, die nicht nur in, sondern auch außerhalb Dänemarks Grenzen die freundlichste Aufnahme gefunden, und die einen so großen Einfluß auf diesen jungen Blütenzweig der dänischen poetischen Literatur ausgeübt. In welcher geistigen Verwandtschaft er zu ihnen stehen mag, und wie viel sie dem scharfen und sichern kritischen Blicke und enormen dänischen Sprachtalent des Editors schulden mögen, es ist eine Frage die wir noch recht lange unbeantwortet sehen möchten." Wenn es selbst diesem größten dänischen Literarhistoriker nicht gelungen ist, während er Heiberg so nahe stand, den Verfasser der Novellen zu errathen, so werden wir es der kritischen Untersuchung eines Deutschen noch viel weniger zumuthen dürfen. Freuen wir uns des Besitzes dieser liebenswürdigen Schöpfungen eines feinen Geistes — gleichgültig wer auch ihr Verfasser sein mag, Heiberg oder seine Mutter.

Der Herausgeber dieser schönen Sammlung skandinavischer Dichtungen möge sich aber durch den jetzigen Zwiespalt zwischen Deutschland und dem Norden nicht beirren lassen uns auch ferner das Vollendetste aus der Literatur dieser Völker mitzutheilen, eingedenk des Goethe'schen Verses über unsern Haß gegen die Franzosen.

E. Zoller.

Literarische Miscellen.

Merkwürdige Grabschriften.

Kein Papst ist wol so häufig und so witzig besungen als Alexander VI., nur leider mehr zum Schimpf als zum Lobe. Man höre nur folgende Grabschriften: Zuerst die des Elegieendichters Guido Posthumius Silvestris (gest. 1521):

In tumulum Sexti:

Quis situs hic? *Sextus.* Quis pectora plangit? *Erinnys.*
Quis comes in tanto funere obit? *Vitium.*
Unde pyra? *Ex crucibus, quibus Itala pectora torsit.*
Quae laniata genas praefica? *Avarities.*
Quis tulit ossa? *Nefas.* Quis longo murmure dixit:
Nate vale? *Mater Rixa; paterque Odium.*
Qui pressere oculos? *Incendia, stupra, rapinae.*
Quis, *moriar*, dixit, hoc moriente? *Dolus.*
Sed quae caussa necis? *Virus.* Proh Numina! Virus
Humano generi vita salusque fuit.

Der Nachfolger Alexander's VI. auf dem päpstlichen Stuhl war Pius III., der nur 26 Tage auf demselben saß. Angelo Colocci verfertigte ihm folgende Grabschrift:

Tertius hic Pius est, qui summum ad culmen ab ipsa
Virtute evectus, protinus interiit.
Nec mirum, quia peste atra, qui sederat ante,
Sextus Alexander polluerat solium.

Anders freilich lauten die Lobpreisungen der italienischen Dichter gleich nach der Erhebung Alexander's VI. auf den päpstlichen Stuhl, die so weit gingen, daß sie ihn als Gott begrüßten. Z. B.:

Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima, *Sextus*
Regnat *Alexander*, ille vir, iste *Deus*.

Oder:

Libertas pia, justitia, et pax aurea, opes, quae
Sunt tibi, Roma, novus fert *Deus* iste tibi.

Mit solchen übertriebenen Lobpreisungen waren die italienischen Dichter damaliger Zeit überhaupt nicht sparsam. So verspricht Hercules Strozzi der Tochter des Papstes Alexander's VI., Lucretia, zuletzt Herzogin von Ferrara (die dagegen in Sannazaro's Gedichten übel wegkommt), die Anbetung der Nachwelt:

Templa tibi statuent, nec votis templa carebunt,
At nostrum, inter tot grandia, majus erit.

Der Vorfahr des Papstes Alexander VI. war Innocenz VIII. (gest. 1492), diesem hat der Dichter Marullus (gest. 1500) folgende nicht minder merkwürdige Grabschrift gedichtet:

Spurcities, gula, avaritia atque ignavia deses
Hoc, *Octave*, jacent, quo tegeris, tumulo.

67.

Propst Reinbeck.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, fand an dem Propst Johann Gustav Reinbeck in Berlin großes Gefallen, zog ihn auch als einen heitern, unterhaltenden Gesellschafter oft zur Tafel. Hier geschah es einst, daß der König ihn in einer jovialen Laune auffoderte die Gesundheit auf ein hübsches Mädchen in Reimen auszubringen. Alle waren gespannt als Reinbeck sein Glas ruhig füllte und anhob:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet
Das Gott mit Anmuth hat gesegnet,
So fallen mir Gedanken ein."

Er hob das Glas nippend an den Mund, und Jeder war begierig was denn Das für Gedanken sein möchten die dem geistlichen Herrn einfielen; er fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen —
Wie schön muß dieser Gott nicht sein!"

Alle bewunderten die Besonnenheit des würdigen Mannes, der in einem sehr kitzlichen Augenblicke, ohne die muntere Unterhaltung zu stören, die geistliche Würde so zu behaupten wußte.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 266. — 22. September 1848.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Oft haben wir in diesen Tagen bei der Erscheinung einer interessanten, aber nicht politischen Schrift klagen hören, es sei schade, daß sie zu dieser Zeit erschienen sei, wo die Politik Alles verschlinge, wo außer ihr kein Interesse walte. So wird Mancher auch in Hinsicht auf dieses Buch geklagt haben, so lange er dasselbe blos angekündigt sah. Wenn er es gelesen, wird er meinen, dasselbe sei sehr zeitgemäß erschienen. Was unsere Zeit daraus lernen kann ist oben angedeutet worden. Aber überhaupt ist jene Klage übertrieben. Die Politik ist freilich das Erste und Mächtigste, um die in unsern Tagen sich nicht zu bekümmern eine Sünde sein oder einen schwachen Verstand verrathen würde. Aber haben wir außer ihr nicht andere körperliche und geistige Bedürfnisse? Bedarf der von der Politik Eingenommene und Bedrängte nicht einer Abspannung, einer Erholung? Und was ist erquicklicher, wohlthuender als der Blick auf einen großen Mann, der uns angehört, der eine schwere, wechselvolle Zeit bestanden, der, über ihr stehend, nie das Gleichgewicht verlor, dessen Besonnenheit, Mäßigung, Weisheit immer dieselbe blieb? Diese Eigenschaften und Tugenden geben sich durchweg in dem Leben Dessen von dem das Buch handelt wie in seinen Aeußerungen kund; und wenn die letztern auch eben nicht die Politik betreffen — jene Tugenden sollten mit ihr im Bunde sein; ein Anhauch von ihnen thut dem von der Gegenwart Bewegten wohl; der Unwille und Schmerz, womit das Geschrei, der Unverstand des Tages den Wohlgesinnten erfüllt, wird beschwichtigt.

Dazu, wie viele interessante Gegenstände werden uns vor Augen und Seele gebracht, seien es bedeutende Menschen, seien es Erzeugnisse der Literatur, seien es Nationen, sei es Natur oder Kunst.

Hier müssen wir vor Allem des Großherzogs Karl August gedenken, der Goethe länger als ein halbes Jahrhundert Herr und Freund war, der ein Verhältniß gründete das, wenn es auch ähnliche, in einem größern Kreise wirkende gibt, doch als rein menschliches vielleicht einzig dasteht. Unter dem 23. Oct. 1828 (S. 251—270) finden wir Mittheilungen Goethe's über seinen vor wenigen Monaten verstorbenen Freund, an die sich jene oben angeführten über die Einheit Deutschlands anschließen. Sie werden sehr passend eingeleitet durch einen Brief Alexander v. Humboldt's, mit dem der Großherzog die letzten Tage vor seinem Tode in fast beständiger Gesellschaft verlebte, den der Letztere, wie Humboldt selbst sich äußert, seit 30 Jahren mit wohlwollender Auszeichnung, mit aufrichtiger Vorliebe behandelte. Wenn, wie Goethe behauptet, Deutschland das Land ist, „wo sich nach der Natur menschlich der Mensch noch erzieht", dann hat es keinen Fürsten gegeben der mit größerm Rechte ein deutscher Fürst genannt zu werden verdiente als Karl August, er „der die Gunst des Volks nicht suchte, der keineswegs den Leuten schön that, den aber das Volk liebte, weil es fühlte, daß er ein Herz für das Volk habe". Wie schön die Züge die hier von dem Fürsten mitgetheilt werden, „dessen außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte; der ein Mensch aus dem Ganzen war, bei dem Alles aus einer einzigen großen Quelle kam; der die fürstliche Gabe besaß Geister und Charaktere zu unterscheiden, und Jeden an seinen Platz zu stellen; der größer war als seine Umgebung, und neben zehn Stimmen die ihm über einen Fall zu Ohren kamen die elfte, bessere, in sich selbst vernahm; bei dem, da er schweigsamer Natur war, dem Worte die Handlung folgte". „Er wollte mich fast zu jeder Stunde um sich haben", schreibt Humboldt in jenem Briefe (die Gespräche betrafen vorzüglich große Gegenstände der Physik, Astronomie, Geognosie), „und als sei eine solche Lucidität, wie bei den erhabenen, schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichts, nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen"; den letzten seines Lebens, denn er starb ehe er noch sein Weimar erreichte. „Nur ein Jahrhundert länger", sagte Goethe, nachdem er seinem jungen Freunde den Brief mitgetheilt, „und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben!" Nur zwei, drei Decennien länger, sagen wir; er wäre der Mann gewesen der Gegenwart die gehörige Richtung zu geben, aus der Gährung den Geist hervorgehen zu lassen der das große Vaterland läutern, erleuchten, einigen

soll. Doch danken wir dem Himmel, der uns Deutsche auf einen Mann hingewiesen hat, an Sinn für Natur und Bürgerthum jenem edeln Fürsten gleich.

Wie erfreulich ist es das Leben eines Fürsten zu verfolgen der als Jüngling (1775) sich sehnte weg von dem Hofe, „wo dienstbare Geister ihr luftiges Wesen in Sammet und Seide gehüllt haben, mit seinem Goethe mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen", der neun Jahre später schreibt: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche der sich ihr auch nur etwas ergibt", der dann als Greis, in den letzten Tagen seines Lebens mit einem Humboldt sich der von ihm erforschten Wunder der Natur erfreut! Gewiß, „er war ein Mensch aus dem Ganzen, ein Mensch bei dem Alles aus einer einzigen großen Quelle kam".

Wir haben im Obigen die Glanzpunkte des Buchs hervorgehoben, solche die gerade für die Gegenwart von Bedeutung sind, die bei einer großen Zahl von Deutschen Anklang finden werden; wie denn Das was Goethe über die vielen Deutschland ausmachenden Staaten sagt, und wie die Mannichfaltigkeit in der Einheit der großen Masse des Volks zum Wohl gereiche, durch Zeitungsblätter verbreitet ist. Aber außer diesen Glanzpunkten enthält das Buch noch sehr viel Interessantes, Anregendes, Merkwürdiges. Manches zuvörderst was Dem der Goethe's, des großen Mannes, Eigenthümlichkeit zu erkennen sich bemüht willkommen sein wird; wohin wir die Mittheilungen bei Gelegenheit der schweren von ihm 1823 bestandenen Krankheit rechnen, dann sein Benehmen bei dem ihn so sehr afficirenden Theaterbrande und bei dem Bau des neuen Schauspielhauses, die Weise in der er sich bei Annahme neuer Schauspieler und deren Bildung benahm, seine Rechtfertigung über die Fürstendienerei die man ihm schuld gab. „Soll ich denn mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin der selbst ein Knecht des allgemeinen Besten ist" (S. 88). Das Ahnungsvermögen das ihn einer geliebten Person, von der er eine Zeit lang getrennt war, in die Arme führte, seine Weise als Minister Das auszuführen was er als das Rechte erkannt hatte, eine Weise die man despotisch genannt hat, die Art wie er über die Abnahme seiner Kräfte bei nicht mangelnder Productionsfähigkeit spricht, oder über die Kunst des Lesens: „Ich habe 80 Jahre dazu gebraucht, und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre" (S. 281), über den „nachtwandlerischen Zustand", worin er einige seiner Gedichte niedergeschrieben, während der andere viele Jahre im Kopfe herumtrug, über eigenes Erleben und Erfahren, aus denen allein alle seine Gedichte hervorgingen, über das Verhältniß in das er sich zum Publicum stellte, über den Wahn Derer die Alles aus sich schöpfen zu können behaupten, über die Sucht überall Ideen in einer Dichtung zu suchen: — wie könnten wir Alles herzählen was zur Bezeichnung seiner Eigenthümlichkeit dient? Nur eine Stelle auszuheben können wir uns nicht versagen; er sprach am 14. März 1830:

> Wir können dem Vaterlande nicht Alle auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thut sein Bestes, jenachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen die die Natur mir zum Tagwerk bestimmt mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan so gut und so viel ich konnte. Wenn Jeder von sich Dasselbe sagen kann, dann wird es um Alle gut stehen.

Man sehe Goethe's Werke an, aber nicht allein die dichterischen, sondern auch die naturwissenschaftlichen, lese was Riemer im zweiten Theil seiner „Mittheilungen" über Goethe's Thätigkeit in Verwaltung des Staats dem er diente sagt, und urtheile dann, ob Das was er in jenen Worten von sich bekannte Wahrheit ist.

Es ist fast kein Blatt in dem Buche wodurch nicht die Erkenntniß der Goethe'schen Eigenthümlichkeit gefördert würde; auch bei dem lebendigern Hervortreten anderer Personen, besonders des Herausgebers selbst, ist Dies der Fall; immer finden wir das Bild das wir uns von Goethe entworfen durch den einen oder andern Zug vervollständigt.

Wir denken indem wir diese Bemerkung niederschreiben an Das was Eckermann Goethe über die Natur und das Leben der Vögel mittheilt; hier finden wir ein idyllisches Element, welches den meistentheils gewichtigen, inhaltschweren, ernsten Betrachtungen, den bedeutenden Gegenständen womit das Buch zu thun hat eine anmuthige Beimischung gibt, indem es den Berichtenden wie den Hörer charakterisirt. Aehnliches haben wir, wo Eckermann von seinem Bogenschießen Rechenschaft gibt, wo wir in Goethe den auf Alles achtsamen Naturforscher, den sich für jede Kunst und Geschicklichkeit interessirenden Mann erkennen.

Sehen wir auf andere Personen von denen in dem Buche die Rede ist — wie vielen, verschiedenen und bedeutenden begegnen wir da! Bei einem flüchtigen Durchblättern, der Tagesbezeichnung folgend, stoßen wir auf die Namen Blumenbach, Hummel, Béranger, Shakspeare, Byron, d'Alton, Preller, Euripides, Sophokles — den ästhetischen Philologen unserer Zeit mögen die Worte über Hinrichs' Schrift vom Wesen der alten Tragödie empfohlen sein —, Molière, Corneille, Rubens, Walter Scott, Voß, Schiller, Hegel, Napoleon, Oken, Lavater, Bentham, Gozzi, Lord Bristol — da sehen wir, wie Goethe die Menschen, auch solche von besonderer, kräftiger Art, zu behandeln wußte —, Campe, Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire, Victor Hugo, Mirabeau.

Auch an Bemerkungen über die eigenen Werke Goethe's, an Bemerkungen aus des Dichters Munde fehlt es nicht; so über „Werther" (S. 37), „das Geschöpf das er, gleich dem Pelikan, mit dem Blute seines eigenen Herzens gefüttert" (schade, daß er, in seiner Freude am Geheimniß, auch hier es nicht hat über sich erhalten können Napoleon's Bedenken über das merkwürdige Buch mitzutheilen), über das „Buch des Unmuths" im „Divan"

(S. 40), über das ilmenauer Gedicht (S. 268), den projectirten „Tell" (S. 169), über „Iphigenia" (S. 138).

Wir gaben hier nur Namen, nur Ueberschriften der Capitel; diese selbst zu besprechen würde zu weit führen. Wir bemerken nur noch, daß die Urtheile, die Schilderungen und Bemerkungen Goethe's durch Darstellung der Zeit, des Locals, der Umstände unter denen sie gefällt und gemacht wurden einen eigenthümlichen Reiz, eine Wahrheit gewinnen die, indem sie dem Buche Anmuth und Gefälligkeit verleiht, den Leser überzeugt. Wir sehen Goethe vor uns, wenn er Mittags an seinem gastlichen Tische sitzt, oder Abends im Gespräch mit seinen Freunden und Verehrern ausruht; wenn er an einem heitern Morgen mit Eckermann ausfährt, im Freien das Frühstück genießt, und dabei sich über Gegenstände der Natur unterhält; wenn er in Jena seinem Begleiter die Häuser zeigt wo Schiller und Voß wohnten, und dabei der hingeschiedenen Freunde gedenkt. Wer im Leben Goethe sah und hörte, wird ihn wiedererkennen in der Scene wo er bei Eckermann's Bericht über sein Bogenschießen selbst den Bogen spannt, dastehend „wie der Apoll, in unverwüstlicher innerer Jugend, doch alt an Körper" (er war damals 76 Jahre alt), wie in der wo er in heiterer Ironie die dogmatische Klugheit der englischen Bischöfe preist, oder in seiner Fassung da ihm der Tod der von ihm so hochverehrten Großherzogin Luise gemeldet ist, und in der Ueberraschung des jüngern Freundes, der, ihn voll von der Julirevolution wähnend, zu ihm eilt, aber mit einem Ausruf der Theilnahme an einer ganz andern Begebenheit, einer im Gebiete der Naturwissenschaft, empfangen wird.

Bedeutende Aufklärung über Goethe's spätere Lebenszeit ist uns durch Eckermann's Werk, wenn wir den Zelter'schen Briefwechsel dazu nehmen, geworden; auch die früheste Zeit wird durch manche Mittheilung mehr und mehr aufgehellt; möchte doch ein Kundiger uns die mittlere Periode darstellen, über die die Merck'schen Briefsammlungen nur Winke enthalten, die Vogel'sche Schrift wenig Aufklärung gibt: wir meinen die Thätigkeit Goethe's für das weimarische Land, während er der Administration desselben vorstand, damit wir erfahren wie das große obenangeführte Wort Goethe's über sein Wirken auch in dieser Hinsicht sich bewähre. 43.

Neues über Celebes.

Dieses Neue könnte weniger sein als es ist, und würde doch viel sein in Betreff einer Insel welche wie Celebes im Sundameer zwar seit 1512 durch die Landung der Portugiesen den Europäern bekannt geworden, aber immer noch zu den versiegelten Büchern gehört. Die neue dankenswerthe Gabe kommt aus der Feder eines Mannes in welchem nicht Zeitungsleser allein einen merkwürdigen Mann, den sich selbst zum Radscha oder Fürsten von Sarawak und von der englischen Regierung zum Gouverneur von Labuan erhobenen James Brooke kennen, und bildet einen Theil seiner „Narrative of events in Borneo and Celebes, down to the occupation of Labuan" (2 Bde., London 1848). Namentlich sind es die von ihm kund gethanen politischen Institutionen der dortigen Völkerschaften im Allgemeinen, und der Bugis insbesondere, was für die Gegenwart erhöhten Reiz hat, und die Bugis als Diejenigen erscheinen läßt welche unter allen Völkern des Orients, unter allen Gläubigen an Mohammed von der Türkei bis nach China, ausschließend die Ketten asiatischer Despotie und Verdumpfung gebrochen, mindestens zum Begriff eines Wahlreichs sich emporgeschwungen, von ihren Herrschern eine volle Anerkennung der Volksrechte erlangt haben, und deshalb in politischer Hinsicht die freiesten Morgenländer darstellen. Der südliche Theil von Celebes — und diesen hat der Verf. besucht — umfaßt die vier großen Reiche Boni, Wajo, Luwu und Soping, außerdem Goa, eine europäische Niederlassung, und Si Dendring, ehemals ein Boni tributpflichtiger, jetzt unabhängiger Staat. „Boni, jetzt das mächtigste Reich in Celebes, datirt aus neuerer Zeit, und gewährt den sonderbaren Anblick einer aristokratischen Wahlmonarchie. Der König wird von den Ara pitu gewählt, von den sieben Männern oder Radschas. Außer daß sie der Wahlkörper sind, bekleiden sie die höchsten Staatsämter, und bleiben dadurch während der Lebensdauer des Königs die verantwortlichen Regierer des Landes. Der erste Minister und Schatzmeister, der Tomarilalan, ist zwar nicht Mitglied des Wahlkörpers, aber alleiniger Vermittler zwischen ihm und dem Könige. Beim Tode eines der Ara pitu bestimmen die überlebenden Sechs seinen Nachfolger, sodaß dieser aristokratische Körper nicht blos einen König, sondern auch sich selbst wählt."

Die Bugis in Boni sind ein Handelsvolk, und ihre Institutionen haben auffallende Aehnlichkeit mit denen des alten Venedigs. Noch europäischer erscheint die Regierungsform von Wajo, ein Gemisch der Verfassung des alten Roms und der der Niederlande zur Feudalzeit. „Die Regierung ist in den Händen von Radschas, die fast ganz unabhängig in ihren Bezirken wohnen, Gewalt über Leben und Tod haben, und sich einen Trupp Sklaven oder Leibeigene halten, die mit ihnen stehen und fallen. Indessen findet einigermaßen eine Wahlregierung statt, welche die Willkürherrschaft der lehnspflichtigen Radschas modificirt, indem sie die Rechte der freien Männer von unadeliger Geburt bis zu gewissem Grade anerkennt. Diese Regierung bilden sechs erbliche Radschas, drei vom Civilstande und drei vom Militairstande; jedem der Erstern ist einer der Letztern beigegeben. Alle Sechs wählen das Staatsoberhaupt, den Aru matoah, der somit ein Wahlfürst ist, und während seiner Herrschaft alle Obliegenheiten einer obersten Magistratsperson zu erfüllen hat, seine Lehnsmannen beaufsichtigt, Streitigkeiten schlichtet und entscheidet, und das Reich nach außen hin vertritt. Unter den sechs Radschas steht ein Rath oder eine Kammer von 40 Arangs, Adeligen niedern Ranges, die als Berufungsinstanz für wichtige oder schwierige Fälle das Feudalwesen anderweit modificiren. Die Rechte der freien Männer werden von drei Pangawas oder Volkstribunen gehütet, von denen bei jedem Staatsdepartement einer sich befindet. Ihre Macht ist bedeutend. Sie allein sind befugt den Rath der Vierzig zu versammeln, haben ein Veto bei der Wahl des Aru matoah und allein das Recht bei bevorstehendem Kriege die freien Männer ins Feld zu rufen. Neben vielen andern Privilegien liegt auch der Census der Bevölkerung, und die Bestellung der freien Männer zu Häuptern der Städte oder Dörfer in ihren Händen. Die Wahl dieser Pangawas ist Volkssache, bleibt aber meist in der Familie. Jede Stadt und jedes Dorf hat eine Zahl freier Männer, die Orang tuah, welche die innern Angelegenheiten verwalten, und den Radschas für die zu erhebenden Steuern und Gefälle verantwortlich sind. Außer diesen verfassungsmäßigen Behörden gibt es noch einen allgemeinen Volksrath, der aus den Häuptern der Dörfer und allen achtbaren freien Männern besteht, und bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammentritt, um über vorgelegte wichtige Fragen seine Meinung abzugeben und zu debatiren, jedoch zu einer Beschlußfassung nicht ermächtigt ist."

Wenn der Verf. hieran die Bemerkung knüpft, daß von einem Volke welches die Kraft gehabt von der todten Fläche asiatischer und muselmännischer Niedergeworfenheit sich so hoch

zu erheben, gewiß mehr und viel zu erwarten sei, so wird Niemand weniger sich zum Widerspruche geneigt fühlen als unsere europäischen, emancipationslustigen Frauen, sobald sie hören, daß in Wajo alle Staatsämter ihrem Geschlechte offen stehen, und zur Zeit von des Verf. dortiger Anwesenheit unter den sechs großen Radschas wirklich vier Frauen waren. Ganz gegen mohammedanische Sitte erscheinen diese Damen öffentlich, herrschen, reiten, und — man denke und beneide! — statten Ausländern Stubenbesuche ab, ohne daß ihre Männer darum zu wissen brauchen oder ein Wort dagegen sagen dürfen. Boshafterweise verschweigt der Verf., ob die glücklichen und beglückenden Wajoanerinnen hübsch sind. 10.

Bibliographie.

Aston, Louise, Lydia. Magdeburg, Baensch. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blankensee, G. F. A. Graf v., Schwur-Gerichte. Eine historisch-politische Abhandlung über den Ursprung derselben aus der ältesten Vorzeit. Mit Vor- und Nachwort begleitet von G. M. Kletke. Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Blätter aus dem Tagebuche eines Physiognomikers. Herausgegeben von Mara L..... Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr.

Brinckmeier, E., Itinerarium der deutschen Kaiser und Könige von Conrad dem Franken bis Lothar II. Ein Beitrag zur Berichtigung und nähern Bestimmung historischer Thatsachen und zur Kritik der Urkunden. Aus Urkunden und Quellenschriftstellern zusammengetragen und durchweg mit den Belegen versehen. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Dernburg, Ueber den Werth und die Bedeutung der Schwurgerichte und die Mittel dieselben criminalrechtlich zu vervollkommnen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 15 Ngr.

Diestel, H., Das Problem der Todesstrafe. Mit Berücksichtigung der Verhandlung der ständischen Ausschüsse wissenschaftlich zu lösen versucht. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. Lex.-8. 20 Ngr.

Dorpius, H., Die Wiedertäufer in Münster. Zur Geschichte des Communismus im 16. Jahrhundert. Nach dem ältesten Drucke neu herausgegeben von F. Merschmann. Nebst einer Einleitung von H. Gelzer. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Erdmann, J. E., Grundriss der Logik und Metaphysik. Für Vorlesungen. 3te verbesserte Auflage. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Fröbel, J., System der socialen Politik. 2te Auflage der „Neuen Politik." Zwei Theile. Mannheim, Grohe. 8. 2 Thlr.

Fülleborn, F. L., Vorarbeiten zu einer Theorie der Einheitslehre als Grundwissenschaft. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A. Mit einem Vorwort von G. Schirges. Hamburg, Meißner u. Schirges. 12. 15 Ngr.

Hauer, J. Ritter v., Beiträge zur Geschichte der österreichischen Finanzen. 1stes Heft. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 9 Ngr.

Hävernick's, H. A. C., Vorlesungen über die Theologie des Alten Testaments, herausgegeben von *H. A. Hahn*. Mit einem Vorwort von *J. A. Dorner*. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Limmer, K., Urkundlich-pragmatisch-allgemeine Geschichte der Neu-Sächsischen Lande oder derer des Hohen Durchlauchtigsten Hauses Wettin beider Linien. 3ter Band. — A. u. d. T.: Neuere und neueste Geschichte der Neu-Sächsischen Lande oder derer des Hauses Wettin beider Linien von dessen, im J. 1485 geschehenen, Theilung in dieselben, fortgeführt bis zu unserer Zeit. Nach den zuverlässigsten Quellen und sichern Urkunden dargestellt. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Lücke, F., Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des Johannes und in die apokalyptische Litteratur überhaupt. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste Lieferung das 1ste Buch, über den Begriff und die Geschichte der apokalyptischen Litteratur, enthaltend. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schirmer, C. W., Geschichte Windsheims und seiner Nachbarorte. Nürnberg, Riegel u. Wießner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schuberth, J., Rathgeber und Führer für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit einer Karte dieses Landes. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 12. 15 Ngr.

Schultheis, E., Die Merkmale des Todes beim Menschen. Eine unter der Leitung des Herrn Prof. Dr. J. Wilbrand ausgearbeitete und der medicinischen Facultät der Universität Gießen zur Erlangung der Doctorwürde vorgelegte Abhandlung. Gießen, Ricker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aufgehen oder Vorangehen? Auch ein Wort zur Verständigung. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Ngr.

Bachini, G., Merkwürdige und wunderbare Prophezeihungen auf das Jahr 1850 und die folgenden Zeiten in ihren wichtigen Bedeutungen. Ein von den Jesuiten verheimlichtes und nach ihrer Ausweisung aus der Schweiz zum Druck befördertes Manuscript. Aus dem Italienischen. Zürich, Industrie- u. Literatur-Comptoir. 8. 1 Ngr.

Behr's, F. H., gesammelte Briefe über die deutsche Colonie Wartburg in Ost-Tennessee in Nordamerika. Zur Belehrung für Auswandernde und sich für Auswanderung Interessirende. Leipzig. Gr. 8. 2 Ngr.

Dieterici, W., Ueber Preußische Zustände, über Arbeit und Kapital. Ein politisches Selbstgespräch, seinen lieben Mitbürgern gewidmet. Berlin, Mittler. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Gespräch unter Landleuten über das Ablösungsgesetz. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 3 Ngr.

Glaßbrenner, L. A., Nante's Guckkasten-Bilder der Gegenwart. Zürich, Industrie- und Literatur-Comptoir. 8. 1½ Ngr.

Heine, J., Politische Betrachtungen eines Unpolitischen über das gegenwärtige Verhältniß Deutschlands zur Revolution und zur Parlamentsfrage über die Bestellung eines Reichsoberhauptes für Deutschland. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Lugano, A., Der Fortbestand Oesterreichs bedingt durch einen innigen Anschluß an Deutschland als Herz eines centraleuropäischen Völkerbundes. Wien, Gerold. Gr. 8. 8 Ngr.

Die drei März-Tage 1848. Würdiger als denkbar. Nicht beschrieben nur besprochen. Wien, Gerold. 8. 3 Ngr.

Merkwürdige Prophezeihung des Pater Guardian in einem Kloster in Polen von dem Jahre 1790 bis 2000. Bremen, 8. 2½ Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihung einer thüringischen Somnambule vom Jahre 1844 bis zum Jahre des Heils 1888. Herausgegeben von ihrem Schwager. Arnstadt, Meinhardt. 8. 2 Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen auf die ewig denkwürdigen Jahre 1848 bis 1868. Mitgetheilt von Nostradamus II. Zürich, Industrie- u. Literatur-Comptoir. 8. 1½ Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen einer Somnambule. Oder göttliche Offenbarungen eines 17jährigen Mädchens welches im Zustande des Hellsehens im J. 1847 die Zukunft der Religionen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts klar und deutlich sah und berichtete. Zürich, Industrie- und Literatur-Comptoir. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 267. —— 23. September 1848.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Siebenter bis zwölfter Band. Leipzig, Brockhaus. 1845—47. 12 Thlr. *)

Zwischen dem Autor und dem Kritiker, wenn sie sich häufiger begegnen, bildet sich ein Verhältniß der Theilnahme, ja einer gewissen Solidarität, und so freut Rec. sich aufrichtig des gedeihlichen Fortgangs dieser großen und bedeutenden Sammlung, welche ihre Aufgabe von Band zu Band in immer wachsender Mannichfaltigkeit und steigender Vollendung, sowie im glücklichsten Verhältniß der Autorschaft zu erfüllen bestrebt ist. Das Ziel, eine für eine lange Zeitdauer genügende Reihe lehrreicher und unterhaltender Criminalfälle aufzustellen, ist nahezu erreicht, und dies Ziel verdiente ganz besondere Aufmerksamkeit und wohlwollende Beachtung in einer Epoche, wo die Frage über den Vorzug des einen Systems der Criminalrechtspflege vor dem andern in der vordersten Reihe der Zeitfragen steht, ja das gesammte deutsche Vaterland lebhaft beschäftigt. Aus diesem Gesichtspunkte her haben wir der Besprechung dieser Sammlung in ihren sechs ersten Bänden in d. Bl. einen verhältnißmäßig längern Artikel gewidmet, in welchem wir, so viel an uns war, mit voller Unparteilichkeit Vorzüge und Nachtheile der beiden Systeme, des Untersuchungs- und des Anklageprocesses, aus praktischem wie aus moralischem Standpunkt, jedoch in populairer Weise entwickelten und dem theilnehmenden Leser vorführten; und da dieser Aufsatz sich selbst der Anerkennung der Herausgeber, wie wir aus ihrem Vorwort im siebenten Bande ersehen, zu erfreuen gehabt hat, so nehmen wir keinen Anstand, bei der Besprechung der sechs neuen Bände des „Neuen Pitaval" den Faden da wieder aufzunehmen wo wir ihn in dem ersten Artikel über dies Werk fallen ließen.

Hierbei befinden wir uns jedoch in einer einigermaßen bedrängten Lage. Wir waren zu Ende jenes Aufsatzes, aller unserer Parteilosigkeit unerachtet, zu dem Schluß gelangt: daß der Anklageproceß, manchen Vorzügen zum Trotz, eine größere Sicherheit in Erforschung der Wahrheit als der Untersuchungsproceß erweislich nicht gewähre, daß er vielmehr geeignet sei das vorzüglichste, wenngleich nicht absolute, Erkennungsmittel der Schuld, das Bekenntniß, ganz hinwegzuschaffen aus der Reihe der Anzeichen, welche den erkennenden Richter leiten sollen, und daß dessenunerachtet und obgleich diese Proceßform unserer Ansicht nach dem norddeutschen Geiste namentlich wenig wirkliche Befriedigung darbiete, sie dennoch einen äußerlichen Sieg über die gegenüberstehende Form des Untersuchungsprocesses davontragen, d. h. zum Grunde gelegt und praktisch angewendet werden würde. Diese Voraussagung ist, was Preußen betrifft, an das wir bei der Bezeichnung „Norddeutschland" vorzugsweise dachten, schnell zur Wahrheit geworden, und die Sache steht nun so, daß Autor und Recensent dieselben geblieben sind, daß aber die zwischen ihnen verhandelte Hauptfrage wesentlich ihre Lage verändert hat. Sie ist aus dem Nebel der Theorie in das helle Licht der Praxis übergetreten.

Auf den ersten Blick scheint es nun, daß die Meinung des Recensenten unterlegen habe, wie er selbst vorhersagte daß es geschehen werde. Die ganze preußische Presse ist voll des Lobes und der Bewunderung für das neue Verfahren, das zwar den Anklageproceß nicht in allen seinen Consequenzen aufgenommen hat, indeß doch in den Grundzügen sich ihm anschließt. Diese Proceßform hat ihre Probe bestanden in einem politischen Riesen-Criminalproceß, dem in der ganzen Geschichte des Criminalprocesses kaum ein ähnlicher zur Seite zu stellen ist. Eine fortdauernde, allgemeine Acclamation des Publicums hat den langen Gang dieses Processes begleitet, die Richter mit der Bürgerkrone geziert, das System in den Himmel erhoben. Und dennoch wagt der Rec. seinen Ansichten treu zu bleiben, den Grundgedanken seines Widerspruchs zu wiederholen, und den Huldigungen der Presse gegenüber zu behaupten, daß diese Proceßform nicht geeignet sei den Geist des Norddeutschen zu befriedigen. Ihr müßt diesen erst verändern, damit er in dieser Form der Criminalrechtspflege seine Beruhigung finde. Der Jubelruf der Presse macht ihn hierbei nicht irre; auch ihr „Steiniget ihn!"

*) Zuletzt ist über dieses Unternehmen in Nr. 68—72 d. Bl. f. 1846 berichtet worden. D. Red.

nicht; denn wie oft hat Dies nicht die Presse ebenso Dem zugerufen den sie am folgenden Tage auf ihr Schild erhob und jubelnd umschwärmte?

Fragen wir uns ernsthaft: Welches sind die Resultate des neuen Anklageverfahrens? so erhalten wir eine befriedigende Antwort nur von einer ganz materiellen Seite her. Es sind mehr Criminalprocesse als sonst erledigt worden, und man wird schneller als vordem mit dieser Nachtseite des Menschenthums, dem Verbrechen, fertig. Diesen Vorzug bestreiten wir nicht, und wir lassen ihn sogar als einen Vorzug des Verfahrens gelten, obwol wir auch Dies noch bestreiten, den Grund anderswo finden könnten. Allein — was nun weiter? Ist es im Volke zu dem Bewußtsein gediehen, es sei eine größere Rechtssicherheit erlangt? Haben die Kundigen und die Gelehrten die Ueberzeugung gewonnen, diese Form bringe eine Wahrheit an den Tag welche jene verhülle? Hier sei ein volleres Maß von Gerechtigkeit administrirt als dort? Diese Fragen verneinen wir kurzweg. Nein, sagen wir, die Erfahrenen und Sachkundigen, die den Täuschungen des großen Haufens nicht unterworfen sind, haben die Ueberzeugung nicht gewonnen, daß die Wahrheit an der Hand des Anklageprocesses besser an das Licht gebracht sei als mittels des Untersuchungsprocesses. Dahingegen aber ist Eins geschehen was sehr schlimm ist: es ist dem Volke klar geworden, auf wie schwachen Füßen menschliche Strafurtheile überhaupt stehen, wie viel dabei dem Zufall anheimfällt, wie wenig sie ein Anrecht darauf haben als Gottesurtheile zu gelten. Wir fragen: Ist dieser Verlust nun kleiner oder ist er größer als jener materielle Gewinn? und stellen die Sache nun geradezu so, daß wir sagen: Die Criminalerkenntnisse des Untersuchungsverfahrens galten dem Volke für Rechtssprüche, die Niemand anzufechten vermochte: die Urtheile nach dem neuen Verfahren erregen und hinterlassen Zweifel am Rechte selbst, im Gemüthe eines Jeden der da zusieht wie sie entstehen.

Hat man etwa Lust Dies an dem Polenproceß näher mit uns zu prüfen? Wir sind bereit; diese gleichsam in Verzweiflung am Recht endlich gefundenen conventionnellen Urtheile werden unschwer, das eine wie das andere, in ihrer halben, Viertel- und Achtel-Begründung nachzuweisen sein, und Jeder muß sehen wie jedem der Angeklagten gegenüber welche leugneten 10, 20, 100 Indicien zur Sprache gebracht sind, von denen auch nicht eins zu vollem Abschluß im Beweise gelangt ist. Sie wurden angeregt, und man ließ sie als unerwiesene Behauptungen fallen; ja die ganze Procedur bestand aus solchen Unerwiesenheiten.

Will sich der norddeutsche Sinn hiermit befriedigt erklären? Wir glauben kaum! Wir glauben er werde nach etwas Besserm suchen, und in diesem Suchen auf die über den Thatbestand urtheilenden Geschworenen stoßen, diese eine Zeit lang hegen und pflegen, zuletzt aber, auch ihre Unzulänglichkeit erkennend, mehr oder weniger zu dem alten, jetzt so misachteten Verfahren sich zurückwenden, d. h. sein Heil in dem Actenproceß, in der Voruntersuchung zu finden bemüht sein.

Doch nun genug von unserer individuellen Ansicht in der Sache; und wenden wir uns zur Betrachtung der vorliegenden Sammlung. In dem Vorwort protestiren die Herausgeber ohnedies gegen die Meinung, als solle ihr Werk irgendwie Beiträge zur Beurtheilung der Zeitfragen und zu Gunsten oder zu Ungunsten des einen oder des andern der im Kampfe begriffenen Systeme darbieten, und Argumente für den Anklage- oder den Untersuchungsproceß an die Hand geben. Sie protestiren, sagen wir, sogar gegen unser Lob in dem frühern Artikel über ihre Unparteilichkeit in dieser Beziehung. Unnütze Vorsicht, vergeblicher Protest. Als wenn es nicht gerade im Wesen der herrschenden Zeitfragen läge, daß sie, willig oder unwillig, alles Verwandte in ihre Sphäre ziehen, und ihnen zu dienen zwingen! Eitle Hoffnung, vergebliche Bitte, daß man nicht an sie die Foderung stelle für das eine oder das andere System sich zu entscheiden, eine Wahl zu treffen; vergebliche Protestation, daß ihre Aufgabe eine sittengeschichtliche sei, gleichsam ein Complement der Völkergeschichte, mit einem speciellen, psychologischen Interesse, indeß die Procedur und ihre Form nur wie ein nothwendiges Tragmittel dieses Interesses im zweiten Gliede dastehe! Es ist Alles umsonst: man setzt ihnen die Pistole auf die Brust, man fodert ungestüm, sie sollen sich für dies oder für jenes System der Procedur erklären; man behält sich vor danach in ihrer Darstellung der Sachen zu forschen, sie zu deuten, und alles Dies mit solcher Dringlichkeit, daß wenigstens der Eine der Herausgeber (Hr. Dr. Häring) genöthigt ist das majestätische „Wir" der Autorschaft aufzugeben, und sich für seine Person in dem Vorworte über die bedenkliche Frage unumwunden zu erklären. Er thut Dies in so besonnener, trefflicher Weise, er kommt in seiner Erklärung unsern eigenen Ansichten, wie sie in unserm ersten Artikel niedergelegt waren, so nahe, daß wir es dem Leser schuldig sind seine Gedanken über dies große Thema in ihren Grundzügen hier folgen zu lassen.

Auferzogen in dem ältern Verfahren — sagt der Autor —, als Mitarbeiter darin beschäftigt, lernten wir es in seinen Mängeln, aber auch in seinen Vorzügen kennen, und glaubten, daß die letztern die erstern überwögen; Das freilich nicht verkennend, daß das Volk nur das Product, nicht den Mechanismus sah. Aber die ernste Durchbildung unserer Richter, ihre gewissenhafte Erforschung der Wahrheit und die Gewißheit, daß der Unschuldige bei einem so vorsichtig, so ängstlich geleiteten Verfahren relativ am besten vor Unbill geschützt sei, erscheinen uns als so viel überwiegende Lichtseiten vor dem Anklageproceß, daß das Andere dagegen in den Hintergrund trat. Die öffentliche Stimme, im Verlauf umschwungreicher Jahre immer dringender nach Oeffentlichkeit verlangend, vermochte uns nicht umzustimmen; auch die Behauptung nicht, daß jenes Geschworenengericht ein ursprünglich deutsches Institut sei, denn die Bildung hatte ein ander Volk aus uns gemacht.

Bis hierher gehen wir Hand in Hand mit dem Autor. Er fährt fort:

Allein eben diese Bildung hatte in einer andern Richtung unermeßliche Fortschritte gemacht; sie hatte imaginaire und

wirkliche Schranken eingerissen, sie foderte ungestüm vieles Verschlossene an das Licht der Oeffentlichkeit heraus. Ob Dies gut oder verderblich ist, was es fördert, was es schadet, Das sind Fragen die uns hier nicht berühren — es ist so.

Hier müssen wir unserm Autor ein leises „Halt!" entgegenrufen. Wie? Ist die Vernunft dazu da sich vom Unverstand leiten zu lassen? Was ist die Presse werth, wenn sie nicht mehr Organ und Repräsentant der „Ideen" und der allgemeinen Vernunft ist? Muß sie fliehen, weil der Schwarm ihr lärmend entgegenjauchzt? Nein und drei mal Nein! Doch lassen wir den Autor fortfahren. Unser Kritiker selbst, sagt der Verf., erkennt an, daß dem stürmischen Verlangen nicht zu widerstehen sei. Wohl, aber er erkennt es traurig an. „Wir bezweifeln seine Prophezeiung, daß man den Irrthum erkennen werde." Diese allmälige Erkenntniß setzen wir noch heute als gewiß voraus. Hierauf führt der Verf. aus, wie wesentlich selbst das Geschworenengericht in neuer Zeit an Scharfsinn, Umsicht, Kenntniß des Rechts gewonnen habe; wie Takt und Besonnenheit wüchsen und zur Vermeidung früherer Misgriffe anleiteten, wie selbst in Frankreich ein Fualdes-Proceß nicht mehr möglich sei; und endlich schließt er mit folgender Gedankenreihe:

Aber wenn die allgemeine Stimme über alle Bedenklichkeiten obsiegte, der Anklageproceß und endlich die Geschworenengerichte das alte Verfahren verdrängten, so meinen wir nicht, daß man die neue Aera mit einem Verdammungsurtheil über die alte zu beginnen habe. Vielmehr sollte ein historisches Ehrendenkmal dem Untersuchungsproceß errichtet werden. Denn so wie er in Deutschland gehandhabt wurde, war er eine gute, wissenschaftliche Erziehungsschule für den gewissenhaften Richter; seine Formen waren zum Schutz der Unschuld erfunden. Wurde der Geist inzwischen reif genug, um sie zu zerschlagen, weil nun die unsichtbaren Grenzen feststehen, so ist Das kein Grund sie verächtlich mit dem Fuße fortzustoßen. Unsere Nachbarn über dem Rhein hatten diese Schule nicht durchgemacht als sie die Geschworenen einführten: die Parlamente und ihre Untergerichte waren keine Justiz die man loben durfte. Auch in England fehlte diese Schule, und es ist nur die tüchtige Gesinnung, die Erfahrung des Briten, die diesen Mangel halb ersetzt; aber die Criminalprocesse sind dort auch heute noch nicht das Vollkommenste in den britischen Institutionen, und der Scharfblick des Einzelnen muß noch oft die mangelnde Schule ersetzen. Von den deutschen Geschworenengerichten, welche die sorgfältige Untersuchungstheorie des alten Verfahrens zur Grundlage haben, dürfen wir hoffen, daß sie der Erwartung näher kommen werden, wie denn die Erfahrung am Rhein schon dafür zeugt.

In diesem Urtheil ist wenigstens eine gewisse Billigkeit zu loben, die jetzt schon zur Seltenheit geworden ist. Worin unterscheidet sich nun diese Ansicht von der unserigen? Vorzüglich doch in zwei Punkten: erstlich darin, daß der Verf. es für einen Gewinn achtet, daß der große Haufe nicht mehr blos die „Resultate", sondern daß er das „Räderwerk", den Mechanismus der Procedur zu Gesicht bekommt, was wir gerade wegen der unvermeidlichen Unvollkommenheit dieses Mechanismus um deshalb für so bedenklich erachten, weil es die Zuversicht und die Befriedigung bei den Resultaten schwächen, und in einem so kritischen Geiste wie der norddeutsche ist zerstörend wirken muß auf die wesentlichste Basis der Justiz überhaupt, das Vertrauen zu ihr. Der zweite Punkt aber, worin die Ansichten des Autors von denen des Rec. auseinandergehen, ist der: daß der Erste den Anklageproceß und seine Gipfelung, das Institut der Geschworenen, als Richter der Thatsache, für einen nähern Weg zur Entdeckung der Wahrheit erachtet, während der Letzte beide nur für ein Mittel hält mit der Sache schneller fertig zu werden, unangesehen die Foderung der Wahrheitsermittelung. Diesen Vorzug der schnellern Beendung der Sache — obwol sich auch hierüber noch streiten ließe — sind wir gemeint dem Anklage- und Juryproceß zuzugestehen: er gibt dem Verf. zu einer schönen Phrase von der Selbstsucht früherer Zeiten Veranlassung, und er ist zugleich das Hauptmotiv weshalb die Mehrzahl der praktischen Juristen, denen nur an der Erledigung der Procesnummer gelegen ist, sich für den Anklageproceß begeistert. Ob die wesentliche Aufgabe der Strafrechtspflege, Erkenntniß der Wahrheit, ob also dasjenige Moment wegen dessen die strafende Justiz überhaupt vorhanden ist, und ohne das sie gar nicht gedacht werden kann, ja dessen Abwesenheit sie selbst zerstört, gefördert wird oder nicht, Das fällt nicht unter die Betrachtung dieser ihrer hohen Aufgabe völlig untreuen Empiriker. Wir verwerfen daher auch ihr Urtheil, begeistert, wie wir sind, vom Geiste der Justiz.

Genug. Die Voraussagungen in unserm frühern Artikel haben insoweit eine schnelle Verwirklichung gefunden, als in Preußen seit jener Zeit die Sache des öffentlichen und Anklageverfahrens thatsächlich zum Siege gelangt ist, und zwar in derjenigen Form die wir als einen wohl zu versuchenden Mittelweg zwischen dem Untersuchungs- und Anklageverfahren von Geschworenen bezeichneten und empfahlen, nämlich in der Form der Anklage vor einer Richterjury. Aber auch der fernere Inhalt unserer Vorhersagung, nämlich der: „daß dieser Versuch auf die Dauer nicht befriedigen werde", fängt schon an sich zu verwirklichen. Man verlangt schon die Volksjury, und man wird sie, wir zweifeln nicht, erlangen. Hier angelangt, welcher Fortschritt, welche Entwickelung ist dann noch möglich? Es fällt uns schwer es auszusprechen, daß am Ende dieser Bahn nur Zweierlei liegen kann: die völlige Verkümmerung der Strafrechtspflege in der Lynchjustiz, oder die allmälige Umkehr zum Actenproceß, wie er sich in Frankreich durch die täglich wachsende Bedeutung der schriftlichen Voruntersuchung — zum Glück, sagen wir, und als ein nothwendiges Heilmittel für die Mängel des Juryprocesses — schon herausstellt. Vor übertriebener Erwartung zu warnen, die stets der Feind ruhiger Entwickelung ist, war unsere Aufgabe; sie ist gelöst, wenn der Geist sein Recht behauptet gegen den todten Empirismus, der sich blos seiner Entlastung von schwieriger Arbeit freut.

Doch es ist Zeit, daß wir dies Thema verlassen, und die uns vorliegende Sammlung zum besondern Gegenstand der Besprechung nehmen. Die Herausgeber geben uns zunächst die Motive ihrer Auswahl für die folgenden Bände dahin an, daß zunächst die innere

psychologische Werkstatt des Verbrechens zu eröffnen ihr Leitfaden bei der Wahl der Stoffe gewesen sei. Solchen Criminalfällen, zugleich Räthseln und Novellen, die Verstand und Phantasie in Spannung erhalten, weisen sie den ersten Rang in ihrer Sammlung an. Historische Stoffe sollen ihnen nur dann gelten, wenn sie zugleich als Sittengemälde ihren eigenen Werth haben. Werden sie Dies nicht immer? Endlich sollen auch große politische Processe repräsentirt werden, wenn damit für die psychologischen Interessen oder für das Zeitgemälde Etwas zu gewinnen ist. Immer also wird der Stoff, nicht die Procedur an sich, wie etwa der Jurist von Fach wünschen möchte, bei der Wahl der Fälle den Ausschlag geben.

Dieser Vorsatz findet sich in den folgenden Bänden mit löblicher Consequenz verwirklicht. Außer dem Kunstwerth der Darstellung, die hier oft bis zum Bewunderungswerthen ansteigt, und die durchweg nicht genug zu rühmen ist, ist keiner der hier vorgetragenen Criminalfälle ohne seinen innern Werth als psychologischer oder Sittenspiegel dargestellt, daß ohne alle Frage keine der ältern Sammlungen und Quellen, Pitaval, Klein, Feuerbach, Chandler u. A. sich, sei es an Kunstwerth, sei es an Bedeutung der Stoffe, auch nur entfernt mit dem „Neuen Pitaval" zu messen vermag; sofern man an denselben nur nicht etwa die Foderungen eines criminalistischen Hand- und Lehrbuchs stellen will, wogegen die Verf. natürlich protestiren. Von der Kunst der Darstellung wie sie in diesen Bänden zur Erscheinung kommt ist es schwer eine Vorstellung durch Proben zu geben, da diese sich vorzüglich in der sichern Bewältigung einer Masse wüsten Materials zu einem spannenden Gemälde, und in der Aufeinanderfolge der Entwickelungsmomente, in der Färbung der einzelnen Theile des Bildes darthut. Wir können daher nur Einzelnes andeuten, versichern jedoch den Zweiflern, daß dieser Lecture im Allgemeinen eher zu viel als zu wenig Reiz beiwohnt, und daß sie in ihren meisten Theilen eine lebhafte Erregung und einen großen Antheil in der Seele des Lesers zurückläßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jefferson über Zeitungsschreiberei.

Der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten Jefferson schrieb seinem Freunde Norwell: „Sie fragen mich um meine Meinung über die Art wie eine Zeitung geschrieben werden müsse um am nützlichsten zu werden. Ich würde antworten: durch Beschränkung auf wahre Thatsachen und gesunde Grundsätze. Aber ich fürchte, solch ein Blatt dürfte wenig Abnehmer finden. Es ist eine traurige Wahrheit, daß die Unterdrückung der Preßfreiheit das Volk kaum mehr ihrer Vortheile berauben könnte als es durch diese völlige Hingebung an die Unwahrheit geschieht. Man kann jetzt Nichts glauben was in einer Zeitung steht. Die Wahrheit selbst wird verdächtig, wenn man sie in diesem schmuzigen Gefäße mittheilt. Der wahre Umfang dieser Unwahrheiten, dieses Nichtunterrichts ist allein Denen bekannt welche aus eigener Kenntniß die Thatsachen mit den Lügen des Tags vergleichen können. Ich betrachte in der That die große Masse meiner Mitbürger mit Mitleiden, welche in dem Glauben leben und sterben, daß sie durch Zeitungslesen Etwas von Dem kennen lernen was zu ihrer Zeit in der Welt vorgeht. Und doch sind die Berichte welche sie gelesen haben ebenso gut die Geschichte jeder andern Zeit als der gegenwärtigen, nur daß die wahren Namen unserer Tage den Fabeln beigefügt sind. Ein Mann welcher niemals in eine Zeitung hineinsieht ist besser unterrichtet als Der welcher sie liest, insofern als Jemand der Nichts weiß der Wahrheit näher steht als Der dessen Kopf mit Unwahrheiten und Irrthümern angefüllt ist. Verleumdung ist jetzt ein solches Lebensbedürfniß geworden, daß Morgens und Abends keine Tasse Thee ohne dieses Reizmittel getrunken werden kann. Selbst Diejenigen welche solcherlei Schändlichkeiten nicht glauben theilen sie gern mit, und statt des Zornes und Abscheus welche ein tugendhaftes Gemüth darüber erfüllen sollten, verrathen sie ein geheimes Vergnügen über die Möglichkeit, daß Andere vielleicht glauben möchten was sie selbst für unwahr halten, u. s. w." Es ist nicht zu leugnen, daß Vieles von Dem was hier Jefferson unter ganz andern Verhältnissen äußerte auf die deutsche politische Presse der neuesten Zeit vollkommen paßt. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 268. — 24. September 1848.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Siebenter bis zwölfter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 267.)

Der siebente Theil enthält nun zunächst in dem „Papistischen Complot" und den Processen gegen William Lord Russell und Algernon Sidney ein großes politisches und sittenschilderndes Gemälde von der ergreifendsten Wirkung. Als wir den Herausgebern vor allem Andern politische und Staatsprocesse zur Bearbeitung empfahlen, waren es solche in der Geschichte wurzelnde Proceduren wie diese, und wie Warren Hastings und andere, an welche wir dachten. Dieser Auffoderung ist hier auf die glänzendste Weise entsprochen worden. Die Klarheit, die schöne Form, die Prägnanz und die Tiefe der politischen Gedanken, der Geschmack und der tiefe Eindruck den dies Gemälde der Freiheitskämpfe des englischen Volks hinterläßt, der sittliche Schauer vor dem arglistigen Justizmorde der an dem Liebling des Volks, William Russell, vollzogen wird, und in dem diese Kämpfe ihre Spitze und ihr letztes Opfer finden, die Fülle, die Reife und die Macht der Ideen, die der Verf. bei Gelegenheit dieses Gemäldes zur Anschauung bringen, seien sie politischer, seien sie juristischer Art und Abkunft: — alles Dies läßt Nichts zu wünschen übrig, und erfüllt uns mit Achtung vor der geschichtlich und politisch reifen Feder des Bearbeiters. Hier besonders hatte die Kunst der Darstellung zur Aufgabe, eine Masse verworrenen Materials, durch den Parteigeist gefärbt und getrübt, ja absichtlich aus Wahrheit und Irrthum gemischt, zu überwinden und zu einem klaren historischen Bilde zu ordnen, das aufgeregte Gefühl durch die Hinweisung auf das weltgeschichtliche Gericht zu beruhigen, und die innere Empörung, mit welcher der Misbrauch der Gerechtigkeit uns erfüllte, durch den Hinblick auf die ewige Gerechtigkeit der Geschichte und den tragischen Sieg der Tugend abzuklären und zu sänftigen. Eines solchen Gemäldes bedurfte es, um uns klar zu machen wie noch in unsern Tagen der Ruf: „No popery!" in England zur Volksstimme werden konnte. Die Hofpartei, welche in dem düstern Wahngebilde des „Papistischen Complot" seinen Widersachern unterlegen hatte, ergriff, von dem Thronerben, Jakob II., gestachelt, die Gelegenheit, welche der Ryehouse-Proceß ihr darbot, sich an ihren Feinden mit denselben Waffen und Mitteln zu rächen welche diese gegen sie angewendet hatten, und traf sie in ihren Häuptern und Spitzen, Russell und Sidney, mit dem Todesbeil. Justizmord um Justizmord — vae victis! — zeigt uns hier, daß auf der Höhe politischer Leidenschaften die Form der Rechtspflege zum „wesenlosen Schatten" wird. Der edle, der tugendhafte Russell, der Vorkämpfer der Volksfreiheiten, wird wegen Attentats auf das Leben des Königs zum Verbrechertode verurtheilt, auf die Aussage eines Nichtswürdigen (Howard) hin: daß er einem Gespräche zugehört in dem von Ermordung des Königs die Rede gewesen. Und diese Verurtheilung erfolgt von einem Volksgericht und unter Anwendung von Formen in der mehr Buchstaben-Casuistik verbraucht wird als jemals bei einem sogenannten geheimen Gericht zur Anwendung kam. Wie schön aber ist dieser Tod, den Russell besteht im Bewußtsein ihn für die Freiheiten seines Volks und schuldlos zu leiden! Wie stellt er das Bild eines sterbenden Sokrates, aber eines christlichen, uns dar! Am Schluß ruft der Verf. aus: „Was dieser Tod der Welt geholfen hat? Er hat geholfen, daß auf der glücklichen Insel Ein Beispiel wenigstens fortblühte von der Freiheit wie sie aus germanischer Wurzel unter glücklichen Umständen sich entfalten kann. Sind nach diesem Beispiel nicht alle nun lebenden Verfassungen wie nach einem ewigen Vorbilde gemodelt? Und blicken wir nicht noch heute hinüber nach dem mächtigen englischen Baum, dessen Wipfel nicht einzelne Stände, der die ganze Nation überschattet, dessen Wurzeln Nahrung saugen aus dem Gesammtboden. Die deutsche Eiche hätte auch solch ein Boden werden können." Wenn wir nun auch im Allgemeinen solche poetische Phrasen in Sachen der Geschichte wenig lieben, der Gedanke ist hier an seiner Stelle. Das Bewußtsein gesetzlicher Freiheit wird durch Nichts mehr gekräftigt als durch solche Opfer wie der fromme Russell, dem sein Urenkel Lord John Russell in seinem „Life of W. Russell" ein schönes Denkmal setzte, und der antike, Catonische Sidney waren.

Auf dies große Geschichtsbild von der bewußt-irrenden menschlichen Gerechtigkeit folgt ein in seiner Verwickelung und Entwirrung höchst anziehender Criminalfall: „Der blaue Reiter", der wie mit der Wirkung einer trefflich

erfundenen Novelle uns fesselt. Wie eine Gesellschaft von Verbrechern einen Unschuldigen zum Thäter ihrer That zu machen, die Justiz zu verwirren weiß, dann aber in übermäßiger Voraussicht sich selbst verrathen muß, ist zwar an sich keine Seltenheit; allein die besondern Umstände machen diesen Fall zu einer criminalistischen Perle, die sich aller Theilnahme empfiehlt. Ein ähnliches novellistisches Interesse bieten: „Der verrätherische Ring" und „Das Gelöbniß der drei Diebe", in welchen selbst das fatalistische Element in der Criminalstatistik seine Repräsentanten findet. Echte causes célèbres sind: „Die Tragödie von Salem", ein schon früher in Europa bekannter amerikanischer Hexenproceß, hier nach Chandler zu einem großartigen und erschütternden Bilde vollendeten Glaubenswahnsinns geordnet, und „Jochim Hinrich Ramcke", dessen wahrscheinlich doch fingirter Wahnsinn an P. v. Kobbe einen so eifrigen Vertheidiger fand, daß er selbst über diesem Kampf mit den Gerichten gestorben sein soll. Während der Verbrecher sein seelenloses Schattenleben im Zuchthause zu Glückstadt fortführt, sind sein Vertheidiger an gebrochenem Herzen, dessen Bruder an dem unbefriedigten Verlangen den Bruder zu rächen, und auch der Arzt, der das erste Gutachten über Ramcke abgab, gestorben. Die alte Mythe, sagt der Herausgeber, erneut sich: „Hektor und Achill und Ajax waren gefallen, und die alternde Helena wird nach Hellas zurückgebracht."

Ein Gemälde völlig verschiedener Art liefert hiernächst der achte Theil in der Geschichte Cagliostro's, und es ist um so dankbarer von uns hinzunehmen, als das Bild dieses merkwürdigen Betrügers, der einst ganz Europa beschäftigte, sich sehr zu verwischen begann, und als durch die Arbeit der Sammler diese psychologisch und sittengeschichtlich so überaus merkwürdige Erscheinung nun wol für lange Zeit in ihren Umrissen und zur Warnung für alle Zeiten fixirt ist. Die Herausgeber besorgen dennoch, daß man ihre Wahl tadeln werde; sie können sich indeß darüber vollständig beruhigen. Oder soll man etwa die sittengeschichtliche Bedeutung eines Mannes bezweifeln den unser größter Dichter zum Gegenstand eines Dramas und genauer historischer Untersuchungen nahm, den die Kaiserin Katharina II. für so einflußreich hielt, daß sie in drei Lustspielen zur Erleuchtung der bethörten Welt gegen ihn auftrat: ein Proteus, der als Wunderdoctor, Goldmacher, Sektenstifter erkannt und verfolgt, seine Thätigkeit mit unerhörter Dreistigkeit in immer höhere Kreise verlegte, als Reformator des Freimaurerordens durch eine alberne Fabel sich Tausende dienstbar machte, vor dem die Eingeweihten auf den Knien lagen, an dessen Worten sie, und nicht die Schlechtesten ihrer Zeit, wie an Orakel glaubten, der als Heiland, als Beglücker der Menschheit Europa durchzog, in Kurland an der Stufe der höchsten Ehre stand, in Paris halb Frankreich eroberte, und an den Geschicken Theil nahm welche Europa umgestalteten; ein Abenteurer wie kein zweiter existirt hat, der stets erkannt, immer von neuem der Abgott der Modewelt wurde; ein Weltverbrecher, den endlich Rom, bangend vor seinem Einfluß selbst noch im Kerker, richten mußte! Cagliostro war ein Betrüger, anfangs mit Bewußtsein, zuletzt als die Thorheit der Welt seinen Kopf umnebelte, selbst an seine eigenen Täuschungen wie an höhere Eingebungen glaubend, Phantast, Inspirirter. Eine Erscheinung wie diese, in einem Zeitalter das sich vorzugsweise für das philosophische hielt, und mit aller Gläubigkeit fertig geworden zu sein meinte, gehört zu den größten Merkwürdigkeiten der Sittenhistorie; sie gewährt in ihrer Totalität den treuesten Reflex der Zeit und ihrer Bestrebungen. Heute wäre sie unmöglich, die Presse würde sie im Hervortreten ersticken. Allein jene rationalistische Zeitrichtung, die alles Wunderbare auszurotten bestrebt war, rächte sich an der menschlichen Natur durch sich selbst. Die naturgemäßen Wege wurden verschlossen; der Naturtrieb trat nun spukhaft und gespenstig heraus; das philosophische Jahrhundert wurde auch das der Schwärmer. Alle gesunde und ungesunde Richtung der Zeit wollte nur durch Orden wirken. Da ein Volksleben völlig erstorben war, da alle politische Theilnahme aufgehört hatte, da die Aufklärungssucht der nach dem Mysterium durstenden Seele Alles geraubt hatte, warf sie sich auf den albernsten Götzendienst, citirte Geister und schuf Metamorphosen des Leibes. Es ist eine lehrreiche Geschichte, zu sehen wie ein Kopf, die Leidenschaften der Zeit erkennend, sie 10 Jahre hindurch mit wunderbarem Glücke ausbeuten, ja in frecher Behauptung seiner Heilandsrolle auch die Besten seiner Zeit so umnebeln konnte, daß sie an ihn glaubten (wie Elise v. d. Recke und Lavater), oder mindestens anstanden ihn für einen Betrüger zu achten.

Die Kunst welche die Verf. in der Darlegung dieser merkwürdigen Erscheinung aus sehr verworrenem Material, und bei schon mangelhaft werdenden Quellen, entwickelt haben verdient die wärmste Anerkennung; sie zeigt, daß ihre Kräfte in dem Maße sich steigern als die Aufgabe verwickelter und schwieriger wird. Cagliostro, jeder Verfolgung entgangen, wurde endlich von der römischen Inquisition in ihrem letzten historischen Act als religiöser Sektenstifter verurtheilt, und starb nach vierjähriger Haft im Castell S.-Leo. Daß aus den gedruckten Acten dieser Procedur nicht viel für die Beurtheilung des „Menschen" hervorgehen würde, stand zu erwarten; das Jahrhundert aber erwartete diese Acten in der höchsten Spannung, und so ist Cagliostro nicht eine Thatsache, sondern eine Art von Mythus geblieben bis auf unsere Zeit. Die Sammler nun zeigen ihn uns als Charakter. Dieser Menschenheiland war ein roher, verworrener, höchst unsittlicher, aber höchst verschmitzter Gauner. Die Wiederholung einer solchen Erscheinung in unserer Zeit, sagen sie, sei unmöglich; wir stimmen Dem bei, soweit es sich um die Schwindelei mit Ideen von Wiedergeburt, ewigem Zeitleben u. s. w. handelt: aber sehen wir in unsern Tagen nicht ähnliche und glückliche Schwindler, nur daß sie mit den Interessen dieser Zeit, mit Colonisirungsplänen, Phalansteren, Socialismus, Actien, Eisenbahnen, Emancipation, Handels-

unternehmungen schwindeln, wie jene mit Palingenesien und Weltverbreitung des Maurerthums? Wir mögen daher nicht zu stolz und zu sicher sein, und immerhin Belehrung schöpfen da wo sie wie hier anzutreffen ist, über die Schwachheiten des socialen Menschenthums. Speculanten mit Beglückungsplänen gibt es immer noch, vor denen wir uns zu hüten haben, wenn sie ihre Rolle auch nicht immer mit der Feinheit eines Cagliostro zu spielen wissen.

So interessant es auch für viele unserer Leser sein würde, wenn wir bei den abenteuerlichen Lehren und den Gaunerkünsten dieses Heroen unter den Betrügern länger verweilen könnten, so fehlt uns doch der Raum dazu. Eine Probe mag genügen:

Die Wiedergeburt des Menschen wird — so lehrt Cagliostro — auf doppeltem Wege erlangt: die geistige und die physische. Die letztere führt zur Geistigkeit von 5557 Jahren gesundem und ruhigem Dasein, wonach Gott den Wiedergeborenen bei lebendigem Leibe zu sich nimmt. Alle 50 Jahre im Mai, zur Zeit des Vollmonds, muß der Candidat sich mit einem Freunde in ein Zimmer und einen Alkoven einschließen, Nichts genießend als leichte Suppe, kühlende und öffnende Kräuter und Mai-Regenwasser trinkend. Die Mahlzeit muß mit einer Brotkruste enden: am 17. Tage ein Aderlaß, dann sechs weiße Tropfen täglich bis zum 32. Tage; in der Morgendämmerung desselben ein kleiner Aderlaß; dann ins Bette, wo der erste Gran Urstoff genommen wird, den Gott selbst geschaffen hat. Dann tritt Fieber ein: Haut, Haare, Zähne fallen aus. Am 35. Tage wird ein laues Bad und der letzte Gran Urstoff in Wein genommen; im sanften Schlaf wachsen Haut, Haare und Zähne wieder; dann ein aromatisches, ein Salpeterbad, am 39. Tage 10 Tropfen Cagliostro'schen Balsams in Rothwein, und am 40. Tage ist die Wiedergeburt vollendet.

Dergleichen abenteuerliches Geschwätz berückte 1779 noch die europäische Gesellschaft, welche mystisch-sinnliche Tiraden und die Prophezeiungen seiner „Waisenkinder", hinter dem Schirm und mit Maulschellen eingeschult, völlig umnebelten, sodaß man ihm, der Nichts für seine Weisheitslehre nahm, Hunderttausende in Geschenken an seine Concubine zutrug, die er vergeudete. Gelegentlich dann Schatzgräber, Geisterbanner, Arzt und Heiland der Armen, Prophet und Reformator der Maurerei, bleibt es doch für uns immer ein ungelöstes Räthsel, wie ein Mensch ohne Bildung, von unangenehmem Aeußern und schnarrender Sprache, der überdies ein fehlerhaftes und widerwärtiges Französisch redete, alle Kreise der hohen Gesellschaft, Männer wie Lavater, und Frauen wie Elise v. d. Recke, die seine Adeptin war, so bezaubern konnte, daß die ihm stets nacheilende Enttäuschung ihn niemals einzuholen im Stande war. In Warschau völlig erkannt, ward es ihm möglich in Strasburg und Paris Tage höchsten Glanzes zu feiern, freilich unter dem Schutz des eiteln und kopflosen Cardinals Rohan. Hier traf er mit Lavater zusammen, den er bruskirte, sodaß dieser ihm ein Papier mit den Fragen schickte: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie diese erlangt? Worin bestehen sie?" Worauf die lakonische Antwort erfolgte: „In verbis — in herbis — in lapidibus!" Doch auch dies Charakterrecept enttäuschte den Psychologen Lavater nicht, und er schrieb: „Ich möchte Blut weinen, daß eine Gestalt wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt — Cagliostro war häßlich, kurz und untersetzt — so miskannt werden kann."

Wir müssen abbrechen. Mit diesem so fesselnden Bilde steht die berüchtigte „Halsbandgeschichte", eines der Vorspiele zu der französischen Revolutionstragödie, in Zusammenhang. Die Sammler lassen diese merkwürdige, obwol ziemlich bekannte Erzählung folgen. Die enge Verbindung Cagliostro's mit dem Helden dieser Geschichte, dem Cardinal Rohan, und die Aussagen der Lamotte brachten Cagliostro, diesmal beinahe unschuldig, auf mehre Monate in die Bastille. Das seltsame Ereigniß selbst wird aus der Darstellung wie sie hier vor uns liegt völlig klar, und es bleibt keine Spur des poetischen Dunkels übrig das die Lamotte noch nach ihrer Verurtheilung von England her über die Begebenheit zu verbreiten gewußt hat, um in diesem Dämmerlichte rein zu erscheinen. Es wird uns völlig gewiß, daß ihr Opfer, die arme Königin Marie Antoinette, deren Frauenruf die Lamotte in der That untergrub, wie ihre ganze Umgebung mit der Gaunerin nie in der allergeringsten Berührung stand, ja sie gar nicht kannte. Von allen ihren Hofverbindungen war keine wahr als die Bekanntschaft mit der Frau eines dem Hofe attachirten Accoucheurs. Hierüber haben die Memoiren der Campan die Welt, welche immer noch zweifeln wollte, weil die Albernheit Rohan's ihr unbegreiflich erschien, vollkommen aufgeklärt.

Die Barbarei in der Execution des Urtheils — so schließt diese treffliche historische Darstellung — machte seiner Zeit auf die Gemüther einen tiefen Eindruck. In die Frage: Wenn die Lamotte nun doch unschuldig wäre, mischte sich schon die Vorstellung, daß sie doch wol nur ein Opfer der Ränke des Hofs sein könne. Die Abgunst gegen diesen war im Wachsen; man warf ihm vor, daß er einen so scandalösen Proceß nicht unterdrückt habe, statt ihn bis zum Aeußersten zu verfolgen, daß er eine Frau aus dem königlichen Blut Valois habe peitschen und brandmarken lassen, und daß er über den Urtheilsspruch hinaus selbst gegen die Freigesprochenen, Rohan und Cagliostro, die willkürliche Strafe der Verbannung verhängte: Alles Momente des Misvergnügens, die mitwirkend und nachwirkend in die große Revolution, die wenig Jahre nachher begann, hinüberspielen mußten.

Die Geschichte: „Der Sohn des Herrn von Caille", welche hierauf folgt, ist eine der anziehendsten, romanhaftesten und mysteriösesten Personen-Verwechselungsgeschichten die es geben kann, und als solche sowie als gleichzeitiges Sittengemälde (1700—12) mit vollem Recht aus der ältern Pitaval'schen Sammlung hier wieder aufgenommen. „John Sheppard" (1724) und „Louis Mandrin" (1755) sind echte Criminalfälle zu europäischem Ruf gelangter Räuber, auch als Sittenbilder ihrer Zeit nicht ohne Bedeutung. Der Fall: „Antoine Mingrat", spielt in die Zeitbewegungen hinüber, indem die damals herrschende Priesterpartei in Frankreich (1822) Alles daran setzte die Straflosigkeit des Verbrechers zu sichern; was ihr denn auch gelang, da sie seine Auslieferung von Sardinien, den Verträgen entgegen, zu hindern wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sittenverbesserung in Irland.

Zum Trost für Diejenigen welche an einem moralischen Besserwerden in Irland verzweifeln sind Skizzen des dortigen Sittenzustandes vor 60 Jahren erschienen („Sketches of Ireland sixty years ago", Dublin und London 1848), welche einen binnen dieser Zeit eingetretenen Wechsel zum Bessern nachweisen, so groß und fühlbar wie gewiß in keinem andern civilisirten Lande. Einige Züge mögen Das belegen.

„Zu der Zeit von welcher wir sprechen", heißt es in erwähntem Buche, „achtete jeder Gentleman es für eine Schande durch Betreibung eines Gewerbes, einer Kunst oder sonstigen Geschäfts sich den arbeitenden Classen beizugesellen, und die obern Schichten der Gesellschaft schlossen sich auf das sorgsamste ab. Nur in Einem Punkte schienen die höchsten und niedrigsten Stände mit merkwürdiger Vorliebe einander zu gleichen: im Punkte des Fechtens, dies eine Leidenschaft welcher alle Iren so ungezügelt fröhnten, daß selbst ein geborener Kentuckyaner es heute kaum glaublich finden dürfte." Die Kampfsüchtigsten und Kampfbereitesten waren die Advocaten. Ein Sachwalter mußte stets fertig sein einem Zeugen den er im Verhör derb angelassen, einem Gegner den er in seiner Rede stark mitgenommen, oder einem Clienten der mit ihm unzufrieden war „Satisfaction zu geben". Der berühmte Curran verdankte sein schnell gewonnenes Ansehen ebenso sehr seinem Muthe wie seiner Beredtsamkeit; der berühmtere Lord Norbury bahnte sich den Weg im strengen Sinne des Worts mit dem Pistole in der Hand, und selten kam ein wichtiger Fall zur Untersuchung der nicht ein oder mehre Zweikämpfe veranlaßte. „Es ist Zeit, daß ich die Praxis quittire", sagte ein alter Advocat dieses Schlags, „denn die neue Plaidirmethode bringt das Pulver außer Gebrauch."

Die Art wie die jungen Leute auf der dubliner Universität sich benehmen durften war sehr geeignet solche Rauflust zu nähren. In einer selten gewordenen Broschüre des Titels: „Advice to the students of Trinity college in the style of Swift's Advice to servants", wird erwähnt, daß die Studenten ihre Stubenschlüssel nach Möglichkeit groß und schwer machen ließen, sie in die Schleppe oder den Aermel ihrer bauschigen Röcke einknüpften, und damit angriffen oder sich vertheidigten. Die übliche Frage: „Was meint ihr, Bursche, soll ich Dem den Schlüssel geben?" führte, wenn mit Ja beantwortet, zu mehr als einem Todtschlag. Vorzüglich mörderisch pflegte es am Vorabende des Dreieinigkeitssonntags zuzugehen, und „keine Lebensversicherungs-Anstalt", bemerkt der Verf. der „Sketches", „würde an diesem Abende das Leben eines dubliner Nachtwächters versichert haben. Das Innere des Universitätsgebäudes", fährt der Verf. fort, „galt als eine Freistätte für Schuldner, und wehe dem unglücklichen Gerichtsdiener der sich hineinwagte. In der Mitte des vordern Hofs stand damals eine hölzerne Pumpe, unter welche derartige Delinquenten gelegt und halb ersäuft wurden. Einer der damaligen Collegiaten, Dr. Wilder, ein excentrischer Mensch, besaß sehr Wenig von dem Ernste und der Anständigkeit welche die heutigen musterhaften Trinitäts-Collegiaten auszeichnen. Eines Tags traf er auf einem Kreuzwege mit einer jungen Dame zusammen. Sie konnte nicht ausweichen ohne tief in den Schmuz zu treten. Er aber blieb hart vor ihr stehen, sah ihr einen Augenblick ins Gesicht, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie. Dann nickte er dem erstaunten und zürnenden Mädchen vertraulich zu, sagte: «Nehmen Sie Das zur Strafe für Ihre Schönheit», und trat auf die Seite. Ein anderes mal kam er in den vordern Hof als eben ein Gerichtsdiener «curirt» werden sollte. «O meine Herren, meine Herren», rief er, «um Gottes willen seien Sie nicht so grausam ihn mit den Ohren an die Pumpe zu nageln.» Der Wink wurde ungesäumt benutzt, ein Hammer und Nägel herbeigeschafft und ein Ohr angeheftet. Dann gingen die Burschen fort, und es dauerte geraume Zeit, ehe Jemand den blutenden und vor Schmerz aufschreienden Menschen erlöste."

An Nichts fehlte es weniger als an Raufbolden von Profession, welche im Vertrauen auf ihre Schießfertigkeit die gröbsten Ungebührnisse verübten. Einer der Letzten dieses Geschlechts war ein gewisser Bryan Maguire. „Er trieb es im Hause", heißt es, „wie auf der Straße. Verlangte er nach seinem Bedienten, hatte er eine eigene Manier zu klingeln. Da die Pistolen immer geladen neben ihm lagen, zog er nicht, wie andere vernünftige Menschen, die Klingelschnur, sondern schoß nach dem Gelenke, bis er die Glocke unten läuten hörte. Mehr als ein mal hielt ihm seine Frau auf so und so viel Schritt ein brennendes Licht, und er putzte es mit der abgeschossenen Kugel. Ein anderer seiner häuslichen Zeitvertreibe war folgender. Stunden lang lehnte er zum Fenster hinaus und neckte die Vorübergehenden. Kam Jemand an welchem er sich besonders reiben wollte, warf er nach ihm, und sowie dieser emporblickte, spie er ihm ins Gesicht. Fing dann jener an zu raisonniren, zeigte ihm Bryan in jeder Hand eine Pistole, bat ihn heraufzukommen sich Satisfaction zu holen, und offerirte die Wahl der Pistolen."

Nach einer Menge solcher Anekdoten und ähnlicher Züge von Entführungen, Völlereien und Auflehnung gegen das Gesetz drängt sich die Frage auf: Wenn Dies die Gewohnheiten der höhern Stände waren, wie mag es in den untern ausgesehen haben? Die Beantwortung dieser Frage in grellen, schwarzen Farben berechtigt den Verf. seinen irischen Landsleuten die Lehre vorzuhalten, daß die große unleugbare Sittenverbesserung in allen Schichten der Gesellschaft hauptsächlich Folge des gesteigerten Verkehrs mit England sei. Dieselbe Moral ist das Endresultat eines verwandten Buchs: „Revelations of Ireland in the past generation, by *D. Owen Madden*" (Dublin und London 1848). 10.

Notiz.

Eine Reliquie von Schiller.

In einer der zahlreichen Anmerkungen zu Professor Henke's Gedächtnißrede*) auf Professor Dr. Karl Wilhelm Justi (gest. den 7. Aug. 1846) werden aus des Letztern Stammbüchern die Einzeichnungen mehrer literarischer Notabilitäten — Kästner, Bürger, v. Hardenberg, Matthisson ꝛc. — mitgetheilt. Von Schiller finden sich daselbst, geschrieben im J. 1791 zu Erfurt, nachstehende Zeilen:

Doch auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben —
Wie prächtig klingt's, den fesselfreien Geist
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen,
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist,
Entkleidet überraschen!
Um wie viel mehr als alle Weltbezwinger
Ist Der ein Held der, tugendhaft zu sein,
Sich kühn entschließt, dem Lust kein Gut, und Pein
Kein Uebel ist, zu groß sich zu beklagen,
Zu weise sich zu freu'n, — der jede Leidenschaft
Als Sieger an der Tugend Wagen
Befestigt hat und im Triumphe führt,
Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt.

Sie sind in jener akademischen Schrift unstreitig zum ersten mal gedruckt und weiterer Verbreitung gewiß nicht unwerth. 27.

*) Sie führt den Titel: „Memoriam viri summe venerabilis et perillustris *Car. Guil. Justi* etc. Academiae Marburgensis nomine civibus commendat *Ern. Lud. Theod. Henke*." (Marburg 1847.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 269. —— 25. September 1848.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Siebenter bis zwölfter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Den neunten Theil beginnt wieder ein trefflich dargestelltes Zeitgemälde in dem Proceß und dem Feuertode Miguel Serveto's in dem protestantischen Genf und unter Betrieb seines damaligen Dictators, Calvin.

Die Reformation — heißt es hier —, welche mit wachsender Kraft aus Deutschland in die europäische Welt hinüberdrang, fand schon in ihrem Beginne in den romanischen Ländern Anklang. Funken ihres neuen Lichts fielen selbst in das von der Inquisition in starrer Glaubensunterwürfigkeit gebannte Spanien, und ein Sohn des heißen Landes war es der die Vindicationen der Reformatoren für Schriftwahrheit noch weiter fördern, ja ein neues Christenthum begründen wollte. Dieser Sohn, Miguel Serveto aus Villanova in Aragonien, war dem Scheiterhaufen des katholischen Spaniens nur entgangen, um durch ein wunderbares und grausames Verhängniß auf dem Scheiterhaufen in der Hauptstadt der freigewordenen protestantischen Welt, in Genf, zu enden.

Dieser oft beschriebene merkwürdige Vorgang tritt in der vorliegenden Darstellung allerdings in ein ganz neues Licht. Wir sehen hier, daß es ebenso sehr die politischen Parteikämpfe, denen Genf anheimgefallen war, als die dem Zeitalter allerdings unbegreiflichen Ketzereien Serveto's waren die ihm den Tod brachten. Die puritanische Strenge Calvin's hatten ihm eine mächtige Gegenpartei, die Libertins, in Genf erschaffen, und Calvin kämpfte, indem er Serveto's Ketzereien verfolgte, zugleich für seine Dictatur und für sein politisches Dasein. Er ist in unsern Augen nicht gerechtfertigt, allein man muß aus dieser Darstellung den Umfang der Befangenheit der Zeit kennen lernen, um ihn entschuldbar zu finden. Diese Befangenheit ist uns heute unbegreiflich; allein sie war so groß, so allgemein, daß sich für den armen Serveto auch nicht eine Stimme erhob, daß die Reformatoren, der sanfte Melanchthon selbst, und alle Die welche für die Toleranz sprachen und schrieben, seinen Tod nothwendig und gerecht fanden, oder, wie Luther, dazu schwiegen. Welch ein warnendes Beispiel für alle und auch für *unsere* Zeit! Und worin bestanden nun die „enormen" Ketzereien, die unerhörten Frevel gegen „Gott", für welche Serveto den Flammentod litt? Es wird kaum glaublich scheinen. Sie bestanden darin, daß er die Präexistenz Christi *vor* seiner Menschwerdung als Person in der Dreieinigkeit bestritt, die Bibel zur Hand; daß er die Taufe der Kinder für eine Täuschung des Teufels erklärt hatte; daß er alle Dinge als in der Substanz Gottes beruhend ansah, und einmal im Eifer des Disputirens behauptete, diese Bank und dieser Stuhl hier seien so gut aus Gott wie er selbst. Für diese Dinge litt er unter allgemeiner Zustimmung der Welt, protestantisch wie katholisch, den Tod, nicht heldenmüthig, sondern wehklagend. „Dann wäre", sagte ihm Calvin, „Elender, ja der Teufel auch ein Theil Gottes?" „Zweifelt Ihr daran?" entgegnete Serveto lächelnd, „*die ganze Natur ist sein verkörperter Geist*", und sein Urtheil war nun gesprochen. Welche Lehre! Wer von uns zweifelt seit dem „Faust", daß Satan ein Diener Gottes ist, daß auch die *Materie* Gottes sei? Wie muß uns das Beispiel mild stimmen gegen Zelotismus der katholischen Kirche, die auch nur ein Widerhall der öffentlichen Meinung war wie das protestantische Urtheil über Serveto es war; und in anderer Richtung hin, wie bedenklich muß es uns machen, sehen wir Wislicenus, Rupp und Uhlich vor kurzem noch vor Gericht gestellt, um über Orthodoxie und Heterodoxie Rede und Antwort zu geben, während sie, gleich Serveto, behaupteten keine der Grundwahrheiten der Christuslehre zu bestreiten, und blos seltsame Ansichten, wunderlich ausgedrückt, wie bei Serveto, ihnen vorgehalten werden konnten. Wie sollte jene Zeit zweifeln, daß die Ketzerei zu bestrafen sei, wenn noch Montesquieu, 200 Jahre später, sie strafbar fand und heute noch von ihr die Rede ist? Richtet nicht in Glaubenssachen! so lautet die laute und vernehmliche Lehre die wir aus dieser Darstellung mit hinwegnehmen; denn *keine* Zeit steht auf dem Standpunkte über den Glauben der *Zeit* richten zu können. Denn wie? Stand dieser Geist, fragen wir, der die Natur als eine Verkörperung Gottes ansprechen konnte, nach *unserm* Urtheil nun nicht höher, der Wahrheit ungleich näher als seine zeitlichen Richter alle?

Die folgenden Rechtsfälle: „Eine erste Conventiklerin" und „Die Quäker in Boston", sind mit dem vorangehenden Stoff verwandt; auch hier nirgend eine immaterielle Auffassung des religiösen Verhältnisses, nach dem unsere Zeit ringt. Wir müssen sie übergehen. Der Fall „Elizabide" gehört unserer Zeit an; man kennt den Mör-

der seines Zöglings und dessen Familie, der den dreifachen Mord mit wohlmeinender moralischer Absicht zu rechtfertigen trachtete, indeß seine Triebfedern doch nur Stolz, Egoismus, tiefste Entsittlichung waren. Der Proceß „Die beiden Markmann" bietet sehr merkwürdige psychologische Momente dar: er zeugt für Fatalismus und angeborene Blutgier als unwiderstehlichen Naturtrieb in dem jüngern der Verbrecher, welche den Herausgebern zu lesenswerthen Betrachtungen Stoff geben. Drei andere Fälle, worunter der des Priesters Contrafatto (1827), müssen von uns übergangen werden. Der Giftmord des Wilster, genannt Baron v. Essen (Berlin im J. 1809), gehört zu den, in Deutschland Gottlob! seltenen Fällen todeswürdiger Verbrechen, von Personen aus den höhern Ständen verübt. Er ist durch die Selbstvertheidigung des Verbrechers, den nur eine außerordentliche Strafe traf — das Urtheil wurde unter dem Geschützdonner der Schlacht von Großbeeren gesprochen —, merkwürdig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dějiny národu českého. Geschichte der böhmischen Nation in Böhmen und Mähren, nach Quellen von F. Palacky. Erster Theil. Erste Abtheilung. Von der Urzeit bis zum Jahr 1125. Prag 1848.

Endlich ist die böhmische Bearbeitung der Geschichte Palacky's erschienen, und dem immer stürmischer ertönenden Verlangen der böhmischen Patrioten Genüge geschehen. Von beiden Seiten war Palacky darüber zu Rede gesetzt worden, daß er bei seinem bekannten Eifer für die czechische Literatur sein Werk nicht in czechischer Sprache herausgab. Die Einen suchten darin einen Grund zu einem mitleidigen Blick auf die ganze böhmische Literatur, als welche noch nicht reif sei für Werke dieser Art; die Andern sahen darin eine Vernachlässigung der Nationalsache und eine Liebedienerei gegen die des Böhmischen nur theilweise kundigen Herren Stände, welche Palacky als Historiographen angestellt und nach seiner eigenen wiederholten Aussage ihm dabei frei gelassen hatten, in welcher Sprache er die Resultate seiner Forschungen zu veröffentlichen gedenke. Wie ungegründet der eine und der andere Vorwurf war, ersieht man daraus, was der Verf. in seiner neuen Vorrede über diesen Gegenstand offen aussagt. Sein Lebenszweck sei, eine ordentliche, wissenschaftliche Geschichte Böhmens zu liefern; seine Landsleute möchten aber in dem bisherigen Erscheinen der deutschen Ausgabe nicht eine Vernachlässigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse von seiner Seite erblicken; er scheue sich vielmehr nicht zu bekennen, daß er alle seine bisherigen historischen Schriften, keine ausgenommen, immer nur sozusagen noch als Vorstudien oder bloße Vorbereitungen zu diesem gegenwärtigen Werke betrachtet habe und bis zur Stunde betrachte, und daß er demnach diese „Geschichte der böhmischen Nation" als die letzte und Hauptaufgabe seines gesammten bisherigen Strebens ansehe. Wir wollen in eine nähere Detaillirung dieser Erklärung nicht eingehen, sie ist entschieden genug und sagt sehr viel; wir bemerken nur, daß der Verf. selbst alsogleich mit großem Bedauern und Leidwesen fortfährt zu bekennen, daß das vorliegende Werk weit entfernt sei seinen eigenen Anfoderungen zu genügen, daß er es aber trotzdem nicht länger habe zurückhalten dürfen, da er bei der endlosen Masse von Arbeiten die ihn in Anspruch nimmt, da er sozusagen überall erst den Boden urbar machen muß, keine Aussicht hat es so bald umzuarbeiten. In den Wintermonaten der Jahre 1838—39 in Rom, und 1844—45 in Nizza hat der Verf. den größten Theil des Werkes schon vollendet; trotzdem habe er es aus demselben Grunde jetzt erst fertig übergeben können, ohne, wie er es gern gewollt, die Reihenfolge der Ereignisse noch einmal zu erforschen und neu zu schildern, sondern sei „gezwungen gewesen sich größtentheils an den schon fertigen Text (der deutschen Ausgabe) zu halten". In der Zukunft soll indeß mit Gottes Hülfe eine Revision des ganzen Werkes gemacht werden.

Hiermit ist Alles gesagt was über das Aeußere der vorliegenden Arbeit und ihr Verhältniß zu der vorhergehenden des Verf. zu sagen wäre. In der That ist der die Facten referirende Theil des Buches fast nur eine Bearbeitung der deutschen Ausgabe der „Geschichte von Böhmen" (1836), die von dem letztgenannten wenig und nur hier und da abweicht, und werden wir deshalb uns darüber jeder weitern Berichterstattung enthalten, da die deutsche Presse hier schon wiederholt ihre Kräfte angewendet hat. Um so mehr aber müssen wir hier auf jenen Theil des Inhalts des vorliegenden Buchs hinweisen der in dem deutschen Werke des Verf. von uns und vielen Andern so schmerzlich vermißt wurde, und nun hier zu unserer herzlichen Freude in einer Form entgegentritt welche einen außerordentlichen Fortschritt in der historischen Forschung unsers Verf. unwiderruflich darlegt, und ihn zu dem Range eines wahren Geschichtschreibers erhebt, wir meinen den historiographischen. Wenn der Verf. mit großem Leidwesen klagt wie wenig das Feld der vaterländischen Geschichte bis dahin bearbeitet, wie hier Alles noch roh und wüste lag, bis auf einige einzelne Samenkörner einer wahren Geschichte, so meint er damit vorzüglich die Auffassung, den tiefern Sinn der im Verlaufe der Jahrtausende in Böhmen geschehenen Ereignisse, die geistige und physische Entwickelung des Volks und seiner innern Macht. Die Geschichtschreiber vor Palacky und er selbst bis fast auf die neueste Zeit (in seiner Geschichte nämlich, denn von seinen andern historischen Arbeiten gilt Das nicht) trugen wol die einzelnen Facta und den Hergang und Zusammenhang der Ereignisse Böhmens systematisch und „pragmatisch" zusammen, und erwarben sich dadurch großes Verdienst, weil ohne die Eruirung und systematische Zusammenstellung dieses Gerippes an eine eigentliche Historiographie, an eine Belebung dieses Skeletts mit Fleisch und Blut und mit einer Seele nicht zu denken war; an diese Seele selbst aber, an dieses innere geistige Leben des Volks, an seine stufenweise Entfaltung und Gestaltung, von deren Dasein die äußern Facta eben nur Anzeichen, oberflächliche Merkmale sind, an solch eine Erforschung der Geschichte Böhmens dachten die Vorgänger nicht, und wenn sie Etwas dieser Art berührten, so geschah es mehr nebenbei, zufällig, einzeln und ohne Bewußtsein ihres innern strengen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung. Erst seit wenigen Jahren finden sich in der böhmischen Literatur, in den Arbeiten Palacky's, Tomek's (welcher Letztere in diesem Felde ein recht hübsches Talent entwickelt, das indeß noch einer sehr großen Schärfung bedarf) und Anderer Anzeichen von einer solchen Auffassung der historischen Facta aus Böhmen; eine systematische Durchführung einer solchen Darstellung der ganzen Geschichte des Landes versuchte zuerst Jordan in seiner „Geschichte des böhmischen Landes und Volkes" (Leipzig 1845—46). Um so erfreulicher ist es daher, daß nun auch Palacky in dieser Hinsicht seine Stimme erhebt, da bei seiner von Niemand übertroffenen Kenntniß des Details der Geschichte sich in diesen Dingen etwas Außerordentliches, etwas Gediegenes erwarten läßt. Zwei Abschnitte sind es die in der vorliegenden böhmischen Bearbeitung ganz oder theilweise neu diesen Gegenstand in der gedachten Form behandeln; es ist dies die Einleitung, S. 3—83, und Buch 2, Cap. 6, S. 174—189.

Nachdem der Verf. nach Art seines deutschen Werkes des Landes Lage, Gestalt, natürliche Beschaffenheit und deren nächste Folgen für die böhmische Volksgeschichte überhaupt, auch seine Verbindung mit Mähren geschildert hat, entwickelt er in einer kurzen Darstellung die Stellung der Geschicht-

schreibung überhaupt und Böhmens insbesondere. Geschichte haben nur Völker von einem gewissen Grade von Cultur; ihr Inhalt ist bestimmt durch die auf uns herabgekommenen Nachrichten über dieselben. Deshalb haben die celtischen (wlasky) Bojer und die deutschen Markomannen und Quaden, „die einst in Böhmen gelebt haben sollen, keine Geschichte in Böhmen, weil man von ihnen nichts Bestimmtes weiß; eine Geschichte hier haben nur die Czechen. Die Geschichte des böhmischen Volks ist in vieler Hinsicht belehrender und interessanter als die vieler andern Völker; denn das Land und Volk wurde für Jahrhunderte lang das Centrum in welchem die vielfachen Elemente und Principien des neueuropäischen Lebens in Nation, Staat und Kirche nicht ohne Kampf aufeinander stießen; namentlich sieht man hier den langen Kampf und die gegenseitige Durchdringung des romanischen, germanischen und slawischen Elements in Europa" (S. 9). Durch die ganze Geschichte der Menschheit geht ein scharfer Zug der Vermischung und Vereinigung gleicher Stämme und Geschlechter zu immer größern und größern Complexen, sei es durch friedliches Zusammentreten, sei es durch Untergang der Einen, Schwächern, in den Andern, den Mächtigern, und dieser wieder in noch Mächtigern und so fort, wobei allmälig und nach und nach die geistige, die moralische Kraft über die physische den Sieg davontrug. Diese Mischung und Kreuzung der Racen, weit entfernt ein Unglück zu sein, frischte nur die Völker auf, und trug die gesegnetsten Früchte für die Cultur der Menschheit; wie z. B. die Verschmelzung der römischen Macht mit der griechischen Bildung. Die erhabenste und wichtigste Erscheinung dieser Art ist die Verschmelzung des Christenthums mit der griechischen Cultur. In Folge dieser Verbindung bewältigte und überlebte das Christenthum den im Materialismus versunkenen Römerstaat. Der Erbe Roms wurde die deutsche Welt; sie vernichtete zwar das Cäsarenthum und seinen Despotismus und gab dem Menschen auch seine natürlichen Rechte wieder; allein „Habgier und Herrschsucht, keineswegs aber das Gefühl oder Bedürfniß der Freiheit, bewaffneten seinen (des Deutschen) starken Arm, und trieben ihn sein Glück außer Landes zu suchen. Darum vernichtete er auch die Sklaverei in Europa nicht, und wollte sie auch gar nicht vernichten, sondern verwandelte nur die schwankende Einherrschaft (Monokratie) in eine üppig wachsende Vielherrschaft (Polykratie)". Dies veränderte den Charakter der Deutschen bedeutend, und die zwei mächtigen Elemente des Staats und der Kirche bilden auch zwei mächtige Gewalten: das heilige römische Kaiserthum und das Papstthum. „Als so der Deutsche die große Erbschaft des alten Roms übernommen, rückte der stille Slawe ruhig ihm nach, und setzte sich neben ihm fest. Mit ihm trat ein neues Element in das europäische Leben, nicht weniger edel, aber auch nicht weniger mangelhaft. Freiheit und Gleichheit Aller nebeneinander, als Söhne einer Familie, waren das Hauptmerkmal der alten Slawen; hätte sich ihnen auch nur die Eintracht zugesellt! Ihre patriarchalischen Sitten und Lebensweise hätten vielleicht genügt ihren Wohlstand zu sichern, wenn es der Nation (sowie dem Individuum) gegönnt wäre unter dem Schirm einer höhern Macht vor allen Stürmen und ungewöhnlichen Donnerschlägen sich zu schützen. Des Slawen Religiosität, Schlichtheit und Biederkeit sicherte ihn nicht vor aller Eigensinnigkeit und Starrköpfigkeit. Die Herrschaft und den Staat von sich weisend, wollte er nur die Gemeinde haben, und verwarf mit der nationalen Einheit auch die kräftigen Bande der Ordnung und der Regierung; gleiche Rechte und gleiche Freiheiten für alle Einheimischen beanspruchend verlangte er zugleich, daß auch Alle in dem gleichen Gleise der alten Gewohnheit sich halten sollten; keinen Unterschied der Stände und keine Privilegien duldend, widerstand er doch nicht dem Einflusse ausgezeichneter Persönlichkeiten, noch der schnellen Ausbeutung einer höhern Aufklärung, ohne alles Streben nach Eroberung, vermochte er sich kaum selber zu schützen; in dem Verlangen die Früchte seines Feldes in Frieden zu genießen, erlag er um so öfter den Befehlen der Fremden." (S. 12.) „Um nicht ganz zu Grunde zu gehen, mußte auch der Slawe römische und germanische Elemente seinem Nationalleben beisetzen. Der Hauptinhalt also und der Grundzug der ganzen böhmisch-mährischen Geschichte ist der ununterbrochene Zusammenstoß und Kampf des Slawenthums mit dem Romanenthum und dem Deutschthum in dem eben dargelegten Sinne; und da das Romanenthum fortwährend und fast nur durch die Vermittelung des Deutschthums mit Böhmen zusammentraf, so kann man auch sagen, daß die Geschichte Böhmens hauptsächlich in dem Kampfe mit dem Deutschthum, oder in dem Annehmen und Abwerfen deutscher Sitten und Staatsweise von Seiten der Czechen liegt." (S. 12.) Auch die andern Stämme hatten diesen Kampf; allein bei ihnen war er theils nicht so allseitig, lebendig und durchdringend, theils endete er mit dem ganzen Untergange des Volks. „Die böhmische Nation einzig und allein stellte sich als gleich und gleich neben die deutsche, und trat seit mehr als 1000 Jahren in die engsten Bande mit ihr, bewahrte aber doch bis heute ihre Nationalität, und wenn sie auch viel Deutsches in ihr Leben aufnahm und geistig verdaute, hörte sie dennoch nicht auf eine slawische Nation zu sein. Und noch heute hat es die historisch-geographisch ihr zugetheilte Aufgabe: als Brücke zu dienen zwischen Deutschthum und Slawenthum, zwischen Ost- und Westeuropa überhaupt." (S. 13.) Und nun entrollt der Verf. ein wundervoll gelungenes Bild der Geschichte seines Landes, indem er fortfährt: „In der Darlegung der Geschichte der böhmischen Nation werden wir also schildern: welche Erscheinungen dieser Kampf und Streit seit Jahrhunderten in unserm Vaterlande ans Tageslicht gefördert; dieser Kampf, geführt nicht blos an den Grenzen, sondern auch im Innern des Böhmerlandes, nicht blos gegen die Fremden, sondern auch gegen die Einheimischen, nicht blos mit dem Schwerte und dem Schilde, sondern auch mit dem Geiste und dem Worte, mit den Verfassungen und Gebräuchen, offen und geheim, mit wohlweisem Eifer und mit blinder Leidenschaft, nicht blos zum Siege oder zur Knechtschaft, sondern auch zur Versöhnung. Wir werden zeigen wie ein an Zahl nicht großes Volk sich dennoch einst einen großen Namen zu erwerben wußte, und wie es trotzdem später so tief sank, daß es sogar selbst diesen Namen verleugnete. Wir werden es sehen, wie es von innern und äußern Stürmen aus Ost und West hin- und hergeschleudert gar manchmal die Hoffnung auf Erhaltung seiner Existenz aufgab, und dennoch auch heute noch nicht aufhört auf die Zukunft zu vertrauen. Wir werden erhabene Herrscher erblicken, wahre Väter des Vaterlandes, deren energische Anstrengung das Wohl des Landes allein zum Ziele hatte; heldenmüthige Heerführer, welche den Sieg an die böhmische Fahne zu fesseln und Schrecken und Graus mit ihnen in die Reihen der Feinde zu schütten wußten; ausgezeichnete Denker, deren Geistesflamme die Finsterniß ihrer Zeit erleuchtete, und den Funken des Wissens und des Glaubens bei Fremden und Einheimischen weckte; edle Vaterlandsfreunde, denen es eine liebe Freude war sich selbst zu verleugnen zum Besten ihrer Nation, und ihr Zeit und Leben, Eigenthum und alle ihre Kräfte zu weihen; endlich ein Volk, scharfsinnig und geistig rege, gehorsam der Stimme seiner Herrscher und Führer, und bereit sich selbst und seine Existenz einzusetzen, sobald es gilt das Vaterland und den König, Glauben und Kirche, Recht und Gesetz zu vertheidigen. Aber wir werden uns auch nicht die mannichfaltigen Hindernisse verschweigen welche nicht aufhörten sich dem höhern Besten des Landes und der Nation in den Weg zu stellen, nicht blos von Fremden und Feinden, sondern auch von einheimischen Renegaten, nicht blos durch offene Gewalt, sondern auch durch Treulosigkeit und Verrath; wir werden es enthüllen wie so gar oft hier die niedrige Selbstsucht und der verkehrte Sinn Einzelner,

dort die Verblendung oder die langsame Trägheit des großen Haufens den Staat ins Unglück stürzten, und wie durch Ungeschicktheit zu Grunde ging was mit der größten Schlauheit nicht zu vernichten war. Mit Freuden werden wir auf die frühe und zarte Blüte der slawischen Cultur hinblicken, auf diese uralten Burgen und Städte, die Sitze heiligen Opfers und Gottesdienstes, die schützenden Zufluchtsstätten zur Zeit der Kriegsstürme und die Sitze der nationalen Industrie und des Handels; und nicht ohne stolzes Gefühl wird der Nachkomme es hören, daß Das wonach die gebildetsten und größten Nationen unserer Zeit nicht immer mit Erfolg trachten und sich sehnen seine slawischen Vorfahren seit Jahren hatten und aufrecht hielten: die allgemeine Freiheit aller Landeseinwohner, Gleichheit vor dem Gesetz und Recht, eine erbliche und zugleich gewählte Oberregierung, die dem Landtage verantwortlich, die freie Wahl der Localbeamten und einer Nationalrepräsentation und andere ähnliche Staatseinrichtungen, sogar den allgemein gelobten Schirm aller Staatsfreiheiten, das Geschworenengericht. Wir werden aber auch kennen lernen wie die zum Besten des Staats unumgänglich nothwendigen Veränderungen und Reformen nicht ins Werk gesetzt werden konnten, ohne daß sich unter dem Einflusse des Geistes des Mittelalters nicht auch der Feudalismus in das Land eingeschlichen hätte, dessen Gewalt in den Aristokratentendenzen stets eine fertige Unterstützung fand, und nach und nach all die ihm ungelegenen Seiten der alten slawischen Landeseinrichtungen umstürzte und in Vergessenheit brachte. Das geistig geweckte Leben, durch welches unsere Nation sowol ihrem angeborenen Charakter nach als in Folge der Einwirkung ihrer erleuchteten Führer auch in diesen Verwandlungen nicht aufhörte sich auszuzeichnen, wird uns neue Streitigkeiten und Kämpfe auf die Bühne führen, wundervoller und erhabener, aber leider auch heftiger und verderblicher als alle die Europa bis dahin erlebt. Von den drei Kriegen um die Errungenschaften des Geistes, durch welche in den letzten fünf Jahrhunderten alle christlichen Völker bis auf den Grund erschüttert wurden, sind die beiden ersten, welche das religiöse Bedürfniß zur Unterlage hatten, in Böhmen ausgebrochen und zu Ende geführt worden, und waren eigentlich böhmische Kriege. In dem einen bewältigte unsere Nation, die bis dahin den Kern ihres Wesens unangetastet bewahrt hatte, durch wunderbare Thaten sozusagen die ganze Welt; in dem andern wurde sie sich selbst untreu, und brachte nicht nur nichts Rühmliches zu Werke, sondern wäre auch beinahe zu Grunde gegangen." Nach diesen im höchsten Grade gelungenen Darstellungen legt der Verf. die Perioden und Abschnitte dar in welche er die böhmische Geschichte eintheilt, und bespricht die Quellen derselben.

Noch schärfer prägt der Verf. diese Grundsätze in der zweiten Stelle aus (II. Buch, 6 Cap.), wo er die altdeutschen Zustände mit den altslawischen nebeneinanderstellt, und dadurch recht klar vor Augen legt wie die beiden einander schnurstracks entgegenlaufenden Nationalcharaktere so dicht nebeneinander nur in einem fortwährenden Kampfe leben und bestehen mußten. Eine gegenseitige Einwirkung war da unvermeidlich. Dabei „läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Hinsicht die böhmische Seite mehr passiv als activ war, da offenbar das deutsche Element in ihr je länger desto größere Macht erlangte, und zwar nicht blos in sprachlicher, sondern vielmehr noch in politischer Hinsicht. Sehen wir hinwiederum die jetzigen Deutschen, nachdem sie ihre ehemalige Verfassungsweise verlassen, nach Einführung und Einbürgerung von eigentlich altslawischen Staatsformen streben, kann man da mit voller Wahrheit behaupten, daß sie gar keinen Einfluß erlitten hätten von slawischer Seite? Es scheint paradox, und doch ist der Satz wahr, daß so wie bei der Mehrzahl der jetzigen Slawen altgermanische Staats- und Verwaltungsformen zusammengenommen bereits seit einigen Jahrhunderten eingewurzelt sind, ebenso dagegen wieder die altslawische Staatsweise mit kleinen Ausnahmen gerade diejenige ist nach welcher in unsern Tagen nicht blos die germanischen, sondern auch die romanischen Völker am heftigsten verlangen. Dies geht aus der richtigen und gründlichen Erkenntniß der ursprünglichen Staatsweise beider dieser Völker von selbst hervor", und darum beantwortet der Verf. zuerst vor Allem die Frage: „Wodurch unterschied sich der staatliche (gesellschaftliche) Stand der alten Slawen von dem der Deutschen?" Wir bedauern diese höchst interessante Untersuchung nicht in ihrem Ganzen mittheilen zu können, weil Dies den Raum dieses Artikels weit übersteigen würde; allein die Hauptgedanken wollen wir doch noch herausheben, weil sie die eben aufgestellte Behauptung bestätigen. Den Hauptunterschied findet der Verf. darin, daß „die Deutschen vor ihrer Bekehrung zum Christenthume ein kriegerisches und eroberndes, die Slawen dagegen ein friedliches und ackerbauendes Volk waren"; den „alten Deutschen war Kriegführung, Unterjochung und Unterwerfung der Nachbarn und die Erringung der Herrschaft über sie gleichsam das Ziel und die Richtschnur ihres Lebens, wonach sie am meisten strebten, wohin alle ihre Anstrengungen hauptsächlich zielten", der Krieg war ihre Alltäglichkeit; während dagegen „bei den Slawen der Krieg für einen außergewöhnlichen Zustand, als Störung des Friedens galt, und die Volksthätigkeit allen Branchen des Ackerbaus zugewendet war". Herrschaft und Beute waren also die Hauptzwecke der kriegerischen Unternehmungen der alten Deutschen. Hiermit war nothwendig verbunden: Knechtschaft, Vorrechte, Rechtlosigkeit, die erblich von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten und so die Kasten bildeten. „Daß diese aus dem natürlichen Laufe der menschlichen Leidenschaften hervorgehenden Verhältnisse bei den alten Deutschen thatsächlich herrschten, und zwar in vollem Maße und in aller ihrer Schärfe, läßt sich weder leugnen noch bezweifeln; alle ursprünglichen Quellen ihrer Geschichte verkündigen und bestätigen Das auf jeder Stelle, bei jeder Gelegenheit." (Edle, Bietere und Schalken, Wergeld, Ahnenproben u. s. w.) Dagegen zeigte das öffentliche Leben der alten Slawen überhaupt und der Czechen insbesondere ein ganz entgegengesetztes Bild. Ohne Wunsch nach Unterwerfung anderer Völker hielten sie mit aller Zähigkeit an den Boden der sie mit seinen Früchten ernährte; auf seine Bebauung und auf den ungefährdeten Genuß aller seiner Ergebnisse verwandten sie ihre Hauptsorge; der Abstammung und dem Geschlechte nach Alle Serben, d. h. Verwandte, waren sie auch Alle untereinander derselben politischen Rechte und derselben persönlichen Freiheit theilhaftig, und kannten keinen andern Ständeunterschied als denjenigen welcher in Folge der Verschiedenheit des Besitzthums und der Habe, sowie der verschiedenen Geisteskraft, Bildung und Erfahrung naturgemäß überall hervortritt. Herren und demnach auch Knechte gab es unter ihnen nicht, da sie auch den Fremden, ja sogar den Kriegsgefangenen nach Verlauf einer bestimmten Zeitfrist gern vollkommene Freiheit und Bürgerrecht unter sich gönnten. Die Art der Gemeinderegierung war patriarchalisch und in ihren Grundelementen rein demokratisch; zur Leitung der Staatsangelegenheiten wurden auf den Landtagen von allen Familienhäuptern besondere Beamte entweder auf Zeit, oder auf Lebenszeit, oder auch erblich und unter verschiedenen Namen gewählt." Und nun beweist der Verf. die einzelnen Sätze dieser Behauptungen, und führt noch weiter aus wie die ursprünglichen Quellen jeder öffentlichen Macht bei den Slawen in der Religion und in dem Patriarchat lagen. Die hier geschilderte Auffassungsweise des Unterschieds zwischen dem deutschen und dem slawischen Principe ist in Böhmen und unter den Slawen allgemein herrschend, und weil eben die neuesten Ereignisse wieder als Beleg für dieselbe Ansicht angesehen werden, und wol auch theilweise angesehen werden müssen, so ist solche historische Darstellung zugleich ein Glaubensbekenntniß auch für die Dinge der Gegenwart, und darum auch für Deutschland interessant, weil es nur daraus seine ganze Stellung zu dem Slawenthum durchschauen kann, wenn es auch die Gesinnungen und die leitenden Ideen seiner östlichen Nachbarn kennt. 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 270. —— 26. September 1848.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Siebenter bis zwölfter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

Im zehnten Theile zieht uns zunächst der Proceß des Don Antonio Perez und der Prinzessin Eboli (1578 —1612) mit allem Interesse eines geschichtlichen Romans an; er ist ein treues Abbild von dem Kampfe der absoluten Königsmacht gegen die Volks- und Provinzialfreiheiten der Spanier in jener Zeit, und zugleich des Kampfes einer starken Seele gegen unerhörte Verfolgungen und verrätherische Zumuthungen. In solchen Erzählungen ist die Kunst der Darsteller nicht genug anzuerkennen; unter ihrer Hand werden Criminalfälle dieser Art zu Kunstnovellen ersten Ranges, während sie zugleich allen Lehrreichthum der Geschichte der Sitten und des Rechts bewahren. An Escovedo's Ermordung hatte Perez wahrscheinlich Theil, allein er war nur Diener des königlichen Willens, und treu seinem Diensteid gestand er trotz Folter und Versuchung aller Art Nichts. Politischer Meuchelmord war in jener Zeit keine Seltenheit, und Philipp's eigener Beichtvater, Diego de Chaves, schrieb, um ihn zum Bekenntniß zu veranlassen, an Perez: „Nach meiner Ansicht kann der Fürst, der von den Gesetzen das Recht erhalten hat das Leben seiner Unterthanen und Vasallen durch Urtheil und Recht zu nehmen, dies auch ohne diese Förmlichkeiten fodern." Perez ließ sich in dieser Schlinge jedoch nicht fangen, wie sehr auch Chaves auf offenes Bekenntniß drang. Merkwürdiger noch ist der spätere Kampf des Königs mit dem Tribunal (Justicia) von Aragonien, als dies den flüchtigen Perez in Schutz nahm. Die Königsmacht unterlag in diesem Streite vollständig, und mußte von dem Verfolgten die Hand lassen. Im engen intellectuellen Zusammenhange mit diesem Rechtsfalle steht der folgende: „Der Kerker von Edinburg", seinem Stoffinhalt nach durch W. Scott's trefflichen Roman genugsam bekannt. Hier handelt es sich um dieselbe Frage der königlichen Machtvollkommenheit, nur daß diese Frage sich an englischen Gesetzesformen entwickelt. Können verbriefte Rechte von Gemeinheiten durch Sünden und Fehler Einzelner verwirkt, d. h. Generationen für Individuen bestraft werden? Das ist hier die Frage, die zu Gunsten der Kronrechte entschieden wird. Der folgende Fall: „Die Schlieffen und die Adebar", bietet eine interessante Rechtsantiquität aus Pommern (15. Jahrhundert) dar. „Bathseba Spooner" spielt 1778 in Amerika eine schauerliche Tragödie. Peytel's Proceß (1838) lebt mit allem seinem Dunkel noch in unserm Gedächtniß, eine derjenigen Criminalgeschichten in denen die Vorsehung bei Enthüllung des Verbrechens sichtbar mitzuspielen scheint, wenn alle menschlichen Mittel erschöpft scheinen, und merkwürdig durch Balzac's Intervention und seine Angriffe auf ein Verfahren des Gerichts wie sie in Frankreich fast niemals öffentlich vorkommen. „Die schöne Würzkrämerin" (Paris um 1700) gibt wiederum ein anziehendes Sittengemälde der Bürgerstände in Paris aus dieser Zeit moralischer Versunkenheit, wie „Karl Grandisson" als eine Probe angeborenen Diebssinnes, der auch ohne Motiv seiner Lust nicht widerstehen kann, immerhin seinen Werth hat. Die prächtigste aber von den Geschichten dieses Theils ist die meisterhaft vorgetragene Geschichte von der berliner „Goldprinzessin" (1836), ein Reflex im Kleinen und Zierlichen von der famosen Halsbandgeschichte des vorigen Theils. Freilich ist es hier nicht ein geistlicher Fürst, ein Cardinal, sondern nur eine alte gutmüthige und etwas gedankenschwache Frau, welche von einer jungen und hübschen kleinen Gaunerin hinters Licht geführt wird; der Apparat dazu ist jedoch derselbe wie dort, und nur noch künstlicher und anziehender wie in jener historisch so bedeutungsvollen Begebenheit. Die hohen Correspondenten, deren Briefe die Kleine schmiedet und besorgt, sind die Prinzessin Radziwill und König Friedrich Wilhelm III., und Nichts ist ergötzlicher als der Stil und die Schreibart in den untergeschobenen Allerhöchsten Cabinetsordres des trefflichen Fürsten. In seiner wachsenden Geldbedrängniß schreibt unter der Hand des „Goldprinzeßchens" der König z. B. höchst vertraulich: „Einen schönen, guten Morgen, meine gute Riemann! Ich habe ein großes Hocuspocus gemacht. Am Sonnabend war ich so zerstreut, daß ich gar nicht wußte wie «Uns» der Kopf stand. . . Mittwoch müssen Sie schon so gut sein noch einmal zu mir zu kommen, und bringen Sie die Marie S. mit, damit sie sich bedankt. Ihr Sie treuliebender König F. W." und vielerlei Aehnliches, das dem Leser dieser ergötzlichen Criminalgeschichte großes

Vergnügen bereiten muß; denn auch hier macht sich das Recht der Sammler geltend, uns durch glücklich dargestellte Zeitbilder, unter reichlicher Belehrung, dauernd und angenehm zu unterhalten.

Im elften Theile treten uns zunächst ganz politische Processe, sofern der des Herzogs von Enghien so und nicht vielmehr als ein politischer Mord bezeichnet werden muß, entgegen. Diesem und dem Processe Georges Cadoudal's sollen nach der Zusage im Vorwort andere Proceduren aus dem großen politischen Proceß der Französischen Revolution folgen, was wir nur billigen können, da die Verf. jene Geschichtsperiode offenbar aus einem eigenen und neuen Standpunkte aufzufassen bemüht sind, und sie in eigenster Charakteristik wiederzugeben das Talent haben, wie die gelieferten Proben bezeugen. Die Geschichte arbeitet anders als die Rechtsgelehrten. Wo sie vorwärts geht, verläßt sie nicht blos, nein sie stößt zurück das „gefestetste Feste", sie weicht überall und stets und immer von dem „Rechtsboden", diesem Schiboleth unserer Zeit, wie ihn die Rechtswissenschaft begreift; große politische Processe versetzen uns daher von jenem auf den historischen Boden, und überschreiten sonach eigentlich die Grenzen der hier vorliegenden Aufgabe. Dagegen sind episodische Vorgänge, wie die Verschwörung George Cadoudal's, die General Malet's, die Höllenmaschine u. a. m., ganz geeignet Zeit und Recht der Zeit kennen zu lehren; und solche Episoden sind es daher welche die Sammler aus jenem großen tragischen Stoffmagazin auswählen. In der Darstellung sind die beiden hier gelieferten Fälle wiederum überaus gelungen; der neuen Thatsachen darin sind jedoch nur wenige. Was die übrigen Criminalfälle dieses Theils betrifft, so ist der des Obersten Charteris ein bedeutungsvolles Zeugniß dafür, welche Macht das Jurygericht dem ursprünglichen Gedanken des Gesetzes entgegen in England gewonnen hat, ein Erfolg der unserer Ueberzeugung nach überall dahin eintreten muß, daß das Geschworenengericht der That nach Gesetzgeber wird. Der unter dem Namen des Richters von Rhode Island aus Chandler's „Trials" bekannte Proceß bietet ein besonderes Interesse durch den Kampf zwischen der politischen Staatsgewalt und der Justiz in einem neugegründeten Freistaate dar. Das psychologische Interesse, sowie die romanhafte Entwickelung in den Criminalfällen: „Lacenaire", „Die Müllerin von Fockendorf", ziehen einen noch größern Kreis von Lesern an; sie geben entweder Räthsel zu lösen oder bieten doch merkwürdige Verirrungen der Menschennatur dar. Daß Lacenaire, der poetisch-fühlende Raubmörder, von dessen dichterischem Talent hier einige sprechende Proben gegeben werden, bis zum letzten Augenblick ein Schauspieler blieb, ist leicht erkennbar; die tiefste moralische Gemeinheit in poetischen Formen aber muß jeden Leser bei dieser Seele doch überraschen. Der Fall des „Delacollonge" ist ein grauenhaftes Nachtstück von der Macht die Aberglaube und Umstände über ein sonst gesundes Menschenherz gewinnen können. Die „Mörder auf der Esperance", welche wie Märtyrer zum Tode gehen, haben ihr eigenes frisches und völlig neues Colorit, mit dem sie belebend auf den Leser wirken. „Bletry" ist ein halbfranzösisch, halbdeutscher Criminalfall, anziehend und lehrreich durch diese gemischte Natur und dadurch, daß das öffentliche Urtheil von dem der freisprechenden Jury einstimmig und dauernd abwich.

(Der Beschluß folgt.)

Das Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von Georg Rosen. Leipzig, Vogel. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein Werk eines in unserer Zeit lebenden mohammedanischen Schriftstellers, zur Bereicherung unserer europäischen Wissenschaft übersetzt, ist eine neue und unerwartete Erscheinung. Wir sind gewohnt die Literatur der mohammedanischen Welt als etwas völlig Abgestorbenes zu betrachten, und nur auf die Erzeugnisse älterer schönerer Zeiten unsere Blicke zu richten; ja europäische Gelehrte sind bemüht diese ältern Geisteswerke vor der Zerstörung zu retten, die ihnen durch die Sorglosigkeit und Unwissenheit der jetzigen Bekenner des Islam im Staube der von den Vorfahren gesammelten Bibliotheken droht. Da wo der Islam jetzt mit der vorgeschrittenen christlichen Bildung in Berührung ist wird er wie ein todter Stamm von dem üppigen Pflanzenwuchs derselben übersponnen, ohne eigene Schößlinge zu treiben; allein wie die europäische Gesittung gegen ihn, so verhält er sich gegen die Völker die auf einer noch viel tiefern Stufe stehen, und entwickelt hier noch eine Lebenskraft wie sie das Christenthum in seinen Missionen kaum zu zeigen vermag. Nach dem Innern von Afrika, diesem noch immer unerreichten Ziel europäischer Wißbegierde, dringt er mit mächtigen Schritten weiter und weiter vor, bringt den noch in Fetischdienst und Menschenfresserei versunkenen Völkerschaften die Anfänge der Gesittung, die mit Begierde von ihnen aufgenommen und fortgebildet werden, und bahnt so einer spätern christlichen Bildung den Weg. Dafür liefert uns vorliegendes Werk einen deutlichen Beweis, und durch die Blicke die es uns in das Leben der Völker der fruchtbaren Landstriche im Südosten der Sahara thun läßt gibt es uns einen höchst schätzbaren Beitrag zur Kenntniß jener, wenn auch von europäischen Reisenden berührten, doch noch so wenig durchforschten Gegenden. Wer wäre auch geeigneter uns darüber nähern Aufschluß zu geben als gerade ein mohammedanischer Gelehrter, dem Religion, Sitte und Kenntniß der heiligen Sprache eine Reise in jenen schon vom Islam berührten Gegenden viel leichter machen als einem christlichen Reisenden? Doch darf man seine Erwartungen bei unserm Verf. nicht zu hoch spannen, keine wissenschaftlichen Untersuchungen, keine geographischen, naturhistorischen, ethnographischen Erörterungen in seinem Buche suchen; er geht nicht über Das was er persönlich gesehen und erlebt hinaus, und hat von der umfassendern Aufgabe europäischer Wissenschaft keine Ahnung. Unternahm er doch seine Reise nicht etwa wie ein fränkischer Reisender aus reinem Trieb nach Erweiterung seines Wissens, oder um seiner Religion neue Anhänger zu gewinnen, oder um seinem Volke neue Handelswege anzubahnen, oder um einen neuen Boden zur Gründung von Colonien zu suchen, nein, er wollte eigentlich nur — die Goldmacherei lernen. Er erreichte auch sein Ziel, doch auf anderm als dem erwarteten Wege, indem er, bei der Wißbegierde die ihm überall entgegenkam und seinen Unterricht reichlich belohnte, mit seinem Bischen Gelehrsamkeit vortrefflich zu wuchern verstand, und mit einem reichen Schatze von Sklaven und spanischen Thalern in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er in gemächlicher Ruhe seine Erlebnisse niederschrieb. Bei dem vielen Anziehenden was sein Buch darbietet wird man uns erlauben in der Angabe des Inhalts etwas aus-

führlicher zu sein, und was von allgemeinerm Interesse ist besonders hervorzuheben. Er hatte es in arabischer Sprache abgefaßt, Hr. Rosen hat es aber nach einer türkischen Bearbeitung, da ihm das arabische Original nicht zu Gesicht gekommen, übersetzt.

Unser Reisende war in Tunis geboren, wann? sagt er nicht, vielleicht weil er es selbst nicht wußte. Als Knabe lernte er in der Schule den Koran lesen, und bei seinen fernern Studien schloß er Freundschaft mit andern jungen Leuten, die aus verschiedenen Gegenden zum Studiren hergekommen waren, sich aber hauptsächlich auf Alchymie, Kabbalistik und Schatzgräberei legten. „Durch ihr Gerede wurde zuletzt der Schmelztiegel seiner Vernunft überströmt von der Gießkanne seiner Einbildungskraft; er bekam Lust zu der Sache und machte, bis alles Geld das er besaß darauf gegangen war, Versuch über Versuch, ohne den mindesten Erfolg zu gewahren. So ließ er denn wieder ab, und wandte seinen Fleiß auf die Wissenschaften der Zahlengeheimnisse, der geistigen Einwirkung und der Erforschung des Verborgenen." Da seine Vaterstadt seinem Wissensdrang nicht genug Nahrung bot, brach er nach Kairo, der hohen Schule mohammedanischer Gelehrsamkeit, auf, wallfahrtete nach Mekka, und kehrte 1798 nach Kairo zurück, wo er dann längere Zeit seinen Forschungen oblag. Mittheilungen von Reisenden, die er über die geheimen Wissenschaften befragte, veranlaßten ihn zu neuen Versuchen, und obwol er von seinen Freunden gewarnt wurde, und die Vergeblichkeit seiner Bestrebungen erkannte, „so setzten doch Nachrichten die er erhielt, daß es im Sudan Meister der von ihm erstrebten Kunst gebe, die Flügel seiner Hoffnung von neuem in Schwung". So verließ er Kairo 1818 oder 1819, und ging nach Sennaar, der Landschaft am östlichen Quellarme des Nils, wo er neun Monate umherzog. „Nicht fern von den Grenzen der Weißen und Freien" baten ihn die Einwohner eines Orts, der sich zum Islam bekannte, inständig um Belehrung und Unterricht; doch „da er sich überzeugte, daß er dort von der Knospe seines Wunsches kein Düftchen einsaugen könne", wandte er sich nach dem Kurdfan (Kordofan) am westlichen Quellarm des Nils. Hier lernte er einen andern gelehrten Mann, den Scheich Ibrahim el Esardi, kennen, der gleichfalls zur Erforschung der Alchymie und Kabbalistik hergekommen war, und sich schon drei Jahre hier aufhielt, mit dem Unterricht der Einwohner beschäftigt; durch ihn erfuhr er denn, daß er das Streben nach einem unerreichbaren Ziele aufgeben müsse, und ließ sich durch den König, der ihm sogleich ein schönes Mädchen zum Geschenk machte, und ihn mit Gunstbezeigungen überhäufte, bewegen sich auch dem Unterrichte zu widmen. Bald aber rückte der Defterdar des Vicekönigs von Aegypten mit starker Heeresmacht heran, und eroberte das Land, das als das wahre Vaterland der Eunuchen für den ägyptischen Handel von großer Wichtigkeit war; die Einwohner mußten einen Theil ihrer Söhne, ihrer Töchter und ihrer Habe ausliefern, obgleich sie „weinten und heulten, daß ihr Geschrei des Horizonts Ohrenvorhänge zerriß". Unsere beiden Scheiche erhielten die Erlaubniß nach Darfur abzureisen, und fanden hier bei dem Könige gute Aufnahme, der ihnen sogleich Wohnungen anweisen und 20 spanische Thaler auszahlen ließ.

Die schwarzen nackten Eingeborenen von Darfur, eine auf dem Gebirge lebende „unendliche Negermasse, unerschöpflich wie die Wogen des Schwarzen Meeres", von denen reiche Stadtbewohner Viele zum Behufe der Fortpflanzung auf ihren Landgütern angesiedelt hatten, um jedes Jahr von ihren Kindern eine Anzahl als Sklaven zu verkaufen, machten auf die Reisenden „den Eindruck eines religiöser Satzungen und socialer Erfodernisse sich völlig unbewußten Thierhaufens". Die Ulema (Gelehrten) in der Stadt dagegen, die sich bis dahin fast blos mit Jurisprudenz und Grammatik beschäftigt hatten, ersuchten sie um Unterricht in den übrigen Wissenschaften, und erwiesen ihnen als Höherstehenden große Ehrfurcht, indem sie, wenn die Beiden in die Moschee traten, demüthig in Reihe und Glied aufrecht stehen blieben, mit vollkommenem Anstande den Gruß und den Befehl zum Sitzen abwartend; nach der Lehrstunde brachten sie dann ihren Lehrern schwarzes Hirsebrot und im Wasser abgekochtes oder an der Sonne getrocknetes Fleisch herbei. Einer dieser Ulema, bei welchem unser Verf. wohnte, ein tüchtiger Kenner der arabischen Syntax und frommer Mann, wollte ihm seine Tochter zur Frau geben, um den Verfolgungen denen er von ihren Liebhabern ausgesetzt war ein Ende zu machen; denn „ein schönes und von Vielen angebetetes Mädchen erhält, sie mag wollen oder nicht, so viel Besuch von ihren Liebhabern, welche auf alle Weise, der Eine durch die Thür, der Andere über die Mauer zu ihr dringen, daß ihr Vater sich nicht anders zu retten weiß, als indem er seiner Tochter eine besondere Wohnung anweist, oder selbst aus dem Hause läuft". Doch unser Scheich schlug das — von Fett — glänzende Geschenk aus, ließ es sich aber gefallen als ihm später der König eine liebliche, mit Fett eingeriebene Sklavin zuschickte. Als er sich eines Tages Fleischpasteten zubereitet hatte und dem König auch eine Schüssel davon brachte, fragte dieser: „Ist Das was du da bringst eine Baumfrucht, oder wächst es auf der Erde?" fand aber das Gericht vortrefflich, und veranlaßte ihn auch dem Harem in der Kochkunst Unterricht zu ertheilen. „So beschäftigte er sich glücklich und zufrieden in diesem Lande mit der Verbreitung nützlicher Kenntnisse"; doch als die ihm vom König geschenkte Sklavin bei ihrer Niederkunft starb, sehnte er sich nach der Rückkehr. Der König versprach ihm zwar ein anderes Mädchen, seine Schüler baten ihn inständigst zu bleiben; doch er wußte „durch alle erdenklichen Entschuldigungen seine Haut aus den Krallen ihrer Bitten zu retten". Indessen als er eben abreisen wollte wurde der König krank und starb; der Nachfolger verlangte alle Geschenke die ihm der Verstorbene gemacht hatte als sein Erbgut wieder zurück, und da er sich Dessen weigerte, wurde ihm seine ganze Habe mit Gewalt weggenommen. Die Heimreise war ihm dadurch unmöglich gemacht; sein Freund Ibrahim, der sich wie es scheint völlig eingebürgert hatte, schenkte ihm sieben spanische Thaler, und rieth ihm zu dem König von Wedai, einer im Westen von Darfur gelegenen Landschaft, zu gehen, der ein weiser, die Gelehrten liebender, verständiger Mann sei, und ihn gewiß gastfreundlich aufnehmen würde.

Da Wedai einen Monat weit von Darfur entfernt ist, und keine Karawanen dahin gehen, mußte sich der Scheich den von einem Dorfe zum andern gehenden Reisenden anschließen. Von den Eingeborenen wurde ihm auf dieser Reise nirgend ein Leid angethan, unbequem aber war ihm ihre kindische Neugierde; denn sie drängten sich oft Tage lang um ihn herum, und begafften ihn nach Herzenslust. Als er sich bei dem Fakih (Rechtsgelehrten) eines Dorfs der ihn aufgenommen hatte darüber beklagte, sagte dieser: „Es gibt hier nur ein Mittel, die Geduld; an jedem andern Orte würde es dir ebenso ergehen, und wenn du nicht in meinem Hause wärest, so würde ich mich selbst unter den eifrigsten Schaulustigen befinden." Auch zerrissen ihm oft die Leute mit ihren Trommeln, „deren Klang ihnen so lieblich wie König David's Harfenspiel däuchte", die Gehörsnerven, und machten einen Lärm „den man für ein Wahrzeichen des Jüngsten Tages hätte halten mögen". Als er sich einst nach der Sitte und Religion der Bewohner der umliegenden Gebirge erkundigte, erfuhr er zu seinem großen Erstaunen, daß sich die Stämme oft untereinander bekriegten, um ihre Gefangenen nicht blos an die Bewohner der Städte und Dörfer als Sklaven zu verkaufen, sondern bisweilen sie auch zu essen; diese würden an einem entfernten Orte geschlachtet, ihr Fleisch über dem Feuer gebraten und verzehrt; doch geschehe Das nur im Kriege, einem Reisenden werde kein Leid zugefügt. Von der Wahrheit dieser Nachricht hatte er bald Gelegenheit sich selbst zu überzeugen. Er hatte eines Abends mit seinen Gefährten bei einem Negerstamme Halt gemacht, und war mit einigen der Häuptlinge bekannt geworden. „In der folgenden Nacht", erzählt er, „kam ein hübscher Knabe von

ungefähr 12 Jahren zu mir, auf dem Haupte eine hölzerne Mulde tragend in der ein Messer lag. Er stellte die Mulde vor mich auf die Erde, und blieb dann die Augen auf den Boden heftend stehen. Ich fragte ihn was er wolle, doch konnten wir uns einander nicht verständlich machen. Ich geduldete mich demnach, bis am folgenden Morgen einer der drei Häuptlinge mit denen ich Bekanntschaft gemacht wiederkam, den ich fragte, was der Knabe gewollt habe. Den habe ich, antwortete er, dir als Geschenk geschickt, damit du ihn schlachtest und essest. Was, rief ich aus, ist Das nicht unerhört einen Menschen zu essen und gar Jemanden darauf zu Gaste zu laden? Er ist allerdings ein Mensch, antwortete der Häuptling, doch ist er keiner der Unsern, sondern von einem feindlichen Stamme, der bei Gelegenheit eines Kriegs mit uns unsere Stammgenossen die in seine Hände fallen ebenso gut verzehrt als wir die Seinigen deren wir habhaft werden. Ein Bursche von so zartem, frischem Fleisch wie dieser wird namentlich ohne allen Verzug gespeist." Vergeblich redete der Scheich ihm zu diese Sitte aufzugeben, der Häuptling erwiderte: „Wie sollen wir denn an unsern Feinden Rache nehmen, wenn wir sie nicht essen? So gut als sie keine Minute verlieren um uns beschriebenermaßen zu braten und unser Fleisch zu verzehren, können offenbar auch die Bewohner dieser Gegend nicht von derselben Sitte ablassen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Englische Hexameter.

Es darf zuversichtlich ein literarisches Curiosum heißen, und verdient schon als solches hier Erwähnung, daß Jemand den Einfall ausgeführt hat ein großes selbständiges Gedicht in englischen Hexametern zu schreiben. Dieser Jemand heißt Longfellow, sein Gedicht: „Evangeline, a tale of Acadie", und das vorliegende Exemplar (London 1848) ist ein Nachdruck der amerikanischen Originalausgabe. Das „Athenaeum" erklärt die Abfassung in Hexametern für „eine jener literarischen Excentricitäten welche einigermaßen den Rang des Literaten bestimmen", und ist der Meinung, daß „ein einfacheres Versmaß für Evangelinens Leiden sich besser geeignet haben würde, selbst wenn das gewählte antike sich vollkommen fügsam erwiesen habe, was keineswegs der Fall sei". Ueber den Dichter lautet sein Urtheil: „Was bei aller Grazie, Reinheit, Lieblichkeit und glücklichen Wahl des Gegenstandes an frühern Dichtungen des Herrn Longfellow sich bemerkbar machte, ein starker Anflug von Geziertheit, Das ist der Grund warum er nicht in der vordersten Reihe der amerikanischen Dichter stehen kann. Er erscheint abgeneigt ganz national und natürlich zu sein, den Legenden und der Gelehrsamkeit anderer Länder als seines Vaterlandes nicht sehr zugeneigt, und in der Manier jenen nachzuahmen auf falschem Wege. Er ist zu phantastisch entschlossen das Ferne mit dem Nahen zu verschmelzen, und sich an einer zusammengesetzten Ordnung der poetischen Schöpfung zu versuchen, die östlichen und westlichen Elemente des Schönen zu vereinigen." Der Vorwurf des Gedichts ist die lebenslängliche Trennung zweier Liebenden in Folge der von der englischen Regierung angeordneten Auflösung einer Colonie französischer Acadier, die Wanderung des Mädchens, um ihren Verlobten zu suchen, und als Glanzpunkt des Ganzen Schilderung landschaftlicher Scenerie. Eine solche, Evangelinens Heimat im Dorfe Grand Pré, möge zugleich die Neugier Derjenigen befriedigen welche, und es kann ihrer viele des Englischen Kundige geben, noch keine englischen Hexameter gesehen haben.

Firmly builded with rafters of oak, the house of the farmer
Stood on the side of a hill commanding the sea; and a shady
Sycamore grew by the door, with a woodbine wreathing around it.
Rudely carved was the porch, with seats beneath; and a footpath
Led through an orchard wide, and disappeared in the meadow.
Under the sycamore-tree were hives overhung by a penthouse,
Such as the traveller sees in regions remote by the roadside,
Built o'er a box for the poor, or the blessed image of Mary.
Farther down, on the slope of the hill, was the well with its moss-grown
Bucket, fastened with iron, and near it a trough for the horses.
Shielding the house from storms, on the north, were the barns and the farmyard.
There stood the broad-wheeled wains and the antique ploughs and the harrows;
There were the folds for the sheep; and there, in his feathered seraglio,
Strutted the lordly turkey, and crowed the cock, with the self-same
Voice that in ages of old had startled the penitent Peter.
Bursting with hay were the barns, themselves a village. In each one
Far o'er the gable projected a roof of thatch; and a staircase,
Under the sheltering eaves, led up to the odorous corn-loft.
There too the dove-cot stood, with its meek and innocent inmates
Murmuring ever of love; while above in the variant breezes
Numberless noisy weathercocks rattled and sang of mutation.

Deutsche Dichter im Englischen.

Die auch in d. Bl. schnell aufeinander erwähnten Uebertragungen deutscher Gedichte ins Englische sind ein fortlaufendes Zeichen zunehmender Verbreitung der deutschen Literatur in England. Nur läuft im Fache der Uebersetzungen neben manchem Guten vieles Schlechte her. Dies gilt jetzt wieder von „The poems of Ludwig Uhland; now for the first time translated from the German, by *Alexander Platt*" (Leipzig und London 1848) und von „Specimens from Schiller and Uhland, by *George Carless Swayne*" (Oxford und London 1848). Platt versteht was er übersetzt, Swayne kaum. Platt hat sich Mühe gegeben, und seine Uebersetzung ist nicht blos meist genau, sondern auch immer elegant. Swayne hat durchschnittlich „geschludert", und bisweilen geschrieben was nach englischer Phrase weder Götter, Menschen noch Kritiker verdauen können. Hier zwei Belege aus dem „Liede von der Glocke". Die Zeilen

Thus observe we with attention
This, the fruit of our weak strength,
Scarcely deigning him to mention
Who thinks not through his labour's length.

sollen die Schiller'schen Zeilen sein:

So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht was er vollbringt.

Und Schiller's Worte:

Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!

übersetzt Swayne:

From the cloud, as chance is,
Lightning dances.
D'ye hear it whimper in yon tower,
The young storm's power?

Nicht besser ist es Uhland ergangen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 271. —— 27. September 1848.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Siebenter bis zwölfter Theil.

(Beschluß aus Nr. 270.)

Wir kommen zum zwölften und letzten Theile der Sammlung, so weit sie uns vorliegt. Der Proceß wegen der Höllenmaschine, die am 24. Dec. 1800 den Ersten Consul der Französischen Republik in die Luft sprengen sollte, und Dies zu thun nur um eine Secunde verfehlte, hat die verschiedensten Darstellungen gefunden. Uns ist die hier gegebene besonders durch die Roheit im öffentlichen Verfahren, das sich hier in seiner Kindheit zeigt, und den rhetorischen Schmuck der Anklage, die fast ohne alle juristische Begründung blos Phrasen macht, merkwürdig. Die Verschwörung Mallet's ist durch die Keckheit und Sorglosigkeit der Verschwörer im hohen Grade anziehend. An einer andern Stelle sagen die Herausgeber ein wahres und sehr beachtenswerthes Wort über politische Verschwörungen und Revolutionsbestrebungen. „Viele möchten", so heißt es hier, „die Mächtigen gern mit der Beruhigung einlullen, daß ein Volk welches keine Noth leidet nicht an Empörung denkt; daß, wenn für Essen, Trinken und Vergnügungen, für Gewerbe und Handel gesorgt ist, kein Aufstand zu besorgen sei, daß das sogenannte geistige Bedürfniß im Volke eine leere Chimäre sei." Die Geschichte lehrt auf jedem Blatte die grundlose Falschheit dieses Satzes, ja uns scheint es sogar, daß zu den Umständen welche eine Volksempörung einleiten und hervorrufen ganz besonders ein gewisser Grad materiellen Wohlseins gehört, bei dem das Gefühlsleben, das geistige Bedürfniß überhaupt erst erwacht oder doch erst kräftig wird. Man blicke auf die Geschichte. Wann erhoben sich Belgien und Polen? Wann erwachte Griechenland? Wann stand Italien auf? Wann fiel Amerika ab und wann S.-Domingo? In allen Himmelsstrichen bedurfte es erst eines gewissen Ueberflusses und Vorraths von materiellem Lebensglück, bevor das verletzte Gefühl aus seiner Umhüllung hervortreten und sich gegen die Macht die dies Gefühl verletzte erheben konnte. Eine große Lehre politischer Weisheit für die Macht den geistigen Bedürfnissen des Volks zu folgen. Belgien und Polen, Griechenland und Italien, Amerika und S.-Domingo erhoben sich unter Umständen die ein ungewöhnliches materielles Wohl unter ihnen verbreiteten, die die Herrschaft wunder Gefühle und geistigen Drucks, die die immateriellen Bedürfnisse zur Selbsterkenntniß kommen ließen.

Solche geistige Bedürfnisse gingen der Revolte Mallet's nicht voraus, und darum endete sie schnell nach einem kurzen, meteorähnlichen Siege, immerhin merkwürdig dadurch, daß auch nur dieser kurze Sieg in einem Reiche wie das Napoleon's war möglich wurde. Der Fall des Chevalier de Gouault, den man das letzte Opfer der Herrschaft Bonaparte's nennen kann, hat mit dem Tode des Herzogs von Enghien den fatalistischen Schluß gemein: er starb als ein treuer Royalist, in dem Augenblick wo Napoleon, wie behauptet wird, ihn retten wollte. Die Geschichte Rob Roy's (1703—40) ist ein vollständiger Roman; der politische Charakter des Helden, Abkömmling alter Clanhäupter, zugleich feiner Intriguant, Rächer alter Unbill, Viehhändler, tapferer Nationalheld, Dieb und Feudalherr, fesselt den Leser mit der Anziehungskraft der reichsten poetischen Erfindung. Rob Roy starb friedlich im Kreise der Seinen, aber diese wurden das Opfer einer langen politischen Verfolgung. Dunkler und verwickelter als der Fall: „Die Ermordung des Herrn v. Marcellange" (1840), sind wol wenige Criminalgeschichten, ein Seitenstück zu Fualdes und Fonk. Besson nahm das Geheimniß mit ins Grab; die Damen von Chamblas aber flohen vor dem sie verfolgenden Volksmunde, trotz ihrer Freisprechung, ins Ausland. Wir kommen hiernach zu einer der merkwürdigsten Criminalgeschichten, die es wenigstens in Deutschland gibt, die Ermordung Kügelgen's zu Dresden 1820. Ein Angeschuldigter, „confessus et convictus", zeigt sich hier auf einmal völlig unschuldig, ein Anderer tritt in seine Schuld ein, wird, gleichfalls überführt, verurtheilt, gerichtet; und doch hält der Volksglaube mit unerhörter Zähigkeit an der Schuld des Erstern fest. Es ist ein seltenes Vorkommniß bei dem Untersuchungsverfahren, und gibt unter Anderm die Lehre her, daß bisweilen auch die „Verzögerung" in der Procedur ihr Gutes haben könne. Denn, fragen wir, welche Jury hätte in einem raschern Verfahren den zuerst Angeschuldigten, den bekennenden Angeschuldigten nicht verurtheilt? Ob dieser entfernter Mitschuldiger war, wie der Thäter andeutete, ist ein ungelöstes Räthsel geblieben; seine Freispre-

chung war vollständig. Den Beschluß macht: „Winckelmann's Ermordung" (in Triest 1768); ein Criminalfall, mehr traurig als sonst in irgend einer Art merkwürdig, es sei denn dadurch, daß es ein psychologisches Räthsel bleibt, wie ein Mann wie Winckelmann, dem Schönsten und Höchsten nachgehend, mit einer so gemeinen Natur wie die Arcangeli's, seines Mörders, in eine Art von vertraulichem Verhältniß treten konnte. Doch wer erklärt Alles was in dieser geheimnißvollen Gedanken- und Gefühlswerkstatt vorgeht die wir die menschliche Seele nennen, so groß, daß sie das Edelste umspannt was wir zu denken vermögen, wie das Gemeinste und Niedrigste das durch das Spiel der Sinne ihr zugeführt wird.

Hiermit schließen wir unsere Betrachtungen über diese treffliche und reiche Sammlung lehrreicher und anziehender Criminalfälle — deren Fortsetzung und Vollendung bei dem wachsenden Interesse des Stoffs und der zunehmenden Theilnahme der Lesewelt wol nicht zweifelhaft sein kann —, in der Meinung, daß wir es unsererseits an Ernst der Prüfung nicht haben fehlen lassen. 26.

Das Buch des Sudan ꝛc. Aus dem Türkischen übersetzt von Georg Rosen.

(Beschluß aus Nr. 270.)

Nachdem sich unser Reisende an verschiedenen Orten längere Zeit aufgehalten, zeigten sich ihm endlich von fern die Dattelpalmen von Wedai, und als er näher kam, tauchte eine Stadt vor ihm auf, „umgeben von lachenden Gärten und smaragdgrünen Bäumen, drinnen fließendes Wasser, mit Moscheen, deren Minarets weit in die Ferne erglänzten, und mit großen Bethäusern geschmückt". Die Einwohner fand er von gefälligem Aeußern und freundlichem Sinne; sie gingen nicht nackt, sondern in lange Hemden gehüllt. Sie zeigten in noch höherm Grade als Die unter denen er sich bis dahin auf seiner Reise aufgehalten die Wißbegierde und das eifrige Streben, von der tiefern Stufe auf der sie noch standen durch Hülfe Höhergebildeter sich emporzuheben. Der Kadhi, ein 70jähriger Greis mit weißem Barte in weitärmeligem weißen Hemde und Turban, nahm ihn zuvorkommend in sein Haus auf, zeigte ihm seine nicht unbedeutende Bibliothek, und nachdem er ihm während der Mahlzeit allerlei Fragen über Gesetze und Pflichten vorgelegt, bat er ihn dringend seine beiden Söhne in den ihnen unbekannten Wissenschaften der Logik und Dogmatik zu unterweisen. „Wenn ich", sagte er, „noch jung wäre, so würde auch ich mich bestreben und beeifern mir diese Kenntnisse anzueignen; so lange aber noch ein Hauch von meinem Leben übrig ist, werde ich nicht verfehlen den Unterrichtsstunden beizuwohnen." Darauf führte er seinen Gast zum Könige, der ihn mit Würde und Anstand, in ägyptischer Kleidung auf einem Sopha sitzend, empfing, sich von Aegypten, das er als „den Springquell aller Wissenschaften" kannte, und von Tunis, „von dem er nie gehört", erzählen ließ, ihm dann durch ein reiches Geschenk von Lebensmitteln, Geld und eine Sklavin „von rosiger (?) Farbe, von ebenmäßigem Wuchs, mit wohlgeschminkten Augen", sein Wohlwollen bewies, und ihm zum längern Aufenthalte in seinem Lande ein eigenes Haus bauen ließ, welches in fünf Tagen vollendet war. So oft der König sich bei einer Audienz vom Sopha erhob, oder sich außer seinem Palaste bewegte, wurde eine Unzahl von Trommeln von verschiedenen Dimensionen „bis zu einer Größe, daß die Kraft eines Menschen nicht genügte sie zu tragen", auf eine Weise geschlagen, „daß Einem Hören und Sehen verging". Der Scheich hatte wol einmal Lust dem Könige zu sagen, „daß dies tolle Trommeln etwas höchst Widerwärtiges und eines Königs Unwürdiges sei; aber er dachte wie sehr alle Nationen des Sudan dieses Instrument lieben, und schwieg demnach".

Nicht weit von Wedai hatte der Scheich bei der Herreise in einem Thale und an dem Abhange desselben ausgedehnte Ruinen einer zerstörten Stadt gefunden, war aber durch die Eile seiner Begleiter verhindert worden sie näher zu untersuchen. Er begann nun seinen Unterricht mit den beiden Söhnen des Kadhi und den übrigen Schülern die sich ihnen zugesellten, allein die Ruinen wollten ihm nicht aus dem Sinn; er sprach mit dem Könige davon, erzählte ihm von dem marmornen Sarkophag den er geöffnet, und von der kupfernen Tafel mit Inschriften und den zwei Spannen langen Goldbarren die er darin gefunden, und versprach, wenn er ihm die nöthigen Arbeitsleute mitgeben wollte, „wunderbare Sachen an das Tageslicht zu fördern". Der König ging bereitwillig darauf ein, und gab ihm eine Anzahl Sklaven dazu; da aber der Unterricht indessen nicht unterbrochen werden sollte, gingen auch die Schüler mit. Nun wurde mit großem Eifer abwechselnd gegraben und studirt; die Hoffnung große Schätze zu entdecken ging freilich nicht in Erfüllung, „es fanden sich nur Reste von Mauern und Steine", welche aber bewiesen, daß hier einst ein mächtiges und gebildetes Volk gewohnt haben mußte. Mauern aus großen aufeinander gelegten Steinen und Trümmer von Gebäuden aus Ziegeln und Backsteinen, ein Brunnen, marmorne Sarkophage, deren jeder ein mit außerordentlicher Kunst gearbeitetes steinernes Götterbild in menschlicher Gestalt, nebst einer Kupfertafel mit Inschriften und einigen Goldstücken enthielt, viele große zierlich gearbeitete Säulen, zwei Portale, eine große Menge steinerner Figuren, viele Goldstücke, theils in Barren theils rund, alle mit einer Darstellung der Sonne geprägt, wurden durch funfzehntägige Anstrengung zu Tage gefördert. Die Säulen und Portale bestimmte der Scheich zur Verzierung der königlichen Wohnung, und ließ gleich deren zwei mit zur Stadt schleppen; als der König sie sah, rief er verwundert aus: „Sicher sind Dies Werke welche die Genien für Salomo, den Sohn David's, ausgeführt." Sogleich gab er seinen sämmtlichen Unterthanen Befehl die übrigen Gegenstände herbeischaffen zu helfen; mehr denn 4000 Personen zogen hinaus, und nach zwei Tagen waren auch die übrigen Säulen und Portale da. „Es war ein Gedränge von menschlichen Wesen", bemerkt der Verf., „das ich nur mit der Versammlung des Jüngsten Gerichts vergleichen kann; der vollkommene Gehorsam, die Unterwürfigkeit und der Eifer den Befehlen ihres Königs nicht entgegen zu handeln, den ich bei diesen Negern wahrnahm, wird sicher in dem Charakter- und Sittenspiegel der Unterthanen anderer Monarchen nie gesehen werden; denn ohne die mindeste Schwierigkeit und Unzufriedenheit zu zeigen, ja mit herzlichster Freude gürteten sie sich zur Ausführung des ihnen anbefohlenen Dienstes auf." Man mußte mehre Häuser niederreißen um die Säulen in die Stadt zu schaffen; darauf wurden Kalköfen gebaut, Kalk gebrannt, Steine und Holz herbeigeführt, Zimmergeräthe verfertigt, und nach der Anordnung des Scheich in einer Zeit von sieben Monaten mit den gefundenen Resten des Alterthums ein längliches Gemach erbaut, an welchem der König ein außerordentliches Wohlgefallen fand. Die steinernen Figuren, dem frommen Moslim ein Greuel, wurden zertrümmert, nachdem der König sie betrachtet. Während des Baus beschäftigte sich der Geist des Scheich viel mit der Frage über den Ursprung jener alten Stadt; denn „so viel auch die Bewohner von Wedai sich von denen des Darfur und des übrigen Sudan durch ihre Civilisation auszeichnen, so sind sie doch beiweitem nicht fähig solche Bauten auszuführen", und blieb endlich bei der Ansicht stehen, daß sie wol vor der Sündflut geblüht haben möge, und nachher (!) durch die wilden Negerhorden zerstört worden sei, welche sich auf jenen civilisirten Stamm warfen, denselben unterjochten und so jene Cultur ausrotteten; übrigens Gott weiß es besser.

Für seine Bemühungen wurde der Scheich durch reiche Geschenke an Sklaven belohnt, was ihm Gelegenheit gab auch die Gebirge zu besuchen, wo diese Neger gehegt wurden, und ihre Religion und Sitten näher kennen zu lernen. Ein Feldzug den der König unternahm, wie er jährlich gegen die nicht mohammedanischen Nachbarkönige that, um zu plündern und Sklaven einzufangen, gab dem Scheich Veranlassung ihm die Eigenthümlichkeiten und Vortheile des Feuergewehrs auseinanderzusetzen, das ihm noch unbekannt war, und ihn zu dem Entschlusse zu bewegen den einen der beiden Söhne des Kadhi eigens mit einem Zug Sklaven nach Tripolis zu senden, und den dortigen Bei um Zusendung der nöthigen Vorräthe an Flinten und Schießbedarf anzugehen. „O mein Herr", sprach bei dieser Gelegenheit der Vezier, „Gott der Allmächtige weiß, ich bin äußerst froh, daß du unsern König zu so großartigen Unternehmungen hinleitest. Stehen wir doch mit civilisirten Nationen in gar keiner Berührung, und weder besitzen die zu uns kommenden Kaufleute die Einsicht und die weise Anschauung welche dich auszeichnet, noch vermögen wir selbst bei unserm Könige die Lust zu schönen Unternehmungen zu erwecken. Ich bitte dich demnach, du wollest unsern Emir auf Alles aufmerksam machen was in deinem Vaterlande allgemeines Bedürfniß ist. Verstand und Weisheit ist dir einmal als Gabe vom Allwahren, als Gnadengeschenk vom Allweisen verliehen, und wenn der König auf meine Worte hörte, so würde er dich zum Vezier machen."

In dieser Zeit kam ein fränkischer Geistlicher aus Aegypten nach Wedai, der im Auftrag der französischen Regierung das Land besuchte; er reiste in Begleitung eines Arabers, sprach aber selbst die arabische Sprache sehr gut, nur daß er ein wenig mit der Zunge anstieß. Nach der ersten Audienz äußerte der König: „Sieh doch einmal die Dummheit dieses Mannes! Was können ihm Reisen in meinem Lande nützen?" Dagegen betrachtete er die Zeichnungen und Karten des Reisenden mit Erstaunen und Wohlgefallen, und rief aus: „Wenn der Herr des Weltalls mir nicht die Regierung meiner Unterthanen anvertraut hätte, so würde ich eine Lustreise nach euerm Lande machen!" Der Reisende hielt sich nur 40 Tage in dem Lande auf, und kehrte dann zurück; unser Scheich aber fuhr fort den König und seine Diener in Allem was er irgend wußte zu unterrichten, legte auch Gärten an, und lehrte sie Bäume pfropfen. Als noch vor Ablauf eines Jahrs der Sohn des Kadhi mit vier Kameellasten Pulver, 100 Flinten und andern werthvollen Gegenständen von Tripolis zurückkehrte, begannen auch Schießübungen. Mit Erstaunen hörte der König die Beschreibung des Meers, der Schiffe, der Kanonen, der Trachten, Sitten und Lebensweise jener nördlichern Bewohner, und als er vernahm, nicht nur der Statthalter von Tripolis, sondern auch der von Aegypten seien nur Veziere des Ottomanischen Reichs, „rief er bei dem Gedanken an dieser Monarchie Macht und Herrlichkeit, im Meere des Staunens versunken, aus: So Gott will, setze ich meinen Bruder einmal interimistisch auf den Thron, und mache eine Reise dahin, um mich in den Provinzen der Hohen Pforte umzusehen."

Sein Wunsch sollte aber nicht in Erfüllung gehen. Drei Jahre hatte sich der Scheich in Wedai aufgehalten als der gute König erkrankte und nach wenigen Tagen starb, von seinen Unterthanen bis zur Verzweiflung betrauert. Sein Bruder folgte ihm in der Regierung; der Vezier wurde abgesetzt, der Scheich verlor sein Gehalt, und beschloß in seine Heimat zurückzukehren; doch wurden die Einrichtungen die er eingeführt beibehalten. Er schloß sich mit großer Habe und zahlreichen Sklaven, die er der Freigebigkeit seines Gönners verdankte, einer Karawane nach Fezzem an. Als er die Stadt verließ, „kam die ganze Einwohnerschaft mit seinen Schülern heraus, um ihm Lebewohl zu sagen und ihm das Geleite zu geben, und zwar in solcher Anzahl, daß das Gedränge kaum geringer war als da der König gegen die wilden Stämme auszog". Von Fezzom begab er sich über Tripolis nach Tunis, verkaufte daselbst seine Sklaven und Sklavinnen, und wurde durch deren Erlös nebst dem Gelde und den Goldkörnern die er mitgebracht zum reichen Mann.

Für einen europäischen Gelehrten müßte es von großem Interesse sein die Kupferplatten mit Inschriften zu sehen, die der Scheich aus den Sarkophagen jener zerstörten Stadt mit nach Tunis genommen, wenn sie überhaupt noch vorhanden sind.

Was schließlich den Stil der Uebersetzung betrifft, für die wir Hrn. Rosen zum größten Danke verpflichtet sind, so hat derselbe hier und da durch unnöthigen Gebrauch von Fremdwörtern etwas Nachlässiges. Die osmanische Sprache lebt freilich fast blos von Erborgtem, und besteht zu zwei Dritteln aus Fremdwörtern; allein die deutsche Sprache hat eigene Mittel genug, und braucht sich nicht mit fremden Lappen aufzuputzen; so lange es z. B. in Deutschland eine „Regierung" gibt, kann man das „Gouvernement" der Zeitungsschreiber und Volksredner füglich entbehren. 69.

Bibliographie.

Braß, A., Cardinal und Contrebandier. Historischer Roman. Berlin, Heymann. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Die Pest von Venedig. Historischer Roman. Ebendaselbst. Gr. 16. 1 Thlr.

Bruns, C. G., Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frankenberg, S., Geschichte der Heilkunst und der Heilschwärmerei. Zur Belehrung und Aufklärung für alle Stände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Reisebilder. 1ster Theil. 4te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hilaris, Frater, Südliche Rache! Fresko-Abentheuer in 1 Akt. München, Henzel. Gr. 8. 8 Ngr.

Jagemann, L. v., Zur Rechtsbegründung und Verwirklichung des Grundsatzes der Einzelhaft. Nebst Anhang, einen amtlichen Bericht über das Pentonville-Gefängniß und Beschreibung des neuen Männerzuchthauses zu Bruchsal enthaltend. Mit 2 lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Linck, A. A. v., Das deutsche Bundesreich. München, Kaiser. Gr. 8. 20 Ngr.

Mathildens Bekenntnisse. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neigebaur, J. F., Beschreibung der Moldau und Walachei. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Probst, F., Katholische Moraltheologie. 1ster Band. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Ngr.

Reinhold, C., Gesammelte Novellen und Erzählungen. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Karfreitags-Christen. Novelle. Bremen, Schlodtmann. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schönstein, G., Nur immer kreuzfidel! Anekdoten-Album für das Jahr 1848. Wien, Wallishausser. 12. 8 Ngr.

Der Königin Sieglinde Rhein-Fahrt. Eine nordische Sage nach der jüngeren Edda. Brüssel, Vogler. Gr. 8. 15 Ngr.

Weller, E., Die Freiheitsbestrebungen der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, dargestellt in Zeugnissen ihrer Literatur. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Weller. 1849. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Adalbert Prinz von Preußen, Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 12 Ngr.

Arnheim, Ueber Simultan-Schulen. Vortrag gehalten am 5. Juli in der Lehrer-Versammlung zu Glogau. Glogau, Flemming. Br. 8. 1¼ Ngr.

Beyer, E., Gedanken über die Reform der Schullehrer-Seminarien. Plauen, Neupert. Gr. 8. 4 Ngr.

Beyer, E., Zwei Zeitpredigten nach Louis Philipps Sturz und nach der Erhebung des Erzherzogs Johann von Oestreich zum deutschen Reichsverweser, in Plauen gehalten. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Blick in die Zukunft oder Weissagungen des Pabstes Gregor XVI. kurz vor seinem Tode niedergeschrieben und die Weltgeschicke dieses und des nächsten Jahrhunderts enthaltend. Aus dem Italienischen des Signor Federigo Baroldo. Ins Deutsche übertragen von Chrysostomus Wahrlieb. Nürnberg, Endter. 8. 2½ Ngr.

Bodemer, H., 10 Artikel zu Gunsten der Gewerbe. Dem Königl. Sächs. Ministerium des Innern vorgelegt. Stuttgart, Beck u. Fränkel. Gr. 8. 10 Ngr.

Bötticher, W., Das alleinige Panier der nach wahrer Einheit strebenden Kirche Deutschlands. Andeutungen zu gründlicher Erwägung der allerwichtigsten Frage unserer Zeit. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Brief eines democratischen Offiziers an die Männer des Volks in der Singacademie zu Berlin. Königsberg, Samter. Gr. 8. 1½ Ngr.

Offener Brief an die Schweden und Norweger gerichtet und abgesandt von einem Deutschen. Neustadt. Gr. 8. 1 Ngr.

Briefe eines Piaristen an seine Ordensbrüder in den k. k. österreichischen Staaten. Wien, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Bugeaud, Die Gefährdung der gewerblichen und landwirthschaftlichen Interessen durch socialistische und communistische Verirrungen. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 5 Ngr.

Bünsow, C., Der Kirchenschänder Lauritz Christian Svane, Lieutenant in der K. dänischen Armee. Getreu und wahr geschildert. Nebst einer Mittheilung der Schleswig-Holsteinschen Zeitung. Nr. 50 vom 10. Juni 1848. Neustadt. Gr. 8. 1 Ngr.

Burghart, H., Die Volksschullehrer dürfen nicht Staatsdiener werden. Ein Ferienschriftchen. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 3 Ngr.

Carové, F. W., Souverainität der Deutschen Nation und Competenz ihrer constituirenden Versammlung. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Aktenmäßige Darstellung des in der Nacht vom 18. auf den 19. Decbr. 1847 verübten furchtbaren Raubmordes an der Frau Louise Morschheuser. Verhandelt in den Sitzungen der Assisen zu Düsseldorf den 26., 27., 28. und 30. Juni, sowie den 1. Juli 1848. Nebst den getreuen Bildnissen der Ermordeten und der Angeklagten, so wie einem Grundrisse der Wohnung, wo die That verübt worden. Düsseldorf, Buddeus. 8. 7½ Ngr.

Deahna, C., Der 15. Mai 1848. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 3 Ngr.

Denkschrift den Antrag des 8. Provinzial-Landtages der Provinz Preußen, die Vermehrung der Wehrhaftigkeit des Volkes betreffend. Von C. v. W. Berlin, Mittler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift in Sachen des Volksschulwesens, entworfen im Auftrage der Lehrerversammlung zu St. Goar am 18. und 19. Mai 1848. Meurs. Gr. 8. 4 Ngr.

Denkschrift über die Errichtung einer Deutschen Flotte. Dem Marine-Congresse zu Hamburg vorgelegt vom Kieler Ausschusse. Kiel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Entwurf eines Staatsgrundgesetzes der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Er Er Er. Nr. 1—4. Berlin. Gr. 8. à 1½ Ngr.

Ferdinand und die Engel. Vision am 15. März 1848. 1ste bis 3te Auflage. Wien, Beck. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Fest der Glockenweihe zu Oschatz, am 15. August 1848. Text: Psalm 19, V. 4. 5. Oschatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 2 Ngr.

Großes europäisches Fürsten- und Völker-Concert, componirt von F. H. Z. Leipzig, Matthes. 8. 5 Ngr.

Ultramontane Gedanken über den clericalischen Zeitgeist in der Erzdiöcese Köln. Neuß, v. Romberg-Velsen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Götter, Helden und Teutschland. Eine olympische Scene aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Humoristische Phantasie über ein ernstes Thema. Germanien im Jahre des Lichts 5845. München, Henzel. Gr. 8. 2 Ngr.

Hagenbach, H., Die Büreaukratie mit ihren Gegensätzen, oder die Rückkehr zum wahren Beamtenthum. Sr. Exc. dem Hrn. Finanzminister Hansemann gewidmet. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 5 Ngr.

Reuter, H., „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht." Festpredigt zur Jahresfeier des Central-Bibel-Vereins in Nürnberg gehalten am 21. Jun. 1848. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Rummel, F., Die Nothwendigkeit der Gleichstellung der Homöopathie mit der ältern Medizin. Eine Eingabe mehrerer homöopathischer Aerzte Preußens an das Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zur Berücksichtigung bei der beabsichtigten Medizinalreform. Leipzig. 8. 3 Ngr.

Sack, J. K. A. E., Die ewige Basis der Politik. Magdeburg, Baensch. 8. 4 Ngr.

Schlipf, J., Kirche und Staat. Predigt am IV. Sonntag nach Pfingsten zu Pforzheim. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 8. 3 Ngr.

Schmitthenner, F., Ueber Pauperismus und Proletariat. Frankfurt a. M., Heyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Schulze, K. P., Kolonisationen im Innern oder vermindert die Lohnarbeiter, ohne jedoch die Producenten zu vermindern. Ein Vorschlag. 1stes Heft. Bautzen, Helfer. 8. 15 Ngr.

Schwerdt und Zopf. Beleuchtung der Schrift vom 23. Juli 1848 über die deutsche Zentral-Gewalt und die Preußische Armee. Glogau, Flemming. Br. gr. 8. 2½ Ngr.

Sebastus, Bemerkungen über Bemerkungen. Gegen Hrn. Alex. Kleikamp. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sekular-Erinnerungen des Jahres 1848 im Rückblicke auf alle vergangenen Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Sendschreiben eines Abgeordneten zur constituirenden deutschen National-Versammlung aus der Provinz Brandenburg an seine Mitbürger und Freunde in der Heimath. Berlin, Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Sievers, T., Die deutsche Flotte. Gedicht. Magdeburg. 8. 1 Ngr.

Thilo, W., Was ihrer 23 vorhaben gegen die christliche Volksschule Preußens. Bericht und Berufung an gewissenhafte Elternherzen in der Nationalversammlung und in der gesammten Nation. Erfurt, Müller. 8. 4 Ngr.

Tholuck, A., Predigten über die neuesten Zeitbewegungen. 1stes Heft. 2ter Abdruck. Halle, Mühlmann. 8. 6 Ngr.

— — Dieselben. 2tes Heft. Ebendaselbst. 8. 8 Ngr.

Wie dünket euch um Christo? Kurzer und bündiger Beweis, daß Christus der Sohn Gottes ist. Ein Wort für Alle, welche unsere evangelische Kirche verlassen haben, oder noch verlassen wollen. Vom Verfasser der Schrift: „Sehet euch vor!" Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Wie man „Ministerpräsident" wird. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Wiedenfeld, K. W., Ueber die Trennung der Volksschule von der Kirche, nebst einigen darauf bezüglichen Bemerkungen. Barmen, Falkenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Windwart, H., Die Rettung des Gewerbestandes, oder Grundzüge eines deutschen Gewerbe-Systems mit Hinweisung auf eine Steuer-Regulirung und Proletariats-Abhilfe, aus den Bedürfnissen des Volkes gezogen. Glogau, Flemming. 8. 3 Ngr.

Zorn, J., „Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß!" Predigt am Missionsfeste zu Nürnberg den 20. Juni 1848 gehalten. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 272. —— 28. September 1848.

Politische Denkwürdigkeiten aus Delsner's Schriften. Herausgegeben von G. Delsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Das vorliegende Buch trägt an seiner Spitze einen Mann welcher den ältern Freunden der Geschichte und Literatur wohl bekannt ist, den aber das jüngere Geschlecht, das sich allein weise dünkt, und mit der Vergangenheit glaubt gänzlich brechen zu müssen, nicht mehr kennt. Um so dankenswerther ist die Herausgabe dieser Schrift. Konrad Engelbert Delsner, geboren am 13. Mai 1764 zu Goldberg in Schlesien, und gestorben zu Paris am 18. Oct. 1828, gehörte zu den seltenen Leuten welche, durch Geist, Freisinn, Freiheit, Edelmuth, Rechtschaffenheit und Treue in allen Lebensverhältnissen ausgezeichnet, alle diese Eigenschaften in einem unscheinbaren Incognito verhüllten. Als Solcher betrieb er die Schriftstellerei nur zu seinem Vergnügen, besaß eine ungeheuere Schreibthätigkeit, wollte aber niemals nach literarischem Ruhme geizen; er verschenkte sogar seine Arbeiten an Andere oder ließ sie wenigstens nicht unter seinem Namen erscheinen. Im Anfange der Französischen Revolution ging Delsner, sowie der Graf Schlabrendorf, und der nachmals als Diplomat ausgezeichnete Reinhard nach Paris, und erwarb sich dort durch Feinheit und Sicherheit der Beobachtung eine so außerordentliche Bekanntschaft mit allen Ereignissen derselben, daß man es noch immer trotz mancher bedeutenden Schriften auf diesem Felde beklagen muß von ihm keine vollständige Geschichte der Französischen Revolution erhalten zu haben. Denn er war bei den klügsten und angesehensten Leuten sehr wohl gelitten, namentlich bei Sieyes, und dehnte diese Verbindungen späterhin auf die angesehensten Diplomaten aus, von denen wir hier nur unter den Deutschen Wilhelm v. Humboldt, den Fürsten v. Hardenberg, den Freiherrn v. Stein, unter den Auswärtigen For, Canning, Kurakin, Talleyrand und Benj. Constant nennen wollen, sodaß er von sich wie Voltaire sagen konnte: „Il y a des faits que j'ai vu par mes yeux et d'autres par des yeux meilleurs." Dagegen mied er mit Napoleon oder dessen Umgebungen jede nähere Berührung. Jenen verachtete er ebenso sehr als er ihn bewunderte. „Er ist", pflegte er zu sagen, nachdem derselbe die kaiserliche Krone angenommen hatte, „aus der Rolle seines Jahrhunderts gefallen, und ein gemeiner Mechaniker geworden." Noch mehr fühlten sich sein Geist und sein Gemüth durch das geist- und herzlose Treiben der wiederhergestellten Bourbons abgestoßen. Sie flößten ihm nur Ekel ein durch ihr widersinniges Verfahren, oder ein mitleidiges Erstaunen über die französische Nation. Eine öffentliche Bedienung hat Delsner in Frankreich niemals angenommen, er lebte eine Zeit lang in Paris als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt am Main und einiger kleinen deutschen Fürsten, bis nach dem Sturze Napoleon's ihm sein preußisches Vaterland neue Verhältnisse anbot, weil der Staatskanzler Hardenberg und Die welche ihm am nächsten standen, namentlich Stägemann, vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen hofften. Er wurde preußischer Geheimer Legationsrath, und lebte abwechselnd in Frankfurt am Main, in Paris, in Berlin; er schmiegte sich aber in keine dieser Lagen, keine gab ihm einen angemessenen Beruf, man hätte von ihm sagen können was Schiller's Marquis Posa dem Könige Philipp antwortete, als dieser ihn auffoderte sich in seinen Staaten einen Posten auszusuchen: „Sire, ich finde keinen!"

Ueber alle diese Lebensverhältnisse und den Charakter Delsner's hat bald nach seinem Tode Zschokke, dann Varnhagen v. Ense („Galerie von Bildnissen zu Rahel's Briefwechsel", II, 111 fg.) ausführlicher, zuletzt aber Dorow in der Vorrede zu den „Briefen Delsner's an Stägemann" (Leipzig 1843) am ausführlichsten berichtet, wohin wir unsere Leser verweisen wollen, da wir über die letztgenannte Schrift in Nr. 150 d. Bl. f. 1844 gesprochen haben. Mancher Nachtrag würde jetzt noch zur Erweiterung dienen können, da der Sohn Delsner's und Herausgeber des vorliegenden Buches, der selbst das Leben seines Vaters nicht hat schreiben wollen, nur den Varnhagen'schen Aufsatz hat abdrucken lassen. Es würde namentlich auch hier hervorzuheben gewesen sein, daß Delsner für alle Deutschen welche ihr Glück oder ihr Unglück nach Paris geführt hatte, wie Reichardt, Niemeyer u. A., der thätigste Freund und Berather gewesen ist, und dafür auch in den Schriften dieser Männer die größte Anerkennung gefunden hat. Denn gerade „die vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rücksichten und der Reichthum persönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte" (es sind Dies Worte Varnhagen's),

befähigten ihn zu den nützlichsten und einflußreichsten Dienstleistungen.

Dagegen hat Hr. Oelsner-Monmerqué, der den deutschen Namen seines Vaters mit dem eines französischen Verwandten, welchen wir aus den „Briefen an Stägemann" (S. 229 u. 253) kennen, verbunden, uns in der Vorrede eine längere Nachricht über den literarischen Nachlaß seines Vaters gegeben. Es besteht derselbe: 1) in Correspondenzen und diese erläuternden Anmerkungen und Anekdoten; 2) in geschichtlichen Werken; 3) in Werken und Aufsätzen politischen Inhalts. In der erstern Beziehung erklärt der Verf. sich unzufrieden mit der jetzt in Deutschland so gewöhnlichen Veröffentlichung von Briefwechseln Verstorbener, und namentlich mit der Herausgabe der Briefe seines Vaters an Stägemann, welche Dorow, der „besser war als sein Ruf, aber wie ein Spürhund jedem Manuscripte nachlief", ohne sein Vorwissen veröffentlicht hat. Er gibt daher seine Meinung dahin ab, daß er den Briefwechsel seines Vaters nur mit Genehmigung der betreffenden Familien und zu einer Zeit werde an das Licht treten lassen, wo er dadurch Niemanden beeinträchtigen könne. Gegen diesen Grundsatz läßt sich Nichts einwenden, wir geben aber nur Hrn. Oelsner zu bedenken, daß durch eine allzu große Verspätung auch häufig jeder Lebensreiz erstirbt, welcher die mit jener Vergangenheit noch bekannte Welt an solche Mittheilungen fesselt. Daher hat sein väterlicher Oheim, der Geheime Commerzienrath Oelsner in Breslau, wie wir aus Guhrauer's Aufsatz über Reinhard im „Historischen Taschenbuch" (Jahrg. 1846, S. 191) wissen, bereits seine brieflichen Schätze zum Theil einer behutsamen Benutzung eröffnet. Um so mehr glauben wir den Sohn Oelsner's auffodern zu können bald Hand an die Zusammenstellung der geordneten Materialien seines Vaters über die Geschichte der Französischen Revolution zu legen, welche er verspricht, und dabei einen Abdruck der einzelnen, z. B. in den Jahren 1793—94, in Archenholz' „Minerva" enthaltenen Aufsätze nicht zu versäumen, die sogar der großen Belesenheit unsers Wachsmuth entgehen konnten.

In der zweiten Reihe führt der Verf. die vier reingeschichtlichen Werke seines Vaters an, bei denen wir nur das ohne seinen Namen herausgegebene Buch: „Lucifer, oder gereinigte Beiträge zur Geschichte der Französischen Revolution" (2 Thle., 1797—99), vermißt haben. Das selten gewordene Buch enthält die unmittelbarsten, lebendigsten Hülfsquellen zur Geschichte der Französischen Revolution, in einem Sinne geschrieben der ganz der Zeit und den Umständen angehört, aber mit einer Fülle von Thatsachen und Zügen die sich kaum in französischen Schriften so finden lassen: Alles aus dem Leben geschöpft und durchaus glaubwürdig.

Eine dritte Reihe ist nach dem Urtheile des Sohnes so beschaffen, daß es leicht sein würde aus ihr eine in ihren Details höchst piquante politische Weltgeschichte von 1810—25 zu Tage zu fördern. Den Kern hierzu würde die durch Anführung wenig bekannter Thatsachen anziehende, ausführliche Geschichte der „politischen Misgriffe zu Wien und Aachen" bilden, welche als deutsches Manuscript schon 1828 druckfertig war. Aber auch hier zieht der Verf. Vorsicht und Zurückhaltung vor, nicht etwa aus Bedenklichkeiten gegen die preußische Regierung, welche einer freimüthigen Discussion und einer vernünftigen Darstellung der Thatsachen gewiß keine Hindernisse in den Weg legen würde, sondern weil er es für außerordentlich schwer hält die Grenze zwischen der geschichtlichen Politik und der Politik der Gegenwart einzuhalten, indem nicht alle Ereignisse der Vergangenheit gleich fern liegen, und Derjenige welcher als Publicist auftreten und kämpfen will sich hüten muß diese Grenze willkürlich festzustellen. Wir wiederholen, daß wir auch in diesem Falle die Scheu vor Unbescheidenheit um so mehr ehren, je seltener sie jetzt ist, glauben indeß, daß gerade in der gegenwärtigen Zeit das freie, kühne Wort eines seit 20 Jahren verstorbenen Diplomaten nicht den Anstoß anregen dürfte welchen Hr. Oelsner zu verursachen glaubt. Bis dahin also nehmen wir mit vielem Danke den Inhalt des vorliegenden Bandes auf als die anziehende Hinterlassenschaft eines Mannes der zugleich Weltweiser und ein Weltmann gewesen ist.

1) „Friedrich der Große und sein Einfluß, sein Jahrhundert und die Französische Revolution." Zuerst eine auf wenige Seiten zusammengedrängte Charakteristik des großen Königs, dann eine Schilderung der geistigen Zustände Europas und der Lage von Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution; Alles in Umrissen, aber von ergreifender Wahrheit. Wir setzen nur eine Stelle her (S. 15):

Die französische Nationalversammlung, mit dem Geiste der sie belebte, und den Volksausbrüchen die sie begleiteten, war eine so neue, so außerordentliche Erscheinung, daß sie weit über die Grenzen der Erfahrung der europäischen Staatsmänner herausging. Wie war ihr zu begegnen? Die Regierungen konnten wahrscheinlich nichts Ersprießlicheres thun als sie mit kaltem Blute beobachten; ihre der Zeit angemessenen Verfassungen — besonders zu der Zeit, als diese dem monarchischen Systeme noch sehr günstig waren — freiwillig, wie in der Folge nothgedrungen geschah, in ihre Staaten übertragen; solchergestalt die öffentliche Meinung für sich gewinnen, und sich mit Frankreich ins Gleichgewicht setzen. Aber Das ist leichter gesagt als gethan. Interesse, Gewohnheiten, Vorurtheile, Leidenschaften weichen selten der Vernunft, und werden meistens nur von der Gewalt überwunden. Unter solchen Umständen waren diejenigen Staatsmänner weise zu nennen die da beobachteten, harrten, zweifelten, wie Kaiser Leopold und Florida Blanca; Diejenigen hingegen welche leichtsinnige Entschlüsse faßten begingen große Thorheiten.

2) „Rückblicke auf die Französische Revolution" und 3) „Directorium" (ein Fragment). Wenige Seiten, aber aus guter eigener Beobachtung.

4) „Bonaparte." Von den ersten Anfängen des berühmten Mannes, die auf mündlichen Aeußerungen des Schweizers Kuhnt und des Franzosen Garat beruhen, kommt der Verf. zu den Begebenheiten des 13. Vendémiaire, welcher die Revolutionspartei rettete und, wenn man die Sachen unbefangen beurtheilt, für Frankreich ein Glück war. Hierauf schloß sich Bonaparte an Frau v. Beauharnais an, die in einer frühern betrübten Lage

bei dem Banquier Rougemont Schutz, und auch mit ihren Kindern, so oft sie wollte, ein Mittagsmahl erhalten hatte, jedoch stets dabei von Frau v. Rougemont so saure Gesichter, daß die Kinder sie wie eine böse Fee fürchteten. Hr. Oelsner erzählt uns (S. 31) eine ergötzliche Geschichte, wie sich Bonaparte als Erster Consul dafür an ihnen rächte. Von Frau v. Beauharnais aber berichtet er, daß sie, um die Wünsche ihres Liebhabers zu erfüllen, den Director Barras überredet habe von ihm schwanger zu sein. Da mußte denn für eine Heirath gesorgt werden, wobei Bonaparte das Commando der italienischen Armee als Bedingung setzte. Dies ist im Widerspruch mit den Erzählungen eines wohlunterrichteten Zeitgenossen, Thibaudeau's („Histoire de Napoléon Bonaparte", I, 130), während Lacretelle in der „Histoire du Consulat et de l'Empire" (I, 133) die Ansicht Oelsner's theilt. Im Folgenden werden die ungeheuern Brandschatzungen in Italien bestätigt; Bonaparte's Empfang nach dem Frieden zu Campo Formio von dem Directorium aus eigener Anschauung (S. 34) geschildert:

Die Haltung Bonaparte's hatte nichts Jugendliches, er glich einem müden Reiter, und erinnerte mich trotz des Unterschieds im Alter an Friedrich II., den ich in seinen letzten Jahren einmal zu Fuß gesehen hatte. Er trug seine schon gebrauchte Generalsuniform, schwarze Stulphandschuhe und Stiefeln mit schmuzigen Ueberschlägen. Diese Nachlässigkeiten waren absichtliche. Seine Gesichtsfarbe war gelbgrün, das Gesicht hager, aber die Züge edel und Nichts weniger als gemein.

Aus den folgenden Erinnerungen heben wir hervor, daß der Verf. Bonaparte einen „sehr spitzfindigen Komödianten" nennt, und dafür allerhand Beweise beibringt, daß er uns schildert wie der Enthusiasmus immer für ihn stieg, und wie Siéyes sich so gründlich in ihm getäuscht hat, er der so viel Verstand und Scharfblick besaß, aber auch so viel Eigendünkel; sonst hätte er schon vor dem 18. Brumaire seine Lage einsehen müssen. Oelsner bestätigt, daß an diesem Tage Bonaparte, an den Tumult einer großen Versammlung nicht gewöhnt, den Kopf verlor, daß seinem Bruder Lucian die Ehre des Tages gebührte, und daß er, über seine Niederlage verblüfft, die ganze Nacht hindurch mit dem Rücken gegen ein Kamin gewandt stand, bisweilen ein Stückchen Brot in ein Glas Wein tauchend, und Wenig oder Nichts sagend, während Siéyes decretirte. Den Anfang seiner neuen Regierung nennt Oelsner durchaus lobenswerth, aber das Glück machte ihn schwindlich. Dann folgen die Zerwürfnisse mit Moreau, wobei mancher werthvolle Zug aus Mittheilungen unterrichteter Personen mitgetheilt ist; die Hinrichtung des Herzogs von Enghien macht den Schluß des Aufsatzes. Oelsner sagt (S. 53):

Mit höchster Wahrscheinlichkeit läßt sich vermuthen, daß der Herzog, so nahe an der französischen Grenze, auf das Signal irgend eines Ereignisses wartete. Ich halte ihn also nicht für ganz unschuldig gegen Bonaparte. Dessenungeachtet wurde an ihm eine völkerwiderrechtliche, grausame Missethat begangen.

5) „Der Deutsche Bund." Dieser im J. 1817 geschriebene Aufsatz wird wegen der Klarheit und Wahrheit seiner Anschauungen jetzt mit einem ganz besondern Interesse gelesen werden. Es sind besonders folgende vier Hauptpunkte über welche Oelsner sich verbreitet hat. Erstens müssen sich die Mitglieder eines deutschen Bundesstaats zu gegenseitigen Opfern verstehen; um Dies auszuführen war der Zustand Deutschlands nach dem Siege bei Leipzig allein geeignet, und Oestreich und Preußen haben damals die Dictatur nicht gewollt. Zweitens sind die Ansichten durch welche Gentz die Sätze des „Rheinischen Mercur" über den zweiten Pariser Frieden zu widerlegen suchte irrig. Drittens werden sich die deutschen Bundesstaaten zu einem gemeinsamen politischen Glauben bekennen müssen. Hauptartikel sind folgende: Kein deutscher Fürst kann aus unumschränkter Machtvollkommenheit regieren. In Beziehung auf seine Bundesverwandten fügt er sich dem Gutachten des Vereins, in Beziehung auf seine Unterthanen folgt er nicht willkürlichen Beschlüssen, sondern Gesetzen, gegründet auf seine und der Landstände gegenseitige Uebereinkunft. Daß die Landstände zum Theil wenigstens vom Volk, für dessen Interesse der Staat arbeitet, durch freie Wahl ausgehen müssen; daß ihre Verhandlungen öffentlich, ihre Personen wegen geäußerter Meinungen unverletzlich, und Preßfreiheit der sicherste Bürge dieser Anstalten sein sollen, sind Gegenstände über die in unsern Tagen (also 1817) bei redlichen und vernünftigen Leuten kein Zweifel mehr obwaltet. Localumstände bestimmen, ob das Gegengewicht die Willkür der regierenden Gewalt zu hemmen in einem doppelten oder in einem einfachen Körper bestehen soll. Viertens muß die leitende Kraft im Bunde ein entschiedenes Uebergewicht behaupten, sonst ginge jeder vernünftige Zweck verloren. Die Uebertragung einer solchen Obermacht ist aber nur an Oestreich oder an Preußen möglich. Und hier müssen wir des wackern Oelsner eigene Worte (S. 65 fg.) anführen:

Wenn sich auf der Oberfläche von Germanien, Italien, Pannonien, Illyrien das Haus Oestreich zu einem cyklopischen, der Eifersucht des übrigen Europa unerträglichen Umfange ausdehnt, so stürmen neue Kriege auf uns ein, sobald gewisse Zeitverhältnisse aussterben, andere sich herstellen.

Preußen hingegen, als Oberhaupt des Deutschen Bundes, würde keineswegs das Ebenmaß zu den andern Großmächten überschreiten, unserer volksthümlichen Selbständigkeit hinlänglich, dem Frieden aber, weil seine Bedeutung weniger drohend schiene, mehr Gewähr leisten als die Uebergriffe von Oestreich.

Vielleicht gibt es noch ein drittes Auskunftsmittel, doch davon ein andermal.

Für Preußen ist zu bedenken, ob man ohne Nachtheil sich der Bestimmung entzieht welche die persönliche Erhabenheit und Seelenwürde des Monarchen, das Heldenthum des Volks und die Meinung der Zeitgenossen diesem Staate anzuweisen scheinen!

Es gibt Stellen von denen man nicht ohne Fehltritt weichen, und Lagen in denen man nicht seiner eigenen weisen Mäßigung folgen kann. Wer die Gunst des Augenblicks nicht muthig findet, der fällt beim Glück in Ungnade, und die Rennbahn der Ungnade ist die abschüssigste von der Welt.

6) „Das preußische Cabinet." Gleichfalls mit löblicher Gesinnung gegen den preußischen Staat, in dem Oelsner, obschon er von dessen Regierung zu keiner Zeit ein besonderes Wohlwollen erfahren hatte, nie sein geliebtes Vaterland verkannte, oder die Wichtigkeit des preu-

sischen Einflusses auf Deutschland gering schätzte. Den Hauptinhalt dieses 1819 geschriebenen Aufsatzes bilden die Schwierigkeiten auf welche Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg damals unvermeidlich stießen. Nachdem Oelsner gezeigt hat — was jetzt gar nicht oft genug wiederholt werden kann, da nicht blos die Feinde der Ruhe und Ordnung, sondern auch ein Theil unserer Staatsmänner in Frankfurt am Main die Geschichte der Jahre 1816—19 ganz vergessen zu haben scheinen —, daß die deutschesten Bestrebungen Preußens zu einer innigen Verschmelzung an dem Widerstande Englands, Rußlands und Oestreichs gescheitert sind, so schildert er in wahren Zügen die damalige Lage Preußens. Er leitet die eigenthümlichen Rücksichten, zu welchen es durch seine geographische und politische Stellung genöthigt ist, aus den Verhandlungen des Wiener Congresses her, und spricht manches richtige Wort über die polnische und über die sächsische Frage. Hier erkennt er an, was so selten geschieht, wie billig und uneigennützig Preußens Politik in Vergleich mit der englischen damals gewesen ist, wie es die treffliche Gelegenheit sich nach dem zweiten französischen Kriege mit Gewalt in Besitz von ganz Sachsen zu setzen von sich geworfen, wie es nicht Mainz für sich behalten hat, das nur in seinen Händen eine Schutzwehr von Deutschland gewesen wäre. Lesen wir weiter (S. 72):

> Aber es thut nicht noth, daß ein Staat der von einer Armee wie die preußische, und von einem Geiste geschützt wird wie der welcher das preußische Volk belebt, ängstlich und kümmerlich für Mauern und für Bollwerke sorge. War nicht Sparta ein offenes Dorf?
>
> Es ist ein Beispiel ganz neu und einzig vielleicht in der Weltgeschichte, daß eine große Macht, der das Bewußtsein ihrer Kräfte unstreitig vorschwebt, die Beschuldigung trifft ihre äußern Staatsverhältnisse mit allzu jungfräulicher Züchtigkeit und Schonung behandelt zu haben. Den heftigen Gemüthern misfallen Genügsamkeit und Mäßigung. Derber Kraftausbrüche von dem Vermögen großer Macht gewärtig, verschmähen sie jene echte politische Tugend die der Zeit ihre Rechte läßt. Die Politik des preußischen Cabinets steht auf dieser höhern Stufe der Cultur. Wer Neigungen zu erwecken versteht bedarf der Hülfe des Zwangs nicht.

Hierauf läßt der Verf. eine Schilderung der innern Staatsverhältnisse Preußens folgen, in dessen Cabinet sicherlich auch der freisinnige Gedanke athmet, Preußen nicht blos für sich zu ordnen, sondern auch als Musterstaat für Deutschland aufzustellen. Das Lob ist nicht übertrieben, denn es wird auch freimüthig ausgesprochen, daß Denk-, Rede- und Schreibfreiheit in Preußen nicht blos geduldet werden dürfen, daß sie gesetzmäßige Haltung erhalten müssen, daß Preußen mit Einem Worte eine parlamentarische Verfassung haben, eine Constitution bekommen müsse. Der König und der Staatskanzler hätten sie gelobt, weil sie das Bedürfniß anerkannten; aber man muß auch billig anerkennen, daß hier eine Riesenarbeit zu vollbringen war, und daß Constitutionen nicht aufschießen dürfen wie Nachtschwämme. Daß so wohlgemeinte Wünsche erst 30 Jahre später in Erfüllung gegangen sind, Das kann der wahre preußische Patriot nur beklagen: daß sie aber in der Weise wie wir es in unsern Tagen erlebten erfüllt worden sind, erfüllt Viele mit gerechter Besorgniß, und wenn wir uns gar die Nacht vom 18. auf den 19. März in der Weise der Unruhstifter und Wühler als die Geburtsnacht der neuen preußischen Monarchie denken sollten, so erhält Oelsner's Wort von den „Nachtschwämmen" eine gar wunderliche Bedeutung.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus England.

Eine neue Menschenrace.

„Als wir vor kurzem", heißt es im „Athenaeum", „einen neuen Colonisationsplan besprachen, hoben wir den merkwürdigen Contrast hervor welcher zwischen der Lebensweise und der vorherrschenden Gesinnung des angelsächsischen Stammes im Mutterlande und in den Colonien stattfindet, und warfen die Bemerkung hin, daß die in den Wildnissen neu entstehenden Gesellschaften nicht den englischen, sondern den amerikanischen Typus annähmen. Diese Hinneigung zu letzterm ist unter allen Breitengraden, wo unsere Landsleute festen Fuß gefaßt haben, eine so fast durchgängige, daß man unwiderstehlich an die Wirkung eines Naturgesetzes glauben muß, welches im weitern Entwickelungsfortgange dieser kräftigen Colonistenrace ihr nach einer specifischen Richtung eine neue Gestalt des socialen Lebens und neuen Ausdruck des individuellen wie des Nationalcharakters aufzwingt. Ehe die stark vermischte Race, die zusammengesetzte Menschenclasse welche wir jetzt Angelsachsen nennen, in Folge ihres überwiegenden Elements die Mission vollführte zu erobern und zu colonisiren, war der Proceß neuer Staatenbildung nicht eine Schöpfung, sondern eine einfache Fortsetzung. Die Alten reproducirten sich; Spanien machte elende Neuspanien, Holland stiftete nur holländische Niederlassungen, und Frankreich erzeugte nur geringere französische Departements. England allein erschafft, bringt Etwas hervor das nicht ein Miniatur-England ist. Seine Colonistenkinder wachsen empor, nicht ihm, sondern seinem Erstgeborenen ähnlich, der sich an den Ufern des Potomac niederließ. Die Wichtigkeit dieser wohl zu beachtenden seltsamen Erscheinung kann nicht überschätzt werden. Die so aufwachsenden Staaten umgürten den Erdkreis. Von Neuseeland bis Australien, durch den östlichen Archipelagus bis nach Hindostan, vom Indischen Ocean bis Natal, und vom Vorgebirge der guten Hoffnung durch die westindischen Inseln und die Honduras bis zur ungemessenen Region des nördlichen amerikanischen Festlandes bildet sich ein in Einer großen Race aufgehendes Nationengeschlecht, und ehe die Welt ein Jahrhundert älter sein dürfte, werden diese Nationen einzeln oder verbündet sie mit ihren Armen umschließen."

Londoner Straßenjugend.

Bei Gelegenheit einer Rede welche vor kurzem Lord Ashley zur Begründung seines Antrags auf Verbesserung des Zustandes der londoner Straßenjugend im Parlamente hielt, berechnete er die Summe derselben auf 30,000, und glaubte die Lage der Mehrzahl aus Dem entnehmen zu können was in Betreff der Besucher der sogenannten Lumpenschulen feststehe. Diese 15 Schulen werden im Durchschnitt regelmäßig von 1600 Kindern besucht im Alter vom 5. bis 17. Jahre. Obwol selbige zu den Besten ihres Schlags gehören, sind davon 162 zu wiederholten malen mit Gefängniß bestraft worden, sind 116 ihren Aeltern entlaufen, haben 170 in Nachtherbergen gewohnt, ernähren sich 253 vom Betteln, haben 216 weder Schuhe noch Strümpfe, 280 keine Kopfbedeckung, 101 kein Hemde und 249 nie in einem Bette geschlafen. Die nicht vom Betteln und Stehlen leben verkaufen Zündhölzchen, kehren Kreuzwege und halten Pferde. Fehlt ihnen das Schlafgeld, suchen sie eine Lagerstätte in Hausthüren, unter Kreuzgewölben und Wetterdächern, in Säulenhallen, Höfen und Ställen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 273. —— 29. September 1848.

Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsner's Schriften. Herausgegeben von G. Oelsner-Monmerqué.

(Beschluß aus Nr. 272.)

7) „Die Restauration." Auch in diesem, gegen Ende 1822 geschriebenen Aufsatz verhehlt der Verf. wie in seinen oben angeführten Briefen aus derselben Zeit keineswegs seinen tiefen Unwillen über die verkehrten Maßregeln, die Verblendung und Leidenschaftlichkeit der mit den Bourbons zurückgekehrten Royalisten an den Tag zu legen. Zwischen Ultras und Jakobinern, meint er, wären die Analogien nur zu häufig.

8) „Von der politischen Sittlichkeit des Jahrhunderts." Darunter begreift der Verf. das thätige Bemühen den Staatshaushalt zu läutern, ihn der Vernunft der Billigkeit näher zu bringen, den Fähigkeiten des Menschen, seiner denkenden und geselligen Natur, seinen körperlichen und geistigen Befugnissen besser anzumessen. Alles Dies wird durch Constitutionen, nach denen sich die Völker sehnen, erfüllt; unser Jahrhundert, durch den zu seiner männlichen Reife gediehenen Geist des Christenthums geläutert, und in seinen häuslichen und bürgerlichen Bezügen voll unverkennbarer Züge steigender Cultur, ist dazu reif, und eine Constitution ist noch keine Revolution.

9) „Völkerrechtliche Erschaue." Unter dieser Aufschrift sind in 30 Paragraphen die wichtigsten Grundsätze des Staats- und Völkerrechts, als Vereine, Congresse, Krieg, Frieden, Heer, Seerecht, Thronfolge, Religion, Staatsbürgerthum, Garantien u. a. m., in der Kürze charakterisirt, auch die Diplomatik und die Etikette mit bedacht, Alles in scharfen Umrissen und durch einzelne historische Belege erläutert. Wir wollen zwei Beispiele herausheben, beide mit besonderer Beziehung auf jetzige Verhältnisse. In §. 15 vom Heer- und Landwehrwesen lesen wir:

> Aber wenn, wie die Lehre der neuern Publicisten lautet, jeder Bürger Soldat ist — entsteht da nicht ein ganz neues Kriegsrecht? Da kein waffenfähiger Mann ableugnen kann Recrut zu sein, so darf ihn der Feind, wenn er seiner habhaft wird, zum Kriegsgefangenen machen, und was hält ihn ab den größten Theil der männlichen Bevölkerung des eroberten Landes der Heimat zu entführen? Dem Sieger gehört auch das Zelt des Soldaten; das Zelt des Landwehrmanns ist seine Hütte, sein Haus, sein Schloß und sein Lager, Dorf oder Stadt. Bald hat der Sieger das Recht einen ansehnlichen Theil aller liegenden Gründe in Beschlag zu nehmen und zu verkaufen, wie das Geschirr eines eroberten Lagers. Wir sehen alsdann das Völkerrecht der Vandalen wieder auferstehen. . . . An diese Folgerungen scheinen Diejenigen nicht zu denken welche eine außerordentliche Maßregel, die der allgemeinen Wehrschaft, zu einer fixen und stehenden Anstalt machen.

Hätte Oelsner das Jahr 1848 erlebt, so würde der kluge Mann vielleicht noch ganz andere Mängel in der Bürgerwehrverfassung, die als das alleinige Schutzmittel für Deutschland ausposaunt wird, entdeckt haben. Hören wir ihn in §. 30 über dieses Deutschland:

> England ist uns zuverlässig in praktischer Einsicht überlegen, aber mit dem herrlichen Gemeingeiste, der den Deutschen fehlt, verbindet sich leider bei dem großen Haufen Albions eine Roheit, eine Unwissenheit, wegen welcher wir England nur bedauern können. Bei keiner Nation in Europa ist die Cultur der Vernunft und der Sitten des gemeinen Mannes so weit gediehen als unter den deutschen Völkerschaften. Auf dieser schönen Grundlage muß fortgebaut werden. Von Kanzeln und aus den Schulen läßt sich mehr in politischer Hinsicht erwarten als von allen Constitutionsausschüssen in der Welt. Den Gewissen des Volks weichen die schlechten Staatseinrichtungen und Gesetze von selbst. Der mongolische Eroberer unterwirft sich der Sitte des eroberten Chinesen. Die Meinung wird Deutschland zwingen in vorkommenden wichtigen Fällen ein gemeinsamer Körper zu sein. Dixi.

Verwandt diesen Erschauen sind unter Nr. 10 die „Probleme", auf 10 Seiten eine Anzahl praktischer und aus der Erfahrung abgezogener Sätze. Eine große Menge von ihnen bezieht sich auf die Oeffentlichkeit des Budgets, auf den Zufluß und Abfluß des Geldes in den Staaten, auf den äußern Credit derselben, auf die Eigenschaften eines Finanzministers, der „ohne politischen Blick ein bloßer Buchhalter" ist, und führt zu dem Ergebniß, daß solider, dauerhafter Credit allein von einer repräsentativen Verfassung zu hoffen sei. Dagegen erscheinen die mittelalterlichen Ständeabtheilungen, Geistlichkeit, Adel und die Bewohner der Städte, als ungenügend, da überdies die alten Standesunterschiede, wenn auch nicht den Namen oder den Vorurtheilen nach, thatsächlich jedoch verblichen sind, und an ihre Stellen völlig neue gerückt, z. B. die echte Geistlichkeit unsers Zeitalters besteht in der Masse guter Köpfe, durch welche gemeinnützige Ideen hervorgebracht, ausgearbeitet und zur öffentlichen Meinung erhoben werden. Am Schluß heißt es (S. 163):

> Der vernünftige Zweck den man sich heutzutage bei Ordnung eines großen Reichs setzen kann ist, durch zeitgemäße Anstalten die Regierung desselben zu stärken, und in dem Ge-

brauch ihrer Vollmacht überlegter, weiser, gerechter, edler, grossinniger zu machen. Dies geschieht, wenn man ihr die selbständigen Kräfte und Einsichten der Nation beigesellt, durch eine wahre, aus dem Geistesertrage und dem Interesse Aller entspringende Volksvertretung.

Die zweite Hälfte des Buchs enthält den „Coup d'oeil sur la situation politique de diverses puissances en 1820 et 1821", eine mit Eleganz und staatsmännischer Sicherheit geschriebene Uebersicht, die aber doch wol im Allgemeinen die Mehrzahl der Leser, denen jene Zeit schon ferner liegt, weniger ansprechen wird als die erste Hälfte. Auch wir hätten, aufrichtig gesagt, lieber statt des Ganzen nur einen Theil, und dafür noch andere Mittheilungen aus Oelsner's Papieren hier gefunden. Das Gegebene ist übrigens, immer mit Rücksicht auf Preussen, eine historisch-politische Ausführung der von Oelsner aufgestellten Behauptung, daß „bis zu dieser Epoche es allein fast und durchaus katholische Länder waren die seit 1790 sich in einem mehr oder minder revolutionnairen Zustande befanden, indem sich die protestantischen sammt und sonders ruhig verhielten". Daher ist besonders ausführlich von Spanien, von Portugal, von Neapel, und von den ehemals spanischen Besitzungen in Amerika gehandelt worden.

Der versprochene zweite Band der Denkwürdigkeiten wird sich gewiß des Beifalls Aller zu erfreuen haben die den Werth einer sachkundigen Auffassung politischer Gegenstände in einer gebildeten Sprache zu würdigen verstehen. 17.

Christoph Gottfried Ringe, anhalt-köthenscher Hofmaler.*)

Der in der Ueberschrift genannte Mann, von welchem in dem herzoglichen Schlosse zu Köthen noch mehre Gemälde, namentlich einige werthvolle Portraits, vorhanden sein sollen, machte durch die Sonderbarkeit seines ganzen Wesens seiner Zeit viel von sich reden, sodaß eine Erinnerung an ihn Manchem willkommen sein dürfte, besonders da die gedruckten Nachrichten über ihn sehr selten geworden sind. Vielleicht geben diese Zeilen Veranlassung noch manches bisher Unbekannte in Beziehung auf ihn zur Sprache zu bringen.

Ueber Ringe's Kindheit und früheste Jugend, über seine Erziehung und künstlerische Ausbildung ist mir Wenig bekannt. Er war am 14. April 1713 zu Bernburg geboren, wo sein Vater Rade- und Stellmacher war; seine Mutter war die Tochter eines dortigen Eigenthümers einer Wassermühle, der Viermel hieß und aus Merseburg stammte. Bestimmt das Handwerk seines Vaters zu erlernen, und sein Geschäft fortzuführen und zu erweitern, ließ man ihm von einem geschickten Zeichenmeister Unterricht ertheilen. Bei diesem Lehrer fand sein aufgeweckter, reger Geist weit mehr Nahrung als bei den mechanischen Geschäften des Vaters; seine Neigung der Kunst sich zu widmen trat immer stärker hervor. Er kam nach Köthen, wo er in einem dasigen Hofmaler einen Verwandten hatte, der seine Anlagen sollte ausbilden helfen. Er muß ein tüchtiger Künstler geworden sein; wenigstens erhielt er den Titel eines fürstlich anhalt-köthenschen Hofportraitmalers. Er hatte sich in Köthen häuslich niedergelassen und verheirathet; vier Töchter hatte ihm seine Gattin geboren; er hatte sie in seiner Kunst unterrichtet, und auch sie scheinen nicht ohne Talent gewesen zu sein.

Im Fortgange der Zeit zeigten sich an Ringe immer mehr Sonderbarkeiten; er wollte sich auszeichnen, wollte in allen Künsten ein Meister, ja selbst ein Original sein. Er hatte sich in Köthen ein Haus nach seiner Phantasie gebaut, das völlig Ansehen und Gestalt einer großen Bude hatte, schwarz angestrichen und mit goldenen Sternen geziert war. Es konnte an Neckereien von Seiten seiner köthenschen Mitbürger nicht fehlen, die ihm den Aufenthalt unter ihnen nach und nach verleideten.

Dazu kam noch ein besonderer Vorfall. Neben der Malerei hatte sich Ringe auch mit mechanischen Arbeiten beschäftigt; er hatte einen Wagen erfunden welcher mittels eines auf demselben angebrachten Getriebes durch die Fahrenden selbst in Bewegung gesetzt werden konnte. Er bat seinen Fürsten dieses Kunstwerk in Augenschein zu nehmen, und freute sich schon im voraus des Lobspruchs den ihm sein Herr seinen Feinden gegenüber — dafür galten dem mistrauischen Manne alle seine Mitbürger — ertheilen würde. Der Herzog versprach ihm bei Gelegenheit einer Spazierfahrt sein Kunstwerk zu besehen, und Ringe brachte seinen Wagen auf den Weg welchen sein Herr nehmen mußte. Der Herzog kam angefahren, und fand Ringe auf dem Wagen sitzend und denselben ohne weitere fremde Hülfe fortbewegend. Aber die Langsamkeit mit welcher Dies geschah, die Anstrengung die es dem mit den Beinen arbeitenden Fuhrmanne kostete, der Schweiß der an ihm herabfloß entlockten dem Herzog ein Lächeln und den Ausruf: „Ringe ist ein Narr! Fahrt zu!" Dies brachte unsern Maler in Harnisch. Er beschloß auf der Stelle nicht länger in einer Stadt zu bleiben, wo Alles ihn anfeindete, selbst der Herzog, den er bis dahin für seinen einzigen Freund gehalten hatte.

Ueber die Wahl eines künftigen Aufenthalts war Ringe nicht verlegen. Er pflegte jährlich zwei mal, Ostern und Michaelis, nach Leipzig zur Messe zu reisen, wo er durch Portraitiren schönes Geld verdiente, da er immer viele Kunden fand.*) Er pflegte diese Reisen in der Regel zu Fuße zu machen, und hatte auf den am Wege liegenden Dörfern, in welchen er abwechselnd übernachtete, viele Bekanntschaften gemacht. Es hatte ihm immer vorzugsweise in der durch Fruchtbarkeit ausgezeichneten landsberg-schkeuditzer Gegend gefallen, und er hatte oft davon gesprochen sich in dieser gesegneten Pflege ein Gütchen zu kaufen. Als er einst im J. 1752 mit wohlgespickter Börse von der leipziger Messe nach Köthen zurückpilgerte, kaufte er gegen sofortige Baarzahlung ein kleines Bauergut in Wiedemar**), einem damals unter das sächsische Amt Delitzsch gehörigen Dorfe.

Dahin zog er nun von Köthen aus, um im Ackerbau sein

---

*) Das hier über Ringe Mitgetheilte ist der kleinen Schrift entnommen: „Kurze Lebensbeschreibung und genaue Abbildung des seit kurzem verstorbenen Herrn Christoph Gottfried Ringe, vormaligen anhalt-köthenschen Hofmalers, eines verirrten Selbstdenkers und sonderbaren Oekonomen" (Halle 1787). Verfasser dieser jetzt fast gar nicht mehr aufzutreibenden Broschüre war der Pfarrer Pollmächer zu Wiedemar, einem zwischen Halle und Delitzsch, unfern Landsberg gelegenen Dorfe, der als Augenzeuge erzählt. Eine andere Schrift: „Leben des anhalt-köthenschen Hofmalers Ringe" (Köthen 1799), hat Ref. nicht auftreiben können. Wer in ihrem Besitze sein sollte, kann vielleicht irgendwo zu dem über Ringe hier Mitgetheilten manches Interessante nachträglich zur allgemeinen Kunde bringen.

*) Ref. erinnert sich aus seiner leipziger Universitätszeit (1809—13) der Bekanntschaft mit ältern Personen welche von dem „Köthenschen Maler" zu erzählen wußten, ihm auch recht sauber von ihm ausgeführte Portraits zeigten. Er muß schon damals in seinem Aeußern und in seinem ganzen Betragen viel Auffallendes an sich gehabt haben — ein Seitenstück zu dem allgemein bekannten Antiquar Helmert, der lange auf den Messen in Leipzig sein Wesen trieb.

**) Von diesem Dorfe hieß Ringe deshalb in dem die Namen der Ortschaften so häufig verunstaltenden Volksmunde kurzweg der „Wedmarsche Maler". Unter dieser Bezeichnung hört man noch jetzt oft von ihm reden.

Glück zu versuchen; er nahm seine vier Töchter mit, welche ihm in seinen landwirthschaftlichen Arbeiten beistehen, nebenbei aber durch Nähen und Malen Etwas verdienen sollten.

Sein Einzug in Wiedemar war schon höchst sonderbar, und veranlaßte viele Neckereien. Ein altes Pferd welches er besaß mußte den Hausrath von Köthen nach Wiedemar tragen. Er und das Thier hatten freilich den Weg sehr oft zu machen; aber so kostete ihm sein Umzug doch weniger, und er konnte seine Sachen immer gehörig beaufsichtigen. Auch seinen automatischen Wagen mußte der Schimmel nach Wiedemar schleppen. Ringe hatte die Räder, Achsen rc. über des Thieres Rücken gehangen; er selbst saß hoch oben darauf, damals noch in zierlicher Kleidung, gewöhnlich einen silbernen Degen an der Seite.

Er fing nun seine neue Landwirthschaft mit den sonderbarsten Einrichtungen an. Die unumgänglich nöthigen Hausthiere an Ochsen, Kühen, Ziegen, Gänsen rc. wurden mit in das Wohnhaus einquartiert, und lebten mit der Familie Ringe in ununterbrochener enger Gemeinschaft. Denn die übrigen Wirthschaftsgebäude brauchte er zu andern Dingen; in ihnen hatte er sein Atelier, seine Werkstätten für mechanische Arbeiten. Auch deckte er z. B. im Sommer das Dach der Scheune ab, lockerte Tenne und Pansen auf, und bepflanzte sie mit Kartoffeln.

Seine Küche war möglichst vereinfacht. Gekochtes Korn ward für ihn und seine Töchter die Hauptnahrung; so brauchte er sich nicht erst auf das Mahlen des Getreides einzulassen, durfte auch nicht fürchten von dem Müller betrogen zu werden. Auch Weizen, Gerste, Erbsen wurden blos gesotten verspeist, Mehl war in seiner Wirthschaft ein Luxusartikel; es ward gewöhnlich so lange damit gespart, bis es verdorben war, dann aber hintereinander weg verbraucht. Krähen waren Leckerbissen für die ganze Familie; mit Füßen von Kühen und Kälbern, die sie sich besonders bei den Fleischern bestellten, kitzelten sie ihre Gaumen nur an Sonn- und Festtagen. Man kann nicht wohl begreifen wie Ringe bei so schlechter Kost und doch bei oft übermäßiger Anstrengung so gesund bleiben und ein so hohes Alter erreichen konnte.

Desto mehr litt unter seiner närrischen Wirthschaft das arme Vieh. Der Schimmel starb den Hungertod; zwei elende Ochsen ersetzten seine Stelle. Oft muthete er einem zu die Last zu ziehen der beide kaum gewachsen waren. So fiel denn einmal das arme Thier vor Mattigkeit um. Ein Bauer der in der Nähe war wollte sich einen Spaß machen, und versicherte Ringe, der Ochse sei erstarrt, er müsse ihn zu erwärmen suchen. Ringe macht gleich die nöthige Anstalt; er nimmt eine Garbe Getreide vom Wagen, legt sie an den Ochsen und zündet sie an. Das Thier fängt an zu zucken, und macht Bewegungen als wollte es aufstehen. „Ei!" spricht Ringe, „thut dir Das gut? Warte, warte!" Eilig holt er eine zweite, dritte Garbe, und das unglückliche Thier muß ersticken.

Ringe's damaliger Aufenthalt in Wiedemar war nicht von langer Dauer; der Siebenjährige Krieg trieb ihn fort. Er hatte schon öfters Contributionen geben müssen; aber er gab sie immer erst nach langem Streiten. Er behauptete immer, es wäre gar kein Krieg, unter diesem Vorwande wolle man ihn nur ums Geld bringen. Endlich überzeugte er sich doch, daß Krieg sei. Es marschirte nämlich ein preußisches Regiment durch jene Gegend, und ein Theil davon bekam in Wiedemar Nachtquartier; auf Ringe's Gut kamen zwei Gemeine. Aber er war nicht zu Hause, und Alles fest verschlossen. Die Soldaten drangen in den Richter den Wirth herbeizuschaffen. Dieser führte sie auf das nicht weit entfernte Feld, wo Ringe mit seinen Töchtern arbeitete. Anfangs weigerte er sich mit nach Hause zu gehen; die Soldaten aber versetzten ihm einige Hiebe mit der flachen Klinge. Solchen schlagenden Gründen mußte er nachgeben. Er folgte den Soldaten und bewirthete sie so gut es gehen wollte; aber kaum hatten sie ihren Marsch wieder fortgesetzt, als er entschlossen und auch fertig war sein Gut in Wiedemar und mit ihm Sachsen zu verlassen. Er ging fort ohne Jemandem auch nur ein Wort zu sagen, oder irgend einen Auftrag zur Aufsicht oder Verwaltung seines Besitzthums zurückzulassen.

Zunächst wendete er sich mit seinen Töchtern*) nach Magdeburg, wo er sich neun Jahre aufhielt, und mit Malen sich seinen Unterhalt verdiente. Oefters reiste er in dieser Zeit nach Leipzig zur Messe; aber nicht ein einziges mal fragte er nach seinem Eigenthume in Wiedemar, an dem er vorüber pilgerte. Später schlug er seinen Wohnsitz in Hamburg auf. Da er sich zuletzt hier von allen seinen Töchtern getrennt sah, so versank er von Tage zu Tage in einen traurigern Zustand. Niemand sorgte hinfort für die Reinigung seiner Wohnung und Wäsche; er dachte an solche Kleinigkeiten nicht. Sein Anzug ward immer abschreckender und ekelhaft. Insekten fanden bei ihm in ungeheurer Menge Aufenthalt und Nahrung. Endlich war Ringe selbst über das Heer von Flöhen erstaunt das sich bei ihm aufhielt, und trotz der täglich gegen sie eröffneten Jagd nicht getilgt werden konnte. Er konnte sich ihre ungeheure Vermehrung nicht erklären, und behauptete steif und fest behext zu sein. Davon war er so fest überzeugt, daß er dem Magistrat eine Rechnung zustellte nach welcher er 1500 Thlr. für Zeitversäumniß von demselben foderte. Ringe deducirte sein Recht dazu also: Ich habe unter dem Schutze des Magistrats still und gehorsam gelebt, ihm auch mein Schutzgeld willig und pünktlich entrichtet.' Demnach hätte der Magistrat mich auch schützen und die Hexenmeister abhalten müssen mir Flöhe zu bringen. Da ich mir aber selbst habe helfen und diese Thiere mit vielem Zeitaufwand wegschaffen müssen, so ist der Magistrat verbunden mir Das zu ersetzen was ich in jener Zeit hätte verdienen können. Seiner Liquidation hatte er als Beweismittel ein Säckchen voll Flöhenfelle beigefügt die unter seiner Hand gestorben waren.**) Da ihn aber alle seine Klagen von seinen Feinden nicht befreiten, so entschloß er sich Hamburg und die Hexenmeister daselbst zu verlassen, und sich wieder auf sein Landgut nach Wiedemar zu begeben.

Im J. 1790 erschien der fast vergessene Maler plötzlich wieder in Wiedemar, nicht so abenteuerlich als das erste mal, aber viel schmuziger. Er kam mit einem sogenannten Fleischerkarren, welchen ein elendes Pferd zog; das ganze Fahrzeug war mit Lumpen bepackt, die hinter den Zäunen zusammengesucht zu sein schienen. Auf diesen Lumpen saß ein Wesen von fürchterlicher Gestalt, gleichfalls mit unzähligen Lumpen bepackt und umwunden, unter denen man mit Mühe den sonst so zierlichen Hofmaler von Köthen erkannte. Ringe fand sein Besitzthum in dem traurigsten Zustande. Die Gebäude welche es gebildet hatten waren Ruinen geworden. Man hatte die Materialien als Niemandem gehörend angesehen, und sie nach und nach gestohlen und verbrannt. Ringe kümmerte Das wenig; er bat seinen Nachbar um ein Obdach, bis er sich seine Wohnung wieder würde aufgebaut haben. Dazu machte er sofort Anstalt. Er reiste in die Holzgegend, und kam mit einigen Wagen schwachen Bauholzes zurück. Den Riß zu seinem Wohnhause und zu den Wirthschaftsgebäuden hatte er selbst gemacht; auch wollte er als Zimmergeselle mitarbeiten, schlug

*) Nur noch mit dreien; seine vierte Tochter war nicht lange vorher in der Frohnfeste zu Delitzsch gestorben, wohin sie des sich an ihr äußernden Wahnsinns wegen hatte gebracht werden müssen. Die zweite mag in Magdeburg gestorben sein. Die älteste, Anna Friederike Regina, schrieb später von Magdeburg aus öfters an das Amt zu Delitzsch, um sich ihr väterliches Erbe zu sichern. Nach dem Zeugnisse ihrer Briefe war auch ihr Gemüthszustand ein trauriger. Die jüngste Tochter soll sich von Hamburg aus nach Bremen gewendet haben, wo sie sich von Malen anständig ernährte.

**) Diese Geschichte machte ihn in Hamburg erst in den höhern Kreisen bekannt, und brachte ihn in Kundschaft; aber er lehnte es beharrlich ab einige Herren vom Rathe zu malen, weil er, nach seinem Ausdruck, seine Kunst an Leuten von so offenbarer Ungerechtigkeit nicht verunehren wollte.

aber seine Hülfe viel zu hoch an, als daß er einen Meister hätte erlangen können. Er fing denn ganz allein an, und mit eiserner Geduld arbeitete er Tag und Nacht, um mit Axt und Meisel das Holz zu bearbeiten. Erst im dritten Jahre kam er mit seiner Wohnung zu Stande; aber auch Wirthschaftsgebäude wollte er wieder herrichten, und er ließ sich verlauten auch wieder heirathen zu wollen. Zuerst fing er die Scheune an zu bauen, die aber nie ein Dach erhalten hat. Er beschloß nun selbst wieder zu wirthschaften, und ließ sich von dem durch das Amt zu Delitzsch bestätigten Pachter seine Felder zurückgeben. So ward er nun förmlich ein Bauer; er malte nicht mehr, weil sein Gesicht zu schwach geworden war.

Er ließ sich vom Schmied eine Hacke nach seiner eigenen Zeichnung machen, und mit dieser wollte er sein etwa 15 Acker starkes Feld bearbeiten. Er führte die sonderbarste Wirthschaft die man sich nur denken kann. Aus Oekonomie pflanzte er nun die Getreidekörner, damit die Krähen den nicht tief genug eingeeggten Samen wieder aushackten. Aber er steckte den Samen so tief, daß nur die wenigsten Körner den ungepflügten Boden durchdringen und aufgehen konnten. Aber Ringe wußte sich hier zu helfen. Auf die kahlen Plätze steckte er im Frühjahre Gerste, Erbsen, Wicken und andere Sommerfrüchte aus. Natürlich wurden diese Früchte zu verschiedenen Zeiten reif, und der sonderbare Wirth schnitt mit einer Schere die Korn- und Weizenähren ab, drosch gleich auf dem Felde aus, und schleppte sein Getreide nach Hause. Alles Dies war mit unsaglicher Mühe verbunden; aber Ringe's Geduld überwand Alles. In der fürchterlichsten Sonnenglut lag er auf seinem Acker; seine einzige Nahrung war gesottenes Getreide; er arbeitete bis spät in die Nächte hinein.

Da er jedoch nicht fertig werden konnte, so entschloß er sich wieder zu Pflug und Egge zu greifen. Diese Werkzeuge, wie alles übrige Hausgeräthe, baute er sich selbst, und kaufte sich ein altes, abgelebtes Pferd, mit dem er seine Wirthschaft wieder anfing, das aber in seiner Kost bald noch elender werden mußte. An ein regelmäßiges Füttern war nicht zu denken; er führte es in den Garten, wo es sich von Gras, auf das Feld, wo es sich von Unkraut nähren mußte. Aber bei solcher Nahrung war das Pferd nicht im Stande vor dem Pfluge seine Schuldigkeit zu thun; kaum zwei bis drei mal brachte er es mit Mühe auf seinen Acker; es starb vor Hunger.

Da er sah, daß es mit seiner Wirthschaft nicht vorwärts ging, so nahm er seine Heirathspläne wieder in ernstlichen Angriff. So alt er auch war, so durfte man doch an seinem Willen sich eine Frau zu nehmen nicht zweifeln. Aber er wollte nur eine hübsche und reiche Dirne freien, und war wenn er irgend eine auf dem Rohre hatte unerschöpflich in Fragen. Da sich inzwischen die Aussicht zu einer solchen Veränderung seines Hausstandes nicht erfüllen zu wollen schien, so sah er sich endlich genöthigt eine Weibsperson in seine Dienste zu nehmen. Aber er konnte nicht auf die Länge mit einer Dienstmagd auskommen; er befand sich immer ganz allein am wohlsten.

Im Winter war sein Zustand besonders traurig. Holz schaffte er sich nicht an, weil er behauptete, es werde ihm von bösen Menschen gestohlen; höchstens verbrannte er von Zeit zu Zeit eine Handvoll Späne. Auch war sein Ofen gar nicht darauf eingerichtet eine Stube zu erwärmen. Es war ein Koloß von dicken, ungebrannten Mauersteinen, den er in drei Abtheilungen zum Backen, Braten und Kochen eingerichtet hatte. Hinter dem Ofen war sein Bett befindlich, aus einigen Bündeln Binsen oder Schmielen bestehend, ohne ein einziges Federbett; mit den Lumpen die am Tage um seinen Körper hingen deckte er sich auch des Nachts.

Und doch hörte man ihn nie klagen; er war mit seinem Zustande stets zufrieden; er wollte nicht mehr Bequemlichkeiten als er sich selbst zu verschaffen im Stande war.

Der grimmig kalte Winter von 1795 drückte den 82jährigen Greis, der bei höchst elender Kost beinahe ohne Obdach, ohne ordentliche Kleidung, ohne Federbette war, aufs empfindlichste. Aber er sah es nicht gern, wenn man sich um ihn bekümmerte. Auf Veranlassung des Pfarrers machte der Ortsrichter bei dem Amte in Delitzsch Anzeige über Ringe's jammervollen Zustand. Der Justizamtmann von Delitzsch kam selbst nach Wiedemar, um Ringe's Zustand zu untersuchen; aber der gegen alle Menschen mistrauische Mann verbat sich alle Intervention. Das Amt ließ ihn aber durch den Kreisphysikus Dr. Bethke untersuchen, und da dieser seine Verirrungen für die Wirkung einer Nervenmelancholie erklärte, so ward Ringe ein Vormund bestellt; seine Felder wurden wie sehr er sich auch sträubte verpachtet. Als Dies im März 1795 zur Ausführung kommen sollte, machte er sich, es zu hintertreiben, nach Delitzsch auf den Weg. An diesem Tage sah man ihn zum ersten mal wieder in seinen noch übrigen Feierkleidern. In seinem schneeweißen Haar hing ein kleiner Haarbeutel; sein Bart war mit einer Schere verschnitten. Eine Menge kleiner Stücke von alter schmuziger Leinwand, mit welcher er statt des Hemdes seinen Körper zu umwickeln pflegte, bedeckte eine scharlachrothe Weste; über diese hatte er einen ehemals schwarzen, jetzt vor Alter braunen Frack gezogen. Die Beinkleider, die nicht mehr zusammenhielten, hatte er in Gestalt eines Schurzes zusammengeflickt. Die Füße waren mit Lappen und Bast umwunden, und der unterste Theil derselben steckte nackend in einer Art von Schuhen, auf welche statt der Sohlen dicke Breter genagelt waren. Das Ganze bedeckte ein alter schmuziger Mantel, in der Hand hatte er einen langen, weit über seinen Kopf hinwegragenden Dornenstock. So wanderte er nach Delitzsch, brachte seine Einreden an, und machte sich wieder auf den Weg nach Wiedemar. Aber ehe er es erreichen konnte, übereilte ihn die Nacht; er entschloß sich die Nacht hinter einem Raine unter freiem Himmel zuzubringen, und behauptete lange nicht so gut wie damals geschlafen zu haben, obgleich seine Kleider beim Erwachen so fest angefroren waren, daß er sie mit Gewalt losreißen mußte.

Die letzten Tage seines Lebens waren höchst traurig. Von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lag er in seiner Hütte, und rief nur im äußersten Nothfalle durch Pochen seinen Nachbar herbei. Acht Tage vor seinem Ende ging er zum letzten mal aus, konnte aber kaum einige Schritte thun ohne auszuruhen. Er legte sich, nachdem er zurückgekehrt war und seine Hütte verriegelt hatte, auf sein trauriges Lager um es nicht wieder zu verlassen. Auf sein Verlangen reichte ihm sein treuer Nachbar, so oft er durch Pochen herbeigerufen ward, gekochte Eier, saure Milch und Brot durch das Dach seiner Hütte; denn die Thüre war fest verriegelt. So brachte er acht Tage zu, foderte am letzten Abende seines Lebens für einen Dreier Branntwein, den er sonst nie trank, und ward am Morgen des 28. Aug. 1797 mit dem Glase in der Hand todt auf seinem Lager gefunden. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 274. —— 30. September 1848.

König Friedrich von Böhmen und die Schlacht am Weißen Berge.

In dem Britischen Museum befinden sich (Codex 5950 addit.) handschriftliche Berichte welche Sir Francis Nethersole, der Botschafter Jakob's I., aus Prag an den Staatssecretair Naunton erstattete. Sie betreffen das Verhältniß jenes Königs zu seinem Schwiegersohne Friedrich von der Pfalz und dessen kurze Regierung in Böhmen. Folgende Auszüge aus denselben dürften nicht ohne Interesse sein. Gleich nach seiner Ankunft in Prag (Bericht vom 18. und 21. Aug. 1620 alten Stils) erklärt Nethersole: König Jakob wolle zwar vermitteln, und Friedrich gegen den ersten Anlauf seiner Feinde in Schutz nehmen; jedoch nur damit dieser Zeit zum Abschluß eines Friedens erhalte, und ohne England in einen Krieg zu verwickeln. König Friedrich dankte und erwiderte: Der König, sein Schwiegervater, könne nicht so sehr wünschen als er, daß ein Friede geschlossen werde welcher mit seiner Ehre und der Sicherheit der Protestanten verträglich sei. Nethersole erkannte sehr gut wie große Gefahren sich von Sachsen und Baiern her nahten; allein die eifrige böhmische Partei glaubte nur Das was sie wünschte, verkleinerte leichtsinnig jene Gefahren, und zweifelte gar nicht am glücklichen Erfolge. Insbesondere setzte sie große Hoffnungen auf die Bewaffnung des Landvolks. Nethersole schreibt den 25. Aug. 1620:

Es heißt, es wären ihrer, ich weiß nicht wie viele Tausende. Wenn man aber alle Diejenigen abzieht welche aus Haß, Furcht, oder Wankelmuth nicht kommen, oder davongehen werden, so wird die Zahl sich vermindern wie bei der Stadtwehr Prags, welche nicht 4000 Mann beträgt, während man sie viel höher anschlug. Graf Thurn's Abtheilung beträgt nicht 9000, sondern in Wahrheit nur 3000 Mann, und er wird schwerlich dem Herzoge von Baiern widerstehen können. Die Festungen der Gegner abgerechnet, ist keine Stadt im Lande die eine Belagerung von drei Tagen aushalten könnte. Denn obgleich Fremde dem Könige oft gerathen haben sich in dieser Beziehung zu stärken, so widersprachen doch die böhmischen Häupter und Rathgeber, welche der König nicht mit Sicherheit unberücksichtigt lassen kann. Sie behaupteten: es fehle dazu an Mitteln, weil sie bereits drei Millionen auf diesen Krieg verwandt hätten; Andere meinen jedoch, sie dächten mehr an die Erhaltung ihrer Vorrechte als an die Sicherung des Reichs. Ich bitte Gott, daß sie ihren Irrthum nicht zu spät einsehen mögen!

Bethlen Gabor's Stellung ist zweideutig. Wenn ich höre wie verschlagen und unternehmend jener Fürst ist, und daran denke, daß er im vergangenen Jahre sich gerade um die Zeit in Bewegung setzte, wo die Stände mit einer neuen Königswahl beschäftigt waren; wenn ich erwäge, daß diese sich ohne Zweifel in Gabor's Arme geworfen hätten, wenn Friedrich die Krone nicht ohne Verzug angenommen: so scheint es mir, Bethlen Gabor zögere jetzt, damit, wenn Friedrich und seine Freunde zum Widerstande zu ohnmächtig sind, die Leitung und Entscheidung in seine Hände gelegt werde.

Hier herrscht größere Sicherheit (um nicht zu sagen Sorglosigkeit) als die rechte Gottesgelahrtheit (divinitas) lehrt, und die rechte Staatskunst billigt. Prag kann gegen Niemand vertheidigt werden welcher Herr des Feldes ist. Ein sehr großer Theil der Einwohner besteht aus Katholiken und Lutheranern auf welche man sich nicht verlassen kann. Deshalb ist vorgeschlagen worden die Königin und ihren Sohn nach einem sichern Ort zu bringen, was dem Könige mehr Sorge macht als alle die übrigen Dornen seiner Krone.

Bericht vom 15. Sept. 1620:

Die Königin hat durch ihre Güte und Herablassung die Herzen aller Derer die ihr nahe kommen ganz erobert, und durch jeden Vergleich mit ihren Vorgängerinnen gewonnen. Wären Alle dem Könige so unterthan (wie sie, ich hoffe, es durch seine Tapferkeit sein werden), so wäre die Gefahr so gering als es jetzt ihre Furcht vor den Feinden ist.

Um diese Zeit boten die bedrängten niederöstreichischen Stände dem Könige die Herrschaft an, unter der Bedingung, daß er ihre Vorrechte anerkenne und ihnen Beistand leiste. Er zögerte zu antworten, denn bloße Versprechungen hätten Nichts geholfen; doch erhielten die Abgeordneten einiges Geld.

Nachdem Kunde von den Fortschritten Spinola's und von dem Vertrage mit der Union eingegangen war, schreibt Nethersole den 25. Sept. 1620 aus Prag:

Die Fürsten der Union werden hier aufs härteste getadelt, daß sie gegen ihr Versprechen zeither müßige Zuschauer blieben, und auch fürs Künftige jede günstige Gelegenheit durch den in Ulm geschlossenen Vertrag preisgaben. Sie entschuldigen sich, wie ich höre, in beider Beziehung, und schieben die Schuld unserm großen Herrn (Jakob I.) zu, welchem sie durch die in Ulm mit den Katholiken geschlossene Uebereinkunft zu gefallen suchten, und dessen Gesandten sie Folge leisteten, indem sie versprachen Nichts gegen Spinola zu unternehmen, bis er den Anfang mache. Diese Entschuldigungen genügen hier nicht; denn es sei ein großer Unterschied die Fehde mit Spinola nicht beginnen, und ihm erlauben sein halbes Werk ohne irgend einen Widerstand zu vollbringen. Dem sei indeß wie ihm wolle: kommt unser großer Herr nicht wie ein Deus ex machina, um durch königlichen Beistand diesen großen Verlust wiedergutzumachen, so wird seine Ehre aufs heftigste angegriffen werden, und die Gefahr aufs höchste steigen u. s. w.

Drei Tage später, den 28. Sept. 1620, fährt Nethersole fort:

König Friedrich brach heute zu seinem Heere auf, mit so heiterm Angesicht und so entschlossenem Herzen, wie es nur möglich ist einem Fürsten seines Alters und so nahe dem Ende eines Spiels, wo seine Ehre, sein Glück und alle seine zeitliche Zufriedenheit eingesetzt sind. Da sein Weg ihn durch die ganze Länge dieser großen Stadt (Prag) führte, so war ich neugierig zu sehen welch ein Benehmen das Volk bei seiner Abreise zeigen würde. Zu dem Zwecke begleitete ich den König, unter andern Vorwänden, bis zum Ende der Stadt, und kann als Augenzeuge erhärten, daß der Zulauf aller Art Menschen so groß war, und (soweit man nach äußern Zeichen urtheilen darf) ihre Zuneigung so aufrichtig und mächtig, daß ein eingeborener, erblicher, bejahrter König sich hätte für sehr glücklich halten können. Gewiß fand ich weit mehr als ich erwartete.

Indessen erzählt Nethersole doch: man habe drei Tage vor des Königs Aufbruche die Katholiken entwaffnet, sowie Dies früher den Protestanten widerfahren sei, und setzt hinzu:

Der König ließ diesen Morgen die Magistratspersonen, Beamte (officers) und vornehmsten Bürger der drei Städte zu sich kommen, und eröffnete ihnen seinen Beschluß sich aus allen Kräften zu bemühen, daß der Krieg in eine andere Gegend verpflanzt werde. Dann foderte er von ihnen Treue und Wachsamkeit im Bewahren dieser Stadt, welche das Herz des Königreichs sei. Dies versprachen sie, und haben seitdem Tag und Nacht eine strenge Bewachung der Thore angeordnet, und Mannschaft in Bereitschaft, um sie zu jeder Stunde versammeln zu können. Zum Schutze der Königin ließ der König seine eigene Fußleibwache in der Burg zurück (obwol er ihrer auf dem Wege selbst bedurfte), und ebenso zwei Compagnien weimarischer Mannschaft. Zur bessern Handhabung der Ordnung und um Magistrat und Volk im Zaume zu halten, blieben ferner alle hohen Reichsbeamten hier zurück, nur mit Ausnahme des Kanzlers und Vicekanzlers, welche den König zum Heere begleiteten und seinen ganzen Rath ausmachen.

Bericht vom 11. Oct. 1620:

Der König erreichte glücklich das Heer, und wir hören, daß er nicht ruhen noch rasten will, bevor er alle Theile desselben gesehen hat. Sie zeigen sich außerordentlich erfreut über seine Gegenwart, zufrieden mit seiner Herablassung und ermuthigt durch die Hoffnung, daß es nun zu Thaten kommen werde, wie (so sagt man) die gemeinen Soldaten und die niedern Offiziere das ganze Jahr hindurch wünschten, obwol die höhern Befehlshaber mehre Gründe fanden still zu liegen. Die Feinde lassen sich durch keine Aufreizung zum Fechten verleiten, noch dazu zwingen. Sie marschiren geschlossen und stets geschützt von Bergen und Wäldern, woraus sich ergibt, daß sie noch nicht an der bezweckten Stelle sind. Viele sagen, ihr Plan sei uns in Prag zu besuchen und den König von der Stadt abzuschneiden; Andere meinen, sie zögen nach der Pfalz. In den Gefechten geben nur die Deutschen Quartier. Die Spanier, Neapolitaner, Wallonen und Polen hauen Alle nieder. Dasselbe geschah vom Feinde bei der Einnahme von Pisek, was Viele von hartnäckigem Widerstehen zurückschreckt.

Einige meinen: der König solle zögern, die Sachen in die Länge ziehen und günstige Ereignisse abwarten; aber zu dem Wunsche einer baldigen Entscheidung treibt ihn seine Hitze, sein Muth, die Reinheit seines Gewissens und die Ueberzeugung, daß Gott auf seiner Seite stehe.

Im bairischen Heere gibt es viele Krankheiten, und es herrscht Uneinigkeit zwischen Buquoy und Tilly. Die Regimenter des Königs werden ordentlich bezahlt, nicht so die der Stände; daher Unzufriedenheit. In Prag hat man Zusammenkünfte der Katholiken entdeckt.

Nethersole schreibt den 22. Oct. 1620:

Ich habe den großen Sinn König Friedrich's gehört und gesehen. Weder der Verlust eines Theils oder der ganzen Pfalz, oder einiger Landschaften dieses Königreichs, noch des Königreichs selbst, noch irgend ein anderer äußerster Unfall der ihn treffen könnte, wird (so lange er ein Schwert in der Hand hält) ihn das Recht aufgeben lassen welches er nach seiner Ueberzeugung auf diese Krone hat, noch die Aufrechthaltung der Sache welche zu vertheidigen er unternahm. Vor seiner Wahl war er entfernt von allem Ehrgeize. Er nahm sie nicht an aus Geiz, Eitelkeit, oder andern schlechten Gründen, sondern aus Gewissenhaftigkeit und einem religiösen Gemüthe, womit ihn Gott gesegnet hat.

Bericht vom 5. Nov. 1620:

Etwa 14 Tage später erfuhr man aus einem aufgefangenen Briefe des Herzogs von Baiern, daß die Feinde gen Prag ziehen wollten. Bei dieser steigenden Gefahr rathschlagte man nochmals, ob die Königin sich entfernen solle; des Königs Räthe kehrten nach der Hauptstadt zurück, vom Könige aber erzählte man: er sei so in steter Thätigkeit, daß er selten seine Kleider ablege. Drei Tage später, den 8. Nov., war sein Schicksal durch die Schlacht auf dem Weißen Berge bereits entschieden.

Hierüber berichtet Nethersole am 26. Nov. 1620 im Wesentlichen Folgendes:

Die böhmischen Feldherren haben leider mehre Kriegsgelegenheiten unbenutzt vorübergehen lassen, und den Aufbruch der durch Hügel und Wälder gedeckten Feinde, von Rakonik, erst 24 Stunden nachher und zu spät erfahren. Der Verlust dieses Marsches zog den Verlust der Schlacht und alles andere Unglück nach sich. Denn des Königs Heer zog, um den Weg abzukürzen, über meist unwegsame Berge, und konnte doch nur Unhost, eine kleine Stadt zwei Meilen von Prag, erst Sonnabend den 28. Oct. erreichen. Das feindliche Herr stand so sehr in der Nähe, daß sie, um Prag zu retten, gezwungen waren nach dem Sternpark (Starrepark) zu ziehen, wo sie weder Zeit noch Boden hatten sich zu verschanzen, sondern sich genöthigt sahen an demselben Tage unter offenbar sehr nachtheiligen Verhältnissen zu fechten; denn der Boden war eben, und die königliche Reiterei an Zahl und Tüchtigkeit viel geringer. Die neue hungarische Verstärkung stand nämlich noch eine Tagereise von Prag entfernt, und die ältere Mannschaft ward irrig in die Fronte gestellt, wo sie gar nicht Stand hielt, sondern den Rücken wandte, die Uebrigen in Unordnung brachte, und ihre Niederlage herbeiführte. Dies waren die hauptsächlichsten Ursachen des Unglücks, obgleich ich nicht leugnen will, daß noch viele andere Irrthümer begangen wurden, sowol in der Beziehung, daß man die gesammte Entscheidung auf eine Schlacht setzte, als in der Art dieselbe anzuordnen.

Bei Besichtigung der Verschanzungen des königlichen Heeres in Rakonik ward der Graf Buquoy an einer Stelle verwundet die man nicht nennt, weshalb die oberste Anführung und der Ruhm des Siegs auf Tilly kam. So viel ich höre sind auf ihrer Seite keine Personen von Bedeutung, und im Ganzen nur 300 Mann umgekommen. Von des Königs Heere blieben über 3000 auf dem Platze (zum Kampfe, oder kamen sie um?). Die Uebrigen einmal aufgelöst waren nicht wieder zum Stehen zu bringen. Die Reiterei, welche die Schlacht verlor, rettete sich so wohl, daß nicht über 40 erschlagen wurden. Manche Ungarn ließen ihre Pferde im Stich, Andere schwammen auf ihnen durch die Moldau, Alle flohen und nahmen auch Diejenigen ihres Volks mit sich welche ihnen zu Hülfe kamen. Des Königs Geschütz spielte eine Weile, ohne großen Schaden zu thun, ging aber bald verloren.

Ich höre nicht, daß irgend ein höherer Befehlshaber in des Königs Heere an diesem unglücklichen Tage viel Ehre gewann, ausgenommen der junge Fürst von Anhalt, welcher sehr tapfer an der Spitze seines Regiments angriff, und ein feindliches der-

gestalt brach, daß man deshalb schon auf Sieg rechnete. Er ward aber durch ein anderes bairisches Regiment Reiterei bezwungen, welches der Oberst Crusse befehligte. Der Prinz von Anhalt erhielt zwei Stiche (hurtes) in den Leib, und man glaubte er sei getödtet; er ist aber lebendig und zum Gefangenen gemacht.

Die Nacht zuvor hatte der König einen Abstecher, eine Escapade gemacht, um die Königin zu sehen, und ihn begleiteten Einige seines Hofstaats, sowie alle englischen Freiwilligen. Da er deshalb des nächsten Tages erst nach dem Mittagbrote aufbrach, so kam er erst an gegen Ende der Schlägerei (sie verdient keinen bessern Namen); ob zum Glück oder Unglück ist schwer zu sagen. Doch hat es keinen Zweifel, daß seine Gegenwart Viel würde gewirkt haben, um seine Mannschaft besser zum Stehen zu bringen. Wenn sie aber einmal besiegt werden sollte, so kann man ein Glück darin sehen, daß der König abwesend und nicht der Gefahr ausgesetzt war. Hätten die Feinde sogleich ihren Sieg benutzt, so hätten sie Prag wol in der Nacht erobern können.

Der jüngere Graf Thun hielt die Altstadt so lange, daß der König Zeit gewann zu flüchten. Die Königin und ihre gesammte Dienerschaft, der alte Fürst von Anhalt, der Graf Hollach, Baron Ruper (?), verschiedene Offiziere und Kronbeamte und eine große Zahl des protestantischen Adels, Männer und Weiber zogen Montags den 30. Oct. mit etwa 2000 Pferden vom geschlagenen Heere in ziemlicher Ordnung davon gen Schlesien.

In Prag werden Thore und Plätze von Spaniern, Neapolitanern und andern Fremden bewacht. Die verschiedenen Theile der Stadt, welche sich auf die Bedingung ergaben, daß Personen und Güter geschont würden, sind in den Nächten durch Connivenz der Generale Haus bei Haus, aber in aller Stille geplündert worden; wodurch sie Mehr verloren als wenn sie des Königs Heer bezahlt und es hinlänglich verstärkt hätten, um ihre Vorrechte und Freiheiten zu schützen, die man ihnen jetzo gewiß nehmen wird.

F. von Raumer.

Die Jugend als Staatsregierer.

Eine kurze Notiz in Nr. 299 d. Bl. f. 1847 hat einen genfer Geistlichen, J. H. Merle d'Aubigné, Verfasser eines englischen Buchs, „The protector", genannt. Ein neuerdings von ihm erschienenes heißt: „Germany, England, and Scotland, or recollections of a Swiss minister" (London 1848). Diese Erinnerungen gehen zum Theil in seine Jugendzeit zurück, wo er besonders in Deutschland einige Jahre zugebracht, und sind zum Theil Resultate einer Reise nach Deutschland, England und Schottland, welche er 1845 im Auftrage des genfer Evangelischen Vereins zu dem Zwecke unternommen die Bande christlicher Brüderschaft zwischen jenen Ländern und Genf fester zu knüpfen. Im Ganzen hat jedoch die Reise mit dem Buche oder das Buch mit der Reise wenig zu thun. Die Ergebnisse persönlicher Beobachtung sind ebenso selten wie Thatsachen zu Unterstützung einer Theorie. Wen indessen eine Prüfung mehrer religiöser Fragen und ein geschichtliches Verzeichniß der Wechselfälle in der schottischen Kirche von John Knox bis auf Thomas Chalmers kalt lassen, den erwärmt vielleicht ein dazwischen liegender, beinahe frommer Versuch über englischen und deutschen Nationalcharakter. Auch hat der Verf. hier offenbar Vorfälle im Auge gehabt von denen das Jahr 1845 Nichts wußte. Nachdem er nämlich die Deutschen geschildert wie sie gewesen, „zufrieden in Ruhe für sich allein zu leben, inmitten ihrer eigenen Ideen und ihres eigenen Glaubens", fährt er fort: „Aber eine neue Epoche ist eingetreten. Ueberall in Deutschland streben Individuen nach Vereinigung, nach Bildung von Gruppen. Die zerstreuten Glieder sammeln sich hier und da zu einem Körper. Die Gebeine finden sich zusammen — in den Worten von Ezechiel's Prophezeiung —; Sehnen breiten sich darüber; Fleisch wächst darauf, und bald werden sie auf ihren Füßen stehen, ein überraschend großes Heer." Dann nach einer Vergleichung des englischen Charakters mit dem deutschen heißt es: „Die jungen Leute, die in Deutschland, auch in Frankreich und andern Ländern eine so wichtige Rolle spielen, spielen in England keine, nicht etwa weil es der englischen Jugend an Geist fehlt — o nein, sie hat dessen eher zu viel —, sondern weil er sich auf die Sphäre der Vorbereitung in Schulen und Collegien beschränkt, nicht im öffentlichen Leben sich breit macht. Einflußreiche Institutionen genügen diesem Volke. Die jungen Leute wissen, daß die Reihe an sie kommen wird, und warten es ruhig ab. Bei einem Volke ohne öffentliche Institutionen stellt die Kraft sich oft auf einen falschen Standpunkt. Sie wird in der Jugend herausgetrieben, und ist in reifern Jahren erschöpft. In England dagegen wird sie in der Jugend geregelt und im Mannesalter geübt. Wenn die Bibel einem Volke drohen will, sagt sie: «Ich werde ihnen Kinder zu Fürsten geben und Säuglinge sollen über sie herrschen.» Dieser Fluch hat sich an vielen Nationen nur zu vollständig erfüllt... Solches Uebergreifen der Jugend ist ein Uebel welches, Gott sei Dank! England noch fern steht."

10.

Bibliographie.

Büttner, J. G., Der Staat Ohio. Eine geographisch-statistisch-topographische Beschreibung für Einwanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde. Bayreuth, Buchner. 1849. Br. 8. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erdmann, K., Ueber die Person Jesu biblisch und literatur-historisch. Berlin, Enslin. 8. 5 Ngr.

Fischer, F., Republik und Socialismus oder Blicke auf Preußens Zustände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Hahnke, F. W. M. v., Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrichs des Großen. Eine Biographie. Berlin, G. Reimer. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Junghanns, C., Der Fortschritt des Zollvereines. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lebensbeschreibungen durch Gottesfurcht und nützliche Thätigkeit ausgezeichneter Männer. Bearbeitet und herausgegeben von K. C. G. Schmidt. 3tes Bändchen: William Penn. Sein Leben und Wirken, nebst einer kurzen Geschichte Pennsylvaniens, seiner Bewohner und über die Gesellschaft der Freunde oder Quäker. Leipzig, Hinrichs. 8. 7½ Ngr.

Leibrock's, A., Schriften. 117ter und 118ter Band: Mistorino's Raubschloß in den Pyrenäen. Eine abenteuerliche Geschichte der neuesten Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, O., Die Mediatisirten. Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Müller, W., Germania. Ein satyrisches Märchen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Neander, A., Der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Ein historisches Gemälde. 2te umgearbeitete Auflage. Hamburg, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Röder, F., Der Kriegszug Napoleons gegen Rußland im J. 1812. Nach den besten Quellen und seinen eigenen Tagebüchern dargestellt nach der Zeitfolge der Begebenheiten. Nach des Verf. Tode herausgegeben von dessen Sohn K. Röder. Mit 9 Plänen und 1 Karte. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schleicher, A., Sprachvergleichende Untersuchungen. I. — A. u. d. T.: Zur Sprachengeschichte. Bonn, König. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Struve, G., Grundzüge der Staatswissenschaft. 3ter und 4ter Band: Von den Handlungen des Staats oder all-

gemeines Staats-Verwaltungsrecht. I. Das Volksleben. — II. Die Regierungsthätigkeit und ihr Verhältniß zum Volksleben. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vincke, L. Freih. v., Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens. Herausgegeben von B. G. Niebuhr. 2te Auflage. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Ziegler, A., Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elements, der Auswanderung und der landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem neuen Staate Wisconsin. 1ster Band. Leipzig, Arnold. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Adressen an eine hohe Deutsche National-Versammlung zu Frankfurt a. M. und an eine hohe provisorische Regierung zu Rendsburg, welche von Kiel abgesandt werden. Kiel, Raeck. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Ansprüche der Slawen in den österreichischen und preußischen Staaten, namentlich in Galizien, Posen und Prag. Weimar, Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bemerkungen zu dem Kommissions-Entwurfe der Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat. Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Staatsrechtliche Bemerkungen über die Pensions-Rechte der Staatsdiener nach deutscher und preußischer Verfassung. Berlin, Logier. Gr. 8. 15 Ngr.

Chevallerie, O. de la, Der 6. August und die Preußische Armee in Schleswig-Holstein. Ein Brief aus dem Kriegslager. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Dietzsch, A., Das tausendjährige Reich. Leipzig, Weller. 1849. 8. 6 Ngr.

Dohna, H. Graf zu, Zur Deutschen Verfassungsfrage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Edelmann's, J. C., abgenöthigtes, jedoch Andern nicht wieder aufgenöthigtes Glaubensbekenntniß. Leipzig, Weller. 8. 6 Ngr.

Glitza, F., Das tausendjährige Reich. Gedicht zur Augustfeier 1843. 2te Auflage vermehrt durch ein Finale: Die Deutsche Republik. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 5 Ngr.

Handelsfreiheit und Zollschutz. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Hedde, F., Kein schimpflicher Vertrag mit Dänemark! Ein Flugblatt. Kiel, Raeck. Gr. 8. 1 Ngr.

Jacoby, J., Deutschland und Preußen! Zuruf an die Preußischen Abgeordneten am 18. Mai 1848. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 2 Ngr.

Kirchner, K. M., Wachet; stehet im Glauben; seid männlich und seid stark! Predigt am Sonntag nach der Ankunft des deutschen Reichsverwesers, 7. nach Trin., den 6. August gehalten. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Kirchweihnacht eines Wiener Studenten auf dem Johannisberg im J. 1834. Oder: Metternich's Entschleierung in eigenen Geständnissen. (Herausgegeben von Baptist Mackauer.) Bingen, Halenza. Gr. 16. 9 Ngr.

Krause, C. W. A., Die höhere Stufe, auf welche Jesus die Menschen erhoben hat. Eine Gastpredigt am 6. Sonntag nach Trin. zu Weimar gehalten. Weimar, Voigt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Lage der deutschen Volksschullehrer. Skizzen aus dem praktischen Leben. Von einem Schul- und Volksfreunde. Darmstadt, Pabst. 8. 3 Ngr.

Morel, C., Der badische Aufstand in seinem innern Zusammenhange mit den Reformbewegungen Deutschlands. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 15 Ngr.

Pasig, J. L., Von dem rechten Suchen in der Schrift. Predigt bei der 34. Jahresfeier der Sächs. Haupt-Bibelgesellschaft am 9. Aug. 1848 zu Dresden gehalten. Dresden, Naumann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Preußen und Deutschland. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Ngr.

Ranke, E., Gedichte, dem Vaterland gewidmet. Frühjahr 1848. Erlangen, Heyder. 8. 5 Ngr.

Schweitzer, G., Die Anerkennung der Revolution durch das Ministerium Auerswald. Ein Wort an Hrn. Franz v. Florencourt, betreffend die von ihm vorgeschlagene Bittschrift an den König im Volksblatt für Stadt und Land Nr. 56. Berlin, Enslin. Gr. 8. 5 Ngr.

Der constitutionelle Staat und die Statistik. Herausgegeben von dem Verein für pommersche Statistik. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Stilch, F. A., Demokratie und Sozialismus. Eine Vorlesung im demokratischen Verein zu Breslau. Breslau, Schulz u. Comp. 8. 2 Ngr.

Struß, P., Briefe an Claus Jürgen. 1ster Brief: Der Reichsverweser. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. ½ Ngr.

— — Dieselben. 2ter Brief: Der alte Herr in Hannover. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Tirol vor und nach dem 13. März. Geschrieben im Juli 1848. München, Kaiser. Gr. 8. 6 Ngr.

Uhdolph, J., Abänderung im Lehrplan der Gymnasien bezweckende Wünsche, allen Denen, welche am Bildungs- und Erziehungswesen Antheil nehmen, zur wohlwollenden Prüfung und Begutachtung vorgelegt. Glogau, Flemming. 8. 1½ Ngr.

Uhlich, Ob das Christenthum durch die Staatsumwälzungen des Jahres 1848 in Gefahr gebracht sei. Eine Ansprache an die protestantischen Gemeinden Deutschlands. Magdeburg, Creutz. 8. 4 Ngr.

Die schweizerische Universität. Von R. M. Bern, Jenni, Vater. Gr. 8. 3 Ngr.

Venedey, J., Die Wage. Deutsche Reichstagsschau. In zwanglosen Heften. I. und II. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. à 6 Ngr.

Die Verfassung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit einer historischen Skizze des Freiheitskampfes der Amerikaner begleitet. Zunächst für Auswandernde und für Auswanderung sich interessirende herausgegeben von J. C. Weigel. Leipzig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Warnungsstimmen. Die politischen Stürme auf dem Festlande namentlich in Deutschland. Aus englischer Perspektive. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Was soll und muß jetzt aus unsern Volksschulen werden? Ein Wort für die Gegenwart, besonders für unsere Volksschullehrer und alle diejenigen, die ihnen vorgesetzt sind. Essen, Bädeker. Gr. 12. 3 Ngr.

Was wollen die katholischen Lehrer? Ein Wort an das katholische Volk. Von einem katholischen Lehrer. Breslau, Scholz. Gr. 8. 1 Ngr.

Alte und neue Wehrverfassung, Bürgerbewaffnung und Volkswehr. Von M. C. Breslau, F. Aderholz. 8. 2½ Ngr.

Weidenkeller, J. J., Kolonien als die besten Armenbeschäftigungs- und Versorgungs-Anstalten für alle Staaten Europas. Ein Ruf zur gegenwärtigen Zeit an Alle, welchen das Wohl, die Ruhe, Ordnung und Sicherheit ihres Vaterlandes, sowie ihrer Mitmenschen am Herzen liegt. Mit 1 Kupferstich. Nürnberg, Recknagel. 8. 15 Ngr.

Weiß, C., Das reinmenschliche Interesse des constitutionellen Staates an der religiösen Bildung durch Schule und Kirche. Nebst einem Anhange über Volkssouverainetät und Revolution. Eisleben, Reichardt. 8. 10 Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß: Johannes!" Joh. 1, 6. Worte bei der am 7. Sonnt. n. Trin. 1848 wegen Ernennung Sr. Kais. Hoheit des Erzherzogs Johann von Oestreich zum Verweser des deutschen Reichs angeordneten kirchlichen Feier gesprochen. Neustadt a. d. Orla, Wagner. Gr. 8. 2 Ngr.

Zimmer, Confirmations-Rede, mit Rücksicht auf die Zeitumstände gehalten am Palmsonntage 1848 zu Thale. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 275. —— 1. October 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Friedrich Gerstäcker.

Ein seltsames Gefühl beschleicht mich, indem ich die Schriften dieses Autors zur Hand nehme. Er kommt „gewissermaßen eben erst aus dem Walde" („Streif- und Jagdzüge", I, XII), und diesen Waldmann soll ich recensiren? Mit dem Geiste des Dichters, welcher sich zum Verderben der Bären in den Urwäldern so erfinderisch bewies, rechten, weil er hier oder dort den Knoten eines Romans nicht zu rechter Zeit geschürzt oder gelöst hat? Mit der Hand welche auf so manchen schlanken Hirsch den Hahn der Büchse gespannt, weil ihr Stil hier oder da nicht genug geglättet ist? — Die Kritik scheint sich bisher weniger mit diesem Autor beschäftigt zu haben als er seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit nach hätte erwarten können. Sie liebt im Allgemeinen mehr das Eine Schaf des Armen als die Hunderte des Reichen. Auch in unserer Absicht liegt es ebenso wenig als in der Absicht der Redaction d. Bl. eine tiefer eingehende Recension über alle die uns vorliegenden Schriften des Verf. zu liefern, und wenn man uns nachweisen könnte, daß wir die citirten Bücher nicht von A bis Z gelesen hätten, so würde uns Dies wenig verschlagen, wenn man nur in dem Bilde welches der Leser von der Lecture dieses Aufsatzes etwa mit hinwegnehmen wird die Züge des Autors wiedererkennt.

Um ihn kennen zu lernen müssen wir vor Allem mit ihm den Boden der Vereinigten Staaten Nordamerikas betreten.

1. Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Mit einem Vorwort von T. Bromme. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Im Frühjahr 1837 reist er von Bremen ab. Ohne sich uns in diesem Buche näher bekannt gemacht zu haben, sehen wir Gerstäcker sich in eine Menge von Abenteuern hineinstürzen. Wir wissen nicht wie er dazu kommt nach Amerika zu gehen: weder die Liebe zur Freiheit noch unmittelbar seine Liebe zur Poesie scheinen ihn zu treiben; seine Motive bleiben uns dunkel. Vermuthlich noch ein junger Bursche, erscheint er in diesem Augenblicke wie eine Gestalt aus dem Volke, welche nur dem allgemeinen Auswanderungstriebe folgt. Damit steht es im Einklange, daß das Buch wie die Reise selbst nicht sentimental ist, und Beides kann im Grunde den Werth der Schrift nur vermehren, wenngleich wir bei einem gebildeten Menschen allerdings zugleich wol nach den individuellen psychologischen Motiven eines so auffallenden Schritts zu fragen hätten. Doch verzichten wir auf die Lösung dieser Frage; denn wir haben einen Realisten vor uns, und wir werden besser thun, wenn wir die Zeit bis zum Abgange des Weserkahns benutzen, um nachzusehen was er in der großen Kiste hat die er bei sich führt. Es ist Rothwein in Flaschen, ein Fäßchen Sardellen, ein Fäßchen Heringe, ein westfälischer Schinken („o daß es sechs gewesen wären!"), eine bedeutende Menge Citronen, etwas Rum, Pfeffer, Zucker und mehre zinnerne Gefäße, theils zum Tischgebrauch, theils zum Aufheben von Eßwaaren bestimmt, sowie eingepackte Löffel, Gabel und Messer. Er besteigt den Weserkahn, und gelangt bald in das Seeschiff, wo der Steuermann ihm den Wink gibt sich mit vier andern Passagieren einen Sack zu nähen, um Pudding kochen zu können; man möge ihn aber nicht zu klein machen, damit für fünf Mann hineinginge. Das läßt sich unser Autor mit seinen Kameraden nicht zwei mal sagen, sodaß, als man am nächsten Morgen mit dem Sacke ankommt, der Steuermann laut auflacht und meint, da ginge für 25 Mann hinein. Indeß bekommt man reichlich Mehl und Pflaumen; zwei Kameraden streifen sich ex officio die Aermel in die Höhe, und fangen an die Masse aus Leibeskräften mit Wasser und Butter zusammenzukneten; zu der ganzen Mischung wird dann Rum gegossen, das

Ganze in den Sack gethan, zugebunden und dem Koch übergeben, welcher es in einen ungeheuern Kessel zu einer Menge ähnlicher Säcke wirft, weswegen man auch, um den rechten später wieder herauszufinden, ein Zeichen daran machen muß, das in einem daran gehängten Stückchen Holz mit der Kojennummer besteht. Doch wir wollen zur Charakteristik der Fahrt bis Amerika nur noch die originelle Art und Weise anführen, wie die fünf Kameraden ihre Wäsche reinigen, die freilich aus sehr nahe liegenden Gründen in einer gewöhnlichen Wirthschaft nicht anwendbar sein dürfte. Die Fünfe banden nämlich stets die getragenen Gegenstände an ein Tau, und ließen sie 24 Stunden lang vom Schiffe nachziehen, was die Wäsche allerdings wenn auch nicht weiß, doch tragbar macht und, wie wir dem Verf. gern glauben, äußerst bequem ist.

In Amerika bleibt nun aber doch die Sehnsucht nach Europa nicht aus, zumal zu der Zeit, wo das Wetter mit jedem Tage rauher und unbehaglicher wird, und der kalte Nord seine traurigen Weisen durch die dürren, entlaubten Aeste der Riesenbäume pfeift. Um diese Zeit drängt sich Alles an die warmen Kaminfeuer, und besonders fühlt der Europäer eine große Sehnsucht nach den warmen Stuben und heißen Oefen Europas; denn durch die amerikanischen Blockhäuser zieht der Wind wo es ihm gerade beliebt, und da diese in der Regel ohne Fenster sind, so muß den ganzen Tag die Stubenthüre, die zugleich Hausthüre ist, offen stehen, damit es nur nicht an dem nöthigen Lichte fehlt. Wo bleibt da die deutsche Gemüthlichkeit!

Wäre der Verf. auch, was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, mit einem Vorrathe von höhern Ideen und abstracten Ansprüchen an das Leben nach Amerika gekommen: es würde wenig geholfen haben. Man sieht, das wirkliche Leben wird hier alsbald zu ernst, der Materialismus siegt. Das Geld wird dem Einwanderer rasch entwunden, und er ist bald auf zwei rüstige Arme angewiesen. Aber in diesem Kampfe um die Existenz gibt sich ihm mit dem täglichen Brote als eine schöne Zugabe auch die Poesie des Lebens zueigen, welche sich ihm in dem Kaufmannsladen zu Neuyork, an dem er Theil hatte so lange seine Finanzen noch besser bestellt waren, schwerlich offenbart haben würde. Und so ist denn in den Abschnitten „Landleben im Westen", „Deutsche Ansiedelung in Arkansas", „Jagdzug", „Zug in die Ozarkgebirge", „Aufenthalt in Luisiana", ein schönes Stück Poesie niedergelegt. Um dem Leser mit Einem Schlage ein vollständiges Bild von seiner damaligen Lage zu geben, setzen wir folgende charakteristische Stelle aus dem „Zug in die Ozarkgebirge" hierher:

Es war Sylvesterabend. In der Heimat flogen jetzt bei rauschender Musik fröhliche Paare Arm in Arm durch die erleuchteten Säle, und vergaßen im Taumel der Freude vergangenes Leid, vergangenen Schmerz; wie anders war es mir! Neben dem knisternden Feuer (im Freien) hingestreckt, nach dem blauen Sternenhimmel hinaufschauend, links neben mir den treuen Hund, rechts die Büchse, am Schlusse eines wieder traurig dahingeschwundenen Jahres, war es mir nicht wie tanzen und springen. Seit sieben Monaten hatte ich keine Nachricht aus der Heimat, und kam mir, hineingeklemmt zwischen die steilen, wilden Berge wie ich war, vor wie Einer hinter dem die Welt abgeschlossen sei, und der nur vorwärts, nie mehr zurück könne. Auch die Zukunft zeigte mir keine lockenden Bilder. Von Allem was mir lieb und theuer war entfernt, allein — allein in der endlosen Wildniß, sah ich mich schon in weißen Haaren, auf meine Büchse gelehnt, in den Bergen stehen, ein einsamer freundloser Jäger. Dem alten Hawkeye muß es doch manchmal recht weh ums Herz gewesen sein.

Wie schlicht erzählt und wie ergreifend! Aber auch in diese Lage findet sich der Autor hinein. Seinen treuen Hund Beargrease, dessen Name hiermit auch einmal in einem deutschen Literaturblatt genannt sei, statt eines Kissens sich unter den Kopf schiebend, lauscht er an diesem Sylvesterabende im Urwalde den Erzählungen eines alten Streifschützen, mit dem er zusammengetroffen ist, und bald vergißt er alles Ungemach.

Saftiger Hirschbraten, fetter Truthahn, ein Becher heißen starken Kaffees und geröstetes Maisbrot — wo war das Hotel, mit dessen Kost wir hätten tauschen mögen? Der Mensch ist aber unersättlich, und mein Alter seufzte nach Bärenfleisch.

Wir haben absichtlich von den Beobachtungen und Erfahrungen welche der Verf. in Amerika gemacht hat Nichts mitgetheilt, sondern nur einige Züge hervorgehoben, die für ihn selbst besonders charakteristisch sind. Er hat sich in den „Streif- und Jagdzügen" uns völlig selbst gegeben wie er ist. Dieses Buch hat noch der mit einem glücklichen Naturel, mit Frohsinn und Jugend begabte Abenteurer geschrieben, der eben von seinen Fahrten heimkehrt. Der Autor ist in diesem Werke weder Poet noch auch der später so fruchtbare Literat, sondern nur der Jäger, der nun seine Sehnsucht nach deutschen Kachelöfen erfüllt sieht, die Büchse an die Wand hängt, und nach Herzenslust, aber ganz anspruchslos nach dem alten deutschen Grundsatze, den Claudius in Verse brachte („Wenn Jemand eine Reise thut" u. s. w.), zu erzählen beginnt, wobei er Das was ihm an der edeln Lügenkunst minder gebildeter Jäger abgeht durch die schöne Gabe, die Wirklichkeit immer da zu packen wo sie am meisten von Leben strotzt, hinlänglich zu ersetzen weiß.

Diese trefflichen „Streif- und Jagdzüge" haben wir als die noch im Grund und Boden der Urwälder ruhenden Wurzelknorren des Riesenbaums literarischer Thätigkeit zu betrachten, welche Gerstäcker nach seiner Rückkehr (1843) begonnen hat. Was er auch später als Schriftsteller noch Eigenes gegeben hat: verhehlen können wir uns nicht, von dem Streifschützen hatten wir früher schon das Meiste in nuce erfahren, und der Literat konnte es nun in vielen Punkten nur variiren und — im weitesten Sinne des Worts — formiren. Wie sich Gerstäcker auf seinen Streifzügen in Amerika als eine tüchtige Natur gezeigt hat, so zeigt er sie als Schriftsteller auch darin, daß er sich nicht an verschiedene Themata zersplittert, sondern im Wesentlichen überall an Amerika festhält. Es ist daher mehr Plan in seiner literarischen Thätigkeit als in der unserer gewöhnlichen Vielschreiber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Paris.

September 1848.

Kaum leben die Tempel Thaliens, von dem Scherflein das ihnen das Mitleid und die Großmuth der republikanischen Regierung zukommen ließ zehrend, ein wenig wieder auf, kaum glauben sie der drohenden Krisis entgangen zu sein, und geben sich alle mögliche Mühe, um durch eigene Anstrengungen das fernere Flottsein ihrer Fahrzeuge zu erhalten, so haben sie neue Concurrenz, die ihnen „das souveraine Volk" und seine sogenannten Stimmführer zu machen nicht übel Lust zeigen, zu fürchten. Und diesmal würden die unter blauem Himmel auf dem Straßenpflaster abzuspielenden Scenen, Aufzüge und Verwandelungen nicht minder großartig bunt und belebt sein als die vor kurzem gesehenen. Wenn sich früher „die rothe Republik", die es so gern mit einigen Sansculotten, Guillotinen ꝛc., womit sich ihre Schwester von 93 eben nicht besonders der Nachwelt zu einer neuen Auflage empfahl, versucht hätte, — der Communismus, der die Menschheit unter seinen Gleichheitshobel nehmen möchte, und die gemäßigte honnete Gemeinherrschaft, die Jedem seinen Kopf und sein Eigenthum zu erhalten und garantiren wünscht, mehrfach in die Haare fielen: so dürfte bei neuen Collisionen noch eine vierte Partei auftreten, welche höchstwahrscheinlich ebenfalls bereit wäre der so verschrienen monarchischen Regierung mittels des Feuerrohrs und des Pflastersteinhaufens nachdrücklich das Wort zu reden. Denn so Manchem scheint es als werde er trotz der Gleichheit und Freiheit, dem „salut et fraternité" in der neuen Ordnung der Dinge auch auf keinen grünen Zweig kommen; er bemerkt vielmehr, daß der auf dem er sich befindet täglich an Lebenssaft verliert, immer dürrer wird. Sollte daher Frankreichs Schicksal noch einmal im furchtbaren Spiel in den Straßen seiner Hauptstadt in Frage gezogen werden, so dürften außer den frühern Parteien noch die Streiter dreier Thronbewerber auf dem Kampfplatze erscheinen. Das Drama würde also reich an Verwickelung, vielleicht unerwarteten Wendungen, mannichfachen und ergreifenden Auftritten sein. Und solcher Concurrenz könnten die armen Theater unmöglich lange Stich halten.

Ein neuer Barrikaden- und Häuserkampf würde aber Ganzneues, Nochnichtgesehenes vor die staunenden Blicke der in Allem lieber Unterhaltung und Zerstreuung als nützliche Lehren suchenden Pariser bringen, ja der Welt ein Beispiel geben wie eilig es hier mit jedwedem Fortschritte geht, wie schnell „die Hauptstadt der civilisirten Welt" die „Anfoderungen der Zeit" begreift, und ihnen Genüge zu leisten weiß. Das Pflaster aufreißen, die Steine auf Haufen werfen, und gleich dem Guerrilla hinter der Felsenecke hervorfeuern, aus den Fenstern Meublen, Töpfe, Flaschen herabwerfen ist alte bekannte Kriegskunst; schon vor Jahrhunderten unter Heinrich III. übten sich die Pariser in ihr, und sie machte solche Fortschritte in der Ausbreitung, daß hier gegenwärtig fast überall mit der größten Leichtigkeit prakticirt wird, und geht es so fort, so kann es in unserm Jahrhunderte „der Humanität und Aufklärung" noch dahin kommen, daß jede Stadt und jedes Städtchen, vorausgesetzt daß es gepflastert ist, ebenso gut seinen „Barrikaden-Professor" wie seinen Leichenbitter, Bettelvoigt ꝛc. habe, der die heranwachsenden Staatsbürger nach dem Schulfeierabende praktisch im Barrikadenbau unterrichtet; denn in der Praxis müssen sich die Bürgertugenden bewähren, alle Theorie ist grau, wie Goethe sagt. „Barrikaden-Lieder", also Barrikaden-Poesie haben wir schon; Barrikaden-Geschichten, Barrikaden-Kämpfe und Barrikaden-Heldenthaten sind fast die einzige Literatur welche jetzt noch Absatz findet, und die Hälfte wenigstens der Lithographen nährt sich durch Zeichnen von Barrikaden-Scenen und Barrikaden-Ereignissen. Warum sollte es also nicht möglich sein, daß wir in unserer in weiten Sätzen vorspringenden Zeit zu einer Barrikaden-Wissenschaft, vielleicht gar zu Lehrstühlen derselben gelangen sollten? Freilich läßt sich eine solche Poesie, Kunst und Wissenschaft nicht gut mit der fast universell verkündeten Eintracht und Brüderschaft vereinbaren, und mit einer Zeit in Einklang bringen in welcher sich vor kurzem noch Stimmen erhoben die in allem Ernste meinten, der Soldat sei im Völkerhaushalt nunmehr ein unnützes Meuble; der Krieg zwischen Nationen werde und müsse ganz verschwinden, und sollte Dies nicht mit einem male geschehen, und das Reich des Friedens dann und wann noch eine kleine Störung erleiden, so könnte man den Störenfried mittels einer tüchtigen Bürgerwehr aus dem Hause werfen. Ich möchte wissen, ob es räthlich wäre, z. B. bei Gelegenheit der zum Theil seit 18 Jahren im grausamen Kampfe mit Afrikas halbwilden Horden geübten, in den letzten schauerlichen Ereignissen des Bürgerkriegs im furchtbaren Angriff und Blutvergießen sich versucht habenden, vor Schlachtenlust, Blut- und Thatendurst bebenden Armee der Republik nichts Anderes als eine brave, aber ungeübte, unerfahrene Bürgerwehr entgegenzustellen? Schwerlich! Aber auf kleine Inconsequenzen in dem hastigen Vorwärtsringen unserer Tage kommt es nicht an; davon wird nun einmal alles Menschenwerk nimmer frei sein. Und kehre ich nach dieser Abschweifung zur Andeutung Dessen zurück was den Parisern in einem neuen Straßenkriege Außergewöhnliches, Nochniegesehenes zu schauen bevorstände.

Der Barrikadenkrieg ist also nichts Neues, sein Allgemeinerwerden eine natürliche Folge der sich immer weiter verbreitenden Herrschaft der Brüderschaft; denn mit dieser scheint er Hand in Hand gehen zu wollen. Allein Contre-Barrikaden, in den Straßen auf- und abrutschende Barrikaden, tragbare Blockhäuser, ambulante Festungen sahen wir, sah Paris, das doch von so manchem Seltsamen Augenzeuge war, so Manches erfand, noch nicht. Bewundern wir den menschlichen Erfindungsgeist, und rufen wir in freudigem Staunen: Bürgerkrieg, wo sind von nun an deine Schrecken!

Mittels der beweglichen kugelfesten Barrikaden und Blockhäuser könnte ein Straßenkrieg vielleicht vier Wochen dauern, ehe er so viel Menschenleben hinweggraffte als die Junitage Paris kosteten. Der Kampf hinter dem Schutze einer tüchtigen Barrikade ist beiweitem nicht so gefährlich als es scheinen dürfte. Ein Insurgent gab mir darüber die tröstlichsten Versicherungen. „Die Hauptkunst", sagte er, „der hinter solchen Steinmassen Fechtenden bestehe darin sich auf das vorsichtigste zu verstecken, und nur dann auf einen Augenblick den Hinterhalt zu verlassen, wann der Feind schußgerecht sei und eine Blöße gebe." Er habe, fuhr der Erzähler fort, während acht Stunden eine Barrikade gegen heftigen, fast ununterbrochenen Angriff vertheidigen helfen, und in dieser Zeit wären auf Seiten der Insurgenten nicht mehr getödtet worden als zwei und vier verwundet. Es dürfte daher die Mehrzahl der Empörer nicht im Kampfe hinter den Steinhaufen geblieben, sondern dadurch umgekommen sein, daß die Sieger in der ersten Rachewuth viele der Gefangenen auf der Stelle umbrachten. Wie wenig mörderisch der Barrikadenkrieg verhältnißmäßig schon ist, bestätigt, daß in den vier grauenvollen Tagen nicht mehr als 1500—2000 Franzosen gefallen sind, während auf Seiten der für das Gesetz Streitenden allein nicht weniger als gegen zwei Millionen Patronen verbraucht worden sind.

Wenn also Frankreichs Kriegskunst durch das System der beweglichen Barrikaden und wandelnden Blockhäuser vervollkommnet sein wird, so werden sich die Schrecken der Aufstände nicht wenig verringern; denn es ist bekannt, daß bis jetzt die größten Verluste dabei auf der Seite der unbeschützt Angreifenden waren. Aber abgesehen von diesem Vortheil bietet die neue Erfindung noch einen andern. Wäre es nämlich nicht möglich, daß man hinter diesen transportablen vervollkommneten Barrikaden auch Zuschauerplätze anbringen könnte, von wo aus in aller Ruhe und Sicherheit sich das ergreifende Schauspiel des Straßenkriegs mit ansehen ließe? Solche Plätze würden von den Parisern gewiß sehr gesucht werden; denn so Mancher und so Manche öffneten in den letzten blutigen Ereignissen die Fenster aus unüberwindlicher Neugier, und wur-

den hinausschauend von einer verirrten oder verrätherisch auf sie gerichteten Kugel getroffen. Man weiß wie schwer in der Regel dem Bürgerwehrmanne die Trennung von den Seinen wird, wenn ihn die Trommel zur Vaterlandsvertheidigung ruft, aber namentlich wenn sich die Gattin entschieden gegen seinen Abzug erklärt, was unter den Pariserinnen, von denen viele ihre Männer ebenso heiß als das Vaterland lieben, nichts Seltenes ist. Da wäre es nun mittels der trag- und schiebbaren, mit Zuschauerplätzen versehenen Barrikaden nichts Unmögliches, daß in der Folge solche unpatriotische Gattinnen ihre Männer auf das Schlachtfeld begleiten und über ihnen sitzend Zeuge sein könnten, wie der Gemahl unten durch die Schießlöcher feuernd „sich um das Vaterland verdient macht", und vielleicht den Orden der Ehrenlegion erwirbt.

Genug, die Erfindung der mobilen Barrikaden und Blockhäuser muß im Straßenkrieg eine Revolution hervorbringen, und gibt einen unumstößlichen Beweis von dem unaufhaltsamen Vorschreiten der Civilisation; nur Schade, daß dergleichen Vervollkommnungen uns noch lange nicht in das von den Socialisten verkündete Freuden- und Friedensreich einzuführen versprechen, sondern vielmehr an die Sichelwagen, bethürmten Elefanten ꝛc. der vortausendjährigen Barbarei erinnern.

Ich hatte mir vorgenommen einen Bericht über das hiesige Kunstleben und Treiben zu schreiben, gerieth aber ohne daß ich es wollte auf eine Abhandlung über bewegliche und unbewegliche Barrikaden. So stark ist die Macht der Begebenheiten, man wird von ihnen umstrickt und festgehalten ohne daß man es sich bewußt ist. Mir geht es aber nicht allein so. Allgemein macht diese Macht ihre Wirkung geltend, und zieht die Aufmerksamkeit von allen Erscheinungen ab die nicht mit den außergewöhnlichen geschichtlichen Ereignissen der Gegenwart in directer Beziehung stehen.

Es sieht daher auf den Kunstgebieten der republikanischen Hauptstadt noch ziemlich traurig aus, und trotzdem daß die materielle Ruhe vielleicht längere Zeit nicht wieder gestört und kein Versuch mit den ambulanten Barrikaden gemacht werden sollte, so dürften alle nichtpolitische Interessen noch zu langem Siechthum verurtheilt bleiben. Kaum ist nämlich ein Act in dem endlosen Drama das der 24. Febr. eröffnete abgespielt, so beginnt ein neuer oder wird der Anfang eines solchen verkündet, und Aller Augen und Ohren wenden sich der Bühne zu, wo z. B. unter Anderm zu Tage kommt, auf welche scham- und gewissenlose Weise mehre Tollköpfe und politische Abenteurer im Namen des Volks und der Freiheit die auf kurze Zeit usurpirte Gewalt misbrauchten; man sieht mit Verwunderung wie zwei dieser sogenannten Volksfreunde, nachdem ihnen das frechste Leugnen Nichts geholfen und sie für immer in der öffentlichen Meinung verurtheilt sind, sich eiligst aus dem Staube machen, und ganz und gar nicht Lust bezeigen den Märtyrertod für „ihre Sache" sterben zu wollen; wie ihre zurückgebliebenen Genossen die Frechheit haben die nun bis zum Ekel durchkäuten socialistischen Theorien, zu deren Inpraxissetzung die gegenwärtige Gesellschaft sich einmal für allemal nicht hergeben will, immer von vorn wieder aufzutischen; wie abermals die Fabrikation einer Constitution das vorhandene Sortiment derselben vermehren wird, ohne höchstwahrscheinlich den Uebeln abzuhelfen welche in Frankreichs Gesellschaftskörper wühlen ꝛc.

Die Theater können also bei so andauernder und mächtiger Concurrenz nicht daran denken irgend ein Princip, eine Richtung zu verfolgen; die Hauptfrage für sie ist gegenwärtig die Erhaltung ihrer Existenz durch alle und jede Mittel. Sie werfen daher im Allgemeinen allen Ballast bei Seite, und suchen durch den Wechsel mit bunter leichter Waare so viel als noch möglich von dem Interesse des Augenblicks zu erhaschen.

Wenn aber auf der einen Seite die Directionen alle Angeln auswarfen, um die treulos gewordenen Zuschauer herbeizuziehen und der Bühne moralisirenden Einfluß geltend zu machen — denn Jedermann wünscht jetzt nach seiner Weise zu moralisiren —, in welcher Absicht wahrscheinlich die Theater der Porte St.-Martin, des Variétés und Montansier ihre „lebenden Bilder" veranstalteten, womit sie während einiger Wochen nach ihrer Eröffnung die keuschen Blicke der pariser Freibürger anzuziehen suchten: so gab sich in Hinsicht der dramatischen Autoren keine solche Zurückhaltung kund. Eine Lawine von neuen Stücken floß aus den allzeit fertigen Federn der Schauspielfabrikanten. Sie suchten das Versäumte nachzuholen, wozu Viele die triftigsten Gründe haben mochten; denn wie man sich erinnern wird, arbeiteten drei dramatische Autoren in den Nationalwerkstätten, was beiläufig gesagt manchen deutschen Schriftstellern zum Troste gereichen kann welche da glauben, ihre pariser Collegen kämen mit der Champagnerflasche zur Welt, und trügen alle Stöcke wie der Hr. v. Balzac. Außer dem „im Dienste der Republik ertragenen Elend" gab es noch zwei Beweggründe welche zu schneller Thätigkeit anspornten. Diese waren die Freiheit und Gelegenheit. „Mit den Ketten der fürstlichen Tyrannei" war auch die Schere der Theatercensur zerbrochen worden. Nichts hielt mehr den Aufschwung des Genius zurück, er brauchte nicht mehr an der Feder zu kauen und zu erwägen, ob diese oder jene Ein- oder Zweideutigkeit Gnade finden würde vor dem Richterstuhle des Censors. Dann bot die nächste Vergangenheit und Gegenwart einen Reichthum an dramatischem Stoff, der so schnell als möglich ausgebeutet werden mußte. Und darauf verstehen sich die hiesigen Dramaturgen. So wie der Lumpensammler jeden in der Straße liegenden Fetzen, fast jeden Abfall aufklaubt und Nutzen daraus zu ziehen weiß, so wissen die pariser Schriftsteller alle Winkel des Lebens und der Ereignisse zu durchsuchen, und überall ein Samenkorn zu finden das ihr verarbeitendes Gehirn in irgend eine Frucht umwandelt.

Es kamen daher seit der Wiedereröffnung der Schauspielhäuser eine Legion neuer Stücke zur Aufführung, von denen viele ihre Entstehung den tragischen und närrischen Erscheinungen zu danken haben welche den Februarbarrikaden folgten; denn die Directionen glaubten sich der Republik dankbar bezeigen und im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und ihrer eigenen den möglichst mannichfachen Köder zur Füllung der leeren Säle aufwenden zu müssen.

Die meisten dieser Eilproducte waren und sind, wie es auch nicht anders sein kann, Eintagsfliegen, die einige Abende über die Breter flattern, und nach mehr oder minder großem Beifallgeklatsch, Gelächter, Stampfen und Schreien, jenachdem sie entweder einigen guten oder schlechten Witz, Fadheit und Unsinn enthalten, für immer verschwinden. Man versuchte es mit Allerlei, nur etwas Außergewöhnliches vermochten die Theater der Republik noch nicht darzustellen; Dies werden sie der Zukunft vorbehalten. Es geht ihnen in dieser Hinsicht wie der Republik, die auch erst später bessere Früchte tragen soll als ihre Blüten waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 276. —— 2. October 1848.

Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Gerstäcker's nach den „Streif- und Jagdzügen" erschienene Schriften zerfallen in

Romane und kleinere Erzählungen,

Volksschriften und

Bearbeitungen und Uebersetzungen ausländischer Werke.

Die Romane und Erzählungen fassen wir vorzugsweise ins Auge. Welch günstiger Boden ist die Welt des Autors für Romane und Novellen! Noch hat da der Liebhaber Gelegenheit sein Mädchen vom Panther zu befreien, und die Beziehung des Menschen zur Natur, welche der gute Erzähler so trefflich auszubeuten versteht, ist hier noch frisch und ungestört. Betrachten wir zuerst ein Farmerhaus. Es ist mit seinen Feldern umgeben von einer Fence, „die hoch genug ist ein Rudel Hirsche darin zu unterhalten". Draußen gehen die Hausthiere frei umher, und der arme Auswanderer, der mit wenigem Gelde in Amerika ankommt, besitzt oft sehr bald ungeheuere Heerden von Kühen und Schweinen, welche in den Wäldern umherirren, und nur zuweilen zu seiner Hütte zurückkehren, an die sie durch eine Handvoll Salz gewöhnt sind. Handwerker finden sich nur wenige, denn Jeder sucht Das was er bedarf selbst zu verfertigen: Kornfässer aus hohlen Baumstämmen, Tröge fürs Vieh ebenfalls aus hohlen Baumstämmen, Wagenräder aus abgesägten Scheiben der Baumstämme des verwüsteten Urwaldes, die überhaupt dem Ansiedler fast seine ganze Wirthschaft müssen einrichten helfen. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. Das Auftreten der Ansiedler bringt zuweilen nur noch eine tiefere Poesie in den Urwald. Nirgend sind solche Scharen von Waldvögeln versammelt, nirgend singen sie so überlaut als in den sogenannten „todten Rodungen", d. h. an den romantischen Stellen, wo einst die Axt des Ansiedlers die Bäume fällte, später aber die Menschen wieder verschwanden, und die Natur wieder sich selbst überlassen blieb.

Am meisten poetisch von der eingewanderten Bevölkerung ist ohne Zweifel der Jäger. Sein Charakter ist natürlich in Amerika noch origineller als bei uns, und seine bekannte Lügenkunst nimmt dort um so mehr in demselben Grade zu, in welchem sich in dem Lande der Urwälder die Möglichkeit ungeheuere Dinge zu erleben vermehrt. Hier eine Probe aus dem Munde eines Jägers selbst, den Gerstäcker sehr gut reden läßt:

Wir ruderten zusammen in einem alten Canoe auf eben dem See herum, theils Fische zu harpuniren, theils Hirsche zu schießen, die des kühlen Tranks wegen an den Wasserrand kamen. Es war merkwürdig heiß, und die Sonne brannte auf eine sträfliche Art; um es mir daher bequemer zu machen, wollte ich mein Jagdhemd ausziehen, und wie ich mein Pulverhorn vorher abnehme (ein capitales hörnernes Pulverhorn, mit luftdichtem Stöpsel), und es neben mich hinlege, bleib' ich mit dem Finger in der Schnur hängen, und wie der Blitz rutscht es über Bord hinunter ins Wasser. Da saß ich; der See war klar wie Krystall, und obgleich er etwa 15 Fuß tief sein mochte, so konnte ich das Horn unten so deutlich liegen sehen, als ob ich es mit den Händen zu ergreifen vermöchte. George war nun immer ein merkwürdiger Springer, Läufer, und auch Schwimmer und Taucher gewesen; als er daher meine Verlegenheit bemerkte (die auch zugleich mit die seine war, denn er hatte mir schon gesagt, er hätte selbst kein Pulver mehr, und Pulver war in der Gegend unmenschlich theuer), erbot er sich höchst freundlich unterzutauchen, und sprang auch ohne weitere Umstände über Bord. Als er auf den Grund und in den weichen Schlamm kam, wurde das Wasser ein wenig trübe, und er mußte einen Augenblick warten, bis es wieder klar wurde; ich zog indessen mein Jagdhemd aus, und setzte mich darauf; wie mir es aber doch endlich zu lange schien, daß er unten blieb, und ich ein wenig ängstlich über Bord hinuntersah — was meinst du was er da unten machte — heh? — — Unten stand er — ruhig, als wenn er sich auf ebener Erde befände, und bog sich vorn über, daß ich nicht sehen sollte was er machte, ich sah es aber gut genug —; der Spitzbube ließ mein Pulver heimlich in sein eigenes Horn laufen, und wie er nachher wieder herauf kam, war mein Horn halb leer. Nun, du brauchst nicht zu lachen u. s. w.

Eine sehr ernste Gestalt ist im Allgemeinen der eigentliche Streifschütz. Was hat nicht Cooper daraus in der ehrwürdigen Person die er bald unter dem Namen Hawkeye, bald als Lederstrumpf u. s. w. einführt zu machen gewußt! Diese Schützen bilden gleichsam die Vermittelung zwischen den Eingewanderten und den Ureinwohnern des Landes.

Den wilden Hintergrund des amerikanischen Lebens bilden die Indianer. Ein Zug welchen wir in einer der uns vorliegenden Uebersetzungen finden charakterisirt ihr ganzes Wesen in Bezug auf die Einwanderer. Trotz langen Zusammenlebens mit den Europäern können sie sich nur selten und meist sehr schwer entschließen euro-

päische Sitten und Gebräuche anzunehmen. Ein ihnen angeborener Widerwille gegen alles civilisirte Leben läßt sie dasselbe vermeiden, so lange es nur immer möglich ist. Verschiedene Gouverneure gaben sich außerordentliche Mühe vorzüglich die Häuptlinge von diesem wilden Leben zurückzubringen, weil sie dann ziemlich richtig schlossen, daß die ihnen Untergebenen dem Beispiele ihrer Führer folgen würden. Endlich gab ein Micmac den dringenden Vorstellungen eines Gouverneurs nach, und baute sich ein zweistöckiges Steinhaus. Als es vollendet war, bat er den Gouverneur hinzukommen und es sich anzusehen. Er hatte es erbaut und viel Geld dabei ausgegeben; bei genauerm Nachsehen fand es sich aber, daß es nur eine äußere Schale zu seinem alten Wigwam war, den er doch im Innern beibehalten hatte. Dem wüst modernen Treiben der Einwanderer gegenüber vertreten die Indianer ein gewaltig conservatives Element. Selbst wenn in Wirklichkeit das Moderne schon längst überwogen hätte, würde doch die Poesie noch jenen Zusatz verlangen, um ein gewisses Maß im amerikanischen Leben herzustellen, das bei dem Raffinement mit dem sich dort die materiellen Interessen zu überstürzen suchen so wohlthuend wirkt. Zwar sind die Indianer auch keine Idealisten, aber sie haben ihre Götter in den Urwäldern, während die Religion der Christen noch immer in denselben wie etwas Fremdes erscheint.

Fast noch mächtiger aber als alles Andere muß hier die Natur wirken! Was hat nicht Sealsfield gerade durch seine Naturschilderungen geleistet, z. B. in der Stelle, wo seine Helden bei dem Anblicke des Sternenhimmels in den lange wiederholten Ruf ausbrechen: „Gelobt sei Jesus Christus!" Oder Cooper, wo er eine unabsehbar große Heerde von Büffeln, die, von einem mächtigen Naturgesetze regiert, in ihren Bewegungen alle Schritt vor Schritt derselben Richtung folgen, einem Orkane gleich dicht an seinem schon oben erwähnten „Lederstrumpf" vorbeispringen läßt! Leider müssen wir es sagen, daß Gerstäcker in Naturschilderungen nichts Ausgezeichnetes leistet, und daß wir uns nicht erinnern bei ihm eine Naturschilderung von besonderer Bedeutung gefunden zu haben.

Sollen wir nun unser Urtheil über Gerstäcker's Romane und kleinere Erzählungen sogleich hier kurz zusammenfassen, so ist es Folgendes: Wenn wir ihn oben schon in den „Streif- und Jagdzügen" als Realisten erkannten, und uns darüber freuten, weil auf diese Weise die Erzählung seiner Schicksale gleichsam einen objectiven Werth erhielt: so vermissen wir gerade umgekehrt in den eigentlichen Dichtungen des Verf. schmerzlich die ideale Auffassung der amerikanischen Verhältnisse. Was er uns in jenen Memoiren erzählte, erhielt gerade durch seine Persönlichkeit, welche wir, wie eine Gestalt aus dem Volke, fern von allen Prätensionen dem allgemeinen Auswanderungstriebe folgen sahen, einen eigenthümlichen Reiz; wir sahen ihn demselben Schicksale entgegengehen dem Tausende unserer Landsleute vor ihm entgegengegangen waren; wir sahen etwas Normales in Allem was ihm begegnete. In den Romanen nun aber finden wir Nichts was jenes Element verträte, das in die „Streif- und Jagdzüge" unmittelbar durch das heitere Naturel des abenteuernden Autors hineingetragen wurde.

Wir fügen diesem Urtheile noch Folgendes hinzu: Der Romanschreiber hat sich nicht allein an die Wahrheit der Verhältnisse zu halten welche er nach dem Leben schildern will, sondern er muß auch anknüpfen an das Bild welches er in dem Bewußtsein seines Publicums über diese Zustände vorfindet. Zumal aber dann, wenn dieses Bild an sich schon so poetisch ist wie hier, darf er es nicht mit Füßen treten. Ueber die Wahrheit mag uns der Autor in belehrenden Abhandlungen aufklären; der Romanschreiber aber begeht keine Unwahrheit, wenn er die Welt von ihrer schönen, idealen Seite auffaßt. Wo die „Nachtseite" überwiegt, wird freilich auch diese hervorgekehrt werden müssen. So kann man selbst die „Mystères de Paris" und den „Juif errant" gutheißen, ohne deshalb Alles gelten lassen zu müssen was von aller Welt Enden her die Nachtseiten des menschlichen Lebens zur Anschauung bringt. Und gehen wir weiter, so ist es sogar ein entschiedenes Unrecht das der Verf. an dem Lande der Freiheit begeht, wenn er dort gerade diese Seite besonders hervorkehrt. Wo die Gesellschaft sich noch nicht consolidirt hat, wo die Tafel des Gesetzes noch nicht vollständig aufgerichtet ist, kann dieser Standpunkt von Seiten des Romanschreibers noch gar nicht geltend gemacht werden. Man muß abwarten, bis Freiheit und Gesetzlosigkeit ganz miteinander gebrochen haben, um zu sehen, ob Amerika wirklich so verderbt ist wie es erscheint. Vorläufig also halten wir an dem alten Bilde von Nordamerika fest. Seine Urwälder seien uns gegrüßt als der letzte Grund und Boden den die Freiheit auf der Welt sich unangefochten erhalten hat, als die unentweihte letzte Zufluchtsstätte der Verbannten! So haben es auch unsere Dichter bisher gefeiert, und so bleibe das Bild des Landes jenseit des Oceans unserm Volke noch lange erhalten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Es wäre eine lange und langweilige Arbeit viel von dieser Bühnendutzendwaare anzuführen, und verlohnte sich auch der Mühe nicht. Ich beschränke mich also nur darauf einige Proben aus dem Verzeichniß des großen Theaterküchenzettels mitzutheilen, welche mir wenigstens nicht ganz unschmackhaft vorkamen, und weder durch die gewöhnliche Ueberwürzung noch Zusammensudelung dieser Art Gerichte der französischen Küche verdorben scheinen.

Warme Zähren fließen macht seit ungefähr vier Wochen im Variétés-Theater „Un petit de la Mobile", Vaudeville in zwei Acten von Cordier und Clairville. Der alte Invalid Marcel ist einer jener Tapfern welche sich im Dienste der Republik in aller Herren Ländern und mehren Welttheilen geschlagen haben. Sein Enkel, der kleine Mobile, ist nicht aus der Art gefallen. In den glorreichen Junitagen hat er „wie ein Löwe"

gefochten, und das Ehrenkreuz auf der Barrikade erhalten. Das Diplom wird ihm in seine Wohnung gesandt. Der alte Marcel empfängt den Brief, liest seinen Namen, öffnet das Schreiben, und glaubt die Republik von 1848 erinnere sich seiner Thaten, und sende ihm die seit 40 Jahren erwartete Belohnung. Der Graubart hüpft vor Freude und Jubel trotz seiner 80 Jahre, und erzählt seinem Enkel das widerfahrene Glück. Julien, der kleine Mobile, verräth Nichts; er liest das Brevet, verbirgt das Ehrenzeichen das er trägt, heftet es auf des Großvaters Brust, und schreibt an den Minister: „daß er gewiß ein anderes an der Grenze des Vaterlandes zu verdienen wissen werde"; denn der junge Held fühlt, eine Enttäuschung würde den Alten vernichten. Eine Liebschaft des kleinen Mobile mit einer sechzehnjährigen noch kleinern Mobilin webt sich durch die Hauptpartien des sentimentalen Geschichtchens. Es wird gut gespielt und macht unter der mobilen Garde und sonstigen Troupiers Furore. Nach der ersten Vorstellung begab sich ein decorirter Mobilgardist auf die Bühne zu Perry, dem Schauspieler, welcher die Rolle des Haupthelden gehabt, und sagte ihn beglückwünschend: „Sie verdienten Mobilgardist zu sein. Morgen werde ich zum General Cavaignac gehen und ihm sagen: Mein Alter, Das müssen Sie sehen, da ist Ihr Mobilgardist verteufelt gut dargestellt." Der Knospenheld küßte dann alle Schauspielerinnen die in der Vorstellung mitgewirkt, und schritt einher als habe er den Chimborazo erstürmt. Der Franzose weiß sich mit einem göttlichen Aplomb in seine Rolle zu finden.

Es wäre aber zu wünschen, daß das Beispiel Julien's Nachahmer unter seinen Kameraden außer dem Theater fände, und manche decorirten Mobilen ihre Kreuze den Großvätern abtreten möchten, da sie beweisen, daß es ihnen leichter war, von der jugendlichen Kriegslust und der berauschenden Wirkung des sie umtobenden Kampfes fortgerissen, auf Augenblicke die Todesgefahr zu verachten, als durch eine würdige Aufführung der Auszeichnung auch Ehre zu machen.

Dasselbe Theater sucht, Hrn. Proudhon u. Comp. zum Trotz, in einem andern Vaudeville: „Les deux anges gardiens", der alten Moral das Wort zu reden. Es läßt die arme Tugend über die Versuchung des Lasters siegen, und ungeachtet der Armuth froh und zufrieden werden. In einer Mansarde, wie es deren in Paris so viele gibt, sehen wir abermals einen ehemaligen Preußen-, Russen- und Kosackenfresser, dem Vater Michel gegenüber; aber er ist jetzt sanft wie ein Lamm, ein Freund aller Kinder der Nachbarschaft, und sein alter Säbel hängt rostend im Schranke. Dem zahnlosen Löwen steht der junge Baptiste, ein Muster aller Vollkommenheiten des fleißigen, genügsamen Arbeiters, zur Seite. Beide in Hinsicht auf Alter und Lebensläufe so verschiedene Seelen sind heiter und zufrieden, mit ihnen aber noch eine dritte, Virginie, Michel's von Baptiste geliebte Tochter. Der alte Michel glaubt aufrichtig an die Vorsehung; denn hat er einen kleinen Wunsch, aber nicht die Mittel ihn zu befriedigen, so kommt ihm von unbekannter Hand eine kleine Summe zu. Der Alte nennt seinen unbekannten Wohlthäter „seinen Schutzengel". Für Baptiste ereignet sich dasselbe wundervolle Geheimniß. Viele Ueberraschungen und unerwartete Freuden werden ihm zu Theil. Auch er glaubt „seinen guten Engel" zu haben.

In dieses Paradies unter dem Dache schleicht sich aber die Schlange in Gestalt eines eleganten Herrchens mit Namen Max. Sie geht auf nichts Anderes aus als die Tochter Michel's, die hübsche Virginie, zu verführen. Virginie ist wie ihre vorsündflutige Schwester Eva nicht ungeneigt dem Zischeln der Schlange zu lauschen, und der arme Baptiste nahe daran mit langer Nase abziehen zu müssen. Er ergibt sich in sein Schicksal, vorausgesetzt daß Max redliche Absichten habe und das Brautbett zum Ziele. So ist aber nicht Jenes Plan, und Baptiste fodert den Störenfried zu einem Faustkampf heraus. Das Herrchen mit der geläufigen Zunge und den gelben Handschuhen macht sich lustig über solch gemeines Duell. Was ist zu thun? Der Verhöhnte möchte sich in aller Form schlagen, aber nie hat er eine Pistole abgeschossen, eine Klinge in der Auslage gehalten. Er bittet Vater Michel ihm ein wenig den Säbel führen zu lehren. „Mit Vergnügen", antwortete dieser; die Fechtstunde beginnt, nie aber hat „der Alte von der alten" einen dümmern Schüler gehabt. Dessenungeachtet fodert Baptiste seinen Todfeind heraus, und will sich lieber todtschlagen lassen als Zeuge der Schmach des Hauses Michel sein. Zu Ersterm kommt es jedoch nicht; denn Max wird durch das naive Geständniß Baptiste's gerührt, der ihm bei der Herausfoderung erzählt wie er Vater Michel Alles zu danken habe. Bis zu seinem 15. Jahre war Baptiste ein Taugenichts, der nur spielte, und zuletzt einem alten Mann das Schnupftuch stahl. Dieser statt den jungen Dieb arretiren zu lassen, gab ihm einen Franc, und ermahnte ihn zur Einkehr auf den bessern Weg. Baptiste befolgte den Rath, und ward ein fleißiger, rechtlicher Arbeiter. Der großmüthige Mann ist der alte Michel, und Das ist warum sich Baptiste tödten lassen will, um die Ehre der Tochter seines Wohlthäters zu retten, Das ist warum der Dankbare des Alten kleine Wünsche zu erfüllen strebt und sein „Schutzengel" ward, ohne daß Ersterer im entferntesten an den Gamin mit dem Schnupftuche denkt.

So erzählt Baptiste. Max tief ergriffen will aber dennoch die Herausfoderung annehmen, um nicht für feig zu gelten. Er rechnet darauf seinem Gegner kein Leid zu thun, sondern ihn zu entwaffnen. Nun ist es an Vater Michel aufzutreten. „Mit mir hat man es zu thun, mon petit", spricht er zu Max, indem er seinen alten Säbel im Schranke von der Wand nimmt. Ehe es aber zum Treffen kommt, erzählt auch er wie Baptiste sein Herzblatt sei, daß er über ihn wache und ihn schütze, und bei ihm die Function „eines guten Engels" versehe.

Virginie, der Zankapfel, hat Alles mit angehört, und kommt, wie sich von selbst versteht, von ihrer beginnenden Verirrung zurück; Max bereut seinen Verführungsversuch aufrichtig, und bittet um Vergebung, die ihm gewährt wird. Baptiste und Virginie heirathen einander und sind glücklich, Vater Michel ist glücklich, Alle sind es.

Dieses Dachstubenidyll entlockt manchen Augen Thränen der Rührung, und obgleich dieser Thau keine Gewährschaft der Meisterhaftigkeit des auf mancher Seite eine naive Blöße darbietenden Stücks ist, so beweist er doch, daß die Herzen noch nicht so ausgetrocknet und fühllos geworden sind wie es manche der Herren Socialisten wünschen und behaupten, um ihre sinnlose, unverschämte Gemeingüter-Männer und -Weiberei hineinzupflanzen.

Achtung und Verehrung, die Tugend und Pflichterfüllung in den Herzen der Menschen seit Entstehung der Welt fanden sind noch nicht erloschen; mag die edlere Natur des Menschen im wirklichen Leben oder in täuschenden Bildern hinter dem Souffleurkasten zur Erscheinung kommen, sie verfehlt ihre Wirkung nicht, was auch Pierre Leroux und Consorten in endlosen Tiraden von der Gegenwart Finsterniß und Chaos salbadern mögen.

Ein anderes unschuldiges Bildchen, „Jeanne Mathieu", Vaudeville in einem Act von Fournier, erntet im Gymnase-Theater seit kurzem großen Beifall, und ich erlaube mir auch von ihm eine nähere Erwähnung: Ein reicher Banquier, Nérandot, hat eine romantisch schwärmende Tochter. Fräulein Jeanne wünscht nur um ihrer selbst, aber nicht um ihrer Aussteuer willen geliebt zu werden. Sie hat geschworen nie einem andern Manne anzugehören als dem der sie einzig und allein um ihrer Schönheit und sonstigen Vollkommenheiten willen lieben wird. Sie hat ihren Schwur standhaft gehalten, alle Partien ausgeschlagen, und so die jungfräuliche Majorität erreicht. Um diesem Uebelstande ein Ende zu machen willigt Vater Nérandot ein unter erborgtem Namen in ein Bad zu reisen, und sich für einen kleinen zurückgezogenen Kaufmann der Straße St.-Denis auszugeben; aber heimlich schreibt er an den jungen Millionnair César Mercadet, der früher um die

Hand Jeanne's bat, und fodert ihn auf schnell nach Tréport zu kommen, und unter falschem Namen seiner Tochter nach ihrem Geschmacke den Hof zu machen.

Kaum haben sich Vater und Tochter einige Tage in Tréport niedergelassen, so bringt man in das neben dem ihrigen befindliche Zimmer einen Koffer; Vater Mathieu (Nérandot) eilt die Adresse welche den Namen Mercadet's enthält abzureißen. Bald darauf kommt ein reisender Maler an, welcher Landschaftstudien sammelt. Der Künstler Ludovic ist liebenswürdig, talentvoll, er beurtheilt Anderer Werke mit Sachkenntniß und gerader Aufrichtigkeit. Daher sagt er zu Jeanne, daß sie allerliebst, die von ihr angefangene Landschaft aber um so herzlich schlechter sei. Mathieu ist über seine List entzückt, sie gelingt, die jungen Leute verstehen sich aufs trefflichste. Während Jeanne eine Ansicht copirt, zeichnet Ludovic Jeanne's Portrait, und ihre einsamen Unterhaltungen die ihnen der gefällige Papa bereitet werden immer länger. Dieser bittet endlich Hrn. Ludovic sich zu erklären, er, Mathieu, habe nur eine kleine Rente von einigen Tausend Francs seiner Tochter mitzugeben, und wünsche diese nicht vergebens bloßzustellen. Der Maler zögert keinen Augenblick mit seiner Erklärung, er findet Fräulein Mathieu um ihrer selbst willen liebreizend, und wird arbeiten, um die bescheidene Haushaltung in Gang zu bringen. Die Sachen stehen vortrefflich, bis Jeanne durch einen geschwätzigen Aufwärter erfährt, daß ihr Zukünftiger César Mercadet heißt, und in dem mitgebrachten Koffer ein completes Brautgeschenk ist. Das mystificirte Mädchen erklärt ihrem Vater mit der größten Entrüstung, daß sie Hrn. Mercadet nie ehelichen und in einer Stunde Tréport verlassen werde. Papa ergibt sich darein; aber nun verlangt auch Ludovic sich zu erklären, und beweist mit geringer Mühe, daß er der verabscheute Mercadet nicht ist. Die Reihe ist an Hrn. Nérandot wüthend zu werden, auf jede Weise will er Ludovic entfernen. Dies geht aber nicht, Jeanne behauptet ihren Ludovic behalten zu wollen, und der in seiner eigenen Falle gefangene Vater muß sich dem Willen seiner Tochter fügen.

(Der Beschluß folgt.)

Wieder Etwas über Rußland und Kaiser Nikolaus.

Das „Athenaeum" hat gewiß sehr Recht, wenn es das Erscheinen eines neuen Werks über das Leben in Rußland — „Life in Russia; or, the discipline of despotism, by *Edward P. Thompson*" (London 1848) — mit der Bemerkung bevorwortet, daß das westliche Europa der Parteischriften über Rußland und dessen Kaiser, günstige und ungünstige, nachgerade genug habe. „Schnitzler, Custine, Golovine, Hemingsley und eine Schar Nachtreter — Deutsche, Franzosen, Russen und Engländer — haben Jeder seine Geschichten begierig aufhorchenden Ohren erzählt, und die Gigantenmacht des Nordens unter verschiedenartiger Beleuchtung und von verschiedenen Gesichtspunkten dargestellt." Es hat gewiß auch Recht, wenn es weiter sagt: „Dagegen ist ein nüchternes, ruhiges, urtheilbefugtes Werk über die fraglichen Gegenstände wirklich Bedürfniß. Von französischen oder polnischen Schriftstellern läßt, schon wegen deren großer historischen Antipathien gegen Rußland, die Wahrheit sich kaum erwarten, selbst wenn sie klar begriffen würde." Setzt nun aber das „Athenaeum" hinzu: „Auch die Deutschen haben ihre nationalen Eifersüchteleien", so dürfte die deutsche Ehrlichkeit sich dawider auflehnen, und mancher Deutsche die dann folgende Vermuthung belächeln, daß die nichtpolitisirende Classe englischer Reisenden den meisten Glauben verdiene. Sei Dem wie ihm wolle, richtig ist, daß der Verf. obengenannten Buchs zwischen dem im Interesse der Wissenschaft oder des Handels Reisenden und dem politischen Schriftsteller die Mitte hält, und nur zu bedauern, daß er verschweigt, in welcher Eigenschaft er Rußland bereist, und wie er seine Kenntniß des Landes erlangt hat. Eigentliche Geschäfte scheint er nicht gehabt zu haben, oder er hält damit völlig hinterm Berge. Ebenso wenig scheint er in Rußland gereist zu sein, um gleich Custine „die Nacktheit des Landes auszuspioniren". Sein Buch besteht zum Theil in Briefen, die er bei einem Fluge in das Innere von Rußland — bis Moskau — geschrieben, und theils in Reisenotizen von Hull durch Holstein und zurück über Schweden. Im Ganzen bietet das Buch eine hübsche, leichte Lecture, und sollte ein Politiker von Profession sich herbeilassen es in die Hand zu nehmen, so könnte auch er vielleicht Winke darin finden die — in andern Büchern fehlen.

Obwol nach dem Gesagten der Beweis mangelt, daß der Verf. mit Rußland sehr vertraut sein kann, mit dessen Sprache, Literatur, Gesetzgebung und Politik, oder selbst nur mit den socialen Zuständen, außer in Petersburg, welches aber der Stockrusse kaum für eine russische Stadt gelten läßt, so haben doch seine Berichte ein Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit welchem, mindestens wo er aus eigener Erfahrung spricht, der Glaube schwer zu verweigern ist. In Abweichung von vorherrschender Sitte gebraucht er zum Gemälde des Kaisers nicht ausschließend schwarze oder düstere Farben. Die hervortretenden Laster seiner Verwaltung mißt er den Agenten seiner Macht zu, während er gewisse häusliche Tugenden, welche mit grausamer, tyrannischer Gesinnung unverträglich erscheinen, unbedingt dem Kaiser beilegt. Richtiger dürfte der Griff sein welcher in der Stellung des Kaisers das Räthselwort seines Verhaltens erfaßt. Dieser Ansicht ist auch das „Athenaeum", indem es sagt: „Die natürlichen Bestrebungen des russischen Volks — dafern die verschiedenen es bildenden Racen ein Volk heißen können — laufen der Politik des Herrscherhauses entgegen, und Das macht in Betreff der innern Regierung die Stellung des Kaisers zu einer außerordentlich schwierigen. Das System ist ein so abgerundetes, daß er den Mechanismus nicht länger in seiner Gewalt hat. Misbräuche aller Art sind so eng damit verflochten, daß es unmöglich erscheint sie abzustellen. Dafür ließe sich manches hübsche Beispiel anführen." Der Verf. erzählt folgendes:

„Es geschieht häufig, daß der Kaiser auf der Straße stehen bleibt und Jemand anredet. Wem aber diese schmeichelhafte Auszeichnung widerfährt, der hat nicht eben Ursache sich darüber zu freuen; denn im nächsten Momente wird er von einem der überall anwesenden Policeiagenten verhaftet und des Vergehens beschuldigt den Kaiser angesprochen zu haben. Die Behörde verlangt und erzwingt von ihm Wiederholung des Gesagten, worauf er unausbleiblich mehre Tage eingesperrt oder nur im Wege der Bestechung, wenn nicht durch einflußreiche Fürsprache frei wird. Dies geschah einem berühmten französischen Schauspieler, der wegen Krankheit eine Zeit lang nicht hatte spielen können. Er begegnet dem Kaiser, der Kaiser fragt nach seiner Gesundheit, und wünscht, daß er bald wieder im Stande sein möge aufzutreten. Unmittelbar nachher wird der unglückliche Schauspieler verhaftet, und kommt erst nach vieler Mühe los. Der Kaiser erfährt es, will ihn entschädigen und läßt fragen, womit er ihm dienen könne. «Damit», war die Antwort, «daß Se. Majestät mir nie wieder die Gnade erzeigen mich auf der Straße anzureden.»"

„Der Kaiser weiß Das", fügt das „Athenaeum" bei, „aber es gehört zum System, und er scheut jede Neuerung; denn Das ist ihm ebenfalls bekannt, daß alle Theile fest aneinander gekettet und mehr oder minder faul sind. Geschieht es, daß er auf der Straße Einen überfährt, soll es seine Gewohnheit sein auszusteigen und dem Verletzten seine Equipage als Schmerzensgeld zu überlassen. Sogleich aber nimmt die Policei sie in Beschlag und behält sie. Wird ein ungeheuerer Unterschleif begangen und dem Kaiser angezeigt, erfolgt Absetzung der Person, keine Aenderung des Princips. Die Person mag beseitigt werden, an der Maschine darf und will man sich nicht vergreifen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 277. — 3. October 1848.

Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Es liegen uns von Gerstäcker zwei Originalromane vor, nämlich:

2. Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas. Drei Bände. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 1846. 8. 5 Thlr.

3. Die Flußpiraten des Mississippi. Drei Bände. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 1848. 8. 5 Thlr.

Da die Regulatoren eine Gesellschaft sind die sich zur Unterdrückung der übermüthigen Pferdediebe in Arkansas gebildet hat, so behandeln beide Romane sehr verwandte Gegenstände, und wir wollen uns auf die Besprechung des ersten beschränken. Das Wichtigste scheint uns daran, daß der Verf. den Gegensatz welchen die Indianer ihrem Wesen nach zu der jüngern Bevölkerung des Landes bilden in der gelungenen Gestalt des Indianers Assowaum sehr poetisch zur Anschauung bringt. Der Methodistenprediger aber, der dem Indianer gegenübersteht, ist freilich zu carikirt, oder vielmehr er ist als Caricatur nicht kräftig genug gehalten. Der Indianer Assowaum glaubt Alles was ihm der Methodistenprediger von Religion sagt; Moses ist ihm ein „großer Häuptling" u. s. w. Aber er verlangt dann auch, daß die Methodisten ihm wieder glauben, wenn er seine eigenen Ansichten über die höchsten Dinge entwickelt. Er thut Dies sehr schön in folgender Weise:

> Assowaum warf die Decke von sich, die er halb um sich herum geschlagen hatte, richtete sich auf und sprach, dicht vor den Christen hintretend: Vor alten Zeiten hat der große Geist — den ihr Gott nennt — die Welt erschaffen, und aus der Welt machte er Menschen — Indianer —; sie kamen nicht über die See. Er deckte Etwas über die Erde und steckte die Menschen darunter; alle Stämme waren dort versammelt. Ein Stamm von ihnen aber sandte Einen seiner jungen Leute hinauf, zu sehen was es oben gebe: und dieser fand Alles sehr hell, und freute sich über die Schönheit des Ganzen. Ein Hirsch lief vorbei, und ein Pfeil stak in seiner Seite; er folgte ihm und kam zu dem Platz, wo er gestürzt und verendet war; andere Fährten sah er noch, und bald kam der Mann der das Thier angeschossen hatte. Es war der Schöpfer selbst, und er zeigte ihm jetzt wie er die Haut des Hirsches abstreifen und das Fleisch zerschneiden sollte. Gott befahl ihm dann ein Feuer zu machen, aber der Indianer wußte nicht wie? Gott mußte es selbst thun. Gott hieß ihn nachher ein Stück des Fleisches auf einen Stock stecken und es braten; der Indianer wußte aber nicht wie, und ließ es auf der einen Seite verbrennen, während die andere roh blieb. Nachdem er dem rothen Mann also gelehrt hatte das Wild zu erlegen, und das Fleisch wie seine Haut zu benutzen, rief er die Andern hervor aus der Erde, und sie kamen Stamm nach Stamm, und erwählten jeder einen Häuptling. Gott machte auch das Gute und Böse — es waren Brüder. Der Eine ging aus um Gutes zu thun, der Andere um seines Bruders Werke wieder zu zerstören. Dieser machte steinige, kiesige Stellen, ließ giftige Früchte wachsen, und stiftete Unheil an. Der Gute wollte den Bösen gern vernichten, aber nicht mit Gewalt, schlug ihm also vor, daß sie einen Wettlauf anstellen wollten, wonach der Verlierer das Feld räumen sollte u. s. w.

Gegen diesen Indianer ist der Dichter sogar so rücksichtsvoll, daß er ihn den Methodistenprediger, von dem es sich zeigt, daß er zugleich das Haupt der Pferdediebe ist, und sogar das Weib des Assowaum geraubt hat, von der Gerichtsstätte aus abseits in den Wald tragen läßt (möge dort der grüne Rasen über seine Greuelthaten wachsen!), um ihn langsam zu Tode zu martern, während das gemeine Volk der Regulatoren an den entlarvten Pferdedieben vor unsern Augen Rache nehmen muß.

Mit Vergnügen lasen wir den ersten Band der

4. Mississippi-Bilder, Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1847. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Derselbe enthält neun kleinere Erzählungen, deren Inhalt mehr oder weniger aus dem Leben gegriffen zu sein scheint. Hier hat der Verf. nicht mit den complicirten Kunstformen des Romans zu kämpfen gehabt, und daher erzählt er hier kaum minder hübsch als in seinen „Streif- und Jagdzügen". Hier, wo er mit der Entwickelung einer Begebenheit nicht den Aufwand für eine großartige Dichtungsart zu bestreiten hat, zeigt er sich sogar als einen sehr guten Erzähler, und was er selbst aus einer einfachen Anekdote zu machen weiß, zeigt die sechste von diesen Erzählungen: „Der erkaufte Henker", welche jeden deutschen Leser in hohem Grade ergreifen wird. Der wesentliche Inhalt ist folgender: Durch die ganzen Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es das ausschließliche Amt des Sheriffs das Todesurtheil zu vollziehen, ausgenommen wenn er einen Vice- oder Deputy-Sheriff hat, dem dann das Geschäft des Aufhängens übertragen wird. Ein solcher Deputy-Sheriff war Fritz

Haydt, ein Deutscher, noch in dem alten europäischen Glauben erzogen, daß ein Menschenleben, auf gewaltsame Weise und obrigkeitlichen Befehl genommen, die Hände des den Befehl Ausführenden unehrlich mache. Da dieser nun in den Fall kam Jemand erhängen zu müssen, so sah er mit Entsetzen dem Tage des Gerichts entgegen. Zu rechter Zeit aber kommt aus den Atchafalaya-Ansiedelungen ein Krämer mit seinem grün lackirten zweispännigen Wagen heruntergefahren um am Tage der Hinrichtung bei den vielen Gästen welche sich ihrethalben versammeln seine Waaren abzusetzen. Dieser Krämer kennt Fritz Haydt seit vielen Jahren, er besucht ihn den Abend vor der Hinrichtung, und findet ihn sehr niedergeschlagen.

Funfzig Piaster gäbe ich drum, sagt der Deputy-Sheriff, und schlägt mit der Faust auf den Tisch, 50 harte Piaster, wenn ich Jemand fände der mir diesen Dienst abnähme. — Voraus bezahlt? fragt Wolf, der Krämer, und sieht ihn mit zweifelndem Blicke an. — Voraus bezahlt! Hier auf der Stelle, ruft Fritz Haydt, dem bei diesen Worten ein Hoffnungsstrahl aufdämmert. Wolf! Goldwölfchen! wollt Ihr mit einem einzigen Knoten 50 harte Piaster verdienen? — Werden sie mich aber lassen? fragt Wolf zweifelnd, da könnte ja doch Jeder kommen. — Jeder kann kommen! Jeder kann kommen! Wölfchen! Er soll ja nur gehangen werden, wer ihn hängt ist ganz egal. — Ich weiß aber nicht, fährt Wolf überlegend fort, es ist Einem doch ein ganz eigenes Gefühl, wenn man einen Menschen umbringen soll. — Aber Ihr bringt ihn ja gar nicht um, Wölfchen! Das Gericht bringt ihn um, Ihr steht blos auf der Leiter und macht eine Schleife. — Ja Das möchte noch gehen, sagt Wolf, aber nachher die Stütze unten wegzuziehen, daß die Klappe niederfällt — ich weiß nicht, Das ist mir gar zu schauerlich. — Ihr braucht Eure Hand nicht daran zu legen, redet ihm Fritz Haydt zu, Das könnt Ihr mit dem Fuße thun, und — es ist gerade wie beim Strick, bester Wolf. Ihr habt ja den Verbrecher nicht da oben hingestellt, Das fällt doch immer wieder auf die Richter zurück!

Der Krämer willigt endlich ein, empfängt sein Geld, und hängt den Verbrecher auf. Das amerikanische Volk aber, in dessen Augen Fritz Haydt nicht unehrlich geworden sein würde, wenn er auch seinen Dienst selbst versehen hätte, ist über die Handlung des Krämers, der für 50 Dollar die Hinrichtung vollzogen hat, so empört, daß es nicht eher ruht, bis dieser eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Selbst bis auf den Nachlaß des Krämers dehnt sich der Abscheu des Volks aus. Sein Wagen blieb unbenutzt stehen, und die Pferde liefen frei auf den Weiden herum, bis im nächsten Jahre ein anderer Krämer, der ebenfalls Wolf hieß, oder wenigstens vorgab so zu heißen, sich als Erbe meldete, und Beides, da ihm Niemand widersprach oder sich überhaupt um die Sache kümmerte, in Beschlag nahm.

Wir wünschten, Gerstäcker beutete mehre solche Stoffe aus, in welchen so tief poetische Beziehungen des amerikanischen Lebens zum deutschen zu Tage liegen. Nächstdem gefällt uns in den „Mississippi-Bildern" besonders „Der Osage", noch mehr aber die erste Erzählung „Die Sklavin".

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Die Frauen sich gegen die Tyrannei der Männer revoltirend darstellen ist kein neuer Bühnenstoff; aber dennoch wußten ihn Deligny und A. Mabille in „Nisida, ou les amazones des Açores, ballet-pantomime en deux actes et trois tableaux" nochmals auf anziehende Weise in Scene zu setzen. Unstreitig hat das Stück einen Theil seines Erfolgs den Zeitumständen zu danken, welche so reich sind an Revolten aller Art; denn obgleich uns das Textbuch versichert, es handele sich um Amazonen welche sich 1372 auf einer der Azoreninseln niedergelassen hätten, so erinnern uns diese freien Insulanerinnen unwillkürlich an die Frauenclubs, die „Vésuviennes" des heutigen Paris, an das Journal der Dame Niboyet, George Sand's Bulletins u. dgl., und auch die Oper oder „das Theater der Nation", wie es im neurepublikanischen Stil heißt, brachte also der Gegenwart ihren Tribut dar ebenso gut als das kleinste pariser Winkeltheater. Sehen wir nun wie es im Reiche der Vésuviennes von 1372 zuging, und welchen Erfolg ihre Auflehnung gegen die alte Ordnung hatte.

Unter andern Sonderbarkeiten, wie solche in den Amazonenreichen nie fehlen werden, mögen sie „an der Seine Strand" oder auf den Azoren blühen, war auf der Insel Graciosa auch diese zu Hause, daß ihre Bewohnerinnen alljährlich eine Schiffsladung junger Spanier gastfreundschaftlichst empfingen. Aber die Gäste durften bei schwerer Strafe nicht länger als 12 Stunden in der Sansculotten-Republik verweilen, und mußten sich mit untergehender Sonne einschiffen.

Bei Eröffnung des Vorhangs sehen wir die Bürgerinnenwehr der Insel mit Lanzen und Schwertern bewaffnet unter dem Schatten hoher Palmen schlummern. Da erscheint die Bürgerin-Präsidentin Josefa, und bringt dem sich aufraffenden und in Parade stellenden Landsturm eine frohe Nachricht: nämlich daß die Ladung Spanier sehr bald ankommen werde. Die Proclamation erfüllt alle Bürgerinnen mit großer Freude, und statt kriegerischer Exercitien nimmt die Heldinnenschar Tanzübungen vor, um die erwarteten Gäste auf eine der azorischen Gastfreundschaft Ehre machende Weise unterhalten zu können.

Nur eine „citoyenne", und was das Schlimmste ist, der Generalissimus der Land- und Seemacht, die schöne Nisida, die Perle der Insel genannt, bleibt kalt und unempfindlich bei dieser frohen Kunde. Auf einem ihrer Meereszüge sah sie einen schönen Jüngling, und sein Bildniß erfüllt seitdem der Heldin Herz. Sie geht selbst mit dem Gedanken um auf alle vésuviennischen und militairischen Würden und Ehren zu verzichten und den Unvergeßlichen aufzusuchen. Da fährt die ersehnte Schiffsfracht in den Hafen des Freistaats ein, und, o Wonne! Don Arthur, das Original jenes Erinnerungsbildnisses, ist unter ihr. Nisida erkennt den Gegenstand ihrer Sehnsucht und Qual, und auch er scheint ihrer nicht vergessen zu haben. Aber auch die Präsidentin der einigen und untheilbaren Republik hat ein oder wahrscheinlicher zwei Augen auf Hrn. Arthur geworfen. Nachdem man den Gästen die Binden von den Augen genommen — denn die azorische Republik scheint zur Zeit auch ihre Art Belagerungsstand gehabt zu haben, der gewisse Vorsichtsmaßregeln vorschrieb —, bewirthet man sie aufs beste, und heitere Scherze und graziöse, eben nicht zu spröde Tänze lassen die Fremdlinge hoffen, daß sie ihr Schicksal in eine „gemäßigte, humane", und nicht im entferntesten in eine rothe, blaue oder gar schwarze Republik verschlagen habe. Jedem schließt sich eine reizende Bürgerin an; nur Einer geht leer aus, und dieser ist der buckelige Don Oscar. Er hat sich, in eine Tonne versteckt, in den Freistaat geschmuggelt; aber hier ist das Ausgewachsensein streng und strenger verboten als monarchische oder sonst antirepublikanische Gesinnungen. Don Oscar erntet daher in dem Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft nur Spott und Hohn, und muß überall mit langer Nase abziehen.

Wenn aber hienieden Nichts von Dauer ist, so sind 12

Stunden in so angenehmer Gesellschaft verlebt wie die Bürgerinnen von Graciosa sie ihren Gästen zu bereiten verstehen es am allerwenigsten. Die Scheidestunde hat geschlagen, und die Ritter haben sich auf ihre Galeere zu begeben; heimlich schwören sie aber der Republik viel eher als nach Verlauf eines Jahrs einen zweiten Besuch zu machen. Nur Arthur und Oscar ziehen dem Gesetze zum Trotz nicht ab. Ersterer erhielt von Nisida und der Bürgerin-Präsidentin Josefa zugleich einen zum Dableiben auffodernden Wink, Letzterer glaubt im Dunkel der Nacht eher eine Eroberung machen und den fatalen Auswuchs abermals durchschmuggeln zu können.

Mit dem abendlichen Dunkel stellen sich die schöne Nisida und die lüsterne Bürgerin Präsidentin auf dem Rendezvous ein, was wie begreiflich Hr. Arthur nicht verfehlt; aber auch der schlaue Oscar läßt sich nicht vermissen. Das Glück oder Unglück will es, daß in der Finsterniß der Generalissimus der Land- und Seemacht seinen theuern Arthur, der Chef der ausübenden Gewalt aber Don Oscar ertappt, glaubend es sei der begehrte schlanke Hidalgo. Josefa führt ihre Beute in ein Bosquet des Präsidentschaftgartens, während Nisida Arthur nach einer am Meere gelegenen Grotte zieht. Von hieraus wird dem Beglückten noch der Genuß beim Glanze des Mondes ein Bad der Bürgerinnen von Graciosa zu belauschen. Dieser Genuß scheint, nebenbei gesagt, bei den neufränkischen Republikanern, denen ihn die Oper bereitet, viel Interesse zu finden; nur machen sich auch hier die gemäßigte und unmäßige Republik bemerkbar, indem die Einen behaupten, man sehe in dieser Badescene zu viel, die Andern zu wenig.

Wie Dem auch sei, mit dem Aufgange der Sonne entdeckt das Staatsoberhaupt der Amazonenrepublik seinen nächtlichen Misgriff, und geräth, wie begreiflich, in gewaltigen Zorn. Der arme Oscar erwartet nichts Anderes als ein fürchterliches: „Ich verlange die Guillotine" zu hören, er fleht um Gnade, und wird, wahrscheinlich aus hohen Staatsrücksichten, ungestraft entlassen, und macht sich eilig davon. Ein anderes Ungewitter steht Graciosa bevor. Nisida's und Arthur's Einverständniß wird von der gestrengen Bürgerin-Präsidentin entdeckt, und jene wagt es sogar, ihren Geliebten vertheidigend, das Schwert gegen ihre Gebieterin zu ziehen und sie im Zweikampf zu entwaffnen. Wegen solchen Frevels sollen Beide sterben, und die mobile Garde des Orts bemächtigt sich der Schuldigen. Es wird Zeit daß Hülfe kommt, wenn im Reiche der Brüderschaft oder richtiger Schwesterschaft kein Blut vergossen werden soll. Und der Gott der Liebe sendet sie.

Der von ihm stiefväterlich bedachte Oscar hat nämlich seine von der Insel noch nicht weit entfernten Genossen erreicht, und berichtet ihnen was sich Gräßliches auf Graciosa vorbereite. Diese eilen zur Rettung der dem Tode Geweihten herbei, und antworten den Pfeilen womit sie die Freibürgerinnen bedrohen durch Blumenzuwerfen. Nach einigen kriegerischen Demonstrationen bemächtigen sich die Spanier der Insel, und es kommt zu freundschaftlichem Friedensschluß. Die Amazonen schwören ihre Männerfeindschaft ab, und seit der Zeit ist die Republik Graciosa aus der Geschichte verschwunden, und hat bis jetzt noch keinen 24. Februar gehabt.

So ist die gedrängte Geschichte der Azoren-Amazonen, welche die Mimiker der Oper mittels der lebhaftesten Geberden, mannichfachsten graziösen Gruppirungen, Tänzen und ungeheuern Sprüngen darstellen. Das Bunte und Lebhafte der wechselnden Bilder wird nicht wenig durch schimmernde Helme, Kuirasse, kurze Gazeröckchen und effectreiche Decorationen gehoben. Es ist nicht zu leugnen, die Pariser gehören zu den vielseitigsten Genies. Während sie auf der einen Seite die Barrikaden-Construction zu einer niegesehenen Vollkommenheit bringen, über Familie, Hab und Gut debattiren, tanzt man auf der andern mit einer Lust und Fertigkeit, als sei Dies die wichtigste Aufgabe der Gegenwart. Ich begreife nicht warum der Policeipräfect von Paris auf seinen Bulletins, worin er alle fünf Tage die fortschreitende Prosperität der Hauptstadt schildert, noch nicht anführte: „Und im Theater der Nation tanzt man und sieht man badende Amazonen."

Wie wenig die Republik noch nicht allen Misbräuchen „der alten verdorbenen Zeit" ein Ende gemacht hat, davon sah ich unter Anderm in der Oper ein Beispiel. Die Claque besteht auch hier noch wie in den übrigen Theatern in ihrer ganzen unverschämten Organisation. Kurz vor dem Aufgehen des Vorhangs stürzte ein großer feister Kerl ins Parterre, sprang in gewaltigen Sätzen mit seinen staubigen Schuhen von einem Sammetpolster zum andern bis auf eine der vordersten Bänke. Ihm folgte ein Schwarm Genossen, die sich so nahe als möglich um den Chef vertheilten, und da hineinklemmten wo noch ein Plätzchen war. Kaum erhob sich der Vorhang, so gab der Häuptling mit seinem Stocke auf den Boden stoßend ein Zeichen, und die ganze Bande schwang die geübten Fäuste. Und so ging es fort während der ganzen Vorstellung; in jeder Pause, bei jedem Sprung, bei jeder nicht ganz gewöhnlichen Bewegung der Spielenden erscholl der rauschende Söldnerbeifall.

In mehren Theatern bereitet man die baldige Aufführung von größern neuen Stücken vor, aber die Republik hat für nöthig gefunden die alte Theatercensur, wenn auch unter anderer Form und neuem Namen, wieder einzuführen. Die Directoren sind nämlich verbunden zu einer der Repetitionen ein Mitglied einer kürzlich ernannten, aus drei Männern bestehenden Theater-Examinations-Commission zuzulassen. Diese Maßregel wird nicht verfehlen auf mehren Seiten heftige Opposition hervorzurufen. Fräulein Rachel ist von ihrem Umzuge aus der Provinz, wo sie abermals hohen Beifall und einen Kassenüberschuß von 70,000 Fr. erntete, zurück. Zugleich brachte sie aber eine auffällige Ermattung mit, die sich namentlich in ihrer früher so kraftvollen Declamation bemerkbar macht, und wofür sich ihre pariser Verehrer durch die von der Künstlerin erworbenen 70,000 Fr. schwerlich entschädigt glauben dürften.

Lamartine gab unter dem Titel: „Trois mois au pouvoir", in einem Bande von 328 Seiten seine seit den Februarereignissen bis zum Falle der interimistischen Commission öffentlich gehaltenen Reden heraus. Die Sammlung leitet er durch eine lange Rechtfertigung seiner Handlungsweise ein, beweist aber, was übrigens zur Genüge bekannt ist, nicht mehr als daß man wol ein allezeit bereiter, phrasenreicher, nebenbei die redlichsten Absichten habender Redner, aber deshalb noch lange kein großer Staatsmann sein kann. Von Victor Cousin erschienen zwei Heftchen: „Philosophie populaire" und „Justice et charité", jedes zum Preise von 40 Centimen. Von Thiers wird auf gleiche Art erscheinen: „La propriété". Durch solche populaire philosophisch-moralische Abhandlungen wollen die ersten Geister Frankreichs „den heillosen Doctrinen" entgegenarbeiten, die nicht viel Besseres zum Zweck haben als die eine Hälfte der Gesellschaft in menschliche Raubthiere umzuwandeln. „Point de socialisme!" ist jetzt der Schrei Aller, denen sich endlich über die bevorstehende Gefahr die Augen öffnen. Die Beschwörer derselben dürften aber ein schweres Werk haben; denn mittels der Kehrseite der freien Presse wird es den Aposteln Baboeuf's ein Leichtes durch einige Zeilen zu vernichten was Erstere durch viele Seiten zu befestigen streben.

A. Kunze.

Bibliographie.

Epheublätter. Gedichte von A. K. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr.

Freiberg, J., Preussische Chronik. Aus den auf der Königsberger Stadtbibliothek befindlichen Handschriften herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. A. Meckelburg. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guhl, E., Die neuere geschichtliche Malerei und die Akademieen. Mit einer Einleitung von *F. Kugler*. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr.

Harmer, K., Freikorpslieder. Zwölf Gedichte. Hof, Grau. 8. 5 Ngr.

Hinrichsen, C., Die Germanisten und die Wege der Geschichte. Kopenhagen, Höst. 8. 1 Thlr.

Klein, J. L., Die Herzogin. Lustspiel in 5 Akten. Berlin, Veit u. Comp. 8. 24 Ngr.

Der Kreuzfuchs. Eine Fortsetzung des Reineke Fuchs. Herausgegeben von F. Volkmar. Mit 1 Titelkupfer. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8. 24 Ngr.

Lieder von P. J. Beranger, A. Barbier und H. Moreau. Leipzig, Weller. 16. 7½ Ngr.

Möller, W., Ueber das Strafmaß. Hersfeld, Zimmermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Perthes, C. T., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 1ster Band. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Rennecke, C. H., Ueber die principielle Begründung der Lehren von der Sünde, von der Person Christi, von der Erlösung und Rechtfertigung. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 12. 22½ Ngr.

Salis-Seewis, J. G. v., Gedichte. Ausgabe letzter Hand. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Wurm, C., Freiheits-Grüße. Hof, Grau. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Augenzeuge der Schleuderwirthschaft in Frankreich über die Verderblichkeit der Werkstätten auf öffentliche Rechnung und der französischen Nationalwerkstätten insbesondere, und über die Unmöglichkeit einer Gewährleistung der Arbeit von Seiten des Staates. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Belehrung über das Allerhöchste Patent vom 15. März 1848. Von der Kameral-Güterdirektion in Teschen an die Gutsunterthanen in Schlesien. Teschen, am 20. März 1848. Wien, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Berlins Gegenwart und Zukunft. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Birnstiel, C., Ein faßliches Wort für das Volk: über den eigentlichen Unterschied zwischen Republik und ächtconstitutioneller Monarchie. Zum Theil gesprochen in der Volksversammlung zu Vieselbach am 23. Juli, und hier noch weiter ausgeführt. Erfurt, Bartholomäus. 8. 1½ Ngr.

Die Collaturen und die Rechte des Volkes. Mit Rücksicht auf die St. Gallischen Verhältnisse. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 5 Ngr.

Dietrich, E. V., Blicke auf Schleswig-Holstein und den dortigen Kriegsschauplatz. Zunächst für Zeitungsleser und Solche, die ihr Beruf dorthin führt bearbeitet. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Harres, B., Beitrag zur Besprechung der gewerblichen Zeitfrage. Darmstadt, Pabst. 8. 2 Ngr.

Jäkel, E. T., Geschichte der neuesten Zeit in Biographien und Charakteristiken. 1stes Bändchen. Leipzig, Brügmann. 16. 2 Ngr.

Zwei Kammern oder eine? Ein Votum aus der Provinz. Glogau, Flemming. 8. 1½ Ngr.

Kell, J., Die Volksschule und ihre Gegner. Im Auszuge mitgetheilt von Chemnitz. Oldenburg, Schulze. 8. 5 Ngr.

Kienbusch, O. G. v., Bericht über die deutsche Colonie Wartburg in Ost-Tennessee in Nord-Amerika in Betreff ihres Klima's, Landes und dessen Bestellung &c. Herausgegeben von J. E. Weigel. Leipzig, Klinkhardt. 16. 2½ Ngr.

Lieber, F., Ueber die Unabhängigkeit der Justiz oder die Freiheit des Rechts in England und den vereinigten Staaten, in einem Briefe aus Amerika. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Löbenstein, M. E., Der dritte Stand und Eine Kammer. 1ste bis 13te Auflage. Wien, Schmidt u. Leo. Gr. 8. 4 Ngr.

Lowositz, J. B., Der Adel und sein Verhältniß zur Gegenwart. Gegen dessen beantragte Abschaffung. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Memorandum die Zoll- und Handels-Verfassung Deutschlands betreffend. Bremen, Schünemann. Gr. 4. 7½ Ngr.

Petitionen aus Rheinland-Westphalen an die hohen National-Versammlungen in Frankfurt und Berlin, alle zeitgemäßen Volkswünsche aussprechend, zusammengestellt behufs der jetzt gegen Reaction und Ueberstürzung hochnothwendigen Betheiligung aller Staatsbürger an dem Verfassungswerke und zur Erlangung einer dem Geiste der Zeit entsprechenden sittlichen Grundlage unserer Gesellschaft. Solingen, Amberger. Gr. 8. 1½ Ngr.

Pohle, C. L. F., Die constitutionelle Monarchie. Ein Beitrag zur Begründung des neuen Staatsrechts mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 1½ Ngr.

Rehmüller, F., Können Deutsche und Magyaren den Slaven gegenüber bevorzugte Kastenvölker sein? Eine Abhandlung über die Kämpfe für Nationalität und Freiheit der Völker und Stämme in Deutschland, Oesterreich und Ungarn, wie über ihre mögliche, künftige Verfassung und Stellung zu einander. Wien, Wenedikts Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Zwei sehr wichtige Zeitfragen: 1. Können Slawen Deutsche heißen und es werden? 2. Können im Interesse Deutschlands die Großmächte Oesterreich und Preußen von ihrer politischen und welthistorischen Laufbahn verschwinden. Ebendaselbst. Gr. 8. 4 Ngr.

Richter, L., Vortrag über die Berufung einer evangelischen Landessynode. Dem k. Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zur weiteren Veranlassung überreicht. Berlin, Decker. Gr. 8. 4 Ngr.

Struwwel, Peter, Handbüchlein für Wühler oder kurzgefaßte Anleitung in wenigen Tagen ein Volksmann zu werden. 1ste und 2te Auflage. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Türken sind noch nicht verloren! Ueber die Gährungen in den Donaufürstenthümern. Zur Orientirung in den gegenwärtigen Wirren von H. D. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber den Benedictiner-Orden. Wien, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Verfassungs-Entwurf, wie er aus den Berathungen der Verfassungs-Commission hervorgegangen. Frankfurt a. O. Gr. 4. 2 Ngr.

Verfassungs-Urkunde für den preußischen Staat. Der so eben von der Verfassungs-Commission der preußischen National-Versammlung definitiv beschlossene und der National-Versammlung zur Berathung übergebene Verfassungs-Entwurf. Berlin. Gr. 4. 2 Ngr.

Wagner, L., Was hat ein Volk zu thun, wenn es dafür vom Herrn gezüchtiget wird, daß es eigenmächtig die von Gott gegebene Regierungsform geändert hat? Predigt den 17. Mai 1848 zu Militsch gehalten. Schneidemühl, Eichstädt. 8. 2½ Ngr.

Wahrlieb, Theophilus, Der Pietismus in Mecklenburg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 5 Ngr.

Warnkönig, Die katholische Frage im Sommer 1848. Ein Versuch ihrer Lösung für Württemberg. Tübingen, Fues. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Weigert, F., An die Landbewohner Niederösterreichs bei den Reichstagwahlen. Wien, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Ueber Patrimonialgerichte und deren Aufhebung in Niederösterreich. Wien, Beck. Gr. 8. 2 Ngr.

Wolff, J. H. und F. Schwiederka, Sendschreiben an Berlin und dessen Brüder. Löbau, Breyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Ziegler, A., Republikanische Licht- und Schattenseiten, oder die Republik in Deutschland und in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig, Arnold. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 278. —— 4. October 1848.

Friedrich Gerstäcker.

(Beschluß aus Nr. 277.)

Wir kommen jetzt zu den belehrenden oder populairen Schriften des Verf., die wir jedoch hier nur kurz erwähnen wollen. Es sind

5. Reisen um die Welt. Ein Familienbuch. Sechs Bände. Mit zwölf Stahlstichen und zwölf lithographirten Abbildungen. Leipzig, G. Wigand. 1847—48. 8. 6 Thlr. 12 Ngr.
6. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Diesen beiden Schriften kann es natürlich nur zur Empfehlung dienen, daß der Verf. — wie wir schon oben sahen — sich durch und durch als Realisten erweist, und durchaus unfähig ist sich irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Daß er wirklich den vollkommen ungebildeten Leser durch seine Darstellungsweise zu fesseln versteht, davon haben wir selbst Gelegenheit gehabt uns ebenso wol als davon zu überzeugen, daß Dasselbe von vielen gepriesenen sogenannten Volksschriftstellern nicht gesagt werden kann. Mit Recht sind daher „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale" 1847 auch unter die Bücher aufgenammen welche der verdienstvolle Zschokke-Verein in Magdeburg für jeden Winter in der Heimat des Recensenten verbreitet.

Es liegt uns nun noch außerdem eine Anzahl Uebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke vor. Wir können nicht daran denken den ungeheuern Inhalt den Gerstäcker dort angehäuft hat hier flüssig zu machen, und ebenso wenig wird man von uns hier Kritiken über den Werth dieser verschiedenen Werke verlangen. Eine Ausnahme müssen wir nur machen in Bezug auf Ein Buch, welches besonderes Aufsehen gemacht hat, und sich von den übrigen hierher gehörigen Arbeiten durch die Wahl des Gegenstandes unterscheidet den es behandelt, wir meinen den socialen Roman:

7. Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscripte des Advocaten K. in Philadelphia. Vier Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 1846. 8. 4 Thlr.

Dieser Roman zerfällt in eine Menge verschiedener Geschichten, deren Fäden aber sämmtlich in ein ungeheures Verbrecherlocal auslaufen. Es ist dies das sogenannte Kloster, ein Haus wie auch Eugène Sue aus Paris uns deren vorgeführt hat, nur daß dort Alles nach gemessenem Befehl einer geheimen Gesellschaft handelt, hier in Philadelphia aber der Portier die Hauptperson ist; denn der magische Einfluß des Astrologen, dieses schwächlichen Charakters, der mit Fug und Recht endlich selbst dem Portier unterliegen muß, hat doch wahrlich Nichts zu bedeuten. Der Portier also ist die Hauptperson. Er gönnt in seinem Hause selbst seinen besten Kunden nicht die gehörige Sicherheit, läßt sie nach Belieben durch den Druck einer Feder für immer in unterirdische Gewölbe versinken u. s. w. „Bin neugierig wie Das thut!" pflegt er bei solchen Gelegenheiten zu sagen. Man begreift nicht wie ein solches Haus, das durchaus unter dem Schutze keiner Idee steht — und wäre es auch nur die verworfenste —, sondern in dem lediglich eine wahrhaft thierische Willkür herrscht, sich halten könnte.

Auch diejenigen Personen welche in jeder Hinsicht weit über dem Portier, dem „Teufelskäfer", erhaben sind stehen in ihrem Leben und Handeln doch immer noch viel zu tief. Eine schöne vornehme Dame, die mit ihrem Manne gespannt lebt, findet einen Zettel (II, 119). Mit diesem Zettelfinden, dessen Bedeutung wir nur aus der freudigen Erregung die sie gegen einen Liebhaber zeigt errathen können, schließt ein Capitel. Bald hofft sie nun ganz allein diesem Liebhaber angehören zu können. Aber ach! sie kann sich des Zettels wenig erfreuen; denn schon findet (II, 195) eine vierte Person einen andern Zettel, der die schöne Dame bei ihrem Manne compromittiren würde, und sie nöthigt sich dem glücklichen Finder hinzugeben. Sie ist dazu schon entschlossen, versucht aber doch erst durch Gift mit ihm fertig zu werden. Aber diesem Versuche folgt die Rache auf dem Fuße nach: denn bald weiß ihr Gatte ihr selbst Gift beizubringen; wir lesen nun ein besonderes Capitel: „Die Folgen des genossenen Gifts", und müssen froh sein, daß diese allmälig eintretenden Folgen nicht in verschiedenen Capiteln beschrieben werden.

Die Sühne aller dieser Greuel, welche zunächst in

der Rettung einiger so ziemlich rein gebliebenen Personen besteht, deren Verderben „Teufelskäfer" auch beschlossen hatte, wird durch die „langlockige Beß" vermittelt. Dieser, die tiefer steht als eine gewöhnliche Grisette, fehlt aber selbst jener schöne Leichtsinn einer „Lachtaube" aus Eugène Sue; sie ist bei ihren schönen langen Locken doch eine gar zu ernsthafte Sünderin, der Leser glaubt daher zu sehr an ihre Schuld, und kann ihr mit seinem Vergeben nicht einmal so schnell folgen, als sie selbst gegen Ende des Romans mit Riesenschritten der Tugend in die Arme eilt.

So lösen sich denn also auch schon in nordamerikanischen Romanen die Charaktere auf in eine Menge von Spitzbubenstreichen, an denen die Mehrzahl der Helden in der Regel Theil nimmt, sodaß sie eigentlich nur noch durch größeres oder geringeres Raffinement graduell voneinander geschieden sind. Ihnen gegenüber werden dann die übrigen Helden in die Stellung der Policei hineingedrängt. Aber nicht einmal hiervon gibt der ungenannte Dichter rein objective Schilderungen, sondern er unterbricht sich selbst wol noch in der Erzählung durch moralische Betrachtungen. „Gerechter Gott", ruft er irgendwo aus, „war kein Engel der sie vor ihrem dunkeln Pfade warnen konnte? Nein — kein Zeichen — kein Omen scheuchte sie zurück." Erst „dunkle Pfade" und dergleichen zu erfinden, um dann darüber zu moralisiren, Das ist doch zu trocken. Gesetzt, der Held eines Romans hörte eine solche Bemerkung, und kehrte auf dem verhängnißvollen Wege um, so hätte der Schriftsteller vergeblich einen langen Anlauf genommen, und aus dem Romane würde Nichts.

Solche Betrachtungen sind nur möglich wenn der Romanschreiber mit seinen Gedanken das freie Reich der Poesie verläßt, und bei Dem was er schreibt nur an die Parallelstellen im Leben denkt. Hierdurch aber wird der Roman unförmlich; denn es muß sich dadurch Alles nach allen Seiten hin in Reflexionen auflösen. Auch wird sich der perfecte Erzähler schon deshalb hüten über den Leichtsinn seiner Helden zu moralisiren, weil man vom Romanhelden wirklich nicht mehr verlangen kann als daß er seinem Charakter nach schlank weg handelt, ohne sich — gleichsam zwischen den Zeilen — gegen das Böse zu sträuben. Selbst die Rache kann ihm ja im Grunde nur als Naturgesetz folgen, indem sie da wo sie eintreten muß von vornherein durch den Charakter selbst gefodert wird, die Zufälligkeiten aber, welche im Leben oft die moralische Weltordnung scheinbar durchbrechen, für den Roman nicht eintreten können. Uebrigens verkennen wir nicht, daß der Dichter Scenen schildern kann, wo moralische Bemerkungen unvermeidlich sind, mögen sie nun vom Leser oder sogleich von ihm selbst gemacht werden; aber da wo — zum Nachtheil einer höhern Moral, welche stets mit der Gesammtwirkung eines poetischen Kunstwerks zusammenfällt — die Dichtung auf diese Weise gestört wird, kann diese selbst nicht rein und nicht rechter Art sein, und wir werden ein Mistrauen gegen Schilderungen welche solche Aeußerungen des moralischen Gefühls hervorrufen nicht unterdrücken können.

Wie der Dichter der „Quäkerstadt" das moralisch-Unschöne nicht immer fern hält, so auch nicht einmal das physisch-Häßliche. Wenn er zu seinen Lesern sagt: „Denkt euch das Antlitz Lazarus', wie er, eine Leiche, in seinem Grabe lag", so kann der Kritiker Nichts thun als ruhig dazu bemerken: Das soll sich aber der Leser eines Romans nicht denken! Neben dem Häßlichen nun aber wird im Detail auch dem rein Zufälligen aus dem wirklichen Leben zu viel Platz eingeräumt. Wenn man aber noch darüber streiten könnte, inwieweit selbst das Häßliche zum Gegenstande der Dichtung gemacht werden darf, so kann es hingegen keine Frage sein, daß das Zufällige — wir meinen Das was sich zu den Charakteren und der Handlung des Romans ganz indifferent verhält — völlig ausgeschlossen werden muß. Der Epiker Homer läßt zwar seine Helden regelmäßig essen und trinken, und sie damit dem Leben ihren Tribut bezahlen; aber er bedient sich dazu nur stehender Formeln, in denen bei aller Schönheit der epischen Malerei doch nur das Nöthigste gesagt ist. So möchte denn auch der Verf. der „Quäkerstadt" seine Helden essen und trinken lassen; aber er geht in der Lebendigkeit nebensächlicher Schilderungen offenbar zu weit, wenn er eine Dame welche von einer andern bewirthet wird während der Mahlzeit folgendermaßen redend einführt: „Die Austern, wenn ich bitten darf, auch den Pfeffer. Kein Senf da?" Welche naive Frage! Nun, und wenn nun keiner da wäre? Würde der Roman dadurch schlechter? Es ist genug, wenn der Leser der epischen Malerei zur Liebe seine Helden ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigen sieht, er braucht sie wahrlich nicht erst säen und ernten, ja nicht einmal die Senfbüchse braucht er sie erst herbeischaffen zu sehen.

Jedenfalls hat sich der Verf. dieses Buchs, das im Wesentlichen — also namentlich doch wol in seinen Enthüllungen über das „Kloster" — auf Wahrheit beruhen soll, durch dasselbe ein Verdienst erworben. Es würde noch größer sein, wenn er für seine Mittheilungen die Form der Abhandlung gewählt hätte. Wer als öffentlicher Ankläger gegen Verbrechen auftreten will, werfe den Schleier der Dichtung weit von sich.

Gerstäcker's eigene Romane stehen weit höher als die „Quäkerstadt", und wenn wir ihm vorwarfen, daß er als Romanschreiber zu sehr die „Nachtseite" des amerikanischen Lebens hervorgekehrt habe, so wolle man Dies vor allen Dingen darauf mit beziehen, daß wir ihn für die Uebersiedelung dieses Romans auf deutschen Grund und Boden verantwortlich machen. Wenn wir an der „Quäkerstadt" zu rügen hatten, daß der Verf. derselben sich nicht genug selbst über die bloßen Zufälligkeiten des Lebens zu erheben versteht, so mußten wir etwas Aehnliches schon oben von Gerstäcker sagen.

Außer der „Quäkerstadt" wollen wir noch folgende Bearbeitungen und Uebersetzungen von Gerstäcker anfüh-

ren, worunter sich auch einige befinden die sich nicht auf Amerika beziehen:

8. Wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischen Lebens. Aus dem Englischen des Amerikaners Charles Fenow Hoffmann. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 12. 2 Thlr.
9. Der Buschrähndscher. Erzählungen aus den Colonien von Vandiemensland von Rowcroft. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
10. Reiseabenteuer in Georgien, Cirkassien und Rußland von G. Poulett-Cameron. Frei nach dem Englischen. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1846. 8. 2 Thlr.
11. Wigwam und Hütte. Erzählungen aus dem Westen Amerikas von W. G. Simms. Aus dem Englischen. Dresden, Arnold. 1846. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
12. Gardinenpredigten. Aus dem Englischen. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 1 Thlr.
13. Omoo oder Abenteuer im Stillen Ocean. Mit einer Einleitung, die sich den „Marquesasinseln" anschließt und Toby's glückliche Flucht enthält. Aus dem Englischen des Hermann Melville. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. 1847. 8. 2 Thlr.
14. Echos aus den Urwäldern oder Skizzen transatlantischen Lebens. Nach englischen Quellen bearbeitet. Leipzig, Gerhard. 1847. 8. 1 Thlr.
15. Der schwarze Prophet. Aus den Zeiten irischer Hungersnoth von William Carlton. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Dresden, Arold. 1848. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von diesen haben die „Echos aus den Urwäldern" beim Durchblättern ein Interesse eigenthümlicher Art in uns rege gemacht. Gerstäcker scheint sie mit vieler Liebe bearbeitet zu haben, und es war uns selbst als sähen wir hier in kleinen und allerliebst gezeichneten, locker zusammengereihten Bildern noch einmal das Treiben des wackern Streifschützen in einem Schattenspiele an uns vorüberziehen. Er hatte allen Grund dies Buch „Echos" zu taufen; denn er mußte in dem glücklichen Naturel des Mannes dessen Aufzeichnungen er vorzugsweise seiner Bearbeitung zu Grunde legte einen Theil seines eigenen Wesens wiedererkennen. Wir finden in den „Echos" eine Menge guter, überraschender und piquanter, wenn auch nicht sehr tiefgreifender Beobachtungen. Der Verf. jener englischen Aufzeichnungen ist nicht allein, wie der Verf. der „Streif- und Jagdzüge", ein eingefleischter Realist, er ist sogar Offizier, und als solcher vorzugsweise angewiesen auf die Betrachtung von Pferden, Hunden und dergleichen. Die Thierwelt liegt ihm überhaupt besonders am Herzen. Innerhalb ihrer Grenzen nun entdeckt er so Manches was vielleicht einem Alexander v. Humboldt entgangen sein würde, und das Alles erhalten wir in den „Echos" hübsch abgerundet, und es „liest sich" vortrefflich.

H. Pröhle.

Alexander der Große und Aristoteles.

Es gewährt ein eigenthümliches Gefühl der Ruhe und Sicherheit unter den Stürmen der Gegenwart in die entlegenen Regionen des Alterthums zurückzukehren, und bei dem großen Philosophen zu verweilen der, wie widernatürlich ihm auch das unumschränkte Königthum (die παμβασιλεία) erschien, doch einen seiner edelsten Vertreter in Alexander dem Großen erzogen hat. Denn die Grundsätze des Lehrers haben zweifelsohne auf den Königssohn und Eroberer einen lebendigern Eindruck gehabt als die phantasiereichen Berichte des Ktesias, wie Humboldt im „Kosmos" (II, 185) mit vieler Wahrheit bemerkte. Um so anziehender muß für Jeden der sich noch Antheil und Frische des Urtheils bewahrt die Schilderung des Verhältnisses zwischen einem solchen Lehrer und einem solchen Schüler sein, und selbst nach manchen frühern derartigen Arbeiten ein jeder neue Versuch mit Dank aufgenommen werden. In dem vorliegenden*) fühlen wir uns zuerst zum anerkennenden Lobe der Geschicklichkeit veranlaßt, mit welcher sein Verfasser, ein durch frühere philologische Leistungen auf diesem Felde rühmlich bekannter gelehrter Schulmann in Halle, aus den zerstreuten Stellen, Sprüchen, Erzählungen und Beobachtungen in den alten Schriftstellern ein stattliches Gebäude aufzuführen verstanden hat, in welchem sich bequem wohnen läßt. Zweitens ist es ein glücklicher Gedanke die allgemeinen Erziehungsgrundsätze des Aristoteles so aufzustellen, daß aus ihnen ihre Anwendung auf die Eigenthümlichkeit Alexander's wiederum hervorgeht, sodaß wir also hier Theorie und Praxis in ansprechender Verbindung erhalten. Aus diesen Eigenthümlichkeiten verdienen folgende drei besonders ausgezeichnet zu werden. Erstens zeigt sich in Alexander's ganzem Wesen das Dreiblatt der Tapferkeit, Mäßigung und Schamhaftigkeit, überhaupt der Abscheu gegen alles Niedere und Gemeine und jener Sinn für höheres Streben, ein Hauptverdienst der Aristotelischen Ethik. Zweitens hat Alexander vollkommen erkannt, daß es sich schlechterdings nicht für hochsinnige und edle Gemüther ziemt überall das Nützliche zu suchen, und Dies auf das vortrefflichste dadurch bewiesen, daß Homer sein Liebling geworden war, und daß ihn sein Lehrer vermocht hatte jenen als die Fundgrube der Uranfänge aller Weisheit, insbesondere aller Fürstenweisheit zu betrachten. Drittens aber war, wie groß immer der Einfluß des Stagiriden auf Alexander gewesen, doch niemals die eigene Selbständigkeit des Zöglings darüber verkannt oder vergessen worden. „Wie wenig auch", sagt Hr. Geier (S. 41), „die vortrefflichste Erziehungskunst im Stande sei ohne die Grundbedingung einer wohlgearteten Naturanlage (εὐγενὲς ἦθος) irgend bedeutende Erfolge zu erzielen, verkannte Aristoteles selbst am wenigsten; ein Geist aber wie der Alexander's war konnte niemals blindlings auf des Meisters Worte schwören, selbst wenn ein Aristoteles der Meister war. Und so sehen wir denn auch den großen König in manchen sehr wesentlichen Richtungen seinen eigenen Weg einschlagen, welcher dem von seinem Lehrer empfohlenen zum Theil schroff entgegenlief." Hierbei findet derselbe Gelegenheit die frühere namentlich durch Buhle vertretene Ansicht, als ob in spätern Jahren zwischen Alexander und Aristoteles ein Zerwürfniß geherrscht habe, befriedigend zu widerlegen, und zeigt, daß nach dem gänzlichen Aufhören des unmittelbaren Unterrichts Alexander den Lehrer seiner Jugend als seinen väterlichen Freund geliebt, und sich in wahrhaft königlicher Freigebigkeit erschöpft habe, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Ueber einzelne Gegenstände dieser Freigebigkeit wird Hr. Geier bei Humboldt (a. a. O. S. 191—193) eine von der seinigen etwas abweichende Ansicht finden. Weit später, etwa seit dem J. 327 v. Chr. und seit dem traurigen Ende des Kallisthenes, eines nahen Verwandten des Aristoteles, läßt sich eine Entfremdung im gegenseitigen Verkehr nicht verkennen; aber es läßt sich auch, wie Hr. Geier mit Recht erinnert, nichts Zuverlässiges feststellen, da nur eine einzige Stelle des Plutarch hierüber einigen Aufschluß gibt. Wir möchten, wie unser Verf. schon auf S. 35 an einige Aehnlichkeiten Alexander's und

*) Ueber Erziehung und Unterricht Alexander's des Großen. Erster Theil. Von Robert Geier. Halle, Anton. 1848. 4.

Friedrich's des Großen erinnert hat, ebenfalls in einem solchen Aufhören früherer Innigkeit und vertrauensvoller Hingebung dasselbe Verhältniß wahrnehmen wie es von Zeit zu Zeit zwischen dem Könige von Preußen und mehren seiner verdientesten Generale, einem Schwerin, Seydlitz, Herzog Ferdinand von Braunschweig, stattgefunden hat, und voll mannichfacher Schwankungen gewesen ist.

Eine Anzahl anderer Bemerkungen, als über die frühern Lehrer des Alexander, Leonidas und Lysimachus, über die verschiedenen Zweige des griechischen Unterrichts und ähnliche Punkte, können wir hier nicht weiter aufführen. Aber einer baldigen Fortsetzung dieser Schrift, deren Inhalt auch ihrem nächsten Zwecke, nämlich der Belehrung der Jugend, wohl angemessen ist, sehen wir mit Zuversicht entgegen. 17.

Das „Athenaeum" über Zschokke.

Des am 27. Juni d. J. heimgegangenen Heinrich Zschokke letzte novellistische Arbeit: „Lyonell Harlington, ein Mann der Neuen Welt", hat durch die Uebertragung ins Englische (London 1848) dem „Athenaeum" einen Anknüpfungspunkt zu einer den Verf. besprechenden Skizze geboten, deren Inhalt, so weit er dessen literarische Leistungen betrifft, sich in Folgendem zusammenfaßt. „Zschokke", heißt es, „ist einer der seltenen Männer welche durch viele und gute Schriftstellerei sich ausgezeichnet, und von denen man doch sagen kann, daß sie mehr gewirkt als geschrieben haben. Er schrieb blos in den Stunden des Ausruhens von wichtigen bürgerlichen und politischen Aufträgen. Daß beliebte Schriftsteller eine praktische Thätigkeit mit wissenschaftlichen Studien oder Erschaffung von Phantasiegebilden vereinigen, kommt in keinem Lande häufig vor, und ist besonders bei einem deutschen Autor eine Art Phänomen. Sowol deshalb als in Betracht der eigenthümlichen Zwischenfälle in Zschokke's Leben und seines daraus hervortretenden Charakters läßt sich annehmen, daß ein Gemälde seines geschäftigen Wandels nicht weniger interessant sein würde als irgend eins, wozu er den Stoff aus alten Urkunden oder aus seiner Phantasie geschöpft hat..... Wer die leichte Literatur Deutschlands kennt, kennt natürlich Zschokke's Erzählungen und Romane. Erstere gehören unstreitig zu dem Besten ihrer mannichfaltigen Gestaltung, und namentlich haben einige der kürzern einen Werth der von ähnlichen Erzeugnissen in andern Sprachen kaum übertroffen worden ist. Zschokke besitzt den besondern Takt einem gewöhnlichen Ereignisse oder einer Gruppe einfacher Menschen einen Anstrich von Neuheit zu geben, plötzliche Ueberraschungen scheinbar ohne Mühe herbeizuführen, und das seltsamste Zusammentreffen von Umständen zu einem ganz natürlichen zu machen. Er beschreibt nicht blos gut, und zwar in fließender herzlicher Weise, sondern bekundet auch ein eigenes Geschick die Erzählung einzuleiten, sie durch eine Reihe den Leser munter erhaltender Details fortzuspinnen und die Auflösung bis zum letzten Momente zu verhüllen. Einige seiner Erfindungen sind zugleich originell und glücklich, und bedient er sich auch oft des Vorrechts des Romandichters Unwahrscheinlichkeiten einzumischen, thut er es doch mit einer Manier, daß der Leser im Augenblick geneigt ist sie zu glauben. An echt poetischer Auffassung wie an zarter Zeichnung der Charaktere und Motiven leiden seine Dichtungen offenbar Mangel; dagegen weht durch alle seine Beschreibungen eine Glut der edelsten Gefühle und eine gewisse Frische der Luft, die seinen Stil belebt. Seine kleinern Erzählungen stehen inmitten des hoch Phantastischen und des einfach Prosaischen — eine Mitte welche für häusliche Geschichten sich vielleicht am besten eignet. Demgemäß ist es auch dieses Fach welches Zschokke am besten gelungen ist."...

„Nicht läßt sich Dies von seinen größern Schöpfungen sagen. Eigenschaften welche zur zierlichen Ausführung eines engen Themas oder eines vereinzelten Ereignisses befähigen genügen nicht für die Anfoderungen einer regelrechten Novelle oder eines Bände füllenden Romans. Zschokke's Versuche in diesem und in jener dürften den Beweis liefern, daß er nicht Alles besaß was unentbehrlich ist um in beiden Fächern sich auszuzeichnen. Die lebhaften und liebenswürdigen Gefühle welche den Verf. nie verlassen, bisweilen auch ein Hauch hoher Begeisterung retten seine Romane von entschiedener Langweile. Sie aber haben ihn nicht zum Lieblinge der Lesewelt gemacht."

„Die Tendenz aller Zschokke'schen Erzählungen ist eine sittliche im feinsten Sinne des Worts. Wo kein ausdrücklicher Zweck zu belehren vorliegt ist der Ton stets freundlich, rein und gesund. Die Lebensansicht welche dargestellt, die Principien welche durch Handlung entwickelt werden sollen ruhen auf häuslicher Liebe und edler socialer Hingebung, gestützt und geregelt von activen Tugenden. Es kann die Frage sein, ob die Dichtung einen moralischen Zweck irgendwie besser zu fördern vermöge als wenn sie der in die freie Region des Idealen erhobenen Naturwahrheit innig anhängt. Das jedoch ist keine Frage, daß der wesentliche Charakter der Dichtung als Kunstwerk in dem Zwange untergeht einem andern Gesetze zu gehorchen, ihre angestammte Freiheit für ein Schulmeisteramt hinzugeben. Zschokke hat entweder diese Ueberzeugung nicht gehabt oder für rathsam erachtet sie nicht zu berücksichtigen; denn eine Zahl seiner besonders letzten Erzählungen hat nur die Absicht irgend eine praktische Wahrheit oder Warnung dem Volke zu veranschaulichen."

Nach diesem allgemeinen Urtheilsspruche wendet sich das „Athenaeum" zu Zschokke's letzter novellistischer Arbeit. Es zählt dieselbe nicht zu seinen glücklichern Leistungen. „Der ganz deutlich den spätesten Ansichten des Verf. über verschiedene sociale und politische Gegenstände als Vehikel dienende Plan ist durchaus nicht neu. Der Gedanke Institutionen und Meinungen der Alten Welt von einem Reisenden aus der Neuen Welt besprechen zu lassen ist älter als Voltaire's «Micromégas», und die Nothwendigkeit sich eines solchen Beobachters zu bedienen hat Zschokke auf ein Feld geführt, wo seine mangelhafte Kenntniß des Auslandes sehr sichtbar wird. Da der gewählte Zeitpunkt in der Gegenwart liegt, ist ein Entfliehen aus der Wirklichkeit unmöglich, und gegen diese verstößt die Geschichte oft in einer Weise, worüber sich Jeder wundern muß der in der Geschichte unsers 19. Jahrhunderts kein Fremdling ist.... Hier und da eine lebhafte Aeußerung oder Züge einer bekannten heimischen Persönlichkeit erinnern an die bessern Tage des Verf.; doch selbst Dies nur selten. Während viel Rederei über Gesetzreform, Constitutionen, Monarchie und Republik bei jedem Schritte an die Prosa des Tages mahnt, schweift die als Faden zum Anreihen dieser Gesprächsgegenstände gebrauchte Erzählung auf das Gebiet der Romantik, und was «den Mann der Neuen Welt» anbelangt, seine Person, seine Geschichte und sein Thun, so können Diejenigen die in ihm nicht ein seltsames Phantasiegebild erblicken von Amerika und den Amerikanern schwerlich viel wissen.... Inzwischen ist Zschokke als Reformator und Philanthrop stets seinen eigenen Weg gegangen, ohne sich streng zu einer Partei zu halten. Wie er jedoch in seinen jüngern Jahren über sociales Wesen und dessen Institutionen gedacht, dafür bieten die Redereien in «Lyonell Harlington» ebenso wenig einen Maßstab als dieser Roman für den schriftstellerischen Werth des Verf. Was er in den Tagen seiner Manneskraft geschrieben und gethan Das begründet seinen Ruf, und selten sind die Männer die ihrem Anspruche auf Ruhm und dauerndes Andenken einen festern Boden gewonnen haben." 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 279. —— 5. October 1848.

Eine Woche. Idyll-Novelle, herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 4 Thlr.

Niemand kann weiter davon entfernt sein als der Ref., den Solonischen Grundsatz vom Parteiergreifenmüssen in Zeiten weltumgestaltender Parteiungen als theoretisch richtig anzuerkennen. Im Gegentheil hält er es an sich für die erste und ursprünglichste Pflicht des wahrhaft Besonnenen und dabei Gutgesinnten, in einer solchen Gegenwart, mit Verleugnung alles bequemen Indifferentismus, mit einem Herzen in welchem Wohl und Weh des Vaterlandes immer und immer wieder die frischesten Sympathien finden, dennoch jede Partei durchweg zu perhorresciren, und den feindlichen Brüdern, dem Einen mit derselben Energie wie dem Andern, die gezückten Waffen aus den Händen zu ringen. Damit aber verbindet er freilich auch die nicht sehr tröstliche, doch durch die Erfahrung bestimmt genug gewährleistete Ueberzeugung, daß praktisch leider auch Der der es am redlichsten meint über die Befleckung mit dem Parteiwesen nie ganz und vollständig hinauskommt, und von der Zeit die an ihm vorüberbraust immer einen Geschmack annimmt der mehr oder weniger für ihn verhängnißvoll wird. Man sagt, daß an den Orten die von der Cholera echter Art heimgesucht werden auch die gesündesten Naturen, die ihrer unheilbringenden Umarmung sich zu entschlagen wissen, gleichwol einer gewissen Unbehaglichkeit, einer den Erscheinungen der Krankheit mehr oder weniger analogen Empfindung nicht entgehen können; und etwas Aehnliches mag wol auch in der angedeuteten politischen Atmosphäre voll wüthender Parteistürme vorkommen.

Und wozu nun, fragt hier sofort der Eine oder der Andere unserer Leser, ein solches politisches Vorwort zur Anzeige eines Werks das seinem Titel und den harmlosen und schuldlosen Andeutungen nach die er enthält mit allem Andern, nur nicht mit der Tagspolitik zu thun hat? Die Antwort ist leicht. Ref. hat auch an dieser Idyll-Novelle, wie sehr sie als solche auch von andern Zeitnovellen, wie etwa den Ruge'schen, sich unterscheiden mag, den Parteigeruch und Parteigeschmack herausgewittert; er glaubt — horribile dictu! — noch dazu die blanke und bare Reaction in ihr entdeckt zu haben; und eine solche Entdeckung und Wahrnehmung, wie wäre es nur möglich sie da, wo man jetzt über den Gegenstand derselben reden soll, in einer Zeit, wo an die Stelle der vertriebenen Jesuiten die leidige Reaction getreten ist, unerwähnt zu lassen?

Ja ich klage den in seiner glücklichen Zurückgezogenheit von den Händeln der Gegenwart friedlich und unschuldig träumenden Einsiedler bei St.-Johannes der Reaction an. Schon diese Zurückgezogenheit selbst, aus der heraus er sich vernehmen läßt, ist, sogar etymologisch genommen, Reaction. Aber das leidige Wort Reaction ist eins von jenen vielen Zeitstichworten die wie ein vielgestaltiger Proteus jetzt diese, jetzt eine andere Gestalt zeigen, und an einer Zweideutigkeit leiden die wol mitunter schon zu Misverständnissen arger Art Veranlassung gegeben hat; und ich muß allerdings gleich vornweg bekennen, die Reaction unsers Eremiten ist eine im höchsten Grade harmlose, eine vielfach ansprechende, ja ich möchte sagen, eine ähnliche Sehnsucht in der Seele weckende wie sie den Homer'schen Helden Thränen in die Augen lockt, wenn sie der daheim gebliebenen Gattin und Kinder gedenken. Dennoch ist und bleibt sie Reaction, und wer kann sagen, ob unsere radicalen Fortschrittler sie eben wegen dieser Eigenschaften nicht für um so gefährlicher und verfänglicher ansehen werden? Es ist Reaction, wenn unsere Idylle eine Leiden- und Freudenwoche aus dem jetzt völlig hinter uns liegenden Weltalter der jüngst vergangenen Vorzeit in einer Fülle und Lieblichkeit schildert die gar wohl im Stande ist alle Spitzen und Stacheln desselben uns sorgfältig zu verdecken, und den unwillkürlichen Ausruf uns abzunöthigen: Hier ist gut sein — laßt uns Hütten bauen! Es ist Reaction — welchem Radicalen könnte ein Zweifel darüber sein? —, wenn ein protestantischer Landpfarrer uns vorgeführt wird der altgläubig und bibelgläubig nun auch Haus und Gemeinde in diesem alten Bibelglauben auferzieht, und unnachsichtlich dabei festzuhalten bemüht ist, zugleich aber auch noch unter Juden und Heiden dafür Proselyten wirbt, die zahlreichen Gäste aus der Nähe und Ferne nicht gerechnet, die von seiner urväterlich kräftigen Glaubenskost sich anziehen und, man kann nicht sagen auf wie lange, festhalten lassen. Freilich wird Einem etwas seltsam zu

Muthe, wenn man sieht wie eben in solcher Reaction der wahre, leibhafte Communismus sich zugleich in eclatanter Weise offenbart, und Haus und Gemeinde des alten Pfarrers mit ihm und unter sich nicht nur ein Herz und eine Seele sind, sondern auch, von der Gemeinschaft am Höhern und Göttlichen getragen, Leiden und Freuden des Lebens in merkwürdiger Vollkommenheit miteinander theilen; um das enge und kleine Stillleben ihres Dorfs aus frommem Gottesglauben, kindlich-sinniger Genügsamkeit und sich selbst vergessender echter Liebe einen Blütenkranz zu schlingen wissen der in Farbe und Duft gleich lieblich anspricht; überhaupt in merkwürdiger Weise die wichtigsten Aufgaben eines echt socialen Republikanismus so lösen, daß gar Nichts zu wünschen übrig bleibt. Für die Proletarier ist überflüssige Gelegenheit zu anständig lohnender Arbeit gegeben; genau genommen gibt es in der ganzen Gemeinde entweder gar keine Proletarier, oder es sind alle Gemeindeglieder sammt und sonders in einem eminenten Sinne Proletarier. Staat und Kirche sind so einig miteinander, daß Eins das Andere völlig ungehindert seinen eigenen Weg gehen läßt, und an einen Conflict ihrer Interessen so wenig zu denken ist, daß Dies nicht vollkommen der Fall sein könnte, selbst wenn sie durch die unübersteiglichste Kluft voneinander getrennt wären. Von Preßfreiheit ist allerdings nicht die Rede, weil die Möglichkeit Etwas drucken zu lassen fehlt; dagegen wird das Associationsrecht in der größten, freisten Ausdehnung geübt, und namentlich ist das Interesse für den Gebrauch desselben so allgemein, daß z. B. bei den sonntägigen Versammlungen wirklich nur Diejenigen fehlen die schlechterdings abgehalten sind; außerdem aber zur Zeit der Noth auf den ersten Ruf Wehrhafte und Nichtwehrhafte wie Ein Mann zusammenhalten, und Einer für Alle und Alle für Einen einstehen. Die Schule hat sich zwar von der Kirche noch nicht thatsächlich emancipirt, aber von der Kirche ist sie insofern freigelassen, ohne von dem Staate in ein neues Joch geschnürt zu sein, daß sie sich völlig frei bewegen kann, offenbar aus dem Grunde, weil sie sich so normal bewegt, daß sie weder mit der Kirche noch mit dem Staate auch nur von weitem in Conflict zu gerathen fürchten darf. Ueberhaupt ist es eigenthümlich anzusehen wie inmitten dieses kleinen Völkchens, das unter seinem Vladika doch offenbar recht alterthümlich patriarchalisch lebt, aus den Wurzeln eines Glaubens der für Die die ihn haben offenbar völlig und nicht blos scheinbar objectiv geworden ist, und einer Mark und Bein durchdringenden Sittlichkeit alle die gesuchten Früchte des Fortschritts, Freiheit, gleiche Berechtigung und froher Lebensgenuß in der ansprechendsten Form mit der unverkennbarsten Nothwendigkeit sich entwickeln, und so der vollste Segen den der Republikanismus nur immer dereinst in seiner chiliastischen Erfüllung bringen kann hier schon in der natürlichsten und gegenwärtigsten Wirklichkeit, wenn auch in einer Art von Rococofassung, dargeboten wird.

Unser Verf. mag zusehen wie er von solchem Vorwurfe der Reaction vor unserer fein unterscheidenden Zeit sich zu reinigen vermag. Wir haben jedenfalls unserer Pflicht genügt, indem wir dem undankbaren Geschäfte der öffentlichen Denunciation uns nicht zu entziehen versuchten. Desto unbefangener können wir nun zu einer speciellern Darlegung der sonstigen Eigenthümlichkeiten unserer Novelle fortschreiten, indem wir fortan auf die Voraussetzung des Reactionnairen in dem Buche, mit der wir an unserm Theile abgerechnet haben, nicht weiter zurückzukommen brauchen. Von ihr also absehend oder vielmehr sie auf sich beruhen lassend, können wir unsere Leser, wenn sie, wie es wol Vielen in der Gegenwart ergehen mag, mitunter aus dem Geklapper der politischen Tretmühle für einige Zeit in eine stille, dem Geräusche von draußen unzugängliche Grotte einzukehren wünschen, mit vieler Zuversicht auffodern die vorliegende „Idyll-Novelle" — eine Nomenclatur die für den Inhalt höchst bezeichnend ist — zur Hand zu nehmen, und wir dürfen hoffen, daß das Stillleben das ihnen hier geboten wird, bewegt und mannichfaltig wie es bei aller Friedlichkeit und Einfachheit sich gibt, sie bald mit seinen besänftigenden und mild erfreuenden Klängen so umziehen und umspinnen werde, daß sie gern ihrem Einflusse sich hingeben, und für Augenblicke die Angst und Sorge der Gegenwart vergessen werden, wenn sie ja nicht, was wir keineswegs für unmöglich halten, die Kräfte einer andern Welt daraus schöpfen sollten, mit welchen sich die Kämpfe der Zeit allein glücklich überwinden lassen. Allerdings fällt die Woche die hier wahrhaft idyllisch an unserer Beschauung vorübergeführt wird noch in die Zeit vor dem letzten 18. Februar und dem von diesem entzündeten elektrischen Feuerregen; aber ihre Atmosphäre ist schon sehr schwül und voll von Andeutungen Dessen was da kommen soll; und ebenso ist ihre Schilderung auch bereits beendigt, ja, wie wir vermuthen, schon durch die Presse größtentheils fixirt gewesen als der Sturm über uns losbrach, wiewol die Seele des Verf. sich schon tief bewegt von dem ängstlichen Harren der Creatur vor dem Ausbruche und dem Warten der Dinge zeigt die da kommen sollen. Aber damit ist es auch möglich gewesen ein Genrebild vor uns aufzustellen das die nächste Vergangenheit für uns in ihren wesentlichsten Eigenthümlichkeiten fixirt, und wie es geeignet ist uns Gerechtigkeit gegen das Dagewesene zu lehren, so dient es in seiner Individualität ganz besonders dazu einen in mehr als einer Hinsicht beruhigenden und versöhnenden Abschluß mit der Vergangenheit zu machen. Wir können dem Verf. das ihm gewiß schmeichelhafte Zugeständniß nicht vorenthalten, daß wir ungewiß sind, ob wir den rein ästhetischen Werth seiner Idylle oder ihre lehrhafte Zweckmäßigkeit voranstellen sollen. Beide Beziehungen sind in so ausgezeichneter Weise im Auge behalten worden, daß wir ihr Zusammentreffen so wie es vorliegt für ein sehr seltenes anerkennen müssen.

Des Verf. Standpunkt wie seine Darstellungsform ist Denen die sich für ihn interessiren am besten bekannt aus seiner großen, in drei ungeheuern Bänden vor einigen Jahren erschienenen Novelle: „Die Wieder-

kehr", die in einem nicht unbedeutenden Kreise sehr erfreulichen Anklang gefunden hat. Wir möchten wol sagen, die Frucht die in der „Wiederkehr" noch ein viel zu ausgedehntes Volumen, ohne zur rechten Intensität gelangt zu sein, zeigt ist in der „Woche" gezeitigt, auf die entsprechende, gehaltvolle Dichtigkeit zurückgeführt, und so in vorzüglicher Weise genießbar geworden. Das Leben, in seinen verschiedenartigsten Situationen durch eine christlich-fromme Auffassung in das rechte Gleichgewicht gebracht und im edelsten Sinne des Worts versöhnt, ist des Buches Aufgabe, und die Lösung derselben wird nicht in tiefphilosophischer Speculation, am allerwenigsten in der Dialektik moderner Selbstvergötterung gesucht, sondern ganz einfach aus den Ergebnissen einer durch und durch religiös-erfüllten und namentlich christlich-erfüllten Atmosphäre, in welche versetzt die verschiedenen menschlichen Pflanzen jede ihre besondere Entwickelung finden, abgeleitet. In den kleinen Rahmen einer christlichen Woche, vom Sonntage bis zum Sonnabend gerechnet, sind die mannichfaltigsten Lebensereignisse, wie sie zwischen Geburt, Ehe und Tod sich nur immer drängen mögen, in ähnlicher Fülle wie der kunstreiche Hephästos im Schilde des Achilles nach Homer Erde und Himmel und Meer und die Geschichte der Menschen kunstreich vereinigt hat zusammengestellt, und eine geläuterte, nichtsdestoweniger innige christliche Anschauung ist das Element aus welchem ihnen allen Bedeutung, Lösung und Weihe zugeleitet wird, gleichsam die Sonne, in deren Beleuchtung jedes sein Licht und seinen Schatten, in deren Wärme zugleich das Eine sein Gericht, das Andere seine lieblichste Blüte und Frucht, Alle aber zuletzt ihre Zeitigung für das wahre Sein finden, das freilich nothwendig außerhalb der Grenze der Zeitlichkeit fallen muß, da in dieser nur vom Werden die Rede sein kann.

An den einfachen Lebensgang einer protestantischen Landpredigerfamilie knüpft die Erzählung nicht blos an, sondern findet auch lediglich im Schoose derselben und in ihren nächsten Umgebungen für alle Einzelheiten, und wären es selbst Episoden, die Entwickelungspunkte. Die sieben Wochentage geben die sehr naheliegende Benennung für die einzelnen Abschnitte oder Bücher her, und eine weitere Folge davon ist, daß der erste Theil der Novelle nur drei, der zweite aber vier Tagewerke enthält, der letztere auch eben darum etwas umfangreicher als jener ist. Daß aber in den Kreis von sieben aufeinanderfolgenden Tagen alle Freude und alles Leid die vor uns aufgerollt werden zusammengedrängt erscheinen, Das ist allerdings sehr unnatürlich; indeß warum sollten wir, obwol wir uns um die Aristotelischen Kunsteinheiten sonst nicht viel sorgen, nicht dem Dichter die Freiheit zugestehen der Einheit, die er sich für seine Form einmal erwählt hat, auch die Ereignisse die er gibt unterzuordnen, durch die symbolische Bedeutung dieser Zusammenfassung aber das ethische Moment der Idylle zu verstärken?

Allerdings drängt sich sehr Vieles in die sieben Wochentage und in dem einen Pfarrhause, über welchem sie sich erfüllen, zusammen; aber das eigentliche Heldenpaar ist auch schon ganz auf die Höhe des Lebens geführt, und da ist nicht viel Zeit zu verlieren, wenn sie noch Eins und das Andere erleben sollen. Unser Dichter weiß in der That diese Eile recht gut zu benutzen und seine Zeit mit großem Geschicke auszukaufen. Die geistlichen Ehegatten, die als die Träger der Novelle erscheinen, sind — Er ein angehender Achtziger, Sie wol noch im Anfange der Siebenzig, aber durch eine Jahre lange Lähmung körperlich so gereift, daß sie gar wohl dem Gatten an Alter gleichstehend geschätzt werden kann. Die drei Söhne und zwei Töchter sind schon erwachsen, von den letztern die eine verheirathet, aber dennoch an gebrochenem Herzen, mit Zurücklassung einer Tochter, die den Großältern zufällt, bereits verstorben, die zweite unverheirathet im älterlichen Hause, die treue Pflegerin der körperlich kranken, aber geistig kerngesunden Mutter und des greisen Vaters. Die Söhne, sämmtlich Familienväter, wirken in öffentlicher Stellung einflußreich: der eine als Professor, der zweite als Künstler, der dritte und jüngste, nachdem er schon als Missionnair sich versucht hatte, seit kurzem als der Amtsgehülfe seines Vaters. In den Meridian dieses geistlichen Hauses treten nun nach und nach noch manche näher oder ferner stehende Wandelsterne ein: zuerst eine hochbetagte Schwester des Pfarrers, Witwe ohne Kinder und ein Prachtexemplar einer solchen, ganz in dem Sinne wie Paulus die christlichen Witwen haben will; dann ein wackerer Bräutigam der mutterlosen Enkeltochter des geistlichen Paars, und der Vater der letztgenannten, der ein angenommener Pflegesohn des Pfarrhauses nach vielen Irrfahrten als verlorener und wiedergefundener Sohn reich mit Schätzen beladen aus Amerika gerade zum Hochzeitstage seiner Tochter in dasselbe zurückkehrt; weiter ein Bewerber um die noch ledige Tochter des Hauses; und nun überdies noch eine große Schar von Nebenpersonen, zu reichlicher Ausstattung des inhaltreichen Gemäldes nach allen Seiten hin: ein trefflicher Schullehrer, fast so alt als der Pfarrer und ebenso lange im Amte; biederes Hausgesinde; geistliche Söhne des alten Pfarrers, die eine Zeit lang aus der Bahn schreitend an dem Worte ihres geistlichen Vaters sich doch zuletzt wieder zurecht finden; ein vulgairrationalistischer, zuletzt aber bekehrter Pfarrer; die Gemeinde bald als Totalität, bald in einzelnen, zu besonderer Seelsorge in Anspruch genommenen Gliedern; und endlich noch Diese und Jene aus Nachbargemeinden, die früher oder später die geistliche Einwirkung unsers Helden erfahren hatten.

Wie die Personen, so häufen sich allerdings auch die Ereignisse, und in dem kurzen Zeitraume einer einzigen Woche ereignen sich in dem einen Pfarrhause nicht weniger als eine Geburt, drei Sterbefälle, eine Verlobung, eine Hochzeit und daneben noch eine Geburtstagfeier. Wie billig eröffnet die Geburt, und zwar die des erstgeborenen Sohnes in der Familie des Pfarrgehülfen, die Woche; dann folgt der Tod und das Begräbniß der be-

jahrten Schwester des Pfarrers; daran schließt sich die Verlobung der noch freien Tochter mit dem Manne ihrer Liebe, der durch merkwürdige Zwischenfälle bisher ihr versagt worden war, und die Hochzeit der Enkelin; zuletzt am Freitage, ihrem 73. Geburtstage, wird die lebensmüde Mutter des Hauses durch den Tod von allen ihren Körperleiden erlöst, und am Sonnabende darauf geht der Vater auch zu seinem Feierabende ein.

Wir wissen nicht blos aus der eigenen Erfahrung, sondern auch aus Zeugnissen Anderer, die wir zu vernehmen Gelegenheit gehabt haben, daß das Buch sehr ansprechend ist, und eine große Kraft besitzt das Gemüth von dem betäubenden Geräusche der Gegenwart abzuziehen, und in eine Heimat hineinblicken zu lassen in welcher alle Stürme schweigen, und der Friede sein nie endendes Reich aufgeschlagen hat. Wir können darum nicht anders als von ganzer Seele ihm viele Leser wünschen. Des Friedens bedürfen wir jetzt Alle, und willkommen darum Jeder der uns, sei es auch nur eine vorübergehende, Erquickung aus seinem Borne schöpfen läßt. 79.

Der Cisio-Janus.

Bevor man eigentliche ordentlich eingerichtete Kalender hatte, und ehe namentlich die gedruckten Kalender in allgemeinen Gebrauch kamen, was bekanntlich spät genug geschah, gab man das Datum nach den Wochentagen vor, an oder nach einem kirchlichen Feste, oder durch die Namen der Kalenderheiligen an, nach welchen die betreffenden Tage benannt waren. Um nun diese Tage leichter merken zu können, brachte man die Namen der Heiligen und der unbeweglichen Feste in lateinische Hexameter, und zwar so, daß man dabei Abkürzungen, meistens die Anfangssylben der Namen, gebrauchte. So entstanden die erbärmlichen Verse des Cisio-Janus *), die freilich für den Nichtgeistlichen sehr der Erklärung bedurften. Für die Jugend waren sie eine arge Plage, denn diese ward im Auswendiglernen und Erklären derselben fleißig geübt. Daher meldet auch Mathesius in seinen „Historien von des seligen Doctor Martin Luther's Anfang, Lehre, Leben und Sterben" ausdrücklich von Luther: „daß dies Knäblein in der lateinischen Schule zu Mannsfeld seine zehn Gebote, Kinderglauben, Vater-Unser neben dem Donat, Kindergrammatika, Cisio-Janus und christlichen Gesängen fein fleißig und schleunig auswendig gelernt habe." **)

Der Cisio-Janus war in der That ein höchst künstliches Machwerk. In zwei mal zwölf Hexameter wurden die Namen der Monate mit den verstümmelten Bezeichnungen unbeweglicher Feste also eingekleidet, daß je zwei Verse ebenso viele Sylben enthielten als die Monate Tage zählten, auch der Monatstag jedes Festes durch die Sylbenzahl der Verse angedeutet wurde. Als Beispiel diene der erste Hexameter:

Cisio ianus epi sibi vendicat oc feli marc an.

Durch die fünf ersten Sylben bezeichnete man wie schon gedacht das Fest der Beschneidung Christi am 1. Jan., damit das Fest der Erscheinung Christi (Epiphaniae) am 6. Jan. durch die Anfangssylben epi und die darauf folgende Octava durch die Worte sibi vendicat oc angedeutet werden könnte; die Feste der Heiligen Felix, Marcellus, Antonius am 14., 16. und 17. Jan. erkannte man an dem Schlusse des ersten Hexameters durch die Worte feli marc an. Dergleichen greuliche Namenverstümmelungen waren allerdings nur mittels eines sehr bekannten Rhythmus leicht zu behalten. Seinem nächsten Zwecke, als Leitfaden bei dem Unterrichte in der lateinischen Verskunst zu dienen, konnte der Cisio-Janus nur wenig entsprechen; denn es ist offenbar, daß die nothwendigen Erläuterungen, worauf ein großer Theil des damaligen Religionsunterrichts beruhte, noch mehr Unterrichtszeit hinwegnahmen als die Lehren der Verskunst.

Der älteste bekannte in Druck erschienene Cisio-Janus führt den Titel: „Diss ist der Cisianus zu tutsch vnd ein yeglich wort gibt einen Tag." Am Schlusse steht: „Diss hat gedrukt Ginterus Zainer von Reutlingen zu Augspurg MCCCCLXX jar." (Fol.) Die neuern Ausgaben von Chyträus, Haltaus, Lossius ꝛc. weist Naumann im „Serapeum" von diesem Jahre (Nr. 3, S. 36 fg.) nach, wo zugleich aus einer Handschrift der leipziger Stadtbibliothek ein Cisio-Janus mit beigefügten Interlinearglossen abgedruckt ist.

Anhangsweise sei hier noch einer andern mit dem Cisio-Janus verwandten Versspielerei gedacht. Ein Kanonicus in Zürich, Conradus de Mure, war auf den Einfall gerathen den Inhalt der Bibel Alten und Neuen Testaments auf das kürzeste in Gedächtnißverse (versus memoriales) einzuschließen, und er brachte sein schwieriges Werk in der That zu Stande, freilich unter Andeutungen die erst durch eingeschobene Glossen verständlich wurden. Den Inhalt der ersten sieben Capitel des 1. Buchs Mosis bezeichnete er mit dem Hexameter:

Sex, prohibet, peccant, Abel, Enoch, et archa fit, intrant,

welcher aber erst verständlich wird, wenn man ihn also glossirt vor sich hat:

Sex,	prohibet,	peccant,	Abel,	Enoch,	et archa fit,	intrant.
dies	lignum vitae	parentes	occiditur	transfertur	a Noë	in archam.

27.

---

*) Cisio = circumcisio bezeichnet das Fest der Beschneidung (circumcisionis) Christi, Janus den Monat Januar.

**) Dem „Betbüchlein mit enen Calender undt Passional hübsch zugericht. Mart. Luther. Wittenbergk MDXXX" fehlt auch der Cisio-Janus nicht, voran mit der Bemerkung: „Auf das die junge Kinder den Kalender auswendig an den Fingern lernen, haben wir hiebei den Cisio-Janus in seinen Versen gesetzt." Melanchthon verbesserte den Cisio-Janus, indem er mit Weglassung überflüssiger Heiligennamen verständlicher eingerichtete Verse erfand. Von da ab gab es demnach einen alten und neuen Cisio-Janus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 280. —— 6. October 1848.

Cronaca inedita degli avvenimenti d'Orvieto e d'altre parti d'Italia dall' anno 1333 all' anno 1400, di *Francesco Montemarte* Conte di *Corbara*, corredata di note storiche e d'inediti documenti dal Marchese *Filippo Antonio Gualterio*. Zwei Bände. Turin 1846.

Dies Buch macht einen eigenthümlichen Eindruck. Ein alter Rittersmann der Feudalzeit, ein Mann von gutem Verstand und nicht gewöhnlicher Bildung, legt das Schwert aus der Hand, setzt sich hin und erzählt wie es seinen Vorfahren und gleichzeitigen Familiengliedern in Kampf und Bündniß mit den Städten ergangen, an solche Aufzeichnungen Nachrichten über die Ereignisse in der Heimat knüpfend, in denen er selbst eine nicht unrühmliche Rolle als besonnener Führer spielte; und diese Aufzeichnungen sind für uns, nach beinahe 500 Jahren, erwünschte Quellen, Hülfsmittel zur Beurtheilung des Zustandes italienischer Communen in wildbewegter, blutig zerrissener Zeit. Um so willkommener sind sie, je spärlicher unsere Kunde über die innern Zustände der beiden Städte sind, um die es sich hauptsächlich handelt, Orvieto und Todi, wie über die Beziehungen des Feudaladels zu den mehr oder minder unabhängigen Communen in den Tagen, wo von der ursprünglich so glorreichen und schönen Freiheitsregung wenig mehr als die Hefe geblieben; wo die Bedeutung der großen alten politisch-kirchlichen Parteien Italiens meist geschwunden war, wo der Kirchenstaat während der Abwesenheit der in Frankreich residirenden Päpste in traurigster Anarchie daniederlag, und als wäre er fremdes Land für die Nachfolger dieser Päpste erst wiedererobert werden mußte; wo endlich das große Schisma anhub, welches zur Verwirrung der politischen Verhältnisse beinahe nicht weniger als zur Demoralisirung der Gemüther und zur Schwächung der Katholicität der Kirche beigetragen hat. Vereinsamt und abgeschieden liegen Orvieto und Todi: zahlreiche Künstler und Kunstfreunde pilgern nach ersterer Stadt den wundervollen Dom zu besuchen, welchen sie in den Zeiten errichtete als schon das Verderbniß des siegreich gebliebenen Guelfenthum begann, und den sie vollendete als alle politische Bedeutung zusammt der Blüte geschwunden war; wenige Alterthumsfreunde nur wandern nach dem von den größern Straßen entfernten umbrischen Tudertum, an welches man wol durch Funde der Ausgrabungen erinnert wird, oder durch die Lieder Fra Jacopone's, des Zeitgenossen des Alighieri. Was in so vielen italienischen Städten sich wiederholt, zeigt sich auch hier: die Communenbildung führte in ihrem Gefolge vielfaches Unheil, Parteigeist und blutige Fehde; aber sie entwickelte in einem vielleicht nur ein mal im Alterthum vorgekommenen Grade politisches, geistiges, künstlerisches Leben. Als dann das schöne, wenn auch in gewissem Bezuge verzehrende Feuer erlosch, war mit der politischen Individualität auch alle Regung, alles Vorwärtsschreiten zu Ende; manche dieser Orte schlafen seit Jahrhunderten gewissermaßen den Todesschlaf. Werden sie, gleich der durch den Dorn geritzten Jungfrau des Märchens, wiedererwachen bei dem neuen Frühlingshauch der durch Italien geht? Es ist die Frage. Auch Orvieto fehlte es nicht an Ruhm in jenen lebenvollen Tagen, und größer würde dieser Ruhm sein, hätte es Orvieto nicht an Chronisten und Historikern gefehlt, wären ihm wenige nur jener zahlreichen vielbeschäftigten Bürger von Florenz beschieden gewesen, die inmitten ihrer vielen Beschäftigungen der Ereignisse der Heimat in ungeschmückter, aber um so wirksamer Rede gedachten. So aber erging es der Urbs vetus wie den Starken vor Agamemnon. Gegen Barbarossa hielt sich lange die Stadt für die Kirche, in dem Kampfe der mit dem Frieden zu Venedig endete. Drei Jahre lang soll die Einschließung gewährt haben, von welcher nur unsichere Chroniken erzählen. Orvieto hatte damals eigene Landschaft, obgleich es die Obergewalt der Päpste anerkannte. Auf der einen Seite grenzte diese Landschaft an die Communen von Todi und Perugia, an die des auch im Mittelalter noch einmal mächtigen, dann zwischen seinen Sümpfen verfallenden Chiusi, an das aldobrandeschische Gebiet, welches einen großen Theil des sieneser Landes, Berg sowol wie Niederung, einnahm, wo das jetzige Toscana an den Kirchenstaat grenzt, an das Patrimonium Petri endlich, dessen wichtigste Stadt, Viterbo, in nicht zu großer Entfernung von dem Berg Orvietos liegt, in dessen Nähe die Paglia mit der Chiana vereint in die Tiber mündet. Je höher die Autorität der Commune stieg, um so mehr sank die des bis dahin unabhängigen Adels, und wie es allerwärts, auch in

Toscana, vorgekommen, sahen die Feudalfamilien sich genöthigt, wenn nicht in ein eigentliches Unterthanenverhältniß, doch in ein Schutzverhältniß zur nächstliegenden bedeutenden Stadt zu treten. So ward ja unter Anderm ein ansehnlicher Theil des florentinischen Gebiets gebildet. Verschiedene Adelsgeschlechter schlossen sich auf solche Weise Orvieto an: im J. 1168 die Grafen von Montorio, drei Jahre darauf die Grafen Bovacciani oder Montemarte, wie ein Zweig von ihnen nach einem ihrer Castelle hieß. Die Familie kommt zu Ende des 10. Jahrhunderts vor. Ein Guido, Graf Farolfo's Sohn, war einer der Siedlergefährten Sanct-Romuald's, und gehört zu den Seligen des Camaldulenserordens. Papst Honorius II. bestätigte 1130 dem Grafen Marcantonio den Besitz der Castelle Montemarte, Onano, Titignano u. a., wie die Kaiser Otto II. und Heinrich II. gethan; er nennt ihn und die Seinen heroes et equites defensores catholicos ecclesiae sanctae apostolicae, ein Titel welchen jener wohl verdient, indem er mit dem Cardinal Guido von Crema die Scharen Papst Calixtus' II. gegen Sutri führte, wo der Gegenpapst Burdinus gefangengenommen ward. Ursprünglich standen diese Grafen in einem Schutz- oder Unterthanenverhältnisse zu Todi, aber ihre guelfische Gesinnung veranlaßte schlimme Zerwürfnisse mit dieser ghibellinischen Stadt, welche am Ende ihre völlige Entfremdung, Anschließen an das guelfische Orvieto und in der Folge Streit zwischen beiden Communen wegen der gegenseitigen Gebietsgrenzen herbeiführten. Francesco Montemarte erzählt diese Ereignisse im Beginn seiner Chronik: hinsichtlich der historischen Facta von geringem Belange ist diese Erzählung eine lebendige Veranschaulichung der Verhältnisse des Feudaladels zu den Städten, der Städte zueinander. Es ist ein Zustand seltsamer Gesetzlosigkeit.

Von dem Streit welcher zur Zeit meines Urgroßvaters, des Grafen Andrea, von wegen des Castells Montemarte zwischen unserer Familie und der Commune von Todi begann — so erzählt unser Chronist — will ich berichten was ich davon weiß, und von alten Leuten vernommen habe welche die Sachen zu wissen behaupteten. Als einmal der Graf Andrea in voller Sicherheit nach Todi geritten war, wurde er von den Städtern gefangengenommen, mit Eisen an den Füßen in den Kerker geworfen, und mit dem Hungertode bedroht, wenn er das Castell Montemarte nicht überlieferte. Er war der Einzige der von der Familie übrig geblieben, alle seine Brüder waren todt, und er war der erste Herr unter den Todinern. Um nun nicht Hungers zu sterben, war er genöthigt ihnen seine Burg zu überantworten, deren Mauern sie sogleich niederrissen: Dies geschah 1231, zur Zeit Papst Gregor's IX. und des Kaisers Friedrich II. Als nun der Graf Andrea der Haft ledig war, ging er zum Papste, und klagte wegen der Willkür und der Beeinträchtigung die ihm von den Todinern widerfahren, und der Papst befahl, daß er wieder in den Besitz der Burg gesetzt werden sollte, wie aus öffentlichen Acten hervorgeht die in der eisernen Kiste aufbewahrt liegen. Die Bewohner der Stadt waren genöthigt den verursachten Schaden mit Geld zu ersetzen, und Montemarte wurde wieder aufgebaut. Die Todiner aber ließen es nicht dabei: sie errichteten zu Montegadano eine Bastei gegen Montemarte, und da die Commune von Orvieto unsere Partei nahm, ward die Entscheidung der Streitfrage den Anziani von Perugia übertragen. Diese gaben ihr Urtheil dahin ab, daß die von Todi die Veste von Montegadano abtragen, keine Werke mehr errichten und auf alle Ansprüche verzichten sollten. Der Compromiß wurde vom Syndicus der Commune von Todi angenommen, wie aus einem öffentlichen Instrument vom J. 1257 hervorgeht welches in besagtem Eisenkasten liegt. Nachdem aber Messer Andrea gestorben war, begannen die Todiner Fehde gegen uns, nämlich gegen des Genannten Söhne, Leone, Oddo, Farulfo, Pietro und Lando. Diese Fehde währte längere Zeit, und als die Ueberlebenden, Leone, Farulfo und Pietro, sahen, daß sie sich gegen Geld und Waffenmacht ihrer Gegner nicht zu halten vermochten, verstanden sie sich zum Verkauf Montemartes. Dies geschah unter Vermittelung der Commune von Perugia, auf den Wunsch der Todiner. Denn auf daß der Verkauf bessern Schein und festere Geltung hätte, und nicht ein gezwungener Handel schiene, veranstalteten diese, daß der Brief auf die Peruginer lautete, und diese dann wieder an sie verkauften. So kamen denn die beiden Theile überein, und der Preis sollte durch Jaco, den Sohn Simone's, Sohnes Messer Saracino's, und Teneruccio, den Sohn Messer Andrea's, des Sohnes Tiberio's von Montemolino, und Bernardino, den Sohn Messer Raniero's von Marciano, festgesetzt werden. Die Genannten bestimmten, es sollten 25,000 Goldgulden gezahlt werden, unter der ausdrücklichen, von den Verkäufern gemachten Bedingung, daß das Castell sogleich zerstört und nicht wieder aufgebaut werden sollte, während nur die Tenuta und Häuser für die Ackerbauer blieben. So ward 1290 am 13. Mai zur Zeit Papst Nikolaus' IV. der Kaufbrief zu Gunsten des Syndicus der Commune von Perugia aufgesetzt, und am 13. Juni das Abkommen wegen des Preises und der Grenzbestimmung getroffen.

Als Montemarte in die Hände der Peruginer gelangt war, setzten diese die Grenze fest, und zogen in das dazugehörende Gebiet jenes der Veste von Montemileto und der von Pompognano hinein, welches gegen jedes Recht und Abkommen geschah, während die peruginischen Schiedsrichter durch vieles Geld der Todiner bestochen waren. Wir entdeckten die Sache und appellirten an Papst Nikolaus, wie aus den Schriftstücken hervorgeht die in dem Eisenkasten liegen. Die Peruginer nämlich theilten das ursprüngliche Gebiet in drei Theile, von denen nur eines das wirkliche Montemarte blieb, während die beiden andern zum Bezirk der genannten Burgen geschlagen wurden, wodurch sie die Bedingung, auf dem Gebiet Montemartes keine Veste zu bauen, umgingen. Jede dieser Tenuten theilten sie in 156 Grundstücke, zu deren Ankauf sie 456 Bürger veranlaßten, darunter die am feindlichsten gegen uns gesinnten Familien, damit wir im Fall eines Streites sie alle vereint gegen uns hätten. Obschon aber die Macht der Todiner unendlich größer war als die unsere, kamen die Käufer dieser Grundstücke doch gegen uns zu kurz, unter Andern Messer Andrea, der Sohn Atto Atti's und seine Söhne, und Messer Polello, der Vater Chiaravallo Chiaravallo's, welche zu den vornehmen und zahlreichsten Geschlechtern Todis gehörten. Um sich gegen uns besser zu schützen, und da die Grundstücke fast Nichts eintrugen, kaufte Messer Andrea Pompognano, Polello aber La Promessa auf dem Gebiet von Montemileto. Nach dem Willen Gottes aber, da wir Recht, jene Unrecht hatten, nahm mein Vater Petruccio mit unsern Vettern von Titignano die genannten Orte und zerstörte die Werke, und wir haben das Land seitdem immer genutzt. Als 1367 der Cardinal von Spanien, Legat der Kirche (Gil d'Albornoz), gegen die Todiner Krieg führte, sandte er meinen Bruder, den Grafen Ugolino, mit Mannschaft zu Pferde und zu Fuß auf deren Gebiet. Mehre unserer Vettern waren dabei, und ich selbst mit unsern Leuten von Titignano, von Corbara und andern Orten. Wir nahmen ihre Burgen und zerstörten sie, und um sprechendes Zeugniß beizubringen wie wenig sie die Bedingung des Vertrags, keine Veste in dem vormals uns gehörenden Bezirk zu haben, erfüllt hatten, ließen wir durch Ser Bernardino von Regio und Ser Vannello Andreucci von Titignano einen Act aufnehmen, wie an dem Orte welchen die Todiner Montemarte nuovo nannten 36 Familien wohnten, und die Mauer 40 Fuß hoch,

4 Fuß dick war. Es ist offenbar, daß Pompognano und Montemileto Besten waren die nicht zum Gebiet von Montemarte gehörten, und daß Pompognano auf dem Gebiete von Orvieto lag, wie aus einer Bulle Papst Innocenz' III. an den Bischof dieser Stadt hervorgeht, deren beglaubigte Abschrift in dem eisernen Kasten zu Corbara liegt.

Dies Pröbchen gegenseitiger freundschaftlicher und nachbarlicher Beziehungen wird genügen. In solchen Streitigkeiten wurden die Kräfte vergeudet: auf beiden Seiten war die Verschuldung. Doch kehren wir zur Geschichte Orvietos zurück. Das 13. Jahrhundert war das glorreichste für die Stadt. Der Ghibellinismus, welcher Todi, Siena, Viterbo beherrschte, suchte sich auch in Orvieto festzusetzen; mit dem Ghibellinismus schlich sich die paterinische Ketzerei ein: beide wurden besiegt, und während mehre angesehene Geschlechter, darunter die der in spätern Zeiten oft genannten Präfecten von Vico, zur Auswanderung genöthigt wurden, kamen andere auf, unter ihnen die Monaldeschi und Filippeschi, denen ein Vers Dante's („Purgatorio", VI, 107) vielleicht größere Berühmtheit verliehen hat als die orvietanischen Annalen. Rasch vergrößerte sich das Gebiet, namentlich auf der Seite des Chianathals und der nachmaligen untern sieneser Landschaft. Der Bischof von Chiusi, ein Bovacciani, unterwarf Orvieto, seine Stadt nebst dem Gebiete; die Aldobrandeschi leisteten Huldigung, was zu den Streitigkeiten mit Siena den Anlaß gab; der waldreiche Monte Amiata, dessen Höhen man von Radicofani gegen die Niederung zu erblickt, die Edeln und Ortschaften um Chiusi, Montepulciano selbst erkannten Orvieto's Herrschaft an. Bündnisse mit den Nachbarstädten schienen das Errungene zu sichern. So verging ein Theil des 13. Jahrhunderts in Fortschritt und größerer Hoffnung, als der Kampf zwischen Friedrich II. und der Kirche Alles störte. Im Innern der Stadt begannen die Parteikämpfe wieder: die Monaldeschi standen an der Spitze der Guelfen, Häupter der Ghibellinen waren die Filippeschi; jenen blieb der Sieg, welchen nach Heinrich's VII. Tode Keiner ihnen streitig machte. Wie groß die Blüte der Commune war, zeigt der vor Ende des 13. Jahrhunderts begonnene Bau des Doms. Aber unter den Siegern selbst brach Unfriede aus, welchem Zwist zwischen Adel und Popolanen sich zugesellte. Ermanno Monaldeschi schaltete eine Zeit lang als Herr, wenngleich unter Beibehaltung republikanischer Formen; es war ein eigenmächtiges aber kräftiges Walten, durch welches das Gebiet wieder bis zum Strande ausgedehnt, aber in Folge der Schwächung der Commune der nächste Anlaß zu dem bald rasch zunehmenden Verfall gegeben ward, zu welchem auch hier der Umstand beitrug, daß der Bürger die Waffen aus der Hand legte, welche erst fremde Soldhaufen, dann einheimische statt seiner aufnahmen. Nach Ermanno's Tode (1337) folgten die elendesten Factionen, dann tyrannische Gewaltherrschaft Einzelner, eines Orsini, eines Salimbeni, eines Aldobrandeschi und anderer Nachbarn. Die große Pest des J. 1348 nahm auch Orvieto hart mit. Die Stadt kam endlich sogar in die Gewalt Giovanni Visconti's, Erzbischofs von Mailand, der sie an den Präfecten von Vico verkaufte, welchen man aus der Geschichte Cola Rienzi's kennt; sie unterwarf sich nach harter Belagerung dem Cardinal d'Albornoz und somit der Kirche, und bessere Zeiten hätten für sie beginnen können, wäre sie nicht in die durch das Schisma veranlaßten Streitigkeiten verwickelt worden. So fand das 15. Jahrhundert Orvieto ohne äußere Macht, menschenleer, verarmt, verfallen, und ein Schatten früherer Größe ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Jene Ereignisse bürgerlicher und Familienkämpfe, von der Zeit Ermanno Monaldeschi's an, sind es welche einen Haupttheil der Chronik Francesco Montemarte's bilden, der mit Vater und Bruder zu den Parteihäuptern gehörte. Es ist wahrlich nichts Großes um das es sich hier handelt, und der Erzähler behandelt auch die Sache von dem Standpunkt eines Mannes der für seine Nachkommen aufzeichnet was ihm und den Seinen begegnet. Doch wie gesagt sind seine Berichte für die Kenntniß der verworrenen Zustände jener Zeit keineswegs ohne Interesse. Dies Interesse mehrt sich bedeutend, wo er die Feldzüge des Albornoz erzählt, in denen der Wendepunkt für die Geschichte des in bunte Lappen auseinandergefallenen Kirchenstaats liegt. Ugolino Montemarte, unsers Chronisten Bruder, war ein vielbeschäftigter Condottiere des spanischen Cardinals, der sich seiner im Patrimonium, in Umbrien, in der Mark und Romagna in militairischen Dingen, zur Errichtung von Burgen, in Verwaltungsangelegenheiten bediente, und es ist um so wichtiger hier diese Berichte über die Vorfälle unter der Leitung dieses kraftvollen und talentvollen Feldherrn zu finden, als der Berichterstatter persönlich an Zügen und Kämpfen theilnahm. Nicht minder ist Dies der Fall bei den Erzählungen von den Kriegen während des Schismas. Wie lebendig tritt uns der Zustand Italiens in jenen unseligen Zeiten vor Augen, wenn wir diese von der Hand eines Parteigängers entworfenen einfachen Schilderungen lesen: eine Misère, die man kaum tragisch nennen kann, weil das Kleinlich-Erbärmliche so vorherrscht, die aber gerade deshalb einen um so betrübendern Eindruck macht.

Was war das Ende? Orvieto das noch 3000 Feuerstellen zählte sank auf 1000 während der Belagerung durch die päpstlichen Kriegsvölker zur Zeit des Schismas (1389), welche der Wahl Papst Bonifaz' IX. vorherging. Dies waren die traurigen Resultate der Communenfreiheit in ihrer Ausartung!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bulwer's „Harold".

Umstände mögen Ursache sein, sonst erscheint es aber Bulwer's, des Baronet Edward Bulwer Lytton, unwürdig, nach Art der Taschenspieler und Komödianten ein letztes, dann ein allerletztes mal, und jetzt auf Verlangen die Bühne — der Literatur zu betreten. In „Zanoni" legte er die Novellistenfeder nieder; dann verschrieb er die letzten Tropfen Tinte im „Letzten der Barone", und nun, da die Lesewelt ihn halb ver-

gessen, ruft er sich in ihr Gedächtniß durch „Harold, the last of the Saxon kings" (3 Bde., London 1848). Er sei willkommen, wie er es immer war und zu sein verdiente, ist auch was er mitbringt ein Zwittergeschöpf, ein Mittelding zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Geschichte und Fiction. Als historischer Roman trägt „Harold" zu sehr das Gepräge der Dichtung; als Phantasiegebilde entlehnt er zu viel aus alten Chroniken. Ob der Verf. die Nothwendigkeit einer Rechtfertigung gefühlt oder nicht, jedenfalls hat er sich herbeigelassen in einem Vorworte den Beweggrund zu nennen warum er der Geschichte untreu geworden. „Ich habe", heißt es, „die Liebesgeschichte von Harold und Edith anders erzählt als die bekannte Sage, die ein weniger reines Verhältniß andeutet. Aber einmal ruht die ganze Legende von Edeva faira, der schönen Edith, für allgemeine Glaubwürdigkeit auf zu schwacher Autorität, und dann spricht für meine Abweichungen die Natur eines Buchs welches nicht blos einem weiten Lesekreise bestimmt ist, sondern auch, wie ich aus mehrfacher Ursache wünsche, unbesorgt der Jugend anvertraut werden möge." Mußte Bulwer solche Rücksicht in die Wagschale werfen, so erledigt das Muß jeden Einwand. Und da es keinen Zweifel leidet, daß seine Abweichungen die Geschichte anziehender, und das Buch nach allen Seiten lesbarer gemacht haben, so bleibt zuletzt nur die Großthuerei mit seinem Quellenstudium zu tadeln, gleich als habe er die Hauptereignisse in seiner Erzählung auf die beglaubigtsten Angaben gebaut. Damit soll nicht abgesprochen sein, daß er es gethan; wie aber seine Archäologie das Buch als Dichtung, so beeinträchtigt seine Entfernung von derselben es als Geschichtswerk. Er hat seiner Phantasie in Betreff der Personen und in Betreff der Begebenheiten einen Zügel angelegt, ohne welchen sein Buch unstreitig ein noch besseres geworden sein würde. Tel qu'il est, erinnert es an den Mann auf einem alten Kupferstiche, der trotz seiner Kette an Hand und Fuß einen Zweitritt tanzt. Man wundert sich über die Flüchtigkeit des Tänzers, kann jedoch nicht umhin zu glauben, daß er ohne Kette noch flüchtiger tanzen würde. Zu jenem den Verf. gewiß nicht herabstellenden „Unstreitig" berechtigt übrigens der Umstand, daß die von dem sich auferlegten Zwange freiesten Partien seines Buchs die gelungensten sind, der Leser am liebsten da verweilt, wo er dem bunten und zierlichen Fluge seiner Gedanken, der Kraft und Kühnheit seiner Phantasie den vollen Zügel gegeben.

Eine Skizze des Romans macht sich unnöthig. Jede Geschichte Englands erzählt sie, und Harold's und Edith's Liebe füllt den kleinsten Theil des Buchs. Dagegen darf die Charakterzeichnung der Heldin nicht ungelobt bleiben. Sie ist zart und rührend, Edith's Weiblichkeit scharf contrastirt von der Männlichkeit Hilda's, ihrer magischen, geheimnißvollen Großmutter, die vom Anfang bis zum Schluß in alle Regungen von Harold's Liebe und Ehrgeiz eingreift. Hilda spielt eine Hauptrolle in ihrer Anhänglichkeit an das sächsische Heidenthum, in ihrer Abweisung des christlichen Glaubens, in ihren feierlichen und markerschütternden, obschon abergläubischen Beschwörungen. Einige Züge sind, vielleicht unvermeidbar, die von Walter Scott's Norma im „Seeräuber", und von Meg Merrilies in „Guy Mannering".

Der Anfang des Romans geht zu weit in die Nebel der Geschichte zurück, um allgemein ansprechen zu können. Eigentlich zur Novelle Gehöriges beschränkt sich im ersten Bande auf die Heimkehr des Grafen Godwin und seiner vier Söhne aus der Verbannung, und auf die Liebeserklärung Harold's für Edith, seine durch das Mosaische Gesetz ihm zur Gattin versagte Verwandtin. Im zweiten Bande reihen sich die Begebenheiten enger aneinander, und im dritten krönt das Ende das Werk. Wer daher am Schlusse des ersten Bandes zaudert, ob er den zweiten lesen soll, möge im voraus versichert sein, daß er am Schlusse des dritten bedauern wird, daß es keinen vierten gibt und — geben kann. 10.

Notizen.

Ueber den grünen und schwarzen chinesischen Thee.

Hr. Fortune, der von der londoner Gartencultur-Gesellschaft nach China gesendet ward, hat interessante Beobachtungen über Theegattungen daselbst gemacht, denen wir Folgendes entlehnen: „Man hat schon oft die Frage aufgestellt, ob der grüne und schwarze chinesische Thee von zwei verschiedenen Pflanzen herrühren, der erste von Thea viridis und der andere von Thea Bohea, oder ob beide nur durch die verschiedenen Arten der Zubereitung voneinander abweichen. Nach meinen vielfältigen Beobachtungen kommt der größte Theil des Thees den uns China liefert von der Thea viridis her. Nur in einigen Gegenden der Provinz Kanton wurde Thea Bohea cultivirt, dagegen erblickte ich in den nördlichen Provinzen, und namentlich in Chekiang, auch nicht einen Fuß breit Landes mit dieser um Kanton so gewöhnlichen Pflanze angebaut. Aller Anbau um Ning-Po, im Archipel von Chusan u. s. w. bestand aus Thea viridis. Dieselbe Gattung fand ich auch 200 englische Meilen weiter nach Nordwest in der Provinz Kiang-Nan. In der Provinz Fo-Kien zeigte sich dieselbe auch ganz allein auf den Theefeldern ohne auch nur einen Fuß breit mit Thea Bohea vermischt. Da bei meiner Reise durch diese Provinzen nun die Chinesen eben mit der Bereitung des schwarzen Thees beschäftigt waren, so erkannte ich an der Untersuchung der dazu verwendeten Blätter leicht, daß sie alle der Thea viridis angehörten, nahm auch zum Beweise davon trockene Blätter und selbst einen grünen Zweig dieser Pflanze an Ort und Stelle mit. Daraus geht denn hervor, daß die schwarzen oder grünen Thee welche die nördlichen Provinzen Chinas in den Handel liefern — und diese Theile des Himmlischen Reichs sind gerade die welche in dieser Beziehung die ergiebigsten —, sich sämmtlich von der Gattung oder Varietät Thea viridis herschreiben, die man gewöhnlich grünen Thee nennt, und daß im Gegentheile jeder Thee den man in großer Menge in der Gegend von Kanton bereitet, er sei nun grün oder schwarz, aus Thea Bohea gemacht wird. Daraus geht aber hervor, daß grüner oder schwarzer Thee nur durch die Bereitung selbst sich unterscheidet. Der grüne Thee welcher in China zur Ausfuhr bereitet wird erhält eine künstliche Färbung, die man dem zur Consumtion an Ort und Stelle bestimmten nie zu geben pflegt. In Kanton besteht die färbende Substanz in preußisch Blau und Gyps. In den nördlichen Provinzen glaube ich, daß man sich derselben Materialien bedient, obgleich ich dafür halte, daß man auch ein Blau anwendet das aus Tein-Ching oder Isatis indigotica gewonnen wird."

Die Cultur des Tussack auf den Hebriden.

Es ist bekannt welches Staunen bei Reisenden das Tussackkraut (Dactylis caespitosa, Forster) hervorbrachte, das auf den Malwinen grünt, und dort zu mehren Fuß Höhe heranwächst. Dieses Kraut, das Ochsen und Pferde begierig als Futter aufsuchen, müßte in den nordwestlichen Ländern Europas, deren fast das ganze Jahr über gleichbleibende Temperatur und große Feuchtigkeit nahe Verwandtschaft mit dem Klima der Malwinen hat, sehr gut fortkommen; auch ist in der That der Tussack auf der zu den Hebriden gehörenden Insel Lewis vor kurzem eingeführt worden, und gedeiht dort wie in seinem Mutterlande, sodaß er Blätter von fünf Fuß Länge hervorbringt. Diese große Insel gehört einem einzigen Eigenthümer, Hrn. Matheson, der die Wichtigkeit des Tussack vollkommen begriffen hat, und durch seine Fürsorge werden die hebridischen Inseln, die bisher gänzlich unproductiv waren, wahrscheinlich der Mittelpunkt eines Viehhandels für die Versorgung der Städte Großbritanniens werden. In diesem stets gemäßigten und feuchten Klima können die Heerden den ganzen Winter über ohne Obdach herumschweifen, und es fehlte nur noch hinreichendes Futter für sie, das man nun von den Antipoden herübergeholt hat. 49.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 281. —— 7. October 1848.

Cronaca inedita degli avvenimenti d'Orvieto etc., di *Francesco Montemarte* Conte di *Corbara*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 280.)

Die Erzählungen unsers Chronisten, wenngleich meist kurz, ermangeln nicht anschaulicher Lebendigkeit, im letzten Theile namentlich, welcher von den Streif- und Plünderungszügen und kleinen Waffenthaten während jener unseligen Kirchentrennung und von dem ruchlosen Treiben der Söldnerhaufen berichtet. Am längsten verweilt er bei der Pilgerfahrt der weißen Büßenden, die beim Ausgange des 14. Jahrhunderts ganz Italien in Bewegung brachte. Das Factum ist bekannt genug: die Schilderung eines Augenzeugen wird aber immer gern gelesen werden.

Im genannten J. 1399 — erzählt Francesco Montemarte — begann in Italien eine Andacht, von der es hieß, sie habe ihren Ursprung jenseit der Berge gehabt, wenngleich man diesen Ursprung nicht mit Bestimmtheit zu deuten wußte. Einige sagten, gewisse Kinder hätten sich aus eigenem Antriebe in weiße Leintücher gehüllt, und seien umhergezogen um Barmherzigkeit flehend, worauf eine Menge Männer und Weiber ihnen gefolgt in gleicher Kleidung und Weise. Man sagte auch, ein in Schottland vorgekommenes Wunder habe den Anlaß gegeben, und wies einen Brief des Königs jenes Landes vor der dasselbe bezeugen sollte; nach meinem und Anderer Urtheil aber war dieser Brief nachgemacht und nicht echt noch wahrhaftig. In Wahrheit aber schien Gottes Fügung dabei zu sein. Aus der Lombardei kamen zuerst nach Sarzana und nach Toscana zahlreiche Scharen in erwähnter Tracht, die man die Weißen nannte. Langten sie an einem Orte an, so stifteten sie sogleich Frieden unter Gegnern, und zogen dann wieder ab. Die von Sarzana nahmen Alle zusammt das weiße Gewand an, Männer und Frauen, Große und Kleine, und sie zogen nach Pisa und Lucca, und überall ward verkündet, Eintracht sollte geschlossen, alle Verbannten wieder aufgenommen, alle Gefangenen entlassen werden. Und sie schrieben vor, neun Tage lang sollte man nicht zu Bette gehen, nicht Fleisch noch Eier essen, den Tisch nicht decken, am Sonnabend bei Wasser und Brot fasten und umherziehen, das Crucifix voraus, unter Geißelhieben die Kirchen besuchend, während die Priester in Alba und Stola Laudes singend den Zug geleiteten. Besonders aber stimmte man den Gesang an welcher beginnt: Stabat mater dolorosa. Die von Pisa zogen nach Siena, nach Florenz die Lucchesen, und sogleich kleideten sich die Florentiner auf dieselbe Art, über 4000 an der Zahl, wie mir gesagt ward. Die von Siena aber zogen nach Perugia. Mein Sohn Ranuccio, welcher sich dort befand, nahm auch das Büßergewand, und er war der Erste der nach Orvieto kam, mit ihm viele Leute aus Perugia, aus Castelle della Pieve, aus Scitona und andern Orten, wozu sich von unsern Besitzthümern allein über 200, Männer und Frauen, gesellten. Am Dienstag den 2. Sept. zogen sie in Orvieto ein, und stifteten sogleich Frieden wo es noth that, und das Gewand nahm Messer Paolo Orsini, welcher für den Papst mit 400 Lanzen in der Stadt stand, und er mit seiner Schar zog umher, barfuß, sich geißelnd, das Kreuz voraus und Hymnen singend mit aller erdenklichen Andacht.

Am Sonnabend den 6. Sept. nahmen sodann alle Orvietaner das Gewand, Männer und Weiber, und am folgenden Tage ging's gen Rom. Ranuccio verließ uns schon am Donnerstag, welcher der 4. Sept. war, und begab sich nach Montefiascone und nach Viterbo, wo Alles sich kleidete und ihm, Gott sei Dank, Vollmacht gab Eintracht zu stiften und die Gefangenen zu befreien. Und unter Andern entließ zu Vetralla auf ihr Anliegen der Präfect den Marco, Sohn Janni's, des Sohnes Messer Francesco's von Viterbo, welcher neun Jahre im Kerker gelegen hatte. Die Orvietaner zogen also nach Rom, gegen 10,000, in der weißen Tracht, und als sie anlangten war noch kein Römer gekleidet. Am folgenden Tage aber nahmen die meisten das Gewand. Und der Papst ließ ihnen das Schweißtuch und andere Reliquien zeigen, und ertheilte ihnen ein Privilegium sich selbst den Beichtvater zu wählen der ihnen die Sünden vergebe. Viele sagten, es seien viele Mirakel gesehen worden: ob wahr weiß Gott. Ich sah Nichts was mir miraculös vorkam, ausgenommen, daß mit einem mal ganz Italien in Bewegung war, und daß es beinahe Keinen gab, weß Standes auch immer, Alt und Jung, Männer und Frauen, die sich nicht auf die angegebene Weise kleideten und das Vorgeschriebene hielten, und mit großer Andacht beichteten und die Communion nahmen, und Frieden schlossen und Verzeihung gewährten, mochte die Beleidigung auch immer so groß sein, eine tödtliche selbst. Dies schien mir in Wahrheit ein großes Wunder: kein Herr, mochte er noch so ausgedehnte Macht haben, nicht Papst noch Kaiser noch König hätten eine solche Regung veranlassen können, nur Gottes Willen allein. Nie las noch hörte man von Aehnlichem wie dieser Vorfall in Italien war. Gott in seiner Barmherzigkeit wolle es fügen, daß es zu gutem Ende und zum Seelenheil geschehen sei.

Es fehlte aber nicht an Leuten von schlechter Gesinnung und bösem Wandel, welche, da sie Alle in der Stimmung sahen an Wunderdinge und Alles was vorgebracht ward zu glauben, auf Trug sannen, um davon Gewinn zu ziehen. Dies war namentlich der Fall mit einem Spanier . . . (Lücke in der Handschrift.) Gegen 3000 Personen zogen ihm nach, unter ihnen der Bischof von Sovana. So kam er nach Orvieto, 10 Kreuze voraus, und er ging zwischen Cola und Lodovico da Farnese und Jaco Orsini, des Grafen Bertoldo natürlichem Bruder, der ein Kreuz trug, und er sandte einige der Seinen voraus, man sollte ihm die Sacristei von Sta.-Maria zurichten. Beinahe die ganze Stadt war in Bewegung, und man wollte ihm in Procession entgegenziehen: ich aber war einer von Denen

welche riethen, man sollte es nicht thun, sondern erst zusehen und Erkundigung einziehen, wer der Mann, was sein Stand und seine Absichten. Am Abende begab sich der Collector des Papstes, welcher als Stellvertreter des Vicars Messer Jannello in der Stadt war, mit Messer Paolo Orsini und einigen Magistern der Theologie nach der Sacristei, wo jener eingetroffen war, um mit ihm zu reden, und sie erkannten sogleich aus seinen Worten und seinem Benehmen, daß er ein schlechter Gesell war; denn er zeigte sich hoffärtig und bestialisch, sodaß man einige Leute zur Wache bei ihm ließ. Da begann er sogleich zu fürchten, und am folgenden Morgen, ohne daß ihm irgend ein Arg geschehen wäre oder man ihn um Etwas gefragt hätte, erzählte er wie er sein Crucifix um 20 Soldi gekauft, und auf den Rath eines ihn begleitenden Priesters Zinnober und Oel gemischt, und es wie mit Blut damit beschmiert habe. Dabei bat er um Vergebung wegen seines Beginnens. Als der Priester Dies vernahm, ergriff er die Flucht auf einem Klepper; er aber ward gefangen gehalten. Er hieß Maestro Giovanni. Als man ihn durchsuchte, fand man in Ledertaschen die er bei sich trug Salbbüchsen und Päckchen Pulvers und gewisse Instrumente zur Heilung von Wunden, deren Spuren man an ihm selbst entdeckte, überdies gewisse Eisen um Börsen abzuschneiden, und eine Menge Leintücher und Anderes was er Weibern abgenommen hatte. Man fand auch silberne Knöpfe bei ihm und Sonstiges von Werth, womit er, wie er vorgab, ein Tabernakel für sein Crucifix machen wollte. Mit allem diesem Zeug, das man um ihn herumhing, führte man ihn gebunden nach Piazza Sta.-Maria, wo alles Volk versammelt war, und steckte ihn dann mit Schande und Spott ins Gefängniß wie er's verdiente. Dabei geschah nun doch ein Wunder: er hatte am Abende verkündet, sein Crucifix werde am nächsten Morgen Mirakel verrichten, und ohne es zu wissen sagte er die Wahrheit; denn es brachte seine Schlechtigkeit an den Tag. Man machte dem Papste Anzeige von dieser Gefangennehmung, und er befahl, man sollte den Mann unter sicherer Bedeckung nach Rom senden, wohin schon das Gerücht von seinen Thaten gedrungen war, mehr als die ganze Sache verdiente. Es zeigte sich aber dabei, daß der Papst besorgte, man möchte den großen Zulauf von Volk benutzen, um in Rom oder anderwärts Etwas gegen seine Person zu unternehmen.

Man sieht, Francesco Montemarte ist kein übler Erzähler, ebenso wenig wie er Schlechtunterrichteter ist. Ich würde ihn einen aufgeklärten Mann genannt haben, hätte das Wort nicht so übeln Klang. Daß er das Wissen schätzt, zeigen die Worte die er beim Tode seines Bruders Ugolino niederschreibt, welcher nach des Vaters Ableben sein Vormund und Führer gewesen war.

Am 19. Febr. 1388 starb zu Corbara der Graf Ugolino, ein bemerkenswerther Mann, nicht nur für unser Haus, sondern für alle Zeit, ausgezeichnet durch Wissenschaft wie als Kriegsmann und in Allem was einen Edelmann zieren muß, sei es Tugend oder Verstandeskraft. Besonders aber that er sich durch strenge Redlichkeit hervor, und achtete nicht Mühen noch Leiden wo es den Dienst der Kirche galt, noch Geldeinbuße für unser Geschlecht. Er starb im Alter von 63 Jahren. Ich sage Dies, damit Die welche von der Familie Montemarte abstammen werden seine guten Eigenschaften und Handlungen im Gedächtniß behalten, namentlich aber auf daß sie der Kirche treu und anhänglich bleiben, und die Ihrigen lieben mögen wie er sein ganzes Leben hindurch gethan hat.

Die Familie blühte noch längere Zeit hindurch. Unsers Chronikenschreibers Söhne waren im Dienste Baldassar Cossa's, der als Papst Johann XXIII. so traurigen Ruf hinterlassen hat. Bernardino war einer der tüchtigsten Condottieren und Räthe Francesco Sforza's, der ihn tief betrauerte als er 1448 bei Caravaggio fiel. Die Enkel und Urenkel Francesco's dienten hier und dort als Hauptleute, wie die Verhältnisse des italienischen Adels es mit sich brachten. Zwei der letzten Grafen von Corbara, Girolamo und Leonetto, standen in Karl's V. Heeren gegen Siena und gegen die Lutheraner in Deutschland. Die Lehen kamen an die Giustiniani. Die Grafen von Titignano, eine Nebenlinie der Montemarte, erloschen nicht lange nach jenen, nachdem sie sich in den Feldzügen Papst Julius' II., bei der Belagerung Maltas, im Cyprischen Kriege vielfach ausgezeichnet hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände. Skizzirt von **Samuel Ludvigh** während seiner Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig, Jurany. 1846—47. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. dieser neuesten Beschreibung der nordamerikanischen Freistaaten versichert in der Vorrede, er habe sich 10 Jahre in diesen Staaten aufgehalten, habe sie mehrfach bereist, und dabei sich fast immer an der Spitze von politischen und religiösen Bewegungen befunden; er sei also vor allen Andern befähigt Belehrung über die Eigenthümlichkeit jener Länder und ihrer Bewohner zu ertheilen. Namentlich sieht er auf alle Diejenigen mit vieler Verachtung herab welche sich nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten erkühnt haben über Nordamerika zu schreiben. Dennoch sehe ich mich zu der Behauptung gezwungen, daß wir mehren dieser letzten Reisebeschreiber mehr Belehrung verdanken als Hrn. Ludvigh. Dieser ist nämlich keineswegs ein guter Beobachter, es liegt ihm viel mehr am Herzen seine eigenen Lebensansichten darzulegen als ein treues Bild der Zustände die ihn umringten zu geben. Man möchte sagen, der Verf. selbst sei der Hauptgegenstand seiner Darstellung. Da aber Hr. Ludvigh eine merkwürdige und für amerikanische Zustände sehr bezeichnende Persönlichkeit ist, so liefert diese seine Selbstabspiegelung dennoch ein Bild, welches des Betrachtens wohl werth ist. Hr. Ludvigh hat es nämlich zur Aufgabe seines Lebens gemacht gegen die Religion zu Felde zu ziehen. Zu diesem Ende redigirte er in Amerika ein Journal „Die Fackel", in welchem er die „Unheiligkeit" aller Religionen und namentlich der christlichen darthat, und reiste mehrmals durch fast alle Staaten Nordamerikas, um an jedem einigermaßen bedeutenden Orte Vorlesungen zu halten und Abonnenten für seine „Fackel" zu werben. Dabei kommt ihm nun der Umstand sehr zu statten, daß in den meisten Staaten Nordamerikas wirklich die Religion zum Deckmantel sehr auffallender Thorheiten gemacht wird, daß dort insbesondere eine Pruderie und Bigoterie herrscht welche uns geradezu unerträglich erscheinen würde. So wird die Sonntagsfeier mit einer lächerlichen Strenge gehandhabt. In vielen dieser Republiken ist es bekanntlich durch ausdrückliche Gesetze verboten an Sonntagen Billard oder Domino zu spielen, und man läuft dort Gefahr durch Gerichtsdiener eingesperrt, und entweder zu längerer Gefangenschaft oder zu einer namhaften Geldstrafe verurtheilt zu werden, wenn man an einem Sonntage eine Partie Domino spielt. Außerdem sind alle Kaffeehäuser und andere Belustigungsörter am Sonntag geschlossen, und namentlich Musik und Tanz streng verboten. Hierdurch wird besonders den arbeitenden Classen, für die der Sonntag der einzige arbeitsfreie Tag ist, jede anständige Belustigung unmöglich gemacht, und dadurch werden Laster und Thorheiten aller Art in sehr hohem Grade gefördert. Wenn der Verf. diese seltsame Sitte in vernünftiger Weise bekämpfte, so müßte jeder Vernünftige ihm ohne Zweifel beistimmen; aber er verfährt hierbei so wunderlich fanatisch, verwechselt so entschieden

das Wesen der Religion selbst mit diesen Auswüchsen, daß er dadurch selbst zu einer komischen Erscheinung wird. So läßt er sich z. B. durch den Anblick von Neuyork und seinen Kirchen zu folgenden Herzensergießungen verleiten: „Ja schön, wahrlich schön ist die Lage von Neuyork — ein Lichtbild für den Freund der Reize der Natur, das ihn zum Theil entschädigt für die Entbehrungen des Geistes, für den Schatten den finstere Kirchen puritanischer Protestanten durch die düstern Farben eines elenden Sonntagsgesetzes auf die Bahn der freien Bewegung werfen. Kirchen, ja baut nur dem unsichtbaren Gott, der nicht in Tempeln wohnt von Menschenhänden gemacht, prachtvolle Kirchen; betet nur anstatt zu denken, gerecht zu handeln, vernünftig zu genießen, und ihr dürftet zu spät euere Afterfrömmigkeit beklagen!"

Und nachdem er hierauf die allerdings sehr zahlreichen Kirchen welche die verschiedenen christlichen Sekten in Philadelphia besitzen angegeben hat, fährt er in seinem Unmuthe also fort: „Das Addiren überlasse ich dem Leser, und das Facit möge er selbst beurtheilen. Solch ein Bollwerk ist die Kirche, und die freie Presse ist das Organ ihre Wahrheiten zu verbreiten! Das Hauptmittel wodurch Dies geschieht sind die «religiösen Institutionen», deren Neuyork allein 38 zählt. Alle diese Anstalten senden ihre Tractätchen gratis in die Welt, und um ein Beispiel von der Macht und Größe der religiösen Presse zu geben, wird es hinreichend sein hier zu erwähnen, daß die American bible society ein Haus von 100 Quadratfuß besitzt (offenbar ein Druck- oder Schreibfehler, denn dies wäre ein sehr kleines Häuschen), in welchem täglich über 1000 Bibeln gedruckt werden. Wie viele Feuerbache werden wol erfodert, um eine hinlängliche Anzahl von Fackeln anzuzünden, womit man im Stande wäre die Finsterniß zu erhellen welche durch den Dampf der Nassaustraße allein (in welcher jene Bibelgesellschaft ihren Sitz hat) im freien Amerika verbreitet wird? — Die Feder fällt mir aus der Hand, und ich muß durch eine Pause mich von dem schweren Fragezeichen erheben, damit ich nicht abermals wankend werde in meinem einzigen Glauben, im Glauben an den Fortschritt der Völker."

Ganz besonders kränkt es den Verf., daß die Presse der Vereinigten Staaten sich gegen die religiösen Ansichten nicht aufzulehnen wagt. „Die Presse", sagt er, „das letzte Bollwerk unserer Freiheit, ist durch die Kirche gänzlich in Fesseln gelegt. Kein Tyrann könnte sie besser beherrschen. Nicht Eine einflußreiche Zeitung wagt es das Treiben der Kirche und ihrer Priester bloßzustellen. Ueberreiche einem Buchhändler ein Manuscript von moralischer Tendenz; seine erste Frage wird sein: Ist es streng orthodox? Wenn nicht, so darf ich es nicht verlegen u. s. w." Ein Deutscher der in einem katholischen Bezirke der Freistaaten wohnte sagte dem Verf., er wollte nicht für 200 Dollars unter seinem Namen „Die Fackel" kommen lassen; denn wenn es der Bischof in Erfahrung brächte, würde er alle Irländer als Kunden verlieren. „Heillose Pfaffenbrut!" ruft hier der Verf. aus, „wo deine Skorpionen nisten, dort ist es um die Freiheit geschehen!"

Der einzige Ort in dem gesammten Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten an welchem der Verf. sich heimisch fühlt ist daher Neuorleans, wo allerdings Sinnlichkeit und Leichtsinn herrschende Geistesrichtungen sind. Von dieser Stadt sagt er daher: „Die Katholiken und Protestanten haben ihre wöchentlichen Zeitschriften, und obwol das rationnelle Element hier gar kein Organ besitzt, so gibt es doch hier weniger Kirchen, weniger Glauben als in irgend einer andern Großstadt der Union, und mehr geistigen Aufschwung, mehr Lebensgenuß, mehr Geschmack an den Freuden der Erde als an den Chimären des Himmels. Das muß man dem Katholicismus, der hier viele Anhänger zählt, zugeben, daß er sich mit wenigen Klöstern und vielen Schenkungen begnügt, indeß der finstere Protestantismus hier das ganze Land in Ein Kloster zu verwandeln strebt; daß jener blos blinden Glauben und Gehorsam gegen die Kirche fodert, daß er den Gedanken knechtet und die Sinne frei gibt. «Du magst dich freuen, du magst genießen», ist sein Motto, «wenn du nur betest, und — dem Priester gibst was des Priesters ist.»"

Es ist nicht zu verwundern, daß unser Verf. und seine Ansichten in dem größten Theile der Vereinstaaten keine sonderliche Aufmunterung fanden. Indessen versichert er doch, daß die Stimmung der Bewohner dieser Staaten sich in den letzten Jahren sehr zu seinem Vortheile geändert habe. „Nie hätte ich", schreibt er, „einen so bedeutenden Wechsel in der öffentlichen Meinung in Betreff religiöser Begriffe erwartet, wie ich ihn nach dem kurzen Zeitraume von drei Jahren jetzt in allen Städten finde. Als Franzis Wright, die geistreiche Schriftstellerin und Rednerin, vor etwa 10 Jahren zum ersten male auftrat, um gegen die verjährten Vorurtheile der Religion zu kämpfen, konnte es ihr selbst in Neuyork nicht gelingen irgend einen bedeutenden Saal für ihre Vorträge zu erhalten. Als ich vor wenigen Jahren auf einer Tour durch die Vereinigten Staaten öffentlich sprach, wurde ich mit Steinen begrüßt, mit Schimpf beladen; und selbst mein Leben schwebte in Gefahr. Es ist anders geworden. In mehren Städten bewilligt man mir das Courthaus, und in Chicago wurde mein Vortrag in englischer Sprache sogar mit Blechinstrumentmusik eröffnet."

Diese erstaunlichen Erfolge sind indessen doch nicht im Stande den Verf. ganz vor Augenblicken der Entmuthigung zu bewahren, in denen er zweifelhaft wird, ob seine Bemühungen für das Wohl der Menschheit jemals von dauerndem Erfolge gekrönt sein werden. So erzählt er unter Anderm von einem Manne, Namens Diezel, der ehemals Offizier im Heere Napoleon's gewesen sei, und nun in seinem 78. Jahre mit Büchern hausiren gehe, und fährt dann also fort: „Diezel hat mich oft bedauert, daß ich die Menschen reformiren wolle. «Sie müssen einen Teufel haben», pflegte er zu sagen, «sie bedürfen der strengen Gesetze, die Menschen werden in Masse nie vernünftig werden, lassen Sie sie beten, die Canaillen, denken können und wollen sie ja nicht. Werfen Sie Ihre Perlen doch nicht vor die Säue!» So sprach er oft zu mir, und je mehr ich in das praktische Leben blicke, desto mehr stellt sich mir leider die Wahrheit seiner Bemerkungen vor das Auge. Armes, verhungertes Geschlecht! Jenen die dich knechten huldigest du, und Die so dich erheben wollen peitschest du mit Geißelhieben!"

Neben den religiösen Vorstellungen unterwirft der Verf. nun auch moralische Ansichten und Einrichtungen einer scharfen Kritik; namentlich findet er es entsetzlich, daß die Ehescheidungen in den nordamerikanischen Freistaaten zwar erlaubt sind, aber ziemlich viel Geld kosten, sodaß es also nur dem Wohlhabenden vergönnt ist sich scheiden zu lassen: eine Einrichtung welche beiläufig gesagt allerdings nicht zu billigen ist. Wunderbar ist es, daß der Verf., der doch jeder Spur vor Pruderie, wie der Jäger dem Wilde, nachjagt, nur selten Gelegenheit findet über diese Geistesrichtung der Nordamerikanerinnen sich zu beklagen, obgleich bekanntlich diese Damen in dieser Beziehung Viel leisten. Aber der Verf. ist, wie es scheint, mit Frauen der gebildetern Stände in Nordamerika wenig in Berührung gekommen, und nur deshalb ohne Zweifel weiß er von ihrer Pruderie Wenig zu erzählen. Daß er Züge übertriebener Sittsamkeit sicher nicht unbesprochen gelassen hätte, wenn sie sich ihm dargeboten, beweist unter Anderm der Umstand, daß es ihm schon als eine Abgeschmacktheit erscheint, wenn Mädchen welche auf einem Dampfschiffe an nackten, badenden Männern vorüberfahren die Augen abwenden. An die Erwähnung dieser auffallenden Thatsache knüpft der Verf. folgende Betrachtungen: „Der arme Mensch ist ein Sklave der Convenienz, und die Gesetze der Natur sind den Bestien im Walde oft günstiger als dem gepriesenen Ebenbild Gottes. Wie genußreich könnte das Leben sein, wenn eine verkrüppelte Moral den Menschen weniger in Fesseln schlüge! Der Adel, den die Natur dem Menschen verliehen, wird in ceremonielle Lumpen der Kirche gehüllt, und schauder-

haft rächt sich oft für den Kannibalenzwang der christlichen Sittlichkeit die gerechte Natur. Die Sitten der Menschen sind ein Gemisch von Heuchelei und Betrug. Der Edelste leidet oft am bittersten durch die Schändung der Natur und die Verkehrtheit der öffentlichen Meinung. Willst du als Mensch dem Menschlichen dienen, so mußt du das Band der Ehe erwählen, das Gelübde der Keuschheit halten, oder durch bezahlten Genuß dich unter das Thier herabwürdigen. Im ersten Falle schleppen die meisten Menschen Hymen's eiserne Fesseln durchs ganze Leben hin, im zweiten verzehrt sie unbefriedigte Sehnsucht, und im letzten Falle ist nicht selten Siechheit und Verderben ihr Loos. Das Göttliche wird mit Füßen getreten, und Zwang, Selbstentehrung, Heuchelei und Betrug sind die faulen Früchte unserer Civilisation!"

Man sieht deutlich, daß das Leben der „Bestien im Walde" das Ideal ist nach welchem der Verf. das menschliche Leben umzuformen strebt. Daher macht er auch nicht den geringsten Versuch die von ihm angefeindeten religiösen Vorstellungen und Anstandsregeln durch andere zu ersetzen. Nach seiner Ansicht ist vielmehr das ganze Sittengesetz in den Worten: „Genießt den Reiz des Lebens!" enthalten. Daß die Zügellosigkeit den Genuß selbst in Ekel und Ueberdruß verwandelt, und daß ein ungeregeltes Genießen zu einem Kriege Aller gegen Alle führen müßte, davon scheint er gar keine Ahnung zu haben. Auch bedenkt er wie es scheint nicht, daß sein eigenes Leben nach dieser seiner Theorie eine Abgeschmacktheit ist. Er versichert uns wiederholt, daß er für das Wohl der Menschheit sich aufopfere, sich an das Kreuz schlagen lasse. Das ist ja aber nach seiner eigenen Moral eine ungeheure Dummheit!

Die politischen Ansichten des Verf. sind ebenfalls seltsam genug. Einerseits huldigt er dem communistischen Grundsatze, daß alle Menschen gleich wohlhabend sein sollten, und andererseits hat er doch zu viel von der Welt gesehen um sich nicht zu gestehen, daß die Abstellung dieses Unterschieds wie die Menschen nun einmal sind so ziemlich unmöglich ist. „Die Menschen", sagt er unter Anderm, „werden mit verschiedenen Fähigkeiten und Talenten geboren, die sich entwickeln, aber nicht geben lassen; diese Menschen mit ihrer ungleichen Organisation fallen dann der Macht verschiedener Umstände anheim, nach Verhältniß der Erziehung im Hause der Aeltern und in der Schule, nach Verhältniß der Regierungsform, der Religion u. s. w. So mag es vor Millionen Jahren gewesen sein; so war es vor Jahrtausenden, in diesem tiefverzweigten Labyrinth der Ungleichheiten stehen wir noch gebannt, und kein communistischer Hercules ist im Stande diesen Knoten zu zerhauen, dessen gewisse Lösung nach Verlauf von Jahrhunderten man nicht einmal zu verbürgen vermag."

Der Verf. verbirgt sich also nicht, daß der Communismus mit der menschlichen Natur nicht in Einklang zu bringen ist, er gesteht zu, daß nicht etwa nur der gegenwärtige Zustand der Menschheit, sondern die menschliche Natur selbst, nämlich jene Verschiedenheit der angeborenen Anlagen, seinem communistischen Ideale, der absoluten Gleichheit Aller, widerstrebt; aber er folgert daraus nicht etwa, daß seine Theorie falsch sei. Nein, im Gegentheile, der Mensch ist falsch organisirt, und seine Natur muß daher jenem Ideale gemäß umgeändert werden. Er spricht Dies offen und ausdrücklich aus (S. 82): „Die Theorie (des Communismus) ist unbedingte Wahrheit, doch der Mensch, so wie er ist, ist unbedingter Irrthum." Und S. 166 wiederholt er: „Der Communismus ist ewige theoretische Wahrheit: die Menschen sind praktischer Irrthum." Und bald darauf setzt er hinzu: ehe das Ideal des Communismus verwirklicht werden könne, müsse Gott selbst vom Himmel herabkommen, und aus feinerm Thone ein neues Menschengeschlecht machen, das nicht schwächer sei als er selbst, und nicht schlechter als sein Widersacher, der Satan. Sollte man nicht meinen, diese Worte könnten nur in der Absicht den Communismus zu verhöhnen geschrieben sein? Aber Das ist keineswegs des Verf. Meinung, er hofft ganz ernsthaft, dieses mit feinerm Thone verfertigte Menschengeschlecht werde dereinst, wenn auch erst nach Jahrtausenden, die Erde bewohnen, und alle Menschen sich dann gegenseitig die Stiefeln putzen.

Gelegentlich spricht der Verf. freilich noch von solchen Eigenthümlichkeiten der Vereinigten Staaten Nordamerikas welche mit seinen besondern Ansichten in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen. Er berichtet von industriellen Anstalten, von Bergbau und Fabriken, von der wunderbaren Zunahme der Bevölkerung ganzer Provinzen wie einzelner Städte in den letzten Jahrzehnden, von der Bestechlichkeit der Richter zumal in den südlichen Staaten der Union, von dem in der That unglaublichen Leichtsinn mit welchem die Amerikaner sich den unwissendsten ärztlichen Charlatanen anvertrauen, während tüchtige Aerzte die nicht zu prahlen verstehen hungern, von der Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit der Führer von Dampfschiffen und der Eisenbahnbeamten, und dergl. mehr. Am meisten entrüstet er sich über die Roheiten welche der amerikanische Pöbel gelegentlich ausgehen läßt. Bekanntlich machen die Herren Straßenjungen in Nordamerika im Gefühle ihrer Souverainetät sich zuweilen sehr unangenehm, und der Verf. geht in seinem Aerger über diese Roheiten so weit, daß er, unbeschadet seines politischen Radicalismus, doch zuweilen „die deutsche Policei" herbeiwünscht. Unter Anderm berichtet er: „Als wir die Halle verließen, stürmte uns der kensingtoner Feuerleute wildes Heer entgegen. Das furchtbare Geschrei einer aufgereizten Horde, das Rasseln der Feuerspritzen, das Geläute ihrer Glocken, die emporgetriebenen Staubwolken und der Backsteinregen der vor uns herabstürzte waren eine herrliche Parodie auf die strenge Sonntagsfeier. Ich flüchtete mich unter die Thürschwelle (?) eines Kaufladens. Neben mir schloß ein Vater seine Tochter in die Arme, um mit seinen Schultern die Steinwürfe von ihr abzuwehren. Der wilde Troß jagte an uns vorüber, und ich konnte mit heiler Haut Betrachtungen anstellen über die hoffnungsvolle Jugend der Natives. O ihr Kannibalen, deren wilde Gewalt sich über das Gesetz stellt, wie entwürdigt ihr den Begriff von Freiheit und von Gleichheit! Zügellosigkeit ist euer Charakter, und euch zu gleichen ist Schande!"

Das vorliegende Werk ist sonach zwar nicht geeignet neue Aufschlüsse über das Wesen der Vereinigten Staaten zu geben, aber es kann als eine recht lebendig veranschaulichende Beschreibung von Culturverhältnissen bezeichnet werden, die zwar im Allgemeinen bekannt, aber uns doch noch nicht so nahe gerückt sind, daß uns nicht neue Belege für die Wahrheit älterer Berichte willkommen sein sollten. 72.

Notiz.

Politische Prophezeiung.

Hr. Swanston, ein geachteter londoner Sachwalter, erinnert durch die „Times" an ein 1701 von einem schottischen Geistlichen, Robert Fleming, erschienenes Buch: „Discourses on the rise and fall of papacy", worin er voraussagt, daß die Bourbonische Dynastie um das Jahr 1794 einen heftigen Stoß erleiden und aus Frankreich vertrieben, dann auf 16 Jahre zurückkehren und 1848 für immer verwiesen werden würde. Wegen des eingetroffenen ersten Theils dieser Prophezeiung, bemerkt der Einsender, sei das Buch im Jahre 1794 sehr gesucht gewesen, jetzt eine große Seltenheit, aber im Britischen Museum vorhanden. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 282. —— 8. October 1848.

Cronaca inedita degli avvenimenti d'Orvieto etc., di *Francesco Montemarte* Conte di *Corbara*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 281.)

Der Marchese Gualterio hat in der vorliegenden Ausgabe der Chronik des Montemarte eine so fleißige wie dankenswerthe Arbeit geliefert. Er hat diese fragmentarische Geschichtserzählung benutzt die Geschichte Orvietos bis zum Ende des 14. Jahrhunderts urkundlich wie durch fortlaufende Vergleichung mit gleichzeitigen Chronisten und Historikern zu erläutern; auf S. 3—207 des zweiten Bandes sind seine schätzbaren Anmerkungen und Excurse enthalten, bei denen die Archivstücke der Riformagioni durchgehends zu Rath gezogen und angeführt sind. Ich bemerkte schon, daß der Herausgeber um so größern Anspruch auf Dank hat, je mangelhafter und unsicherer die bisherigen Nachrichten waren. Man werfe nicht ein, daß es meist Ereignisse von nicht großem Belange sind: die Geschichte jeder dieser Communen ist wichtig, und hier kommen überdies die Beziehungen zu den Nachbarstädten, zu Perugia, Siena, Viterbo, Todi, in Betracht, die Verhältnisse zum Kirchenstaat sodann, dessen mittelalterliche Geschichte noch so mancher Aufklärung bedarf. Diese Excurse sind großentheils treffliche Erläuterungen orvietanischer Geschicke; von der Einleitung würde sich Dasselbe sagen lassen, verlöre sie sich nicht etwas zu sehr in Allgemeinheiten über die Communenbildung und den Geist der Regungen des 12. und 13. Jahrhunderts, Dinge die schon gar zu oft gesagt worden sind. Besser sind die auf Einzelnes in Betreff der Communenverfassung sich beziehenden Anmerkungen zu einzelnen der beigegebenen Documente. Dieser Documente ist eine ansehnliche Zahl vorhanden, und sie sind höchst willkommen, wenngleich nicht Alles inedirt ist, was billig hätte angemerkt werden sollen; theils beziehen sie sich auf Verhältnisse von Orvieto und Todi, theils auf die Grafen von Montemarte u. A. Man findet darunter das von Papst Gregor IX. im J. 1229 aus Perugia zu Gunsten des mehrgenannten Grafen Andrea erlassene Breve an die Todiner, auf welches der Chronist sich bezieht. Es heißt darin:

Wir haben vernommen, daß ihr unsern geliebten Sohn, den edeln Mann Andreas Grafen von Montemarte, ohne triftigen Grund gefangengenommen und unbefugterweise zur Ueberlieferung seiner Burg genöthigt habt, wodurch euer guter Ruf wie euer Seelenheil Gefahr laufen. Da es aber vortheilhafter und ehrenvoller Sieg ist, wenn der Sieger den Besiegten schont, und es edelm Sinne eigen ist Unmächtige nicht aufs äußerste zu verfolgen, so ermahnen und warnen wir euer Gemeinwesen aufs bestimmteste mittels gegenwärtiger apostolischer Briefe, aus Ehrfurcht gegen Gott wie gegen uns eurer Heftigkeit Zügel anzulegen, und auf keine Weise zur Zerstörung des Schlosses zu schreiten, indem ihr für eure Ehre ungleich bessere Sorge tragen werdet, wenn ihr unser Geheiß vollständig erfüllet und willig, nicht gezwungen, unsern Willen zu thun scheint, sodaß uns Gelegenheit wird euern Gehorsam mit Recht zu loben.

Aus dem Capitulararchiv des Doms von Orvieto ist die Citation des Grafen Guido v. Montfort, welcher mit seinem Bruder Simon den Prinzen Heinrich von England, des römischen Königs Richard von Cornwall Sohn, in Viterbo in der Kirche 1270 ermordete, im Augenblick der Consecration: jener Meuchelmord welchen Dante („Inferno", XII, 118) stigmatisirt:

> Im Winkel einsam zeigt' er einen Schatten
> Und sagte: Jener schlug im Schoose Gottes
> Das Herz das an der Themse noch verehrt wird.

Diese Citation, welche Papst Gregor X. im ersten Jahre seines Pontificats 1272 von Orvieto aus erließ, deren Haupttheil sich übrigens schon in della Valle's „Storia del duomo d'Orvieto" (S. 73) gedruckt findet, beginnt:

Das Blut Heinrich's von Deutschland, des ältesten Sohnes Richard's, des erwählten römischen Königs, dies grausam vergossene Blut ruft zu uns mit dumpfem Schrei, es läßt vor unsern Blicken die schaudervolle That aufs neue vorüberziehen, es klagt den Meuchelmord an, es erhebt die Stimme wegen Brudermord, es heischet Sühne für die Schändung des heiligen Orts an welchem die That verübt worden, für die Beleidigung des Höchsten, für die Schmach die der Kirche sowie den in der römischen Curie anwesenden Fürsten zugefügt worden, für eine Menge abscheulicher Nebenumstände des Verbrechens, dessen bekannte Hauptthäter die Brüder Simon und Guido von Montfort sind, deren Ersterer schon verstorben.

Aus einer Anmerkung zur Einleitung erfahren wir, daß das Communalarchiv zu Orvieto, dessen Leitung seit Ende 1843 dem Herausgeber dieser Chronik übertragen worden, ungeachtet der vielen Verluste noch gegen 1000 Pergamentschriften und verschiedene Hunderte von Breven besitzt, während die Rathsverhandlungen des 14. Jahrhunderts beinahe unberührt sind. Welch reichen Stoff

überdies das Capitulararchiv des Doms für die Kunstgeschichte enthält, wissen Alle welchen das verdienstvolle bereits erwähnte Buch des Minoriten-Conventualen Pater della Valle über die Geschichte dieses Domes bekannt geworden ist. Neben diesen ungedruckten Dingen finden wir hier noch (I, 101—193) die schon bei Muratori („Script. rerum Ital.", XV, 643 fg.) gegebene orvietanische Chronik von 1342—68, welche hier an ihrer Stelle ist, indem sie das Material für die Geschichte des 14. Jahrhunderts vervollständigt.

Der Marchese Gualterio verdient allen Dank für seine fleißige Arbeit, welche auch über die engern Grenzen des Municipiums und der anstoßenden Gebiete hinaus bedeutenden Werth hat, in jenem Theile namentlich welcher von den Zeiten des Albornoz und des nicht lange darauf begonnenen Schismas handelt. In Rücksicht auf erstere erhalten wir durch dieselbe eine wesentliche Bereicherung der Nachrichten die in der Muratori'schen Chronik sich vorfinden, deren Hauptbestandtheil die Geschichte Cola Rienzi's bildet. Bei dieser Gelegenheit kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß im bologneser Archiv umfassende Nachforschung nach Urkunden aus den Tagen des erwähnten Cardinals angestellt werden möge, welcher für jene Stadt ein specielles Interesse hat. Inwieweit mein verstorbener Freund Papencordt sich in dieser Beziehung in Bologna umgesehen hat, ist mir nicht näher bekannt. Urkundliche Arbeiten über die Zeit der französischen Päpste, namentlich in Betreff des italienischen Kriegswesens, sind von G. Canestrini hierselbst unternommen worden, deren Bekanntmachung im „Archivio storico italiano" in Bälde bevorsteht.

A. v. Reumont.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Das erste religiöse Schauspiel.

Das älteste religiöse Schauspiel, d. h. ein solches welches zunächst die Darstellung eines biblischen Stoffes zur Erbauung der Juden oder gar „lieben Christengemein" gedichtet ward, scheint von einem Ezechiel herzurühren.*) Es führt den Titel: „Der Auszug aus Aegypten" (ἐξαγωγῆ, eigentlich: das Hinausführen). Wer dieser Dichter Ezechiel war wissen wir so wenig genau als wann er seine Stücke dichtete. Seine Stücke; denn er hat außerdem noch einige geschrieben, insofern ihn der Kirchenvater Clemens Alexandrinus, der zu Ende des 2. Jahrhunderts lebte, „den Dichter jüdischer Schauspiele" (τον τῶν Ἰουδαικῶν τραγωδιῶν ποιητὴν) nennt. Später als Clemens kann er also nicht gelebt haben; allein Manche meinen nun, daß er der Prophet Ezechiel gewesen sei; Andere halten ihn für einen der 70 Dolmetscher welche das Alte Testament für die große Bibliothek in Alexandrien übersetzten. Vom Stück selbst ist uns nur eine Anzahl Bruchstücke geblieben, die jedoch hinreichen uns mit dem Geiste und der Behandlung bekannt zu machen. Geschrieben in griechischer Sprache ist es schon dadurch merkwürdig, daß es sich in seinen Jamben den Schauspielen der Alten mehr nähert als man von einem Juden oder einem Christen der frühesten Zeit erwarten sollte. Dann darf man auch nicht vergessen, daß es schon als ein jüdisches Schauspiel merkwürdig bleibt; denn bei keinem Volke scheint das Theater weniger Wurzel gefaßt zu haben als beim jüdischen. Erst als die syrischen Könige in Jerusalem herrschten, als die Herodes unter römischer Herrschaft an der Spitze standen, finden sich Spuren davon vor, welche aber am Ende nicht mehr bedeuten als wenn in einer deutschen Residenz oder in London ein französisches oder italienisches Theater ist.*) Für wen daher eigentlich Ezechiel dieses Stück und seine übrigen geschrieben hat, und ob es wirklich in Jerusalem oder Alexandrien bei Juden zur Aufführung gekommen ist, bleibt daher wieder eine nicht zu lösende Frage. Vielleicht trieb ihn nur der dramatische Genius. Er dichtete zunächst für sich, nur freilich, so weit die vorhandenen Bruchstücke zeigen, nicht in dem Stile der griechischen Tragiker, sondern nach Art der spätern Mysterien und Moralitäten; Alles knüpfte sich historisch aneinander, und Eines folgt dem Andern. Die ganze Geschichte von Moses reicht noch nicht hin; es wird mit der Einwanderung von Jakob und seiner Familie in Aegypten begonnen, und, wie in den spätern deutschen, englischen und französischen kirchlichen Schauspielen, spricht wenigstens Gott gar viel mit seinem Knecht Moses, wenngleich er nicht selbst erscheint. Nur „das göttliche Wort flammt im feurigen Busche"; denn „die Augen eines Sterblichen können mein Antlitz nicht sehen!" Insofern ist nun allerdings hier immer noch mehr Geschmack darin als die spätern Hanswurstiaden Deutschlands ꝛc. darthun, welche vielleicht erst wieder auf frühere Darstellungen solcher Art in Konstantinopel unter den griechischen Kaisern zurückgeführt werden können; Ezechiel ist nämlich nicht der Einzige welcher solche griechisch-kirchliche Schauspiele, zum mindesten dies eine, gedichtet hat. Es werden uns aus späterer Zeit noch einige Arbeiten der Art von griechischen ꝛc. Geistlichen genannt, z. B. Gregor Nanzianzenus im 4. Jahrhundert, welcher ein „Leiden Christi" schrieb, sowie ein Gespräch zwischen Adam, Eva und der Schlange. Aus dem 12. Jahrhundert haben wir mehre Stücke der Art, die in Konstantinopel gedichtet und also wol so gegeben worden sind wie fast um gleiche Zeit oder doch bald darauf die Osterspiele und andern kirchlichen Spiele in Deutschland und dem übrigen Europa. Zunächst mag Denen die sich für Ezechiel, sein Stück und solche spätere griechische Arbeiten interessiren das „Journal des savants", Aprilheft 1848, empfohlen sein, worin sie darüber eine gediegene Arbeit J. Magnin's finden, und vergleichen mögen sie damit J. G. Eichhorn's Abhandlung „De Judaeorum re scenica" (1811), abgedruckt in den „Commentationes Göttingensis societatis regiae", 1813, II, sowie C. F. Stäudlin's „Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels", S. 98 fg.

2. Das Lustspiel „Der Lügner".

Wie viel das deutsche, französische und italienische, ja wahrscheinlich das ganze europäische Publicum dem fruchtbarsten aller Theaterdichter, dem Spanier Lope de Vega, verdankt, weiß Niemand besser als Der welcher sich ein wenig in der Geschichte der Bühne umsah. Es gilt Dies von spanischen Thea-

*) Nach der Meinung J. G. Eichhorn's („De Judaeorum re scenica") soll auch die Offenbarung St.-Johannis die Schilderung oder Erzählung von einer solchen religiösen Darstellung sein, welche einen zum Christenthume übergetretenen Juden zu Verf. hätte, und Eichhorn selbst nimmt an, daß sowol dies Stück von Ezechiel wie die Offenbarung selbst auf einem jüdischen Theater gegeben worden sei.

*) Herodes der Große ließ nicht allein außen vor Jerusalem ein Amphitheater zu Thier- und Gladiatorenkämpfen u. dgl. bauen, sondern auch in dieser Stadt selbst, sowie vielleicht in Cäsarea ꝛc. ein eigentliches Theater, für welches eine fremde (griechische) Gesellschaft verschrieben wurde; denn schon damals gab es reisende Gesellschaften von Schauspielern, und die hierhin entbotene führte nach Josephus („Jüdische Alterthümer", XV, 8) auch nur griechische Stücke, z. B. die „Niobe", den „Oedipus", den „Orestes" ꝛc., auf.

terdichtern überhaupt, aber von Lope de Vega ganz besonders, weil er am meisten geschrieben und also den meisten Stoff zu neuer Verarbeitung geboten hat. Eines seiner Lustspiele: „La suspechosa verdad", hat sich besonders durch die dritte, vierte und fünfte Hand Raum gemacht. P. Corneille verpflanzte es (1642) auf die französische Bühne, indem er dem spanischen „Lügner" einen guten französischen Staatsrock anzog, und in diesem gefiel er dermaßen, daß er volle 100 Jahre lang immer volle Häuser machte. Viele seiner Einfälle waren fast sprüchwörtlich geworden, und der Hauptcharakter so allgemein bekannt, daß einmal ein Aufschneider am Hofe an öffentlicher Tafel beschämt wurde, indem einer der Gäste dem hinter ihm stehenden Lakaien nur zurief: „Gib doch einmal deinem Herrn zu trinken!" In Italien machte der berühmte Goldoni den „Lügner" heimisch. Er hatte allerdings vielleicht nur den französischen des Corneille kennen gelernt, ohne vom spanischen ein Wort gehört zu haben, und das Stück wurde so ganz nach italienisch-venetianischer Weise zugeschnitten, daß es für ein Original hätte gelten können; nichtsdestoweniger wäre ohne die spanische „La suspechosa verdad" nie der italienische „Lügner" zum Vorschein gekommen. Ebenso wenig hätte ihn Deutschland kennen gelernt, wo er sich bereits ohne neu verkleidet worden zu sein 1760 Bahn gebrochen zu haben scheint. In Leipzig kam er zum ersten mal am 25. Mai 1768 aufs Theater, und blieb in dem Gewande welches ihm ein wiener Dramatiker, Schletter, bald nachher (1778) umgehängt hatte ein Lieblingsstück bis ins 19. Jahrhundert, namentlich in Leipzig, wo Opitz und Thering, Jener als Lügner Dieser als sein Bedienter, allemal das Haus füllten. Noch 1813 kam eine neue Bearbeitung dieses alten „Lügner" von F. L. Schmidt wieder heraus: „Der leichtsinnige Lügner", der jedoch minder Epoche machte, entweder weil jetzt Jedermann schon im gewöhnlichen Leben ans Lügen gewöhnt ist, und also der Reiz der Neuheit fehlt, oder „Der Lügner und sein Sohn"*) den 230 Jahre alten Lügner des Spaniers endlich ausgestochen hat. Mit neuem Triumphe dürfte ihn vielleicht jetzt nur ein Dichter einführen der ihm ein völlig deutsches Kleid anpaßte. Ein solcher würde dann auch die Fortsetzung davon verarbeiten können welche Lope de Vega unter dem Titel „Amar sin saber aquien" gegeben hat. Ohne streng mit dem ersten Stücke zusammenzuhängen, enthält sie so überraschende Situationen und anziehende Charaktere, daß wir sie Jedem der um einen guten Stoff zu einem feinern Lustspiele verlegen ist aufs wärmste empfohlen haben wollen. Wenn A. Müllner noch lebte, der alle seine Lustspiele aus französischen Quellen holte, würde er sicher auch nach dem „Amar sin saber aquien" greifen. Auch in England machte sich der spanische „Lügner" oder doch der des Corneille breit. Richard Steele schrieb hier im Anfange des 18. Jahrhunderts einen „Lying lover", den der berühmte Foote, der Komiker und Lustspieldichter, weiter und zwar fast um die Zeit wo der deutsche erschien im englischen Stil 1757 als Posse verarbeitete. Große Ehre hat er jedoch nicht dort geerntet. Der Engländer haßt und verachtet jeden Lügner zu sehr, als daß es einem solchen Charakter leicht würde auf dem Theater durchzudringen. Am meisten wirkte das Stück dadurch, daß Foote einen vornehmen und reichen Mann, Aprice, und seine Frau täuschend copirt hatte, wodurch aber schnell ein Verbot des Stücks herbeigeführt wurde. Das Stück von Samuel Foote findet sich im zweiten Theil der deutschen Uebersetzung seiner dramatischen Werke (Berlin 1796).**) 20.

*) Von Collin d'Harville.

**) Vermuthlich ist der „Lügner" auf ähnliche Weise auch aufs polnische und russische, dänische und schwedische Theater gekommen, und dann kann man sagen, daß Lope de Vega das ganze Europa mit Lügnern versorgte, ohne daß es ihm Jemand Dank gewußt hat.

Bibliographie.

Neue Alpenrosen. Eine Gabe Schweizerischer Dichter. Herausgegeben von J. J. Reithard. Zürich, Beyel. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bissing, Henriette v., Reimar Widdrik und Dithmarschen im J. 1500. Historischer Roman. Drei Theile. Hannover, Kius. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Deym, Graf F., Drei Denkschriften. Karlsbad, Gebr. Franieck. Gr. 8. 18 Ngr.

Franscini, S., Neue Statistik der Schweiz. Nach der 2ten gänzlich umgearbeiteten Ausgabe aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von einem schweizerischen Staatsmanne versehen. 1ster Theil. Bern. Gr. 8. 2 Thlr.

Gerber, C. F., System des Deutschen Privatrechts. 1ste Abtheilung. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Geschichte des Königl. Preuß. 18. Infanterie-Regiments von 1813 bis 1847. Posen, Gebr. Scherk. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hafner, A., Des Pilgrims letzte Fahrt. Ein Opfer an Byrons Manen. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. Br. 8. 24 Ngr.

Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte. Worte und Töne den Originalen entlehnt von C. F. Becker. Leipzig, Rößling. 1849. Br. 8. 16 Ngr.

Malon, J. B., Das Lesen der Bibel in den Landessprachen beurtheilt nach der Schrift, der Ueberlieferung und der gesunden Vernunft. Eine Abwehr der Grundsätze, Bestrebungen und neuesten Vertheidigungen der Bibelgesellschaften 2c. Nebst Urkunden, welche auf das Lesen der Bibel in den Landessprachen Bezug haben und vom heiligen Stuhle seit Innocenz III. bis auf Gregor XVI. erlassen sind. Uebersetzt von L. Clarus. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Nieritz, Preußischer Volkskalender für das Jahr 1849. Mit vielen Holzschnitten. Berlin, Klemann. 8. 10 Ngr.

Platen, A. Graf v., Gesammelte Werke. Fünf Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Polemische Reden über die Verirrungen der Vernunft in Rücksicht auf unsere Zeit. Von dem Verfasser: Die heilige Mission in meiner Pfarrei 2c. Neu herausgegeben von einem katholischen Geistlichen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27½ Ngr.

Rougemont, F. v., Anfangsgründe der Erdbeschreibung. 1ster Theil: Unterricht an der Weltkarte. Aus dem Französischen von C. H. Hugendubel. Bern, Dalp. Gr. 12. 7½ Ngr.

Schneider, F., Wahrheit in Bildern. Aesopische und parabolische Dichtungen. Prag, Heß. Gr. 16. 9 Ngr.

Wahlkamp, A., Ueber Heimathgesetze. Der Streit der Interessen und Ansichten in Beziehung auf das Heimathwesen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Weichardt, K., Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und deren Territorien, nebst einem Blick auf Kanada, dargestellt nach einer Anzahl der neuesten und besten Reise- und andern Werke und in einer auszüglichen Bearbeitung von Capt. J. C. Fremont's Reisen nach dem Felsengebirge, Oregon und Nord-Californien in den J. 1842—1844. Mit 1 Stahlstich und 1 Karte. Leipzig, Weichardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zeitgenossen in Biographieen und Porträts. Ein Volksbuch. Unter Mitwirkung von F. Frhrn. v. Biedenfeld, A. Bube, K. Buchner, H. Döring u. A. herausgegeben von J. Günther. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. Br. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aster, H., Einige militairische Betrachtungen über Volksheer und stehende Armee. Leipzig, Arnold. 8. 5 Ngr.

Baur, T. L., Wie der Prediger des Evangeliums seinerseits den Kampf unter den stürmischen Bewegungen dieser Zeit

wohl bestehen möge. Synodalpredigt, am 8. Aug. zu Leipheim gehalten. Ulm, Wohler. 8. 3 Ngr.

Beckedorff, L. v., Die Cholera, ihre Ursachen, ihre Verbreitung, ihre Abwehr und ihre Heilung. Vermuthungen nicht blos für Aerzte geschrieben. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Magdeburger Brocken-Silhouetten, oder wundersame Geschichten unserer Heiligen. Nach eigenhändigen Aufzeichnungen des Dr. Eisele und des Barons Beisele. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Brunner, S., Johannes Ronge, der Luther des 19. Jahrhunderts. Naturgetreu geschildert. 1ste bis 3te Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Cramer, H., Fromme Wünsche für die Zukunft der Medicin. Minden, Keiser u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dufour-Feronce, A., und G. Harkort, Versuch zur Beantwortung einiger der durch die Commission für Erörterung der Gewerbs- und Arbeits-Verhältnisse in Sachsen aufgestellten Fragepunkte. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Entgegnung auf die Schrift: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV., von J. v. Radowitz. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Finis Poloniae! Beweis, daß Polens Selbstständigkeit weder ihm selbst noch Deutschland Heil bringen würde. Mit Berücksichtigung der Hauptargumente vieler für und gegen die Einverleibung Posens am deutschen Reichstag zu Frankfurt gehaltenen Reden. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Frei, A., Kurzer Lebensabriß des Erzherzogs Johann von Oestreich. Nürnberg, Endter. 8. 4 Ngr.

Gerstäcker, K. F. W., Kann im Königreich Sachsen die zugesicherte Einführung des Geschwornengerichts für Strafsachen bedeutende Aenderungen im Organismus der Behörden und sehr große Kosten verursachen? oder ist sie unter Beibehaltung aller vorhandenen Unter-, Mittel- und Oberbehörden, ohne sehr wichtige [und wahrhaft nothwendige] Aenderungen möglich und ausführbar? rc. Leipzig, Schmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Günther, F., „Mitten in der Noth kommt der liebe Gott." Erntedankpredigt gehalten am 11. Sonntag p. Trin. zu Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hahndorf, S., Die Volksversammlung, ihr Wesen und Charakter, sowie das Gesetz vom 19. Juli 1848, das Petitions-, Einigungs- und Versammlungsrecht betreffend, nebst Erläuterung desselben und die parlamentarischen Regeln für die Volksversammlungen. Kassel, Luckhardt. 12. 5 Ngr.

Hart, F., Ein Tag in der Paulskirche. Skizzen und Portraits aus dem Reichstag in Frankfurt a. M. I. Leipzig, Spamer. 8. 10 Ngr.

Der Heldenmuth, die Leiden und der Tod des Erzbischofs von Paris. Aus dem authentischen französischen Original übertragen von O.-M. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 1 Ngr.

Johann von Oesterreich. Ein Zuruf an Deutschland. Rochlitz, Ulbricht. 8. 1¼ Ngr.

Koch, F., Offener Brief an den Seilerwaaren-Händler Hrn. Krackrügge. 1ster und 2ter Abdruck. Erfurt, Körner. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — 2ter offener Brief an Hrn. Krackrügge. 1ste bis 4te Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Köchly, H., Antrag auf Organisation des Volks in Volks-Gemeinden als die alleinige Verwirklichung der Volksouveränetät. Dresden. Gr. 8. 2 Ngr.

Krabbe, O., Zeitpredigt über Psalm 20. Das Panier des Herrn. Am 6. Aug. bei der Feier der Einsetzung der deutschen provisorischen Centralgewalt gehalten zu Rostock. Rostock, Stiller. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Zwei Zeitpredigten. Pauli Vorbild in seinem Verhalten gegen Onesimus und der Bußruf des Herrn in der Heimsuchung der Gegenwart. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

Maassen, F., Weder die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. noch der bevorstehende meklenburgische Verfassungslandtag sind einseitig konstituirend. Zwei Betrachtungen vom Standpunkte des Rechts. Rostock, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Der fliegende Mönch. Merkwürdige Prophezeihungen auf das Jahr 1848—50. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Neumann, N. H., Die Reorganisation des Handels durch die Erweiterung des Instituts der Darlehnskassen zu einem Central-Handels-Bazar. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Petery, J. M., Die blutigen Ereignisse zu Schweidnitz am 31. Juli und in den ersten Tagen des August 1848. Vollständiger und authentischer Bericht. Nebst Beschreibung der Beerdigungsfeierlichkeiten und der von Dr. Lasker am Grabe der Gemordeten gehaltenen Rede. Schweidnitz, Heege. 8. 2 Ngr.

Pinoff, J., Der Sozialismus in seiner wissenschaftlichen Berechtigung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Ngr.

Pöschel, J. F., Die Erwartungen, welche durch die Vorgänge unserer gegenwärtigen Zeit erregt werden. Predigt am Sonntag Lätare 1848. Hof, Grau. Gr. 8. 2 Ngr.

Recht muß doch Recht bleiben! oder das gute Recht der Schleswig-Holsteiner bei ihrem gegenwärtigen Abfall. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Drei Reden an Landstände im September 1848. Stuttgart, Weise. Gr. 8. 6 Ngr.

Roerdansz, A., Ein Freiheits-Martyrium. Gefangene Berliner auf dem Transport nach Spandau am Morgen des 19. März 1848. Protocollarische Aussagen und eigene Berichte von 91 Betheiligten. Berlin, Liebmann. 8. 15 Ngr.

Die Schmach und Selbstentwürdigung der Preußischen National-Versammlung. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schmit, J. P., Deutscher Arbeiter-Katechismus. Leipzig, Brügmann. 16. 3 Ngr.

Schwartze, M., Preußens Verhältniß zu Deutschland. Denkschrift des Preußen-Vereins für constitutionelles Königthum. Berlin, Walter. 8. 2½ Ngr.

Stiefel, Maria, Somnambule aus Ebernberg, Wunderbare und merkwürdige Prophezeihungen auf die Zukunft der Jahre 1848—1856. 2te Auflage. Colmar. 16. 1¼ Ngr.

Stücker, Beitrag zur Lösung der Frage politisch-socialer Reform in Preußen. Dresden. Gr. 4. 9 Ngr.

Sylvius, Ueber die Zukunft der Kirche in Oesterreich. Briefe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Thaulow, G., Plan einer National-Erziehung, entworfen und zur Begutachtung allen Lehrern Deutschlands, besonders aber dem Lehrerstande in Schleswig-Holstein vorgelegt. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Thienemann, E., Herrscht Gesetz oder Willkür in Gera? Beiträge zur Beurtheilung der Rechtszustände im Fürstenthum Reuß-Gera. Großenhain, Bornemann. 8. 3 Ngr.

Ueber den schädlichen Einfluß der für die Landwehr in Aussicht gestellten Wahlen der Vorgesetzten durch die Untergebenen. Geschrieben im September 1848. Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ueber die Dauer der gesetzlichen Dienstzeit in der Preußischen Armee. Berlin, im August 1848. Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Verfassungs-Urkunde des Kurfürstenthums Hessen. Mit geschichtlichen Erläuterungen, so wie mit Hinweisung auf nothwendige und wünschenswerthe Abänderungen. Von H. Gräfe. Cassel, Krieger. Gr. 16. 7½ Ngr.

Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Das neue provisorische Wahlgesetz und die von der Regierung vorgeschlagenen Abänderungen der sächsischen Verfassungsurkunde, mit den nöthigen Erläuterungen versehen und zur gemeinsamen Kenntnißnahme des sächsischen Volks herausgegeben von einem Volksfreunde. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 1½ Ngr.

Zu Görres' Todtenfeier. Am 3. Februar 1848. (Gedicht.) München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 283. —— 9. October 1848.

Gerald Griffin, ein Schriftstellerleben. *)

Es leidet keinen Zweifel, daß ein Unternehmen wie das vorliegende, das den besondern Zweck hat Leben, Sitte und Denkweise eines Volks in echt volksthümlichen Erzeugnissen (Volkssage, Volksmärchen, Volkslied) und in den besten Schilderungen seiner besten Schriftsteller vorzuführen, den Dank und die Unterstützung aller Derer die diesem Volke ihre Theilnahme schenken verdient, und in keiner Art den planlosen und zwecklosen Uebersetzungsbibliotheken, deren unsere Zeit eine so große Menge aufzuweisen hat, an die Seite zu stellen ist. Eben darum aber sind an solche Unternehmungen auch Anfoderungen zu stellen die an Uebersetzungsbibliotheken, in denen literarische Tagelöhner Futter für die leichtbefriedigte leselustige Menge liefern, durchaus nicht gestellt werden können. Bei jenen ist es hinreichend, wenn die Uebersetzungen einigermaßen lesbar (ob sie richtig und treu sind, darauf kommt in der Regel nicht viel an, wie z. B. die Spindler'sche Uebersetzungsfabrik zur Genüge zeigt), und wenn die übersetzten Bücher für den gewöhnlichen Leser nicht zu hoch und zu langweilig sind. Sammlungen wie die vorliegende haben größern Ansprüchen zu genügen; sie haben zum Hauptzwecke Belehrung, zum Nebenzwecke Unterhaltung, und die letztere muß zurückstehen wo es die erstere fördern kann. Sie müssen mit möglichster Vollständigkeit Alles liefern was uns die Sagen und Märchen, die Sitten und Gebräuche des in Frage stehenden Volks kennen lehren und erläutern kann. Die Kritik muß aus ihnen Alles ausscheiden was nicht dem echten Volksgeiste entsprossen ist oder was ihn nicht von seiner wahren Seite auffaßt. Dabei muß die Uebersetzung treu sein, denn bei allem Volksthümlichen wird schon die geringste Abweichung von Volksanschauung und Volkston widerlich. Endlich darf auch die Geduld der Leser nicht zu sehr in Anspruch genommen werden; die Zahl Derer die Belehrung suchen ist im Verhältniß zu Denen die unterhalten sein wollen ja immer gering, und die erstern genügen in der Regel nicht die Kosten für dickleibige oder vielbändige Bücher zu decken. Es muß daher alles Ueberflüssige und zur Erläuterung des Gegenstandes nicht Nothwendige ausgeschlossen werden.

Gehen wir von diesen Anfoderungen bei der Sammlung aus, deren beide erste Bände uns vorliegen, so können wir nach den Versprechungen die uns die Vorrede gibt uns im Allgemeinen mit dem Plane der Sammlung nur einverstanden erklären. Der Herausgeber will uns zunächst eine möglichst vollständige Sammlung irischer Volkssagen, Märchen und Legenden liefern, theils nach Croker's bekannten Feenmärchen, theils und vornehmlich aus irischen Zeitschriften und andern irischen Quellen geschöpft. Diesen sollen sich vorerst die wichtigsten erzählenden und sittenschildernden Werke der besten irischen Erzähler, namentlich Griffin's, Banim's, Carleton's und Lever's anschließen, durch welche gewissermaßen ganz Irland vertreten werden soll, da Jeder von ihnen einer andern Gegend Irlands angehört, nämlich Griffin dem Südwesten (Munster), Banim dem Südosten (Leinster), Carleton dem Norden (Ulster) und Lever dem Nordwesten (Connaught). Da auch die wichtigern Romane dieser Schriftsteller der Sammlung einverleibt werden sollen, so haben wir eine ziemliche Anzahl Bände zu erwarten; für den Fall, daß das Unternehmen Beifall findet, verspricht der Herausgeber dieser ersten Reihe von Uebertragungen noch eine zweite folgen zu lassen.

Sehen wir uns unterdessen die beiden ersten Bände an, welche das Leben eines der obengenannten Schriftsteller, Gerald Griffin's, in treuer Uebersetzung nach der von Griffin's Bruder bearbeiteten Lebensbeschreibung bringen, so verlangt der Uebersetzer, daß wir diese im Verhältniß zur Sammlung „wie die nothwendige Exposition im Schauspiel" ansehen sollen. Es steht nicht in unserer Macht diesem Verlangen Folge zu leisten; wir billigen allerdings die Absicht des Uebersetzers den Werken der irischen Schriftsteller Lebensbeschreibungen voranzuschicken, können aber nicht einsehen, daß derartige Lebensbeschreibungen wie die vorliegende, die uns fast unverkürzt gegeben wird, dem Plane des Werks auch nur im geringsten entsprechen, und noch viel weniger können wir sie einer nothwendigen Exposition im Schauspiel vergleichen; wenigstens muß ein Schauspiel

*) Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Märchen und Legenden von K. v. K. (illinger). Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. T.: Gerald Griffin, ein Schriftstellerleben. Erstes und zweites Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1847. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

sehr schlecht werden dessen Exposition so weitläufig und von dem Inhalte des Stücks so entfernt ist wie vorliegende Lebensbeschreibung vom Inhalte der ganzen Sammlung. Auch sind wir überzeugt, daß sieben Achtel aller Leser statt der ganzen ausführlichen Lebensbeschreibung auf 582 Seiten lieber einen Auszug derselben auf 50 Seiten gehabt hätten, der den Leser weniger ermüdet hätte, und dem Plane des Werks angemessener gewesen wäre.

Gerald Griffin ist ein in Deutschland noch ziemlich unbekannter Schriftsteller; die deutschen Uebersetzer haben von ihm „Alles oder das Meiste unübersetzt gelassen, weil er seinen Schriften wol große Beachtung und allgemeine Beliebtheit in seinem Vaterlande, sich aber keinen die Uebersetzer vorzugsweise anlockenden Namen verschaffte, indem er stets mit dessen Verschweigung schrieb". Theils Dies, theils auch der Umfang des vorliegenden Buchs mag uns daher entschuldigen, wenn wir sein Leben den Lesern d. Bl. in etwas ausführlicher Darstellung vorführen.

Gerald Griffin wurde am 12. Dec. 1803 zu Limerik in der Grafschaft Munster geboren; seine Aeltern waren Katholiken, die väterlichen Vorfahren vor Zeiten aus Wales eingewandert; sein Vater hatte eine Brauerei, die er jedoch bald aufgeben mußte, weil er dabei nicht bestehen konnte. Im J. 1810 verließ er auch Limerik, und zog sich mit seiner Familie aufs Land, nach Fairy Lawn am Ufer des Shannon, etwa 12 Stunden von Limerik. Den ersten Schulunterricht genoß unser Gerald vor dem Wegzuge der Familie bei dem Schulmeister Richard Mac Eligot in Limerik, „einem Manne von seltener geistiger Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit, einem Autodidakten", dabei aber einem solchen Originale, daß wir uns nicht enthalten können vorliegendem Buche seine Schilderung zu entnehmen.

Eines Tages schnellte sich in einer großen und angesehenen Schule, als eben der Lehrer wie gewöhnlich mit seinen Schülern beschäftigt war, eine wunderbar aussehende halbbekleidete Gestalt, barfüßig und barhäuptig, nach Gauklerjungenart in die Stube, marschirte auf den Händen auf den erstaunten Pädagogen los, sprang flugs auf die Füße und stand bolzgerade vor ihm. Es war Richard Mac Eligot. „Was wollt Ihr?" fragte der Schulherr. „Beschäftigung", sagte der Fremde, „meines Vaters Gewerbe gefällt mir nicht, und ich habe es dick satt." „Was könnt Ihr denn?" fragte der Schulherr weiter. „Ich kann schreiben", versetzte der Andere. „Gut, so wollen wir sehen." Er setzte sich hin und schrieb eine so wunderschöne Hand, daß sie kaum von Gestochenem zu unterscheiden war. Er wurde sogleich als Schreibmeister für die Schule angenommen, und bald veranlaßte ihn einer der ältern Schüler die Classiker zu lernen; diesen sowie andern für einen Lehrer nothwendigen Studien widmete er sich mit solchem Eifer und Nachdruck, und machte solche Fortschritte, daß er bald die stolze Befriedigung hatte sich aus der geschilderten sehr bescheidenen Stellung zu der eines höchst achtbaren Lehrers der alten Sprachen und Literatur emporzubringen. Sein Erfolg in diesen gelehrten Beschäftigungen scheint ihm einen Grad von Eigendünkel und Schulfuchserei eingeflößt zu haben, von der sich freilich Wenige in denselben Verhältnissen ganz frei erhalten haben möchten. Ich erinnere mich noch einer seiner Anzeigen wegen Eröffnung der Schule nach den Weihnachtsferien, welche so anhob: „When ponderous polysyllables promulgate professional powers" (Wenn schwerwiegende Vielsylbler berufsgelehrte Kräftebegabungen verkündigen) u. s. w. An unserm Eintrittstage ging die Mutter mit uns Knaben zu dem Schulhalter, und bat Mac Eligot ja besonders auf unsere Aussprache Acht haben und uns im Lesen vollkommen machen zu wollen. Erst sah er sie mit stummem Erstaunen an; dann sagte er kurz ab: „Madam, nehmen Sie lieber Ihre Kinder wieder mit, ich kann mich mit ihnen nicht befassen." Sie verhehlte ihre Ueberraschung nicht. „Sie wissen wol nicht, Mistreß Griffin", sagte er nach einer Pause, „daß es nur drei Personen in Irland gibt die zu lesen verstehen." „Drei?" wiederholte unsere Mutter. „Ja, Madam, nur drei — der Bischof von Killaloe, der Earl von Clare und Ihr gehorsamer Diener. Lesen, Madam, ist eine Naturgabe, nichts Anzulernendes. Wenn Sie Unmöglichkeiten erwarten wollen, so thun Sie besser Ihre Kinder heimzunehmen." Meiner Mutter kostete es viele Mühe das Lachen zu verbeißen; ihre Unwissenheit in Betreff dieser wichtigen Thatsache indessen bekennend, gab sie ihm zu verstehen, daß sie einen so selten erreichbaren Grad von Vollkommenheit nicht erwarte, und die Sache war beigelegt.

In Fairy Lawn entwickelte sich bereits in ihren Anfängen des Knaben Vorliebe für die Literatur, namentlich für die Dichtkunst, unter dem Einflusse seiner Mutter, einer Frau von vielseitig feinem Geschmack und innigst vertraut mit den besten Mustern der classischen Literatur Englands, an deren Studium sie große Freude fand, und für die sie ihren Kindern Geschmack beizubringen stets bemüht war, und eines Lehrers der Shakspeare, Goldsmith und Pope gern citirte. Durch ihn gewann der Knabe namentlich eine Vorliebe für Goldsmith, dessen „The deserted village" er abschrieb und auswendig lernte. Dasselbe Verfahren befolgte er mit vielen andern Gedichten, namentlich mit Moore's „Irish melodies" und außerdem studirte er aufs fleißigste jedes Buch das ihm in die Hände fiel. Im J. 1814 wurde Gerald auf die Schule nach Limerik geschickt, wo er unter Thomas O'Brien, einem sehr tüchtigen Lehrer und hochgebildeten Manne, sich mit den alten Sprachen und Literaturen bekannt machte; bei einem Lehrer in Longhill bei Fairy Lawn setzte er seine classischen Studien fort, ohne darüber seine Vorliebe für englische Literatur zu vergessen.

Im J. 1820 wanderten Gerald's Aeltern und ein Theil seiner Geschwister wegen anhaltend bedrängter Vermögensumstände nach den Vereinigten Staaten aus. Gerald und zwei Schwestern blieben bei ihrem Bruder, dem Dr. Griffin, damals in Adane wohnhaft, zurück. Hier sollte Gerald sich unter des Bruders Leitung dem ärztlichen Berufe widmen, zeigte aber wenig Neigung dazu; dagegen entwickelte sich jetzt in ihm eine wahre Leidenschaft für die Literatur. Namentlich zog ihn das Schauspiel an, und unverzüglich machte er sich, kaum 18 Jahre alt, an die Verfertigung von Trauerspielen, schrieb nebenbei auch schon für Zeitschriften, und wohnte für den „Limerik advertiser" den Gerichtsverhandlungen als Berichterstatter bei. Seine Trauerspiele zeigte er anfangs Niemandem; eines Tags jedoch übergab er seinem Bruder das später von ihm selbst erwähnte Trauerspiel „Aguise", das erste das ihm genügte, indem er zugleich seinen Wunsch aussprach sein

Glück in der literarischen Welt Londons zu versuchen. Der Bruder war von dem Trauerspiel so entzückt und so voller Hoffnung für Gerald, kannte überdies die Schwierigkeiten welche dem jungen Schriftsteller in London entgegenstehen zu wenig, als daß er seine Zustimmung hätte verweigern sollen, und so zog denn Gerald im Herbste 1823, noch nicht 20 Jahre alt, voller Hoffnungen auf Schriftstellerruhm in London ein.

In London angekommen hatte er nichts Eiligeres zu thun als sein Trauerspiel „Aguise" beim Theater einzureichen; man läßt ihn drei Monate warten, und schickt es ihm darauf ohne Antwort zurück. Er reichte ein zweites ein, „Gysippus", das ebenfalls zurückgewiesen wurde, so sehr sich auch Griffin's Freund Banim dafür verwandte. Es wurde erst zwei Jahre nach Griffin's Tode 1842 im Drurylane-Theater wiederholt mit dem größten Beifalle aufgeführt. Nebenbei schrieb er für Wochenschriften, die ihn alle, mit Ausnahme der „Literary gazette", schmählich betrogen, und für die großen Magazine, die seine Sachen meistens abdruckten, aber wenn es zum Zahlen kam so viel Ausflüchte und Schmuzigkeiten vorbrachten, daß er im Ekel darüber auch Das aufgab. Unter solchen Verhältnissen sah er sich genöthigt, nur um zu leben, jedwede Arbeit zu den wohlfeilsten Preisen zu übernehmen. An seinen Bruder schreibt er (I, 131):

Du kannst dir einen Begriff machen was für ein Lohnscribler ich bin, und wie ungern ich mir ein Geschäftchen durchwischen lasse, wenn ich dir sage, daß ich eine Uebersetzung von Prevost's Werken übernahm, und davon wirklich anderthalb Bände für zwei Guineen zu Stande brachte. O lieber Dan, sage Das nicht in Gad und rufe es nicht aus auf den Gassen Askalons.

In einem andern Briefe sagt er (I, 135):

Du hast keinen Begriff was für eine herzbrechende Art Leben ein junger Scribler führt der in London sich umtreibt, und seinen Weg zu machen sucht; wie er in eines Buchhändlers Laden geht, was ich oft thue, und da sein eigen Manuscript herausstreichen muß, um den Bücherherrn zu bewegen es doch wenigstens anzusehen — denn die Concurrenz ist so groß, daß Jemand der keinen Namen hat es nicht einmal zum Probirtwerden bringt —, derweil er seine Brille aufsetzt, und auf all dein Lob mit einem hum — um — m! antwortet: eine rechte Rotte verhärteter Bösewichter! Und doch hätte mich Nichts und Niemand dazu bringen können London je ganz den Rücken zu kehren. Das schauderhafte Wort Fehlschlagung! Nein, eher den Tod!

Das Geld das er mit nach London genommen hätte war bald erschöpft, da er sich anständig kleiden mußte, um Hoffnung auf Verdienst zu haben. Seine Wohnung in Regentsstreet sah er sich bald genöthigt mit einer geringern zu vertauschen; seine Kleidung wurde schlecht, und da mußte er das Herumlaufen bei den Buchhändlern, „um etwas mehr Frohnarbeit aufzutreiben" (S. 134), unterlassen und wie ein Gefangener zu Hause sitzen, bis er Abends in der Dämmerung herauskommen und ein Bischen frische Luft schöpfen konnte. Geldsendungen die ihm sein Bruder, veranlaßt durch Andeutungen in seinen Briefen — denn deutlich sprach er sich über seine Noth nicht aus —, machte reichten kaum hin ihm das Leben zu fristen. Von Banim, der sich stets aufs freundlichste gegen ihn benommen hatte, zog er sich mehr und mehr zurück, je größer seine Noth ward, blos um ihm dieselbe zu verbergen, und blieb endlich ganz weg. Banim errieth die Ursache davon, gab sich Mühe seine Wohnung zu ermitteln, und fand sie endlich, eine kleine Stufe auf einem obscuren Hofe bei der St.-Paulskirche, ohne Gerald zu Hause zu treffen. Er befragte dessen Wirthin, erfuhr von ihr in welcher trübseligen Lage er sich befinde, und beeilte sich nach Hause zurückzukehren, einen sehr freundschaftlichen Brief an Gerald zu schreiben, mit dem Anerbieten einiger Geldhülfe, bis er im Stande sein würde über seine gegenwärtigen Verlegenheiten wegzukommen. Der verletzte Stolz seine Lage gekannt zu sehen veranlaßte Griffin das freundliche Anerbieten scharf und spitzig zurückzuweisen, wodurch er sich obendrein auf lange Zeit einen seiner treuesten Freunde entfremdete. Und doch war er um diese Zeit wirklich dem Verhungern nahe; der Besuch eines Jugendfreundes, des Malers Foster, er sich 1825 erschoß, rettete ihn davor.

Es war schon über Mitternacht, und noch immer stand er an seinem Pulte und schrieb mit seinem gewohnten Kraftwillen darauf los. Nach einigem Hin- und Herfragen fand der Freund, daß Gerald auch nicht einen Schilling mehr im Vermögen hatte, und daß er — eine erschütternde Entdeckung! — seit fast drei Tagen buchstäblich nicht einen Bissen Brot zu essen gehabt hatte.... „Guter Gott!" rief er, „warum kamst du denn nicht zu mir?" „O", versetzte Gerald, „ich hätte mich doch nicht einem Manne aufladen sollen der selbst im Gefängniß ist?" „Warum schriebst du dann nicht an Wilhelm?" „Ei", war die Antwort, „ich bin Wilhelm schon so oft zur Last gefallen, und er ist stets so gütig und großmüthig gegen mich gewesen, daß ich es nicht über mich habe gewinnen können ihm alleweile auf dem Halse zu liegen." Sein Freund bestand darauf, daß er auf der Stelle mit ihm nach Hause gehe, und ließ hier für ihn sorgen wie es sein Zustand erheischte. Dieser mitternächtige Besuch hatte sich glücklich gefügt, und brachte dem Freunde Gefühle zur Kenntniß deren Stärke er sich wenig vermuthet hätte, wie er ihm zugleich den Beweis lieferte, daß Gerald's Gemüthseigenthümlichkeit ein scharfes Aufsehen erfoderte.

Erst später gibt er in seinen Briefen eine Schilderung seiner Noth und seiner Leiden im J. 1824. Am 25. Dec. 1825 schreibt er an seine Mutter:

Wüßtest du aber, liebe Mutter, was für ein Leben das war, so würdest du wol zu einem für mich minder nachtheiligen Schlusse gekommen sein. Bis ganz in die letzte Zeit habe ich, seit ich Irland verließ, auch nicht einen Augenblick der Seelenruhe gehabt — immerfort, immerfort hin- und wiederrennend, mit tausend Nothbehelfen es versuchend, und allüberall wohin ich mich wandte nur Täuschungen und Fehlschlagungen begegnend! Es klingt vielleicht seltsam und unerklärlich, aber ich vermochte nun einmal nicht mich hinzusetzen, blos um euch zu sagen, daß ich rein verzweifelte je Etwas in London ausrichten zu können, wie Dies wirklich lange Zeit der Fall war. Nie, nie will ich wieder daran denken, davon reden. Es war ein Jahr, von dem ich mir nicht möglich dachte, daß ich's überleben könnte, und die bloße Erinnerung daran jagt mir Schauder ein. Wilhelm hat euch vermuthlich über mein Thun und Treiben berichtet, und ich fürchte nur ihn, wenn ich mich daran mache euch zu erzählen wie mir's erging.

Ich verlor jetzt den Muth für Alles; zog in die wohlfeilste Wohnung die ich ausfindig machen konnte, und arbeitete dort darauf los, mehr um mich aus der schauerlich düstern Stimmung heraus zu zerstreuen, die ich mir zum Trotz über den

Kopf wachsen fühlte, als mit irgendwelcher Hoffnung auf lohnenden Erfolg. Dies und die Erinnerung an die Ausgaben die ich Wilhelm schon verursacht hatte, und die Furcht die mit jeder Secunde zur Ueberzeugung wurde, daß ich nie im Stande sein würde seine Hoffnungen oder meine eigenen Erwartungen zu erfüllen, Alles drängte fort und fort auf mich ein und machte mich elend. Wie viel tausend und abermal tausend mal habe ich mir gewünscht, daß ich mich ruhig hinlegen und sterben und vergessen sein könnte — auf immer. Das war aber nicht so ohne Weiteres zu haben. Ich habe, meine ich, Nichts unversucht gelassen was den Lauf der Dinge hätte ändern oder mir ein kleines Theilchen von den Spenden Fortunas, die sie rings um mich verstreute, zuwenden können; allein Frau Fortuna hatte anderswo gar viel zu thun. Ich vermag euch den Seelenzustand kaum zu beschreiben in dem ich mich damals befand. Es war kein träger Kleinmuth — denn ich arbeitete tüchtig; und jetzt, erst jetzt erhalte ich Geld für die schwere Arbeit jener entsetzlichen Stunden. Ich pflegte nicht ein Gesicht zu sehen das ich kannte, und hatte ich nun den ganzen Tag dagesessen und geschrieben, und wandelte Nachts in den Straßen, so kam ich mir in der That wie ein ganz verschiedenes Wesen vor den Leuten um mich vor. Die Sache war — vor lauter Angsthaftigkeit allein war ich mehr als halb todt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englisches Urtheil über: „Der Romantiker auf dem Throne."

Daß der bei seinem Erscheinen so viel besprochene, nur durch die inhaltschweren Ereignisse der jüngsten Monate in den Hintergrund gedrängte Vortrag von David Friedrich Strauß: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige" (Manheim 1847), der englischen Kritik nicht entgehen werde, ließ sich mit besserer Gewißheit voraussehen als die Art der ihm beschiedenen Aufnahme. Die englische Loyalität fühlt durch Angriffe auf gekrönte Häupter sich leicht zum Tadel gereizt, und „Julian der Abtrünnige" ist ja eine Schleiermaske für Friedrich Wilhelm IV. Wenn daher die Urtheile sich zwar im Ganzen verschieden gestaltet haben, so liegt doch die Verschiedenheit nur im Maße des gespendeten Lobes, und wie für einen der bedeutendsten darf der Ausspruch des „Edinburgh review" im letzten Julihefte für einen der gemäßigtesten gelten.

„Nichts", hebt der Aufsatz an, „kann wol langweiliger sein als deutsche Flugschriften, dafern sie nicht deutsche jeux d'esprit sind. Zu einer guten Broschüre gehört Dreierlei: klarer, praktischer Zweck, Gedrängtheit und volksthümlicher männlicher Stil. Wo lebt der Deutsche der Dies in sich vereinigt? Nennen wir daher vorliegende Schrift eine Ausnahme unsers allgemeinen Verdammnisses, so ist sie diese, weil bei aller echt deutschen Behandlung sie eine seltene Meisterschaft bezeugt in der Kunst Gelehrsamkeit und scholastischen Scharfsinn auf wirkliche Tagesfragen anzuwenden. Sie ist weder witzig noch heftig, weder schlagend logisch noch edel enthusiastisch, aber sie ist ruhig, gelehrt und zermalmend. Ihr gezügelter Spott trifft schwerer als der gewaltsamste Ausbruch. Sie ist was sie zu sein vorgibt, eine Abhandlung über den Charakter Julian's des Abtrünnigen; doch steckt etwas Mehr darin, eine Anatomirung des Charakters Friedrich Wilhelm's IV. Ein argloser Leser würde sie einfach für ein ganz neues und gut geschriebenes Capitel der Kirchengeschichte halten; ein Wink, und unter der Maske des 4. Jahrhunderts erblickt er unerwartet eine Gestalt des 19. Jahrhunderts. Julian ist der König von Preußen, Julian's vergebliches Streben den unaufhaltsamen Fortschritt des Christenthums durch Wiederbelebung des abgestorbenen Polytheismus zu verzögern ist Friedrich Wilhelm's schwacher Ehrgeiz, durch Wiederbelebung des abgestorbenen Geistes des Mittelalters den Gang der neuern Entwickelung aufzuhalten."

„Strauß hat seine Aufgabe zur Bewunderung vortrefflich gelöst. Im Punkte des Geschmacks kann es nichts Besseres geben. Nie entäußert er sich des strengen Ernstes des Professors, steigt nie in die Arena der Tagespolitik, weicht nie von seinem Pfade. Nirgend wird der König erwähnt, aber seine Gegenwart wird auf jeder Seite empfunden. Was Strauß behauptet belegt er mit Stellen aus alten Schriftstellern; nur sind seine Citate mit so stechender Bosheit gewählt, daß nicht er, sondern Gregor von Nazianz, Libanius, Zosimus und Ammianus Marcellinus den lebenden König portraitiren. Unterm Gerümpel des Alterthums hat er die Maske eines modernen Komödianten gefunden. Man bleibt zweifelhaft, ob man ein Capitel der alten oder der neuen Geschichte vor sich habe, bis man die Quellen ansieht und entdeckt, daß eins das andere umfaßt. Der Witz der Schrift beruht in ihrer Gelehrsamkeit."

„Dieses Doppelgesicht gibt der Broschüre ein mehr als vorübergehendes Interesse. Wenn Friedrich Wilhelm längst vergessen sein wird, dürfte es immer noch der Mühe lohnen dieses Portrait Julian's zu betrachten. Denn was die zeitweilige politische Bedeutung des Büchelchens betrifft, die ist ja ohnehin durch die jüngsten Ereignisse in Deutschland verschwemmt. Möglich, daß eine große Reaction eintritt. Bis dahin aber wird der König seine frühern Bemühungen untergegangene Zustände und einen abgestorbenen Glauben wieder ins Dasein zu rufen muthmaßlich unterlassen: Strauß schrieb nämlich vor der neuesten Revolution, und als er schrieb war es ihm gebieterische Nothwendigkeit die retrograden Tendenzen des Hofs anzugreifen. Das ist zwar vorbei; aber an Bedeutung hat seine Schrift deshalb nicht verloren."...

„Der Schluß der Broschüre", schließt die Anzeige, „hat etwas Feierliches und Prophetisches. Christliche Schriftsteller, sagt der Verf., haben Julian's Sterbescene verunstaltet. Sie schildern ihn als rasend, gotteslästernd, verzweifelnd und in seiner Verzweiflung ausrufend: Du hast überwunden, o Galiläer. In dieser, obschon geschichtlich unbegründeten Phrase liegt eine Wahrheit. Sie enthält eine Prophezeiung, für uns eine trostvolle; die Verkündigung: Jeder Julian, d. h. jeder große und mächtige Mann der es versucht einen abgestorbenen gesellschaftlichen Zustand vom Tode zu erwecken, wird unfehlbar vom Galiläer überwunden werden; denn der Galiläer ist nichts Geringeres als der Genius der Zukunft." 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 284. —— 10. October 1848.

Gerald Griffin, ein Schriftstellerleben.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Aber in aller Noth ermattete Gerald's Eifer und Thätigkeit nicht; selbst in der Zeit wo er dem Verhungern nahe war ließ er nicht nach zu schreiben, und immer neue Versuche zu machen dem Ziele das er sich gesteckt hatte näher zu kommen. Seine Ausdauer ward endlich belohnt; Foster, jener Freund, der ihn vor dem Hungertod bewahrte, verschaffte ihm zuerst eine Anstellung bei einem Buchhändler, für den er sechs Stunden des Tags und mehr Inhaltsverzeichnisse anfertigen, Wörterbücher zusammenschneiden und ähnliche geistlose Arbeiten verrichten mußte, eine Arbeit für die er jährlich 50 Pf. St. erhielt. Allmälig gelang es ihm auch bei geachteten Zeitschriften Mitarbeiter zu werden, namentlich bei der „Literary gazette", dem „European magazine", dem „London magazine", vornehmlich aber bei dem „News of fashion and literature", was ihm, da alle diese Zeitschriften höchst anständig für die Beiträge der Mitarbeiter bezahlten (in der Regel 12—16 Guineen oder 84—112 Thlr. für den Druckbogen), bald ein genügendes Auskommen verschaffte. Auch die Stelle eines parliamentary reporter oder Berichterstatters bei den Parlamentsverhandlungen ward ihm im Febr. 1826 zu Theil, ein einträgliches, wenn auch mühsames Amt. Einem Ziel das er sich von Anfang an gesteckt hatte kam er freilich durch alle seine Arbeiten nur wenig näher; einen berühmten Namen hätte ihm seine zerstückelte Thätigkeit auch dann kaum schaffen können, wenn er nicht aus einer Grille, der er bis ans Ende seiner literarischen Thätigkeit treu blieb, bei allen seinen Aufsätzen mit Hartnäckigkeit seinen Namen verschwiegen hätte. Eine Stelle in einem seiner Briefe (I, 178): „Es ist wunderlich, aber es hat mir nie glücken wollen, außer wo ich mich ganz auf meine eigenen Anstrengungen verließ, wo ich namenlos zu Werke ging", scheint den Grund zu dieser Grille zu enthalten.

In dieser Zeit der vollkommenen Zersplitterung seiner literarischen Thätigkeit schrieb Griffin Alles was man von ihm haben wollte: Kritiken, Gedichte, Skizzen (darunter die südirischen Skizzen, die erste Arbeit auf dem Felde auf welchem er nachher so viel Beifall erntete), Erzählungen, politische und religiöse Artikel; selbst einige Opern wurden geschrieben, die im englischen Opernhaus zur Aufführung kommen sollten. Daß diese Sachen nicht alle Werth haben konnten, versteht sich von selbst; auch erkennt er den geringen Werth der meisten derselben selbst an, wenn er sagt (I, 181): „'S ist arger Plunder, mit jedoch einigem Neuen und einigem leidlichen Geschreibe", und an einer andern Stelle: „An den Reimen die ich dir manchmal schicke kannst du abnehmen, daß ich mich für Warren's Stiefelwichse zu qualificiren suche." Einen Vortheil trug er aus dieser Zeit für die Folge davon: eine ungemeine Leichtigkeit im Schreiben und eine merkwürdige Gewandtheit im Ausdrucke; daneben aber auch Leiden die er im Leben nie wieder vollkommen los ward, eine geschwächte Gesundheit, namentlich ein Brustleiden und rheumatische Anfälle. Auch stellte sich schon jetzt von Zeit zu Zeit eine trübe Stimmung ein, in der er wol schon an dem ganzen Werthe der Literatur verzweifelte, und die darauf verwandte Zeit für verschwendet hielt (s. z. B. I, 211); doch waren solche Stimmungen, die später sein gänzliches Zurückziehen von aller literarischen Thätigkeit veranlaßten, jetzt noch selten.

Im J. 1826 endlich gelang es ihm zum ersten male mit einem größern Werke vor die Lesewelt zu treten. Er hatte allmälig einsehen lernen, daß die Zeit für dramatische Erzeugnisse nicht eben geeignet war, ja Shakspeare, meinte er, würde, wenn er im 19. Jahrhundert gelebt hätte, Romane und nicht Schauspiele geschrieben haben; und so machte sich Griffin denn ebenfalls an den Roman. Sein erstes Werk auf diesem Felde war eine Sammlung irischer Erzählungen in einem Bande, unter dem Titel „Der Allerheiligen-Abend", die er für 70 Pf. St. verkaufte, und die in den Zeitschriften und Tagesblättern durchgängig mit freudigem Willkommen begrüßt wurde, obwol nur eine dieser Erzählungen, „Die Aylner von Bally Aylner", auf ergreifendes Interesse Anspruch machen kann. Bald ließ er eine größere Sammlung Erzählungen, die erste Reihe der „Munsterfestgeschichten", in drei Bänden 1827 folgen, für die er die Summe von 250 Pf. St. erhielt. Unter ihnen zeichnen sich namentlich die Erzählungen „Der Falschmünzer" und „Das Kartenschlagen" aus.

Unterdessen hatte Gerald London verlassen und war

nach Irland zurückgekehrt, welches er von nun an nur selten und meist nur deswegen verließ, um seine Bücher in London herauszugeben. Zu Pallas Kenry lebte er heiter und vergnügt im Kreise seiner Geschwister, fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, aber sich doch mehr Muße gönnend als er in den letzten Jahren zu London gethan hatte. Sein nächstes Werk war der Roman „Die Schulgenossen" (1828) sein beliebtestes und am meisten gelesenes Werk, das sich durch lebendige Schilderung irischer Sitten und treffliche Charakterzeichnung (namentlich sind die beiden Charaktere George Daly's und Hendreß Cregan's gut gezeichnet) empfahl, und dem man die Eile in der es geschrieben war (in den drei letzten Monaten des J. 1828) nicht ansah. Nach Irland zurückgekehrt, studirte er eifrigst auf der dubliner Bibliothek irländische Geschichte, um sie für einen neuen Roman, indem er Irlands Zustände zu der Zeit seiner Eroberung zu schildern gedachte, zu benutzen. Diese Studien waren so anziehend für ihn, daß er länger als anfangs beabsichtigt bei ihnen verweilte; und so erschien denn sein trefflicher Roman „The invasion" erst 1832, nachdem er in der Zwischenzeit eine zweite Reihe seiner „Munsterfestgeschichten" hatte folgen lassen. Der genannte Roman ist eine seiner besten Arbeiten, fand aber bei der Gleichgültigkeit die damals gegen irische Geschichte herrschte nicht den Beifall den er verdiente.

Wir haben schon oben jener trüben Stimmungen erwähnt, in denen Gerald sich bereits mit dem Gedanken quälte: er könne möglicherweise seine Zeit übel verwendet haben. So heiter und gesellig er auch in Pallas Kenry lebte, so nahmen diese Stimmungen doch immer mehr zu; sie verleideten ihm allmälig allen Geschmack den er so lange an seinem literarischen Streben und Schaffen gefunden hatte; eine Hinneigung zur frommen Beschäftigung der Gedanken und Gefühle mit dem Ueberweltlichen trat an dessen Stelle, und führte endlich seinen Eintritt ins klösterliche Leben herbei. Seine schwache Gesundheit und das Gefühl, daß der Tod ihm nicht fern stehe, trugen natürlich das Ihrige zu dieser Veränderung in seinem Wesen bei. Schon bei seinen „Schulgenossen" war es ihm auffallend gewesen, daß Hardreß Cregan, ein sittlich verwerflicher, aber mit glänzenden Geisteskräften begabter Charakter, seine eigene wie die Theilnahme der meisten Leser beiweitem mehr in Anspruch genommen hatte als der Charakter des biedern, tüchtigen, aber nicht glänzenden Kyrle Daly, und er hatte angefangen zu zweifeln, ob es wirklich möglich wäre ein rein moralisches Werk zu schaffen. Daneben fing er an an der Möglichkeit wirklich guten Werken allgemeine Verbreitung zu verschaffen zu verzweifeln, da er sah wie trotz allem Beifallssturme mit dem Walter Scott's Romane aufgenommen wurden, doch immer noch eine Flut von schlechten Werken entstehen und begierig gelesen werden konnte; und diese Zweifel verwandelten sich allmälig bei ihm in die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit oder gar unheilbringenden Wirkung aller solcher Werke der Einbildungskraft auf die Lesewelt welche auf eine tiefe und gewaltige Leidenschaft gegründet sind. Zwar sagte er sich selbst wie schlimm es sein würde, wenn so wirksame Fächer der Dichtung, wie Roman und Schauspiel, von talentvollen Männern vernachlässigt und den Talentlosen überlassen würden, da das Publicum doch nicht aufhören würde Romane zu lesen und ins Schauspiel zu gehen; aber die Gewissensscrupel waren einmal in seine Seele gedrungen, und verleideten ihm die Lust am Schaffen. Wie weit diese Gewissensscrupel bereits zu der Zeit als er noch fortwährend Romane schrieb bei ihm eingedrungen waren, beweist ein Gespräch das er mit seinem Bruder führte als er eine Scene im „Herzog von Monmouth" nicht nach Wunsch zurecht bringen konnte. Der Bruder erzählt (II, 156):

> Ich empfahl ihm sich jene Bedenken aus dem Sinn zu schlagen und mit voller Seele in seinen Gegenstand hineinzuwerfen. „O, da liegt ja eben die Schwierigkeit", erwiderte er, „ich glaube nicht, daß man berechtigt ist sich in den hier erfoderlichen Zustand zu versetzen." Ich verstand erst nicht recht was er damit sagen wolle, und fing an eine solche Idee leichtweg zu behandeln, bis er endlich die Geduld verlor und mit großer Heftigkeit sagte: „O, du weißt nicht, kannst nicht wissen, in was für einen Zustand ein Autor sich bringt, wenn er solche Auftritte ausarbeitet; wie kann es recht von ihm sein sich in die Lage jedes einzelnen Charakters zu versetzen, und sich zu bemühen in seiner Brust alle Leidenschaften jenes Charakters auch nur für einen Augenblick anzufachen?"

Bei solchen Grundsätzen konnten natürlich keine guten Romane mehr entstehen, und so wurde es denn Zeit, daß Griffin aufhörte Romane zu schreiben. Die Lust am Romanschreiben nahm auch allmälig ab, um so mehr, als er es sich zur Gewissenssache machte den Ehrgeiz, der ihn bisher zum Schaffen getrieben hatte, zu ersticken (II, 160). Noch aber konnte er der Schriftstellerei nicht entsagen, und bis 1838 entstanden noch eine ziemliche Reihe Romane und Erzählungen, eine dritte Reihe der „Munsterfestgeschichten", „Die Nebenbuhler", „Der Herzog von Monmouth", „Der Barbier von Bantry", „Erzählungen aus meiner Gegend", Werke die den Beifall seiner frühern Erzählungen nicht fanden und nicht verdienten, da ihr Verf. nicht mehr mit ganzer Seele bei seinen Werken war. Noch ein anderes Werk entstand außerdem zu Anfang der dreißiger Jahre, das schon deutlich die Veränderung seiner Ansichten zeigt, nämlich „Der christliche Naturkenner, oder Geschichten von den fünf Sinnen", in welchem er jeden Sinn nach Einrichtung und Nutzen zu beschreiben, und zugleich im Gewande einer moralischen Erzählung zu verdeutlichen suchte. Er entwickelte hier nicht unbedeutende Kenntnisse in der Anatomie, die er aus der Bibliothek seines Bruders geschöpft hatte, und sein Talent im Erzählen verschaffte auch diesen Erzählungen eine große Beliebtheit.

Je mehr bei ihm die Theilnahme für die Literatur abnahm, desto mehr steigerte sich sein Sinn für religiöse Betrachtungen und Beschäftigungen. Allen Glaubenspflichten und Uebungen der katholischen Kirche kam er aufs strengste nach; alle Sonntage versammelte er die armen Kinder aus dem Dorfe um sich, unterrichtete sie

in der Religion, und bald faßte er den Gedanken Pfarrgeistlicher zu werden. In der Religion gab es keinen Mittelweg mehr für ihn. „Es gibt keinen Mittelweg zwischen Katholicismus und Atheismus", pflegte er oft zu sagen, und so gab es keinen Mittelweg für ihn zwischen Weltlichkeit und der höchsten Ueberschwenglichkeit religiösen Gefühls. Mit ebenso großem Eifer als er früher der Literatur sich zugewandt hatte, wandte er sich nun den geistlichen Studien zu; doch gab er den Plan Geistlicher zu werden wieder auf, und trat 1838 in die Gesellschaft der christlichen Schulbrüder ein, die neben der Erfüllung aller Uebungen des Mönchsstandes ihre Thätigkeit dem religiösen und moralischen Unterricht der Kinder widmen. Mit dem größten Eifer und der größten Aufopferung unterzog er sich allen Pflichten und Beschwerden seines neuen Standes, und erwarb sich die Liebe Aller die mit ihm in Berührung kamen. Dem Schreiben entsagte er von nun an ganz, und alle seine Handschriften, vollendete und angefangene Romane, Erzählungen, Schauspiele, überlieferte er den Flammen; nur das Trauerspiel „Gysippus" ward von der Verbrennung ausgenommen, vielleicht aus einer Vorliebe für dieses sein bestes dramatisches Werk. Nicht volle zwei Jahre nach seinem Eintritt ins Kloster starb er am Nervenfieber am 12. Juni 1840.

(Der Beschluß folgt.)

Sibirien. Nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und als Strafcolonie geschildert von Charles Herbert Cottrell. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Lindau. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1846. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sibirien! Wen beschleicht bei diesem Namen nicht ein unheimliches Gefühl? Glaubt nicht Jeder das Schwirren der geschwungenen Knute, das Gejammer der armen Verbannten zu hören? Sollte aber am Ende doch dieses Gefühl, welches in der jüngsten Zeit durch die drohende Stellung des russischen Kolosses gegen Deutschland leicht noch tiefer Wurzel schlagen dürfte, nur eitel Einbildung, nur ein im Laufe der Zeit durch falsche Berichte eingesogenes Vorurtheil sein? Cottrell, ein reiselustiger Brite, welcher wie er selbst von sich rühmt „vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat", stellt keck diese Behauptung auf, und sucht sie durch zahlreiche Beobachtungen, die er auf einer im J. 1840 durch Sibirien unternommenen Reise mit der größten Unparteilichkeit gemacht haben will, zu rechtfertigen. Wir könnten sogleich von vornherein eine Gegenbemerkung und zwar eine sehr gewichtige geltend machen, indem wir nur einfach auf die aus dem Inhalte des ganzen Werkes hervorgehende Thatsache, daß der Verf. nur mit den höhern Ständen und mit den Beamten in Berührung kam, und also nur durch die Brille derselben sah, hindeuten; wir ziehen es aber vor ihn durch seine eigenen Aussagen, welche mit der von ihm aufgestellten Behauptung geradezu im Widerspruche stehen, zu bekämpfen, und wenigstens wieder einigen Zweifel an den gepriesenen Zuständen des von fast allen andern Berichterstattern mit so düstern Farben geschilderten Landes und der Lage der nach ihm verbannten Unglücklichen zu erregen.

Wir wollen unserm Reisenden weder Schritt vor Schritt auf seiner beinahe sechs Monate dauernden einförmigen Fahrt durch Sibirien folgen, noch uns näher auf die allerdings viel Werthvolles bietenden Bemerkungen über einzelne Städte und Orte einlassen, sondern nur ausschließend jene Gesichtspunkte festhalten welche zur richtigen Würdigung der russischen Zustände dienen können. Betrachten wir zuerst die Reiseeinrichtung in dem gepriesenen Lande! Cottrell fuhr nach seinem eigenen Geständniß sehr schnell und bequem, so lange er sich in der Gesellschaft eines Generalgouverneurs befand; denn für einen solchen Herrn müssen auf seine Meldung auf jeder Station 20 Pferde einen Monat lang bereit gehalten werden, während Reisende von geringerm Range ohne alle Rücksicht liegen bleiben müssen oder nur durch Bestechung der Postbeamten Beförderung finden. „Im Allgemeinen hat Niemand unter dem Range eines Obersten sonderliche Höflichkeit zu erwarten; viele Offiziere von geringerm Range aber verschaffen sich selber Recht, und Drohungen und Peitschenhiebe bewirken oft eine schnelle Herbeischaffung von Postpferden." Der ehrenwerthe Brite, welchem trotz seiner ihm von hohen Personen mitgegebenen dringlichen Empfehlungsbriefe nach der Trennung von seinem einflußreichen Begleiter nicht immer mit der erwarteten Höflichkeit und Bereitwilligkeit begegnet wurde, verschaffte sich in solchen Fällen auf dieselbe Weise selbst Recht, und prügelte den Postmeister so lange bis die Pferde ankamen.

Kann man in einem Lande, wo ein hochgestellter Offizier und sogar ein mit Empfehlungen versehener Ausländer sich eine solche Brutalität ohne alle Folgen erlauben darf, eine ehrliche Verwaltung erwarten? Man erwartet sie aber auch nicht einmal, denn Bestechlichkeit gehört, wie unser Reisende nach dem Eingeständniß der meisten Russen selbst bemerkt, so sehr zu dem Finanzplan jedes Beamten, daß man fast bezweifeln muß, ob sich überhaupt ein ehrlicher Mann im eigentlichen Sinne des Worts finden lasse. Die Strafdrohungen gegen Bestechlichkeit sind zwar sehr schwer, doch kommen sie fast nie zur Ausführung; denn wie der geringere Beamte in kleinen Dingen plündert, so thut es der höhere in großen. Die schlimmste Seite dieser Erscheinung ist jedoch, daß die Volksmeinung in Rußland nicht einmal diese Unredlichkeit brandmarkt, obschon sie deswegen doch noch keineswegs, wie Cottrell sich auszudrücken beliebt, aufhört Unredlichkeit zu sein, eben weil sie so allgemein ist. Daß Sibirien unter dem Drucke einer solchen Verwaltung keiner glücklichen Zukunft entgegengehen kann, braucht wol kaum bemerkt zu werden, und selbst unser im Lobe russischer Regierungsmaximen so unerschöpfliche Brite kann nicht in Abrede stellen, daß der Charakter der Eingeborenen sich sehr verschlimmert hat, seit sie in so nahe Berührung mit ihren Besiegern gekommen sind, besonders mit denjenigen die als Beamte in das Land geschickt werden. Die schlimmen Folgen treten bereits bei den einzelnen Stämmen mehr oder weniger hervor; es würde uns aber zu weit führen hier auf nähere Erörterungen einzugehen, und wir können nur auf die wirklich trefflichen Schilderungen welche der Verf. von dem Leben und Treiben der Tungusen, Jukagiren, Jakuten, Tschuktschen und Büraten entwirft hinweisen. Sehr unangenehm haben uns dabei nur die zahlreichen und zum Theil fast unbegreiflichen geographischen Unrichtigkeiten, welche in diesen sowie auch in andern Abschnitten des Werks vorkommen, berührt. Besonders häufig sind die Flüsse miteinander verwechselt, so die Wolga mit der Oka, der Oi mit dem Jschim u. s. w.; auch fällt der Irtisch nicht wie der Verf. angibt in das Meer von Ochotsk, sondern in den Ob und dieser in das Eismeer.

Doch sehen wir von solchen kleinen Unrichtigkeiten des sonst in vielen Beziehungen sehr vorzüglichen Werks ab; wir wollen lieber einmal die in demselben zerstreuten Andeutungen über die Mängel der russischen Staatsverwaltung kurz zusammenstellen, und dem Leser die Entscheidung der Frage überlassen, ob bei denselben ein Voranschreiten des Volks in der politischen Bildung möglich und die Abneigung der Völker des westlichen Europas gegen jeden russischen Einfluß und Uebergriff eine auf Vorurtheilen beruhende Ungerechtigkeit ist. Unter den Hauptmängeln stellen wir voran die Nichtachtung der Gesetze, so

streng diese auch für alle möglichen Fälle gegeben sind; denn gerade diese Strenge macht sie bei den Armen und Niedrigen welche sie trifft zum Fluche, bei den Reichen und Hochstehenden die sie durch Bestechung und Ausflüchte zu umgehen wissen zum Spott, und so lange nicht der Verletzung der Gesetze ein moralisches Brandmal aufgedrückt ist, wird auch das vollkommenste System der Gesetzgebung nicht ausreichen. Auf diese Weise wird der ohnehin schon im russischen Charakter liegende Hang zur Uebervortheilung Anderer noch genährt, und zeigt sich überall, vom höchsten Staatsbeamten bis zum geringsten Händler. Man weiß, daß durch Klugheit und durch ein zur rechten Zeit und am rechten Ort angebrachtes Geschenk jeder Strafe leicht auszuweichen ist, und die allgemeine Ueberzeugung, daß unter zehn Urtheilen gewiß neun mit Rücksicht auf die gewinnende Partei welche die höchsten Beamten bestochen hat gegeben werden, nimmt dem noch so ungerecht Verurtheilten den Muth weitere Schritte zu thun, da diese, wenn sie auch zum Ziele führen könnten, doch mit so großen Kosten und Verzögerungen verbunden sind, daß selten eine Sache bis zur höchsten Quelle gelangt. Um dieses Geschwür in der Verfassung, welches jeden andern Theil derselben befleckt, zu heilen, sind von dem Zar schon mancherlei Versuche gemacht worden, sie waren aber alle vergeblich; denn nur die Volksmeinung kann hier helfen. Aber leider ist gerade von dieser Seite noch sehr lange Zeit wenig zu erwarten; denn das Volk verlangt keinen Fortschritt, da es die Einrichtungen des russischen Staats für unübertrefflich und jede Neuerung, wenn sie auch mit den sichtbarsten Vortheilen verbunden ist, für fremden Sauerteig hält der seiner Nationalität zugesetzt werden soll. Dieses fast allen Russen einwohnende Gefühl, welches an und für sich sehr achtbar ist, so lange es in den gehörigen Grenzen bleibt, muß erst durch die freilich noch in ferner Aussicht stehende nähere Berührung mit dem Auslande und den trefflichen Einrichtungen anderer Völker vermindert oder vielmehr geläutert werden. Von wem soll aber der Anstoß zu einer solchen Verbesserung ausgehen? Die Regierung findet in der eigensinnigen Beschränktheit des Volks eine nicht unbedeutende Stütze ihres Systems, und wird sich diese nicht selbst entziehen; der einzige Stand der hier seines unbeschränkten Einflusses wegen segensreich wirken könnte ist der geistliche, die Unwissenheit desselben übersteigt aber jeden Begriff, und man darf sogar behaupten, daß er das Meiste zur Verdummung der großen Menge beiträgt, indem er ihr statt Religion den unvernünftigsten und ungereimtesten Aberglauben predigt. Als erstes Gebot wird die tiefste Ergebenheit gegen die Person des Zars und seine Familie eingeschärft. Der gemeine Bauer glaubt fest, der Zar könne nicht unrecht handeln; denn er ist in seinen Augen eine Personification der Gottheit auf Erden, und wird in der That weit mehr von ihm verehrt als Gott selbst. Die Regierung, welche sicher nicht die Absicht haben kann diesen Zauber zu zerstören oder auch nur zu vermindern, benutzt klug die Religion als Staatsmaschine, und will von dem geeignetsten Mittel die Aufklärung zu fördern, von der Errichtung guter Schulen, Nichts wissen; freilich steht auch hier das Finanzwesen im Wege, denn das ungeheuere Heer und die Seemacht verschlingen mehr als die Hälfte der Staatseinkünfte.

Vergegenwärtigen wir uns diese Zustände, so können wir, obgleich wir sie nur in dem milden Lichte worin sie bei dem englischen Reisenden erscheinen haben sehen lassen, doch unmöglich in das Lob welches dieser dem russischen Leben und Treiben spendet einstimmen, und müssen die günstigen Eindrücke die Land und Volk auf ihn machten der zuvorkommenden Aufnahme die ihm allenthalben wurde zuschreiben. Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, daß er sogar die Lage der nach Sibirien Verbannten, welche selbst die Russen „unglückliche Leute" nennen, nicht so schlimm findet, und keinen Anstand nimmt die Behauptung aufzustellen, daß wenn die Regierung in Bezug auf die Verbrecher irre, Dies im Allgemeinen „nur auf Seiten der Gnade" geschehe. Eine Gnade die an den sibirischen Straforten, wie Cottrell selbst in aller Ruhe berichtet, „Spießruthenlaufen durch 6000 Mann" und mehre Hundert Hiebe einer „16 Pfund schweren Knute" zuläßt scheint doch etwas bedenklich, besonders unter Umständen wie sie der Verf. berührt. So erzählt er von einem Manne der zu Irkutsk eines Verbrechens wegen zu 180 Hieben mit jener furchtbaren Knute verurtheilt war, die ihm auf zwei mal, jedesmal 90, aufgezählt werden sollen. Er wurde entkleidet an einen Pfahl gebunden, erhielt seine 90 Hiebe und kam dann ins Hospital. Nach 14 Tagen war er wieder in einem Zustande, daß ihm die andern 90 Hiebe ertheilt werden konnten. Er starb auch unter diesen nicht, doch lebte er nur noch eine Woche, weil es Winter war, in welcher Jahreszeit wie es heißt die Herstellung sehr schwierig ist; im Sommer hätte er wieder genesen können, was aber nicht im Willen des Gouverneurs lag. „Wenn man", setzt der Verf. sehr gemüthlich hinzu, „nach einer minder furchtbaren Strafe dem Leidenden im Hospital etwas Branntwein gibt, so kommt er gewöhnlich davon; will man ihn aber aus der Welt schaffen, so braucht man ihm nur ein Glas Wasser zu reichen, worauf der Schlag und augenblicklicher Tod erfolgt."

Eine Strafcolonie, wo das Leben eines Halbtodtgeschlagenen von einem Schlucke Branntwein den man ihm reicht oder nicht reicht abhängt, kann uns für ein Regierungssystem nicht einnehmen welches Cottrell zum Gegenstande seiner Lobeserhebungen macht; ebenso wenig können wir einem Werke das Wort reden welches diese Absicht fast auf jeder Seite zur Schau trägt. Die Wahrheit aber, so schließen wir mit einer eigenen Bemerkung des reisenden Briten, wird sich früher oder später geltend machen, und wie erfolgreich die Kunstgriffe der Herausgeber und Verfasser die öffentliche Meinung für den Augenblick auch irre leiten mögen, die Zeit, jene mächtige Ausgleicherin, wird jedem Worte das Zeichen aufdrücken das es verdient. 80.

Miscellen.

Stark und stärker.

Wie vor kurzem Lord John Russell wegen Ernennung des Dr. Hampden zum Bischofe von Hereford Seiten einiger Bischöfe pflichtwidriger Uebergriffe beschuldigt wurde, so geschah Dasselbe dem Lordkanzler Kilkerray unter Heinrich III. Die heutigen Bischöfe nannten es „stark", daß der Premier sie mit der Antwort abgefertigt: die Krone habe gethan wozu sie berechtigt gewesen. Die klagenden Bischöfe unter Heinrich III. mögen es „stärker" gefunden haben, daß der König durch seinen Kanzler folgendermaßen antwortete: „Ich bekenne, daß ich zeither bei Vergebung von Bisthümern gefehlt habe. Ihnen, Mylord von Canterbury, verlieh ich das Bisthum wider Fug und Recht. Um Ihre Wahl durchzusetzen, Mylord von Winchester, mußte ich bitten und drohen. Als ich Sie Beide, Mylords von Salisbury und Carlisle, von niedrigster Stufe zu Ihren dermaligen Würden erhob, bediente ich mich heimlicher Kunstgriffe. Alle solche Misbräuche bin ich fest entschlossen künftig zu unterlassen. Ihnen aber geziemt es mich zu befähigen meiner Besserung rückwirkende Kraft zu geben, indem Sie Ihre Aemter niederlegen, auf Ihre Bisthümer verzichten und sich bemühen auf gerechtere und mehr kanonische Weise Nachfolger der Apostel zu werden." So erzählt Campbell in seinem „Leben der Kanzler von England". 16.

Auch eine Empfehlung.

Einen höchst unwissenden Mönch, der aus der Ferne nach Wittenberg gekommen war und nicht einmal lateinisch lesen konnte, schickte Melanchthon an einen Abt zur Aufnahme in sein Kloster mit den Worten: „Die Fische sind nirgend besser als im Wasser, die Diebe — als am Galgen und die Mönche — als im Kloster. Derohalben empfehle ich Euch diesen Mönch." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 285. —— 11. October 1848.

Gerald Griffin, ein Schriftstellerleben.

(Beschluß aus Nr. 284.)

Dieser ziemlich einfache Lebensfaden ist nun durch Mittheilung einer Anzahl von Gerald's Briefen, sowie durch die etwas breite Erzählungsweise Dr. Daniel Griffin's zu zwei ziemlich starken Bänden ausgesponnen worden. Wie uns scheint sind indessen die Briefe im Ganzen genommen viel zu unbedeutend, um in so ausgedehntem Maße als hier geschehen ist veröffentlicht zu werden; und wenn Dies noch für Griffin's Freunde und Landsleute entschuldigt werden mag, so können wir doch den Grund ihrer vollständigen Uebersetzung ins Deutsche nicht einsehen. Daß sich ganz anziehende und hübsche Briefe von allgemeinem Interesse unter der Sammlung befinden, soll nicht geleugnet werden; aber diese bilden die Minderzahl. Eine sehr große Menge und namentlich die vielen Briefe an eine Quäkerfrau, mit der er in innigem Freundschaftsverhältniß stand, sind eben Freundschaftsbriefe, aus denen wir in der Regel wenig mehr ersehen als mit welcher Liebe und Anhänglichkeit Griffin an Allen hing die er einmal liebgewonnen hatte. Dazu aber bedurfte es der großen Anzahl von Briefen nicht die uns hier geboten werden. Manches mag auch für die Charakterisirung Griffin's in seinen spätern Jahren nicht unwichtig sein, so namentlich die Briefe in denen er sich über religiöse Gegenstände ausspricht, wie über Unglauben (II, 176), über Klosterleben (II, 253 fg.) u. a. Aber sie enthalten auch so gar nichts Selbständiges, so gar Nichts was nicht schon in Bourdaloue und Massillon, Griffin's Lieblingsschriftstellern, zu finden wäre, daß wir keinen Grund auffinden können, warum dies Alles und noch dazu in solcher Breite dem deutschen Publicum vorgeführt werden mußte. War auch Griffin kein unbedeutendes Talent, so ist Dies doch für das Ausland nicht von sehr großer Bedeutung, und ist auch sein Leben in psychologischer Hinsicht nicht uninteressant, so ist doch Dies keine Rechtfertigung uns mit allen Mittelmäßigkeiten, die er an Verwandte und Freunde schrieb und nicht einmal für die Oeffentlichkeit bestimmte, zu behelligen.

Wir begnügen uns noch einige wenige Auszüge mitzutheilen. Von Thomas Campbell sagt Griffin (I, 195):

Campbell ist die tüpfeligste, mückenseigendste Art Mensch auf dem Erdenrunde. Davon ein Beispiel, das man mir jüngst erzählte: Campbell wurde vor einiger Zeit angegangen ein kleines Gedicht aus Anlaß des Denkmals für Burns zu schreiben, das damals betrieben wurde, und woran mein Gewährsmann großen Antheil nahm; Campbell verstand sich dazu, gab aber die Weisung, daß man ihm die Correcturen aufs Land nachschicken solle, und hatte wirklich, ehe das Poem ans Licht trat, fünf oder sechs Boten mit Revisionen von Commaten und Semicolonen hin und her von und nach der Stadt gejagt!

Wie hohe Achtung er übrigens vor dem Dichtertalente Campbell's hatte, bezeugt der Bruder (II, 50):

Ich habe nie Jemanden so hochentzückt als er pflegte von den gefeiertsten Oden und andern Dichtungen Campbell's sprechen hören. Ich erinnere mich wie er einst in einem Streite mit einigen Freunden, welche Campbell als Dichter nicht wollten gelten lassen, von diesen aufgefodert ihnen auch nur eine Strophe oder Zeile nachzuweisen die den Namen wahrer Poesie verdiene, erwiderte, es seien deren viele hochpoetische, er wolle ihnen aber, wenn sie für jetzt sich mit der beschreibenden Dichtung begnügen wollten, zwei ihm eben gegenwärtige Zeilen anführen, welche, seines Bedünkens, nicht vorzüglicher gegeben werden könnten:

Iberian was his boot, his cloak the same,
And well the Spanish plume his lofty looks became.

Iberisch war sein Stiefel, sein Mantel gleichen Land's.
Dazu die span'sche Feder — dem stolzen Mann wohl stand's.

Zusammendrängung — fuhr er fort — ist eins der Hauptelemente der Poesie. Hätte Scott dieses Bild in einem seiner Romane zu malen, so würde er eine ganze Seite brauchen, um all das hier in zwei Zeilen Gesagte zu beschreiben; er würde euch von der schüchternen Molu gesagt haben wie sie schamhaft, gesenkten Blicks, vor einem Manne, einem fremden Manne stand; wie ihr Auge zuerst auf seinem Stiefel ruhte, den sie als ein fremdländisches Kleidungsstück erkannte, nächst auf seinem Mantel, welcher ihr als ein eben solches erschien, und wie sie endlich, ein wenig zuversichtlicher geworden, ihre Augen zu seinem Gesicht aufzuschlagen wagte, und wie dann ihr Gefühl der Schüchternheit mit einem male dem der innigen Bewunderung der männlichen Würde der vor ihr stehenden Gestalt Raum gab!

Sehr richtig spricht sich Griffin über Moore's „Irish melodies" und deren Verhältniß zu Burns aus:

Obwol wenige dichterische Schöpfungen den „Irischen Liedern" an Wohlklangsfülle, an musikalischem Rhythmus, an ergreifender Bedeutsamkeit des Stoffs der vielen einverwoben ist, und am glücklichen Ausdruck rührender Gefühle nahe kommen, so fehlt ihnen doch zu echten und rechten Volksliedern Zweierlei: die vollkommene Abwesenheit jedes Scheins von Kunst in ihrem

Baue, und jene ungemeine Einfachheit des Gedankens und der Sprache, welche die Empfindung und den Ausdruck in Burns' Lieder auf Aller Lippen gleich wohlgeeignet hinlegt, weder zu hoch für den Bauer noch zu niedrig für den Fürsten. Ja, der hochberühmte Verfasser der „Irischen Lieder" hat selbst diese Ueberlegenheit in den Schöpfungen seines großen Vorgängers anerkannt. Uebrigens würden ihm viele selbst der bemerkenswerthesten Stellen in seinen Schriften, wenn man sie zergliederte, eher den Ruf eines großen Witzlings als eines großen Dichters zuwegebringen.

Wir schließen hieran eine Anekdote von Moore:

Bei einem dem Marquis von Lansdowne, in Bath glaube ich, gegebenen Reformgastmahl wurde auch Moore's Gesundheit getrunken; er stand auf um zu danken, und wurde mit rauschender Begeisterung aufgenommen. Bei solchen Anlässen wie der gegenwärtige versäumte er nie seines Vaterlandes zu gedenken, und wagte dann im Verlauf seiner Dankrede, wiewol ganz behutsam, einige Anspielungen zu machen. „England", sagte er in einem seiner glücklichen Bilder, „wird einen so großen Abschnitt seines Kreiskörpers wie Irland nicht auf immer in Finsterniß verhüllt lassen." Er erwartete sich auf diese Gesinnungsäußerung ein paar Aufmunterungsrufe des Mitgefühls; aber augenblicklich trat Todesstille ein, als ob er etwas sehr unangenehm Berührendes gesagt hätte. Er war offenbar auf verbotenes Gebiet übergeschweift, und durfte sich mit Sicherheit nicht weiter wagen. Er trat also seinen Rückzug so hurtig als möglich an, und sanft auf einen andern Gegenstand ableitend stellte er den Einklang in den Gemüthern seiner Hörer wieder her. Einiges Gefühl der Ueberraschung über das Ergebniß vermochte er indessen nicht zu unterdrücken; und nachdem er sich niedergesetzt hatte, frug er seinen ihm fremden Nebenmann, was nur der Grund dieser kalten Aufnahme jener Meinungsäußerung über Irland gewesen sein könne? „Ja, werther Herr!" versetzte der Andere, „Irländer und Schweine sind gar nicht beliebt auf diesem ganzen Strich."

Auf die Dichter der Lake school war Griffin weniger gut zu sprechen; in einigen nach seinem Tode vorgefundenen Werken heißt es unter Anderm:

Wordsworth und Coleridge und Southey und Landor
Sind einfältige großmäulige Wortverschwender, —
Wie vier irische (staatskirchliche) Pfaffen vom bösen Alpe gedrückt,
Oder meiner Großmutter Schwein, wenn's mismuthig quiekt.
Gegen den Unrath ist Alfred Tennyson's Plunder
Mir noch ein leckerer Bissen, ein poetisches Wunder.

Er konnte an ihnen namentlich das häufige Wiederkehren „einer gewissen beflissenen Dunkelheit" nicht ausstehen, und pflegte sie Genossen der unverständlichen Schule zu nennen. Mehre ihrer Werke, wie Coleridge's „Christabel" und Southey's „Curse of Kehama", achtete er übrigens sehr hoch.

Die Uebersetzung ist mit einer so großen und lobenswerthen Sorgfalt gemacht, wie wir sie heutzutage an Uebersetzungen kaum mehr gewohnt sind. Ueberall ein so treues und dabei meist verdeutschendes Anschmiegen an Ton und Ausdruck der mitunter schwer zu übersetzenden Briefe Griffin's, daß man wirklich bedauern muß diese Arbeit nicht an etwas Werthvolleres gewendet zu sehen. Hier und da stören einige undeutsche oder zu provinzielle Ausdrücke, z. B. I, 38: Wir hatten recht bange u. dergl. m., die aus dem Bestreben nach Treue hervorgehen. Hoffentlich wird der Uebersetzer dieselbe Sorgfalt auch bei den folgenden Uebertragungen beobachten.

C. Fiebler.

Geschichte der Jesuiten in Deutschland, bis zur Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. (1540—1773) von S. Sugenheim. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1847. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Wir kommen mit unserer Anzeige dieses Buchs etwas spät, und meinen doch, daß wir uns noch mehr gesputet haben als die übrigen gelehrten Zeitungen und Blätter. An sich nimmt es uns aber wirklich Wunder, daß ein solches Buch, in welchem eine große Freimüthigkeit vorherrschend ist, und eine so durchgängige Herabsetzung der Regierungsgrundsätze Oestreichs, unter der Masse ähnlicher Schriften welche in den J. 1846 und 1847 von Leipzig aus gegen die Verwaltung des Fürsten Metternich geschleudert worden sind, nicht ein grösseres Ansehen erlangt hat. Aber freilich darf man unser Buch nicht in eine Reihe mit den zahlreichen Flug- oder Schmähschriften setzen, welche eine so leckere Speise bieten wie sie das große Publicum unserer Tage liebt, das sich ja immer mehr von aller soliden Kost abzuwenden anfängt. Denn Hr. Sugenheim hat, wie bereits in seinen beiden frühern Schriften, den „Kirchen- und Volkszuständen Baierns im 16. Jahrhundert" und dem „Einflusse Frankreichs auf Deutschland", hier eine sehr gründliche Arbeit geliefert, mit dem vollständigen Rüstzeug außerordentlicher Belesenheit und gelehrter Beweisführung aus seltenen Schriften, worin wir denn auch den Grund der bisherigen geringern Beachtung finden. Die citirscheue Menge will ja nur Bücher haben die sich zwischen Schlafen und Wachen lesen lassen, oder die gleich auf den ersten Seiten hinlänglichen Stoff zum Raisonniren über Staats- und Verfassungsangelegenheiten darbieten, und es ist wahrlich sehr zu beklagen, daß, sowie die Sachen jetzt stehen, noch manches Buch, welches sein Glaubensbekenntniß nicht sogleich an der Stirne trägt, das Schicksal haben wird in Deutschland viel zu wenig beachtet zu werden. Nun liefert aber Hrn. Sugenheim's Buch gleich auf den ersten Seiten hinlänglichen Stoff zur Betrachtung von Zuständen die freilich drei Jahrhunderte hinter uns liegen; seine Schilderung der Jesuiten ist von dem lebendigsten Hasse des Ordens und aller „Patrone und Handlanger der Jesuiten in unsern Tagen" getragen; seine Worte sind bitter, feurig, ja derb und schonungslos, seine Vorrede ist sehr piquant, mehr vielleicht als sie zu einem solchen gelehrten Buche paßte: es werden Fürsten, Kaiser, Staatsmänner, Beichtväter scharf getadelt und andere Executionen gehalten, von denen das Volk seit undenklichen Zeiten ein großer Liebhaber gewesen ist; es werden in diesem „urkundlich treuen Bilde" die schändlichsten Betrügereien und die fürchterlichsten Grausamkeiten aufgedeckt, kurz, es ist Alles vorhanden was für gewisse Unterhaltungsblätter, die nur vom fremden Gute leben, den reichhaltigsten Stoff gewährt haben müßte. Und doch hatten wir von dieser Geschichte der Jesuiten, deren Name schon das Schlagwort für alle Zustände die der großen Mehrzahl nicht gefallen geworden ist, und in dem leidenschaftlichen Italien jetzt zu dem wiederholten Rufe: Morti ai Tedeschi, ai Gesuiti! — eine allerdings sonderbare Zusammenstellung — Veranlassung gegeben hatte, bisher so wenig gehört! Holen wir also möglichst schnell das Versäumte nach.

Eine Geschichte der Jesuiten in Deutschland schließt sich vorzugsweise an die Geschichte der östreichischen Kaiser an, wie wenig diese auch eine wahre Theilnahme an dem wirklichen Wohle Deutschlands in diesen Angelegenheiten bewiesen haben. Daher wendet sich auch Hr. Sugenheim, nachdem in den beiden ersten Hauptstücken die Entstehung des Ordens („der bleierne Vogel, der während Pampelunas Belagerung durch die Franzosen im J. 1521 den spanischen Edelmann Ignaz von Loyola nur verwundete, war einer der verhängnißvollsten der je von eines Schützen Hand versendet worden ist"), seine ältesten Ansiedelungen in Deutschland und Niederlassungen in den geistlichen

Fürstenthümern des Reichs, namentlich in Paderborn, ausführlich beschrieben hat, zu den östreichischen Erzherzogen und Kaisern. Mit diesen stehen die bairischen Herzoge von Albrecht V. an in engster Verbindung; denn „Baierns schlimmer Genius hatte gewollt, daß der von einem großen Theile seines Adels (1563 —64) gemachte Versuch dem Herzog Albrecht V. die gesetzliche Zulassung der evangelischen Lehre im Lande abzudringen scheiterte". Maximilian II., dieser edle, liebenswürdige Monarch, war den Jesuiten zu abhold und zu voll staatsmännischer Einsicht, als daß er ihnen eine große Ausbreitung gestattet hätte; um so mehr begünstigte sie sein schwacher, zum selbständigen Handeln und Denken gleich unfähiger Nachfolger Rudolf II., und ließ sie über die Protestanten in Inneröstreich nach Belieben schalten. Viel gefährlicher aber ward ihr Einfluß auf die steiermärkische Linie des Hauses Habsburg, da sie die Erziehung des Erzherzogs Ferdinand und des verwandten Maximilian's von Baiern zu besorgen hatten, und aus ihnen die Urheber des Dreißigjährigen Kriegs, „Germaniens Würgengel", gebildet haben. Der Geist und das Wesen dieser jesuitischen Lehre ist hinlänglich bekannt, wir setzen daher nur einen Theil der Folgerungen her welche Hr. Sugenheim daraus zieht, um zugleich einen Beleg der Sprache zu geben in der er solche Gegenstände zu behandeln gewohnt ist.

„Diese Lehren senkten sich tief in die Herzen Ferdinand's und Maximilian's, und haben deren Verbildung zu überaus gelungenen Copien des spanischen Philipp II. vollendet. Sie erscheinen in jeder Beziehung als echt spanische Gewächse, die auf deutschem Boden ebenso giftig wucherten als der genannte Monarch in West- und Südeuropa. Derselbe glühende, alles natürliche Gefühl von Recht und Sittlichkeit erwürgende Haß gegen die neuen religiösen Ueberzeugungen der ihr spanisches Urbild beseelte, flammt auch in der Brust Ferdinand's und Maximilian's; dieselbe Verleugnung aller Treue und alles Glaubens, dasselbe frevelhafte Spiel mit der Heiligkeit des Eides und den feierlichsten Verträgen; dieselbe politische Metzgervirtuosität, die im gleißenden Gewande des Glaubenseifers die alten, urkundlichen, die bestbegründeten, die theuersten Rechte der Unterthanen mit Wollust schlachtet; dieselbe Fühllosigkeit gegen das unsägliche Elend in Todeskämpfen sich krümmender Völker; dieselbe stupide, stiermäßige Hartnäckigkeit in der Verfolgung einmal gefaßter Vorsätze, mochte die Erfahrung deren Unausführbarkeit, deren Gemeinschädlichkeit auch noch so handgreiflich dargethan haben; endlich derselbe maßlose, des Himmels Ahndung herausfodernde Uebermuth im Glück, die ihr hispanisches Original auszeichneten, geben auch diesen deutschen Nachbildungen desselben die gegründetsten Ansprüche auf den Abscheu, auf die Flüche der Mit- und Nachwelt." (I, 122.)

Das klingt freilich ganz anders als sich Mailáth und Menzel über Ferdinand II., als sich Hormayr über Maximilian I. vernehmen läßt. Wir brauchen hiernach nicht einzugehen auf die Einzelheiten der blutdürstigen Glaubensverfolgungen in Böhmen, Ungarn, Inneröstreich und Schlesien, welche der Verf. aus den sichersten Quellen eines Pescheck, Wuttke, Worbs und aus andern Schriftstellern, aus kirchlichen Monographien, Stadtgeschichten und Provinzialzeitschriften, wie man ein solches Material nicht leicht beisammen findet, zusammengetragen und mit glühenden Farben dargestellt hat. Selbst katholische Schriftsteller von loyaler Gesinnung müssen ihm zur Bestätigung seiner Ansicht dienen, so Mailáth (I, 158) oder Aretin (I, 254); andern Geschichtschreibern, zu denen auch Gfrörer gerechnet ist, wird eine „ghibellinische Geschichtschreibung", d. h. Geschichtsverfälschung vorgeworfen, durch welche diese „saubere Historienscriblersorte" versucht hat das Gebahren Ferdinand's II. im Deutschen Reiche in Schutz zu nehmen. Es sei aber von diesen nichts Anderes als „eine heillose Taschenspielerei mit Ursachen und Wirkungen" getrieben worden. Von demselben Gesichtspunkte aus ist weiter das scheußliche Restitutionsedict beurtheilt, und nach den gewichtigen Aeußerungen des östreichischen Abts Berziezka als etwas „höchst Unpolitisches" dargestellt, welches „nothwendig das Kriegsfeuer wieder aufs neue anfachen mußte", während es doch „in Ferdinand's Hand gelegen hätte Deutschlands Thränen zu trocknen und die entzweiten Völker in dem Schatten der Friedenspalme um sich zu sammeln". Nicht minder anschaulich sind die Zwistigkeiten gemacht in welche die Jesuiten durch ihre Hab- und Raubsucht nach weltlichen Gütern mit andern Mönchsorden geriethen, und sich dadurch den besondern Haß des Papstes Urban's VIII. zuzogen: vor Allem heben wir hier die grausame Besitznahme des Nonnenklosters Wöltingerode bei Goslar im April 1630 hervor. Und von dem westfälischen Friedensgeschäfte bezeugt Hr. Sugenheim, daß dasselbe durch Niemand eine größere Verhinderung erlangt habe als eben durch die Jesuiten, und daß es kaum zu sagen sei welche grimmige Opposition der edle, treue Trauttmansdorf von dem päpstlichen Nuntius Chigi und den Loyoliten erfahren hat, ehe es ihm gelang Deutschland den Frieden zu schenken. Hierauf läßt der Verf., um die Früchte des Fanatismus und des Glaubenshasses die unter der Jesuitengesellschaft gereift sind zu zeigen, eine herzzerreißende Schilderung folgen, wie es am Schlusse dieses dreißigjährigen Kampfes eines „brudermörderischen Wahnsinns" ausgesehen hat. Da wir in neuern Werken, z. B. bei Mailáth, diese gräßlichen Schilderungen meistens mit den Worten F. v. Raumer's („Geschichte des neuern Europa", III, 601—607) wiederholt finden, so ist es sehr anzuerkennen, daß unser Verf. aus den überreichen Stoffen welche die Chroniken, Annalen und Geschichte der Städte darbieten eine zweite Auswahl getroffen hat, aus der wir aber hier keine Einzelheiten mittheilen können.

Die Urtheile über einzelne Personen, den Pater Lamormain, Tilly, Wallenstein, „ein durch zu viel Glück verhudeltes und verhunztes Genie", und Andere fallen durchaus zu ihrem Nachtheile aus. Die größte Aufmerksamkeit aber verdient die von allen frühern Geschichtschreibern und nicht blos von den „lobhudelnden" abweichende Darstellung Maximilian's von Baiern. Ihm wird politische Beschränktheit in seiner Hingebung an Oestreich und kirchliche Befangenheit vorgeworfen, und in vielen einzelnen Fällen nachgewiesen, deren letzter der Undank ist mit welchem die Jesuiten seine außerordentliche Hingebung und die reichsten Schenkungen lohnten, sodaß er endlich gezwungen war sich zu seiner eigenen Rettung an die Spitze der gemäßigten Minorität auf dem Friedenscongresse zu stellen, die das zwischen Trauttmansdorf und den evangelischen Fürsten Vereinbarte aufrecht erhalten, und den Frieden mit diesen zum Abschluß gebracht wissen wollte. Dafür versuchten die Jesuiten den Oberfeldherrn des bairischen Heers, Johann von Werth, zum Hochverrath zu verleiten, und der Haß des östreichischen Hofs gegen Baiern hat seit dieser Zeit niemals geschlummert. Ueber ein solches Treiben der Jesuiten in Baiern hätte Hr. Sugenheim noch einen bairischen Schriftsteller anführen können, Feßmaier, der in seiner „Bairischen Geschichte" (S. 692) also schreibt: „Endlich kamen die Janitscharen des päpstlichen Stuhls (eigentlich ein Spittler'scher Ausdruck), sie gewannen festen Fuß, und vorbei war alles Reformiren. Als die intolerantesten Klopffechter treten sie gegen alle Denkfreiheit auf, sie bemächtigten sich aller Nationalerziehung, ganz Baiern spukte von marianischen Mirakeln, und zwei lange Jahrhunderte hindurch lag der Geist in loyolitischen Fesseln."

Wie die Ferdinand so war Leopold I. gänzlich in den Händen der Jesuiten, unfähig, schwach, kopflos; ein „geistiger Krüppel" ließ er sich zu den abscheulichsten Grausamkeiten gegen die Ungarn und Schlesier, von denen man hier wahrhaft schauderhafte Beschreibungen empfängt, verleiten. Wir verweisen nur auf die Behandlung der im J. 1674 auf die ungarischen Festungen abgeführten 307 lutherischen und reformirten Geistlichen. Die Jesuiten aber, welche als „schlaue, weltkluge Füchse" nicht so bald „gewittert" hatten, daß seit dem Westfälischen Frieden und besonders seit dem 11 Jahre später abgeschlossenen Pyrenäischen Frieden das Haus Oestreich im Krebsgange und das Principat der Welt an Frankreich über-

gegangen sei, vergaßen aller frühern Wohlthaten, und wandten sich dafür der aufgehenden Sonne zu. So schließt nämlich Hr. Sugenheim und glaubt nicht zu irren, wenn er den durch vergiftete Wachslichter an Leopold I. im J. 1670 versuchten Meuchelmord ganz allein Ludwig XIV. zuschiebt, und hierin die Absicht der Jesuiten wahrnimmt dem französischen Monarchen einen überzeugenden Beweis ihrer Anhänglichkeit zu geben. Wir können jedoch dieser Ansicht nicht sofort beitreten, müssen überhaupt wünschen, daß die vom Verf. angenommene Anhänglichkeit der Jesuiten an Frankreich, welche er auch in dem Aufstande Rakoczy's und in den Verhandlungen über die spanische Erbfolge zum Nachtheil des Hauses Oestreich zu erkennen glaubt, noch urkundlicher nachgewiesen würde.

Unter des energischen, aufgeklärten Joseph's I. Regierung sahen sich die Jesuiten nur geduldet, nicht aber zu großem Einflusse erhoben. Dafür finden wir in der Einwirkung des Jesuiten Theodor Schmakers auf die Kurfürstin Therese Kunigunde von Baiern ein Beispiel jener schmachvollsten Wirthschaft, wie sie die Loyoliten nur immer mit fürstlichen Beichttöchtern getrieben haben, und die am Ende sogar in fruchtbare Werke der Liebe ausartete, aus welchen das noch jetzt in Baiern blühende Geschlecht der Aretin seinen Stammvater empfing, wie uns schon der Ritter von Lang in seinen „Memoiren" in sehr piquanter Weise erzählt hatte. Unter Joseph's I. Regierung genossen die protestantischen Unterthanen in Schlesien kurze Zeit einige Ruhe und Glaubensfreiheit, nachdem Karl XII. in Sachsen erschienen war. Wie sehr sie aber unter Leopold's Regiment und dann unter dem seines zweiten Nachfolgers Karl's VI., „eines Pfaffenknechts und eines Habsburgers von ganz gewöhnlichem Schlage", von den jesuitischen Gewissensräthen gelitten hatten, und mit welcher ungeheuern Thätigkeit von den Loyoliten das Werk der Bekehrung und der eigenen Bereicherung betrieben worden war, hat uns der Verf. im elften Hauptstücke ausführlich dargethan. Es läßt sich hieraus so recht die Freude begreifen mit welcher die Protestanten in Schlesien Friedrich II. begrüßt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Aus dem poetischen Nachlasse von E. W. Ackermann, mit einem Vorworte von E. Raupach. Herausgegeben vom Vater des Verewigten. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Danzel, T. W., Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel, zusammengestellt und erläutert. Nebst einem Anhang: Dan. Wilhelm Trillers Anmerkungen zu Klopstocks Gelehrtenrepublik. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr.

Elvenich, P. J., Pius IX. die Hermesianer und der Erzbischof von Geissel. Offene Briefe. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr.

Felseneck, O. v., Die Tochter des Emigranten. Novelle. Leipzig, Schmidt. 8. 15 Ngr.

Gollenperger, Der Lichtfreund. Ein romantisches Epos in zwölf Gesängen. Der Radikalen Lieder 2te Sammlung. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 16. 20 Ngr.

Höpfner, L., Entwurf einer bürgerlichen Gerichtsordnung für Teutschland. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 24 Ngr.

Reinhard, F., Faust. Düsseldorf, Buddeus. 8. 20 Ngr.

Semisch, K., Die apostolischen Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justinus. Zur Geschichte und Aechtheit der kanonischen Evangelien. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Zschokke, H., Familien-Andachtsbuch. Aus den „Stunden der Andacht" zum Besten minderbemittelter Personen und Haushaltungen umgearbeitet und zusammengeordnet von deren Verfasser. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Bürger und Landleute von wegen einer deutschen Republik und einigen andern Sachen. Von einem Freunde des Volkes. 2te verbesserte Auflage. Augsburg, Doll. 8. 2½ Ngr.

Bauernfreund, Antoni, Aufklärung über die Grundursachen des Merzen-Donnerwetters und seiner Folgen. Augsburg, Doll. 8. 2½ Ngr.

— — Es brennt. Helft löschen, besonders den Brand von wegen des Ablösungsgesetzes. 2te vermehrte Auflage. 8. Ebendaselbst. 2½ Ngr.

Bernhard, M., Zur Schulfrage. Votum eines praktischen Schulmannes zur Vermittelung und Verständigung der Preußischen National-Versammlung gewidmet. Lissa. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ercka, K. H. S., Offener Brief an Hrn. Held. Ein Beitrag zur Charakteristik. Berlin, Walter. Gr. 8. 1 Ngr.

Florencourt, F. v., 3tes Sendschreiben an die National-Versammlung in Frankfurt. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Ngr.

Geißler, W. A., Dem ausgedienten Staatsdiener gebührt keine Pension. Ein freies Wort über Pensionswesen und Socialismus an das Volk. Magdeburg, Quednow. Gr. 8. 2 Ngr.

Gräfe, B., Kirche, Staat und Schule. Ein Beitrag zur Verständigung über die hier einschlagenden Zeitfragen. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 12 Ngr.

Harms, C., Predigt bei der Eröffnung der Landesversammlung am 15. Aug. 1848, gehalten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Hertz, M., Die Versammlung deutscher Universitätslehrer zu Jena und die Universität zu Berlin. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Jordan, J. P., Aktenmäßiger Bericht über die Verhandlungen des ersten Slavenkongresses in Prag. Prag. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Kadettenkorps sonst und jetzt. Zur richtigen Beurtheilung dieser Anstalt. Berlin, Decker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lange, J. P., Ueber die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der Kirche. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 15 Ngr.

Müller, W., Vergangenheit und Zukunft der Kunst. Betrachtungen und Vorschläge allen Schriftstellern, Bildnern und Tonkünstlern vorgelegt. Düsseldorf, Buddeus. 8. 4 Ngr.

Portfolio des Fortschritts. Herausgegeben von E. Lionell. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Das Deutsche Parlament. Von E. Lionell. Leipzig, Schäfer. Gr. 16. 6 Ngr.

Der Preußen Lied. Berlin. 8. ½ Ngr.

Rau, J. G., Die Neugestaltung der Volksschule. An die freisinnigen Männer Württembergs. Stuttgart, Metzler. 8. 7½ Ngr.

Rost, A., Das Salz-Monopol muß aufgehoben werden. Arnstadt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schäfler, F. X., Vier zeitgemäße Predigten über „Freiheit, Fortschritt und Aufklärung." Augsburg, Doll. 8. 3¾ Ngr.

Schmidt, H., Schutz den Waldungen bei Eisenbahnbauten. Eine Zeit- und Lebensfrage, zu Gunsten unseres Ackerbaues und unseres Holz-Bedarfes erörtert. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Thiersch, F., Sicilianische Sonette vom Jahre 1845. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Deutsche Vaterlands-Bibliothek. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Deutsche Parlaments-Bücher. 1ster Theil: Das Vorparlament. Stuttgart, Köhler. 16. 6 Ngr.

Wenz, J., Kirche und Schule in Gefahr. Offener Brief für alle Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. Cöslin, Hendeß. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 286. —— 12. October 1848.

Johann Heinrich Waser's unglückliches Ende.

Ein Beitrag zur Geschichte der letzten Jahrzehnde des 18. Jahrhunderts.

Die letzten Jahrzehnde des abgelaufenen Säculums bilden für die politische und geistige Entwickelung Deutschlands eine bedeutungsvolle und folgenreiche Epoche. Es scheint als wenn das 18. Jahrhundert nicht hätte scheiden wollen, ohne unser Vaterland für die stiefmütterliche Kargheit womit es in seiner ersten und größern Hälfte dessen Aecker befruchtete auf eine reichere und desto segenbringendere Weise wieder zu entschädigen. Nach allen Seiten hin entstiegen dem Boden desselben in kräftigster Regsamkeit die edelsten Geister, welche sich nach den verschiedensten Richtungen hin verbreiteten, und mit jugendlicher Willenskraft und schöpferischer Rüstigkeit die Materialien zu einem Baue herbeiholten welcher das tieferschütterte Fundament des nationalen Bewußtseins von neuem begründen, und das deutsche Volk zu dem Gefühle der ihm inwohnenden Kraft, zu der Erkenntniß seiner großen welthistorischen Bestimmung wieder zurückführen sollte. An äußern Stützpunkten und dem so nothwendigen Schutze für die gedeihliche Fortentwickelung dieses neuerwachten Strebens fehlte es ebenfalls nicht; denn Preußens Thron umgab der Strahlenglanz Friedrich's des Einzigen, Oestreich beherrschte der kräftige, der Zeit oft in edler Ungeduld vorauseilende Wille des unsterblichen Joseph's, der kurfürstliche Stuhl von Hanover war von dem nicht minder aufgeklärten Georg III. besetzt, und eine Reihe anderer Fürsten schloß sich in gleicher Gesinnung und That an diese an.

Es liegt nicht in der Absicht in die nähern Details welche dem hier in Rede stehenden Zeitabschnitt seine Physiognomie verliehen durch eine nähere Schilderung der Charaktere welche damals mitwirkten und mithandelten einzugehen; wir Alle wissen, daß Kant zuerst den bisher befolgten einseitigen Weg der Philosophie verließ, sie von den Fesseln theologischer Einmischung befreite, als alleiniges Eigenthum der Vernunft hinstellte, und somit einen gewaltigen Umsturz in allen Gebieten des Denkens und Lebens zuwegebrachte; Lessing, Goethe und Schiller bemächtigten sich des Dramas, und entwickelten in der Tiefe des Gedankens und in Ton und Ausdruck der Sprache eine bisher nicht geahnte Schönheit und Würde; Klopstock wirkte tief auf das poetisch-religiöse Gefühl der Nation; nicht minder Lavater, wenngleich Beide natürlich nach ganz entgegengesetzten Richtungen. Die classische Darstellungsweise der Geschichte wurde durch Johannes v. Müller repräsentirt; ja selbst das Judenthum hatte in Moses Mendelssohn eine der schönsten Erscheinungen der damaligen Zeit, seinen würdigen Vertreter. Nur die Tagesgeschichte und die mit ihr so eng verknüpften politischen und religiösen Fragen der Gegenwart bildeten anfangs ein unbeackertes, unfruchtbares Feld, bis sich auch hier in der Person des Prof. August Ludwig Schlözer ein würdiger, freimüthiger und furchtloser Vertreter der öffentlichen Meinung fand; ein Mann dessen vielseitige, gründliche wissenschaftliche Kenntnisse und große Lebenserfahrungen ihm hierzu ein Recht verliehen, und dessen hervorragendste Charaktereigenschaften in einer unbestechlichen Redlichkeit und Gerechtigkeit, in Offenheit, Dankbarkeit, Ehrgeiz, Uneigennützigkeit und Unterthanentreue, bestanden. Nie verkaufte er seine Feder für Gold, nie schmeichelte er Dem welchen er nicht wirklich ehrte. Die erste Anregung zur Herausgabe seines „Briefwechsel", dessen glänzender Erfolg seine Fortsetzung später in den „Staatsanzeigen" fand, gaben die Verbindungen welche Schlözer in Schweden, Frankreich, Rußland, Deutschland und andern Ländern während seines Aufenthalts daselbst angeknüpft hatte; so z. B. in Frankreich mit Villoison, in Schweden mit Gjörwell, in Rußland mit Stritter, Backmeister u. A., und es war anfangs nur sein bescheidener Wunsch das deutsche Publicum mit diesen aus weiter Ferne kommenden Correspondenzen bekannt zu machen. Allein bald erkannte es Schlözer für Pflicht dem überall sich kundgebenden Verlangen für größere Oeffentlichkeit, für zweckmäßigern Volksunterricht und möglichst ausgedehnte Verbreitung liberaler politischer und religiöser Begriffe Genüge zu leisten, und gerade diesen Zweck seiner Zeitschrift zum Grunde zu legen. Besonders war es das katholische Deutschland welches soeben aus seinem langen Todtenschlafe zu erwachen anfing, alte verjährte Vorurtheile ablegte, und freisinnigern Ansichten sich zuneigte; doch hatte auch das protestantische Deutschland fast gar keine derartige Tagesblätter aufzuweisen.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß hierbei Schlözer bei der entschiedenen Willenskraft mit welcher er auftrat

in harte Fehden verwickelt wurde, und sich manchen mächtigen Feind erwarb, wie Dies namentlich mit dem Fürst-Bischof von Speier der Fall war; aber auf der andern Seite wurde dafür sein Streben auch wieder durch die höchste Anerkennung belohnt, wie Dies das Wohlwollen welches ihm Paul und Alexander von Rußland zuwendeten, sowie sein Briefwechsel mit vielen deutschen Fürsten und Hohen, namentlich preußischen Staatsbeamten beweist. Nicht minder groß war die Theilnahme welche der für alles Edle und Gute empfängliche Joseph II. für ihn hegte; eine Theilnahme die so weit ging, daß er einst, nach Schlözer's eigener Mittheilung, seinem Buchbinder bei Ablieferung verschiedener Drucksachen die Worte zugerufen haben soll: „Aber vor allem Andern den Schlözer, den Schlözer bring' Er mir bald zurück!" Und wahrhaft rührend und ergreifend ist die Thatsache welche Prof. Schulze in Göttingen mittheilt und als Wahrheit verbürgt, daß die willenskräftige Maria Theresia einst einen Beschluß ihres Staatsraths mit den Worten niederschlug: „Nein! Das geht nicht, was würde Schlözer dazu sagen?"

Es liegt nicht in unserer Absicht näher auf das Leben und Wirken dieses in so vielfacher Beziehung ausgezeichneten Mannes einzugehen, und wir wenden uns daher unmittelbar zu einer Begebenheit deren tragisches Ende in der damaligen Zeit ein ungemeines Aufsehen erregte, und in welche sich Schlözer unmittelbar verwickelt sah, da dieselbe durch seine Zeitschrift zufällig veranlaßt ward. Es ist Dies die Hinrichtung des ehemaligen Pfarrers Johann Heinrich Waser zu Creuz bei Zürich, welche in letzterm Orte am 27. Mai 1780 auf öffentlichem Markte stattfand. Waser gehörte zu denjenigen Charakteren die zum Glücke für die Welt nur eine seltene Erscheinung sind, und deren innere Ergründung selbst einem so geübten Psychologen und Physiognomiker wie Lavater es war nur unvollständig gelang. Beinahe alle Urtheile stimmen darin überein, daß Waser arbeitsam, uneigennützig und dienstfertig fast ohne Beispiel war, daß er viele Kenntnisse und ein scharfes Auffassungsvermögen besaß, und die Tugenden eines zärtlichen Gatten und Vaters entwickelte; aber ebenso vereinigen sich auch die meisten Meinungen dahin, daß er sich im höchsten Grade gewissenlos und ränkesüchtig zeigte, daß er die gröbsten Unwahrheiten beging, leugnete, log, und theils aus einer unerklärlichen Begierde Alles zu verwirren, theils aus Bosheit und Rachsucht sich sogar zum Diebstahl und Betruge hinreißen ließ. Lavater selbst sagt in einem Briefe an Schlözer:

> Ich billige es an Ihnen, daß Sie für den Mann eingenommen sind. Er hatte wahrlich auch so manche treffliche Seite die ihn auszeichnete. Seine Arbeitsamkeit, Uneigennützigkeit, Dienstfertigkeit waren beinahe ohne Beispiel; aber was man doch in aller Welt einen Schurken nennt, das war er im höchsten Grade. Er hatte zu seinem Unglück zu viel und zu wenig Kopf! —

Und bei einer andern Stelle:

> Ich hätte ihn nicht getödtet, aber dann auch wahrlich keinen andern Verbrecher mehr als die gewaltthätigsten Mörder — aber ich bin nun herzlich froh daß er todt ist. Ich habe Beweise in Händen, daß er immer und immer so gehandelt hätte, daß das Vaterland durch ihn in Gefahr gesetzt worden, oder daß er sich noch einen schrecklichern Tod zubereitet haben würde.

Hält man nun hiermit einige offenkundige Thatsachen zusammen, so fühlt man allerdings keinen Grund an der Wahrheit eines solchen Urtheils zu zweifeln. So war er Aufseher der der Physikalischen Gesellschaft zu Zürich gehörenden Bibliothek, und entwendete kurz nach der Durchreise eines Gelehrten, welcher die Instrumente derselben benutzt hatte, einen Tubus, zeigte den Verlust desselben aber zugleich an, und lenkte den Verdacht der Gesellschaft auf den vorerwähnten Gelehrten, während man bei seiner spätern Verhaftung diesen Tubus in seinem Hause vorfand. Ebenso schnitt er aus den der Gesellschaft zugehörenden Büchern werthvolle Kupfer aus, hing dieselben in seiner Stube auf, und trug sie trotzdem dreist als unter seinem Vorgänger abhanden gekommen in das Verzeichniß ein. Als er später seines Amts entsetzt wurde, fand er an dem Bürgermeister Heidegger zu Zürich, welcher das Feuer und die Arbeitsamkeit des Mannes kannte, und sich seiner bediente um die Gemüther des Volks auf das Bündniß mit Frankreich vorzubereiten, die einzige Stütze. Dennoch hinterging Waser auch diesen seinen Wohlthäter, und diente nicht allein beiden Parteien, sondern wohnte nach Heidegger's Tode dessen Gedächtnißrede bei, die er gleich darauf parodirte, und darin mit allerhand Vergrößerungen und Verdrehungen alle die kleinen Schwächen seines Wohlthäters aufdeckte. Dem Gerichtsschreiber Landolt, welcher aus reinem Mitleid dem bedrängten Waser Etwas zu verdienen geben wollte, entwendete er verschiedene wichtige Staatsurkunden; doch hierbei erreichte ihn die rächende Nemesis, und die Folgen dieser That führten ihn aufs Schaffot.

Dennoch waren zu der Zeit als diese tragische Begebenheit sich ereignete, und dieser das größte Aufsehen erregende Proceß entschieden wurde, die öffentlichen Meinungen sehr getheilt. Viele wollten in Waser allein das beklagenswerthe Opfer einer von Rachsucht gegen ihn erfüllten Oligarchie finden, und stellten ihn darum als einen wegen seiner freisinnigen politischen Ansichten geopferten Märtyrer dar, dessen Richter theilweise zugleich auch seine Ankläger waren, was allerdings nicht abzuleugnen ist. Andere erkannten in seinem Ende nichts Weiteres als einen gerechten und nothwendigen Ausspruch des Gesetzes. In die größte Verlegenheit gerieth dabei Schlözer, da der große Haufe in der Meinung beharrte, daß der Aufsatz über den „Kriegsfonds" die vorzüglichste Ursache seines Todes gewesen sei, während es doch erwiesen ist, daß die Entwendung „der Urkunden" über den Verkauf der Herrschaft Kyburg den Stab über den Angeklagten brach.

Ueber die Abkunft Waser's lauten die Angaben verschieden. Nach Einigen stammte derselbe aus einer angesehenen Familie in Zürich, woselbst sein Großvater sogar die Stelle eines Bürgermeisters bekleidet haben soll; nach Andern gehört er einem unberühmten bürgerlichen

Geschlechte an, war aber durch seine Frau mit den vornehmsten Familien seiner Vaterstadt verwandt. Wie schon erwähnt, war er Mitglied der Physikalischen Gesellschaft, und hatte in der Naturlehre, Geschichte und in der Diplomatie große Kenntnisse, dagegen für die schönen Wissenschaften nicht den mindesten Sinn. Er bekleidete als Landpfarrer eine Stelle, und gerieth bald mit seiner Gemeinde in Streit, indem er mehre Mitglieder des Kirchenvorstandes, und namentlich die Rechnungsführer der Unterschleife und der Bestechlichkeit beschuldigte. Eine Untersuchung erfolgte, deren Resultat für Waser auf das ungünstigste ausfiel, da sich nicht allein in dem Kirchenhaushalte die größte Ordnung vorfand, sondern es sich auch ergab, daß er seine Anklage auf lügenhafte und — was wir auch später noch mehre male zu bemerken Gelegenheit haben werden — sogar auf falsche, selbstgeschmiedete Documente gründete. Eine natürliche Folge hiervon war, daß er mit seiner Denunciation abgewiesen und zugleich seines Amts entsetzt wurde. Seit dieser Zeit beginnt die Geschichte seines Unglücks. Von Groll gegen die Häupter der Republik erfüllt, schritt er, um sie zu kränken, von einer Frevelthat zur andern. So ereignete sich bald darauf ein seiner Natur nach grausenerregender Vorfall, als dessen Urheber die öffentliche Meinung gleichfalls Waser bezeichnete, obgleich allerdings kein offener Beweis gegen ihn vorlag. In einer der Kirchen Zürichs empfanden nämlich nach dem Genusse des Abendmahls mehre Personen heftige Uebelkeiten, und eine Untersuchung durch Sachverständige ergab, daß sich in dem Kelche, welcher mit Weine die Nacht hindurch auf dem Altare gestanden, wirklich schädliche Substanzen befanden. Waser hatte der Zutritt in das Gotteshaus offen gestanden, man kannte seinen Haß gegen die meisten Chorherren, seine Vorliebe für chemische Versuche; ja dieser Verdacht wurde noch durch einige mit der Vergiftung zusammenhängende Pasquille bestärkt, die man von einem Manne von Waser's Größe hatte anschlagen sehen. Allein gegen eine so schreckliche Beschuldigung spricht wie gesagt der gänzliche Mangel an Beweisen, und gern schließen wir uns daher der Meinung Lavater's an, der sich in einem seiner an Schlözer gerichteten Briefe hierüber folgendermaßen ausdrückt:

Ob Waser der Nachtmahlsvergiftung wirklich verdächtig sei? — Mir war er es auf eine Zeit da er gefangen saß im allerhöchsten Grade. Nachher verlor ich gänzlich allen Verdacht. Jetzt spricht man wieder davon, besonders da man zu glauben anfängt, daß er noch in den letzten Stunden so sehr gegen Sie gelogen — so will man seine Verneinung in Ansehung des Andern auch nicht mehr wahr finden, besonders da viele Umstände wider ihn sind. Gewiß ist es, daß einige der gescheitesten und wackersten Männer wenige Tage nach der gewiß geschehenen That ganz bestimmt in petto sagten: „Waser und Niemand anders!" Hierüber aber mag ich keine Zunge mehr regen; verbiete mir auch alles weitere Nachdenken, und glaube daß Waser an dieser Unthat unschuldig ist. Besonders auch wegen seiner noch übrigen Religiosität und seines redlichen Glaubens an Christum.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Jesuiten in Deutschland, von S. Sugenheim. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 285.)

In dem zwölften Hauptstücke beginnt nun die Zeit der stillen Taktik der Jesuiten, durch sanfte, einschmeichelnde Mittel, durch Künste der Ueberredung und durch die Benutzung menschlicher Leidenschaften, sich Proselyten zu gewinnen, seitdem mit Anfange des 18. Jahrhunderts die Aussicht auf Religionskriege in Deutschland verschwunden war. Die Unterhaltung geheimer Emissaire und ihr schlaues Verfahren, die Anlegung der Convertitenkassen und Conversionscomptoire, endlich die Inconsequenz des Protestantismus und die Gleichgültigkeit, namentlich unter höhergestellten Personen dieses Glaubens, werden durch glaubwürdige Beispiele als die Beförderungsmittel der jesuitischen Bekehrungssucht erörtert, zuletzt noch die synkretistischen Streitigkeiten trotz alles Eifers und aller Rechtlichkeit des edeln Calixtus als ein Umstand angesehen der den jesuitischen Bestrebungen in die Hände gearbeitet habe. Die unlautern, frivolen Beweggründe durch welche die große Majorität der „fürstlichen Deserteurs" für den Katholicismus von den Jesuiten gewonnen worden ist, die Vorspiegelungen reicher Heirathen, schöner Frauen, ungezügelten Lebens — alles Dies wird in scharfen Umrissen dargestellt, dann der Bekehrungsgeschichte des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz ein längerer Abschnitt gewidmet, und dagegen das Festhalten der deutschen Fürstinnen und Prinzessinnen an ihrem Glauben trotz aller Verführung sehr belobt. Die Liebesgeschichte des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und der Prinzessin Eleonore Erdmuthe Luise von Sachsen-Eisenach gibt dazu einen sehr klaren Beweis. Den Schluß dieses Abschnitts bilden die durch den Jesuiten Vota, einen geistvollen und weltklugen Mann, versuchten Angriffe auf den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, wobei wir uns wundern, daß dem so belesenen Verf. das Verhältniß Vota's zur Kurfürstin Sophie Charlotte und sein Briefwechsel mit ihr, den Varnhagen von Ense im Leben dieser Fürstin hat abdrucken lassen, unbekannt geblieben zu sein scheinen; ferner die Seelenfischerei und Ausbreitung des alleinseligmachenden Glaubens in der Kurpfalz unter der Regierung schwacher Fürsten, und zuletzt die Auswanderung der evangelischen Salzburger, die der Verf. als eins der unglücklichsten Ereignisse ansicht welche ein deutsches Reichsland von der blinden Hingebung seines Fürsten an die Jesuiten erleiden konnte.

Im dreizehnten Hauptstück werden nicht sowol einzelne Thaten der Jesuiten geschildert, als ihre Mitwirkung an allgemeinen Zuständen, wie an den Hexenprocessen, wo sich Hr. Sugenheim ausdrücklich gegen die gewöhnliche Ansicht verwahrt, als gebühre dem Jesuitenorden der Ruhm durch einen aus seiner Mitte, Friedrich Spee, zuerst mit Nachdruck gegen diese Greuel aufgetreten zu sein. Denn des Letztern berühmte „Cautio criminalis" erschien (1631) anonym, mußte in einer protestantischen Stadt gedruckt werden, und fand bei dem Orden durchaus keine Billigung. Zweitens werden die bei den Jesuiten gewöhnlichen und höchst ausgedehnten Erbschleichereien durch eine treue Abschilderung des Uebergangs der westfälischen Herrschaft Büren von ihren rechtmäßigen Besitzern an die Loyoliten auf das anschaulichste dargestellt, und zugleich ein thatsächlicher Beweis von der geringen Achtung des öffentlichen Eigenthums im 17. Jahrhundert abgegeben, wie auch in den aus dem ersten Bande der Hormayr'schen „Anemonen" entlehnten Beispielen. Der dritte umfangreichere Theil dieses Hauptstücks beschäftigt sich mit den Leistungen der Jesuiten im Fache des Jugendunterrichts und der Menschenbildung. „Keine andere mit der Jugenderziehung sich beschäftigende Körperschaft", urtheilt der Verf., „hat es in der schwierigen Kunst ihre Zöglinge jahrelang zu quälen, damit sie Nichts, d. h. nichts Tüchtiges lernten, die Schößlinge am Stamme der Menschheit zu geistigen, nicht selten auch zu körperlichen Krüppeln zu schlagen, zu solch hoher Meisterschaft gebracht als jene ehrwürdige

Societät." Um Dies zu beweisen hat Hr. Sugenheim den reichen Stoff den bereits Wiens, Cornova, Wilmans, Sökeland gesammelt hatten neu verarbeitet und durch eigene Zuthaten erweitert, wozu noch manche Zusätze aus Gerlach's und Bade's Programmen über die Gymnasien in Braunsberg und in Paderborn (1832 und 1845), aus Thiersch's berühmtem Buche über die gelehrten Schulen und aus Münch's Schrift über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts entnommen werden konnten. Hauptgegenstände der Sugenheim'schen Abhandlung sind die erbärmliche Betreibung des Latein in den Schulen der Jesuiten, durch welche die reine Latinität und die ethische Kraft des lateinischen Sprachunterrichts den empfindlichsten Schaden erlitten hätten, die Art des Religionsunterrichts, die abscheuliche Gewöhnung der Schüler an ihre jesuitischen Lehrer und Entfremdung von ihren Aeltern und Angehörigen, die strenge Obedienz und daneben die Vernachlässigung jeder echten Schulzucht, die gar zu oft in sittliche Verwilderung ausgeartet ist, endlich die größte Schattenseite der jesuitischen Schul- und Erziehungsanstalten, die Knabenliebe und Knabenschändung. Wir enthalten uns hier einzelner Auszüge; was den letzten Punkt aber betrifft, so ist die nackte Aufrichtigkeit des Verf. zu loben, die selbst vor solchen Schändlichkeiten nicht zurückbebt von denen einer seiner Gewährsmänner gesagt hat: „Mon encre rougit écrivant ces saletés." Hinsichtlich des Jesuitenlateins hätten wir noch Dreierlei anzumerken. Einmal mußte nicht übergangen werden, daß die rasche und nicht durch zu abschweifende Erklärungen gehemmte Lecture der lateinischen Schriftsteller, besonders der Dichter, und das fleißige Memoriren unter Anleitung guter Lehrer, die sich allerdings vorfanden, seinen bedeutenden Nutzen gehabt hat, wie wir uns selbst durch den Umgang mit alten Jesuitenschülern in den Rheinprovinzen überzeugt haben. Zweitens würde es selbst in unserer Zeit, die von einem classisch lateinischen Ausdrucke wenig mehr hält, gar nicht überflüssig gewesen sein einige Beispiele jesuitischer Latinität angefügt zu haben, wie sie z. B. in dem merkwürdigen Gemengsel alterthümlicher, moderner und poetischer Ausdrücke in einer zu Köln 1620 gedruckten Schrift M. von Isselt's „De bello Colonionsi" (von den Truchsessischen Händeln) hervortritt. So erinnern wir uns der französirenden Inschrift: Naturae vegetanti, am Gewächshause des botanischen Gartens in Köln, und einer im J. 1827 geschlagenen Denkmünze mit der Umschrift: Inclito Themidos sacerdoti, beide von der Erfindung des berühmten Wallraf, eines Schülers der Jesuiten. Zum dritten vermissen wir die Anführung der verstümmelten Ausgaben lateinischer Dichter, die freilich auch in unsern Tagen bei Protestanten wie bei Katholiken ihre Vertheidiger gefunden haben. So erzählt uns ein gelehrter Freund, der in bairischen Schulen gebildet war, daß er die bekannte Stelle des Horaz (Carmin., I, 20, 22): Dulce ridentem Lalagen amabo dulce loquentem, in seiner Schulzeit nicht anders gekannt habe als: Sola me virtus dabit usque tutum sola beatum, wie es sich ebenfalls noch in einer zu Wien 1825 von J. Schwindl besorgten Ausgabe des Horaz findet.

Das letzte Hauptstück zeigt uns die Vorboten des Sturzes der Jesuiten. Dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern gebührt der Ruhm den ersten Schritt hierzu durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften in München, und durch die Einführung eines neuen geistlichen Raths (1769) gethan zu haben; in Oestreich arbeitet Gerhard van Swieten kräftig für Abwerfung der jesuitischen Fesseln, aber von der „hartgesottenen Betschwester Maria Theresia, deren Brust von Bigoterie und Vorurtheil umpanzert war", war nur Weniges zu erlangen, und selbst als Ganganelli die Aufhebung des Ordens ausgesprochen hatte, gab sie mit betrübtem Herzen ihre Einwilligung. Wir müssen hierbei bemerken, daß wir jene harten Ausdrücke über Maria Theresia, eine große und gute Frau und Kaiserin, durchaus nicht billigen können, sowie ihr Bild auch neuerdings von Sternberg im zweiten Theile seiner „Bildnisse berühmter Frauen des 18. Jahrhunderts" viel zu flüchtig und oberflächlich gezeichnet worden ist. Um so mehr aber billigen wir die Mittheilung eines Schreibens ihres Sohnes, Maximilian Franz, des helldenkenden letzten Kurfürsten von Köln, in dem er gegen den kurtrierschen Minister Duminique (29. Nov. 1773) eine jede Theilnahme zur Mitwirkung an einer Wiederherstellung der Jesuiten ablehnt. Die damals so großes Aufsehen erregende Ansicht Friedrich's II. den aufgelösten Orden in seinen Staaten, als eine blos dem Jugendunterrichte sich widmende Körperschaft, fortbestehen zu lassen, ist neuerdings von Menzel („Neuere Geschichte der Deutschen", XII, 1, S. 58—77) ausführlicher und lichtvoller als es von Hrn. Sugenheim geschehen konnte dargestellt worden. 17.

Notizen.

Washington's Bibliothek.

Das Gerücht, Washington's Bibliothek sei für den gefoderten Preis von 4500 Dollars vom Britischen Museum angekauft, wird in der nordamerikanischen Zeitung, dem „Boston courier", verneint und statt Dessen angekündigt, daß es im Vorschlage sei den durch unabweisbare Kosten auf 5000 Dollars ansteigenden Betrag mittels 100 Actien von je 50 Dollars aufzubringen, dann aber nach erfolgtem Ankauf es der Entscheidung der Actionnaire zu überlassen, in welchem Institute und unter welchen Bedingungen die Bücher aufgestellt werden sollen. Als Lockung zum Unterzeichnen wird über den Inhalt der Bibliothek bemerkt, sie bestehe in 240 Bänden mit Washington's Autograph und einigen mit dem seiner Gemahlin, mehren auch mit Abdruck seiner Buchplatte und dem Motto: Exitus acta probat; in 15 nur mit Abdruck der Buchplatte; in 37 geschenkten Exemplaren ohne Washington's Autograph; in 61 ohne Autograph oder Buchplatte, doch ihrem Wesen und Anscheine nach muthmaßlich Washington's Eigenthum; in einem mit drei Autographen seines Vaters, Augustin Washington; in 58 mit dem Autograph des Bushrod Washington, etlichen auch mit dem des William Augustine Washington; in 10 mit Richard Henry Lee's, in einem mit Timothy Pickering's und in einem mit Daniel Heister's Autograph. Dagegen meldet eine andere nordamerikanische Zeitschrift, „Literary world", die fragliche Bibliothek sei unter der Bedingung beisammen zu bleiben bereits verkauft, und der Käufer habe mit dem Harvard-Collegium entweder schon abgeschlossen, oder der Abschluß sei nahe, daß die Bücher dort ein Zimmer für sich allein erhalten.

Ueber Australien.

Die Auswanderung nach Australien fängt auch in Deutschland an lebhaft zu werden, und der Buchhandel wird wegen Auskunft über das dortige Leben in steigenden Anspruch genommen. Diesem zu genügen fehlt es allerdings nicht an Mitteln. In der englischen Literatur allein haben sie während der letzten 12 Monate sich zu einer kleinen Bibliothek angesammelt. Dennoch dürfte ein neues Werk: „Recollections of bush life in Australia; by *H. W. Haygarth*" (London 1848), sich deshalb keineswegs unnütz machen. Da der Verf. mehre Jahre in Australien gelebt hat, schöpft er aus eigener Erfahrung, und versteht was er schreibt. Sein Buch ist vielleicht nicht streng regelrecht; doch wird Dies den meisten Lesern nur angenehm sein. Es hat weder die Form einer gelehrten Abhandlung noch die eines Tagebuchs, sondern ist ein Mittelding zwischen Beidem, verbindet die Wissenschaft der erstern mit der Abwechselung und dem Unterhaltenden des letztern. Erzählung und Forschung lösen sich gegenseitig ab. Das Meiste ist, wie gesagt, Resultat eigener Erlebnisse, und selbst in den Ausnahmefällen, wo der Verf. sich auf Mittheilungen Anderer stützt, gibt er Nichts ungeprüft, steigert den Werth durch seine Zusätze, und gestaltet Vereinzeltes zu einem Ganzen, das dadurch ebenfalls sein Eigenthum wird. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 287. —— 13. October 1848.

Johann Heinrich Waser's unglückliches Ende.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Hatte sich Waser nun durch eine solche Handlungsweise und durch ein solches Auftreten viele Feinde erworben, und großes Mistrauen gegen seine Person erregt, so steigerte sich dasselbe durch sein ferneres Benehmen nur noch mehr, und führte ihn endlich durch folgende Begebenheit seinem tragischen Schicksale entgegen. Wie wir bereits erzählt, hatte ihm der Stadtschreiber Landolt, von Mitleid über seine bedrängte Lage ergriffen, im Archiv Beschäftigung ertheilt, und ihm zu diesem Zwecke einige Urkunden ins Haus geschickt, unter denen sich auch mehre wichtige, die Abtretung der Grafschaft Kyburg betreffende befanden. Landolt hatte sich hierüber Notiz genommen, und entdeckte bald, daß bei Rücklieferung der ihm anvertrauten Stücke diese Urkunden fehlten. Er schickte zu Waser, und als dieser ihm sagen ließ: er habe Nichts mehr! ging er selbst zu ihm; allein er blieb beim Leugnen, obgleich jener ihm gerade ins Gesicht sagte: daß er sie gestohlen. In der äußersten Verlegenheit wandte sich Landolt nun an mehre Mittelspersonen, die es versuchten Waser zur gutwilligen Herausgabe der Papiere zu veranlassen. Allein umsonst. Er antwortete: Wenn er sie zurückgehalten habe, sei er des Galgens werth! Ja er sprach sogar von einer Klage die er gegen Landolt erheben wollte. Dieser, welcher sich nicht mehr zu helfen wußte, zeigte den ganzen Vorfall dem Kleinen Rathe an. Man beschloß ein wachsames Auge auf den Beschuldigten zu haben, da ohne Beweise Nichts gegen ihn vorzunehmen war. Bald darauf erschienen in Schlözer's „Briefwechsel" mehre dieser Schriftstücke, unter denen das über den Züricher Kriegsfonds das größte Aufsehen erregte, und den besondern Unwillen der Regierung hervorrief. Diesen Kriegsfonds bildete nämlich eine Anstalt, wo sich jeder Bürger des Freistaats als geborener Vaterlandsvertheidiger in gewissen Jahren für einen festgestellten etwas höhern Preis mit Waffen und Uniform versehen mußte. Waser that durch Veröffentlichung dieses Actenstücks dar, daß die hierfür bestimmten Summen allerdings theilweise zu ganz andern Zwecken verwendet worden waren, und Schlözer fand sich dadurch zu folgender scharfen Randnote veranlaßt:

Dieser Aufsatz, der unlängst in Zürich Bewegungen verursacht haben soll, ist nur für helvetische Leser lesbar, für die Deutschen setze ich folgende Erläuterungen meines Correspondenten her: „Dieser Fonds wird für jetzt ganz wider seine Bestimmung angewendet, denn der unvermögende Landmann sollte daraus zur Anschaffung seiner Kriegsbedürfnisse unterstützt werden, und jetzt empfängt Niemand Etwas, vielmehr wird ein verderblicher monopolischer Handel mit Kriegsbedürfnissen aus einem Theile dieser Gelder getrieben, und der arme Landmann mit unbarmherziger Strenge angehalten sich von da mit Armatur und Montur zu versehen. In einer Rubrik von Ausgaben soll ein bloßes Geschenk stecken" u. s. w. Ein Beispiel kommt auch in den Rechnungen vor, wo Einer von der Regierung solche Gelder unter eigenem Namen angelegt hat. Man hat daher diese ganze aus Acten gezogene Geschichte als ein Staatsgeheimniß angesehen, und ihre Bekanntmachung geahndet, aber eben dadurch, wie gewöhnlich, eine allgemeine Aufmerksamkeit der freien Züricher auf diese Schrift veranlaßt.

In dieser Note, welche sich allerdings dem Wesen nach auf Mittheilungen von Waser gründete, die aber der Form nach von Schlözer abgefaßt war, wollte die züricher Regierung eine mögliche Veranlassung zu einem Volksaufstande finden. Der Verdacht, daß Waser der Veröffentlicher dieser Documente sei war fast einstimmig, und wurde noch durch dessen unbedachte Aeußerung: daß Keiner wie er das Vaterland verrathen könne, bestärkt. Da er den Häupten der Republik bereits von frühern Anlässen her verhaßt war, und diese die Publication noch mehrer ähnlicher Aufsätze durch ihn befürchteten, auch insgeheim die Hoffnung hegten, bei einer Durchsicht seiner Papiere außer jenen projectirten Aufsätzen vielleicht die vermißten Effecten zu finden, so beschlossen dieselben Haussuchung bei ihm anzustellen, und legten ihm zugleich rücksichtlich des Aufsatzes über den Kriegsfonds Hausarrest auf.

Diese Maßregel entschied Waser's Unglück. Sei es Verrath, sei es Zufall, genug, man entdeckte, aufmerksam gemacht durch die Eilfertigkeit der Magd womit diese einige unter dem Bettstroh versteckte Papiere auf die Seite zu schaffen suchte, die fehlenden 11 Urkunden, unter denen sich auch die über den Verkauf der Grafschaft Kyburg befand. Nunmehr ward Waser gefänglich eingezogen und auf dem Rathhause streng bewacht; dennoch fand er Mittel sich von dort in die Limmat herabzulassen, wurde aber entdeckt, und ungeachtet er 1000 Gulden bot wenn man ihn entfliehen lasse, in seine Haft zurückgebracht. Nach diesem Befreiungsversuche führte

man ihn ins Criminalgefängniß ab, welches sich in einem Thurme befand der mitten im Wasser steht, da wo die Limmat aus dem See ausmündet. Die Untersuchung wurde von nun ab gegen den unglücklichen Mann mit der größten Strenge geführt, und bald gestand er, daß er die Urkunden in der Absicht entwendet habe, um sich an seinem Vaterlande zu rächen, besonders aber die kyburgsche, um sie dem Hause Oestreich zuzustellen. Er bekannte ferner, daß er Schlözer eine Lebensbeschreibung zugeschickt habe, worin er Alles was der Regierung nachtheilig und empfindlich sein konnte zusammengefaßt habe. Seine Absicht sei gewesen durch diese Schrift und alle sonst noch zu ersinnenden Mittel einen Aufruhr zu bewirken.

Wir sind nicht Jurist, und vermögen daher auch nicht, zu beurtheilen inwieweit die gegen Waser vollzogene Todesstrafe auf streng gesetzliches Recht begründet war, obgleich es uns einleuchtend scheint, daß er nach den vorhandenen Indicien wol schwerlich auch in jedem andern Staate von der Anklage des Hochverraths wäre freigesprochen worden. Es ist uns mehr darum zu thun die verschiedenen Urtheile, welche sich in damaliger Zeit für und gegen das Verfahren seiner Richter erhoben den Lesern deutlich zu machen. So behauptete Johannes v. Müller in der Einleitung seiner „Geschichte der Schweiz“, Waser sei aus bloßem Verdacht einer bösen Absicht hingerichtet worden; so machte man es den zürichern Machthabern zum großen Vorwurf, daß unter den Richtern sich die Verwandten seines Anklägers Landolt befanden. Gleim schrieb von Halberstadt aus an Schlözer, indem er ihm mehre auf die Verurtheilung Waser's bezughabende Actenstücke sandte: „Dem einzigen Schlözer überlasse ich die zürichschen Mörder zur Rechenschaft zu fodern. Ihnen, sonst keinem Andern übergebe ich zu diesem Zwecke die beifolgenden Documente.“ Und in einer zu Augsburg erschienenen Schrift wurde Waser sogar ein „Heiliger“, ein „Märtyrer“ genannt. Dagegen traten Andere mit der Behauptung auf, daß Landolt nie eigentlicher Ankläger gewesen, und daß es Waser auch nie eingefallen sei dessen Verwandte zu recusiren, ja daß endlich auch von seinen Angehörigen sich welche unter den Richtern befunden hätten. Ebenso stellte man entgegen, daß man sich hierbei nicht an juristische Begriffe festhalten könne, da das deutsche Recht nicht schweizerisches Recht sei, und Waser nach keinen Criminalgesetzen gerichtet werden konnte, weil Zürich deren keine habe, und somit Alles dem Gutdünken und der Billigkeit der Richter überlassen bleibe. Auch deutete man darauf hin, daß wenn auch das Haus Oestreich, im Fall es seine Ansprüche auf Kyburg hätte erneuern wollen, wenig nöthig gehabt hätte sich um Urkunden zu bekümmern, so sei doch zu betrachten, daß Das was einer großen Macht als etwas sehr Unwichtiges erscheinen möchte einem von Leidenschaft geblendeten Privatmann ganz anders vorkommen mußte.

Genug, von 20 Richtern (unter ihnen der Idyllendichter Geßner, welcher vergeblich bemüht gewesen war die Strafe zu mildern) verurtheilten 12 Waser zum Tode. Er vernahm sein Urtheil mit Fassung und Geistesgegenwart. Doch auch in den letzten Tagen seines Lebens zeigte sich noch in seiner Handlungsweise jenes Gemisch von Lüge und Wahrheit, von Schwäche und Ränken, welches ihn stets zu einer merkwürdigen, vielseitig unergründlichen psychologischen Erscheinung machte. In einem weitläufigen Briefwechsel den Lavater bald nach seinem Tode seinetwegen mit Schlözer führte finden wir Vieles was Aufklärung darüber gibt. So behauptete er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, er habe an Schlözer ein Manuscript: „Zürich wie es ist, nicht wie es sein soll“, geschickt, dessen injuriöser und Aufruhr erregender Inhalt ihn in seinen letzten Stunden so beunruhigte, daß Lavater, welchem er sich dieserhalb anvertraute, an Schlözer Folgendes schrieb:

Ich schreibe Ihnen mit der Hand die eben noch in Waser's lebender Hand lag, auf die seine Thränen herabfielen: „Wenn ich tausend Leben hätte, Lavater! wenn ich sie aus den Flammen herausholen müßte — ich wollte, ach ich wollte wie gern die an Schlözer geschickte Lebensgeschichte oder «Zürich wie es ist» zurücknehmen; aber wir haben uns so gegeneinander verbunden, daß Alles was ich thun würde ihm nunmehr als gezwungen vorkommen müßte. Ich fürchte es ist zu spät. Thun Sie was Sie wollen, was Sie können, ich wünsche aufrichtig vor Gott es könnte zurückgenommen werden.“ Das hörte ich aus dem Munde eines Mannes der schon wußte daß er in wenigen Stunden sterben mußte u. s. w.

Hierauf antwortete Schlözer:

„Waser's Leben“ oder „Zürich wie es ist“ habe ich nicht, habe ich nie gehabt; lebte der selige Mann noch, und hälfe es Etwas zur Rettung seines Lebens: auf Ihren ersten Wink reiste ich morgen mit Courrierpferden ab, und legte kniend, mit ausgestreckter Hand den Eid darüber in die Hände Ihrer Todesrichter ab.

Lavater entgegnete hierauf tief ergriffen:

So log denn Waser noch in den letzten Stunden seines Lebens auf die unerhörteste Weise! Ach, Schlözer! glauben Sie nicht, daß der Mann sich eingebildet Etwas gethan zu haben was er nicht that! Seine Geistesgegenwart war außerordentlich. Er bezeugte Antwort von Ihnen erhalten zu haben, die so und so lautete. Den Brief und die Correspondenz habe er verbrannt; dabei vergoß er die bittersten Zähren über diese Schrift. Er ging damit in die Ewigkeit hinüber diese Schrift so an Sie gesandt, und darüber sich so feierlich mit Ihnen verbunden zu haben, daß Nichts in der Welt — sogar kein Flehen von seiner Seite — vermögend sein sollte sie von Ihnen zurückzuerhalten. Mit diesen Aeußerungen ging er vor den Richterstuhl des Allwissenden. Nun urtheilen Sie von der Verblendung dieses vollkommen bei Sinnen bleibenden Mannes! Doch ich glaube Ihnen und nicht Waser. Sie habe ich noch bei keiner Unwahrheit, Waser bei zehn ertappt gesehen.

Auch in „Schlözer's öffentlichem und Privatleben“, herausgegeben von dessen ältestem Sohne, geschieht dieses wichtigen Gegenstandes Erwähnung. Derselbe äußert sich darüber wie folgt:

Was mich betrifft, so kann ich bei Gewissen und Ehre versichern, daß ich von dem wirklichen Empfange eines solchen Manuscripts in Schlözer's Nachlasse nicht die entfernteste Spur gefunden habe, da derselbe doch sich es zum Gesetz gemacht hatte jedes empfangene Papier, geschweige denn ein so wichtiges aufzuheben. Entweder also hat der ränkevolle Waser aus einer heimlichen Absicht wirklich mit einer groben Unwahrheit

die Welt verlassen oder, und Dies möchte ich lieber glauben, Waser hat jene Schrift mit allen angehängten Clauseln wirklich an Schlözer abgeschickt, man hat aber, von Seiten der Obrigkeit auf Waser's Thun und Treiben schon aufmerksam gemacht, das Paquet welches jene Schrift enthielt erbrochen und unterschlagen, bei der gerichtlichen Untersuchung jedoch billig Bedenken getragen dieser Verletzung des Postgeheimnisses zu erwähnen.

Auch wir neigen uns bei dem Dunkel welches die ganze Angelegenheit umhüllt gern dieser letztern Ansicht zu; denn so wenig bei der Reinheit und Unbeflecktheit des Lebens Schlözer's denselben ein Verdacht treffen kann, ebenso wenig möchten wir auch den letzten Augenblicken eines unglücklichen Mannes den Stempel der Lüge und der Verleumdung aufdrücken.

Es war am 27. Mai 1780, Nachmittags 1 Uhr, als Waser sein Gefängniß, den Wasserthurm, verließ, und in Begleitung zweier Geistlichen den bittern Todesgang antrat. Kurz vorher hatte er noch gebetet und mit gewöhnlicher Eßlust gefrühstückt. Als er bei seinem väterlichen Hause vorbeikam sagte er seufzend: „O Gott segne und tröste meinen guten Vater, dessen Wohlthaten ich mit so vielem Undank vergelte!" Im Uebrigen war er gefaßt, und bestieg mit Gelassenheit und Geistesgegenwart das vor dem Rathhause errichtete Schaffot; aber selbst hier traten noch die Contraste welche seine Lebenselemente stets so tief und nachtheilig beherrschten hervor; denn während er auf der einen Seite die fromme Ergebung eines Christen und die heitere Ruhe eines Weltweisen zeigte, trug er bei einem alten verbrauchten Rocke ein weißes Taschentuch in der Hand, und hatte den Kopf mit — Papilloten bewickelt. Er sprach nicht zu dem außerordentlich zahlreich versammelten Volke, betete ordentlich, recitirte viele Schriftstellen, unter Anderm auch ein Gellert'sches Lied, und ging leicht gebunden, aufrecht, beherzt, ja beinahe freudig dem Tode entgegen. Nachdem er dem ihn begleitenden Prediger Cramer, welcher eine kleine Rede an das Volk gehalten hatte während ihm selbst in einem kleinen Häuschen das Haupt geschoren wurde, hierfür gedankt hatte, bestieg er muthig das Schaffot, scherzte noch mit dem Nachrichter, doch nicht auf frivole und unanständige Weise, deutete mit der Hand auf den Stuhl, gleichsam fragend ob er da niedersitzen solle, nahm Platz, begann: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" — rief: „Ich sterbe, ich sterbe, ich sterbe im Glauben an Jesum Christum!" und endete mit diesen Worten unter dem Streiche des Henkers.

So endete ein Mann dessen Tod in der damaligen Zeit unter der gebildeten Welt eine allgemeine und heftige Bewegung hervorrief. Zwei Parteien standen sich mit ihrer Meinung schroff gegenüber: die eine beschuldigte die züricher Machthaber geradezu des Justizmordes, und sah in Waser nichts Anderes als das beklagenswerthe Opfer einer herrschsüchtigen, von blinden Leidenschaften geleiteten Oligarchie; die andere erblickte in ihm den Verbrecher welcher sich des Hochverraths an dem Vaterlande schuldig gemacht hatte, dessen Vergehen bewiesen waren, und der daher nach menschlichen und göttlichen Gesetzen mit Recht den Tod erlitt.

Wir haben uns bemüht aus guten und glaubwürdigen Quellen mit Wahrheit und Unparteilichkeit ein Bild hinzustellen welches dem Leser es möglich macht ohne Mühe eine klare und selbständige Entscheidung zu fällen; auch ist seit jener Begebenheit mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, die Leidenschaften können also ihre Wirkungen nicht mehr ausüben, der Parteigeist schweigt, kurz Alles setzt uns in den Stand die Wahrheit herauszufinden, und durch ein gerechtes und billiges Urtheil den Anfoderungen des Gesetzes und denen des Gefühls und der mitleidigen Theilnahme zu genügen.

K. von Kessel.

Einige neue Gedichtsammlungen.

„Pfui! Ein politisch Lied, ein garstig Lied": so dachte Goethe, nicht aber denkt so Luise Otto, Verfasserin der

1. Lieder eines deutschen Mädchens. Leipzig, Wienbrack. 1847. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

In der „Weihe" (S. 3), gerichtet an den Dichter A. Meißner, nimmt sie den Anlauf poetisch „den Kampf der Weltgeschichte mitzukämpfen", nachdem sie vorher ausgesprochen:

> ... alle diese Lieder,
> Die ich mit meinem Herzblut niederschrieb,

dürften zwar von der Welt „kalt empfangen werden", allein Dies sei kein Grund zu verzagen; denn

> Sie (die Welt) hat die Besten ja, die für sie rangen, —
> Sie hat ja auch den Gott ans Kreuz geschlagen.

Für die nach solchen wie man wol sagen könnte gotteslästerlichen Worten bemitleidenswerthe Dichterin würde es ein großer Triumph sein, dürfte man ihr versprechen, es könne den Feinden, gegen welche sie als ein weiblicher Tyrtäus auftritt, weil (S. 63)

> Der Streit für Freiheit heilt der Liebe Wunden,

in den Sinn kommen gelegentlich auch ihr so Arges anzuthun. Allein dazu scheint selbst „Polen mit Tscherkessen" allzu matt (S. 112):

> Wer noch nicht in Sibirien erfroren
> Von dem zu Tod gehetzten Volk der Polen:
> Der ward zu einer neuen Schmach erkoren,
> Der soll für Rußland nun den Tod sich holen;
> Der soll für seine Feinde fechtend sterben,
> Der soll für seine Feinde Sieg erwerben.
>
> O traun! Das war ein Meisterstück zu nennen!
> Doch hei! Noch blieb trotz Rußlands Peitschenhieben,
> Trotz Schnee und Eis die Glut der Herzen brennen,
> Und Freiheitslied' ist jeder Brust verblieben:
> Nicht für Tyrannen kann der Pole fechten!
> Ein freies Volk vermag er nicht zu knechten!
>
> Und als die Polen nun im Russenheere
> Genüber dem Tscherkessenheere standen —
> O Wollust heil'gen Kampfs, wie Polenspeere
> Sie da in Russenherzen rächend sandten,
> Wie Polen die Tscherkessen Brüder grüßten,
> Durch sie die Russen ihren Frevel büßten!
>
> Hei, d'ran und d'rauf! Wie schwangen sie die Waffen!
> Wie hieben jubelnd sie die Feinde nieder!
> „Gelobt sei Gott! Er wollt' uns Rache schaffen!"
> So hallt es durch der Polen Scharen wider!
> Und wider hallt's im Sieglied der Tscherkessen:
> „Gott wird ein freies Volk nicht ganz vergessen."

So viel um eine durchschnittliche Vorstellung von den Idiosynkrasien und Gaben unserer Dichterin zu geben; auch ist hiermit belegt, daß Luise Otto es ganz ernstlich gemeint als sie in „Meine Lieder" (S. 63) sprach oder wenn man will sang:

O Poesie! Mich nie von dir zu trennen,
Und wären Nichts als todtgebor'ne Leichen
Die Kinder die ich schmerzend dir geboren —
Den heil'gen Schwur, ich hab' ihn fest geschworen.

Selbst S. 51, wo sie sich anschickt mit „weiblich sanfter Sitte" einen „Kranz auf das Grab von Roswitha Kind" zu legen, dünkt ihr folgender geharnischter Prolog am Platze:

Ach, eine Zeit ist's ohne Ruh' und Frieden!
Ach, von der Flur der Poesie verbannt
Sind der Romantik blaue Wunderblüten,
Und all ihr Schmelz und all ihr Duft verschwand.
Die Flur der Poesie in unsern Tagen
Mag man nicht mehr zum stillen Garten schmücken,
D'rauf werden Liederschlachten nur geschlagen,
Von Pfeilen schwirrt's einher vor unsern Blicken.

D'rum zürnt mir nicht, daß ich die schwachen Glieder
Im Harnisch berge, nach der Männer Art,
Und daß mein Mund nicht stille Spinnelieder,
Nein! Freiheitshymnen singt der Gegenwart.
Mich hat sie ja, die rasche Zeit geboren,
Ich bin ihr Kind, sie hält mich fest umfangen,
An ihrem Altar hab' ich Treu' geschworen,
Wo Freiheitskämpfer Schlachtenlieder sangen.

Allerdings bestätigt sie in „Rudelsburg und Saaleck" (S. 173), daß, gelingt ihr überhaupt irgend Etwas, es jedenfalls nicht die Poesie weiblicher Gefühlsstimmungen ist. Die ungrammatisch und metrisch fehlerhaft gehaltenen Zeilen, die jedoch in Folge einer gewissen Einfachheit nicht unansprechend beginnen, schlagen sich am Schlusse selbst durch ein kolossal geschmackloses Gleichniß in folgender Strophe:

Der damals mich umfangen,
(als sie mit dem Geliebten auf der Rudelsburg war)
Sank wie dies Bergschloß ein!?
Von Beiden, die vergangen,
Spricht nur ein grauer Stein.

Die Gemüthsart des Referenten verstattet ihm nicht über des Herrn J. M. Hutterus

2. Gedichte. Paderborn, Crüwell. 1848. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

etwas demselben Unangenehmes zu sagen. Denn ohnehin schon scheint derselbe Unangenehmes erfahren zu haben, als worauf die (S. 214), „Kerkerfreuden" überschriebenen Gedichte hindeuten. Eins davon zur Probe (S. 218):

Ich sann wie ich die Kerkerwände,
Die nackten, düstern, aus mir schmücke,
Daß sie nicht ewig mich gemahnten,
Wenn mich ein heil'rer Wahn berücke.

Ein Strohbett hier und dort ein Schemel,
Sonst, gleich den Wänden, leer die Räume —
Womit denn schmücken mag ich jene,
Wenn mit den Bildern nicht der Träume!

Da auf die Rosen fiel mein Auge,
Die angehäuft im Winkel lagen,
Vergilbte, welke, duftig-frische,
Die kaum die erste Hülle brachen.

Wol war's ein Blumenleichen-Hügel;
Zu unterst ruhten die im Lenze
Geblüht, nun braune, lose Blätter,
Die frischen d'rauf als Todtenkränze.

Ich las sie aus, und was an Knospen
Ich fand, an Blüten, halb erschlossen,
Das steckt' ich in die Mauerritzen,
D'raus helle Tropfen niederflossen.

Und — Wunder! — als des Tages Dämmer
Bleich zuckten um die Eisenstäbe,
Da schien's als ob die Morgenröthe
Genüber am Gemäuer webe.

Denn aufgeblüht zu Nachte waren
Die Rosenknospen in den Wänden.
Und helle Silbertropfen hingen
Wie Thau an ihren Purpurrändern.

Und nun — wie ziemen dem Gefang'nen
In einem Kerker feige Klagen,
Wo Sonn' und Liebe ihn besuchen,
Und Rosen gar die Wände tragen!

Vorzüglicheres zu leisten scheint dem Dichter versagt, auch wenn er sich kerkerfrei bewegt.

3. Herzensergießungen von German Mäurer. Leipzig, Weller. 1848. Gr. 16. 24 Ngr.

An diesen „Herzensergießungen" ist hauptsächlich zu rühmen, daß sie sehr kurz gefaßt sind, und also nicht selbst die poetische Kraft verdünnen die ihnen des Lesers Wohlwollen zusprechen könnte. Hr. Mäurer ist bereits von einem „Kenner" auf ihn zufriedenstellende Weise vertreten. Also bedarf er keines Lobes, und unterstünde man sich ihn zu tadeln, so dürfte er Das hoch aufnehmen. Beides hat sich Ref. abstrahirt aus: „Darein finde dich" (S. 169):

Tadler werden stets dir bleiben,
Die dich kritteln, die dich schmäh'n:
Wirst du eine Kunst betreiben
Noch so trefflich, noch so schön!
Und geht ihre Müh' verloren,
Weil ein Kenner dich vertritt:
Nehmen niederträcht'ge Thoren
Dich zuletzt persönlich mit.
Nur wer bei dem Stümperheere
Tief im dunkeln Schatten schleicht:
Den beraubt kein Schuft der Ehre,
Noch vom Neid wird er erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 288. —— 14. October 1848.

Die Theater von Paris während der Revolution.

Mit der Vorstellung der Tragödie „Charles IX" von Chénier in der Comédie française, dem heutigen Odeon im Faubourg St.-Germain, am 4. Nov. 1789, also kaum vier Monate nach der Zerstörung der Bastille, beginnt für das französische Theater die revolutionnaire Epoche. Unter dem frischen Eindruck jenes großen politischen Ereignisses, inmitten der gewaltigen Aufregung des Augenblicks entworfen, vollendet und auf die Bühne gebracht, trägt „Charles IX" unverkennbar die Zeichen eines Gelegenheitsstücks an sich, und als solches erfreute sich die Tragödie trotz ihrer Mängel eines ungeheuern Beifalls, der freilich großentheils dem hinreißenden Spiele Talma's galt. Nach einer langen Reihe von Vorstellungen hielt die Comédie française es für passend das Stück eine Zeit lang ruhen zu lassen. Talma aber, dessen Talent in der Rolle Karl's IX. vorzüglich glänzte, drang mit Ungestüm auf die Wiederaufnahme des Stücks, ohne indessen seinen Wunsch erfüllt zu sehen, bis er unerwarteterweise im Sommer des J. 1790 an den Deputirten aus der Provence eine Unterstützung fand. Diese (Mirabeau an der Spitze) verlangten die Aufführung von „Charles IX" und zwar mit der Bemerkung: eine fernere Weigerung berechtige sie an dem Patriotismus der Schauspieler zu zweifeln. Letztern konnte ein solcher Verdacht nicht gleichgültig sein; da sie aber auf der andern Seite nicht gesonnen waren dem äußern Zwange nachzugeben, so glaubten sie nichts Klügeres thun zu können als zu einer kleinen Unwahrheit ihre Zuflucht zu nehmen. Einer von ihnen, Naudet, erschien eines Abends auf der Bühne, und versicherte in einer wohleinstudirten Rede, nur die Krankheit der Frau Vestris habe sie abgehalten dem Wunsche des Publicums nachzukommen. Man denke sich seine Bestürzung als Talma plötzlich hervortrat und erklärte, Frau Vestris sei keineswegs krank, vielmehr bereit auf der Stelle als Katharina von Medici aufzutreten. Ein allgemeines stürmisches Bravo ward dem beliebten Künstler zugedonnert, und das Stück noch an demselben Abende gegeben. Beim Schlusse kam es zu einer Rauferei im Parterre, welche zur Folge hatte, daß mehre der Tumultuanten, unter Andern der nachmals so berühmte Danton, von der Wache weggeführt wurden.

Dieser Abend war der Vorläufer der Stürme, denen „Charles IX" zum Vorwand dienen sollte. Der Pagenstreich Talma's hatte seine Collegen in eine höchst zweideutige Lage versetzt, und bei der Mehrzahl derselben, wie man sich leicht vorstellen kann, die entschiedenste Misbilligung gefunden, sodaß die Gesellschaft sich in zwei der Zahl nach sehr ungleiche Parteien spaltete. Dugazon und Frau Vestris hielten zu Talma, der bald zu seinem frühern Unrecht noch ein zweites viel unbestreitbareres hinzufügte. In einem Briefe den er in mehre Journale einrücken ließ sprach er von dem Hasse „der Schwarzen" der Comédie française. „Schwarze" aber nannte man diejenigen Deputirten welche mehr oder weniger dem alten Zustand der Dinge anhingen, oder anzuhängen verdächtigt wurden, und man begreift die Bedeutung dieser politischen Bezeichnung, auf Leute angewandt die ihr Stand mehr als alle Andern zwang sich persönlichen Manifestationen auszusetzen. Talma wurde für unwürdig erklärt länger der Comédie française anzugehören. Diese Ausstoßung Talma's, der nicht blos als Künstler, sondern auch seiner politischen Meinungen wegen einer großen Popularität genoß, führte zwischen dem Publicum das die Wiederaufnahme Talma's verlangte und den Schauspielern die sie hartnäckig verweigerten zu einer Reihe von scandalösen Scenen, welche als sie endlich in blutige Excesse auszuarten drohten die Municipalität veranlaßten die Comédie française zu schließen. Das hieß die Festung durch Hunger einnehmen. Die Schauspieler gaben nach, und am 28. Sept. erschienen „Charles IX" und Talma triumphirend und unter dem Jauchzen des Parterre auf der Bühne. Die Aussöhnung war aber nur eine scheinbare. Talma war fortwährend der Gegenstand theils verborgener, theils offenbarer Feindseligkeiten von Seiten seiner Collegen, die ihm ihre Niederlage nicht verzeihen konnten. Er schied deshalb freiwillig am Schlusse der Theatersaison von 1791 aus der Comédie française aus, und bot seine Talente einem Theater zweiten Rangs, dem heutigen Théâtre français, in der Rue Richelieu neben dem Palais royal an. Es versteht sich von selbst, daß er und seine Ge-

treuen, Dugazon, Grandmenil und Frau Vestris hier mit offenen Armen empfangen wurden.

Damals schossen, Dank dem Decret welches die unbegrenzte Theaterfreiheit proclamirte, die Bühnen wie Pilze hervor. Am Ende des J. 1791 zählte man deren nicht weniger als 41, von den Breterbuden in allen Stadtvierteln nicht zu sprechen. Paris hatte zu jener Zeit nicht über 600,000 Einwohner, die wichtigsten Ereignisse folgten sich Schlag auf Schlag, der Dienst der Nationalgarde, die Clubs, die Kaffeehäuser nahmen die Bürger bedeutend in Anspruch, nichtsdestoweniger schien man nicht Bühnen genug haben zu können. Die Mehrzahl wurde ohne Capitalien eröffnet, und schloß sich nach einigen Monaten, um sich bald darauf von neuem zu eröffnen. Die Schauspieler lebten von der Hand in den Mund, die Dichter nicht besser, und dennoch fanden sich Schauspieler und Dichter in Masse, um den Theatern ihre Dienste und Talente anzubieten. Es scheint als ob eine dramatische, komische und lyrische Grippe sich der Pariser bemächtigt hätte. In den scheußlichsten Tagen, trotz Hunger, Elend und Jammer sang man, declamirte man, brüllte man, gesticulirte man um die Wette, und mit Recht hieß es in einem Vaudeville jener Zeit:

Les Romains s'estimaient heureux
Avec du pain et des théâtres.
On a vu les Français joyeux
S'en montrer bien plus idolâtres.
N'a-t-on pas vu ce peuple, enfin,
Subsistant comme par miracle,
Pendant le jour mourir de faim
Et le soir courir au spectacle?

„Charles IX" hatte den Gelegenheitsstücken die Bahn eröffnet. Viele von denen die jetzt rasch nacheinander erschienen waren im Geiste der Ordnung und der weisen Freiheit verfaßt. So die Tragödie von Desfontaines „Le tombeau de Desille", aufgeführt am 2. Dec. 1790. Sie war die Apotheose jenes jungen Offiziers vom Königsregiment der in der Militairrevolte zu Nancy sich vor die Mündung einer Kanone warf, und den Heldentod starb. Aber die dramatischen Erscheinungen dieser Art wurden bald von „patriotischern" verdrängt. Besondern Beifall fand „La liberté conquise" oder „Le despotisme renversé" von Horny. Das Stück spielt in der Dauphiné, und zeigt uns das Volk im Aufstand gegen den Gouverneur, der sich in eine Citadelle flüchtet, die Truppen ihre Offiziere wegjagend, und endlich den Sturm und die Zerstörung der Citadelle. Es versteht sich von selbst, daß die meuterischen Soldaten als echte Patrioten dargestellt sind. Unter der Zahl der Liebhaber welche am meisten applaudirten war der Herzog von Chartres, nachmals König der Franzosen. In seinem Tagebuche aus jener Epoche seines Lebens (es ward nach seiner Thronbesteigung als ein Denkmal zu Ehren des Bürgerkönigs gedruckt und herausgegeben) beschreibt er uns die Freude die ihm „La liberté conquise" verursachte, und den Glückwunsch mit dem er die Verfasser belohnte.

An antireligiösen Machwerken fehlte es ebenfalls nicht. Im J. 1790 erschien „Le couvent" von Laujon auf der Bühne, das erste Stück in welchem Nonnen figurirten, ohne daß sich indessen der Verfasser Beleidigungen oder Gemeinheiten erlaubt hätte. Nicht so „Le mari directeur" von Carbon-Flins, welcher am 25. Febr. 1791 aufgeführt wurde. In dieser unanständigen Farce steckt sich ein Ehemann in das Gewand eines Priesters und hört Beichte. Seine Frau ist die erste Person die sich dem Beichtstuhl naht, und man kann sich denken welcher Art ihre Geständnisse sind. Eine Orgie von Mönchen und Nonnen in dem Refectorium des Klosters beschließt das Stück, das, wohl gemerkt, nicht erst zur Zeit des Terrorismus und der „Göttin der Vernunft" aufgeführt wurde, sondern damals schon als der Thron noch aufrecht stand, und die Kirchen noch nicht geschlossen waren. Herr Carbon-Flins war ein starker Geist, der seiner Epoche um zwei Jahre vorauseilte.

Einen Monat später erschienen „Les victimes cloîtrées" von Monvel. Dieser Schauspieler und sein College Dugazon, ebenfalls Verfasser mehrer revolutionnairen Stücke, nahmen persönlichen Antheil an den Excessen des Tages. Ebenso ein anderer Schauspieler der Comédie française, Grammert. Er hatte das Theater verlassen und zum Degen gegriffen. In dem Kriege in der Vendée commandirte er eine der sogenannten „höllischen Colonnen"; er und sein Sohn, der Adjutantendienste bei ihm versehen hatte, wurden nach dem Sturze Robespierre's hingerichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige neue Gedichtsammlungen.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

4. Dichtungen von Aimé von Wouwermans. Wien, Lechner. 1847. Gr. 8. 20 Ngr.

nahm Ref. mit einem gewissen unwillkürlichen günstigen Vorurtheil zur Hand. Erinnert durch den Namen an den Maler Wouwerman hoffte er bei dem namensverwandten Dichter Etwas von der kerngesunden und darum unendlich ergreifenden Naturauffassung jenes Meisters zu finden. In „Poesie und Prosa" (S. 102) läßt der Dichter sich also vernehmen:

„Eiche, blicke nicht so finster
Stolz herab, ach gönne mir
Doch dies kleine, kleine Plätzchen",
Flehet Epheu, „neben dir."

„Sieh', nicht schling' ich bis zum Scheitel
Deines kräft'gen Stamms empor
Meine Glieder, will bescheiden
Decken nur mit grünem Flor
Deines Fußes kräft'gen Bau,
Dem ich meine Schwäch' vertrau'."
Eiche schüttelt ihre Glieder,
Schüttelt ihr bedächtig Haupt,
Da durch so geringen Nachbar
Sie entwürdiget sich glaubt.

„Nimmer kannst du kräftig stützen",
Spricht in ihres Herzens Trug
Sie zum Epheu, „mich zu schmücken
Bin ich selber mir genug."

Ephen senkt das Köpfchen nieder,
Traurig ob dem harten Wort,
Doch sproßt er darum nicht minder
An dem Stamme liebend fort.

Winter kommt, es kommen Stürme,
Schütteln eifig an dem Bau,
Der als Eiche kräftig hebet
Sich empor zu Aethers Blau.

Eiche trotzet kühn den Stürmen;
Keiner um die Starke rafft;
Doch wird immer sie sich halten,
Nimmer wanken ihre Kraft?

Ach, schon schwinden ihre Kräfte,
Schon sinkt ihres Stammes Laub,
Ihrer Aeste schönste Zierde,
Still erbleichend in den Staub.

Eingewurzelt in der Erde
Mütterlichen, trauten Schoos
Trotzt ihr Bau dem Sturme lange;
Doch des Schmuckes ist sie los.

Und da blicket Ephen wieder
Zärtlich zu der Freundin auf,
Schlingt sich um die starken Glieder,
Läßt dem Herzen freien Lauf.

„Du hast zwar mich hart behandelt
Als das Glück dir noch gelacht,
Doch Dies will ich nun vergessen,
Unglück hat uns gleich gemacht."

So keimt auch die zarte Blume
Poesie im Herzen fort,
Still verborgen, still verschlossen
In des Busens sichern Hort.

Bis die Prosa unsers Lebens
Scheitert an der Stürme Kraft,
Bis das Streben nach dem Schönen
Durchbruch sich in uns verschafft.

Dann bricht aus des Busens Klause
Sie mit Innigkeit hervor,
Tröstend Den mit zarter Schonung
Den zum Freund sie sich erkor.

5. **Allerlei Geister. Märchenlieder, Sagen und Schwänke. Von August Kopisch. Berlin, A. Duncker. 1848. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.**

Was der Verf. hat geben wollen spricht der Titel aus. Der Stoff ist also poetisch. Welche Form er dem Stoff gegeben, dazu wenigstens einen Beleg (S. 88):

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten....
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht....
War all sein Tagewerk.... bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich:
Indessen kam die Geisterschar,
Und sah was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil':
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken....
Eh' sich's der Zimmermann versah....
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot... das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind!
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten,
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst schon da im Ausverkauf.

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten,
Und gossen und panschten,
Und mengten und manschten
Und eh' der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr, und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten,
Und strichen und guckten,
Und zupften und ruckten,

Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock . . bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die and're Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht:
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch, — verschwinden all'!

O weh! Nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben,
Und schniegeln
Und biegeln,
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

In den übrigen Gedichten, 63 an der Zahl, legt die gleichmäßige und darum ganz vorzügliche Behandlung des Stoffs sich dar. Erfreulich würde es Ref. sein, zu nicht geringem Verdienste würde er es sich anrechnen, trüge diese kurze Anzeige, die jedes weitere Lob entbehrlich macht, und Veranlassung zu keinem Tadel findet der auf mehr als Kleinigkeitskrämerei hinausliefe, Etwas dazu bei, daß Hrn. Kopisch's „Märchen, Sagen und Schwänke" vielgesucht von dem Publicum sich in Tagen sehen, wo ein poetisches Abgezogenwerden von der Gegenwart um so echteres Bedürfniß ist, je mehr der Kreis sich verengt in dem es noch empfunden wird.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Schriftsteller-Diät.

Die oft gehörte Behauptung, daß der Charakter eines Menschen zum großen Theil von seiner Diät bestimmt werde, findet sich bereits in Hippokrates' berühmter Abhandlung von der Diät, wo er zu beweisen sucht, daß alle Menschen mit gleicher geistigen Fähigkeit geboren, und die später hervortretenden Verschiedenheiten durch die genossenen Nahrungsmittel bewirkt würden. Laut Celsus haben alle Gelehrte schwache Magen. Bei Aristoteles war dieses Organ so schwach, daß er täglich um verdauen zu können Einreibungen mit einem aromatischen Oele vornehmen mußte. Ein noch lebender dresdener Arzt versichert die geistige Capacität eines Menschen nach dem Zustande seines Magens bemessen zu können, und will keinen hochbegabten Mann gekannt haben der nicht am Magen gelitten. Er selbst leidet daran. Auch steht fest, daß mehre Schriftsteller durch ihre eigenthümlichen Appetite eine Art Notorietät erlangt haben. Ein Dr. Rondelet, der ein dickes Buch über Fische geschrieben hat, aß sich 1566 an Feigen todt. Dr. Parr gesteht in einem freundschaftlichen Briefe, daß frisch gesottener Hummer mit unendlich viel Krabbenbrühe ihm „über Alles" gehe. Pope, der Dichter und Epikuräer, blieb beim Lord Bolingbroke, angeblich krank, tagelang im Bette liegen, war aber sofort gesund und erschien bei Tafel, wenn er hörte, daß es Lampreten gebe. Dr. Johnson's ungeheuere Verdauungskraft erlag einem Uebermaße seiner Lieblingsspeise, frischer Honig und saure Milch. Dryden schrieb 1699 einer Dame, deren Einladung zum Diner er ablehnte: „Dürften Bettler wählen, so würde ich mich für das erwähnte Speckrückenstück entschieden, auch wegen meines stockgemeinen Magens ein einfaches Pudding einem Markspudding vorgezogen haben." Charles Lamb wollte auf ein gebratenes Spanferkel mit Vergnügen 24 Stunden lang hungern. Ein Dr. George Fordyce war der Meinung, daß, da eine Mahlzeit des Tags einem Löwen genüge, sie auch einem Menschen genügen müsse. Demgemäß aß er während mehr als 20 Jahren täglich nur ein mal, um 4 Uhr Nachmittags, genoß fast regelmäßig anderthalb Pfund Beefsteak, einen Teller Fisch, die Hälfte eines gebratenen Huhns, eine Flasche Portwein, eine Achtelflasche Cognac und ein Glas starkes Ale, verbrachte dabei anderthalb Stunden, und hielt dann Vorlesung über Anatomie und Chemie. Dagegen fastete Baron Maseres wöchentlich einen Tag, und wurde nahe 90 Jahre alt. Ariosto liebte eine so einfache Kost, daß er in einem seiner Gedichte von sich sagt, er hätte in der Zeit leben sollen, wo die Menschen sich von Eicheln nährten.

Thomas Tryon, der liebenswürdige Verfasser einer Makrobiotik: „Way to health and long life", John Oswald, Dichter und politischer Schriftsteller, und Taylor, Uebersetzer von Porphyrius' Werk über „Enthaltsamkeit von animalischer Nahrung" (1823), aßen insgesammt kein Fleisch. Shelley, der alle Tafelfreuden höchlich verschmähte, und gleich Newton bisweilen fragte, ob er schon gegessen, erachtete jene Enthaltsamkeit für ein Mittel den Verstand zu schärfen. Einer Anlage zur Corpulenz entgegenzuwirken genoß Byron eine Zeit lang zu Mittag blos Fisch und Gemüse. Er wurde zwar seinem Wunsche gemäß im Leibe schmächtiger, büßte aber auch zu seinem Verdruß die vollen Backen und — Waden ein. Benjamin Franklin beabsichtigte ebenfalls kein Fleisch zu essen. „Ich schwankte lange", schreibt er, „zwischen Princip und Neigung, bis ich eines Tags Augenzeuge war, daß ein aufgeschnittener Stockfisch einige kleine Fische bei sich hatte. Da dachte ich, wenn ihr euch untereinander freßt, sehe ich nicht ein, warum ich euch nicht essen soll. Darauf ließ ich mir den Stockfisch vortrefflich schmecken, und esse seitdem wie andere Menschen. Wie bequem es doch ist ein Vernunftwesen zu sein, das für Alles und Jedes was es gern thun will einen Vorwand aufzufinden oder zu erfinden weiß!" Während Newton seine „Principia" schrieb, lebte er schlechterdings nur von Brot, Wasser und Gemüse in kleinster Quantität. Wenn Kühl, der Naturforscher, reiste, nährte er sich blos von Brot, Milch und Wasser. Anders Sheridan. „Wenn ein Gedanke sich sträubt", pflegte er zu sagen, „wird er von einem Glas Portwein bezwungen, kommt er von selbst, durch ein Glas Portwein glorios belohnt." Otway konnte nicht schreiben ohne „angestochen" zu sein. Helius Erbanus, ein gefeierter lateinischer Dichter, geboren 1488, rühmte sich seiner Saufsucht, und nahm jede Trinkwette an. Bei einer solchen fiel sein Gegner todt zu Boden. Froissart bemerkt, Saufen sei seine größte Wonne, und er könne nicht einschlafen ohne einen Nachttrunk von gewürztem rocheller Wein. Fielding gab Alles für ein Glas Grog von Cognac. Thomas Moore ist des Glaubens:

If with water you fill up your glasses,
You 'll never write any thing wise;
For wine is the horse of Parnassus,
Which hurries a bard to the skies.

Und der verstorbene Major Morris schloß ein sehr hübsches Lied mit:

And when I sing, 't is not the thing
Unless the bottle 's by me.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 289. —— 15. October 1848.

Die Theater von Paris während der Revolution.

(Fortsetzung aus Nr. 288.)

Zorniges Erstaunen erregte unter den Machthabern des Tages die Aufführung des „Ami des lois", von Laya, und in der That gereichte es der Comédie française zur größten Ehre, daß sie den Muth hatte, am 3. Jan. 1793, also kaum vier Monate nach den Septembertagen und nur 18 Tage vor der Hinrichtung Ludwig's XVI., dieses Stück auf die Bühne zu bringen. In den beiden Demagogen Nomophage und Duricrône sind Robespierre und Marat auf das deutlichste gezeichnet, und aus folgender Stelle mag man auf die Energie schließen mit der der Verfasser die Despoten angriff, unter denen damals Frankreich seufzte.

Ce sont tous ces jongleurs, patriotes de places,
D'un faste de civisme entourant leurs grimaces,
Prêcheurs d'égalité, pétris d'ambition;
Ces faux adorateurs dont la dévotion
N'est qu'un dehors plâtré, n'est qu'une hypocrisie;
Ces bons et francs croyants dont l'âme apostasie,
Qui, pour faire haïr le plus beau don des cieux
Nous font la liberté sanguinaire comme eux.
Mais non, liberté chez eux méconnaissable,
A fondé dans nos coeurs son trône impérissable.
Que tous ces charlatans, populaires larrons
Et de patriotisme insolents fanfarons,
Purgent de leur aspect cette terre affranchie!
Guerre, guerre éternelle aux faiseurs d'anarchie!
Royalistes-tyrans, tyrans-républicains,
Tombés devant les lois, voilà vos souverains.
Honteux d'avoir été, plus honteux encore d'être
Brigands, l'ombre a passé; songez à disparaître!

Diese kräftige Protestation fand den entschiedensten Beifall bei dem größten Theile des Publicums. Alle Stellen welche die sogenannten „populairen" Tyrannen brandmarkten wurden mit Begeisterung beklatscht, und der Verfasser sowol als die Hauptpersonen des Stücks nach jeder Vorstellung gerufen. An Gegenmanifestationen von Seiten der „Patrioten" fehlte es freilich nicht. Als sie sahen, daß ihr Geschrei keinen Eindruck machte, eilten sie in den Jakobinerclub, und denuncirten hier das Parterre als eine Versammlung von Contrerevolutionnairen und Emigranten, und die Commune verbot auf das Requisitorium des Anaxagoras Chaumette die Aufführung des „Ami des lois". An demselben Tage aber, als der Beschluß der Commune durch Maueranschläge bekannt gemacht wurde, kündigte die Comédie française, die keine officielle Mittheilung desselben erhalten hatte, die Vorstellung des verbotenen Stücks an. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich in das Schauspielhaus; nicht blos alle Plätze waren besetzt, auch die Corridors und Coulissen waren angefüllt, und ohne Unterbrechung ertönte der Ruf: „L'ami des lois, l'ami des lois!" Endlich geht der Vorhang in die Höhe. Die Schauspieler, die es nicht wagen wollten sich der Commune zu widersetzen, erklärten, daß das angekündigte Stück nicht gegeben werden könne. Um so heftiger bestand das Publicum auf seinem Willen, und mit erneuerter Wuth erscholl der Ruf: „La pièce, la pièce!" Da erscheint der berüchtigte Santerre in Uniform, und von seinem Generalstab umgeben plötzlich auf der Bühne, meinend, sein bloßer Anblick reiche hin das Publicum einzuschüchtern. Letzteres aber, weit entfernt sich zu beruhigen, wird immer wilder, und Santerre muß vor dem tausendstimmigen Geschrei: „A la porte! Nous voulons la pièce ou la mort! A bas le général mousseux!" das Feld räumen.*) Er eilt auf die Commune, wo er sich in den stupidesten Anklagen gegen das Parterre, in welchem er eine große Anzahl von Emigranten erkannt zu haben vorgibt, ergeht. Während dieser Zeit dauerte der Lärm im Theater fort. Der Maire von Paris, Chambon, ein rechtlicher Mann, aber ohne Energie, eilt herbei und ermahnt die Menge zur Ruhe. Alles vergebens: seine Stimme wird nicht geachtet; er wird umgeben, gedrängt, beinahe zu Boden geworfen, hundert Redner auf einmal unterbrechen ihn. Er will sich entfernen, um Verhaltungsbefehle vom Generalconseil der Commune zu verlangen. Dies genügt dem entrüsteten Publicum nicht, es will an den Convent selbst, der damals in Permanenz war, appeliren. Chambon muß nachgeben und auf der Bühne ein Schreiben an diese Versammlung aufsetzen. Gleichzeitig mit diesem Schreiben ward dem Präsidenten des Convents ein Brief von Laya übergeben, in welchem dieser aufs heftigste gegen die Tyrannei der Commune

*) Das Epigramm auf den Bierbrauer General Santerre ist bekannt:

Ci git le général Santerre,
Qui n'eut de Mars que la bierre.

gesordnung, und man könnte Bände mit den Tiraden, Alexandrinern und Versen zu ihrer Ehre anfüllen. In dem Sonett „Guéri ou les tu et les vous" von Barré sang man:

Nous allons voir la liberté
Qu'en tous lieux la raison propage,
Partout établir le langage
Et les lois de l'égalité.
L'orgueil et l'imposture
Vont tomber à la fois.
Mais aux peuples sans rois
Qui dictera des lois?
— La Nature.

Gefährliche Folgen für die Verfasser und die Schauspieler hatte ein anderes Stück derselben Art, „La chaste Susanne" von Radet und Desfontaines. Es wurde zu der Zeit gegeben als Maria Antoinette vor dem Tribunal erscheinen sollte. Als die beiden Alten Susannen denunciren, sagt ihnen Daniel: „Ihr seid Ankläger, ihr könnt nicht Richter sein." Ein Theil des Publicums klatschte, ein anderer pfiff, und der Tumult ward so groß, daß man das Haus räumen lassen mußte. Die Verfasser wurden ins Gefängniß geworfen. Um ihr Leben zu retten schickten sie dem Präsidenten der Commune eine Strophe welche heißt:

Des mesures de sûreté
Nous ont ravi la liberté:
C'est ce qui nous désole;
Mais dans nos fers nous l'adorons;
Dans nos chants nous la célébrons;
C'est ce qui nous console.

Diese Verse erinnern an die welche Lauson verfaßte um seinen Kopf zu retten, und die er unterzeichnete: „Laujon, sans-culotte *pour la vie!*"

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Argentinische Republik

besitzt die englische Literatur ein Buch: „Twenty-four years in the Argentine Republic, by *J. Anthony King*" (London 1846), welches dem „Edinburgh review" Veranlassung geworden ist die wenig bekannten Verhältnisse dieses jungen Staats ausführlich zu besprechen. Das Resultat ist kein erfreuliches. „Bei einem Flächengehalt", heißt es, „wogegen die britischen Inseln eine kleine Parcelle sind, bei einem Boden der fruchtbarer, und einem Klima das schöner ist als in den begünstigtsten Theilen Europas, bei Transportmitteln die zu Land auf keine Hindernisse stoßen und zu Wasser ungewöhnlich leicht sind; mit Ebenen voll Pferden und Rindern, und mit Bergen deren Mineralreichthum Millionen britisches Capital aus dem sichersten Lande in das unsicherste gelockt hat: — bei und mit allen diesen von der Natur verliehenen Vorzügen ist die Argentinische Republik ärmer, minder bevölkert und minder civilisirt als unterm Drucke des unwissenden und selbstsüchtig-tyrannischen Spaniens. Unter der spanischen Herrschaft zählten die südamerikanischen Provinzen eine Bevölkerung von über sechs Millionen, die Indianer ungerechnet, folglich fast die Hälfte mehr als die britischen nordamerikanischen Colonien zur Zeit ihrer Souverainetätserklärung. Dreißig Jahre der Unabhängigkeit haben diese Colonien zu einer der großen Nationen der civilisirten Welt gemacht. Nach 30 Jahren Unabhängigkeit hat La Plata unbebaute Ebenen, aufgegebene Bergwerke, halb verfallene, vertheidigungslose Städte, ist von außenher ohne Unterlaß das Opfer der Anmaßung und Ungerechtigkeit, und schwankt im Innern zwischen Anarchie und Despotismus." Als Ursache nennt Oberst King: „daß während der 24 Jahre welche er dort zugebracht weder zwischen der Regierung und den ihr unterworfenen Provinzen, noch zwischen den einzelnen Provinzen selbst ein moralisches oder politisches Band bestanden, keine Gefühlssympathie und keine Handelsgemeinschaft. Auch der kleinste Gouverneur übte in seiner Provinz die oberste Gewalt ohne Verantwortung, ohne Verbindlichkeit der Rechenschaftsablegung, und die einzelnen Provinzen durften sich untereinander nach Belieben befehden.... Es gab keine politische Einheit und kein politisches Oberhaupt welches das Vertrauen des Volks besaß." „Kein Wunder also", bemerkt das „Edinburgh review", „daß die Erwartungen bitter getäuscht worden sind, denen für Freiheit und Aufklärung glühende Männer sich 1824 hingaben, als Mackintosh im Namen der londoner Kaufmannschaft eine Petition überreichte die unabhängigen Staaten von Südamerika anzuerkennen, und daß die Neue Welt, von welcher Canning sagte daß er sie ins Dasein rufe, seinen Ruf zur Zeit nicht beantwortet oder vielmehr sich noch nicht aus dem Chaos entwickelt hat."

Hinsichtlich des Buchs gibt das „Edinburgh review" folgendes Urtheil: „Wir haben es einer Anzeige werth geglaubt nicht wegen seines literarischen oder wegen des persönlichen Verdienstes des Verfassers. Das Buch ist schlecht geschrieben, und der Charakter des Verf. ein alltäglicher, d. h. ein alltäglicher in Amerika. Die Sorglosigkeit mit welcher er sich aus einer Gefahr in die andere, aus einer Miserabilität in die andere werfen und stoßen läßt liegt nicht im englischen Blute. Taugt aber auch sein Buch als Sammelwerk wenig, und verdient es als persönliche Erzählung vielleicht noch wenigern Glauben, bietet es doch ein lehrreiches und nach dem Maße von des Verf. Beobachtungsmitteln treues Bild von einem Lande das uns wohlbekannt sein sollte und in der That sehr fremd ist."

Am Schlusse findet sich eine Bemerkung welche die deutschen Wühler ohne Commentar hinnehmen mögen: „Das Buch besteht aus 26 Capiteln. Es hätte gewonnen, wären alle nach dem 18. weggeblieben. Wir behielten dann ein denkwürdiges und belehrendes Gemälde anarchischer Zustände, einer Anarchie wie sie jedes Volk treffen muß das die Verfassung abwirft unter welcher es aufgewachsen, ehe es die Fähigkeit erworben eine stellvertretende zu schaffen oder sich in eine zu fügen." 10.

Miscellen.

Schmeichlern zu Nutz.

„Bei einem ersten Besuche", so erzählt Mistreß Thrale, „welchen Hannah More dem Dr. Johnson machte überschüttete sie ihn mit Lobpreisungen, konnte nicht Worte genug finden ihm das Vergnügen zu schildern mit welchem sie seine Schriften gelesen, ihm zu versichern wie viel sie daraus gelernt. An Lobrednerei gewöhnt hörte Dr. Johnson eine Zeit lang schweigend zu. Da holte Hannah More noch stärker aus, pfefferte, wie Seward es nennt, noch stärker, so stark, daß jener endlich auffuhr und mit ernstem zornigem Blicke ihr zurief: «Madame, ehe Sie Jemandem so grob ins Gesicht schmeicheln, sollten Sie erwägen, ob es der Mühe lohnt sich von Ihnen schmeicheln zu lassen.»"

Echt hofmännisch.

Als Ludwig XVI. König geworden war, pflegte sein Bruder, der Graf von Artois, sich oft unschickliche Freiheiten gegen ihn zu nehmen. Hr. v. Maurapas erhielt den Auftrag ihm darüber Vorstellung zu machen, und wie der Graf nicht hören wollte, sagte er zuletzt: „Es wird den König beleidigen." „Eh bien", warf der Prinz ein, „et que peut-il me faire?" „Vous pardonner, Monseigneur", antwortete der Minister. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 290. —— 16. October 1848.

Die Theater von Paris während der Revolution.

(Beschluß aus Nr. 289.)

So war die Lage der Theater unter der Schreckensherrschaft. Hier wie überall gab der 9. Thermidor das Signal zu einer heftigen Reaction. Der Abscheu gegen die furchtbare Faction welche so viel Blut vergossen hatte machte sich gewaltsam gegen Alle Luft die an ihren Verbrechen Antheil genommen oder ihnen Beifall gezollt hatten. „Le réveil du peuple", eine Hymne von einem wenig bekannten Dichter, Souriguière, war gleichsam die Marseillaise der antijakobinischen Bewegung.

Diejenigen Theater welche sich zum Organ der herrschenden Ideen und Ereignisse hergegeben hatten machten jetzt die Erfahrung, daß es für einen Schauspieler doppelt gefährlich ist an den politischen Parteikämpfen bemerkbaren Antheil zu nehmen; denn die Helden von Gestern sind oft die Parias von Heute, und der Schauspieler ist als solcher mehr als jeder Andere den Schlägen der öffentlichen Meinung ausgesetzt. Das Theater in der Rue Richelieu hatte vorzugsweise den Ideen des Terrorismus gehuldigt; die am 9. Thermidor gestürzten Unmenschen hatten ihm das traurige Privilegium ihrer Gunst bewilligt. Man beschuldigte die Mitglieder dieser Bühne zum Verderben ihrer Collegen des Faubourg St.-Germain beigetragen zu haben; mehre unter ihnen hatten sich persönlich compromittirt: — Das war mehr als hinreichend, um Beweise der entschiedensten Ungunst von Seiten des Publicums zu erwarten.

Fusil eröffnete die Reihe der armen Sünder. Er hatte im Gefolge von Collot-d'Herbois figurirt als dieser Wütherich die Bevölkerung von Lyon decimirte. Kaum erschien er auf der Bühne, als ein allgemeiner Schrei des Unwillens im Saale ertönte; man tobte, man pfiff, und die Wuth des Paterre war so groß, daß der niedergedonnerte Acteur das Aeußerste zu fürchten hatte. Ein junger Mann aus Lyon ließ sich auf die Schulter seines Nachbars heben, und las mit lauter Stimme das von Fusil unterzeichnete Urtheil vor das seinen Vater aufs Blutgerüste geschickt hatte. Man verlangte, daß der Mitschuldige des Collot-d'Herbois den „Réveil du peuple" singe. Mit zitternder Stimme stottert Fusil die erste Strophe, aber der Ruf nach Dugazon und dem Director Gaillard unterbricht ihn. Talma tritt vor, um anzukündigen, daß sie abwesend seien; man empfängt ihn mit Beifallsbezeigungen, und fodert ihn auf den „Réveil du peuple" vorzulesen, weil diese Hymne in dem Munde Fusil's besudelt würde. Während Talma nach dem Wunsche des Publicums die Hymne vorlas, mußte Fusil ihm ein Licht halten.

Einige Tage später kam die Reihe an Dugazon. Auch ihn wollte man zwingen die antiterroristische Hymne zu singen; aber anstatt zu gehorchen warf er wüthend seine Perücke auf den Boden, und schien den Zuschauern Trotz bieten zu wollen. Im Nu ist das Parterre auf den Beinen, von allen Seiten stürzte man nach der Bühne, und Dugazon war gezwungen sich durch eilige Flucht vor persönlichen Mishandlungen zu retten. Es dauerte eine lange Zeit ehe er sich das Publicum versöhnen konnte.

Auch Talma sollte nicht unangefochten davon kommen. Eines Abends ward er mit unverkennbarer Unzufriedenheit empfangen. Unsere Leser werden sich noch seines Unrechts bei Gelegenheit der Aufführung von „Charles IX" erinnern, aber die Gerechtigkeit lassen ihm alle Schriftsteller der Epoche widerfahren, daß er niemals an den Infamien Fusil's, Dugazon's und Consorten Antheil genommen hat. Er näherte sich mit ruhiger Miene, und richtete folgende Worte an das Publicum: „Bürger, ich gestehe, daß ich die Freiheit geliebt habe, und daß ich sie noch liebe; aber ich habe immer das Verbrechen und die Bösewichter verabscheut. Die Herrschsucht des Terrorismus hat mir viele Thränen gekostet. Die Mehrzahl meiner Freunde sind auf dem Blutgerüste gestorben. Ich bitte das Publicum wegen dieser kurzen Unterbrechung um Verzeihung; mein Eifer und meine Anstrengungen sollen sie ihm vergessen machen." Die Rechtfertigung fand den lebhaftesten Beifall, und stellte den berühmten Künstler in den Augen des Publicums vollkommen wieder her.

So groß wie die Erbitterung war mit der die Reaction den Sateliten des Terrorismus den Krieg machte, ebenso lebhaft waren ihre Sympathien für die aus den Kerkern gezogenen Opfer desselben. Unter letztern waren die Schauspieler der Comédie française, deren Wiedererscheinen mit dem ehrenvollsten Beifall begrüßt wurde. Da ihr Theater im Faubourg St.-Germain zu weit

vom Mittelpunkte der Stadt entfernt lag, so vereinigten sie sich mit der Truppe von Feydeau. Die Gunst deren sie sich erfreuten gab dem Théâtre de la république (Rue Richelieu) den Todesstoß. In den kleinen Theatern war die Reaction nicht weniger lebhaft.

Unter den jungen Leuten die sich durch ihren Eifer bemerklich machten muß man vorzugsweise Martainville erwähnen, ein ausgezeichneter Schriftsteller und voll Geist wie der Champagnerwein, den er leidenschaftlich liebte. Sein wüster Lebenswandel schadete seinem Talente. Er war berechtigt die Schreckensmänner nach dem 9. Thermidor anzugreifen, denn er hatte in den Tagen ihrer Allmacht nicht vor ihnen gezittert. Als Verfasser eines Pamphlets über das Maximum angeklagt, erschien er kaum 16 Jahre alt vor einem revolutionnairen Tribunal. Nachdem er auf die gebräuchliche Frage wie er heiße geantwortet hatte, sein Name sei Martainville, bemerkte der Präsident ironisch: „Ja, ja, von Martainville, wahrscheinlich!" Der junge Angeklagte erwiderte hierauf mit unerschrockener Heiterkeit: „Präsident, ich heiße nicht von Martainville; vergiß nicht, daß du hier bist um mich kürzer zu machen (raccourcir), nicht aber um mich länger zu machen." Die Richter lachten, und sprachen ihn „in Betracht seiner Jugend" frei.

Man glaube übrigens nicht, daß kein Muth dazu gehörte, um die Jakobiner nach dem Sturze Robespierre's anzugreifen. Ihre Partei war noch furchtbar; wagte sie es doch am 20. Mai 1795 den Convent zu stürmen, den Deputirten Férand zu ermorden, und sein Haupt auf einer Pique durch die Straßen zu tragen. Auch verursachten die reactionnairen Stücke fast immer tumultuarische Scenen und mehr oder weniger heftige Reibungen. In einem Stücke von Martainville, „Les assemblées primaires", singt der Pförtner des revolutionnairen Comité:

A balayer le comité
Je prenais bien d' la peine;
Mais je puis dire en verité,
Qu'elle était toujours vaine.
Tout était propre à s'y mirer,
Grâce aux pein's les plus dures;
Mais dès qu'un membre v'nait d'entrer,
Il était plein d'ordures.

Ein Theil des Publicums applaudirte, vorzüglich die jungen Leute welche grüne Aufschläge an ihren Röcken trugen, eine Art von Uniform der Antijakobiner, ein anderer zischte. Es kam zu Wortwechsel, zu Ohrfeigen und zu Duellen, und das Stück wurde verboten.

In dem „Concert de la rue Feydeau", ebenfalls von Martainville, endigt eine Strophe folgendermaßen:

On peut analyser le crime,
Car tyran, voleur, assassin
Par un seul mot cela s'exprime,
Et ce mot-là, c'est *jacobin*.

Diese Strophe, die mehrmals wiederholt werden mußte, führte zunächst einen furchtbaren Lärm, dann eine allgemeine Schlägerei im Parterre herbei; sogar Pistolenschüsse fielen, und viele Personen wurden im kläglichsten Zustande nach Hause getragen.

Das Directorium bezeichnet eine andere Phase in der Geschichte der Theater von Paris. Es war die goldene Zeit der Parvenus, die sich in den Tripotagen des Perron, der damaligen Börse, oder in den Lieferungen der Armee, oder die Confiscationen und andere revolutionnaire Maßregeln ausbeutend, bereichert hatten. Ihnen machte die Bühne einen unerbittlichen Krieg. Man spielte „Le Français né malin", „Les valets-maîtres", „Les modernes enrichis", „Le nouveau propriétaire", und eine große Menge anderer Stücke, in denen jene Pilze des Glücks gezeugt werden. In dem einen hieß es von einem solchen Parvenu:

Tu n'es pas le premier valet
Qui ne connaisse plus son maître.

In einem andern sang man:

C'ti-là qu' on traîne
Si vite dans un phaéton,
Quinq' beau matin, changeant de ton,
Pourra r'monter derrière,
Comme faisait son père.

In „Christophe Morin ou que je suis fâché d'être riche" fragte eine Kammerzofe, die den Platz ihrer Herrschaft eingenommen hatte, Christophe, welche Toilette sie machen soll:

Mettrai-je ma robe de basin
Ou ma grande sultane?
Aimez-vous mieux celle de basin
Que celle en taulatane?
Passerai-je ma robe lilas
Ou mettrai-je ma robe brune?

Und Christophe zuckt die Achsel und sagt ganz leise:

Tu n'avais pas tous ces embarras,
Quand tu n'en avais qu'une.

Im J. 1798 machte das Théâtre des délassements comiques folgende Anzeige, die von Jedermann als eine beißende Allusion verstanden wurde:

Aujourd'hui 5 Vendémiaire, an VI de la République, la première représentation de la *Souveraineté du peuple*; comédie suivie des *Horreurs de la misère*, drame terminé par la *Débâcle*, parade mêlée de couplets.

Der 18. Brumaire, welcher der Herrschaft des Directoriums ein Ende machte, fand die Theater ganz geneigt die neue Gewalt zu preisen. Mehre Gelegenheitsstücke, „Les mariniers de St.-Cloud", „La journée de St.-Cloud", feierten die große Veränderung. In dem letztgenannten Stücke schilderte man einen Menschen der seit 1789 zwanzig mal seine Meinung änderte:

Chauvetiste,
Maratiste,
Royaliste,
Anarchiste,
Hébertiste,
Dantoniste,
Babouviste,
Brissotin,
Girondin,
Jacobin,
Sur la liste
Longue et triste,
Que forma l'esprit robespierriste,
Il n'existe
Pas un *iste*,

Qu'en un jour
Il n'ait pris tour à tour.

Der 18. Brumaire schließt in der That die Annalen der Theater während der Revolution; denn von jetzt an verschwanden sie in politischer Beziehung unter der Dictatur Bonaparte's. In Betreff der Regierung war ihnen nur noch das Lob und die Schmeichelei gestattet, eine Erlaubniß die ihnen jedes Gouvernement bewilligt.

Im J. 1830 erschienen mehre der schmuzigen Stücke die wir anführten von neuem auf der Bühne. Die Kirche St.-Benoît ward zum Theater wie einstens die Kirche St.-Barthélemy. Allerdings spielte man nicht „Le jugement dernier des rois", und aus Gründen, aber man verhöhnte in mehren Vaudevilles auf das frechste die gefallene Dynastie, die alte Aristokratie und selbst die Gegenstände religiöser Verehrung. Die zukünftigen Conservativen fanden das Alles sehr geschmackvoll. Nur die Ermüdung und der Widerwille des Publicums machten der Aufführung jener Machwerke ein Ende, nicht aber der Wille des Gouvernements, obschon die Dynastie Orleans schon von 1832 an in der Verfassung war die Censur des Theaters willkürlich zu handhaben, und sie auch jedesmal mit Strenge handhaben ließ, wenn es ihr Interesse erheischte.

Glücklicherweise sind wir 1848 mit solchen dramatischen Saturnalien verschont geblieben. Die Religion, welche inmitten der Barrikaden des Februars geachtet wurde, hatte keine Beleidigungen auf den Bühnen zu fürchten. Die öffentliche Meinung würde sie nicht geduldet haben. Auch ist zu bemerken, daß die Gelegenheitsstücke gar nicht an der Tagesordnung sind. Nur ihrer zwei oder drei sind zum Vorschein gekommen, aber ohne den mindesten Erfolg. Man sucht heute im Theater eine Erholung von den politischen Sorgen des Tags, nicht aber ein Echo derselben Sorgen, Ideen und Leidenschaften.

Die Februarereignisse haben die Theatercensur abgeschafft. So wie sie unter dem Gouvernement Ludwig Philipp's ausgeübt wurde, diente sie dazu die officielle Corruption gegen jede, auch die entfernteste Anspielung zu schützen; für alle Angriffe auf die Moral war sie voller Toleranz. In Zukunft wird die Censur durch die Theater selbst und das Publicum gehandhabt werden, und, wir sind davon überzeugt, mit den glücklichsten Resultaten. Die übergroße Majorität des Publicums wird keinen Scandal, keinen Misbrauch dulden. Denn die öffentliche Vernunft ist seit Robespierre im Fortschritte begriffen; man kann es versuchen in der politischen Sprache einige Ausdrücke, einige Ideen jener Zeit hervorzusuchen, aber der Geist von 1793 würde auf dem Theater keinen Erfolg haben. Hoffen wir, daß er nirgend anderswo glücklicher ist. 28.

Bibliographie.

Aus den Papieren einer Verborgenen. 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Cornill, A., Kritik des Absoluten und der spekulativen Denkweise. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Eckermann, K., Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichen Völker des Alterthums. Für Lehrer, Studirende und die obersten Klassen der Gymnasien verfaßt. 4ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der slawischen und serbischen Stämme. 1ste Abtheilung. Die Slawen. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Ennemoser, F. J., Ueber Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts in Briefen. Mannheim. Gr. 8. 16 Ngr.

Galibert, L., Geschichte der Republik Venedig. Für gebildete Freunde der Geschichte deutsch bearbeitet von E. Höpfner. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. Lex.-8. 4 Thlr.

Gallerie der merkwürdigsten Reiseabenteuer. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Prosa. Auswahl für Schule und Haus. Herausgegeben von J. W. Schaefer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grote, L., Gedichte. Halle, Mühlmann. 16. 15 Ngr.

Der Hirsch-Park oder: das Serail Louis XV. Eine Gallerie geheimer Memoiren der jungen Mädchen, welche in demselben eingeschlossen waren, um zur Belustigung Louis XV. zu dienen. Ein Beitrag zur Chronique scandaleuse Frankreichs. Drei Bände. Leipzig. 8. 3 Thlr.

Jesuitenlist und Jesuiten-Ränke. Eine Enthüllung der größten Verbrechen und Gräuelthaten, welche von den Jesuiten in allen Ländern und zu allen Zeiten verübt wurden. Schwäbisch Hall, Haspel. 24. 15 Ngr.

Keilmann, J. G., Geschichte des Christenthums, seine Entstehung — vor Christus, seine Blüthe — in Christus, seine Entartung — nach Christus, oder Jesus Christus in Lehre und Leben, sein Verhältniß zu seiner Vor-, Mit- und Nachwelt dargestellt. 1stes Heft. Offenbach, Heinemann. Gr. 8. 11 Ngr.

Kornmann, C., Predigten. Ein Andenken aus dem Nachlasse des verewigten Verfassers für seine um ihn trauernden Freunde. 1stes Bändchen. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Lauermann, oder: das steinerne Kreuz bei Kochsdorf. Ein Räuber-Roman. — Die Raubritter in Spremberg. Historische Novelle. — Die Türkenzüge, oder: die Förstertochter von Luckau. Geschichtliches Phantasiegebilde. Leipzig. 8. 20 Ngr.

Lentzen, J. H., Erkennen und Glauben mit besonderer Berücksichtigung des Klemens von Alexandrien und des Anselmus von Kanterbury. Bonn, Habicht. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Moering, C., Armee und Flotte der Vereins-Staaten, bezüglich einiger technischen Einrichtungen. Als Vorlage zur Gründung einer deutschen Flotte. Wien, Tendler u. Comp. Lex.-8. 2 Thlr.

Müller, H. D., Ares. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der griechischen Religion. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. 19ter und 20ter Band. Neue Folge. 7ter und 8ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Schubring, G., Die Einführung der reformirten Confession in Anhalt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 12 Ngr.

Sell, J. C. W. K., Worte des Glaubens und der guten Lehre, [1. Tim. 4, 6.] in 20 Predigten. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tieck, L., Kritische Schriften. Zum erstenmale gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Wachsmuth, W., Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. 3te umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe. Leipzig, C. Engelmann jun. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Abdruck der von der Conferenz von Gliedern und Freunden der lutherischen Kirche Deutschlands am 30. und 31. Aug. 1848 in Leipzig angenommenen Sätze. 1ste Mittheilung. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Ngr.

Siebenunddreißig Artikel. Als Petition der Gewerbtreibenden in Frankfurt a. O. Dem Ministerio für Handel und Gewerbe, sowie der National-Versammlung in Berlin übersandt im August 1848. Frankfurt a. O., Koscky u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Benque, W., Beiträge zur Kenntniß des platten Landes. Den Volksvertretern Mecklenburgs gewidmet. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dulon, R., Liebesgruß an meine neue Gemeinde. Zwei Predigten. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Eingabe der Schleswig-Holsteinischen Landesversammlung an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt. Nebst einigen den Waffenstillstand betreffenden Aktenstücken. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Entgegnung auf die Broschüre: Die österreichische Aristokratie. Von einer adeligen Tochter Oesterreichs. Wien, Schaumburg u. Comp. 8. 5 Ngr.

Ewald, H., Ueber seinen Weggang von der Universität Tübingen, mit andern Zeitbetrachtungen. Stuttgart, Krabbe. 8. 6 Ngr.

Feldmann, C., Was bedingen die Worte: Deutschlands künftiger Friede mit Dänemark wird ein ehrenvoller sein? Kiel, Schröder u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Fingerzeige zu dem prophetischen Schriftworte bei den Zeichen der Zeit. Bremen, Heyse. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Friede über Israel. Stimmen aus der auf Erden lutherisch genannten Kirche an die ganze werthe Christenheit. Nr. 1. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1½ Ngr.

Fulda, K., In Sachen der Schule, Sendschreiben an den Abgeordneten Hildenhagen in Berlin, enthaltend eine Prüfung des Schulverfassungs-Entwurfs der 23, so wie des 22. bis 25. Artikels des Entwurfs der Verfassungscommission. Eisleben, Reichardt. 8. 5 Ngr.

Hellrung, C. L., Die deutsche Volkswehr im Sinne des zu erwartenden Reichs-Wehrgesetzes durch die beispielsweise Formation des Hannoverschen Contingents als 19. Armeecorps dargestellt. Hannover, Gebr. Jänecke. Gr. 8. 10 Ngr.

Hesse, F. H., Antrittspredigt bei der Eröffnung des akademischen Gottesdienstes zu Gießen am 30. Juli 1848 gehalten. Nebst der Ansprache des zeitigen Rectors der Universität, Prof. Dr. Schäfer, an den Universitätsprediger. Gießen, Ferber. Gr. 8. 3 Ngr.

Holtzendorff-Vietmannsdorf contra Arnim-Boytzenburg. Ueber den richtigen Standpunkt der deutschen Centralgewalt. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Ngr.

Hormuth, J., Die würdevolle Haltung erleuchteter Christengemeinden bei Stürmen und Erschütterungen der Zeit. Zur Feier des Geburtsfestes Sr. K. H. des Großherzogs Leopold von Baden am 29. August 1848 betrachtet. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Jacoby, J., Rede. Gehalten vor einer Wähler-Versammlung am 12. September 1848. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 1½ Ngr.

Jeitteles, A., Moderne Walpurgisnacht. Brünn, Winiker. 12. 6 Ngr.

Irtep, A. C., Ein niederösterreichischer Landmann an seine Vertreter am ersten Reichstage. Wien, Schaumburg u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Ist der katholische Clerus reaktionär? Von einem katholischen Geistlichen. Bonn, Habicht. Gr. 8. 2 Ngr.

Ist Preußen deutsch? Frage an Alle, die sich Deutsche nennen. 2te verbesserte Auflage. Erfurt, Müller. 8. 1 Ngr.

Kinkel, G., Handwerk, errette Dich! oder Was soll der deutsche Handwerker fordern und thun, um seinen Stand zu bessern? Bonn, Sulzbach. 12. 15 Ngr.

Lamartine, A., Drei Monate am Staatsruder. Aus dem Französischen von Roth. Leipzig, Matthes. 8. 7½ Ngr.

Lassalle, F., Meine Vertheidigungs-Rede wider die Anklage der Verleitung zum Cassetten-Diebstahl, gehalten am 11. August 1848 vor dem Kön. Assisenhofe zu Cöln und den Geschworuen. Köln, Greven. Gr. 8. 5 Ngr.

Lint, G. J., Ueber Sicherung der arbeitenden Classen gegen die Uebermacht des Capitals. Leipzig, Leiner. 8. 3 Ngr.

Lübkert, Zur Kirchenverfassung. Vorbericht und Entwurf. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Meißner, P. T., Des alten Schulmeisters Glossen über die neuen Verfassungs-Experimente. Letzte Epistel an seine ehemaligen Schüler. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Möbius, R., Die freie deutsch-evangelische Nationalkirche. Ein Votum zur Begründung dieser wichtigen Forderung unserer Tage. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 4 Ngr.

Orval's Weissagung über Frankreich mit Anmerkungen und Erläuterungen von einem stillen Beobachter der Zeit zur Orientirung der auf Deutschland eingreifenden Verhältnisse. Passau, Ambrosi. 8. 3 Ngr.

Oschwald, Das tausendjährige Reich. 5te vermehrte Auflage. Baden. 8. 2 Ngr.

Oettingen-Wallerstein, L. Fürst v., Deutschland, seine Zukunft und seine constituirende Versammlung. Eine Reihe von Betrachtungen. 1ste Folge. Augsburg, Fahrmbacher. Lex.-8. 6 Ngr.

Paepcke, v., Beitrag zur Beantwortung der Frage über die Annahme des Zwei-Cammersystems in dem neuen Verfassungs-Entwurf für Mecklenburg, und wie dasselbe in Ausführung zu bringen sei? Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 5 Ngr.

Pohle, C. L. F., Die Beschlüsse des Frankfurter Congresses und unsere Verfassungsreform. Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Entwurf eines Verfassungsgesetzes für beide Großherzogthümer Meklenburg. Ebendaselbst. Folio. 3 Ngr.

— — Die Reform der Landesvertretung. Eine Denkschrift im Auftrage des Magistrats zu Schwerin verfaßt. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Regner, T., Die Welt ohne Geld. Buch für die Arbeiter. Wien, Schaumburg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Seydewitz, F., Drei politische Reden, vor den Wahlmännern und Urwählern des Heiligenstädter- und Worbiser-Kreises gehalten. Heiligenstadt, Delion. Gr. 8. 5 Ngr.

Stark, B., Kunst und Schule. Zur deutschen Schulreform. Jena, Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tebeldi, A., Die Slawen im Kaiserthume Oestreich. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Thumsener, J. G., Das Wesen der innern staatsrechtlichen Zustände Bremen's in Vor- und Neuzeit, zunächst in Beziehung auf täuschende Symptome von Aristokratie, Demokratie oder Anarchie: erwogen und aus den gediegensten Quellen entwickelt. Bremen, Strack. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tiele, J. N., Die Liebe Gottes macht uns zu Gottes Kindern. Predigt gehalten am 7. November 1847 zu Bremen. Bremen, Strack. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Vollgraff, K., Deutschland eine repräsentative Demokratie, eine constitutionelle Monarchie oder ein blos vollendeter, die Volksrechte und Freiheiten garantirender Bundesstaat? Ein Versuch zum Verständniß und zur Lösung der schwierigen Frage hauptsächlich mittelst Aufklärung über das wahre Verhältniß zwischen Staat und Regierung, Staatsgewalt und Regierungsgewalt. Cassel, Hotop. 8. 12 Ngr.

Was hat Oesterreich jetzt in Galizien zu thun, nachdem es für dasselbe bis nun nichts gethan hat? Von A. P. Wien, Schaumburg u. Comp. 8. 4 Ngr.

Was ist des Adels Aufgabe in der Zeit? Von C. A. F., National-Garde. Wien. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 291. —— 17. October 1848.

Goethe und Jacobi.

Wie Goethe's glühendste Liebe seiner Lili, so galt seine tiefinnigste Freundschaft dem edeln und reinen Friedrich Heinrich Jacobi, dem tiefen, gemüthlichen Denker, und wie er Jener mit gebrochenem Herzen entsagen mußte, so ward das Verhältniß zu Diesem vielfach getrübt und zuletzt ganz zerstört. Und wodurch anders als durch das Uebermaß der Liebe? Auch zu Lavater zog unsern Dichter eine herzliche, innige Neigung, die an ihm mit vollster, theilnehmender Seele hing; aber es war Dies nicht jenes glühende Feuer welches zwei Herzen in eins zusammenschmelzt, sondern der unwiderstehliche Reiz von Lavater's unverwüstlicher Gutmüthigkeit und reiner Kindeseinfalt. Deshalb konnten auch abweichende Grundansichten dieser Freundschaft keinen Abbruch thun, und erst als Lavater, jeder freiern Geistesrichtung feind, mit tollster Schwärmerei und Phantasterei alle Köpfe zu verwirren suchte, wandte sich Goethe vom hochmüthigen Propheten ab. Ganz anders bei Jacobi! Die glühende Liebe welche ihre Herzen beim ersten Blicke entzündet hatte konnte keine Verschiedenheit der Ansichten, Meinungen und Strebungen ertragen, und mußte, je offener und klarer der am Anfange übersehene Widerstreit ihrer nach dem Hohen und Wahren strebenden, im Tiefsten arbeitenden Naturen zu Tage trat, um so schärfere Reibungen und Misverhältnisse veranlassen. Nur auf diese Weise wird es erklärlich, wie Goethe, der Lavater's schwärmerisches Christenthum, ja sogar seine Bekehrungssucht so lange ohne Anstoß ertrug, sich gegen Jacobi so unduldsam zeigte, daß er durch die von ihm abweichende Richtung desselben tief verletzt ihm seine eigenen Ansichten aufdringen wollte, ohne die des Freundes als aus seinem Geiste nothwendig sich entwickelnd und für ihn wohl berechtigt anzuerkennen; wie aber auch Jacobi, der so leicht in Anderer Ansichten einging, bei Goethe einen derartigen Widerstreit nicht dulden mochte. Der glückliche Traum ihrer ersten Freundschaft, daß sie auf demselben Wege mit vereinigten Kräften zu wirken bestimmt seien, erwies sich leider als eine Täuschung, die einen trüben Schatten auf ihr ganzes folgendes Verhältniß warf, in welchem aber trotz aller Verstimmungen immer die tiefste und innigste Liebe vorhielt. Und wer kann leugnen, daß auch ihr beiderseitiges Wirken auf ihre Zeit, wie verschieden auch ihr Ausgangspunkt und ihre Wege waren, doch als gleichartig sich erweist? Denn wie Goethe dem tiefsten Gemüthe und der hellsten Klarheit eines harmonischen Geistes Eingang in die deutsche Poesie verschaffte, und die reinste, schönste Menschlichkeit zur lebendigsten Darstellung brachte, wie er in der Erkenntniß der Natur im Gegensatze zu dem befangenen Pedantismus der Schule das Gesetz ruhiger, folgerechter Entwickelung mit durchdringendem Blicke erkannte, und von dieser ihm geoffenbarten Idee begeistert der Morphologie neue Bahnen öffnete, so setzte Jacobi der nüchternen Aufklärung und dem starren Kriticismus sein begeistertes Herz entgegen, und brachte, wie Hegel sagt, indem er die Unmittelbarkeit der Erkenntniß Gottes auf das bestimmteste und kräftigste hervorhob, das Princip der Freiheit des menschlichen Geistes zur höchsten Anerkennung. Aber gerade Dieses, daß auch bei gleichartigem Wirken ihre Wege nach verschiedenen Richtungen gehen sollten, konnten Goethe und Jacobi ihr ganzes Leben nicht verschmerzen, und trübten so ihr schönes, auf leidenschaftlicher Liebe beruhendes Verhältniß. Kaum dürfte sich ein schärferer Gegensatz hierzu finden als in dem herrlichen Freundschaftsbündnisse zwischen Goethe und Schiller, aus welchem beiden Dichtern eine Fülle edelsten Genusses, unserer Literatur aber die schönsten, reifsten Früchte erwachsen sind. Nicht leidenschaftliche Liebe begründete diese Freundschaft, sondern klare Einsicht in die Verschiedenheit ihrer Anschauungen, welche aber, nachdem Beide sich lange absichtlich gemieden hatten, zur wahrsten Anerkennung ihres beiderseitigen Werths führte. Wie Goethe und Jacobi, da sie nach verschiedenen Richtungen strebten, trotz der Gleichartigkeit ihres Strebens immer weiter auseinander kamen, so bewirkte hier der wechselseitige Einfluß, daß beide Dichter auch da sich verstanden, wo sie nicht einig waren. „Jeder", sagt Goethe, „hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit so lange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten." Das Bündniß zwischen Goethe und Schiller, das uns in einem reichen, inhaltsschweren Briefwechsel vorliegt, ist so häufig von den verschiedensten Standpunkten aus besprochen worden, daß nicht leicht etwas Neues darüber gesagt werden

dürfte; dagegen hat man die Verbindung Goethe's mit Jacobi wenig beachtet. Die schöne Ausführung von A. Schöll in der Schrift „Briefe und Aufsätze von Goethe" (S. 94 fg.), in welcher die Ansichten Beider in ihrem Gegensatze zueinander treffend geschildert werden, geht auf die Lebensverhältnisse weniger ein, und dürfte jetzt schon deshalb nicht mehr genügen, weil hier der später erschienene Goethe-Jacobi'sche Briefwechsel noch nicht benutzt werden konnte.

Zu Strasburg hatte der scharfe Humor mit welchem Herder, der überall einfache Natürlichkeit und ergreifende Wahrheit als Evangelium des guten Geschmacks verkündete, die süßlich-tändelnde, von Amor und Amoretten überfließende Poesie Georg Jacobi's, wie auch dessen überschwenglichen, in Liebe und Freundschaft schwelgenden Briefwechsel mit Gleim verfolgte, auf den eben von frischer Jugend gährenden Goethe bedeutend gewirkt. In Wetzlar *) und Frankfurt wurde der übermüthige Spott über den empfindsamen Kanonicus Jacobi unter Merck's Einfluß weidlich gepflegt. Aber schon Sophie Laroche bestrebte sich, als Merck und Goethe im Herbste 1772 sie besuchten, ihnen von den Brüdern Jacobi, von denen der jüngere sich bis dahin nur durch eine französische Uebersetzung einiger Lieder seines Bruders bekannt gemacht hatte, den besten Begriff zu geben. Sie war es auch welche Fritz Jacobi veranlaßte Merck zur Theilnahme an seinem in Gemeinschaft mit Wieland vom J. 1773 an herauszugebenden „Deutschen Mercur" aufzufodern. Viel bedeutender aber wirkte die edle Johanna Fahlmer, Jacobi's angeheirathete Tante, die von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen war, auf ein freundlicheres Verhältniß hin, da sie, wie Goethe sagt, durch die große Zartheit ihres Gemüths und die ungemeine Bildung des Geistes ein schönes Zeugniß vom Werthe jener düsseldorfer und pempelforter Gesellschaft, in welcher sie herangewachsen war, ablegen mußte. „Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer grellen oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wol bedürften." Auch zu F. Jacobi's ältester Halbschwester Charlotte und zu seiner Gattin, Helene Elisabeth, einer geborenen von Clermont aus Vaels bei Aachen, „einer herrlichen Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte, ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend", bildete sich während ihres kurzen frankfurter Aufenthalts ein näheres Verhältniß. Der Umgang mit diesen Goethe's Schwester befreundeten Damen, welche Goethe sowol im älterlichen Hause wie bei den Familien Schlosser und Gerolt häufig sah, war ein durchaus heiterer und herzlicher, wovon die uns leider nur zum Theil erhaltenen Briefe an Betty Jacobi und Johanna Fahlmer ein sprechendes Zeugniß ablegen. „So kurz ich Sie auch gesehen habe", schreibt Goethe an die Erstere, „ist mir's doch immer ein so ganz lieber Eindruck Ihrer Gegenwart und daß Sie mich ein wenig mögen." Ihr theilte er seine neuesten Sachen mit, so „Wanderers Sturmlied", das „Puppenspiel", den „Clavigo". Der „Götz" hatte auch auf Jacobi einen großen Eindruck geübt, und seiner Neigung zum geistreichen Freunde seiner Gattin, diesem „wunderbaren Kopfe", dessen „Puppenspiel" er gegen Wieland „eine allerliebste Schnurre" nennt, bedeutenden Vorschub geleistet; aber die Art wie Goethe in seiner Farce auf Wieland diesen und zugleich die Brüder Jacobi verspottete konnte nur erkältend wirken. In jener Farce beginnt Wieland's Schatten, der in der Nachtmütze auftritt: „Lassen Sie uns, mein lieber Jacobi ..." Alceste bemerkt darauf: „Er spricht im Traum", aber Euripides erwidert: „Man sieht doch mit was für Leuten er umgeht." Die Farce war eigentlich zur Belustigung der nähern Freunde des Dichters geschrieben, und Lenz erhielt nur mit Mühe die Erlaubniß sie drucken zu lassen. Goethe hielt es aber für gerathen seine Freundin Johanna Fahlmer von dem Erscheinen der Farce zu benachrichtigen. Er schreibt:

> Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück „Götter, Helden und Wieland" durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erste sein wollen Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grâce thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mucken ihm einen Tritt vorn Hintern gäben und sagten: Schert Euch zum Teufel; ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch.

Erst auf der Reise welche Goethe mit Lavater im Juli 1774 den Rhein herab machte sah dieser zuerst den edeln Fritz Jacobi, und zwar nicht in Köln, wie Goethe später erzählt, sondern in Elberfeld. *) In Düsseldorf und Pempelfort fand er Jacobi, der nach Elberfeld in Commissionsangelegenheiten gegangen war, ebenso wenig als seine eben in Aachen sich befindende Gattin. Erst bei Jung-Stilling, seinem alten strasburger Freunde, sollte er Fritz Jacobi treffen und ihn lieben lernen. Die volle Freude über das ebenso herzliche als unerwartete Einverständniß ihrer Seelen spricht Goethe's gleich darauf geschriebener Brief an Betty Jacobi aus:

> Ihr Fritz, Betty, mein Fritz! Sie triumphiren, Betty und ich hatten geschworen ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkommen, tausend mal willkommen! Die gesperrte Schiffahrt geöffnet, Handel und Wandel in Flor, und gnade Gott den scheelsüchtigen Nachbarn. Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was

---

*) In der Erwiderung Gotter's, den Goethe in Wetzlar kennen gelernt hatte, auf Goethe's Brief in Betreff des „Götz" heißt es:

> Dafür soll sie verurtheilt sein
> Des Herrn Jacobi's Liedelein,
> Und Köbler's frommes Judenkind
> Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

*) Nach der Darstellung in Jung-Stilling's „Häuslichem Leben" (S. 53 fg.), die freilich nach Jacobi's ausdrücklicher Bemerkung („Auserlesener Briefe", II, 466) nicht in allen Punkten der Wahrheit gemäß ist. Daß Goethe nicht schon in Köln Jacobi getroffen, ergibt sich auch aus seinem gleich anzuführenden Briefe.

mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschallirt, gerad rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein konnten und sollten!

Und Jacobi schreibt am 10. Aug. an ihre beiderseitige Freundin Sophie Laroche:

Goethe ist der Mann dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte, eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle.

Von Düsseldorf begleitete Jacobi mit Heinse seinen neugewonnenen Freund nach Köln, wo das Alterthümliche auf unsern Dichter eine nicht zu berechnende Wirkung übte, und von hieraus machten sie einen Ausflug nach dem nahen Schlosse Bensberg. Goethe erzählt:

Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn (Jacobi) nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt.

Und Jacobi schreibt im Juni des folgenden Jahres (1775) von Köln aus:

Er wird gewiß kommen der Tag, wo du wieder da sein wirst, wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehen werden, daß ich dich wieder habe. Just wie vergangen Jahr im Juli, stieg gestern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete just wie damals seinen dämmernden Schimmer über den Rhein. Nachts um 11 Uhr stand er hoch, gerade über dem Hause seitwärts, auch wie damals; warf keinen Schimmer über den Rhein mehr, nirgend Schatten, Alles eine, gleiche Dämmerung.

Als Goethe 1812 im Begriffe stand die erste Zusammenkunft mit Jacobi zu beschreiben, erinnerte ihn dieser:

Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza mir so unvergeßlich sprachst; des Saals in dem Gasthofe zum Geist *), wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze „Es war ein Buhle frech genug" und andere hersagtest... Welche Stunden! Welche Tage! Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen! **)

Heilige Thränen waren es die Jacobi hier an Goethe's Herz weinte; die tiefste, glühendste Leidenschaft der Liebe hatte sie Beide ergriffen, die selige Empfindung ewiger Vereinigung und reinster Geistesverwandtschaft, wie sie eine solche nie geahnt hatten. Wol konnte damals Goethe auf die Frage welche Jemand in Jacobi's Gegenwart an ihn richtete: ob sie nicht schon von Kindesbeinen an Freunde gewesen, die Antwort geben deren sich Jacobi noch 20 Jahre später bei der Zueignung des „Woldemar" erinnerte: „Diese Liebe ist so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde."

*) Der zu Köln am Rheine gelegene Gasthof „Zum heiligen Geiste" bildet jetzt einen Theil des „Königlichen Hofes"; er gehörte zu den angesehensten Gasthöfen der Stadt.

**) Vielleicht war es gerade diese Erinnerung Jacobi's an den Aufenthalt zu Köln welche den Irrthum des Dichters, die erste Zusammenkunft nach Köln zu verlegen, veranlaßte.

Jacobi hatte sich seit 1771 ganz an Wieland angeschlossen, den er bei seiner Freundin Sophie Laroche kennen gelernt hatte; aber dieser vermochte seiner ruhigern Natur nach nicht den glühenden Enthusiasmus des dem Höchsten und Edelsten ahnungsvoll zugewandten Freundes zu erwidern. Das Lob welches Wieland in dem mit Jacobi herausgegebenen „Deutschen Mercur" dem prosaisch nüchternen Nicolai und besonders dessen „Sebaldus Nothanker" ertheilt hatte, in welchem Georg Jacobi, wie sein Bruder wohl fühlte, in der Person des Säuglings persiflirt wurde, veranlaßte den innern Bruch ihrer Freundschaft, wenn die Verbindung auch äußerlich noch fortbestand. Daß seit dieser „unseligen Entzweiung" an eine lebendige Freundschaft nicht mehr zu denken sei, sah Wieland deutlich genug, der auf Jacobi's Frage: „Wohin wollen wir, wenn wir nun so voneinander in die weite Welt laufen? Was wollen wir? Bessere Menschen suchen als Jeder in dem Andern schon gefunden hat?" die bezeichnende Antwort gab:

O mein guter Jacobi — denn wenn Sie gut sind, wer ist besser als Sie? — fragen Sie mich nicht was wir thun sollen. Ich bin ein schwacher Mensch, mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen, anfangen könnten was Sie wollten. Aber — nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr. Gehen wir in Gottes Namen Jeder seinen Weg, so nah' beisammen als möglich, nur nie wieder so nah', daß wir uns die Köpfe aneinander zerschellen. Vielleicht ist Dies das wahre Mittel mit der Zeit unzertrennliche Freunde zu werden.

Der Enthusiasmus der Freundschaft zu welchem Goethe und Jacobi sich gedrungen fühlten bewirkte jene leidenschaftliche Verbindung durch das innigste Gemüth, welcher der gutmüthige, aber kühle Wieland gar nicht fähig war, der an Jacobi schreibt:

Resistite diabolo, d. i. widerstehet dem enthusiasmo, so sehr er auch die Gestalt eines Engels des Lichts annimmt. Doch bei meinesgleichen indolenten Leuten ist die Gefahr so groß nicht als bei euch andern feurigen Männern.

Je mehr Jacobi sich in der glühenden Freundschaft zu Wieland getäuscht fühlte, der, freilich nicht ohne einige Ironie, bemerkte, Jacobi's Genius sei ihm (Wieland) zu stark, um so herrlicher fand er alle seine Ahnungen und Wünsche in Goethe erfüllt. Als Wieland bald darauf meinte, „Clavigo" zeige deutlich, daß Goethe nicht der Wundermann sei für den man ihn halte, vertheidigte Jacobi dies Stück in einem begeisterten Briefe, in welchem es unter Anderm heißt *):

Je mehr ich's überdenke, je lebhafter fühle ich die Unmöglichkeit Dem der Goethe nicht gesehen noch gehört hat etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist nach Heinse's Ausdruck Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist willkürlich zu

*) Die Ausdrücke deren sich Jacobi hier von Goethe bedient kehren in seinem „Allwill" wieder, bei dessen Bild Goethe seinem Freunde Jacobi häufig gesessen hat, wie schon Gervinus (IV, 563 fg.) bemerkt.

handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll als er denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen als er ihm geben konnte. Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich einander; so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Glut der meinigen; nie werden sie einander verzehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Raleigh und seine Entdeckung von Guinea.

„Der Name des Sir Walter Raleigh", schreibt das „Athenaeum", „ist einer der gefeiertsten und anziehendsten in der englischen Geschichte. War auch sein Ehrgeiz gleich dem mancher andern Helden nicht rein von selbstsüchtigen und mitunter lasterhaften Motiven, gibt es doch in seinem Leben und in seinen Schriften Vieles zu bewundern, und die kaltblütige Bravheit des hochgebildeten Cavaliers, sie der Schmuck seines Lebens und der Glanz seines Todes mildert die Strenge des Urtheils über die Fehler seines Charakters. Auch hat er Ansprüche auf die Dankbarkeit seines Vaterlandes als Begründer unserer Colonien, als Förderer unsers überseeischen Handels, als Verbesserer unsers Schiffsbaus, und wenn nicht als Einführer, doch als Verbreiter zweier wichtigen Gegenstände des Bedarfs und des Luxus. Freudig begrüßten wir daher die Nachricht, daß das Comité des Hackluyt-Vereins den Sir Robert Schomburgk gewonnen habe den Wiederabdruck eines Werks zu redigiren welches nun vollendet vorliegt: «The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana, with a relation of the great and golden city of Manoa (which the Spaniards call El Dorado) etc.; performed in the year 1595, by Sir *W. Raleigh*, reprinted from the edition of 1596, with some unpublished documents relative to that country. Edited with copious explanatory notes and a biographical memoir, by Sir *Robert Schomburgk*.» Wir waren im voraus überzeugt, daß der Herausgeber beitragen werde die Beschuldigung von Unrichtigkeit und Uebertreibung zurückzuweisen welche wider den Verf. des Werks erhoben worden ist — eines Werks welches Hume gebrandmarkt hat als «ein Product voll der gröbsten und handgreiflichsten Lügen, die man je menschlicher Leichtgläubigkeit aufzuheften versucht». Es dürfte schwer gewesen sein Jemand zu finden der solche Behauptungen so nachdrücklich zu widerlegen vermochte wie Sir Robert Schomburgk, er der nicht nur alle das fragliche Land besprechende Werke, sondern auch das Land aus eigener vieljährigen Anschauung kennt. Demgemäß empfangen wir hier eine Menge lehrreicher, den Text erläuternder Noten, der, obschon Zeuge von Raleigh's meisterhafter Kernigkeit des Ausdrucks, doch an Methode und Zusammenhang arm ist." Die im Titel erwähnten „unpublished documents" sind namentlich zwei. Das eine ist ein auf dem Britischen Museum befindliches Manuscript mit dem einfachen Titel: „Of the voyage to Guiana", welches der Herausgeber unbedingt für Raleigh's Arbeit erklärt. Er soll das Heft nach seiner Rückkehr von Guinea zu dem Zwecke geschrieben haben, den Zuschlag dieses Landes zu England zu empfehlen: ein Plan der keinen Anklang fand. Das zweite Document ist eine ebenfalls auf dem Britischen Museum verwahrte Handschrift von Raleigh's Tagebuch über seine zweite Fahrt nach Guinea im März 1615: eine Schrift welche zwar manche trockene, aber auch manche interessante Mittheilung enthält. Raleigh kehrte zurück, nachdem er seinen Sohn bei einem Angriffe auf Santo Thomé am Orinoco durch den Tod verloren hatte und seine Pläne vereitelt sah, wurde unmittelbar nach seiner Ankunft in England verhaftet, und endete bald nachher auf dem Schaffot.

Ein mixtum compositum.

Als solches bezeichnet sich: „Diary and notes of Horace Templeton, late secretary of legation at —" (2 Bde., London 1848), ein munteres, buntes Buch, in welchem mancher Leser mehr, mancher weniger finden wird als er sucht. In der angenommenen Rolle eines von den Aerzten nach Neapel gewiesenen Kranken macht der Verf. eine autobiographische Reise durch Tirol nach Italien, stirbt in Florenz, und hinterläßt sein Tagebuch dem Herausgeber, seinem Kammerdiener. Dieser Deckmantel ist keineswegs neu, gibt aber dem Verf. gleichsam ein Recht bisweilen launenhaft zu erscheinen, und rechtfertigt dadurch das bunte Gemisch, ein Gemisch von Skizzen und Anekdoten, Personen betreffend die er während seiner diplomatischen Lehrzeit als Attaché gesprochen oder besprechen gehört, von Erinnerungen an seinen einjährigen Sitz im Parlament, von Streifblicken auf die Länder durch welche er kommt, von Geschichten die er am Wege auflieft oder aus seinen Erlebnissen zusammensetzt, von kleinen Liebesverhältnissen die er romantisch ausstattet, und von flüchtigen Bemerkungen über Tagespolitik und, man muß jetzt wahrhaftig sagen Tagesminister. Das Ganze trägt das unverkennbare Gepräge eines denkenden Geistes und feingebildeten Geschmacks, weshalb eine gewisse persönliche Ziererei vielleicht nur den Stand des Verf. charakterisiren soll, der übrigens wissen läßt, daß er en prince reist, und oft ebenso exclusiv ist wie die Mehrzahl seiner reisenden Landsleute. Die Reiseroute bildet den Faden des Durcheinander. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 292. —— 18. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Goethe, der schon die Sentimentalität hinter sich hatte — „Werther" war bereits geschrieben —, stand gerade in der Periode des Titanismus, wo er, voll von der Würde und Hoheit menschlichen Geistes, den Kampf gegen Welt und Schicksal zu wagen, die höchste, unbedingte Entwickelung der von der Natur verliehenen Kraft trotz aller entgegenstehenden Hindernisse durchzusetzen sich getrieben fühlte. Einer solchen überfreien Gesinnung war freilich Jacobi's milder gestimmte Seele nicht fähig, aber auch in ihm lebte das erhabene Gefühl der sich selbst bestimmenden Freiheit, deren Anerkennung er in der Wissenschaft wie im Staatsleben vermißte. Allein dieses Gefühl beruhte bei Jacobi auf dem Glauben an eine über dem Menschen und der gesammten Natur stehende Macht, von welcher alles Menschliche abhängig sei, während Goethe von dem Reinmenschlichen ausging, das auch höhern Mächten zum Trotz sich selbständig entwickeln und zur höchsten Wirksamkeit durchdringen müsse. Wenn Jacobi's Gemüth nach einem Unerforschlichen, Ewigen hingerichtet war, an welches er andächtigen Sinnes glaubte, so stand dagegen Goethe auf dem unverrückbaren Boden der Natur, in welchem er das Wirken und Weben der Gottheit erkannte, woher er sich die Bezeichnung „Gottnatur" bildete. Diesen Widerstreit der Ansichten, der später so scharf und feindselig hervortrat, ließen Beide damals bei der gemüthlichen Innigkeit mit welcher sie ihre tiefsten Seelenfoderungen gegeneinander aussprachen unerörtert auf sich beruhen; sie glaubten zu sehr aneinander und aufeinander, als daß sie durch eine solche Verschiedenheit der Ansicht, die sie nicht für eine unaussöhnliche hielten, gestört worden wären. Einen glücklichen Vereinigungspunkt boten die Gespräche über Spinoza, dessen Alles ausgleichende, leidenschaftslose Ruhe das aufgeregte Wesen unsers Dichters beschwichtigte, dessen große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt ihn wahrhaft erbaute. Jacobi, der im philosophischen Denken und in Kenntniß des Spinoza weit vor Goethe voraus war, suchte sein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären, indem er ihn in die Gesammtanschauung Spinoza's tiefer einführte, und Alles was er ahnte und empfand in wechselseitiger Mittheilung lebendiger herausstellte. Mit welcher Wonne mußte der Dichter, dessen Herz und Gemüth sich eben zwischen Lavater's schwärmerischem Christenthume und Basedow's nüchternem, lehrmeisterlichem Verstande unbehaglich gefühlt hatte, dem neuen Freunde sein innerstes Wesen aufschließen, in welchem er ein tiefes, reines, edles, den höchsten Interessen der Menschheit zugewandtes Gemüth gefunden hatte, wie mußten Beide von der begeisternden Hoffnung glücklichen Zusammenwirkens gehoben werden! Goethe foderte damals den Freund auf Alles was sich in ihm rege und bewege in irgend einer Form kräftig darzustellen. „Wie hätte ich dir widerstanden", so schreibt Jacobi 20 Jahre später, „du Mächtiger! Ich suchte dir auszuweichen, und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern nur ältere ans Licht. Neue Begeisterung wurde mir aus deiner Freude."

Der briefliche Verkehr zwischen beiden Freunden wurde bald sehr lebhaft. In Goethe's erster Antwort (vom 13. Aug.) spricht sich die leidenschaftlichste Glut der Freundschaft aus:

> Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe deinen Brief und schwebe um dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war Gegenstand deiner Liebe zu sein. O, Das ist herrlich, daß Jeder glaubt mehr vom Andern zu empfangen als er gibt! O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke was ich habe. Glaube mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir sein über Das was wir nicht durchgeredt haben.

Bei Gelegenheit von Jacobi's „Epistel an die Akademisten" bemerkt er (am 21. Aug.), „daß zwar herrlich ist selbständig Gefühl; daß aber antwortend Gefühl wirkender macht, ist ewig wahr. Und so dank' deinem guten Geist, und so wol unsern Geistern, daß sie sich gleichen!" In demselben Briefe lesen wir: „Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduction der Welt um mich durch die innere Welt, die Alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt, Das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, Das ich auch nicht of-

fenbaren will den Gaffern und Schwätzern."*) Jacobi, den Goethe's Geist zu einer etwas schwärmerischen Naturverehrung hingerissen hatte, konnte „vor lauter Fülle und mächtigem Wesen in sich" auf diesen herzlichen Brief des Freundes nicht antworten. „Ging auf und nieder den ganzen Morgen, dir allein meine ganze Seele, drinnen zu schalten und walten nach Wohlgefallen. Wie du in mir wirkst so gewaltig! Du hast wol nie Dergleichen erfahren. Thue ferner Gutes und Großes an mir, auch um dein selbst willen." Den versprochenen Liedern und sonstigen kleinern Sachen, besonders aber dem „Werther" sah Jacobi mit großer Sehnsucht entgegen.**) Er selbst entwarf auf Goethe's Mahnung den Plan zu einem Roman in Briefen, dem „Allwill", und begann mit der Ausführung, in welcher ihn des Freundes aufmunterndes Wort zu frischer Thätigkeit anfeuerte. Goethe schreibt:

Mir ist ganz wohl mich zu sehen in freier Gotteswelt, theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch in Hoffnung gutes Vorbedeutens, daß du dich muthig entreißen wirst der papierenen Festung Speculationsherrschaft und literarischer Herrschaft; denn Das raubt den Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird heimgesucht von Dem und Jenem, hier in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weist ihm Jeder an seiner Hände Werk, und endlich sieht er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst, und es verdrießt ihn des Gaffens und Schmarotzens an anderer Schöpfungsfreude, und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt und begießt, und genießt sein und der seinigen in herzlich wirkender Beschränkung. Somit seist du eingesegnet, wo du auch stehest und liegest auf Gottesboden, wandere so fort, daß sich in dir kräftige Liebe, aus ihr Einfalt keime, aus dir mächtiges Wirken aufblüht.

Unterdessen suchte Jacobi zwischen Wieland und Goethe den Vermittler zu machen, indem er falsche Gerüchte welche diesem von Goethe's Aeußerungen über ihn zu Ohren gekommen waren widerlegte, bei welcher Gelegenheit Wieland bemerkte:

Ich passire hier unter den eiskalten Leuten unter denen ich lebe für einen schrecklich warmen Kopf, und doch möchte ich lieber Goethe's kaltblütiger Begucker als sein schwärmerischer Liebhaber sein.

„Werther's Leiden" rissen Jacobi ganz hin. Er schreibt:

Dein Herz, dein Herz ist mir Alles. Dein Herz ist's was dich erleuchtet, kräftigt, gründet. Ich weiß, daß es so ist, denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des eingeborenen Sohnes Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns.

Ueber Goethe's „Prometheus", in welchem die über freie Gesinnung ihren grellsten Ausdruck gefunden, bemerkt er:

Kaum mag ich dir sagen, daß dies Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist dir zu sagen wie sehr. Ich existire izt blos in dem Gedanken bald zu Frankfurt zu sein. Alsdann soll dir, in dieser oder jener Stunde, erzählt werden, in was für Fesseln man mir, von Kindesbeinen an, Geist und Herz geschmiedet; wie man Alles angewendet meine Kräfte zu zerstreuen, meine Seele zu verbiegen. Dennoch ward mir viel von meiner Beilage bewahrt, und drum weiß ich an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen Tugend. So bin ich frei, und wie viel köstlicher als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit, der Heiligkeit ist nicht die Wonne dieser Freiheit!

Wer fühlt hier nicht den gewaltigen Eindruck von Goethe's „Prometheus" fast in jedem Worte durch! Aber wie sehr auch Jacobi die sittliche und wissenschaftliche Freiheit erhob, diese titanische Sprache war seinem Geiste fremd, der sich nur aus glühendster Leidenschaft für Goethe auch für seine Werke enthusiasmirt hatte.

Im Jan. 1775 war Jacobi auf der Reise nach Karlsruhe vier Wochen und auf der Rückkehr während der Fastnachtstage zu Frankfurt bei Goethe, dessen Herz damals von leidenschaftlichster Liebe zu Lili verzehrt ward. Daß Beide während dieser Anwesenheit gegenseitig ihr Inneres ohne Rückhalt aufschlossen, sagt Jacobi selbst später („Briefwechsel mit Goethe", S. 269).*) Gleich nach der Rückkehr schreibt er:

Ach Lieber, was Rath für mich, daß ich zu dir lange mit meiner Hand, mit meinem Blick? — Wort aus dem Herzen, du beklemmst noch mehr das Herz! Aber du, mein Herz, was willst du? Bist ja so geängstet, bist ja so traurig, liebst ja, bist ja selig: so sei denn ruhig.

Bei Wieland suchte Jacobi jetzt um so mehr alle Misverständnisse in Betreff Goethe's zu entfernen, als dieser wegen seines Verhältnisses zum weimarer Hofe eine freundliche Beziehung zu Wieland wünschte, und deshalb auf den Wunsch des Herzogs Karl August an Wieland geschrieben hatte. Freilich hielt es schwer Wieland über die ganz im Goethe'schen Tone geschriebene, aus seinen und seiner Freunde gelegentlichen Aeußerungen hervorgegangene Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" zu beruhigen, in welcher ihm arg mitgespielt und zugleich die Recension des „Werther" in der „Iris" von Jacobi's Bruder verspottet wurde. Jacobi schreibt an Wieland:

Ich wüßte mir so Etwas (nämlich, daß Goethe Verfasser der

*) Wir erinnern hierbei an Goethe's Aeußerung die er ein Jahr später that (XXXI, 17 fg.): „Die Welt liegt vor ihm (dem Künstler), möchte ich sagen wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht."

**) Goethe hatte gewünscht, Heinse, der bei Jacobi lebte, sollte ein Märchen schreiben das wollüstig wäre ohne geil zu sein, und dagegen sich ausbitten was er von ihm wünsche. Jacobi schreibt: „Was er in deiner Dichtart und Kraft zu sehen wünschte, kann ich dir noch nicht melden. Weiß wohl was ich wünschte! Dich selbst vor Jabach's Geist!" Der Eindruck den Jabach's Bild auf Goethe gemacht tritt in diesen Briefen mehrfach hervor.

*) Nicolai's „Freuden Werther's" hatten Jacobi sehr erbittert, der seinen Unwillen gegen diesen leidenschaftlich aussprach. Merck schreibt an Nicolai, der ihm ein Exemplar der „Freuden" zugeschickt hatte, am 6. Mai 1775: „Ich wollte Ihnen anfangs darüber schreiben, allein es entstand sogleich ein unvermuthetes Kriegsfeuer darüber in Sachsenhausen und der Orten, daß ich kein Wort auf beiden Seiten darüber verlieren wollte, aus Furcht mich in fremde Händel zu mischen und den Verdacht einer Trätscherei auf mich zu laden. Wäre ich bei Goethe und nicht Jacobi bei ihm gewesen, so will ich hoffen, daß der Lärm nicht so laut geworden sein würde." Jacobi schreibt an Wieland, es sei nicht zu sagen wie wenig empfindlich Goethe über Kritik sei, der an demselben Abend, da er Nicolai's „Freuden" erhalten, die Arie in „Erwin und Elmire": „Ein Schauspiel für Götter", gemacht habe.

Farce sei) unter gar keiner Bedingung, sie möchte sein welche sie wolle, vorzustellen, und bin deswegen auch nicht im Stande das Mindeste darüber zu reden. Die Unmöglichkeit ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindlig wird, wenn ich mir einen Augenblick versuche das Gegentheil zu denken.

Wieland erwidert:

Daß ich Goethe's ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundert mal gesagt. Es ist nicht möglich stärker mit einem Menschen zu sympathisiren als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen „Götz", seinen „Werther" und sein „Puppenspiel" las, wovon jedes in seiner Art vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist. Daß er den „Prometheus" nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube.

Das Widersinnige von Wieland's Eifersucht aufzuzeigen, der glaubte, weil Jacobi Goethe und Klopstock so hoch feiere, könne für ihn kein Plätzchen mehr in seiner Seele sein, erinnert ihn dieser, wie es ihnen Beiden mit Goethe ergangen.

Anfangs sahen wir Beide ihn als einen feurigen Wolf, der des Nachts an honneten Leuten hinaufsprung und sie in den Koth wälzte. Das garstige Thier! riefen wir aus, und ich weit heftiger und lauter als Sie. Bald darauf erfuhr ich, daß man um ein Bischen Spukens willen nicht gleich des Teufels sei, sondern oft nur deswegen umgehe, weil man noch nicht ordentlich begraben sei, oder weil man einen Schatz versteckt habe. Also befand sich's mit Dr. Wehrwolf. Sie aber entsetzten sich sehr als Sie mich zum ersten male als Gespann mit ihm einhertraben sahen. Allein kurz darauf begab sich das Wunder, daß auch Wieland sich dem Unthier ergab, und an seinen Bruder Fritz und an viele andere Freunde und Bekannte schrieb: Dr. Wehrwolf sei das vortrefflichste aller menschlichen Wesen. Wäre Goethe Ihnen erschienen wie er vor neun Monaten mir erschien, in aller seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte Beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit seinem Gedeihen zur Freundschaft, o wer hätte denn mehr viel an den ruhmlosen, in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht!

Von der gewaltigen Aufregung in welche Goethe zu Lili versetzt ward zeugt außer dem Briefwechsel mit der Gräfin Auguste von Stolberg die schöne Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Jacobi vom 21. März:

Sagen kann ich dir Nichts — denn was läßt sich sagen? Will auch nicht an morgen und übermorgen denken. Drum Ade! — Bleib bei mir, lieber Fritz! — Mir ist als wenn ich auf Schrittschuhen zum ersten male allein liefe *) und dummelte (sic!) auf dem Pfade des Lebens und sollte schon um die Wette laufen, und Das wohin all meine Seele strebt.

An Jacobi hatte Goethe seine „Stella", die er durch Merck's Vermittelung gegen Ende des Jahrs an den Buchhändler Mylius für 50 Thaler verkaufte, in der Handschrift gesandt. Im genannten Briefe Goethe's heißt es nun: „Daß du meine «Stella» so lieb hast, thut mir sehr wohl. Mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist." Und darauf in demselben Briefe: „Ich erwarte «Stella»." Aber das günstige Urtheil Jacobi's über „Stella" scheint sich nicht erhalten, sondern gerade dies Stück, wie leicht erklärlich, zu einem Misverhältnisse Anlaß gegeben zu haben; denn im April 1775 schrieb Goethe als Antwort auf Jacobi's Zweifel (S. 54):

Friederice Fritzel, wie ist dir! O du Menschenkind — steht nicht geschrieben: So ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben. Und du wähntest manchmal, der Sinn dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ich's nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth die du in Köln an mein Herz weintest. Lieber Fritz, besinne dich — es ist nicht „Stella", nicht „Prometheus" — besinne dich, und noch einmal: gib mir „Stella" zurück! Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe und um deinetwillen liebe! — — Und Das muß ist dir all so ruhig schreiben um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergösse!

Aber das Misverhältniß hob sich bald darauf wieder, worüber uns leider alle nähern Nachrichten abgehen. Am 25. Mai schreibt Jacobi, indem er sein längeres Schweigen entschuldigt:

Ich genieße mehr von dir aus mir selbst als du mir darreichst. O, mein Herz weissagt mir so viel, woran ich fest glaube. Oft nehm' ich wol Papier und Feder und mein', ich werde dir Etwas schreiben; aber hernach findet sich immer, daß Das was ich dir nicht schreiben kann so sehr viel mehr, so sehr viel besser ist als was ich schreiben könnte, daß ich's verschmähe und lieber harre. Aber das Drängen zu dir hin läßt sich doch nicht stillen, und die volle Seele, die das all in sich verschließen soll, all die Liebe die sie hat, all — ach! weiß sich nicht zu lassen, meint oft zu vergehen. Diesen Abend erwarte ich Stella. — Lieber, ich bebe vor dem Drängen zu dir hin, wenn's mich so ganz faßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist bekannt genug, daß Goethe seine Gleichnisse gern von Dingen hernahm mit denen er sich eben beschäftigte. Vergl. Riemer, II, 51. Wie leidenschaftlich Goethe das von Klopstock gepriesene Schrittschuhlaufen liebte, beweist wieder ein neuerdings von Wagner bekannt gemachter Brief Goethe's an Prof. Böckmann vom Nov. 1774.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff.

Am 24. Mai 1848 starb die originellste Dichterin Deutschlands. Nicht nur in der Gegenwart, sondern auch im ganzen Reiche deutscher Poesie, bis zu den Grenzen ihres ersten Werdens unter Opitz und Flemming, steht Annette von Droste in einer Eigenthümlichkeit da die vielleicht nur in der Neuen Welt, unter den amerikanischen Dichterinnen ihres Gleichen finden wird. Sie leben in einer neuen Ordnung der Dinge, in vollkommener Unabhängigkeit von der Männerwelt, sie in ihren schriftstellerischen und poetischen Leistungen weit überflügelnd, und haben darum einen neuen Charakter weiblicher Poesie geschaffen. Weder Liebesglück noch Liebessehnsucht feiert die amerikanische Dichterin, die Allem fremd ist was wir Weiblichkeit nennen. Jean Paul's Liane, Schiller's Thekla, alle diese Gebilde anschmiegender, sehnsuchtsvoller Liebe würden von den Amerikanern nicht verstanden werden.

Die größere Sammlung von Annettens Gedichten erschien 1844 bei Cotta; sie wurde von Gebildeten anerkannt, zum Theil mit Enthusiasmus gepriesen, fand aber bei der großen Masse wenig Anerkennung, weil sie weder den Leidenschaften der Zeit in politischen Sturmreden huldigte, noch über verschmähte Liebe, Zerrissenheit und Weltschmerz klagte. Keine Spur der Nachahmung irgend eines Dichters findet sich in diesen Poesien, dagegen eine merkwürdige Geistesverwandtschaft mit dem Annetten völlig unbekannten Dichter Alfred Tennyson, jetzt in England am meisten gefeiert: gleich ihm ist sie conservativ und contemplativ ohne Leidenschaft. Wie er besitzt sie eine ursprüngliche Fülle und Kraft, der es zuweilen an vollständiger Ausbildung fehlt um allgemein zu gefallen. An-

nette ist recht eigentlich eine Dichterin der Haide und Einsamkeit, und wußte in der scheinbar reizlosen Natur tiefe Poesie aufzufinden. Bei dem Lesen ihrer Haidebilder ergreift uns Sehnsucht nach der Unendlichkeit der Haideflächen, begrenzt vom Abendroth, nach Hirtenfeuern und Vogelhütten, nach den tiefen schwarzen Moorgründen, übersäet mit weißen Federblumen, nach den in bleicher Rosenfarbe erblühenden Feldern Buchweizen, und nach dem gespenstischen Rauschen des Windes durch einzelne Tannen und Fichten. Die Dichterin offenbart in diesen Schilderungen viel Geistesverwandtschaft mit Adalbert Stifter, der durch seine gemüthvollen Skizzen das Leben der Haide zur Poesie erhob. Wie er studirte sie die Natur ihres Heimatlandes, während sie in Westfalen auf dem Witwensitz ihrer Mutter lebte. Auch gemüthliche Schilderungen aus dem einfachsten Leben finden sich in ihren Gedichten: „Die Woche eines katholischen Pfarrers", „Die beschränkte Freie" u. a. m. Mit wahrhaft Shakspeare'scher Intuition vermochte sie sich in jedes Gemüth zu versetzen; in ihr lagen alle Elemente zu einer dramatischen Dichterin, die auch in ihren Balladen sich kundgeben, welche meistens die Sonnenseiten der Feudalwelt feiern. Auch zur Volksdichterin hätte sie sich ausbilden können; die geistige Verwandtschaft von Johann Peter Hebel, der in Schwetzingen begraben liegt, tritt oft in ihren Gedichten überraschend hervor. Schade, daß sie sich kein solches Ziel gesetzt hat. In unserer Zeit, wo ein Sturmverlangen nach Genuß sich auch des Volks bemächtigt, thäten uns Dichter noth die zu den einfachen Freuden der Natur und des Herzens zurückführen, und dadurch die wilden Leidenschaften bändigen die jetzt im Volke toben, Neid, Habsucht und Zerstörungswuth.

Auch als Schriftstellerin ist Annette von Droste aufgetreten, aber nur im „Morgenblatt" mit einigen Criminalgeschichten, die ihren hohen reinen Sinn, ihre Achtung für Tugend und Religion bekunden. Ihr ganzes Leben war, was man leider von wenigen Dichtern und Dichterinnen sagen kann, durchaus fleckenlos; auch ihre Genialität riß sie nie zu Lebensäußerungen hin die gegen Herkommen und Sitte verstoßen, obgleich ihre mächtige Seele deswegen schwer gekämpft haben mag, wie sie selbst in ihrem Gedichte „Am Thurme" ausspricht:

> Wär' ich ein Jäger auf grüner Flur,
> Ein Stück nur von einem Soldaten,
> Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
> So würde der Himmel mir rathen;
> Nun muß ich sitzen so fein und klar
> Gleich einem artigen Kinde,
> Und darf nur leise lösen mein Haar,
> Und lassen es flattern im Winde.

Annette war am 12. Jan. 1798 auf dem Rittergute Hülshoff bei Münster geboren, ihr Vater ein Vetter des in neuerer Zeit berühmt gewordenen Erzbischofs von Köln, Clemens August, ihre Mutter eine Freiin von Harthausen. Sie theilte den Unterricht ihrer Brüder, lernte Latein, und erhielt in allen Stücken eine wissenschaftliche Bildung; schon in ihrem achten Jahre begann sie zu dichten, aber ihre Familie wünschte nicht, daß sie dies Talent ausbilde. Später lebte sie einige Zeit in Bonn bei dem geistvollen Professor Clemens von Droste, und bei ihrem Onkel, dem Grafen von Harthausen, Regierungsrath in Köln. Sie wurde dort mit Johanna Schopenhauer, ihrer Tochter Adele, Karl Simrock und andern Literaten bekannt; aber die meiste Zeit ihres Lebens brachte sie in der Haide bei Münster auf dem Rittergut Rischhaus, dem Witwensitz ihrer Mutter, zu. Selten blühte ein Talent so getrennt von Welt und Menschen auf wie das ihrige. Annette lebte sehr eingezogen in Rischhaus in den Kreisen ihrer Familie, doch in Verbindung mit Münster und ihren dortigen Freunden, unter denen Levin Schücking bemerkenswerth ist; sie irrte, eine blonde blauäugige Jungfrau mit ernsten Gesichtszügen, einen Hammer in der Hand, in der Haide umher, Mineralien zu ihren Sammlungen suchend, und gab sich immer innigerm Verkehr mit der Natur hin. Sie war eine westfälische Dame von uraltem Adel, eine rechtgläubige Katholikin, und wandte darum mit festem Willen den Blick von der neuen Gestaltung der Zeit ab, obgleich sie vor Vielen befähigt war den neuen Lebensfunken im Chaos zu erblicken. In ihrer Familie lebten alle Tugenden der Feudalwelt, darum auch mied sie jeden Umgang mit Literaten die nicht rein moralischen Tendenzen huldigten; aber dennoch blieb ihre Seele rein von Adel-, Tugend- und Religionsstolz.

Seit längerer Zeit kränklich vertauschte Annette ihr geliebtes Rischhaus mit dem alterthümlichen Schloß Meersburg am Bodensee, wo sie von der Rente einer Familienstiftung, unter dem Schutze ihres Schwagers, des gelehrten Baron von Laßberg, lebte. Von dem Honorar ihrer bei Cotta erschienenen Gedichtsammlung hatte sie sich ein artiges Landhaus am Bodensee gekauft, wo sie nach dem Tode ihrer Mutter zu weilen gedachte. Rührend ist ihr Gedicht „Sylvesterabend", im „Rheinischen Taschenbuch" für 1846, worin sie ahnungsvoll ausspricht, daß ihr Leben bald enden, und ihre Mutter noch lange um sie weinen werde. Sie starb an einem Herzschlag.

Lange wird sie in der Erinnerung ihrer Freunde leben, lange in der Literatur als ein großartiges Genrebild. Unter andern Verhältnissen wäre vielleicht eine Universaldichterin aus ihr geworden.

In der letzten Zeit wurden die Engländer mit Annettens Gedichten bekannt. Capitain Medwin, der Freund Byron's und Shelley's, setzte sie über alle englische und amerikanische Dichterinnen, Mrs. Hemans nicht ausgenommen, und übersetzte ein Bruchstück von ihr: „Die Krähen", ein Schlachtstück mit dem Pinsel eines Wouwerman gemalt, welches in einer Sammlung deutscher Dichterinnen in England erschienen ist. 52.

Notiz.

Ein ungrammatischer deutscher Kaiser.

Als am 5. Nov. 1414 zur Befreiung der Kirche von dem bisherigen Schisma das Concilium zu Kostnitz in Gegenwart des Kaisers Sigismund eröffnet wurde, ermahnte derselbe seine Zuhörer mit folgenden Worten: Date operam, ut illa nefanda Schisma eradicetur. Der Cardinal Placentius, welcher dem Kaiser zur Seite saß, sagte hierauf zu ihm: Domine! ista tua locutio est parum grammatica, cum Schisma sit generis neutrius. Allein der Kaiser, über diese Erinnerung erzürnt, erwiderte dem Placentius: Domine, ista tua locutio parum est ethica. Hiermit war aber diese grammatische Fehde noch nicht abgemacht, sondern der Kaiser fragte, wie J. J. Fugger im „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich" (Nürnberg 1668) erzählt, ferner: „Wer sagt's, daß man also reden müsse?" Als der Cardinal Alexandrum Gallum, Priscianum und andere Grammatiker benannte, fragte er wiederum: wer denn diese wären? Und als die Antwort fiel: es wären sprachkundige gelehrte Männer, erwiderte der Kaiser und sagte: „So bin ich ein Kaiser und höher denn diese, kann also wol eine andere Grammatik machen. Denn bin ich ein Herr der Rechte, Länder und Leute, so bin ich viel mehr ein Herr der Worte." Ein Gegenstück hierzu aus früherer Zeit berichtet der Römer Suetonius in dem Buche „De illustribus grammaticis" (Cap. 22). Nach der Mittheilung eines alten Grammatikers hatte nämlich ein Schmeichler des Tiberius gegen denselben die Meinung ausgesprochen, daß der Kaiser ein nichtlateinisches Wort zu einem lateinischen machen könne; aber der Grammatiker wies Dies mit Ernst zurück, indem er sagte: „Du, Kaiser, kannst wol Menschen, nicht aber Worten das Bürgerrecht verleihen." 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 293. —— 19. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Fortsetzung aus Nr. 292.)

Von der Schweizerreise sandte Goethe dem Freunde die „Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe" und das schöne auf der Spitze des Gotthard gedichtete Lied: „Angedenken du verklung'ner Freuden"; diese nämlich meint ohne Zweifel Jacobi in seinem Briefe vom 12. Aug., wo es heißt:

> Ich habe die Wallfahrt und das Lied, und nie fühlte ich deinen Geist dem meinigen näher. Diese Blätter sind mir Erfüllung und Verheißung, Lohn des Glaubens und mächtige Stärkung in ihm. Herrlich, daß man aus so weiter Entfernung einander so wahrhaftig erscheinen kann, daß die Gegenwart inniger ist als es tausend mal die leibhaftige war. Wie ich dich an mein Herz drücke, lieber Unsichtbarer!

Aus „Erwin's Wallfahrt" setzte Jacobi eine Stelle mit der Bezeichnung „Aus einer Handschrift" als Motto vor „Allwill's Papiere".

Hier tritt im Briefwechsel eine Lücke von vier Jahren ein. Goethe, den der Herzog, die ungewohnten weimarer Verhältnisse und die verschiedenartigsten Geschäfte ganz in Anspruch nahmen, begann seine auswärtigen Freunde ganz zu vernachlässigen, von denen er nur mit Lavater und Merck, der über Jacobi spottete (Eckermann, II, 60), in Verbindung blieb; ja er gedachte nicht einmal der Geldsumme welche ihm Jacobi in den ersten Monaten des J. 1775 geliehen hatte. Als er aber im Nov. 1777 Johanna Fahlmer, Jacobi's Tante, zu ihrer Vermählung mit seinem Schwager Schlosser Glück wünschte, schrieb er: „Lebe wohl, grüße Schlosser, und sag was Leidliches Fritzen! Ich bin gar stumm." Ueber den Anfang von Jacobi's „Allwill" äußerte sich Goethe gegen Wieland sehr günstig; es werde ein gar herrliches Werk werden, wenn Jacobi es in einem Feuer fortschreiben könnte. Dagegen widerstand ihm die Ueberschwenglichkeit des Tugendheroismus im „Woldemar", welcher aus höchstsittlichem Gefühle zu einem anspruchsvollen, charakterlosen Taumler wird, und sich mit seinem leeren Tugendideale gar viel dünkt. In jugendlichem Uebermuthe, welcher den Dichter in der ersten weimarer Zeit zuweilen über alle Grenzen des äußern Anstandes und der Schicklichkeit hinwegriß, ließ er seinen Aerger, daß sein Jacobi einer solchen Verzerrung der Natur fähig sei, eines Tages auf eine freilich verletzende Weise an dem Buche aus, was denn von den Freunden des Scandals, welche den bevorzugten Günstling des Herzogs haßten, und daher Alles was von Goethe ausging in Druckfarbe malten, wie Wieland sagt, bald nach allen Orten verkündet wurde. Zu Ettersburg wurden nämlich eines Tags unter einem Eichbaume einige Briefe aus Jacobi's „Woldemar" vorgelesen; darauf bestieg Goethe den Baum, hielt eine Standrede über das Buch, und nagelte dasselbe zur wohlverdienten Strafe und zum erschrecklichen Beispiele an beiden Enden des Deckels an, wo sich denn über die im Winde flatternden Blätter eine große Freude zu erkennen gab. Es war Dies ein übelangebrachter, aber Nichts weniger als böswilliger Scherz, wie man sich ähnliche auch zuweilen gegen Wieland erlaubte, der sich auch nicht so sehr darüber geärgert haben würde, hätte er Derartiges heiter zu erwidern gewußt. „Was mir leid thut", schreibt Wieland, „ist Dies, daß jede Polissonnerie die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt Gott weiß durch welche Kanäle in die weite Welt eventirt." So war denn das Gerücht von dieser tollen Geschichte auch Sophie Laroche zugekommen, die deshalb bei Wieland anfrug. Auch Jacobi war die Sache zu Ohren gekommen, der seinen alten Freund Goethe selbst darüber befragte. Er schreibt am 15. Sept. 1779:

> Du sollst in Ettersburg in einer Gesellschaft von Rittern „Woldemar" und seinen Verfasser auf die entsetzlichste Weise durchgezogen, lächerlich gemacht und zum Beschluß mit einem schön eingebundenen Exemplar dieses Buchs eine schimpfliche und schändliche Execution vorgenommen haben. Das Gerücht ist so allgemein geworden, daß es auch mir endlich zu Ohren kommen mußte. Verschiedene meiner hiesigen Freunde hatten es schon vor vier Wochen gewußt und allerhand Mittel angewandt, daß es mir verborgen bleiben möchte. Ich brauche dir dein Verfahren gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt was ich erwarten konnte, erwarten mußte, und was Alles nicht geschehen ist. Je mehr ich hin und her sinne und mein Gedächtniß erwacht, je tiefer ich Alles zusammennehmend erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bei mir, daß die Sache wovon die Rede ist wenigstens eine mögliche sei. Und Das wäre vielleicht genug mein Herz von dir zu scheiden. Aber nach jenen Stunden, nach jenen Tagen, die gewesen sind — laß, ich will kalt bleiben.

Goethe, der diesen Brief auf der Schweizerreise, die er mit dem Herzoge machte, in Frankfurt erhielt, beantwortete ihn nicht, klärte aber Jacobi's Tante, Schlosser's

zweite Gattin, als er nach Emmendingen kam, über die ganze Geschichte auf, die durch den Weg der schändlichen Klatscherei Jacobi zu Ohren gekommen sei.

Er erzählte — meldet diese am 31. Oct. an Jacobi — offenherzig den ganzen Verlauf, daß er manche muthwillige Parodien nicht geschrieben, aber mündlich über deinen „Woldemar" geschwatzt habe; sagte, so schöne Dinge, so viel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich Das was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm seist und wie ungern er dir Etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können das Buch, zumal den Schluß desselben, sowie es ihm einmal aufgefallen sei, zu parodiren, nämlich daß Woldemar der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders als der Teufel müsse ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon, und suchte mir zu bedeuten was dergleichen launichtes Getreibe in ihm für eine abgesonderte Sache sei; er schwur darauf, daß er wünschte, du wärest mit zugegen gewesen; du selbst hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstracten einmal die Sache zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schriftlich in dergleichen Explicationen einlassen, besonders nach Dem worauf dein Brief gestellt wäre. Doch schrieb er dir vielleicht, vielleicht noch bei mir. Ich bestand darauf, es sei Pflicht, er müsse — Das geschah nun freilich nicht. Indessen schien ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu sein.

Ueber eine solche Tollheit wollte Goethe sich nicht weiter auslassen, er wollte daran nicht mehr gemahnt sein, und daß Jacobi die Sache so ernst nahm, verdroß ihn. Als Lavater Goethe 1781 über „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte" befragte, antwortete Goethe:

Das Factum ist wahr. Eigentlich ist's eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die du am besten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, so könnte ich dir wol das Nähere sagen; es ist aber der Mühe nicht werth. Sehen wir uns wieder und es fällt dir ein, so frage. Da du mich kennst, solltest du dir's in Ahnung erklären können. Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch der Prätension wüthen, sind dir in mir zu wohl bekannt, und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch. Viel von diesem Allen wird verschlungener (verschlungen?) in thätiger Liebe.

Da Goethe wenig Lust hatte auf den so gestellten Brief Jacobi's, der schon weiter von ihm entfernt war als er selbst glaubte, zu antworten, so unterblieb einstweilen der briefliche Verkehr. Als Knebel von Weimar wegreiste, schrieb ihm die Herzogin Amalie (1. Jan. 1780):

Wenn Sie nach Düsseldorf kommen, werden Sie auch den großen Fritz Jacobi kennen lernen, der Sie im Anfange sehr einnehmen wird; wie's aber auf die Dauer gehen wird, weiß ich nicht. *)

Durch diesen, der im Herbste 1780 nach Pempelfort kam, selbst verstimmt und sehr reizbar, ward Jacobi von den weimarer Verhältnissen genauer unterrichtet, denen er freilich wenig Geschmack abgewinnen konnte. An Knebel schreibt Jacobi nach dessen Rückkehr:

Was ich Ihnen hier einmal sagte, ist so ganz wahr, daß ich nämlich ganz erstaunlich dem Bilde gleiche das Rousseau in dem Briefe an Malesherbes von sich macht. Lesen Sie diese Briefe mir zu Ehren doch einmal in der Ursprache. Es ist auch ein Punctum über die Eitelkeit darin. Ich wiederhole es, das ganze Bild ist mir zum Sprechen ähnlich. *) Als ich Ihren Brief las, fiel mir ein, daß ich vor sechs Jahren, als Klopstock bei mir war, über Lavater mit ihm zu reden kam. Mein Freund Lavater, sagte Klopstock, ist sehr eitel; der gute Mann weiß es selbst nicht wie sehr. Einige Tage darauf erwähnte Goethe einer gewissen Dame gegen mich, die Herder der Eitelkeit beschuldige, und sich nicht mit ihr vertragen könne, weil er selbst der eitelste unter allen Menschen sei. Was Goethe von Herder, sagt ganz Deutschland wieder von ihm, er sei aus Eitelkeit und Hochmuth zum Narren geworden. Wie von Wieland und Klopstock geurtheilt wird, ist Niemand unbewußt, und von Lessing heißt es gar, daß er sich aus Eitelkeit dem Teufel ergeben habe. Nun frage ich, ob wir Alle schuldig oder ob wir Alle unschuldig sind.

Knebel urtheilte später, als er den von Roth herausgegebenen „Auserlesenen Briefwechsel Jacobi's" gelesen hatte, Jacobi's Hauptfehler sei gewesen, daß er viel Eigenliebe und Eitelkeit besessen habe. Jacobi fährt in jenem Briefe fort:

Goethe hat einmal einen Kupferstich von mir erhalten; er ist mir nicht sehr ähnlich, aber ich hätte ihn gern wieder. Eine feierliche Zurückfoderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich wer weiß was dabei denken. Ich habe schon vor Jahr und Tag Wieland darum ersuchen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Französische Revolution vom ersten Ausbruche bis zur weitesten Ausdehnung von 1789—1807. Von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg, F. Campe. 1848. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ein Deutscher welcher jetzt über die Französische Revolution schreibt oder liest kann Dies nicht ohne eine mehr als gewöhnliche Bangigkeit thun. Denn auch wir haben in den ersten Monaten d. J. Begebenheiten erlebt welche uns jenes gewaltige Ereigniß in eine nur zu schreckensvolle Nähe rückten. Wir haben den glanzvollsten Thron in den Staub geworfen gesehen; wir haben in unsern Hauptstädten und in ganzen Landstrichen unter der terroristischen Herrschaft der untersten Schichten der Gesellschaft

---

*) Die Herzogin kannte Jacobi wol nur durch Goethe und ihren Liebling Wieland, der bereits seit 1777 mit Jacobi zerfallen war.

*) In den: „Quatre lettres à monsieur le président de Malesherbes, contenant le vrai tableau de mon caractère et les vrais motifs de toute ma conduite" schildert sich Rousseau also: „J'ai un coeur trop sensible à d'autres attachements, pour l'être si fort à l'opinion publique; j'aime trop mon plaisir et mon indépendance pour être esclave de la vanité, au point qu'ils le supposent. Celui pour qui la fortune et l'espoir de parvenir ne balança jamais un rendez-vous ou un souper agréable, ne doit pas naturellement sacrifier son bonheur au désir de fair parler de lui. Une âme paresseuse qui s'effraye de tout soin, un tempérament ardent, bilieux, facile à s'affecter, et sensible à l'excès à tout ce qui l'affecte, semblent ne pouvoir s'allier dans le même caractère; et ces deux contraires composent pourtant le fond du mien. Il dépendait de moi, non de me faire un autre tempérament, ni un autre caractère, mais de tirer parti du mien, pour me rendre bon à moi-même, et nullement méchant aux autres. C'est beaucoup que cela, Monsieur, et peu d'hommes en peuvent dire autant. Aussi je ne vous déguiserai point que, malgré le sentiment de mes vices, j'ai pour moi une haute estime. La seule gloire qui ait jamais touché mon coeur, c'est l'honneur que j'attends de la postérité, et qu'elle me rendra, parcequ'il m'est dû, et que la postérité est toujours juste."

gestanden, und es erlebt wie ein gefeierter Papst von einem undankbaren Volke zur Kriegserklärung gegen Oestreich gezwungen ward, gleichwie Ludwig XVI. 1792 gegen dasselbe befreundete und verwandte Kaiserhaus. Auch wir haben unsere Papiere sinken sehen wie die Assignate der ersten Revolution, wir haben Handel und Wandel in unerhörter Weise stocken sehen, und eine Beeinträchtigung der Kunst und Wissenschaft, eine Beschränkung des heitern und unschuldigen Lebensgenusses in der ungeheuersten Schnelligkeit erfahren, und — was von allen das Schlimmste ist — wir sehen noch auf Jahre in eine so unsichere, ungewisse Zukunft hinaus, daß wir uns kaum der gewonnenen Volksfreiheiten mit jener Zufriedenheit erfreuen können welche die Wichtigkeit der Sache verdient.

Das vorliegende Buch, welches uns zu dieser Betrachtung aufruft, hat nun zunächst eine solche Absicht nicht gehabt, es ist durchaus keine Tendenzgeschichte aus der charlottenburger oder aus einer andern Fabrik, es war ja auch bereits vor den Februarereignissen vollendet und im Druck begriffen. Aber um so größer ist der Eindruck, den es ohne die ausdrückliche Absicht seines Verf. gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke machen muß.

Dieser Verf., Hr. Lochner, ein nürnberger Gelehrter, ist bereits durch tüchtige historische Arbeiten, zuletzt durch die von ihm herausgegebene „Geschichte der drei Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen" vortheilhaft unter uns bekannt. Er gehört zu den schon ältern Schriftstellern, er hat fleißig beobachtet, ruhig die extremen Ansichten über die Revolution untereinander abgewogen; er versteht endlich alles Dies in ruhiger klarer Schreibart vorzutragen. Sein vorliegendes Buch soll keine vollständige, ausführliche Geschichte der Französischen Revolution sein, aber sie übergeht auch keine wichtige Thatsache, und wenn sie schon mit diesen bekannte Leser voraussetzt, sich vorzugsweise auf einen betrachtenden Gesichtspunkt erhoben, und die Folgen der Begebenheiten übersichtlich und belehrend zusammengestellt hat, so fehlt es doch auch ganz und gar nicht an den Einzelheiten, welche zur Belebung und Färbung des großen Bildes ebenso nothwendig als für den heutigen Leser erspießlich sind. Von Beidem werden wir sogleich einige Belege beibringen. Das Schlußjahr 1807 und die Handlung des Tilsiter Friedens dürfte vielleicht auffallend erscheinen, indem ein Schlußpunkt der ersten Revolution durch das Directorium oder das Consulat, oder endlich durch das Kaiserthum einen für Manchen vielleicht gefälligern Anschein hat. Dagegen schreibt Hr. Lochner: „Der Schluß mit dem Tilsiter Frieden hat seinen ganz natürlichen Grund darin, daß die Revolution in ihrer ersten allen Widerstand überwältigenden Ausdehnung bis zu dem Punkte verfolgt werden sollte, wo sie am weitesten in räumlicher und auch in geistiger Hinsicht ausgebreitet war. Von da an fing die wieder mächtiger werdende Reaction an sie in ihre Ufer zurückzudrängen. Das war es auch im Grunde was Napoleon gestürzt hat, und alle andern Ursachen die man aus der Diplomatie oder Strategik hervorholen mag sind nur die äußerlichen Mittel seines im Innern an sich nothwendigen Sturzes gewesen." Auch wir finden diesen Abschnitt gut gewählt. Napoleon stand nach dem Frieden zu Tilsit auf dem Gipfelpunkte seines Ruhms, die Grundveste des Kaiserthums hatte durch die Vermehrung dienstbarer Bundesgenossen an Ausdehnung gewonnen, die Verbindung mit Alexander schien seinen Maßnahmen gegen England den richtigen Nachdruck zu geben. Aber die Neigung zur Willkür und die Verfolgung aller freisinnigen Ideen, deren Mutter allerdings die Revolution gewesen war, untergruben seinen Thron, oder begründeten wie Hr. Lochner will die Reaction. Wie sehr Dies Thiers, der sich gern damit brüstet ein Kind der Revolution zu sein, verkannt hat, zeigen seine Worte in Bezug auf den Tilsiter Frieden, die bei einem andern Schriftsteller fast wie Hohn lauten würden: „**Les peuples vaincus, partagés entre le patriotisme et l'admiration, ne pouvaient s'empêcher de reconnaître en Napoléon l'enfant de la révolution française, le propagateur de ses idées, l'applicateur populaire de la plus populaire de toutes, l'égalité**" (VI, 166).

Wir wollen hiernächst einige Grundgedanken aus dem Buche des Hrn. Lochner herausheben, da ein vollständiger Auszug theils überflüssig, theils bei dem uns gestatteten Raume unthunlich sein würde.

Die Französische Revolution war zuvörderst etwas Unvermeidliches. Die Monarchie war so gänzlich an Haupt und Gliedern erkrankt, daß eine theilweise, vielleicht am Finanzwesen versuchte Heilung schlechthin unmöglich gewesen wäre, daß daher nichts Anderes übrig blieb als den ursprünglichen Vertrag zwischen Volk und Regierung einer Revision zu unterwerfen und ein neues Staatsleben zu beginnen, wie es in den natürlichen, d. h. historischen und localen Bedingungen des Landes und Volkes gegeben war. Eine solche Rückkehr zu dem ursprünglichen Verhältniß lag bereits in der Erklärung des pariser Parlaments vom 5. Mai 1788, welche die Grundlage einer Constitution hätte werden müssen, wenn nicht die Einen Alles verweigert, die Andern Alles gefodert hätten. Zweitens tritt der Verf. gleich bei den Anfängen der Revolution einem Grundirrthume der beiden sich bekämpfenden Parteien entgegen. Es sei nämlich ganz irrig gewesen, dort, zu wähnen, die alten zerfressenen, morschen Formen ließen sich noch halten, hier, zu glauben, die rein philosophischen, abstracten Doctrinen würden sich jemals zur soliden Grundlage eines wirklichen Staats verwenden lassen, und im Stande sein die alten historischen und localen Bedingungen zu ersetzen. Nun können allerdings egoistische und verächtliche Umtriebe Einzelner, Bestechung, Verführung, Bethörung in einem kleinen Kreise ihr Unwesen treiben; es hieße aber eine sehr niedrige Meinung von weltgeschichtlichen Ereignissen haben, wenn man sie nur aus solchen kleinlichen Ursachen herleiten wollte, und nicht vielmehr anerkannte, daß der Einzelne welcher auf seine Zeitgenossen wirklich dauernden Einfluß ausübt, sei er auch noch so gewaltig und hochbegabt, doch nur ein Werkzeug, ein Mittel eines höhern Willens ist, sodaß es auch in diesem Sinne wahr ist, daß alle Mittel nur zum Besten dienen müssen. Der Volkspartei und Nationalversammlung gegenüber erscheint (drittens) Ludwig XVI. bei Hrn. Lochner stets rathlos und schwach, abhängig von einer unklug herausfodernden und doch kraftlosen Umgebung; sein Königthum sei mit dem 20. Juni 1797 dem Ende factisch ganz nahe gekommen, und als durch die Erklärungen der Verbündeten und den drohenden Krieg die Furcht vor eigener Gefahr in dem pariser Volke die Scheu vor dem Heiligthum des Throns verjagt hatte, da schwang sich „der furchtbar entfesselte Koloß der Volkssouverainetät auf den mit Blut besudelten Thron", und dem König blieb Nichts übrig als der Tod des Märtyrers. Diesen fand er nach einem gewaltigen, mit Würde getragenen Geschick, welches uns das höchste Interesse einflößen muß; aber er gab der Französischen Revolution keine neue Gestaltung oder Färbung. Denn sein Tod war durch alles Vorausgegangene so nothwendig bedingt, daß man sich verwundern müßte, wenn diese Katastrophe des für die Franzosen zum bloßen Privatmanne gewordenen Ludwig Capet nicht eingetreten wäre. Von höherer politischer Wichtigkeit waren (viertens) die in stürmischer Eile sich folgenden Ereignisse der Revolution, welche ihren Culminationspunkt in der Schreckensregierung, in der Abschaffung der geoffenbarten Religion und vor Allem in dem ungeheuern, nur in der Theorie wahren, in der Praxis aber höchst verderblichen Grundsatze erreicht hatte, daß das Wohl des Staats das höchste Gesetz sei, und daß dem einmal als nothwendig erkannten Bedürfniß des Staats gegenüber kein Besitz, kein Eigenthum, kein Rechtsbestand für heilig und unantastbar gehalten werden kann. Dieser Grundsatz ward damals zuerst aufgestellt, und mit Erfolg auf eine schauderhafte Weise durchgeführt, er hat einen ärgern Despotismus erzeugt als der Despotismus des Einzelnen es nur immer kann. Mit diesen Grundsätzen welche ganz Frankreich zur Disposition der Revolution stellten war die Herrschaft der Masse oder des

Pöbels vollendet, und ging dem natürlichen Gange gemäß in die Alleinherrschaft über. Aus der folgenden sehr übersichtlich gehaltenen Darstellung heben wir zwei längere Erörterungen hervor. Die eine betrifft die Ausführung der drei Dinge, durch welche Frankreich nach dem italienischen Feldzuge Napoleon's in außerordentlicher Ueberlegenheit da stand, nämlich die Concentrirung der gesammten geistigen und materiellen Kraft des ganzen Landes auf den einen Punkt der Vertheidigung ihrer neuen Republik, die Zersplitterung und innere Aufgelöstheit der Gegner und die gewaltige Persönlichkeit des Siegers im italienischen Feldzuge. Die andere Erörterung stellt die Ursachen zusammen aus denen der Uebergang Frankreichs aus der demokratischen in die monarchische Form eine unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen sei. Hier lesen wir unter Anderm: „War nun einmal das Consulat einem solchen Manne (Bonaparte) übertragen, fühlte dieser Mann, daß kein Anderer die ihm vom Geschick gegebene Aufgabe besser durchführen könne als er selbst, sodaß er ein Schwächling oder ein Thor gewesen wäre, hätte er sich durch eine republikanische Großmuthsidee zur unzeitigen Abdankung bewegen lassen und Alles wieder in das alte Gewirre zurückgestürzt, so wird man dem Mann es nicht verdenken, wenn er endlich aus der temporairen Stellung eine dauernde machte, und erst sich das lebenslängliche Consulat übertragen ließ, dann aber es in eine Monarchie umwandelte, und, um durch keine Erinnerungen an den königlichen Namen zu einer unpassenden Vergleichung Anlaß zu geben, nicht ein Königthum sondern ein Kaiserthum errichtete, und auch durch den Glanz dieses Namens, nach welchem selbst Ludwig XIV. noch vergeblich gestrebt hatte, die Franzosen zu gewinnen verstand."

Wir stehen nicht an Hrn. Lochner darin beizustimmen, daß Bonaparte dem Lande Frankreich durch seine kraftvolle Beherrschung der Revolution einen großen Dienst erwiesen habe. Aber Das müssen wir rügen, daß er nicht genug hervorgehoben oder bestimmt ausgesprochen hat, daß Napoleon herrschen wollte, herrschen im vollen Umfange der Macht und mit allen ihren äußern Abzeichen, daß er in die Reihe der legitimen Fürsten Europas treten, daß er werden wollte wie diese, und sich einen Namen machen. Dabei kam es ihm auf die Liebe der Völker nicht sowol an als auf die Ausfüllung der Kluft welche seinen Thron von den alten Sitzen der europäischen Herrscher schied. Was er selbst hierüber auf St.-Helena gesagt hat ist eitel Lug und Trug, und kann auch einen so besonnenen Mann als Hr. Lochner ist nicht bestimmt haben. Dagegen sagt der beste aller französischen Geschichtschreiber über die Kaiserzeit, Thibaudeau: „En paraissant sacrifier la république aux alarmes des monarques absolus, il y voyait d'abord son compte." Aber dann weiter: „Napoléon se privait gratuitement de l'arme puissante que la révolution avait mise dans ses mains, pour se rendre les peuples favorables et contenir les rois." („Histoire de Napoléon Bonaparte", IV, 53.)

Zum Beweis, daß unsers Verf. Darstellungsart und übersichtliche Anordnung nicht dem Einzelnen geschadet hat, wollen wir einige dahin gehörige Stellen anmerken. Sie können freilich nicht den Farbenreichthum eines Carlyle oder die anschauliche Gewandtheit eines Thiers aufweisen, aber die Art wie die persönlichen Erscheinungen eines Mirabeau, Danton, Marat, Robespierre, einer Charlotte Corday, eines Bonaparte und Anderer uns vorgeführt sind wird als ausreichend für die Verhältnisse des Lochner'schen Buches erfunden werden. Seine Urtheile über Robespierre haben uns jedoch überrascht, und wir finden in ihnen etwas Aehnliches mit der Anschauungsweise Lamartine's, der den Robespierre bekanntlich den Luther de la république genannt, und an ihm viele Rhetorik, namentlich im siebenten Bande seiner „Histoire des Girondins", verschwendet hat. So sieht es unser Verf. als eine Art von Verdienst an, daß Robespierre in einem Zeitpunkte wo unter dem Vorwande der Vernunftreligion der Atheismus und mit ihm alle Unsittlichkeit die Gemüther zu überfluten drohte das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele decretirte, wie abgeschmackt und anmaßend Dies auch war. In einer andern längern Stelle urtheilt Hr. Lochner, man müsse sich in seinem Urtheile von den gewöhnlichen banalen Redensarten abwenden, und sich nicht durch einen bloßen natürlichen Schauder bewegen lassen über den Urheber so ungeheuern Blutvergießens das Verdammungsurtheil auszusprechen. Sein methodisches, scheinbar gerichtliches Morden habe Frankreich vor einem Bürgerkriege bewahrt, und die Keime einer neuen Ordnung der Dinge gesichert, deren Schwäche sich am deutlichsten in den Angriffen gezeigt habe welchen sie nach Robespierre's Sturze ein ganzes Jahr lang, oft nur mit größter Anstrengung, widerstand. Es sei eine heillose Perfidie (beiläufig ein Lieblingswort des Hrn. Lochner) die Gräuel des Terrorismus nur auf die Rechnung des Blutdurstes und des Wahnwitzes einer Partei schreiben zu wollen, und die heimlichen und offenen Angriffe welche auf diese Partei gemacht wurden mit Stillschweigen zu übergehen. Diese Angriffe führen den Verf. auf Pitt, „das verkörperte politische Interesse Englands, den Feind des Menschengeschlechts", wie ihn der Convent genannt hatte, sowie Robespierre in England und Deutschland als „die eingefleischte französische Revolution" angesehen ward, und er hat Beide auf die Gefahr hin misverstanden zu werden sogar nebeneinander gestellt. „Wenn", sagt er, „diesem großen englischen Staatsmanne, der mit leidenschaftlichem Feuer und der edelsten Uneigennützigkeit dem Wohle seines Vaterlandes sein ganzes Leben darbrachte, in einem neuen Plutarch ein Franzose sollte zur Seite gestellt werden, so könnte Dies kein Anderer sein als der ihm an leidenschaftlicher Vaterlandsliebe und reiner Uneigennützigkeit auf jeden Fall vergleichbare Robespierre."

Gewiß ein Viele sehr befremdendes Wort! Die Vergleichung paßt schon aus äußern Gründen nicht; denn wie kann Robespierre's fünfjähriges Treiben und Morden der langjährigen staatsmännischen Thätigkeit Pitt's gegenüber in Anschlag kommen. Weiterhin wollen wir die Parallele nicht verfolgen. Ferner aber war, wie man immer die Sachen betrachten mag, bei Robespierre sein Ich der erste Artikel seines philosophischen Systems, und sein Regierungssystem würde aufgehört haben, wenn es jenem Ich und seiner Herrschaft zuträglich gewesen wäre mit dem Morden inne zu halten: alles Dies ging indeß nicht über die persönlichen Interessen Robespierre's hinaus, und ist er ein Fanatiker gewesen, so war er es doch gewiß nicht bis zu dem Grade, daß er der Märtyrer einer Theorie hätte werden mögen in der sein Ich nicht obenan gestanden hätte. Wir geben zu, daß er für Frankreich einen Naturstaat, eine demokratische Ordnung gewollt hat, aber Wachsmuth („Zeitalter der Revolution", II, 124) urtheilt sehr wahr, daß Dies in der Weise des Pisistratus hätte geschehen müssen. Dieser ließ bekanntlich die Solonische Verfassung bestehen, nahm aber für sich einen Platz über derselben. Ebenso sollte auch die französische Demokratie in Robespierre ihren Vorstand haben.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Ein Vorschlag.

Es gibt zwei lateinische Verszeilen die dadurch berühmt worden sind, daß sie dieselben bleiben, ob man sie von vorn nach hinten oder von hinten nach vorn lese. Bekanntlich lauten sie:

Signa te signa; temere me tangis et angis:
Roma tibi subito motibus ibit amor.

Da man ebenso wenig weiß wer der Verfasser als was ihre eigentliche Bedeutung sei, so schlage ich vor der Nachwelt aufzubinden, der dermalige Papst Pius IX. habe sie den Römern zugerufen und damit sagen wollen: falls die Römer nicht zu ihren religiösen Pflichten zurückkehrten, und ihn wegen seiner politischen Ansichten ungehudelt ließen, so werde es in Rom nächstens darüber und darunter gehen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 294. —— 20. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Fortsetzung aus Nr. 293.)

Unterdessen hatte sich Jacobi, während Goethe unter der Last drückender Geschäfte der Erkenntniß der Natur und Kunst lebte, immer mehr an den frommen Kreis der Fürstin Gallizin angeschlossen. Auch mit Lessing, der seinen „Woldemar" sehr lobte, stand er seit 1779 in näherer Verbindung.*) Als er diesen im Juli 1780 besuchte, legte er ihm den Monolog aus Goethe's „Prometheus" vor, damit er, „der so manches Aergerniß gegeben habe, auch einmal eines nehmen möge". Aber Lessing fand nicht allein das Gedicht gut in seiner Art, sondern erklärte auch den Gesichtspunkt aus dem es geschrieben sei für seinen eigenen, da ihm die orthodoxen Begriffe von der Gottheit nicht zusagten. Lessing's bald darauf erfolgender Tod (15. Febr. 1781) mußte bei der kaum begonnenen Bekanntschaft mit diesem so ausgezeichneten, in die Bildung der Zeit tief eingreifenden, ja ihr vorgreifenden Manne unsern Jacobi schmerzlich berühren; um so erfreulicher war es für ihn, daß sich bald darauf auf unerwartete Weise das Verhältniß zu Goethe erneuern sollte, nachdem er selbst gleich nach Lessing's Tode (am 8. März 1781) mit Lavater angeknüpft hatte.

Als nämlich Schlosser 1782 nach dem Tode von Goethe's Vater (27. Mai 1782) Pempelfort besuchte, war auch des Geldes Erwähnung geschehen welches Jacobi im Anfange des J. 1775 an Goethe geliehen hatte. Von seiner Mutter, welcher Schlosser Dies mitgetheilt hatte, davon in Kenntniß gesetzt, schrieb Goethe am 2. Oct. an Jacobi:

Lieber Fritz! Laß mich dich noch einmal und, wenn du dann willst, zum letzten mal so nennen, damit wir wenigstens in Friede scheiden. Du halfst mir damals aus einer großen Verlegenheit, und ich will es nicht entschuldigen, daß ich der Sache so lange nicht erwähnte. Bald hatte ich die Summe nicht beisammen, bald vergaß, bald vernachlässigte ich es, und besonders seit der Zeit da du unzufrieden mit mir warst konnte ich mich gar nicht entschließen davon zu schreiben. Nun ist mir herzlich lieb, daß auch Dieses abgethan wird. Meine Mutter wird es besorgen; ich weiß wahrlich nicht mehr, wie viel es war, und was es nun betragen mag; sie wird deswegen an dich schreiben, mache es mit ihr aus, und nimm meinen herzlichen Dank dafür und für Alles was du mir Gutes erzeigt hast. Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal an Wunden, an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden die man schlägt nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist. Meine Lage ist glücklich; möge es die deine auch sein. Wenn du mir nichts Freundliches zu sagen hast, so antworte mir gar nicht, beendige mit meiner Mutter das Geschäft, und ich will mir's gesagt halten.

Dieses Geständniß der Schuld mit der rührenden Erinnerung an die schönen Tage der Vergangenheit rief eine mit großer Herzlichkeit und Liebe geschriebene Antwort Jacobi's hervor. Er schrieb:

Was ich an dir erkannt hatte, Das hatte ich tief und unauslöschlich erkannt. Und so denke ich auch, daß du weißt an wen du geschrieben hast, und daß ich dir weiter Nichts zu sagen brauche als was schon auf diesem Blatte steht. Fühlst du Das nicht auch je mehr und mehr: daß Denen die Gott liebt alle Dinge zum Besten dienen müssen! Von deiner Lage habe ich eine solche unvollkommene Vorstellung, daß es so gut als gar keine Vorstellung ist. Du mußt viel erfahren haben, und wie man dich auch nehmen mag, hast du viel Größe und Festigkeit bewiesen. Ich glaube also, daß dir wohl ist, und wünsche dir von ganzer Seele Glück.

Sehr bezeichnend ist Goethe's Erwiderung:

Von meiner Lage darf ich Nichts melden. Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht, und leide wo Andere genießen, genieße wo Andere leiden. Ich habe unsaglich ausgestanden, und freue mich herzlich, daß du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken drin stecken als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch da noch zu verstecken!

Zu gleicher Zeit schickt er Jacobi eine Abschrift der „Iphigenia", „nicht als Werk oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich mein Geist mit dem deinigen unterhalte, wie mir das Stück, mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen eine stille

*) Lessing schickte ihm seinen „Nathan" am 18. Mai 1779 mit den Worten: „Der Verfasser des «Nathan» möchte dem Verfasser des «Woldemar» die unterrichtende und gefühlvolle Stunde die ihm dieser gemacht hat gern vergelten."

Unterhaltung mit höhern Wesens war".*) Jacobi antwortet in vollster Begeisterung:

Ich habe dein Paquet, du Lieber! und ich hang' an deinem Halse. O ganz anders wie ehemals. Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos heißt dich mein tiefstes Inneres Bruder! So viel ich wollte, könnte ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los sein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen. Das Schreiben stört mich. Schick mir dein Bild.

An dem Verluste den Jacobi durch den Tod seiner geliebten Betty erlitt, sowie an sonstigen Besorgnissen nahm Goethe herzlichen Antheil. Er schreibt an Jacobi:

Habt mit Schlosser Geduld! Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, obgleich er Vieles an sich bilden kann. Schlosser stickt in seiner Haut und Verhältnissen so fest als ein Anderer; wir sollten Alle miteinander Mitleiden haben.

Jacobi, erfreut über Goethe's herzlichen Brief, der „mehr als Versicherung und Zeichen, der die Freundschaft mit der That sei", bemerkt nach einer bittern Klage über sein unaufhörliches Kranken am Leibe und am Geiste: „Doch es sei! Wenn auch dem Menschen keine Hülfe, keine Hoffnung weiter bleibt, so bleibt ihm doch zum wenigsten der Gott des alten Plinius: Deus est mortali juvare mortalem. Und hierauf, lieber Goethe, nehm' ich dich in meinen Arm." Das war einmal ganz in Goethe's Sinne gesprochen!

Im Sept. 1784 besuchte Jacobi mit seiner Schwester Weimar, wo er mit Goethe, Herder und Claudius — denn mit Wieland war er seit seinem Streite über das Recht des Stärkern**) zerfallen — selige Tage verlebte. Goethe, der ihn seit mehr als neun Jahren nicht gesehen hatte, ward als Jacobi unversehens eintrat vor Freude blaß. „Es war uns Allen wohl", schreibt Jacobi an die Fürstin Gallizin, und gleich nach seiner Rückkehr redet er Goethe mit den Worten an:

Ich habe dich also wiedergesehen, und viel mehr als Das! Als ich wegging, war es mir nicht als ob ich dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer als da ich kam. Du weißt wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblicke selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse deiner, und weiß von Nichts das mir vergangen wäre. Erhalte mich so, du kannst es — du weißt es.

Herder schreibt:

Jacobi ist sehr gerührt weggegangen, insonderheit von Goethe; unsere Bekanntschaft wird ihm gewiß an Leib und Seele wohl thun.

Mochte auch diesmal die Verschiedenheit ihrer Ansichten sich bestimmt genug aussprechen, so wirkte doch die stille Rührung über das unter so ganz verschiedenen Verhältnissen erfolgende Wiedersehen mildernd und besänftigend. Mußte ja Goethe den Schmerz des Freundes über den Verlust seiner Betty tief empfinden, und um so mehr alles Verletzende entfernt halten, als er sich einer frühern leichtsinnigen Verletzung schuldig wußte. Ueber den edeln Kreis der Fürstin Gallizin, deren Schattenriß ihm unendliche Freude machte, erhielt er durch Jacobi genauere Mittheilungen. Auch nahm er an Jacobi's Untersuchungen über Spinoza lebhaften Antheil, der ihm und Herder seine Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza", in welcher er die feste, lebendige Einheit derselben darzustellen suchte, in der Handschrift zusandte. Herder machte über dieselbe einige Bemerkungen, die aber nur Nebensächliches betrafen; das System Spinoza's fand er im Wesentlichen so dargestellt wie er es sich selbst dachte. Goethe, der ganz in seinen Naturstudien vertieft war, ging ungern daran sich schriftlich darüber zu erklären. Er schrieb:

Darüber sind wir (Herder und Goethe) einig, daß die Idee die du von der Lehre des Spinoza gibst derjenigen die wir davon gefaßt haben um Vieles näher rückt als wir nach deinen mündlichen Aeußerungen erwarten konnten, und ich glaube, wir würden im Gespräch völlig zusammenkommen. Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles Uebrige ruht, woraus alles Uebrige fließt. Er beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn Andere deshalb atheum nennen, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen. Vergib mir, daß ich so gerne schweige, wenn von einem höhern Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren nähern und tiefern Betrachtung Niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza, obgleich vor seinem Blicke alle einzelne Dinge zu verschwinden scheinen.

Er habe, bemerkt er, niemals alle Schriften Spinoza's in einer Folge gelesen, doch glaube er ihn überall wo er in ihn hineinblicke zu verstehen. Daher sei es ihm schwer Das was Jacobi von Spinoza sage mit Spinoza selbst zu vergleichen; doch scheine ihm, dadurch daß er dessen Lehre in anderer Ordnung mit andern Worten darstelle, müsse oft „die höchste Consequenz der allersubtilsten Lehren unterbrochen" werden. Als Jacobi ihm später ein Exemplar der Schrift übersandte, bemerkte er blos, die historische Form kleide dem Werkchen gut, und als Jacobi sich über diese kurze Abfertigung seines Buchs beklagte, äußerte er:

„Du weißt, daß ich über die Sache selbst nicht deiner Meinung bin, daß mir Spinozismus und Atheismus Zweierlei ist, daß ich den Spinoza, wenn ich ihn lese, nur aus sich selbst erklären kann, und daß ich, ohne seine Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch, wenn die Rede wäre ein Buch anzugeben das unter allen die ich kenne am meisten mit der meinigen übereinkommt, die Ethik nennen müsse.

Man sieht wie Goethe hier absichtlich mit seinem Widerspruche zurückhielt, bis Jacobi ihn gleichsam herausfoderte. Durch den Besuch der Fürstin Gallizin im Sept. und Oct. desselben Jahres ward Jacobi seinem Freunde wieder näher gerückt. Goethe schreibt ihm:

Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich

*) Er hatte sie während der Aushebung der Mannschaften und der Wegbesichtigungen, wo er Nachts in kleinen Orten zubringen mußte, im Febr. und März 1779 geschrieben. Vgl. Riemer, II, 82. Auch „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen" und eine frühere Bearbeitung des „Triumph der Empfindsamkeit" theilte Goethe an Jacobi mit, denn Abschriften von diesen wie von der „Iphigenia" besitze ich aus Jacobi's Nachlaß. Ueber die ältere Gestalt des „Triumph der Empfindsamkeit" denke ich nächstens in d. Bl. zu berichten.

**) Vgl. Jacobi's Aufsatz „Ueber Recht und Gewalt" (1777), der in edler Entrüstung gegen Wieland's Abhandlung „Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit" (XXX, 285 fg.) gerichtet war.

und sie, und wenn ich dir sage, daß wir diesmal ganz natürlich gegeneinander und offen gewesen sind, so kannst du dir das Uebrige wohl denken.

An Jacobi's Streite mit Mendelssohn nahm Goethe freundlichen Antheil, doch machte ihm seine 1786 erschienene Schrift „Wider Mendelssohn's Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessing's" keine Freude. Es sei und bleibe eine Streitschrift, er aber habe vor allen literarischen Händeln die stärkste Abneigung.

Du mußtest die Bogen schreiben, Das sehe und erwartete ich, nur hätte ich gewünscht, die Species facti wäre simpler vorgetragen; alles Leidenschaftliche dabei kann ich nicht billigen, und die vielen Umhänge und Anhänge thun auch nicht gut, wenn man kämpft.

An Jacobi, meint er, sei Vieles zu beneiden, dagegen habe ihn aber Gott mit der Metaphysik gestraft, und ihm einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, ihn selbst dagegen mit der Physik gesegnet, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er ihm nur wenige habe zu eigen geben wollen.

Uebrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann ohne deiner Meinung zu sein; denn wie wir voneinander abstehen, habe ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten (S. 77), und überlasse euch Alles was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid.

Spinoza gebe ihm Muth, fügt er hinzu, ein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die er reichen und von deren essentiali formali er sich eine adäquate Idee zu bilden hoffen könne, ohne sich im mindesten zu bekümmern wie weit er kommen werde, und was ihm zugeschnitten sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Französische Revolution vom ersten Ausbruche bis zur weitesten Ausdehnung von 1789 — 1807. Von Georg Wolfgang Karl Lochner.

(Beschluß aus Nr. 293.)

Wohl wissend, daß auch die Beschreibung einzelner Zustände der Ausführlichkeit nicht entbehren darf, um die Geschichte des Zeitalters in lebendiger Gestalt vorzuführen, ist Hr. Lochner auch hierin geschickt verfahren, und hat aus dem großen Reichthum an Stoffen mit wenigen Worten solche Zustände glücklich bezeichnet. Wir nennen hier die vielberufene Halsbandgeschichte, die Schilderungen des 23. Juni und 5. und 6. Oct. 1789, des 10. Aug. 1792, die Lage der königlichen Familie, den Tod Ludwig's XVI. und seiner Gemahlin, die That der Charlotte Corday, das Land der Vendée, das Fest des höchsten Wesens, Bonaparte's Rede an seine Soldaten am 27. März 1796, die Kaiserkrönung, die Ermordung des Herzogs von Enghien, der „als ein Opfer des militairischen Despotismus fiel, dem Nichts mehr, selbst nicht das Recht einer Freistätte außerhalb des Vaterlandes heilig war", die Schlacht bei Abukir, und setzen als Beleg eine Stelle über die Einrichtung des Consularhofs her: „Aeußerer Prunk, auch in der Kleidung, mußte zeigen, daß der Hof des Consuls keinem Kaiser nachstehe. Er selbst trug bei feierlichen Gelegenheiten die prächtige Consularkleidung, ein langes, weites scharlachrothes Sammetkleid mit reicher Goldstickerei, mit weiß atlasner goldgestickter Weste mit langen Schößen und weißen Kasimir-Unterkleidern mit goldgestickten Kniegürteln, dazu lange und breite Spitzenmanschetten, oft bis über die Finger, einen eben solchen Jabot, weißseidene Strümpfe, Schuhe mit breiten, goldenen Schnallen, einen kleinen Degen und einen großen dreieckigen Hut in der Hand oder unter dem Arme. In kleiner Uniform, wenn etwa Gesellschaftskreis bei seiner Gemahlin war, trug er ein grünes Kleid mit rothem Aufschlag, schwarzseidene Beinkleider und trotz der Strümpfe und Schuhe einen kurzen Dragonersäbel mit einem kleinen dreieckigen Hut. Glücklicherweise nahm er den Puder nicht wieder an, sonst würde auch diese von den Jakobinern zuerst abgeschaffte Sitte wieder gänzlich aufgekommen sein." So steht uns der Bonaparte aus dem Jahre 1802 auch ohne Illustration deutlich vor Augen.

Neben der Behandlung dieser französischen Gegenstände gereicht es Hrn. Lochner zur Ehre auch den deutschen Angelegenheiten die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Vermochte er Dies bei dem mäßigen Umfange seines Buchs nicht in dem Grade zu thun als es Menzel jetzt im zwölften Bande seiner „Deutschen Geschichte" gethan hat, so wird man doch durch die Auffassung des geistigen Einflusses der Revolution auf Deutschland, der Josephinischen Zeit, der mannichfachen Schwärmerei Geßner's, Mesmer's, Lavater's und der Illuminaten sich befriedigt fühlen. Weiter erfreuen wir uns der mit sichtbarer Liebe und gerechtem Stolze gegebenen Entwickelung eines ganz neuen, unbekannten Lebens in Philosophie und Dichtkunst, der Begeisterung für Lessing, Goethe, der „des gesammten deutschen Landes Stolz und Freude ist", Schiller und die ihnen vorangegangenen Mitglieder des Göttinger Dichterbundes. Nach dem Presburger Frieden gibt die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone Hrn. Lochner eine neue Gelegenheit auf deutsche politische, literarische und dichterische Verhältnisse einzugehen. „Wir können", sagt er, „nicht ohne ein gewisses Bedauern den Untergang der deutschen Verfassung ansehen, ja wir finden in dem zauberhaften Helldunkel der Vergangenheit, in jenem alten Reiche einen Reiz der Romantik, den die Gegenwart nimmermehr ausübt; aber dennoch müssen wir in den damaligen Umgestaltungen Deutschlands einen segensreichen Einfluß der Revolution erkennen." Der Verf. verschweigt nicht, daß in den Rheinbundsstaaten das neue Regiment mit bureaukratischer Einseitigkeit geübt, die Policei streng und unbequem, die Achtung für öffentliche Institute und für geheiligte, wohlthätige Dotationen nur gering gewesen sei; aber alle diese Unbilden sind vorübergegangen, und die durch die Revolution in dem deutschen Geiste hervorgebrachte Gährung hat die wohlthätige Lage der Gegenwart herbeigeführt. Wir wollen Hrn. Lochner die letztere Thatsache nicht bestreiten, er konnte sie durch die Aufzählungen bei Wachsmuth („Geschichte Frankreichs" III, 637) und bei v. Rath („Geschichte Napoleon's", II, 370) noch verstärken; aber er hätte auch wie diese beiden Schriftsteller gethan haben bestimmt sagen sollen wie sehr die Bureaukratie, Autokratie, Conscription, Policei mit französischen Getrieben, Censur und hohe Besteuerung die Rheinbundsstaaten und die in den J. 1808—12 zum französischen Kaiserreiche geschlagenen Länder gedrückt hatten, und hätte wenigstens andeuten sollen welche Mühe nach dem Ausgange des preußischen Kriegs von Napoleon angewendet worden ist, um den Deutschen die Freude an ihrer Sprache und Literatur zu verkümmern. In Beziehung auf die letztere erkennt aber der Verf. in einer wohlgeschriebenen Stelle an, daß dieser bessere Zustand deutscher Angelegenheiten besonders durch ein neues geistiges Reich des Gedankens und der Wissenschaft aufgebaut worden ist. Die Einwirkung Kant's, Fichte's und Schelling's wird in kurzen, kräftigen Zügen gezeichnet, Schiller als weltbürgerlicher Dichter gegen den Vorwurf vertheidigt als sei er ein moderner Vaterlandsliederdichter, wie Herwegh oder Hoffmann von Fallersleben, Goethe's und Wieland's Verdienst durch Ausbildung unserer Sprache und Literatur hervorgehoben. Es folgen Kotzebue, Iffland, die zahlreichen Ritterromane, Lafontaine, Ernst Wagner, Tieck, Jean Paul, in dessen Romanen, trotz seiner rein deutschen Natur, doch keine Beförderung des nationalen Sinnes zu entdecken war. Das Urtheil über die Romantiker

ist nicht günstig. Ihre Vaterlandsliebe sei mehr antiquarische Liebhaberei gewesen, und während sie vor dem politischen Joche Frankreichs zu flüchten versuchten, würden sie sich unbedenklich in die religiöse Knechtschaft des Ultramontanismus gestürzt haben. Zum Schluß beseitigt Hr. Lochner die Anklage, als hätten die Heroen der damaligen deutschen Literatur Gleichgültigkeit in politischen Dingen gefühlt, und zeigt, daß eine erst zum Bewußtsein gekommene Literatur wie die deutsche seit Klopstock und Lessing sich vorzugsweise mit sich selbst zu beschäftigen gehabt habe, und daß jene ältern Dichterwerke gerade deshalb Schätze für immerdar geworden sind, weil sie nicht der augenblicklichen Bedeutung angehörten. „Ist denn", fragt der Verf., „Goethe etwa weniger ein deutscher Dichter, weil er sich von all dem politischen Treiben fern gehalten und uns kein politisches Lied hinterlassen hat? War es nicht besser, daß er uns Lieder gedichtet hat die wir singen können «in allen guten Stunden die uns durch Lieb' und Wein erhöhet sind», oder «uns ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen.»"

Vom deutschen öffentlichen Leben merken wir noch an die mit dem patriotischen Unwillen eines Nürnbergers geschilderten preußischen Besitzergreifungen in Franken während des Jahres 1796, die Erzählung des Gesandtenmords bei Rastadt, und die schmähliche Hinrichtung des Buchhändlers Palm, dessen gänzliche Unschuld mit Wärme hervorgehoben ist. Sonderbar immer, daß selbst Hr. Lochner keine Vermuthung über den bis jetzt ganz unbekannt gebliebenen Verfasser jener Schrift die Palm's Unglück geworden ist aufstellen konnte. Der Gesandtenmord ist im Allgemeinen richtig beschrieben worden, nur hätte Hr. Lochner nicht die Versicherung alter Rheinländer, die unter der Republik dienten, hinschreiben sollen: es sei der Mord von ihnen, also von Franzosen im Interesse der Regierung begangen worden. Dies ist die unwahrscheinlichste aller Ueberlieferungen. Vielmehr dürfte nach allen Zeugnissen die Urheberschaft des Grafen Lehrbach mit großer Sicherheit und ohne das „vielleicht" des Hrn. Lochner angenommen werden.

Der letzte Gegenstand veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß wie hier so auch überall Hr. Lochner gute Quellen benutzt hat. Unter den französischen Werken stellt er die von Mignet und Thiers als die lehrreichsten für die Erkenntniß der Revolutionszeit hin. Er sagt über beide nur wenige Worte, und so wollen auch wir nur hinzufügen, daß wir Mignet's Arbeit für durchaus unzureichend halten; sie muß es sein, da ihr Stoff in so beschränktem Raume sich hat nach keiner Seite entfalten können. Dagegen hat Thiers' „Histoire de la révolution" große Vorzüge der Klarheit und Anschaulichkeit, so lange er noch nicht die Bonaparte'sche Regierungskunst und sein Administrationssystem für das Höchste der Menschheit hält. Von da an dürfen deutsche Schriftsteller sein Buch nur höchst vorsichtig benutzen; Thibaudeau, Lacretelle, Lefebvre sind weit treuere Gewährsmänner. Aber eine wahre Freude ist es uns gewesen, daß Hr. Lochner auf sieben Seiten seiner überhaupt lesenswerthen Vorrede Wachsmuth's „Geschichte von Frankreich im Revolutionszeitalter" als das bedeutendste und gründlichste Werk über diese Zeit anerkennt. Herr Lochner sagt: „Wachsmuth's Werk ist für Den der die Französische Revolution studiren will der sicherste Führer, der ihm Bescheid gibt über die tauben Erze, über die ausgebeuteten Gruben und über die noch erzhaltigen Gänge; sein eigenes Raisonnement tritt selten mit großem Nachdruck hervor, obwol eine der Revolution von Haus aus abgeneigte Stimmung nicht zu verkennen ist; indessen wird die Gerechtigkeit welche der Historiker zu üben hat dadurch nicht beeinträchtigt."

Zum Schluß haben wir noch einige Misgriffe des Verf. zu berichtigen. Unter den Hauptpersonen der Revolutionszeit ist unser Verf. der Königin Marie Antoinette abgeneigt. Er glaubt allerdings nicht an die scandalösen Liebeshändel welche ihr Parteihaß und Verleumdung aufgebürdet haben; aber er findet in ihr Anlage zur Eitelkeit und Spottsucht, er nennt ihre Erziehung vernachlässigt, er gibt ihr Lust zu luxuriösen Ausgaben Schuld; er sagt, sie habe durch ihr höchst unvorsichtiges Betragen in allen Regierungsangelegenheiten ihre und ihres Gemahls Achtung bei dem Volke verscherzt. Ref. hat dem Leben dieser Königin die Studien einer Reihe von Jahren gewidmet, und kann in Bezug auf den letzten Vorwurf nicht anders sagen als daß es der Königin in Beziehung auf Staatsangelegenheiten an Kenntniß, an richtigem Blick, an Consequenz gefehlt habe. Aber ebenso hat er zu ihrer richtigen Beurtheilung ihre Jugend als sie nach Frankreich kam, die Abneigung ihres Gemahls in den ersten Jahren, die Ministerherrschaft eines Maurepas, die vielfach verschlungenen Umtriebe des versailler Hofs und zuletzt den Mangel an Selbständigkeit des Königs, der sie zu den Staatsgeschäften recht eigentlich hindrängte, in Anschlag bringen zu müssen geglaubt.

Einige andere Irrthümer enthalten die letzten 20—30 Seiten unsers Buchs. So ist auf S. 413 zu viel gesagt, wenn das Verhältniß zwischen Napoleon und Fox als „ein „auf gegenseitige Achtung und Anerkennung gegründetes" bezeichnet wird, da nach Robert Adair's Versicherung („Geschichtliche Denkschrift einer Sendung an den wiener Hof", S. 451 fg.) Fox nur für Bonaparte's Fähigkeiten Bewunderung hegte, keineswegs aber um seinetwillen nach Paris gereist war, wo „Bony" am 2. Sept. 1802 gegen alle ihm vorgestellten Engländer sehr höflich war, gegen Fox aber besonders. Ferner hat es uns befremdet in der sonst so gehaltenen Erzählung des Verf. auf S. 418 die Verleumdung des ersten französischen Bulletin aus dem Kriege von 1806 wiederholt zu finden, daß nämlich die Königin Luise von Preußen in der Uniform ihres Leibdragonerregiments durch die Straßen von Berlin geritten sei. Gleich darauf scheint er derselben Fürstin es zum Fehler anzurechnen, daß sie ihren Gemahl trotz früherer Versprechungen in der Nacht vor der Schlacht bei Auerstädt dennoch verlassen habe. Allerdings schied die Königin am 13. Oct. von ihrem Gemahle und von dem Heere; wir begreifen aber nicht wie Dies einer Frau unter den damaligen Umständen zum Vorwurfe gemacht werden kann. Endlich würden wir nicht die „französische Artigkeit" Napoleon's gegen die Königin während der Zusammenkunft in Tilsit belobt haben. Denn von einer Courtoisie des französischen Kaisers, wenn er sie überhaupt besessen hätte, weiß selbst Thiers bei dieser Gelegenheit Nichts zu rühmen, und Schlosser („Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", VI, 277) hat mit allem Recht gesagt, daß Napoleon „unter der Maske französischer Galanterie" die edle Frau tödtlich gekränkt habe.

Wir schließen mit der Versicherung, daß unsere populaire Geschichtsliteratur in dem Buche des Hrn. Lochner eine wirkliche Bereicherung empfangen hat. 17.

Bibliographie.

Boas, E., Schriften. 5ter Band: Dramatische Schriften. 1ster Band. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 8. 1 Thlr.

Delbrück, F., Ergebnisse akademischer Forschungen. 2te Sammlung. Herausgegeben und mit einem Lebensumrisse des Verfassers begleitet von A. Nicolovius. Mit 1 Bildnisse. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Den Frauen. Gedichte von der Verfasserin der Ernsten Stunden. Breslau, Max u. Comp. 1849. 16. 1 Thlr.

Fassel, H. B., Tugend- und Rechtslehre, bearbeitet nach den Principien des Talmuds und nach der Form der Philosophie. Wien. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig von Wallmoden-Gimborn an der Nieder-Elbe und in Belgien, in den Jahren 1813 und 1814. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 12 Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1849. 18ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 295. —— 21. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

Im Herbste desselben Jahres betrat Goethe das Land seiner Sehnsucht, wo sich ihm Natur und Kunst in höchster Vollkommenheit entfalten und seinen Geist zur reinsten Harmonie stimmen sollten. Gleich am Anfange des folgenden Jahres (1787) sendet er von Rom aus an Jacobi einen freundlichen Gruß. „Niemals habe ich lebhafter gefühlt", schreibt er, „wie man zusammenhalten soll, als im fremden Lande, in das ich mich, entäußert von Allem was uns schützt und forthilft, gestürzt habe." Als aber Herder, der damals im innigsten Verhältnisse zu Goethe stand, sich gegen Jacobi's neu erschienenes Buch „Ueber Idealismus und Realismus" in schärfster Weise erklärt hatte, stimmte Goethe ihm im Oct. 1787 vollkommen bei, indem er bemerkte: Jacobi arbeite sich ab, um eine Kindergehirnempfindung zu vergöttern, er verwechsele Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung, er scheue sich den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur Das sei was er sei. Man muß gestehen, daß Goethe, in welchem der lang verhaltene Widerwille gegen Jacobi's, des Heißgeliebten, abweichende Ansichten sich endlich entlud, hier gegen den Freund ungerecht ist, da dieser keineswegs Glauben und Wissen (noch weniger Ueberlieferung und Erfahrung) miteinander verwechselte, obgleich ihm Dies auch von andern Seiten vorgeworfen ward, wogegen er sich in dem schönen Briefe an Rehberg („Auserlesene Briefe", I, 469 fg.) vertheidigt; vielmehr unterschied er sehr wohl den Glauben als unmittelbares Wissen vom eigentlichen philosophischen Wissen. Aber darin hat Goethe vollkommen Recht, daß Jacobi das eigentlich philosophische Wissen dadurch aufhob, daß er der Philosophie die aus reiner subjectiver Ansicht stammende Behauptung entgegenhielt, sie führe zum Atheismus, welcher seinem Glauben, der einzig wahr und sicher sei, widerspreche. Sehr treffend charakterisirt sich Jacobi selbst später in einem Briefe an Reinhold, wo er sagt, er sei durchaus Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ; er schwimme zwischen zwei Wassern, die sich nicht vereinigen wollten, sodaß sie ihn gemeinschaftlich trügen; wie das *eine* ihn unaufhörlich hebe, so versenke zugleich das andere ihn unaufhörlich.

Aber die böse Misstimmung gegen Jacobi wich bald wieder liebevoller Anerkennung seines reinen, auf dem Grunde tiefster Gemüthlichkeit ruhenden, dem Edelsten und Besten zugewandten Geistes. In einem gleich nach der Rückkehr aus Italien an Jacobi geschriebenen Briefe bedauert er Hamann's Tod, über den er sich gegen Herder so scharf ausgesprochen hatte. Er schreibt:

> Hamann's Verlust ist hart, ich hatte nie gerechnet ihn zu sehen, seine geistige Gegenwart war mir immer nah. Und doch was muß die Nähe eines solchen Menschen sein! Was muß er dir geworden sein! Und wie sehr mußt du seinen Abschied empfinden. Laß uns, so lang wir leben, einander was möglich ist sein und bleiben.

Von der Fürstin Gallizin heißt es daselbst: „Ihre Worte sind mir wahre Wohlthat; ich danke dir, daß du mir sie verschafft hast. Ich meinte es so herzlich zu ihr, und begriff nicht, daß sie mir nicht schrieb." Am „Egmont" gefiel Jacobi Manches; das Gedicht „Morgenklagen" fand er trefflich, und die Aufsätze Goethe's im „Deutschen Mercur" machten ihm Freude. „Du bist ja geworden wie Unsereiner, und treibst Metaphysik. Adieu le paradis!*) Was du sagst ist durchaus wahr und trefflich." Aber am größten schien ihm Goethe als Mann von Gefühl und als speculativer Kopf im „Tasso", der ihn selbst zur Wiederaufnahme des „Woldemar" bewog. Die Prinzessin verstehe er als wenn er sie selbst gemacht habe, ebenso Tasso, der ihn nur zu sehr an Rousseau erinnere. Antonio und die Gräfin seien meisterhaft schematisirt, aber mehr Arten von Kategorien als Individuen. Goethe, damals in die Alten und seine Naturstudien vertieft, fühlte sich, wie er an Jacobi schreibt, glücklich, wie ein Mensch es verlangen kann; besonders freuten ihn seine Fortschritte in der Erforschung der allgemeinen Gesetze wonach die lebendigen Wesen sich organisiren, sowie die Farbenlehre und die Theorie der Kunst. „Lieber Goethe", schreibt Jacobi, „wie so herzlich gern sähe und spräche ich dich einmal wieder. Deine Briefe gleichen dem Anklopfen, dem Vorüberrauschen eines Gespenstes. Aber ich hange auch an *dieser* Erscheinung." Freilich wirkte Goethe's „Großkophta" keineswegs erfreulich auf Jacobi, der sich durch die tiefe

*) Mit Beziehung auf die oben angeführte Briefstelle, wo Goethe sagt, Gott habe ihn mit der Physik gesegnet.

Sittenlosigkeit der hier dargestellten Verhältnisse abgestoßen fühlte; aber die Liebe zum Dichter wurde hierdurch nicht im geringsten getrübt, dessen Besuch er mit leidenschaftlicher Sehnsucht erwartete. Auf der Rückkehr aus der Champagne kam Goethe im Nov. 1792 nach Düsseldorf, von wo er sich mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand.

Du warest gekommen — schrieb später Jacobi („Briefwechsel mit Goethe", S. 272) — um mir Rechenschaft von deinem Haushalte abzulegen.*) Ich sollte dich um Alles was ich von dir zu wissen begehrte ungescheut fragen, und mir sollte auf Alles und Jedes vollständige, unverholene Antwort werden. Du fodertest nicht dagegen das Gleiche von mir, würdest aber jeder vertraulichen Mittheilung aus meinem Innern dich herzlich erfreuen. Ich verhieß dir was du mir verheißen hast.

Goethe war auf acht Tage gekommen, blieb aber drei Wochen, und wäre noch bis zum Frühlinge geblieben, wenn Dumouriez nicht mit Riesenschritten herangerückt wäre.**) Sie verlebten in diesen Wochen Stunden die keiner von ihnen je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Köln wurden ihnen jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt. Goethe gestand Jacobi beim Scheiden aus voller Seele, es sei ihm in Erfüllung gegangen über Erwartung, aber Jacobi, wie er später sagt, war es nicht über noch unter der Erwartung.***) Von Münster aus, wo Goethe im Kreise der Fürstin Gallizin glückliche Stunden genoß, schreibt er an Jacobi:

Meines Dankes und meiner Liebe und Anerkennung der deinigen bist du gewiß. Das Bild was ich von dir und den Deinigen mitnehme ist unauslöschlich, und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit.

Freilich mußte sich bei dem längern Zusammenleben mit dem alten Freunde mancher Widerstreit zu erkennen geben, und „der wahrhaft Julianische Haß wider das Christenthum und namhafte Christen", den Goethe nach Pempelfort brachte, und dem Freunde wiederholt auf das lebhafteste darzustellen wußte, konnte nicht verfehlen den gläubigen Jacobi zu verletzen. Aber schon in Pempelfort hatte sich dieser Haß Goethe's gemildert, sodaß er von einem gewissen Christenthum gestand, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und sobald er zu Hause wieder einigermaßen in Ruhe gekommen, von neuem die ganze Bibel lesen wollte; ja er zog sogar Das was er Jacobi's Christenthum nannte seinem eigenen Heidenthume vor, ohne sich aber jenes aneignen zu können, wie dagegen Jacobi Goethe's Heidenthum dem falschen, diesem verhaßten Christenthum vorzog. In seine spätere Beschreibung des pempelforter Besuchs in der „Campagne in Frankreich" hat Goethe in mancher Beziehung seine damalige Verstimmung hineingetragen, und die Sache nicht der ganzen Wahrheit gemäß dargestellt. Seine ernstliche Leidenschaft zur Naturbeobachtung hielt man, wie er selbst erzählt, für einen grillenhaften Irrthum, da man meinte, er müsse etwas Besseres thun, und seinem Talente die alte Richtung lassen und geben. Von seiner „Metamorphose der Pflanzen" hatte man wenig Kenntniß genommen, ja man setzte seiner Ansicht von der natürlichen Entwickelung in der ganzen Natur den Satz: Nichts könne werden was nicht sei, die todte, auf welche Art es auch sei, aufgeregte und angeregte Materie entgegen. Von der Vorlesung seiner angefangenen „Reise der Söhne Megaprazon's", in welcher Goethe seine politische Ansicht niederlegen wollte, zugleich aber das Zeitfieber des Politisirens persiflirte, fand man sich wenig erbaut.*) Vor Allem fiel ihm ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie auf, „das sich in die höhern Stände verbreitet hatte, sodaß man Lafayette's und Mirabeau's Büste göttlich verehrte". Aber bei allem Widerstreite, den Goethe oft in neckischer Weise absichtlich hervorrief, that ihm die liebevolle Theilnahme im „gastfreiesten aller Häuser" sehr wohl; die alte Liebe war noch nicht erkaltet, man freute sich derselben und alles Guten und Schönen was man sich gegenseitig bieten konnte recht herzlich. Besonders wußte Goethe durch seine lebhafte Darstellung von den Wundern Italiens Aller Herzen zu bezaubern. Von Pempelfort wandte sich Goethe nach Münster, wo er sich im Kreise der Fürstin Gallizin, die er bei ihrem frühern Besuche in Weimar verehren gelernt hatte, auf das freundlichste aufgenommen fand, obgleich man dieser vor seiner Ankunft geschrieben hatte, sie solle sich vor ihm in Acht nehmen, er wisse sich fromm zu stellen, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könne. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese jedenfalls nicht zu ernstlich gemeinte Warnung von Jacobi gekommen, der Goethe's Besuch der Fürstin angemeldet hatte. In einer so reinen und zarten Umgebung war es unserm Dichter unmöglich herb oder unfreundlich zu sein, wie er sich zuweilen im Widerspruche gegen Jacobi zu Pempelfort gezeigt hatte; vielmehr fühlte er sich milder als seit langer Zeit durch den frommen sittlichen Sinn gestimmt den die Fürstin um sich verbreitete. In der Gesellschaft, an welcher geistliche Männer von Sinn und Verstand, sowie heranstrebende vielversprechende Jünglinge Theil nahmen, beschrieb er unaufgefodert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Fronleichnam und Peter-Paul, sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, wodurch er einen reinen, sehr freundlichen Eindruck auf seine frommen katholischen Zuhörer hervorbrachte. Ueber gewisse Punkte, in denen man verschiedener Ansicht war, hatte

*) Worte aus Goethe's Brief vom 18. Aug. 1792, wo er, an seiner Reise nach Düsseldorf zweifelnd, schreibt: „Wie gerne hätte ich dich gesehen, dir Rechenschaft von meinem Haushalten gegeben und neues Interesse angeknüpft!" Jacobi bewahrte Goethe's Briefe mit großer Liebe, und führte oft Stellen aus ihnen wörtlich an.

**) So berichtet Jacobi im Jan. 1794 an W. von Humboldt („Auserlesene Briefe", II, 140), wonach sich Jacobi's spätere Angabe vom J. 1815 („Briefe an Goethe", S. 272) von fünf Wochen, durch welche sich der Herausgeber des „Briefwechsels mit Goethe" (S. 141) hat täuschen lassen, als irrig erweist.

***) Vgl. „Briefe an Goethe", S. 272.

*) Vgl. meine Entwickelung des Plans jenes Romans im „Archiv für neuere Sprachen von Herrig und Viehoff", IV, 269 fg.

er sich schon früher, Einiges zugebend, Anderes duldend, mit der Fürstin verständigt, sodaß man Dies auf sich beruhen ließ. Das zarte, milde und schonende Betragen welches Goethe in Münster bis zu Ende behauptet hatte setzte Jacobi in nicht geringe Verwunderung, die er dem Freunde wol scherzhaft zu erkennen gab, worauf dieser in gleicher Weise erwiderte:

Daß ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich formalisiren, wenn sich Unsereiner einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lenchen (Jacobi's Schwester) die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von euerm Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die Ehre geben.

Beim Abschiede von der Fürstin drang diese ihm die schöne Gemmensammlung auf, welche den geistig ästhetischen Mittelpunkt ihrer Unterhaltung gebildet hatte, um sie zu Hause mit Freunden und Kennern genauer durchzugehen. Als aber Goethe sich, wie früher, weigerte ein so überaus freundliches und ehrendes Anerbieten anzunehmen, eröffnete sie ihm, warum sie darauf bestehe. Man habe ihr abgerathen ihm diesen Schatz anzuvertrauen, indem man ihr vorgestellt, sie kenne ihn doch nicht auf einen solchen Grad, um auch in diesem Falle von ihm ganz gewiß zu sein. Darauf habe sie erwidert:

Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff den ich von ihm habe mir lieber sei als diese Steine? Sollte ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen.

Auch diese Warnung scheint von Jacobi ausgegangen zu sein, der Goethe's Sorglosigkeit und Nachlässigkeit in solchen Dingen kannte; denn in den „Annalen" seines Lebens sagt Goethe unter dem J. 1795:

In diesem Jahre klärte sich (durch briefliche Mittheilung der Fürstin) eine Verwirrung auf welche Jacobi zwischen uns (der Fürstin und Goethe) gewirkt hatte, ich weiß nicht ob aus leichtsinnigem Scherz oder Vorsatz; es war aber nicht löblich, und wäre die Fürstin nicht von so reiner Natur gewesen, so hätte sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben.

Das herzliche Verhältniß zwischen Goethe und Jacobi erhielt sich ganz ungetrübt in den beiden folgenden Jahren, wo Ersterer sich des in Jena studirenden zweiten Sohnes von Jacobi liebevoll annahm, und zugleich seinem ältern Sohne Georg vom Herzoge den Geheimrathstitel verschaffte. Goethe's „Bürgergeneral" nahm Jacobi beifällig auf; auch an seinen optischen Untersuchungen zeigte er freundlichen Antheil. Als Goethe ihm seine Abhandlung von den farbigen Schatten schickte, schrieb er ihm:

Ich möchte, daß du mir deine motivirte Meinung sagtest und verschafftest, daß andere Menschen sich auch darüber herausließen. Du sahst schon ehemals bei meinem Vortrag, und wirst jetzt noch mehr finden, welch ein Schritt durch diesen Aufschluß in der Wissenschaft gethan ist.

Hiernach muß Jacobi schon in Pempelfort Goethe's optischen Untersuchungen mehr Theilnahme zugewandt haben als dieser sonst zu erkennen gibt. Im Sommer 1794 lud Goethe ihn zu einer Zusammenkunft in Mainz dringend ein; er selbst wollte ihm auch bis Koblenz entgegenkommen. Doch kam diese Zusammenkunft nicht zu Stande, weil Goethe, ehe Jacobi fertig werden konnte, zum Herzog ins Lager zurück mußte. Sehr angenehm war Goethe im Anfange desselben Jahres durch die Zueignung des „Woldemar" überrascht worden. Die Zueignung beginnt:

Ich widme dir ein Werk welches ohne dich nicht angefangen, schwerlich ohne dich vollendet wäre; es gehört dir; ich übergebe es dir; dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! Du fühlst das Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand, auch wie keinem Andern.

Also die neue Bearbeitung desselben „Woldemar", durch dessen Verspottung Goethe einst das Verhältniß zu Jacobi ganz gestört hatte, sollte jetzt mit dem Zeugnisse ihrer edelsten Freundschaft hervortreten, mit dem Bekenntnisse, daß die beiden Freunde unter sich enger verbunden seien als mit irgend einem Andern. Goethe erwidert bald darauf, am 26. April:

Wie sehr du mich mit deinem „Woldemar" überrascht hast, hätte ich dir gern schon lange gesagt, wenn ich nicht über dem Vorsatz recht ausführlich zu schreiben gar nicht ans Schreiben gekommen wäre. Also nur geschwind, damit das Stillschweigen unterbrochen werde, meinen einfachen, herzlichen Dank! Was so ein Wort, das uns an frühere Zeiten so lebhaft erinnert, Alles aufregt, und was man darüber so gern schwätzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von Jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank, daß du bei einer so schönen Gelegenheit unserer alten Freundschaft hast gedenken wollen, und fahre fort mich zu lieben wie ich dich.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die erst unlängst siegreich für die Engländer geendeten Kämpfe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung sind so oft Veranlassung gewesen die dortigen holländischen Ansiedler, Bauern oder Boers, zu erwähnen, daß einige, ihre Wohnungen, ihre Sitten und Denkweise betreffende Zeilen eines englischen Reisewerks sich um so mehr zur Mittheilung empfehlen. Das Werk heißt: „Journal of a residence at the Cape of good hope, with excursions into the interior, and notes on the natural history and the native tribes; by *Charles F. Bunbury*" (London 1848). Die Stelle selbst lautet: „Die Boershäuser sind niedrig, bestehen nur in einem Erdgeschoß mit einer vorn aufgemauerten Terrasse, stoep genannt, wohin die Zimmer öffnen. Die Wohnstube liegt gewöhnlich in der Mitte, die Schlafstuben sind zu beiden Seiten, die Küche nach

*) In den „Annalen" seines Lebens erwähnt Goethe der Widmung des „Woldemar" gar nicht. Dort lesen wir vielmehr unter dem J. 1794: „Durch meine vorjährige (?) Reise an den Niederrhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürstin Gallizin mehr angenähert; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Classe gebildeter oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen einzusehen. Dem besten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das sie aus der öden, gehaltlosen, abhängigen Pedanterie als einem kümmerlichen Streben herauszuleiten versprach. Sehr Viele waren zugleich von demselben Geist ergriffen, sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie suchten, sie liebten sich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entstehen. Das allgemeine Interesse, sittlich, moralisch, war doch ein vages, unbestimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu besondern Thätigkeiten."

hinten. Das Ameublement ist zwar nicht schön, aber dauerhaft. Am meisten überraschten mich die Glasfenster. Im Innern von Brasilien sieht man sie blos in den Häusern der Vornehmsten, und doch sollte ich glauben, der Transport sei auf den Straßen des einen Landes so schwierig wie auf den des andern. Die Flur ist in der Regel von Lehm oder Thon, und nur in den bessern Häusern zum Theil mit Häuten bedeckt, namentlich mit Springbocksfellen, was einen sehr hübschen Teppich gibt. Merkwürdig ungemächlich sind die Betten. Es sind Federbetten, und diese so weich und locker, daß man tiefer und tiefer sinkt, bis man gar nicht weiß wie tief. Und kann man endlich nicht tiefer, liegt man zwischen einer ungeheuern Federmasse und dabei ziemlich hart auf der Bettstelle. Da die Zimmer weder Oefen noch Kamine haben, bleibt bei kaltem oder feuchtem Wetter Nichts übrig als in die schmuzige Küche zu gehen und sich dort zu wärmen. Deshalb wickeln sich die Männer in dicke Mäntel, und die Frauen setzen kleine Becken mit glühenden Kohlen zwischen die Füße. Ich glaube sie thun Das auch in Holland. Im Allgemeinen mögen die Cap-Holländer keinen Engländer leiden. Dennoch fand ich sie ziemlich artig, selbst als ich nicht länger in Begleitung des Gouverneurs von der Grenze zurückreiste. Aber Niemand zulieb weichen sie von ihrer Hausordnung ab. Der Reisende muß sich nach ihren Gewohnheiten und nach ihren Stunden richten. Komme er an zu welcher Zeit es sei, er muß mit der Mahlzeit bis zur Familien-Eßstunde warten. Nur Kaffee ist stets fertig, und sofort nach seiner Ankunft wird dem Reisenden eine Tasse gereicht. Etwas Anderes für ihn zuzurichten fällt ihnen gar nicht ein. Vielleicht wäre es unvernünftig Das zu erwarten. Sie genießen täglich zwei starke und nahrhafte Mahlzeiten, die erste Mittags, die andere Abends um 7 oder 8 Uhr. Ehe man des Morgens aufbricht, wird wieder Kaffee oder Thee geboten, Nichts weiter, da sie selbst nicht zu frühstücken pflegen. Wenn der holländische Nationalcharakter in der Colonie eine Wandelung erfahren, so ist Dies wol Folge des Ueberflusses an Nahrungsmitteln, des wenigen Verkehrs mit Fremden und der stattfindenden Sklaverei. Die Boers sind weder so reinlich noch so fleißig, noch solche Geldfreunde wie die Holländer im Vaterlande. Sie wachsen nicht ohne Unterricht auf; im Gegentheile, sie können alle lesen und schreiben, und fast in jedem Hause wo ich herbergte sah ich eine Bibel, die besonders sorgfältig aufgehoben zu werden schien. Wer die Boers genauer kennt als es bei mir der Fall, versichert, daß sie die Religion hoch halten, und alle Satzungen ihrer Kirche streng beobachten. Auch ihre Familienbande sollen fest und sie voll Ehrfurcht gegen ihre Aeltern sein. Soweit äußerer Schein und äußeres Betragen einen Ausspruch rechtfertigen, denn andere Mittel der Beurtheilung fehlen mir, muß ich Dem unbedingt beistimmen. Im Allgemeinen sind die Familien sehr kopfreich. Wandern die Söhne nicht aus, bleiben sie meist im väterlichen Hause, selbst nachdem sie aufgewachsen und sich verheirathet. Das gibt dem gesellschaftlichen Wesen in diesen dünn bevölkerten Gegenden eine eigene patriarchalische Färbung." 10.

Bibliographie.

Baltisches Album. Herausgegeben von R. Graf Rehbinder. Mit Original-Beiträgen von W. Bräunlich, J. de la Croix, R. Grosewsky 2c. Dorpat, Mobel. Gr. 8. 2 Thlr.

Bertheau, F., Die der Beschreibung der Lage des Paradieses Genesis 2, 10—14 zu Grunde liegenden geographischen Anschauungen. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. Mit 2 Steindrucktafeln. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Braut des Schmugglers. Eine englische Dorfgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt von J. Mayers. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr.

Bube, A., Natur-Bilder. Gotha, Stollberg. 16. 6 Ngr.

— — Thüringische Volkssagen. Auswahl. Ebendaselbst. 16. 6 Ngr.

Deycks, F., Ueber ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem mit besonderer Rücksicht auf Ludolf's von Suchen Reisebuch des heiligen Landes. Eine historisch-literarische Abhandlung; nach Handschriften und alten Drucken. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Etlar's, C., gesammelte Werke. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Friedreich, J. B., Zur Bibel. Naturhistorische, anthropologische und medicinische Fragmente. Zwei Theile. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Br. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Göthe's Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. Zum erstenmale herausgegeben durch A. Schöll. 1ster Band. Mit dem Bildniß der Frau v. Stein. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 8. 2 Thlr.

Greve, D., Grundriß der Ethik. Nebst Nekrolog des Verfassers, von W. Schwarz. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Heer und Volk. Eine Sammlung von Aufsätzen meist militärischen Inhalts. 2ter Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kellner, G., Hessenlieder. Kassel, Appel. 12. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bernhard, F. v., Von der Verlegung des Reichstages nach Augsburg und dem endlichen Ausgang des Zwischenreichs. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Bürger, W., Die Centralgewalt und ihre Folgen. Eine kritische Beleuchtung der neuesten Zeitverhältnisse in Deutschland. Heiligenstadt, Delion. 8. 4 Ngr.

Deutschland und Preußen. Sendschreiben an den Grafen Arnim-Boytzenburg von einem seiner Wähler. Prenzlau, Kalbersberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Es lebe das einige, freie deutsche Volk! Es lebe die Nordalbingische Republik! Aufruf aus Schleswigholstein an unsere Deutschen Brüder aller Stämme und zunächst an die Bewohner Hanovers, Braunschweigs und Mecklenburgs. Hamburg. Br. 8. 3 Ngr.

Evangelium an alle Menschen. Von M. Wilde-Rose. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 2 Ngr.

Fischer, H., Sollen die Staaten S. Weimar, S. Coburg-Gotha, S. Meiningen, S. Altenburg, die Schwarzburg'schen und Reußischen Lande in Zukunft fortbestehen oder sich zu einem Gesammtstaate verbinden oder in den größern Nachbarstaaten gänzlich aufgehn? Ein gutachtliches Sendschreiben an die betreffenden Staatsangehörigen. Gotha, Müller. Gr. 8. 4 Ngr.

Jacobi, L., Demokratie und Volksschule. Ein Wort über die Stellung und Bestimmung der Schule im demokratischen Staate, mit besonderer Rücksicht auf die §§. 23. sq. des Entwurfs der neuen Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat. Glogau, Flemming. 8. 3 Ngr.

Linden, E. Freih. v., Ansichten über die Ablösung der Grundlasten; repräsentative Monarchie und das aristokratisch conservative Prinzip; repräsentative Monarchie und Republik; absolute Monarchie und Republik; absolute Monarchie, Theocratie; religiöse Ansichten; Stellung des Militairs im repräsentativen Staate; Presse, Schluß. Am 1. Jänner 1848. Augsburg. 12. 2½ Ngr.

Oschwald, A., Blicke auf Gegenwart und Zukunft. 5te vermehrte Auflage. Baden. 8. 2 Ngr.

Das von Patow'sche Promemoria, und dessen Motive rechtlich beleuchtet vom permanenten Ausschusse des „Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen." Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schrift, die Deutsche Centralgewalt und die Preußische Armee. Geschrieben am 23. Juli 1848. Beleuchtet am 23. Aug. 1848. Frankfurt a. M., Schmerber. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 296. —— 22. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Im Herbste desselben Jahres bildete sich das so folgenreiche Verhältniß zwischen Goethe und Schiller, für Goethe „ein neuer Frühling, in welchem Alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging". Vor einem solchen lebendig-kräftigen Zusammenwirken mußte die Verbindung mit Jacobi, die nur auf „Lieben und Dulden und von Jacobi's Seite zugleich auf der Hoffnung eine Sinnesänderung des Freundes zu bewirken" beruhte, nothwendig zurücktreten. Zu derselben Zeit wo Goethe das Verhältniß zu Schiller knüpfte flüchtete Jacobi vor dem Einbruche der Franzosen nach Holstein, wo er besonders zu Emkendorf in der Familie des Grafen Reventlow die freundlichste Aufnahme fand. Von dort schreibt er an Goethe am 16. Dec.:

Seit Mittwoch sind wir hier bei der köstlichen Julie Reventlow und ihrem trefflichen Manne. Die zwei Monate meines Aufenthalts zu Wandsbeck und Hamburg sind mir auf mancherlei Weise interessant geworden. Claudius, den ich etwas verkümmert antraf, hatte bald seine alte Heiterkeit wieder, und ließ mich täglich neuen schönen Genuß in seinem Umgange finden. Der Wunsch, daß du bei uns sein möchtest, ist oft, ja fast täglich, laut unter uns geworden; in mir war er so, daß ich deine baldige Erscheinung mit Zuversicht verhieß. Auch die Hamburger habe ich hoffen lassen, du würdest kommen; Dies mit etwas Bosheit im Herzen.

Von Claudius und Julie Reventlow lud er ihn dringend ein, und Letztere schrieb ihm selbst:

Freund meines Freundes, Liebling meines Lieblings! Unsere Nachtigallen sollen ihr bestes Lied Ihnen vorsingen, und Alles soll Ihnen freundlich entgegenkommen, blühen und duften.

Goethe erwiderte:

Ob ich zu Ostern kommen kann und werde, ist sehr zweifelhaft; denn es gibt dies Jahr Allerlei zu thun, und ich verlasse mein Haus höchst ungern. Eine Reise zerstreut uns von Dem was wir haben, und gibt uns selten Das was wir brauchen, erregt vielmehr neue Bedürfnisse, bringt uns in neue Verhältnisse, denen wir in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen sind. Indessen will ich dir doch danken, wenn du mich in eine Gegend hinglauben kannst die zu besuchen ich mich immer scheute, und die ich jetzt oder niemals sehen müßte.

Jacobi's Frage wegen des „Wilhelm Meister" ließ Goethe unbeantwortet, auch hielt ihn ein eigenes Gefühl von Unglauben oder Aberglauben ab ihm den ersten Band dieses Romans zu schicken, wozu er sich endlich am 2. Febr. 1795 auf Erinnerung von Jacobi's Sohn und auf Schiller's Veranlassung entschloß. Könne er Jacobi um Ostern mit seinem zum Doctor promovirten Sohne besuchen, so werde es ihm die größte Freude sein.

Bis jetzt sehe ich kein Hinderniß als die Autorschaft, die freilich dieses Jahr sehr lebhaft gehen muß, wenn ich Alles wegarbeiten will was mich schon lange lastet, und was mich hindern könnte nochmals eine italienische Reise zu unternehmen.

Die Briefe Jacobi's über den Roman wirkten nicht erfreulich; zwar rühmte er ihn als ein echtes Meisterwerk sowol in Anordnung als Ausführung, aber es herrsche darin ein unsauberer Geist, was er bei den Damen, die alle dieses Buches wegen böse auf Goethe geworden seien, damit entschuldigt habe, daß es eine besondere, eigene Art von Confessionen sei, und man die Entwickelung abwarten müsse — womit er aber nicht durchgekommen sei. Besonders beleidige sein Gefühl das Misverhältniß das er zuweilen zwischen den ausgedrückten Empfindungen und ihren Ursachen und Gegenständen finde. Schiller war über diese Jacobi'sche Beurtheilung nicht verwundert, da ein Individuum wie Jacobi durch die schonungslose Wahrheit von Goethe's Naturgemälde ebenso nothwendig beleidigt werden müsse als sein Individuum ihm dazu Veranlassung geben müsse. Freilich erwiderte Goethe auf Jacobi's Urtheil, „jeder Antheil an seinem Romane freue ihn, er äußere sich in Lob oder Tadel", aber er konnte doch wenig Lust empfinden, wie er sich später ausdrückt, „solche Lectionen persönlich einzunehmen, und sich zwischen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Theetisch geklemmt zu sehen". Jacobi hatte ihm auch verschiedene Familienfeste mit theatralischen Darstellungen zur Feier von Geburtstagen anmuthig und umständlich beschrieben. Solche Mummereien innerhalb eines einfachen Familienkreises waren Goethe immer widerwärtig gewesen, woher die Aussicht darauf ihn mehr von der Reise dorthin abhielt als daß sie ihn angezogen hätte; noch mehr aber wurde er durch das Gefühl zurückgehalten, daß man seine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionnelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte. Hierzu kam die ungeheure Anziehungskraft Schiller's, durch welchen sich Goethe auf seinem Wege kräftig gefördert fühlte. In demselben Briefe in welchem er sein Nichtkommen an-

zeigte richtete er an Jacobi den Wunsch, er möge ihm auseinandersetzen, worin er von den neuen Philosophen (den Anhängern von Fichte) differire, den Punkt, wo er sich von ihnen scheide, damit er in seinem Namen mit ihnen streiten könne; doch tritt hier im Briefwechsel eine Lücke von mehr als einem Jahre ein. Aus Unglaube hatte er den zweiten und dritten Theil von „Wilhelm Meister" zurückgehalten; doch versprach er ihm diese nebst dem letzten nach Michaeli zu schicken. Goethe schreibt im Oct. 1796:

Es wäre mir von so viel Freude als Nutzen gewesen dich wiederzusehen. Denn erstlich ist nun der Roman fertig, und ich hätte dich gern über dieses Ganze ohne Ende umständlich gehört; dann habe ich mich mit allen meinen Kräften auf das Epische geworfen, und will sehen, am Ende meiner Laufbahn, auch noch um diesen Eckstein herumzukommen, worüber ich denn sehr gerne theoretisch mit dir geschwatzt und dir meine Versuche vorgelegt hätte. Ebenso wichtig wäre es mir gewesen dir meine weiter verbreiteten und besser geordneten Plane über die natürlichen Dinge darzustellen, weil es besonders jetzt auf Ausbildung des Subjects ankommt, daß es so rein und tief als möglich die Gegenstände ergreife, und nicht bei mittlern Vorstellungsarten stehen bleibe oder wol gar sich mit gemeinen helfe. Du würdest mich nicht mehr als einen so steifen Realisten finden; es bringt mir großen Vortheil, daß ich mit den andern Arten zu denken etwas bekannter geworden bin, die ich, obgleich sie nicht die meinigen werden können, dennoch als Supplement meiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedarf.

Auch hier bricht die alte Liebe und Zutraulichkeit wieder lebendig hervor; denn Das was er hier von Jacobi wünscht und hofft fand er ja gerade in der erfreulichsten Weise in dem anregenden Zusammenleben mit Schiller. Als er darauf an Jacobi ein Exemplar des letzten Bandes des Romans schickte, wünschte er, er möge diesem Bande ein freundlich Gesicht machen, und sich vom Mannichfaltigen das er enthalte Einiges zueignen. Jacobi fand zwar, nachdem er denselben einmal vorlesen gehört hatte, viele herrliche Stellen darin und Manches was er sich tief und ganz zueignen konnte; doch war die Entwickelung im Ganzen nicht wie er sie nach dem dritten Bande, welchen er ein Höchstes von Entwickelungsanlage nennt, erwartet hatte. Der Mittelpunkt des Ganzen sei ihm Wilhelm's Wort gewesen: „Alles was du (Jarno) mir anbieten magst ist der Empfindung nicht werth die mich an diese Unglücklichen (Mignon und den Harfenspieler) bindet." Sonst, höre er, seien die Stimmen durchgängig für diesen vierten Theil, und er solle Viele die bis dahin mit dem Buche unzufrieden gewesen damit ganz ausgesöhnt haben. Goethe, der über den von Jacobi ausgefundenen Mittelpunkt des Romans nicht wenig verwundert gewesen sein muß, wünscht darauf, der Roman möge bei wiederholter Betrachtung eine bessere Aufnahme finden. „Sollte es aber auch da nicht gehen, so wollen wir ihn beiseite legen und etwas Anderes vornehmen."

Von dieser Zeit an ward der Briefwechsel wieder auf drei Jahre unterbrochen, welche Goethe mit den verschiedenartigsten dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten in lebendigstem Wechselverkehre mit Schiller ausfüllte. Endlich sandte Jacobi, der sich unterdessen zu Jean Paul hingezogen gefühlt hatte*), im J. 1799 an Goethe ein Exemplar seines „Sendschreiben an Fichte"; doch wurde er durch Krankheit gehindert demselben einen Brief beizulegen. Im Dec. 1799 schreibt er ihm von Eutin aus, wo er sich, des Herumziehens müde, niedergelassen hatte:

Ich kann dir nicht sagen, Lieber, wie mir oft das Herz anschwillt bei dem Gedanken an dich, und welche Begierde ich fühle dich wiederzusehen, dich an mein Herz zu drücken — einmal noch wieder zu leben auf dieser Erde. Ich bin überzeugt, es begegnet dir Aehnliches in Absicht meiner. Unmöglich ist eine Liebe, wie die meinige zu dir, ohne Gegenliebe, ohne einen gemeinschaftlichen Grund solcher Beständigkeit und Wahrheit. Laß mich ein Wort von dir hören, lieber, alter Einziger! Hier mußt du mich besuchen und wirst es. Laß mich ein Wort von dir hören, ein bedeutendes, wie es dir geht und wie dir ist. Ich schreibe dir dann wieder was und so viel du willst.

Goethe's Antwort zeigt eine ungetrübte und wohlthuende Anerkennung Jacobi's, wie wir sie lange nicht fanden.

Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung, oft auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und du kannst denken wie mich der Gedanke an dich erfreuen muß, da deine Richtung eine der reinsten ist die ich jemals gekannt habe.

Wie schön schildert er Jacobi's edeln Geist!

Der Anblick einer von Hause aus vornehmen Natur, die an sich selbst glaubt und also auch an das Beste glauben muß dessen der Mensch auf seinen höchsten Stufen sich fähig halten darf, ist immer wohlthätig, und wird entzückend, wenn wir Freundschaft und Liebe gegen uns in ihr, zugleich mit ihren Vorzügen mitempfinden.

Von seiner Farbenlehre bemerkt er, sie habe ihm große Vortheile gebracht, indem sie ihn genöthigt habe sowol gegen Erfahrung als Theorie Face zu machen, und sich also nach beiden Seiten gleichmäßig auszubilden. Er bedauert, daß Jacobi sich so weit hinten im Norden gebettet habe, wo er wol kaum Hoffnung habe ihn zu besuchen; doch wolle er nicht verzweifeln ihn im Leben noch irgendwo zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige neue Gedichtsammlungen.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Der 106 Seiten starken Sammlung der

6. Gedichte von Lebrecht Neuhof. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 20 Ngr.

enthaltend „Gedichte lyrischen Inhalts, epischer Art und Splitter", ist ein vade liber vorausgeschickt, in dem sich unter Anderm folgende Strophe findet:

Die Zeit, was sie im Sinne trägt,
Verlangt sie im Gedicht,

---

*) Auf Jean Paul's ersten Brief vom 13. Oct. 1798 erwidert er: seit anderthalb Jahr, wo er mit seinen Schriften bekannt geworden sei, habe ihn der Gedanke, der oft brennende Begierde gewesen, an ihn zu schreiben nicht verlassen.

Doch was die Zeiten jetzt bewegt
Paßt meist für Lieder nicht.

Diese am Tage wo die Neuhof'schen Gedichte ausgegeben wurden treffenden Worte sprechen einen in den seitdem verflossenen wenigen Monaten wesentlich veränderten Zustand aus. Jetzt, wo die Worte Goethe's:

Wie tobt's in diesen wilden Tagen,
Ein Jeder schlägt und wird geschlagen,
Und fürs Commando ist man taub;

sich als wahr gewordene Prophezeiung erweisen, ist jene Strophe anders und zwar so zu fassen:

Wenn Unsinn sich mit Narrheit schlägt,
Und üb'rall Besseres nicht
Die wüste Zeit im Sinne trägt,
Schweigt Prosa und Gedicht.

Groß demnach ist die Ungunst der Gestirne welche über Gedichte waltet die in dem Jahre erscheinen mußten, wo man Nichts vernimmt als Aeskulape und auch Marktschreier jeder Art, die über Germaniens leidige Schäden und Gebrechen die sinnverwirrenden Berathungen halten. Um die angezeigten Gedichte besprechen zu können, muß Ref. sich künstlich in die Stimmung zu versetzen suchen in der er sich befand, als er, den Tagsereignissen sozusagen unterliegend, die Anzeige auf unbestimmte Zeit aussetzte. Gelingt der Versuch, so wird er dem Ref. und hoffentlich auch dem Leser eine von den öffentlichen Zuständen erquickend abziehende Unterhaltung gewähren.

Daß den Jahren und dem Sinne nach unserm Lebrecht Neuhof noch der Jugend volles Glück beschieden ist, Das ergibt sich aus jedem seiner Gedichte, und daher versteht sich von selbst, daß was in ihnen objectiv zu werden strebt vor Allem die Subjectivität des Verf. ist, daß in seinen Poesien dasjenige lyrische Element vorwaltet welches in unerschöpflichen Variationen immer und immer auf das Thema zurückführt:

Wie schwebt so lieblich und so mild
Dein holdes Bild mir vor!

Also nicht fehlen konnte es, mit Liebesliedern hat auch Neuhof uns beschenkt. Daß hiermit er nicht das Verdienst sich erwerben gekonnt zu Abhülfe eines etwanigen Mangels in dieser Gattung beigetragen zu haben, Das ist kein Tadel; denn „Das was sich in jedem Busen regt", Das ist vor Allem Gegenstand des Dichterberufs. In diesem Sinne hat in der „Entgegnung" (S. 79) bereits unser Dichter die Selbstvertheidigung in ungemein wohlgefälliger und ansprechender Weise geführt:

Jüngst tadelte mich Einer strenge,
Und sagte mir, beinah' verletzt,
Daß ich so viel von Liebe sänge,
Errege lange Weil' zuletzt.

Daß ich es offen d'rauf bekenne:
Ich habe freilich nicht gewollt,
Daß euch die Liebe die ich nenne
Zur Kurzweil je gereichen sollt'.

Und wahrlich auch, für Den zu schreiben
War nie mir ein ersehntes Ziel,
Der nur, das Gähnen zu vertreiben,
Auf meine Liebeslieder fiel.

Es sagte jener d'rauf, am Ende
Sei auch der Stoff zu abgenutzt,
Denn wer ein Verschen reimen könnte,
Hab's auch mit Liebe ausgeputzt.

Dünkt euch ein Sternchen hoch in Fernen
Wol deshalb von gering'rer Art,
Weil ihr noch Tausende von Sternen,
Auch größ're neben ihm gewahrt?

Ich weiß, daß meine Liebeslieder
Kein Tagsgestirn, kein Meteor,
Doch wol als Sternchen seh'n sie nieder,
D'raus reines Feuer blickt hervor.

D'rum laßt mich singen, glutdurchdrungen,
Ich sag' es Jedem ins Gesicht:
Wer liebend nie ein Lied gesungen,
Der kennt auch wahre Liebe nicht.

Wer was er geleistet mit ebenso viel Anmuth als Bescheidenheit in Schutz zu nehmen versteht, entwaffnet dadurch jedes missliebige Urtheil auf würdigste Weise. Also nur um die redliche Parteilosigkeit des Lobes zu beurkunden einige Bemerkungen zu „Meine Laute" (S. 25). In den schlichten Worten und Nichts weniger als fernliegenden Gedanken der Schlußstrophe:

Töne, meine Laute,
Halte mit mir Wacht,
Einzige Vertraute
In der Sommernacht!

spricht dem Ref. jenes schlechthin Indefinissable an das wir Poesie nennen. Seltsamerweise ist es aber geschehen, daß zu der befriedigenden Schönheit des Schlusses der Verf. gelangt ist nach einem sehr unbedeutenden Anfange, während in jugendlichen und darum nur selten gleichmäßig gehaltenen Poesien das umgekehrte Verhältniß stattzufinden pflegt, vom vielversprechenden Anfange ein immer matter und matter bis zu einem völlig flachen Ende herabsinkendes Vorschreiten. Nehmen wir die beiden ersten Strophen:

Liebe, süßes Sehnen,
Stille Jugendlust,
Klingst in vollen Tönen
In der Jünglingsbrust;

Lösest all die Schmerzen
Die sie jüngst bewegt,
Dringst zum vollen Herzen,
Daß der Sturm sich legt.

Hier sind um die Liebe eine Menge, sämmtlich ganz wirkungslos sich erweisende Prädicate angehäuft, und als solche erweisen sie sich aus doppeltem Grunde: zunächst weil ihre Wahl Sache der bloßen Willkür, nicht das Ergebniß einer durch die Stimmung des Dichters motivirten Nothwendigkeit, der poetischen Wahrheit, gewesen ist. Denn warum stille Jugendlust eine in poetischen Herzensergießungen ausgesprochene? Was soll das „Lösest all die Schmerzen die sie jüngst bewegt"? Immer hat Ref. sich sagen lassen: der Jugend, sei sie nicht unter widerwärtigen Constellationen geboren, kämen die ersten aller schmerzlichen Gemüthsbewegungen von der Liebe, sturmerfüllt werde die Brust zuerst von der Liebe; wogegen, wollen wir unserm Dichter den Glauben nicht versagen, ihm, man weiß nicht wie und wann, erregte Stürme sind von der Liebe beschwichtigt worden. Solcher Bemerkungen ließen sich zu jenen beiden Strophen noch mehre machen. Wir unterlassen es; denn gesetzt selbst es wären jene Prädicate wahr im oben angedeuteten Sinne, dennoch wären sie völlig müßig und wirkungslos. Zur Wirksamkeit eines Prädicats in der Poesie wird erfodert, daß es nicht nur wahr, sondern auch daß es neu sei, entweder schlechthin und, wenn Das nicht sein kann (wie es denn allerdings schwer sein dürfte ein schlechthin neues Prädicat der Liebe auszusinnen), neu entweder durch die Verbindung in der wir es lesen, oder durch die ihm verliehene Stärke. So z. B. hat Goethe das oft besagte Süße und das nicht minder oft besagte Bittere der Liebe mit bewundernswerthem Effecte ausgedrückt in dem

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele die liebt.

Die dritte, vierte und fünfte Strophe bilden den tadellos zu lassenden Uebergang zur sechsten schon mitgetheilten.

Wenn der Abend graute,
Tret' ich still herfür,
Schleich' mit meiner Laute
Vor des Liebchens Thür.

Sing' beim Mondenscheine
Was das Herz mich lehrt,
Weiß ja, daß die Eine
Gern die Weisen hört.

Ach, beim leisen Singen
Wird die Brust so leicht,
Wenn die Saiten klingen
Jeder Kummer weicht.

In Folge Dessen was Ref. an Strophe 1 und 2 des obgedachten Gedichts ausgesetzt, hält derselbe sich verpflichtet auch andererseits zu bemerken, daß, fände er „Dein Mond" (S. 29) in einer neuen Ausgabe Goethe'scher Lieder, ihn keine Vermuthung der Unechtheit dieses Gedichts anwandeln würde, trotzdem daß er nicht begreift wie Jemand auch nur im mindesten bezweifeln könne, daß

Bei der Kerzen hellem Schimmer,
In der Gäste bunten Reih'n

auch seine Geliebte nimmer den Mond gesehen. Möge darüber der Leser selbst urtheilen:

Bei der Kerzen hellem Schimmer,
In der Gäste bunten Reih'n
Sahst du wol den Mondenschein,
Liebchen, den getreuen nimmer.

Aber da das Fest vergangen,
Hat dein Auge still entzückt
Nach dem Mond emporgeblickt
Mit unnennbarem Verlangen.

Hat dein Herz nach lautem Treiben
Ruh' gesucht in seinem Blick,
Mädchen, weile, schau' zurück,
Laß dein Mond, dein Mond mich bleiben!

Der Gedichte welche als „epischer Art" in der Sammlung bezeichnet sind enthält dieselbe nur zwei: „Krösus" und „Leier des Orpheus" (S. 67—76). Ob jene Bezeichnung passend gewählt sei für Gedichte deren Prototyp Ref. in Schiller's „Kraniche des Ibikus" und andern ähnlichen Schiller'schen Productionen findet, bleibe dahingestellt. Wichtiger ist es, daß hier die Auffassung und Anordnung des Stoffs, und Alles was Behandlung der Form heißt, beredtes Zeugniß für poetischen Sinn und erwünschte Tüchtigkeit des Talents ablegt.

Von dem vielen Guten das in den „Splittern", Gedichte des verschiedenartigsten Inhalts, Reflexionen, Lebensbilder u. s. w., sich findet, heben wir aus, weil wir das Urtheil mit einem nicht viel Raum erfüllenden Beispiele zu belegen wünschen, „Der stumme Nachbar" (S. 103):

Du klagst, der sonst für geistreich galt,
Dein Nachbar sei so stumm und kalt?
Der Mann gleicht einem Feuerstein,
Ist kalt und hart beim ersten Schein.
Kommst du mit Weichlichem ihm blos,
Da bleibt er kalt und funkenlos.
Doch laß ihn blicken, daß im Geist
Mit Stahl du gut bewehret seist,
Schlag' dann die rechte Seite an,
Halt' dein Gemüth als Zunder d'ran:
Und dann mir offenherzig sag',
Ob es kein Feuer geben mag.

Wie aber könnte man sich reimen die „Consequenz" überschriebenen Reime (S. 102):

Wenn nicht das Leben romantisch wär',
Wär' ich ein armer Wicht;
Und wenn mein Schatz keinen Buckel hätt',
So möcht' ich ihn gar nicht

Sollte der Verf. es hier darauf abgesehen haben einen Streich gegen die romantische Poesie zu führen, so wäre vor allen Dingen zu fragen, was er sich unter Romantik denkt? Indeß die Unverständlichkeit der barocken Zusammenstellung verstattet nicht dabei des Weitern zu verweilen. Wol aber ist es zu rühmen, daß die vom Verf. sogenannten „Splitter" durchgehends eine wackere und tüchtige und zugleich von modischer Anmaßlichkeit der Jugend himmelweit entfernte Gesinnung beurkunden, die unter Anderm auch in „Kleine Ströme" (S. 3) sich in folgenden wohlgelungenen Zeilen offenbart:

Kleine Ströme, immer munter,
Klar und hell im engen Bett,
Rinnet nach dem Thal hinunter,
Als ob's große Eile hätt'.

Fallt von Fels auf Felsen nieder,
Deren Schnee am Gipfel glänzt,
Rieselt dann durch Matten wieder,
Von dem zarten Grün umkränzt.

Hörst du nicht die zarte Weise
Durch die Thäler langsam zieh'n?
Im Gemurmel sanft und leise
Klingen süße Melodien.

Kleine Ströme die da rauschen
Aus der Felsenkluft heraus,
Könnt' ich euer Schicksal tauschen,
Hielt ich's wirklich gerne aus.

Möchte gern wie ihr beständig
Vorwärts eilend, frisch und rein,
Immer munter und lebendig
Durch mein ganzes Leben sein.

Mag es über Klippen strömen,
Ueber Auen lachend grün,
Sollt' es Keiner je mir nehmen
Singend durch die Welt zu zieh'n.

Hierbei zwei Bemerkungen. Welcher Dämon hat den Verf. auf „kleine Ströme" gerathen lassen? Ein Strom ist ein Strom durch Das was ihn verglichen mit andern Gewässern von diesen unterscheidet. Da nun aber Das was ihn als Strom unterscheidet nicht die Kleinheit sondern die Größe ist, so sind „kleine Ströme" das unübertroffene Muster Dessen was man eine contradictio in adjecto nennt. Sodann: schlösse das Gedicht nicht besser, wenn die letzte Strophe wegfiele? Ref. weiß heutigen Tages nicht, und wußte schon vor 30 Jahren nicht, was er sich dabei denken und dazu sagen solle, wenn (denn Solches und Aehnliches hat er seitdem oft in Gedichten lesen müssen) Jemand will „singend durch die Welt zieh'n". Auch hat es sicherlich L. Neuhof nicht so ernstlich damit gemeint. Wird ein nachdrücklicheres Wirken als das Singen Noth, und dazu kann alle Tage Rath werden, so weiß er zweifelsohne ebenso gut etwas Anderes zu thun als es Theodor Körner gewußt hat.

Doch genug; die eben niedergeschriebenen Worte sind dem Ref. eine Warnung, zum Schlusse müsse er eilen, wolle er nicht des besten Vorsatzes ungeachtet wieder in das politische Lied verfallen. Daher nur noch für Jeden den das unmaßgebliche Urtheil des Ref. interessiren kann die kurzen Worte: es erfreut sich an den vorliegenden Gedichten auch wer daran ein strenges Urtheil legt, und also ihre Jugendlichkeit in jedem Sinne des Wortes erkennt. Beherzigt der Verf. daß auch Poesie eine Kunst ist, jede Kunst aber Studium, ernstes Studium, vor Allem der in ihr anerkannt großen Meister, und nächstdem angestrengte Uebung Dessen erfodert was ihre technischen Bedingungen sind, so muß er einen ausgezeichneten Grad der Virtuosität erreichen, und wie Dante sagt uscire della volgare schiera. 81.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 297. —— 23. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

Im J. 1801, in welchem Goethe von einer sehr gefährlichen Krankheit befallen wurde, machte Jacobi eine Reise an den Rhein und von da nach Paris, wo er drei Monate blieb. Von dieser Reise aus schrieb er an Goethe, dem er seine unaufhörliche Krankheit klagt. Dieser, den es schmerzte, daß dem Freunde ein gesundes und glückliches Alter versagt sei, antwortet:

Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen, und ich kann wohl sagen, sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur Eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender σύγκρισις und διάκρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen, und du kannst meinen Antheil an deinen Arbeiten danach berechnen.

Von Prof. Himly schreibt er, er scheine ihm einige Aversion für die Philosophie zu haben, welches ihm früher oder später zum Nachtheile gereichen müsse.

Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der noch immer, wenn etwas Tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le savoir ist und bleibt, gegen die Philosophie, besonders wie sie in unsern Tagen erscheint, eine Art Apprehension, die aber nicht in Abneigung ausarten, sondern sich in eine stille vorsichtige Neigung auflösen muß. Geschieht Dies nicht, so ist, ehe man sich's versieht, der Weg zur Philisterei betreten, auf dem ein guter Kopf sich nur desto schlimmer befindet, als er auf eine ungeschickte Weise die bessere Gesellschaft vermeidet, die ihm allein bei seinem Streben behülflich sein konnte.

Jacobi ward bald nach seiner Rückkehr von einer schweren Krankheit befallen, von der er sich lange Zeit so elend und schwach fühlte, daß er dem Freunde nicht antworten konnte. Erst im Juli dictirte er seiner Schwester einen Brief an Goethe, in welchem er ihm über seinen bisherigen Zustand, in welchem er sich nie so wohl befunden, daß er ihn hätte auffodern mögen ihn darauf anzusehen, sowie über die Verhältnisse von pariser Künstlern, Kunstverständigen und Sammlern nähere Nachricht mittheilt.

Ich wollte ich säße bei dir, und könnte dir erzählen was ich gesehen, gehört, beobachtet und gedacht habe. Ueberhaupt wünschte ich wir säßen wieder einmal beisammen, und wandelten miteinander umher wie vor 11 Jahren in Pempelfort. In der That wünsche ich's jetzt so, daß, wenn es mir nur nicht am Gelde zur Reise fehlte, ich besuchte dich noch diesen Sommer.

Für die Verdeutschung des Benvenuto Cellini dankt er Goethe, sowie er sich auf die nahe Erscheinung der „Natürlichen Tochter" freut.

Aber erst, nachdem der Tod gewaltsam die Verbindung zwischen Schiller und Goethe gelöst hatte, sollte er nach mehr als 12 Jahren seinen Goethe wiedersehen. Die Nachricht von der gefährlichen Krankheit in welche Goethe gleich am Anfange des J. 1805 gefallen war hatte Jacobi, der mittlerweile einen Ruf an die neuzubildende Akademie in München erhalten hatte, tief erschüttert. Um so mehr mußte er sich freuen auf seiner Reise nach München den alten Freund nach so vielen Jahren von neuem zu sehen, und wieder einmal einige Tage ruhig mit ihm zubringen zu können. Auf Jacobi's Anfrage erwidert Goethe am 19. April:

Nur mit wenigen Worten sage ich dir, daß du mich im Juni todt oder lebendig in Weimar antriffst. Ich hoffe Letzteres, und freue mich sehr dich auf dem Uebergange in ein neues Leben zu begrüßen. Ich bin neugierig wen von den Deinigen du mitbringst; Alle sollen willkommen sein. Ob du Schiller findest weiß ich nicht.

Er sollte ihn nicht mehr finden; denn am 9. Mai raubte ihn der Tod von Goethe's Seite, der seinen tiefsten Schmerz in den Worten an Zelter ausspricht:

Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in ihm die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr.

Nachdem die vierzehntägige Anwesenheit des Philologen F. A. Wolf den Dichter in jedem Sinne gestärkt hatte, sollte der Besuch seines ältesten, heißgeliebtesten Freundes Jacobi ihm einen reinen und edeln Genuß gewähren. Hatte schon die Anmeldung Jacobi's ihn höchlich erfreut, so machte ihn seine Ankunft ganz glücklich. Goethe berichtet von diesem Besuche *):

Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen, Alles was

*) In der kurzen Bemerkung über Jacobi, XXVII, 4[illegible] fg. Seltsamerweise thut Goethe dieses Besuchs in den „Annalen" seines Lebens gar nicht Erwähnung. War vielleicht der bezeichnete Abschnitt ursprünglich zur Aufnahme in diese bestimmt? Uebrigens ist die dort gemachte Bemerkung, sie hätten über ihre spätern Arbeiten nie ein freundliches Wort gewechselt, nicht ganz der Wahrheit gemäß.

wir erfahren, gethan und gelitten, hatte Jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, sowie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders; wir liebten uns ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie; er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. In diesem Gefühl begnügten wir uns den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen, und von unsern Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im Allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen.

Auch in diesen Bericht scheint sich Goethe's spätere Verstimmung eingemischt zu haben. Glücklicherweise können wir denselben ergänzen durch Jacobi's Erzählung, der gleich nach diesem Besuche an Köppen, einen seiner eifrigsten Anhänger, schreibt:

Von dem mislichen Gesundheitszustande, worin Goethe sich seit dem Anfange dieses Jahrs befindet, werden Sie gehört haben. Meine Erscheinung machte ihn sehr froh, und nach und nach erheiterte und erholte er sich dergestalt, daß ich die zwei letzten Tage fast meinen alten Goethe wieder hatte. Sein großes Anliegen war meine Philosophie ganz zu erfahren, und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, ce qui passe la géométrie, nous surpasse und deswegen eine speculative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngespinnst sein könne. Er erholte sich aber bald wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte, und die Gründlichkeit meines Dualismus gegen alle neuere Identitätssysteme ins Licht stellte.

Man sieht, Goethe wollte sich einen ganz klaren Begriff von Jacobi's Philosophie machen, die, wie ihm seine liebevolle Neigung zu diesem einredete, freilich einen andern Weg einschlage, aber seinen Ansichten nicht geradezu widersprechen könne, sondern sich wohl damit vereinigen lasse. Wenn er später von ihren beiderseitigen Ansichten sagt, sie hätten sich nur durch Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren lassen, sie würden sich leicht verständigt haben, wenn sie sich frühzeitig gesagt hätten: wer das Höchste wolle müsse das Ganze wollen, wer vom Geist handle müsse die Natur, wer von der Natur spreche müsse den Geist voraussetzen oder im Stillen mitverstehen, der Gedanke lasse sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen; wenn Goethe eine Vereinigung auf diesem Wege für möglich hält, so übersieht er den tiefer liegenden Unterschied. Jacobi setzte einen strengen Dualismus als herrschend und waltend, die Natur als vom Geiste beherrscht und abhängig, während Goethe die Natur zugleich als Geist dachte; die vollste Entwickelung dieser schien Goethe das Höchste, wogegen Jacobi die Natur überwunden und das Geistige, das Sittliche als das einzig Wahre anerkannt wissen wollte. Goethe, der freilich vom strengen Realismus durch die Verbindung mit Schiller etwas zurückgekommen war, konnte sich Jacobi's Ansicht nur nach seiner Weise zurechtlegen, was aber dieser nicht dulden wollte; und so entstand eine Misstimmung, die endlich damit endete, daß Einer den Andern gewähren ließ.

Von München aus sandte Jacobi Goethe seine berühmte Antrittsrede „Ueber Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften", die er als Präsident der Akademie gehalten hatte. Goethe erkannte gern an, daß ihm der Hauptsieg gelungen sei, doch sei der Anfang weniger gut als die Folge und das Ende.

Im Streite gegen die Philister und Nützlichkeitsfoderer bist du zu bitter und mitunter ungerecht. Aus Leidenschaft verwickelst du dich in Tropen und Gleichnisse, die nicht deutlich werden, ob wir Andern gleich, die deines Sinnes sind, Alles recht gut verstehen und dir beistimmen. Freilich kann ich begreifen, daß dir dieses Geschlecht den Kopf sehr warm machen muß. Leide ich doch als Poet und Künstler schon so lange Zeit von ihnen. Sie sind aber Legion, und man muß sie gewähren lassen, allenfalls nur sie häns eln, wie ich's von Zeit zu Zeit auch gethan habe.

In Schelling's Rede „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur", woran Goethe, von welchem Schelling ausgegangen war, viele Freude gehabt hatte, wollte Jacobi eine durchaus den Verstand berückende Methode finden. Es gebe, meint er, nur zwei wesentlich verschiedene Philosophien, die er als Platonismus und Spinozismus unterscheiden wolle; zwischen beiden sein Herz zu theilen sei unmöglich, noch unmöglicher sie wirklich zu vereinigen; wo der Schein des Letztern entstehe, da herrsche Betrug. Bei Gelegenheit von Zacharias Werner, mit welchem sich Goethe vielfach unterhalten und beschäftigt hatte, bemerkt Jacobi: der Dichter sei Seher, und dürfe nie Lüge ersinnen, ihr dienen, sich ihr hingeben; ein ganz neuer Einfall sei die entgegengesetzte Lehre: er müsse nur Lügen ersinnen, bloße Gestaltungen gestalten ohne wahren oder auch nur täuschenden Inhalt, und der absolut durchgängige Phantast sei das wahre Götterkind.

Unsaglichen Genuß fand Jacobi, der mit Goethe in ununterbrochener freundlicher Verbindung blieb, am zweiten Theile von Goethe's „Farbenlehre", wogegen diesen Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen", die „einen großen Theil der Geschichte seiner Wanderungen durch ältere und neuere Lehrmeinungen und Systeme" enthalten sollte, wenig ansprechen konnte. An Schlichtegroll, der als Generalsecretair der Akademie mit Jacobi in näherm Umgange stand, schrieb Goethe:

Der alte so treue Freund setze die Ueberzeugung und das Innerste der Seite auf der er stehe mit so großer Liebe und Wärme auseinander, und Dies müsse ja auch Demjenigen höchst erwünscht sein der sich von der andern Seite her in einem so treuen, tiefdenkenden und wohldenkenden Freunde bespiegele. Freilich träte er ihm der lieben Natur, wie man zu sagen pflege, etwas zu nahe, allein er verarge es ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege den er von jeher genommen, müsse sein Gott sich immer mehr von der Welt absondern, da sein eigener sich immer mehr in sie verschlinge. Beides sei auch ganz recht; denn gerade dadurch werde es eine Menschheit, daß, wie so manches Andere sich entgegenstehe, es auch Antinomien der Ueberzeugung gebe. Diese zu studiren mache ihm das größte Vergnügen, seit er sich zur Wissenschaft und ihrer Geschichte gewendet habe. Und so solle der Freund, jener Apostel der Heiden, wiederholt zum allerschönsten von ihm gegrüßt sein.

Diese von Schlichtegroll an Jacobi mitgetheilte Aeu-

ßerung betrachtete er als eine „gewissermaßen öffentliche und officielle Botschaft", wodurch sie ihm noch werther wurde. Jacobi richtete darauf einige Zeilen der Freude und des Danks an Goethe, dem er das nahe Erscheinen des ersten Bandes seiner Werke meldet.

> Er wird dir den alten so treuen Freund noch lebhafter vergegenwärtigen als die Schrift von den göttlichen Dingen.
>
> Gleich einer alten halb verschlung'nen Sage,
> Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf!
>
> Lieber! Du hast noch eine Schuld an mich abzutragen und an dich selbst. Laß mich nicht in das stille ernste Geisterreich hinabsteigen, ehe du sie abgetragen hast.

Jacobi deutet mit diesen Versen aus der Zueignung des „Faust" deutlich genug auf die Darstellung seines ersten Zusammentreffens mit Goethe und ihrer freundschaftlichen Verbindung hin, welche er im dritten Theile von „Dichtung und Wahrheit" erwartete. Goethe schreibt darauf an Jacobi selbst:

> Dein Büchlein war mir willkommen, weil ich nach deiner Ankündigung daraus deine Ueberzeugung, die sich in frühern und spätern Tagen gleich geblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen statum controversiae so mancher philosophischen Streitigkeiten erfahren sollte, deren wunderlichen decurs ich mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit selbst erlebt hatte. Diesen Gewinn habe ich nun auch davon, und soll dir dagegen der gebührende Dank abgestattet sein. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat.*) Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben (welches jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu Denen gehöre die selbst gern ruhig sein mögen, und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblatts stehen müssen: Man lernt Nichts kennen als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein. Erlaube mir im dritten Theile meines biographischen Versuchs deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwischen uns Beiden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung sie selbst bei zunehmendem Auseinanderstreben durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen nicht unerfüllt geblieben ist.

Goethe wollte mit der Anspielung auf den Goldschmied der Apostelgeschichte (C. 19), die er vielleicht gerade damals zu dem bekannten Gedichte: „Groß ist die Diana der Epheser", benutzte, nur aussprechen, daß Niemand von der angeborenen, sein Leben lang geübten Anschauungsweise ablassen, hingegen eine andere, die seiner Natur zuwider sei, vertauschen könne, weshalb man die Verschiedenheit von Grundansichten auf sich beruhen lassen müsse. Jacobi aber fand sich hierdurch tief verletzt. Der Vorwurf des Aufdringens und noch mehr des Aufregenwollens fuhr ihm, wie er sagt, hart wider die Stirn, da er diesen nicht verdient zu haben glaubte; aber einen Vorwurf hatte Goethe keineswegs ausgesprochen, und daß Jacobi's Schrift, welche gegen Schelling Fronte machte, diesen eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus beschuldigte, wirklich bestimmt war Aufregung hervorzubringen, und im Gegensatze zur philosophischen Truglehre, die er enthüllen wollte, seine eigene Philosophie als die einzig wahre darstellen und der Welt gleichsam aufnöthigen wolle, ist kaum in Abrede zu stellen. Jacobi wollte Goethe's Brief gleich beantworten, und den Apostel gegen die Schmiede aus demselben Capitel der Apostelgeschichte rechtfertigen, vornehmlich die Rede des Kanzlers daselbst Goethe zu Gemüthe führen. Später schreibt er:

> Aber ich kam nicht dazu, weil ich gerade im Aufbrechen war zu einer ziemlich langen Reise über Heidelberg und Freiburg nach der Schweiz, und noch Vorfälle sich dazu gesellten die mich über keine Minute mehr Herr sein ließen vor der Flucht. Nach meiner Zurückkunft fand ich Altes und Neues, das mich noch mehr bedrängte.

Erst am 28. Dec. 1812, nachdem er die durch so viele Intriguen ihm verleidete Präsidentenstelle*) niedergelegt hatte, schickt Jacobi wieder an Goethe einen von Liebe und Anerkennung überfließenden Brief, in welchem sich keine Spur von Verstimmung zeigt. In Bezug auf den zweiten Band von „Dichtung und Wahrheit" bemerkt er: Goethe werde, scheine es, sein Bestes, wie Voltaire, zwischen dem 70. und 80. Jahre schreiben. „Du hast mich fühlen lassen wie sehr ich noch genießen kann, daß es also auch für mich noch der Mühe lohnt zu leben." Sehr leid sei es ihm, schreibt er weiter, „daß sein Büchlein von den göttlichen Dingen ihn ziemlich indisponirt habe"; er wünsche sehr, daß er es nach Jahresfrist noch einmal lese. „Ich glaube nicht wie du, daß wir zunehmend auseinander streben. Daß aber meine Liebe zu dir nicht untergehen kann, mußt du wissen." Auf die Darstellung ihres Freundschaftsbundes im dritten Theile von „Wahrheit und Dichtung" freut sich Jacobi, und erinnert an die ersten Tage ihrer Bekanntschaft in Köln. Er erwähnt zugleich des ersten Bandes seiner Werke, der ihm zugekommen sein müsse, und theilt ihm seine Ansicht über die Redaction des zweiten Bandes mit, die ihn eben beschäftige. Goethe eröffnet seine freundliche Antwort an Jacobi mit einigen allgemeinen Bemerkungen, die ihr Verhältniß zueinander betreffen.

> Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches in dem wir uns

*) Man vergleiche hiermit die Äußerungen über Jacobi's Schrift in Goethe's „Annalen" seines Lebens (XXVII, 258 fg.). Der in dieser Schrift ausgesprochene Satz: daß die Natur Gott verberge, welcher seiner ganzen Anschauungsweise widersprach, mußte ihn, wie er sagt, von dem edelsten Manne, dessen Herz er verehrend liebte, auf ewig entfernen. In seinem schmerzlichen Verdrusse wandte er sich wieder an Spinoza's Ethik, die auf mehre Wochen seine tägliche Unterhaltung war, und ganz eigen frisch auf ihn einwirkte.

*) An Goethe schreibt er, er habe seinen Brief mit nach Heidelberg und Freiburg genommen, um ihn zu beantworten; aber sein schlechtes Befinden habe ihn auch dort gehindert. „Erst in Luzern lebte ich wieder etwas auf. Aber nun war ich auch über keine Minute mehr Herr, bis ich wieder hier in meinem Hause aus dem Wagen stieg." Nach wiederholtem Gesuche sei er endlich von seiner Stelle entlassen worden, und seit dieser Zeit habe er jeden Tag an den alten Freund gedacht.

zusammenfinden, diese ein Mannichfaltiges in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man Dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, so würde man viel verträglicher sein, und würde durch Gesinnung, Das wieder zu sammeln suchen was die Meinung zersplittert hat. Ich für mich kann bei den mannichfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. Siehst du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im Stillen fort, mag auch gern daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn Dasjenige was zu meinem Dasein und Wirken unentbehrlich ist von Andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir einige Augenblicke verdrießlich zu sein, und auch Dies vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke, so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst so auch jetzt.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdige Aehnlichkeit der Umstände bei dem Sturze Karl's X. und Ludwig Philipp's.

1.	Der Herzog von Berri, Sohn Karl's X.,	1.	Der Herzog von Orleans, Sohn Ludwig Philipp's,
2.	heirathet eine ausländische Prinzessin (Sicilierin).	2.	heirathet eine ausländische Prinzessin (Mecklenburgerin).
3.	In dieser Ehe wird ein Sohn geboren der Thronerbe ist, der Herzog von Bordeaux.	3.	In dieser Ehe wird ein Sohn geboren der Thronerbe ist, der Graf von Paris.
4.	Sein Vater, der Herzog von Berri, stirbt durch Meuchelmord	4.	Sein Vater, der Herzog von Orleans, stirbt eines gewaltsamen Todes
5.	den 13. Febr. 1820.	5.	den 13. Juli 1842.
6.	In dem Jahre das dem Sturze Karl's X. vorhergeht (1829) ist man einer Hungersnoth nahe; der Brotpreis steigt bis auf 1 Fr. 5 C. das vierpfündige Brot.	6.	In dem Jahre das dem Sturze Ludwig Philipp's vorhergeht ist man einer Hungersnoth nahe; der Brotpreis steigt auf 1 Fr. 24 C. das vierpfündige Brot.
7.	Die Kälte ist im Winter 1829—30 so groß, daß die Seine gefriert.	7.	Die Kälte im Winter 1847—48 ist so groß, daß die Seine gefriert. Sie war seit 1830 nicht mehr zugefroren.
8.	Die retrograden Maßregeln der Regierung veranlassen die wahren Royalisten ihr die Krisis vorzustellen die sich allmälig bildet.	8.	Die retrograden Maßregeln der Regierung veranlassen die wahren Conservativen ihr die Krisis vorzustellen die sich allmälig bildet.
9.	Dieser gute Rath wird verkannt.	9.	Dieser gute Rath wird verkannt.
10.	In der Thronrede von 1830 heißt es: „Wenn schuldige Manoeuvres meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen die ich nicht vorhersehen kann und nicht vorhersehen will, so werde ich die Kraft finden sie zu übersteigen."	10.	In der Thronrede von 1847 heißt es: „Mitten in der Aufregung welche durch feindliche und blinde Leidenschaften hervorgerufen wird, belebt und erhält mich die Ueberzeugung, daß wir in der constitutionnellen Monarchie, in der Vereinigung der großen Mächte des Staats die sichern Mittel besitzen alle diese Hindernisse zu übersteigen."
11.	Diese herben Worte haben die Protestation von 221 Deputirten zur Folge.	11.	Diese herben Worte haben die Protestation von 108 Deputirten zur Folge, welche sich entschließen dem Banket im 12. Arrondissement beizuwohnen.
12.	Algier wird erobert und der Dei gefangengenommen.	12.	Abd-el-Kader wird gefangen.
13.	Ordonnanzen vom 25. Juli welche die Preßfreiheit abschaffen.	13.	Ordonnanz des Policeipräfecten vom 21. Febr. welche das Banket verbietet.
14.	Montag Abend geben diese Ordonnanzen Veranlassung zu Zusammenrottungen, wobei die Journale laut vorgelesen und commentirt werden. Diese Zusammenrottungen sind die Vorläufer der Revolution die andern Tages ausbricht.	14.	Montag Abend gibt diese Ordonnanz Veranlassug zu Zusammenrottungen, wobei die Journale laut vorgelesen und commentirt werden. Diese Zusammenrottungen sind die Vorläufer der Revolution die andern Tages ausbricht.
15.	Man empört sich gegen diese Ordonnanzen, und die Regierung fällt in die Hände der Insurgenten.	15.	Man empört sich gegen diese Ordonnanz, und die Regierung fällt in die Hände der Insurgenten.
16.	Der Kampf dauert drei Tage, den 27., 28. und 29. Juli 1830.	16.	Der Kampf dauert drei Tage, den 22., 23. und 24. Febr. 1848.
17.	Fängt Dienstag an und endet Donnerstag.	17.	Fängt Dienstag an und endet Donnerstag.
18.	Die Gensdarmerie tritt zuerst in den Kampf und unterliegt.	18.	Die Municipalgarde tritt zuerst in den Kampf und unterliegt.
19.	Sie wird aufgelöst.	19.	Sie wird aufgelöst.
20.	Karl X. wurde gestürzt als er 74 Jahre alt war.	20.	Ludwig Philipp wurde gestürzt als er 74 Jahre alt war.
21.	Dies geschah im Monat Februar, dem Sterbemonat des Herzogs von Berri.	21.	Dies geschah im Monat Juni, dem Sterbemonat des Herzogs von Orleans.
22.	Karl X. dankt zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, ab, der 10 Jahre alt war.	22.	Ludwig Philipp dankt zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, ab, der 10 Jahre alt war.
23.	Man weist ihn zurück und antwortet: „Es ist zu spät!"	23.	Man weist ihn zurück und antwortet: „Es ist zu spät!"
24.	Man ernennt eine provisorische Regierung.	24.	Man ernennt eine provisorische Regierung.
25.	Die königliche Familie muß Frankreich verlassen.	25.	Die königliche Familie muß Frankreich verlassen.
26.	Das sie in kleinen Tagereisen räumt, von Tausenden von königlichen Garden, von drei Commissarien der provisorischen Regierung und von vielen Freunden und Dienern begleitet, die beim Abschiede Thränen vergießen.	26.	Das sie über Hals und Kopf räumt, ohne auch nur die nothwendigsten Reisemittel mitzunehmen. Sie muß sich verbergen und ist von ihren Lieblingen verlassen.
27.	Sie wählt England zum Exil.	27.	Sie wählt England zum Exil.
28.	Karl X. weint als er den fremden Boden betritt.	28.	Ludwig Philipp ruft, als er den fremden Boden betritt, aus: „Ich bin glücklich angelangt!"

82.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 298. —— 24. October 1848.

Goethe und Jacobi.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Jacobi wollte nicht begreifen was diese allgemeinen Betrachtungen als Antwort auf seinen Brief sollten, obgleich sie offenbar durch Das was Jacobi über sein Büchlein gesagt hatte, das Goethe noch einmal lesen möge, wie durch die Aeußerung, daß sie nicht zunehmend auseinanderstrebten, hervorgerufen waren, worauf sie die passendste Antwort enthalten, in welcher nur Das was er früher vom ephesischen Goldschmiede bemerkt hatte weiter ausgeführt ist. Jacobi fühlte sich auch dadurch verletzt, daß Goethe des ihm zugeschickten ersten Bandes seiner Werke nicht ausdrücklich Erwähnung that, obgleich er der Art wie er bei der Redaction zu verfahren gedachte Beifall gab. Nur die höchste Reizbarkeit, an welcher Jacobi damals litt*), macht es erklärlich, wie er auf diese Gründe hin zum ersten mal an Goethe's Liebe zu zweifeln begann. Hatte aber das Mistrauen einmal Platz gefaßt, so war es sehr natürlich, daß Jacobi, als ihm das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" zu Gesicht kam, darin eine bittere Anspielung auf sich sah, und zu begreifen glaubte wie er sich, daß es gemacht und herumgegeben worden, nach Goethe's Willen zurechtlegen sollte, im Fall es zu ihm gelangte. Selbst die Schlußworte:

> Nur soll er nicht sein Handwerk schänden,
> Sonst wird er schlecht und schmählich enden.

scheint Jacobi auf sich bezogen zu haben, obgleich das ganze Gedicht nur den Gedanken aussprechen soll, daß Jeder Das treibe wozu er sich geneigt und geschickt fühle, und den Andern in seiner Weise gewähren lasse. Das allein, daß er sich nicht zurechtlegen konnte wie Goethe ein solches Gedicht gemacht habe, schmerzte ihn tief, da es eine große Liebe war, die seit mehr als 40 Jahren ihn mit diesem verbunden hatte. Am seltsamsten aber ist, daß gerade der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit", der die liebevollste, herrlichste Darstellung ihres ersten Zusammentreffens enthält, die Trennung von Jacobi's Seite vollendete. Diese ganze Darstellung ergriff ihn auf wundervolle Weise, sein ganzes Leben von jenem ersten Zusammentreffen wurde ihm zu einem Leben mit, von und zu Goethe, wie er sich selbst ausdrückt; dagegen fand er sich tief verletzt von den Schlußworten:

> Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzu sehr offenbarte.*)

Denn diese Verschiedenheit, meinte Jacobi, habe sich ihm keineswegs erst später offenbart, sondern er habe sie von Anfang ihrer Bekanntschaft an gewußt, und Dasselbe sei bei Goethe der Fall gewesen. Aber Goethe leugnet gar nicht, daß sie diese Verschiedenheit ihrer Ansichten damals gegeneinander ausgesprochen, sagt Dies vielmehr bestimmt genug; nur traten sie damals weniger schroff einander gegenüber, da Beide sich durch ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß verbunden und in der Fülle des Hin- und Wiedergebens beseligt fühlten. Wol konnte damals ein vorurtheilsloser Beobachter mit Sicherheit vorhersagen, daß Beide, wenn sie ihrer Richtung treu blieben, im Laufe der Zeit in ihrem ganzen Denken und Dichten verschiedene, ja ganz entgegengesetzte Wege wandeln würden; aber daß den beiden in den höchsten Gefühlen edelster Liebe schwelgenden Freunden schon damals ein solcher Gedanke gekommen, daß sie nicht vielmehr ein einmüthiges Zusammenwirken für das Höchste und Edelste gehofft, müssen wir mit Goethe gegen Jacobi in Abrede stellen. Als Jacobi seine Ansicht der Lehre Schelling's gegenüberstellte, und zugleich den Gang seiner eigenen philosophischen Bildung von neuem durchging, da mußte es ihn schmerzlich berühren, wie wenig die träumerischen Hoffnungen eines lebendigen Zusammenwirkens mit Goethe in Erfüllung gegangen, daß seine Ansichten vom heißgeliebtesten Freunde nicht getheilt, ja als seiner innersten Natur widerstrebend verworfen wurden. Die halb misbilligende Weise in welcher sich der Freund über die letzte Darlegung seiner Ansicht aussprach, verbunden mit der scharfen Abfertigung von Schelling, stimmten ihn endlich so mismuthig, daß er sogar an Goethe's Liebe zu zweifeln begann, und die seltsamsten Verdachtsgründe gegen diesen aufbringen konnte.**)

---

*) Vergl. F. Jacobs' „Vermischte Schriften", VII, 92 fg., 507.

*) Goethe hatte in Zweifel gestanden, ob er sich diese „Prolepse" erlauben sollte. Vergl. Riemer's Briefe, S. 283.

**) Hatten ihn schon die Aretin'schen Händel verbittert, so mußte die scharfe Zurechtweisung Schelling's, nach welcher sich die Meisten

In Jacobi's Papieren fanden sich zwei verschiedene Entwürfe eines Briefs an Goethe, in welchem Jacobi bei Uebersendung des zweiten Bandes seiner Werke im Nov. 1815 seine Misstimmung und alle Vorwürfe die er gegen den alten Freund auf dem Herzen hatte ausgießen wollte. Aber eine besonnenere Betrachtung scheint ihn von der Absendung zurückgehalten zu haben, sodaß wol jener zweite Band ohne irgend einen Begleitbrief an Goethe gelangte. Der Briefwechsel dürfte hiermit ganz aufgehört haben; denn der einzige später fallende Brief Goethe's vom 3. Juli 1817 ist ein bloßer Empfehlungsbrief. Mit inniger Wehmuth lesen wir Goethe's letzte Worte an den alten Freund:

Gar oft, mein theurer alter Freund, komme ich in Versuchung dir von meinen Zuständen und Thätigkeiten einige Notiz zu geben; dann aber stehe ich wieder an, weil man niemals weiß, ob denn Das was uns interessirt gerade auch die Freunde unterhalten, beschäftigen und aufregen werde. Da überläßt man es denn dem Glück wie irgend Etwas in ihre Hände oder sonst zur Kenntniß gelange, ohne weitere Theilnahme zu hoffen oder zu fodern.

Am 10. März 1819 starb Jacobi nach kurzer Krankheit, von Allen die sein edles Herz kannten tief betrauert. Wol weihte auch Goethe seinem Tode das schönste Mitgefühl alter Liebe, aber zugleich mußte ihm die Betrachtung wie wenig sich die Hoffnungen ihrer begeisterten Jugendfreundschaft erfüllt, wie sie bei der glühendsten Neigung sich so wenig in ihrem Wirken und Streben gefördert, schwer auf die Seele fallen. Als 1827 Jacobi's „Auserlesener Briefwechsel" erschienen war *), äußerte Goethe, er sei fürs Publicum eine höchst interessante Lecture, für ihn selbst eine höchst traurige Unterhaltung.

Ich recapitulire was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so vielen guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf.

Von Jacobi bemerkt er, er habe gar Nichts von der Natur gewußt und gewollt die ihm seinen Gott verberge, wogegen er selbst in der Consequenz des unendlich Mannichfaltigen **Gottes Handschrift** am deutlichsten sehe. Gegen Eckermann meinte er, zum Poeten und Philosophen habe Jacobi Etwas gefehlt um Beides zu sein.

Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen oder sie wol gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinander zu halten.

Aber gerade die glühende Freundschaft welche Beide verband trübte ihr Verhältniß, weil sie das Höchste wonach die wahre Freundschaft strebt, die vollendetste Uebereinstimmung im Denken und Wollen, nimmer erreichen konnten, sondern auf ihren Wegen immer weiter auseinandergeriethen, und vergebens einen Vereinigungspunkt suchten, der nur in ihren Herzen lag.

H. Düntzer.

von ihm abwandten, ihn noch mehr verstimmen. Niebuhr fand ihn im April 1812 „alleinstehend, gebeugt und krank". Man vergleiche damit die Beschreibung von Steffens' Besuch bei Jacobi („Was ich erlebte", VIII, 387 fg.). Daß sein ältester, geliebtester Freund in diesem Streite mehr auf der Seite des Gegners als auf seiner eigenen stand, und seinen Grundansichten noch stehen mußte, erregte seinen tiefsten Schmerz, der die trübsten Bilder der aufgeregten Einbildungskraft schuf.

*) Diese Anzeige scheint bei Goethe's Lebzeiten nicht gedruckt worden zu sein; denn in „Kunst und Alterthum" findet sich nur (VI, 122) die Uebersetzung der Stelle Dante's (an Zelter am 12. Aug. 1826 mitgetheilt), womit die Anzeige schließt.

Fräulein Martineau.

„Fräulein Martineau", sagt eine englische Zeitschrift in der Anzeige ihres jüngsten Werks: „Eastern life, present and past" (3 Bde., London 1848), „hat so oft und über so verschiedene Gegenstände zum englischen Publicum gesprochen, daß es weder vorschnell noch anmaßend heißen kann den Werth und die Tragweite ihrer Befähigung abzuschätzen. Vor Allem steht fest, daß ihre Consequenz einige Inconsequenzen umfaßt. Sie ist erhaben und enthusiastisch in ihren Bestrebungen, und eine so ängstliche Freundin der Wahrheit, daß sie bisweilen die seltsamsten Dinge vertheidigt, sie aufsucht, um sie zu vertheidigen, anscheinend blos, damit es ein Beweis ihrer Aufrichtigkeit, wo nicht ihrer Geneigtheit sei sich zur Märtyrerin zu machen. Während sie jedoch in ihren eigenen Speculationen sich so unabhängig bewegt, nimmt sie an, daß ihre Schlüsse das Schlußwort sind, und erstaunt bei dem bloßen Gedanken der Möglichkeit, daß Andere widersprechen oder auch nur Zweifel anregen werden. Als Schriftstellerin ist sie beredt in ihren Schilderungen, kräftig in ihrer Ueberredung, als Künstlerin genau und zugleich weitgreifend in der Zeichnung von Charakterzügen, humoristischen Launen, Andeutung des poetischen Elements, und doch mitunter in der Anordnung des Ganzen so überwählerisch, daß sie in einem und demselben Gemälde darstellt was auf und was unter der Oberfläche liegt. Daraus entsteht eine Gefahr der Täuschung für Diejenigen die weniger Divinationsgabe besitzen als sie selbst, aber, ihren Fußtapfen folgend, nicht im Stande sind Alles zu sehen was sie in Betreff eines gegebenen Orts oder socialen Zustandes als vorhanden bezeichnet."

„Wer diese Attribute der Verfasserin von «Sagen aus Palästina», «Erläuterungen der Staatswirthschaft», «Reisen in Amerika» und «Briefe über Mesmerismus» — ältere theologische und philosophische Abhandlungen nicht zu vergessen — im Gedächtniß behält, wird in den vorliegenden Bänden finden was von einem Buche der Fräulein Martineau sich erwarten läßt. Die Ausführung ist jedoch in ihrer besten Manier. Mit erfrischender Lebhaftigkeit verweilt sie bei jedem Zwischenereignisse ihrer orientalischen Pilgerfahrt, und bietet körperlichen Strapazen und geistiger Erschöpfung so kaltblütig Trotz, daß manche ihrer Leser darüber erschrecken, andere sich freuen werden. Mit offenen Augen und offenem Herzen studirt sie die alten Glaubensurkunden von Aegypten, Arabien und Judäa, und betrachtet das Leben und die Sitten in deren jetziger äußern Erscheinung. Indeß kann der Wunsch Alles zu umschlingen unnatürliche Gelüste erzeugen, ein zu unverwandter Blick in Schielen ausarten, und Das verträgt sich nicht mit richtigem Sehen. So geschieht es, daß einige von der Verf. erhabensten Ideen und etliche ihrer edel-freisinnigen Aussprüche die Mehrzahl der Leser weniger fortreißen oder überzeugen als ihnen gefallen werden...."

„Ferner hat zwar schwerlich ein bibelfester Pilger mit innigerer Andacht «den Untergang der Sonne die alten Thürme von Jerusalem vergolden sehen», nur dürfte der Enthusiasmus der Verf. die Gewissen der von Coleridge sogenannten Bibelanbeter deshalb beunruhigen, weil er mit Etwas durchädert ist das die Bibelanbeter von jeher für einen Gegensatz des Enthusiasmus erklärt haben — mit Rationalismus. In Folge der lobenswerthen Tendenz ihren Speculationen eine Verbindung und ihren Bildern einen Zweck zu geben hat die Verf. Meinungsschau gehalten, und historische Skizzen eingewebt, mit ei-

nem Ernst, einer Glut und einer Flüssigkeit die ihnen einen eigenthümlichen Reiz leihen, und nicht blos zu tiefem Nachdenken anregen, sondern auch höchste Achtung für die Verf. erwecken, selbst wo wir gegen ihre Schlüsse, weil zu rasch, und gegen ihre Folgerungen, weil zu allgemein, protestiren müssen. Mit Einem Worte, in Vergleich zu den Schriften gleichzeitiger Pilgerinnen — mögen wir dabei die elenden und sentimentalen Selbstsüchteleien im Auge haben mit welchen Gräfin Hahn-Hahn ihre besten Schilderungen einfängt, oder die unbeabsichtigte Zügellosigkeit, die traurige Folge eines in verpesteter Luft durchlebten Lebens und darin gebildeter und verunstalteter Ansichten, einer Dudevant — weisen wir mit Freude auf dieses Reisewerk einer Engländerin, und empfehlen es zu wohlverdientem aufmerksamen Durchlesen." 10.

Der „alte" Rothschild.

Zu den sehenswerthesten Alterthümlichkeiten in der Nähe Londons gehört ein stattliches Landhaus, einst Lieblingsaufenthalt eines Herzogs von Lauderdale, und noch heute im Innern und Aeußern wie zur Zeit seines Todes vor 50 oder 60 Jahren. Hier lebte nach ihm eine seiner nächsten Verwandtinnen, die inzwischen auch verstorbene Herzogin von Dysart, eine ebenso merkwürdige Reliquie wie irgend eine im Hause. Jeden Sonnabend im Sommer versammelte sie ein buntes Gemisch der schönsten Frauen, der modischsten Herren und der Notabilitäten beider Geschlechter, erste Minister und Quacksalber, Bischöfe und Baptisten, Schauspielerinnen und Herzoginnen, türkische Gesandte und Carbonari. Eines solchen Abends war unter den Erschienenen der große londoner Brauer, Hr. Buxton, später Sir Fowell Buxton, Baronet, und es das erste mal, daß er in Gesellschaft dem Berühmtesten der neuern Israeliten, dem „alten" Rothschild, begegnete. Ueber dieses Zusammentreffen äußert er sich in dem von seinem Sohne und Biographen („Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton, with selections from his correspondence; edited by his son, *Charles Buxton*", London 1848) benutzten Tagebuche folgendermaßen:

„Wir dinirten heute in Ham-Haus; es war sehr amusant. Rothschild erzählte sein Leben und seine Erlebnisse. Er ist der dritte Sohn eines Banquier in Frankfurt. «Die Stadt», sagte er, «hatte für uns Alle nicht Raum. Ich handelte mit englischen Waaren. Da kam ein Großhändler nach Frankfurt, und bemeisterte sich des Marktes. Er spielte den großen Herrn, und achtete es für eine Gefälligkeit, wenn er mir Waaren verkaufte. Irgendwie beleidigte ich ihn, und darauf verweigerte er mir die Ansicht seiner neuen Muster. Das war an einem Dienstage. Ich ging zu meinem Vater. Vater, sagte ich, ich reise nach England. Ich verstand und sprach nur Deutsch. Donnerstags reiste ich ab. Je näher ich England kam, desto wohlfeiler wurden die Waaren. Sobald ich nach Manchester gekommen, kaufte ich für mein ganzes Geld. Die Sachen waren spottwohlfeil, und ich hatte hübschen Profit. Nicht lange so entdeckte ich, daß es drei Profite gab, am Rohstoff, am Färben und am Fabrikat. Also sagte ich zum Fabrikanten: Ich liefere Euch den Rohstoff und die Farbe, Ihr mir das Fabrikat. In solcher Weise machte ich drei Profite statt eines, und konnte wohlfeiler verkaufen als irgendwer. In kurzem waren aus meinen 20,000 Pfund 60,000 geworden. Mein Erfolg ruhte auf einem einzigen Grundsatze. Was ein Anderer kann, dachte ich, kann ich auch, und so kann ich es mit dem Manne und seinen Mustern und mit allen Uebrigen aufnehmen. Ein Anderes brachte mir weitern Vortheil. Ich war coulant, schloß mit Eins ab. Als ich mich in London niedergelassen, hatte die Ostindische Compagnie 800,000 Pfund Gold zu verkaufen. Ich ging zur Versteigerung und erstand das Ganze. Ich wußte, der Herzog von Wellington brauchte es. Ich hatte viele seiner Wechsel mit Disconto gekauft. Die Regierung ließ mich rufen und sagte, sie müsse es haben. Als wir Handels eins geworden, wußten sie nicht wie sie es nach Portugal schaffen sollten. Ich unternahm Das, schickte es durch Frankreich, und habe nie ein besseres Geschäft gemacht.»"

„Ein anderer Grundsatz auf welchen er viel zu halten schien war der, sich nie mit einem unglücklichen Orte oder einem unglücklichen Menschen zu befassen. «Ich habe», sagte er, «viele kluge Menschen, sehr kluge Männer gekannt die keinen Schuh an den Füßen hatten. Mit Solchen lasse ich mich nie ein. Ihre Rathschläge klingen ganz vortrefflich; aber das Schicksal ist wider sie; sie können es nie zu Etwas bringen, und können sie sich selbst nicht vorwärts bringen, wie sollen sie mich vorwärts bringen können?» Mit Hülfe dieser Lebensmaximen hat er drei Millionen erworben."

„«Ich hoffe», warf — ein, «Ihre Kinder werden nicht zu sehr am Gelde und am Erwerbe hängen, werden darüber nicht Wichtigeres vergessen. Ich bin überzeugt, Das wäre gegen Ihren Wunsch.» Darauf Rothschild: «Ich aber bin überzeugt, es wäre mein Wunsch. Mein Wunsch ist, daß sie mit Geist und Seele, mit Herz und Körper, mit Allem und Jedem sich dem Geschäfte widmen. Das, und nur Das allein macht glücklich. Bleiben Sie bei Einem Geschäfte, junger Mann», wendete er sich an Eduard; «bleiben Sie bei Ihrer Brauerei, und Sie können der größte londoner Brauer werden. Seien Sie hingegen Brauer und Banquier, Kaufmann und Fabrikant, und es wird nicht lange dauern sind Sie bankrott. Einer meiner Nachbarn ist ein sehr boshafter Mensch. Er thut was er kann mich zu ärgern, und hat deshalb nahe bei meinem Spazierwege einen großen Schweinestall gebaut. Wenn ich mich also dort ergehe, höre ich die Alten grunzen und die Jungen quieken. Das genirt mich aber nicht, schadet mir Nichts, kostet mich Nichts. Ich bin stets guter Laune. Zu meinem Amusement gebe ich bisweilen einem Bettler eine Guinee. Da denkt der Bursche, es sei ein Versehen, und in der Angst, ich möchte es bemerken, reißt er aus wie — Schafleder. Ich rathe Ihnen, geben Sie bisweilen einem Bettler eine Guinee — 's ist ein allerliebster Spaß.»" 16.

Bibliographie.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. VI. 1ster Band. — A. u. d. T.: Revue retrospective d. i. die wichtigsten Dokumente aus dem geheimen Archive der Regierung Louis Philipps und seiner bei Erstürmung der Tuilerien dort vorgefundenen Privatakten. 1ster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Dieselbe. VII. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geheime Geschichte des Hofes, des Ministeriums und der Zeiten Georgs IV. mit zahlreich eingewebten noch ungekannten Anekdoten noch lebender fürstlicher Personen, Staatsmänner &c. Von einem alten Diplomaten. Aus dem Englischen übertragen von A. Kretzschmar. 1ster Band. Ebendaselbst. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duncker, L., Zur Geschichte der christlichen Logoslehre in den ersten Jahrhunderten. Die Logoslehre Justin's des Märtyrers. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ellissen, A., Zur Geschichte Athens nach dem Verluste seiner Selbständigkeit. 1ste Abhandlung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden von K. v. K. 4tes und 5tes Bändchen. — A. u. d. T.: Gerald Griffin, die Schulfreunde. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hölscher, B., Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Mit alten Melodien. Münster, Regensberg. 12. 20 Ngr.

Der Jude mit dem Barte, oder Lebensläufe eines Judenknaben. Aus den hinterlassenen Schriften eines Convertiten mit erläuternden Noten herausgegeben. Wien, Rohrmann. Gr. 12. 22½ Ngr.

Krische, A. B., Ueber Platon's Phaedros. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Krummacher, F. W., Salomo und Sulamith. Predigten aus dem Lied der Lieder. 6te Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry, nach dem Werke der Töchter und andern Quellen bearbeitet von einer ihrer jüngeren Freundinnen in Deutschland. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Listing, J. B., Vorstudien zur Topologie. Mit eingedruckten Holzschnitten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mädler, J. H., Untersuchungen über die Fixstern-Systeme. 2ter Theil: Das allgemeine System. Mitau, Reyher. Gr. Folio. 7 Thlr.

Mathieu, J. C., Darstellung des Land- und Seekriegs, für Dilettanten bearbeitet. 1ste Abtheilung: Organisation der Heere. Waffenlehre. Taktik. Strategie und Verpflegung. Mit 19 Holzschnitten, 1 Chemitypie und 2 Lithographien. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Müglin, H. v., Fabeln und Minnelieder. Herausgegeben von *W. Müller*. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Romang, J. P., Der neue Pantheismus, oder die junghegelsche Weltanschauung, nach ihren theoretischen Grundlagen und praktischen Consequenzen. Allen Denkenden gewidmet. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 26 Ngr.

Skizzen aus dem Alltagsleben: Geschwisterleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.

Steinhofer, F. C., Der erste Brief Johannis erbaulich erklärt. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.

Urkunden und Regesten zur Geschichte des uradeligen Geschlechts der Herren von dem Knesebeck, so wie der Gaue Heilanga und Osterwalde. 1ste Lieferung. Hannover, Ehlermann. Br. gr. 8. 1 Thlr.

Wagner, E., Geschichte des Kaisers Napoleon. Den Zeitgenossen und der Nachwelt, besonders aber Denen gewidmet, welche unter ihm gedient haben. Mit Benützung der Werke V. Hugo's und M. Laurents bearbeitet. 2te Auflage. Mit 1 Stahlstich und 12 Holzschnitten. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 12 Ngr.

Wolf, J. W., Rodenstein und Schnellerts, ihre Sagen und deren Bedeutung für die deutsche Alterthumskunde. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Bayer, K., Der Sieg der Freiheit und die deutsche Volksbildung. Nürnberg, Riegel u. Wießner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Biedenfeld, F. Freih. v., Die gepriesene Glückseligkeit unserer dermaligen Zustände in Deutschland und unsere Aussichten in die Zukunft. Nebst kritischer Beleuchtung unseres neuesten National-Regiments. Weimar, Voigt. Gr. 8. 17½ Ngr.

Feldner, L., Die gegenwärtigen politischen Bewegungen im Lichte des Evangelii. Eine Abendpredigt gehalten am Sonntag Invocavit 1848. Elberfeld. Gr. 8. 2½ Ngr.

Friede, H., Predigt über Lucas 19, 41—48 am 10. Sonntag nach Trinitatis zu Stavenhagen gehalten. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 3 Ngr.

Gerstner, F. X., Die Stellung Oestreichs zum deutschen Bunde und zum Frankfurter Parlamente. Prag, Ehrlich. Lex.-8. 4 Ngr.

Goebel, M., Die evangelische Kirchenverfassungsfrage. Mit Aktenstücken. Coblenz, Bädeker. 12. 7½ Ngr.

Gott segne den König! Eine abgerissene Volksrede von Samiel Eulenspiegel-Hilf. Bonn, Sulzbach. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hinrichs, Verfassungswesen des Großherzogthums Oldenburg. Jever. Gr. 8. 6 Ngr.

Jaspis, A. S., Eine Stimme aus der Kirche vor und nach der Feier des allgemeinen Preußischen Buß- und Bettags in dem denkwürdigen Jahr 1848. Predigt, gehalten am Sonntag Jubilate zu Elberfeld. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kind, P. C., „Die Liebe Christi dringet uns.“ Predigt, gehalten vor der Evangelisch Rhätischen Synode in Malans, den 25. Juni 1848. Chur, Grubenmann. 12. 2½ Ngr.

Lehmann, F. W., Grundzüge zur Bildung einer deutschen Bürgerwehr und eines deutschen Heerwesens mit Rücksicht auf die preußische Heerverfassung. Bonn, Wittmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lyser, J. P., Erzherzog Johann, der Freund des Volkes. Biographische Skizze. Mit dem Portrait des Prinzen in Stahlstich und vielen Holzschnitten. Wien. Hoch 4. 2½ Ngr.

Massari, A., Ideen über die Reform der Universität. Nebst dem vom Collegium der Professoren der medizinisch-chirurgischen Studien der k. k. Wiener Hochschule entworfenen und dem Ministerium des Unterrichts überreichten Plane einer zeitgemäßen Reform der österreichischen Universitäten. Wien, Rohrmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Michel! Du schläfst noch! Oder: Sonnenklarer und handgreiflicher Beweis, daß im J. 1848 weder in Berlin, noch in Wien, noch sonst irgend wo in Deutschland eine Revolution oder etwas dem Aehnliches stattgefunden hat. Erbauliche Betrachtungen über die Zeit und ihre Zustände von Johs. Mucke-nicht. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 4 Ngr.

Nielsen, Die Gottesdienste in der Friedrichsberger Kirche in Schleswig, vom 26. März bis 30. April 1848. Eine Mittheilung. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Reaktion und die moderne Finanzweisheit. Leipzig, Weller. 1849. 8. 2½ Ngr.

Reiche, F., Ueber den ärztlichen Stand und die nothwendige Reform der ärztlichen Verhältnisse. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Riemenschneider, A., Die industrielle Richtung unserer Zeit und ihr Einfluß auf die Schule. Eine Rede. Dorpat, Model. Gr. 8. 2½ Ngr.

Roberz, M. J., Schule und Kirche. Zunächst an die H. H. Pfarrer des Kreises Rheinbach. Köln, Lengfeld. Gr. 8. 1½ Ngr.

Sander, C. F. J., Bußtags-Predigt gehalten am 17. Mai 1848 zu Elberfeld. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Die moderne Theologie und der uralte biblische Glaube in ihren Conflikten auf der Berliner General-Synode. Mit besonderer Berücksichtigung der J. Müller'schen Schutzschrift für die Synode. Ebendaselbst. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmidt, J. H., „Das Medicinal-Ministerium.“ Eine Antwort an Hrn. Dr. Rud. Virchow. Berlin, Th. Enslin. Lex.-8. 3 Ngr.

Smetana, A., Die Bestimmung unseres Vaterlandes Böhmen vom allgemeinen Standpunkte aufgefaßt. Prag, Ehrlich. 8. 2 Ngr.

Der Völkerproceß der Magyaren und Kroaten. Mit Berücksichtigung seiner auch für Deutschland wichtigen Folgen. Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die politische und religiöse Wahrheit in ihrem vollsten Glanze dargestellt in drei gefürchteten und bisher verbotenen Reden. Gotha, Stollberg. 8. 6 Ngr.

Die Wünsche und Forderungen der Arbeiter an ihre Arbeitgeber und an den Staat. Zur Verständigung und Beruhigung Aller allseitig beleuchtet und erläutert von dem Arbeiter Vincens Veritas. Leipzig, Matthes. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 299. —— 25. October 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

1. Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Von Adolf Friedrich von Schack. Drei Bände. Berlin, Duncker u. Humblot. 1845—46. Gr. 8. 8 Thlr. 15 Ngr.
2. Études sur l'Espagne et sur les influences de la littérature espagnole en France et en Italie, par *Philarète Chasles*. Paris 1847.
3. Théâtre de *Hrotsvitha*, religieuse allemande du 10ième siècle, traduit pour la première fois en français avec le texte latin, revu sur le manuscrit de Munich, précédé d'une introduction et suivi de notes par *Charles Magnin*. Paris 1845.

Erster Artikel.

Der Verf. von Nr. 2 sagt:

Die Literaturgeschichte kann nicht mehr mit bloßen Angaben von Daten, biographischen Notizen und nachgesprochenen Urtheilen geschrieben werden. Jede monographische Behandlung ist nun ungenügend geworden; von unserm jetzigen erhöhten geistigen Standpunkt sucht man immer sich ein Gesammtbild von der europäischen Civilisation, ein Panorama von ihren mannichfaltigen Erzeugnissen zu verschaffen; man sucht dieses große Gemälde durch Parallelen, durch Zusammenhaltungen und durch Analyse der verschiedenartigen Einflüsse und der Verschmelzungen der Nationalitäten sich deutlicher zu machen. Dabei vergißt man nimmer, daß jedes Volk, wie jedes Individuum, seine besondern Leidenschaften hat, daß diese Leidenschaften eben die Seele seiner Nationalpoesie bilden. Man sucht diese Leidenschaften zu beobachten, wie sie entstehen, sich aussprechen, hervorbrechen, sich schwächen und verlöschen, und wie sie den literarischen Bewegungen entsprechen, die sie lange vorher ankündigen, und denen sie später eine bestimmte Richtung geben.

In der That ist in der Behandlung der Literaturgeschichte, besonders der Geschichte der Nationalliteraturen, wie einst die blos äußerliche, trockene Gelehrtengeschichte von der sogenannten philosophischen aber einseitig ästhetisch-kritischen, so jetzt diese selbst von der eigentlich historischen, genetisch-physiologischen verdrängt worden. Man ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Geschichte der Nationalliteratur eines Volks, wenn sie diesen Namen verdienen soll, weder im Ganzen noch in ihren Einzelheiten, ja nicht einmal die Monographie einer bedeutenden Erscheinung oder eines hervorragenden Schriftstellers geschrieben werden könne, ohne die genetischen Bedingungen dieser Erscheinung, die geographisch-statistischen, historisch-synchronistischen Zustände zu berücksichtigen, ohne die Völker in ihren ethnographischen Elementen und internationalen Verhältnissen, die Periode in ihrem causalen Zusammenhange, und selbst die Individuen in ihren Beziehungen zu den nationellen und zeitlichen Richtungen zu betrachten; kurz, auch hier sucht man nun, wie in der Naturforschung, jede Erscheinung als Manifestation eines größern Organismus in ihre Elemente analytisch zu zerlegen und nach diesem Maßstab synthetisch zu würdigen.

Dadurch ist nun freilich der Standpunkt des Literarhistorikers einerseits ein viel umfassenderer und schwierigerer, andererseits aber erst ein eigentlich wissenschaftlicher geworden. Er reicht nun nicht mehr aus mit subjectiv-ästhetischen wenn auch noch so fein geschulten Ansichten; er muß sich im Gegentheil dieser möglichst zu entschlagen suchen, um sich der rein objectiven, wahrhaft historischen Auffassung zu nähern; er muß — wenn dieser Vergleich erlaubt ist — die lyrische Erregtheit seiner eigenen Geschmacksrichtung der epischen Einlebung in die Erscheinung und ihre Seinsberechtigung unterordnen, um eine dramatisch-künstlerische Darstellung davon geben zu können.

Auch auf diesem Wege können wir Deutsche ohne Unbescheidenheit uns das Verdienst zusprechen Bahn gebrochen und bereits mustergültige Werke geliefert zu haben; ein solches ist z. B. Gervinus' „Geschichte der deutschen Nationalliteratur"*), ein solches ist das unter Nr. 1 angeführte Werk von Hrn. v. Schack. Dieses Werk ist aber nicht nur durch die echt historische Methode, den epischen Geist der Auffassung und die künstlerische Darstellung ausgezeichnet, es ist es ebenso sehr durch die Wahl des Gegenstandes und den außergewöhnlichen Aufwand von Hülfsmitteln. Die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" zum Gegenstande zu wählen, war zwar eine sehr gewagte, eine doppelt gewagte Wahl für den Ausländer, sollte die Aufgabe dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft gemäß gelöst werden; dann aber ist diese Wahl nicht nur durch die absolute Wichtigkeit des Gegenstandes eine würdige, son-

*) Vergl. über diese veränderte Behandlung der Literaturgeschichte durch die Deutschen die trefflichen Worte von Prutz in dessen „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" (S. 6—8, Berlin 1847), welches Werk selbst unter diese mustergültigen eingereiht zu werden verdient.

dern auch durch dessen Beziehung und Einfluß auf *unsere dramatischen Zustände* eine *zeitgemäße*, und dadurch sogar dem jetzt überall sich geltend machenden tendenziösen Streben entsprechend*), nur mit dem Unterschiede von den Tendenzschriften nach der Mode, daß die zeitgemäße Beziehung hier auf keine blos äußerliche, ja forcirte Weise mit dem Gegenstande verbunden wird, sondern wie ein Corollar aus demselben sich von selbst ergibt. Bedarf es wol noch eines Beweises für die absolute Wichtigkeit des Gegenstandes? War die spanische Nation nicht einst eine weltgebietende, ihre Literatur die Blüte der europäischen, und deren Culminationspunkt eben ihr Nationaldrama? Hören wir darüber einen ganz Unbetheiligten, hören wir den geistreichen Prutz (a. a. O., S. 10—11):

Ist die Literatur überhaupt ein Spiegel des nationalen Daseins, und haben wir wiederum innerhalb der Literatur das Drama als die vollendetste und reifste Entfaltung derselben anzuerkennen, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß das Theater, als das verwirklichte, lebendig gewordene Drama, der reinste und großartigste Spiegel des öffentlichen Lebens ist den die Literatur überhaupt zu bieten vermag. Es ist gleichsam das empfindlichste Thermometer der nationalen Bildung, der genaueste und feinste Maßstab der sich dem öffentlichen Leben von Seiten der Literatur anlegen läßt. . . . Wie es sich am spätesten entfaltet, als die letzte, schönste Blüte volksthümlicher Bildung, so auch mit eben dieser Blüte welkt es am ersten, am unaufhaltsamsten dahin; das griechische Drama in dem glänzenden Jahrhundert des Perikles, *die Lope und Calderon zur Zeit der spanischen Weltherrschaft*, Shakspeare in den Blütetagen des alten, lustigen Englands, unter dem glücklich herrschenden Scepter der jungfräulichen Elisabeth, die französische Bühne in der prächtigen Epoche Ludwig's XIV. liefern den Beweis. Ja überhaupt nur ein *eigenes Theater* zu haben ist schon an und für sich eine Ehre, die nur den *welthistorischen*, den *eigentlich gebietenden Nationen* zu Theil wird: und auch ihnen, wie gesagt, nur in den Tagen ihres Glanzes und ihrer politischen Größe.

Ueberdies ist das spanische *Kunstdrama* das älteste europäische; hat sich aber ganz aus nationalem Boden, aus durchaus volksthümlichen Elementen, und daher völlig spontan und originell entfaltet, ja in noch höherm Grade als das englische, das einzige was mit ihm unter den modern europäischen parallelisirt werden kann; denn auf dieses, wie auf das italienische, französische und mittelbar auch auf das deutsche Drama wirkte das spanische mehr oder minder bedeutend ein. So nimmt das spanische Drama durch seine Originalität und seinen Einfluß eine Stellung in der Literaturgeschichte ein der nur die des griechischen an Wichtigkeit gleichkommt. Dieser absoluten Wichtigkeit des Gegenstandes gesellt sich noch eine relative *zeitgemäße* bei, nämlich die ungesucht sich ergebende Beziehung auf *das deutsche Theater*, selbst *das* der Gegenwart. Hr. v. Schack hat selbst diesen Nebenzweck ausdrücklich bezeichnet (I, XVII—XVIII):

Wenn der nächste Zweck des vorliegenden Buchs ein literarhistorischer war, so hat dabei doch noch eine andere Absicht vorgeschwebt. Ich wollte an einer der merkwürdigsten und bisher allzu wenig berücksichtigten Literaturepochen darthun, wie das wahrhaft Große und Originale in der Poesie nur auf dem Boden der Volksthümlichkeit gedeihen könne, wie namentlich das Drama in Geist und Form durch die Geschichte und den Charakter des jedesmaligen Volks aufs strengste bedingt sei, und wie es, um zum echten Nationalschauspiel zu erblühen, aus dem innersten Kern einer Nation und im Zusammenhange mit ihren volkspoetischen Sagenkreisen und ihrer Geschichte erwachsen müsse. Man hat diese Wahrheit längst anerkannt, sie jedoch mehr allgemeinhin behauptet als an einzelnen Beispielen nachzuweisen gesucht; *keine andere der neuern Bühnen aber ist so geeignet* diesen Nachweis an ihr zu führen wie *die spanische*, und nur die englische könnte noch in gleichem Sinne benutzt werden. . . . Die Wichtigkeit dieser Einsicht aber sei vorzüglich den *Deutschen* ans Herz gelegt . . . indessen ist so viel gewiß: wenn *wir je* eine reichhaltige und selbständige dramatische Literatur, wenn *wir* je ein *Theater* gewinnen das nicht blos der Unterhaltung und dem Zeitvertreibe einer müßigen Menge dient, sondern Anspruch auf den Namen einer Nationalbühne machen darf, so wird Dies nur das Werk von Dichtern sein können die, aller Nachahmung des Fremdländischen entsagend, nur ihrer eigenen Eingebung folgen, in vollen Zügen aus den Strömen einer volkspoetischen Tradition schöpfen, und sich solcher Stoffe bemächtigen welche schon in der Phantasie, im Herzen und im Munde des Volks leben.*) Sollte das vorliegende Buch nun im Stande sein diese Ueberzeugung mehr und mehr zu verbreiten, und das Ringen nach dem Besitz *eines nationalen Dramas bei uns zu befördern*, so würde ich Dies für den schönsten Lohn meiner Arbeit halten.**)

Wenn es aber auch zweifelhaft ist, ob *dieser* Lohn

---

*) Vergl. Prutz, a. a. O., S. 2 fg.

*) Goldene Worte sagt auch hierüber Prutz (a. a. O., S. 8 u. 12): „Diese Berechtigung der Literaturgeschichte nun zugegeben, unter Anderm auch darum, weil, wie die Dinge für den Augenblick noch stehen, das Bewußtsein unserer Nation beiweitem mehr ein *literarisches* ist als ein eigentlich historisches, und es mithin für alle Fragen der letztern Art keinen bequemern und fruchtbarern Anknüpfungspunkt gibt als eben die *Literaturgeschichte*, so bleibt nun noch die Frage zu beantworten, welchen Standpunkt innerhalb der Literatur selbst das Theater einnimmt. . . . Was daraus für ein Resultat folgen wird? Ein sehr geringes vielleicht für die speciellen des Theaters, aber doch kein ganz unfruchtbares, hoffe ich, für unser nationales Bewußtsein: dieses nämlich, *daß wir, um ein großes Theater zu haben, uns zuvörderst entschließen müssen eine große Nation zu sein!*“ u. s. w.

**) Der Verf. entwickelt in der schön geschriebenen und sehr beherzigungswerthen Vorrede zum dritten Bande ausführlicher die hier nur angedeuteten „Nebenabsichten“ seines Buchs, und wie er wünschte, „daß dasselbe von deutschen Dichtern benutzt würde, um sich mit neuen Ideen und Stoffen zu bereichern, und von Bühnenvorstehern, um den unermeßlichen Ertrag kennen zu lernen den sie aus den Minen des spanischen Theaters ziehen können“. Er spricht sich darin mit großer Bühnenkenntniß aus über die Art wie durch das spanische das deutsche Theater noch zu bereichern sei, besonders im Fache des Lustspiels, und zeigt an den musterhaften Nachahmungen des Grafen Platen, wie der Geist und das Wesen des spanischen Dramas nachzubilden seien, und wie man es nicht diesem anrechnen dürfe, wenn es in misverstandenen sklavischen, sich nur an die äußere Form und die zufällige Manier haltenden, und darum mehr parodischen Nachahmungen kein Glück auf dem deutschen Theater gemacht habe. „Gerade auf der Seite nun“, sagt er sehr treffend, „welche *bisher fast ganz unberücksichtigt geblieben ist*, in Bezug auf die *Verbindung des poetischen Geistes mit jener Concentration des Stoffs* welche der Bühne nöthig ist, müßte das spanische Drama, um wahrhaft belebend auf das unsere zu wirken, der Lehrer der jüngern Generation sein.“ Schöne Beispiele solcher geistigen Nachbildungen im höhern Sinne haben wir an Halm's „König und Bauer“ und „Doña Maria de Molina“ in neuester Zeit erhalten.

so bald schon dem trefflichen Verf. werden werde, so bleibt ihm jedenfalls das Verdienst, nicht nur ein an sich wichtiges, sondern auch zeitgemäßes, ein bei einiger Empfänglichkeit und Einsicht mächtig anregendes Werk geliefert zu haben, worauf wir um so mehr stolz sein können, als es den Spaniern selbst noch daran fehlte, und die Vorarbeiten überhaupt dafür noch sehr ungenügend waren, ja es schon bedeutende Schwierigkeiten hatte sich das unumgänglich nöthige Material dazu zu verschaffen, und keines gewöhnlichen Aufwandes von Fleiß, Kritik und Takt bedurfte, um in diese noch sehr chaotischen Massen mögliche Uebersichtlichkeit, sichtende und künstlerische Anordnung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vlämisch-Belgien. Von Gustav Höfken. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Unsern jungen Staatsbaukünstlern ist in Wahrheit Nichts angelegentlicher zu empfehlen als ein ernstes und gründliches Studium der Geschichte der socialen und politischen Einrichtungen Belgiens. Es ist Dies eine Wissenschaft die aus einer bloßen Zeitungsbildung nicht gewonnen werden kann, und die doch als eine nothwendige Grundlage aller politischen Bildung in unsern Tagen angesehen werden muß. Bei dem plötzlichen Zusammenbruch fast aller mitteleuropäischen Staatsgebäude, mitten unter diesen kolossalen Trümmern vergangener Weisheit erscheint ein Staatsbau fest und solid wie kein anderer — der belgische. Ist Das Zufall? Nein, es ist die nothwendige, natürliche Wirkung von Ursachen die man in Deutschland nicht kennt. Nun denn, studiren wir sie! Das belgische Volk ist das freieste der Erde, weil sich die Volksfreiheit hier auf vollständige Freiheit der Gemeinde gründet, wie sie das republikanische Frankreich z. B. niemals kannte, Deutschland kaum ahnt und England nur als Ausnahme besitzt. In Belgien ist nicht blos die Verfassung freisinnig, auch die Verwaltung ist es; der Richter, der Beamtenstand sind Erzeugnisse des Volkswillens. Und doch zeigt kein Land mehr Herrschaft des Gesetzes, mehr Gehorsam gegen die Beauftragten desselben und eine kräftigere Wirkung des Gesetzes. Dabei geht Alles fast patriarchalisch zu: überall rasche Verständigung, Klarheit der gesetzlichen Attributionen, Folgsamkeit, strenge Ordnung. Wie hätte ein solches Land das republikanische Frankreich, die Schweiz oder Amerika zu beneiden, ein Land in dem die Sitte sanft, der Wohlstand fest gegründet, Freiheit und Ordnung untrennbar verbunden sind. Und die Priesterherrschaft? Auch diese als Zügel der Massen nothwendig, wohlthätig, richtig eingeordnet. Verfassung und Verwaltungsbau aus germanischer Wurzel; der Minister den Volkskammern, der Gouverneur den Provinzialständen, der Kreischef der Deputation verantwortlich, von ihnen beaufsichtigt, geleitet; die Gemeinde, die Familie im vollen Besitz der ihr zukommenden Autonomie — so bietet Belgien dem heutigen Europa das Bild eines Musterstaats dar, nachahmenswerth fast in allen seinen Einrichtungen, die glücklichste Mischung des Praktischen und Besonnenen mit dem Theoretischen und Ideellen! Haben wir nicht Ursache dies Bild genau zu studiren? Zu diesem Studium bietet nun aber das vorliegende Werk ein ganz vorzügliches Hülfsmittel dar. Indem es, dem historischen Entwickelungsgange folgend, zunächst den ganz germanischen Charakter Belgiens nachweist, bringt es den Gegenstand selbst unsern Sympathien und den in den Vordergrund der Zeit stehenden Tagesfragen näher. Es zeigt uns wie die Belgier, ursprünglich einer der zähesten und römischer Verführung unzugänglichsten deutschen Volksstämme, nicht wie z. B. die Gothen in romanischem Wesen aufgingen, vielmehr stets, obgleich Hauptschauplatz aller Kämpfe zwischen Deutschen und Kelten, Römern und Germanen, Deutschen und romanisirten Franken, und vorzüglicher Zankapfel der lateinisch-germanischen Welt, das Fremde nur äußerlich an sich kommen ließen, den innern germanischen Kern in ihrer Natur aber völlig unversehrt erhielten. Diese uralte Volkseigenheit, obgleich jetzt zum Theil unterdrückt, äußerlich vom Einbruch der französischen Sprache überzogen, ist dem belgischen Volksstamm auch noch heute erhalten. Der Belgier ist ein Vläming, das Vlämische ist seine Sprache: niederdeutsch ist Sitte und Denkart bei ihm; das französische Idiom hat er nur angenommen, das Fremde ist ohne Veränderung seines innern Wesens gewissermaßen nur über ihn gekommen; und selbst die französische Kritik, welche die Geschichte so gern nach ihrem Volkssinne modelt, hat Dies in neuerer Zeit anerkennen müssen. „Der französische Anflug", sagt der Verf., „hat nur die vornehme Welt berührt; sie hat eine Mondseele und empfängt ihr Licht aus zweiter Hand; die große Masse des Volks fühlt sich noch heute als Bruder des Deutschen selbst in den Französisch sprechenden Provinzen des Staats, als ein Vetter, wiewol ein unbeliebter, des Friesen und Holländers. Merkwürdig genug haben selbst tausendjährige Kämpfe an dieser Stelle die Sprachgrenzen fast gar nicht zu verrücken vermocht, und während in Gallien die Franken schnell zu halben Römern, in Spanien die Gothen fast ganz zu Romanen wurden, behauptete der niederdeutsche Volksstamm der Fläminger mit unbesiegbarer Zähigkeit seine ursprüngliche Volksnatur, innerhalb seiner Grenzen mit den Wallonen — romanisirten Galliern — vielfach untermischt und zusammenwohnend, rein und ungetrübt." Die Sprache aber ist ganz das Volk. So hat sich eine Gesellschaft in Gent getauft, welche bemüht ist diesen „Odem des Volks" wieder in sein volles Recht einzusetzen, und das Vlämische zu gleichberechtigter Staatssprache zu erheben. In diesem Streben trägt der unvergeßliche Willems als Nationaldichter das Panier vor, und jeder Vlaminge fühlt mit ihm wenn er singt:

> O Belgen! uw geluk ist aen die tael verbonden,
> Slaet uw geschichtrol op: waer gy uw recht geschonden,
> Uw Heil vertreeden vind, de landsprael vind ge'er by,
> En haer verdelging steeds het doel der dwinglandy.
>
> O Belgien! euer Glück ist an die Sprach' gebunden.
> Schlagt euer Geschichtsbuch auf: wo ihr euer Recht geschunden,
> Euer Heil zertreten find't, ist euere Sprach' dabei,
> Und ihre Vertilgung stets das Ziel der Tyrannei.

Ein zweiter Abschnitt über Cultur und Kunstgeschichte führt den Nachweis der ganz germanischen Natur Belgiens auch auf diesem Gebiete weiter aus. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung sind hier die bis ins tiefste Mittelalter herabreichenden „Rederykerkamern" (Kammern für die Redereichen), Vereine für freie Rede, Gesang und Literatur überhaupt, welche vielfach verfolgt stets wieder auflebten, und im 16. Jahrhundert in hoher Blüte standen. Sie veranstalteten in dieser Zeit glänzende Feste, Wettkämpfe im Gesang (Landjuwel genannt), wie z. B. das der Violierer 1562 zu Antwerpen alle Rederyker des ganzen Landes vereinigte. Diese freien Akademien stellten Preisaufgaben, riefen Gesangskönige aus, und pflegten und förderten die Künste auf alle Art, und in einem freiern Geiste als Dies in Italien oder Deutschland je geschah. Der niederländische Sinn für Freiheit im realen wie im ideellen Gebiet ließ die Antike nie zur Herrschaft gelangen, und Niederland war daher die vorzüglichste Pflanzschule einer Kunst die eine von dem Alterthum ganz getrennte Richtung verfolgte. Was die deutsche Kunst „Eigenthümliches" hat verdankt sie der niederländischen Pflege. So ist es gekommen, daß der Volksstamm den wir unverholen für den politisch-reifsten in Europa halten zugleich der reichste ist an Anstalten und Förderungsmitteln für die Kunst. Das kleine Belgien zählte 1543 in neun Akademien 1124 Kunstschüler, zum Beweise wie falsch die Be-

hauptung sei, daß die Blüte der Industrie der Kunst schädlich sei. Und welche Bedeutung einer Kunstausstellung in Antwerpen oder Brüssel noch jetzt beiwohnt, ist ja genügend bekannt.

Ein dritter Abschnitt beleuchtet die socialen Zustände Belgiens, Gemeindewesen, Pauperismus — der Demiurgos unserer Zeit —, die Landbevölkerung. Es kommen hierbei die Fragen zur Sprache welche heute die Welt bewegen, und deren entsetzlicher und unbegreiflicher Misverstand die europäische Civilisation zu vernichten droht. Diese schicksalsvollen Fragen übergehen wir hier um so lieber, als diese Blätter ihnen oft geöffnet worden sind, überzeugt davon, daß dies Thema um so verworrener, gefahrvoller und verderblicher wird je mehr man davon spricht. In unsern Augen ist Derjenige ein Feind der arbeitenden Classen der beständig von ihrer Noth und von Abhülfe derselben spricht, und Der meint es am redlichsten mit ihnen der ihnen zuruft: Arbeitet wie euere Väter gearbeitet haben und euere Kinder arbeiten werden, denn Mühe und Arbeit ist Weltgesetz und Menschenloos! Was löst die menschlichen Räthsel anders als Gerechtigkeit und Liebe? Es lohnt nicht Alles umzustürzen, um eine Tyrannei durch die andere zu verdrängen: die Freiheit besteht nicht darin, daß Dieser oder Jener herrscht, sondern darin, daß Gerechtigkeit waltet. Es sind 100 Jahre her, daß Pope sagte: „Mögen Narren sich streiten um die Formen der Regierung: die bestverwaltete ist die beste." Wir sind in den 100 Jahren in politischer Weisheit nicht um einen Schritt weiter gediehen.

Belgien ist unter allen politischen Verhältnissen ein wohlhabendes Land geblieben. Wem verdankt es Das? Der Tüchtigkeit, dem Fleiß, dem besonnenen Unternehmungsgeist seiner Bewohner, sich selbst, mit Einem Wort. Die Geschichte der belgischen Industrie ist interessant und lehrreich. Belgien behauptete zu verschiedenen Zeiten wie eben jetzt ein entschiedenes gewerbliches Uebergewicht auf dem europäischen Festlande. Dies Uebergewicht erreichte seinen Höhepunkt im 16. Jahrhundert. Von hier ab trat ein Rückgang ein, vorzüglich beschleunigt durch die unglückliche industrielle Eifersucht der Städte gegeneinander. Brügge kämpfte gegen Antwerpen, Mecheln gegen Brüssel bis zur Vernichtung ihres allseitigen gewerblichen Wohlstandes. Diesem industriellen Vernichtungskriege folgte eine Zeit völliger Erschlaffung, während welcher die wenigen lebenskräftig gebliebenen Elemente des Wohlstandes sich aus den südlichen katholischen Staaten nach den nördlichen protestantischen Provinzen flüchten. Hier erwacht neue Thätigkeit, welche endlich Maria Theresia's und Joseph's Regierung zur Nachahmung anspornte. Allein was in diesem Sinne von einer wohlmeinenden aber bureaukratischen Regierung geschehen konnte, verschwand schnell vor dem großartigen Impuls welchen die neue Freiheit der niederländischen Industrie mittheilte. Napoleon's Reunionsdecrete und seine Handelssperre ließen die Gewerbthätigkeit Belgiens jedoch nicht zu voller Entwickelung gelangen, später gab die Verbindung mit Holland fast so viel als sie nahm; aber sie weckte doch die Kräfte, welche von 1830 ab nach erlangter Volksfreiheit nun ungestört ihrer höchsten Entwickelung zueilten, zu welcher eine reiche Natur, günstige Lage des Landes, mechanische und kaufmännische Befähigung der Bevölkerung Belgien berufen haben. Diese Güter wird keine Concurrenz dem Lande entreißen. In dem Bilde das der Verf. von beiden Hauptbestandtheilen der Bevölkerung entwirft, dem wallonischen und dem vlämischen, erscheint der Verf. minder selbständig als bisher. Auf diese Partien bezieht sich vorzüglich der Vorwurf des Plagiats, welcher ihm in ziemlich greller Weise gemacht worden ist, und von dem wir gestehen, daß wir ihn doch nur in Absicht einiger Nebensachen, die an und für sich von geringer Bedeutung sind, gerechtfertigt finden. Welcher Autor auf diesem Gebiete entlehnte denn auch nicht ein mal eine oder die andere Notiz von einem Vorgänger ohne Namennennung? Oder haben diese Vorgänger, hat Hr. Kuranda Nichts von andern Vorgängern entlehnt?

Von der Pest des Pauperismus besorgt der Verf. für Belgien wenig, so lange seine trefflichen Verfassungseinrichtungen aufrecht stehen. Nirgend fehlt es an materiellen Vorbeugungsmitteln dagegen, und die Kirche hält die Geister im Zaum. Der mächtige belgische Klerus weiß sehr wohl, daß Industrie Macht ist, und hält sich mit dieser Macht auf freundlichem Fuße. So lange aber diese Verbindung besteht, hat der Staat Belgien weder von Proletariern noch von Chartisten ernstlich zu fürchten. Treffliche und musterhafte Armenpflegegesetze sind in jüngerer Zeit an die Stelle der Armencolonien getreten, die sich hier so wenig wie anderwärts bewährt haben und völlig aufgegeben sind; dagegen sind die Unterstützungskassen, bureaux de bienfaisance, obwol völlig sich selbst überlassen, überall genügend ausgestattet. Nur die regellose kirchliche Wohlthätigkeit stiftet mitunter Schaden; andererseits aber lassen die großen Mittel des belgischen Klerus, der durch seine Repräsentanten die Gesetzgebung mehr oder weniger in der Hand hat, Extreme der Verarmung nirgend aufkommen. Auf diese Art ist der schwere Verlust der holländischen Colonien allmälig überwunden worden, und trotz der großen Bevölkerungszunahme ist das Auswanderungsbedürfniß geringer als in England.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Die Akademie der Wissenschaften in London.

Wer für dieses im Juli 1662 durch König Karl II. zur Körperschaft erhobene Institut, seine Entstehung, Leistungen und dermalige Einrichtung sich interessirt, findet alles dahin Gehörige auf das vollständigste und zum ersten male „ans Licht" gestellt in „A history of the Royal society, with memoirs of the presidents; compiled from authentic documents, by *C. R. Weld*, assistant secretary" (2 Bde., London 1848). Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 828 Mitglieder, worunter 60 Ausländer als Ehrenmitglieder. Jeder Gewählte hat 10 Pfund Eintrittsgeld und entweder jährlich 4 Pfund oder eine Bauschsumme zu entrichten. Die englische Kritik ertheilt dem Verf. das Lob unermüdeten Fleißes, sorgsamster Sichtung und möglich größter Unparteilichkeit.

Buchmacherei.

Unter diese warnende Rubrik gehören zwei Bücher Eines Verfassers: „The court and times of James the first"; und „The court and times of Charles the first", beide mit dem Zusatze: „illustrated by authentic and confidential letters, from various public and private collections; edited etc. by the author of «Memoirs of Sophia Dorothea»" (2 Bde., London 1848). Die „verschiedenen öffentlichen und Privatsammlungen", aus welchen der Verf. geschöpft haben will, und die er als Lockvogel ausgehangen, sind weiter Nichts als die schon vielfach benutzte und theilweise abgeschriebene, im Britischen Museum befindliche Manuscriptensammlung des Dr. Birch. Was der Verf. Neues herausgefischt besteht in Erzählung einiger Schaugepränge, einiger Charakterzüge damaliger Personen und einiger Anekdoten, und ist höchstens ein dürftiger Beitrag zur Hof- und Tagesgeschichte Jakob's I. und Karl's I. von England. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 300. ——. 26. October 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

Der Verf. gibt in der Vorrede zum ersten Bande und in dem Anhang II zum dritten Bande ein sehr dankenswerthes und fast vollständiges Verzeichniß der das Ganze oder Einzelnes seiner Aufgabe behandelnden Vorarbeiten. Und höchstens Vorarbeiten, und noch dazu sehr dürftige und unkritische, kann man die Leistungen seiner Vorgänger nennen; denn man vergleiche nur die noch nennenswerthesten, das Ganze umfassenden darunter, wie die bekannten Werke von Bouterwek, Sismondi, und das noch verhältnißmäßig vollständigste von Signorelli, mit dem vorliegenden, und man wird staunen über dessen Vorzüge, sei es in Hinsicht des reichen Materials, der Vollständigkeit und Genauigkeit, sei es in Bezug auf die sichtende Kritik und das selbständig prüfende Urtheil, da es beinahe ebenso viele stereotyp gewordene Irrthümer zu bekämpfen als neue Ansichten zu begründen gab. Die Spanier selbst haben nur für einzelne Perioden und Partien schätzbares Material geliefert, wie Jovellanos und Pellicer für die Geschichte der Bühne, der jüngere Moratin für die Vorgeschichte des spanischen Theaters bis auf Lope de Vega, Martinez de la Rosa in den Excursen zu seinem Lehrgedicht „La poética" geistreiche Aperçus über die Tragödie und die Komödie bei den Spaniern, Lista eine übersichtlichere Verarbeitung des von Moratin gegebenen Materials, Ochoa eine bequeme aber in den biographischen Notizen und Urtheilen sehr unkritische und selbst in der Wahl sehr einseitige Chrestomathie u. s. w., zu geschweigen der ganz unbedeutenden Beiträge eines Blas Nasarre, Montiano y Luyando, Luzan, Villanueva, Velazquez, Huerta u. A., und unter den Ausländern des bloßen Compilators Villarbot, der nur Martinez de la Rosa ausschrieb, und in der That keine deutsche Uebersetzung verdient hätte, und der nur als monographische Studien oder bloße chrestomathische Sammlungen werthhabenden Arbeiten und Auswahlen von Schlegel, Tieck, Enk, F. W. V. Schmidt, Heiberg, Holland, Linguet, La Beaumelle, Damas Hinard, Viel Castel, Puibusque u. A. Wenn man alle diese Vorarbeiten kennt, womit zugleich das allgemein zugängliche Material erschöpft ist. Wenn man dagegen die ungeheuere Masse der nur in Spanien selbst in äußerst seltenen Sammlungen und Ausgaben zu findenden Komödien erwägt; wenn man weiß, mit welcher Unkritik und Willkürlichkeit diese gemacht worden sind, wie geflissentlich die Namen beliebter Autoren misbraucht wurden, um ihnen Werke Anderer unterzuschieben, sodaß man dieselbe Komödie oft unter drei verschiedenen Namen, und dann noch unter ebenso viel verschiedenen Titeln trifft, ungerechnet die Unzahl anonymer und pseudonymer Komödien, der comedias de dos y tres ingenios, und der von mehren, wenn auch genannten Autoren gemeinschaftlich ausgearbeiteten; wenn man erfahren hat wie spärlich und unzuverlässig die biographischen und bibliographischen Angaben der Spanier selbst über ihre berühmtesten Autoren sind, wie mühsam in Werken der verschiedensten Art, auf die oft nur ein glückliches Ungefähr aufmerksam macht, man sich Notizen über sie zusammenlesen muß: so liegt es auf der Hand, welchen Aufwand von Zeit, Mühe, Scharfsinn und Umsicht das vorliegende Werk gebraucht hat, ja wie es selbst nur einem so glücklich gestellten Manne wie Hrn. v. Schack möglich geworden Solches zu leisten, indem er nicht nur die in diesem Fache reichsten öffentlichen und Privatbibliotheken in Frankreich und Deutschland (mit Ausnahme der k. k. Hofbibliothek in Wien, die wol auch darin die reichste sein dürfte) benutzt hat, sondern auch die Bibliotheken Spaniens selbst, wobei ihm zugleich der durch keine Büchergelehrsamkeit zu ersetzende Vortheil geworden, aus eigener Anschauung das Land und Volk kennen zu lernen dessen eigenthümlichste Geistesproducte, eben der Gegenstand seines Werks, ihm erst dadurch vollkommen verständlich werden konnten.

Wenn wir es nun unternehmen dieses Werk auch im Einzelnen zu besprechen, so wollen wir uns bei seinem Reichthum und den bereits in andern Blättern daraus gegebenen Inhaltsanzeigen darauf beschränken jene Partien hervorzuheben, wozu wir Nachträge oder Bemerkungen — die wenn auch manchmal nicht blos zustimmende, doch keineswegs tadelnde sein sollen — zu machen haben, und wobei wir außer den beiden in der Ueberschrift mitgenannten Werken und ein paar vom Verf. übersehenen spanischen Schriften seit der Herausgabe des vorliegenden in Spanien erschienene Werke benutzt ha-

ben*), da eben auf einem Felde, auf dem ein so tüchtiger Schnitter so reiche Ernte gehalten, dem kritischen Aufseher — will er nicht zum bloßen Berichterstatter und Lobredner werden, dessen eine solche Arbeit wahrhaftig nicht bedarf — ohnehin nichts Anderes übrig bleibt als den Glaneur zu machen.

Der Verf. schickt eine Einleitung voraus: „Ueber den Ursprung des Dramas im neuern Europa"; denn nur dadurch, daß man die Anfänge des spanischen Theaters mit dem Ursprung des Dramas im neuern Europa überhaupt in Verbindung bringt, kann man sie weiter zurück verfolgen als bisher geschehen, indem man, wo positive Daten fehlen, doch aus dem Parallelismus der Erscheinungen, und dem analogen Entwickelungsgang der neueuropäischen Cultur überhaupt und bei stammverwandten Nationen insbesondere auch für die spanische Aehnliches anzunehmen berechtigt ist. Die neuesten Forschungen ebenso geistreicher als gelehrter Kritiker haben gezeigt, daß die Anfänge aller Poesie in der chorischen zu suchen seien, und daß sie überall und jederzeit zuerst in Verbindung mit Musik und Tanz bei festlichen Schaustellungen und gottesdienstlichen oder religiösen Feierlichkeiten sich manifestirt.**) In der chorischen sind die drei Hauptformen der Poesie die epische, lyrische und dramatische in ihren Keimen noch ungetrennt und unentwickelt verschmolzen, die dramatische aber bewahrt auch nach ihrer schärfern Trennung und gesonderten Hervorbildung noch am meisten die Verbindung jener Grundelemente, ja es ist die Aufgabe ihrer höchsten Ausbildung sie mit Selbstbewußtsein zur Kunstform auszuprägen. So zeigen sich, wenn auch verhüllt, doch dem schärfern Auge des Kritikers erkennbar, die Keime des griechischen Dramas im dithyrambischen und phallischen Chorgesang; so die des modern-europäischen Dramas in jenen Theilen des christlichen Cultus und der kirchlichen Liturgie, wobei auch das Volk, die Gemeinde mitwirkten, wie bei Processionen, bei den aus der Psalmodie hervorgegangenen volksmäßigen Gesängen des Gottesdienstes, den Responsorien, Prosen, Sequenzen und besonders den „Epistolae farcitae", die frühzeitig auch mit Texten in der Volkssprache untermischt oder farcirt waren.*) Ja schon in dem mit Gesang, Wechselreden und mimischen Darstellungen verbundenen altheidnischen Gottesdienst der germanischen und keltischen Völkerstämme fanden sich Keime des Dramatischen, und als diese Völkerstämme romanisirt worden waren, überkamen sie die volksthümlichen aber entarteten Spiele der Römer, welche beide Elemente durch die Mimen, Histrionen und Joculatoren fortgepflanzt wurden, neben den kirchlich-christlichen sich forterhielten, und zur Entwickelung und Modification der letztern wesentlich beitrugen.**) Denn obwol Päpste, Concilien und Bischöfe gegen diese heidnischen Spiele eiferten, die Darsteller derselben excommunicirten, und besonders den Geistlichen verboten sich dabei zu betheiligen, so mußten sie doch am Ende diesem in der Menschennatur selbst begründeten Hange nachgeben, fanden es gerathener, statt das Unvermeidliche zu bekämpfen, die Schaulust und den Sinn für das Dramatische durch Einführung und Entwickelung dramatischer Elemente in dem christlichen Gottesdienst selbst zu befriedigen, und sahen sich genöthigt sogar den Laien immer mehr activen Antheil daran zu gestatten. So erklärt sich die frühere Anfeindung und die spätere Pflege der Spiele durch die Geistlichkeit, so die Verbindung des Heidnischen und Christlichen, des Profanen und Geistlichen in den dramatisch-kirchlichen Repräsentationen; und aus dieser zweifachen Quelle, den antik-heidnischen Spielen und der Entwickelung des Dramatischen im christlichen Cultus, ist das moderne Drama zunächst hervorgegangen, das in selbständigerer, bestimmter ausgeprägter Form zuerst in den sogenannten Ludis (kirchlichen Spielen) und Mysterien (d. i. Repräsentationen alt- und neutestamentlicher Geschichten) auftritt. Diese kirchlichen Spiele schlossen sich vorzüglich an den christlichen Urcyklus, nämlich jene Feste an welche der Erinnerung an das Leben, Wirken und Sterben des Erlösers gewidmet sind. Hr. v. Schack sagt sehr schön:

> Diese heiligen Tage zeigen in ihrem Zusammenhange eine jährlich wiederholte Darstellung des erhabensten Dramas; und alle Theile des Ganzen, alle einzelne Feste können als so viele Acte angesehen werden, deren jeder eine besondere Handlung aus dem Kreise der heiligen Geschichte lebendig vorzuführen

*) Folgende nämlich waren uns dabei zur Hand: Die neue im zweiten Band der trefflichen „Biblioteca de autores españoles", Madrid 1846 (vergl. darüber die Anzeige in Nr. 114 d. Bl. f. 1847), erschienene Ausgabe der „Origines del teatro esp.", von Moratin, die einige wesentliche Zusätze und Nachträge enthält; — „Noticias del teatro esp. anterior á Lope", von Juan Colon y Colon, in „El Semanario pintoresco esp." (1840), Serie 2, Band 2, S. 163—166 u. 172—173, ebenfalls ein Auszug mit Zusätzen aus Moratin's Abhandlung; — „Revista de Madrid" (1839), Serie 2, Band 2, S. 62—75: „Drama novelesco. Lope de Vega", von A. Duran, und Serie 3, Band 4, 1842, S. 113—125, 155—186: „Rápida ojeada histórica sobre el teatro esp.", von Mesonero Romanos; — „Manual de literatura, parte II, resumen histórico de la lit. esp.", von Antonio Gil de Zárate, Band 2 (Madrid 1844): „Escritores dramáticos"; — Galería dramática. Teatro antiguo. Teatro moderno (Madrid 1836), wird noch fortgesetzt, bis jetzt an 100 Bände; — „Ensayos lit. y crit. por *Alb. Lista y Aragon*, con un prólogo por *J. J. de Mora*" (2 Bde., Sevilla 1844); — „Ensayo histórico.filosófico del antiguo teatro esp.", von Fermin Gonzalo Moron, in dessen „Revista de España y del estrangero", Band 4—8 (Madrid 1842—44); — „El teatro considerado como instituto social mas ó menos influyente, etc.", von Juan Lombia, 3 Theile (Madrid 1845), insbesondere auch über das spanische Theater und Lope de Vega; — „Apuntes para la historia del teatro moderno español", von J. E. Hartzenbusch, in der „Revista de España, de Indias y del estrangero", Band 3 u. 4 (Madrid 1845).

**) Vergl. Magnin, „Les origines du théâtre moderne", I, 21 fg. (Paris 1838); — Müllenhoff, „Comment. de antiquissima Germanorum poesi chorica", I, 1—6 (Kiel 1847).

*) Am anschaulichsten haben die Entwickelung des Dramas aus den dramatischen Elementen der Liturgie nachgewiesen Mone, „Schauspiele des Mittelalters" (Karlsruhe 1846) und Clément in Didron's „Annales archéologiques", VII, 301 fg.; VIII, 36 fg. Vergl. auch Alt, „Theater und Kirche", S. 328 fg. (Berlin 1846).

**) Vergl. Freitag, „De initiis scenicae poesis apud Germanos", S. 18 fg. (Berlin 1838); — Magnin, a. a. O., S. 405 fg.; — Alt, a. a. O., S. 400 fg.; — Ettmüller, „Handbuch der deutschen Literaturgeschichte", S. 284 fg. (Leipzig 1847).

sucht. Zuerst im Advent die Vorbereitung, gleichsam der Prolog zu dem ergreifenden Schauspiel; dann im *Weihnachtsfest* die Geburt des göttlichen Helden; in dem der *unschuldigen Kinder* und der *Epiphanien* die bedeutsamsten Momente welche seine Wiege umgeben und sein Jugendleben erfüllen; hierauf in jedem der einzelnen Festtage welche den *Ostetcyklus* bilden die Gedächtnißfeier der *Passion* und *Auferstehung* in ihren wichtigsten Umständen; im *Himmelfahrtsfeste* zuletzt der Schlußact des göttlichen Lebens: hier haben wir ein Ganzes von höchst dramatischer Gestalt, und das geistliche Schauspiel mußte durch Anschließen an diesen Typus von selbst zu weiterer Ausbildung gelangen. Ueber diesen einzelnen Festen, aus denen sich dieser große Cyklus zusammensetzt, sind verschiedene deren kirchliche Feier schon in der ältesten Zeit so dramatisch angeordnet war, daß es nur eines weitern Schritts bedurfte, um das Drama selbständig hervortreten zu lassen. Diese Tage sind dieselben an welchen später die Aufführung der *Mysterien* und *Moralitäten* vorzugsweise stattzufinden pflegte, und der Ursprung der letztern darf daher mit Recht in jenen alten gottesdienstlichen Gebräuchen gesucht werden.

Mit diesem christlichen Festcyklus fielen aber, und wol nicht blos zufällig, mehrfach antike Festspiele und ebenso feierlich begangene Tage des heidnischen Mythus zusammen, deren Andenken und Feier unter den romanisirten und bekehrten Völkerstämmen des modernen Europa sich nie ganz verloren, und wovon sich Spuren im Volke bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wie z. B. mit dem Weihnachtscyklus die Saturnalien und Juvenalien der Römer, und die altgermanische Feier des Umgangs der Göttin Holda. Indem die christliche Kirche dieses Zusammentreffen, wenn sie es nicht selbst herbeiführte, doch benutzte die heidnischen Feste in christliche zu verwandeln und von diesen absorbiren zu machen, konnte sie doch nicht verhindern, daß nicht Manches aus jenen in diese überging; und so drangen um so leichter auch profane und volksthümliche Elemente in die Mysterien der Kirche ein, und trugen wesentlich dazu bei sie in ihrer dramatischen Entwickelung zu modificiren.

Diese Mysterien waren anfänglich vielleicht blos mimisch (stumme Darstellungen zu den Texten der Ritualbücher); wurden dann wol mit der Entwickelung der bildenden Kunst immer plastischer (lebendige Bilder), und verbunden mit dem musikalischen Theil der Liturgie, besonders mit dem Wechsel- und Chorgesang (Antiphonien und Responsorien); in der Folge lösten sie sich von der eigentlichen Liturgie, traten selbständiger hervor, die Bilder wurden zu einer Bilderreihe, die Gruppen zu einer Gruppenfolge, die Ritualtexte mit biblischen Stellen verbunden zu mehr zusammenhängenden episch-dramatischen Erzählungen in Recitativen (Cantitatio) und eigentlichen Gesängen (Cantus), die von verschiedenen Personen vorgetragen wurden. Dadurch entstand von selbst eine Art dramatischer Dialog, und durch das Vor- und Rücktreten der Vortragenden kam Leben und Bewegung in das Bild, es entwickelte sich eine dramatisch dargestellte Handlung. Anfangs waren also die Mysterien, selbst nachdem sie sich von der eigentlichen Liturgie losgemacht und selbständiger entwickelt hatten, gewiß noch kirchliche Spiele, von Geistlichen verfaßt und in Kirchen aufgeführt, in durchaus musikalischem Vortrag, mit epischer Grundlage und tragischer Tendenz.*) In die Action und die Reden der agirenden Personen mischten sich zunächst noch häufig Antiphonien und Responsorien ein, welche in den Worten der Schrift die Thatsachen blos erzählten, ja selbst noch in den Mysterien in den Volkssprachen, wie z. B. in dem anglo-normandischen „Mystère de la résurrection", kommt noch eine Person vor welche die Handlung durch Erzählung verbindet.**) Je mehr sich aber in ihnen das dramatische Element entwickelte, je complicirter die Handlung wurde, und je größeres Personale ihre Darstellung erfoderte, desto mehr verloren auch die Mysterien ihren liturgisch-musikalischen Charakter, desto mehr wurden sie im eigentlichen Sinne außerkirchlich, und die Geistlichen sahen sich genöthigt auch Laien, vorzüglich die dazu am meisten geschickten Spielleute und Joculatoren, bei der Aufführung mitwirken zu lassen.***) Dadurch war aber ein wesentlicher Moment in der Entwickelungsgeschichte der Mysterien und der modernen dramatischen Kunst überhaupt eingetreten; dadurch trat sie aus der Kirche in die Welt, sie wurde profanirt und vulgarisirt, neben dem religiös-tragischen machte sich das weltlich-komische Element, neben der lateinischen Kirchensprache die vulgairen Volksidiome geltend, erst in Zwischenspielen, worin die komischen Rollen die Joculatoren darstellten, und zuletzt in ganz in den Volkssprachen geschriebenen und von Brüderschaften und Zünften auf eigenen Bühnen gespielten Mysterien. Damit war von dieser Seite der Uebergang zur völligen Verweltlichung des geistlichen Schauspiels gegeben, welcher aber bei den verschiedenen Nationen auch zu verschiedenen Zeiten sich zeigte, am frühesten wol bei den Franzosen, bei welchen sich das Drama schon im 13. Jahrhundert völlig frei vom kirchlichen Einfluß zeigt.†)

(Die Fortsetzung folgt.)

Vlämisch-Belgien. Von Gustav Höfken. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 299.)

Ebenso lehrreich wie das Capitel von den volkswirthschaftlichen und socialen Zuständen Belgiens ist das von den politi-

---

*) Vergl. Mone, „Altdeutsche Schauspiele", S. 15—16, und dessen „Schauspiele des Mittelalters", I, 3.

**) Vergl. Ulrici, „Shakspeare's dramatische Kunst", zweite Auflage, I, 4—5 (Leipzig 1847); — Onésime Leroy, „Histoire comparée du théâtre et des moeurs en France", S. 71 (Paris 1844). Doch glaubt Magnin, daß diese erzählenden Verse nur für die *Leser* des Stücks eingeschaltet waren, s. „Journal des savants", 1846, S. 455.

***) So finden sich Beispiele in Kirchenrechnungen von Spielleuten (Players), die für ihre Mitwirkung bei den *Kirchen* selbst nach aufgeführten Schauspielen Sold empfingen; s. „The Shakespeare society's papers", III, 40—47.

†) Vergl. Jubinal, „Mystères inédits du 15ième siècle", I, XXI fg. (Paris 1837). Auch in England setzte schon William de Wadington (im 13. Jahrhundert) die „miracles" der „fols clers" den eigentlichen Mysterien: „En office de saint église" entgegen; s. Warton: „History of English poetry" (Ausgabe von 1840), II, 19, wo die sehr merkwürdige Stelle aus einem harlemer Manuscript von Price ganz mitgetheilt wird.

schen Umschwüngen des Landes. Vorzüglich gilt Dies von der Schilderung der Josephinischen Reformen, gegen welche sich, da sie unvorbereitet über das Land kamen und ohne Mäßigung durchgeführt wurden, Klerus und Liberalismus vereinigten zum Sturz der wohlwollendsten Regierung. Belgien aber nahm in dem französischen Revolutionsstrudel ein um so kläglicheres Ende, als das Princip dieser Revolution dem Geiste des Volks eigentlich immer fremd blieb. Der sehr anziehend dargestellten Geschichte dieser Revolution schließt sich die von 1830 eng an. „Durch das Schicksal Joseph's II. und Wilhelm's I.", sagt der Verf., „ziehen sich gemeinsame Fäden: nur geschah in der letzten Revolution von beiden Seiten Alles mit größerm Bedacht, Schonung und Mäßigung, und die blutigen Verfolgungen von 1789 erschienen nicht wieder. Die Fäden rissen nicht, sie lösten sich, und die allmälige Vorbereitung zu dieser Lösung wird von dem Verf. in sehr lehrreicher Weise vorgetragen. Dieser Bericht schließt mit einer guten Abwägung von Gewinn und Verlust Belgiens bei dieser Trennung, und mit einem Aufrufe an Deutschland den vlämischen Ländern an der Küste die Arme zu öffnen, und wenn die Tage erfüllt sind, die Wiedervereinigung Westdeutschlands unter einem freien Gesetz nachzuholen. Unsere Tage sind an Wünschen solcher Art ungemein reich: wir wollen dabei jedoch bemerken, daß Alles was in dieser Richtung zur Erweiterung der deutschen Grenzen und des deutschen Einflusses geschieht hoffnungslos und ohne Dauer sein wird, wenn die natürlichen Bedingungen nicht dafür sprechen; die Natur der Dinge aber weist darauf hin, daß Holland und Belgien stets die kaufmännische Vermittelung des deutschen Bedarfs wie des deutschen Exports zu übernehmen haben werden.

Der Abschnitt über vlämische Sprachbewegung ist insoweit von größter Bedeutung, als das Erwachen des Gefühls der deutschen Stammverwandtschaft in Flandern eigentlich von dieser Wurzel ausgeht, und in ihr seine Hauptnahrung findet. Der Gebrauch der französischen Sprache in den vlämischen Gemeinde- und Provinzialangelegenheiten erschien als eine offenbare Verletzung der belgischen Verfassung, die im Sinn und Geist auf vollständigster Oeffentlichkeit beruht, sowol der Verwaltung als der Regierungshandlungen. Was aber wird aus diesem Gesetz der Oeffentlichkeit, fragt man, wenn Alles in einer Sprache geschieht die nicht nur dem größten Theil der Verwalteten, sondern zum Theil selbst den Verwaltern, Bürgermeistern und Gemeinderäthen unverständlich ist? Der Erfolg hiervon ist, daß der Vläming auf seinem eigenen Grund und Boden ein Fremdling bleibt, daß er in allen öffentlichen Angelegenheiten der Zungenfertigkeit des „Franquillon" verfällt, bei den Wahlen in der Minorität bleibt, und endlich für ein „être lourd et stupide" ausgeschrien wird. Der Verf. stellt hierüber treffende Beispiele auf, wir wollen nur eines gedenken. Der Eisenbahndienst wird durchweg in französischer Sprache geübt, und es kommt täglich vor, daß der gemächliche Vläming der nach Löwen oder Lüttich will den Ruf Louvain und Liège überhört oder nicht versteht, und so an seinem Bestimmungsort vorüberfährt.

An dieser Stelle nun geht der Verf. auf sein eigentliches Thema über: es ist dies kein anderes als zu zeigen, daß der vlämische Geist in Belgien den französischen in allen Stücken überrage, daß Dauerndes, Lebensfähiges nur von ihm in Belgien geschaffen sei, daß hieran, d. h. an dem Siege des germanischen Elements über das französische, die Zukunft Belgiens geknüpft sei, und daß erst wenn der fremde Bann gelöst werde, die volle Herrlichkeit Belgiens und seiner Nationalität ans Licht treten könne. Wir können dem Verf. hierin nicht unbedingt und völlig Recht geben, und glauben vielmehr, daß gerade in der eigenthümlichen Verschmelzung sowol wie in der ebenso eigenthümlichen Rivalität, in welcher sich das germanische mit dem französischen Element in Belgien befindet, alle Vorzüge und Errungenschaften des belgischen Volks beruhen und wurzeln. Der Belgier vereinigt im Allgemeinen die Vorzüge des deutschen Nationalgeistes mit denen des französischen. Fleißig und ämsig wie der Deutsche ist er beweglich und thätig wie der Franzose; besonnen, zuverlässig, am Bestehenden festhaltend ist er zugleich rasch entschlossen, energisch, hoffnungsvoll in Wechselfällen wie der Franzose. Er ist sanguinisch-phlegmatisch: zugleich tief und ernst in der Wissenschaft, und beweglich und praktisch wie sein südlicher Nachbar. Diesem glücklich gemischten Naturel verdankt er alle seine Vorzüge: seine Natur versagt ihm große Originalität; allein sie bietet ihm dafür Alles was aus dieser glücklichen Mischung schwerer und leichter Elemente Treffliches hervorgehen kann. Es ist bekannt und nun wol allgemein anerkannt, welch ein Geschick den Franzosen für das „Regieren" im weitesten Wortsinn beiwohnt. Nun wohl, dieser Mitgabe verdankt Belgien es, daß es in unserer Zeit für ein Muster politischer Architektur, für den Musterstaat in Europa gilt, dessen politische und sociale Einrichtungen sich, nachdem sie die Feuerprobe bestanden, uns zur Nachahmung empfehlen. Andererseits ist anerkannt, welches Uebergewicht der deutsche Geist im Gebiete der Speculation ausübt, welcher gewichtige Einfluß seinem Ernste, seiner Ausdauer, seinem Forschungstriebe zukommt. Nun wohl, diesem deutschen Elemente verdankt der Belgier die Blüte seiner Industrie, die Höhe seiner Kunstleistungen, den Glanz und den Erfolg seiner wissenschaftlichen Anstalten, und endlich die bewußte Befriedigung in seiner Volkslage und die Ausdauer bei seinen Einrichtungen, die er nicht wie der Franzose täglich ändern mag. Jener Verschmelzung zweier Naturen aber schuldet er es, daß er besonnen bleibt im Wechsel, thätig und kräftig selbst in der Speculation, unzugänglich den Illusionen seiner beiden Grenznachbarn, sowie den seltsamen Stichworten, die bei den Franzosen sofort jede gesunde Ueberzeugung über den Haufen werfen, und niemals der Apathie verfallend die den Deutschen so leicht überwältigt, wenn er in seinen Lieblingsideen sich enttäuscht erkennt. So, mit Einem Wort, scheint uns, dem Verf. gegenüber, gerade in dieser nun einmal vorhandenen Mischung des belgischen Nationalgeistes Eigenthümlichkeit, Bedeutung und Größe desselben zu wurzeln, und wir würden es an unserer Seite für ein Nationalunglück Belgiens halten, wenn der Wunsch des Verf. jemals in Erfüllung gehen könnte, nämlich das Verlangen, daß das germanische Element Belgiens zu entschiedenem Uebergewicht in der Regierung und den Einrichtungen des belgischen Staats gelangte.

So sehr wir uns indeß auch mit dem Autor in Absicht des letzten Zwecks seiner Schrift im Widerspruch befinden, so lobend anerkennen müssen wir jedoch den Geist und die Tiefe seiner Forschungen, namentlich in den Abschnitten über Nationalität und Freiheit, die Unterrichtsfrage, Einfluß der Kirche auf die Schule, Literatur, Umbildung der Akademie, Wachsthum der vlämischen Literatur, indem wir gern mit ihm wünschen, daß die Ungunst der Umstände für dieselbe sich mindere — obwol die Erfahrung lehrt, daß der Literaturgeist nur so lange wächst, wie er gegen ungünstige Umstände anzukämpfen hat —; ferner in den Abschnitten über geistig-religiöse Kämpfe, principielles Bewußtsein, Wechselwirkung des Sprachkampfes, und in den Personalschilderungen ausgezeichneter Vläminge, Willems, David, Ledeganck u. s. w. Gern gestehen wir, daß sein Buch geeignet ist eine so vollständige Kenntniß belgischer Zustände und Lebensbedingungen wie kein anderes uns bekannt gewordenes Werk zu geben. Und hiermit mag dasselbe denn auch bei der heutigen so bedeutungsvollen Stellung Belgiens zu Deutschland auf das beste empfohlen sein. 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 301. —— 27. October 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

Neben den eigentlichen Mysterien, die biblische Geschichten zum Gegenstande hatten, gab es noch eine Art ebenfalls aus kirchlichen Spielen hervorgegangener Darstellungen der Lebensläufe und Wunder der Heiligen, die gewöhnlich Mirakeln genannt wurden, und die sogenannten Moralitäten, oder Schauspiele in denen „die moralisch-allegorische Deutung das geschichtliche Element überwog". Diese letztern unterschieden sich wesentlich von den Mysterien, wenn sie auch mit ihnen einen gemeinsamen religiös-kirchlichen Ursprung hatten; denn sie haben nicht mehr eine episch-historische Grundlage, noch sind sie frei von symbolischer Deutung wie die Mysterien, sondern sind schon mehr Producte des reflectirenden Verstandes und abstracte Personificationen von Tugenden und Lastern. Auch sind sie gewiß viel später entstanden, die ältesten Spuren davon datiren aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts; herrschend aber wurden sie erst seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vorzüglich in Frankreich und England.*)

Hr. v. Schack bemerkt jedoch mit Recht, es wäre irrig, wie man lange gethan, diese geistlichen Spiele für die alleinige Quelle des modernen Dramas zu halten, und Magnin, wenn er auch etwas zu systematisch dabei verfährt, hat doch im Ganzen richtige und historisch zu beglaubigende Ansichten ausgesprochen, wenn er behauptet, daß an die römischen Sitten sich anschließend von dem frühesten Mittelalter an sich Spuren nachweisen lassen von dem Fortbestehen eines „drame de l'aristocratie" und eines „drame du peuple" neben dem „drame hiératique". Histrionen, Pantomimen und Mimen, und ihre Nachfolger die Joculatoren und Minstrels durften weder bei den Festen des Adels noch des Volks fehlen, und erlustigten die Zuschauer in den Burgen wie auf den Märkten nicht blos durch mimische Darstellungen, sondern auch durch dialogisirte Scenen, die anfangs wol meist improvisirt sein mochten.**) Ja wir haben sogar schriftlich erhaltene Denkmäler dieser Spiele in den Jeux, Querelles, Dits, Disputoisons und Riottes der Jongleurs, die wenn auch noch keine eigentlichen Dramen, doch alle Elemente dazu enthalten. Solche mimisch-allegorische Darstellungen waren die Entremets und Interludes der Franzosen und Engländer, die Rappresentazioni der Italiener, und aus jenen Jongleursspielen bildeten sich die Farces, die Fastnachtsspiele und die Commedia dell' arte.*) Hatten doch selbst die Geistlichen, Kirchen und Klöster solche Jongleurs und Lustigmacher, die sie nicht nur zu den komischen Scenen in ihren Mysterien verwendeten, sondern auch ganz weltliche Spiele sich von ihnen aufführen ließen. Eins der ältesten Zeugnisse, das bisher unbeachtet blieb, ist eine Stelle des im 10. Jahrhundert lebenden tegernseer Mönchs Froumunt für die schon damals in Klöstern stattfindende mimische Darstellung der Thierfabel (s. mein Buch: „Ueber die Lais", S. 239). Bekannt sind die in den Kirchen selbst dargestellten parodischen Spiele des Narren- und Eselsfestes; bekannt die Verbote der Bischöfe und Concilien, die den Geistlichen wiederholt, und deshalb wol vergeblich, untersagten derlei Lustigmacher in ihren Kirchen und Klöstern zu dulden, oder gar selbst an ihren Spielen Theil zu nehmen. Mußte doch die Kirche selbst gestatten, daß bei der immer mehr zunehmenden Verweltlichung des geistlichen Dramas den Mysterien Farcen angehängt wurden, wie einst der griechischen Tragödie das Satyrspiel. Aber dieses volksthümlich-komische Drama, das sich also neben dem kirchlich-tragischen immerfort erhalten hatte, kam durch letzteres zu seiner völligern Ausbildung und selbständigen Entwickelung, ja erhielt die Oberhand über das kirchliche, als seit dem 14. Jahrhundert das Bürgerthum sich in Communen, Municipien und Städten formirte,

*) Vergl. Ulrici, a. a. O., S. 28 fg.; Alt, a. a. O., S. 385 fg.

**) Vergl. Ruth, „Geschichte der italienischen Poesie", II, 94—95 (Leipzig 1847).

*) Vergl. Magnin's trefflichen Aufsatz im „Journal des savants", 1846, besonders S. 544 fg., wo er den Satz ausführt: „Outre l'affluent ecclésiastique, qui a été cé qu'on peut appeler la maîtresse vaine dramatique pendant les 9ième, 10ième, 11ième et 12ième siècles, le théâtre n'a point cessé de recevoir, à des degrés divers, le tribut de deux artères collatérales, à savoir, la *jonglerie seigneuriale*, issue des bardes et des scaldes, et la *jonglerie foraine et populaire*, héritière de la planipédie antique, incessamment renouvelée par l'instinct mimique, qui est un des attributs de notre nature." Vergl. ferner Ulrici, a. a. O., S. 28 fg., 44 fg.; Prutz, a. a. O., S. 19 fg.; Ruth, a. a. O., S. 484 fg.

in Innungen und Zünfte associirte, und als dritter Stand eine selbständige Macht bildete. Da trat auch völlig emancipirt von dem geistlichen das weltlich-bürgerliche Volksdrama (drame municipal et laïc) auf, gedieh schnell auf den Märkten der reichen Handelsstädte, bei dem Zulauf und lebendigem Verkehr der Messen, bei dem Mummenschanz der Fastnacht und andern Bürgerfesten und Zunftfeierlichkeiten, kam ganz in die Hände weltlicher Brüderschaften, der Innungen, Zünfte und Spielleute, die eigene Gesellschaften zur Darstellung solcher Spiele bildeten. Solche bildeten sich in den Puys und Chambres de rhétorique der reichen Handelsstädte von Nordfrankreich und Flandern, solche in den von den Städten York, Coventry, Chester u. a. bezahlten Schauspielertruppen, solche in den ganz Italien und selbst Frankreich durchziehenden Truppen der Gelosi und Confidenti, solche in den Meistersängerschulen der freien deutschen Reichsstädte; am bekanntesten endlich sind die Gesellschaften der Art von Paris, die Clercs de la Bazoche und die Enfants sans souci.

Das moderne Drama, wie es am Ende des Mittelalters erscheint, entwickelte sich also aus zwei lebendigen Hauptquellen: den geistlichen und weltlichen Spielen und dramatischen Schaustellungen; es bildete sich hauptsächlich in zwei Formen aus: der religiös-tragischen und der volksthümlich-komischen, die aber keineswegs immer streng geschieden, sondern häufig verschmolzen, und nur die eine der andern untergeordnet auftraten. Diese Elemente und diese Formen des modernen Dramas haben sich aber am reinsten und am originellsten unter allen Bühnen Europas auf der spanischen entwickelt; in der dramatischen Literatur der Spanier finden sich die schönsten, reichsten und genuinsten Blüten dieser rohen Keime, sie zeigt uns am deutlichsten, welch künstlerischer Ausbildung sie bei aller Naturwüchsigkeit und möglich selbständigen Entfaltung fähig waren. Mit Recht sagt daher Hr. v. Schack:

> Spanien allein behauptet den Vorzug, neben einem weltlichen Schauspiel, das die Geistes-, Gefühls- und Phantasierichtung eines hochbevorzugten Volks und Menschenalters aufs reinste verkörpert hat, ein religiöses Drama zu besitzen, das als Gipfel und eigentliche Vollendung der geistlichen Bühne des Mittelalters anzusehen ist. . . . So bildet denn das spanische Theater, auch abgesehen von seinem ästhetischen Werth, durch seine ganz eigenthümliche und nationale Gestaltung eine der merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen, welche wol verdient von ihren Anfängen an und in ihrem ganzen Verlauf betrachtet zu werden.

Bevor wir jedoch mit dem verehrten Verf. zur speciellern Darstellung des spanischen Theaters übergehen, haben wir noch ein allgemeines Moment in der Geschichte des modernen Dramas nachzuholen, dessen Besprechung wir absichtlich bis hierher verspart haben. Wir meinen nämlich den Einfluß des antiken Dramas auf das moderne, ein Einfluß der bei allen Nationen mehr oder minder entscheidend wurde, ja bei denen deren Kunstpoesie nicht eine sehr breite volksthümliche Basis hatte so prädominirend, daß er die naturgemäße nationelle Entwickelung unterdrückte. Bei den meisten europäischen Nationen trat bekanntlich die Herrschaft dieses Einflusses in der sogenannten Renaissanceepoche im Laufe des 16. Jahrhunderts ein, in welcher die humanistische Richtung, das Studium der altclassischen Literatur, aus Kloster und Schule über die weitern Kreise des Lebens sich verbreitete. In dieser Richtung konnte nun zwar kein eigentlich vitales Princip entstehen, wol aber ging daraus ein formales hervor, das durch seine ausschließliche Mustergültigkeit nicht nur sklavische Nachahmung, sondern auch Hemmung, und sogar Vernichtung des eigentlich vitalen, des volksthümlichen Princips zur Folge hatte, namentlich beim Kunstdrama, dessen Entwickelung bei den meisten Nationen gerade in diese Epoche fiel, und nur bei den Spaniern und Engländern aus so volksthümlichen Elementen sich organisch entwickelt hatte, daß es trotz des classischen Einflusses seine Selbständigkeit behauptete. Hr. v. Schack sagt sehr treffend:

> Am frühesten und entschiedensten gab sich dieser Einfluß in Italien kund. Aber hier, wie in den meisten Ländern, wirkte er auf die Entwickelung der Keime eines echten Nationaltheaters weit mehr hindernd als fördernd. Statt die einheimischen Anfänge des Dramas dem Geiste der Zeit und der Nation gemäß auszubilden, und nur nach antiken Mustern zu höherer Kunstvollendung zu erheben, begann man auf das volksthümliche Element der Kunst vornehm hinabzusehen, und suchte ins Leben zu rufen was kein vitales Princip in sich trug, ein Zwittergeschöpf, in der Form der Antike nachgeäfft, dem Geiste nach himmelweit von ihr verschieden, haltlos und ohne eigenthümliche Lebenskraft. . . . Daß Deutschland Jahrhunderte lang zu keinem blühenden und echten Nationaltheater gelangen konnte, mag verschiedenen Ursachen beizumessen sein; aber als eine derselben ist unstreitig eine ähnliche Einwirkung aus dem Alterthum zu nennen wie sie sich in Italien und Frankreich kundgab.

Diese Nachahmung des antiken Dramas, die im 16. Jahrhundert besonders seit der und durch die Reformation einen so bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der lebendigen Volksbühnen zu üben begann, war zwar den vorausgehenden Jahrhunderten des Mittelalters nicht gänzlich fremd, aber doch mehr eine gelehrte Spielerei der Kloster- und Schulleute geblieben. Unter diesen frühern Nachahmungen verdienen vielleicht noch die meiste Beachtung die dem Terenz nachgebildeten dialogisirten Legenden der deutschen Nonne Hrôthwith oder Hrosuith (gewöhnlich Roswitha) aus dem 10. Jahrhundert. Sie wurden zuerst mit ihren übrigen Werken eben zu Anfang des 16. Jahrhunderts (1501) von dem Humanisten Konrad Meißel oder Celtes im Druck herausgegeben, und liegen nun in einer trefflichen kritischen Ausgabe nach der wiedergefundenen Handschrift zu München mit einer eleganten französischen Uebersetzung und gelehrten Einleitungen und Anmerkungen von dem rühmlichst bekannten Charles Magnin uns vor. Man hat die dramenartigen Legenden dieser allbekannten Nonne von Gandersheim in der Geschichte des modernen Dramas beiweitem überschätzt, indem man in ihnen die Anfänge des deutschen, ja des mittelalterlichen Dramas überhaupt sehen wollte. Jedenfalls aber sind sie dadurch merkwürdig, daß sie bei ausdrücklich sich vorgesetzter Nachahmung eines antiken Musters doch schon ganz im christlich-kirchlichen

Geiste geschrieben sind, sodaß sie zwar Sprache, Stil und die dramatische Form des Terenz nachzuahmen suchen, aber in Inhalt, Gesinnung und Ton den dramatisirten Legenden oder spätern Mirakeln schon völlig ähnlich sind; ja könnte man eine allgemeinere Verbreitung bei ihnen voraussetzen, so dürfte man ihnen sogar Einfluß auf die dramatischere Gestaltung jener spätern geistlichen Spiele zuschreiben. Damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß diese dramatisirten Legenden (liber dramatica serie contextus) je aufgeführt wurden oder auch nur zur Aufführung bestimmt waren, wie noch der jüngste Herausgeber allzu sanguinisch annimmt *), und seine beiden Recensenten, die Herren Patin und Chasles, ihm darin vollkommen beistimmen. **) Wir sind vielmehr mit einem andern Recensenten dieser Ausgabe, dem gelehrten und besonnenen Hrn. Duméril ***), nicht nur in der Behauptung vollkommen einverstanden, daß diese dramatisirten Legenden eben auch nur gelehrte Exercitien der scholastisch gebildeten Nonne waren, die nie zu etwas Anderm bestimmt waren als zur Lesung; sondern wir haben uns auch durch Selbstprüfung von der Richtigkeit der speciellern Argumente überzeugt, wodurch er, wie uns scheint, Hrn. Magnin's Beweise für seine Ansicht völlig entkräftet hat, und gegen welche wir noch einige allgemeine Gründe anführen wollen.

Man betrachte nur einmal unbefangen diese sogenannten Komödien, und sage, ob man in ihnen mehr als dialogisirte Erzählungen, „Gesprächsspiele", wie sie Prutz ganz gut genannt hat, finden könne, ob nicht das epische Element in ihnen noch beiweitem das dramatische überwiege? Vergleicht man sie dann mit ihren Quellen, den Legenden, so wird man finden wie enge sie sich ihnen anschließen, wie selbst die noch am meisten dramatischen Scenen oft wörtlich aus diesen geschöpft sind; wir sagen: dramatische Scenen, und zwar ganz roh aneinander gereiht; denn eine eigentlich dramatische Handlung und Entwickelung wird man mit dem besten Willen keinem dieser Stücke zuerkennen können. Das noch am meisten eigenthümliche Verdienst der Verf. bei dieser dialogischen Bearbeitung der Legenden besteht in einigen glücklichen charakteristischen Strichen und Zügen, besonders in den weiblichen Charakteren, die sie manchmal mit einem naiven, gleichsam unbewußt hingeworfenen Zug fein und zart malt, wie z. B. die Drusiana im „Kallimachus", die Maria im „Abraham". Aber nicht nur diese innern Gründe streiten gegen die Aufführbarkeit und die Bestimmung dieser Dramen zur Aufführung — man könnte Dies ja auf Rechnung des Ungeschicks der Verf. und der Roheit der Zeit schreiben —, sondern aus den ausdrücklichen Angaben der Verf. selbst in ihren Vorreden geht überall nur die Absicht hervor ein gelehrtes, aber erbauliches Buch zu schreiben zur Lesung für Solche die sich sonst an der Lecture der heidnischen unkeuschen Schriftsteller, und besonders des Terenz zu ergötzen pflegten, und mit der Nachahmung von dessen Stil und Form, die so beliebt seien, einen christlichen erbaulichen Stoff und scholastische Weisheit (philosophiam) zu verbinden. *) Sie ermangelt auch nicht ihre ganze Schulweisheit bei jeder noch so bei den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit auszukramen, wie z. B. die langen scholastischen Abhandlungen im „Paphnutius" und in der „Sapientia". Solche Stücke, deren Verständniß in sprachlicher und sachlicher Hinsicht eine für jene Zeit nicht gemeine gelehrte Bildung voraussetzte, sollten zur Aufführung bestimmt gewesen sein, wenn man auch annähme, daß das Publicum blos aus Geistlichen und Nonnen bestanden habe? Solche Komödien, deren Darstellung eine sehr künstliche Maschinerie und einen großen Schauplatz erfodert hätte — denn es kommen darin nicht nur complicirte und plötzliche Verwandelungen (wie z. B. im „Kallimachus"), sondern auch zahlreiche Comparsen (ganze Heere im „Gallicanus", Pferde ebenda, im „Abraham" und im „Dulcitius") vor —, in denen überdies viele sehr scabreuse Scenen sich finden, deren Anstößigkeit minder in den Worten liegt, und daher bei der Lecture mehr verhüllt und angedeutet ist, aber durch Localisirung

*) Siehe „Introduction", S. VI und XLI. An ersterer Stelle construirt sich der Herausgeber sogar Schauplatz und Zuschauer mit allzu lebhafter Phantasie also: „C'est dans une illustre abbaye saxonne que furent représentés les drames de Hrotsvitha, probablement (!) en présence de l'évêque diocésain et de son clergé, devant plusieurs nobles dames de la maison ducale de Saxe et quelques hauts dignitaires de la cour impériale, sans compter au fond de l'auditoire la foule émerveillée des manants du voisinage, et (qui sait même?) plus loin, sur les marches du grand escalier, quelques serfs ou gens mainmortables de la riche et puissánte abbaye."

**) Im „Journal des savants", 1846, October, S. 596 — 607; und in der „Revue des deux mondes", 1845, August, S. 707 fg., wieder abgedruckt in Ph. Chasles' „Études sur les premiers temps du Christianisme et sur le moyen - âge", S. 243 fg. (Paris 1847); der trotzdem daß er sich zuruft: „Ne détruisons pas l'intérêt grave de l'histoire littéraire par la *frivolité des inventions*", sich nicht enthalten kann von der Bühne und dem Auditorium ein ebenso phantastisches Gemälde zu machen, wodurch er aber am besten diese Meinung ironisirt!

***) Im „Journal des savants de Normandie", XII, 919 fg. Vergl. auch Price in den Zusätzen zu seiner Ausgabe von Warton's „History of English poetry" (Ausgabe von 1840), II, 18.; Gustav Freytag, „Dissertatio de Hrosuitha poetria", S. 20 — 21, 25; Prutz, a. a. O., S. 25; Schack, I, 46, u. s. w.

*) Siehe ihre „Praefatio in commoedias" (diese Ueberschrift ist jedoch von späterer Hand, während Hrosuith nirgend ihre Stücke „commoedias" nennt), die sie mit folgenden Worten schließt, die doch deutlich genug ihre Absicht bezeichnen, Legenden, wie sie solche früher in heroischem Versmaß gedichtet, nun in dramatischer Form zu schreiben zu versuchen: „Quia, dum proprii vilitatem laboris in aliis meae inscientiae opusculis heroico ligatam strophio, in hoc *dramatica junctam serie* colo, perniciosas gentilium delicias abstinendo devito." Und besonders ihr „Epistola ad quosdam *sapientes* hujus *libri* fautores", woraus hervorgeht, daß sie, trotz der Bescheidenheit die sie affectirt, ein Werk der Erudition, ein Buch (libellum), vorzugsweise für Gelehrte bestimmt, habe schreiben wollen, das sie solch gelehrten Gönnern zusendet, und sie auffodert ihr die Mängel desselben anzuzeigen und zu verbessern (decet, ut non minoris diligentia sollicitudinis *eum emendando investigetis*, quam *proprii* seriem laboris), da sie nur dann sich damit vor die Oeffentlichkeit zu treten (in palam proferre) wagen werde.

Nerv des Ganzen, das lächerliche quid pro quo, indem der wollustgierige Dulcitius statt reizender Mädchen rußige, ihn schwarzmachende Kessel und Pfannen umarmt, hinter der Scene vorgeht, und nur erzählt wird (zwischen Scene 3 und 4, S. 126—128). Uebrigens kommt gerade in diesem Stücke eine Scene (Scene 14, S. 152.—154) vor, deren Darstellung noch jetzt große Schwierigkeiten haben würde, nämlich wie das Pferd des Irene verfolgenden Sisinnius nicht vorwärts will, und wie auf der Reitschule stets im Kreise um den Berg läuft auf den sich Irene geflüchtet hat; selbst Hr. Magnin hat diese Schwierigkeit gefühlt, und durch seine Erläuterung (Note 31, S. 462), wie uns scheint, nicht gelöst. Endlich findet er noch ein schlagendes Argument (une preuve nouvelle et décisive!) für seine Behauptung in der achten Scene des „Kallimachus" (S. 182), wo Gott in Gestalt eines wunderschönen Jünglings plötzlich bei dem Grabe Drusiana's dem heiligen Johannes und dem Andronicus, ihrem Gemahle, erscheint, und nachdem Ersterer diese Erscheinung verkündet, ruft Andronicus: „*Expavete!*" welchen Ausruf Hr. Magnin für eine Apostrophe an die Zuschauer hält, und also nicht zweifelt, daß vor solchen dieses Stück dargestellt wurde. Allerdings ist dieser Ausruf an dieser Stelle unklar, und bedarf einer Verbesserung oder Erläuterung; auch sind die Verbesserungsvorschläge von Celtes und Duméril nicht ganz befriedigend*): aber auch die Erklärung des Hrn. Magnin, selbst wenn man die Voraussetzung zugibt unter der er sie nur machen konnte, und die er eben dadurch wieder stützen will, ist eine sehr gezwungene. Denn warum sollen die Zuschauer zittern, nachdem ihnen durch Johannes verkündet worden, daß Gott in der Gestalt eines wunderschönen Jünglings (Ecce, invisibilis Deus nobis apparet visibilis in pulcherrimi similitudine juvenis) erschienen? Hingegen kommen, abgesehen von der oben bemerkten revoltanten Anstößigkeit einiger Scenen, mehre so plötzliche und complicirte Verwandelungen (wie in Scene 9) in diesem Stücke vor, daß Hr. Magnin in den Anmerkungen dazu (S. 464—465) ganz naiv sagt: „Voilà un jeu de scène, qui ne peut que donner une idée *fort avantageuse* (!) de l'habileté du machiniste de Gandersheim"; und „Je ne puis laisser passer sans remarque ce nouveau compliment (!) adressé par l'auteur aux talents du machiniste." Das sagt ein Schriftsteller unsers Jahrhunderts von einem Maschinisten des 10. Jahrhunderts!

*) Celtes verbessert: expavet, und Duméril schlägt vor entweder getrennt: expave te zu lesen, oder expavete für expavet hier gebraucht zu halten (die zweite Pers. Plur. für die zweite Sing.), und es findet sich in der That S. 180 nach dem Codex: discedite ab hoc, crudelis bestia, das schon Celtes und Hr. Magnin nach ihm in discede verbessern zu müssen glaubten. Ich würde, wenn schon emendirt werden sollte, expaveo oder expavesco vorschlagen; denn mir kommt es überhaupt unnatürlich vor, daß Andronicus dem Heiligen (Johannes) zurufe, er möge zittern, der ihm doch die Gegenwart Gottes ganz ruhig verkündet, während es trotz dieser Ankündigung und der lieblichen Gestalt in der Gott sich zeigt ganz natürlich ist, daß er halb innerlich noch ausruft über dem Wunder und der göttlichen Gegenwart: „Ich erzittere!"

Ja wir würden überhaupt diese Ansicht von einer eigentlich dramatischen Darstellung dieser Stücke zu jener Zeit gar nicht ernsthaft widerlegt haben, wenn nicht eben ein Mann von Hrn. Magnin's Gelehrsamkeit und wohlverdientem Ansehen sie aus zu weit getriebener Vorliebe für sein System, eine ununterbrochene Reihe von dramatischen Darstellungen vom Alterthum an durch das ganze Mittelalter hindurch nachzuweisen, vorgebracht hätte, und es vorauszusehen wäre, daß einer solchen Autorität ein ganzes Heer von Nachschreibern folgen würde, wenn man sie nicht à outrance bekämpfte. Uebrigens hat Hr. Magnin durch diese trefflich und glänzend ausgestattete Ausgabe der wohlgemeinten Exercitien unserer guten Nonne, die jedenfalls höchst merkwürdig für die Literaturgeschichte bleiben, ein so großes Verdienst seinen übrigen hinzugefügt, und besonders um uns Deutsche einen so großen Dank sich erworben, daß er diese nur im Interesse der Wissenschaft und der Wahrheit geführte Polemik sehr leicht verschmerzen und verzeihen kann.*)

F. Wolf.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben vom Professor Friedrich Bülau. Siebenter Band. — Auch u. d. T.: Geschichte Peter's des Großen. Von Eduard Pelz. Leipzig, Lorck. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Hr. Pelz scheint sich durch die unter seinem eigenen Namen sowie unter dem eines Treumund Welp in verschiedenen Büchern und Journalen niedergelegten Aufsätze über Rußland ein Recht erworben zu haben über die Angelegenheiten des genannten Reichs ein entscheidendes Wort abzugeben. Wir sprechen Dies indeß nur zögernd aus, weil die Manier in welcher Hr. Pelz seine Verdicte abzugeben pflegt nicht immer gleich ernst gehalten ist, nicht frei von Spötteleien, von unpassenden Anspielungen auf die Gegenwart, mit Einem Worte, nicht gemäß der Würde einer historischen Schrift, abgesehen davon, daß sich das Piquante und Ueberraschende nicht immer mit der Wahrheit vertragen will. Wir finden hierzu auch in dem vorliegenden Buche manche Belege. Denn der Verf. hat hier offenbar recht auffallende Ansichten verbreiten, und sich durch Herabziehung einer großen historischen Berühmtheit in das Gebiet des bittersten Tadels den Ruhm der Neuzeit erwerben wollen. Hat doch Katharina von Medici an ihrem Landsmann Alberi einen warmen Vertheidiger gefunden, ist Englands blutige Maria vor 10 Jahren von Tytler gerechtfertigt worden, und der Zar Iwan Wasiljewitsch von dem Polen Micklewitz in dem besten Lichte dargestellt: warum sollte bei Peter I. nicht einmal das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen werden? So ist es denn auch geschehen, und wie Keulenschläge auf einen Helm, so fallen die Vorwürfe des Hrn. Pelz auf einen Fürsten der bisher für den Begründer der russischen Macht und der russischen Civilisation gegolten hat. Das ist auf jeden Fall neu, und bedarf einer Besprechung, namentlich bei einem Buche welches einen Theil einer historischen Hausbibliothek ausmacht, und eine Verbreitung unter den nicht blos gelehrten Ständen beansprucht.

Wir empfangen zuerst eine Einleitung, in welcher viel Bekanntes über Wladimir, Iwan Wasiljewitsch, Michael Romanow u. s. w. auf 74 Seiten enthalten ist. Dann geht Hr. Pelz auf Peter I. über. Mit Recht findet er den Grund seiner Fehler und Roheiten in der unverantwortlich vernachlässigten Erziehung; denn seit seinem zehnten Lebensjahre, in welchem

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Peter den Thron bestieg, habe ihm seine Schwester Sophie keinen Unterricht mehr ertheilen lassen, weil sie offenbar jener Partei angehörte die der Meinung huldigte, es lasse sich über Dumme und Ungebildete am bequemsten herrschen. Daher trifft die sonst talentvolle Regentin nebst ihrem vertrauten Golitzin der schwerste Tadel sowie der dringendste Verdacht abscheulicher Absichtlichkeit. Beide sahen es daher auch sehr gern, daß sich der Prinz, den Hr. Pelz kräftig, wißbegierig und mit guten Anlagen ausgerüstet nennt (es ist Dies fast das einzige Lob welches er ihm ertheilt), zu Ausländern hinneigte, namentlich mit dem sittenlosen aber gewandten Lefort umging, und an ihm einen Lehrmeister in allen Ausschweifungen fand, deren Gemeinheit und Sinnlichkeit ein junges, kräftiges Gemüth besonders da anziehen, wo keine geistige Cultur abwehrend dazwischen tritt. Wie sich nun aber trotz dieser absichtlichen Hemmnisse in Peter das Große regte und die ganze Leidenschaftlichkeit einer frischen lernbegierigen Natur — Das hat Hr. Pelz nirgend hervorgehoben. Zugegeben daß bereits der Zar Alexis mit großen, volksbeglückenden Plänen umgegangen war, und daß (was unser Verf. übersehen hat) schon seit Iwan Wasiljewitsch das Volk Leben, Bewußtsein, Lust und Kraftgefühl gewonnen hatte, so berechtigte ihn Dies doch nicht Peter in jeder Beziehung zu schmähen. Seine frühe Liebe zum Seewesen wird fast allein aus seinem Gefallen an der „derben, materiellen Richtung der niederländischen Seeleute" erklärt, und an einer andern Stelle ihm ordentlich ein Vorwurf daraus gemacht, daß er die Russen bei ihrem natürlichen Widerwillen gegen das Seeleben dazu gezwungen habe Matrosen zu werden. Das sei ebenso lächerlich als wenn ein heutiger Repräsentant des Hauses Rothschild, zur autokratischen Herrschaft über die Juden berufen, diese wolle zum Leben auf der See zwingen da ihnen so verhaßt sei. „Alle Schiffahrt", so wird diese frostige Vergleichung mit Eclat beschlossen, „setzt den Handel voraus, und dieser war stets das Kind der Freiheit, während der Despotismus höchstens den Schacher erzeugte." Wir wollen uns nicht auf die Kritik dieser Worte einlassen, sondern Hrn. Pelz auf das Zeugniß eines Mannes verweisen den er gewiß nicht einen Russenfreund nennen will. Das ist Ernst Moritz Arndt, der also in seiner „Vergleichenden Völkergeschichte" von Peter sagt: „Dieser gewaltige Seelöwe fühlte, daß er auf dem bloßen Lande nur schlecht Athem holen könnte; er wollte Meer, er fühlte mehr durch Instinct als durch klare Einsicht, daß er nur durch Meer die Russen in die große gesittete Völkergemeinschaft einführen und zu Europäern machen könne."

Die von Peter eingeschlagenen Wege zur Bildung seiner Unterthanen durch ausländische Lehrmeister findet Hr. Pelz nur verwerflich. Nicht ein kräftiger, leidenschaftlicher Mensch wie Peter sei zum Reformator der Russen berufen gewesen, und es sei wahrscheinlich, daß Sophie Dies in Peter's despotischem Gemüthe erkannt habe (war sie selbst keine Despotin?); hier wäre ein ruhiger, besonnener Mann nöthig gewesen. Ein solcher, meint Hr. Pelz weiter, würde nicht blos auf äußere Cultur gesehen haben, und vielmehr im Stande gewesen sein zu begreifen, daß jede wahre Cultur sich durchaus auf Freiheit der Völker stützen müsse, und daß jeder Civilisation eines Volks Raum zur nationalen Entwickelung gelassen werden muß. Und doch meint er selbst, daß der gemeine Russe damals wie auch noch jetzt keine Neigung zum Schaffen zeige, und vergleicht ihn mit der dummen Eidergans, welche immer wieder mit Fleiß in die regelmäßig geplünderten Nester trägt.

Und wenn sich Dies nun wirklich so verhielt, was hätte dann bei einem solchen Volke die langsame Besonnenheit des Reformirens gefruchtet? Müssen wir es nicht vielmehr als ein sichtbares Zeichen des höhern Waltens ansehen, daß damals an die Spitze der Russen ein Mann gestellt war der zugleich gutmüthig und grausam, höchst beweglich und noch halb ein Barbar, aber voll unermüdlicher Thätigkeit für die Studien und Fortschritte der europäischen Nationen, und rastlos mit tiefen, politischen Entwürfen beschäftigt. Mag man auch über Politik, Geist, Sitte und über das Menschliche in ihm sehr verschiedener Ansicht sein, Das aber ist gewiß, daß er doch 20 Millionen Menschen erfaßt und gewaltsam von Asien abgerissen, daß er sein Rußland in 30 Jahren mehr als um ein Jahrhundert vorwärts gebracht hat. Hätten seine Nachfolger und Nachfolgerinnen bis zu Katharina II. durch ihre Unfähigkeit, Schwäche und Wollust nicht so viel verdorben, und vor Allem den blanken Firniß der Ausländerei, um mit Arndt zu sprechen, den Peter aus Noth über die Barbarei ziehen mußte, gehegt und gepflegt, wahrlich die russische Nation würde von 1725—62 Peter's Verdienste in weit nachhaltigerer Weise kennen gelernt haben.

Aber unser Verf. ist nun einmal ganz anderer Ansicht. Da heißt Peter im einundzwanzigsten Jahre ein rohes, unpolitisches Kind; seine Reiselust wird als ein gewöhnlicher Trieb zum Wandern und als ein Ausfluß seiner Liebe zu den Ausländern ausgelegt, der daneben von Denen welche die Regierung thatsächlich führten sehr begünstigt ward; seine Herbeiziehung talentvoller Fremden wird als despotische Eitelkeit geschmäht, sein Thun und Lassen durchaus als oberflächlich, als Treibhauscultur bezeichnet. Als Regent wird ihm kopfloses Wesen, Mangel an lebhafter Cabinetsthätigkeit und Feldherrntalent, beschränkte Auffassungsgabe, Zaghaftigkeit beigelegt, ja er habe das Regiment als ein völlig Toller geführt, als ein vollkommener Staatsheuchler und Schauspieler. Es wären zwar die Thränen bei dem Tode seines Sohnes Alexei nicht schauspielerische Krokodilthränen gewesen, aber doch eine Erscheinung wie sie bei Trunkenbolden nicht selten vorkommt. Denn mit sinnlichen Ausschweifungen der gröbsten Art, Brutalitäten, Befriedigungen der barocksten Launen und Gelüste, mit Anfertigungen von Lustfeuerwerken, Drechseleien, Zimmerarbeiten, Zähneausziehen und ähnlichen Beschäftigungen wären Tage und Wochen hingegangen, und jeder „Lebenspraktiker" müsse zugestehen, daß Peter sich höchstens so viel um Regierungsgeschäfte gekümmert haben könne, als zur nöthigsten Repräsentation und zur Namensunterschrift bei ausgefertigten Papieren erfoderlich war. Als Mensch erfährt Peter von Hrn. Pelz gleichfalls die härteste Beurtheilung. In seiner Natur waltete das Thierische vor, besonders aber eine Katzen- und eine Tigernatur; er huldigte einem groben Materialismus und war ein abgeschwächter Wollüstling, daher ihm auch physischer Muth ganz abging, wie er z. B. in seiner bedrängten Lage am Pruth im Juli 1711 bewies, und nur ein mal, bei Faltschy, persönliche Bravheit zeigte. Denn bei Pultawa, wo er in einen „verdächtigen, grauen Kittel" gehüllt die Linie seiner Truppen beritt, war nach des Verf. Ansicht keine Gefahr für ihn, weil die Schweden schwach waren und keine Munition besaßen. Allerdings eine sehr sonderbare Argumentation! Auch begreifen wir nicht weshalb Hr. Pelz an dem grauen Kittel so großen Anstoß genommen hat. War denn Napoleon's grauer Oberrock so sehr verschieden?

Wir könnten dies Sündenregister noch leicht vermehren. Aber es ist uns widerlich noch mehre solcher Ausdrücke des Hrn. Pelz über einen Mann abzuschreiben der Alles durch sich selbst war, der alles Gute was sich in seinem Reiche bewirken ließ bewirkte, und der sich selbst erst die Werkzeuge zu seinen großen Thaten erschaffen mußte. Da darf man wol 150 Jahre später eine Anzahl der wunderlichsten grausamen Launen und Einfälle billig beurtheilen.

Bei einem so scharfen Richter als Hr. Pelz ist fragt man natürlich nach den Beweisstücken durch welche er seine Anklagen begründet hat, und möchte nach der Bitterkeit des Tons, der mehr der einer Parteischrift als eines belehrenden oder unterhaltenden Werks ist, von ihm ganz neue Aufschlüsse und unbenutzte Quellen erwarten. Aber dergleichen werden überall vergeblich gesucht. Auf zwei Seiten sind am Schlusse des Buchs die benutzten Bücher genannt, alle bekannten Inhalts, ja sogar des berüchtigten Ritters d'Eon Memoiren sind trotz ihres sehr zweifelhaften Ursprungs angezogen worden. Daß d'Eon sehr viel gewußt hat unterliegt gar keinem Zweifel, aber wol

wie viel er davon aufgeschrieben hat. Die deutschen Schriftsteller Büsching, Weber, Bergholz, F. v. Raumer erfahren selten Gnade bei Hrn. Pelz, weil sie alles alberne Zeug gläubig nachgeschrieben haben, ohne selbst nur die zugänglichsten Quellen zu befragen und einen kritischen Blick darauf zu werfen; nur Schlosser ist der vortreffliche. Aber trotzdem daß Schlosser („Geschichte des 18. Jahrhunderts", I, 212 fg.) streng über Peter I. geurtheilt hat, wie Das seine Art bei Allen ist welche es anders gemacht haben als er (Schlosser) es gemacht haben würde, so misfallen unserm Verf. doch selbst die Lichtseiten welche bei Schlosser hervorleuchten. Denn „der Treffliche" irrt darin, daß gerade die rohen Mittel welche der rohe Peter zur Cultivirung seines Volks anwandte ein geeigneter Weg zum Ziele gewesen sein sollten. „Man muß", sagt Hr. Pelz, „längere Zeit unter rohen Menschen gelebt und in Erfahrung gebracht haben, daß die Russen eben in Nichts wahrhaft durch Peter's Maßregeln gefördert erscheinen, um zu erkennen wie falsch eine solche Annahme ist. Ich möchte gerade umgekehrt behaupten, es gehöre unter solchen Umständen die größte Humanität und Gesittung dazu, um zu einem nur irgend gedeihlichen Ziele zu gelangen." Schon hieraus werden die Leser abnehmen wie wenig günstig unser Verf. für die russischen Schriftsteller gestimmt ist. Das Volk der Russen selbst gilt ihm an sich schon für träg, knechtisch, unduldsam, heuchlerisch; ihre Schriftsteller über Peter sind sämmtlich befangen und gewissenlos, wie schon Voltaire — dessen Worte Hr. Pelz zwei mal ganz unverändert anführt — gewußt haben will; namentlich waren Stählin und Golikoff Anekdotenjäger, und Karamsin ein Sophist zu Gunsten des Zarenthums, das ihn dafür gut bezahlte. Nur Nikolaus Turgenjeff, ein so viel wir wissen der herrschenden Dynastie nicht sehr zugethaner Russe, empfängt an zwei Stellen unbedingtes Lob. Die tüchtige Arbeit des Liefländers Bergmann wie die Bücher Halem's und Ségur's scheinen Hrn. Pelz nicht bekannt geworden zu sein.

Hiernächst ist es uns nicht möglich eine Reihe neuer Aufschlüsse aus dem vorliegenden Buche darzulegen. Denn die bekannten Erzählungen von Peter's Jugendgeschichte, Reisen, Kriegen, strengen Einrichtungen, Versuchen durch Franzosen und Deutsche Bildung, Kunst und Wissenschaft zu fördern sind wiederholt, und hätten leicht noch an Anschaulichkeit gerade für den Zweck einer historischen Hausbibliothek gewinnen können, wenn das Detail besser geordnet und mancher verborgene Stoff aus frühern Zeitschriften herbeigeschafft wäre. Wir nennen nur beispielsweise die Berichte über die Schlacht bei Pultawa im „Schwedischen Plutarch" und daraus im „Magazin für Literatur des Auslandes" (1832, Nr. 71—76), wobei Hr. Pelz gewiß nicht in den Fall gekommen wäre für Peter I. Partei nehmen zu müssen; oder die lehrreichen Aufsätze Ranke's über Peter I. und Karl XII. in der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832, Bd. 2, Heft 1) und Barthold's im siebenten Jahrgange des „Historischen Taschenbuch". Der Letztere namentlich ist überhaupt für die rechte Auffassung russischer Geschichten von Wichtigkeit. Ueber das Trauerspiel der Hinrichtung Alexei's, welches ganz Europa in gerechtes Staunen oder Schaudern versetzte, hat Hr. Pelz aus seinen Quellen nichts Neues beibringen können. Aber Peter erscheint auch hier als der fast allein Schuldige, die Vernachlässigung der Erziehung seines Sohnes und Ueberlassung derselben an Menschikoff fällt ihm als die Quelle aller Misverhältnisse ganz besonders zur Last. Während des Processes war er, um dem Sohne gerecht werden zu können, offenbar zu sehr von Menschikoff und Katharina, die Hr. Pelz überhaupt stets als dessen blindes Werkzeug aufführt, umsponnen, und man urtheilt nach des Verf. Ansicht vielleicht noch am richtigsten und billigsten, wenn angenommen wird, daß man den Zar während des ganzen Processes seines Sohns nicht aus der Betrunkenheit herauskommen ließ, was Katharina allerdings in ihrer Gewalt hatte. Solche Vermuthungen in einer für das größere lesende Publicum bestimmten Schrift! Nun vergleiche man die einfache und doch gefühlvolle Erzählung in einem gleichfalls für die gemischtere Lesewelt bestimmten Buche, in Böttiger's „Weltgeschichte in Biographien" (VI, 282—285), mit diesem von Vorurtheilen gefärbten Bilde, welches jetzt vor uns liegt! Peter hätte müssen kein Mensch sein, wenn ihm nicht der Entschluß über das Schicksal seines Sohnes einen unermeßlichen Kampf gekostet hätte. Aber es galt die Arbeit seines ganzen Lebens, deren Umsturz er von Alexei befürchten zu müssen glaubte. Von den übrigen Personen aus Peter's näherer Umgebung werden seine Gemahlin Katharina und sein Günstling Menschikoff, „die Lakaienseele", gleichfalls hart getadelt. Entbehrt die Erstere auch allerdings der sittlichen Grundlage, so war doch die Laune und der Verstand, durch welche sie vielleicht mehr als durch körperliche Reize den Gemahl gefesselt hielt, der Erwähnung werth. Von den übrigen Generalen oder Ministern wird fast nur der Schotte Gordon belobt. Er sei Peter's „guter Genius" gewesen, und nach seinem Tode habe der Zar vergeblich nach Menschen gesucht denen er sich anvertrauen könnte.

Wir sind überzeugt, daß Hr. Pelz mit unserm Bericht wenig zufrieden sein wird. Aber es ist uns nun einmal unmöglich ein blos tadelndes Werk als einen Beweis von Einsicht und Schärfe des Urtheils anzusehen, oder uns zu dem Grundsatze der modernen Kritik zu bekennen, daß je imposanter die Erscheinung sei desto bewaffneter auch der Blick für ihre Schwächen sein müsse. Eine gelehrte, gründliche Untersuchung mag nach solchen Principien zu verfahren das Recht haben, in einer populairen Schrift aber dürfen nicht blos die Schattenseiten mit unverkennbarer Freude hervorgehoben werden. 17.

Literarische Miscellen.

Vanini.

Bekanntlich ward Julius Cäsar Vanini im J. 1619 zu Toulouse als Gottesleugner verbrannt; an seiner Verurtheilung hatte Grammond, der Präsident des Parlaments zu Toulouse, wesentlichen Antheil. Vanini fand viele Vertheidiger; aber diese Vertheidigungsschriften war man bemüht so viel als möglich zu vernichten. Sie sind daher selten; besonders ist Dies der Fall mit P. F. Arpe's „Apologia pro Jul. Caes. Vanino" (Rotterdam 1712). Diese Schrift kam in dem Kataloge der zur Versteigerung bestimmten Bibliothek des Professor Isaak Haffner in Strasburg („Bibliotheca Is. Haffneri", Strasburg 1832) unter Nr. 1213 vor; Haffner hatte folgende Anmerkung beigeschrieben: „Grammond raconte froidement, que, lorsque le bourreau arracha la langue à Vanini, celui-ci beugla, comme un boeuf. Je crois, que, si l'eu avait fait la même opération à monsieur le président, il n'aurait certainement pas chanté comme un rossignol."

God save the king.

Die Musik zu diesem Nationalliede ist von Lully. Die Herzogin von Perth, die Begleiterin der Gemahlin König Jakob's II. von England, erzählt bei der Beschreibung der Erziehungsanstalt von St.-Cyr: „Lorsque le Roi très-chrétien entroit dans la chapelle, tout le choeur de demoiselles nobles y chantoit chaque fois les paroles suivantes et sur un très-bel air de Sieur de Lully:

> Grand Dieu! Sauvez le roi!
> Vengez le roi.
> Que toujours glorieux
> Louis victorieux
> Voye ses ennemis
> Toujours soumis."

Händel, dem die Musik in der Regel beigelegt wird, war auch in Paris, und es ist leicht möglich, daß er sich die Erlaubniß erbeten habe Text und Musik abzuschreiben, um für Georg I. sein „God save the king" zu arrangiren. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 303. — 29. October 1848.

Renée von Valois.

Wenn Prüfungen mancher Art Renée von Valois im Leben heimsuchten, so haben Poesie und Geschichte gewetteifert ihren Namen mit einer Aureole des Ruhms zu umgeben. Clément Marot in seinen anmuthigen Versen an Marguerite, Franz' I. Schwester und Navarras Königin, preist, während er der Fürstin hartes Loos in fremdem Lande bemitleidete, das „noble coeur de Renée de France", und Lodovico Ariosto, der Glorie des Hauses Este gedenkend, feiert den Verein aller Frauentugend der sie ziere „ogni virtù ch' in donna mai sia stata . . . insieme tutta per Renata adornar veggio ridutta". Aber mehr beinahe denn irgend eine so hochgestellte Frau jener Zeiten ist Ludwig's XII. Tochter „di varia fama" gewesen. Die Herzogin Renée folgte einer Schwiegermutter deren Name allein schon eine Schmach geblieben ist bis zu unsern Tagen, eine Schmach die nicht verdient ward in solchem Maße: jener Lucrezia Borgia, welche die Welt mehr aus Romanen und Operntexten kennt als durch die Geschichte; sie selbst, eine Frau von verschiedenem Charakter und Wesen, brachte in die Familie Este und in ihre Stadt Ferrara Zwiespalt und Unruhe, die sie am Ende nöthigten das Land zu verlassen welches sie einst mit Jubel empfangen hatte.

Es ist nicht meine Absicht das Leben Renée's zu erzählen. Viele vor mir haben es gethan, zuletzt ein vor wenigen Jahren verstorbener deutscher Historiker, dem es weder an Geist noch an Kenntnissen fehlte, der aber durch Mangel an Kritik und handwerksmäßige Hast viele schöne Stoffe verdorben hat, unter ihnen die Biographien dieser Fürstin und ihrer drei Töchter, von denen eine mehr noch denn die Mutter, wenngleich in verschiedener Weise, berühmt geworden ist. Renée's Geschichte ist um so schwieriger zu schreiben, je mehr religiöse Ansichten dabei ins Spiel kommen, je seltsamer die Erscheinung einer Frau ist welche, Tochter eines französischen Königs, Gattin eines italienischen Herzogs und Lehenträgers der Kirche, dem katholischen Glauben abhold wird, um sich in die Reihen der Schüler Calvin's zu stellen, und ihre Umgebungen zu diesen Meinungen herüberzuziehen. Nach mehren mislungenen Heirathsprojecten, darunter mit dem damals noch sehr jungen Karl von Burgund, welcher nachmals den Kaiserthron bestieg, ward Renée, die Tochter König Ludwig's und Anna's von Bretagne, am 28. Juni 1528 mit Ercole d'Este vermählt, dem Erbprinzen von Ferrara, dessen Aeltern Herzog Alfons I. und Lucrezia Borgia waren, sie welche der damalige Prinz wegen ihres schlimmen Rufs zu heirathen sich weigerte, dann erst sich entschließend als sein Vater drohte, er werde sie selbst zur Frau nehmen, die dann aber durch Sitten und Güte einen achtbaren Namen hinterließ in dem Hause in welches sie, eine so unwillkommene Braut, eingetreten war. Die französische Prinzessin war nicht schön und hinkte, was sie aber, wie Brantôme sagt, nicht hinderte in Hinsicht der Nachkommenschaft glücklich zu sein, und schönere Kinder zu zeugen als vielleicht in irgend einem andern italienischen Fürstenhause waren.

Der Einzug in Ferrara war prächtig. Muratori schildert ihn nach gleichzeitigen Berichten in seinen Denkwürdigkeiten des Hauses Este. Von der Villa Belvedere aus ward die Prinzessin, eine goldene Krone auf dem Haupte, in reichgeschmücktem Ruderschiffe auf dem Po nach der Stadt geführt. Unter einem Baldachin zog sie durch Porta San-Paolo ein: alle Glocken läuteten, und es erscholl der Donner des zahlreichen Geschützes, welches längs dem Flusse und auf den Bastionen des Castells aufgepflanzt war. Sie zog sodann in einer Sänfte die große Straße entlang, wo alle Häuser mit weißen, rothen, grünen Teppichen behangen waren (heute die italienische Tricolore, deren Banner vor kurzem zur Feier der toscanischen Constitution auf Giotto's Glockenthurme wehte); 80 edle Pagen begleiteten sie, in carmesinrothen Kleidern mit rosenfarbenen Baretten und weißen Federn, rothe Stäbe in der Hand; voraus gingen der Klerus und die Doctoren, und es folgte mit den Gesandten Frankreichs, jenen der Republiken Venedig und Florenz und anderer Staaten der gesammte Adel zu Pferde nach dem Dome, wo der Bischof von Comacchio den Segen ertheilte, und der Castellan des alten Schlosses die Schlüssel der Stadt auf silberner Schüssel überreichte. Von dort ging der Zug nach dem Schlosse der Este, das mit den prächtigsten Teppichen geziert war, und mehre Tage hindurch währten die Feste. Oede sind jetzt Ferraras „weite grasbewachsene Straßen", und seit

drittehalb Jahrhunderten sind die Este vertrieben aus ihrem majestätischen Schlosse, das den Charakter von Palast und Burg vereinigend mit Thürmen und Gräben eine Reliquie lebendigerer und glänzenderer Zeiten ist.

Nicht lange genoß Renée des Glücks in diesem Schlosse, in welchem sie sechs Jahre nach ihrer Vermählung Gebieterin ward. Andere Frauen zogen Ercole an, und die Verlassene suchte Trost und Ersatz in ernster Beschäftigung, namentlich mit religiösen Gegenständen. Da war es wo sie allmälig der katholischen Lehre abhold und den protestantischen Neuerungen zugänglich ward, bestärkt durch Calvin, der unter dem Namen Charles d'Heppeville eine Zeit lang in Ferrara weilte, durch Clément Marot, welcher, seiner Meinungen wegen Frankreich zu verlassen gezwungen, Geheimschreiber der Herzogin ward, durch Andere welche sich um die durch Geist und Charakter ausgezeichnete Frau scharten. Die reformistischen Ansichten machten rasche Fortschritte in Ferrara, und manche Männer deren Namen in der Literaturgeschichte mit Ehren genannt sind waren ihnen zugethan; Frauen auch, unter denen jene Olimpia Fulvia Morata sich auszeichnete, welche durch seltsame Schicksale nach Deutschland verschlagen, in das deutsche Kriegsgetümmel verwickelt ward, und, einst ein italienisches Hoffräulein, als Professorsfrau zu Heidelberg starb. Als aber in Italien die Verfolgung gegen die bezeichneten Ansichten in dem Maße entschiedener ward wie der päpstliche Stuhl das Bedenkliche derselben erkannte, ward auch die Herzogin davon betroffen, und sie hatte von Seiten ihres Gemahls erst eine Menge Vorstellungen hinzunehmen, dann, als diese Nichts fruchteten, wirkliche Zwangsmaßregeln zu erdulden, die ihr am Ende den Aufenthalt in Ferrara verleideten, und sie nicht lange nach Ercole's Tode zur Rückkehr in ihre Heimat veranlaßten.

Ein merkwürdiger Brief des Herzogs an König Heinrich II. von Frankreich, den Neffen Renée's, vom 27. März 1554, erzählt ausführlich die häuslichen Misverhältnisse welche Renée's religiöse Meinungen verursachten. Dieser Brief, unter den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt*), ist zu wichtig zur Charakteristik dieser merkwürdigen Frau wie der damaligen Zustände, um nicht weitere Verbreitung zu verdienen.

Sire, ich küsse Ew. Majestät die Hand, und empfehle mich so ehrerbietig ich vermag zu Gnaden. Sire, wenn ich gleichwol weiß, daß die Verhältnisse von der Art sind, daß ich gewissermaßen erröthen müßte, wenn ich bedenke, daß ich Ew. Maj. durch meine häuslichen Angelegenheiten zu belästigen komme, so hat doch die wahre und aufrichtige Ergebenheit die ich Ihnen gewidmet zugleich mit Ihrer Güte und Weisheit mir sowol Kühnheit wie die Hoffnung gegeben, daß Sie mich vielmehr entschuldigen als mir es verübeln werden, daß ich mein Unglück Ihnen bekannt mache, welches ich bisher, wegen der Ehrfurcht die ich gegen das französische Königshaus hege und immer hegen werde, verborgen gehalten habe, obschon ich wußte, daß mein Stillschweigen, außer andern Uebelständen, in Religionsangelegenheiten der Ehre und Gewissenhaftigkeit meines Hauses nachtheilig sein konnte. Um nun in einer so verdrießlichen Sache keine schönen Redensarten zu gebrauchen, werde ich so kurz wie möglich Ew. Maj. den Hergang erzählen.

Sire, die Frau Herzogin meine Gemahlin kam vor 25 Jahren mit mir nach Italien, eine treue Anhängerin katholischer Religion und Glaubens, sodaß ihre Lebensweise, Reden und Handlungen der Welt einen solchen Begriff wahrer Güte gaben, daß Jeder Freude daran hatte, und man wohl sah, daß sie von wahrhaft königlichem Blute und an einem echt christlichen Hofe erzogen worden war. Nicht lange Zeit verging, da ließ sie sich von gewissen nichtswürdigen Lutheranern bereden, von denen, wie Ew. Maj. besser wissen denn ich, die Welt jetzt voll sein würde, hätten die christlichen Fürsten nicht strenge Maßregeln gegen sie ergriffen. Da begann sie ihre Meinung zu ändern, und allmälig gerieth sie so tief in diese verderbten Meinungsneuerungen hinein, daß sie auf die Sacramente der Messe, der Beichte und Communion, die uns von Gott und der Kirche so sehr anempfohlen und zu christlichem Leben so nothwendig sind, seit längerer Zeit nicht mehr achtet. Dies gibt unter Anderm der Umstand kund, daß, da Hippolito de' Putti (?) ihr vertrauter Diener lebensgefährlich krank war, wie er denn auch wirklich mit Tode abging, ich meine Gemahlin wol drei bis vier mal daran erinnerte, daß sie ihn beichten und ihm die Communion reichen lassen solle, wollte sie nicht der Stadt Aergerniß geben. Denn wenn er als Ketzer stürbe, so würde ihr die ganze Schuld beigemessen werden, da sie schon in religiöser Beziehung bei aller Welt in so schlimmem Rufe stehe. Es war aber keine Möglichkeit sie dazu zu bewegen, ja sie spottete gewissermaßen meiner wohlmeinenden Erinnerung, indem sie sagte, gedachter Hippolito stehe gut mit Gott, und bedürfe sonst keiner Beichte. Da ich sie nun in dieser unglaublichen Verstocktheit gegen Gottes Gebot fand, in einer Verstocktheit die meinem Hause zu ewiger Schmach gereichen muß, bat ich, beredete ich, beschwor ich sie tausend und tausend mal, daß sie aus Liebe zu Gott unserm Herrn wie aus Rücksicht auf den guten Ruf ihrer wie meiner Kinder solche ketzerische Phantasien fahren lassen, und sich nicht mehr durch verruchte dem Kloster entlaufene Prediger den Kopf verdrehen lassen möchte. Ich bat sie nicht mehr den Worten von Menschen zu glauben die zum Theil bereits in den Händen der Inquisition gewesen und im Dom unserer Stadt öffentlich abgeschworen, sondern der Religion treu zu bleiben welche die ihrer verstorbenen durchlauchtigen Aeltern, des Königs und der Königin, die ihrer Schwester, Ew. Maj. Mutter, und aller übrigen christlichen Fürsten gewesen, indem ich alle sonstigen Gründe hinzufügte welche mir geeignet schienen sie zur Sinnesänderung zu bewegen. Jahre lang habe ich zu ihren verkehrten Meinungen, zu endlosem Misfallen, zur Schmach meines Hauses und zur Unzufriedenheit meiner Diener und Unterthanen, geschwiegen und gelitten und meinen Gram verheimlicht so gut ich's vermochte, in der Hoffnung, daß sie endlich von selbst in sich gehen, und ich nicht genöthigt sein würde eine Sache öffentlich zu machen welche ich zur Ehre des französischen Königshauses wie meiner Familie auf immer verborgen zu halten wünschen mußte.

Statt aber diese Wendung zu nehmen, verschlimmerte sich die Sache von Tag zu Tage. Da ich erfuhr, daß selbst am Weihnachtstage die Messe nicht im Hause meiner gedachten Gemahlin gefeiert ward, und es mir unpassend schien, daß meine beiden schon erwachsenen Töchter, deren eine 18, die andere 16 Jahre zählte*), in dieser falschen Religion erzogen würden, durch welche sie, wenn sie einmal bei ihnen Wurzel gefaßt, und für gut gehalten worden, nach dem Beispiel der Mutter Ketzerinnen und Lutheranerinnen geworden wären, was sowol

*) Gedruckt in den Beilagen zu Nores' „Storia della guerra di Paolo IV contro gli Spagnuoli", im 12. Bande des „Archivio storico italiano" (Florenz 1847), nach einer von G. Molini zu Paris gefertigten Abschrift.

*) Lucrezia d'Este, nachmalige Herzogin von Urbino, war 1535, Eleonore 1536 geboren. Die älteste Tochter, Anna, war seit 1548 mit Franz von Guise, Herzog von Aumale, vermählt.

eine Versündigung gegen Gott wie ein Hinderniß bei der Vermählung mit christlichen Fürsten gewesen sein würde, Dies um so mehr, da zu meiner großen Schande das Gerücht von der Ketzerei der Mutter bereits durch ganz Italien sich verbreitet hat: so entschloß ich mich, Madame in den bestimmtesten aber schonendsten Ausdrücken zu sagen, ich verlangte durchaus, daß meine Töchter regelmäßig zur Messe gingen, daß sie zu diesem heiligen Osterfeste beichteten und communicirten, und überhaupt in der Zukunft jenen gottesdienstlichen Uebungen oblägen wie ich und sie selbst als sie noch in Frankreich lebte es gewohnt oder gewesen wären. Zugleich bat ich sie aufs dringendste sich diesem meinem gerechten und frommen Begehren nicht zu widersetzen. Sie aber wollte sich nicht darein fügen, sagte lachend, die Messe sei Götzendienst, und fügte Worte hinzu welche zu wiederholen ich mich schämen würde. Dies war nicht genug: in meiner Gegenwart hatte sie den Muth ihren Töchtern zuzureden, sie sollten mir nicht gehorchen, sondern in dem begonnenen Lebenswandel fortfahren, indem sie vorschützte, meine und vieler anderer Fürsten Religion sei nicht die wahre. Sie that Dies mit solchem Eifer und solcher Anmaßung, daß wer sie reden gehört mich für geduldiger als Hiob gehalten haben müßte, indem ich, aus Ehrfurcht gegen Ew. Maj., Worte hinnahm die kein Gatte, wer er auch sein mag, ertragen dürfte. Selbst dabei blieb sie nicht: denn als ich am folgenden Morgen einen meiner Kapläne sandte meinen genannten Töchtern die Messe zu lesen, schickte sie ihn unverrichteter Dinge heim, obgleich ich ihr erklärt, ich bestehe in diesem Punkte auf Gehorsam, und sie werde ihre Weigerung bereuen.

Da ich mich nun genöthigt sah auf eine oder die andere Weise diesem Uebelstande abzuhelfen, und ich eher milde denn harte Mittel anwenden wollte, bat ich den Bischof von Lodeve, welchen ich als Botschafter Ew. Maj. hier halte und verehre, zu ihr zu gehen, um sie zu ermahnen ihre Launen fahren zu lassen, die ihr in jedem Falle wenig nützen würden, indem ich entschlossen sei, daß meine Töchter in meinem Glauben leben sollten. Zu meinem unendlichen Leidwesen habe ich nun von dem Bischofe die Antwort erhalten, daß er, obgleich er zwei mal mit der größten Wärme die Vorstellungen erneuert, ihre Halsstarrigkeit zu überwinden nicht im Stande gewesen sei. Wie sehr Dies mich geschmerzt, mag Ew. Maj. in Ihrer Güte sich vorstellen. Da ich nun in dieser ärgerlichen und mir zur Unehre gereichenden Angelegenheit Nichts weiter zu thun wußte, und sie sich geweigert auf die Vorstellungen von dreien ihrer ältesten französischen Diener zu hören, welche ich außer dem Bischofe und meinem Arzte Brasavola zu ihr gesandt, um sie von ihrer teuflischen Widersetzlichkeit zurückzubringen, so faßte ich endlichen Entschluß. Da die heilige Woche vor der Thüre war, ließ ich am Freitage vor Palmsonntag durch meine Schwägerin Donna Julia, Schwester des Herzogs von Urbino*), eine tugendhafte Katholikin, Madame wissen, daß, wenn sie meine Töchter nicht regelmäßig zur Messe, Beichte und Communion gehen lasse, ich sie von ihr nehmen und für jetzt zu einer meiner Schwestern, einer ehrwürdigen Klosterfrau, thun würde, wo sie in Gesellschaft der gedachten Donna Julia die heiligen Tage nach katholischem Gebrauche zubringen und bleiben würden, bis ich andere Verfügung treffen könnte. Als Madame meine Gemahlin sah, daß sie ihre Töchter verlor, wenn sie in ihrem Widerspruch gegen eine so heilige und nothwendige Handlung beharrte, so schien sie sich darein zu ergeben, aber es geschah mit so vielen Thränen, Worten, Schwierigkeiten, daß ich es gar nicht zu sagen vermag. Unter Anderm machte sie Schwierigkeiten in Betreff der Person des Beichtvaters, eines gelehrten und gottesfürchtigen Priesters französischer Nation, den ich besonders deshalb wählte, damit er ihr weniger unwillkommen sein möchte, und besser denn ein Anderer irgend einen Einfluß auf sie ausüben, und ihr den richtigen Weg zeigen könnte. Alles aber ist meiner Absicht zuwider gegangen: denn da er die Beichte meiner Töchter in der Weise wie sie es verlangte zu hören sich weigerte, so wollte sie Nichts mit ihm zu schaffen haben, und hält ihn für eine Art Teufel. Die armen Mädchen aber quält und beunruhigt sie mit ihren gewohnten Ermahnungen, indem sie sich unzufrieden mit ihnen zeigt, weil sie ihren Willen nicht gethan, und nicht in einem schlimmen Irrthum geblieben sind, welchen sie ihnen immer als Wahrheit vorgepredigt hatte.

Durch alles Dies bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß was bis jetzt Gutes erreicht worden nicht etwa einer Willens- und Glaubensänderung zuzuschreiben ist, sondern lediglich der Furcht vor Trennung von ihren Töchtern. Gleicherweise sehe ich ein, daß es unmöglich ist, daß meine Töchter beim Zusammenleben mit der Mutter Katholikinnen bleiben, da diese eine Ketzerin ist, und ich folglich genöthigt sein werde sie von ihr zu nehmen und in christliche Gesellschaft zu bringen, wenn sie nicht in sich geht und zum wahren Glauben zurückkehrt. Vorher aber habe ich Ew. Maj. als meinem Herrn und Gebieter von allem Diesen pflichtschuldige Nachricht geben wollen, indem ich wünsche, daß Sie meine Misgeschicke kennen mögen, da ich auf Mitleid mit diesen unerfreulichen Verhältnissen im Hause eines Ihrer getreuen und gehorsamen Diener rechnen darf, welcher gerade von Jener gequält wird von welcher ihm Trost kommen sollte. Und da ich vermuthe, daß der Bischof von Lodeve entweder nicht schreiben oder, wenn er schreibt, nicht in das Einzelne eingehen wird, um nicht Dinge zu sagen welche meiner Gemahlin misfallen könnten, so bitte ich Sie von ganzem Herzen irgend einen tüchtigen, in solchen Dingen wohlbewanderten katholischen Theologen hersenden zu wollen, um zu versuchen, ob solchem Uebelstande abzuhelfen ist, und die Frau Herzogin von so entsetzlicher Ketzerei zurückgebracht werden kann. Sollte aber, um der Welt nicht noch mehr Stoff zu Gerede zu geben, Ew. Maj. es für geeigneter halten Ihren Willen in dieser Sache durch Briefe zu erkennen zu thun statt einen Gottesgelehrten zu senden, so bitte ich Sie in aller Unterthänigkeit, Das mit aller möglichen Wärme ins Werk setzen zu wollen, damit die Herzogin erkenne, daß, während sie durch Rückkehr zum wahren Glauben mich glücklich machen und veranlassen wird ihr die Töchter zu lassen wie Dies früher gewesen, sie auch eine ihrer selbst würdige und Ew. Maj. aus mehren Gründen sehr willkommene Handlung begehen wird, wogegen sie, in ihrer Verstocktheit beharrend, völlig und auf immer von Ihnen als eine des königlich französischen Blutes Unwürdige verlassen werden würde. Ew. Maj. wundere sich nicht, wenn ich ehrfurchtsvoll darauf dringe, daß so harte Worte in dem Schreiben gebraucht werden: denn da ich sammt Allen die mit ihr gesprochen in der genannten Madame unglaubliche Hartnäckigkeit und Widerstand gefunden, so bin ich keineswegs sicher, daß sie, wenn Gottes Hand nicht eingreift, sich bereden lassen wird von ihrer Ketzerei freiwillig abzustehen. Sollte also Ew. Maj. sich entschließen ihr zu schreiben, so bitte ich, daß Sie zugleich dem Bischof von Lodeve den Auftrag ertheilen lassen wollen mit ihr zu reden, um solcher Art den Inhalt des Schreibens so kräftig zu unterstützen als die Sache erheischt, in welcher es sich zugleich um die Ehre Gottes, des französischen Königshauses und meiner Familie handelt, und die mir deshalb am Herzen liegt wie Sie denken können. Ich versichere Ew. Maj. dabei, daß Alles welches Ihnen in dieser heiligen und löblichen Angelegenheit zu thun passend erscheinen wird mich zu aufrichtigstem Danke auf immer und ewig verpflichten wird. Indem ich hiermit endige, bitte ich Gott, Sire, nachdem ich von neuem mich ehrerbietig Ihrer Gnade empfoh-

*) Giulia della Rovere, Tochter des Herzogs Francesco Maria von Urbino und der Eleonora Gonzaga, ward 1549 mit Alfonso d'Este, dem natürlichen Sohne Herzog Alfons' I. und der Laura Eustassia, vermählt. Alfonso ward zwar legitimirt, aber der päpstliche Stuhl verweigerte auf den Grund seiner Illegitimität seinem Sohne Don Cesare beim Tode Herzog Alfons' II. die Investitur und zog Ferrara ein. Von Don Cesare stammen bekanntlich die Herzoge von Modena.

len, daß er Ihnen die Erfüllung aller Ihrer Wünsche senden möge. Ferrara, am 8. März 1554. Unterthänigster und gehorsamster Diener und Vasall, der Herzog von Ferrara. — An Seine geheiligte allerchristlichste Majestät.

Der König erfüllte Don Ercole's Bitte, und sandte den in den Verhandlungen mit den Hugenotten vielgebrauchten Inquisitor Oritz nach Ferrara. Heinrich's Misvergnügen über das Verhalten seiner einzigen Tante war um so größer, je mehr Unruhe ihm deren Glaubensgenossen im eigenen Reiche machten. Anfangs halfen weder Vorstellungen noch Predigten noch Drohungen, sodaß der Herzog endlich zum Aeußersten schritt. Am 7. Sept. 1554 wurde Renée aus ihrem Palast entfernt, und nach dem Castell in strengen Verwahrsam gebracht, sodaß nur zwei ihrer Frauen ihr Gesellschaft hielten, und ihr Hausmeister allein zu ihr gelassen werden konnte. Die französischen Hofdamen, die von ihrem einst so glänzenden und zahlreichen Gefolge noch bei ihr geblieben, wurden nach Hause gesandt, die Prinzessinnen Lucrezia und Eleonora in das Kloster des Leibes Christi geführt. Dies brach ihren festen Sinn, und sie conformirte sich, wenigstens äußerlich, den Gebräuchen der katholischen Kirche — wie wenig aus innerer Ueberzeugung, zeigt ihr ganzes späteres Leben. Calvin drückt Bedauern und Misvergnügen darüber in einem Schreiben an Farel aus: „Traurige und leider nur zu zuverlässige Kunde meldet mir, daß die Herzogin von Ferrara durch Drohungen und Gewalt besiegt gefallen ist. Was soll ich sagen außer daß Vornehme selten Beweise von Standhaftigkeit geben."

Ercole d'Este starb am 3. Oct. 1559. Sein ältester Sohn Alfonso war gerade in Frankreich, wo die Este bedeutende Lehen hatten, die Vicomtéen Caen, Falaise und Bayeux, welche ihnen als Ersatz für Anleihen König Franz' I. bei Alfons I. zugefallen waren, und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts blieben. Renée übernahm die Regentschaft für den jungen Herzog, und legte auch in diesen Zeiten ihre Entschlossenheit und Charakterfestigkeit an den Tag, da der spanische Gouverneur von Mailand, Herzog von Sessa, Miene machte die Abwesenheit des Herrschers zu benutzen. Als am 11. Nov. Alfons in Ferrara anlangte, begab er sich unerkannt sogleich nach dem Palaste der Herzogin-Witwe. Anfangs schienen Mutter und Sohn in großer Einigkeit zu leben, aber nach einem Besuche des Herzogs in Rom, wo Pius IV. seit wenigen Monaten regierte, änderte sich Alles. Am 3. Juli 1560 kehrte Alfons nach Ferrara zurück, am 2. Sept. verließ Renée diese Stadt und Italien auf immer. Der Herzog geleitete sie bis Finale, ihr anderer Sohn Don Luigi ging mit ihr nach Frankreich. „Das Volk von Ferrara", sagt Muratori, „sah mit großem Leidwesen die Abreise dieser Fürstin, welche durch die Lebendigkeit ihres Geistes und durch ihre anmuthigen Sitten Alle anzog und allgemein geliebt war, während sie in der Freigebigkeit nicht ihres Gleichen hatte, und nie im Wohlthun ermüdete."

Nach ihrer Ankunft in ihrem Heimatlande zog Renée sich nach Montargis an der Loire zurück, welches einen Theil ihrer Apanage bildete. Aus den französischen Geschichten ist bekannt, wie eifrig sie sich hier der Interessen ihrer Glaubensgenossen annahm, durch Vermittelung bald, bald durch thatsächlichen Schutz den sie ihnen gewährte, wobei sie männliche Entschlossenheit an den Tag legte, in den Zeiten des blutigen Religionskriegs welcher Frankreich in zwei Hälften spaltete. Hochbejahrt starb sie, 1575. Was hatte sie nicht Alles erlebt! Drei Jahre vor ihrem Tode fand die Bartholomäusnacht statt; vier Könige folgten einander auf dem Throne, von Franz I. auf Karl IX., und sie sah den Letzten der Valois, Heinrich III.; ihr Schwiegersohn, Franz Herzog von Guise, wurde von Jacques Poltrot gemeuchelmordet, und Frankreichs Geschicke näherten sich, wenngleich langsam und unter verderblichen Wechseln, dem Moment welcher durch Heinrich's IV. Thronbesteigung auf eine Zeit lang wenigstens eine Versöhnung zwischen den streitigen Religionsparteien herbeizuführen bestimmt war.

A. von Reumont.

Literarische Notiz aus England.

Die Buchaniten.

Die in der Jetztzeit des spukenden Communismus wenig befremdende Nachricht vom Wiedererwachen der ausgestorben geglaubten Sekte der Buchaniten in Schottland hat eine neue Auflage eines Büchelchens veranlaßt welches unter dem Titel „The Buchanites from first to last, by *Joseph Train*" in Edinburg und London 1846 erschienen war. Es gibt die Geschichte der Stifterin der Sekte, einer verehelichten Buchan, Tochter eines kleinen Gastwirths, John Simpson, in der Nähe von Banff in Schottland, von ihrer Geburt 1738 bis zu ihrem Tode am 29. März 1791 und ihrem erst 1846 erfolgten Begräbnisse, nachdem ihre Vorhersagung sich falsch erwiesen, daß, wenn der Glaube ihrer Anhänger echt sei, sie sechs Tage nach ihrem Scheintode, wenn er schwanke sie 10 Jahre später, und dafern sie auch dann noch zweifelten ganz gewiß nach 50 Jahren vom Himmel zur Erde kommen werde, die ungläubige Welt von ihrem Irrthume zu überzeugen. Außerdem theilt es die Lehrsätze der Stifterin mit, deren höchst unklare Fassung darauf hinauskommt, daß sie in specieller und persönlicher Verbindung mit Gott stehe, daß sie und ihre Anhänger nicht sterben, sondern unmittelbar in den Himmel erhoben werden würden, daß ihre Sekte Gemeinschaft der Güter haben und beisammen wohnen solle, endlich, daß das Institut der Ehe ein ketzerisches und ihrer frommen Gemeinde nutzlos sei. Zugleich enthält das Buch Mehres aus einer Schrift welche zu den literarischen Seltenheiten gehört, und deren Verf. ein Geistlicher war, der ehrwürdige Hugh White, Pfarrer einer dissentirenden Gemeinde in Irvine, der zweite Mensch den Frau Buchan 1783 zu ihrem Glauben bekehrte. Schon der Titel der Schrift, welche die Gegner widerlegen sollte und 1785 gedruckt wurde, beweist das Durcheinander ihres fanatischen Inhalts. Er heißt: „The divine dictionary, or a treatise indited by holy inspiration, containing the faith and practice of the people (by the world) called Buchanites, who are actually waiting for the second coming of our Lord, and who believe that they alone shall be translated into the clouds, to meet the Lord in the air, and so shall ever be with the Lord. «There appeared a great wonder in heaven — a woman.» Rev. ch. XII. 5. Written by that society." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 304. —— 30. October 1848.

Arnold Ruge.

Gesammelte Schriften von Arnold Ruge. Erster bis siebenter Band. Manheim, Grohe. 1846—47. 8. 10 Thlr.

Fast möchten wir uns einem düstern Skepticismus hingeben, wenn wir die praktischen Resultate betrachten welche aus der geräuschvollen Hegel'schen Schule hervorgegangen sind, wie sie als Fleisch und Bein in der Geschichte des Tages herumwandeln. Nehmen wir auch in einem mildern Sinne an, daß jene Philosophie mit ihrer Logik und Dialektik als ein gediegenes, aber ungemünztes Gold anzusehen sei, welches je nach Bedürfniß und Anlage des Besitzers erst in verschiedene Münzen geprägt, und selbst dann in noch verschiedeneres Silber- und Kupfergeld umgewechselt werden müsse, um in Umlauf und Thätigkeit zu gerathen: so will es uns doch nicht einleuchten, und entspricht es nicht ihren hohen Ansprüchen, daß Besitzer und Wechsler dieses Goldes auch gar so himmelweit getrennt auf Erden ihr Wesen treiben. Während Karl Rosenkranz zerknirscht und reumüthig Lieder verfertigt welche in der frömmsten Herrnhuterversammlung gesungen werden können (siehe seine „Studien", vierter Theil: „Metamorphosen des Herzens, eine Confession"), ist es für Arnold Ruge rein unbegreiflich, wie Einer in menschlichen Dingen ein coulanter und liberaler Mann, ein reiner und energischer Republikaner sein, und doch daneben noch diese und jene „Schrullen" von Gott und Unsterblichkeit im Kopfe haben könne; er wird vor Erstaunen darüber craß und trivial, wie sein Freund Feuerbach in den Epigrammen und Distichen im dritten Bande seiner „Sämmtlichen Werke". Aber nicht nur zwischen der Rechten, dem Centrum und der Linken der ehemaligen Schule herrscht diese Verschiedenheit, sondern selbst zwischen den Mitgliedern der gleichen Richtung. Indessen Ruge mit Leib und Seele zu Frankfurt für die Republik ficht, predigt Strauß ganz gemüthlich schwäbisch die Monarchie vor dem Volke, und Dies ist nicht etwa eine Modification, sondern eine tiefe Kluft. Worin besteht hier das Positive der Philosophie, welches ist der rothe leitende gemeinsame Faden der sich durch das Gewebe ihrer Sätze und Anwendungen zieht? Beinahe möchte man glauben, es wäre am Ende der pfäffische Hochmuth, mit welchem Beide mit Welt und Wirklichkeit spielen wollen, die sich doch unter ihren ungeschickten Händen zusammenballt und rollt wie ein Igel! Der sonst so edle und liebenswerthe Strauß verzeihe uns diese unmuthige und grobe Redensart; sie wurde hervorgelockt durch die Art und Weise wie er den König von Preußen zum deutschen Kaiser machen will! Wer einem Gotte mit so viel Unerbittlichkeit das himmlische Mäntelchen von den Schultern genommen hat, von dem erwartete man nicht, daß er es mit lachendem Munde dem ersten besten Menschenkinde umhängen würde. Ja, nebenher gesagt, wenn es wünschbar ist, daß über den Scharen undisciplinirter und haltloser Republikaner in Deutschland sich ein Häuflein höherer und lebenskräftiger republikanischer Geister zusammenfinde, so wäre der gedankenstrenge und solide, und doch ästhetisch so fein organisirte Strauß einer von den Wenigen die uns dazu wie erlesen geschienen haben. Ruge aber mag aus dieser Erscheinung lernen, daß, nachdem Jesuitismus und Pietismus einmal zum Schweigen gebracht sind, es just nicht die individuelle religiöse Constitution der Menschen ist welche die politischen und socialen Dinge hemmt oder fördert.

Jedoch nicht nur auf dem Felde unserer schweren Zeitkämpfe, sondern auch in den luftigern Regionen des literarischen Geschmacks zeigt sich diese Zerklüftung zwischen den Genossen einer und derselben Denkerschule. Während Strauß in ästhetisch-kritischen Sachen die alleranmuthigsten und krystallklarsten Arbeiten lieferte (z. B. in den „Jahrbüchern der Gegenwart"), Aufsätze deren edle gediegene Einfachheit und Brauchbarkeit schmerzlich an längstverschwundene, schönere Tage erinnerten, während er mit wahrer Humanität und mit wahrem feinem Geschmacke auch einen Justinus Kerner genießen und ehren kann, währenddessen hat Ruge allen Takt in solchen Dingen verloren. Er ist blind für Alles was nicht in seinen Kram dient; man lese in Heinzen's „Opposition" (Darmstadt 1846), und in der „Leipziger Revue", welche er eine kurze Zeit mit Marbach herausgab, seine schwülstigen Anpreisungen eines Emil Meklenburg, welcher in absurden, greuelhaften Reimereien Ruge'sche Weisheit (oft sogar in der Schulsprache) vortrug. Diese Poesien sind nach seiner Behauptung das Beste, und der Gipfel unsers jetzigen poetischen Bewußtseins. Wenn wir auch weit entfernt sind die lächerliche Foderung zu stel-

len, daß unter allen Gliedern einer Schule der gleiche Geschmack herrschen solle, so ist es doch ein wenig gar zu arg, wenn durch die gleichen Mittel der feinste Vortheil und der gröbste Ungeschmack gleichzeitig hervorgebracht werden, und es erweckt dem Laien keinen hohen Begriff von der Unfehlbarkeit und Vollendung jener Errungenschaften.

Der erste Band von Ruge's „Gesammelten Schriften" enthält eine deutsche Literaturgeschichte von Lessing bis Platen unter dem Titel: „Unsere Classiker und Romantiker seit Lessing. Geschichte der neuesten Poesie und Philosophie"; sie ist dem Andenken Theodor Echtermeyer's gewidmet.

Dieser Band sei ihm gewidmet. Ich könnte ihm alle vier widmen. Denn seiner Anregung verdanke ich alle die Studien aus denen sie entsprungen sind, alle die Erfolge die sich an die Arbeit jener Zeit knüpfen, und den ehrenvollen Haß unserer Feinde, der ihm durch seinen frühen Tod entging, mir nun aber gewiß als unbestrittenes Erbtheil zufällt. Ich trete sie an, diese Erbschaft, und zugleich erneuere ich den ganzen Proceß den wir damals vor dem Publicum anhängig machten in meinem eigenen Namen.

Dazu habe ich Echtermeyer's Studien, soweit er sie in unserm Manifest gegen die Romantiker niedergelegt, und soweit sie meiner jetzigen Ansicht der Sache entsprechen, benutzt, in dem ersten Buch die Partie über die Stürmer und Dränger und Jung-Stilling, in dem zweiten eine Partie über Goethe und Jean Paul; Beides tritt hier jedoch in einen neuen Zusammenhang u. s. w. Ich habe die Darstellung des Ganzen von einem freiern Gesichtspunkte aus unternommen, sie ist dadurch besser und wahrer geworden; aber ich verhehle es nicht, daß Dies nur ein Verdienst der Zeit ist die ich noch mitgelebt und genossen. Der Plan, auch der Plan einer Revision unserer damals gemeinsam vollzogenen Arbeit gehört meinem verstorbenen Freunde, der in diesen Studien viel heimischer und zu weiten Uebersichten vorbereiteter war als ich es selbst jetzt noch zu sein glaube.

Diese Literaturgeschichte besteht aus klar charakterisirenden Abhandlungen, welche seiner Zeit in den „Deutschen Jahrbüchern" erschienen sind. Wir können, abgesehen von einer gewissen Menge Geschmacks- und anderer Urtheile, nur gestehen, daß jene Kritik äußerst wohlthätig wirkte gegenüber der todten, philologisch-anthologischen Bearbeitung der Literaturgeschichte und dem herkömmlichen Taxiren der verschiedenen Größen. Nichts ist lehrreicher und fruchtbarer als wenn ein Gegenstand, wie die Literatur eines Volks, oder auch eine einzelne Richtung derselben, verschiedene consequente und ausgebildete Bearbeitungen erlebt; es ist uns kein Gegner so feindlich entgegengesetzt, daß wir nicht Vieles von ihm lernen und zur Beherzigung nehmen könnten. Auch in Ruge's Charakteristiken, welche wir übrigens wol der Mehrzahl nach unterschreiben können, dienten jene Stellen gegen welche wir den Gegenstand vertheidigen zu müssen glaubten nur dazu, daß wir uns denselben in einem gereinigten und edlern Sinne neu aneigneten. Uebrigens war Ruge damals mehr als jetzt gerecht und human, und würdigte den Dichter und Philosophen so viel es ihm von seinem Standpunkte aus immer möglich war; wenn er nur irgend etwas Grünes für die Lebensaufgabe fand die er sich einmal gesetzt hatte, so ließ er den Mann gelten, und es war ihm nicht Alles so in „Dummheit und Verrätherei" versunken wie heute. Das vorhandene Schöne fühlte und erkannte er immer, wenn er es irgend für seine Zwecke brauchen und drehen konnte. Nur bei den Romantikern, deren unglückseliges und vertractes polemisches Wesen und Tendenz er vortrefflich schildert, ging ihm rein aller Sinn für das wahrhaft Künstlerische und Productive ab, das sie denn doch in reichem Maße besitzen, wenigstens die Bessern unter ihnen. Man sollte gerade Ruge mehr Abstractionsvermögen zutrauen, als daß er über den widerlichen Eigenschaften des Urhebers nicht im Stande ist dies und jenes köstliche und fertige Kunstproduct auch nur zu kosten.

Der zweite Band ist betitelt: „Ueber die gegenwärtige Poesie, Kunst und Literatur. Das Wesen der Komik, der Satire, des Witzes, der Lyrik und der freien Belletristik", und Robert Prutz gewidmet mit den Worten:

Als ich diese Sammlung gedruckt vor mir sah, mein theurer Freund, fiel es mir schwer auf die Seele, daß der Platz leer geblieben war der deinen melodischen Poesien und dem Anfange der positiven Oppositionslyrik, welche du mit deinem Rheinliede eröffnetest, zugekommen wäre. Ich widme dir dafür das Ganze. Damals als wir diese Geschichte schrieben, und echt vaterländisch so sie machen halfen, ging noch Manches gährend durcheinander was ich jetzt abgeklärt und reiner gebe. Aber nicht, wie die Frivolen und Sophisten, den Idealismus, nicht die Poesie, nicht die Freiheit, nicht den immer erneuerten Trieb zu ihren Kämpfen und Triumphen legen wir ab; wir humanisiren nur die Formen der Philosophie, und bleiben dem Aufschwung unserer Jugend treu. Denn die Jugend ist wahr und gut, auch in Denen die im Alter verrätherisch und schlecht werden. Mit aber nenne ich alle jene hohlen Gestalten die Nichts mehr zu hoffen und zu realisiren haben, weil auch der letzte Rest ethischer und poetischer Ideale in dem Taumel ihrer gesetzlosen Dialektik untergesunken ist. Retten wir die Jugend; rette die Jugend unsere Ideale! Unter dieser Einheit stehen alle die Ausführungen die ich dir hiermit widme, dir, demselben, wie ich es zu sein wünsche, im Ernst für die ewigen Güter der freien Menschheit.

Dieser Band enthält eine Menge ganz guter und gesunder Kritiken welche für die „Deutschen Jahrbücher" geschrieben wurden. Der „Neue Werther" (Geibel's erste Liebespoesie), Rückert's „Vers und Reim", über Bopp's und Rückert's „Nal und Damajanti", Karl August Böttiger, Freiligrath, Herwegh, Chamisso's „Musenalmanach für 1839" u. s. w. werden darin auf eine treffliche Weise besprochen. Heine wird besonders in einer größern Arbeit in die Schule genommen, und sein coquet-unwahres Wesen streng und geistreich zergliedert. Aber besonders hier begegnet es dem Kritiker wieder, daß er in seiner sichern Beredtsamkeit manchmal seinen Gegenstand gänzlich misversteht und neben das Ziel schießt. So nur ein kleines Beispiel, welches für Ruge's „Sämmtliche Werke" in jeder Hinsicht bezeichnend ist. Nachdem er eine artige Rede über die Natur des Märchens und der Fabel gehalten hat, macht er die Nutzanwendung auf Heine's schönes Liedchen: „Ein Fichtenbaum steht einsam" u. s. w., und behauptet, dasselbe sei verfehlt und der Bestimmung und dem Wesen des Märchens zuwider, während Heine weder ein Märchen noch eine Fabel fa-

breiten, sondern kurz und gut das Gefühl der Verlassenheit und der Sehnsucht ausdrücken wollte; er that Das in einem so einfachen als schönen Bilde, leicht und treffend, und Ruge's ganze Märchentheorie ist in den Sand gefallen. Wenn Heine seinem Gedichte die geringste Moral angehängt, oder es sonst irgendwie ausgesponnen hätte, so ließe sich vielleicht eine Theorie darauf anwenden; so aber gehört es zu den tausend kleinen Liedern welche unabhängig in alle Tonarten und Formen hineinspielen, ohne sich bei irgend einer erwischen und untersuchen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Lydia. Von Luise Aston. Magdeburg, Baensch. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Literatur des letzten Jahrzehnds hat unsere Ansprüche an den Roman herabgestimmt. Wir dürfen nicht mehr die schöne Form für einen schönen Gedanken oder für eine große Wahrheit verlangen, die strenge Kritik hat längst schon solche Prätensionen bei Seite gestellt, und man nimmt nachsichtig fürlieb mit einzelnen Schönheiten, mit einem guten Schriftstellerwillen, mit etwas poetischer Auffassung des Alltäglichen, mit einem Anflug von sittlicher Tendenz u. s. w. Im vorliegenden Roman nun wird keinem dieser bescheidenen Ansprüche genügt. Mit Ekel erfüllte den Ref. die Gesellschaft der emancipirten Frauen, Cigarren rauchend, in männlicher Kleidung mit männlichen Liebesintriguen; der unweibliche Stolz „auch durch die That emancipirt zu sein" verletzt. Die weibliche Liebe bedarf des Geheimnisses, Waldesdunkel, zugezogene Gardinen, Erröthen u. s. w., und die Intrigue ist willkommen, wenn sie der illegitimen Liebe den umhüllenden Schleier bietet. Die ewige Sehnsucht, der tiefe Liebesschmerz, die Leidenschaft in ihrem heiligen Ursprung, der Glaube an eine Ewigkeit der Liebe, das Freudejauchzen und zum Tode Betrübtsein, Das kann versöhnen mit der weiblichen Sinnlichkeit die sich verirrt. Aber hier das nackte Laster ohne Illusion, ohne Selbsttäuschung, bei Frauen die Liebesgrundsätze eines depravirten Fähndrichs, eines blasirten jungen Diplomaten, eines übermüthigen Künstlers! Gewiß wir befinden uns in schlechter Gesellschaft. Ref. kann sich keine schlechtere denken als die hier dargestellte in Salons und Boudoirs, welche so sorgfältig und elegant beschrieben sind, nebst den ebenfalls so genau beschriebenen Toiletten der Anwesenden. Die einzige reine Gestalt unter den vielen unreinen ist Lydia, die Heldin: ein unschuldiges, liebendes Mädchen, und sie wird zu einem Experiment gebraucht welches der Autor zum Hauptmoment des Buches erkoren hat. Lydia ward, nachdem ihr Verlobter, Berger, sich einer Liebesintrigue mit Alice, einer der emancipirten Frauen, hingegeben hat, und von der Braut abgedankt ward, die Gattin des Baron von Landsfeld, welcher ebenfalls in der schlechten Gesellschaft der Emancipirten sich herumgetrieben und herumgeliebt hat. Daß er in diesem Umgang den Glauben an die Reinheit, an die wahre Liebe der Frauen verlieren mußte, ist nicht zu verwundern. Er ist auch kalten Herzens, und während er in den letzten Tagen seines Brautstandes in den Armen der Sängerin Laura „Wärme der Empfindung" sucht, versagt er sich der jungen, angetrauten, angebeteten Gattin gegenüber die eheliche Umarmung, weil er versuchen will, ob sie wirklich unschuldig, d. h. unwissend sei. Obgleich Ref. die Schilderung einer Brautnacht immer unter die Geschmacklosigkeiten rechnet, würde er sie ungerügt hingehen lassen; die französischen Romane haben auch die deutschen Leser abgehärtet auf diesem Punkt, und man läßt es geschehen, wenn die Natur auch in dem Roman ihre heiligen Bedingungen geltend macht. Die hier geschilderten Scenen sind außerhalb der Naturgeschichte begründet, und verfehlen deshalb nicht beim Leser Ekel und Widerwillen zu erzeugen. Der junge Ehemann treibt nun ein Jahr lang seine Experimente fort; im Anfang mußte er sich selbst überwinden, später wußte er nicht wie einzulenken, und seiner Frau zu gestehen, daß sie der Gegenstand einer kalten Berechnung war. Lydia erhält endlich von einer Freundin Aufklärungen, welche ihr Zweifel erregen, und Landsfeld fühlt sich nun bewogen die eheliche Umarmung zu vollziehen. Während derselben wird Lydia wahnsinnig; sie verabscheut nun ihren Gemahl. Selbst die Geburt eines Kindes stellt ihre Verstandesklarheit nicht wieder her, und man findet sie auf dem Sonnenstein wieder. Unter den emancipirten Frauen ist Eine welche der Autor sich bemüht als edel darzustellen; es ist Alice. Landsfeld hat mit ihr ein Verhältniß gehabt, und dieses gelöst als er sie einer Untreue zeihen konnte. Er hat sich ihr später wieder freundschaftlich genähert, sie hat ihm einen Dienst erwiesen, indem sie Lydia einst aus einer Gefahr rettete. Ihr vertraute er Lydia's Kind, und als dieses gestorben ist, gibt sie ihm den Rath sich selbst zu erschießen, was er auch über der Wiege des Kindes thut. Dann sagt sie: „Ich, ich habe dich allein und wahrhaft geliebt", und fällt in Ohnmacht. Man bringt Lydia zum todten Gatten, und sein Anblick gibt sie dem Bewußtsein wieder. Später reist sie mit Alice nach Italien, Beide in tiefer Trauer. Wie kann man Lydia in so schlechter Gesellschaft reisen lassen? Soll sie sich auch emancipiren? Wir leben in einer Zeit der Revolution, und diese mag sich wol auch unter den Frauen geltend machen. Alte Systeme sollen umgestoßen, neue aufgebaut werden; wie in Politik und Religion, so auch in der Sitte. Ref. bildete sich bis jetzt ein den alten Zopf abgelegt zu haben, und mit der Zeit vorgeschritten zu sein; er hatte schon längst die Frauen vom unvermeidlichen Strickstrumpf und Kochlöffel freigesprochen, er hatte sie freudig emancipirt von Vorurtheilen und den die Entwickelung ihres Geistes hemmenden Gewohnheiten: er muß sich indeß als von Frau Luise Aston überholt bekennen, und ist gegenwärtig nach dieser Kritik für einen Reactionnair zu halten.

2. Eine Mestize. Novelle von Karl Lütcke. Breslau, Kern. 1848. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Amerikanische Vorurtheile bilden das tragische Element des vorliegenden Bandes. Ein Plantagenbesitzer Funk sendet seine mit einer Negerin gezeugte Tochter nach Deutschland zu seinem Bruder, welcher sie erzieht und adoptirt. Ein junger Amerikaner, ebenfalls der Sohn eines Plantagenbesitzers, verliebt sich in das junge Mädchen, und weigert sich die Tochter eines reichen Nachbarn zu heirathen. Dieser Nachbar, de Garces genannt, von spanischer Abkunft, brütet Rache und wünscht die Heirath zu hintertreiben. Er veranlaßt den sterbenden Funk die Tochter kommen zu lassen, und als sie in Amerika anlangt, ist der Vater todt, und Garces hat dessen Plantage gekauft, und mit ihr das Recht auf die farbige Sklavin, welche in Deutschland erzogen ward. Die amerikanischen Gerichte müssen ihm die Unglückliche zusprechen, und der amerikanische Pöbel nimmt seine Partei, weil die Principienfrage über die Negersklaven keine Anfechtung erleiden darf. Durch List und Bestechung gelingt es indeß die Unglückliche aus den Händen des Feindes zu befreien. Garces hat die erwähnten Sklaven der Funk'schen Plantage in Bausch und Bogen erhandelt, Arabella, die Mestize, wird von der Sklavenkäuferin noch vor Beendigung des Processes an die Partei des Bräutigams verkauft. Ein Rechtsgelehrter dient beiden Parteien, zieht von beiden Bestechungsgelder, und hilft Dem der am meisten zahlt. Das nennt man in Amerika klug. Ueberhaupt sind amerikanische Zustände nicht mit Vorliebe geschildert, und besonders wird die Lage der Neger mit grellen Farben dargestellt. Das Ganze ist keine erfreuliche Lecture, wenn auch zuweilen eine fesselnde. Unter den einzelnen Charakteren ist der Buchhalter Zwick am besten gezeichnet; er ist eine originelle Figur. Garces nebst Sohn und Tochter sind zu grell ins Böse gemalt; sie sind stolz auf ihre Grausamkeit gegen Sklaven.

3. Märchen aus dem Weichselthale, von Friedrich Uhl. Mit Federzeichnungen von A. Kaiser, R. v. Strzegocki und M. v. Zichy. Wien, Mörschner's Witwe und Bianchi. 1847. 8. 20 Ngr.

Hat die Kritik das Recht auch über die Märchenwelt ihre strenge Geißel zu schwingen? Hat die Märchen erzeugende Phantasie nicht das Privilegium des Kaleidoskops, dem Zufall das bunte Farbenspiel ihrer Bilder zu überlassen? Darf man das Märchen fragen warum? wozu? Muß das Märchen die Hülle einer Wahrheit sein? Ref. ist der Meinung, daß selbst das Märchen in Form und Inhalt gewisse Ansprüche zu erfüllen hat. Es soll unterhalten oder belehren. Zu diesem Zweck darf es die todten Gegenstände beleben, Pflanzen und Steinen, Wellen und Regentropfen eine Seele verleihen; es darf dem Wind und dem Rauschen des Wassers Sprache und Thieren Vernunft gewähren; es darf Geister beschwören, und von Nymphen und Nixen gläubig erzählen. Das Märchen hat die Freiheit sich unendlich viele Freiheiten zu nehmen, aber es muß dabei unterhalten und belehren. Ob vorliegende Märchen der Kinderwelt gefallen werden, vermag Ref. nicht zu sagen. Wir vermißten darin die Handlung, die Geschichte. Die Kinder werden fragen, wenn das Märchen zu Ende ist: „Was kommt denn nun?" Es sind dreierlei Arten von Märchen in dem vorliegenden Werkchen enthalten: Erzählungen, Bilder und Volkssagen der Weichsel. „Wysla, die Weichselnymphe", „Die Hausschlange" und „Die Kronenschlange" gehören zu den letztern. Von diesen ist „Die Hausschlange" das einzige welches die Ansprüche befriedigt, indem es errathen läßt wozu dem gesunden Sinn des Volks das Märchen geboten ward. Es sollte Ruhe und Stille des Hauses fördern; den andern zweien fehlt die Deutung, sie wird der Phantasie des Lesers überlassen, und es steht ihm dazu ein weites Feld offen. „Der grüne Vogel" und „Der Zaubergarten" sind die erzählenden Märchen; auch „Terra di Pozzuoli" rechnen wir zu den letztern. Es ist die Farbe welche Rafael zu seinen Bildern verwendete, und die rothe Wange der Madonna erzählt einem jungen Maler was sich Alles mit ihr zugetragen seit der Schöpfung; sie gibt historische Erinnerungen von Hannibal, Caligula u. s. w., welche auf ihr gewandelt; auch ihr Schicksal als Erde im Sack skizzirt die Wange der Madonna, und gelangt nach wenig Seiten zur Verwendung des Malers. Die übrigen Märchen sind Bilder ohne Zweck und Ziel. Die Wellen, die verwelkende Rose, die Schneeglöckchen u. s. w. würden sich zur poetischen Ausschmückung eines Märchens eignen. Als Märchen an und für sich sind sie ohne Bedeutung. Warum? wozu all der Aufwand von Elfen und Nymphen? mußte Ref. beständig fragen. So das „Vergißmeinnicht". Es wird angenommen, daß Gott am Schöpfungstage allen Blumen Namen gegeben habe, und ein Namenverzeichniß vieler Blumen wird aufgeführt; es wird nicht etwa gesagt: warum Gott jeder ihren Namen gab, sondern sie werden genannt. Das Vergißmeinnicht hat er vergessen. Da sprang der Bach, der kecke Knabe, empor und rief: „Hier das Blümchen hat noch keinen Namen." Die Blume senkte ihr Köpfchen, denn Gott sah sie an, und tief bescheiden sprach sie: „Vergiß mein nicht!" Da ward sie denn Vergißmeinnicht genannt, und zur Liebesgabe scheidender Herzen bestimmt. Die vorliegenden Märchen machten Ref. den Eindruck poetischer Träume, welche ohne bestimmten Zweck, ohne deutliche Bilder sich aneinanderreihen, und wie eine ferne Musik nur als vereinzelte Töne, als dumpfes Summen ohne Gedanken und Melodie dem menschlichen Ohr erscheinen. 5.

Notizen.

Echte englische Reliquien.

Noch steht in London (18, York street, Westminster) das von Milton in den Jahren 1651—59 bewohnte Haus. Der gegenwärtige Besitzer hat auf der Rückseite, wo in den Tagen des Dichters wahrscheinlich die Fronte, eine Tafel einmauern lassen mit den Worten: „Sacred to Milton, prince of poets", dessenungeachtet aber das Haus, in welchem ohne Zweifel ein Theil des „Paradise lost" geschrieben worden ist, an zwei oder drei arme Familien vermiethet und das Erdgeschoß zu einem Kramladen eingerichtet. Auch zu Chalfont in Buckinghamshire steht noch das Gebäude, wo Milton das „Paradise regained" gedichtet hat. Ebenso lebt noch der Maulbeerbaum welchen er im Garten von Christ's College in Cambridge als dasiger Student gepflanzt. Im Park des Schlosses Penshurst in Kent grünt ein prächtiger Eichenbaum der am Geburtstage des Sir Philipp Sidney als Zweig in die Erde gesetzt worden ist. Im Garten der Abtei Abbington in Northamptonshire trägt der Ast eines Maulbeerbaums folgende in Kupfer gegrabene Inschrift: „This tree was planted by David Garrick, at the request of Ann Thursby, as a growing testimony of their friendship, 1778." Der Baum ist zwar gefällt worden, welcher Henry Kirke White's Lieblingsbaum war, und am Gestade zu Whitton in Northumberland stand; aber das Stück Rinde worein er „H. K. W. 1805" geschnitten verwahrt an derselben Stelle ein zierlicher Rahmen. Die Sonnenuhr welche Newton auf Stein gezeichnet und am Gutsgebäude zu Woolsthorpe in Lincolnshire befestigt befindet sich im Museum der Royal society in London. Thorpe's Autographen-Katalog (London 1843) enthält den Brief einer Miß Smith aus Arundale an den Grafen von Buchan bei Uebersendung „eines Spänchens vom Sarge des Dichters Burns, als seine Leiche aus dem ursprünglichen Grabe in das ihm in der St.-Michaelskirche zu Dumfries errichtete Mausoleum gebracht wurde". Das von Pope zu Binfield bewohnte Haus ist abgetragen, jedoch die Unterstube in welcher er am liebsten weilte in den daselbst erstandenen Neubau unversehrt aufgenommen worden. Eine Strecke des angrenzenden Waldes heißt Pope's Hölzchen. Cowper's Haus in Olney hat sich in dem von ihm mit heiterer Laune beschriebenen baufälligen Zustande fortwährend erhalten, und sein Wohnzimmer ist jetzt eine Mädchenschule. Die Laube im Garten, wo er seine Gedichte geschrieben, steht ebenfalls noch.

Monsieur Libri betreffend.

„Wir haben in Erfahrung gebracht", schreibt das „Athenaeum", „daß die französische Regierung in Sachen des Hrn. Libri fortwährend thätig ist. Sie hatte eine Commission zur Untersuchung der demselben gehörigen, jetzt in Paris befindlichen Bücher und Handschriften niedergesetzt. Nachdem diese eine Anzahl Bücher, von welchen sie behauptet, daß eine weitere Prüfung vor der Hand unnöthig sei, sich aber möglicherweise nöthig machen könne, unter Siegel gelegt, hat die Regierung zum Behufe solcher weitern Prüfung eine andere Commission und zwar mit Beibehaltung nur einiger Mitglieder der erstern ernannt. Nach Allem was uns Betreffendes zugegangen werden wir hinsichtlich dieser Commission und der thatsächlichen Entlassung einiger ihrer Mitglieder künftig ein Wort zu sagen haben. Für jetzt beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß das stillschweigende Aufgeben von Hrn. Boucly's Bericht, dem Resultate so vielen Forschens, und die Ernennung einer Commission, nicht zum Zweck der Prüfung bereits bestimmt erhobener, sondern zu dem des Aufsuchens anderer Klagpunkte, ziemlich aus einem Gusse erscheinen mit der von der Regierung bei dem frühern Verfahren deutlich genug erklärten Ansicht, daß Hr. Libri Bücher gestohlen haben müsse. Wir vernehmen jedoch aus guter Quelle, daß trotz dieses Regierungsgebahrens die öffentliche Meinung in Paris sich auf die Seite wendet welche die in Deutschland, Italien und England durch den Druck kundgegebene ist, und auf welche wir selbst vor Allen zuerst offen und entschieden uns gestellt haben. Wir werden unvergessen sein unsere Leser mit den weitern Ergebnissen bekannt zu machen." *) 16.

*) Vergl. über diesen Gegenstand eine ausführlichere Mittheilung in Nr. 210 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 305. —— 31. October 1848.

Arnold Ruge.

(Beschluß aus Nr. 304.)

Der dritte Band ist Johann Jacoby in Königsberg, der vierte Wislicenus in Halle gewidmet; die Zueignungsworte sind in ähnlichem Stile geschrieben wie im ersten und zweiten Bande. An Jacoby: „Neugeschärfte Waffen, die ich von einem nicht unrühmlichen Schlachtfelde gesammelt, hänge ich huldigend in Ihre Halle" u. s. w.; und an Wislicenus heißt es: „Vielleicht, lieber Bruder, ist es dir angenehm die theoretische Niederlage unserer Gegner in der Erinnerung zu wiederholen" u. s. w. In der That enthalten diese beiden Bände den Kern des Ganzen, die philosophische, politische und publicistische Polemik von 1838—43, jene rühmlichen Waffenthaten der „Deutschen Jahrbücher" gegen Leo, Görres, die preußische Dunkelzeit und abscheuliche officielle Romantik. Wenn wir uns umsehen wo wir heute stehen, und zurück denken wie vor wenigen Jahren noch so nahe am Morgen jene greulichen Phantome der Nacht ihr Wesen treiben konnten, so befällt uns ein heftiger Unwille und fast eine Furcht, die unheimlichen Larven möchten unversehens wieder auftauchen. Es gereichte daher gewiß jedem vernünftigen Deutschen zur Freude jene wüsten Köpfe so tüchtig gewaschen zu sehen; nur müssen wir bekennen, daß Lessing mit seinen Zähnen von 1760 oder 1770 diese Nüsse so tapfer geknackt hätte als die Herren von 1840: so ein Hengstenberg und Görres wäre ihm ein gefundenes Fressen gewesen. Darum stört das übertriebene Sichzugutethun auf jene Thaten, und der Misbrauch der mit der erlangten Autorität späterhin getrieben wurde.

Als Ruge's Wirksamkeit in Deutschland endlich von allen Seiten unterdrückt und abgeschnitten war, wandte er sich nach Frankreich, um zwischen deutscher und französischer Intelligenz einen Völkerbund zu knüpfen, und so von Paris aus auf Deutschland zurückzuwirken. Der Gedanke dieser entente cordiale im Reiche der Geister war gut und richtig, und es wird auch nichts recht Solides herauskommen bis er realisirt ist. Aber, wie es schon aus den „Zwei Jahre in Paris" bekannt ist, welche Ruge 1846 herausgab, und die nun den fünften und sechsten Band der „Gesammelten Schriften" bilden: sein Versuch mislang. Lamennais erklärte ihm in einer Audienz geradezu, daß er nicht viel ausrichten werde, obgleich ihm der Plan gefiel, und tractirte ihn nebenbei zwei Stunden lang mit etwas „Metaphysik", welche, wie Ruge berichtet, merkwürdig mit Hegel's Religionsphilosophie übereinstimmte. Louis Blanc fand eine Abhandlung über ihn selbst, welche ihm vorgelesen wurde, viel zu lang und zu gelehrt, und erklärte sich nachträglich in einem Aufsatze über die intellectuelle Allianz mit Deutschland des Bestimmtesten gegen die gottlose Philosophie der Deutschen, und daß er auf alle Fälle einen persönlichen Gott brauche, sehe er aus wie er wolle. Freundlicher nahmen die Fourieristen Ruge's Selbstsendung auf, in der falschen Meinung er stoße als getreuer Anhänger mit neuen Waffen zu ihnen; als man den braven und gutmüthigen Leuten Verschiedenes von Feuerbach erzählte, das in ihren Kram zu dienen schien, erklärten sie sehr gravitätisch, man müsse Feuerbach unverzüglich studiren!

Entschieden schlimm erging es dem Philosophen aber mit seinen deutschen communistischen Landsleuten, welche ihm sozusagen die Honneurs von Paris machten, und sich auf unverschämte Weise herausnahmen seine ökonomischen Verhältnisse controliren zu wollen, und zu verlangen er solle mit seinen überflüssigen Mitteln auch praktisch für die Theorien wirken welche unter ihnen verhandelt wurden. Zwei Hefte der „Deutsch-französischen Jahrbücher", ohne französische Beiträge und ganz excessiv gehalten, waren zu seiner Unzufriedenheit das Resultat aller dieser Bemühungen, sodaß Ruge sich gänzlich zurückzog, und sich dem Studium der großen Franzosen des verflossenen Jahrhunderts widmete. Eine große Begeisterung für eleganten Stil und schöne Form, und die vorgenommene Aneignung derselben waren die Frucht dieser Periode. Mit dem gewöhnlichen Aplomb und Redensarten von der „äußersten Befreiung und Humanisirung durch schöne Formen" führt er dann seinen Vorsatz auch aus in dem Buche über den pariser Aufenthalt, wie in seinen seitherigen Arbeiten; aber das Gemachte und Gesuchte läßt sich darin nicht verkennen. Im Pathos geht es da und dort noch an, denn in seinem eifrigen und andauernden Streben ist ihm eine Art desselben natürlich geworden; wo er dagegen elegant und

humoristisch sein will, mislingt es ihm gänzlich, weil hier der Inhalt fehlt. Daher lesen sich seine frühern Schriften, wo er sang wie ihm der Schnabel gewachsen war, ungleich besser und angenehmer. Am meisten tritt dies willkürliche Machen in einem langweiligen Operntext „Spartacus" an den Tag. Wenn Lessing ebenso gut kritisiren konnte als unsere heutigen Philosophen, so können diese doch nicht ebenso gut ein reflectirtes Gedicht construiren wie er.

Um ein Reis deutscher Theorie auf den französischen Nachbarstamm zu pfropfen, schrieb Ruge damals auch das Heft: „Unsere letzten zehn Jahre", worin von Schelling an die neuesten Bewegungen der Philosophie und Theologie in kurzen, klaren Zügen geschildert sind. Die äußerste Spitze des Gebäudes bildet Max Stirner mit seinem Buche „Der Einzige und sein Eigenthum". Dieser sagt:

Feuerbach in seinem „Wesen des Christenthums" hebt die Fremdheit des Gottes auf, und weist in ihm den Menschen nach, er nennt den Menschen das höchste Wesen. Der Mensch, die Menschheit, der Begriff des Menschen, ist mir ebenso jenseitig, ebenso fremd als irgend ein anderes höchstes Wesen. Der wahrhaft wirkliche, aus der gespenstischen Fremdheit befreite Mensch bin ich, dieser empirische, der ich als einziger hier lebe und existire.

Ruge setzt mit Entrüstung hinzu:

Hatte Feuerbach bisher den Ruhm genossen der gefährlichste Feind der Theologen und der Religion zu sein, so nennt ihn Stirner jetzt selbst einen „Pfaffen".

Die Liebe zur Menschheit, fährt der Arge fort, sei eine neue Götzendienerei. Es gereicht Ruge nur zur Ehre, daß er diese Spitze abzubrechen sucht; aber er merkt leider nicht, daß er selbst noch ein Stück derselben ist, und daß sie noch unter ihm abgebrochen werden muß, oder da das Abbrechen für logische Dinge nicht passend ist, daß diese Spitze nur eine scheinbare, im Grunde aber ein wesenloses Nebelhütchen ist, welches über der unvollendeten Pyramide schwebt.

Viel Interesse für den gegenwärtigen Moment hat Das was Ruge schon vor drei Jahren über den Patriotismus schrieb, indem er jüngst Gelegenheit hatte seine Grundsätze als Mitglied einer großen, geschichtlichen Nationalversammlung zu vertreten. Man muß gestehen, daß unser Philosoph hier scheinbar große Einheit und Consequenz zeigt; wie er den Patriotismus schon vor Jahren mit rauhen Worten theoretisch negirte, so verleugnete er ihn auch praktisch in den großen völkerrechtlichen Fragen welche vor das Forum des deutschen Volks gelangen. Aber Ruge selbst bringt uns gerade durch sein Benehmen wieder zu uns selbst; denn genau betrachtet ist er Nichts weniger als consequent geblieben, er verleugnet nur den deutschen Patriotismus, und unterstützt denjenigen der andern Völker. Sonst müßte er ja zu den Polen und Czechen sagen: Was wollt ihr Narren mit euern barbarischen Nationalitäten, mit euern asiatischen Erinnerungen, die nach Despotismus riechen? Schätzt euch glücklich, wenn ihr ferner bei uns in der Schule bleiben dürft; denn nur unsere Theorie macht euch frei! Und zu den Italienern: Ihr werdet nie frei sein, bis ihr eure hunderttausend Pfaffen beseitigt habt, und Dies wird euch nur unter dem mächtigen Schwerte der deutschen Theorie gelingen! Während übrigens der Nationalismus nichts Anderes sein soll als die silberne Schale welche die goldene Frucht der Freiheit umschließt: wird mit demselben allerdings vielfacher Unfug getrieben, und es gibt ohne Zweifel förmliche Pfaffen dieses Cultus, welche wie die kirchlichen die äußere Schale benutzen, um den Kern zu verdunkeln; es ist daher nicht sehr auffallend, daß auch hier eine Kritik entstanden ist welche übertreibt und excessirt, gerade wie auf dem religiösen Gebiete.

Der siebente Band heißt „Edmund, humoristische Memoiren", vor Jahren schon unter dem Titel „Der Novellist" herausgegeben; es sind Erlebnisse des Verf. welche er in ein artiges novellistisches Gewand gekleidet hat und ganz gut erzählt.

Im Ganzen sind diese „Gesammelten Schriften" Ruge's wol ein Stück unserer Zeitgeschichte zu nennen; sie umfassen einen Zeitraum von 10 Jahren, zeigen das Bild eines rührigen, allezeit fertigen Charakters, und sind von einem gleichmäßigen Feuer durchglüht, was durchaus respectabel ist. 62.

Klopstock im Englischen.

Während selbst in Deutschland Klopstock zu den am wenigsten gelesenen Dichtern gehören, sein Ruhm gegenwärtig mehr Ausfluß der Dankbarkeit für seine Kämpfe im Interesse einer unabhängigen deutschen Poesie als Wirkung des Enthusiasmus für seine Dichtungen sein dürfte, hat ein Engländer den Muth gehabt vorläufig eine Uebersetzung seiner „Oden" herauszugeben: „Odes of Klopstock. From 1747 to 1780. Translated from the German. By *William Nind*" (London 1848). Auch das „Athenaeum" nennt es „ein keckes Unternehmen", und fürchtet, daß trotz des hohen Werths der Dichtungen und der Vortrefflichkeit der Uebersetzung „für den Verf. wenig Hoffnung vorhanden sei das Geleistete von zahlreichen Lesern geprüft zu sehen". Dann heißt es in Betreff der Uebersetzung: „Der Freund des deutschen Klopstock wird allerdings seine Lieblingsgedichte nicht in der Gestalt wiederfinden die ihm vorschwebt, und wird eine Menge Stellen entdecken, wo ein engeres Anschließen an den Sinn des Originals möglich gewesen wäre, dafern der Uebersetzer sich nicht die Schwierigkeit auferlegt hätte in gereimten Versen wiederzugeben was im Originale nur rhythmisch ist. . . . Hr. Nind hat es nämlich ungerathen geachtet seinem Originale auch in dieser Beziehung zu folgen, und hat statt des dort gebrauchten alkäischen und andern rhythmischen Versmaßes aus unsern gereimten Versmaßen solche in Anwendung gebracht die jenen am meisten entsprechen. Wir sind im Allgemeinen nicht geneigt das Zweckmäßige dieses Verfahrens zu bestreiten, halten vielmehr dafür, daß der Uebersetzer sehr recht gethan hat Klopstock in Formen zu kleiden wie der Genius der Sprache sie verlangt die er reden soll, Formen die Klopstock als englischer Dichter ohne Zweifel für seine Oden selbst gewählt haben würde. . . . Auch sonst denken wir vom Uebersetzer nur günstig. Er hat zu seiner Arbeit eine elegante Feder und die meisten der vielen Erfordernisse mitgebracht, ohne welche kein ausländisches Dichterwerk, am wenigsten lyrische Poesie, einigermaßen annehmbar in eine lebende Sprache übertragen werden kann. Er besitzt das richtige Verständniß seines Originals und eine männliche Herrschaft über

die Schätze unserer Sprache. Er hat sich Mühe gegeben, wenn nicht dem Urdichter möglichst Schritt für Schritt nachzutreten, doch seinen Gang und seine Manier nachzuahmen, und er ahmt ihm im Ganzen sehr genügend nach, will man nur die Verschiedenheit der Behandlung bedenken welche zwischen einer dem Sinne und einer den Worten folgenden Darstellung in den Formen einer andern Sprache Platz greifen muß. Erstere Uebersetzungsweise hat ihre großen Gefahren. Sie erfodert, um nicht auszuschweifen, guten Geschmack und sorgsame Berücksichtigung des Originals, und erfodert außerdem, daß der Uebersetzer neben eigenen dichterischen Fähigkeiten lebhaftes Gefühl für die Dichtung Anderer habe. Wir glauben unsere Ueberzeugung daß Hr. Kind seine nach diesem Grundsatze unternommene Aufgabe gut gelöst hat geeigneter nicht aussprechen zu können, als wenn wir ihn eine pflichtmäßig zu empfehlende Ausnahme von den gewöhnlichen Dolmetschern deutscher Poesien nennen."

Eine Probe des Geleisteten macht nach solchem Lobe sich fast nothwendig, und obgleich nur Rücksicht auf hier gebotene Kürze das schöne Trauerlied auf den Tod der Königin Luise von Dänemark, Gemahlin Friedrich's des Guten, wählen läßt, dürfte die Probe doch das Lob rechtfertigen.

When she whose name is heard in heaven alone,
Closed in still death her gentle eyes,
And from her throne up to a higher throne
Did in white raiment rise,

We wept! E'en he, whose tears did rarely come,
Turn'd pale, and shook, and wept aloud;
Who deeper felt, stood motionless and dumb,
Then wept, in silence bowed.

Weeping we worship. Since her life no more
May teach us, learn we from her death!
Learn from that wonderful and heavenly hour,
When God recalled her breath.

This hour of death shall children's children keep
A fast at midnight through long years,
With hallowed musings and emotions deep,
A festival of tears!

Nor that alone: she died through many days,
And every day the death forecast,
So full of high instructions and of praise,
With which she died at last.

The solemn hour drew near, in misty pall,
With which it shrouds the grave at e'en;
The queen alone could hear the light footfall
Of those who came unseen!

Alone that night she heard the rush of wings,
Heard with a smile the death-tone sound:
Glad and triumphant be my lay that sings
That smile of peace profound.

Now thrones are nothing: nothing more is great
Of all that glitters 'neath the sun.
Twice tear-drops fall: one for her consort's fate,
And for her children one;

And for her mother, loving and beloved,
And then God only fills her breast,
The earth sinks from her as light dust removed —
And now — she sleeps in rest!

10.

Bibliographie.

Akermann, J., Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden. 3ter Theil: Das Reich Gottes in Christus. 1ste Lieferung. Rorschach, Koch. Gr. 8. 9 Ngr.

Back, A. L., Merkwürdige Hexenprozesse, nebst einer Geschichte des Hexenprozesses überhaupt. Für das größere Publikum, besonders für Stadt- und Dorf-Bibliotheken gesammelt und bearbeitet. 1stes Bändchen. Altenburg, Pierer. 8. 21 Ngr.

Behrendt, H. L., Der Grosstein auf der Insel Griftow bei Cammin in Pommern. Novelle. Cammin, Behrendt u. Comp. 8. 3 Ngr.

Blume, F., Encyclopädie der in Deutschland geltenden Rechte. 2te Abtheilung: Innere Encyclopädie, oder System der in Deutschland geltenden Rechte. 1ste Lieferung. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Geheime Chronik der königlichen Lustschlösser Frankreichs. 5ter bis 8ter Band. — A. u. d. T.: Französische Nächte. Geheime Geschichte des Hoflebens in Frankreich. Aus dem Französischen von L. Hain. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Cotta, B., Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. 1ster Theil. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1848. Mit einer gedrängten historischen Einleitung. 1ste Lieferung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 9 Ngr.

Escher, H., Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 11 Ngr.

Füster, A., Mentor des studirenden Jünglings. Anleitung zur Selbstbildung. Wien, Braumüller. 12. 22½ Ngr.

Gedichte aus Dorpat. 2te Auflage. Dorpat, Model. 12. 15 Ngr.

Grimm, J., Geschichte der deutschen Sprache. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Hagenbach, K. R., Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem Standpunkte des evangelischen Protestantismus betrachtet in einer Reihe von Vorlesungen. 1ster Theil. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jean Paul, Dr. Katzenbergers Badereise nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. 3te Auflage. In einem Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Breslau, Max u. Comp. 1849. 16. 1 Thlr.

Die deutschen Kaiser und ihre Bildnisse im Römer zu Frankfurt a. M., in sorgfältig ausgeführten Holzschnitten aus dem Atelier von A. Rauch und J. Nisle und charakteristische Lebensbeschreibungen von L. Pfau. 1ste Lieferung. Stuttgart, Erhard. Br. gr. 8. 7 Ngr.

Leemann, H., Die Milizeinrichtungen der Schweiz als Vorbild der Volksbewaffnung mit besonderer Hinsicht auf Deutschland. Bern. Gr. 8. 21 Ngr.

Leo des Großen, des heiligen Papstes, zwölf Fastenreden. Aus dem Lateinischen übersetzt von einem katholischen Seelsorger. Breslau, Max u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Neuestes Liederbuch, oder Sammlung noch ganz unbekannter komischer Parodieen der bekanntesten Lieder, nebst einem Anhang mehrerer komischen Gesänge, geweiht den Freunden des Frohsinns von J. W.....n.......r. München, Finsterlin. 12. 10 Ngr.

Lotze, R. H., Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Mikulás, D. E., Nachtveilchen. Pesth, Emich. Gr. 12. 20 Ngr.

Planck, J. W., Die Lehre von dem Beweisurtheil. Mit Vorschlägen für die Gesetzgebung. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Pressel, T., Zustände des Protestantismus in Frankreich. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 15 Ngr.

Rabou's Werke. 5ter und 6ter Band. — A. u. d. T.: Ein Familiengeheimniß. Aus dem Französischen von L. Fort. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 15 Ngr.

Rastoul de Mongeot, A., Lamartine als Dichter, Redner, Geschichtsforscher und Staatsmann. Nach dem Französischen von W. Schwan. Paderborn, Junfermann. 8. 18 Ngr.

Das Ritterbuch. Von F. Koch. 1ster Band: Hartmann's v. Aue Iwein und der arme Heinrich. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Röbbelen, A. H., Zur geheimen Inquisition Deutschland's. 1. Ein ärztliches Revisions-Gutachten und dessen Erfolge. 2. Ein Beitrag zur Begründung der Medicinal-Reform Hannovers. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Schäffer, K., Joseph und seine Brüder. Sechs Predigten als Blätter der Erinnerung. Wien, Schmidt u. Leo. Gr. 8. 12 Ngr.

Schubert, G. H. v., Biographieen und Erzählungen. 3ter Band. — A. u. d. T.: Beispiele von merkwürdigen Errettungen aus äußeren Gefahren. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr.

Sternberg, A. v., Die Royalisten. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. 2te verbesserte Auflage. Zwei Abtheilungen. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Humoristisches Vergißmeinnicht für 1849. Herausgegeben von M. B. v. Olfchen. Mit ergötzlichen Illustrationen. Leipzig, Literarisches Museum. 1849. 8. 20 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1849. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 12ter Jahrgang. Mit 9 Stahlstichen. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Albert, W. und L. Reinicke, Der Staat, die Kirche und die Schule nach ihrem Verhältniß zu einander. Zwei Briefe. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Albrecht, A. W. A., Der Aussatz deutscher Nation in unserer Zeit. Eine Zeitpredigt, gehalten am 14. Sonntag n. Trin. 1848 in Neuhaldensleben. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 1 Ngr.

Die österreichische Aristokratie. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 7½ Ngr.

Arnold, A., Grundzüge des nationalen staatsbürgerlichen Unterrichts im neu geeinten Deutschland. Königsberg i. N., Windolff u. Striese. Gr. 8. 3 Ngr.

Die deutsche Auswanderung nach Südaustralien und Australia Felix. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 4. 5 Ngr.

Bauer, F. A., Das Bild des Fürsten, ein Wort an die deutsche Nation bei der Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Bedingung zur Emancipation der Juden. Mit Bezug auf die neuesten Ereignisse. Von E. K. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 2 Ngr.

Harmlose Beleuchtung des denkwürdigen Votums der Preußischen Nationalversammlung vom 2. Septbr. 1848. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Bernhardi, A., Ueber die socialen Nachtheile des gewerblichen Maschinenwesens. Eilenburg, Schreiber. Gr. 8. 6 Ngr.

Bornemann, Bedenken gegen den Entwurf des Gesetzes, die Grundsteuerbefreiungen betreffend. Berlin, Heymann. 8. 5 Ngr.

Offener Brief eines Sachsen an Herrn v. Griesheim. Geschrieben am 21. Aug. 1848. Leipzig, Friese. Gr. 8. 4 Ngr.

Chornitzer, E., Wie erweiset sich die Thätigkeit der Nationalversammlung in Wien? Eine Frage der Zeit rc. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Constitution und der Adel. Vom Verfasser der Broschüre: „Die österreichische Aristokratie." Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 7½ Ngr.

Deutschland's Gegenwart und Zukunft. Eine Prophezeihung im J. 1845, enthalten im 75. Briefe der „Militärischen Briefe eines Verstorbenen" rc. Mit einem Anhange. Adorf, Verlags-Bureau. Gr. 8. 6 Ngr.

Frey, A., Oberländer. Biographische Skizze. Leipzig, Arnold. 8. 10 Ngr.

Guth, Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz den Hrn. Justizminister Heintz „den Zustand der protestantischen Kirche Bayerns diesseits des Rheins betreffend." Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 12. 4 Ngr.

Heugel, C. v., Die Berliner Revolution des 18. und 19. März vom sittlichen Standpunkte betrachtet. Beweis, daß dieselbe den vorangegangenen Regierungs-Maaßregeln als nothwendige Folge entspringen mußte und keine Revolution des Pöbels war. Rede, gehalten im „politischen Verein" zu Posen am 24. Juni 1848. Posen, Gebr. Scherk. Gr. 8. 2 Ngr.

Koch, M., Was wollen die Wiener-Radicalen vom ersten österreichischen Reichstag? Wien, Rohrmann. 8. 6 Ngr.

Lang, J. D., Eine deutsche Colonie im Stillen Ocean. Adresse an die ehrenwerthen Mitglieder des deutschen Parlaments in Frankfurt und die Deutschen insgesammt. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 8 Ngr.

Rosengarten, A., Mängel und Vortheile des Entwurfs einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. Hamburg, Meißner u. Schirges. 12. 2 Ngr.

Sabarth, A., „Preußen soll fortan in Deutschland aufgehen." Zuschrift an seine preußischen Mitbürger. Creutzburg, Müller. 8. 2½ Ngr.

Schmidt, L. C., Die Aufhebung der Feudalrechte der Rittergutsbesitzer wider die Landbauern ohne Entschädigung. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Schreiber, C., Ueber den beantragten Wegfall des confessionell-dogmatischen Religionsunterrichts in der Volksschule, zur Beseitigung etwaiger Mißverständnisse. Ein Wort an das Volk und die Lehrer. Im Sinne und Auftrage Henneberger Lehrer. Erfurt, Körner. 8. 2½ Ngr.

De Schüttenplatz. Vertällt vom Peter Stoffel. Von H. L. B. Cammin, Behrendt u. Comp. 1847. 8. 1 Ngr.

Offenes Sendschreiben an die römisch-katholische Geistlichkeit zu Cilli in Steiermark. (Von M. Biberauer.) Gratz, Damian u. Sorge. Gr. 8. 2½ Ngr.

Thimm, R., Der Proletarier als Instmann auf dem Lande von seiner Wiege bis zur Bahre. Wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte unsers Jahrhunderts. Leipzig, Leiner. 8. 4½ Ngr.

Timm, Ein Votum über die deutsche Frage. Parchim, Wehdemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die beiden der preußischen National-Versammlung vorgelegten Gemeinde-Ordnungen. Bericht der Commission des constitutionellen Clubs zu Merseburg. Merseburg, Garcke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Verhältniß des Staates zur Kirche und die jüngste Münchener-Adresse zu Gunsten der Religions- u. Kirchenfreiheit von R. v. O. München, Finsterlin. Gr. 8. 2 Ngr.

Wahrmund, F., Die Centralgewalt und die Preußische Armee. Unbefangen gewürdigt. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 3 Ngr.

Was ist es denn eigentlich mit den Juden? nämlich: mit ihrem National-Charakter und mit ihrem Schicksale in den verschiedenen Ländern, besonders im Oesterreichischen Staate. Wien. Linz, Eurich u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Wirst Du auch ein Deutschkatholik? Passau, Ambrosi. 8. 2 Ngr.

Zeiher, C., Ueber Emancipation der Schule. Ein Wort zur Verständigung. Stuttgart, Weise. Gr. 8. 4 Ngr.

Zuccalmaglio, V. v., Die deutsche Kokarde. Ein politischer Katechismus für das deutsche Volk. 12te durchaus umgestaltete und vermehrte Auflage. Coblenz, Hölscher. 12. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 306. —— 1. November 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Friedrich Perthes.

Friedrich Perthes' Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes. Erster Band. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wir fanden unlängst in einem Artikel des „Literaturblatt" zum „Morgenblatt" die Aeußerung, daß die Herausgabe von Briefen berühmter Verstorbener aus dem vorigen Jahrhundert eigentlich ein Luxusartikel unserer Literatur sei, und daß eine Zeit wie die jetzige in ihrem neuen Aufschwunge ganz andere Lecture verlange. Einem solchen absprechenden Urtheile können wir uns aber nicht anschließen. Denn wir begreifen nicht, weshalb die Briefe guter und bedeutender Personen in unserer Zeit der Constitutionen, Associationen, Bürgerbewaffnungen und Demokratien auf breitester Grundlage so urplötzlich jene geist- und herzbildende Kraft verloren haben sollen welche für jüngere und ältere Personen solche Mittheilungen seit langer Zeit hatten, und weshalb gerade jetzt das schöne Wort des ehrwürdigen Wessenberg nicht mehr gelten soll: daß ein ausgezeichneter Mensch das beste, das lehrreichste Buch sei.*) Nirgend aber kann sich ein solcher Mensch besser zu erkennen geben als in vertraulichen, rückhaltlosen Briefen, und je entfernter sie von aller möglichen Oeffentlichkeit geschrieben sind, um so werthvoller müssen sie uns dünken.

Wenn nun jener strenge stuttgarter Kritikus über die Fülle solcher, wie er meint, unbrauchbarer Briefwechsel zankt, so vernehmen wir auf der andern Seite noch immer die Klage über Mangel an deutschen Denkwürdigkeiten, während doch Varnhagen von Ense schon vor 18 Jahren nachgewiesen hatte, daß wir für solche in den Briefsammlungen ausgezeichneter Männer und Frauen des vorigen Jahrhunderts einen gar reichhaltigen Ersatz hätten, und um dieselbe Zeit uns Deutschen die sicherste, baldigste Aussicht auf gute Memoiren eröffnete. Das Wort ist in Erfüllung gegangen. Der Verfasser dieses Berichts hatte Dies bereits in einem besondern Aufsatze in der „Minerva" vor 11 Jahren ausführlicher erörtert, und welche anziehende Denkwürdigkeiten haben wir seitdem empfangen! Es genüge hier nur die Namen E. M. Arndt, Varnhagen von Ense, Steffens, Jacobs, Rachden, K. v. Nostitz, F. Laun, Martius, Henckel von Donnersmarck und Lupin von Illerfeld in bunter Reihe nebeneinander hingestellt zu haben. Das 18. Jahrhundert hat uns jetzt von so vielen Seiten her seine Heimlichkeiten aufgethan, daß der Geschichtschreiber desselben mehr über die Fülle als über den Mangel des Stoffs besorgt sein muß, und nicht mehr scheu nach den französischen oder englischen Memoiren zu blicken braucht, als nach Gütern denen wir in Deutschland gar nichts Aehnliches an die Seite stellen könnten.

Es lag uns nahe diese Bemerkungen als einen Erguß patriotischer Freude hier niederzulegen, indem wir über Friedrich Perthes' Leben einen Bericht abzufassen uns anschicken. Der Mann war, wie bekannt ist, von entschiedener Tüchtigkeit und Trefflichkeit: für Die welche seinen Namen nur aus den Titeln seiner Verlagsartikel kennen stehe gleich hier das Urtheil Varnhagen von Ense's („Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", II, 436), welches bereits 1814 niedergeschrieben worden ist.

Friedrich Perthes war ein edler deutscher Mann, voll beweglichen Geistes, der in einem lautern und empfindungsreichen Gemüth wurzelte. Seine unermüdliche Thätigkeit im Anregen, Berathen, Ausgleichen und Zurechtsprechen wirkten mehr als äußerlich in die Augen fiel. Die anerkannte untadelige Rechtschaffenheit des Mannes und die ihm eigene Mäßigung im Handeln hatte schon früher seinem stillen Thun großen Einfluß bei den Mitbürgern, seiner Person Zuneigung und Vertrauen bei den Wohlgesinnten und Edeln verschafft.

*) „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung", 1843, Nr. 124.

Eines solchen Mannes Leben also, der als Buchhändler für seines Standes und Landes edelste Interessen glühte, haben wir hier vor uns, der voll echt religiösen Sinnes und voll hoher geistiger Ideen sein Geschäft nie aus dem niedrigen Standpunkte eines gewöhnlichen Kaufmanns oder Geldeinnehmers betrachtete, und indem er sich als guter Haushalter des redlich erworbenen Gewinnes freute, ihn zu jenen großen Unternehmen verwendete die seine Firma in der buchhändlerischen Welt so geachtet und sein persönliches Ansehen so groß gemacht hatten. Das vorliegende Buch entfaltet vor uns eine Fülle der anziehendsten Züge, und läßt uns mit seltener Geschicklichkeit die reichsten Einblicke in ein Gemüth thun das von Jugend auf zum Frommen und Sittlichen hingeleitet war, aber allen den Wallungen von denen das beste Herz nicht frei ist offen stand, indem sich der natürliche Mensch nur durch die Kraft christlicher Tugenden in Leid und Lust, im Sorgen und Schaffen mit ungestümer Gewalt seine Bahnen brach, bis jene Tugenden endlich so sehr sein Eigenthum wurden, daß sie, als er im Angesichte des Todes stand, seine ganze Seele ausfüllten und dem Tode seinen Stachel nahmen. Ist nun schon von dieser Seite die psychologische Entwickelung höchst anziehend, so verdient von einer andern Seite Perthes' Benehmen in seinen politischen Beziehungen unsere vollste Hochachtung, und es ist gerade in unserer Zeit, wo so Viele von dem einigen Deutschland schwatzen, sehr belehrend hier zu lesen, wie rüstig, thätig und eingreifend sich Perthes, als ein Mann von der besten deutschen Gesinnung, in der Zeit der französischen Unterjochung bewiesen hat. Sein Freund Nicolovius pries in dieser Beziehung 1812 das „evangelische Schlangen- und Taubenbenehmen" seines Freundes, und wir wüßten wahrlich keine kürzere, treffendere Bezeichnung. In diesem weltklugen Handeln und in dieser innigen Hingebung an die vaterländischen und geistigen Interessen hat der deutsche Buchhandel dieses Jahrhunderts drei würdige Vertreter gehabt. Es waren Friedrich Perthes, Friedrich Arnold Brockhaus und Georg Reimer.

Ein Verein so schätzbarer Eigenschaften rechtfertigt vollkommen das Unternehmen der vor uns liegenden Lebensbeschreibung. Einer der Söhne, der durch mehre schätzbare Werke bekannte Professor der Rechte Perthes in Bonn, hat sich der Arbeit unterzogen aus einigen Druckschriften, Aufzeichnungen, mündlichen Gesprächen und aus der sehr reichen Briefsammlung die Biographie herzustellen. Dabei ist die äußere Form glücklich gewählt. Hr. Perthes hat nämlich nicht die Briefe in ihrer ganzen Länge abdrucken lassen, sondern sie nur als Mittel benutzt den Lebensgang seines Vaters durch Auszüge aus denselben in seiner innern und äußern Entwickelung zu veranschaulichen. Oft mußten daher Briefe abgekürzt, oft der Inhalt verschiedener gleichartiger Briefe zusammengezogen, oft derselbe Brief an mehren Orten benutzt werden. Es dürfte also diese allerdings nachahmungswerthe Art der Ausarbeitung besonders bei Allen welche gegen die Mittheilung der vollständigen Briefsammlungen aus verschiedenen Gründen eingenommen sind vielen Beifall finden. Der Sohn aber hat sich in diesem Geschäft so bewährt, daß die kindliche Anhänglichkeit und Liebe mit der Wahrheit nirgend in einen Zusammenstoß zu gerathen brauchte. Der jüngere Sohn, Hr. Andreas Perthes, hat als Verleger das Buch möglichst gefördert, was für die große Anzahl Derer welche den im Mai 1843 gestorbenen Friedrich Perthes liebten, ehrten und schätzten sehr willkommen sein wird, und uns dadurch um ein Buch reicher gemacht, welches sich an die von wahrer Dankbarkeit verfaßten Lebenserinnerungen an Niebuhr und an Nicolovius' Leben von seinem Sohne auf das würdigste anschließt. Endlich ist auch Das zu loben, daß dies Buch schon sechs Jahre nach Perthes' Tode hervortritt, und also nicht eine Verspätung zu besorgen ist, welche in vielen ähnlichen Fällen die Wirkung solcher Tagebücher und Briefe nothwendig verkümmern muß, weil die Zeugen und sonstigen Betheiligten an den Lebensschicksalen bedeutender Männer dann schon hingestorben zu sein pflegen, und somit ein großer Theil ihres Lebenskreizes erloschen ist.

Der Stoff des ersten Bandes ist in zwei Bücher vertheilt, deren erstes das Jugendleben, 1772—1805, das zweite die Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland, 1805—14, enthält.

Perthes, am 21. April 1772 zu Rudolstadt geboren, zählte unter seinen Vorfahren Jahrhunderte hindurch Geistliche und Aerzte; sein Großvater, Johann Justus Perthes, war fürstlicher Leibarzt in Rudolstadt gewesen, sein Sohn, der Steuersecretair in Rudolstadt, war der Vater unsers Perthes. Er verlor als siebenjähriger Knabe den Vater; die 21 Gülden welche die Mutter als Pension erhielt gewährten nur geringe Hülfe, eine bessere aber die Geschwister der Mutter, Friedrich Heubel, den Perthes' Kinder und Enkel nach mehr als einem halben Jahrhundert als Oberaufseher auf dem Schlosse Schwarzburg fanden, und dessen unverheirathete Schwester Karoline. Beide erwiesen dem Verlassenen wahrhaft älterliche Liebe, und die Jugendeindrücke welche er von ihnen empfing haben ihn durch das Leben geleitet. Unter ihren Augen empfing er den ersten Unterricht, der allerdings nicht recht geordnet war, und auch auf dem Gymnasium nicht die rechten Früchte trug, weil es der Knabe ohne die gehörige Vorbereitung besuchte. Daneben las er mit großer Wißbegierde was er erreichen konnte, ward aber durch die praktischen Beschäftigungen in den Wäldern und in den Vogelhütten, zu denen ihn ein anderer Oheim, der Oberstlieutenant und Landbaumeister Heubel, mitnahm, dafür geschützt, daß bei dem Mangel geistig strenger Arbeit die Thätigkeit der Phantasie in leeres Träumen ausartete. Als nun für den 14jährigen Knaben ein Beruf gewählt werden sollte, entschied man sich für den Buchhandel, und Adam Friedrich Böhme, Buchhändler in Leipzig, nahm mittels eines feierlichen Vertrags den jungen Perthes 1787 in die Lehre.

Von hier an beginnen nun die eigenen Briefe, und geben uns eine Reihe anziehender Schilderungen aus dem

damaligen häuslichen und buchhändlerischen Leben in Leipzig. Der Buchhändler Böhme war ein verständiger, mäßiger, redlicher, aber leicht aufbrausender Mann, der auf gottesfürchtigen Wandel seiner Lehrlinge hielt, und sie sehr streng behandelte. Perthes mußte von früh 7 bis Abends 8 Uhr arbeiten, laufen, im ungeheizten Gewölbe stehen, wo sich der Lehrherr durch heftiges Stampfen und Reiben erwärmte, auf den steinernen Fliesen collationniren. Vier Treppen hoch hatten die beiden Lehrlinge ein Stübchen, zu dessen Heizung an jedem Abend drei Stückchen Holz gegeben wurden; früh 6 Uhr erhielt jeder der Knaben eine Tasse Thee und jeden Sonntag im voraus für die kommende Woche sieben Stücke Zucker und sieben Dreier zu Brot. Des Mittags und Abends ward reichlich und gut gegessen, aber es mußte auch Alles gegessen werden was auf den Teller gegeben war. In dieser strengen Schule erwuchs Fritz Perthes; seine Gedanken mußten zwar bei der täglichen Arbeit sein, aber oft trug ihn die Sehnsucht in die Wälder und Berge seines geliebten Schwarzethals aus der flachen, waldlosen Gegend Leipzigs. Sonst erzählt er munter und eifrig dem Oheim in Schwarzburg von allen Erlebnissen seines leipziger Aufenthalts, von den Messen und ihren Merkwürdigkeiten, unter denen es ihm als eine der wichtigsten Begebenheiten erschien, daß er mit F. Nicolai gesprochen hatte.

Er ist ganz so wie ich mir ihn vorgestellt hatte; von Gestalt lang und dick, aber dabei ein außerordentlicher Schwadroneur; ich glaubte er würde gegen die Buchhändler stolz sein, aber er war im Stande sich eine halbe Stunde vor eine Thür hinzustellen und mit dem Buchhändler zu schwatzen.

Wichtiger noch sind die Nachrichten über seine Zunahme an Geschäftskenntniß, wodurch er sich seinem Lehrherrn so empfahl, daß er einmal nach mehrwöchentlicher Abwesenheit desselben für die gute Führung ein Paar seidene Strümpfe zum Geschenk empfing; aber man bedauert auch den Jüngling, der so wach und lebendig war, und doch in seinem Eifer durch das Einerlei gewöhnlicher Zustände zurückgehalten ward, der einen so großen Trieb nach wissenschaftlicher Beschäftigung empfand, und dem der Mangel an Geld und Zeit (denn vor 9 Uhr Abends war er niemals sein eigener Herr) es ganz unmöglich machte diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Dafür fand er noch den besten Ersatz in der Lecture praktisch-philosophischer Werke, wie sie die herrschende Richtung des Jahrhunderts verlangte, und nahm es mit diesem Studium äußerst ernstlich, wie aus seinen mit rückhaltloser Offenheit geschriebenen Briefen hervorgeht. Ja es gab Zeiten, wo der Jüngling völlig entmuthigt ward, und alle Hoffnung aufgab die Bestimmung des Menschen zu erfüllen, wo er klagt, daß er mächtig kämpfen müsse, und daß seine Unstetigkeit, sein zu rasches Blut in einer Stunde wieder verdorben was er wochenlang mit Mühe aufgebaut habe. Dann sei in seinen Augen jeder Andere besser als er; denn wenn die andern Menschen solche Antriebe zum Guten hätten als er, so würden sie Alle gewiß besser sein als er. In derselben Zeit ergriffen ihn auch die politischen Bewegungen der Französischen Revolution gar mächtig. Der Oheim war wie die meisten Zeitgenossen den Ereignissen der Französischen Revolution mit großem Interesse gefolgt: so konnte ihm der Neffe (1792) schreiben, daß er sich als Mensch und Weltbürger über die Fortschritte der französischen Armee freue, daß er aber als Deutscher weinen möchte, und daß es uns ewig Schande bringen würde der guten Sache nur erst durch Zwang nachgegeben zu haben. Dann widerlegt er die Ansicht, als ob durch Unterdrückung aller freiern Grundsätze bei den Völkern die Finsterniß des Mittelalters Europa bedecken würde, durch die so allgemein verbreiteten Kenntnisse und durch den bis zu den Bettlerhütten vorgedrungenen Geist der Freiheit und des Naturrechts, sowie (merkwürdig genug) dadurch, daß den jetzigen Herrschern die großen Tugenden der alten Tyrannen fehlten. Ungeachtet dieser Auffassung der Revolution hegte Perthes doch schon damals starkes Bedenken gegen den unmittelbaren Segen ihrer Folgen, und wir theilen eine solche Ansicht des 19jährigen Lehrlings um so lieber mit, als sie dem größten Inhalt nach auf die gegenwärtigen Zustände paßt.

Ich glaube nicht, daß wir schon geschickt und gut genug sind, um einer gänzlichen Befreiung von Despotie fähig zu sein. Schimpfen thun die niedern Classen und die Gelehrten wol auf die Despoten und Aristokraten; aber lächelt ihnen einer zu, so vergessen sie alle Menschenwürde und sind Speichellecker, und glückt es gar Einem höher zu steigen, so wird er ein ärgerer Aristokrat als die geborenen es sind. Herrschen wollen Alle, aber zum Gleichsein und zu der Tugend: Niemandes Recht zu beeinträchtigen, gehört Viel.

Ein halbes Jahr früher ehe Perthes' Lehrzeit abgelaufen war entließ ihn sein strenger Lehrherr Ostern 1793 in das Haus und Geschäft des hamburger Buchhändlers Hoffmann, welcher auf Perthes aufmerksam geworden war. Er schrieb damals:

Ich habe in Leipzig viele böse Tage gehabt, aber diese bösen Tage haben viel Gutes gewirkt.

Und bald darauf:

Es macht mir Freude mir zu sagen: Du hattest keinen Vater, kein Vermögen, und bist dennoch Niemand zur Last gefallen, und wirst nun in wenig Wochen von Niemand abhängen als von dir.

Unter den angenehmen Erinnerungen die ihn aus Leipzig begleiteten war auch die an das freundliche Entgegenkommen der schönen Tochter Böhme's, Friederike. Er blieb ihr aufrichtiger, inniger Verehrer, aber weiter glaubte er seine Augen nicht erheben zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Irischer Bull.

Es ist schwer zu bestimmen was ein irischer Bull ist. Kein deutsches Wort erschöpft den Begriff. Am nächsten trifft vielleicht die Umschreibung, daß er eine widersinnige, Lachen erweckende Rede sei, denn Witz hat er nicht. Ihn zu erklären soll der Zweck eines Buches sein unter dem Titel: „Irish diamonds; or a theory of Irish wit and blunders, by *John Smith*" (London 1848). Was die „irischen Diamanten" anlangt, so hat es damit seine Richtigkeit. Das Buch ist eine

reiche Garnitur von Spott und Wahrheit, von Scherz und Ernst, ein Geschmeide irischer Brillanten, die zwar nicht insgesammt neu, von denen jedoch die ältern frisch polirt und neu gefaßt sind. Aber in Betreff „einer Theorie des irischen Witzes und der irischen Pudel" bleibt der Leser ziemlich so klug wie vorher. Das Gesagte wirft auf seinen Gegenstand kein neues Licht, und wird auch durch die zur Erläuterung beigefügten Diagramme um Nichts klarer. Der englische Gedankenpfeil, heißt es, fliegt horizontal nach seinem Ziele; der schottische wendet sich auf halbem Wege behutsam um, sich zu überzeugen, daß er auf dem richtigen Wege ist, und trifft dann ebenfalls sein Ziel; der irische fliegt diagonal fort, nach unten, nach oben, rechts oder links, entzündet hier einen Witzfunken und schießt dort einen Bock. Die Ursache solcher Unstetigkeit soll nicht allein in der Eile oder der Uebereilung, sondern außerdem in einer „gegenfüßlerischen Angewöhnung", in einer Vorliebe zu entgegengesetzten Extremen und Contrasten, in einem unwiderstehlichen Reize liegen „das falsche Ende des Gedankenteleskops zu gebrauchen". Letzteres ist aber wol mehr oder weniger allen Menschen eigen, und jedenfalls stets die Folge der Uebereilung, des gedankenlosen Redens oder Handelns. Zeigt sie sich beim Iren häufiger als beim Engländer oder Schotten, so entspringt Dies aus seinem lebhaftern Temperamente, aus seiner Abneigung sich geistig zu beherrschen. Wie er aber deshalb öfter als jene einen Witz oder einen Bull zum Vorschein bringt, so ist es auch gewiß rein zufällig, daß das Hervorgebrachte unter zehn mal neun mal ein Bull ist. Es versteht sich, daß diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit keine größere Geltung beansprucht als das bekannte Wort: ein Engländer ist nur glücklich wenn er elend, ein Schotte nur heimisch wenn er im Auslande, und ein Ire nur ruhig wenn er im Gefechte ist.

Einen schlagenden Beweis, daß der irische Bull die Geburt der Gedankenüberstürzung sein muß, möge ein dem Buche entlehntes Beispiel geben, welches zugleich alle Erfodernisse des Bull hat. „Ein heiterer, jovialer und dabei gewissenhafter Handelsreisender, ein Sohn der grünen Insel, saß fröhlich beim Abendglase am Kamin der Wirthshausstube eines Landstädtchens. Obwol es tiefer Winter und er müde von des Tages Last und Arbeit war, wollte er doch zu seiner Weiterreise einen öffentlichen Wagen benutzen, der früh am folgenden Morgen die Stadt passirte, und ihn zur Frühstückszeit an den Ort seiner Bestimmung brächte. Er sprach davon gegen anwesende Collegen, und befahl dem Hausknecht ihn just vor Abfahrt des Wagens zu wecken, keine Minute früher, indem er auf der Station wo er bei Tage ankommen werde Toilette machen wolle. Nachdem er seine Rechnung bezahlt und Alles zur Abreise geordnet hatte, blieb er bis spät in der warmen Stube, wo Cigarren und Grog das Uebrige thaten ihn in Schlaf zu wiegen. Jetzt machten sich seine Collegen den Spaß ihm das ganze Gesicht schwarz zu färben, und gingen dann fort. Bald darauf erwachte er und taumelte schlaftrunken zu Bett. Pünktlich auf die Minute weckte ihn der Hausknecht. Er warf sich rasch in die Kleider, sprang in den Wagen, wo tiefe Dunkelheit herrschte, und schlief ohne Weiteres wieder ein. Zur gehörigen Zeit hielt der Wagen an, unser Reisender stieg aus und ging in der Dämmerung nach dem Gastzimmer, wo ein Licht brannte. Er gähnte und streckte sich, nahm das Licht und trat damit vor den Spiegel sich zu besehen, strich das Haar aus der Stirn, erstaunte über das schwarze, fremde Gesicht, und rief ärgerlich: «Potz Donnerwetter, hat der Hausknecht einen Falschen geweckt!»"

Jedes Wort der Erläuterung würde die Spitze abbrechen. Das Absurde erreicht einen Grad des Sublimen, der schwerlich übertroffen werden kann. Etwas Aehnliches findet sich in Walpole's Lieblingsbull: daß ein Ire seine Amme verflucht, weil sie ihn als Kind vertauscht. Die Aehnlichkeit liegt in der Verwechselung der persönlichen Identität. Aber eine wesentliche Bedingung geht diesem Bull ab. Es mangelt ihm das Rasche, die Natürlichkeit des andern. Man muß einen Augenblick nachdenken ihn zu ergründen, während bei jenem das Lachen keine Zeit zum Nachdenken läßt. Mit Einem Worte, die Ueberstürzung des Gedankens erzeugt den irischen Bull, und die Natürlichkeit charakterisirt ihn. 10.

Notiz.

Neugriechische Zeitschrift in Athen.

Nach einer aus Athen uns zugekommenen gedruckten Bekanntmachung hat dort mit dem 1. Oct. dieses Jahres eine wissenschaftliche Zeitschrift unter dem Titel: „Φιλολογικὸς Συνέκδημος" (Philologisches Vademecum) erscheinen sollen. Als Herausgeber ist der den Freunden der neugriechischen Literatur nicht ganz unbekannte gelehrte Grieche N. Argyriadis aus Makedonien, früher in Wien, genannt, als Mitarbeiter werden dagegen die Professoren an der Universität in Athen, K. Asopios, K. Kontogonis, Misail Apostolidis, Bambas, Pharmakidis, Manussis u. A. bezeichnet. Die Zeitschrift soll eine Art Fortsetzung des geschätzten „Λόγιος Ἑρμῆς" (Logios Hermes) sein, und vornehmlich enthalten: 1) philologische Abhandlungen, Originalarbeiten oder Uebersetzungen, über griechische Philologie und ihre einzelnen Theile, die Grammatik, Hermeneutik, Kritik, Metrik, Poesie, Archäologie; 2) Erklärungen schwieriger Stellen altgriechischer Classiker; 3) Reisen und Mittheilungen aus dem Gebiete der altgriechischen und neugriechischen Ethnographie mit Berücksichtigung der Moldau und Walachei, Odessas u. s. w.; 4) Abhandlungen und Aufsätze über kirchliche Philologie, Patristik, Homiletik; 5) literarische Notizen und Berichte von Schriften über griechische Philologie u. s. w. Wir haben geglaubt auf diese Zeitschrift, die aus einem wissenschaftlichen Bedürfnisse hervorgegangen ist und wissenschaftliches Leben befördern soll, übrigens nicht nur auf die Beachtung der Griechen auch außer Griechenland, sondern selbst der Hellenisten und der Freunde Griechenlands in fremden Ländern Anspruch macht, im voraus aufmerksam machen zu müssen. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 307. —— 2. November 1848.

Friedrich Perthes.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Die Lehrjahre wurden in Hamburg fortgesetzt, aber in bessern Verhältnissen als sie in Leipzig begonnen hatten. Die Arbeit war zwar auch sehr groß, aber Perthes hatte gelernt die freien Stunden zu benutzen, und setzte in ihnen seine wissenschaftlichen Beschäftigungen fort, unter denen besonders Herder's „Briefe über Humanität", Jacobi's „Woldemar" und Schiller's kleine prosaische Schriften auf ihn den größten Einfluß übten. Sein Wunsch nach Verschiedenheit und Lebendigkeit eines anregenden Umgangs fand in Hamburg, wo das bewegteste Leben in der ersten Hälfte der neunziger Jahre auf und ab wogte, hinlängliche Befriedigung; er selbst trat mit Speckter, Runge, Hülsenbeck in freundschaftliche Verbindung, und rief dadurch die mannichfachsten Anregungen für sich hervor, deren ausführliche Nachweisung wir uns jedoch versagen müssen; ja er gelangte zu näherer Verbindung mit den berühmten Familien Reimarus und Sieveking. Durch alles Dies wird dieser Abschnitt überhaupt belehrend für die Geschichte der socialen deutschen Zustände jener Zeit, und wir empfangen manchen willkommenen Nachtrag zu den Schilderungen Hamburgs und seiner Berühmtheiten in Steffens' und Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten, namentlich über die Verhältnisse und Einrichtungen im damaligen deutschen Buchhandel. Schon im dritten Jahre von Perthes' Aufenthalt in Hamburg, als er erst 22 Jahre alt war, wurde ihm auf Veranlassung von Reimarus und Sieveking der Vorschlag gemacht mit einem jungen Manne, den beide Familien begünstigten, ein Verlagsgeschäft zu begründen; die nöthigen Geldmittel sollten herbeigeschafft werden. Dies lehnte er zwar damals ab, aber der Gedanke an die Begründung eines eigenen Geschäfts verließ ihn von jetzt an nicht mehr. Zunächst freilich sah auch Perthes in ihm das Mittel welches Vermögen und äußere Selbständigkeit verschaffen sollte; aber die Bedeutung welche sein „lieber Buchhandel", wie er oft sich ausdrückte, für das gesammte geistige Leben des deutschen Volks hatte trat ihm dennoch so vorherrschend vor die Seele, daß er während seines langen Lebens gewiß weniger Gewicht auf den Erwerb gelegt hat wie jeder Beamte auf die Besoldung zu legen gewohnt ist. „Alles", schrieb er einmal, „kann ich vergeben, nur den Eigennutz nicht!" Und noch in seinem spätern Leben regte Nichts an Menschen so ungestüm seine Leidenschaftlichkeit auf als kleinliche Engherzigkeit in Geldsachen; auch die beschränkteste Lage, meinte er, gestatte Großartigkeit des Verhältnisses in Mein und Dein, und Niemand als der eigentlich Arme brauche sein Familienleben mit Geldgedanken auszufüllen, wenn er nur besonnen genug sei das Hauswesen in seiner Ganzheit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln entsprechend einzurichten. Ueber sich selbst schrieb er 1803, als seine Handlung schon acht Jahre bestand:

> Mich quälen und geißeln die Arbeiten und Sorgen jetzt Tag für Tag.

In einem andern Briefe heißt es:

> Meine Geschäfte nehmen einen immer bessern Gang; nur bin ich immer geldarm, und wenn hier solche Stockungen wirklich eintreten sollten wie sie in Folge der englischen Geldoperationen und der kopenhagener Finanznoth zu fürchten sind, so ist gar der Teufel los; aber was hilft alles Lärmen und Klagen? Dadurch kommt kein Geld.

In einem andern Briefe vom J. 1805 äußert er:

> Ich bin jetzt zwar manchmal in gewaltiger Geldklemme, aber auf sicherm Wege reich zu werden, und ich wünsche mir Reichthum um meiner Freiheit und des allgemeinen Besten willen; Gott gebe, daß man einmal ruhig wirken könne.

Mehre Jahre früher, im Juli 1796, hatte Perthes sein Sortiments- und Verlagsgeschäft begründet. Mit großer Besonnenheit und sicherm Blicke äußerte er sich über dies von ihm und seinem Freunde Nessig gewagte und größtentheils mit geliehenem Gelde angefangene Unternehmen. Aber die Idee einer großartigen Gestaltung des Buchhandels war in ihm zu mächtig und sein Abscheu vor einem blos handwerksmäßigen Betreiben desselben zu tief, als daß er nicht nach Kräften hätte Hand anlegen sollen, um dem Buchhandel einen wesentlichen Einfluß auf die Richtung zu geben in welcher Leser und Käufer bei der Auswahl ihrer geistigen Nahrung zu Werke gingen. Demgemäß war er der erste Buchhändler welcher für Literaturfreunde eine Auswahl der vorzüglichsten neuen Bücher aus allen Fächern eingebunden und wissenschaftlich geordnet aufstellte, und daneben Journale und Neuigkeiten des Tages auslegte. Ferner erweiterte und belebte er sein Geschäft dadurch, daß er für eine große Anzahl Familien im nordwestlichen

Deutschland die ältern oder neuern Werke bestimmte die ihrer besondern Sinnesart und Neigung die angemessensten waren, und sie bis in eine Entfernung von 30—40 Meilen, ja bis nach Dänemark, Schweden, Petersburg und England zur Durchsicht und Auswahl versendete. Er schrieb im Herbst 1805:

Meine Geschäfte haben sich mit der veränderten Wohnung so übermäßig vermehrt, daß wir kaum dagegen anzugehen wissen; aber der Laden ist auch der eleganteste in Deutschland, und die Sammlung Bücher die darin steht ist gewiß in solcher Ausgesuchtheit nicht zum zweiten mal zu finden.

Aber hiermit noch nicht zufrieden beabsichtigte Perthes von Hamburg aus die großartigste Verbreitung eines deutschen Buchhandels, und gedachte in London eine Filialbuchhandlung zu begründen. Schmerzlich vermißte er hierbei die nöthigen Kenntnisse, und vor Allem den nicht mehr zu ersetzenden Mangel einer gründlichen Schulbildung. Er sah sich also nach Hülfe um, und fand sie in Johann Heinrich Besser, der ihm von 1798 an der treueste Freund, der zuverlässigste Genosse in Freude und Leid blieb, und später auch sein Schwager geworden ist. Unser Verf. hat ihm auf S. 116 fg. ein würdiges Denkmal gestiftet.

Zunächst der buchhändlerische Verkehr, dann die innerste Herzensneigung führte Perthes mit F. H. Jacobi und mit Claudius, von denen der Erste in Holstein, der Andere in Wandsbeck lebte, zusammen. Hieran schlossen sich nun die engern Verbindungen mit den dem Kreise dieser Männer befreundeten Personen, mit den Grafen Friedrich Leopold und Christian Stolberg, mit der aus ihrem Briefwechsel mit Goethe bekannten Gräfin Auguste Stolberg, mit Niebuhr und Nicolovius, mit dem Grafen Cajus Reventlow, mit der Fürstin Gallizin in Münster, mit Fürstenberg, Overberg und mehren Mitgliedern der freiherrlichen Familie von Droste-Vischering; ferner mit dem edeln Grafen Adam Moltke in Nütschau, über den sich Niebuhr 1803 äußerte, er habe den Löwen in sich, den zu rastlosen Geist, gezähmt und sein morgenländisches Feuer zur Belebung griechischer Gestalten gewendet; endlich mit dem weltkundigen, gelehrten Legationsrath Schönborn. Es ist über alle diese Personen Viel und von sehr entgegengesetzten Seiten geschrieben worden, aber Niemand wird die Schilderungen in Perthes' Briefen, die das Zeichen vollkommenster Aufrichtigkeit tragen, ohne großes Interesse lesen. Wir wollen hier nur an die Lebensbilder der Fürstin Gallizin und des Grafen Friedrich Leopold Stolberg erinnern, die in ihrer tiefen Auffassung so weit von den Bildnissen verschieden sind die Sternberg neuerdings in seiner eleganten, aber etwas oberflächlichen Charakteristik dieser Personen gegeben hat. Von der Fürstin lesen wir unter Anderm (S. 89):

Um nicht gegen sich selbst unwahr zu sein, und demnach nicht die eigene Verzweiflung des Christenthums ihren Kindern aufzudrängen, sollte der Unterricht in der christlichen Religion den sie selbst ertheilte lediglich historisch sein. Zu diesem Zweck begann sie ein ernstes Studium der Heiligen Schrift, welche sie am liebsten in lateinischer Sprache las. Was sie ihrer Kinder wegen begonnen setzte sie bald ihrer selbst wegen fort. Mehr und mehr wurde sie von der Wahrheit des Christenthums, wie ihr dasselbe aus der Heiligen Schrift entgegentrat, ergriffen und durchdrungen, und einmal ergriffen arbeitete sie ihr Leben hindurch mit der ganzen Energie ihres seltenen Geistes daran ihr gesammtes Sein und Thun von der Wahrheit, welche nun ihr Inneres belebte, durchdringen zu lassen.

Ueber den Katholicismus des Grafen Stolberg heben wir folgende Stelle aus einem Briefe an Perthes von 1809 aus (S. 131):

Ich habe Ihren lieben Brief mit der Ankündigung des Deutschen Museums erhalten. Wir werden uns immer verstehen, liebster Perthes. Eine gewisse Stelle der Ankündigung wird vielen Katholiken, ach nur zu vielen, anstößig sein. Mir ist sie es nicht. Die Reformation ging ursprünglich hervor aus reiner Absicht, und so versichert ich auch bin, daß Luther Denen die ihm zufielen mehr nahm als Menschen geben können, so erkenne ich doch die vielen und großen Vortheile an welche Denen die katholisch blieben aus der Reibung, dem Wetteifer u. s. w. hervorgegangen sind. Wider die Person Luther's, in welchem ich nicht nur einen der größten Geister die je gelebt haben, sondern auch große Religiosität die ihn nie verließ ehre, werde ich nie einen Stein aufheben.

Während sich für Perthes in Holstein und in Westfalen das innere religiöse Leben in fest lutherischer und in fest katholischer Form darstellte, während der scharfe Verstand der Gräfin Luise Stolberg einer jeden Dogmatik feindlich entgegentrat, und in seinem Freunde P. O. Runge, dem geachteten Maler, sich die alte Mystik und Theosophie repräsentirte, erkannte Perthes immer mehr, daß das Gefühl, als das unmittelbare Bewußtsein seiner Seele, die einzige Kraft sei welche den Menschen frisch und muthig, Gott und der Welt gegenüber durch das Leben zu führen vermöge. Er erkannte ferner, und hat es noch in späten Jahren bezeugt, daß unter jenen confessionnell so verschiedenen Menschen es einzig die tief in ihrem Innern ruhende Liebe gewesen sei welche ihnen mitten im Gewirr des Lebens Ruhe, Freudigkeit und Einigkeit nicht verloren gehen ließ. Aus vielen hierher gehörigen Stellen entlehnen wir die folgende an Jacobi (S. 146):

Nur wer die Liebe hat kann das Räthsel unsers Seins und unserer Freiheit lösen. Liebe ist die sichtbare Gestalt der Freiheit. Wer liebt, und auch wer nicht liebt, der kann erfahren, wenn er will, daß die Liebe frei ist wie nichts Anderes auf der Welt. Ich bin ein Knecht wenn ich nicht liebe, und ich kann nicht lieben wenn ich Knecht bin, und wer liebt weiß, daß die eigene Freiheit und der Wille Gottes Eins ist und Dasselbe.

Um die Liebe als bleibenden Zustand seiner Seele auch für sich zu gewinnen fühlte Perthes, daß er die Vermittelung einer menschlichen Persönlichkeit bedürfe, und er hatte sie in seiner Gattin Karoline gefunden. Karoline Claudius, die anmuthige Tochter eines frommen Vaters, ausgezeichnet durch hellen Verstand, Tiefe des Gefühls und eine mehr als gewöhnliche Bildung, war voll inniger Liebe zu ihm am 2. Aug. 1797 seine Gattin geworden, und ist ihm in allen Gefahren und Freuden eines wechselvollen Lebens die sicherste Gefährtin geblieben, ja sie bewährte wahren weiblichen Heldenmuth als 1813 Vermögen, Familie und alles äußere Glück zusammenzubrechen drohte. In den ersten Jahren ihrer Ehe fand trotz der wärmsten Liebe zueinander und trotz

einer Sehnsucht die sich in Beider Briefen so oft sie getrennt waren auf das erhebendste ausspricht eine sonderbare Verschiedenheit ihres Innern statt. Perthes bewegte sich durch angeborenen Sinn, frühern Lebensgang und seine folgende Stellung in Hamburg freudig und muthig in mannichfachen äußern Verhältnissen, im Kampfe mit schwierigen Lagen und in Berührungen mit Männern von sehr entgegengesetzter Richtung. Karoline Claudius dagegen hatte eine stille, von dem Gewirr der äußern Welt wenig berührte und nach innen gerichtete Jugend verlebt, sodaß ihr Zurückgezogenheit von dem irdischen Treiben und Freisein von jeder lebendigen Theilnahme für das Vergängliche die Aufgabe des Lebens zu sein schien. Diese widerstrebenden Gesinnungen sind uns in einer Reihe der schönsten Briefe dargelegt, von denen wir aber keinen mittheilen wollen, weil die Ganzheit des Eindrucks nicht durch herausgerissene Stellen wiedergegeben werden kann. Wer aber Gefühl für innere Seelenzustände der Art hat wird die Kraft der frommen Frau mit der sie an sich arbeitete, um den verborgenen Menschen des Herzens kräftig und besonnen nach außen zu bewähren, bewundern, die Wackerheit der Hausfrau, die Zärtlichkeit der Mutter des Lobes werth finden, mit Einem Worte, dem Verf. für die Mittheilung dieser Briefe sehr dankbar sein. Nicht minder ergreifend ist in Perthes' Briefen seine stete Beeiferung für das Glück der geliebten Frau, und seine so warm ausgesprochene Ueberzeugung von ihrer hohen Trefflichkeit. Er schrieb einmal:

> In mir tobt das Böse und ist mächtig; meine Gebete sind nur Nothschüsse und helfen nicht, denn ich bin nicht wie du durchdrungen von der Heiligkeit des Höchsten, von seinem Lichte und seinem Glanze; aber von dir, du meine Heilige, bin ich durchdrungen, und durch die Liebe zu dir werde ich die höhere erlangen, deren ich unmittelbar nicht theilhaftig werden kann... Halte du dich wacker, du fromme Karoline, und mache mich durch dich so fromm wie dich.

Wir müssen hier unsere Mittheilungen über die Herzenskraft und Liebesinnigkeit zweier begabten Menschen abbrechen, glauben sie aber mit gutem Gewissen allen Lesern und Leserinnen denen die Betrachtung innerer Zustände und die Einblicke in merkwürdige Entwickelungen nicht ohne Reiz sind zur Unterhaltung und Belehrung empfehlen zu können. Von Schwächlichkeit oder Albernheit, die auf den Gebieten des frommen Enthusiasmus so oft ihr trübes Unwesen treiben, ist hier keine Spur. Das sei für Die gesagt welche solchen reinen und edeln Verhältnissen wie sie uns hier begegnen eine rohe Misdeutung zu geben geneigt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine kleine Poetengesellschaft aus jüngster Zeit.

Die bewegte, brausende Gegenwart ist der Poesie gar nicht günstig, obwol es nicht an Bebauern fehlt. Schon nach dem Ausspruch eines Alten werden die Musen durch Waffengeräusch und Volkstumult verscheucht und verstummen deshalb. Aber auch das Lied, welches wir als das Kind unserer Zeit zu betrachten haben, ist in wilder Ehe erzeugt und nicht legitim; ja, die Zeit entfremdet nicht nur die Geister der Dichtkunst, sondern macht sie auch ungeschickt zum Produciren. Hat sie doch — obwol sich Tausende dieser Ansicht entgegenstemmen werden — einige ihrer edelsten Söhne, wie Freiligrath und Herwegh, sich entfremdet, und Letzterm sogar den Lorberkranz vom Haupte gerissen. Was für bedeutende Persönlichkeiten werden wir also unter den hier auftretenden Poeten und Dichterinnen aus jüngster Zeit finden können? Und wahrlich war Ref. nicht in der Lage des Kritlers Murkeker, von welchem der Stachelvers erzählt:

> Der bissig-eigensinn'ge Kritikus
> (Er nannte, irr' ich nicht, sich Murkeker)
> Hatt' einst, beim Lesen eines Buchs, Verdruß,
> Weil's gar Nichts d'rin zu kritteln gab, empfunden.
> Da fand zuletzt Herr Murkeker
> Am Schluß fast einen — Tintenkler,
> Und rief entzückt: „Gefunden, ha, gefunden!"

sondern fand auf den Blattseiten ihrer Schriften eine ganze Menge ästhetischer Tintenklere, die das Radirmesser der Kritik nicht auskratzen kann. Gleich die

1. Gedichte von R. Hocker. Köln, Lengfeld. 1847. 8. 15 Ngr.

bieten unbedeutende Gaben einer wohlfeilen Zeitlyrik, die füglich ungedruckt hätten bleiben können. In den

2. Epheublätter. Gedichte von A. K. Berlin, Adolf u. Comp 1848. 8. 1 Thlr.

ist hier und da Schöngedachtes und Zartempfundenes, aber nirgend ein Alto Relievo, an welchem die Seele mit Liebe hängen bliebe. Zur Probe ein paar lyrische Blüten:

> Es ist ein Reif gefallen
> Auf all das frische Grün,
> Es beugen sich die Blumen,
> Um nimmer zu erblüh'n.
> Und an dem klaren Himmel
> Steigt hell die Sonn' herauf,
> Der Reif auf welken Blättern
> Löst sich in Perlen auf.
> Es ist ein Reif gefallen
> Auf meiner Hoffnung Grün,
> Er löst sich auf in Perlen
> Vor meiner Liebe Glüh'n.

Unter den zerstreuten Blättchen (S. 148):

> In mir wogen tausend Lieder,
> Süßer mächtig tönt der Sang,
> Doch kein Wort gibt Das mir wieder
> Was im Herzen mir erklang;
> Und aus Furcht vor dem Mislingen
> Muß ich gegen mein Begehr
> Lieber ohne Worte singen,
> Mir nur hörbar, Keinem mehr.

3. Titan und Eros. Dichtungen von Adolf Doerr. Darmstadt, Leske. 1848. 8. 1 Thlr.

Wenn sich vielleicht der Verf. Goethe's bekanntes Wort:

> Zart Gedicht wie Regenbogen
> Wird auf dunkeln Grund gezogen;
> Darum behaget dem Dichtergenie
> Das Element der Melancholie.

als Gesetz vorgeschrieben, so hat er vergessen oder nicht gewußt, daß der Grund nicht allzu dunkel sein darf, und daß es gerade eine der schönsten Bestimmungen der Poesie ist durch ihr Sonnenlicht und ihre Regenbogenfarben des Lebens Nächte zu erhellen. Doch hat der Sänger des „Titan und Eros" — ein Titel den wir durch des Buches Inhalt wenig oder gar nicht motivirt finden — wol schwerlich an jenen Spruch gedacht, sondern sein ganzes inneres Wesen und seine vorherrschenden

Stimmungen mögen ihn getrieben haben das Leben grau in Grau zu malen, und wenn er singt (S. 138):

Ich habe Nichts gefunden
Im Leben als nur Wunden;
Erfüllt ist schon mein Loos.
Bald unter den Cypressen,
Vergessend und vergessen,
Ruh' ich im Grabesschoos —

so ist der größte Theil der Sammlung eine Variation auf dieses Thema. Wenn auch die Liebeslieder im zweiten Abschnitte des Buchs den Himmel seiner melancholischen Lebensanschauung etwas hellen, so ist doch ein wehmüthiger Ernst sogar in ihnen nicht zu verkennen. Die Balladen und andere ins Epische hinüberspielende Dichtungen sind mehr descriptiv als drastisch. „Die Boa" zeichnet sich durch tropische Scenerie aus, die der Verf. überhaupt zu lieben scheint, wie er denn auch gern seine Phantasie in den Orient schweifen läßt. Zuweilen überrascht uns ein schönes Bild; zuweilen legt er ein Gedicht gut an, führt es aber schlecht aus; zuweilen gibt's auch ohrenbeleidigende Reime.

4. Dichtungen von Egbert Görschen. Würzburg, Etlinger. 1847. 12. 17½ Ngr.

Eine recht klare Vorstellung von Dem was ein Dichter ist hat Hr. E. Görschen nicht. In einer die Sammlung einleitenden Rhapsodie läßt er den Dichter als einen wahren Proteus erscheinen. Bald ist er ihm ein Kind mit greisem Haupte, bald Simson, bald Ikarus; weiter heißt er ihn einen Atlas, einen Lorberbaum, einen Pelikan; dann behauptet er wieder die Dichter seien Lerchen, Gemsen, goldene Aepfel, Priester, Krieger, Herzen, Leuchtthürme, Vesuve, Tafeln, Raben, Schwäne, und Saiten; endlich ist ihm der Poet ein Sohn des Phöbus und ein Hercules. Aus diesem wild phantastischen Durcheinander wird nun der kühle Kritikus kein anderes Facit ziehen als: der Dichter ist ein Proteus, der tausend wechselnde Gestalten annimmt; oder wenn wir eine andere Erklärung geben sollen, die vielleicht Das trifft was Hr. E. Görschen im Sinne hatte, so sagen wir: der Dichter schmiegt in größter Vielseitigkeit an jedes Lebensverhältniß, an die Natur und das Göttliche. Eine gewisse Vielseitigkeit ist auch bei unserm Verf. nicht zu verkennen. Er gibt Natur- und Lebensbilder, die er mit geschickter Hand zu malen weiß. In den Geschichtsbildern bekundet er einen glücklichen Instinct das Poetische in großen historischen Persönlichkeiten und Ereignissen aufzufassen und darzustellen. Aus den politischen Gedichten, welche den Mann von verschiedener Farbe bezeichnen, ziehen wir eines aus, in welchem es dem Senat der Stadt Hamburg, der die deutschen Arbeiter aus der Stadt verwiesen hatte, gar übel ergeht (S. 97):

Du englisirt' hochnasige Meerjungfer Bauernstolz! Du haßt'st
Die eig'ne Mutter, die wol nicht in deine nobeln Cirkel paßt?
Du kennst die Brüder Beefsteaks nur, für Deutsche hast du keinen Raum,
Das Einz'ge, worin deutsch du bist, ist leider! nur — dein Wiesenbaum.
Du könntest Deutschlands Auge sein, das off'ne Thor der deutschen Welt,
Zögst du nicht gold'nen Brosam vor der von dem Tisch Altenglands fällt.
Das Thor zu öffnen brauchst du nur, und Deutschlands Größe zög' herein,
Da wünsch'st du lieber Herrn John Bull's demüthiger Portier zu sein.
Ja, Briten nur heißt Freunde du, zu ihnen schifft Hammonia's Sohn,
Der keine Stadt in Deutschland kennt, doch jedes Dorf in Albion.
Man muß die plumpen Affen seh'n, nach Englands Dudelsack sich dreh'n,
Englisch parliren jämmerlich, und doch die Deutschen nicht versteh'n.
Viel besser wär's, ihr hättet mehr gelernt als wie Altengland spuckt,
Ihr hättet ihm den freien Geist, das kühne Handeln abgeguckt.
Dann wüßtet ihr: dem Ganzen muß nachstehen stets der winz'ge Theil,
Am allermeisten, wenn es geht um eines großen Reiches Heil.
Dann säh' man schwerlich Fackeln glüh'n, Hurrahs durch eure Gassen rollen,
Wenn Dänenkön'ge zu euch zieh'n, die Deutschland gern zerstückeln wollen.
Auch würdet ihr euch nicht so sehr um Richard Cobden reißen,
Der nur getreulich dazu hilft das Mark von Deutschland aufzuspeisen.
Ihr Hansestädte! Nicht mehr sollt ihr diesen edeln Namen tragen,
Abtrünnige! Es wird euch noch der Russ' und Dän' in Fesseln schlagen!
Ihr wendet von der Mutter euch, die euch erzogen hat mit Bangen,
Verbuhlte Töchter! Traget ihr nach Fremden sündhaftes Verlangen!
Es schürte Gott ein Feuer an, der Eintracht Ring daran zu schmieden,
Und Deutschland bot die Hände euch aus allen Gau'n, aus Nord und Süden.
Ihr nahmt das Gold, die Hand, es steigt der Phönix schöner aus der Asche,
Und jaget seine Retter fort, verschließt die Thore, füllt die Tasche.

In den Nummern der „Wanderung" haben wir nichts Besonderes gefunden. „Roland" dagegen ist eine geistreiche, erotische Threnodie, und wiederum bietet die letzte Abtheilung „Satiren, Carnevalslieder und Epigramme" nur wohlfeile Waare ohne piquanten Geschmack.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Selbstverzehrung.

Eine englische Zeitung meldete vor kurzem, daß zu Barnsley in Yorkshire ein Junge lebe mit so wüthendem Hunger, daß, wenn die Nahrung die er fodere ihm nicht sogleich gegeben würde, er sich das Fleisch aus den Armen beiße und es verschlinge. Aehnliches wird von Thieren erzählt. So erwähnt das „Quarterly review" vom Oct. 1812: „Im Jardin des plantes zu Paris existirt eine alte Hyäne. Zufällig hatte sie ein Bein gebrochen. Bevor der Knochen sich wieder zusammengefügt, biß sie sich das Glied in der Nacht ab, und am Morgen fand sich, daß sie es rein aufgefressen, Fleisch und Knochen." Rennie berichtet in seinen „Insect miscellanies": „Ein berühmter Entomolog fing eine grüne Heuschrecke (Acrida viridissima). Beim Versuche sich zu befreien schleuderte sie ein Hinterbein ab. Dies wurde nebst dem Insekt in eine Flasche gethan, und am andern Morgen war es halb verspeist." Selby in seinen „Illustrations of British ornithology" spricht von einem gefangenen Adler der vor Hunger sich das Fleisch von den Beinen geschält. Daß Raupen und Kröten ihre abgeworfene Haut verzehren dürfte ebenso bekannt sein als daß Füchse, Ratten und Mäuse, wenn in einer Falle gefangen, kein Bedenken tragen für ihre Freiheit sich ein Bein oder den Schwanz abzubeißen.

Hundeverstand.

Die „Literary gazette" versichert Folgendes: „Die londoner Hunde sind mitunter ebenso klug wie ihre Herren. Wir wissen von einem, daß er täglich einen Penny zwischen den Zähnen zum Bäcker ging, und sich dafür zu seinem Frühstücke ein Brotchen kaufte. Eines Tages wollte sich der Bäckergeselle einen Spaß mit ihm machen, und gab ihm ein glühend heißes Brotchen frisch aus dem Ofen. Der Hund nahm es zwar, ließ es aber sogleich fallen, schnappte den noch auf dem Ladentische liegenden Penny weg, und lief zu einem andern Bäcker. Er kehrte nie zu dem frühern zurück, sondern wendete sein Geld wie ein guter, rechtschaffener Kunde einem manierlichern Gewerbtreibenden zu." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 308. — 3. November 1848.

Friedrich Perthes.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Das zweite Buch umschließt Perthes' Lebensschicksale in der Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland von 1805—14. Der Verf. beginnt damit, daß Perthes, wenngleich er eine überwiegend religiöse Natur in sich trug, zugleich einen lebendigen politischen Sinn entwickelt hat. Dem unbelebten reichsstädtischen Gemeinwesen von Hamburg ließ sich derselbe nicht zuwenden, um so mehr neigte er sich auf deutsche Seite, sobald der Krieg Frankreichs gegen das Deutsche Reich ausbrach, und er der aus seinen Knabenjahren ein kaiserlich gesinntes Herz mitgebracht hatte wurde ein Feind der Franzosen, sobald er seinen Kaiser und das Deutsche Reich von ihnen bekriegt und bedrängt sah. Seine politische Gesinnung, sagt der Sohn, war eine deutsche im Gegensatz nicht nur zu dem Kosmopolitismus, welcher die Haltung der politischen Lehrsätze höher stellt als die der Nationalitäten, sondern auch zu dem Local- und Territorialpatriotismus, der den Wald vor Bäumen nicht sehen kann. Für die bessere Einsicht in die französischen Pläne war ihm die Bekanntschaft mit Reinhard, Matthieu, Dumas, Villers, die sich längere Zeit in Hamburg aufhielten, besonders förderlich; unter den vielen deutschgesinnten Männern mit welchen Perthes in den Jahren nach dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Gemeinschaft hielt gewannen vor allen Andern Johannes Müller und Niebuhr Bedeutung für seine innere politische Ausbildung. Eine Reihe der schönsten Briefe, von denen die meisten bereits in den von Maurer-Constant 1843 herausgegebenen „Beiträgen zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—9" abgedruckt waren, wird man hier mit der größten Achtung für Perthes und für seinen glühenden Unwillen über die Zerreißung des deutschen Vaterlandes und die Unentschiedenheit seiner Fürsten wieder lesen. Er schrieb an Müller am 27. Oct. 1805:

> Gehen Sie hin zu Preußens König und sagen Sie ihm, was er, ein Deutscher, für Deutschlands Rettung thun kann. Umsonst ist Preußen nicht auf diese Spitze gestellt. Hebe Preußen Deutschlands Panier auf, so schließen Alle sich an, und geben gern ihre geliebte Unabhängigkeit theilweise hin, um nur endlich der Gefahr als Nation ins Auge zu sehen, und nicht Knechte eines Volks zu werden welches sich als Verstandesmaschine von der Faust des Einen brauchen läßt der Alles in der Welt gleich niedrig zu machen strebt.

Kurz darauf schrieb er:

> Muthlos werde ich nicht und will es nicht werden; nie wird es an freien deutschen Männern fehlen, und Gott wird für das Weitere sorgen.

In dieser Gesinnung beharrte Perthes unerschüttert nach den Unfällen bei Ulm und Jena, nach dem Frieden zu Tilsit. Er scheute sich nicht den Zuständen des untergehenden alten Europa schon damals gerade ins Auge zu sehen; er erklärte von Napoleon, er sei eine historische Naturmerkwürdigkeit, dem die Welt von Gott dahingegeben sei, nicht aber damit sie sich ihm füge, sondern damit an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter den entsetzlichsten Wehen, von neuem geboren werde; und er verlor selbst nicht den Muth als nach dem Einrücken der Franzosen in Hamburg alle Zahlungen stockten, als er den Gewinn von 10 sorgenvollen Jahren einbüßte, als er allein in Mecklenburg seinen Verlust auf 20,000 Mark berechnete. Denn er griff keck und rasch von neuem immer in die Geschäfte ein, und führte bald einen sehr belebten Betrieb seiner Handlung herbei; daneben regte er mit großer Thätigkeit nach allen Seiten hin an, in der festen Ueberzeugung, daß nur die Deutschen Europa retten könnten, daß sie, jetzt von ihren Regierungen verlassen, die andern lehren könnten was ihre Verfassung ohne Vernachlässigung hätte werden können, und was die Deutschen durch ihre Gesinnung auch jetzt noch wieder zu erhalten vermöchten. Eine Reihe der trefflichsten Briefauszüge aus den Jahren 1805 und 1806 liegen uns hier vor; wir sehen wie Perthes gar nicht will, daß Napoleon gemäßigt verfahren oder sich begnügen soll, „weil wir sonst verloren wären und den Strick um den Hals hätten"; auf sich selbst aber nahm er, einmal angeregt, keine Rücksicht, und — schrieb er —

> ich habe Gott Lob! eine Frau die meine Gefühle theilt, und wenn Noth an Mann geht mir den Muth nicht nehmen wird... Wer Geist und Kraft, Größe und Leidenschaft in irgend einem Grade hat, der soll und muß jetzt den Blick nach außen richten, um mit zu schaffen und zu gestalten. Wer jetzt nur in seinem Innern Bedeutung hat, der hat gar keine Bedeutung.

So entstanden seine Vorschläge zu einer Verbindung aller deutschen Männer, „deren Grundsätze aber nicht

gedruckt werden, sondern von Mund zu Mund, von Brief zu Brief in Kraft und Saft übergehen müßten"; es entstanden die Anfänge jener stillen Verbrüderung deutscher Männer, welche später in vielen Hundert Fäden ausliefen, und in ganz anderer, besserer, würdigerer Gesinnung eine Einheit des deutschen Vaterlandes erstrebten als Dies von den wühlerischen Rotten im Sommer 1848 in allen Theilen unsers Vaterlandes geschehen ist; es ward endlich in jener Zeit von Perthes das „Vaterländische Museum" zu Ende des Jahres 1809 begründet. Mit welchem Eifer die edelsten Männer dieses Unternehmen begrüßten wird in unserm Buche gezeigt, und versucht den jetzt Lebenden deutlich zu machen, warum das Aufhören dieser Zeitschrift inmitten der ungeheuersten Ereignisse von allen Seiten als ein nationales Unglück betrachtet werden konnte.

Es folgten die Zeiten in welchen Hamburg und das nordwestliche Deutschland dem französischen Kaiserreiche einverleibt worden waren, und in denen Perthes sein buchhändlerisches Geschäft auf das höchste gefährdet sah. Denn Napoleon hatte zwar die Denkfreiheit für die erste Eroberung des Jahrhunderts erklärt, auch die Preßfreiheit in seinen Staaten verheißen; aber ich will wissen, fügte er hinzu, was für Gedanken und Ideen in den Köpfen umgehen. Und so folgten denn jene Hemmungen und Beschränkungen des Buchhandels, die Alles übertroffen haben was vor dem März 1848 ein Gegenstand der lauten Klage gewesen ist, und deren vollständiges Bild wir hier in drei Briefen von Görres an Perthes und in des Letztern eigenen Auseinandersetzungen empfangen. In Paris bestand nämlich die Generaldirection des Buchhandels, in den einzelnen Departements führten die Inspecteure des Buchhandels und der Buchdruckerei die unmittelbare Aufsicht, und neben ihnen beaufsichtigte das Stempeln der einzelnen, zum Eintritt in das Reich gestatteten Bücher der Commissaire vérificateur à l'estampille. Alle diese erhielten als solche kein festes Gehalt, sondern fristeten durch Buchhändler und Bücherliebhaber ihr Leben, ohne daß die Generaldirection in Paris der ausgedehntesten Nachsicht der Localbehörden nur entfernt in den Weg zu treten beabsichtigte. Jeder Buchhändler welcher sein Werk aus Deutschland (also Perthes aus Hamburg) in das französische Reich einführen wollte mußte nun den Titel sechzehn mal, als Originaltitel, Inhalt, Jahreszahl u. s. w., abschreiben und dann die Erlaubniß nachsuchen. Hatte dieser kein Bedenken, so sendete die Behörde den sogenannten Permis an das Grenzdouanenamt, durch welche der betreffende Bücherballen in das Reich eingeführt werden sollte. Von dort aus ging er nun an den Präfecten, an den Inspecteur und Verificateur, ward endlich gewogen, gestempelt, und war alsdann frei. Perthes wußte durch Eifer und Rüstigkeit alle diese Hemmnisse zu umgehen. Denn als er bemerkte, daß die jungen lebenslustigen Leute im Bureau des Generaldirectors sich gern schnell ihrer Arbeit entledigten und mit angenehmer Leichtigkeit auf jeder Liste auf gut Glück 30—40 Artikel strichen, so führte er ihnen in der nächsten Liste solche gestrichene Artikel von neuem auf, und jetzt war Alles unverfänglich. Er gab sich daher oft gar nicht die Mühe die einzelnen Titel aufzuführen, sondern machte allgemeine Rubriken; wenn er z. B. schrieb: Oeuvres complètes in 20 Exemplaren, so kam die Einführungserlaubniß, und nun konnten gesammelte Werke eingehen, sie mochten von Peter oder von Paul sein. Aehnlich finden sich in den aufbehaltenen Listen von Perthes' eigener Hand eingetragen: 25 Exemplare tragédies, oeuvres politiques, poésies, oeuvres diverses, discours, und dazwischen wurden mit guter Laune und zur Verspottung der Pariser Werke über die Rechtschreibung, den Kartoffelbau, über botanische Gärten, und dann in derselben Liste von neuem 25 Exemplare oeuvres diverses, tragédies u. s. w. gesetzt. So geschah es nun, daß Perthes' Handlung eine außerordentliche Ausdehnung gewann, da Wenige seiner Collegen die gegebenen Verhältnisse zu benutzen verstanden, und daß ganz Holland, das ganze nordwestliche Deutschland, England und der Norden Europas zu seinem Gebiete gehörte, welches er massenweise mit dem nach Hamburg gesendeten Verlage seiner Geschäftsfreunde versorgte. Görres schrieb ihm:

> Sie sind als Geschäftsmann ein wahrer Hanseate, und es ist nichts Geringes den geistigen Verkehr eines großen Theils von Europa in seiner materiellen Grundlage zu sichern und zu leiten.

Hören wir Perthes selbst über diese Zustände an zwei Stellen, deren erste im Dec. 1811 an seinen schwarzburger Oheim gerichtet war (S. 230):

> Das sauerste, mühseligste Jahr meines bisherigen Lebens habe ich in diesem Jahre durchlebt; der Umsturz alles Alten nöthigte mich, um nur Etwas zu retten, das neue Wesen mit meinem Geschäft auf das ämsigste anzufassen. Es ist dieser Zeit eigen, daß man nicht durch Zurückziehen sich rettet, sondern durch regsames Vorwärtsgehen. Meine Geschäfte haben sich nicht verringert, sondern vermehrt, und oftmals war mir bange, ob ich mein nicht kleines Schiff durch die gefährlichen Klippen und die unerhörten Stürme durchführen könne, aber Gott Lob! die Hauptgefahren sind beseitigt, und ich sehe etwas Land.

Und wenige Seiten zuvor über das Verfahren der Franzosen und Davoust's, des rauhen, despotischen Gebieters von Hamburg:

> Davoust zwar glaubte, daß nur unsere Literatur es den Deutschen möglich mache sich noch für eine Nation zu halten, doch auch er mußte es bei dem guten Willen bewenden lassen; denn die Sache selbst war seinen Begriffen zu fein. Mit Händen wollte er sie greifen, und vergriff sich deshalb immer nur an einzelnen Männern oder an literarischem Handwerksgerüst. Tiefer ging es nicht. Die Ideologie, wie Napoleon das ihm im Wege stehende Geistige nannte, Das heißt den Sinn für die Wahrheit, die Liebe zu Gott, die Furcht vor ihm und den uns unvertilgbaren Trieb den Ursprung der Dinge zu erforschen — zu alle Dem drang Davoust und seine Gehülfen nicht, und so wurden die Grundsätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein stummes Geheimniß in uns bewahrt, bis die Morgenröthe kam.

Wie heiß sie ersehnt ward, und wie schwer und furchtbar der französische Druck auf Preußen (Perthes war 1812 einige Zeit in Berlin) und auf Hamburg lastete,

wird den Lesern mit brennenden Farben geschildert. In dumpfer, verzweiflungsvoller Trauer schickten sich die Bürger von Hamburg an das Weihnachtsfest zu feiern, als fast Allen unerwartet am 24. Dec. das 29. Bulletin der großen französischen Armee bekannt gemacht ward, und ein Weihnachtsabend in Hamburg gefeiert ward wie es seit vielen Jahren nicht geschehen war.

Die Befreiung Hamburgs durch Tettenborn am 18. März 1813 und die darauf folgenden Begebenheiten liegen uns in mehren Schriften geschildert vor, von denen die Geschichte wie sie uns Varnhagen von Ense überliefert hat alle andern Schriften durch Anschaulichkeit der Darstellung, Aufrichtigkeit der Gesinnung und Richtigkeit des politischen Urtheils überragt. In Perthes' Briefen und mündlichen aufbewahrten Mittheilungen sind nicht blos reiche Ergänzungen enthalten, sondern auch die treuesten Zeugnisse über seine innige Vaterlandsliebe, seine Rührigkeit, Umsicht und alle die von uns bereits mit Varnhagen von Ense's Worten angeführten Vorzüge. So war er der ewig frische Vermittler zwischen dem neu eingesetzten alten Rathe, dessen Halbheit und Zaghaftigkeit so nachtheilig wirkten, und der zu muthiger Thätigkeit entschlossenen Bürgerpartei; nicht minder aber suchte er die Schritte Tettenborn's und seines Hauptquartiers in ihren Beziehungen zu jenen Beiden zu bestimmen, und der Misstimmung seines Freundes, des damals so viel genannten Ludwig von Heß, zu begegnen, welcher leidenschaftlich mit dem Senate grollte, und diese Gehässigkeit auch dem General Tettenborn beizubringen bemüht war. Ueber den Letztern gehen Perthes' und Varnhagen's Urtheile etwas auseinander. Varnhagen sieht in Tettenborn den Anführer, der in der Behauptung Hamburgs das Aeußerste geleistet, und erst am Rande des Untergangs die ihm anvertraute Schar ohne Verlust wieder zurückgebracht hatte; er zeigt, daß alle Männer vom Kriegshandwerk die Behauptung Hamburgs für unmöglich hielten, er schildert uns Tettenborn's glänzende Kriegserscheinung und die außerordentlichen Erfolge die er mit seinen Reitern, wo er nicht zwischen Wällen und Gräben eingeengt war, errungen hatte. Diese letzte Ehre erkennt auch Perthes an, aber er spricht dem General die Geduld und die nöthigen Erfahrungen ab um mit geringen Kräften und beschränkten Hülfsmitteln die Befestigung des weitläufigen Hamburg leiten zu können; er gönnt ihm weder die sichere Ruhe eines bedeutenden Charakters noch das Feuer eines sich selbst vergessenden Helden, er tadelt seinen Leichtsinn, der namentlich jedes feste Organisiren unmöglich gemacht habe. Aus welchen Gründen die Urtheile beider Männer voneinander so abweichen ist leicht zu erklären, aber Tettenborn ist von Perthes zu hart angesehen; denn man stimmt darin jetzt wol überein, daß die Truppen in Hamburg zu gering waren, daß die Stadt trotz ihrer Bürgergarde und der Hanseatischen Legion nicht Alles gethan hatte was die Umstände begehrten (Dies zeigen auch unsere Briefe), und daß endlich die Befehlshaber der im Lauenburgischen und Mecklenburgischen gelagerten Scharen der Verbündeten, Benkendorf und Dörnberg, sich nicht beeilten ihr zu Hülfe zu kommen. So fiel denn Hamburg. Aber was eines Mannes Muth, körperliche Ausdauer und Entschiedenheit leisten konnten um die Bürger aufrecht zu erhalten, Das hat Perthes geleistet. Bald gab er durch seine eigene besonnene Entschlossenheit dem Herrn von Heß den Halt dessen er bedurfte, bald beruhigte er die Bürger, wenn sie ohne gegründete Ursache viele Stunden in der allgemeinen Verwirrung ganz vergessen auf dem Sammelplatze standen, bald und namentlich Nachts suchte er die Bürger auf den entferntesten Posten außerhalb der Stadt auf, und für viele war seine Erscheinung schon eine Quelle der Ruhe und des Muthes. Seine Frau schilderte später den Zustand jener Tage des wieder ausgebrochenen Kampfes (S. 268):

> Seit dem 9. Mai ist Perthes 21 Tage nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bett gekommen. Jeden Tag mußte ich in Sorge um sein Leben sein, und nur zuweilen war er auf eine halbe Stunde in unserer Wohnung. Meine drei kleinsten Kinder hatte ich in Wandsbeck bei meiner Mutter, die vier ältern blieben bei mir, weil ich sie nur mit Gewalt hätte entfernen können. Ich hatte keinen Mann mehr im Hause, Alle waren auf den Wachen. Immer aber gingen Leute aus und ein die essen und trinken wollten; denn keiner unserer Bekannten hatte in der Stadt noch eine Haushaltung. Unsere große Stube hatte ich mit Strohsäcken bedeckt, auf denen bei Tag und Nacht Bürger lagen die sich ausruhen wollten.

In dieser Zeit war es, wo sich Perthes von seiner Frau eine gewisse kleine Schachtel holen ließ. Sie wußte daß sie mit Gift gefüllt sei, und nur mit Zittern konnte sie im Namen Gottes dem Boten die Schachtel übergeben. Aber das Gift war nicht für ihren Gatten, der sich nicht erlaubt haben würde es zu brauchen, und seiner Frau es verdachte, daß sie es von ihm geglaubt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Eine kleine Poetengesellschaft aus jüngster Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

5. Gedichte von Huber Franz von Paula. München, Kaiser. 1847. 8. 1 Thlr.

Auf den ersten Blick angesehen haben die hier gebotenen Gaben einen gewissen Glanz und Klang, aber bei genauer Beschauung findet man nur Rauschgold, oder man hört Rossini'sche Rouladen. Mitunter kommen schiefe Gedanken und bairische Verdrehtheiten. Man höre „Des Baiers Muth" (S. 27):

> Mag Wind und Woge schlagen
> An das gehob'ne Schiff;
> Ich lenk' es ohne Zagen
> Durch Sand und Felsenriff.
>
> Der Glaube ist mein Steuer,
> Die Hoffnung mein Geleit;
> Der Liebe Jugendfeuer
> Stählt meine Kraft im Streit.
>
> Und schau' ich hoch in Lüften
> Der Flagge Weißblauweiß:
> So steigt mir in den Hüften
> Das Blut so voll und heiß.
>
> Ich bin ein Baier! Baiern!
> Ist meiner Losung Wort:

Heil ihm und seinen Scheiern
Durch alle Zeiten fort!

Was Scheier ist wissen wir nicht, wir lernen aber aus diesem Blättchen, daß den bairischen Patrioten das Blut nicht zum Herzen bringt, sondern durch die Hüften steigt. Im „Schlußgedanken" (S. 230) stellt Hr. Dr. Huber Franz von Paula seinen Liedern ein richtiges Prognostikon:

Der Lenz verfliegt,
Die Blüten sinken nieder,
Der Quell versiegt:
Es sterben meine Lieder.

6. Gesammelte Gedichte von H. Klencke. Mit dem Bildnisse und dem Facsimile des Dichters. Leipzig, Wienbrack. 1847. 8. 1 Thlr.

Hier hören wir einen Mann der Bewegung, in welchem das Zeitbewußtsein frische Geistesblüten getrieben. Aber er ist kein Enragirter, kein sich Ueberstürzender: zu vor- und umsichtigem Wirken räth er, piano soll man gehen; das Volk sei noch nicht reif; es hänge noch zu sehr am Materiellen; auch revoltire es erst in Gedanken. So lesen wir in einem Gedicht: „Die Lichtfreunde auf der Affe im Jahr 1845" (S. 20):

Zuerst in treuer Freunde Bund
Pflegt still der Glaubensfreiheit Flammen,
Still geh' das Wort von Mund zu Mund,
Es wachs' in immer gröss'rer Rund'
Zu einer festen Macht zusammen;
Und bricht dann einst die Flamme aus,
Und brennt sie fort von Haus zu Haus,
Dann kann kein Mund sie mehr verdammen.

Nicht so — wenn ihr den Funken früh
Ins Volk, ins buntgescheckte, sprühet,
Zur Flamme wird der Funke nie,
Der hohe Wind der Despotie
Nur schwere Wolken nach sich ziehet;
Er bläst nicht an, wie wir geseh'n,
Er löscht das Feuer — und vergeh'n
Muß mit ihm, wer nicht zeitig fliehet.

D'rum Freunde! Durch Gedankenthat,
Nicht auf dem grünen Rednerhügel,
Legt still im Geiste eure Saat,
Verschmäht des Volkes lauten Rath,
Es hör' nur fern des Geistes Flügel. —
Für lautes Schrei'n gibt's Policei,
Sie steckt die Geister lachend bei,
Und für den Pöbel hat sie Prügel.

Ebenso wird in „Die Deutsch-Katholiken" gezeigt, daß das Volksbewußtsein welches sich im Stillen bilde durch den kleinsten Hauch zur Flamme angefacht werde, und Ronge's Fembrief gegen des Rockes Götzenwunder sei nur wie ein frischer Geistesfunke auf feuerdurstigen Zunder gefallen (S. 23):

Ronge konnt' es nimmer wissen, wen er traf als keck er schrieb,
Wen er rief als er im Zorne einen alten Rock vertrieb.
Nicht den Papst mit seinen Schmerzen, nicht den alten Kirchenplunder,
Nicht das pfäffische Getriebe, Jesuit, Legend' und Wunder —
Nein, er traf die deutsche Freiheit, deutschen Fortschritts trägen Lauf —
Und verwandtes Streben rankte schnell an seinem Namen auf.
Blicket hin in alle Gauen, wo ihr findet die Gemeinden,
Losgesagt vom röm'schen Joche, von der Wahrheit stillen Feinden:
Nicht der Glaube war's — denn glauben kann ein Jeder still das Rechte,
Nein, es war die deutsche Freiheit, die sich regte in dem Knechte.

Wenn der Verf. nach den Märztagen d. J. geschrieben hätte, würde man schwerlich Strophen wie diese, entnommen aus dem Gedicht „Bei Eröffnung eines Ständehauses" (S. 64), finden:

Doch nicht durch rohe, gährende Emeuten
Verklärt das Volk sein volles Morgenroth —
Der blut'ge Kämpfer fand zu allen Zeiten
Verbannung, Kerker — Ruhm im schnellen Tod —
Gesetzlich soll das Volk zur Wehr sich rüsten,
Statt Faust und Keule stark in Wort und Geist —
Stark wird der Geist an edler Freiheit Brüsten,
Schnell wirbt er Gleichgesinnte aller Küsten —
Der Volksgeist ist's der jeden Bann zerreißt.

Bei Vielen möchte das Wort, wo es S. 75 das Ideal eines Königs schildert, Anklang finden:

Das was ein Volk als ein Mann will und muß,
Das steh' verkörpert da — in seinem König —
Ein Monument um den der Lebensfluß
Des Volkes rauscht, ein Leben hundertströmig —
Ein Herrscher ist das Sinnbild der Idee,
Der einen, in der Alles sich versöhnet,
Die Krone trägt beim König die Idee,
Und als Symbol wird ja der Leib gekrönet.

Nicht singe ich der rothen Republik,
Sie ist ein Wahn von tausend Dissonanzen,
Ein Jeder sucht in seinem Willen Glück,
Und strebt die eitle Herrschsucht zu verschanzen;
Unausgesprochen blieb die Harmonie,
Zu einer Stimme müssen tausend klingen,
Unausgesprochen blieb die Monarchie,
Die Grundidee, die Alle soll durchdringen.

Als Regenbogen, schön und ideal,
So wölbe das Princip sich über Staaten —
Wie alle Tropfen in der Sonne Strahl
Erglüh'n zu siebenfarbigen Prismaten,
Und jedes Tröpfchen, selbst das treue Bild
Des Ganzen ist geformt aus Millionen —
So auch sei jeder Einzelne erfüllt
Von den Ideen die im Purpur thronen.

Müssen wir im Allgemeinen urtheilen, daß auch in den Klencke'schen Gedichten der Geist der Poesie sich den politischen Raisonnements nicht recht anpassen will, so wollen wir doch nicht verkennen, daß hier manches Gelungene uns entgegentritt, z. B. „Deutsches Volkslied" (S. 104), „Weinlied" (S. 107), eine artige Idee, und besonders „Des Flüchtlings Heimat" (S. 166).

7. Johannes und Maria. Ein ländliches Gedicht von H. W. Roff. Bremen, Heyse. 1847. 8. 1 Thlr.

Hier treten wir aus der brausenden politischen Gegenwart in eine friedliche Unschuldswelt, der man freilich jetzt wenig Geschmack abgewinnt. Wir erinnern uns kaum je ein einfacheres, kunstloseres idyllisches Bild vor Augen gehabt zu haben wie das vorliegende. Ein paar Nachbarskinder auf dem Lande lieben sich und feiern ihre Hochzeit: Das und nur Das ist der Stoff, der auf 143 Blattseiten ohne Episode, oder Schürzung und Entwickelung eines Knotens in Hexametern verarbeitet wird. Was den Verf. bewog das Werklein drucken zu lassen wissen wir nicht.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Anekdote.

Bedeutsamer Unterschied.

Dr. Johnson bestritt in Gesellschaft den Ruhm einer sogenannten Sehenswürdigkeit. „Wollen Sie behaupten", warf ein Zuhörer ein, „es lohne nicht der Mühe es anzusehen?" „Nein", antwortete der scharfsinnige Doctor, „sondern daß es nicht der Mühe lohne danach zu gehen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 309. —— 4. November 1848.

Friedrich Perthes.

(Beschluß aus Nr. 308.)

Hamburg fiel. Perthes konnte nicht bleiben, er wollte an einem andern Punkte für Deutschland und durch Deutschland auch für Hamburg kämpfen. Er schrieb in den letzten Tagen des Mai an seinen Freund Beneke:

Ich halte die Sache am Ende, und weiß weiter auch Nichts als fortdauernd auf Gott zu vertrauen. Leben Sie wohl, geliebter theurer Mann, wol schwerlich sehe ich Sie wieder; ich gehe mit sieben Kindern und einer schwangern Frau in die weite Welt, ohne zu wissen ob ich in acht Tagen noch Brot habe; doch Gott wird helfen.

Am Abend des 28. Mai flüchtete er Frau und Kinder nach Wandsbeck, und folgte ihnen erst am 29. in der Nacht um 2 Uhr, nachdem er erfahren, daß Tettenborn mit allen seinen Truppen Hamburg verlassen hatte, sendete die Seinigen nach Rütschau zum Grafen Moltke, und eilte auf andern Wegen fort, um der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand zu entgehen.

Jetzt beginnt die Zerstreuung der in sich so fest verbundenen Familie. Für Frau und Kinder hatte Graf Reventlow ein Gartenhaus in Aschau, einsam an der Ostsee gelegen, eingeräumt. Hier ordnete Perthes zunächst seine eigenen Angelegenheiten. Er hatte Alles was er in Hamburg besaß verloren, das baare Geld zum Unterhalt für Frau und sieben Kinder fehlte. Er schrieb von Aschau aus an den Oheim in Schwarzburg:

Glauben Sie nicht, daß ich klage; wer Nichts zu bereuen braucht hat auch Nichts zu beklagen; ich habe vor Gottes Augen gehandelt und oft mein Leben auf das Spiel gesetzt, wie sollte ich nun den Muth verlieren, da ich das Vermögen verloren habe! Was werden wird, wie und wo ich in der Fremde Brot für Frau und Kinder finden werde, weiß ich noch nicht. Wenn indessen nur zwei Drittel meiner noch ausstehenden Foderungen eingehen, so kann ich alle meine Verpflichtungen gegen Dritte erfüllen, aber überall in unserer Gegend ist Jeder außer Stand zu zahlen; im französischen Reiche darf ich meine Foderungen nicht eintreiben, und so wird es mir schwer werden Dritte nicht in Schaden zu bringen; Das ist hart, sehr hart für mich.

Als er indeß mit Hülfe der geretteten Handelsbücher seine Angelegenheiten so gut es sich thun ließ geordnet hatte, verließ er Aschau am 8. Juli, um in Mecklenburg den öffentlichen Angelegenheiten näher zu sein, und durch Einziehung mancher ausstehenden Gelder für den Unterhalt der nächsten Zeit zu sorgen. Köstliche Briefe und Erinnerungen bewahrt unser Buch aus dieser Zeit des Abschieds beider Gatten. „Es war die schmerzlichste Trennung meines Lebens", schrieb er in sein Tagebuch, und in einem längern Briefe seiner Frau lesen wir unter Anderm folgende Zeilen:

Ach, und um meinen lieben Perthes ist meine Seele voll Trauer, Angst und Sorge. Du hast mein Sehnen und Wünschen um etwas mehr Ruhe und Zeit für Perthes gekannt, und nun muß er, da er alles in 17 schweren Jahren Erworbene verloren hat, im allerglücklichsten Falle wiederum sein Arbeitsjoch auf sich nehmen, das schwerer sein wird als das frühere. Bete zu Gott, daß ich nicht verzage.

In Mecklenburg bewirkte nun Perthes für Hamburg die wichtigsten Erfolge. Zuerst erlangte er, daß das Geld welches die „großen und guten" Engländer zur Unterstützung der Hanseaten bestimmten, auch für die vielen Flüchtlinge mit verwendet würde welche Hamburg und Lübeck hatten verlassen müssen, und nun die Waffen gegen ihre Dränger tragen wollten. Hierzu bildete er einen Hülfsverein. Zweitens begründete Perthes unter Zustimmung der verbündeten Mächte das Hanseatische Directorium, dessen Mitglieder außer ihm die beiden Syndici Gries und Curtius von Hamburg und Lübeck, ferner die Hamburger Mettlerkamp, Beneke und Sieveking waren, und ließ dies am 15. Aug. ins Leben treten. Dadurch kam Einheit unter die zerstreuten Hanseaten, die Städte selbst erschienen als selbständig, und gaben sich durch Aufstellung einer eigenen Kriegsmacht eine höhere Bedeutung, weil damals nur der größere oder kleinere Staat auf äußere Unabhängigkeit hoffen durfte welcher Muth genug besaß Alles für dieselbe einzusetzen. Den Anhalt hierzu gaben die Trümmer der Hanseatischen Legion und der hamburgischen Bürgergarde, welche sich nach Mecklenburg gerettet hatten, beide in der traurigsten Lage. Perthes schrieb:

Schwer liegt mir unsere Legion auf dem Herzen; sie ist das Capital an Gut und Blut welches die Städte ausgethan haben. Herrliche, liebe, junge Leute von frischem Leben und verwegener Kühnheit machen vier Fünftheile derselben aus, aber sie sind hülflos in die Welt gestoßen, und sind Entbehrungen und Verführungen aller Art wie keine andern Truppen preisgegeben, und Niemand nimmt sich ihrer an. Unreines, böses Gut haben unsere Kosackenfreunde ihr gleich nach der Errichtung einverleibt, und die Feigheit und Gleichgültigkeit unsers Senats hat es nicht verhindert. Unordnungen und Schandthaten werden von solchen Banditen, die man auszustoßen

nicht die Entschlossenheit hat, verübt; unser hanseatischer Name wird durch sie geschändet, Ehre und Sittlichkeit der Kinder unserer Mitbürger ist ihnen dahingegeben; Dem muß abgeholfen werden, und so wahr ein Gott lebt, ich lasse diese Sache nicht fallen, und ich ruhe nicht bis die Tenne gefegt ist, und ich werde durchdringen, denn ich wende mich an die Engländer, und die werden mich verstehen.

Es gelang ihm auch diese dritte Bethätigung seines Patriotismus, denn England nahm die Hanseatische Legion in seinen Sold, und stellte sie etwas später unter den Befehl des Oberst v. Witzleben, dem sich, durch Perthes' kluges Betreiben fast genöthigt, auch Mettlerkamp mit der hamburgischen Bürgergarde am 29. Oct. unterordnete, sodaß die Hanseaten wieder ein Ganzes bildeten. Was er viertens in Aussicht einer künftigen bessern Verfassung der Hansestädte schon damals überdachte oder mit seinen Freunden besprach, verursachte große körperliche und geistige Anstrengung, und verdächtigte sein Streben bei den starren Anhängern des Alten, weil sie glaubten Perthes wolle durch die Hülfe Fremder die Verfassung von Hamburg ändern. Er schreibt einmal:

Möge Gott mir helfen das Rechte zu thun, und mich vor Ueberhebung meiner selbst bewahren. Rein will ich bleiben, mit gutem Gewissen will ich das Vaterland betrachten können, und mit freier Stirne in die Städte zurückkehren.

Diesen öffentlichen Verhältnissen folgt wieder eine Reihe inniger Familienbriefe. Das Leben der in Aschau zurückgelassenen Familie war traurig und einsam, die äußern Verhältnisse wie in der gewöhnlichsten Landwohnung, die nothwendigsten Bedürfnisse für einen größern Haushalt, als Brot, Salz, Seife, Oel, unter einer Stunde Wegs gar nicht zu bekommen, Fleisch und Weißbrot hatte die Familie 18 Wochen lang nicht im Hause gehabt, obschon die eine Stunde weit entfernten Grafen Reventlow und C. Stolberg ihr große Freundlichkeit in Worten und Werken erwiesen. Frau Karoline besaß allerdings stille Kraft und ruhige Besonnenheit, um dem Hause vorzustehen, auch war sie eine fromme Dulderin; aber das geängstete Herz machte sich doch in Klagen Luft, welche die rührendste Anhänglichkeit an den abwesenden Gatten, von dem sie Wochen, ja Monate lang keine Nachricht erhielt, und die zärtlichste Mutterliebe aussprechen. Wir rechnen diese Briefstellen zu den schönsten des Buchs. Nur zwei wollen wir hier so kurz als möglich mittheilen, die eine aus den Stunden, wo die Sorge für ihres Mannes allerdings bloßgestelltes Leben den Gedanken an die Gefahr überwog welcher sie selbst entgegengehen sollte.

Wie sollte ich mir einreden dürfen, daß gerade du, mein lieber Perthes, erhalten werden müßtest! Tausende von Männern nimmt Gott in dieser Zeit hinweg, die von Frau und Kindern festgehalten und geliebt wurden wie du von mir. Perthes, mein lieber Perthes, deinen leisesten Wunsch wahr zu machen, wenn ich den Jammer erleben sollte ohne dich auf der Welt zu sein, wird die einzige Freude sein die ich mir dann noch denken kann. Sage mir doch mehr, damit ich thun kann was du willst.

In einem andern Briefe schrieb sie:

Wenn du mich liebst, so sorge, daß wenn ich sterbe meine Kinder und sonderlich meine kleinen Kinder in Hände kommen, wo sie Gott lieben lernen ehe und ohne daß sie es selbst wissen. Das allein ist die Hauptsache, alles Andere genügt sonderlich für die Kleinen nicht, deren Herz, in dem so Vieles schläft, erst aufgeschlossen werden soll.

Und eben diese Frau schrieb ihrem Manne nach seiner Aechtung nebst neun andern Hamburgern durch die Franzosen voll echten Heldensinns (S. 295):

Daß dein Name, lieber Perthes, unter den zehn Feinden des Gewaltigen steht, Das soll uns eine Ehre und eine Freude sein so lange wir leben.

Solchen Briefen gegenüber finden wir in Perthes' Briefen aus derselben Zeit einen ebenso thätigen als frommen Sinn. In einem derselben — die Auswahl ist wirklich schwer — heißt es:

Gott wird helfen, ich thue was ich nicht lassen darf. Keine Thorheit und kein Wahn verhindert mich zu sehen, daß Mangel an Talenten und an Kenntnissen, daß Alter und der bisherige bürgerliche Beruf mir, da es an tapfern jungen Männern nicht fehlt, ein eigentlich militairisches Wirken nicht vorschreiben; aber meine Aufgabe ist es der Wahrheit und Gerechtigkeit wo es nur angeht mit Verstand das Wort zu reden, und zu zeigen, daß Gottes Wille nicht untergegangen ist im Menschen, wenn auch Sündhaftigkeit und Schwäche nirgend den Gotteswillen rein und völlig erscheinen lassen. Daß man aber in Zeiten wie die jetzigen, in denen der Streit des Bösen mit dem Guten so gewaltig ist, Nichts ausrichten kann, wenn man sich nicht aussetzen will, daß man um zu schaffen Leib und Leben, Gut und Blut daran setzen muß, um der Wahrheit und den Rechten die Ehre zu geben, Das, mein edles Weib, weißt du so gut als ich. Ich habe Muth und Kraft und Demuth, und bin einig mit Gott und mit mir selbst. Liebe Herzens-Karoline, sei muthig und ruhig; Gott wird dir und mir helfen!

Diese Zeilen waren im Aug. geschrieben, aber noch fast zwei Monate mußte die liebende Gattin auf die Zeit warten, wo Perthes aus der kriegerischen in eine friedliche Laufbahn versetzt war. Nach der Schlacht bei Leipzig widmete er den bremisch-hanseatischen Angelegenheiten seine Theilnahme, und konnte sich sagen, daß er vorzugsweise mit geholfen habe das Werk der Bewaffnung zu einem guten Ende hinauszuführen. Sodann als einsichtsvolle Männer mit dem Anfange des Monats Nov. 1813 von Seiten des Kronprinzen von Schweden und des hanöverschen Ministers, Grafen Münster, allerhand bedenkliche Gelüste auf den Besitz der Hansestädte wahrzunehmen meinten, ging er mit Smidt von Bremen und Sieveking nach Frankfurt in das große Hauptquartier, um den Freiherrn von Stein und den Fürsten von Metternich für die Selbständigkeit der Hansestädte zu gewinnen. In einer langen Unterredung erhielt er von Beiden die übereinstimmenden Erklärungen über die Freiheit der Städte und ihre Stellung im künftigen Deutschland, und sehr bald darauf erkannten die Monarchen die Selbständigkeit der Hansestädte in besondern Handschreiben an. Nichts hätten sie, sagte Stein, von dem Kronprinzen von Schweden zu fürchten; man kenne ihn schon mit seinen Projecten und Intriguen, und wisse daß der Schmuz der Revolution ihm noch anhinge. Sobald die Absichten welche derselbe vertraulich geäußert hätte officiell bekannt würden, werde man ihn mit seinen 25,000 Mann, die theuer genug bezahlt würden, einpacken und nach Hause schicken. Für die Verfassung der Städte empfehle er Abschaffung der alten Misbräuche, und die Gleichstel-

lung der drei christlichen Confessionen in allen politischen Verhältnissen mache er zur dringenden Pflicht; aber kein Jude dürfe als gleichberechtigt aufgenommen werden — eine Aeußerung die dem Freiherrn von Stein in unsern jetzigen deutschen Ständeversammlungen den Namen eines gewaltigen Reactionnairs verschaffen würde.

Nachdem Perthes das große Glück genossen hatte am ersten Weihnachtsfeiertage 1813 seine Familie in Kiel, wohin sie von Aschau in das Haus des Grafen Moltke gezogen war, zu umarmen, beauftragte ihn der schwedische Generalstab mit zwei von Lübeck und Bremen Abgeordneten die Verwaltung und Verwendung der bedeutenden Summen zu übernehmen welche der Kronprinz zur Unterstützung der aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Perthes ging deshalb nach Flottbeck, zwei Stunden unterhalb Hamburg, und konnte von hier aus die Lage Hamburgs in ihrer ganzen Erschrecklichkeit überschauen. Perthes sagt:

Was Davoust that konnte vielleicht in der Stellung eines belagerten Generals seine Entschuldigung finden, aber wie er that, was er that, läßt sich nur aus der Wuth und aus der Stumpfheit eines Bösewichts ableiten. Denn kein Ausdruck reicht hin, um das Elend dieser Gegend zu bezeichnen; gesehen muß es werden; aller Jammer den ich an mir und an Andern in den letzten drei Vierteljahren erlebt habe ist Nichts gegen diese Gegenwart.

Um so mehr wirkte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dahin, daß der Abzug der Franzosen zu einer der Vorbedingungen aller Verhandlungen mit Napoleon gemacht würde. Um ihn drängten sich jetzt Alle die Auskunft, Rath, Unterstützung verlangten, und die zum großen Theil noch erhaltenen Briefe aus jener Zeit geben ein Bild von der fast unglaublichen Masse von Anfoderungen, welche an einen Mann ergingen der weder ein Amt noch einen Rang hatte. Aber er stand im Mittelpunkt aller Geschäfte welche sich auf das Schicksal Hamburgs in diesen Wochen bezogen, entwarf außerdem den Plan einer Centralunterstützungsbehörde, an deren Spitze der thätige Senator Abendroth trat, und sah sich vom Jammer der bei der Belagerung verwundeten Russen und Hanseaten sowie vom Elende der vertriebenen Hamburger umgeben, bis ihn endlich ein Beinbruch, trotz dem er 14 Tage lang umhergestiegen und auf Requisitionskarren umhergefahren war, am 19. Febr. nöthigte in Kiel festzuliegen. Er schrieb an Besser:

Hier habe ich nun nach manchen Irrfahrten fest vor Anker gehen müssen; es ist hart, so ein Schicksal in diesem Augenblick; hätte man's noch von einer Kugel, so ließe man sich's gefallen.

Aber Frau und Kinder freuten sich den Vater wieder zu haben, die kieler Freunde brachten ihm geistige Anregungen, mit Besser berieth er die Mittel zur Wiedereröffnung des Geschäfts, und eifrig gab er sich der lang entbehrten Freude des Lesens hin. Aufs neue fesselte ihn Goethe's „Wahrheit und Dichtung". Er schrieb damals:

Wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott ist, möchte ich Goethe's „Wahrheit und Dichtung" das Buch des Lebens in der Welt nennen.

Wir merken noch hier an, daß an literarischen Urtheilen der vorliegende Band nicht überreich ist; denn wir haben uns nur eine längere Stelle über das Goethe'sche „Heidenthum" und einen bittern Tadel über die undeutsche Gesinnung in Goethe's „Eugenie" angezeichnet.

Der letzte Theil des Buchs beschäftigt sich mit dem Parteistreit der sich unter den Hamburgern bei der bevorstehenden Räumung ihrer Stadt über deren künftige politische Gestaltung erhob. Manche sahen in Perthes den Mann welcher eine Vermittelung zwischen dem Alten und dem Neuen zu Stande bringen könne und müsse. Perthes aber war besonnen genug sich nicht fortreißen zu lassen. Er schrieb darüber:

Sie machen zu viel aus mir. Wenn die Verhältnisse es verlangten, bin ich gewiß nie aus dem Wege gegangen; oft habe ich mit nur zu großer Lebhaftigkeit zugegriffen; aber nur mich unberufen aufzuwerfen, Das thut nicht gut und geht auch nicht.

So hielt er sich also ganz zurückgezogen bis zum 31. Mai, wo er wieder in seine hamburger Wohnung zurückkehrte, und wollte nach dem Wiederantritt des alten Senats Nichts mehr sein als Mitglied der Bürgerschaft. Die Geistesstimmung mit welcher er in das frühere Verhältniß zurücktrat läßt sich aus seinen Briefen an Villers und F. H. Jacobi erkennen. Da heißt es unter Anderm:

Was auch künftig große und kleine Tyrannen beginnen mögen, es wird ihnen doch nicht möglich sein den Geist ordnungsmäßiger Freiheit, den Sinn für Verfassung und für ständische Rechte bei den Völkern zu unterdrücken. Hat es doch auch seitdem das Christenthum in die Welt getreten ist noch Aberglauben und Unglauben genug gegeben, und schlechte Päpste und dumme Superintendenten haben ihr Unwesen getrieben; aber hohe, geistige Idee, Sinn für göttlichen und sittlichen Adel sind nicht wieder auszulöschen gewesen. Klinger hat gesagt, die Französische Revolution sei ein Schauspiel, worin Hölle und Himmel thätig waren, aber der Himmel schweige. Nun hat der Himmel gesprochen, und er wird nicht wieder schweigen. Getrost für mich gehe ich der Zukunft entgegen, und voll guter Hoffnung für meine Kinder.

Ob wir die Hoffnung dieser im Mai 1814 nach schwerem Unglück geschriebenen Worte auch in der unseligen Zerstörung welche uns im Oct. 1848 umgibt theilen können? Wir gestehen Dies nicht zu vermögen. Um so lieber aber haben wir diesen Bericht über Friedrich Perthes' Leben und Wirken hier bald möglichst abgegeben. Denn in den Zeiten denen wir jetzt entgegensehen wird Deutschland solche Männer nöthig haben wie er einer war, und ihr Lebensbild bedarf der Erneuerung. 17.

Bibliographie.

Bunge, F. G. v., Das liv- und esthländische Privatrecht wissenschaftlich dargestellt. 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 2ter Theil, das Familien- und Erbrecht enthaltend. Reval, Kluge. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Challoner, R., Betrachtungen über die großen Heilswahrheiten der christlichen Religion auf jeden Tag des Monats. Aus dem Englischen frei übersetzt von einem katholischen Geistlichen. Nebst einem Anhang von Morgen-, Abend-, Meß- 2c. Gebeten. Berlin, Aschendorff. 8. 10 Ngr.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein. Nach der lateinischen Urschrift und alten deutschen Uebersetzung neu herausgegeben von E. v. Bülow. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1849. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Geib, G., Die Reform des deutschen Rechtslebens. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleist's, H. v., Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von E. v. Bülow. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Knors, F., Predigten auf Weihnachten, Ostern, Pfingsten und deren Vorfeier. Crefeld, Gehrich u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Lebensbilder aus der Seelsorge. In Verbindung mit anderen Geistlichen herausgegeben von F. Herbst. 1stes und 2tes Buch. Augsburg, Rieger. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Nicolovius, A., Ferdinand Delbrück. Ein Lebensumriß. Mit 1 Bildnisse. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Redepenning, E. R., Vorschläge und leitende Gedanken zu einer Kirchenordnung für das protestantische Deutschland auf Grundlage der Geschichte und der Zustände der Gegenwart. An Mitglieder der bevorstehenden evangelischen Synoden, vornehmlich die Laien unter ihnen, und Alle, die in den Fragen über Lehre, Verfassung und Gottesdienst unserer Kirche Verständigung in Liebe suchen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Scribe's Romane. 5ter Band. — A. u. d. T.: Eine Geliebte und Gewissensbisse. Erzählungen. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 15 Ngr.

Andreas Sempacher, der Teppichhändler aus Tyrol auf seinen Fahrten und Wanderungen oder Geheimnisse eines Zöglings unbekannter Oberer. Vom Verf. von Jeannette, das Kammermädchen. 1stes und 2tes Bändchen. Meißen, Goedsche. 16. 15 Ngr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volks gewidmet. Für das Jahr 1849. Stuttgart, Franckh. Br. 8. 16 Ngr.

Werner, J., Der heilige Kastulus. Eine Legende. Neu bearbeitet und herausgegeben. Mit einem Anhang. Landshut, Thomann. 1847. 12. 3 Ngr.

Zeibig, H., Eine deutsche Sage. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Alvensleben, L. v., Fürst Metternich. Biographische Skizze nach den besten Quellen und den neuesten Ereignissen entworfen. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 4 Ngr.

Anschluß an Deutschland, auch Anschluß an den Zollverein? Eine Lebensfrage für Oesterreich. Patriotische Stimme zur Beherzigung des Handelsministeriums und des Reichstages, von einem Vaterlandsfreunde. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 4 Ngr.

Brockmann, K., Unsere Zukunft. Eine Ansprache an das Volk. Rostock, Stiller. Gr. 8. 3½ Ngr.

Brunner, S., Schreiberknechte. Eine Serenade für das papierne Kirchenregiment. Regensburg, Manz. 8. 6¼ Ngr.

Bunsen, C. C. J., Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft, zur Hebung der inneren Anstände und zur kräftigen Darstellung des Einen Deutschlands dem Auslande gegenüber. 2tes Sendschreiben an die zum Deutschen Parlamente berufene Versammlung. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 9 Ngr.

Goßler, A., Von der Bedeutung der Naturwissenschaften und von der Bedeutung der Theologie. Breslau, Lucas. Gr. 8. 5 Ngr.

Grimm, G., Was haben wir von der Emancipation der Juden zu fürchten? Pesth, Emich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Heinrich, K., Die Schreckenswoche in Prag vom 12. bis 18. Juni 1848. Nach eigner Anschauung und den Berichten von verläßlichen Augenzeugen zusammengestellt. Mit mehreren Kupferstichen. Prag. 8. 7 Ngr.

Hoffmann, F., Politisches Hausbüchlein für den deutschen Bürgers- und Bauersmann. Halle, Anton. 8. 8 Ngr.

Holläufer, A. v., Zwei Jahre im Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Staatsdienste. 1stes und 2tes Heft. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Juden verlangen Emancipation! Soll man die Juden emancipiren? Pesth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kayser, C., „Was war einst Deutschland, was ward es und was ist es durch Preußen und seine Könige geworden?" Rede im Preußen-Verein für constitutionelles Königthum zu Halle gehalten. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Kossuth als Staatsmann gegenüber von Oesterreich und Deutschland. Wien. 8. 2 Ngr.

Liese, C., Ueber öffentliche Versorgung der arbeitenden Volksklasse in Lagen der Krankheit und Noth. Ein Mittel zur Beseitigung des Proletariats und als Beitrag zur Staats- und Medicinal-Reform. Arnsberg, Ritter. Gr. 8. 12½ Ngr.

Moser, G., Was soll aus unsern Kindern werden? Ein dringendes Wort an alle Familienväter in Bezug auf die projectirte Trennung von Kirche und Schule. Reuß, Schwann. Gr. 8. 1 Ngr.

Nothwendigkeit und Grundlagen einer Reform der Universitäten Deutschlands. Heidelberg, Hoffmeister. Gr. 8. 4 Ngr.

Olawsky, E., Preußens Stellung zu Deutschland nach dem 6. August erörtert. Lissa, Günther. Br. 8. 7½ Ngr.

Der Panslavismus in Ungarn. Seine Zwecke und die Mittel, welche er zu deren Erreichung in Anwendung bringt. Pesth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Philippi, F. A., Predigt, gehalten am Sonntage Reminiscere 1848 beim academischen Gottesdienste zu Dorpat. Dorpat, Karow. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Predigt, gehalten am Bibelfeste den 17. Sonntag nach Trinitatis 1847 zu Dorpat. Ebendaselbst. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Prochazka, J. J., Ein Konstituzionsentwurf. Oestreichs konstituirender Reichsversammlung gewidmet. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 4 Ngr.

Eine alte Rede über die Preßfreiheit, besser als viele neue! Herausgegeben von T. Opitz. Creutzburg, Müller. 8. 3 Ngr.

Reinhard, L., Die Meklenburgische Rangordnung. Ein Vortrag, gehalten in der letzten Hauptversammlung des Vereins zur Erweckung des Nationalgefühls in Püddelkow. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Robitsch, Offene Antwort auf das „Offene Sendschreiben" des Herrn Pastor Biberauer, an die römisch-katholische Geistlichkeit zu Cilli in Steiermark. Gratz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Seydel, C., Reden die in Berlin nicht gehalten wurden. I—III. Den Wahlmännern des Saalkreises gewidmet. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Simon, Ueber den Muth des Christen in dieser Zeit. Predigt, gehalten am 17. September 1848 zu Merseburg. Merseburg, Garcke. 8. 2 Ngr.

Soltau, F., Unser Recht der Abgeordneten-Wahl und dessen Garantie. Politisches Glaubensbekenntniß. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Struve, G., Die Grundrechte des deutschen Volkes. 2te Auflage. Birsfelden. 8. 2½ Ngr.

Teutschland und die Teutschen. Wie es war, wie es ist — wie sie waren, wie sie sind. Eine zeitgemäße Betrachtung mit Beziehung auf Sprache und Gemeinsinn für jeden Teutschen. Augsburg, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Voigts-Rhetz, C. v., Die strategische Bedeutung des Großherzogthums Posen bei einem Kriege Rußlands gegen Preußen und Deutschland. Eine militairische Denkschrift. Berlin, Mittler. Gr. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

৪ l ä t t e r

f ü r

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 310. —— 5. November 1848.

Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium. Hodegetische Vorträge von Chr. J. Braniß. Breslau, Gosohorsky. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon der Titel dieses Buches fodert die Kritik heraus. Die Gegenwart soll eine wissenschaftliche Aufgabe haben welche leitende Idee beim akademischen Studium zu sein vermag. Darin widerspricht sich Alles. Zuerst die Gegenwart, welche eine wissenschaftliche Aufgabe haben soll. Unter der Gegenwart wird man den Geist der gegenwärtigen Zeit zu verstehen haben; dieser aber ist wie der Geist einer jeden Zeit auf die bestimmten praktischen Interessen welche gerade diese Zeit beherrschen gerichtet, und dient dem unmittelbaren welthistorischen Fortschritt: wie sollte er zu einer rein theoretischen Aufgabe, denn Das ist doch eine wissenschaftliche, kommen? Das Organ der Wissenschaft ist der reine Wahrheitssinn, welcher sich einer Einwirkung und Färbung von Seiten des Zeitgeistes zwar niemals ganz wird entziehen können, aber an und für sich etwas Anderes ist, und von derselben wenigstens frei sein sollte. Oder soll die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart blos die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft bedeuten, so muß man fragen, wie sich denn überhaupt von Einer Aufgabe für alle Wissenschaft reden lasse, da der Aufgaben doch sonst so viele sind, wie die Dinge und die Seiten der Dinge mit denen sich die Wissenschaft beschäftigt. Ferner ist die Aufgabe der Wissenschaft, sei sie allgemeinerer oder besonderer Art, gar nicht auf solche Weise vor der Wissenschaft, daß man sie abgesondert aussprechen könnte; denn wer sollte sie ihr geben? Sie ergibt sich nur im Laufe der Forschung, und mit ihrer Lösung zugleich; erst wenn diese vorliegt, wird man inne was die Aufgabe war; im voraus würde man, wenn etwa ein höheres Wesen sie uns vorlegte, gar nicht wissen wovon die Rede sei, wie denn ja auch jede Frage im gemeinen Leben nur durch die Antwort verständlich ist welche man auf sie erwartet. Im voraus läßt sich für die Wissenschaft, und dann freilich auch für a l l e Wissenschaft, die Aufgabe nur in dem ganz formellen Sinne feststellen, daß man eben herausbringen solle wie es sich mit den Dingen verhalte; so aber ist die Aufgabe der Wissenschaft nicht einer besondern Zeit eigenthümlich, sondern von jeher dieselbe gewesen, wie sie dieselbe auch immer bleiben wird. Es kann also auch von einer solchen Aufgabe welche in irgend einem Sinne l e i t e n d e I d e e wäre nicht die Rede sein; denn zu einer solchen wird doch mindestens ein bestimmter Inhalt erfoderlich sein, eine fruchtbare Aussicht auf ein genau begrenztes Ziel, während jene Aufgabe nur darin besteht, daß man sich die völlige Unbefangenheit zur Entgegennahme eines jeden Inhalts bewahrt. Oder sollte etwa die wissenschaftliche Forschung der Gegenwart wirklich durch die Aussicht auf ein solches Ziel beherrscht werden, wie man etwa früher gewisse theologische Dogmen im Hintergrunde hatte, auf welche die Wissenschaft, es mochte kosten was es wollte, hingelenkt werden mußte, so wäre solches Ziel gerade ein wissenschaftliches nicht mehr. Und wie es sich endlich auch mit dieser wissenschaftlichen Aufgabe der Gegenwart verhalten mag, so ist mindestens nicht einzusehen wie sie gerade dem akademischen Studium als leitende Idee dienen könne; denn wenn wir dieses betreiben, stehen wir noch gar nicht auf der Höhe der Wissenschaft und Gegenwart, sodaß das objective Gesetz ihres Fortschreitens, worin es auch bestehen möge, auch das Gesetz unsers Thuns und Treibens sein könnte, sondern wir sind nur erst mit Erwerbung der Vorkenntnisse beschäftigt die uns auf jenen Standpunkt erheben, und unser Subject zu solchem Eintritt in den Entwickelungsgang der Sache selbst vorbereiten sollen.

Es ist nicht möglich ein Buch das sich selbst auf so verworrene Weise ankündigt mit günstigem Vorurtheil durchzulesen; doch darf der Verf. nicht ungehört verdammt werden. Wenn nur nicht sogleich der Eingang des Buches einen ähnlichen Eindruck machte. Hr. Braniß sagt:

> Hodegetische Vorträge können den Zweck nicht haben dem jungen Studirenden bei seinem Eintritt in die Akademie eine Art von praktischer Lebensweisheit entgegenzutragen, die ihn vor Misgriffen bewahren, und es ihm ersparen soll durch Schaden klug zu werden. Denn es liegt in dem Begriff einer praktischen Lebensweisheit eben durch das Leben selbst gewonnen, durch eigene Erfahrung und Witzigung erworben zu sein; eine von Andern mitgetheilte Weisheit ist eben deshalb keine praktische, sondern eine Theorie.

Sonderbar! Ein gutes Wort bedarf freilich einer guten Stätte, und wo es auf den dürren Felsen fällt, geht

es nicht auf; sollen wir aber darum nicht säen, sondern warten, bis auch der fruchtbare Boden mittels uranfänglicher generatio aequivoca auf dem langsamsten Wege erzeugt was er so viel schneller und leichter aus gutem Samen hervorbringen könnte? Oder wird etwa nur Das erlebt was uns in unserer individuellen Einsamkeit begegnet und einfällt, und nicht auch was Andere innerlich bewegt — ist etwa nicht auch das Hören ein Erleben? Nicht alles Hören; Das ist richtig, aber auch was uns selbst begegnet wissen wir wol leider nur zum kleinsten Theile vollkommen zu begreifen und zu benutzen.

Aber weiter. Die Hodegetik welche der Verf. beabsichtigt hat also von Haus aus eine rein wissenschaftliche Tendenz. Sie stellt sich die Aufgabe, den jungen Akademiker, bevor er noch seine Kraft und sein Interesse einer besondern Richtung des intellectuellen Lebens zuwendet, schon auf den Standpunkt der Idee zu erheben von welcher alle jene Richtungen wie Radien von dem Mittelpunkte ausströmen und ihr Wesen empfangen; und zwar will sie diese Idee aussprechen nicht in jener Allgemeinheit in welcher dieselbe über dem Wechsel der zeitlichen Erscheinung stehe, sondern in der bestimmten und eigenthümlichen Gestalt in welcher sie das bewegende Princip des wissenschaftlichen Lebens der Gegenwart bilde. Das ist nun in Zeiten die nicht im Erzeugen, sondern in der Aneignung des Erzeugten, nicht in der Production, sondern in der Reflexion leben leicht — denn die Idee hat sich hier im allgemeinen Bewußtsein schon eine Gestalt gegeben und ist im Popularwerden begriffen; schwer dagegen in den Zeiten der Production, wo eine noch im Gestaltungsproceß begriffene Idee schon in bestimmter Fassung vor den Zuhörer hingestellt werden soll. Die jüngstvergangene Zeit war eine reflexive, die gegenwärtige ist productiv, eine Frühlingszeit, und gehört daher der Jugend an.

Zweite Vorlesung: „Von dem intellectuellen Princip der alternden Zeitbildung." Dieses wird durch die Hegel'sche Philosophie am vollständigsten vertreten, in welcher das Reale und Ideale, Subjective und Objective, Freie und Nothwendige am vollständigsten vermittelt war, indem hier der Gedanke für die alles Wirkliche absolut durchdringende Macht, ja für alle Wirklichkeit selbst erklärt wurde. Zugleich behauptete man hier auf dem Standpunkte angekommen zu sein, wo die That des Weltgeistes und die That des Menschen coincidire, auch das menschliche Bewußtsein im reinen Gedanken seine Wahrheit erreicht habe.

Dritte Vorlesung: „Selbstaufhebung des entwickelten Princips und Erscheinung eines neuen Bildungsfermentes." Der Lehre gemäß sollte das ganze intellectuelle Leben jetzt lediglich in dem Processe bestehen die Welt der Vorstellung in den Begriff zu erheben, das weite Reich der Erscheinung für den ihr immanenten Gedanken und seine ewige Dialektik durchsichtig zu machen, und eben hierin zu beherrschen. Dies war nun bei der Gegenwart nicht möglich, weil diese in ihrer Unmittelbarkeit immer wieder nachwuchs.

Ein Palliativ war es dann nur, wenn Einzelne unter ihnen den Widerstreit von Vorstellung und Begriff, in welchem sie unvermeidlich befangen waren, sich dadurch erträglich machten, daß sie abwechselnd aus dem Erscheinungsgebiet in das Reich des Gedankens eingingen, und aus diesem wieder in jenes zurückkehrten. Die Dies thaten lebten mit aller Welt in Frieden, nur etwa mit sich selbst nicht. Sie ließen die Zeitbegebenheiten gehen wie sie gingen, und behielten sich nur vor sich einen begrifflichen Vers daraus zu machen; was sie gestern erlebt erhoben sie heute in den Gedanken, um sich morgen abermals den Erlebnissen hinzugeben. Bei diesem Verfahren schlichteten sie nun zwar die harte Differenz zwischen Dasein und Begriff keineswegs, blieben doch aber in dialektischer Bewegung, etwa wie jener Schulmeister im Holberg'schen Lustspiel, welcher sein Winterholz aus dem Keller in die Stube, und aus dieser wieder zurück in den Keller trug, und diese Dialektik so lange fortsetzte, bis er von der Bewegung erwärmt sich das Heizen ersparte.

Es trat also doch das alte Soll wieder ein, aber hier in der Gestalt des Nichtseinsollens, der negativen Kritik. Es findet ein Gegensatz zwischen Progressivem und Conservativem statt. Diesen muß man aber tiefer auffassen. Was in sich die Natur als gegenseitige Sollicitation des producirenden und des formirenden Princips ausdrückte, Das tritt in dem Geschichtsleben in der Form der Wechselbestimmung eines progressiven und eines dem entgegenstehenden conservativen Strebens hervor. Alle Gebilde der Weltgeschichte sind Resultate dieser Wechselbestimmung, und in dem Proceß hat auch jedes geschichtliche Volk sein Entwickelungsleben. Organisation ist der unmittelbare Ausdruck dieses Processes; sein Fortschreiten von Gestalt zu Gestalt bewährt sich in organischer Metamorphose.

Vierte Vorlesung: „Reflex der Zeit im akademischen Leben." Die soeben charakterisirte Entwickelung vollführte sich jetzt nicht mehr vermöge eines bewußtlos drängenden Triebes, sondern kraft eines ideellen Bewußtseins. Und für dieses ist die Stätte die Universität. Denn das akademische Leben in seiner wahren Wesenheit ist ein der Erkenntniß zugewandtes, ein Leben in der Theorie. Und hierdurch wird denn auch der Antheil ausgedrückt welchen die akademische Jugend an den Interessen der Zeit und des Vaterlandes nehmen soll — sie soll sich nicht in derselben Weise bei ihnen betheiligen wie die übrigen Staatsangehörigen; denn alsdann büßte sie ihre akademische Eigenthümlichkeit ein, sondern sie soll den besondern Beruf haben, eben den Begriff der Sache zu besitzen und zu hüten, den Inhalt des socialen Interesses selbst sich unmittelbar zu einem tiefern theoretischen Problem zu machen.

Fünfte Vorlesung: „Das von der Zeit gefoderte wahre akademische Bewußtsein." Dieses Bewußtsein ist die Philosophie, denn nur in ihr wird die Idee der Entwickelung wahrhaft begriffen. Außerdem sollen wir uns in der Einheit des Volks wissen, „und indem wir Dies thun, gehen wir unmittelbar über unser politisches Bewußtsein — das nach dem Verf. nur in dem einzelnen Staate wurzelt — hinaus, und erfassen uns in dem ideellen Elemente gemeinsamer Sprache und der dadurch vermittelten Entwickelung eigenthümlicher Intelligenz als

eine einige mit sich selbst verkehrende Geistergestalt; in seiner Intelligenz hat das deutsche Volk nicht nur seine ideelle Substanz, sondern auch das energische Band seiner Einheit". Also insofern der Student sich bei dieser Intelligenz und der höchsten Spitze derselben, der Philosophie, betheiligt, ist er schon an und für sich in der nationalsten und zeitgemäßesten Thätigkeit begriffen — es kommt dann noch hinzu, daß das Princip der neuen Entwickelung der deutschen Philosophie, in welcher das nicht wissenschaftliche Leben der Gegenwart sich ausspricht, gerade die Geschichtsidee ist.

Sechste Vorlesung: „Von der Geschichtsidee als neuem Bildungsprincip." Die Zeit ist eine selbstbewußte geworden, an die Stelle der Substanz tritt das Subject; insofern ist die Philosophie bei ihr betheiligt, und die lebendige weder am Vergangenen noch am Gegenwärtigen ausruhende, sondern auf die Zukunft gerichtete und sie wesentlich mitgestaltende Philosophie unserer Zeit ist also Geschichtsphilosophie. Diese darf vor Allem nicht mit der „Philosophie der Geschichte", welche in der Hegel'schen Philosophie eine besondere Doctrin bildet, verwechselt werden: unter der Geschichtsphilosophie hat man die Philosophie der Freiheit zu verstehen, bei welcher die That dem Sein vorangestellt wird.

So weit der eigentlich hodegetische Theil dieser Vorlesungen; der übrige Theil des Buchs enthält eine Encyklopädie der Philosophie im Sinne des Verf., wie die „Methode des akademischen Studiums" von Schelling eine solche ist. Ist Das nun eine Schrift welche das Wort Gegenwart mit Recht an der Stirn trägt? Vielmehr ein übertünchtes Grab, wird ein guter Theil unserer Leser antworten, draußen bemalt mit den buntesten Farben der Jugendbegeisterung und des frischen Eingreifens in den Gang der Dinge, und drinnen voll Moder und Verwesung abgethaner Anschauungsweisen. Aber daß wir darüber streiten sollten! Es ist die pure Blässe der Reflexion, welche der angeborenen Farbe der Entschließung angekränkelt ist, wenn wir darauf zurückgehen, ob unser Thun und Treiben der Gegenwart oder der Vergangenheit angehöre. Was geht uns Das an? Wir sind vor unserm Gewissen verpflichtet in jeder Beziehung Das zu thun und zu befördern was wir für das Richtige halten, und mehr kann kein Gott von uns fodern. Wo ist aber irgend eine Gewähr, daß die jedesmalige Gegenwart etwas an und für sich Richtigeres verfolge als ihre Vergangenheit? Einem so schlechthin geradlinigen Gange der Entwickelung widerspricht die Erfahrung durchaus. Und selbst wenn er stattfände, so würde es doch noch falsch sein auf ihn zurückzugehen. Denn wenn wir Das was bisher das Richtigste war nur darum thäten, weil es die Gegenwart fodere, so thäten wir es ja eben nicht als das Richtige schlechthin, und müßen im nächsten Augenblick wieder davon abspringen; denn nun hätten wir ja schon eine andere Gegenwart, und dabei käme es nicht einmal zu irgend einer Gegenwart: denn wenn wir uns nicht selbst vertrauen, wie soll irgend Etwas zu Stande kommen? Und nun das Ergebniß dieses ganzen reflectirten Wesens! Die Gegenwart soll nun einmal Recht haben und die Norm bilden: nun kann aber doch Niemand sein eigenes Denken und Meinen im Ernste einem Fremden unterwerfen, auch verbietet das Bewußtsein redlicher Bestrebung sich für einen Zurückgebliebenen zu halten, folglich erklärt Jeder Das was ihm das Richtige däucht gleich auch für das allein wahrhaft Gegenwärtige,

> Und was ihr so den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eig'ner Geist,
> Woran die Zeiten sich bespiegeln.

Was bleibt nun da übrig? Da endlich auch der Dritte, welcher nun etwa entscheiden wollte was wirklich der Gegenwart angemessen wäre, in demselben Cirkel befangen ist, nichts Anderes als wovon man niemals hätte abgehen sollen, nämlich die verschiedenen Ansichten auf ganz gewöhnliche menschliche Weise mit dem Verstande zu prüfen und nach ihren Gründen gegeneinander abzuwägen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Daniel O'Connell.

Personal recollections of the late Daniel O'Connell. By ***William J. O'N. Daunt.*** Zwei Bände. London. 1848.

Das „Athenaeum" leitet seine Anzeige dieses Buchs mit einer Bemerkung ein welche den Nagel auf den Kopf trifft. „Diese persönlichen Erinnerungen", heißt es, „sind namentlich insofern interessant als sie das unberechenbare Gewicht persönlicher Geltung nachweisen. Verstand kann parirt, Ueberredung durch Vorurtheil geschwächt werden, aber Genialität ist fast unwiderstehlich, und ohne sie haben wenig Volksführer es weit gebracht. Jedenfalls muß O'Connell diese Eigenschaft in hohem Grade besessen haben. Seine starke Gesundheit, sein heiterer Sinn und ein mit seiner Natur verschmolzener Anflug von Romantik und Poesie unterstützten nicht blos seine Thatkraft, sondern verliehen ihm auch die Fähigkeit zu gefallen und die Aufgelegtheit zum Scherzen. Innige Familienliebe ist ein Centrum aus welchem ein bezauberndes Wesen und Ansehen strahlenförmig hervorgehen; und auch Dies fand sich beim Befreier vor. Er citirte Verse, liebte lustige Geschichten und war Freund der Jagd, las Romane und hatte sogar in seiner Jugend einmal den Gedanken selbst einen zu schreiben. Obschon selten heiß — zur Verwunderung selten bei dem unablässigen Kreuzfeuer des Widerstandes, der Caricatur, der Eifersucht und des Mistrauens, mit welchem er beschossen wurde — war er nie kalt. Obschon zäh bis zu einem Grade von Zachheit, wie ihn Diejenigen nicht begreifen können die schwach und Nummer zwei immer Entschuldigungen und Ausflüchte suchen, kann ihm doch nur ein außerordentlich kleines Maß von Härte vorgerückt werden. Ferner gewahren wir an ihm Wendungen und Schwänke des Iren, welche ein Freund des Humors gern mit Gold aufwiegt. Kurz, das Buch enthüllt einen eigenthümlichen Charakter."

Die Richtigkeit dieses Urtheils läßt sich nur aus dem Buche selbst erkennen, oder es muß massenhaft extrahirt werden. Da zu Letzterm dem Ref. der Wille und d. Bl. der Raum fehlt, mögen drei oder vier Aushebungen den Inhalt der Masse andeuten.

„Das erste dicke Buch das ich gelesen habe", sagte O'Connell, „war Capitain Cook's «Reise um die Welt». Ich las es mit wahrer Gier. Wenn die andern Kinder mich auffoderten mit ihnen zu spielen, lief ich fort, nahm mein Buch und setzte mich damit im Zimmer der Wirthschafterin zu Darrynane in das Fenster, welches seitdem in einen Schrank verwandelt worden ist; da saß ich denn wie ein Schneider mit untergeschlagenen Beinen, und verschlang Cook's Abenteuer.

Das Buch hat das Seinige gethan mich zum guten Geographen zu machen — es interessirte mich seinen Fahrten auf der Karte zu folgen. Dies geschah 1784. Ich glaube nicht, daß je ein Buch mich mehr gefesselt hat. Ich blieb sitzen und las es, weinte auch bisweilen darüber, während die andern Jungen spielten....."

„Bei einer unserer Repealreisen — nämlich nach Waterford — gedachte er, was er oft that, seiner verstorbenen Frau. «Ich habe nur ein mal um ein Weib gefreit», sagte er, «um meine Marie. Ich sagte zu ihr: Sind Sie versprochen, Miß O'Connell? — Sie antwortete: Nein. — Wollen Sie sich mit mir versprechen? fragte ich. — Ja, antwortete sie. — Darauf sagte ich, mein Leben wolle ich daran setzen sie glücklich zu machen. Und sie verdiente, daß ich es that — sie hat mir 34 Jahre des reinsten Glücks geschenkt das je ein Mann genoß. Mein Oheim verlangte, ich sollte eine reichere Partie machen, und ich glaubte er werde mich enterben. Aber darum sorgte ich mich nicht. Mein späteres Glück war mir reichlicher Ersatz. — Und machte die Advocatur Sie unabhängig? — Ja, das erste Jahr verdiente ich 58, das zweite ungefähr 150, das dritte 200 Pfund und im vierten gegen 300 Guineen. Dann mehrte es sich rasch, und im letzten Jahre meiner Praxis hatte ich 9000 Pfund, obgleich ich ein Gerichtsquartal einbüßte. — Wohnte Ihre Gemahlin in Tralee? — Ja, mit ihrer Großmutter, und es machte mir Spaß die alte Frau damit zu necken, daß ich mich über den Starrsinn ihrer Enkelin beschwerte. Madam, pflegte ich zu sagen, Marie wäre ganz gut, nur ist sie so störrig. — Störrig, mein Herr? Meine Marie störrig? Sie müssen sie sehr gereizt haben, mein Herr. Ja, mein Herr, es muß nur Ihr eigener Fehler sein. Mein kleines Mädchen, mein Herr, war von jeher das sanfteste, süßeste Geschöpf. — Und das war sie», setzte er nach einer Pause hinzu und schwieg dann etliche Minuten...."

„Es kam die Rede auf ein Ereigniß das ich zu einem Romane benutzen wollte. Sie, bemerkte ich, würden sich wol etwas außerhalb Ihres Elements befinden, sollten Sie einem Romandichter mit gutem Rath an die Hand gehen? — «Nicht im Geringsten», antwortete er; «war ich doch einmal nahe daran selbst einen Roman zu schreiben.» — Wahrhaftig? Und was sollte der Inhalt sein? — «Ja, was den Inhalt betrifft, darüber war ich mit mir noch nicht ganz einig. Mein Held sollte ein natürlicher Sohn Georg's III. sein von Hannah Lightfoot, seiner Quäker-Maitresse. Der Junge sollte früh von seiner Mutter getrennt worden sein, und ich wollte ihn in Douay studiren lassen, dann nach einer Reihe von Abenteuern nach Westindien bringen. Er sollte ein Glücksritter werden, am amerikanischen Kriege Theil nehmen, und zuletzt nach England zurückkehren, ein Complot theoretischer Republikaner....»"

„Wir frühstückten bei Herrn Clancy in Charleville. O'Connell unterhielt die Gesellschaft, die sich um seinetwillen versammelt hatte. «Einstmals», erzählte er, «vertheidigte ich einen Kuhdieb; er wurde reinweg verurtheilt zu vierzehnjähriger Deportation. Nach Ablauf dieser Zeit kam er zurück. Zufällig begegnet er mir, und fängt an von seiner Untersuchung zu sprechen. Ich fragte ihn wie er es nur angefangen habe immer die feistesten Kühe zu stehlen. — «Nun, das Geheimniß kann ich Eure Gnaden vertrauen, mein Herr», erwiderte er höchst ernsthaft. «So oft Sie ausgehen, um eine Kuh zu stehlen, lassen Sie es immer an der möglich miserabelsten Nacht sein. Je schlechter das Wetter, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß Niemand wach ist und Eure Gnaden sieht. Die Manier nun, die feisteste Kuh im Dunkeln zu erkennen, ist dies Merkmal, daß die feisten Kühe immer da stehen, wo das Wetter am ärgsten haust, die magern hingegen immer in den Graben gehen, in die Geduld». Dies war denn eine Lehre im puncto des Kuhstehlens, setzte O'Connell hinzu, die ich von meinem würdigen Clienten gratis erhielt»."

Die Bekanntschaft des Verf. mit O'Connell datirt von 1832, und gestaltete sich bald zu einem vertrauten Umgange, dessen Einzelheiten Ersterer seinem Tagebuche übergab, wovon der Rahm in vorliegende zwei Bände abgeschöpft worden ist. 10.

Miscellen.

Der Pilatusberg in der Schweiz.

Dieser unweit Luzern sich erhebende Berg war vom 15. bis 18. Jahrhundert der besuchteste der Schweizerberge; er ist sehr beschwerlich, selbst nicht gefahrlos zu besteigen, denn er ist nach Merian „von Felsen und Schroffen ganz rauch, hat viel Bruch und Schunden, dannenher er fractus mons genennet wird". Eine grundlose Mönchsfabel erzählt: Pontius Pilatus, durch Tiberius nach Gallien verbannt, habe von Gewissensbissen verfolgt sich in einen See auf dem Gipfel des Berges gestürzt. Ihm wurden alle Stürme die über dem Vierwaldstättersee tobten zugeschrieben, sodaß es Jahrhunderte hindurch bei Strafe verboten war sich jenem See auf dem Berge zu nähern, um nicht den bösen Geist des Mannes der über den Heiland den Stab brach zu wecken. Merian beschreibt diesen See in folgenden Worten: „Dieser Pfütz liegt von Natur an einem stillen Ort, ist tieff, mit finsterm Wald umgeben und mit Holtz umbschränket, darmit dasselbe niemand erzörne, ist grausam anzusehen, schwartz von Farb, allezeit still und bleibt vom Winde unbeweglich." Uebrigens ist der Pilatus das beste Wetterglas für die Anwohner, nach dem alten Spruch:

> Hat der Pilatus einen Hut,
> Dann wird das Wetter gut;
> Trägt er aber einen Degen,
> So gibt es sicher Regen.

Ist sein Gipfel Morgens ganz nebel- oder wolkenfrei, so ist selten auf beständiges Wetter zu rechnen; bleibt er aber bis zum Nachmittage ein Hutträger (pileatus, wovon Manche seinen Namen ableiten), so darf ein heiterer Tag erwartet werden.

Dr. Staupitz.

Luther bezeichnet seinen Lehrer Staupitz, dessen er oft mit großer Liebe gedachte, nicht nur als einen gelehrten, sondern auch als einen gewandten Mann, der am Hofe seines Kurfürsten viel galt. Dafür zeugt folgender Vorfall. Als einst Dr. Staupitz in der Schloßkirche zu Wittenberg vor Kurfürst Friedrich und Herzog Johann predigte, wollte er, wie es damals Sitte war, seinen Text, das Geschlechtsregister Jesu Christi aus dem Matthäus, auswendig hersagen. Er ward aber zuletzt in den 14 Fürsten irre die vom Stamme Juda nach dem babylonischen Exil gezählt werden. „Gott straft die Hoffart", sagte er, griff nach der Bibel und las den Rest seines Textes. Er war an jenem Sonntage bei Hofe zur Tafel. Da fängt Herzog Johann an: „Herr Doctor! Wie ging's Euch heute mit dem Evangelio?" Gnädiger Fürst! Ich hatte dreierlei Herren in meinem Evangelio; Erzväter, das waren fromme Leute, mit denen gut auszukommen war; item alte Könige, die ließen auch mit und von sich reden; als ich aber unter die Fürsten kam, das waren wunderliche Leute, die machten mich im Evangelio irre." Kurfürst Friedrich lächelte und sagte zu seinem Bruder: „Haben Euer Liebden nicht vielleicht noch Etwas zu fragen? Ihr werdet Doctor Staupitz zur Antwort bereit finden."

Selbstgefühl.

Auf seine ägyptische Grammatik zeigend sagte Champollion sterbend: „Was auch aus mir werden, wie es mir auch gehen möge — ich habe meine Visitenkarte bei der Nachwelt zurückgelassen." 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 311. —— 6. November 1848.

Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium. Hodegetische Vorträge von Chr. J. Braniß.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Das Buch des Hrn. Braniß ist ausgezeichnet schön geschrieben, es fehlt der Darstellung an treffenden und witzigen Partien nicht, es ist ein geistreiches Buch, wie Hr. Braniß selbst ein geistreicher Mann ist. Aber wohl Denen die arm am Geiste sind: denn es geht eher ein Ankertau durch ein Nadelöhr als daß so ein Reicher ins Schwarze treffen sollte. Vor Zeiten gab es Stockgelehrte, Wagnere, die nichts Höheres kannten als ein würdig Pergamen, und was sich mit riesigem Fleiße aus ihm ermitteln läßt. Sie waren mit ihrem Sammlergeist, mochte er auch auf der Oberfläche verweilen, der Wissenschaft nützlich, und der Auffassung der Lebensinteressen schadeten sie nicht; denn dieselben lagen ihnen gänzlich fern. Die modernen Fauste, welche alle Wissenskraft und Samen zu schauen vorgeben, sind interessanter, aber auch gefährlicher; denn sie behaupten die Hebel des Lebens in Händen zu haben, ohne daß sie ihm doch näher ständen. Nicht als ob einzig und allein die sogenannten praktischen Leute in diesen Dingen das Wort führen sollten: diese sehen gemeiniglich den Wald vor den Bäumen nicht; nur ein tieferer Blick, der aus theoretischer Durchbildung hervorgeht, vermag der Fülle der Empirie die durchgreifenden Gesichtspunkte abzugewinnen. Nur daß es an dieser letztern nicht fehle, daß nur Der über die Dinge mitzusprechen sich anschicke welcher wirklich in ihnen lebt und das Allgemeine aus ihnen selbst zu schöpfen gewohnt ist, nicht etwa auf dem Wege der logischen Induction, der nie zum wahrhaft Allgemeinen führen kann, sondern einer innigen Versenkung in die Thatsache, bei welcher sich die allgemeinen Mächte welche in dieser wirksam sind ganz von selbst im Geiste abspiegeln werden. Niemand stimmt dieser Foderung entschiedener bei als die Philosophen von der Farbe des Hrn. Braniß. Niemand weist den Verdacht eines Construirens a priori unwilliger zurück — und Niemand erfüllt die Foderung so wenig wie sie, und ist so weit wie sie von der wahren Aposteriorität entfernt. Sie setzen an die Stelle der Apriorität des Gedankens, welche sie nicht gelten lassen wollen, einen Apriorismus des geistreichen Einfalls, welcher viel schlimmer ist, weil man ihm nicht nachrechnen kann, und seine Wege allein durch die Kreuz- und Quersprünge eines beliebigen Steckenpferdes bestimmt werden. Man kann zugeben, daß auch diese Verirrung eine bloße Uebertreibung eines in seinen Schranken wohlberechtigten Verfahrens ist: die äußere Erfahrung des Wirklichen wird nur durch die innere Anschauung Dessen was möglich ist fruchtbar, und wer sich nicht selbst zu lehren weiß wird aus der größten Stoffanhäufung Nichts lernen; wie sollte nun nicht von Seiten der Geistreichen ebenso wol wie von Seiten der Geistlosen gelegentlich die rechte Grenzlinie verkannt werden? Aber es geschieht darum nicht weniger, weil es erklärlich ist; der Stubentiefsinn — wenn ich dieses Wort nach der Analogie von Stubengelehrsamkeit bilden darf — bringt alle Tage so unglückliche Combinationen, so wunderseltsame Verknüpfungen hervor, daß wir andern Gelehrten uns allenfalls mit einem Spinoza'schen res humanas neque ridere neque lugere neque detestari, sed intelligere über sie hinwegsetzen mögen, den Männern des Lebens und der That aber, die Das was bestehen soll einzurichten und auch zu verantworten haben, durchaus kein Vorwurf daraus gemacht werden kann, wenn sie sich gegen sie sehr harter Ausdrücke bedienen. Und dieser Gattung von Misgeschöpfen eines verirrten Bildungstriebes gehört auch das vorliegende Buch an, insofern es bestehende Lebensformen umändern oder umdeuten will.

Der oben eingefügte Auszug überhebt mich der Mühe einer vollständigen Zergliederung; ich will nur auf ein paar Punkte zurückweisen. 1) Der junge Akademiker, d. h. Student, soll, ehe er sich einer besondern Richtung des intellectuellen Lebens zuwendet, d. h. ehe er ein bestimmtes Studium ergreift, sich auf den Standpunkt der Idee erheben von welchem jene Richtungen wie Radien ausströmen und ihr Wesen empfangen, d. h. speculative Philosophie treiben. Der mit geistreicher Vornehmheit in Unbestimmtem verschwebende Ausdruck verdeckt die Widersinnigkeit dieser Foderung. Allerdings ist es hergebracht, daß man das akademische Studium mit gewissen philosophischen Collegien beginnt, in manchen Staaten ist Dies sogar vorgeschrieben, und Dies hat seinen guten Grund, insofern unter demselben eine gewisse Orienti-

rung im Reiche der Wissenschaft, eine formelle Durchbildung und ein Bewußtsein über die Elemente auf welchen die letztere beruht verstanden wird. Allein wo man unter Philosophie etwas Höheres versteht, ist es durchaus verkehrt ein Ausgehen von ihr als etwas Wünschenswerthes darzustellen, ja ein besonnener Mann wird, ich weiß was ich sage, wenn sich bei einem jungen Menschen ein derartiges Gelüste zeigt, dies als ein Merkmal einer geistigen Krankhaftigkeit betrachten, die nur durch die furchtbarsten Erschütterungen des geistigen Organismus vielleicht wird geheilt werden können. Das versteht sich, denke ich, ganz von selbst. Die Philosophie ist die Wissenschaft der letzten Gründe der Dinge, und insofern der höchste Triumph des menschlichen Geistes; aber wer kann von der Kenntniß der letzten Gründe beginnen? Wie kann dieselben und ihre Nothwendigkeit Der welcher zuvor die näherliegenden Ursachen nicht blos kennen gelernt, sondern auch in eigener Forschung auf ihre Geltung hin probirt hat auch nur auffassen? Und nun soll wol gar die Wahl eines Studiums aus der Erkenntniß der Stellung der verschiedenen Gebiete im Absoluten hervorgehen. Als ob Das jemals möglich wäre! Ich will gar nicht erwähnen, daß hierbei wiederum eine Kenntniß jener Gebiete als ein Anfang der nicht in der Philosophie läge vorausgesetzt wird; aber angenommen, Dies wäre nicht der Fall, wie soll Derjenige welcher mit der Erkenntniß der Beschränktheit des Standpunkts der einzelnen Wissenschaften, der Oberflächlichkeit oder des innern Widerspruchs der Kategorien derselben, z. B. der Physik, den Anfang macht, sich einer von ihnen ernstlich widmen können? Wer einmal die Confituren der speculativen Philosphie gekostet hat mag das derbe Hausbrot empirischer Forschung nicht mehr, es sei denn, daß er, wie z. B. von dem Chemiker Liebig erzählt wird, sich an jenem zuvor tüchtig den Magen verdorben hätte. Hr. Braniß ist ein alter Professor, sollte er es wirklich nicht wissen was aus den Leuten wird die wirklich von der Philosophie ausgegangen sind, und welche eine gründliche Emancipation von ihrer wesenlosen Allgemeinheit nicht erst zum soliden Besondern und dann etwa zur Erkenntniß der auf diesem beruhenden wahren Allgemeinheit geführt hat, wo sie dann wahre Philosophen geworden wären, was immer nur Wenigen beschieden gewesen ist? Literaten sind sie geworden, d. h. Leute die je nach dem Maß ihrer Begabtheit zwar Manches wissen und können mögen, die aber keine geistige Heimat haben, sondern, jenachdem etwa politische oder religiöse oder literarische Fragen an der Tagesordnung sind, hier und da herum irrlichteriren: wie denn sogar die Philosophie selbst sich bei manchen Individuen, die in der Hegel'schen Schule eine gar nicht unbedeutende Stelle einnehmen, in eine gewisse literatenhafte Vielgeschäftigkeit auflöst. Man möchte die Herren auf den Knien anflehen, doch nicht die wenige Unbefangenheit und Unmittelbarkeit welche bei uns modernen Menschen noch zu finden ist so gewaltsam wegzudemonstriren. Denn nur auf der Unmittelbarkeit der individuellen Anlage, der zufälligen Vorliebe beruht die Hinwendung zu einem besondern Studium wie zu irgend einem bestimmten Lebensberufe, und es ist ein großes Unglück, wenn sich Dies nicht frühzeitig bestimmt ausspricht, und wahrer Frevelmuth, solche Unschuld stören zu wollen, weil das Böse kennen und nicht thun besser sei als es nicht thun weil man es nicht kennt; nur wenn sich alsdann aus der Neigung zu dem besondern Studium ein ebenso bestimmter philosophischer Beruf entwickelt — es ist Dies der Bildungsgang, den so viel ich weiß alle bedeutenden Philosophen durchgemacht haben —, so ist Das freilich desto besser. Aber woher stammt diese ganze Begriffsverwirrung, welche Dinge verkennt die so einfach sind, daß man sich schämen möchte sie nur auszusprechen? Aus einer Unklarheit über den Begriff der Philosophie selbst. Die Meisten kommen an die Philosophie von der Seite der Theologie her heran, wie denn die Theologen gemeiniglich von Natur über philosophische Fragen mitsprechen zu können meinen, und die Philosophie selbst als eine Magd betrachten, die nur dazu da sei ihnen ihr Geräthe zurechtzustellen. Die Theologie aber wird in den wenigsten Fällen auf streng wissenschaftliche Weise, d. h. so daß es auf die reine Erkenntniß ankomme, betrieben, sie hat immer einen praktischen Hinterhaltsgedanken, auch soll ja die theoretische Ueberzeugung selbst nicht das Seligmachende sein; und überdies kann sie oder können wenigstens die Theologen es niemals überwinden, daß ihr Gegenstand zufällig der höchste ist, woraus eine falsche Würde und ein salbungsvolles Wesen hervorgehen die einer wissenschaftlichen Objectivität geradezu entgegenstehen. Dies Alles geht auf die Philosophie über. Der Philosoph, welcher doch schlechterdings Nichts weiter ist als ein Mensch wie andere, der sich und seiner besondern Geistesanlage und Bildungsgeschichte nachgerade mit wissenschaftlichen Forschungen und nicht wie Andere mit Schusterei oder Schneiderei, oder wie andere Wissenschaftliche mit Untersuchungen über die verschiedenen Arten von Papageien — um ein berühmt gewordenes Beispiel zu gebrauchen —, sondern über die letzten Gründe des Seins beschäftigt, dünkt sich auf einer Weltkanzel zu stehen, um welche alle Creatur versammelt ist, auf daß er ihr das Räthsel ihres Daseins erkläre. Eine Vorlesung über Encyklopädie der Philosophie der ich vor 10 Jahren beiwohnte begann mit den Worten: „Meine Herren, der Inhalt dieser Vorlesung ist" — und hier trat eine erhabene Pause mit segnender Ausbreitung der Arme ein — „Alles!!" Die Philosophie soll nicht erbaulich sein, sagt Herbart, sie will aber erbaulich sein, wenn der Philosoph sich anmaßt in den Leuten erst den rechten wissenschaftlichen Sinn zu erwecken, und sie für den wissenschaftlichen Beruf gleichsam einzuweihen; denn dieses Berufs und jenes Sinnes ist Jeder theilhaft, der zu einer objectiven Forschung in irgend einem Gebiete fähig ist, und hätte er auch von den besondern Forschungen mit denen sich die Philosophie beschäftigt nie gehört. Die Philosophie will erbaulich sein, wenn sie von irgend einer Erhebung auf den Standpunkt der Idee und dergleichen redet; denn die Idee ist nichts Anderes als der wissen-

schaftliche Grundbegriff einer Anzahl von Schulen der Philosophie, welcher formell betrachtet mit andern Begriffen der Art völlig auf Einer Linie steht, und schlechterdings keinen andern Anspruch hat als alle andern, nämlich streng wissenschaftlich geprüft und, wenn er sich zu bewähren scheint, ebenso ausgeführt zu werden. Und folglich ist's, Das war der langen Rede kurzer Sinn, ein unglaublich großer Misgriff des Herrn Braniß, den Standpunkt der speculativen Philosophie als Etwas hinzustellen, was sich der junge Student, wenn er auf die Universität kommt, vor Allem anzueignen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichten des Ostens. Von Josef Marlin. Erster bis fünfter Theil. Pesth, Heckenast. 1847—48. Gr. 12. 6 Thlr. 4 Ngr. — A. u. d. T.: Attila. Drei Theile. Sulamith. Zwei Theile.

„Habent sua fata libelli!" hat man zum Ueberdrusse wiederholt, und namentlich den Recensenten gegenüber. Keiner aber denkt daran, daß auch die Recensenten ihre fata haben. Ich hatte gerade mit den vorliegenden Erzählungen das allerfatalste Fatum, dasselbe nämlich das in der Geschichte der Gegenwart so furchtbar, so tragisch geworden, und das da heißt: „Zu spät!" Dieses verhängnißvolle „Zu spät" hat mich empfindlich genug dafür gestraft, daß ich mit der Anzeige eines Buches welches bald nach seinem Erscheinen, also schon vor Monaten, in meine Hände gekommen so lange zögerte! — Als ich diese „Geschichten des Ostens" durchgeblättert, sagte ich: „Ein wahrer Levitschnigg in Prosa!" und that mir begreiflicherweise auf diesen Gedanken nicht wenig zu gute, obwol er mir so nahe lag wie dem Columbus sein weltbekanntes Kunststück mit dem Ei. Hätte ich ihn nur auch gleich weltbekannt gemacht! Einem armen Teufel von Recensenten, der so oft mit der Gewandtheit der Franzosen wetteifern muß Etwas über Nichts zu sagen, darf man es wahrhaftig nicht verdenken, wenn er sich freut ein so gewaltiges Nichts wie diese hunnisch-biblischen Novellen mit einem so gewaltigen Lakonismus abfertigen zu können. Leider war ich unklug genug Marlin's Meisterstück und meinen kritischen Gedanken eine Zeit lang ganz bei Seite zu schieben, und meine Aufmerksamkeit den unwichtigsten Dingen zuzuwenden, nämlich Wihl's Gedichten und den Februar- und Märzereignissen. Unterdeß waren die „Geschichten des Ostens" selbst von Menzel recensirt, und natürlich gelobt. Ich ließ ihn ruhig reden und loben, wußte ich doch welch ein großes Wort ich mir vorbehalten:

> Doch mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> Und das Unglück schreitet schnell:

Da — noch ganz kürzlich — tritt Gustav Kühne hervor, der Redacteur der „Europa", und benutzt seinerseits den naheliegenden Gedanken, und nimmt mir das große Wort vom Munde! Eine kurze Besprechung Marlin's schließt er mit der Bemerkung: „Er ist ein wahrer Levitschnigg in Prosa!" Wären die Grundrechte des deutschen Volkes, und somit auch der deutschen Recensenten, schon festgestellt, ich würde besagten Gustav Kühne vor Gericht fodern, und eine Anklage gegen ihn erheben, schwerer und bedeutsamer als die wegen Nachdrucks, nämlich wegen Vordrucks.

Indessen, wenn ich es mir genau überlege, so geschieht mit dieser Zusammenstellung Marlin sowol als Levitschnigg Unrecht: Marlin, weil seine Virtuosität nicht an dem Maße Levitschnigg's gemessen sein will; er ist leider auch „zu spät" gekommen. Wäre er früher als Levitschnigg erschienen, so würde es füglicher von diesem heißen können: „er ist ein wahrer Marlin in Versen!" Aber auch Levitschnigg dürfte sich beleidigt fühlen, denn er hat keinesfalls so viel Ungereimtes geschrieben: seine Sachen sind fast alle gereimt.

Marlin! Wenn dieser Name kein angenommener ist, so ist er wirklich ominös. Denkt man da nicht gleich an Spuk und Zauber? Und wahrlich, dessen ist im Buche die Hülle und Fülle. Erstens ist der Stil ein wahrhafter Besenstiel, hölzern als wie ein solcher, und doch vom Dichter als Reitroß gebraucht statt des Pegasus: seine Phantasie reitet denn auch auf demselben trotz der besten Hexe zu ihrem Sabbath. Sodann spukt durch sämmtliche Bände der Geist tollgewordener Rhetorik und der zügellosesten Geschmacksüberschnappung. Und endlich ist es in der That kein geringer Zauber, aus Perioden von denen man nicht einmal eine rechte Geschichte hat fünf Bände Geschichten zu machen.

Der Verf. gibt uns übrigens diese Geschichten keineswegs als Geschichte. Vielmehr gesteht er ausdrücklich in der Zueignung der „Sulamith", er sei „hinabgedrungen in die goldenen Reiche des Fabellandes". Aber er ist auch ein leiblicher Sohn unserer Zeit, wie er es selbst fühlt. Nicht allein daß er seinen Himmel, sein „goldenes Reich", wie die Ultrarationalisten sich auf der Erde erbaut, d. h. daß sein Fabelland ganz und gar auf der geographischen Karte unsers Planeten liegt, er ist in seiner Märchenwelt zugleich Docent der Geschichte, er verarbeitet seinen Fabelstoff mit dem Chronistenernst eines Jornandes, der im „Attila" natürlich seine Hauptquelle war. Dazu kommt noch der allermodernste Weltschmerz, was er ebenfalls in dem erwähnten Zueignungsgedicht angibt.

> — Neue Töne sind hineingeklungen,
> Ein neuer Schmerz blieb mir ins Herz gebannt.
> Wie eines Kindes Aug' ist jenes Schöne, (!)
> Ich senkte drein — die fremde Dichterthräne.

Es ist dem Verf., der hier so poetisch das Recept seines mixtum compositum mittheilt, nicht zuzumuthen, daß er noch gewisse andere Ingredienzien desselben aufzeichnet, aber es gibt deren wahrlich noch manche. Nicht blos „neue Töne" u. dgl. sind hineingemischt: es ist auch das alterthümliche Pathos mit modernen Trivialitäten versetzt, die hochfliegende Bildersprache ist hier und da mit ihrem directen Gegensatz zusammengelöthet, mit der trockensten Sprache der Definition, mit all den farblosen, steifen Flickwörtern, mit welchen dieselbe dem Mangel des anschaulichen, lebendigen Ausdrucks nachhilft.

Nun, dächte ich, hätten wir genug gesagt, um im Allgemeinen die Art und Weise unsers Dichters zu charakterisiren. Fügen wir noch hinzu, daß er in all den verschiedenen Regionen die er durchstreift sich vollkommen gleich bleibt, daß er keineswegs das Proteuswesen dichterischer Gestaltung an sich beweist, sondern vielmehr auch als Dichter den alten Horazischen Satz bestätigt: Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt. Den wilden Hunnismus (sit venia verbo!) und die gothische Reckenhaftigkeit seiner Poesie behält er auch an den Ufern des Euphrat, in dem Lande, wo Milch und Honig fließt, wie er umgekehrt den alttestamentalen Prophetenton und die psalmodische Begeisterung auch zu den Hunnen und Gothen trägt: — es versteht sich, Dies und Jenes mit allen modernen Anhängseln.

Zur Verdeutlichung des Gesagten und zum Beleg wollen wir beispielsweise Einiges aus seiner Darstellung hervorheben. Zwar in der Regel sind Autoren mit solchen Beispielen und Belegen sehr unzufrieden, wenn es nicht zu ihren Gunsten geschieht. Sie nennen dann Alles „aus dem Zusammenhang reißen", und ginge es nach ihnen, so müßte der tadelnde Kritiker keine Proben geben, sondern das ganze Buch von Anfang bis zu Ende abschreiben. Eine erquickende Arbeit! Sie vergessen, daß, wenn nach einem treffenden Ausspruch Baggesen's ein Ganzes schön ist, weil jeglicher Theil daran schön ist, es sich nothwendigerweise auch mit dem Gegentheil so verhalten muß. Herr Marlin aber wird vielleicht eine Ausnahme von der Regel machen, und über unser „Einiges" nicht

zu böse sein, da er selbst eine gar große Vorliebe für **Einiges** und **Etwas** hat. So lesen wir hier von „einigem Entsetzen“; ein überraschter Pilger ist „einigermaßen aufgeregt“; der schmerzliche, bange Abschied von dem Geliebten kostet dem Mädchen „einige Thränen“; eine hohe Gestalt wird mit „einigem Erstaunen“ betrachtet; wir sehen einen Eunuchen von „flinker, etwas unbedeutender Figur“ u. s. w.

Also, um Einiges hervorzuheben — wir sind in der Steppe der Theiß. Am Ufer des Flusses sitzt eine „seltsam und farbenreich aufgeputzte Fischerin“ und angelt „in die Theiß hinein“.

„Dies Wesen, welches still und schweigend halb saß, halb ruhete, und unverrückt auf das träge Gewässer schaute, überraschte augenblicklich durch die Seltsamkeit und Schönheit seines Aeußern. — — — Seine Kleidung war ein halblanges*) Unterkleid von vielfach gemengten Farben, welches bis knapp unter die Knie reichte. Ueber diesem Unterkleide trug das Mädchen ein kurzes Oberkleid, eine Tunica von blauer Farbe, welche bis zum Halse reichte, über dem Busen aber geöffnet war, und Formen von zarter Fülle und tadelloser Weiße blicken ließ. — — — Das Gesicht des Mädchens, dessen Alter kaum 17 Jahre sein mochte, war zwar nicht blendend weiß, sondern von dunklerer, etwas gelber Färbung, aber die Züge waren von tadelloser Regelmäßigkeit, und Augen von tiefdunkelm unerschöpflichem Feuer glänzten unter langen Wimpern von schwarzem seidenfeinem Haare hervor. Die Stirn zeigte mehr Breite als Höhe, und eben deswegen einen gewissen Charakter der Entschlossenheit, der mit dem zarten Ausdruck des Antlitzes nicht wenig reizend contrastirte. Der Mund vorzüglich, klein und voll, sprach weit mehr Heiterkeit und etwas sinnliche Glut aus als ernste Seelenkraft und strenge Entschlüsse. Das Mädchen saß halb an einen Weidenstamm gelehnt, halb ruhte es ausgestreckt, und auf den linken von dem Aermel der Tunica eng anschließend verhüllten Arm gestützt. Diese Lage des schlanken, und wie es schien ziemlich hohen Körpers gab ein zierlich geformtes bräunliches und festes Bein und einen kleinen Fuß der Beschauung preis, der in Ledersohlen gehüllt war, deren farbige Bänder die Wade des Mädchens umschlangen.“

Kann man sich eine genauere, und zugleich (um uns der Ausdrucksweise des Verf. zu bedienen) etwa sozusagen graziösere, mit mehr unbewußter Anmuth ausgeführte, und mehr unter dem Einfluß tiefsprühender Begeisterung stehende Beschreibung denken? Das war eine hunnische Fürstentochter; hören wir die Schilderung einer römischen Schönheit, der Augusta Honoria:

„Auf der andern Seite des Gemaches war eine üppige Frauengestalt über dem Sopha wie hingegossen. Eine einfache Tunica um die Hüften, durch ein golddurchwirktes, schmales Band festgehalten, umschloß gefällig reiche und vollendete Körperformen. Ueber dem Busen öffnete sich diese Tunica, und fiel endlich um den Nacken in zwei breiten Klappen nach rechts und links auseinander. Ueber die also entfesselten Reize strömte eine Fülle dunkler, langer, an den Spitzen leichtgekräuselter Haare, unter welchen zugleich die kleine zarte Hand des Frauenbildes verborgen war. Eine muthwillige Locke, die sich über der Stirne abgesondert hatte, lag ruhig und glänzend auf der zartesten und rosigsten Wange. Dunkle Augen, jetzt von matterm Glanze wie umschleiert, blickten vor sich hin, und der leichtgeöffnete Mund stieß leise, kurze Athemzüge aus. Das Frauenbild lag ruhig, und wie träumend auf den Kissen, die in ihre weichen Höhlungen willig die üppigen Glieder empfangen hatten, die jetzt eines halben Schlummers zu genießen schienen.“

Wie man das Allereinfachste „tieftönig“ und mit einer eigenen Geberdung der Sprache ausdrückt, Das muß man vom Verf. lernen. Er sagt z. B. nicht: Diese drei Personen befanden sich im Saale — sondern: „Diese drei Personen waren die stummen Inhaber des von Wohlgerüchen durchfüllten Saales.“ Er sagt nicht: Der Mann besaß keine geringe Körperkraft — sondern: „Er durfte augenscheinlich kein geringes Maß physischer Kraft in Anspruch nehmen.“ Nicht: Der Mann antwortete mit gerührter Stimme — in seinen Zügen sprach sich Zorn aus u. s. w. — sondern: „Seine Stimme stand unter dem Einflusse einer tiefen Rührung als er antwortete — seine Züge standen unter dem Einflusse tiefen Zornes“ u. s. w.

Und dann welche wenn auch nicht „tieftönigen“, doch tiefathmigen Constructionen! z. B.:

„Er fand den jungen Mann ungeduldig ob dem Umstande, daß seine Wächter, abgerechnet davon, daß sie ihm durch ihre Riesengestalten und wilden Gesichter Unbehagen einflößten, kein Wort seiner Sprache verstanden, obgleich er seinerseits sich gegen ihre Sprache die nämliche Versündigung zu Schulden kommen ließ.“

Ich dächte wir hätten auch an den Beispielen genug. Und nun noch ein Wort zum Schlusse. Es ist durchaus nicht meine Art zu spotten. Ich mache mir nicht das wohlfeile Vergnügen der Dutzend-Recensenten, zu denen ich wahrlich weder meinem Berufe noch meinem Geiste nach gehöre. Ich würde Herrn Marlin seine Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit, kurz Mängel und Schwächen jeder Art verziehen haben, schon darum weil man Worte und Tinte sparen und nicht unnützerweise verschwenden soll. Keinesfalls würde ich ihn zur Zielscheibe des Spottes gemacht haben. Aber Spott und Verhöhnung ist die einzige Strafe die solche Stümperhaftigkeit treffen muß, wenn sie mit eitler Affectation, wenn sie mit prahlerischer Grimasse auftritt. „Höhnisch gegen den Prahler!“ schreibt Meister Lessing in seiner kritischen Tonleiter vor. In diesem Erhabenheit stammelnden Ungeschmack ist viel Prahlerei — und noch mehr: Das ist das Augen verdrehende Pietistenthum in der Poesie. Gegen dieses keine Schonung, wo und wie es sich zeigt! 15.

Notiz.

Französisch, Englisch und Lateinisch.

Ein dem Namen nach ungekannter Franzose behauptete (1653) gegen den berühmten englischen Theologen und Mathematiker Wallis, daß in Kürze des Ausdrucks die französische Sprache der englischen weit überlegen sei, und als dieser widersprach, foderte er ihn auf folgende vier Zeilen zu übersetzen:

Quand un cordier, cordant, veult corder une corde,
Pour sa corde corder, trois cordons il accorde;
Mais si un des cordons de la corde descorde,
Le cordon descordant fait descorder la corde.

Nach kurzem Besinnen schrieb Wallis:

When a twister, a twisting, will twist him a twist,
For the twisting of his twist, he three twines doth intwist;
But if one of the twines of the twist do untwist,
The twine that untwisteth, untwisteth the twist.

Derselbe Wallis übertrug später diese Zeilen für einen des Englischen und Französischen Unkundigen ins Lateinische, und konnte sie nicht kürzer geben als durch: „Quum restiarius aliquis, conficiendis torquendo funibus jam occupatus, vult sibi funem tortilem contorquendo conficere; quo hunc sibi tortilem funem torquendo conficiat, tria contortu apta filamenta complicando invicem associat; verum si, ex contortis illis in fune filamentis, unum forte se explicando complicationi eximat, hoc ita se explicando dissocians filamentum, funem torsione factum detorquendo resolvit.“ Diese Länge muß um so mehr auffallen, je leichter es sich erklärt, warum Uebersetzungen ins Lateinische bedeutend kürzer sein können als das Original einer lebenden Sprache. Würde wol ein lateinischer Gelehrter Dies auch an vorliegendem Beispiele zu beweisen vermögen? 16.

*) Ein Lieblingswort des Verfassers, der überhaupt das „Halb“ für ein sehr wirkungsreiches epitheton ornans zu halten scheint; er spricht auch von „halblangen Dolchen“ u. s. w.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 312. —— 7. November 1848.

Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium. Hodegetische Vorträge von Chr. J. Braniß.

(Beschluß aus Nr. 311.)

2) Nun will aber Hr. Braniß nicht nur der speculativen Philosophie überhaupt, sondern auch der seinigen insbesondere eine solche Stellung anweisen; denn diese hodegetischen Vorträge enthalten gleich eine ganze Encyklopädie der Philosophie in seinem Sinne. Auch hier ein großer Misgriff. Natürlich kann ein Jeder, wenn es darauf ankommt zu rathen, nur in seinem eigenen Sinne rathen, wenn es sich darum handelt die Wahrheit zu lehren, nur Das lehren was er eben für wahr hält, sonst hielte er es ja eben nicht für wahr. Aber ein Anderes ist: reden wie man nicht anders kann, und das Uebrige Gott anbefohlen sein lassen, ein Anderes, sich mit seiner Cocarde im Thore hinstellen und den Leuten einreden, ohne eine solche Cocarde dürfe man gar nicht in die Stadt. Hr. Braniß steht als Gelehrter in einem zu wohlbegründeten Ansehen, als daß es Jemandem einfallen dürfte ihn zu beschuldigen, daß er unwürdige Mittel anwende, um sich Anhang zu verschaffen; auch ist es ja gar zu klar, daß die Wahrheit nicht dabei gewinnt, wenn man sie den Leuten aufschwatzt: er ist wol nur so lebhaft durchdrungen, so voll, wie man im gemeinen Leben sagt, von seinen Ueberzeugungen, daß er sie bei jeder Gelegenheit aussprechen muß, aber wenigstens die Gelegenheit hodegetischer Vorträge, deren Inhalt doch eine gewisse allgemeine formelle Anwendbarkeit auch für Diejenigen die nun gerade nicht bestimmt sind Philosophen, und in specie Branissianer zu werden, haben muß, ist dazu gewiß die geeignetste nicht.

3) Noch wunderlicher ist die Stellung welche Braniß der Universität und den Studenten zuweist. Unsere Zeit unterscheidet sich nach seiner Ansicht dadurch von der frühern, daß in ihr die historische Entwickelung mit Bewußtsein vor sich zu gehen beginnt, und dieses Bewußtsein wird repräsentirt von der Akademie. Beide Glieder dieser Behauptung sind widersinnig; das erstere ist Hrn. Braniß nicht eigenthümlich, vielmehr dürfte sich die in ihm ausgesprochene Ansicht bei ihm nur eingeschlichen haben, weil sie heutiges Tages uns Allen beständig um die Ohren schwirrt; denn ihre Consequenzen wenigstens, oder wenn man will, die Grundanschauung auf der sie eigentlich beruht dürften in seinen Augen, wenn ich ihn recht beurtheile, sogar ganz abscheulich sein. Die Weltgeschichte von jetzt an mit Bewußtsein fortschreiten lassen, heißt nämlich gar nichts Anderes als ihre Leitung der Hand eines höhern Lenkers der Dinge entwinden wollen; es ist Nichts als die einfache Leugnung des Satzes: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." Indessen mag es den Theologen überlassen bleiben sich über solche Gottlosigkeit zu ereifern; ich habe nur darauf hinzuweisen, daß neben unsern bewußten Intentionen ein uns Unbewußtes, mag man es nun als unbewußt an sich auffassen, und Zufall oder Schicksal nennen, oder auf das außer unserm Bewußtsein liegende Bewußtsein eines Gottes zurückführen in allem Geschehenen vorhanden ist und vorhanden sein muß. Man muß es geradezu aussprechen: in der Gegenwart und Zukunft ist die geschichtliche Entwickelung gerade ebenso sehr und ebenso wenig eine bewußte wie sie es jemals gewesen ist, ja es gibt keine größere Ironie auf die entgegengesetzte Behauptung als unsere Gegenwart. Ist jemals irgend Etwas weniger „mit Bewußtsein" herbeigeführt als der erfreuliche Sieg des deutschen Volksbewußtseins in den letzten Monaten? Die französische Staatsumwälzung wenigstens, welche das System in ganz Europa erschütterte, sodaß es dem längst vorhandenen Andringen auch in Deutschland nicht mehr widerstehen konnte, hat sich nach allgemeinem Zugeständniß den Franzosen selbst unerwartet ereignet; sie haben die Republik fast unversehens gemacht. Und wie sollte es auch jemals anders sein. Abgesehen davon, daß dem bewußten Handeln ein unbewußtes Element immer zur Seite geht, z. B. Naturereignisse, welche dasselbe auf andere Bahnen drängen als welche es sich selbst angewiesen hätte: so nimmt auch das Bewußte selbst und an und für sich betrachtet einen unbewußten Gang. Denn beherrsche ich auch mit Bewußtsein mein Denken, wenn es einmal ausgebildet ist, so hat es sich doch unter Einflüssen ausgebildet die eben darum, weil es noch nicht ausgebildet war, von meinem Bewußtsein nicht bestimmt werden konnten. Sollte das Bewußtsein einzig und allein und über Alles herrschen, so würden wir an einen Regreß ins Unendliche verfallen müssen, ja die Agitation

müßte sich zuletzt dagegen richten, daß wir nur überhaupt existiren, ohne daß man uns darum gehörig befragt habe! Allerdings haben wir ein Recht zu fodern, daß wir innerhalb der indefinissabeln Verbindung vom Bewußten und Unbewußten, die wir menschliches Dasein nennen, nicht von einem Theil der Menschen selbst bevormundet werden; aber welche Unklarheit, damit jenen Gegensatz selbst aufheben und das menschliche Dasein selbst allein durch das Bewußtsein bestimmen lassen zu wollen!

Und nun zweitens die Universität als Sitz, als Verkörperung dieses Bewußtseins, dieser Intelligenz beim deutschen Volke! Denn dieses sei ja das Volk der Bewußtheit und der Idee, und in Wissenschaft und Literatur liege sein Stolz und seine Einheit. *)

Ich habe schon oben gesagt, daß der praktische Grundgedanke der Gegenwart kein theoretischer Gedanke der Wissenschaft sein könne; denn dieser ist sich selbst genug, und ginge eine adäquate Erkenntniß der Gegenwart mit dieser parallel, so würde es zu einer Zukunft, ginge sie ihr voran, so würde es selbst zu einer Gegenwart so viel an uns läge niemals kommen können. Doch angenommen, der tiefste wissenschaftliche Scharfblick und die Einsicht in die Foderungen und das Wesen der Zeit wären gleichbedeutend, so ist doch nicht einzusehen, warum gerade die Universität der Sitz beider sein sollte. Sie besteht aus Lehrern und Lernenden. Unter den erstern mögen immerhin Diejenigen sein welche vermöge ihres besondern Fachs über gewisse Tagesfragen, etwa religiöse oder legislative, das reifste Urtheil besitzen; wie man aber wegen solcher Sachkenntniß, die sich unter verschiedene zufällig einer Universität angehörige Individuen vertheilt, diese ohne Weiteres als den Sitz, ja, wenn ich Hrn. Braniß recht verstehe, beinahe als eine Verkörperung der Intelligenz und des Nationalbewußtseins betrachten könne, ist mir nicht begreiflich. Auch ist es der Beruf der Universität gar nicht Dies zu sein; das Lehrerpersonal einer solchen besteht aus einer Anzahl von Männern welche alle möglichen Fächer vertreten, und hier ihren Lebensberuf finden; auch mag der Umstand daß die Koryphäen der verschiedenen Wissenschaften hier zusammentreffen eine höhere allgemeine Bildung zuwege bringen als in andern Kreisen herrscht: aber bei den Bewegungen der Zeit ihre Stimme abzugeben, ist im besondern Falle etwa eine einzelne Abtheilung, z. B. bei theologischen Fragen eine theologische Facultät, vielleicht vorzüglich berufen, im Ganzen aber jeder Einzelne und die Gesammtheit Aller nur gerade ebenso sehr, wie jeder Einzelne und jede Gemeinschaft in andern Fällen auch. Und nun die Lernenden, die Studenten, bei diesen wäre das wahre Zeitbewußtsein zu suchen? Freilich vorerst sind die Verhältnisse noch so beschaffen, daß man zunächst dagegen protestiren muß, es sei bei ihnen nicht zu suchen; denn würdige junge Männer die sich mit Wissenschaften beschäftigen sollten doch mindestens eine ebenso selbständige Stellung im Staate einnehmen wie ihre Altersgenossen welche etwa Handarbeit treiben. Aber weiter nun auch Nichts. Die Studenten als Stand betrachtet sollen, etwa mit den Universitätsprofessoren zusammen, die Intelligenz repräsentiren? Die Studenten haben es längst gefühlt, welch ein Unsinn in der exclusiven Stellung liege in welche sie eingegrenzt sind, sie haben längst den Wunsch ausgesprochen Nichts sein zu wollen als junge Staatsangehörige welche sich den Wissenschaften gewidmet haben: sonst wäre es leicht, eine Ansicht welche eine zufällig zusammengewürfelte Anzahl von jungen Leuten von 17—24 Jahren für den Kern der Nation erklärt in ihrer Lächerlichkeit darzustellen. Aber entsetzen muß man sich darüber, wie ein Mann der zur Lösung der höchsten Fragen der Wissenschaft seine Stimme gegeben hat so gänzlich in Standesvorurtheile und Lieblingsansichten eines engen Kreises versunken sein kann, daß er den jungen Leuten solche vor dem unbefangenen Blicke im ersten Augenblick in Nichts zerfallende Dinge in speculativer Verbrämung einzureden vermag. Es wäre doch eine gar zu bittere Satire auf die Ermannung des deutschen Volks, wenn die akademischen Docenten sich den Studenten gegenüber nicht zu einfach würdiger Auffassung des Verhältnisses zu ihnen zu ermannen wüßten! Und warum macht hier Braniß dieses ganze Brimborium? Weil er fürchtet, die Studenten möchten die Wissenschaft vernachlässigen und lauter Politik treiben. Darum sollen sie als Studenten, und indem sie die Wissenschaften treiben, zugleich im politischen Ganzen eine Stelle einnehmen. Lieber Gott! Es hat doch z. B. Mancher eine Frau genommen, und deshalb doch gewiß keineswegs die Wissenschaft vernachlässigt; hat er Dies nun nur dadurch effectuirt, daß er der Frau im Sinne der Wissenschaft oder der Wissenschaft im Sinne der Frau oblag? O nein — er hat eben das Eine gethan, und das Andere darum nicht gelassen! Es gibt doch auch sonst verschiedene Lebensgebiete, die jedes seine eigenen Foderungen an uns stellen, sollte da nun wirklich kein anderes Mittel sein diesen zu genügen als daß wir sie vermengen? Im Gegentheil, auf das schärfste sondern müssen wir sie, dann wird dem Einen und auch dem Andern sein Recht geschehen. Möglich, daß gegenwärtig und in der nächsten Folgezeit mancher Student zu viele Nachmittage ans Zeitungslesen wendet, zu viele Abende in politischen Versammlungen zubringt — aber ist es denn überhaupt so leicht sich durchs Leben und seine mannichfaltigen Anfoderungen hindurchzuwinden, und ist's nicht wünschenswerther, wenn die Gefahren die uns dabei bevorstehen dem Jüngling klar und deutlich vor die Seele treten, damit er sich mit ernstem Entschluß gegen sie waffnen könne, als wenn man ihn mit verbundenen

*) Auch Hr. Braniß glaubt noch an die Vertheilung der Rollen unter die Nationen, sodaß Deutschland dieses Glanzes seiner Literatur und Wissenschaft wegen politischer Einheit und politischer Macht wohl entbehren möge. Leidiger Trost! Die Trauben hingen nur lange Zeit zu hoch. Ist doch auch die Umkehrung dieses Satzes beim Virgil Excudent alii u. s. w. im Munde des kunstgebildeten Dichters ein bloßes pis-aller.

Augen, wie ein Kind, zwischen den Abgründen hinzuleiten sucht?

Doch ich breche ab, denn ich werde trivial, und wie könnte ich auch dieser verzwickten Denkungsart in alle ihre viel verschlungenen Irrgänge folgen? Darum nur noch einmal: Wohl Denen die arm am Geiste sind! Möge die gegenwärtige Zeit, in welcher die Periode zu Ende geht deren Anfang einst die Frau von Staël beobachtete, die Periode der Romantiker, recht viel von Dem in uns zum Durchbruch bringen was sie an uns vermißte — justesse d'esprit; denn die gehört keiner Zeit im Gegensatze zur andern an, und sollte sie etwa schon die Gegenwart von der jüngsten Vergangenheit unterscheiden, desto schlimmer für diese.

W. Danzel.

Zur spanischen Literatur.

Der Versuch, der erste Versuch in Spanien und zwar in der Hauptstadt Madrid, eine Zeitschrift zu begründen welche den höchsten Ansprüchen genügen soll, eingerichtet nach einem Plane der umfassender als irgend ein ähnlicher in Deutschland, Frankreich und England, ist eine so überraschende, so außerordentliche literarische Erscheinung, daß sie in d. Bl. nicht unerwähnt bleiben darf. Das Journal unter dem Titel „Antologia española" (Madrid 1848) soll eine Zeitschrift sein für Wissenschaft, Literatur, Kritik und schöne Künste, und der im Eingange dargelegte Plan ist fürwahr ein ehrgeiziger. Nachdem nämlich die Herausgeber in üblicher Weise von dem schauderhaften Resultate gesprochen welches bisher jeden Versuch in Spanien eine allgemeine literarische Zeitschrift von anerkanntem Werthe ins Leben zu rufen wie ein Fluch begleitet habe — ein Resultat das sie so gütig sind theils dem Indifferentismus des Publicums, theils den geringen Mitteln und dem beschränkten Ideenkreise der Unternehmer und Mitarbeiter beizumessen —, nennen sie es ein unabweisbares Bedürfniß den schlummernden Sinn des Publicums wach zu rütteln durch eine „ungeheure Anthologie, welche ohne Schwierigkeit Alles enthalte was den Fortschritt der Gelehrsamkeit im In- und Auslande betrifft, welche ein Lehrstuhl sein soll für die Grundsätze des reinen Geschmacks, in welcher die Kritik eine aufrichtige und treue Lehrerin sein, die Künste und die mit ihnen eng und innig verbundenen Wissenschaften sachkundige Erklärung finden, und der Schriftsteller, der Schauspieler, das Publicum und ganz besonders die Kunst ebenso strenge als unparteiische Richter erkennen sollen". Gehen diese Verheißungen in Erfüllung, geschieht nicht was in Spanien keine Seltenheit ist, daß prächtige Hoffnungen durch elende Leistungen vereitelt werden, so bleibt freilich immer noch die Frage, und zwar eine für deren Bejahung die Gründe nahe liegen, ob ein solches Journal nicht geeigneter sei den Geschmack für Kunst und Literatur zu nähren als einen zu schaffen, welches Letztere doch die als Nothwendigkeit klar ausgesprochene Absicht der Herausgeber ist. Hiervon jedoch abgesehen steht vor der Hand fest, daß, wenn die „Antologia" im Geiste der ersten Nummer fortgeführt wird, ein Mislingen des Unternehmens weder den Herausgebern noch den Mitarbeitern zur Schuld gelegt werden kann. Erstere, Don Simon Santos und Don Rafael Maria Baralt, sind in der Literatur vortheilhaft gekannt, und die von Andern gelieferten Beiträge scheinen tüchtige Unterstützung zu verbürgen. Der an Abwechselung nicht arme Inhalt besteht in lehrreichen literarischen Notizen, einer verständigen Abhandlung über die viel besprochene Baumwollenfrage, Referaten geschichtlicher Vorlesungen, welche im Athenäum zu Madrid gehalten werden, einer Schau der dramatischen Literatur und der im laufenden Monate vorgekommenen politischen Ereignisse, einigen zum ersten male veröffentlichten Briefen des berühmten Jovellaños und mehren Originalgedichten, unter denen eins vom Herausgeber Baralt zur Erinnerung an Arguelles, das in keiner Beziehung unbedeutend ist. Der Stil der prosaischen Aufsätze leidet im Allgemeinen an zwei Uebelständen. Einmal wird darin zu viel und am unrechten Orte geblümelt. Bei Besprechung der Zölle auf Baumwollengarn sind Tropen und hochfliegende Phrasen schwerlich an ihrem Platze. Und zweitens thun die häufigen französischen Sprachwendungen Einem ordentlich weh. Es ist eine Entadelung der spanischen Sprache sie zur Nachtreterin der französischen zu machen. Das Bessere soll stets dem Guten, das Gute dem Schlechten vorangehen.

10.

Bibliographie.

Bauer, E., Das Christenthum der Kirchen in seinen auffälligen Widersprüchen mit der Lehre Jesu und seiner Apostel und mit der Wissenschaft und Vernunft. Für Gebildete aller Confessionen dargestellt. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Bulwer Lytton, Sir E., Werke. 82ster Theil: Harold, der letzte Sachsenkönig. Historischer Roman. Aus dem Englischen von E. Mauch. 1ster Theil. Leipzig, Gebr. Schumann. 16. 7½ Ngr.

— — Dieselben. 118tes und 119tes Bändchen: Harold, der letzte Sachsenkönig. Historischer Roman. Aus dem Englischen von E. Mauch. 1stes und 2tes Bändchen. Stuttgart, Metzler. 16. à 3¾ Ngr.

Franke, St. M. A., Katholische Stimmen. Predigten, zu Berlin und in seiner Umgebung gehalten. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. XI. Jahrhundert. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Chronik Thietmar's, Bischofs von Merseburg, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von J. C. M. Laurent. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. Berlin, Besser. 8. 22½ Ngr.

Guseck, B. v., Der Sohn der Mark. Historischer Roman. Frankfurt a. O., Koscky u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hahn, Helena, Eine Schwester. Russisches Familiengemälde. 1ster Theil. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Richelieu. Lebensbilder aus dem 18. Jahrhundert. Zwei Bände. Leipzig, Naumburg. 8. 2 Thlr.

Deutscher Jugendkalender für 1849. Mit Geschichten und Reimen von R. Reinick und mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdner Künstlern. Herausgegeben von R. Reinick und H. Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.

Kaiser, C., Lieder eines Flüchtigen. Schwäbisch Hall, Haspel. Br. 8. 1 Thlr.

Kapp, A., Fragmente aus einer neuen Bearbeitung der Gymnasial-Pädagogik, mitgetheilt zur wissenschaftlichen Verständigung bei der bevorstehenden Reorganisation des gesammten und insbesondere des Gymnasial-Schulwesens. Arnsberg, Ritter. Gr. 8. 12½ Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 33ste und 35ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rhangawis, A. R., Die Hochzeit des Kutrulis, ein aristophanisches Lustspiel, aus dem Neugriechischen übersetzt von D. H. Sanders. Berlin, Dümmler. Gr. 16. 25 Ngr.

Schmid, L., Der Geist des Katholicism, oder Grundlegung der christlichen Irenik. 1stes und 2tes Buch. Gießen, Ricker. Gr. 8. à 20 Ngr.

Steinthal, H., Die Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Thomas, K., Spinoza's Individualismus und Pantheismus. Königsberg, Samter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Trautmann, J. B., Die apostolische Kirche oder Gemälde der christlichen Kirche zur Zeit der Apostel. Ein historischer Versuch. Leipzig, K. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr.

Truck, Hochbootsmann Bill, Der Matrose. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ulrich oder der Triumph der Beicht. Erzählung, nach dem Französischen frei bearbeitet von C. Bernhuber. Passau, Pustet. 12. 8 Ngr.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1849. Von B. von Guseck. 22ster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wirth, M., Die Flucht von der Harzburg. Eine historische Novelle aus dem Leben Kaiser Heinrichs IV. Schwäbisch Hall, Haspel. 1849. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Der deutsche Arbeiter. Stimme aus einer Preußischen Provinz, als Beitrag zur Aufklärung und Verbesserung der Verhältnisse der Arbeiter in Deutschland. Berlin, Dümmler. 8. 3 Ngr.

Die Borgschaft. Parodie auf Schiller's „Bürgschaft" von H. L. B. Cammin, Behrendt u. Comp. 8. 1 Ngr.

Briefe an den Hof. I—III. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. à 1 Ngr.

Buschmann, J. P., Offenes Sendschreiben an den Verfasser des Aufsatzes: „Clemens August und seine Gegner," in Nr. 18 des religiösen Blattes gleichen Namens. Neuß, Schwann. Gr. 8. 3 Ngr.

Drinhaus, J. F., Die Trennung der Schule von der Kirche. Ein Wort der Verständigung über die Nothwendigkeit, die Ungefährlichkeit und Ausführbarkeit dieser unabweisbaren Forderung der Gegenwart. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 4 Ngr.

Ebhardt, Das öffentliche und mündliche Verfahren in Strafsachen und die Schwurgerichte, dargestellt für den nicht gelehrten Bürger. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Ehrenthaten der Bluse oder die Revolutionen des J. 1848. 1stes Heft: Die französische Revolution. Von H. Schiff. Mit 4 Bildern. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 5 Ngr.

Frank, R., Entwurf zu einer Synodal- und Presbyterialverfassung für das Großherzogthum Hessen. Gießen, Ferber. Gr. 8. 5 Ngr.

Gelpke, E. F., Gedächtnißrede auf den Dr. und Professor der Theologie Matth. Schneckenburger, gehalten bei seiner Leichenfeier zu Bern den 16. Juni 1848. Nebst der Grabrede von C. Wyß. Bern. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Gesetz-Entwurf, die Aufhebung des Jagdrechts betreffend, beleuchtet vor dem permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Harleß, G. C. A., Das Licht in der Finsterniß. Missionspredigt, gehalten in Wittenberg den 26. Juni 1848. Wittenberg, Kölling. 8. 3 Ngr.

Härlin, G., Mein Glaubensbekenntniß von der Medicinal-Reform. Auf den Grund 40jähriger Erfahrung öffentlich abgelegt. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 15 Ngr.

Hopf, G. W., Ueber Vereinfachung des Unterrichts. Eine Schulrede gehalten bei der Preisvertheilung am 30. Aug. 1848. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 3 Ngr.

Jannasch, R., Freiheits-Catechismus für das constitutionelle Anhalt. Cöthen, Schettler. 8. 2 Ngr.

Die Kompetenz der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Von Dr. R.... Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 2 Ngr.

Kreutzberger, O. R., Das Zunftwesen und die Gewerbefreiheit. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Kreutzer, J. J., Ueber die Trennung der Schule von der Kirche. Ein Wort zur Belehrung und Warnung katholischer Eltern; auch einer hohen National-Versammlung zu Berlin zur Berücksichtigung vorgelegt. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 12. 2½ Ngr.

Krummacher, F. W., Predigten in Berlin gehalten. 1stes Heft: Beleuchtungen kirchlicher und religiöser Zustände der Gegenwart. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lochner, G. W. K., Wie ist die Schule bei den politischen Bewegungen unserer Zeit betheiligt? Rede gehalten zu Nürnberg am 29. August 1848. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Mejer, O., Katholische Kirche und katholische Partei. Antwort an den Herrn Domdechanten Dr. Ritter in Breslau auf sein Sendschreiben zur Beleuchtung meiner Schrift: „Die deutsche Kirchenfreiheit und die künftige katholische Partei." Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 6 Ngr.

Meinecke, W., Worte, gesprochen bei der Fahnenweihe zu Klein-Ammensleben am Ernte-Dankfest 1848. Magdeburg, Quednow. 8. 1½ Ngr.

Neander, A., Das Wort Gottes im Verhältniß zu unserer Zeit. Einladungsschrift der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft bei der 34sten Stiftungsfeier. Berlin. Gr. 4. 5 Ngr.

Otto, E., Die Neugestaltung der Volksschule mit besonderer Rücksicht auf das Großherzogthum Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Deutsche Parlaments-Bücher. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Köhler. Hoch 4. 10 Ngr.

Peschka, D. M., Der herrschaftliche Privatbeamte mit Rücksicht auf seine gegenwärtige Stellung und mit Rücksicht auf künftige Staatsdienste. Zeitgemäß dargestellt. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 Ngr.

Plathner, A., Vorschläge zu Göttingens Wiederaufblühen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Ngr.

Podewils, v., Zeit-Aufgabe. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Franz Raveaux. Sein Leben und Wirken. Cöln, Greven. Gr. 12. 2½ Ngr.

Reisebriefe aus Brasilien, mit besonderer Rücksicht auf die Auswanderung. Bremen 1847. Gr. 8. 5 Ngr.

Republik oder Monarchie? Beantwortet durch T. Paine's „gesunder Menschenverstand" und „Menschenrechte." Nach den Originalquellen bearbeitet von J. Greis. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Rigler, F., Zur beabsichtigten Reform des Schulwesens. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwarze, R., Die Fragestellung bei der Kirchen- und Schulfrage. Ein Versuch zur Verständigung auf diesem Gebiete. Erfurt, Müller. 8. 3 Ngr.

Siegel, F. L., Sachsens Wahlreform, ihr Gang und ihre Resultate; dem Volke dargelegt. 1stes Heft. Riesa. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Staatsgrundgesetz für die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Rendsburg, den 15. September 1848. Rendsburg. Gr. 4. 5 Ngr.

Steinert, J., Freihandel und Schutzzölle. Veranlaßt durch den Antrag der HH. Eisenstuck, Günther und Mammen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Drittes Stiftungsfest des Hamburger Bildungs-Vereins. Gefeiert am 5. März 1848. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wörlein, J. W., Denkschrift an die National-Versammlung des deutschen Reichs zur Emancipation der deutschen Volksbildung, ihrer Schulen und Lehrer. Nürnberg. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 313. —— 8. November 1848.

Amerikanische Literatur.

1. Leben der Lucretia Maria Davidson. Aus dem Englischen der Miß Sedgwick. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 24 Ngr.
2. Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margaret M. Davidson. Aus dem Englischen des Washington Irving. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 18 Ngr.

Die allgemeine Theilnahme für das neuerwachende staatliche Leben in unserm Vaterlande hat vielleicht in diesem Jahre die Theilnahme für das neuerwachende Leben in der Natur geschwächt. Die zukünftige Gestaltung der politischen Welt erfüllte und erfüllt alle Köpfe; wie mancher Gartenfreund, der sonst sorgsam seine Blumen pflegte, mag in diesem Jahre ihnen vielleicht nur selten einen Blick zugewandt haben. Zeitungen, politische Gesellschaften, Volksversammlungen und die Berufsgeschäfte füllten ja genügend seine Zeit aus. Aber allmälig verstattet ihm die lange Dauer der Bewegung und die damit wenigstens auf Stunden wiederkehrende größere Ruhe den lange vernachlässigten Pfleglingen wieder seine Sorgfalt zuzuwenden, und sich ihres Anblicks und Gedeihens zu erfreuen.

Wie den Blumen der Natur, so geht es auch den Blumen des Geistes, der Dichtung; höchstens ein politisches Gedicht, gewöhnlich ohne Poesie, aber mit desto mehr Rhetorik und donnernden Verwünschungen ausgestattet, ward der Abwechselung halber gelesen. Aber der Sinn für Dichtung ist darum nicht erstorben; die lang zurückgehaltenen staatlichen Bewegungen drängten ihn völlig zurück, indeß schon beginnt die Zeit, wo auch ihr wieder bisweilen ein ruhiges Stündchen gewidmet wird. Zwei früherblühte, frühverblühte Blumen mögen heute unsere Aufmerksamkeit fesseln, zwei liebenswürdige Schwestern, hochbegabt von der Natur, zwei dichterische Wunderkinder, die dem Grab verfielen auf der Grenzscheide der Kindheit und Jungfräulichkeit; Beide so fein, zart und wunderlieblich, so außergewöhnlich in Wesen und Erscheinung, und doch so frei von Stolz und Selbstgefälligkeit, daß sie wie Gäste, nicht wie Einheimische, in dieser Welt erscheinen müssen, daß sie fast an die liebliche „Kilmeny" in Hogg's Feenmärchen erinnern:

> Und einer Lilie gleich sie blüht,
> Die Wang' wie die Moosros' im Regen glüht,
> Ihre Stimme gleich fernem Sange klingt,
> Der über das Meer in der Dämmerung dringt,
> Und sie liebt es zu schweifen im einsamen Thal,
> Aus der Männer Gesellschaft sie weg sich stahl,
> Sang heilige Hymnen an einsamer Stell',
> Und saugt an den Blumen und trinkt von dem Quell.

So rein und unschuldsvoll, so innig religiös, so versenkt ins Anschauen der Natur waren auch unsere Kinder, und dabei doch wieder so kindlich und natürlich, so frei von aller Künstelei und Ziererei, daß man sieht, es waltet auch in ihnen die echte Natur, die ihre Gaben ihnen im erhöhten Maße spendete, um sie desto zeitiger zurücknehmen zu können.

Lucretia und Margaret Davidson — Dies sind die Namen der beiden liebenswürdigen Schwestern, die bereits bei uns nicht mehr ganz unbekannt sind — haben das Glück gehabt zwei der trefflichsten Schriftsteller Amerikas zu Lebensbeschreibern zu finden, die ältere Lucretia die treffliche Miß Sedgwick, die jüngere Margaret den noch bekanntern Washington Irving. Ihnen haben sie es zu danken, wenn ihre Namen in dem Gewühle von Dichtern und Dichterinnen die jedes Jahr zu Markte bringt nicht spurlos verschwinden; ihre eigenen Gedichte sind anmuthig und lieblich, aber sie erhalten ihren Werth nur durch die Kenntniß der Umstände unter denen sie gedichtet wurden, nur durch die lieblichen Bilder der beiden Kinder, die uns ihre Lebensbeschreiber mit Liebe und Wahrheit geschildert haben. Nur dadurch, daß ihr Leben und ihre Gedichte den Stoff zu den erwähnten Schilderungen, die uns hier in deutscher Uebersetzung vorliegen, gegeben, nur dadurch haben sie Anwartschaft auf eine bleibende Stätte in der amerikanischen Literaturgeschichte.

Wir gehen ohne Weiteres zu dem Leben der Geschwister selbst über. Lucretia und Margaret Davidson waren die Töchter des Arztes Dr. Oliver Davidson zu Plattsburgh im Staate Neuyork, eines feingebildeten Mannes, und der Margaret Davidson, geb. Stiller, einer nicht minder feingebildeten, geistreichen, körperlich schwachen und leidenden, aber mit reicher Phantasie und innigem Gemüth begabten Frau. Diese Schwäche und Kränklichkeit des Körpers ging ebenso wie ihre geistigen Eigenschaften in erhöhtem Maße auf ihre Kinder über, und dies Misverhältniß zwischen Körper und Geist war es was ihnen die Lebensfähigkeit raubte, und der schwachen

Mutter das traurige Loos zutheilte ihre acht Kinder vor sich ins Grab sinken zu sehen.

Lucretia Maria Davidson wurde am 27. Sept. 1808 zu Plattsburgh geboren. Ein Nervenfieber bedrohte früh ihr Leben; sie genaß, und entwickelte sich anscheinend kräftig. Im Alter von vier Jahren fing sie an die Schule zu besuchen, wo sie lesen und Buchstaben in Sand malen lernte. Seitdem war sie fast beständig in die kleinen Schriften vertieft mit denen sie beschenkt wurde. Bald sah man sie auch verstohlen ämsig mit Feder und Tinte beschäftigt; alles Papier dessen sie habhaft werden konnte verschwand, bis die Mutter das Geheimniß entdeckte, und in einem selten benutzten Zimmer ein ganzes Paquet Schriften, gekritzelt mehr denn geschrieben, von ihrer fünfjährigen Tochter fand. Es waren Gedichte; auf einer Seite ein Bildchen, auf der andern Verse als poetische Erklärungen des Bildes. Schmerzlich berührt fand sich die Kleine als sie ihr Geheimniß entdeckt sah, und alle ihre kleinern Bücher übergab sie den Flammen. Als sie älter wurde kannte ihre Lernbegierde keine Grenzen; vergebens gab ihr die Mutter häusliche Arbeiten, um sie etwas davon abzuziehen: sie vollendete pünktlich die ihr aufgegebene Arbeit, und ging dann von neuem an ihre Bücher und ihre dichterischen Versuche.

Ein Hauptzug ihres Wesens war von früh auf ihre innige ungeheuchelte Frömmigkeit. Sie fürchtete stets etwas Gott Misfälliges zu thun, und war sie einmal noch so fröhlich und ausgelassen, so bedurfte es nur eines Blicks der Mutter, und betroffen fragte das arme Kind sogleich: „Mutter, war Das böse?“ Die Reinheit ihres Wesens wies alles Unreine, ja alles Gewöhnliche instinctmäßig zurück; schlechte Romane mochte sie daher nie lesen, aber alle großen englischen Dichter und die bedeutendsten Geschichtschreiber hatte sie schon vor ihrem 12. Jahre gelesen. Shakspeare verehrte sie hoch; aber auch in diese Verehrung mischte sich der Widerwille gegen das Unschöne in seinen Werken. Es heißt in einem Gedichte von ihm:

Voll Mitleid mit der Menschen irrend (!) Herzen
Gab Gott zur Tugend dir der Sünde Schmerzen
Sonst staunend und anbetend neigten wir,
Des Herrn Gebot vergessend, uns vor dir.

Lucretia's Kränklichkeit veranlaßte ihre Mutter sie der Stubenluft möglichst zu entziehen; in der freien Luft an den Ufern des Saranar erholte sie sich bald wieder; mit aufmerksamem Auge lernte sie die Natur betrachten, und die Eindrücke die sie von derselben erhielt wurden ihr von selbst zu Versen. Als eine Probe solcher Schilderungen aus den frühern Jahren geben wir das folgende kleine Gedicht:

Die Dämmerung.

Wie schön, wenn sich des Tages gold'ne Luft
Dem Schatten einet an des Abends Brust!
Mir ist's in diesem stillen Dämmerschein
Als gingen Heilige zur Ruhe ein.

Wie schön dahin am Saranar zu geh'n,
Den letzten Strahl auf dunkler Flut zu seh'n,
Das weiße Schiff, das durch die Meerbucht zieht,
Leicht übers tiefe Grab der Helden flieht.

Schön ist's dem Herzen das noch frei und leicht,
Dem noch die Hoffnung helle Bilder zeigt,
Inmitten seines Tagtraums still zu steh'n,
Um hier der Sonne Sinken anzuseh'n.

Eine schwere Krankheit der Mutter fesselte bald die dreizehnjährige Lucretia auf längere Zeit ans Krankenzimmer; rührend ist es zu sehen, wie sie hier und später in ähnlichen Fällen sich ganz der Pflege der Mutter widmete, wie sie bereitwillig ihrem Lesen und Dichten entsagte, den ganzen Haushalt beaufsichtigte, und ohne Klagen Ermüdung und Anstrengung ertrug. Und doch war ihr das Schreiben so sehr Bedürfniß, daß die Entbehrung desselben sie traurig machte, und sie erst froh wurde als ihre genesende Mutter sie auffoderte ihre geistigen Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Nun las, schrieb und zeichnete sie wieder in gewohnter Aemsigkeit.

Die Geburt ihrer jüngern Schwester Margaret rief sie mit Eifer wieder zu den häuslichen Pflichten, und weckte in ihr Empfindungen und Gefühle neuer Art, die sich in mannichfachen Gedichten aussprachen. Wir versagen uns ungern diese Ergießungen hier mitzutheilen. Im Sommer 1823 ward eine Reise nach Canada zu ihrer Schwester, zur Herstellung ihrer schwankenden Gesundheit, nothwendig. Merkwürdig war auf dieser Reise die Theilnahme die sie für Alles zeigte was irgendwie mit großen geschichtlichen Ereignissen verknüpft war, oder längstvergangenen Zeiten angehörte, mochte es auch noch so sehr dem Kreise von Dingen für welche junge Mädchen Theilnahme zu zeigen pflegen fern liegen. So ward sie begeistert als sie die Festung Belle-Isle besichtigte; Graben und Wälle, Zugbrücke, Arsenal, Kanonen u. s. w., Alles betrachtete das junge zarte Mädchen mit dichterischen Augen, indem sie Belagerungen und Schlachten, Heldenmuth und Heldenruhm sich im Geiste vorstellte. Ebenso ergriff in Kirchen und andern Gebäuden das Alterthümliche sie weit tiefer als das Neue, mochte dies auch noch so schön ausgeführt sein. Mit Entzücken genoß sie übrigens im Hause ihrer Schwester die geselligen Freuden, und erfreute sich namentlich am Gesange ihrer Schwester. Wie stark der Eindruck war den der Gesang auf sie machte, mag folgender Vorfall zeigen: Als sie einst in der Dämmerung ihr Lieblingslied, Moore's „Farewell to my harp“, sich vorsingen ließ, erblaßte sie, war einer Ohnmacht nahe, und ward nicht eher wieder ruhig als bis sie ihren Empfindungen in folgenden Strophen Luft gemacht hatte:

An meine Schwester.

Wenn leis' die Nacht herniederthaut
Und Dunkelheit die Welt umfängt,
Wenn nicht ein Murmeln, nicht ein Laut
Ans Ohr der Phantasie sich drängt,

Wenn sich des Mondes Angesicht
Mit gold'nem Auge zu uns neigt,
Und wenn die Welt in sanftem Licht
Still um uns ruht und selig schweigt:

Dann — wenn die Seele aufwärts flieht
Ob dieser Welt und ihrem Glück,
Dann, Schwester, sing' mein Lieblingslied
Für thränenvollen Dankesblick,

Das Lied, das in so süßer Qual
Mein armes Herz erzittern macht,
Das Lied — o sing' es noch einmal,
Das nicht für menschlich Ohr erdacht.

Entweihung wär's die Melodie
Zu singen laut im gold'nen Tag,
Denn o! die Sel'gen hören sie
In reiner Engel Flügelschlag.

Und wenn ich schlaf' im Frühlingsgrün,
Und still der Mond herniedersieht,
Dann komm an meinem Grab zu knien,
Und — Schwester — sing' mein Lieblingslied.

Das Vorgefühl des nahen Todes, das sich in diesem Gedichte ausspricht, verließ sie seitdem selten mehr. Nicht als hätte es ihr ganzes Wesen traurig und schwermüthig gemacht: sie war nach wie vor zur Freude geneigt, und nahm an den Vergnügungen ihrer Altersgenossen mit ungekünstelter Heiterkeit Theil. Namentlich gehörte der Tanz zu ihren Lieblingsneigungen; die Aussicht auf einen Ball machte ihr so viel Freude als den meisten andern jungen Mädchen. War aber der Ball vorüber, so waren es auch die Ballgedanken, und mit erneutem Eifer kehrte sie wieder zu ihren Studien zurück. Auch der Liebe blieb sie nicht fremd, faßte indeß den Entschluß nie zu heirathen, weil sie fühlte, daß ihre Neigungen zu Büchern und zum Versemachen sie zur Sorge für eine Familie ungeeignet machen müßten. Diesen Entschluß spricht sie aus in dem Gedichte:

Cupido's Reich.

Bin ich im Feenlande? Sagt, wie heißt
Das Paradies das eure Stimme preist?
Mehr bin ich als der arme Schelm verwirrt
Der fremd durch unbekannte Wildniß irrt.

Ist Dies Cupido's wunderbares Reich?
O dann hinweg! Bestürzt entflieh' ich gleich.
Kein Opfer lass' ich am Altar zurück,
Kein blutend Herz und keinen Liebesblick.

Und ob er stolz auf seine Schätze blickt,
Auf starke Herzen die er unterdrückt,
Auf Seufzer, auf der Küsse Blumenhauch,
Auf heiße Glut in manchem dunkeln Aug' —

Und ob die Ros' vor seinem Angesicht
Allein erstrahlt im hellsten Farbenlicht,
Und ob sein Garten schönste Blüten hegt,
Auf die der Thau je Perlen uns gelegt:

Doch will, Cupido, ich mich dir nicht weih'n,
Nie folg' ich deiner Fackel Glutenschein,
Will keinen Seufzer, keinen Blick für mich;
Ich trotze kühn dir, und ich fliehe dich!

Im J. 1824 lernte sie Hr. Kant, ein alter Freund ihrer Mutter, kennen; er las ihre Gedichte, sprach mit ihr, und ward so von ihr eingenommen, daß er sich sogleich erbot Lucretia als sein eigenes Kind annehmen, und für die Ausbildung ihrer Talente Sorge tragen zu wollen. Die Aeltern erlaubten ihm wenigstens thätigen Antheil an ihrer Ausbildung zu nehmen, und auf seine Veranlassung kam sie im Winter 1824 aufs Seminar zu Troy. Hier arbeitete sie übertrieben fleißig, lernte Französisch, studirte Geologie und viele andere Wissenschaften, ward aber immer kränklicher und schwermüthiger. Die Ahnung des nahen Todes verließ sie bald nicht mehr, und allen ihren Gedichten ist dieser Stempel aufgedrückt. Wir theilen noch eins derselben mit:

Werke des Todes.

Ich zog durch die Erde in nächtiger Zeit,
Die brausenden Winde gaben Geleit,
Ich sah zum schlummernden Kinde hinein
Und ließ die Mutter in Thränen allein;
Ich hob die Flügel und kältender Thau
Welkte die Blumen auf Bergen und Au,
Bleichte die Röthe der glühenden Wange,
Hemmte die Schritte im fröhlichen Gange,
Pflückte die Knospen aus schützendem Laub,
Gab sie dem wehenden Winde zum Raub.
Ueber dem Thale, wo jubelnder Klang
Empor durch die bläulichen Lüfte drang,
Weilt' ich und schaute — und schmerzliche Klage
Zog durch die Lüfte am kommenden Tage.
Nicht wählt' ich die Einsamtraurigen blos,
Nicht spar' ich die froh sind in seligem Loos,
Ich hole sie Alle in fliegender Eile,
Und kenne nicht Mitleid, schonende Weile.
Vor holdem Antlitz blieb sinnend ich steh'n,
Ein Antlitz so todtbleich, immer doch schön;
Erstarrt schien des Lebens purpurne Flut,
Entwichen der Wangen leiseste Glut;
Sanft rief sie mir, daß ich willkommen sei —
Ich blickte sie an — und ihr Geist war frei.
Hell rauschte der Strom und rollte landein
Mit Flüstern und Singen im Sonnenschein;
Der Barde stimmte die Harfe und sang
Von Lust und Liebe; ich hörte den Klang
Und nahte, da sprangen die goldenen Saiten,
Und düster sah ich die Wellen entgleiten,
Der Sänger war nicht mehr! — Ich ging allein
Hin über den Hügel, den Leichenstein.

Die öffentliche Prüfung in der Pensionsanstalt im Frühling 1825 veranlaßte das arme Kind zu erhöhten Anstrengungen; sie bestand sie mit Ehren, aber ihre Kraft war erschöpft. Eine Veränderung der Luft und Versetzung in eine andere Pensionsanstalt zu Albany schafften nur noch für kurze Zeit Besserung. Im Juli mußte sie nach Plattsburgh zurückgeschafft werden. Für einige Tage wirkte die Freude sich wieder in ihrer Heimat zu finden zauberisch auf sie ein; dann aber nahm die Krankheit um so schneller zu, und bald machte der Tod ihrem Leben und ihrem Leiden ein Ende. In den letzten Tagen ihres Lebens ward ihre arme überreizte Seele noch von der Furcht vor Wahnsinn gequält, und eins ihrer letzten Gedichte ist

Die Furcht vor Wahnsinn.

Ein Etwas gibt's vor dem ich bange,
Das dunkelste von allen Dingen:
Oft schleicht's heran mit mattem Gange,
Oft kommt's auf der Zerstörung Schwingen.

Ich denke d'ran in düstern Tagen
Des Grams, der Krankheit und der Trauer,
Nicht Furcht vorm Tod — o soll ich's sagen?
Ich fühle vor dem Wahnsinn Schauer!

O, ob des Herzens wildes Pochen,
Der Pulse Fieberlauf vollendet,
Ob des Gehirnes brennend Kochen
Sich auch in starrer Ruhe endet;

Ob sie auch unter stillen Matten
Bald meine bleiche Hülle betten:
O wohl! nur von des Wahnsinns Schatten
Möcht' ich ach meine Seele retten.

Man sieht, der Tod kam zur rechten Zeit.

Lucretia hat viele größere und kleinere Gedichte hinterlassen, von denen die Mehrzahl einen religiösen beschaulichen Charakter trägt; doch schlägt sie auch andere Saiten mit Geschick an, wenn auch mit weniger Vorliebe. Unter ihren größern Gedichten ist „Amis Khan" das vorzüglichste, eine morgenländische Erzählung, wohldurchgeführt im morgenländischen Charakter, anmuthig im Versbau und voll trefflicher Schilderungen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Friesenkönig Radbod und der Bischof Wulfram von Sens.

Bekanntlich wird vom Friesenkönig Radbod (gest. 719) erzählt, daß er, im Begriff sich taufen zu lassen, bereits mit dem einen Fuße im Taufzuber gestanden habe, als ihm eingefallen sei, an Bischof Wulfram die Frage zu richten: Wohin denn seine Vorgänger, die heidnischen Friesenfürsten, gekommen seien, in den christlichen Himmel oder in die Hölle? Auf die Antwort des Bischofs, daß dieselben als ungetauft unzweifelhaft der letztern anheimgefallen seien, habe Radbod den Fuß mit der Erklärung zurückgezogen, daß er lieber bei seinen Vorfahren in der Hölle als bei einem Haufen Bettler (cum parvo numero pauperum) im Himmel sein wolle. Auf eine Kritik dieser Erzählung hatte sich Niemand bisher eingelassen; man begnügte sich sie als unwahrscheinlich zu bezeichnen. Ihren Ursprung glaubte man sich am besten so erklären zu können, daß man durch sie dem Radbod ein erwünschtes Mittel finden ließ von dem ihm lästigen Eifer des Bischofs loszukommen. Rettberg hat in dem eben erschienenen zweiten Bande seiner „Kirchengeschichte Deutschlands" (Göttingen 1848, S. 514—517) jene Erzählung einer ausführlichen Kritik unterworfen, deren Resultate folgende sind: An und für sich enthalte die Erzählung nichts Unwahrscheinliches, stelle vielmehr in kräftigen Zügen das Bild des für sein nationales Heidenthum kämpfenden Friesenfürsten dar; aber mit den historischen Zeugnissen für sie stehe es mislich. In dem Leben Wulfram's von Jonas, einem Mönche in Fontanelle und Zeitgenossen Wulfram's, wie es in den „Bollandisten" (März, III, 143) abgedruckt ist, findet sich jene Erzählung von dem Auftritte mit Radbod nicht; dagegen in der Ueberarbeitung jener Lebensbeschreibung durch den Mönch Harduin, der in jenem Kloster gegen Ende des 8. Jahrhunderts lebte. Aber diese Arbeit hat so viele Interpolationen, daß Mabillon sie zwar in seine „Acta Sanctorum" (Th. 3, 1, 357) aufnahm, aber seine großen Bedenken über die Widersprüche die in ihr vorkommen aussprach. Aus dieser unlautern Quelle nun ist die Erzählung um die es sich hier handelt in andere Schriften übergegangen. Auch wird noch eine andere Geschichte, der Scene am Taufsteine ähnlich, hinzugefügt. Es habe sich nämlich Radbod nach jener Weigerung schriftlich an den Bischof Willebrord von Utrecht gewendet, um dessen Unterricht zu erlangen; dieser aber, durch eine Vision belehrt, habe in der Antwort den König für prädestinirt zur Verdammniß erklärt. Weiter wird erzählt, dem Könige sei der Teufel, aber in Engelgestalt, erschienen, mit dem Versprechen, ihm den künftigen glänzenden Aufenthalt zu zeigen der ihm bei treuer Ausdauer im Heidenthum bestimmt sei; dagegen möge er sich vom Bischofe den Ort weisen lassen wohin ihn die Taufe führen werde. Der Bischof davon benachrichtigt durchschaut das Blendwerk des Teufels, und gibt dem Boten, der zur Prüfung jenes Versprechens vom Könige abgeschickt wurde, einen Diakonus als Begleiter mit. Ein Mann führt sie zu einem glänzenden Palaste, allein auf das Zeichen des Kreuzes das der Geistliche schlägt verschwindet das Blendwerk; sie kehren zurück, finden aber den König schon todt und zwar ohne Taufe. Wiederholt wird dabei bemerkt, daß Radbod deshalb nicht zur Taufe gelangt sei, weil er nicht zur Zahl der Prädestinirten gehörte. Dieses Dogma also, das um dieselbe Zeit wo Harduin schrieb Alcuin auch auf die so schwierige Bekehrung der Sachsen übertrug, war dem Mönch offenbar die Hauptsache, die einzelnen Erzählungen nur Variationen darauf. Rettberg schließt mit den Worten: „Die Scene mit Radbod am Taufstein sinkt zu einer Dichtung herab mit der Aufgabe, darzuthun wie der König selbst in der größten Nähe des Sacraments zu der göttlichen Gnade nicht habe gelangen können. Daß die Erzählung die Schuld seinem eigenen Entschlusse beimißt ändert an der Auffassung Nichts, weil ja dieser Entschluß selbst als Folge der ihm vorenthaltenen Gnade betrachtet werden konnte."

Paul Sarpi.

Für das Fußgestelle dieses freimüthigen Geschichtschreibers des Tridentiner Conciliums hatte man das Distichon bestimmt:

Et genio et scriptis ingentem conspice Paulum!
Hic etiam Petro restitit in faciem.

(Etwa: Sieh! Ein zweiter an Geist und Schriften gewaltiger Paulus!
Traun! Dem Petrus hat er auch widerstanden mit Kraft.*)

Nachdem Sarpi am 3. Oct. 1605 vor der Pforte seines Klosters zu Venedig von fünf Banditen überfallen und mit drei Dolchstichen schwer verwundet worden war, sagte er, als er wieder zur Besinnung gekommen war und den päpstlichen Nuntius als den Anstifter des Attentats bezeichnen wollte: „Factum est hoc *stilo* **) Romanae curiae." 27.

*) Mit Bezug auf Gal. 2, 11.
**) Doppelsinnig für Stilet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 314. —— 9. November 1848.

Amerikanische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 313.)

Wir haben das Leben Lucretia's etwas ausführlicher vor uns vorübergehen lassen, und können uns daher bei dem ihrer Schwester Margaret kürzer fassen, und Das um so mehr, als ihre Lebensbeschreibung unsern Lesern bereits seit Jahren vorliegt. Margaret Milles Davidson ward am 26. März 1823 zu Plattsburgh geboren, und starb bereits am 25. Nov. 1838, noch nicht 16 Jahre alt. Sie war eine ebenso liebliche Erscheinung als ihre Schwester, ihr Leben ist ebenso einfach, ebenso begebenheitsleer, und doch so geistig inhaltsreich wie jenes. Wir begnügen uns daher den Leser von neuem auf dasselbe aufmerksam zu machen, und theilen lieber ein in ihrem 15. Jahre geschriebenes Gedicht Margaretens mit:

Sterben und Vergessenwerden.

Nach nur wenig kurzen Jahren
Sterb' ich wie ein Ton verhallt,
Wie wenn von verklung'nen Weisen
Leise noch das Echo schallt.

Dann werd' ich dem Leben sterben,
So wie wenn ein Lüftchen streicht
Ueber leichte Himmelswolken
Und ihr Glanz so schnell erbleicht.

Und die Welt wird lachen, singen
Immer fröhlich wie vorher,
Aber kalt und still ich liegen,
Die ich nicht im Leben mehr.

Und die Blumen die ich liebte,
Sie blüh'n immer noch so süß,
Aber and're Pfleger füllen
Jetzt den Platz den ich verließ.

Selbst die Liebe kann nicht hindern,
Daß mein Name bald vergeht,
Wie der Duft der welken Rose,
Auch so schnell ist er verweht.

Hoffend mag die Seele blicken
In des Himmels Luft hinein,
Aber trauernd dennoch fürchten
Hier vergessen bald zu sein.

Namenlos dahin zu sterben
Schreckte manches edle Herz;
Doch im Tod noch Ruhm erwerben
Das besiegte Todesschmerz.

Würden wir mit festerm Auge
Nicht dem Tod ins Auge seh'n,
Wüßten wir es würden trauernd
All' an unserm Grabe steh'n?

Ob der Glaube, mild vertrauend,
Auch von jenen Welten spricht,
Wo nur Freud' und Friede wohnen,
Ew'ger Liebe helles Licht;

Dennoch binden ird'sche Fesseln
Uns an Erdenleid und -Lust,
Dennoch glüht ein irdisch Sehnen
Immerfort in uns'rer Brust.

Frage nicht nach Trauerprangen,
Nach der Fackeln düsterm Schein,
Grabgesang und Glockenläuten,
Nicht nach reichem Grabesstein.

Doch im Mund Geliebter leben,
Wenn ich von der Erde weit,
Möcht' ich, und im treuen Herzen
Finden einst mein Grab bereit.

Ja in Edler Mund zu leben
Noch nach langer Zeiten Raum —
Darf ich, darf ich hin mich geben
Solchem thöricht eitlen Traum?

O, vermessen ist's zu denken
Wie ich thöricht heut' gedacht,
Armes Kind, deß schwaches Leben
Schon durchdringt der Krankheit Macht!

Die, eh' neuer Frühling nahet
Und die neue Sommerluft,
Wie des Herbstes-Blum' verwelket,
Längst wol ruht in kühler Gruft.

Ja, aus meinem kind'schen Herzen
Sollst du, stolzes Hoffen, flieh'n.
Nicht für mich ward Ruhm geschaffen,
Und ich Arme nicht für ihn.

Die Gedichte beider Schwestern haben wie ihr Leben viel Aehnlichkeit miteinander: dieselbe innige Frömmigkeit, derselbe bisweilen überspannte Geistesschwung, dieselbe Selbständigkeit des Schaffens; sie haben auch Das miteinander gemein, daß sie nur schwache Spuren einer Fortentwickelung in dichterischer Beziehung zeigen. Von dem 13., 14. Jahre an ist ein eigentlicher Fortschritt in ihren Schöpfungen nicht mehr zu bemerken. Es ist Das ziemlich natürlich, der krankhafte Zustand des Körpers und seine fieberhafte Aufregung brachten bei ihnen, na-

mentlich in ihren letzten Jahren, eine Ueberspannung der Gefühle und Empfindungen hervor, die eine ruhige Fortentwickelung des Geistes nicht gestattete. Der ewige Sturm und Drang der Gefühle läßt keine poetische Reife gedeihen, so wenig als immerwährender heiterer Sonnenschein. Nur im gemessenen Wechsel von Regen und Sonnenschein gedeiht die schöne süße Frucht der Dichtung zur Reife. Bei alledem sind es zwei liebliche Gestalten, die einen wohlthuenden Eindruck in uns hinterlassen, und Jeder der die beiden Büchlein gelesen hat wird den amerikanischen Verfassern der beiden Biographien seinen Dank widmen für die Liebe und Sorgfalt mit der sie die beiden Gemälde ausgeführt haben. Die deutschen Leser aber haben auch der Uebersetzerin für die gewissenhafte Treue mit der sie zu Werke gegangen ist ihren Dank abzustatten, und werden ihr kleine Mängel, die eben aus diesem Streben nach Treue entsprungen sind, gern verzeihen.

Wir schließen unsere Anzeige, indem wir auf unsere beiden Dichterinnen die Worte Hogg's aus der obenerwähnten „Kilmeny" anwenden:

'S war nicht ihre Heimat; sie blieben nicht drein,
Sie verließen die Welt voll Kummer und Pein,
Gingen wieder ins Land des Denkens ein.

E. Fiedler.

Geschichte der Römerherrschaft in Judäa und der Zerstörung Jerusalems von J. Salvador. Deutsch von Ludwig Eichler. Zwei Bände. Mit vier lithographirten Karten. Bremen, Schlodtmann. 1847. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Geschichtsforschung der neuesten Zeit hat sich vielfach und nicht ohne glücklichen Erfolg mit dem jüdischen Volke, mit seinen politischen und religiösen Zuständen, mit seinen Verdiensten um die Menschheit sowie mit seiner Weltstellung beschäftigt. Christliche und jüdische Gelehrte haben sich bei dieser Beschäftigung betheiligt. Es tritt aber dabei im Gegensatze zur frühern Zeit das erfreuliche Bestreben hervor einen möglichst freien Standpunkt zu gewinnen und festzuhalten: der Erbauungszweck ist in den Hintergrund getreten, die kirchlich-religiösen Sympathien oder Antipathien verrathen im Ganzen nur noch einen geringen Einfluß, den Gesetzen der Geschichtschreibung ist in der Hauptsache der Sieg zugefallen. Und was in Folge Dessen das Erfreulichste in der Sache ist: eine aufgeklärte Geschichtschreibung hat dem jüdischen Volke diejenige Gerechtigkeit verschafft auf die es wie jedes andere Volk die begründetsten Rechte besitzt. Wie aber namentlich in der neuesten Zeit die Geschichten der Völker dadurch insbesondere an Aufklärung und Interesse gewonnen haben, daß man einzelne Abschnitte derselben in Monographien ausführlicher untersuchte und darstellte, so ist Dies auch rücksichtlich der Geschichte des jüdischen Volks geschehen. Und eine solche Monographie liegt uns in dem obengenannten Werke vor. Die Zeit welche die Juden unter der römischen Herrschaft verlebten geschichtlich zu durchforschen, und in möglichster Klarheit und der Wahrheit entsprechend darzulegen, gehört nicht zu den leichtesten Aufgaben der Geschichtswissenschaft: die Quellen sind zwar ziemlich zahlreich, doch nicht immer fortlaufend und von gleichem Geiste. Josephus, der Hauptschriftsteller für eine der furchtbarsten und verhängnißvollsten Katastrophen der Juden, ist von parteiischer Auffassung und Erzählung der Ereignisse keineswegs frei, und überhaupt die ganze Anschauungsweise der Griechen und Römer in jüdischen Verhältnissen durchaus nicht geeignet das Richtige, Wahre und Unparteiische zu treffen und zu erfassen. Es hat aber die Lösung dieser schwierigen Aufgabe ihren Mann an Hrn. Salvador gefunden: mit diesem Urtheile darf die Geschichtswissenschaft nach unserer vollsten Ueberzeugung das vorliegende Werk begrüßen.

Der Verf., der bereits durch zwei andere Werke: „Geschichte der Institutionen Mosis und des hebräischen Volkes", und „Jesus Christus, seine Doctrin und das erste Jahrhundert der Kirche", seinen Beruf zur Geschichtschreibung beurkundet hat, bezeichnet selbst die Richtung seiner neuesten Arbeit und den Gesichtspunkt von dem aus dieselbe beurtheilt sein will. Seine Worte sind folgende:

„Licht über die Geschichte der Grundlagen des heutigen Christenthums zu verbreiten, neue Lehren aus der Existenz eines der berühmtesten, seinem Geiste nach so unendlich oft verkannten Volks zu ziehen; die faßlichsten Ursachen des langen Bestehens dieses Volks darzustellen, und zu zeigen welches Princip sie zu dem hartnäckigen Widerstande veranlaßte den es zu mehren malen mächtigen, fremden Völkern die es zu unterjochen kamen entgegenstellte; endlich im großen Ganzen eine Vergleichung anzustellen zwischen den frühern Zuständen und dem jetzigen Stande der Dinge, aus den Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten die sich dabei ergeben zum Abschlusse zu kommen über Das was man vernünftigerweise zu erwarten, was zu allgemeinem Nutzen für die Zukunft vorzubereiten sei: Das ist die Richtung, der Geist gewesen der mich bei meinen frühern Arbeiten geleitet hat, den man in dem vorliegenden Werke wiederfinden wird, und der wahrscheinlich in der Folge mir noch manche arbeitsvolle Tage bringt."

Die Darstellung des Ganzen eröffnet eine allgemeine Charakteristik der Zeit und der betreffenden Geschichtsquellen. Die fünf Epochen in welchen jene Darstellung sich bewegt sind folgende: 1) Römische Intervention in Judäa (64 und 63 v. Chr.). 2) Krieg der Dynastien (63 v. Chr. — 6 n. Chr.). 3) Herrschaft der Procuratoren (6 — 66 n. Chr.). 4) Unabhängigkeitskrieg der Juden; Feldzüge Vespasian's und Belagerung Jerusalems durch Titus (66 — 72 n. Chr.). 5) Letzte Bestrebungen der jüdischen Nationalität und neue Vorbereitungen zum religiösen Widerstande (72 — 137 n. Chr.). Und da die Darstellung dieser Epochen wiederum in einzelne Capitel getheilt ist, so hat der Verf. auf diese Weise für die Uebersichtlichkeit sehr zweckmäßig und gut gesorgt.

Aus den vielen treffenden Bemerkungen, die den Beweis liefern, daß der Verf. mit Nachdenken und mit einer richtigen Würdigung der Dinge sein Werk verabfaßt habe, heben wir folgende hervor. Nachdem der Verf. auf die gefahrvolle Stellung aufmerksam gemacht hat welche das jüdische Land überhaupt und Jerusalem insbesondere gegenüber den namentlich auf Aegypten losstürmenden Völkern einnahm, sagt derselbe sehr richtig:

„Als Jerusalem den Stoß der Orientalen aushielt und sich ihm wie ein Bollwerk des Westens entgegenstemmte, war die orientalische Invasion noch in ihrer ganzen Frische und Jugendkraft. Die Eroberer gehorchten einem tapfern und furchtbaren Heeresführer, Nebukadnezar dem Großen, dem die Theorien der Religion vor so vielen andern biblischen Personen eine so seltsame Physiognomie gegeben haben. Hundert Jahre später dagegen, zur Zeit der glücklichen Kämpfe Griechenlands, war das erste Feuer der Invasion schon in sich selbst erloschen, die orientalische Herrschaft war auf neue Familien übergegangen, der aus diesen Gegenden gekommene Verheerungsgeist, das Genie *) ihrer Domination war im friedlichen Besitze der Ufer des Mittelländischen Meers laß und weichlich geworden,

*) Der Uebersetzer, der seine Sache im Ganzen sehr gut gemacht hat, hätte sich hier doch des französischen Ausdrucks mehr entschlagen sollen.

und anstatt eines tapfern und unerbittlichen Soldaten, wie es der König der babylonischen Chaldäer war, hatte die neue Eroberung einen Seraifürsten, einen Xerxes, zum Anführer, und die persischen Truppen entsprachen damals treu dem Charakter ihres Königs."

Bekanntlich gab Cyrus den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland nach Babylons Eroberung, und zwar entweder aus politischer Klugheit oder aus Dankbarkeit für geleistete Unterstützung, oder auch aus beiden Gründen zugleich:

„Trotz der Erlaubniß aber welche die Verbannten erhalten hatten in ihre alten Wohnsitze wieder zurückzukehren, willigten doch die angesehensten Familien, die meisten Männer von Bedeutung, welche in dem neuen Lande erzogen und geboren waren, nicht darein ihr neues ihnen lieb gewordenes Vaterland zu verlassen. Auf diese Weise entstand sozusagen eine doppelte jüdische Nation, und die fortwährenden Beziehungen dieser beiden Hälften hatten den allergrößten Antheil an den Ereignissen zur römischen Zeit, besonders an den letzten Bestrebungen der Vertheidiger Jerusalems gegen die Kaiser Trajan und Hadrian. Die jüdischen Lehrer bedienen sich eines höchst seltsamen Gleichnisses, um anzudeuten, daß die aufgeklärtesten, hervorragendsten Familien die Regionen des Euphrats nicht verlassen hatten. Nach ihnen blieb bei der Theilung, die bei der Rückkehr aus der Gefangenschaft geschah, das Mehl des Volks in Babylon, während die Kleie nach Judäa heimging. Man weiß wie viel Hindernisse dem Wiederaufbau der Stadt David's durch die Eifersucht und die Befürchtungen der benachbarten Völkerschaften, besonders der neuen Samaritaner, in den Weg gelegt wurden. Während die Juden mit der einen Hand daran arbeiteten ihre Wälle wieder aufzubauen, sagen die Chroniken jener Zeiten, mußten sie mit der andern Hand das Schwert halten, um ihren Widersachern Trotz zu bieten."

In der soeben mitgetheilten Stelle liegt zugleich eine theilweise Beantwortung der Frage über den Zustand und die Lage der in Babylon gefangen gehaltenen Juden, einer Frage deren vollständige Beantwortung wegen Mangels an zuverlässigen und zusammenhängenden Nachrichten nicht möglich erscheint; nur so viel ist im Allgemeinen mit Gewißheit anzunehmen, daß das Schicksal der Gefangenen ein sehr erträgliches gewesen sein müsse. Uebrigens hat in der jüngsten Zeit namentlich Herzfeld in seiner „Geschichte des Volkes Israel" (Braunschweig 1847) die gründlichsten Untersuchungen über die Gegenden welche den gefangenen Juden zum Aufenthaltsorte angewiesen worden zu sein scheinen, und über die Verhältnisse der Gefangenen angestellt: wir können unsere Leser, sofern sie entweder ein wissenschaftliches oder nationales Interesse bei der Sache haben sollten, ohne Bedenken darauf verweisen.

Wenn der Verf. der Schilderung des Unabhängigkeitskriegs der Juden gegen die Römer beinahe den ganzen zweiten Theil seines Werkes gewidmet hat, so müssen wir Dies vollkommen billigen und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen: erstlich, weil jener Krieg über das Schicksal des ganzen Volks entschieden hat; und zweitens, weil das geschichtliche Material noch so wenig vollständig geordnet und benutzt war, namentlich noch keine rühmenswerthe Auffassung vom jüdischen Standpunkte aus erfahren hatte, daß wir es dem Verf. nur Dank wissen können, wenn er so ausführlich und mit sichtbarer Vorliebe mit der Darstellung jenes ebenso blutigen als verhängnißvollen Kampfes sich beschäftigt hat. Und aus dieser Vorliebe ist es wol auch erklärlich, daß dieser Theil des Werkes mit Recht als der gelungenste bezeichnet werden darf. Wir glauben zu diesem Urtheile um so mehr berechtigt zu sein, als eine wissenschaftliche Arbeit uns veranlaßte bei dem Verf. uns öfters Rath zu holen, und also auf dem Wege der Erfahrung wahrzunehmen, mit welcher Geschicklichkeit und welchem Erfolge derselbe gearbeitet habe. Ganz besonders verdient die Charakteristik des jüdischen Gouverneurs von Galiläa, des als Geschichtschreiber allbekannten Josephus, hervorgehoben zu werden. Der Verf. folgt dem Benehmen und den Schlangenwindungen dieses Juden man kann sagen Schritt für Schritt, und zeigt ihn der Nachwelt mit den vollständigsten Beweisen als einen an die Römer verkauften Verräther seiner Landsleute, die mit einem fast ans Unglaubliche grenzenden Fanatismus und mit einer außerordentlichen Ausdauer und Todesverachtung sich von dem römischen Joche zu befreien suchen, von einem Joche, gegen welches römischer Procuratoren Willkür die größte Erbitterung, den grimmigsten Haß in den Gemüthern des jüdischen Volks erzeugt hatte. Uebrigens muß jener Kampf zugleich nicht nur als ein heftiger Zusammenstoß orientalischer und occidentalischer Nationalitäten betrachtet werden, sondern auch als eine Lebensfrage für die Fortdauer römischer Herrschaft in Vorderasien: denn ein großer Theil der Völker dieses letztern hielt seine Aufmerksamkeit auf den Ausgang jenes Kampfes gerichtet, wie denn auch die Juden nicht ohne Hoffnung auf Unterstützung von dieser Seite her waren. Unterlagen die römischen Waffen, so stand eine Schilderhebung der benachbarten Völker in Aussicht; und die Römer, Dies richtig erkennend, setzten das Aeußerste daran den fanatischen und verhaßten Feind niederzuwerfen, und durch eine furchtbare Katastrophe die über Jerusalem verhängt ward alle geheimen und offenen Feinde zu schrecken, alle im Stillen genährten Hoffnungen zu nichte zu machen.

Nicht ohne rege Theilnahme folgt man der Schilderung eines Nationalunglücks über welches bereits 18 Jahrhunderte dahingegangen sind ohne die Wunden zu heilen oder in Vergessenheit zu bringen die jenes Unglück schlug; den socialen Verband des jüdischen Volks hat das Schwert der Römer zerhauen, aber seine Nationalität, die Erinnerung an jenes Ereigniß und die Sehnsucht nach Wiederherstellung des staatlichen Verbandes hat keine Zeit noch zu vertilgen vermocht. Rom selbst empfand mehr als ein mal die Zuckungen der Glieder des aufgelösten jüdischen Staatskörpers, die ihr Leben und ihre Widerstandsfähigkeit einzig aus dem Bewußtsein einer unvertilgbaren Nationalität schöpften. Daß die Römer selbst die glückliche Beendigung des jüdischen Freiheitskrieges, an dessen Spitze die beiden heldenmüthigen Männer Johannes von Giscala und Simon Joras standen, deren endliches Schicksal einen so schneidenden Contrast mit dem des Verräthers Josephus bildet, gibt den Umstand zu erkennen, daß Vespasian und Titus einen glänzenden Triumphzug in Rom hielten, und durch ein großartiges Monument die Erinnerung daran bei der Nachwelt zu bewahren suchten. Wir lesen in dieser Beziehung bei dem Verf. Folgendes:

„Der Triumphbogen des Vespasian und des Titus ist eins der besterhaltenen Monumente. Man sieht darauf den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch und den Priesterschmuck. Die Medaillen stellen eine über einem Palmenzweige weinende Frau dar; neben ihr steht ein siegreicher Krieger. Man liest als Ueberschrift: Judaea devicta, Judaea capta, das besiegte, das eroberte Judäa. Aber in den Tagen der Ceremonie und des militairischen Pompes waren Vespasian und Titus nicht die einzigen Triumphatoren. Rom hatte die Sitte, Denjenigen der feindlichen Führer welcher der Nerv des Kriegs gewesen war und den Legionen am meisten zu schaffen gemacht hatte mit einem Strick am Halse umherzuschleppen und als Opfer darzubringen. So hatte der Hals der gallischen Nationalität*) nach einer Gefangenschaft von sechs Jahren von der Hand des Lictors den Tod erlitten. Zwischen Johannes von Giscala und Simon Joras hatte ein beständiger Wetteifer an Muth, Klugheit und Verwegenheit existirt. Aber nun war es ungewiß welchem von Beiden die Ehre bleiben sollte für den Haupthelden des Widerstandes anerkannt zu werden. Der römische Senat that sich als Richter darüber auf, und die Wage neigte sich auf die Seite des Simon Joras. Johannes von Giscala wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt, und sein Nebenbuhler erlangte den Ruhm eines Märtyrers. Jedem wird nach seinen Werken gemessen. Während aber Simon starb und Johannes

*) Der aus Cäsar allbekannte Vercingetorix.

Ketten schleppen mußte, erhielt Josephus die verschiedenen Vortheile welche ihm versprochen worden waren. «Nach der Einnahme von Jerusalem», so erzählt Josephus selbst, «schickte mich Titus mit Cerealis und 1000 Pferden nach dem Flecken Thekua, um zu untersuchen ob dieser Ort zu einem Lager geeignet sei. Sobald Titus die Angelegenheiten Judäas in Ordnung gebracht hatte, gab er mir Güter in entfernterer Gegend zur Entschädigung für die welche ich bei Jerusalem besessen. Mir ward die ausgezeichnete Ehre zu Theil ihn auf seinem Schiffe zu begleiten. Bei unserer Ankunft überhäufte mich Vespasian mit Wohlthaten, gab mir den Titel eines römischen Bürgers, und ließ mich in dem Hause wohnen welches er inne gehabt hatte bevor er Kaiser geworden war. Er fügte zu dieser Gunst noch eine jährliche Pension, und ließ niemals von seiner Güte gegen mich ab. Deshalb hatte ich alle Arten von Gefahren zu bestehen, in die mich der Haß der Leute von meiner Nation gebracht hatte.» Der Fall von Jerusalem schloß das große Drama des allgemeinen Widerstandes der Nationalitäten — denn Gallien und Britannien waren fast gleichzeitig aufgestanden — gegen die römischen Waffen. Nach dem jüdischen Triumphe öffnete Vespasian den Tempel des Friedens. Die Eröffnung der Thore dieses Tempels verkündete, daß alle Völker, die ganze bekannte Erde sich vor dem römischen Namen gedemüthigt hatten oder zur äußersten Ohnmacht herabgesunken waren."

Wir schließen unsere Anzeige mit der Ueberzeugung, daß der Verf. durch sein Werk die Geschichtsliteratur wahrhaft bereichert, und der Ueberseter sich ein Verdienst erworben habe durch Uebertragung desselben auf deutschen Grund und Boden.

70.

Literarische Notizen aus England.

Das „Athenaeum" über Adalbert Stifter.

„Selbst der Name des Verfassers der «Studien», sagt das „Athenaeum", „ist uns neu. Seine aus Wien datirte Vorrede bezeichnet in ihm einen jungen Schriftsteller, und die jetzt gegebenen Proben seiner ersten Versuche lassen ungewöhnlich viel von ihm erwarten..... Am heimischsten scheint er in den Wäldern und an den Bergströmen von Niederöstreich zu sein... Auch ist hier eine der wenigen im Herzen des neuern Europa noch übrigen Gegenden, wo die Natur in majestätischen Verhältnissen schlummert, der rasche Fleiß des Menschen Nichts verändert hat; wo ein gefühlvoller, schwärmerischer Freund ihres Aeußern und ihrer Stimme thätig sein und eine Zeit lang das rastlose Treiben menschlicher Kräfte und menschlicher Bedürfnisse vergessen kann, das im heutigen Europa ihre Originalphysiognomie fast verwischt hat. In dieser Gegend — dünkt uns — hat Adalbert Stifter die Begeisterung getrunken welche die vorliegenden Bände mit dem Hauche echter beschreibender Poesie belebt. Er ist so vollkommen zu Hause am Busen dieser Gebirge, verweilt so gern und das Kleinste auffassend bei Allem was er sieht und hört, bei jedem Reize des Waldlandes in jeder Jahreszeit, daß seine glücklichen Schilderungen auf dem Boden liebgewonnener Visionen aus seiner Kindheit und frühesten Jugend stehen müssen, die sich abspiegeln in einem Geiste welcher, wunderbar empfänglich für Alles was schön ist, zugleich die seltene Fähigkeit besitzt Alles was seine Phantasie lockt sich bis auf das Geringste zu vergegenwärtigen. Diese Fähigkeit im Bündniß mit der Stimmung sich innigst der Natur zu freuen verleiht seinen Schriften einen eigenthümlichen Charakter. Er identificirt sich vollständig mit dem Vorwurfe seiner Erzählung, folgt ihr Schritt für Schritt auf jedem kleinen Zwischenfalle, durch alle Requisiten von Zeit und Ort die er beschreiben muß, und zeichnet Jedes in so zarten und lebendigen Zügen, als stände das Ganze im Momente vor seinen leiblichen Augen. Nichts entschlüpft seiner Wahrnehmung, und Alles was er mit der Genauigkeit einer Skizze nach dem Leben aufs Papier bringt erscheint so natürlich und anspruchslos, daß gerade Dies jenen Effect einfacher Wirklichkeit macht, der vielleicht zu den seltensten Verdiensten einer Erzählung gehört.... In gegenwärtigen Bänden tritt diese Begabung desto klarer hervor, je näher die Zeit der Abfassung heranrückt. Daraus schon entnehmen wir den Glauben, daß er Ungewöhnliches verspricht und als Phantasie-Schriftsteller eine hohe Stufe erreichen wird, sobald er nur erst gelernt hat seine Fähigkeit lebenswarmer Veranschaulichung auf das Durchführen richtig abgemessener Pläne zu verwenden. In den mitgetheilten Erzählungen sind letztere meist mangelhaft. Der anfangs zu dünn gesponnene Faden zerreißt in störender Weise, und ebenso sind die Zwischenereignisse nicht immer glückliche oder wahrscheinliche. Ein Grund dieser Mangelhaftigkeit liegt im Ausführlichen der ersten Eingänge. Um in demselben Detail durch eine Reihe interessanter Ereignisse zu einem wohl vorbereiteten Schlusse zu gelangen, mußte die Geschichte unermeßlich lang werden. Dies zwingt den Verf. sie plötzlich abzubrechen. Demnächst scheint ihm noch die Kraft zu fehlen seine Geschichte vorher zu skizziren. Einigen malerischen Scenen oder Begebenheiten zulieb, denen die Figuren seiner Schöpfung wenn auch noch so lebensfrisch sich gewöhnlich unterordnen, greift seine Phantasie einen Gegenstand auf, und hat er sich dann an einer Reihe Gemälde voller Güte gethan, gruppirt er seine Personen auf die willkürlichste Art irgendwie zu einem Schlusse zusammen, lediglich um der Sache ein Ende zu machen. Es mag für einen Schriftsteller von Stifter's eigenthümlicher Richtung nicht leicht sein sich Das abzugewöhnen..... Oder seine Begabung wird sich stets am glücklichsten an einzelnen Skizzen bethätigen, was denn auch die meisten der gegebenen Erzählungen sind.... Unbedingt aber nehmen wir die längste und beiweitem beste aus. Die Geschichte «Meines Urgrossvaters Notizenbuch» ist zwar sehr einfach, bietet jedoch, ganz abgesehen von der Lebensähnlichkeit der Zeichnung, ein vollständiges und liebliches Interesse."

Nimrod.

„Nimrod, a dramatic poem" (London 1848) wird von der englischen Presse viel besprochen, lobend und tadelnd. Es hat seine Schwierigkeit darüber zu einem eigenen Urtheile zu gelangen; denn es hat seine Schwierigkeit das Buch zu lesen, und Dies zwar lediglich, weil der Stoff in einen so gestaltlosen, unkünstlerischen Haufen zusammengeworfen worden ist, daß gebildeter Geschmack sich verletzt fühlt, und lieber auf das Lesen verzichten als sich verletzen lassen will. Wer es indeß durchsetzt, wird dann gestehen, daß in der Idee des Gedichts etwas Großartiges und Majestätisches liegt. Aus einem wilden Jäger wird der Held in rascher Folge Krieger, Eroberer, König, Herr der Welt und Adoptivsohn des Gottes Baal. Seine Liebe zu der niedrig geborenen Rahmah überdauert seine Erhebung. Er ordnet Gesandte ab ihm in ihr die Genossin seines Throns zu holen, und verpflichtet sich durch unwiderruflichen Eidschwur die erste Bitte die sie an ihn stellen werde, was solche auch betreffe, zu erfüllen. Inzwischen trachten die Priester die Halbgöttin zu ihrem Werkzeuge zu machen, und bewirken, daß Nimrod die Schuld frevelhafter Vernachlässigung seiner Aeltern auf sich ladet. Rahmah nähert sich der Hauptstadt mit willigem Schritte, aber mit Uebles ahnendem Herzen. Die Ahnung soll Wahrheit werden. Nachdem die Priester den Tod von Nimrod's Aeltern veranlaßt haben, fodern und empfangen sie von ihm das furchtbare Gelübde sein theuerstes Besitzthum Baal zu opfern, und nachdem Rahmah ihn zur Wiederholung des ihr gethanen Versprechens vermocht, fodert sie als Recht auf dem Scheiterhaufen für den Geliebten zu sterben.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 315. —— 10. November 1848.

Der religiöse Wahnsinn, erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Wirren der Gegenwart. Von Karl Wilhelm Ideler. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1847. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Schrift welche uns hier zu besprechen vorliegt ist nur der Vorläufer, die thatsächliche Einleitung zu einer andern, später zu erscheinenden, welche des Verf. Theorie des religiösen Wahnsinns enthalten soll, und besteht größtentheils aus einer Sammlung eigener, dem Verf. vermöge seiner Stellung als dirigirendem Arzte einer größern Irrenheilanstalt sich darbietenden Beobachtungen. Sie nimmt schon als bloße Sammlung mehrer zum Theil sehr ausgezeichneter Fälle insbesondere das Interesse des Arztes und Psychologen in Anspruch, bietet aber noch eine andere Seite dar, die sie für jeden gebildeten, die Entwickelung des geistigen Lebens beachtenden Menschen wichtig macht, wir meinen nämlich ihre Beziehung zum religiösen Bewußtsein überhaupt und namentlich zu den religiösen Wirren unserer Zeit. Daß in einer solchen Zeit, wo sich religiöse Parteien feindlich gegenüberstehen, wo sich im Kampfe entgegengesetzter Meinungen Leidenschaften entzünden, und manches sonst ruhige Gemüth im Glaubenseifer das rechte Maß überschreitet, die Erinnerung an Das was der Mensch auf solcher Stufe fanatischer Erregung werden kann nicht überflüssig sei und die ernstlichste Beachtung verdiene, ist wol keinem Zweifel unterworfen. Es thut noth daran zu mahnen, daß schon der Zustand in welchem sich das religiöse Bewußtsein bis zur Leidenschaft steigert, und in solchem Grade übermächtig wird, daß es alle übrigen Neigungen und Lebensinteressen überwächst, gleich allen übrigen leidenschaftlichen Zuständen, an der Grenze steht welche den gesunden Seelenzustand von dem kranken scheidet, daß es aber nur noch weniger günstiger Momente bedarf, um in einen Zustand des wirklichen Wahnsinns überzuschlagen, ein Zustand der jedes menschliche Gemüth mit Grauen erfüllt.

Es erscheint befremdend, daß der höchste Beruf des Menschen, sein Streben nach Erkenntniß eines höchsten Wesens, und nach einer aus dieser Erkenntniß hervorgehenden und göttlichen Gesetzen sich anschließenden sittlichen Vervollkommnung, sich in einem Grade verwirren kann, daß daraus jene Vergiftung und Ertödtung des geistigen Lebens entsteht, wie sie uns so gespensterhaft in dem religiösen Wahnsinn vor Augen tritt. Betrachten wir unbefangen das ganze Leben Dessen dem wir die klarste Vorstellung jenes höchsten Wesens und die verständigste, fruchtbringendste Anwendung auf menschliches Thun und Lassen verdanken, betrachten wir seine einfache, reine Lehre, so liegt darin auch kein Funke zu leidenschaftlicher Aufregung, keine Spur die zu Extremen führen könnte wie der religiöse Wahnsinn eines ist. Vielmehr machen Friede des Menschen mit sich selbst und seinen Mitmenschen, Liebe, Duldung, Harmonie geistiger und physischer Kräfte die Grundsäulen dieser Lehre aus. Woher also die Entzweiung gerade über diese Lehre? Woher der immer wieder sich erneuernde, zu Entzündung der heftigsten Leidenschaften, zu Haß und Zwietracht führende Meinungskampf? Es ist eben nicht die Sache um welche sie streiten, denn diese ist über jeden Streit erhaben, sondern das Wort, und eben daß sie um dieses streiten, liefert den deutlichsten Beweis, daß sie die Sache nicht haben. Hätten sie diese, sie müßten längst eingesehen haben, daß aller Streit über Aeußerlichkeiten der Gottesverehrung und über die Verschiedenartigkeit der Begriffe die sich Jeder über die Mysterien der Religion bildet null und nichtig ist; daß der Glaube an ein höchstes Wesen und die Befolgung seiner Gebote, wie sie nicht nur in den heiligen Büchern, sondern in jedes Herz unauslöschlich eingeschrieben sind, die Uebereinstimmung des religiösen Bewußtseins mit Leben und Wandel und das Streben nach immer höherer sittlicher Vervollkommnung die wahre und einzige Religion sei, möge Der welcher sich zu ihr bekennt Christ oder Jude oder Heide heißen.

Indessen bis man einmal dahin gekommen sein wird diese wahre Religion von dem todten Buchstaben zu trennen, den Menschen nach der Sittlichkeit seiner Handlungen und nicht nach der äußerlichen Form seiner Gottesverehrung zu taxiren, und Liebe und Duldung unter den Menschen aller Religionsparteien heimisch werden, können noch Jahrhunderte vergehen. Der Streit um Worte, um das Unwesentliche an der Sache wird nie ruhen, so lange es Menschen mit Leidenschaften gibt.

Aber der Kampf selbst den die Menschen um die

wahre Gottesverehrung führen ist ein nothwendiger, ein in ihrer geistigen Natur und in dem Bestreben nach freier Entwickelung des religiösen Bewußtseins tief begründeter. Denn streiten sie auch um Worte, um äußere Formen, so thun sie es doch in der Ueberzeugung um die Sache zu streiten, und glauben diese zu verlieren, wenn sie jene gefährdet wähnen. Der Verf. bemerkt sehr richtig:

In diesem Sinne erlangen daher auch die religiösen Leidenschaften eine edlere Bedeutung, da nur in dem Zusammenstoß der schroffsten Gegensätze die Gemüthskräfte zu ihrer höchsten Energie sich steigern, und somit ein wirklich schöpferisches Vermögen gewinnen können, um eine neue Ordnung der Dinge hervorzurufen und zu begründen, während die laue, ja indifferente Gesinnung, welche nur mit den Gegensätzen ein loses Spiel treibt, dasselbe bald überdrüssig wird, da aus ihm nichts Bleibendes hervorgehen kann. Je mehr also die Geister aufeinander platzen, je heißer der Kampf zwischen den Parteien entbrennt, um so mehr legen sie das Zeugniß ihres heiligen Ernstes ab, und wenn es ihnen auch nicht immer beschieden ist die Früchte davon zu ernten, so hatten sie doch wenigstens auf dem nothwendigen Entwickelungsgange der Menschheit eine höhere Stufe erreicht, welche den Weg zu weitern Fortschritten bezeichnet.

Ja, daß der Weg durch Streit und Kampf auch derjenige sei der zur Wahrheit führt, Dies lehren nicht nur alle geschichtlichen Urkunden über die kirchlichen Angelegenheiten aller Zeiten, es lehrt es auch die Geschichte aller Wissenschaften, und selbst die friedliche Astronomie ist nicht ohne heftige Anfechtung geblieben, und hat sich erst durch schwere Kämpfe zum Lichte durcharbeiten müssen, wie uns Galilei's trauriges Schicksal beweist.

So beklagenswerth es nun ist, daß da, wo es sich um die höchsten Angelegenheiten des Menschen handelt, da, wo die Liebe nur der Maßstab sein sollte an welchem man gegenseitig die Vorzüge seines Glaubens und seines religiösen Standpunkts zu messen berufen wäre, die Wahrheit sich erst durch vielfältigen Kampf Bahn brechen muß, ebenso gewiß ist es, daß alle Bemühungen einen solchen Kampf willkürlich hemmen, alle Versuche den Menschen durch weltliche Macht zu Dem zwingen zu wollen was er glauben und nicht glauben soll fruchtlos sind, ja, nur Oel ins Feuer gießen, das glimmende Feuer der Leidenschaften erst zur hellen Flamme anblasen. Der Mensch, wie er gegenwärtig ist, hält wie an seinem Glauben, so auch an den Formen fest die er am geeignetsten für seine Gottesverehrung betrachtet; beide verbunden sind sein inneres unantastbares Eigenthum, und eher läßt er sich jede andern Eingriffe in seine persönliche Freiheit gefallen als einen solchen in seine religiöse Ueberzeugung.

So lange daher die Glaubensartikel irgend einer religiösen Partei im Staate nicht einer geläuterten Moral widersprechen, kann man sie immer gewähren lassen, und jeder die Berechtigung gestatten ihrem Gott auf ihre Weise zu dienen oder, wie Friedrich der Große sagte, Jeden auf seine Manier selig werden lassen. Daß dabei der Staat Nichts verliert, und das öffentliche Wohl dadurch nicht gefährdet wird, sehen wir an dem Beispiel Amerikas, wo jede religiöse Sekte, selbst die allerwidersinnigste, gleiche Duldung genießt, und bei allen Streitigkeiten unter den einzelnen derselben die Entwickelung des jungen Staats ruhig ihren gemessenen Gang fortgeht.

Was im Gegentheil die Einmischung der Staatsbehörden in die religiösen Streitigkeiten, die Hemmung der freien Entwickelung des religiösen Bewußtseins und das starre Festhalten an herkömmlichen, zum Theil veralteten religiösen Satzungen zu bewirken vermögen, Das lehrt die Geschichte aller Religionskriege, Das lehrt auch die Geschichte der religiösen Wirren unserer Tage. Was aber jetzt noch als unenthüllte Knospe im Volke liegt, es wird sich zur Blüte entfalten; Diejenigen die bisher noch sich für keine religiöse Partei entschieden hatten, sie werden Partei nehmen; Diejenigen welche bis jetzt sich in ihrem Glauben nicht gefährdet glaubten, sie werden nun, da ihnen die Regierungen hemmend entgegentreten, sich zum Kampfe rüsten; Diejenigen denen die Glaubensangelegenheiten nur Nebensache waren, sie werden sich mit in die Reihen der Kämpfenden stellen, und aus den lauen Gottesverehrern werden Fanatiker werden. Mit Einem Worte, die Einmischung und der Zwang von oben ist das rechte Mittel den vorhandenen Zündstoff zur Flamme anzublasen, und da wo die Glaubensverschiedenheiten noch keine Leidenschaften und fanatischen Auswüchse erzeugt haben sie hervorzurufen. Je härter dabei der Druck und die Beschränkung von Seite der Staatsgewalt, desto stärker die Reaction, desto fester das Zusammenhalten der einzelnen Glieder der unterdrückten Partei, desto günstiger zur Erweckung des Fanatismus mittels geheimer Zusammenkünfte und Conventikel.

Dergleichen Hemmungen der freien Entwickelung des religiösen Bewußtseins sind nun auch die Keimstätte jenes traurigen Auswuchses wie er als religiöser Wahnsinn in die Erscheinung tritt, jenes Auswuchses der menschlichen Seele von dem man oft nicht weiß gehört er noch innerhalb die Grenzen der gesunden Vernunft oder in die des Wahnsinns, ist er ein bloßes Erzeugniß der übermächtigen Leidenschaft oder des Irrseins. Denn was waren jene Anachoreten, jene Geißler, was sind jene Verblendeten die auch noch in unsern Zeiten Weib und Kinder zur Ehre Gottes hinschlachten? Sind es nur Verirrte, vom religiösen Wahn Verblendete oder wirklich Wahnsinnige?

Doch Dem sei wie ihm wolle, so viel steht fest, daß Beschränkungen der Religions- und Gewissensfreiheit nebst andern nachtheiligen Resultaten auch den Wahnsinn in ihrem Gefolge haben, ja die Geschichte aller Zeiten, insbesondere aber die der ersten Christen, die unter dem härtesten Druck der religiösen Verfolgung seufzten, lehrt es, daß, je mehr die Religionsfreiheit beschränkt wird, desto leichter artet der religiöse Fanatismus in wirklichen Wahnsinn aus. Der Grund dieser Erscheinung liegt aber so nahe, daß es kaum nöthig scheint darauf näher einzugehen. Der Druck erzeugt Widerstand, engeres Aneinanderschließen Gleichgesinnter, Erhitzung und leidenschaftliche Aufwallung, ausschließliches Hinge-

ben an die zur Herzensangelegenheit geworbene Sache oder stilles Verarbeiten und Brüten über dieselbe, Intoleranz, Haß und Verfolgung Andersgesinnter, ja oft der nächsten Verwandten und Freunde, Vernachlässigung aller andern Lebensinteressen, Müßiggang, Verarmung u. s. w., Alles Momente welche allmälig zur Heranbildung eines psychischen Krankheitsprocesses ein nicht geringes Gewicht in die Wagschale legen. Indessen wollen wir hierbei nicht in Abrede stellen, daß es auch noch andere Wege gibt auf denen sich der religiöse Wahnsinn entwickeln kann, wie denn namentlich ein angeborener Hang zu theosophischen Grübeleien, eine fehlerhafte, diesen Hang besonders begünstigende Erziehung, ein sich in sinnlichen Genüssen erschöpfendes, keine Befriedigung mehr findendes Leben, ein durch zelotische Religionslehrer aufgeregtes und erhitztes Gemüth u. s. w. hier vorzugsweise genannt zu werden verdienen. Aber alle diese verschiedenen Einwirkungen gewinnen dann erst einen kräftigen Impuls, wenn die Beschränkung der Religionsfreiheit überhaupt den religiösen Interessen eine allgemeinere Theilnahme zuwendet.

Indessen kehren wir nach dieser uns in der jetzigen Zeit wol des Nachdenkens würdigen Abschweifung wieder zu unserm Buche zurück. Der Verf. hat demselben einige leitende Ideen vorangeschickt, die nicht weniger einer allgemeinern Beachtung werth sind, und deren wir daher noch in einigen Worten gedenken müssen.

Das religiöse Bewußtsein, in welchem die übersinnliche Welt zur deutlichen Vorstellung gelangen soll, muß als der aus dem innersten Wesen entspringende Urtrieb, als die Grundbedingung seines Denkens und Wollens, als das Gesetz angesehen werden durch dessen Erfüllung allein seine Gesammtthätigkeit das Ziel ihrer Bestimmung erreichen kann. Es ist die Quelle aller Pflichtbegriffe, nämlich der nothwendigen Vorschriften, durch deren treue Befolgung er allein des durch die Religion ihm feierlich verheißenen höchsten Gutes theilhaftig werden und sonach mit den Foderungen seiner geistigen Natur in Uebereinstimmung treten kann. Indeß gelangt der Mensch wegen der beschränkten Einrichtung seines Denkvermögens im religiösen Bewußtsein nicht zu einer unmittelbaren Anschauung des Unendlichen und nicht zu einer deutlichen Erkenntniß desselben, welche er mit Hülfe streng wissenschaftlicher Beweise Andern aufdringen könnte; sondern jenes Bewußtsein gestaltet sich in jedem Einzelnen ganz nach der geistigen Eigenthümlichkeit desselben, daher denn die individuellen Verschiedenheiten in den mannichfaltigen Denkweisen mit denen die Menschen das Göttliche auffassen, daher die vielfältigen Verunstaltungen des religiösen Bewußtseins, der Verirrungen u. s. w., zu denen auch der religiöse Wahnsinn gehört.

Den Aerzten in den Irrenanstalten liegt es vorzugsweise ob die Erscheinungen dieses Wahnsinns einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, um Rechenschaft von seinen Ursachen und Entwickelungsgesetzen zu geben, und dadurch den Beweis zu führen, daß seine gründliche Kenntniß tief in die heiligsten Angelegenheiten der Völker eingreift.

Nicht ganz klar ist uns geworden, welchen Begriff der Verf. mit dem Wesen des Wahnsinns überhaupt verbindet. Er behauptet, daß auch in ihm das innere und ursprüngliche Gesetz der Seele noch in seiner ganzen wesentlichen Bedeutung walte, daß nach demselben ihre schöpferische Kraft rastlos thätig sei, und daß sie nur von einigen nothwendigen Bedingungen ihres Wirkens abweiche, und deshalb mit sich selbst in Widerspruch gerathe, dessen Erscheinung, weit entfernt einen auf Selbstzerstörung hinarbeitenden Geist zu verrathen, vielmehr sein stetiges Streben nach unredlicher Entwickelung des Bewußtseins, wenn auch unter mannichfacher Hemmung und Verkümmerung, zu erkennen gebe. Einmal begreifen wir nicht wie sich das Bewußtsein, wie wir uns eine solche Entwickelung desselben nach einem gesunden Typus und nach vernünftigen Gesetzen des Denkens vorstellen, unter einer solchen Hemmung entwickeln soll; zweitens scheint uns in Dem was der Verf. hier sagt ein Widerspruch zu liegen mit dem Vorhergehenden. Er bestreitet nämlich dort die Meinung mancher Aerzte, nach denen der Geist bei den Verirrungen und Zerrüttungen des Bewußtseins im Wahnsinn unmittelbar gar nicht betheiligt, sondern dieselben nur Wirkungen körperlicher Leiden sein sollen, welche in Nervenfiebern, Entzündungen, Krämpfen u. dgl. oft genug das Irrereden als die dem Wahnsinn zunächst verwandte Erscheinung hervorrufen, und nach ihrem Ablauf das geregelte Wirken der Seele ohne den geringsten Abbruch wieder hervortreten lassen. Hier drängt sich nun die Frage auf: Wenn es Hemmungen des freien Bewußtseins gibt, wie sie ja der Verf. selbst einräumt, sollen sie nicht auch vom Körper ausgehen können? Oder stellt der Verf. jede körperliche Mitwirkung zur Erzeugung des Wahnsinns in Abrede? Dann mußte er sie auch für alle und jede geistige Function urgiren, was ihm schwer zu erweisen sein würde. Selbst bei der Entstehung des religiösen Wahnsinns möchten wir eine in der körperlichen Organisation liegende Disposition zu dieser Form von psychischer Krankheit nicht ableugnen. Es gibt religiöse Schwärmer, Fanatiker, denen der Hang zu dieser Art von Exaltation schon auf der Stirne geschrieben steht, und wenn wir auch nicht mit den Kranioskopen ein eigenes Organ der Theosophie für sie vindiciren möchten, so liegt doch in der Behauptung etwas Wahres, daß sie sich namentlich häufig durch eine eigene Schädelbildung auszeichnen, die dann auch auf Physiognomie, Haltung u. s. w. zurückwirkt. Wir sind dabei nicht gemeint allen und jeden Antheil des Geistes an der Erkrankung beim Wahnsinn auszuschließen, wie so viele Psychologen thun, nur dem Körper wollten wir gleichfalls seinen Antheil daran nicht verkümmern lassen, wie wir denn überhaupt an irgend eine Scheidung des Geistigen und Körperlichen nicht glauben können.

Den religiösen Wahnsinn stellt der Verf. als die Wirkung einer so grenzenlosen Sehnsucht nach dem Gött-

lichen dar, daß dieselbe jede andere Neigung sich unterordnet oder geradezu unterdrückt. Derselbe verkündet mit furchtbarem Ernste die strenge Wahrheit, daß der Mensch auch in seinem heiligsten Interesse Maß halten soll, daß er ungeachtet der Ueberschwenglichkeit seines Wesens an einen allmälig fortschreitenden Entwickelungsgang gebunden ist, den er nicht im eigenmächtigen Ungestüm überspringen darf, und daß er sich daher das gemessene Walten der Natur zum Muster nehmen muß, welche ihre Welten erzeugende Schöpferkraft nie aus den Schranken des Gesetzes heraustreten läßt, und gerade ihre Vollkommenheit in der unbedingtesten Uebereinstimmung mit sich selbst offenbart.

(Der Beschluß folgt.)

Jesuitismus.

Andrew Steinmetz, durch mehre seiner Schriften, namentlich durch „The novitiate", auch in Deutschland als Kämpfer gegen den Jesuitismus bekannt, hat seinen Feldzug in einem historischen Werke fortgesetzt: „History of the Jesuits, from the foundation of their society to its suppression by Pope Clement XIV., their missions throughout the world; their educational system and literature; with their revival and present state" (3 Bde., London 1848). Nachdem er das Entstehen des Ordens erzählt, berichtet er wie sich derselbe weiter und weiter ausgebreitet, Throne in ihrer Grundveste erschüttert, das Geschick von Nationen gelenkt, die Unsittlichkeit der Kirche beschönigt, das Uebergewicht des Papstthums gegen die aufstrebende Macht der Reformation gekräftigt, und trotz Bannedicte und Schmähschriften, trotz der Selbsthülfe protestantischer Gemeinden, und trotz des durch vermehrte Erkenntniß, zugenommene Aufklärung und fortgeschrittene politische Freiheit gebotenen Widerstandes noch heute in die Spalten der Gesellschaft seine Wurzeln treibe, langsam üppig emporwachse, und nach allen Richtungen Samen ausstreue. Das Material zu alle Dem hat der Verf. mit unendlichem Fleiße gesammelt. Keine Quelle ist ihm entgangen, und weil er das ganze Gebiet jesuitischer Geschichtschreiber und Biographen abgeräumt, hat er eine Stoffmasse zusammengebracht die ihn oft selbst belästigt zu haben scheint. Hiermit sind die Verdienste wie die Mängel des Buchs angedeutet. Während jene in der Vollständigkeit des Materials bestehen, beruhen diese darin, daß es dem Verf. nicht gelungen, vielleicht seine Kräfte überstiegen, die Stoffmasse zu bewältigen. Dazu kommt, daß, obschon er sich streng an chronologische Folge gebunden, er doch häufig den Leser dadurch irrt, daß er eine Menge den Gang der Erzählung unterbrechender Erläuterungen oder Beispiele vorführt, Declamationen statt Thatsachen gibt, und stürmischen, fast blinden Eifer an die Stelle ruhiger, besonnener Forschung treten läßt.

Ueber den gegenwärtigen status der Jesuiten sagt der Verf.: „Es ist unmöglich die dermalige Zahl der Jesuiten genau nachzuweisen. Durch alle Classen und Abstufungen der Gesellschaft, die mehr oder weniger heimlich in Frankreich, Italien und Deutschland umherschleicht, und aus ihren verschiedenen Missionen in Ost und West an die Jahrbücher der Propaganda erbauliche Briefe einsendet, dürfte die Zahl nicht unter 7000 betragen. Jene Briefe sind indeß nicht länger was sie ehemals waren. Die Energie und die Talente der Gesellschaft haben sich seit den letzten Misgriffen und Unfällen bedeutend vermindert. Die dermaligen Jesuiten mögen alle Listigkeit und Verschmitztheit ihrer Vorväter besitzen, aber weder als Apostel noch als Gelehrte, Schriftsteller und Redner kommen sie den sonstigen Jesuiten im entferntesten gleich."

Laut Angabe des Verf. hat England 33 Jesuitencollegien, von denen das größte zu Stonyhurst, wo der Provinzial residirt. Wie viel Jesuiten unter den in Großbritannien ordinirten 806 katholischen Geistlichen sich befinden, ist nicht ermittelt. „Die Jesuiten", sagt der Verf., „halten sich in England sehr versteckt, und es ist schwer sie in den veröffentlichten Jahreslisten der Katholiken zu entdecken. Ihr Aeusseres verräth sie nicht, denn sie kleiden sich wie andere Geistliche oder anständige Menschen. . . . Oft bin ich gefragt worden, woran ein Jesuit zu erkennen sei? Vielleicht daran, daß er besser wohnt, sich besser kleidet und besser ißt als die meisten römisch-katholischen Priester. Kann dieses Kennzeichen auch trügen, so läßt doch die Thatsache sich nicht leugnen. Die Missionsfonds der Jesuiten werden freigebig verwendet; die Mitglieder empfangen in Fülle was in Fülle gereicht worden ist." 10.

Miscellen.

Napoleon und Wellington.

Ad vocem von Napoleon's und Wellington's Nasen kommt Eden Warwick in seiner „Nasology, or, hints towards a classification of noses" (London 1848) auf den Charakter beider Männer zu sprechen und meint, der Charakter des Einen sei das schnurgerade Gegentheil vom Charakter des Andern. „Napoleon", sagt er, „war schlau, ränkevoll und betrügerisch; Wellington ist offenherzig, starksinnig, ehrlich und aufrichtig. Napoleon war ein kluger Staatsmann; Wellington ist ein stumpfer Politiker. Napoleon war ein großer Strateg; Wellington zwar verwegen im Felde, aber kurzsichtig. Napoleon liebte und förderte die Künste, Wellington verachtet sie. Napoleon soll persönlich furchtsam gewesen sein; Wellington ist von Natur tapfer. Napoleon war grausam aus kalter Berechnung und Staatspolitik; Wellington aus soldatischer Wuth. Napoleon vergiftete seine Gefangenen, weil er nicht wußte was er mit ihnen machen sollte, und ermordete den Herzog von Enghien, um in Europa einen Effect hervorzubringen; Wellington's Greuelthaten waren die nothwendigen Folgen eines mit Nachdruck geführten Kriegs, nie das Ergebniß eines mit kaltem Blut vorhergefaßten Entschlusses."

Auch Astronomen trinken.

Als 1761 der zweite constatirte Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe erfolgen sollte, wurden von der englischen Regierung auf Antrag der königlichen Akademie der Wissenschaften in London mehre Astronomen nach verschiedenen Gegenden geschickt das Phänomen zu beobachten. So der königliche Astronom Maskelyne nach St.-Helena. Weder auf der Hin- und Rückfahrt noch während seines dortigen einjährigen Aufenthalts scheint der gelehrte Mann über dem Himmel das Trinken vergessen zu haben. Für was er auf der Reise getrunken berechnete er 50, für genossene Spirituosa auf der Insel 141 Guineen, also für 14—15 Monate an 1400 Thaler. Dagegen hat er an der Wäsche gespart; seine Waschzettel beliefen sich nur auf 13 Guineen. Für Kost brachte er 109 Guineen in Rechnung, hat also auch nicht gehungert.

Lateinischer Witz und eine Frage.

Ein Erzbischof beschenkte einen seiner Freunde mit einem seltenen Fische. Auf Grund des bekannten Wortes: Der Fisch will schwimmen, vermißte der Freund eine betreffende Beigabe, und drückte Dies in folgenden zwei lateinischen Verszeilen aus:

Mittitur in disco mihi piscis ab Archiepisco —
Po non ponetur, quod Potus non mihi detur.

Ziemlich treu hat Das Jemand ins Englische übersetzt:

In a dish came fish from the Archbish —
Hop shall not be here, for he sent me no beer.

Eine entsprechende deutsche Uebersetzung soll unmöglich sein. Ist Das wahr? 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 316. —— 11. November 1848.

Der religiöse Wahnsinn, erläutert durch Krankengeschichten. Von Karl Wilhelm Ideler.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Was wir oben über die Beschränkung der Religionsfreiheit durch den Staat vorausschickten, findet seine vollkommene Bestätigung in den schönen Worten des Verf.:

Jede Epoche allgemein verbreiteter religiöser Aufregung muß als eine höhere Entwickelungsstufe des Volksthums angesehen werden, welches in seiner durch fortschreitende Civilisation erweiterten Lebensanschauung zu dem Bewußtsein der Nothwendigkeit ihrer tiefern Begründung durch eine geläuterte und veredelte religiöse Denkweise zu gelangen strebt. Denn es gibt keinen verderblichern Widerspruch in der innersten Grundlage des Volkslebens, als wenn letzteres in allen übrigen Angelegenheiten eine größere Ausbildung gewonnen hat, aber mit seinen Glaubensformen auf der Stufe früherer Jahrhunderte stehen geblieben ist, zu deren Zeit dieselben im völligsten Einklange mit einer auf die rohen Anfänge beschränkten Cultur standen, deren geringe Bedürfnisse in schlichtern socialen Verhältnissen auch in einem wenig entwickelten religiösen Bewußtsein volle Befriedigung finden konnten. Soll die Religion zur Wahrheit werden, so setzt Dies nothwendig voraus, daß sie als höchstes Lebensprincip alle menschlichen Angelegenheiten innig durchdringe, daß sie in der Wissenschaft, der Kunst und den praktischen Verhältnissen, als den nothwendigen Elementen menschlichen Strebens und Wirkens, die Widersprüche mit dem göttlichen Gesetz im unvermeidlichen Kampfe zuletzt überwinde. Eine Religion welche, in beharrlich festgehaltenen Formeln abgeschlossen, nicht in sich mehr jenes schöpferische Vermögen findet mit welchem sie sich, unbeschadet ihrer göttlichen Wahrheit, zu immer freiern Begriffen gestalten, und in ungehinderter Entwickelung derselben das rastlose Fortschreiten aller menschlichen Bestrebungen einholen, ja überflügeln kann, eine solche Religion muß eine Kirche außerhalb der wirklichen Welt stiften, und ihren mächtigen Einfluß auf die höchste Veredelung des Lebens um so gewisser einbüßen, je mehr letzteres durch den riesenhaften Wetteifer zahlloser Interessen ein Kampfplatz titanischer Kräfte geworden ist. Wenn nun ein Volk darüber zur Erkenntniß gelangt ist, daß es die versäumte Entwickelung seines religiösen Bewußtseins nachholen müsse, um dasselbe in wahrhafte Uebereinstimmung mit seinen mächtigen Fortschritten in allen übrigen Culturzweigen zu bringen: so beurkundet es dadurch ebenso gewiß seine völlige Reife für eine veredelte und vervollkommnete Freiheit seines Gesammtlebens, seine Erhebung zu einer höhern Stufe der welthistorischen Bedeutung, als es durch das Gegentheil unfehlbar in die geistlose Roheit grob materieller Interessen versinkt, und unter ihrer despotischen Alleinherrschaft immer größern Abbruch an seinen geistig sittlichen Gütern erleidet, bis es des wahren Lebensprincips völlig beraubt in sich zu Grunde gehen muß.

Der Verf. zeigt ferner, daß, gleichwie das Sonnenlicht ein absolut nothwendiges Lebenselement aller organischen Geschöpfe sei, welche dem heilsamen Einflusse desselben entzogen zu Misgestalten entarten, ebenso müsse auch das Licht der Vernunft als die unerlaßliche Bedingung der geistigen Entwickelung angesehen werden, welche derselben beraubt nur noch Monstrositäten des Charakters erzeugen könne. In einem thatkräftigen, gesinnungstüchtigen Volke werde der religiöse Obscurantismus seine verderblichen Wirkungen nur in einem beschränkten Maße hervorbringen können; bemächtige sich derselbe aber schwacher Gemüther, denen jede Fähigkeit der freien Selbstbestimmung mangele, mit welcher sie sich einer ihnen gegebenen verderblichen Richtung eigenmächtig entreißen könnten, dann bringe es jene gänzliche Verdumpfung des religiösen Bewußtseins hervor, welche ebenso leicht einerseits in zerstörende Leidenschaften umschlagen als andererseits einen völligen Geistestod zur Folge haben könne.

Dem Verf. ist es nun zunächst darum zu thun nachzuweisen, inwiefern es das Geschäft der psychischen Aerzte ist die eigentlichen Bedingungen zu erforschen unter denen jene beklagenswerthen Verirrungen zu Tage kommen, und so an ihrem Theile eine psychologische Entwickelungsgeschichte derselben vorzubereiten. Dazu aber ist das Studium von Thatsachen erfoderlich. Da der religiöse Wahnsinn im kolossalen Maßstabe alle Misverhältnisse eines im falschen Glaubenseifer irregeleiteten Gemüths und alle daraus entspringenden verderblichen und zerrüttenden Folgen zur Anschauung bringt, so ist seine gründliche Kenntniß gleichsam das Mikroskop mit welchem der psychologische Forscher sich das zarte und innig verflochtene Grundgewebe der frommen Leidenschaften deutlich machen kann; sie hält uns einen riesenhaften Spiegel vor Augen in welchem das lebendigste und naturwahrste Bild alles unsaglichen Elends erscheint welches die Menschen im blinden Glaubenseifer über sich gebracht haben. Ja, der Verf. spricht sogar den Wunsch aus, man möge zelotische Eiferer nöthigen in Irrenhäusern die täglichen Augenzeugen all des unaussprechlichen Jammers und Wehes zu sein welches sie

durch mystische Verdumpfung des Geistes in den von ihnen Bethörten hervorgebracht haben, um dann, wenn irgend noch menschliches Gefühl in ihnen sich regte, reuig an ihre Brust zu schlagen und von ihrer pharisäischen Selbstverblendung zurückzukommen.

Seit Jahren schon mit Vorliebe dem Studium des religiösen Wahnsinns ergeben, dessen hochwichtige Bedeutung ihm immer lebendiger entgegentrat, ging der Verf. lange mit sich darüber zu Rathe, in welcher Form er am schicklichsten die Ergebnisse desselben veröffentlichen könnte. Die zweckmäßigste Weise schien ihm nun die zu sein, zuvörderst eine Reihe von eigenen Beobachtungen mitzutheilen, weil die Psychologie als Erfahrungswissenschaft vor Allem den wesentlichen Thatbestand ermitteln und aus ihm auf inductivem Wege die wissenschaftlichen Begriffe entwickeln muß. Jener Thatbestand wird aber, so weit er den religiösen Wahnsinn betrifft, in der Kirchen- und Weltgeschichte nur bruchstückweise gegeben. Um ihn ganz kennen zu lernen, muß man sich völlig in ihn hineinleben, indem man sich so viel als möglich in das verdüsterte und zerrissene Bewußtsein seiner Opfer versetzt, um durch fortgesetzte Betrachtung seiner Misverhältnisse in ihnen die innere Nothwendigkeit seiner Entstehung zu erspähen. Erst nachdem sich das geistige Auge lange an die in der irren Seele herrschende Finsterniß gewöhnt hat, erblickt es in ihr das geheimnißvolle Walten ihrer unverbrüchlichen Gesetze, welche auch noch den chaotischen Träumen des Wahns eine tiefverhüllte Gestalt verleihen, und sie dadurch zum Gegenstande der Wissenschaft machen. Ist auf diese Weise der Schlüssel zur Deutung des Wahnsinns gefunden, dann werden auch die verstümmelten Thatsachen verständlich welche in den historischen Urkunden enthalten sind, und man darf alsdann hoffen aus ihnen eine vollständige Theorie zu entwickeln.

So hat denn der Verf. noch ein großes und schwer zu bewältigendes Stück Arbeit vor sich. Inzwischen dürfen wir, so weit uns wenigstens der Gehalt der kleinen Einleitung zu seinem Buche dazu berechtigt, die Hoffnung nähren, daß ihm dazu die Kräfte nicht mangeln, und daß er seine Aufgabe auf eine Weise lösen werde die ihm nicht allein die Wissenschaft zum Dank verpflichten, sondern auch das Interesse des denkenden und für Volkswohl nicht unempfindlichen Menschen befriedigen wird.

Was die Auswahl der einzelnen hier mitgetheilten Fälle betrifft, so kam es dem Verf. vorzüglich auf ihre Mannichfaltigkeit an, um die proteusartigen Formen zu schildern unter denen der religiöse Wahnsinn erscheint. Daher hat er auch mehre Beispiele aufgenommen, wo derselbe keineswegs aus einer im frühern Leben vorherrschenden mystischen Frömmigkeit sich entwickelte, sondern gerade im Widerspruch mit einer frivolen Gesinnung und zügellosen Ausschweifung entstand, ohne daß er deshalb seine wesentliche Bedeutung verleugnete. In eine nähere Betrachtung der einzelnen Fälle hier einzugehen liegt natürlich außerhalb der Grenzen d. Bl., obschon sowol das Gesammtbild welches sie in der Seele des Lesers zurücklassen, als das Charakteristische wodurch sich jeder einzelne Fall auszeichnet Stoff zu mannichfaltigen Bemerkungen darbieten würden. So, um nur eines Umstandes zu erwähnen, ist es uns aufgefallen, wie so oft gerade in der Seele des Armen, unter dem Drucke äußerer Verhältnisse Lebenden und mit mannichfacher Noth und Misgeschick Kämpfenden sich die Anhänglichkeit an das Ueberirdische auf eine merkwürdige Weise erhält und befestigt, und die religiösen Vorstellungen in dem reichsten Farbenschmuck der Phantasie hervortreten läßt, als suchte er darin Ersatz für den Druck der äußern Verhältnisse, als trachte das innere geistige Auge nach einem Gegensatze in den Träumen einer überirdischen Herrlichkeit, wie ihn das äußere Auge in den complementairen Farben hervorruft.

K. Hohnbaum.

Erwin und Elmire von Goethe.

Die erste Schöpfung dieses Singspiels, ohne Namen des Verfassers, stand in dem zweiten Bande der von J. G. Jacobi 1775 herausgegebenen Zeitschrift „Iris"; bald darauf erschien hieraus ein Nachdruck (den Boas in den „Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken" fälschlich für die Originalausgabe angibt) „Frankfurt und Leipzig" bezeichnet. Die selbständige Originalausgabe kam noch in demselben Jahre, Frankfurt a. M., nachgedruckt zu Berlin 1776, „zweite Auflage" (aus den unten genannten „Schriften" von Himburg), und zuletzt 1777 in Augsburg heraus. Im J. 1778 arbeitete Goethe dieses Stück ganz um, es wurde aber erst 1788 in Leipzig gedruckt. Beide Bearbeitungen sind jetzt in den sämmtlichen Werken (40 Bde., 1840) zu finden. Gegen die erste Gestalt des genannten Singspiels richtete J. H. Faber die Satire (?) „Eine komische Oper ohne Titel in einem halben Aufzug" (Frankfurt a. M.). Die Recensionen in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (Bd. 31, Nr. 2, S. 493) über „Erwin und Elmire" enthalten einige merkwürdige Stellen, die wir im Auszuge hier wiederholen: „Jeder etwas mehr als mittelmäßige Kopf hätte es liefern können, und wir glaubten, da wir den Namen des Verfassers erfuhren, er habe mit Fleiß seine Geisteskräfte etwas herabgestimmt, um nicht zu sehr von dem Ton der übrigen Stücke abzuweichen. Der ganze Inhalt dieses Schauspiels hat eine sehr romanhafte Wendung ... auch hat die ganze Handlung zu wenig Ausgeführtes, und der Knoten löst sich so leicht, daß er des Schürzens kaum werth war. Dies Alles würden wir ungerügt lassen, wenn der Verf. es durch eine gewisse edle Simplicität und durch auffallendes Interesse seiner noch so einfachen Handlung zu ersetzen gewußt hätte. Der eingemischte Gesang hat einige gefällige und empfindungsreiche Stellen — stellenweise aber ist er auch sehr leer und nichtssagend. Daß unsere angehenden phantasiereichen Dichter ihr Genie so leicht überfüllen! Sowie das Concetto (S. 14)

— — in seinen nassen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesglut!

vollkommen des Geschmacks eines Marino würdig ist." Daselbst (Bd. 33, Nr. 2, S. 542) wo der Nachdruck „Frankfurt und Leipzig" angezeigt wird heißt es: „Die ganze Behandlung des Stücks dünkt uns eben nicht bequem für das Theater. Der ganze erste Auftritt ist entweder der «Iris» zugefallen oder vielleicht mit Frauenblick als eine Satire auf das weiche gezierte Wesen dieser Schrift hingeschrieben. Zum Stück gehört er gar nicht. Daß übrigens ein Stück von Goethe, wenn es noch so nachlässig behandelt wäre, hin und wieder Spuren eines vortrefflichen Geistes zeigt, versteht sich. Aber eben von diesem vor-

trefflichen Geiste fodert das Publicum mehr als sonst halb leere, halb verfehlte Entwürfe." Am Schluß ist, die „naive" Ballade: „Ein Veilchen auf der Wiese stand", abgedruckt. Die erste Beurtheilung (Dz. unterzeichnet) ist von Eschenburg, die zweite (Xa.) von dem Bibliothekar J. E. Biester in Berlin. „Erwin und Elmire" wurde in Berlin unter Döbbelin, zum ersten mal am 17. Juli 1775 (bis zum 5. Aug. fünf mal) aufgeführt. Die Zeitungsanzeige lautete: „Ein neues Schauspiel mit Gesang in zwei Acten vom Hrn. D. Goethe." Die lieblichen kleinen Gesänge dieses Singspiels sind zuerst von J. André in Offenbach, dann von Reichardt, Schweizer und Andern in Musik gesetzt worden. Wir theilen hier zwei „Arien" mit, die in den rechtmäßigen Ausgaben von Goethe's Werken, sowie in allen spätern Nachträgen fehlen:

Neue Arien zur ersten Scene in „Erwin und Elmire".

I.

Olympia.

Ihr sollt genießen,
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, sie fließen;
Man darbet, man muß!

Zu seligem Umfangen
Drängt sich die Brust empor;
Mit quellendem Verlangen
Horcht jedem Laut dein Ohr;
Im Morgenrothe freuet
Dein eig'nes Bildniß dich,
Und himmelab bestreuet
Der Weg mit Blumen sich. B. B.

II.

Elmire.

Was sind all die Seligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten,
Gegen diesen Augenblick!

Da mein Herz sein volles Glück
Aus der holden Schwermuth trinkt;
Da ich himmelwärts mich sehne
Und in bittersüßer Thräne
Eine Welt im Auge blinkt. B. B.

G.

Wieland (im „Deutschen Mercur", 1776, I, 9) hat sie uns aufbewahrt. Die unechte berliner von Himburg veranstaltete Ausgabe von Goethe's „Schriften" (1775; die dritte und letzte 1779 in vier Bänden wurde in Karlsruhe 1787—90 ohne Kupfer nachgedruckt) hat eine Abbildung, nach Chodowiecki von Berger gestochen, der Künstlerin Fräulein Huber als Elmire mit der Unterschrift: „Er ist nicht weit." Die Veranlassung hierzu ist in einem interessanten Briefe von der Karsch an J. G. Jacobi (Berlin, Aug. 1775) mitgetheilt; da dieser Brief, in einer damaligen vom Empfänger herausgegebenen Zeitschrift eingerückt, Wenigen bekannt sein wird, glauben wir den Inhalt geben zu dürfen: „Ich grüßte neulich unsern vortrefflichen Zeichner, den Chodowiecki, in seiner neuen Wohnung. Mann mit dem leichten und feinen Griffel, sagt' ich: du könntest mir einen Gefallen thun. Male mir das liebende Mädchen, welches vom Hügel heruntergeflogen kommt und ihren Geliebten sucht, und singt: «Er ist nicht weit.» Ja, sagte der Künstler, ja; morgen um diese Zeit sollst du sie haben; es soll mein erstes Geschäft in dieser Wohnung sein. Ich ging des andern Tags in eben der Stunde hin, und fand das himmlische Mädchen, fand das Bildniß der Elmire die der Dichter sich gedacht hatte: ein liebliches Mädchen im ätherfarbenen, fliegenden Gewand; Alles ist Grazie, vom herunterfliegenden Haar bis auf den beflügelten Fuß; man will sie mit dem Auge verschlingen; man findet sie schöner, je länger das Auge sich daran heftet. Das wärmste Gefühl der süßen Erwartung, die ganze Wonne die sich Elmire in der nächsten Minute verspricht; Alles, Alles ist ausgedrückt. Ihre verbreiteten Arme, ihre emporgerichteten Augen, Alles redet Entzückung. Man sieht überdies die kleine Eremitage, und das grüne Gebüsch umher, in lebendiger Anmuth. Sie sehen, Sie hören, daß die Wahrheit aus mir spricht; und dieses Meisterstück ist auf einem ovalrunden Raum gemalt, der nicht größer ist als die Seite des Octavblättchens auf welchem ich itzt Ihnen schreibe. Das Publicum wird's, in Kupfer gestochen, zum Geschenk bekommen, und sich ebenso sehr freuen als ich; denn seit der Diana, für den König gemalt vom Pinsel der Terbusch, seit dieser Göttin sah ich kein Gemälde dessen Anblick mich so bezauberte. Ich bin ganz voll davon, und möcht' es gern alle meine Bekannte sehen lassen; möchte gern, daß Gleim, Jacobi und Goethe hier wären. Man spielt heute «Erwin und Elmire», und unsere Huberin wird unfehlbar noch feuriger als sonst vom Hügel herabkommen, weil dies Gemälde ihr zuruft: Werde vollkommen wie ich, und verdiene das Lob der Kenner des Schönen!"

W. v. Maltzahn.

Bibliographie.

Blumhardt, C., Psalmlieder, oder die Psalmen, in singbare Lieder umgesetzt. Reutlingen, Kurtz. 8. 11¼ Ngr.

Chalybäus, H. M., Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt. 4te durchgängig revidirte und vermehrte Auflage. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Féréal, V. v., Geheimnisse der Inquisition und anderer geheimer Gesellschaften Spaniens. Mit historischen Anmerkungen und einer Einleitung von M. v. Cuendias. Aus dem Französischen übersetzt von A. Diezmann. 2te Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ghillany, F. W., und C. Heideloff, Der deutsche Adler und die deutschen Farben geschichtlich erörtert. Stuttgart, G. Ebner. Gr. 4. 25 Ngr.

Grävell, Die Volkssouveränität und der Reichsverweser. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 12. 22 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Der Roman Napoleon's. Bilder und Scenen aus seinem Leben und seiner Zeit. Drei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 4 Thlr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 9ter und 10ter Band. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Heinsius, J., Romanesken. Gedichte. Berlin, Mylius. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Strodtmann, A., Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning Maria. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. 38ster Jahrgang der gesammten und 20ster der neuen Folge. 1849. Berlin, G. Reimer. 8. 2 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. Zwei Bände. 3te vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Volks-Kalender für 1849. Herausgegeben von K. Steffens. Berlin, Simion. 8. 12½ Ngr.

Wagner, H., Rittersporen und Schwertlilien, oder jüngste Ergüsse meiner Laune. Stuttgart, Wagner. 1849. 8. 1 Thlr.

Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang, für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. Zwei Bände. 3te erweiterte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. 1849. Gr. 8. 3 Thlr.

Weissenthurn, Johanna Franul v., Neueste Schauspiele. 15ter Band oder neue Folge 7ter Band: Nachgelassene

Schauspiele. Herausgegeben von C. Engelbrecht. 1ster Band. Wien, Wallishausser. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Weltkunde in einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen, auf Grund des Reisewerkes von W. Harnisch dargestellt und herausgegeben von F. Heinzelmann. 4ter Band. — A. u. d. T.: Reisen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nebst einem Ausfluge nach Canada. Nach F. v. Raumer, F. Gerstäcker, C. v. Gerstner u. A. m. sowie nach dem Felsengebirge im J. 1842 und nach dem Oregongebiet und Nord-Californien in den J. 1843 und 1844 von J. C. Fremont. Mit 1 Stahlstich und 1 Karte. Leipzig, Weichardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Wolff, O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Vollständigste Sammlung deutscher Gedichte, nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Gesetze der Dichtkunst rc. enthaltend. 12te gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1849. Lex.-8. 2 Thlr.

Wurm, F. A., Nachtviolen. Sammlung vermischter Gedichte. Straubing, Schorner. 12. 7½ Ngr.

Ziegler, A., Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien mit besonderer Rücksicht des deutschen Elements, der Auswanderung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem neuen Staate Wisconsin. 2ter Band. Leipzig, Arnold. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, J., Hilarius Zwerg. Geschichtlicher Roman aus dem gesellschaftlichen Leben Neapels. Zwei Theile. Constanz, Verlagsbuchhandlung. Belle-Vue. Br. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Actenstücke zur Schleswig-Holstein'schen Frage. Waffenstillstand von Malmoe vom 26. Aug. 1848. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. Lex.-8. 17½ Ngr.

— — Dieselben. Bremen, Schünemann. Gr. Lex.-8. 12 Ngr.

An Deutschlands Volk und Fürsten, insbesondere an Preußen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Andresen-Siemens, J., Helgolander Mysterien. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Artikel 34 und 35 des Preußischen Verfassungs-Entwurfs über die Aufhebung der Lehen und Familien-Fideicommisse und die Motive zu beiden Artikeln, beleuchtet von dem permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Beschlüsse des wissenschaftlichen Congresses zu Frankfurt a. M., vom 27., 28. und 29. Aug. 1848, zur Gründung einer freien akademischen Universität. Frankfurt a. M., Meidinger. Gr. 8. 2 Ngr.

Bethmann-Hollweg, A. v., Reaction und Sonderthümlerei. Sermon an die Conservativen. Geschrieben zu Marienbad in Böhmen, den 1. September 1848. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Entwurf einer allgemeinen Organisation des Bildungs- und Unterrichtswesens im Großherzogthum Baden. Von einem Freunde des Fortschrittes. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die soziale Frage im Vordergrunde! oder die drei Hauptforderungen der Arbeiter an den Staat: Arbeit für jeden Müßigen, Brod für jeden Invaliden, freier Unterricht für jedes Arbeiter-Kind, in ihrer Ausführbarkeit nachgewiesen von einem Tuchfabrikanten. Im September 1848. Grünberg, Weiß. 8. 1½ Ngr.

Harnisch, W., Die künftige Stellung der Schule, vorzüglich der Volksschule, zu Kirche, Staat und Haus; oder: Auch ein Wort über die Emancipation der Schule. Erfurt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 10 Ngr.

Herbert, E., Geschichtliche Darstellung der Hamburger Revolution im J. 1848 bis zur Einberufung einer Constituirenden Versammlung zur Feststellung der Verfassung der künftigen Republik. [2te Auflage.] Altona, Heilbutt. Gr. 16. 4 Ngr.

Jahn, F. L., Schwanenrede. Frankfurt a. M., Selbstverlag. 8. 3 Ngr.

J., M., Robotpredigt den guten und fleißigen Landleuten gehalten. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Zehnt-Predigt. Fortsetzung der Robotpredigt. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Kieler Hafen als künftiger deutscher Kriegshafen. Mit einer neuen Karte des Hafens und seiner Umgebungen veröffentlicht durch den Kieler Ausschuss für die Deutsche Flotte. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 4. 15 Ngr.

Köhler, J. A., Das Schullehrer-Seminar zu Grimma nebst Ansichten und Bemerkungen über Volksschullehrer-Bildung überhaupt. Zur Gedächtnißfeier der vor 10 Jahren erfolgten Eröffnung der Anstalt abgefaßt und herausgegeben. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.

Motz, D., Verfassungs-Urkunde des Bremischen Freistaats. Ein unmaßgeblicher Vorschlag. Bremen, Schünemann. Lex.-8. 5 Ngr.

Eine Preußisch-deutsche Phantasie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Rohmer, F., Deutschlands alte und neue Bureaukratie. Mit einem offenen Wort über das gegenwärtige bayerische Ministerium. München, Kaiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Sepp, Die Lage des Vaterlandes. Ansprache an seine Wähler. München, Kaiser. Gr. 8. 8 Ngr.

Stier, Auch ein Bekenntniß aus der unirten Kirche. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Sybel, H. v., Die Universität Marburg und das kurhessische Unterrichtswesen. I. Die Universität. Marburg, Elwert. Gr. 8. 4 Ngr.

Trefurt, C., Der konstitutionelle Staat und die Volkssouveränität, das Reichsregiment und die Erwartungen der Nation von demselben. Ein Versuch zur politischen Aufklärung. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Ueber vertragsmäßige Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den Fürsten. Von einem Mitgliede der National-Versammlung. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 5 Ngr.

Volkssouverainität. Eine politische Controversschrift. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Was haben wir als Christen für unser Vaterland zu fürchten und was sollen wir thun, um das Unheil abzuwenden. Münsterberg. 8. 3 Ngr.

Weißenhorst, O. v., Diagnose der Gegenwart für alle Parteien. Mannheim, Grohe. Gr. 8. 6 Ngr.

Wetzell, G. W., Bedenken gegen die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit. Marburg, Elwert. Gr. 8. 4 Ngr.

Wir wollen keine Republik! Politische Lieder eines Landmannes. Herausgegeben von A. W. Ehrlich. 1stes Heftlein. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 16. 2½ Ngr.

Wohlgemuth, J., Zeitgedichte und Lieder. Dem deutschen Volke gewidmet. Fraustadt, Neustadt. 8. 1½ Ngr.

Wolff, C. M., Ueber Volkssouverainität und die Grundlagen der constitutionellen Staatsverfassung, mit besonderer Rücksicht auf Preußen. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Zeitgemäße Worte an die leibrechtlich grundbaren Landeigenthümer. Vorschläge zur Bereitung einer glücklich zufriedenen Zukunft, zur Erlangung des erwünschten häuslichen Wohlstandes von einem Freunde des Landvolks. Passau, Pustet. Gr. 8. 3 Ngr.

Wrangel. Sein Armee-Befehl und die enthüllte Kabinets-Politik von Sanssouci. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Zandt, E., Beiträge zur Einrichtung des Schulwesens mit Bezug auf die badische Schulfrage. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Zweikammer-System, eine populäre Darstellung von C. K. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 317. —— 12. November 1848.

Die Hosen des Herrn von Bredow. Zweite Abtheilung. Der Wärwolf. Vaterländischer Roman in drei Büchern. Von W. Alexis. Berlin, Adolf u. Comp. 1848. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

„Eundo crescimus" kann der Verf. mit Recht von sich sagen; denn es ist gar keine Frage, daß er in dieser zweiten Abtheilung seines vaterländischen Romans, dessen Gegenstand die Bildungsgeschichte der Mark Brandenburg an zwei Hauptwendepunkten ist, einen viel höhern Stil, sowol was das historische als was das romantische Element betrifft, festhält als in der ersten Abtheilung der Fall war. Diese Stilerhebung ist so groß, daß, während wir in jener Abtheilung zwar eine achtbare Intention und eine ziemliche Annäherung an die große und würdige Aufgabe anerkennen konnten, dagegen aber Manches zu rügen hatten das mit der Aufgabe selbst nicht in voller Harmonie stand, hier ein Werk aus einem Guß, in allen seinen Theilen harmonisch und nach demselben Ziele strebend, vor uns liegt, das Kühnheit und schönes Maß, Wärme und Besonnenheit in gleichem Verhältniß in sich vereinigt. Dies Ziel ist kein anderes als die Geschichte der Reformation in der Mark zu zeichnen; doch wohl verstanden, nicht etwa die äußere Geschichte ihrer Ausbreitung, vielmehr die innere Geschichte derselben in den Gemüthern der Markbewohner, den Entwickelungskampf der Seelen in allen Ständen, Classen und Familien, vom Fürsten abwärts bis zu den Leibeigenen, Ritter, Bürger, Geistliche, Studenten in die Mitte nehmend. Ein solches Bild ist an und für sich des Kunstaufwandes vollkommen würdig der daran verwandt wird; der Verf. hat es aber mit den glücklichsten Zuthaten aus seinem eigenen poetischen Vorrath auszuschmücken verstanden. Indem er uns dem Kern dieses Entwickelungskampfes in der fürstlichen Familie selbst und an einem Charakter zeigt wie der Joachim's I. ist, in dem Verstand und Seele, Weisheit und Irrthum, starker Wille und Schwäche um den Vorrang streiten, indem er ihn tief davon ergriffen darstellt, erschöpft er in gewisser Weise das Thema, erhöht es aber zugleich und gibt ihm einen großen historischen Hintergrund. Dieser Charakter Joachim's I. ist es auf den der Autor alle seine Macht poetischer Erfindung und Zeichnung verwendet hat; er ist nicht allein der Träger dieser Abtheilung des Romans durch drei Bände: er ist der Angelpunkt, der wahre Inhalt des ganzen Werks. Die innere Natur und das Wesen Joachim's ist daher auch, wie er in der That die einzige „frei handelnde" Person des Romans ist, zur vollständigsten Anschauung gebracht, eine an sich schwierige Aufgabe, da dieser Charakter als ein Inbegriff aller menschlichen Kraft und aller der Schwächen gedacht ist die neben dieser in einer Menschenseele nur bestehen können. Kurfürst Joachim ist hier einer der scharfblickendsten Sterblichen: er erkennt, durchschaut, zerlegt Jeden der mit ihm in Berührung kommt mit einem Blick; der Mensch, seine Intentionen, seine Hülfsmittel, seine Denkformen sind ihm sofort klar; aber er überhebt sich in seinem eigenen Urtheil: er widerstrebt dem erkannten Guten und Rechten, blos weil es ein Anderer erkannt hat und er allein der Erkennende sein will. So klammert er sich an den Katholicismus, an die alte Kirche, deren Mängel er kennt, blos weil Luther ihm in seinen eigenen Reformideen zuvorkommt, und wird der Gegner der Reform, weil er nicht „allein" Reformator sein kann. Weil er jedes Menschen Ansichten zu erkennen glaubt, traut und liebt er Keinen, und verfällt so der lächerlichsten und jammervollsten Abhängigkeit von einem offenkundigen Betrüger, seinem Astrologen. Voller Wärme für seine Fürstenpflicht, bereit dem Besten seines Volks jedes Opfer zu bringen, rettet er sich doch vor dem herannahenden Ende der Welt in einer neuen Sündflut, an die diese Zeit glaubte, zur bestimmten Stunde auf den templower Berg, um mit Scham und Reue seinen Irrthum hinterher zu erkenuen. Mit dem redlichsten Eifer für das Recht wird er Despot, weil er Niemand vertrauen kann, und Alles selbst schlichten und einrichten will. Der despotische Wille erfodert geheime Hülfsmittel; Joachim verwirft die Sache, aber er fodert ihre Wirkung; er will Alles wissen was geschieht, aber er will nicht, daß es dafür Organe gebe. Gelehrt und in der Theologie einheimisch, wohl erkennend, daß auf diesem Gebiete nur die Subjectivität berechtigt ist, behandelt er den Glauben doch als Object dictatorischer Satzung, und möchte, wenn er könnte, die ihm unbequeme Entwickelung der Glaubensreform gern hemmen. Frei in der ehelichen Treue, hütet er seine Gemahlin doch argwöhnisch, bis endlich ihre diametrale Auffassung der Reformation das Misverhältniß zum Bruche steigert, und die Kurfürstin,

Schwester König Christian's II. von Dänemark, nach Sachsen entflieht. So steht Widerspruch neben Widerspruch in diesem kühn, groß und trefflich gezeichneten Charakter, vielleicht mit der verborgenen Absicht nicht blos ein Bild der Vergangenheit vor uns zu entfalten.

Man hat oft gesagt, daß die Reformation für Männer, die alte Kirche für die Frauen sei; daß die erste sich an den Verstand, die andere an das Gemüth wende. Der Autor hat das Gegentheil des Satzes herausgestellt. Die gemüthvolle, treffliche Kurfürstin ergibt sich allmälig mit Leib und Seele dem Lutherthum; der scharfe Verstand Joachim's bleibt bei der alten Kirche stehen, ihr Schutz und Pfeiler bis zum letzten Hauch — zuletzt fast ganz allein stehend unter seinem Volk. In ähnlicher Art verhalten sich die andern Personen des Romans; die milden und schwachen Naturen ergreifen überall den Protestantismus, die Starken halten bei der alten Kirche aus. Handelte der Verf. hier mit Absicht? Wir wissen es nicht und glauben es kaum.

Zu diesem innerlichen Thema, reich variirt in der Person von Bischöfen, Hofpredigern, Professoren, Aebten, Rittern und Frauen, tritt nun das äußerliche der materiellen Interessen: Eigennutz, Haß, Raubsucht, gegen die wehrlose, verfallende Kirche. Tezel treibt seinen greulichen Sündenhandel mit reichem Erfolg in Frankfurt, Joachim's neuer Universitätsstadt; aber der letzte Raubritter, Hake v. Stülpe, jagt ihm auf der Heimkehr seine reiche Beute ab. Alte Fehden gegen die Kirche werden wieder wach, und die Klöster und Propsteien werden von den Rittern überfallen, beraubt, geplündert; Der will Bischof werden, Jener Hofprediger, und verdrängt so seinen Vorgänger. Alle Bande lockern sich, das Volk zieht in Scharen entweder Tezel oder dem Bilderstürmer Barnabas nach. In dieser drohenden Auflösung hält nur die Furcht vor dem nahen Weltende, an das Fürst und Knecht fest glauben, die Menschen in Schach. Im Kloster Lehnin baut Abt Valentin mit seinen Mönchen eine ungeheure Arche zur Rettung bei der nahen Sündflut, und obgleich Joachim diese Vorsorge der Selbstsucht mit bitterstem Spotte geißelt, salvirt er sich doch selbst, wie wir sehen, mit seiner Familie an dem von den Astrologen bestimmten Tage auf den templower Berg. Ein Gewitter zieht auf — die letzte Stunde scheint zu kommen — einige Regentropfen fallen. Der Himmel klärt sich auf, und tief beschämt erkennt der Kurfürst — dieser Geist der seiner Meinung nach nie irrt — seinen doppelten schweren Irrthum. Als er bewegt ins Schloß zu Köln zurückfährt, erschlägt dicht vor dem Portal der Blitz seinen Kutscher und seine Pferde. (Historisch.) Ihm selbst erscheint Lindenberg's, des Hingerichteten und Vertrauten, Gestalt. Starrer und menschenhassender als je bricht der Zwiespalt der Gemüther zwischen ihm und der Kurfürstin in immer schlimmern Aeußerungen hervor. Dieser Fürst, der keine geheime Aufsicht dulden will, kommt dahin sich der eigenen Tochter als Spionin bei der Mutter zu bedienen. Darüber, ob das Kind in der Fronleichnamsprocession, wie Joachim will, mitziehen und eine Kerze tragen soll oder nicht, kommt es zum Aergsten. Die Kurfürstin empfängt den lutherischen Geistlichen Buchholzer, als Krieger verkleidet, und nimmt, beseligt und begeistert, zum ersten mal den Kelch. Dies wird dem Kurfürsten durch die Tochter verrathen; eine unheilvolle Scene, von dem Verf. mit Macht des Worts ausgestattet, folgt: Zorn und Wuth stürzen Joachim in eine Krankheit — die Geister kommen über ihn, wie der Hof sagt —, und die Kurfürstin flieht, als Bäuerin verkleidet, nach Hohenginz zur Mutter ihrer Eva, die sie begleitet, endlich nach Torgau und Wittenberg. Sinnlos vor Zorn verfolgt sie der Kurfürst, wird aber von Hans Jörgen Bredow auf falsche Bahn geleitet, und verfehlt die Flüchtige.

Die Lösung aller Ordnung und Disciplin, die der Geist Joachim's als nächste Folge der Reform voraussah, ist es was ihn mehr und mehr, besserer Ueberzeugung zum Trotz, in Starrsinn und Verfolgung der Neuerungen befestigt. Dieser starke und scharfe Geist scheitert am Dünkel, am Vertrauensmangel, an der Unruhe, an der blinden Begeisterung für die uralte Schönheit der Kirche, welche die Menschen nicht mehr gleich ihm erkennen wollen. Sein letztes Gespräch mit Matthias v. Jagow, dem Bischof von Brandenburg, enthüllt uns schön seine volle und reiche innere Natur.

Du hegst die Neuerer, sagte der Kurfürst. Das gefällt mir nicht. Ich habe dich nicht angeklagt, ich ließ dich walten. Ein rechtlicher, verständiger Mann weiß auch die bösen Stoffe zum allgemeinen Besten zu verwenden. Bist du nun enttäuscht? Siehst du nun wo es hinaus will? Zur Auflehnung gegen alle Ordnung, zur hellen Empörung! Zwietracht, Stimmverwirrung überall. Die Fürsten gegen den Kaiser, der Adel gegen die Fürsten, die Bauern gegen den Adel; Fanatiker, Wiedertäufer, die Greuel der Hussiten, die Bilderstürme erneut. Ueberall Krieg, Blut, zerbrochene Burgen, rauchende Dörfer. Glauben will ich, daß er's ehrlich meinte als er anfing. Aber der Aberwitz jauchzt ihm zu — was Wunder, daß er sich überschätzte. Ich könnte ihn bemitleiden. Er ficht nun gegen sein eigen Werk und er fühlt's. Ihr Heiliger verläßt sie — ihr Anführer flieht! — (Joachim erhob sich.) Der Versuchung widerstand ich, Matthias, welcher der Mönch erlag. Rühmt man dereinst Nichts an mir, Das wird die Geschichte anerkennen: Joachim von Brandenburg buhlte nicht um Volksgunst. Ich hätte auch können ein Götze werden. Als ich den Adel züchtigte, wie jauchzte mir das Volk zu: „Weiter!" Ich that's nicht, um der Gerechtigkeit willen. Wenn ich statt dieser Sachsenfürsten Luther's Sache ergriff, wie wäre ich zum Götzen des Volks geworden. Wär' ich zu Worms und Speier sein Advocat gewesen, hätte ich zu Augsburg mein Schwert in die Schale gelegt, auf ihren Schultern hätten sie mich getragen. Was der spanische Karl nicht erreichte, ich hätte es erreicht. Ich zog es vor dem Strom entgegen fest zu stehen. Wanke ich? Zittre ich? Und doch steh' ich allein!

Joachim's Heldenthum wird die Nachwelt erkennen und rühmen, daß er menschlich dachte; sagte Matthias.

Auch du hast menschlich gedacht, Matthias. Nun siehst du, es geht nicht. Dies Geschlecht, das Gottes Ebenbild sein soll, bedarf beständig des Mittlers oder der Zuchtruthe. Scharf anfassen muß man das Uebel, wenn es noch klein ist; oder willst du der Verwilderung noch das Wort reden? Das Unkraut soll wuchern?

Was Unkraut ist in dieser Ernte, die wir nicht erleben, Das weiß nur Gott!

Ich bekehre dich nicht, du mich nicht. Dein Auge ist frei, Matthias. Mein Gott, soll ich auch dir zeigen, Matthias Jagow — was untergeht? Ein großes Werk von über tausend

Jahren, vor dessen Wunderbau ich oft in staunender Bewunderung gen Himmel schaute; voller Gliederung, so kunstvoll als wäre Gott selbst der Baumeister gewesen; eine geistige Pyramide, kein todtes Steingebäu, voll Aenderung, Blutumlauf, und welche Thätigkeit? Wie nahm der Bau die Bedrängten auf, wie schirmte er Gesittung, Recht, Wissenschaft, Kunst in wüster Zeit? Was ewig verloren gegangen wäre, hier ward es uns erhalten.

Wer zählt Alles auf was war und nicht mehr ist? sagte Matthias.

Und bliebe er ewig eine Ruine, hältst du das Holzgebäude das die Doctoren in Augsburg in ein paar Nächten aufgezimmert für ewig?

Es ist von Kernholz aus deutschen Eichen, sagte der Bischof.

Die, kommt's hoch, der Fäulniß Jahrhunderte widerstehen, nicht Jahrtausende. Dann wird gebessert werden; neue Balken, Nägel, Riegel, bis das Haus ein neues ist, verfault, zusammenstürzt; Niemand kümmert sich darum, erwiderte Joachim.

Und doch, du hörtest nur die Stimmen nicht.

Soll ich dem Schall trauen, wo ich Festes, Heiliges unter mir habe?

Und faßten Menschensinne nicht auch Dies auf?

Anderthalb Tausend Jahre bewährten es.

Gott redet zu den Völkern und zu den Zeiten wie sie es verstehen; zu Kindern anders als zu Männern.

Das Ewig-Wahre ist ewig Dasselbe.

Und wer greift es an? Nur um die äußersten Grenzen ist Streit.

Zu so hohem Stil, wie der in diesem Gespräch, erhebt sich der Verf. am Ende seines Werks, das in ziemlich gewöhnlicher romantischer Spielerei begann. Diese Erhebung läßt sich von Band zu Band verfolgen, und es ist ein Vergnügen sie zu verfolgen. Doch schließen wir zuvor mit dem Inhalt des Buchs ab. Joachim, krank an Seele, mehr als am Körper, ist nach Tangermünde zur Jagd geritten; hier schon verfolgen ihn gespenstige Erscheinungen: er sieht überall den „Wolf" und spricht von ihm. Ins Schloß zurückgekehrt geht er durch alle Gänge der Erscheinung einer weißen Gestalt nach, erkennt in ihr die Kurfürstin, und stürzt mit dem Ausruf: „Die Gräfin von Orlamünde!" zu Boden und stirbt. Er hat sein Land getheilt, und den Kurprinzen durch ein Gelübde an die alte Kirche gebunden. Dieser, von dem der Verf. kein günstiges Bild entwirft, obwol das Volk glaubt er habe die Türken besiegt, weil er in einem Reitergefecht glücklich gegen sie war, wird durch eine Predigt Luther's über die falschen Gelübde seines Worts ledig, und die Reformation nimmt nun in der Mark ihren ungehemmten Fortgang. Die Kurfürstin kehrt zurück, und bezieht ihr Witthum zu Spandau, treu von Eva und Hans Jörgen begleitet. Die würdige Ehefrau Götz v. Bredow's, der im Grabe zu Lehnin ruht, ist nun alt geworden, aber zeigt sich noch immer als eine tüchtige, verständige Hausfrau, die ihren Flüchtling, die Fürstin, tapferer zu schützen weiß als es sein muß. Agnes, ihre zweite Tochter, die Aebtissin zu Potsdam, vermählt sich in hohen Jahren mit dem Vetter Jochem v. Bredow, der nach mannichfachen religiösen Wandelungen und Schwärmereien als Generalsuperintendent der Mark stirbt.

Was haben wir in dieser Arbeit nun eigentlich für ein Werk vor uns? Einen Roman kaum! Es ist eine psychologisch-romantisch verklärte Lebensgeschichte Joachim's von Brandenburg, mit Bildern aus seiner Zeit. Zu einem Kunstroman fehlt dem Werk, außer vielen andern Dingen, das Wesentlichste seiner Kriterien: die freie Erfindung zur Verkörperung einer Idee, die Concentration und Zuspitzung der Handlung in einer Kunstform, die Durchführung der Begebenheit zu einem bestimmten, vorher erkannten, bewußt-concreten Zielpunkte, der in freier Erfindung seine Wurzel hat, endlich das Allgemein-Menschliche als Element. Hier ist das Ziel durch die Geschichte gegeben, und an der Hand der Zeitgeschichte ergeht sich der Verf. in die Einzelheiten der Begebenheiten, welchen es zwar an einem Mittelpunkt nicht fehlt, allein dieser Mittelpunkt ist keiner des Dichters, sondern der in der Geschichte vorliegenden Gesammtwirkung. Nach Gesetzen der Kunstform ist das Werk daher kein Roman. Nichtsdestoweniger gefällt uns seine Wirkung. Die Geschichte ist nicht blos geistvoll, sie ist wirklich poetisch benutzt, und läßt doch so viel historischen Kern aus der Umhüllung hervorleuchten, daß wir ein völlig treues, anziehendes, wahrheitvolles Bild der Zeit, der Personen, der Denkart, der Sitte von ihm empfangen. Und was haben wir mehr zu fodern vom Verf. des „Roland" und des „Cabanis", der nun einmal den Ruhm des märkischen Walter Scott für sich in Anspruch nimmt, uns mit vaterländischen Zeitbildern zu unterhalten und zu belehren sich bescheiden vorsetzt, und von den Foderungen des psychologischen und des Kunstromans keine an sich kommen lassen will.

(Der Beschluß folgt.)

Eine kleine Poetengesellschaft aus jüngster Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 308.)

8. Der Christbaum. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht von Beda Piringer. Augsburg, Rieger. 1848. 8. 1 Thlr.

Ein verunglücktes Machwerk. Die Idee, alle Zustände des Erdenlebens und jegliche Verhältnisse des Menschen von der Wiege nicht blos bis zum Sarge, sondern auch bis zum Hintritt vor den Thron des Weltenrichters im Licht und Schatten des Christbaums darzustellen, ist gar nicht übel, und könnte wol in der Hand eines Begabten ein Kunstwerk werden, wie denn Schiller's „Glocke" etwas dem Aehnliches bietet; aber der Verf. dieses sogenannten lyrisch-didaktischen Gedichts, obwol er sich Professor am k. k. Lyceum zu Kremsmünster nennt, und dem J. von Görres in München sein Opus zu vorläufiger Beurtheilung zugesandt hat, gehört keineswegs zu den Begabten und zu den Schooskindern der Musen. Der Ausdruck entbehrt alles Adels. In Wortbildung und Reim ist er nicht blos provinziell und gemein, sondern auch bis zur Lächerlichkeit barock und wunderlich. Die zum Theil kurzen und fliegenden Rhythmen machen komische Bocksprünge, und wir könnten, wenn es sich sonst der Mühe verlohnte, hier eine ganze Blumenlese von ergötzlichen Lächerlichkeiten abdrucken lassen. Und doch hat er laut Vorrede das erste Manuscript, nach der Görres'schen Anweisung, völlig umgearbeitet und emendirt!

9. Asträa, ein Gedicht in zwölf Gesängen von Karl Reyher. Berlin, Dümmler. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hier finden wir Entschädigung für unsere Langeweile bei der Lecture des vorigen Buchs. Es ist — eine Rittergeschichte aus den Zeiten des Faustrechts in Versen, nicht à la Spieß und Cramer, auch nicht im Geiste des Meister Ludwig oder

Torquato Tasso, denn es entbehrt eigentlicher Episoden, lyrischer Stellen über Lenz und Liebe, Reflexionen und einer reichen Bilderstafage; aber es ist gut erfunden und angelegt, nicht ohne Geschick ausgeführt, und da es spannt, liest man es nicht ohne Interesse, und findet eine gute Unterhaltung. Die Erzählung bewegt sich mit epischer Rüstigkeit vorwärts, es ist nichts Müßiges darin. Zuweilen nöthigte uns die Kürze des Ausdrucks die Stelle zwei mal zu lesen, und zwei mal wird gegen die Sprache verstoßen. Was den wahrscheinlich pseudonymen Verf. veranlaßte sein Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen und in Selbstverlag zu nehmen, können wir nicht einsehen. Vielleicht wollte er einen Beitrag zur Unterhaltungslecture geben; aber das Buch ist doch zu gut um den Hunger gewöhnlicher Leihbibliothekleser zu stillen.

Nun haben wir noch vier Damen, die das Lied über die Purpurpforte des Mundes dringen lassen, vor das Forum dieser Blätter zu ziehen, und bei der Mannichfaltigkeit die sich hinsichtlich der Wahl des Stoffs und der Formen bei ihnen zeigt, ließe sich füglich der alte lateinische Stachelreim:

> Quando conveniunt
> Margaretha, Catharina, Sybilla,
> Sermonem faciunt
> Et ab hoc, et ab hac et ab illa —

als Motto gebrauchen. Gleich die beiden zuerst auftretenden Schwestern, von denen die ältere Katharina heißt, und die unter dem Titel:

10. Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rheine. Von Katharina Diez und Elisabeth Grube, geb. Diez. Zwei Theile. Düsseldorf, Schaub. 1847. 8. 2 Thlr.

einen vollen, dicken Strauß gebunden haben, verbreiten sich in ihren Versen über Dies und Jenes, reden von Diesem und Dem, aber stets mit weiblicher Bescheidenheit, und nicht ohne Beruf und Talent für die poetische Gärtnerei. Daß sie sich associirt haben ist ihnen wol erlaubt, da uns die neueste Zeit nebst der Freiheit der Presse auch das Associationsrecht gebracht hat, und da sie kein Emancipationsgelüst offenbaren, so wolle man sie mit Lenchen und Lorchen Wallot ja nicht in gleiche Kategorie stellen. Katharina gestaltet gern das Heilige, neigt sich zur frommen Sage und Legende. Sie hütet sich vor pietistischem Coquettiren, und wo sie ja einmal lämmelt und heilandelt, wird sie von dem allzu warmen Gefühl einer wunden, weltmüden Brust hingerissen. Elisabeth bewegt sich weniger in der religiösen Sphäre, und wendet sich dem Leben wie es ist und sich in bunter Zeiterscheinung gestaltet mit Vorliebe zu; deshalb ist auch bei ihr der Abschnitt „Gelegentliches" reicher als bei Katharina. Wenn sich Letztere im Anfange der Freude, wie in der Feier historischer Berühmtheiten und selbst in Reflexionen über politische Zustände und Institute gefällt, so weiß sie doch auch ein romantisches Moment in ihre Lieder zu legen, und man hört aus jedem Accorde, daß ein weiblicher Finger die Saiten der Lyra rührt. Den Freiligrath schilt sie, daß er seine Muse ins Gebiet der Politik gehen läßt, und ruft ihm in loyaler Gesinnung zu (S. 113):

> Wie liebt' ich dich! — Doch wieder muß ich mahnen,
> Du bist kein Diplomat, ein Musensohn
> Trägt um den höchsten Sieg des Liedes Fahnen,
> Und folgt getreu dem Vorbild großer Ahnen;
> Des Tages Meinung ist zu kleiner Lohn.
> Willst du die frischen, freien Lieder tragen,
> Wo sich des Staates Federhelden schlagen?
> Seit wann heißt eine Muse Politik?
> O braver Sänger! Wende deinen Blick.
>
> Liebt' ich dich nicht, ich müßte wahrlich schelten
> Dein wildes Lied, das fast wie Aufruhr klingt,
> Nicht so darfst du dem Könige vergelten,
> Dem ach! von seinen schön geträumten Welten
> Kaum eine einzige nach Wunsch gelingt.
> Du solltest nicht von seiner Seite gehen,
> Der Sänger sollte fest am Throne stehen;
> Darf er auch bieten nicht um Ehr' und Gunst
> Dem Herrendienst die freie Liederkunst.
>
> Du warst nicht feil, und dich hat nicht geworben
> Ein edler König für den Sklavendienst;
> Doch du hast stolz die stille Saat verdorben,
> Die grünen Keime sind verwelkt — gestorben,
> Ist froher Hoffnung herrlicher Gewinnst.
> Du schwurst zur Freiheit im Champagnerrausche,
> Zertrittst die Gnade, bringst zum blut'gen Tausche
> Des Aufruhrs wild zerfetzte Fahne her,
> Und hebst den Schild als eigenmächt'ge Wehr.

Wäre ich ein Mann, fügt sie hinzu, ich würde für meinen König tapfer streiten: da ich aber nur ein Weib bin, kann ich Nichts thun als meine Kinder für den König beten lehren. Einlenkend und begütigend schließt sie das Lied mit den Worten:

> Nicht zürnen will ich deinem kühnen Wagen,
> Nicht hemmen deines Liedes Heldenton,
> Wol darf der Freiligrath die Fahne tragen,
> Darf für das Volk ans blanke Heerschild schlagen,
> Ein Dichter ist der Freiheit echter Sohn;
> Doch soll' er nicht mit seines Liedes Wellen
> Den wilden Strom des blut'gen Aufruhrs schwellen,
> Er soll, ein Pharus, an dem Ufer steh'n,
> Er soll' als Lootse durch die Brandung geh'n.

In „Agnes von Mansfeld" setzt sie sogar die epische Tuba an die Lippen. Sie will in dieser Liebesgeschichte, die in der Zeit des Kampfes des Katholicismus gegen den Protestantismus spielt, nicht eben ein historisches, sondern nur ein erotisches Denkmal hinstellen. Aber ihre Bestrebungen scheiterten eben an der Klippe des Historischen, dem sie das Ideal nicht anzubilden versteht, sodaß das Ganze nur als ein an lyrischen Stellen armes geschichtliches Anekdoton in Reimen erscheint, dem auch der Gedanke, daß sie die Mythe um die Inful eines Erzbischofs schlingt, kein rechtes Relief gibt. Des Buchs zweiten, materiell viel stärkern Theil bilden historische Skizzen und Novellen, von Elisabeth verfaßt, unter denen sich durch Stoff und Stil „Jakobe, Markgräfin von Baden" auszeichnet.

11. Jugendblüten. Dichtungen von Dina. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr.

An Muth und Jugendglut fehlt es dieser wahrscheinlich noch jungen, pseudonymen Sängerin keineswegs. Sie hat den Muth Angesichts des großen Publicums die brünstigen Gluten ihrer Brust auszuschütten und auszurufen:

> Lausche auf mein leises Singen!
> Meine Seele liegt darin,
> Meines Busens wildes Ringen
> Und mein wetterschwüler Sinn.
> — — — — —
> Heiß mußt du mich küssen, ins Auge mir seh'n,
> Dann kannst du mein Lieben, mein Singen versteh'n!

Diese Glut erreicht in „Deine Küsse" (S. 72) einen bedenklichen Culminationspunkt. Wäre Ref. eine Dame, er träte mit solchen Gedichten nicht vor die Oeffentlichkeit; sie gleichen mitunter Brandbriefen, in die Kreise junger Männer mit kühner Hand geschleudert. Zuweilen nehmen Gedanke und Empfindung eine dem gewöhnlichen Dichtergefühl schnurstracks entgegenlaufende Richtung, und bekommen dadurch und durch ihren dithyrambischen Charakter etwas Piquantes, was jedoch, da es von einer Dame geboten wird, keinen vortheilhaften Eindruck macht. Die Balladen und Romanzen sind von schwacher Erfindung und matt ausgeführt — kurz, diese Dina ist keine Annette von Droste-Hülshoff!

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 318. —— 13. November 1848.

Die Hosen des Herrn von Bredow. Zweite Abtheilung. Der Wärwolf. Vaterländischer Roman in drei Büchern. Von W. Alexis.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Wie aber ist der etwas seltsam klingende Titel „Der Wärwolf", welchen der Verfasser diesem schönen Zeitbilde gibt, zu erklären? Hat es uns schon nicht wenig Mühe gemacht den Titel der ersten Abtheilung mit dem anrüchigen Worte zu deuten, so versetzt uns die Auslegung dieses zweiten Titels womöglich in noch größere Noth. Vielleicht hat der Autor daran seine stille Schadenfreude, wie Rückert einmal von sich bekennen durfte. Genug, die Deutung scheint uns wiederum wie bei den „Hosen des Herrn von Bredow" eine zweifache, doppelsinnige zu sein, sodaß der „Wärwolf" zugleich nach außen und nach innen hin erklärt sein will. Nach außen hin bezeichnet er den Ritter Hake v. Stülpe, den letzten Raubritter der Mark, welcher das Geheul des Wolfs trefflich nachzuahmen versteht, damit im ersten Bande vielerlei scherzhaften-Spuk treibt, den Bischof von Brandenburg, eine Schar von Pilgern zu Tezel's Schutzkästlein und endlich den Tezel selbst in Furcht und Schrecken versetzt, weil sie an den Wärwolf der Sage glauben. Nach innen zu hat der Wärwolf eine andere Bedeutung: es ist die Unruhe des Menschengeistes, der Dünkel, der Hochmuth desselben, die ruhelose Gewaltgier, welche sich in Joachim I. verkörpert. So verstehen wir wenigstens den seltsamen Titel, und so finden wir ihn sowol wie seinen Vorgänger in der ersten Abtheilung sinnig und poetisch erwählt.

Der „Roman", wenn wir ihn so nennen dürfen, enthält einen so großen Zufluß schöner, tiefer und wahrer Gedanken wie wenige Romane der Neuzeit; Das ist von dem Verf. nicht anders zu erwarten. Er weist tragische Scenen nach, hochdramatische Auftritte, wie z. B. derjenige ist wie Joachim seine Gemahlin beim heimlichen Empfang des Kelches überrascht, den sie dem Störer entreißt und ausruft: „Hüte dich, Joachim, einen Tropfen vom Blute deines Herrn zu vergießen!" Er weist großartig gezeichnete Volksscenen nach, wie z. B. Tezel's Sündenkram in Frankfurt ist; er weist endlich launige Auftritte nach, heitere Darbringungen in Menge, wie Musculus' Kampf gegen den Hosenteufel, Hake v. Stülpe's Scherze, die Arche in Lehnin u. s. w. Auch naive Bilder fehlen nicht, wie Eva's nächtliche Expedition mit dem famosen Beinkleid, und anziehende Schilderungen mangeln ebenso wenig, wie die Berlins vom templower Berg gesehen. Allein was wir nie und nirgend bei diesem Autor antreffen, und was ihm daher von seiner Natur wol versagt sein muß, denn auch hier wird es nicht gefunden, Das ist das Zärtlich-Innige, das Süß-Elegische, das eigentliche Element der romantischen Liebe. Diese setzt er in ganz andere Erscheinungen, obwol er auch die heroische Liebe entweder verschmäht, oder nicht kannte, oder vor dem Realen und Wirklichen in seinen Schriften nicht aufkommen lassen will.

Im Letztern ist seine Heimat; Erkenntniß und Gedanken sind seine Stärke. Hier sind es nun besonders die auf die großen Reformen in Staat und Kirche gerichteten Gedanken welche den Verf. beschäftigen, die er austieft und für die Gegenwart selbst nutzbar macht. So viel sich aus seiner Ideenreihe klar abnehmen läßt, ist er der Ansicht, daß auf dem theologischen Gebiet keine Reform von Bestand sei, als so lange wie der Geist der Zeit mit ihr Hand in Hand geht; daß das Individuum, auch der Fürst, Nichts vermag, weder fördernd noch hemmend, außerhalb des Geistes der Zeit, und deswegen der weiseste Rath der ist welcher von jedem directen Eingriff in das Glaubensgebiet abmahnt. Dieser Ansicht schließen wir uns mit ganzer Ueberzeugung an. Aber sehen wir wie der Autor nun in verschiedenen Kreisen dies Thema zu variiren weiß. Was zwischen Joachim und dem Bischof Jagow hierüber verhandelt wird sahen wir oben; gleich im Eingange des Werks wechseln der Bischof Hieronymus Scultetus, der schlesische Bauernsohn, und Abt Valentin von Lehnin über dasselbe Thema in gedankenreicher Rede ein anziehendes Zwiegespräch im Bette. Scultetus hat soeben mit Luther vergeblich verhandelt und kehrt von Wittenberg zurück, wo ihn eben Hake mit seinem Wolfsgeheul über Stock und Stein hetzt.

Lieber Bruder in Christo, sagte der Bischof; Ihr macht Euch unnütze Sorge; das Unangenehme von der Sache liegt hinter uns: es wird noch einiges Gezänk und Geschreibe ge-

ben, und dann ist's vergessen und abgethan; Der ist ein Dominicaner und Jener ein Augustiner, darin steckt der Hase.

Vergessen wir nicht, sagte der Abt, daß in den Bettelmönchen seit Anbeginn ein rebellischer Geist war.

Die Ursache ist nicht schwer zu finden, mein Bruder; wer Nichts hat ist immer zum Rebelliren geneigt gegen Die die Etwas haben...

Die Sache dringt ins Volk, Das wird gefährlich...

Die Gelehrten zanken sich, Nichts weiter. Federkiel gegen Federkiel; Wittenberg gegen Frankfurt; die Fehden der Universitäten haben die Welt noch nie in Brand gesteckt. Es muß zuweilen etwas Pulver aufblitzen, daß die Luft rein wird. Der Wimpina füllt die Raketen.

Aber worauf läuft's hinaus? Will man dem Tezel den Doctorhut aufdrücken? Jener ist auch Doctor.

Lieber Bruder, gönnt dem Volk auch ein Spectakel. Wenn die Menschen nicht bisweilen ein Schauspiel hätten, stünde es schlimm um unsere Luft. Mens agitat. (Nun entwirft der Abt eine Schilderung von Luther als Prediger, der ein Deutsch redet wie man es nicht hörte.)

Die Kirchengeschichte, erwidert der Bischof, kennt viele Mönche bei denen es rappelte, und ihre Namen sind vergessen, trotz ihrer Predigten. Sprach er vom Verderbniß der Kirche? Verschont meine Ohren mit dem alten Liede, das jedes Kind kennt. Macht die Menschen anders, so könnt ihr die Einrichtungen anders machen! Ihr werdet kein neues Haus bauen.

Aber der kann gar nicht anders; es ist eine Natur, wo Alles heraus muß was drinnen lodert, wie ein Feuer nicht inne hält, ein Sturm nicht plötzlich schweigt...

Lieber Bruder, lest mir kein Collegium; ich muß es täglich hören, wenn ich in Berlin bin. Laßt die Augustiner und Franciscaner — was kümmern sie uns? Aber die bekannte Lust unsers gnädigen Kurfürsten, in theologicis zu stänkern, die ist es die mich besorgt macht. Neulich bei Hofe nahm er mich in eine Blende, und eine Stunde lang sprach er mir von der Erbsünde vor. O, er hat Entwürfe im Kopf von Klosterzucht, Kirchenregiment, neuen und alten Spitalrittern, möchte Collegien berufen, Bischöfe zurechtsetzen, Concordate schließen und Bisthümer bei den Heiden anlegen. Es bleiben aber doch immer nur Entwürfe. Das ist das einzige Gute daran u. s. w.

Auf einer tiefern Stufe der Scala sehen wir den Hofprediger Musculus, den Clown in diesem Drama, der alten Kirche untreu werden, weil man ihm nicht erlauben will seine Predigt gegen den „Hosenteufel" (die Pluderhosen) zu halten, und den Prädicanten Buchholzer, der nicht begreifen kann wie Luther gegen den Gebrauch der Chorröcke so gleichgültig bleiben kann, und deshalb auswandern will. Zu unterst stehen dann der wüthende Schmidt als Kämpfer für Tezel und der Bilderstürmer gegen ihn. In dieser Art vollendet und schließt der Verf. kunstgemäß das Bild der Stimmung aller Stände und Classen in Bezug auf Kirche und Dogma ab, so voll und rund, so lehrreich und bedeutend für die Verhältnisse des gegenwärtigen Moments, der eine wahre Peripatie dieser Zustände darstellt, daß wir dies Werk als eine Frucht der Zeit zugleich und als ein meisterhaftes Gemälde einer andern Zeit anzusehen haben.

Wollen wir den Autor als Maler von Volksscenen kennen lernen, so zeigt er uns in Tezel's Auftreten in Frankfurt, in dem Einzug des Kurprinzen nach dem Siege über die Türken Bilder dieser Art welche jeden Vergleich bestehen. Wie er historische Züge zu benutzen weiß, davon gibt die Erzählung, wie Joachim den Hochmuth des Baiernherzogs straft, der sich in Augsburg stets zwischen die Kurfürsten zu setzen liebte, den Beweis.

Morgens vor der nächsten Sitzung, fuhr der Marschall fort, ging Se. Durchlaucht mit zween Hoffourieren in den Rathssaal. Was Die unter dem Arme trugen sah Keiner. Da ließen sie die Thüren schließen und von ihren Cavalieren bewachen, nahmen ihre Handsägen hervor, und sägten ganz leise auf der Kurfürstenbank gerade das Stück los worauf der Herzog allzeit Platz nahm, versteht sich so, daß das Bret noch ein klein wenig an beiden Seiten festhing. Dann ward die Decke darauf gelegt — und kein Mensch merkte was. Der Herzog war gewohnt seinen Platz zwischen Johann von Sachsen und seinem Schwager Joachim einzunehmen, indem er scherzweise sagte, er müsse die beiden Kampelhähne trennen, daß sie sich nicht in die Haare führen. Da sprach Johann von Sachsen: „Lieber Schwager von Brandenburg, gefällt's Ew. Liebden nicht mir näher zu rücken?" Worauf unser Herr: „Ei nein, Das leidet Herzog Wilhelm nicht; 's ist ja unsers Vetters von Baiern Platz." Der trat eben ein, und also trat er auch jetzt wohlgemuth auf die Kurfürstenbank; aber kaum daß er sich niedergelassen als die Bank brach, und er, schwerfälligen Leibes, halb saß, halb auf der Fürstenbank unten lag, dahin er gehörte, und hatte sich über Gebühr erheben wollen. Wem soll ich's sagen, was das Gelächters gab! Es prustete nur so, weil die Meisten merkten was es sei, und Johann von Sachsen mußte sich abwenden, um das Lachen zu verbergen. Nur unser durchlauchtiger Herr sagte ganz ernsten Gesichts: „Ist Ew. Liebden Etwas eingefallen? Wer hätte Das gedacht!" Und da die Sitzung nun anfing, hat der Herzog mit großer Scham müssen sitzen bleiben dahin er gefallen, zu Füßen der Kurfürsten, die ganze Sitzung. Der Brandenburger aber, hieß es, hält auf ständische Ehre, und läßt sie nicht beschelten, was es auch koste. Das war ein Ehrentag für uns in Augsburg.

Nach dieser heitern Darlegung müssen wir uns weitere Anführungen versagen. Der Verf. wird nicht in Abrede stellen, daß wir sein Werk, das theils mehr, theils weniger als ein Roman ist, mit günstigem Auge betrachtet haben. Es ist ein starkes, inhaltreiches und dichterisch aufgefaßtes Zeitbild, für das wir ihm Dank schulden. Wie im Großen und Ganzen, so sind wir auch im Einzelnen mit seinen Motiven wohl einverstanden, und haben es namentlich noch als glücklichen Gedanken hervorzuheben, daß er den Zwerg Carrion, den kurfürstlichen Astrologen, den verkauften Elenden, der den Fürsten völlig beherrscht und zu dem Zwecke lenkt ihn an der alten Kirche festzuhalten, sich am Ende als einen Juden ausweisen läßt, der, nachdem sein Reich gefallen ist, nach Jerusalem wandert. Solchen Verworfenen wie Carrion und sein Helfershelfer, der fanatische Mönch aus Landsberg, ein versteckter Hussit, lehrt der Autor, verfällt ein geistreicher, scharfsinniger Fürst, wenn er einmal dahin gelangt ist Niemand zu vertrauen, und keinem Rathe der Redlichen zugängig zu sein. Nur in einem Punkte vermögen wir nicht uns mit dem Autor in Uebereinstimmung zu setzen. Die Gestalt des hingerichteten Lindenberg, die Erinnerung an ihn, seine mehrfache Erscheinung vor dem innern Auge Joachim's, läßt er stets wie einen verkörperten Gewissensbiß auf die Seele des Kurfürsten einwirken, der davon erkrankt. Wir glauben, hier verläßt den Autor der Geist der poetischen Gerechtigkeit. Mag sein, daß Lindenberg der einzige Mensch war den

Joachim wirklich liebte, dem er vertraute: er war ein Räuber, und er fiel als Opfer der Gesetze, nicht der persönlichen Feindschaft oder der Rache. Den Fürsten selbst schildert uns der Verf. zur Zeit seines tragischen Endes als einen vollkräftigen, willensstarken, für das Wohl seines Volks glühenden, nach Recht und Gerechtigkeit verlangenden Regenten. Wie kann derselbe Fürst nun Gewissensqual fühlen bei der Erinnerung an den dem Gesetz verfallenen Raubritter? Wir können Dies nicht gerechtfertigt finden, und um so weniger, als der Verf. uns den Kurfürsten Joachim durchaus als einen Geist hinstellt in dem — vorzeitig vielleicht — die Lieblingsidee unserer Zeit, die Idee des Rechtsstaats, vorgebildet zur Erscheinung kommt. Ja, je mehr er Lindenberg liebte, um so größer mußte ihm das Opfer erscheinen das er seinem Volke und der Gerechtigkeit mit seinem Tode gebracht hatte. Anders wäre die Sache, wenn der Autor uns Joachim als einen minder kräftigen Geist, als einen Schwächling an Seele oder als einen dunkeln Gefühlen unterworfenen Charakter gezeigt hätte.

Noch ein Punkt bleibt zu besprechen, bevor wir den Verf. entlassen: es ist die eigenthümliche Stilart, Diction, Wortbau und Sprachform, die derselbe sich für dies Werk geschaffen. In der ersten Abtheilung fanden wir gegen diese Form viel zu erinnern: sie klang theils übertrieben, alterthümelnd, theils unverständlich und gesucht dunkel; in dieser zweiten Abtheilung sind diese Extreme entweder gemildert, oder diese Eigenthümlichkeiten sind hier mehr an ihrer Stelle, und passen besser zum Inhalt der Erzählung, wie diese denn hier allerdings mehr historischen Boden findet, und chronikenartigen Vortrag besser verträgt. Hin und wieder wird diese Form selbst zu einer besonders anmuthigen und graziösen, wie beispielsweise in der Erzählung des Marschalls Rochow von dem Unfall des Baiernherzogs in Augsburg allerdings der Fall ist. Indeß liegt der Misbrauch auch hier doch so nahe, daß wir es kritischer Pflicht gemäß finden den Verf. von neuem vor dem Gebrauch zu warnen, indem wir nur schwach die Rechtfertigung gelten lassen können, daß die Beschäftigung mit den Chroniken und Zeitschriften sein geistiges Ohr an diese obsoleten Wendungen gewöhnt hätte. Die mystischen Partien der ersten Abtheilung sind hier löblicherweise gänzlich weggeblieben, dagegen finden sich als willkommener Ersatz dafür nicht wenige Proben glänzender Macht der Rede in diesen drei Bänden, wie z. B. die Rede Joachim's über den Nachruhm, und Musculus' Gespräch mit der Kurfürstin über die Pflicht der Frauen in ehelichen Dingen gegen die Männer Nachsicht zu üben von hinreißender Wirkung sind.

Mit welcher warmen Theilnahme wir sein Werk in uns aufgenommen haben, wird dem Verf. aus unsern Anerkenntnissen wie aus unsern Bemängelungen wol klar geworden sein; es wird ihn vielleicht über die geringe Theilnahme und die Kälte trösten, von der er meint, daß sie frühern Leistungen auf demselben Gebiete begegnet sei. Will er sich diese weiter erklären, so möge er sich daran erinnern, einmal wie reich der Markt mit Arbeiten dieser Art versehen ist, und zweitens wie der Geist des Augenblicks gegen den deutschen Particularpatriotismus ankämpft, und wie er auf Einheit und Solidarität der deutschen Zustände hindrängt, während seine Leistungen gerade in den vaterländisch-brandenburgischen Sondergefühlen und Sonderinteressen ihre Wurzel haben. Eine vollständige Einsicht in den Bau und das Verdienst seiner Schilderungen, ein volles Anerkenntniß ihres Kunstwerthes vermag nur Der zu erlangen der mit ihm hierin sympathisirt, und die warme Theilnahme an seinen vaterländischen Romanen wird daher nur dem „Brandenburger" möglich sein, indeß die räumlich fernstehenden Leser mehr den geschickten Entstehungs- und Krystallisationsproceß derselben, die Kunst einzelner Bilder und Scenen und den Gedankenreichthum dieser geschmackvoll und behaglich ausgeführten Arbeiten kritisch anzuerkennen Veranlassung haben werden. 26.

Eine kleine Poetengesellschaft aus jüngster Zeit.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Die zuletzt hier zu besprechende Dichterin läßt sich zwar nicht mit Annette von Droste-Hülshoff, wol aber mit jener jungen Russin Elisabeth Kulmann vergleichen, von der wir schon einige male in d. Bl. berichtet haben. Diese Dichterin heißt Minna von Mädler, geb. Witte; sie hat einen nicht schwachen Band

12. Gedichte. Mitau, Reyher. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

herausgegeben, und dieselben der Großfürstin Helena Paulowna, geb. Prinzessin von Würtemberg, dedicirt. Nicht genug, daß sie nach den hier gegebenen Uebersetzungen aus dem Italienischen, Sicilischen, Altfranzösischen, Altspanischen, Altdeutschen, Dänischen und Englischen den Beweis gibt, sie stehe hinsichtlich ihrer Sprachkenntnisse der erwähnten Elisabeth Kulmann nicht nach, sondern sie gleicht ihr auch hinsichtlich ihres Gedankenreichthums und des kindlich-anmuthigen Ausdrucks, bewegt sich überhaupt in weiterer Sphäre als sonst dichtende Frauen zu thun vermögen. Besonders bekunden Dies ihre „Vermischte Gedichte", in denen sich Tiefempfundenes mit Heiterm und Mythisches mit Historischem zierlich und in entsprechenden Formen mischt. Wir deuten hier besonders auf „Lieb' ist die Sonne" hin (S. 59):

Lieb' ist die Sonne, das Herz ist die Rose,
Die noch umknospet von schützendem Moose
Schlief
Ruhig und tief,
Bis in das Leben ein Lichtstrahl sie rief.

Lieb' ist ein Stern, und das Herz ist die Welle,
D'rin er sich spiegelt mit leuchtender Helle,
Trägt
Still und bewegt
Ewig ihr Abbild im Busen geprägt.

Lieb' ist der Mond, und das Herz ist der Aether,
Den er erleuchtet, bald früher, bald später,
Lacht
Hold in der Nacht
Mit der das Weltall verklärenden Macht.

Lieb' ist die Antwort, das Herz ist die Frage,
Sie nur kann lösen die zweifelnde Klage,

Stumm
Blieb es ringsum
Sonst auf das seufzende, bange „Warum?"

Die böhmische Volkssage „Pirtysilla" (S. 67) trifft den echten Romanzenton, von welchem wir uns nicht enthalten können, eine Probe in „Dolores" zu geben (S. 97):

In den Straßen, welch ein Wogen!
Wohin drängt das Volk in Eile?
Aus der Fremde hergezogen
Tanzen Gaukler auf dem Seile.

Wie die kühnen Sprünge glücken!
Bravo! schallt's aus jedem Munde,
Und gefüllt mit blanken Stücken
Kreist der Teller in der Runde.

Reife fliegen, Leitern schweben,
Trommeln klappern, Pfeifen gellen,
Und es rührt mit lust'gem Streben
Arlechino seine Schellen.

Doch nur eine kurze Weile
Läßt er seine Laune blitzen,
Dann befestigt schlaffe Seile
Er an zweier Häuser Spitzen.

Und das Volk erfaßt ein Grauen,
Mancher will den Blick bedecken,
Zagend nicht hinauf zu schauen
Nach dem Schwindelpfad voll Schrecken.

Plötzlich fliegt es bang und leise,
Wie beim ängstlichen Erkennen,
Durch die dichtgedrängten Kreise.
Und „Dolores" hört man nennen.

Und ein wunderholdes Wesen,
Florbeschwingt, im Rosenkranze,
Wie zum Opfer auserlesen,
Schwebt heraus im leichten Tanze.

Wandelt dann die grause Brücke,
Still, ein bleicher Engel, nieder,
Weilt zwei kurze Augenblicke,
Kehrt dann schmerzlich lächelnd wieder.

Und das Volk zu ihren Füßen
Bricht mit Jubel jetzt das Schweigen,
Und Dolores will es grüßen,
Blickt hinab mit sanftem Neigen.

Blickt in zweier Augen Flammen
Weit, in bangem Grausen, offen,
Zitternd fährt sie da zusammen,
Wie vom Blitzesstrahl getroffen.

All ihr Lieben, all ihr Leiden,
Alle hoffnungslosen Schmerzen,
Glückes Lächeln und sein Scheiden
Dämmern auf in ihrem Herzen.

Dunkel wird's vor ihren Augen,
Wo sich Erd' und Lüfte dreh'n,
Trost vom Himmel einzusaugen,
Blickt sie auf mit stillem Fleh'n.

Doch der hat sich schwarz umwoben,
Schaudernd hält sie an die Schritte;
Unten Tod, Verderbniß oben,
Schwankt sie auf des Seiles Mitte.

Hört des Volkes murmelnd Tosen
Und des Mitleids laute Regung,
Da entfallen ihr die Rosen
Bei der stärkeren Bewegung.

Und sie sieht die Blumen schweben,
Sieht sie flatternd niederwallen,
Läßt aus ihrer Hand im Beben
Dann die Balanciere fallen.

Und noch einmal blickt sie nieder,
Wie von neuem Muth bemeistert,
Sieht die theuern Augen wieder,
Hebt empor sich, hochbegeistert.

Hebt empor sich, laut zu sagen:
„Einz'ger, den je zu bekennen
Niemals meine Lippen wagen,
Eine Kluft wird stets uns trennen.

Laß mich sterbend sie durchfliegen,
Laß mich sterbend dich begrüßen!"
Und man sieht entseelt sie liegen
Zu des Heißgeliebten Füßen.

Höchst sinnvoll, fein gedacht und trefflich durchgeführt ist „Der Dichter als Tabuletkrämer" (S. 127); wogegen eine „Supplik der impertinent Blonden" (S. 212), die humoristisch und witzig sein soll, als verunglückt bezeichnet werden muß. Von den epischen Nummern, für welche die Verf. eine gewisse Vorliebe zu haben scheint, fällt keine aus. Wo sie nicht selbst wie in „Dolores" erfindet, holt sie sich mit glücklichem Takt aus Indien, Persien, Esthland und selbst aus der antiken Welt die Sagen- und Legenden- oder Romanzenstoffe. Von den Ghaselen läßt sich nicht viel rühmen, und von den Sonetten nur Das, daß sie wirklich Klinggedichte sind.

Noch müssen wir einige Worte über die Versuche in Nachbildungen und Uebertragungen aus andern Sprachen sagen. Hinsichtlich der Stücke aus dem Altspanischen, deren Wahl jedoch nicht sehr glücklich ist, hält sie mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit über der Assonanz, wie man denn überhaupt hier wenige Verstöße gegen die Form findet. Glücklicher ist ihre Wahl altdeutscher Stoffe, und wir heben hier das Frühlingslied von Ulrich von Lichtenstein heraus. „Herschel's Teleskop", aus dem Englischen, können wir nur als ein poetisches Curiosum ohne großen ästhetischen Werth betrachten.. Die kleinen lieblichen Lieder von Thomas Moore sind mit der ganzen Grazie und Leichtigkeit des Originals wiedergegeben, und werden selbst eigensinnigen Ansprüchen genügen. Nach Lord Byron gibt sie den „Gefangenen von Chillon" ganz, und was wir für das Gelungenste halten, den süßen melancholischen Gesang Medora's aus dem „Corsar", dessen Uebertragung wir mit dem Original verglichen haben, und welcher lautet:

In tiefer Seele, jedem Licht verhüllt,
Berg' ich ein süß Geheimniß als mein eigen,
Und wenn mein Herz dir auch entgegenschwillt,
So zittert bald es doch zurück im Schweigen.

In seiner Mitte brennt ein Grabeslicht
Mit stiller, ew'ger Glut, doch ungesehen;
Das Dunkel der Verzweiflung löscht es nicht,
Ob auch vergeblich seine Flammen wehen.

Gedenke mein! — O, geh' nicht unbewegt
Vorbei, wo meine Hülle deckt die Erde,
Der einz'ge Gram, den nie mein Herz erträgt,
Ist, wenn ich je von dir vergessen werde.

Mein treu'stes, letztes Lied enteilt zu dir, —
Weckt Tugend nicht des Mitleids sanfte Triebe? —
O so gib Alles — eine Thräne mir,
Der erste, letzte Lohn für so viel Liebe.

Außerdem gibt die talentvolle Uebersetzerin, wiewol nicht unter der Rubrik Uebersetzungen, sondern unter den Sonetten Petrarca's drittes Sonett: „Era 'l giorno, ch' al sol scoloraro etc."; aber es ist nur eine verunglückte Nachbildung, da die fromme Beziehung des Dichters auf den Charfreitag, wo er Laura zum ersten mal sah, darin fehlt. 83.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 319. —— 14. November 1848.

Napoleon in der Auffassung eines Engländers.

The fall of Napoleon: an historical memoir of *J. Mitchell*. Drei Bände. Zweite Auflage. London 1846.

Fast gleichzeitig mit dem fünften Bande der Schlosser'schen „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", welcher die Herrschaft Napoleon's bis in den Herbst 1806 umfaßt, haben wir das vorliegende Buch des englischen Oberstlieutenants Mitchell gelesen, nicht ohne in den Theilen welche beiden Büchern gemeinsam sind eine auffallende Uebereinstimmung wahrzunehmen. Wir meinen damit das gerechte und strenge Urtheil über Napoleon, wie es freilich der weichlichen Ansicht vieler Zeitgenossen, und jener romantischen Einkleidung eines Stücks Weltgeschichte dessen Held aller Romantik fern war, nicht eben gefallen wird, wie es aber die Wahrheit und Würde der Geschichte immer lauter erfodert, und wie es unter uns vor fünf Jahren von dem Hauptmann v. Rath mit Unparteilichkeit und Sachkenntniß abgegeben worden ist.*) Zwischen Schlosser und Mitchell aber ist immer bei aller Uebereinstimmung ein großer Unterschied. Schlosser in seiner bekannten Weise, deren Mängel vor einiger Zeit Waiz in Schmidt's „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (V, 324 fg.) gründlich nachgewiesen hat, tadelt nicht blos — und Dies mit Fug und Recht — Napoleon's Herrschsucht, Eroberungslust und Spionirsystem mit harten Worten, sondern er schimpft auch auf die ganze Zeit, und setzt alle Persönlichkeiten herunter die nicht gerade so gehandelt haben wie er (Schlosser) gedacht und gehandelt haben würde. Mitchell dagegen steht als Engländer schon der Französischen Revolution bestimmt entgegen, und trägt diese persönliche Ueberzeugung mit aller Zähigkeit und Strenge auf den Usurpator des Throns über, dem er sogar nicht einmal das Verdienst gönnt die Revolution in Frankreich unterdrückt zu haben. War nun Englands ganzes Staatsleben während der Revolution auf die Führung des Kampfes mit Frankreich gerichtet, so stehen auch Diejenigen dem Verf. alle hoch welche an diesem Kampfe Antheil genommen haben, und er kennt also ebenso gut wie sein Landsmann Alison nur ihre kriegerischen Leistungen, ohne sich um innere Vorgänge oder Entwickelungen in Deutschland, Rußland, Spanien und andern Ländern weiter zu bekümmern. Denn Napoleon als der Erzfeind seines Vaterlandes unterdrückt alle andern Betrachtungen, und sein Untergang wird als ein wahres Glück für das gesammte Europa dargestellt, wie er es denn auch in der That gewesen ist. Der Verf. hat dabei (III, 321) nicht übersehen, daß Napoleon selbst in England seine Anhänger gehabt hat, aber es war eigentlich nur die einmal bestehende Opposition gegen die Regierung, welche nach dem Sturze Napoleon's sich gleich bleiben wollte, wennschon die Ereignisse ihre „unpatriotischen Prophezeiungen" vollkommen Lügen gestraft hatten. Der Verf. sagt in dieser Stelle:

> The generous feeling of the English nation was also averse to triumph over the fallen and taunt a vanquished enemy with former wrongs. There was something like a noble forgiveness of injuries in sounding only the praise without adverting to the crimes of our former adversary, that suited the superficial liberality of much in vogue. It did not strike these liberal parties, or did not suit them to recollect, that Napoleon was an historical character, whose actions and conduct could not be falsified without a direct offence to all efforts made by history in the cause of truth and honour.

Wir sind aber ganz und gar nicht der Ansicht das Mitchell'sche Buch als einen Ausdruck stark ausgeprägter Nationalität gering zu achten oder zu verwerfen. Es ist im Gegentheil von großem Vortheil für die Zeitgeschichte, die Stimmungen, Ansichten und Maßnahmen einer lange Zeit hindurch unterdrückten Partei nicht blos aus den Berichten der Sieger kennen zu lernen (wie es denn als ein bedeutender Gewinn für die römische Geschichte erachtet werden müßte, wenn außer Livius und Polybius auch einheimische karthagische Schriftsteller uns erhalten wären), und also in den Werken W. Scott's, Alison's und Mitchell's englische Quellen von nicht geringer Trefflichkeit uns eröffnet zu sehen, in dem Werke Toreno's spanische Nachrichten von bewährter Glaubwürdigkeit zu besitzen, und in den italienischen Büchern Botta's und Vacani's die Zustände Italiens von einer andern Seite als aus lügenhaften französischen Bulletins und Memoiren ins Auge zu fassen. Wir haben in Deutschland ebenfalls über die Napoleon'sche Zeit Schriften von hohem vaterländischen Werthe, als deren Ver-

*) Vergl. einen Bericht hierüber in Nr. 22 — 24 d. Bl. f. 1845. D. Red.

fasser wir nur Arndt, Müffling, Grolman, Varnhagen von Ense, Steffens, Niebuhr und Schlosser nennen wollen; aber trotz ihrer kräftigen Worte und glaubhaften Erlebnisse finden doch noch immer die Sudeleien eines C. L. Heyne und Schlegel, das Napoleon-Album Brinckmeier's, die Uebersetzungen der Napoleon's-Epopöe von Thiers, und die Napoleon verherrlichenden Gedichte eines Heine, Gaudy und Freiligrath ihre Verbreitung im deutschen Vaterlande, beflecken die Ehre unsers allzu leichtgläubigen Volks, und vergiften den Sinn unserer Jugend. Denn die Kaiserlieder gehen auch in die Lesebücher, Chrestomathien und Anthologien über, und ein deutscher Gymnasiallehrer, Hoche, hat sogar 1842 A. Dumas' „Histoire de Napoléon" als deutsches Schulbuch bearbeitet. Unter solchen Verhältnissen ist uns des Briten Mitchell „The fall of Napoleon", ein Buch das binnen einem Jahre die zweite Auflage erlebte, eine willkommene Erscheinung, die wir nach ihrem kernhaften, wenn auch hier und da einseitigen Wesen unsern Landsleuten bestens zum Muster empfehlen wollen.

Aber keineswegs als bloße Schmähreden oder beschimpfende Tiraden, sondern mit unleugbaren Thatsachen belegt treten überall in Napoleon's Herrscherweise seine Eitelkeit und unbegrenzte Ehrsucht hervor, sein ungemessenes Streben nach Begründung einer neuen Dynastie, und die Verschwendung des edelsten Blutes in den rastlosen Kriegen, die er stets entzündete und arglistig genug seinen Feinden allein zur Last zu legen bemüht war. Nicht minder rügt der Verf. die alte Grausamkeit, die Napoleon in allen seinen Kriegen und Staatshandlungen an den Tag gelegt hat, die harte Behandlung seiner Untergebenen, den Mangel fürstlicher Anmuth und Würde in seiner ganzen Erscheinung, die Härte gegen Frauen, die Empfindlichkeit gegen Tadel und Widerspruch, endlich die gänzliche Nichtachtung fremder Volksthümlichkeiten. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, wie sehr Napoleon gerade hierdurch und durch die das Land aussaugende Art seiner Kriegsführung, durch die Plünderungen seiner Marschälle, Intendanten und Commissarien, mit dem Gefolge ihrer Douaniers und Employés — „the bloodsuckers of Europe" — seiner Herrschaft geschadet habe. Vor Allem aber bewegt den freien Engländer die unwürdige Späherei und das System der Auskundschaft, mit welchem Napoleon sein ganzes Reich umstrickt hielt, jenes Prokrustes-Bett, in welches er gern auch die Gedanken gespannt hätte, sodaß er ihn mehrmals einen zweiten Tiberius genannt, und an einer Stelle ihm sogar die Grausamkeit und Heuchelei dieses Gewaltigen, aber ohne dessen Talente, Schuld gegeben hat. Ebenso wenig besaß er des Tiberius Charakterstärke; Beispiele sind die Feigheit welche er bei seiner Abdankung in Fontainebleau bewies, der Mangel an Muth und Energie den er bei den Pöbeltumulten auf seiner Reise nach Elba blicken ließ, wo wir eine anziehende Betrachtung über das Benehmen eines tapfern Soldaten bei solchen Gelegenheiten lesen, endlich die gänzliche Kopflosigkeit bei großen Verlusten und Niederlagen, z. B. nach der Einnahme von Paris und auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, wo er sogar Thränen vergoß. Mitchell schreibt bei einer solchen Gelegenheit (III, 171):

> It proves, that this *ignoble man*, who never shed a single tear for other's woe, could weep over his own misfortune, and shed dastard tears in the hour of personal adversity.

Und gleich darauf steht folgendes harte Wort über Napoleon's Benehmen bei Belle-Alliance:

> Of him posterity will only say, that he trusted his planless battle to the mere effects of his troops; that he flung, when all was lost, his last and bravest reserves, his noble Guard, into the gulf of destruction; and then, when these brave men also fell beneath the arms of victorious foes, headed a flight which stands without a parallel into the annals of civilized warfare.

Wie begründet auch diese Ausstellungen immer sind, so läßt sich doch das unparteiische Zeugniß nicht zurückhalten, daß Mitchell bei mehren Gelegenheiten Napoleon's außerordentliche Thaten und wirkliche Verdienste verkannt habe. In letzterer Beziehung nennen wir hier besonders die Urtheile über Napoleon's Mitarbeit an den französischen Gesetzbüchern, die nach Thibaudeau's wahrhaftem Zeugniß die Geisteskraft dieses ungewöhnlichen Mannes in ein sehr helles Licht gesetzt hat, sowie über andere seiner Einrichtungen, durch die er bürgerliche Ordnung und Ruhe in Frankreich zurückführte, bevor das heillose System des Centralisirens die Oberhand gewann. Ein vollgültigerer Beurtheiler ist Mitchell auf dem Felde der Taktik und Strategie, und freilich auch hier strenger Richter Napoleon's, wie z. B. seine Kritiken der Schlachten bei Borodino, bei Leipzig und bei Belle-Alliance erweisen; ferner eine längere Betrachtung, und die Schilderung der Operationen im Winterfeldzuge 1814. Auf das zuletzt genannte Stück können wir hier nicht weiter eingehen, aber wir müssen bemerken, daß in diesem Feldzuge, welcher mit Recht neben Napoleon's erstem italienischen Feldzuge 1797 als einer seiner glänzendsten angesehen zu werden pflegt, von Mitchell dem Kaiser mehr Fehler und Kraftlosigkeiten nachgewiesen worden sind als gewöhnlich, selbst von gegnerischen Schriftstellern, zu geschehen pflegt. Ebenso wird die von Napoleon zu Troyes am 24. Febr. 1814 gebotene Volksbewaffnung getadelt, weil ihre Einrichtung an die terroristischen Zeiten des Nationalconvents erinnert, und dem Kaiser vorgeworfen, daß er in Frankreich damals Das eingeführt habe was er in Spanien und in Deutschland brigandage genannt, und mit der größten Härte bestraft hätte, und daß die Geschichte ihn also um so mehr jener hinterlistigen und unbarmherzigen Mordthaten anklagen müsse, durch welche so viele wackere Soldaten der Verbündeten gefallen waren. Aber, wie sehr wir auch die Tapfern beklagen welche durch die Hand der Bauern im Dunkel der Wälder oder durch heimlichen Ueberfall in der Ruhe ihrer Quartiere den Tod gefunden haben, so ist es doch für Napoleon kein Vorwurf, daß er in seiner Noth das Aufgebot des Volks verfügt hat. Nur vermochte er nicht einen Volkskrieg wie in Spanien zu entzünden, ein solcher Auf-

schwung des französischen Volks war überhaupt unter den Greueln der Revolution begraben, und nur die Plünderungen der fremden Truppen, die freilich die Folgen des drückendsten Mangels waren, und recht eigentlich durch das unkluge, blödsinnige Verfahren des nicht kämpfenden Theils der Franzosen (s. Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten", III, 130 fg.) hervorgerufen wurden, konnten Verzweiflung erzeugen und Aufstände erregen.

Und so trifft Dies mit den andern Bemerkungen des Verf. zusammen, deren Endergebnisse etwa folgende sind: Napoleon hat sich nie mit kleinen Truppenabtheilungen einem überlegenen Feinde gegenüber als Sieger gezeigt wie Hannibal und Friedrich II.; er hat nicht durch umsichtiges Manoeuvriren, sondern durch massenhafte Ueberlegenheit und durch ungeheuere Concentrirungen von Reiterei und Artillerie die Gegner zum Weichen gebracht, und hätte z. B. bei Lützen und bei Bautzen das Feld nicht behauptet, wenn ihm die Verbündeten an Truppenzahl gleich gewesen wären; er hat seine Unfähigkeit ohne solche Mittel zu siegen durch den Rückzug aus Moskau, die Heimkehr nach Frankreich nach der leipziger Schlacht, und die Flucht bei Belle-Alliance bewiesen; er hat endlich früher Gegner, einen Mack, Benningsen, ein Herzog von Braunschweig, nicht fähig Heere — und, wie wir hinzusetzen, am wenigsten einem Napoleon gegenüber — zu befehligen, sich gegenüber gehabt, die spätern aber, ein Blücher, Wellington, Schwarzenberg, Sacken, York, Gneisenau, Erzherzog Karl, vereinigten mit dem Glanze des Talents noch das Feuer der Vaterlandsliebe. Hieraus folgt nun, daß von Mitchell auch mehr als eins der kriegerischen Ereignisse aus Napoleon's Leben, das unsere deutschen Tagesschriftsteller gar zu gern noch im prächtigen Farbenschmucke der französischen Bulletins anstaunen lassen, seines Nimbus entkleidet ist. So zeigt Mitchell die Unwahrheit jener Erzählung, daß französische Kanonen das Eis eines Sees in der Schlacht bei Austerlitz zerschmettert, und unzählige Russen hier ihren Tod gefunden hätten, wie freilich neuerdings erst wieder Thiers („Histoire du Consulat et de l'Empire", VI, 293) trotz Wachsmuth's genauer Kritik („Geschichte Frankreichs", III, 374) nachgefabelt hat; die vielgerühmte That an der Brücke zu Lodi wird mit vollem Rechte weit hinter die Erstürmung der Dämme bei Wartenburg an der Elbe durch das York'sche Corps am 3. Oct. 1813 gestellt; Napoleon's Zug über die Alpen 1801, und sein Uebergang über den großen St.-Bernhard ist allerdings ein kühnes Unternehmen gewesen, aber die nähern Umstände sind von den französischen Schriftstellern so übertrieben, und die Schwierigkeiten so unmäßig vergrößert worden, daß man das Ganze für ein Wunder halten möchte. Nun beweist aber Mitchell, wie auch Schlosser a. a. O. (V, 288) gethan hat, daß die Rhetoren ganz übersehen haben, daß nur eine kleine Abtheilung des Heers über den Berg ins Thal Aosta kletterte, und daß die Hauptmasse gleichzeitig durch alle größern und kleinern Alpenpässe gezogen ist. Ebenso wenig ist er in die Lächerlichkeit der Franzosen gerathen, welche die Schwierigkeit der drei Tage auf dem St.-Bernhard mit Hannibal's Zug von Spanien aus über die Pyrenäen und Alpen, durch das Land der wilden Nationen Galliens und der Alpen in die Ebene der Lombardei vergleichen. Aus der letzten Zeit Napoleon's berichtet Mitchell die Wahrheit über den thätigen Beistand welchen die Nationalgarde von Paris, und die Zöglinge der Polytechnischen Schule bei der Vertheidigung der letztern Stadt im März 1814 geleistet hatten. Von der erstern, sagt er, waren fünf Mann hors de combat gesetzt, von letztern drei verwundet. Endlich wird Montholon's Märchen (puerility), als sei Admiral Keith, der auf Befehl seiner Regierung den Degen Napoleon's habe fodern sollen, von dem Glanze des kaiserlichen Auges zurückgebebt, hier nur angeführt, um zu zeigen: „what the partisans of this boasted man are capable of publishing to the world."

Wie streng nun auch Mitchell in seinem Verfahren Irrthümer und Täuschungen zu zerstören sich erwiesen hat, so willig erkennt er doch das Gute und Hervorstechende überall an. Die Tapferkeit und Kühnheit der französischen Soldaten wird von ihm ebenso belobt als die muthvolle Erhebung des preußischen Volks; Stein wird geschildert: „high of heart, conscious of own worth, scorning every semblance of subterfuge, falsehood and deceit"; Scharnhorst's „silent and unostentatious diligence" erhält gebührende Anerkennung; Blücher, der kühne, rastlose, scharfsinnige, jeder körperlichen Beschwerde trotzende Greis, ist der eigentliche Held des Verf., der Arminius of modern times; Schwarzenberg erscheint neben ihm weniger glänzend, aber sein persönlicher Muth (die Erwähnung des schönen Reitergefechts bei Chateau-Cambresis am 26. April 1794 sollte nicht übergangen sein), die Biederkeit und Freundlichkeit seines Wesens, seine große Menschenkenntniß, und das wunderbare Talent („wonderfully judgment") in Vereinigung und Leitung der verschiedensten Charaktere wird nach Würdigkeit gepriesen. Weniger zuverlässig erschien der Kronprinz von Schweden, um Oberfeldherr der Verbündeten zu sein. Mitchell sagt ganz richtig (II, 79):

> A Frenchman, bearing arms against his native land, could not be very implicitly trusted by banded patriots fighting for their country's freedom: and the general, who, affecting republican principles, had accepted rank, wealth, honour and the title of Prince of Ponte Corvo from the hand of Napoleon was not likely to be esteemed a very lofty character.

Den letztern Vorwurf theilt er mit vielen Napoleon'schen Marschällen und Würdenträgern, auf die Mitchell überhaupt nicht gut zu sprechen ist: er meint, es sei kein besonderer Beweis des Talents und des Scharfsinns Napoleon's gewesen, daß er Menschen wie Murat, Marmont, Davoust, Junot und Savary zu hohen kriegerischen Ehren befördert habe. Murat sei ohne Talent und Gesinnung gewesen; Marmont im Felde nie ausgezeichnet (?) und im Verdachte der Verrätherei gegen seine Wohlthäter; Davoust ein brutaler Soldat; Junot roh und gemein (?); und von Savary hätten selbst Napoleon's Freunde nicht wünschen können ihn in des Kai-

sers Umgebung zu wissen. Gleich hinterher wird über Talleyrand und Fouché ein nicht minder strenges Gericht gehalten. Aber daß Fürst Poniatowski, der bei Leipzig in den Fluten der Elster seinen Tod fand, ein „kurzer, stämmiger Pole mit verzerrten Zügen" gewesen sei, und kein Apollo in lancer uniform, haben wir aus Mitchell's Buche zuerst erfahren. Endlich dürfen wir auch die Bewunderung nicht übergehen welche der Engländer dem Andenken Friedrich's II. und seinen großen Heldengaben spendet, indem er ihn dem Kaiser Napoleon, und stets zum Nachtheile des Letztern, gegenüberstellt, sodaß er sich hier weit weniger gerecht zeigt als der preußische General v. Minutoli in seiner „Parallele zwischen Friedrich II. und Napoleon" (Berlin 1840).*) Um so mehr hat uns die falsche Angabe befremdet, daß Friedrich II. in der Schlacht bei Kollin den Kampfplatz noch vor dem Verluste des Treffens verlassen, und daß er auch bei Soer seine schwache Stunde (a feeble moment) gehabt habe. Sonderbar genug wird hier und in mehren andern Stellen Berenhorst als der fähigste unter allen Schriftstellern über Friedrich II. bezeichnet, der doch an ihm nur zu tadeln und zu meistern mußte, wogegen allerdings Lloyd, den sein englischer Landsmann mit englischem Selbstgefühl als den besten Geschichtschreiber des Siebenjährigen Kriegs und als den ersten Kriegsschriftsteller (the ablest tactician) der neuern Zeit bezeichnet hat, die Thaten des Königs von Preußen weit unparteiischer aufzufassen pflegte. Die im dritten Capitel des letzten Buchs mitgetheilte Unterhaltung Napoleon's mit einem preußischen Edelmann über die Feldzüge Friedrich's II. enthält in Namen und Angaben mehrfache Unrichtigkeiten, sodaß den von Mitchell aus ihr gezogenen Schlüssen kein Werth beigelegt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieselbe Geringschätzung des Feldherrntalents Friedrich's II., die Mitchell von Napoleon behauptet, macht ihm auch der Verf. der „Anemonen" (III, 131) zum Vorwurf.

Nutzlose Bücher.

Wenn in Deutschland Privatpersonen oder gelehrte Gesellschaften sich entschließen alte Bücher herauszugeben, so kann man fast immer darauf rechnen, daß diese Werke der Wissenschaft wenigstens einigen Gewinn bringen. In England dagegen sehen wir häufig, daß alte Schriften neu edirt werden die außer der veralteten Form nichts Auffallendes haben, und aus denen eben nichts Besonderes zu lernen ist. Käme Jemand bei uns auf den Einfall ein Buch, wie z. B. „The diary of Henry Machyn", aus dem Staube zu ziehen und dem Publicum darzubieten, so sind wir überzeugt, es würde in ganz Deutschland nicht 20 Leser finden, während es von der englischen Kritik als eine sehr interessante Erscheinung angepriesen wird. Auch in Nr. 264 d. Bl. hat ein Berichterstatter, dem „Athenaeum" folgend, jenes Buch mit Anerkennung erwähnt. Nun aber sind jene angeblich „noticeable events" in der That weiter Nichts als solche Vorkommnisse, deren Schilderung allenfalls passiren könnte, wenn sie gelegentlich in eine Erzählung eingestreut wären, die aber in einem ziemlich dicken Buche zusammengestellt einen abschreckenden Eindruck machen. Dabei sind sie für die Sittengeschichte insofern ganz unerheblich, als es an viel besser geschriebenen und unterhaltendern Schriften über diesen Gegenstand gar nicht fehlt. In Deutschland würde Machyn's „Diary", wie gesagt, gar kein Publicum finden. Jene unaufhörlichen Beschreibungen von Leichenbegängnissen, Paradezügen, Prangerausstellungen und Hinrichtungen kommen uns höchst langweilig vor, ohne andere Originalität als die verdorbene Sprache, und ihr größtes Verdienst haben sie in unsern Augen nur als sprachliches Curiosum. Für Kenner des Englischen möge hier eine kleine Probe der veralteten und verwahrlosten Orthographie Machyn's folgen: „The sam day alle the kent men whent to the cowrt with halters a-bowt ther. nekes, and bonde with cordes ij and ij to-gether, through London to Westmynster, and be-twyn the ij tyltes the powr presonars knelyd downe in the myre, and ther Quen's grace lokyd owt over the gatt and gayff them all grace. The xij day of November was Saterday ther was a woman sett on the pelere for sayhyng that the quen was ded etc." 74.

Miscellen.

Kopernicus.

Alexander von Humboldt bezeichnet im „Kosmos" Das als die große, glänzende That des Kopernicus, daß er die Bewegung der Erde unabänderlich festhielt und, auf zahlreiche Beobachtungen gestützt, seine Weltordnung mathematisch begründete. „Durch keine andere Anordnung", sagte er, „habe ich eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte (lucernam mundi), die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend (circumagentem gubernans astrorum familiam), wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt." („Nicolaus Copernicus de revolutionibus etc.", I, 10, im „Kosmos", II, 347.) Zwanzig Jahre hatte Kopernicus an seinem großen Werke gearbeitet; während der Ausarbeitung vermied er es sorgfältig, um nicht zu Misverständnissen Veranlassung zu geben, von seiner neuen Theorie Etwas verlauten zu lassen. Ungeachtet dieser weisen Vorsicht hatte sich in der nächsten Umgebung von Frauenburg, dem Aufenthaltsorte des Kopernicus, das Gerücht verbreitet, er leugne die Ruhe der Erde und lege ihr eine Bewegung bei. Dies war seinen Gegnern ein erwünschter Anlaß ihrer lang verhaltenen Erbitterung Luft zu machen; auf ihre Veranlassung mußte eine herumziehende Schauspielerbande Kopernicus wegen des Dogmas von der Bewegung der Erde auf rohe Weise dem Gelächter der ungebildeten Menge preisgeben. Seine Freunde wollten diesem schamlosen Treiben Einhalt thun. Kopernicus antwortete: „Nunquam volui populo placere; nam quae ego scio, non probat populus; quae probat populus, ego nescio." Kopernicus starb am 23. Mai 1543. Im Dome zu Frauenburg ist er begraben, und ein bescheidener Stein auf seinem Grabe trägt die demüthige Inschrift:

Non parem Paulo veniam requiro,
Gratiam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederis latroni
Sedulus oro.

Ursache des Mondwechsels.

Nach der Lehre der Manichäer begeben sich die leuchtenden Seelen der Gerechten nach dem Tode in den Mond, und wenn dieser eine hinreichende Anzahl solcher Passagiere aufgenommen hat, welches jedesmal mit dem Eintritte des Vollmondes der Fall ist, so bringt er sie zur Sonne, wo sie, im Elemente des reinsten Lichts sich badend, eine ewige Glückseligkeit genießen. Hat er sich dort derselben entledigt, so verliert er seinen Schein und wir haben dann — Neumond. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 320. —— 15. November 1848.

Napoleon in der Auffassung eines Engländers.

(Beschluß aus Nr. 319.)

Da wir des Engländers Lloyd einmal gedacht haben, so kommen wir noch einmal auf die bereits oben berührten englischen Eigenthümlichkeiten Mitchell's zurück. Der tapfere Oberstlieutenant ist überall bereit die Ehre seiner Landsleute zu preisen oder zu vertheidigen, ihre Feldherren oder hohen Offiziere zu loben, mit aller Beeiferung bei den Thaten der Engländer in Spanien und Flandern zu verweilen, der Erstürmung von Bergen op Zoom als einer rein englischen Heldenthat zu gedenken, die moralische Tüchtigkeit des englischen Offiziercorps als nachahmungswerth für andere Heere aufzustellen, und in manchen andern Stellen in sehr belebten Worten Englands rühmliche Ausdauer und große Anstrengungen für die Freiheit Europas gegen den gemeinsamen Feind, „the ogre of Corsica", wie ihn während des Kampfes die „Times" nannte, zu erheben. Alles Dies ist zum großen Theile wahr, und beleidigt nicht das Gefühl anderer Völker, die Franzosen ausgenommen. Aber eine Rüge verdient das englische Selbstgefühl in der Erzählung der Schlacht bei Belle-Alliance. Niemand wird es Hrn. Mitchell verargen, daß er bei der Wichtigkeit dieser Schlacht und ihrer Folgen dieselbe ausführlicher beschreibt, und den tapfern Feldherren und Regimentern Englands die verdiente Ehre ihrer Tapferkeit bewahrt hat, die ihnen „einige Schriftsteller" (uns sind solche nicht näher bekannt) hätten schmälern wollen. Daher finden wir auch die Einleitung (III, 62) eines wackern Soldaten durchaus würdig und setzen sie her:

The great share which the people of Britain claim in these brilliant actions should render them especially interesting to us; for military glory forms, when wisely used, one of the most valuable legacies that a nationale generation can bequeath to their descendants. It is a sevenfold shield against unjust aggression; and having been gained for our country by noble exertions made during the contest — by vast sacrifices, and by torrents of the bravest blood that ever flowed in the hearts of men, must — to justice to honour and patriotism — be transmitted bright and untarnished to posterity; as free from the misty haze which overstretched liberality would cast upon its surface, as from the blackening stain by which the poisoned breath of foreign and domestic foes would strive to obscure its lustre.

Wenn nun Mitchell ferner aufrichtig genug ist zu gestehen, daß Blücher von der edelsten Begierde beseelt war an der Schlacht Theil zu nehmen, und daß es, wenn er ein Mann von eifersüchtiger oder argwöhnischer Gesinnung gewesen wäre, gar keine Schlacht von Waterloo gegeben haben würde, so war doch der preußischen Hülfe, die den Engländern, die so tapfer gefochten hatten, in dem Augenblicke der höchsten Noth erschien, mit größerer Wärme zu erwähnen. Denn Mitchell hat auf jeden Fall zu viel gesagt, daß auch selbst wenn die Preußen nicht gekommen wären die Engländer ihre Stellung behauptet hätten, und es Napoleon nicht möglich gewesen sein würde sie aus ihrem Walde zu vertreiben. „Wellington", schrieb Gneisenau an Arndt („Nothgedrungener Bericht aus Arndt's Leben", II, 247), „wäre ohne uns zertrümmert worden, wenn wir nicht, uneingedenk des durch seine Schuld am 16. Juni erlittenen Unglücks, ihm am 18. Juni ritterlich zu Hülfe gekommen wären." Und gerade das Stillschweigen Mitchell's, die Umgehung aller Aeußerungen Wellington's, die nur flüchtige Erwähnung des Zusammentreffens beider Feldherren bei Belle-Alliance, endlich das unfreundliche Urtheil über Grolman's „Geschichte des Feldzugs von 1815" — sie sei in einem entschieden feindlichen Geiste gegen die britische Armee und den Herzog von Wellington geschrieben —, alles Dies zusammengenommen zeigt, wie ungern der englische Nationalstolz es sich bekennen mag, daß ohne Blücher's kameradschaftliche Gesinnung und den trefflichen Geist seiner Preußen der Herzog Wellington bei Waterloo nicht Sieger geblieben wäre. Dieser hat allerdings in seinen Depeschen unmittelbar nach der Schlacht (vergl. Gagern „Der zweite Pariser Frieden", I, 72, 79) dem alten Helden Blücher einige Freundlichkeiten gesagt, und die Wichtigkeit des preußischen Beistandes zur Erringung so glänzender Erfolge anerkannt; aber wer sich den bittern, ungerechten Tadel vergegenwärtigt den der Herzog 1836 im englischen Parlamente über die Preußen aussprach, der wird sich kaum des Gedankens erwehren können, daß es unter den höhern englischen Offizieren grundsätzliche Verabredung zu sein scheint bei Erwähnung

der Schlacht bei Belle-Alliance der Preußen nur beiläufig oder gar nicht zu gedenken, wenn auch sonst die Aufnahme des Prinzen Waldemar von Preußen in der neuesten Zeit eine ebenso herzliche als ehrenvolle am Sudlatsch wie in London gewesen ist.

Es ließ sich erwarten, daß der von Franzosen und Deutschen so viel geschmähte Hudson Lowe in Mitchell einen Vertheidiger finden würde. So verhält es sich denn auch. Mitchell hat unter Hudson Lowe im Generalstabe während der Jahre 1814 und 1815 gedient, und wiederholt, daß dieser ein Mann von gefälligen und freundlichen Sitten gewesen sei, durchaus frei von jenen Ausbrüchen der Leidenschaft und des Zorns die ihm O'Meare und Las Cases zur Last gelegt haben. Von seiner Darstellung der Verhältnisse auf St.-Helena gilt Dasselbe wie von der des Militairarztes Henry in seinem Buche: „Events of a military life" (London 1844), wo im zweiten Bande (S. 1—97) eine Menge der wichtigsten Thatsachen und Urtheile über Napoleon's Verbannungszeit beigebracht ist. Beide Männer, Mitchell sowol als Henry, zeigen sich allerdings als sehr loyale Anhänger der Tories und entschiedene Franzosenfeinde; allein ebenso sehr als Männer von Bildung und Wahrheit, und es wird keinem Leser ihrer Bücher der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß sie jedenfalls ihre subjective Ueberzeugung, und nur diese, aussprechen. Die systematische Verfälschung und absichtliche Entstellung, der sich selbst ein Ehrenmann wie der General Bertrand nicht ganz zu entziehen vermochte, wird immer klarer aus den schlechten Büchern (wretched libels) hervorgehen welche gegen einen achtbaren Offizier in Umlauf gesetzt wurden, weil er die Pflichten einer strengen Beaufsichtigung seines gefährlichen Gefangenen mit jeder nur möglichen Aufmerksamkeit (every degree of courtesy) in Verbindung zu setzen bemüht war.

Nach diesen vorangeschickten Bemerkungen brauchen wir nicht in das Einzelne der vor uns liegenden drei Bände einzugehen, die sich gut lesen lassen, und in bequemer Uebersicht die Thatsachen mittheilen, ohne gerade auf neuere Aufschlüsse Anspruch machen zu können als auf die welche durch die Stellung und Eigenthümlichkeit eines englischen Stabsoffiziers bedingt sind. Wir bemerken daher nur im Allgemeinen, daß eine wohlgeschriebene Einleitung, „The ascent to power", vorangeht, weil es ohne eine solche selten ein Engländer thut. Doch hat die Mitchell'sche den Vorzug größerer Zusammendrängung vor der Walter Scott's bei seinem „Life of Napoleon". Der übrige Stoff ist in drei Bücher vertheilt, das erste enthält den Zug der Franzosen nach Rußland und ihren Rückzug, das zweite Buch die Erhebung der Völker gegen Napoleon und den Krieg in Deutschland, das dritte Buch den Feldzug von 1814 bis zu Napoleon's Abdankung in Fontainebleau, das vierte Buch mit der Ueberschrift „Elba und Waterloo" beschäftigt sich mit den Begebenheiten der Hundert Tage, und endet mit Napoleon's Einschiffung auf dem Bellerophon, ein fünftes Buch umfaßt die Geschichte seines Aufenthalts auf St.-Helena bis zu seinem Tode, und enthält in drei Schlußcapiteln allgemeine Betrachtungen über die Regierungsart und Kriegführung des außerordentlichen Mannes, der auch nach den Sitten und Gewohnheiten seines Privatlebens den Lesern geschildert ist. Da nun das Militairische in allen Bänden besonders hervortritt, so haben wir hier besonders den Fleiß und die Belesenheit des Verf. zu rühmen, der sich außer in der französischen und englischen auch in deutscher Literatur wohl umgesehen hat, und nicht blos in den größern Werken eines Clausewitz, Grolman, Bismark, Müffling, Canitz, Varnhagen von Ense, Minutoli, Bade und Arndt, in den Schriften von J. Müller und Gentz guten Bescheid weiß, sondern auch durch seine Kenntniß kleinerer Denkschriften und Kriegsabenteuer, wie der eines Loßberg, Gersdorf, Odeleben, Kretschmar, Sprengel, und der in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze manchen deutschen Schriftsteller zu beschämen ganz geeignet ist. In Beziehung auf Grolman's, von Damitz herausgegebenes classisches Werk „Ueber den Feldzug von 1815" hat Mitchell sich eine Unrichtigkeit zu Schulden kommen lassen. Er berichtet nämlich, Grolman habe auch das Märchen (tale) wiederholt, daß Wellington schon vor der Schlacht bei Belle-Alliance mit Fouché in Verbindung gestanden, und von ihm das Versprechen erhalten habe ihm den Feldzugsplan Napoleon's mitzutheilen. Da Dies aber durch Fouché's eigene List hintertrieben sei, so wären die Verbündeten durch Napoleon's Angriffe überrascht worden. Wir erinnern uns aber nicht einer solchen Stelle im Grolman'schen Buche, wol aber hat Dies Arndt („Erinnerungen aus dem äußern Leben", S. 261) ganz unverholen gesagt, während Grolman bedauert, daß die Verhältnisse und Unterhandlungen zwischen Wellington und Fouché überhaupt der allgemeinen Sache geschadet, und das Recht welches durch die siegreichen Waffen der Verbündeten hervorgerufen war nachtheilig gestört hätten. Und Das ist leider nur zu wahr gewesen. Für die Literatur jenes Feldzugs ist es wichtig, daß Mitchell als der Verf. der oft angeführten „Observations sur la relation de la campagne en 1815, par le général *Gourgaud*", zuerst unter Allen den General Kellermann genannt hat.

Mit diesem Vorzuge eines guten Quellenstudiums vereinigt sich nun eine lesbare, gefällige Darstellung, wie man sie in den Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen höherer englischen Offiziere, eines Londonderry, Napier, Sherer, Welsh, Patterson, Jones u. A., häufig anzutreffen pflegt. Ferner hat Mitchell zwischen Ausführlichkeit und Kürze, zwischen allgemeinen Ansichten und persönlichen Erlebnissen der Einzelnen eine gute Mittelstraße zu halten gewußt, auf der er z. B. die früher bei uns vielgelesenen Geschichten Napoleon's von Saalfeld und Buchholz weit hinter sich läßt. Hierdurch hat er erstens für Schlachtbeschreibungen einen größern Raum gewonnen, wie die trefflichen Abschnitte über die Schlachten bei Borodino, bei Etoges und Vauchamp, bei Leipzig und bei Belle-Alliance, sowie der Uebergang über die Berezina beweisen; zweitens aber durch Einflechtung von

Briefstellen oder Unterredungen seiner Darstellung eine fast dramatische Lebendigkeit zu geben verstanden. Unter den letztern nennen wir nur die berühmte Unterredung Napoleon's und Metternich's zu Dresden am 28. Juni 1813, das Gespräch des Erstern mit Wieland zu Erfurt 1809, und eine Unterhaltung Blücher's mit Napoleon auf Schloß Finkenstein im Winter 1807, die wir in keinem unserer deutschen Geschichtsbücher gefunden haben. Endlich ermangelt Mitchell's Buch auch nicht jener edeln Sentimentalität welche den englischen wie den deutschen Krieger inmitten des blutigsten Kampfes und seiner Beschreibung überkommt, sodaß solche Stellen willkommene Ruhepunkte sind, und ein gutes Zeugniß für die rein menschliche Betheiligung des Schreibenden ablegen. Ein solches finden wir in der Schilderung der Zeit als die Verbündeten die Ufer des Rheins nach so mörderischen Schlachten erreicht hatten (II, 239):

Loud, long and enthusiastick were the shouts of joy and triumph that burst from the Austrian and Prussian ranks, when the soldiers behold the Rhine, the time-honoured stream of Germany, and associated in the minds of her people with so many deeds of chivalry and romance. The vine-covered hills celebrated in countless songs; the moss-grown towers and mountain castles, filling legends and traditions with their fortunes; the noble and ancient cities, once the seat of learning, and the first cradles of civil liberty, the pride of old princely and imperial Germany, lay full in view, presenting the noblest reward that victory had ever offered to the brave; the soldiers of Germany arriving in arms on the bank of the majestic stream, saw that their fatherland was free, and its soil no longer polluted by the legions of tyranny and foreign oppression.

In ähnlicher Weise haben die Erinnerungen an das Schlachtfeld von Fleurus und Quatre-bras den Verf. bewegt. Er schreibt (III, 87):

Der Morgen des 16. Juni hatte 310,000 Mann in voller Kraft und Rüstigkeit gesehen, wie sie von verschiedenen Seiten her in die Ebene von Fleurus vorrückten. Friede lag noch auf den fruchtbaren Fluren und schönen Wäldern welche die gesegneten Ufer der Sambre und der Dyle einfassen. Auf den Blättern der Bäume, auf dem Grase und an den Kornähren erglänzten Millionen von Thautropfen, und wer von den Höhen von Bey herabschaute, blickte auf ein Bild der Schönheit und Ruhe, die schon in den Stunden des folgenden Morgens in Trauer und Düsternheit verkehrt war. Die Sonne des 17. Juni ging über zertretenen Ernten, versengten Wäldern und den noch rauchenden Trümmern von Dörfern und Landhäusern auf, sie beschien Haufen von zerbrochenen Waffen, umgestürzte Wagen und verlassene Geschütze, die Spuren der freudelosen Bivouacs, die langen Blutspuren der Verwundeten, und die nackten, unbeerdigten Leichname von 10,000 tapfern Leuten, die in dem schweren und fruchtlosen Kampfe des Tages gefallen waren. Das Erste war ein Anblick gewesen dessen sich die Engel gefreut haben würden; das Zweite war ein Schauspiel das nur einen Teufel ungerührt lassen konnte.

17.

Bibliographie.

Campe, J. H., Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder. Zwei Theile. 40ste rechtmäßige Auflage. (Illustrirte Prachtausgabe.) Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Lex.-8. 2 Thlr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1849. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von A. Knapp. Mit 2 Kupfern. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Soester Daniel, oder: das Spottgedicht *Gerh. Haverlands*. Nach dem Originalmanuscript des Dichters herausgegeben und mit historisch erläuternden Anmerkungen versehen von *L. F. v. Schmitz*. Soest, Nasse. 12. 1 Thlr.

Dilia, Helena, Lieder. Mit einem Vorwort von L. Tieck. Berlin, Nicolai. 8. 20 Ngr.

Dithmar, G. T., Beiträge zur Geschichte des katechetischen Unterrichts in Deutschland. Nebst Abdruck eines niederdeutschen Katechismus von *Lucas Lossius* im J. 1545 mit geschichtlichen Nachrichten über den Verfasser und dessen katechetische Schriften überhaupt. Marburg, Elwert. Gr. 4. 15 Ngr.

Dittmar, H., Die Geschichte der griechischen Welt von ihrem Ursprung bis zu ihrer Berührung mit der römischen, unter besonderer Berücksichtigung des griechischen und hellenistischen Lebens in Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Mit 1 Titelkupfer und 3 historisch-geographischen Charten. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Geschichte der römischen Welt von der Urzeit Rom's bis zur Verwandlung der Republik in das Kaiserreich, mit fortlaufender Rücksicht auf die gesammten Culturverhältnisse des welthistorischen Römervolks. Mit 1 Titelkupfer und 2 historisch-geographischen Charten. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erdmann, J. E., Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie. 3ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Entwickelung der deutschen Speculation seit Kant. 1ster Theil. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 4 Thlr. 21 Ngr.

Frick, Ida, Die Todt-Lebendigen. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr.

Grauvogl, v., Die Zukunft der ärztlichen Arbeit. Erlangen, Enke. Lex.-8. 24 Ngr.

Hagen, A., Musikalische Novellen. Leipzig, Jurany. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagn, T., Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung. Ein Beitrag zur Literar- und Kulturgeschichte Oesterreichs. Linz, Haslinger. Gr. 8. 24 Ngr.

Heffter, M. W., Die Religion der Griechen und Römer, der alten Aegypter, Indier, Perser und Semiten. 2te sehr vermehrte und vervollständigte Ausgabe. 1stes Heft. 1ste und 2te Abtheilung. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Johannes Evangelista's mystische Schriften. Das Reich Gottes in der Seele. Die Scheidung der Seele und des Geistes. Herausgegeben von F. A. v. Besnard. Augsburg, Schmid. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Jordan, W., Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaats. 2ter Theil. 1ste Abtheilung. Leipzig, Jurany. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Krug, A. D., Die Grundsätze der Gesetzauslegung, in ihrer Anwendung auf die neueren deutschen Strafgesetzbücher dargestellt und an dem k. sächs. Criminalgesetzbuche vom Jahre 1838 durch Beispiele erläutert. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Lehnerdt, J. C., Acht Predigten zur Verständigung über die gegenwärtigen Lebensfragen der evangelischen Kirche und ihre heilsame Lösung. Königsberg, Unzer. Gr. 8. 18 Ngr.

Lindemann, H. S., Grundriß zu den Vorlesungen über Anthropologie. Erlangen, Enke. Lex.-8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Lindow's Volks-Kalender für das Jahr 1849. Mit Stahlstichen und Holzschnitten. Mit dem Anhang: Jahrbuch

zur Unterhaltung und Belehrung. Berlin, Lindow. Gr. 16. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Luther und Calvin, oder die lutherische und reformirte Kirche in ihrer Verschiedenheit und wesentlichen Einheit. In deutscher Uebertragung nebst Vorwort von P. C. Gottheil. Bayreuth, Buchner. 1849. 12. 7½ Ngr.

Mörtl, T., Bilder aus dem Bayerwalde. Straubing, Schorner. 12. 7½ Ngr.

Puschkin's, A., Novellen. Zwei Bändchen. — A. u. d. T.: Die Hauptmannstochter. Novelle aus den Zeiten der Pugatscheff'schen Empörung. Aus dem Russischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Tröbst. Jena, Hochhausen. 8. 22½ Ngr.

Sangalli, Elisabeth, Arm und Reich. Ein Arbeiter-Roman. Zwei Bände. Leipzig, Jurany. 1849. 8. 3 Thlr.

Scherr, J., Bildersaal der Weltliteratur. Aus dem Literaturschatz der Morgenländer, der Alten, der Romanen, der Germanen, der Slaven, der Magyaren und der Neugriechen ausgewählt, systematisch geordnet rc. mit Anmerkungen und einem literar-historischen Katalog versehen. 2te Abtheilung: England. Deutschland. Niederland und Scandinavien. Die Slavenländer. Ungarn und Neugriechenland. — Ergänzungen. Stuttgart, Becher. Lex.-8. 3 Thlr.

Schneidawind, F. J. A., Der Krieg im J. 1805 auf dem Festlande Europen's. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Stelzhamer, F., Politische Volks-Lieder. Linz. 8. 8 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 10ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aster, H., Der Soldat in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Berücksichtigung des sächsischen Militairs. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 4 Ngr.

Bischoff, C. H. E., Einiges, was den deutschen Universitäten Noth thut. 2tes Heft. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Burgmayer, J. B., Wahrheit und Trost gegenüber dem Rufe der Gegenwart nach Freiheit, und den trüben Aussichten in die nahe Zukunft. Predigt am heil. Pfingstfeste 1848, gehalten zu Straubing. Straubing, Schorner. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Constitutionellen und die Anarchisten vor dem Richterstuhle des democratischen Princips. Von einem Farblosen. Jena, Schreiber. Gr. 8. 5 Ngr.

Drepper, F., Kurze Erklärung der Kirchweih-Ceremonien nebst Angabe der Hauptgebete zur Weihe der katholischen Kirche in Witten a. d. Ruhr am 26. Septbr. 1848. Soest, Nasse. Gr. 8. 3 Ngr.

Eberhard, T. F., Gott ist in seinem Wesen die vollendete Liebe. Predigt gehalten am Aerntedankfeste als am 13. Sonntag n. Trin. 1848 zu Penzlin. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 3 Ngr.

Eisenmann, Die östreichisch-slavische und die östreichungarische Frage beleuchtet. Ein Separatabdruck aus dem von Eisenmann in Würzburg herausgegebenen teutschen Volksblatt. Würzburg, Stahel. Br. gr. 8. 3 Ngr.

Evers, Entwurf einer Reorganisation des Mecklenburgischen Volksschulwesens in Form einer Adresse Mecklenburgischer Lehrer an die bevorstehende Landesversammlung dargestellt. Rostock, Stiller. Lex.-8. 3 Ngr.

Friedländer, S., Erinnerung und Hoffnung. Zwei Neujahrspredigten. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 6 Ngr.

Glaser, J. C., Einige handelspolitische Grundzüge für die Handhabung des internationalen Verkehrs. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 4. 3 Ngr.

Görres, G., Ueber die Gefahren der Gegenwart und die Gründung politischer Vereine. Mit besonderer Berücksichtigung des Münchener Vereines für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, nebst seinem Programm und seinen Statuten. München, Kaiser. Gr. 8. 8 Ngr.

Grundrisse zu einer Reform des Volksschulwesens. Mit Rücksicht auf die Volksschule im Großherzogthum Baden. Von einem badischen Schulmanne. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Das Handels-System des Hrn. Senator Duckwitz. Beurtheilt von einem Kaufmanne. Geschrieben im Septbr. 1848. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Hasselbach, K. F. W., Die Stellung der Schule zu Kirche und Staat. Ein Votum. Stettin, Effenbart. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Heer- und Wehrverfassung. Eine Abhandlung gewidmet den Hohen National-Versammlungen zu Frankfurt und Berlin von A. v. W. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Ngr.

Jordan, J. H., Bemerkungen über die Trennung der Volksschule von der Kirche. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Kruse, C. A. W., Zur Abhülfe des Proletariats. Ein altes Mittel gegen ein neues Uebel. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Lautenbacher, J., Rede bei der Hinrichtung des Dominikus Hahn, vormaligen Schullehrers von Konzell, k. Landgerichts Mitterfels, gehalten am 13. Aug. 1847. Straubing, Schorner. 1847. 8. 1 Ngr.

Mende, E., Auch ein Wort in Sachen der Emancipation der Schule von der Kirche. Görlitz, Heyn. 8. 2 Ngr.

— — Ueber Fortbildung und Fortbildungs-Anstalten. Ein Beitrag zur Reorganisation des deutschen Volksschulwesens. Ebendaselbst. Gr. 8. 12 Ngr.

Kaiser Nikolaus der Erste, gegenüber der öffentlichen Meinung von Europa, zur Berichtigung unreifer Urtheile über russische Diplomatie und Regierungspolitik. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Platner, E., Ueber die politischen Bestrebungen in ihrer Berechtigung und in ihrer Verirrung. Festrede am 20. Aug. 1848 gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reisinger, J. B., Dominikus Hahn's, vormaligen Schullehrers von Konzell, k. Landgerichtes Mitterfels in Niederbayern, Lebensbegebnisse bis zu seiner Ueberweisung an die Geistlichkeit durch die Hände der weltlichen Gerechtigkeit, diese seine Ueberweisung, seine Vorbereitung zum Tode und seine Hinrichtung; dargestellt in einer Predigt zu Straubing am 15. Aug. 1847. Straubing 1847. 12. 1½ Ngr.

Schwerdfeger, F., Wie kann die Schule den Forderungen der Zeit genügen? Eine Antwort. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sendschreiben an die Redakteure der in Leipzig erscheinenden Deutschen Kriegerzeitung Wilucki, Oberlieutenant, Müller, Oberlieutenant, Erdmannsdorf, Lieutenant, v. Zychlinski, Lieutenant, Andrée, Lieutenant. Von einem preußischen Landwehr-Offizier. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Ngr.

Swoboda, J., Der Kampf der Nationalitäten in Oesterreich und die Constituirung Deutschlands zu Einem Staate, völkerrechtlich betrachtet. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Uebel der Gegenwart und ihre gründliche Heilung. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 10 Ngr.

Was ist von neuen Verfassungen zu halten? Ueber eine oder zwei Kammern und gebotene Interessen-Vertretung. Zwei Abhandlungen eines ausgezeichneten französischen Staatsmannes. Zur Warnung und Beherzigung für Mecklenburg. Nebst einem Vorworte. Rostock, Stiller. Gr. 8. 3½ Ngr.

Die entschleierte Zukunft, eine Offenbarung, niedergeschrieben am 18. März 1825, wie sie der Geist der Weissagung diktirte. 3te Auflage. Nebst zwei Anhängen. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 321. —— 16. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.*)

Der erste Band von v. Schack's Werke enthält außer der besprochenen Einleitung nur zwei Hauptabtheilungen oder „Bücher" der eigentlichen „Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien", wovon jedoch das erste auch nur die Vorgeschichte oder: „Die ersten Spuren des spanischen Dramas" vor dessen literarischer Cultur behandelt. Der Verf. zeigt, daß, wenn man den ersten Spuren oder Keimen der dramatischen Poesie in Spanien nachgeht, sich diese auch hier in der chorischen finden, in den mimischen Tänzen der Urbewohner, der Cantabrier, wovon sich Ueberbleibsel bei ihren Nachkommen, den Basken, erhalten haben, deren Reihentänze mit Gesang und lebhaften Gesticulationen begleitet sind, und jeder einzelne seine eigenthümliche Bedeutung, größtentheils mit Bezug auf die Sitten und Thaten der alten Cantabrier, hat. Auch in andern Theilen Hispaniens waren solche mimische von Gesang begleitete Tänze üblich; so sind z. B. die der Gaditanerinnen bei den Römern selbst berühmt oder vielmehr berüchtigt geworden, die Aehnlichkeit mit dem Fandango gehabt haben mochten. Daß die Römer während ihrer langjährigen Herrschaft über Spanien auch ihr Theater mit Erfolg daselbst eingeführt haben, geht aus den zahlreichen Ruinen antiker Theater, die sich noch auf der Halbinsel finden, aus den Abbildungen anderer auf verschiedenen Münzen, sowie aus einzelnen Nachrichten bei lateinischen Schriftstellern hervor. Die Nachfolger der Römer in der Herrschaft über Spanien, die Westgothen, nahmen von dem besiegten Volke auch den Sinn für theatralische Belustigungen an. Die Beweise für die Fortdauer der scenischen Spiele während der westgothischen Herrschaft liegen in den verschiedenen kirchlichen Gesetzen und in mehren Stellen der Werke des Isidor von Sevilla, worin der Verbote gedacht wird die den Christen die active und passive Theilnahme an den heidnischen Spielen des Amphitheaters und der Scene untersagten.**) Daß neben der Fortdauer dieser heidnischen Spiele sich auch in Spanien dramatische Elemente aus den Riten der christlichen Kirche selbst entwickelten, kann keine Frage sein; nur fehlt für die ersten vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung jede Nachricht über die eigenthümliche Gestaltung des Gottesdienstes der frühesten spanischen Kirche. Aber mit dem Einbruch der Gothen beginnt sich das Dunkel aufzuhellen; denn sichere Zeugnisse melden, daß dieses Volk den orientalischen Ritus der griechisch-syrischen Kirche angenommen hatte, und ihn in dem unterworfenen Lande einführte: einen Ritus in dem bekanntlich das Dramatische am frühesten und entschiedensten hervortrat. Nähere Andeutungen über die Beschaffenheit der spanisch-gothischen Liturgie finden sich in den Concilienbeschlüssen des 6. und 7. Jahrhunderts; denn aus ihnen geht hervor, daß alle die Feste in deren kirchlicher Feier sich die dramatischen Elemente am frühesten bemerkbar machten seit dem 5. Jahrhundert auch in Spanien eingeführt waren, und daß selbst weltliche Vergnügungen, wie profane Gesänge, Tänze und Mummereien, schon damals in die Kirche sich eingedrängt hatten. Aus diesen gewissenhaften und wahrhaft kritischen Studien Schack's zeigt sich, wie falsch die Behauptung in P. Chasles' „Etudes" (S. 16—17) ist: daß sich seit dem Ende der Römerherrschaft in Spanien gar keine Spur von der Fortdauer theatralischer Spiele, ja daß in der Geschichte des Theaters in Spanien allein sich „une lacune absolue de quatre siècles entiers" finde.

Hr. v. Schack nimmt auch während der Herrschaft der Araber über Spanien die Fortdauer mimischer Spiele und kirchlicher Riten mit dramatischen Elementen an; ja er glaubt selbst bei den spanischen Arabern Spuren einer literarischen Cultur des Dramas gefunden zu haben. In Beziehung auf die erstere Annahme stimmen wir ihm vollkommen bei, und sehen mit ihm einen vollgültigen Beweis dafür in der sogenannten mozarabischen Liturgie (d. i. jener der Christen unter arabischer Herrschaft; denn die Araber gestatteten ihnen freie Uebung ihres Gottesdienstes), die im Wesentlichen durchaus die alte gothische war, mit den geringen Veränderungen die

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 299—302 d. Bl. D. Red.

**) Daß aber bei den Westgothen selbst „nachahmende Schaustellung" und „mimische Scherze über Tisch" üblich waren, geht aus einer Stelle des Sidonius Apollinaris („Epist.", 1, 11) hervor. Vergl. W. Wackernagel, „Geschichte der deutschen Literatur", S. 17 (Basel 1848).

Isidor von Sevilla eingeführt hatte, und also das dramatische Element einer für dessen freie Entwickelung günstigern Zeit aufbewahrte. Wenn er aber auch an einen fördernden Einfluß der Araber selbst auf die Entwickelung des Dramas in Spanien glaubt, so scheint er hierbei auf die vagen und häufig irrigen Angaben Casiri's zu viel Gewicht gelegt zu haben; denn die von diesem unter dem Titel „Comoedia“ angeführten arabischen Handschriften der Escurial-Bibliothek haben nach dem Zeugnisse so ausgezeichneter Orientalisten wie Gayangos' (Moratin's „Origenes“ in der „Biblioteca de autores esp.“, II, 151, Madrid 1846) und Barons v. Hammer-Purgstall (in den wiener „Jahrbüchern der Literatur“, XC, 68—71) gar keinen Anspruch auf diesen Namen, ja sie enthalten nicht einmal dramatische Elemente; wie denn überhaupt nicht nur Conde, sondern auch diese beiden Orientalisten den gänzlichen Mangel dramatischer Kunst und Literatur bei den Arabern als eine ausgemachte Thatsache annehmen und zu erklären suchen. *)

Aber nicht blos bei diesen bezwungenen Christen unter arabischer Herrschaft haben sich kirchlich-dramatische Elemente erhalten, die, wenn sie auch von den Arabern nicht gefördert, doch wenigstens nicht gänzlich unterdrückt wurden; sondern auch bei jenem Häuflein romanisirter Gothen das sich in die unzugänglichen Gebirge Asturiens geflüchtet hatte, um Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren, bei jenem Kern der neuspanischen Nation der in einem achthundertjährigen Kampfe mit den Arabern den vaterländischen Boden stückweise zurückeroberte, und die neuen christlich-spanischen Reiche stiftete, findet der Verf. neue Keime, woraus sich noch unmittelbarer die genuine üppige Blüte der echt spanischen Dramatik entwickelte. Nämlich die pantomimischen Tänze, die seit uralter Zeit in Asturien heimisch zu sein scheinen **); und dann das Heldenlied, das hier dem frischen Born thatkräftiger Begeisterung entquoll und im Getümmel der Schlachten aufwuchs. Der Verf. weist nun mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Scharfsinn nach, inwiefern das epische Lied (sowol das volksmäßige, die R o m a n z e n, als auch das mehr kunstmäßige, die „Cantares de gesta“) mit den Anfängen des Dramas in Verbindung steht; welchen Einfluß die in Catalonien und Galicien früh eingebürgerte Troubadourspoesie mit ihrer Begleitung von mimisch-dramatisch vortragenden „Juglars“ auf die Bildung analoger Erscheinungen in der spanischen Poesie haben mußte *); wie besonders die epischen Volksromanzen in Rücksicht des Stoffs, der Form und des Vortrags die Bildung des Nationaldramas vorbereiteten und stets in der innigsten Wechselwirkung mit ihm blieben; wie in die nach Verdrängung der mozarabischen durch die römische Liturgie (seit dem Jahre 1000) daneben fortbestehenden kirchlich-dramatischen Riten immer mehr volksthümliche Elemente, wie z. B. Kirchenlieder in der Vulgairsprache, Eingang fanden; und wie endlich seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts, nachdem auch in Spanien eine feinere ritterlich-höfische Geselligkeit und Lebensweise sich ausgebildet hatten, häufiger Erwähnung geschieht von Hoffesten und Ritterspielen mit Musik, Gesang und dramatischem Pomp. Daher schließt der Verf. mit Recht:

> Daß nach aller Wahrscheinlichkeit sich aus den einzelnen, dem Drama mehr oder minder verwandten Erscheinungen, den mimischen und dialogischen Vorübungen der Jongleurs, den pantomimischen Tänzen, den gottesdienstlichen Wechselgesängen, schon im Laufe des 12. Jahrhunderts, wenn nicht noch früher, eigentliche dramatische Vorstellungen entwickelt hatten: eine Vermuthung die kaum zurückzuweisen ist, wenn erwogen wird wie, nach gleich anzuführenden Zeugnissen, ein Jahrhundert später die Aufführung von Schauspielen schon so allgemein und verbreitet war, daß sie einschränkenden Bestimmungen der Gesetzgebung unterworfen werden mußte.

Unter diesen vom Verf. angeführten Momenten der Entwickelung des Dramas in Spanien müssen wir vor Allem die breite epische und volksthümliche Basis nochmals hervorheben, die es durch die frühzeitige und originelle Bildung der volksmäßigen R o m a n z e n p o e s i e und durch die dauernde enge Verbindung mit ihr gewann; denn nur da kann ein wahrhaft nationales Drama sich entwickeln, wo ihm eine reiche, ursprüngliche, im Selbstbewußtsein des Volks wurzelnde und von ihm selbständig

*) So sagt Gayangos (a. a. O.): „De todas maneras es un hecho averiguado que entre los Arabes son de todo punto desconocidas las representaciones teatrales.“

**) Vergl. über diese alt-asturischen Reihentänze außer den vom Verf. angeführten Werken noch in den „Obras póstumas poéticas, de D. *Eugenio Ánt. del Riego Nuñez* ... El Romancero de Riego. Las publica D. Miguel del Riego“ (London 1844), die „Advertencia“ zum „Romancero“ von D. Benito Perez, einem Asturier, der da diese seinem Vaterlande eigenthümliche „Danza circular“ oder „Prima“ also beschreibt: „No será fuera del caso hacèr saber, antes de la lectura de los Romances de Riego, que en Asturias hay ya de *tiempos muy remotos* una danza en corro, que es su mas general y casi única diversion; en la cual apartados los sexos, al campo raso, en la plaza ó sitio mas público de los lugares, asi la de los hombres como la de las mugeres, llevando de cabecera dos ó tres cantando *fastos*, noticias históricas, ó amorios y satirejas del pueblo: el coro ó resto repite una invocacion piadosa al tenor, asunto ó asonancia del verse; á cuyo tono y compas, en las dos posiciones de ségunda ó tercera, ó de cuarta y quinta, que llaman los bailarines, se va andando en círculo con un movimiento elegante, pausado y quieto.“

*) Hr. v. Schack und mit ihm Don José Sol y Padris (in der neuen Ausgabe von Moratin's „Origenes“, in der „Bibl. de aut. esp.“, S. 151, Anm. 6) bestreiten Moratin's u. A. Behauptung, daß die ä l t e r e oder e c h t e Troubadourspoesie gar keinen Einfluß auf die Entwickelung des Dramas in Spanien gehabt habe, und insofern mit Recht, als sich in manchen Gedichtformen dieser Troubadourspoesie auch schon dramatische Elemente finden, wie namentlich in den Albas, Pasturetas und besonders in den Tensós, und wenigstens Ein kirchliches Drama halb in lateinischer, halb in provençalischer Sprache aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts sich erhalten hat. Aber bedeutend kann dieser Einfluß nicht gewesen sein, da in der alten höfischen Troubadourspoesie selbst trotz der dramatischen Kirchenpoesie keine eigentlich dramatische sich entwickelt hat und nicht entwickeln konnte, weil sie eine einseitig lyrische Hofpoesie war, und ihr das Hauptelement des Dramas, die volksthümlich epische Basis, fehlte. Bedeutender wirkte allerdings die s p ä t e r e Troubadourspoesie, oder vielmehr die kirchlich-zünftige der provençalischen und lemosinischen Meistersänger des 14. und 15. Jahrhunderts auf die Bildung des spanischen Dramas, wie wir im Verfolge zeigen werden.

gepflegte Epik vorausgegangen ist, wie Dies im Alterthum vorzugsweise bei den Griechen, und unter den modernen Völkern bei den Engländern und Spaniern der Fall war.

Daß bei diesen Letztern schon im 13. Jahrhundert — dem für die spanische Literatur überhaupt so wichtigen, in welchem sich unter der Regierung Ferdinand's des Heiligen und Alfons' des Gelehrten die sprachliche und literarische Cultur des spanischen Romanzo selbständiger zu entwickeln begann — dramatische Spiele, und zwar nicht blos kirchliche, sondern auch weltliche, und daher wenigstens theilweise in der Vulgairsprache und in volksthümlicher Form existirt haben, können wir zwar nicht durch auf uns gekommene Denkmäler beweisen, wol aber, wie gesagt, nicht minder urkundlich durch gesetzliche Bestimmungen darüber und dagegen. Denn eben in dem unter Alfons X. zwischen 1252 — 57 redigirten Gesetzbuche, bekannt unter dem Namen der „Siete Partidas", findet sich ein für die Kenntniß des ältesten spanischen Dramas überaus wichtiges Document (Partida I, tit. VI, ley 34), worin den Geistlichen geboten wird sich aller Theilnahme an den unanständigen weltlichen Spottspielen (juegos de escarnios) zu enthalten, und ihre dramatische Thätigkeit auf die Darstellung (representacion) der kirchlichen Spiele (Mysterien) zu beschränken. Der Verf. folgert mit gewohntem Scharfsinn:

> Aus diesem bemerkenswerthen Gesetze ergibt sich als völlig gewiß: 1) daß in Spanien um die Mitte des 13. Jahrhunderts Vorstellungen von geistlichen sowol als weltlichen Schauspielen üblich waren; 2) daß sie sowol innerhalb der Kirchen als außerhalb derselben stattfanden; 3) daß sie nicht blos von Geistlichen, sondern auch von Laien dargestellt wurden; 4) daß die Schauspielkunst als Erwerbszweig betrieben wurde, und 5) daß die aufgeführten Stücke nicht blos in stummer, pantomimischer Action bestanden, sondern gesprochen wurden.

Zugleich finden wir in den hier erwähnten beiden Gattungen dramatischer Spiele, den weltlichen Spottspielen und den geistlichen Mysterien, die Ursprünge und Anfänge zweier von den in Spanien besonders cultivirten Dramenarten, der spätern Entremeses und Autos. Ueberhaupt sind diese beiden Formen wol überall und jederzeit die Urformen des Dramas gewesen: das aus dem religiösen Cultus hervorgegangene ideal-mythische oder kirchliche Spiel (daraus später die Tragödie), und das aus der parodischen Nachahmung des wirklichen Lebens in seinem Contrast zum Idealen entstandene Spott- oder Schimpfspiel (später zur Komödie ausgebildet). *)

Eine andere Verordnung der Siete Partidas (Part. I, tit. VI, ley 36) verbietet den Possenspielern Priester-, Mönchs- und Nonnenkleider anzulegen, um die Geistlichen nachzuäffen (para *remedar* los religiosos e para fazer otros *escarnios é juegos* con ellos). Woraus die enge Verbindung und dauernde Wechselwirkung zwischen den geistlichen und weltlichen Spielen, zwischen den Klerikern und Joglares hervorgeht, und wie mit den Letztern das vulgaire volksthümliche Element immer mehr in die Kirchspiele eindrang. Daß diese auch in Spanien eine mit denen der übrigen Christenheit analoge Entwickelung hatten, beurkunden mehre wichtige Documente, vorzüglich aus den aragonischen und catalonischen Kirchenarchiven. Daß sie aber gerade aus diesen Theilen Spaniens sich zahlreicher finden, spricht für den Einfluß der spätern zünftigen Troubadourspoesie auf die Entwickelung des Dramas; denn die occitanischen Meistersänger hatten gleich ihren Zunftgenossen in Nordfrankreich, den Niederlanden, England u. s. w. gewiß auch halb geistliche Brüderschaften (wie die Puids, Confréries de la passion, Kammern der Redderyker u. s. w.) gebildet, welche die Aufführung von Mysterien und Mirakeln mit zu ihren Zwecken machten. So führen Hr. v. Schack und Don José Sol y Padris (a. a. O.) wichtige Stellen aus einem liturgischen Codex der Kathedrale von Gerona vom J. 1360 an, woraus hervorgeht, daß schon im 14. Jahrhundert Fronleichnamsspiele (Autos sacramentales), Weihnachtsspiele, Marienspiele und sogar geistliche Spottspiele [la farsa llamada del *Obispillo*, während der Octave der unschuldigen Kindlein, bei der sich die Chorknaben vermummten und einer von ihnen die Functionen des Bischofs parodirte *)] aufgeführt wurden („España sagrada", tomo 45, trat. 88, cap. 2). So gibt Don José Sol y Padris eine sehr interessante Notiz von einem geistlichen satirischen Spiele unter dem Titel „Mascaron", das er in Handschriften des 13. und 14. Jahrhunderts aus den Archiven von Ripoll und des Klosters von San-Cugat del Vallés (nun im Kronarchive von Aragon) gefunden hat. Mascaron, der Anwalt und Bevollmächtigte der Hölle, klagt nämlich mit allen Förmlichkeiten eines Criminalprocesses vor dem Tribunal Gottes das Menschengeschlecht seiner Sünden wegen an. Außer ihm sind darin noch sprechende Personen: Gott und die Jungfrau Maria als Vertheidigerin des Menschengeschlechts. Der Dialog wird jedoch öfters durch vom Dichter in seinem Namen (en boca del poeta) eingeschaltete Erzählungen und Beschreibungen unterbrochen: ein Umstand der Nichts gegen die Aufführbarkeit beweist, da er auch, wie wir im ersten Artikel bemerkt, in andern Mysterien vorkommt, wie z. B. in dem altfranzösischen „De la résurrection", und, wie Hr. Sol y Padris selbst bemerkt, noch jetzt die Passion in der Charwoche halb dialogisch (in Antiphonien), halb erzählend (Recitativ) vorgetragen wird. Noch beurkundet Hr. Sol y Padris durch Auszüge aus Handschriften des Stadtarchivs von Barcelona, wie auch dort schon im 13. Jahrhundert Darstellungen (Representaciones) von geistlichen und Festspielen stattfanden, und wie sie im 14. und 15. Jahrhundert noch zunahmen. So gehören unter die frühesten Darstellungen der Art die aus dem Alten und Neuen Testament bei der Fronleichnams-Procession (la professó del dijous de

*) Vergl. Enk's Anzeige von Ochoa's „Tesoro del teatro español", in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", LXXXVI, 141—143.

*) Diese Posse war so scandalös, daß Andrés Alfonselo im J. 1475 bei dem Capitel auf ihre Abstellung antrug.

Corpus), wobei die Zünfte und Brüderschaften (gremios y cofradias) fungirten; so die „Entremeses" de Belén (con los reyes magos á caballo), de santa Eulalia u. s. w.; so wurden im 15. Jahrhundert noch häufiger und auch bei nicht kirchlichen Feierlichkeiten dramatische Festspiele aufgeführt, wie bei der Gelangung Don Fernando's de Antequera auf den Thron von Aragonien, bei dessen Sohnes Don Alfonso el Magno Rückkunft von Neapel am 8. Dec. 1424, bei der Bestätigung der Constitution und Privilegien von Catalonien durch den König Don Juan und seine Gemahlin Doña Juana im Nov. 1458, bei dem Einzuge des freigelassenen Infanten Don Carlos, Principe de Viana, im März 1461, im Nov. desselben Jahres beim Empfang Ferdinand's des Katholischen, im J. 1477 bei der Vermählung der Tochter des Königs Don Juan mit dem Sohne des Königs von Neapel, und 1481 beim Einzuge der Königin Isabella von Castilien, bei welch letzterer Gelegenheit eine „Representacion alegórica de santa Eulalia y de ángeles" dargestellt wurde, die schon einen bedeutenden scenischen Apparat und Maschinerien voraussetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Klima von Australien.

Ein trotz einer langen Reihe von Vorgängern Nichts weniger als unnützes Buch über das Leben in Australien („Recollections of bush life in Australia, during a residence of eight years in the interior, by *H. W. Haygarth*", London 1848) bespricht das dortige Klima in folgender Weise: „Ich würde diesen oft abgehandelten Gegenstand wahrscheinlich kaum berühren, fühlte ich mich nicht berufen einen Protest wider die allseitige Behauptung der Colonisten einzulegen, daß das Klima von Australien beiweitem besser sei als das von Großbritannien. Ich habe wirklich das dortige Klima dergestalt lobpreisen hören, daß mich die Besorgniß angewandelt, die Colonisten würden sich zuletzt einbilden es gebe in andern Weltgegenden kein schönes Wetter. Die Masse der Reisenden die Australien besucht haben erklären das Klima für das beste in der Welt. Daß es eins der besten ist unterliegt keinem Zweifel, denn es dürfte wenig Länder geben wo das Jahr mehr schöne Tage zählt, vielleicht keins wo die Atmosphäre für Brustkranke heilsamer oder der Himmel reiner ist. Kinderkrankheiten kennt man nicht, und sich ununterbrochen wohl zu befinden steht nirgend so wie hier zu hoffen. Wer krank wird hat es meist sich selbst beizumessen. Existirt irgendwo ein tadelloses Klima, so ist es das von Sydney im Winter, wo während der drei Monate Juni, Juli und August der ärgste Murrkopf nicht sagen kann, das Wetter sei zu heiß, zu kalt, zu viel von Dem oder Jenem, er müßte denn in die Klage von Capitain Hall's unzufriedenen Freunden einstimmen und es «zu gemäßigt» nennen. Der Himmel ist wolkenfrei, die Sonne warm, nicht heiß wie im Sommer, die Luft hell wie Krystall und von einer eigentlich schwellenden und aufheiternden Beschaffenheit. Was indeß für die Trefflichkeit eines Klimas den allein richtigen Maßstab abgibt ist das Wachsthum und die Vollkommenheit seiner animalischen und vegetabilischen Erzeugnisse, und in dieser Hinsicht muß ich nach langem Aufenthalte in Australien und nach sorgfältigster Beobachtung dem Klima von Großbritannien im Allgemeinen den Preis zuerkennen. Die Frage kann nicht sein, welches ist das angenehmste Klima. Das wird am Ende von jedes Menschen Geschmack und Körperlichkeit bedingt. Das Klima von Australien ist wohlthuend trocken; aber diese Trockenheit artet zum Fehler aus. Es mangelt die englische Feuchtigkeit, um das üppige englische Grün und im Thier- und Pflanzenreiche die höchste Vollkommenheit hervorzubringen. Wo es so gut wie keinen Winter gibt, fehlt die Freude am Sommer, und wo es einen ewigen Frühling gibt, gibt es der Wirkung nach keinen."

Ein griechischer Roman.

Möglich, aber Ref. erinnert sich nicht, daß d. Bl. ein Buch erwähnt haben welches unter dem einfachen Titel „Azeth the Egyptian", vor Jahresfrist in der englischen Literatur einiges Aufsehen erregte. Die ungenannte Verf. hieß Fräulein Lynn, und das Lob gebührte ihr jedenfalls ein prächtiges Gemälde von Aegypten aufgerollt zu haben. Von derselben, zwar nicht auf dem Titel, doch unter dem Vorworte genannt, ist jetzt ein englischer Roman erschienen: „Amymone, a romance of the days of Pericles" (3 Bde., London 1848), hinsichtlich dessen im voraus Zweierlei feststehen dürfte, einmal daß es in den weiten Räumen der Geschichte schwerlich eine Epoche gibt welche dem Novellisten größere Schwierigkeiten entgegenstellt als das Zeitalter des Perikles, und zweitens daß die Verf. sich wenig Hoffnung auf ein zahlreiches Publicum machen kann. Es wird ein anständiges, aber kleines sein. Daß die Verf. jene Schwierigkeiten bewältigt habe, wäre zu viel gesagt; allein schon das Wie des Mislingens gereicht ihr zum Ruhme, ihr, der Verf., nicht ihrem Werke. Hätte sie nämlich echt griechische Empfindungen und echt griechische Ideen dargestellt, so war es um das Interesse des Romans geschehen. Dadurch hingegen, daß sie den auftretenden Personen den Geist einer neuern Zeit eingehaucht, hat sie dem Interesse des Romans die Genauigkeit geopfert. So trifft das Buch der Tadel eines fortlaufenden Anachronismus, während der Verf. das Verdienst gehört den Stoff mühsam zusammengetragen, und mit seltenem Geschick verarbeitet zu haben. Die gewöhnliche Lebensordnung der Griechen, was sie thaten und wie sie waren, was sie aßen, was sie tranken, und in was für Häusern sie wohnten — alles Dies ist meisterhaft geschildert, so frei von Pedantismus wie ein gewandtes Frauengespräch, und in den Einzelheiten so wahr und richtig wie die gelehrte Abhandlung eines Archäologen. Indeß würden die Beschreibungen in der Kraft ihrer Sprache und in ihrem rhetorischen Schmucke malerischer sein, wenn sie weniger glänzend und ideal gefärbt wären. Mit Einem Worte, das vorgeführte Athen gleicht in seiner Frische und seinem fleckenreinen Glanze dem Athen auf der Bühne in neuem, glänzendem Costume. Die Fabel des Romans ist an sich unbedeutend, vermittelt nur die Darlegung der verschiedenen Vorkommnisse im öffentlichen und Privatleben eines Atheniensers. An Mannichfaltigkeit der Personen fehlt es aber nicht, und es sind darunter Einige an welche eine minder kühne Zeichnerin sich kaum gewagt haben würde; so Perikles, Alcibiades, Sophokles, Sokrates, Phidias, Anaxagoras, Aspasia. Nur scheint die Verf. ihre innige Bewunderung menschlicher Größe bisweilen für die Fähigkeit genommen zu haben dieselbe zu schildern, und es ist ihr daher besser gelungen glorreiche Namen einzuführen als sie glorreich durchzuführen.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 322. —— 17. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Aus diesen in Aragonien und Catalonien urkundlich nachweisbaren Darstellungen kann man wol auf ähnliche in Castilien schließen, um so mehr, als hier unter der im Innern ruhigern, nach außen siegreichen Regierung Alfons' XI., der gleich seinem Urgroßvater ein eifriger Beförderer des Wissens und der Bildung war, eine feinere höfische Sitte und ein förmlich-elegantes Ritterthum mit Festspielen und Schauzügen immer mehr Wurzel faßten. So trug er durch Stiftung des Ordens de la Banda wesentlich bei zur Ausbildung jenes ritterlichen Systems von Religion, Minne und Ehre, welches nicht nur für das Leben, sondern mehr noch für die Poesie und besonders für das Nationaldrama der Spanier Grundlage und Haupttriebfeder wurde. *) Dazu kam auch die immer mehr sich verbreitende Bekanntschaft mit den Werken des classischen Alterthums und der spätern Latinität, und namentlich den dramatischen, wodurch wenigstens die literarische Cultur und formelle Bildung des Dramas in Spanien befördert wurden. Spuren davon finden sich schon in den Poesien des Erzpriesters von Hita Juan Ruiz, worin die Liebesgeschichte von Don Meton und der Doña Endrina offenbar eine Nachahmung des fälschlich dem Ovid zugeschriebenen dramatischen Gedichts „Pamphilus de amore" ist; ebenso ist sein einer altfranzösischen „Bataille" nachgebildeter Schwank vom Kriege des Don Carneval mit der Dame Fasten dramatisch gehalten, und zugleich das älteste Beispiel von dem Hervortreten der Allegorie in der spanischen Literatur. Ferner soll Don Pedro Gonzalez de Mendoza, nach dem Zeugnisse seines Enkels, des berühmten Marques de Santillana, „scenische Gedichte, in der Weise des Plautus und Terenz, mit Refrainliedern" verfaßt haben, worunter wir uns wol den später zu erwähnenden dramatischen Gedichten des Juan de la Encina ganz ähnliche vorstellen dürfen. Dieser Mendoza lebte unter dem Könige Peter dem Grausamen von Castilien, und dessen unruhige Regierung war gewiß der Entwickelung des Dramas nicht günstig; doch hat man aus dieser Zeit (um 1360) ein Denkmal, womit man gewöhnlich die Reihe der dramatischen Spanier beginnt. Es ist dies die in einer Handschrift der Escurial-Bibliothek erhaltene „Danza general de la muerte", das älteste unter den bis jetzt bekannt gewordenen Werken vom Todtentanze, und mit ein Beweis, daß die bildlichen und poetischen Darstellungen dieses Mythus zunächst aus mimischen Kirchenaufzügen und daher zuvörderst wieder aus der Choristik hervorgegangen sind; denn das spanische Gedicht ist ganz selbständig, nimmt nirgend Bezug auf eine bildliche Darstellung, deren sich bis jetzt auch keine in Spanien gefunden hat. Wol aber lag es nahe solchen in der Mitte des 14. Jahrhunderts stattgefundenen Kirchenaufzügen (s. Carpentier, „Glossar, s. v. Machabaeorum chorea") einen poetischen Text beizugeben, und es ist wahrscheinlich, daß auch bei der Darstellung dieses spanischen Todtentanzes Gesang, Rede, Tanz und Instrumentalmusik miteinander verbunden waren. Dieser Ursprung und diese Bestimmung zur Darstellung, sowie die dialogische Abfassung mit Prolog und Epilog und die symbolische Handlung berechtigen daher dieses Gedicht unter die dramenartigen, unter die noch halb chorischen Anfänge des Dramas zu setzen.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts trat die castilische Kunstpoesie in eine neue Epoche; denn in diese Zeit fallen die Anfänge des höfischen und gelehrten Dichters in castilischer Sprache, vorbereitet durch die galicische und lemosinische Troubadourspoesie, und noch unmittelbarer veranlaßt durch die Verpflanzung des gay saber der spätern Troubadourspoesie von Toulouse nach Aragonien und Castilien, wo sie vorzüglich durch den beiden Ländern angehörenden, mit beiden Kronen ver-

*) Vergl. zu den vom Verf. angeführten Stellen: Ochoa, „Apuntes para una biblioteca de escritores esp. contemporáneos", t. II, art. Salvá, dessen Aufsatz: „¿Ha sido juzgado el Don Quijote segun esta obra merece?", S. 734—736 (Paris 1840); Moron, „Ensayo hist.-filos. sobre el antiguo teatro esp.", in der „Revista de España y del estranjero", IV, 279—287; und besonders Juan de Pineda, „Libro del Paso honroso (bei der Brücke von Orbigo abgehalten im J. 1434) defendido por el excelente caballero Suero de Quiñones", Salamanca 1588 (auch am Ende der „Crónica de D. *Alvaro de Luna*" [Madrid 1784], und im Auszuge in Klüber's Uebersetzung von Sainte-Palaye's „Ritterwesen", II, 16 fg.), worin das spanische Ritterthum schon auf der Spitze seiner Abenteuerlichkeit und Förmlichkeit erscheint. Vergl. Moron, a. a. O., V, 334 und 335.

wandten Marques de Villena *) förmlich als gaya ciencia nach dem Muster der Jeux floraux und der Leys d'amor installirt wurde. Wir haben schon oben den Einfluß dieser zünftigen Troubadourspoesie auf die Einführung und Entwickelung dramatischer Darstellungen in Catalonien und Aragonien bemerkt; wir haben eine mittelbare Einwirkung dieser auf Castilien vorausgesetzt; wir können sie nur durch das Beispiel eben des Einführers der gaya ciencia in Castilien, des Marques de Villena, documentiren. Ihm wird nämlich die Auffassung eines allegorischen Schauspiels zugeschrieben, das er auf Veranlassung der Feierlichkeiten gedichtet haben soll, mit denen 1414 die Krönung Ferdinand's von Castilien zum König von Aragon zu Zaragoza begangen, und das dort vor einer glänzenden Versammlung aufgeführt wurde.

Wenigstens bezeichnen Velazquez und Blas Nasarre, denen alle Uebrigen nachschrieben, den Marques de Villena als den Verfasser dieses Stücks; doch führen auch sie hierfür keine andere Quelle als eine Stelle des gleichzeitigen Chronisten Ferdinand's I. von Aragon, Gonzalo, oder Alvar Garcia de Santa Maria an. Nun sind unsers Wissens nur Bruchstücke von dieser Chronik gedruckt, und die fragliche Stelle nur in einer der Anmerkungen welche Uztarroz zu seiner Ausgabe von Blanca's „Coronaciones de los reyes de Aragon", S. 91 fg. (Saragossa 1641), hinzufügte. In dieser Stelle, eine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten bei der Krönung Ferdinand's I. von Aragon enthaltend, welcher der Chronist als Augenzeuge beiwohnte, wird zwar der Aufführung dieses Stücks erwähnt, aber kein Verfasser genannt (Velazquez und Nasarre müssen daher eine andere Textrecension dieser Chronik gebraucht haben?). Zugleich ergibt sich daraus, daß das Stück beim Umzuge auf der Straße dargestellt wurde, ganz in der Art wie die sogenannten Entremets oder allegorischen Schaustücke bei derlei Festlichkeiten, bei welchen die Maschinerie die Hauptsache und die Gedichte und Reden nur erklärende Beigabe waren, und daß die bei diesem Stücke den allegorischen Personen in den Mund gelegten Gedichte ursprünglich nicht in castilischer Sprache abgefaßt waren, denn der Chronist sagt ausdrücklich: „er habe sie in castilische Worte umgesetzt" **); dann aber waren die Originale unbezweifelt in lemosinischer Sprache abgefaßt, denn diese war die Sprache des Hofs von Aragon und der Dichter der gaya ciencia. Uebrigens erwähnt Blancas noch mehrer ähnlichen allegorischen Darstellungen bei den Krönungsfeierlichkeiten der Könige von Aragon, und darunter einer frühern bei der des Königs Martin im April 1399. Noch früher (1394) wurde zu Valencia ein, wie es scheint, den französischen Moralitäten ganz ähnliches Stück im Provinzialdialekt: „L' hom enamorat e la fembra satisfeta", aufgeführt, als dessen Verfasser Mosen Domingo Masco, Rath König's Johann I., genannt wird. *)

Als daher diese höfische Kunstdichtung an König Johann II. von Castilien einen eifrigen Beförderer fand, und der Hof von Valladolid mit dem von Zaragoza darin wetteiferte, konnte es zwar nicht fehlen, daß auch castilische Dichter in ihrer Sprache sich in solchen dramenartigen allegorisch-dialogischen Gedichten nach dem Muster der lemosinischen versuchten; aber eben durch die zugleich damit eingetretene schärfere Scheidung der Kunstpoesie von der Volkspoesie und durch der erstern Bildung

---

*) Die besten Notizen über ihn finden sich zusammengestellt in Pellicer's „Ensayo de una biblioteca de traductores esp.", S. 58 fg. (Madrid 1778). Da Hr. v. Schack noch zweifelt, ob dessen „Trabajos de Hercules" ein Gedicht oder eine mythologische Abhandlung in Prosa, und ob es auf uns gekommen sei, so wollen wir hinzufügen, daß sich mehre Drucke von dieser prosaischen mythologisch-moralischen Abhandlung erhalten haben, worüber man vergl. Brunet, „Manuel", s. v. Villena; Ochoa, „Catalogo de los manuscr. esp. existentes en la bibl. real de Paris", S. 451—453 (Paris 1841); und die ausführliche Beschreibung und Inhaltsangabe eines im Besitze des Hrn. Weigel befindlichen Exemplars der ersten Ausgabe von L. Tieck im „Serapeum", 1840, S. 59—61. Ein bisher ungedruckt und unbekannt gebliebenes Werk des Marques, das „Libro de Aojamiento", wird in der „Biblioteca de aut. esp." erscheinen.

**) Da die vagen Angaben des Velazquez und Nasarre zu Streitigkeiten und stereotypen Irrthümern in der Literaturgeschichte Anlaß gegeben haben, so wollen wir die erwähnte Stelle nach Uztarroz' Mittheilung (a. a. O., S. 113) um so mehr ganz hierhersetzen, als sie zugleich von der wahren Natur des Stücks und der Art seiner Darstellung eine anschauliche Vorstellung gibt (nachdem nämlich der Chronist von den Tänzen und andern Schaustellungen beim Umzuge durch die Straßen von Zaragoza gesprochen, fährt er fort): „Luego adelante iva un gran Castillo, que dezian *la Rueda*, e una Torre alta en medio, e otras quatro Torres a los cantos, e la de medio era foradada fasta aiuso, e en medio iva una Rueda muy grande, en que ivan quatro Douzellas, e en cada una la suya, que dezian que eran las quatro Virtudes, *Justicia*, e *Vertad*, e *Paz e Misericordia*, e encima de la gran Torre de medio estava un assentamiento de silla, e iva en ella sentado un Niño vestido de paños reales de armas de Aragon, e una corona de oro en la cabeça, e en la mano una espada desnuda de la baina, que parecia Rey, e estava quedo, que non se movia, e las Donzellas ivan en ella dezian, que eran a sinificança de los quatro que demandavan los Reynos de Aragon, e las quatro Virtudes ivan en las Torres, que ivan vestidas de paños blancos de sirgo breslados de oro, e cada una de aquestas iva cantando a Diostodos loores del señor Rey, e de la acelente siesta, e cada una dezia una copla, que *yo torné en palabras castellanas*; la primera dixo, que era Justicia, que ella encomendava, e la segunda, que era Verdad, la qual cantando dixo, que ella avia, e era en su poder, la tercera Paz loava en su canto su paciencia, e por ende mucho le ensalçava, la quarta era Misericordia, que mucho lo loava por misericordioso, e por sabio, e discrepto, e muy sesudo, e Justicia llevava una espada en la mano, e Verdad llevava unas balanças, e Paz llevava una palma, e Misericordia llevava un cetro."

*) Vergl. Luis Lamarca, „El teatro de Valencia desde su origen hasta nuestros dias", S. 8 (Valencia 1840), der als seinen Gewährsmann D. Mariano José Ortiz anführt, in dessen Besitz die dieses Stück enthaltende Handschrift war, die aber seitdem verloren gegangen zu sein scheint; Ortiz erwähnt desselben in seinem „Informe sobre el descubrimiento de las leyes palatinas" (Madrid 1782), und nennt es: „tragedia .... alusiva al amor que profesaba el rei Don Juan á Doña Carroza, dama de la reina." Derselbe Ortiz besaß eine andere Handschrift, welche V. Salvá erwarb und in seinem „Catalogue of Spanish books" Nr. 1945 (London 1826) beschrieb; diese enthält ein anderes Werk von demselben Masco: „Regles de amor y parlament de un hom y una fembra", und eine lemosinische Uebersetzung von Seneca's „Hercules et Medea", von Mosen Antonio Vilaragut, Mayordomo desselben Königs von 1388.

nach fremden Mustern mußten solche Gedichte mehr literarische Geltung erhalten, und mehr für die engern höfischen Kreise bestimmt und berechnet sein als für die lebendige Darstellung in den weitern Kreisen des Volks. Für das Volk blieben wol auch in Castilien außer den geistlichen Dramen die **mimischen Spiele** und jene **Festschaustücke mit Gesang**, die, wie bei den Nordfranzosen Entremets, damals auch in Spanien „Entramesos" oder „Entremeses" genannt wurden *), die einzigen dramatischen Belustigungen, die allerdings auch von Johann II. und seinem Hofe besonders cultivirt und mit großem Luxus ausgestattet wurden, wie zahlreiche Zeugnisse beweisen. Von solchen Volksschauspielen suchten wol die höfischen Kunstdichter ihre dramenartigen Gedichte geflissentlich zu unterscheiden, wodurch sie aber auch an Ausführbarkeit verloren. Wenigstens sind die paar Versuche der Art, die sich davon erhalten, wol kaum je zur Aufführung gekommen, vielleicht auch gar nicht dazu bestimmt gewesen. Das bis jetzt bekannt gewordene älteste Gedicht der Art ist nämlich die sogenannte „Comedieta de Ponza" von dem berühmten Marques de Santillana, einem Schüler des erst erwähnten Marques de Villena. Das Gedicht ist zwischen 1436—44 verfaßt, und ist eigentlich ein episch-allegorisches Gedicht, das sich in demselben Sinne wie Dante's „Commedia" sehr bescheiden „Comedieta" nennt, nämlich nur in Bezug auf den guten Ausgang, wie der Verf. selbst in dem prosaischen Prolog erklärt. Er hat sich hierbei offenbar auch sonst den Dante zum Vorbild genommen, und sich bestrebt seinen „Tractado llamado Comedieta de Ponza" mit aller ihm zu Gebote stehenden mythologischen Gelehrsamkeit auszustatten, ja jede „gemeine Redeweise" zu vermeiden, wie er gleich in der „Invocacion" sagt:

O lúcido Jove, la mi mano guia,
Despierta el ingenio, aviva la mente,
El *rústico modo* aparta e desvia
E torna mi lengua, de ruda, eloquente.

Diese gelehrte Ausstattung, die selbst für das Verständniß des damaligen feingebildeten höfischen Publicums eines Commentars bedurft hätte, der durchaus episch-breite erzählende oder beschreibende Ton, des Dichters eigene Angabe, wenn er von sich spricht: „daß er **erzähle**" (recuenta), und daß er in den dialogischen Partien selbst die Personen fast nie unmittelbar redend einführt, sondern meist einige einleitende Worte vorausschickt: dies Alles beweist wol zur Genüge, daß dieses Gedicht weder zur Aufführung geeignet noch bestimmt war, und nur sehr entfernt an die dramatische Form erinnert. Es ist nun in einer kritisch sein sollenden Ausgabe nach den pariser Handschriften vollständig im Druck erschienen (in Ochoa's „Catálogo de los manuscritos esp. existentes en la bibl. real de Paris", S. 491—498 (Paris 1844); und in dessen Ausgabe der „Rimas inéditas de D. Iñigo Lopez de Mendoza marques de *Santillana*, de Fernan Perez de Juzman y de otros, poetas del siglo XV", S. 1—74 (Paris 1844). Ebenda („Cátalogo", S. 434; „Rimas", S. 357—379) befindet sich auch zum ersten mal abgedruckt ein Gedicht von Diego del Castillo, Kaplan und Rath Heinrich's IV. von Castilien, dessen Chronik er auch schrieb; es führt den Titel: „Vision sobre la muerte del Rey Don Alfonso", nämlich Alfonso's V. von Aragon (gest. 1457), wovon der Herausgeber sagt: „Esta composicion es notable por ser, despues de la *Comedieta de Ponza*, la mas antigua en forma drámatica." Dieses Gedicht ist aber in der That ebenfalls nur eine allegorische Vision, in episch-breitem Tone mit ebenso mäßiger Gelehrsamkeit und noch weniger dramatischen Elementen als die Vision des Marques, der es wol nachgebildet sein dürfte. Ebenso wenig waren eigentliche, aufführbare Dramen, und höchstens nur der dramatischen Form sich annähernde blos literarische Producte, wenn auch gewöhnlich unter den ersten Anfängen des Dramas in castilischer Sprache angeführt, die satirische Ekloge: „Mingo Revulgo" *) und die dialogisch-allegorischen Gedichte im „Cancionero general", worunter noch am ersten der „Diálogo entre al Amor y un viejo" zu einer Art von Aufführung bestimmt gewesen sein dürfte. Alle diese Gedichte gehören übrigens schon dem Ende des 15. oder dem Anfang des 16. Jahrhunderts an.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) So werden schon in den Stadtbüchern („Manuales de la ciudad") von Valencia von den J. 1412, 1413 und 1415 derlei Festschaustücke „Entramesos" genannt, wie z. B. in der merkwürdigen Stelle der „Deliberacion" vom 7. März 1415, wo es heißt: („sè mandaron pagar treinta florines á Mosen Juan Sist, presbítero) per trobar é ordenar les cobles é cantilenes ques cantaren en los *entramesos* de la festividad de la entrada del Sor Rey, Reyna é Primogenit; (é igual suma á Juan Perez de Pastrana) per haber de arreglar é donar el só (die Musik dazu) á les dites cantilenes é haber fadrins (Knaben) que les cantasen é ferlos ornar" (s. Lamarca, a. a. O., S. 10, der dazu bemerkt, daß man derlei „carros triunfales" nun „rocas" nenne, und daß noch am Fronleichnamsfeste in Valencia auf einer solchen „roca de la santísima Trinidad" das Spiel von Adam und Eva in lemosinischer Sprache aufgeführt werde). So heißt es in der „Crónica de D. *Alvaro de Luna*", S. 182 (Madrid 1784), von Johann II.: „Fué muy inventivo é mucho dado á fallar invenciones, é sacar *entremeses* en fiestas etc." Erst später scheint man auch auf die bloßen Texte, die anfänglich nur zur Erklärung einiger Schaustücke dienten, den Namen „Entremeses" übertragen zu haben, und in der spätern Bedeutung für komisches Zwischenspiel (Paso) soll es zuerst von dem Valencianer Juan Timoneda für sein Stück „Un ciego, un mozo y un pobre" gebraucht worden sein (vergl. Moratin, a. a. O., S. [illegible]); jedoch werden wir in einem weiter unten zu erwähnenden Mysterien-Codex aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schon Entremes in dieser Bedeutung gebraucht finden. Bekannt ist, daß man solche Zwischenspiele statt Entremeses nun Sainetes nennt.

*) Diese allegorische Satire auf die schlechte Regierung Heinrich's IV. von Castilien in Form eines Hirtengesprächs zwischen Mingo (Domingo) Revulgo und Gil Arribato wird zwar gewöhnlich einem gewissen Rodrigo de Cota el Tio, einer halb mythischen Person, zugeschrieben; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß, wie Mariana (libr. 23, cap. 17) behauptet, Hernando del Pulgar, oder nach der Meinung Gallardo's („El Criticon, papel volante de literatura y bellas artes", Nr. 4, S. 24 (Madrid 1835), Alonso de Palencia der wahre Verfasser gewesen sei, da Beide ihre Stellung am Hofe Heinrich's IV. zwang sich unter dem Namen eines damals beliebten Juglars zu

Der Mensch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. Von Anton Gubitz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

In manchen Gebieten der Wissenschaften scheint es fast als wechselten die Tendenzen wie Ebbe und Flut. Nachdem in der Lehre vom Schönen im neuern Europa eine aus dem Alterthume, nämlich von Platon, herstammende Ansicht vorgeherrscht, daß dasselbe auf göttlicher Eingebung beruhend dem Blick eine höhere Welt eröffne, wandte sich das vorige Jahrhundert einer psychologischen Theorie zu, derzufolge von so tiefer Bedeutung derselben die Rede nicht sein konnte. Hierauf nahm die speculative Philosophie seit Schelling's Zeit den Platonismus in veränderter Gestalt wieder auf, und das Erblicken des Schönen sollte ein Anschauen des Absoluten sein, bis denn endlich in unsern Tagen eine Abneigung gegen die speculativen Lehren überhaupt auch in der Aesthetik Platz ergreift, und das Schöne wieder auf den natürlichen Menschen als einzelnes Wesen bezogen wird, nur daß hier freilich tiefere Gesichtspunkte als die einer Wolff'schen Psychologie zu Grunde liegen. Zu den Schriften welche diese Richtung verfolgen gehört auch die vorliegende. „Das Schöne seiner Himmelsferne zu entrücken, und in seiner Wahrheit als menschliches Wesen zu erweisen", sagt der Verf. in der Vorrede, „ist Zweck dieser Blätter." Die Lehren welche der Verf. in diesem Sinne aufstellt sind in die Anfangsworte des zweiten Abschnitts, welcher „Das Geheimniß des Schönen" überschrieben ist, zusammengefaßt, welche, ein wenig zusammengezogen, so lauten: „Das Geheimniß des Schönen ist das Geheimniß der menschlichen Liebe. Das Schöne wird empfunden, es ist nicht ohne dies Empfundenwerden, es besteht nur für den empfindenden Menschen, der sinnliche Gegenstand, als dessen Eigenschaft wir das Schöne wahrgenommen und empfunden haben, bleibt unverändert, indem wir ihn verlassen. Nach uns tritt ein anderer Mensch beschauend an ihn heran, er sieht den Gegenstand, dessen Schönheit ist jedoch für ihn nicht vorhanden, weil er sie nicht empfindet. Das Schöne ist also auch nur durch die Empfindung des Menschen. Schön finde ich bald die Unendlichkeit des Meers, bald das eng umgrenzte Thal des Gebirges, jenachdem mein Gemüth in der Stimmung ist sich im Ausgedehnten zu verlieren oder sich abzuschließen.... Sowie mit der Stimmung in einem und demselben Menschen, so wechselt der Eindruck des sinnlichen Daseins mit dem Unterschiede der Gemüthsart. Der Muthige steht im aufgeregten Sturm am Strande des Meers, läßt die sausenden Windströme durch Haar und Gewänder jagen, die zischenden schäumenden Fluten um Brust und Antlitz spritzen: furchtlos schaut er in die tobenden gierig sich öffnenden Wogenschlünde, in den gewaltigen Kampf eines drohenden Elements, horcht er dem Aechzen und Pfeifen und Stöhnen, dem ganzen Dröhnen und Toben der gehetzten Lüfte, der gepeitschten Wässer, und ergriffen von der mächtigen Naturerscheinung ruft er aus: Wie groß, wie schön! — Indessen sucht der Sanfte furchtsam den verdeckten Raum.... Worin aber beruht jener magnetische Zug der den Starkherzigen an die gewaltige Erscheinung eines Seesturms fesselt, und den Schwachherzigen davonscheucht? Er beruht in jener Kraft der menschlichen Phantasie welche das Menschliche den Dingen einbildet... Die menschliche Einbildungskraft setzt das eigene Wesen des Menschen im Augenblick des sinnlichen Anschauens und Empfindens mit dem Dasein des angeschauten und empfundenen Gegenstandes in Verbindung, und wo das menschliche Wesen sich im Einklang empfindet mit dem Gegenständlichen, da ist das Gemüth in Liebe gebunden, weil es sich selber Gegenstand wird... Der Mensch trägt sein eigenes Wesen in den Erscheinungen der Natur, und schaut diese in Uebereinstimmung mit seinem Wesen als schöne Erscheinungen an. Das menschliche Wesen ist Inhalt und Gegenstand der menschlichen Liebe, die Liebe diejenige Empfindung welcher die Empfindung des Schönen entkeimt." In diesen Sätzen, obwol sie Manchem als trivial erscheinen dürften, liegt allerdings eine neue Theorie vom Wesen des Schönen und der Kunst, und zwar nach der Ansicht des Ref. die einzig richtige. Nur daß man für diese einen schärfern wissenschaftlichen Ausdruck wünschen möchte, und namentlich einen Nachweis, wie man sich dieses Hineinlegen so recht eigentlich zu denken habe, und wie es überhaupt möglich sei. Nicht ganz genügend hat uns auch der erste Abschnitt erscheinen wollen, in welchem der Verf. die bisherigen Lehren vom Wesen des Schönen und der Kunst aufzählt, und einer Kritik unterwirft: die begriffliche Zersetzung derselben, auf welche er es offenbar angelegt hat, gelingt ihm nicht durchaus, er hätte von derselben ganz absehen sollen; warum will man nicht in diesen Dingen zu der alten einfachen Methode zurückkehren, eine Lehre blos darauf hin zu prüfen, ob sie Das was durch sie erkannt werden soll wirklich vollständig erklärt? Endlich der dritte Abschnitt: „Die Verwirklichung des Schönen im Kunstwerk", gibt sich nur für eine vorläufige Skizze einer ausführlichern Darstellung, und hier möchte allerdings Manches einer genauern Durcharbeitung bedürfen; denn so wie es hingestellt ist erscheint es nicht nur als unannehmbar, sondern oft als kaum verständlich. 1.

---

verbergen. Vergl. über dieses Gedicht sowie über die obenerwähnten im „Cancionero general" die Inhaltsangaben und Auszüge bei L. Clarus, „Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter", II, 312—324.

Lesefrüchte.

Shakspeare ein Atheist.

„Während der zum Behuf des Ankaufs von Shakspeare's Haus", schreibt der „Atlas", „ernannte Comité seine Sitzungen hielt, empfing er ein anonymes Schreiben voll der bittersten Vorwürfe, daß er durch Erwerbung jenes Hauses das Gedächtniß eines Mannes feiern wolle der bekanntlich den unsittlichsten Lebenswandel geführt, und seiner Schlechtigkeit dadurch die Krone aufgesetzt, daß er seiner Frau Nichts als ein Federbett vermacht. Wir vermuthen, daß Hr. Birch dieses Schreiben erlassen hat. Wenigstens ist uns noch Niemand vorgekommen dem ein solches Gewäsch von Thorheit und Dummheit eher zuzutrauen wäre." Was den „Atlas" zu einer für Hrn. Birch so ungemein schmeichelhaften Vermuthung veranlaßt, ist ein von ihm erschienenes Buch, betitelt: „An inquiry into the philosophy and religion of Shakspeare" (London 1848), worin er aus Shakspeare's Dramen nachweisen will, daß Englands größter Dichter Atheist gewesen sei, oder, wie der Verf. einige male sich milder ausdrückt, daß Shakspeare's Ansichten über Religion „eine sehr skeptische Richtung verfolgen". Noch lächerlicher als der Gedanke eines derartigen Unternehmens ist die Beweisführung, und Ref. findet sein Urtheil darüber in dem Ausspruche des „Atlas", daß Hr. Birch von der Eigenthümlichkeit der Shakspeare'schen Dramen und vom Drama überhaupt als Kunstwerk und Vermittler ungefähr so viel zu wissen scheine wie ein stockblind geborener Mensch von den Farben. Eine nähere Beleuchtung wäre Raumverschwendung.

Königliche Abfertigung.

Manche Schmeichelei der neuesten Zeit, freilich nach einer andern Richtung hin, sollte die Aufnahme erfahren welche Friedrich der Große der Zueignung einer Schriftstellerin erwies, worin sie ihm sagte: er habe sich mit Ruhm bedeckt, sei das Musterbild Europas, mit Einem Worte, der größte Fürst und Mensch auf Erden. Friedrich schrieb zurück: „Madame, Sie sind schön wie ein Engel, witzig, zierlich und angenehm, mit Einem Worte, Sie besitzen alle Eigenschaften der Liebenswürdigkeit; aber — Sie legen auf." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 323. —— 18. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Bei solcher Sprödigkeit und Entgegensetzung der gelehrten höfischen Kunstpoesie gegen die Volkspoesie war es daher natürlich, daß das Volk seine Schaulust wie bisher an den kirchlichen Spielen zu befriedigen suchte. Davon zeugen die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erneuten Verordnungen der Concilien (wie z. B. das von Aranda 1473, von Gerona 1475), die Kirchen nicht durch scandalöse Spiele und Mummereien zu entweihen, und sich mit den erbaulichen Darstellungen (honestas repraesentationes) zu begnügen. Hr. v. Schack vermuthet mit Recht, daß diese geistlichen Schauspiele schon damals häufig allegorische Figuren angewendet haben, eine Eigenthümlichkeit der spätern Autos, aber, wie wir zeigen werden, schon solcher aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Diesem Zeitraum ist das zweite Buch von Hrn. v. Schack's Werk gewidmet, nämlich der Darstellung des spanischen Theaters: Von der beginnenden literarischen Cultur des spanischen Dramas durch Juan del Encina bis zum Auftreten des Lope de Vega. Gleich den Beginn dieser Periode bezeichnet ein in der politischen wie in der Cultur- und Literaturgeschichte Spaniens gleich bedeutender Wendepunkt. Denn durch die Vereinigung ganz Spaniens unter den katholischen Königen, durch die Entdeckung eines neuen Welttheils und die Eroberungen der Spanier in Italien wurden sie eigentlich erst zu einer Nation in politischer Beziehung, und lernten sich den andern gegenüber als solche fühlen. Dieses Nationalgefühl wirkte aber auf die geistige Cultur und Literatur so mächtig zurück, daß trotz des gleichzeitig erwachten Studiums der Sprachen des classischen Alterthums die Bildung der Sprache des Hauptlandes, Castiliens, Riesenfortschritte machte, daß trotz der frühern scharfen Trennung der gelehrten und höfischen Kunstpoesie von Volkspoesie diese, von dem Nationalbewußtsein getragen, wieder solche Geltung erlangte, daß selbst die Kunstdichter sie, sei es auch mehr parodisch, berücksichtigten, und wenigstens ihre beliebtesten Formen, wie die der Romanze *), des Villancicos u. A., cultivirten. Ein so gehobenes Nationalbewußtsein, eine solche Verbindung des Kunst- und Volksmäßigen sind aber die Grundbedingungen zur Bildung eines Nationaldramas, und Hr. v. Schack hat mit Recht diese Verbindung als einen der wichtigsten Momente hervorgehoben, indem er sagt:

> Das wesentlichste Hinderniß das bisher der Entwickelung des Theaters entgegen gewesen war hatte in der strengen Scheidung zwischen Kunst- und Volksmäßigem bestanden. Wurden diese Schranken eingerissen, verschmähten gebildete Dichter es nicht auf die populairen Elemente einzugehen, um zugleich das Volk und den feinern Geschmack zu befriedigen, so war die Bahn betreten auf der allein das Drama, die einseitige Richtung überwindend, zu freierer Ausbildung gelangen konnte. Daß aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein solcher Schritt, wenn auch nur mit schwankendem und unsicherm Fuß, gethan wurde, und wie man auf dem einmal eingeschlagenen Wege von nun an mit immer festerm Auftreten fortschritt, zeigen die Werke des Juan de la Encina und seiner Nachfolger.

Um 1492 trat Encina *) zuerst als dramatischer Dichter auf; seine frühesten Stücke, die er selbst „Eclogas" nennt, sind Hirtengespräche zur Weihnachtsfeier und andern religiösen Festen in dramatischer Form und zur Aufführung bestimmt, die gewöhnlich mit dem Absingen eines Villancico schließen. Durch Stoff und Form weisen diese Hirtengespräche auf ihren wahren und nächsten Ursprung zurück, nämlich auf ihre innige Verbindung mit den mittelalterlichen Kirchendramen. Hr. v. Schack hat dieses für die Continuität in der Entwickelung des spanischen Dramas wichtige Moment sehr richtig hervorgehoben, indem er sagt:

> Die Form des Hirtengedichts in der hier das Drama auftritt kann nicht zufällig genannt werden. Sie war nicht etwa, wie man behauptet hat, durch die Strophen von Mingo Revulgo oder durch die Virgil'schen Eklogen, die Encina übersetzt hatte, veranlaßt, sondern durch eine Reihe ähnlicher, nur unvollkommenerer Darstellungen bedingt, durch die seit lange die Christnacht in den Kirchen gefeiert worden war.... Diese Liedchen (die Villancicos), mit denen Encina und noch einige spätere Dichter meistens ihre Stücke schließen, zeigen vornehmlich wie die kirchlichen Gebräuche bei der Entwickelung des Dramas mitwirkten; denn das Absingen von dergleichen

*) Vergl. meinen Aufsatz über die Romanzenpoesie der Spanier in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", CXIV, 5—8; und gegen den auch von Hrn. v. Schack überschätzten Einfluß der arabischen auf die spanische Volkspoesie, ebendaselbst, CXVII, 137—162.

*) Vergl. meinen Artikel über Encina in der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie".

Villancicos durch die Sacristane und Akoluthen war seit lange bei verschiedenen Festen in den Kirchen üblich gewesen.

Man kann in diesen Hirtenspielen das Fortschreiten von dem einfachen Zweigespräch zur eigentlich dramatischen Handlung mit mehren Personen von markirtern Charakteren beobachten. Außer dem Einfluß des Kirchlichen und Volksthümlichen kann man vielleicht darin noch einen Nachklang der provençalischen Pastoretas finden, namentlich in jenen Stücken in welchen z. B. ein Escudero eine ländliche Schöne ihrem Hirten abwendig zu machen sucht. Unter den übrigen dramatischen Versuchen Encina's sind aber auch einige die sich schon mehr den spätern possenartigen Entremeses nähern; er nennt sie ganz allgemein „Representacion", oder „Auto", wie das „Auto del Repelon", das im Spanischen sprüchwörtlich geworden ist, um eine sehr alte Sache zu bezeichnen, und welch letztere Benennung damals nur noch überhaupt die Bedeutung von Act oder dramatischer Handlung im Allgemeinen gehabt zu haben scheint. Besonders erwähnt zu werden verdienen die „Coplas de Fileno y Zambardo" in versos de arte mayor, die eine tragische Handlung mit sentimentalem Pathos darstellen. Das nach dem Urtheil des Juan de Valdes, des Verfassers des im 16. Jahrhundert geschriebenen „Diálogo de las lenguas", beste Stück Encina's, die „Farsa de Plácido y Victoriano", findet sich in keiner Ausgabe seines „Cancionero" *), und von dem Einzeldrucke, den Valdes noch gekannt, scheint leider kein Exemplar auf uns gekommen zu sein; aus dessen Aeußerung wissen wir nur, daß Encina diese Farce „in Rom verfaßt hat" (que compuso en Roma). **) Wenn wir daher wegen des Verlustes dieses besten und spätesten Stücks Encina's ihn nicht ganz nach Verdienst mehr würdigen können, so reichen doch die erhaltenen vollkommen hin, um seine literarhistorische Bedeutung und seine wichtige Stellung in der Geschichte des spanischen Dramas zu documentiren.

Wie einflußreich Encina's bahnbrechendes Beispiel wirkte, beweisen überdies die unmittelbaren Nachahmer die er fand, so in Spanien an Lucas Fernandez und Diego de San-Pedro, in Portugal an Gil Vicente. Da die erstern Beiden von Hrn. v. Schack nicht erwähnt wurden, so wollen wir etwas ausführlicher von ihnen sprechen. Lucas Fernandez ist bis auf die neueste Zeit in unverdienter Vergessenheit geblieben, selbst noch Moratin kennt ihn nicht einmal dem Namen nach, und erst der ebenso gelehrte als scharfsinnige Gallardo hat in seiner lehrreichen Recension von Böhl de Faber's „Teatro español" (im vierten Hefte seines „Criticon", S. 25 fg.) ihn wieder zu Ehren gebracht. Nach dessen Forschungen war Lucas Fernandez ein Zeitgenosse und Landsmann des Encina; er gab in seiner Vaterstadt Salamanca 1514 einen Band seiner dramatischen Versuche heraus, welches allerdings sehr selten gewordene Buch Hr. Gallardo genau beschreibt. Es führt den Titel: „Farsas y Eglogas al modo y estilo pastoril y castellano, fechas por *Lucas Fernandes* salmantino, nuevamente impresas" (setzt also eine frühere Ausgabe voraus). Am Ende: „Fué impresa la presente obra en *Salamanca* por el muy honrado varon *Lorenso de Lion Dedel*, á diez dias del mes de noviembre de 1514 años", in Folio mit gothischen Buchstaben und Holzschnitten. Es enthält sechs Farcen, drei weltliche und drei geistliche, mit folgenden Ueberschriften: 1ª „*Comedia* hecha por L. F. en lenguaje y estilo pastoril, en la cual se introducen dos Pastores y dos Pastoras y un Viejo; los cuales son llamados Bras-Jil, y Berenguella, y Miguel Turra y Olalla, y el Viejo es llamado Juan-Benito." 2ª „*Farsa ó cuasi Comedia*, fecha por L. F., en la cual se introducen tres personas: conviene á saber, una Doncella, y un Pastor, y un Caballero, cuyos nombres ignoramos." 3ª „*Farsa ó cuasi Comedia*, fecha por L. F., en la cual se introducen cuatro personas: conviene á saber, dos pastores (Prábos y Pascual) e un Soldado, e una Pastora (Antona)." 4ª „*Egloga ó Farsa* del *Nacimiento de Jesu-Cristo*, fecha por L. F., en la cual se introducen tres Pastores y un Hermitaño, los cuales son llamados Bonifacio, Jil, Marcelo; y el Hermitaño Macario." 5ª „*Auto ó Farsa* del *Nacimiento* de N. S., hecha por L. F., en la cual se introducen cuatro Pastores, llamados Pascual, Lloreinte, y Juan, y Pedro-Picado." 6ª „*Representacion* de la *Pasion de nuestro Redemptor J. C.*, compuesta por L. F., en la cual se introducen las personas siguientes: Sant Pedro, e Sant Dionisio, e Sant Mateo, e Jeremias, e las tres Marias."

Man sieht schon aus diesen Ueberschriften, daß diese Farcen ganz in der Art von Encina's Hirtenspielen sind; die weltlichen sind possenartig; aber auch die geistlichen enthalten komische und dabei sehr freie, gegen falsche Frömmigkeit und Scheinheiligkeit gerichtete Scenen, was wol die Confiscirung dieses Buchs durch die Inquisition und daher dessen große Seltenheit veranlaßte. Gallardo theilt solche Scenen als Proben aus den geistlichen Farcen mit, die hier schon den Namen „Auto" auch im spätern Sinne führen, während „Farsa" wie „Representacion" von weltlichen und geistlichen Stücken ganz allgemein gebraucht wird; von den weltlichen hat Gallardo die zweite Farce ganz im Anhange abdrucken lassen. Es tritt darin eine irrende Schöne auf, die ihren geliebten Ritter aufsucht und ihre Verlassenheit bejammert; sie trifft mit einem Hirten zusammen, der sich alsogleich in sie verliebt und sie zu trösten sucht; sie fährt aber fort nur ihr Misgeschick zu bejammern, und der Gegensatz zwischen den höfisch-sentimentalen Liebesklagen des Fräuleins und den bäurischen naiv-derben Liebesanträgen des Hirten ist mit komischer Lebendigkeit

*) Außer den bekannten Ausgaben von Encina's „Cancionero" fand ich in einem Katalog des Antiquarbuchhändlers Hrn. Liesching in Stuttgart angezeigt: „*Encina*, Eglogas espirituales" (Cuenza 1596), welche ich aber vergeblich wiederholt verlangt habe. Die k. k. Hofbibliothek besitzt vom „Cancionero" die Ausgaben von Salamanca 1509 und von Zaragoza 1516.

**) Sie soll nach Moratin's Angabe auch zu Rom 1514 gedruckt worden sein. Die Inquisition verbot sie 1559; daher wol ihr Verlust.

dargestellt. Endlich erscheint der erseufzte Ritter zum großen Verdruß des Hirten, der ihm nun die Schöne streitig machen will, wobei er von dem Ritter handgreiflich zurechtgewiesen wird, und da ihn auch das Fräulein ermahnt von seinem vergeblichen Liebeswerben abzustehen, versöhnt er sich mit Beiden, und indem er ihnen als Wegweiser dient, singt er zwei Villancicos, die die Macht und das Weh der Liebe zum Gegenstande haben. Diese ganz einfache Handlung ist nicht ohne Geschick dargestellt, der Dialog ist charakteristisch und lebendig, und die Verse, in kurzzeiligen mit gebrochenen Versen (quebrados) untermischten kunstmäßigen Coplas, sind fließend und zeigen von Sprachgewandtheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Thron, Bürger und Soldat. Historisch-romantisches Zeit- und Sittengemälde, aus der Epoche des östreichischen Erbfolgekriegs, von Gottfried Uhlig. Vier Bände. Prag, Calve. 1848. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein feuriger Patriot Oestreichs hat das vorliegende Werk geschrieben, er hat es größtentheils für Böhmen geschrieben, denn er ist ein Böhme, und gedenkt diesen Roman auch selbst ins Böhmische zu übersetzen. Er wünscht, daß das Buch ein Volksbuch werde, und Ref. meint, daß es diesen Zweck auch erfüllen wird. Als Roman kann er ihm kein großes Publicum versprechen, da der Romanstoff mit wenig Geschick und Anmuth verarbeitet wurde. Das Geschichtliche wird mehr erzählt, im Gespräch erfährt man den Hergang von Schlachten welche geschlagen sind, die Charakteristik der geschichtlichen Personen, sowie Hauptbegebenheiten und Zustände. Es werden zahlreiche historische Personen jener Zeit eingeführt, sie erscheinen indeß nur flüchtig, ohne ihre Individualität handelnd zu entwickeln; es wird gewöhnlich vor oder nach ihrem Auftreten von ihnen erzählt. Von solchen historischen Personen lernen wir folgende kennen: Maria Theresia und deren Gemahl Franz Stephan von Lothringen, Prinz Karl von Lothringen, die Feldherren Khevenhüller, Lobkowitz, Königsegg, Traun, Brown, Bathiany, Radasdy, Hohenems, Piccolomini, Cordova, Graf Ahlefeld, den Leibarzt v. Swieten, den Parteigänger Trenck, Desöffy, Simbschen, Cognazzo, Friedrich den Großen, Schwerin, Anhalt und Dessau, Ziethen, Nassau, Möllendorf, Knaut, Kreuz, Einsiedel, Karl Albrecht, Törring, Seckendorf, Ludwig XV., Belle-Isle, Broglio, den Marschall von Sachsen, Maillebois, Delieuville, Hernoville, Danois, Chevert, den Gesandten Valori, die Marquise Pompadour, Rulowsky, Weißenfels, Polenz. Von den Nebenpersonen sollen auch einige unter wirklichen Namen jener Zeit figuriren. Der Verf. hat sich also der Wahrheit so viel als möglich beflissen, jedoch die Poesie gar zu sehr aus dem Auge gelassen. Es gibt weder lebendige Schilderungen von Natur- und Liebesscenen noch Schlachtengetümmel. Ref. wäre der Ansicht, daß der Autor mehr Talent zu einem rein historischen Werke als zum Belletristischen hätte. Dessenungeachtet werden gewiß seine Landsleute, die Böhmen, dankbar sein für detaillirte Schilderung der Kriegsereignisse in ihrem Lande; es wird fast jeder Ort, jedes Dorf bezeichnet, wo die feindlichen Kriegsvölker auftraten und lagerten. Der Verf. wollte im Vaterlande Nichts unerwähnt lassen was für Publicum und Geschichtsforscher interessant sein könnte; auch sollten Städte und Gemeinden erfahren was sich in ihrer Nähe zutrug, indem das Volk jetzt Nichts mehr von jenen Ereignissen weiß. Die Ereignisse nun, die historischen Personen, sowie die politische Anschauung sind verschiedenen Geschichtswerken, welche der Autor als Quelle bezeichnet, entlehnt; sie sind an und für sich nicht neu, doch gibt es gewiß manche Leser denen sie neu sind.

2. Der letzte Krieg von Polen. Geschichtliche Erzählung von Eduard von Schaden. Berlin, Schröter. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stanislaus Poniatowski's Lebensgeschichte enthält das vorliegende Werk. Er tritt zuerst in Petersburg auf, wo die Großfürstin Katharina auf ihn aufmerksam wird, und ihm ihre Liebe zuwendet. Durch ihre Protection wird er Gesandter in Petersburg, und die Liebesintrigue geht ihren Gang, bis der Großfürst Peter sie stört. Poniatowski muß endlich Petersburg verlassen, da er seines Lebens nicht mehr sicher ist. Das Liebesverhältniß wird hier ernsterer Art dargestellt als die übrigen derartigen Verhältnisse Katharinens. Peter's Tod, Katharinens Thronbesteigung werden umständlich mitgetheilt. Poniatowski würde ganz in den Hintergrund zurücktreten, wenn er nicht Katharinen Gelder zuschickte, deren sie zu ihrem ehrgeizigen Vorhaben bedarf. Diese Gelder entnimmt er einem Schatz den er in einem alten Gemäuer nach langem peinlichen Suchen findet. Die dankbare Katharina läßt ihren Geliebten nicht nach Petersburg kommen, sondern macht ihn zum König von Polen. Russische Intriguen, Widersprüche der Polen, Wähler und Wahltag werden geschildert. Poniatowski ist König, und wird als ein weiser, milder, aufgeklärter König, wie die civilisirtesten Staaten des 19. Jahrhunderts kaum einen aufzuweisen haben, dargestellt. Katharina besucht den Liebling einige mal, und verbietet ihm zu heirathen. Trotz der eigenen zahlreichen Untreuen ist sie eifersüchtig. Poniatowski verliebt sich aber in ein Zigeunerkind, welches eigentlich eine geraubte Gräfin ist, und will sich mit ihr vermählen. Die Eifersucht einer Polin, die für ihre Tochter den Thron begehrt, vergiftet die Geliebte des Königs, was Letztern in Verzweiflung stürzt. Jetzt beginnt Poniatowski's Glück zu wanken: Verschwörungen werden gegen ihn geschmiedet, die Polen zeigen sich in ihrem wahren intriguanten Nationalcharakter, des Königs Leben wird bedroht; endlich hilft noch Katharina zu seiner Absetzung, nachdem er selbst in gezwungener Freiwilligkeit dem Throne entsagt hat. Er beschließt seine Tage in Petersburg. Schwach an Charakter, am Luxus hängend, erbittert gegen Menschen und Leben, verscherzt er am Ende des Romans das Interesse welches er am Anfang desselben erregte. Die von Zeit zu Zeit erscheinende, in schlechten Versen sprechende Ahnenfrau wirkt störend in dem historischen Roman, welcher eigentlich auf das einfache Erzählen angelegt ist. Die Liebesscenen gelingen dem Autor weniger als die historischen Ereignisse. Der Autor selbst ist indeß nicht mehr, und sein Sohn Eduard v. Schaden ist nur Herausgeber, was er in der Vorrede und in einigen matten Versen dem Leser mittheilt. Der vorliegende Roman ist ganz geeignet die Lesewelt zu interessiren, und vorzüglich in der jetzigen Zeit; manche Erscheinungen der polnischen Geschichte wird er deuten und das verscherzte Paradies der Polen erklären.

3. Charlotte Corday. Gemälde aus Frankreichs erster Revolution, von Friedrich Eisele. Erfurt, Hennings und Hopf. 1848. 8. 15 Ngr.

Die bekannte geschichtliche Thatsache ist hier mit romantischer und politischer Ausschmückung erzählt. Es scheint, daß Charlotte Corday hiermit den deutschen Frauen als Muster aufgestellt wird. Charlotte Corday verkehrt in Paris mit einem deutschen Philosophen, und Beide tauschen untereinander in schwülstigem Stil ihre Freiheitsgedanken aus. Im Kerker spricht Charlotte zum Freund: „Die Monarchie, oder mit andern Worten die Knechtung und Schmach der Völker, hat sich überlebt! Sie ist reif zum Urtheilsspruch der Nationen! An der Wurzel dieses Giftbaums, unter dessen tödtlichem Schatten und Dünsten die Völker Jahrhunderte lang geschmachtet, nascht schon die Art der ewigen Gerechtigkeit! Er wird und muß fallen, auf daß die Völker in der gesunden Luft der Freiheit und im Sonnenlicht der Liebe wandeln und erstarken können!! Frankreich ging darin Europa voran — dieses wird früher oder später nachfolgen! Die Monarchie hat, wie die Geschichte lehrt, nur Unheil, Elend und Verderben über die Völker ge-

bracht: wahres Volkswohl kann erst dann gedeihen, wenn es keine Fürsten mehr gibt! Nur in der Republik kann es erblühen!! Die Völker aber müssen sich selbst durch Thatkraft von ihren Unterdrückern befreien! Doch nur durch die Erkenntniß der Wahrheit, durch die Erkenntniß ihrer Schmach und ihres heiligen Rechts werden sie frei werden!! Mein Geist wird über sie kommen und sie bewaffnen!!" Auch von der Religion hat Charlotte Corday ihre eigenen Ansichten. „Religion und Volkswohl sind Eins", sagt sie, „Aufopferung für das allgemeine Wohl ist die zur That gewordene lebendige Religion." Wir hoffen, daß eine sehr jugendliche Feder das vorliegende Werk schrieb. Als Roman ist es von geringem Interesse, da Jeder die Geschichte kennt, und diese durchaus nicht in besonders anziehendem Gewand gekleidet ist. Als Politik hat es ebenfalls keinen Werth, und ist von jener liberalen, radicalen Färbung, welche in der neuesten Zeit für gewisse Parteien die Schlagworte schmiedet, ohne zu ahnen was diese Zeit zu gewähren und zu entziehen vermag. 5.

Das Anagramm.

Obschon das Anagramm in ästhetischer Hinsicht unleugbar eine Spielerei ist, und weil das Jahr 1848 zu Nichts weniger Sinn und Zeit hat als zu Spielereien, Sammlungen von Anagrammen gleich der eines Johann Mautner („**Rosa verniaca**", Rostock 1636), eines Jacques de Fonteny („**Anagrammes et sonnets**", 1606), eines Stender („**Anagrammata latina et germanica**", Braunschweig 1673) heutzutage kein sonderliches Glück machen würden, so kann es doch zur Erholung, zur „Erheiterung des Gemüths" dienen, beim Lesen eines Aufsatzes über das Anagramm im „**Athenaeum**" sich in eine Zeit zu versetzen die trotz ihres Sinnes für Spielerei am Ende nicht schlechter war als die gegenwärtige. Jener Aufsatz lautet im Auszuge:

„Es kann nicht überraschen, daß im 16. und 17. Jahrhunderte, wo wie jetzt die Synthese, so die Analyse auf jeden Zweig des Wissens angewendet wurde, die Sitte aufkam, aus Worten klarster Bedeutung, besonders aus solchen die dem Schwärmen fürs Mysteriöse, einer in der Menschenbrust damals ebenso starken Leidenschaft wie je, Vorschub leisteten, neue und auffallende Combinationen aufzustellen. Daher waren jene Tage die Blütenzeit des Anagramm, in seiner Definition die Versetzung der Buchstaben eines Namens zur Hervorbringung eines oder mehrer Worte, welche dem Träger desselben zu Nutz oder Schaden gereichen. Durch den Proceß mathematischer Combination geben die Buchstaben des Alphabets, wenn mit zwei und zwei, drei und drei und so fort combinirt, eine Zahl Combinationen deren Ausdruck 34 Ziffern erfodert, nämlich 1391724288887252999425128493402200. Die Worte der Verszeile: «**Tot tibi sunt dotes, virgo, quot sidera coelo**», lassen sich auf 1022 verschiedene Arten combiniren. Indessen thut diese mathematische Nothwendigkeit dem Scharfsinne der literarischen Spielhänschen des 16. und 17. Jahrhunderts keinen Eintrag. Gleich der Astrologie war das Anagramm Product einer geachteten und salarirten Kunst. Ludwig XIII. gewährte seinem Anagrammatisten ein Jahrgeld von 1200 Livres, und der begünstigte artiste — Billon hieß er — der seinen Titel: «königlicher Anagrammatist» wahrscheinlich für gleichbedeutend hielt mit dem «königlicher Prophet», gewann sich unsterblichen Ruhm durch eine Reihe in Anagrammen verfaßter Prophezeiungen."

„Wenn es auch scheint, daß der Franzose Drouat unter der Regierung Karl's IX. die Spielerei zuerst aufgebracht, so steht doch fest, daß Lykophron, der unter Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 280 Jahre vor Christo, lebte, die Kunst Anagramme zu bauen gekannt hat. Canterus in seinen «Prolegomena» erwähnt zwei derselben: eins auf den Namen des Königs *Πτολεμαιος* durch Versetzung in *απο μελιτος* — aus Honig — zur Andeutung der Sanftmuth und Milde dieses Fürsten, das andere auf Königin *Αρσινοη* durch Ummwandelung in *Ιον Ηρας*, Juno's Veilchen.... Aber das glücklichste aller Anagramme ist das aus der von Pilatus an Jesus gestellten Frage: «**Quid est veritas?**» — Versetzung der Buchstaben gibt die Antwort: «**Est vir qui adest**»...."

„Im 16. und 17. Jahrhunderte erreichte die Kunst ihre höchste Ausbildung als Mittel den Großen zu schmeicheln, und den Gegner zu verspotten. So wurde Logica in Caligo verwandelt, und als Calvin seine gewaltigen Institutionen zu Tage förderte, unterzeichnete er sich Alcuinus, ein historischer Name in den Annalen der Gelehrsamkeit, anagrammatisch entstanden aus dem kahlen Calvinus.... Später bedienten sich Huyghens, Galileo und Newton beim Veröffentlichen ihrer Entdeckungen des Anagramms, und unter den Mathematikern wurde der Gebrauch ziemlich allgemein. Manche Anagramme beweisen großen Scharfsinn. Eins auf Versailles griff der Thatsache vor; es hieß: Ville sera. Im Namen des Mörders Heinrich's III., Frère Jacques Clément, fand sich die Vorherverkündigung: «**C'est l'enfer qui m'a créé**». Aehnlicher Scharfsinn entdeckte in den Worten: «**Louis Quatorzième Roi de France et de Navarre**» die Prophezeiung: «**Va, Dieu confondra l'armée qui osera te resister**».... Ein leipziger Arzt, Andreas Rudiger, hatte sich bemüht aus seinem Namen ein Anagramm zu machen, und aus den Worten: Andreas Rudigerus, einen Beruf erklügelt, nämlich den: **arare rus Dei dignus**. Darin seine Mission zum geistlichen Stande erkennend fing er an Theologie zu studiren, und wurde bald nachher Hofmeister bei den Kindern des gelehrten Thomasius. Eines Tags sagte ihm dieser, er hätte lieber Arzt werden sollen. Rudiger bekannte, daß ihm Das auch lieber gewesen wäre, erwähnte aber das Anagramm seines Namens, und daß er darin die Stimme Gottes gehört Geistlicher zu werden. «Was für ein Pinsel Sie sind!» rief Thomasius. «Gerade das Anagramm Ihres Namens beruft Sie zur Arzneiwissenschaft. **Rus Dei** — was ist das anders als der Gottesacker? Und wer bestellt den besser als die Aerzte?» — Rudiger folgte dieser Auslegung seines Anagramms und wurde Arzt...."

„Unter allen Anagrammatisten waren die schnellwitzigen und viel verleumdeten Jesuiten die erfinderischsten und unerschöpflichsten.... Luther und Calvin kamen natürlich oft unter ihre Schere. So verwandelte der Jesuit Fuligati in seiner Lebensbeschreibung des Cardinals Bellarmin die Worte: «**Robertus Cardinalis Bellarminus e Societate Jesu**» in das prophetische Anagramm: «**Lutheri errores ac astutias Calvini omnes delebis**».... Ich weiß indessen nicht, ob nachfolgende schmucke Probe sinniger Bosheit in der langen Reihe literarischer und religiöser «Lieblichkeiten» ihres Gleichen hat. Sie findet sich in einem kleinen Buche, betitelt: «**Epigrammata in Haereticos**» (aus dem Jahre 1596) vom Jesuitendichter Andreas Frusius. Er nennt sein Product «**Elogium Martini Lutheri ex ipsius nomine et cognomine**». Und was für ein elogium! Zu bemerken ist, daß die Namen perpendicular stehen, und der exegetische Commentar des Jesuiten horizontal — eine todte Fläche raffinirter Bosheit. **Ecce Crispinus.**

Magnicrepus, **m**endax, **m**orosus, **m**orio, **m**onstrum,
Ambitiosus, **a**trox, **a**stutus, **a**postata, **a**gaso,
Ridiculus rhetor, **r**abiosus, **r**abula, **r**aptor,
Tabificus, **t**umidus, **t**enebrosus, **t**ransfuga, **t**urpis,
Impius, **i**nconstans, **i**mpostor, **i**niquus, **i**neptus,
Nycticorax, **n**ebulo, **n**ugator, **n**oxa, **n**efandus,
Ventosus, **v**anus, **v**ilis, **v**ulpecula, **v**ecors,
Schismaticus, **s**tolidus, **s**eductor, **s**imia, **s**curra,
Lascivus, **l**eno, **l**arvatus, **l**atro, **l**anista,
Ventripotens, **v**ultur, **v**inosus, **v**appa, **v**oluptas,
Tartareus, **t**orris, **t**empestas, **t**urbo, **t**yrannus,
Haeresiarcha, **h**orrendus, **h**ypocrita, **h**ydra, **h**ermaphroditus,
Erro, **e**xecrandus, **e**ffrons, **e**ffrenis, **e**rynnis,
Retrogradus, **r**eprobus, **r**esupinus, **r**ana, **r**ebellis,
Vesanus, **v**arius, **v**eterator, **v**ipera, **v**irus,
Sacrilegus, **s**athanas, **s**entina, **s**ophista, **s**celestus."

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 324. — 19. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Ein anderer Zeitgenosse und Nachahmer Encina's war Diego de San-Pedro. Zwar hat Moratin der dramatischen Ekloge in dessen „Cuestion de amor“ gedacht und sie ganz abgedruckt, aber als des Werkes eines „Anónimo“, und weder er noch der jüngste Herausgeber von seinen Werken (in der „Biblioteca de autores esp.“) haben diese Anonymität berichtigt, was um so mehr zu bewundern ist, als in der historischen Einleitung zum dritten Bande der gedachten „Biblioteca“ Diego de San-Pedro als der Verfasser der „Cuestion de amor“, des „Cárcel de amor“ und anderer Liebesromane namentlich angeführt wird. Wir haben von ihm an einem andern Orte (in den wiener „Jahrbüchern der Literatur“, CXXII, 96 fg.) ausführlicher gesprochen, und dort auch nachgewiesen, daß die k. k. Hofbibliothek eine bis jetzt unbekannt gebliebene Ausgabe der „Cuestion de amor“ von Toledo 1527 besitzt, die eine noch frühere voraussetzen läßt, wodurch also Moratin's Annahme, die Abfassung dieses Werkes um 1514 zu setzen, bestätigt wird. Moratin lobt Sprache, Stil und Versification dieser dramatischen Ekloge; aber an Frische und Lebendigkeit der Darstellung steht sie weit hinter denen von Encina und Lucas Fernandez, und verfällt ganz in den sentimentalen, gesucht spielenden Ton der höfischen Kunstdichtung jener Zeit. Sie nähert sich noch am meisten den obenerwähnten „Coplas de Fileno y Zambardo“ des Encina, und ist gleich diesen in versos de arte mayor.

Bevor wir zu dem dritten unmittelbaren Nachahmer Encina's, dem Portugiesen Gil Vicente, übergehen, müssen wir, der Anordnung Hrn. v. Schack's folgend *), der berühmten dramatischen Novelle „Celestina“ erwähnen; aber auch nur erwähnen, da wir unsere Ansichten darüber in Nr. 213—217 d. Bl. f. 1845 bereits umständlich mitgetheilt haben. Hr. v. Schack stimmt in den „Zusätzen“ (zu Ende des dritten Bandes) unserer dort aufgestellten Meinung bei, daß dieses Werk nur von Einem Verfasser, Fernando de Rojas, herrühre. Der „Vater des portugiesischen Dramas“, Gil Vicente, muß auch in der Geschichte des spanischen einen Platz finden, nicht nur weil sich Encina's Einfluß auf ihn durch äußere und innere Zeugnisse *) nachweisen läßt, sondern auch weil er einen großen Theil seiner Stücke in castilischer Sprache geschrieben hat, und, wie Hr. v. Schack es wahrscheinlich macht, diese wol auch in Spanien zur Aufführung gekommen sein mochten, jedenfalls aber auch hier bekannt und einflußreich geworden sind. Daß aber Gil Vicente viele Stücke in castilischer Sprache geschrieben, geschah weder aus besonderer Rücksicht für die Königin Beatriz, die eine spanische Prinzessin war, noch, wie Hr. Rapp glaubt, weil das Castilische in Portugal als „Bauernsprache“ gegolten habe, und daher vorzugsweise zu „rustiken“ Scenen gebraucht worden sei; sondern im Gegentheil, weil durch den poetischen Hof Johann's II. von Castilien die Sprache dieses Landes auf der ganzen Pyrenäischen Halbinsel und daher auch in Portugal vorzugsweise auch die von den höfischen Kunstdichtern gewählte war, wenn sie in nationalen Rhythmen (im Gegensatz zu den lemosinisch-galicischen) dichten wollten: wie denn die meisten portugiesischen Kunstdichter jener Zeit auch in ganz höfischen Minneliedern sich der castilischen Sprache bedient haben. So hat denn auch Gil Vicente besonders dann Castilisch geschrieben, wenn er versos de romance oder versos de arte mayor (die Hr. Rapp Amphibracher nennt) gebrauchen wollte. Außer dem speciellen Einfluß Encina's, der sich am meisten in Gil Vicente's Schäferspielen zeigt, ist auch an ihm der allgemeine der kirchlichen und volksthümlichen Spiele des Mittelalters überhaupt, der Mysterien und

*) Die Anordnung ist allerdings chronologisch richtig; pragmatischer schiene es uns die „Celestina“ unmittelbar dem Lope de Rueda voranzustellen, da sie die Richtung, als deren Haupt dieser gilt, zunächst angebahnt hat.

*) Die Portugiesen selbst geben diese Nachahmung Encina's zu; so schon ausdrücklich ein Zeitgenosse Gil Vicente's, der portugiesische Dichter Garcia de Resende (in der von Hrn. v. Schack in den „Zusätzen“ am Ende des dritten Bandes angeführten Stelle), und die neuesten Herausgeber von Gil Vicente's Werken, die Portugiesen Barreto-Feio und Monteiro (Hamburg 1834), weisen oft wörtlich nachgeahmte Stellen aus Encina's Stücken nach. Vergl. auch über Gil Vicente den Aufsatz von M. Rapp in Prutz' „Literarhistorischem Taschenbuch“, 1846, und „Quarterly review“, December 1846. Im J. 1848 soll der bekannte portugiesische Dichter Almeida Garrett eine neue Ausgabe von Gil Vicente's Werken zu Lissabon begonnen haben.

Farcen, ersichtlich, ohne daß man, wie Hr. v. Schack mit Recht bemerkt, einen nähern der französischen Mysterien anzunehmen braucht, wiewol nicht zu leugnen ist, daß Gil Vicente auch mit der französischen Bühne bekannt war. Seine dramatischen Werke wurden schon in der ersten Ausgabe (1562) unter folgenden Rubriken gegeben: 1) „Obras de devoção“; 2) „Comedias“; 3) „Tragicomedias“; 4) „Farças“. Doch enthält nur die erste Rubrik eine von den andern wesentlich verschiedene Gattung, die der eigentlich geistlichen Spiele, die auch alle schon „Auto“ genannt werden, und nicht nur dem Namen nach, sondern auch in vielen charakteristischen Grundzügen mit den spätern Autos zusammenstimmen. Die „Tragicomedias“ sind eigentlich Fest- und Gelegenheitsspiele, scheinen schon einen bedeutendern scenischen Apparat erfodert zu haben, und möchten sich noch am ersten den spätern „Comedias de ruido“ vergleichen lassen. Zwei derselben behandeln Stoffe aus den Ritterromanen, dem „Amadis“ und „Primaleon“, und zeigen den schon damals beginnenden Einfluß der Novelle (im spanischen Sinn mit Einschluß des Romans) auf das Drama. Novellenartig sind auch mehre der „Comedias“, doch stellen auch sie meist Scenen aus dem Alltagsleben dar, und unterscheiden sich höchstens durch ihre Verbindung mit romantischen Elementen und größern Umfang von den „Farças“. Die diesen Namen führenden Stücke sind nicht immer Farcen im modernen Sinn; denn, wie bemerkt, wurde Farsa sowie Comedia und Representacion damals noch generisch für dramatische Compositionen überhaupt gebraucht, und unter denen des Gil Vicente finden sich mehre die ebenso gut Tragicomedias heißen könnten, wie „Farça chamada Auto da Fama“ oder „Farça chamada Auto da Lusitania“, und andere verdienen mehr den Namen „Comedia“ als die unter dieser Rubrik aufgeführten Stücke, wie die „Farça de Inez Pereira“, das dem Plane nach vollendetste Stück des Gil Vicente. Die meisten Farcen derselben sind freilich nur lose aneinandergereihte possenhafte Scenen aus dem Volksleben, die durch derbe Frische und naturwahre Auffassung an die extemporirten „Juegos de escarnio“ erinnern, und den Uebergang zu den spätern „Pasos“ und „Entremeses“ bilden. Vergleicht man im Ganzen Gil Vicente mit seinem Vorbild Encina, so muß man in dem Erstern einen Fortschritt der Kunst anerkennen; er ist nicht nur mannichfaltiger und erfindungsreicher, sondern weiß auch schon besser die poetischen Momente herauszufinden und sie dramatischer zu gestalten. Auch lassen seine Stücke schon einen viel bedeutendern Aufwand für die mise en scène voraussetzen.

Haben die bisher genannten Dichter noch mehr unbewußt die ersten Schritte gethan das spanische Drama künstlerisch zu gestalten, so tritt es uns in selbstbewußtem Streben, mit bestimmt ausgesprochener Eigenthümlichkeit und in seinen beiden Hauptrichtungen in Torres Naharro und Lope de Rueda entgegen, mit denen daher auch öfter die Geschichte des eigentlichen Kunstdramas in Spanien begonnen worden ist.

Torres Naharro war zwar ein Zeitgenosse des Encina, und kann diesen recht gut persönlich gekannt haben, da Beide zu gleicher Zeit in Rom lebten (Torres Naharro ließ um 1517 dort zuerst seine Stücke aufführen, und Encina gab ebenda 1521 seine „Tribajia“ heraus); auch ist sein „Diálogo del Nacimiento“, ein Gespräch zwischen Hirten und Pilgern, fast ohne alle eigentliche Handlung, noch ganz in der Art von Encina's Hirtenspielen, und seine Komödien „La Soldadesca“, „La Tinelaria“ und „La Jacinta“ sind Sittenschilderungen aus dem wirklichen Leben in so lose und so willkürlich aneinandergereihten Scenen, daß sie sich kaum noch über ähnliche Stücke des Gil Vicente erheben. Ebenso ist seine „Trofea“ ein den Tragicomedias des Letztern ganz ähnliches Festspiel; aber in seinen übrigen Stücken: „La Serafina“, „La Himenea“, „La Aquilana“ *) und „La Calamita“, hat das spanische Drama einen ungeheuern Fortschritt gemacht. Zwischen diesen und denen seiner Zeitgenossen scheint ein halbes Jahrhundert zu liegen, und wir sehen in ihnen schon alle Grundzüge der spätern Comedia aus der Blütezeit der spanischen Bühne, besonders des „género novelesco“, ausgeprägt. Durch diese kann Naharro als der Protagonist jener Richtung gelten, die man die idealisirende, im Gegensatz zu der realistischen, nennen könnte, in welcher eine reiche Erfindung geschmückt mit allen Blüten der Phantasie, mit allen Reizen der Poesie das Hauptziel war. Hr. v. Schack charakterisirt die Eigenthümlichkeiten dieser Stücke und ihr Verhältniß zur spätern spanischen Bühne so treffend, daß wir diese Stelle hierhersetzen wollen:

> Suchen wir, bei einem allgemeinen Rückblick auf die bisher betrachteten Stücke, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, durch welche sich in ihnen die Form des Schauspiels ankündigt die sich nachher als die dem spanischen Geiste am meisten entsprechende erwies, so stellt sich etwa Folgendes heraus. Die Intrigue wird als Hauptmotiv des dramatischen Interesses gebraucht, wobei Zeichnung der Charaktere nur insofern in Betracht kommt als sie jener dient. Hiermit in Verbindung steht eine große Vorliebe für Situationsschilderungen und das Wegfallen jedes directen moralischen Zwecks; dicht neben den Ernst drängt sich der Scherz, meist als Parodie von jenem; beide aber bedienen sich derselben zierlichen Versformen; bei jeder Gelegenheit bricht die Lyrik in starken Klängen hervor; in den Vorwürfen endlich für die Naharro eine besondere Neigung gehabt zu haben scheint lassen sich schon die Grundzüge jener Argumente erkennen die später so oft auf der spanischen Scene wiederholt werden sollten, jene Liebesabenteuer mit ihren stürmischen Galanen, ihren liebesüchtigen und verschlagenen Damen, ihren hochfahrenden Vätern und Brüdern, die stets den Dolch gezückt halten, um die Flecken der Ehre in Blut abzuwaschen, sich aber zuletzt noch leicht genug besänftigen lassen.

Daß aber Naharro mit mehr Selbstbewußtsein als seine Zeitgenossen die dramatische Kunst auszubilden suchte, beweisen die seinen Stücken vorausgeschickten theoretischen Bemerkungen, die für die Geschichte des spanischen Dramas von höchstem Interesse sind. So bestimmt er darin

*) Für deutsche Leser ist es nicht uninteressant zu bemerken, daß in diesem altspanischen Stücke sich das Vorbild unsers Lustspiels „Der Puls“ findet.

den Unterschied zwischen Tragödie und Komödie, und definirt treffend das Wesen der spanischen Comedia, die ihm eben nur „als eine sinnreiche Verwickelung interessanter und glücklich endender Begebenheiten" erscheint. Ferner unterscheidet er zwei Gattungen von Komödien, Comedias á noticia oder solche die wirklich vorgefallene Begebenheiten behandeln, und Comedias á fantasia, deren Handlung rein erdichtet ist. So zeigt er unter Anderm auch die Nothwendigkeit der Eintheilung in fünf Acte; „er aber habe statt Acte den Namen Jornadas (Tagreisen) angewandt, weil sie ihm die meiste Aehnlichkeit mit Stationen (descansaderos) zu haben schienen", woraus man den nähern Ursprung *) und Sinn dieser nachher in Spanien allgemein angewandten Benennung ersieht. Noch muß einer Eigenthümlichkeit von Naharro's Stücken erwähnt werden, da sie auch durch diese für die Folge maßgebend wurden. Er setzt nämlich jedem Stücke ein Introito und ein Argumento vor. Jenes ist ein oft mit dem Stücke in gar keinem Zusammenhange stehendes burleskes Vorspiel, worin eine komische Person (meist ein Bauerntölpel) unter allerhand Späßen die Zuhörer um Aufmerksamkeit für das folgende Stück bittet. Das Argumento gibt darauf einen kurzen Abriß der Handlung welche dargestellt werden soll. Aus diesen beiden Prologen haben sich später die der spanischen Bühne eigenthümlichen Vorspiele: „Loas", gebildet. Aus alle Dem ist ersichtlich, welchen bedeutenden Einfluß die Werke Naharro's auf die Entwickelung des spanischen Dramas haben mußten, wenn sie auch zuerst in Italien erschienen **), und dort früher als im Vaterlande zur Darstellung kamen, und trotzdem daß selbst ihr Wiederabdruck in Spanien einige Zeit hindurch (von 1545—73) durch die Inquisition verboten war. ***) Diesen Einfluß beurkunden verschiedene zwischen 1520—40 erschienene Comedias, die sich in Form und Stoff als Nachbildungen der Naharro'schen darstellen; dieser Einfluß zeigt sich wieder, als die Inquisition ihren Wiederabdruck, wenn auch mit Verstümmelungen, 1573 erlaubte. Hr. v. Schack sagt mit Recht:

Bald nach diesem Zeitpunkt nahm auch eine Form des Dramas, die in vielen wesentlichen Punkten mit der von Naharro erfundenen übereinstimmte, von den spanischen Theatern Besitz. Die größere Vollkommenheit und vielseitigere Ausbildung, in der diese Form hier erscheint, darf nicht hindern ihre Grundbeschaffenheit anzuerkennen; und man kann daher kaum umhin dem Eindruck den die wiedergeöffneten Werke des alten, fast vergessen gewesenen Dichters hervorbrachten einen Antheil an der Umwandelung der Schauspielpoesie gegen Ende des Jahrhunderts zuzuschreiben.

*) Der eigentliche fernere Ursprung dieser Benennung ist bekanntlich in den kirchlichen Spielen des Mittelalters zu suchen, deren Aufführung wirklich oft mehre Tage dauerte, und die daher in Journées (Jornadas) eingetheilt wurden, woher auch wol Naharro den Namen entlehnt hat, wenngleich er ihm eine andere Bedeutung und Anwendung gegeben und dadurch zu seiner Erfindung gemacht hat.

**) Naharro's Werke erschienen unter dem bescheidenen Titel „Propaladia" zuerst zu Neapel 1517. Moratin will zwar eine noch frühere Ausgabe, in demselben Jahr zu Rom gedruckt, besessen haben; Gallardo (a. a. O., S. 37) stellt aber die Wahrheit dieser Angabe geradezu in Abrede, indem er sagt: „El hecho de la verdad es que no hai tal impresion de Roma, ni aun pudo haberla en rigor critico." Außerdem stehen auch einige Romanzen von Naharro im „Cancionero de Romances".

***) S. meine Anzeige der „Biblioteca de aut. esp." in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", CXXII, 100, Anm. 1.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdiges aus der Regierung Georg's II. von England.

Eine ziemlich weit gehende Besprechung der „Memoirs of the reign of George the Second from his accession to the death of queen Caroline; by *John Lord Hervey;* edited from the original MS. at Ickworth, by *J. W. Croker*" (2 Bde., London 1848) leitet eine englische kritische Zeitschrift in folgender, dem Buche Beachtung erwerbender Weise ein: „Die vorliegenden Bände sind in jedem Betracht der werthvollste Beitrag zu unserer neuen englischen Geschichtsliteratur seit dem Erscheinen von «Pepys' diary» und «Walpole's memoirs». Abgesehen von einer gewissen Antithesenmanier ist der Stil gut; die Beobachtungen fließen aus erster Quelle, die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, und das Stoffliche bestätigt auffallend den Inhalt von Walpole's «Reminiscences, letters and memoirs». Verfasser ist John Lord Hervey, Pope's Lord Hervey, Sporus und Lady Fanny in des Dichters Satiren, Gemahl von Molly Lepel, «der Jugend jüngster Tochter, der süßen Lepell», derselbe Lord Hervey, dessen Freundschaft Lady Mary Wortley Montagu auf den berühmten Gedanken brachte das Menschengeschlecht in Männer, Frauen und Herveys einzutheilen, Königin Karolinens Vicekammerherr und, nächst Sir Robert Walpole, größter Vertrauter, Walpole's treuer und verlässiger Freund und Privatsecretair, und Verfasser einiger die Whigs vertheidigenden Flugschriften, von denen Horace Walpole sagte, «sie können sich mit irgendwelchen messen». Die Memoiren erstrecken sich über einen Zeitraum von 10 wichtigen Jahren, von der Thronbesteigung Georg's II. 1727 bis zum Tode der Königin Karoline 1737. Es leidet wol keinen Zweifel, daß Walpole und, wie Warton berichtet, Hans Stanley Einsicht davon genommen. Unglücklicherweise sind sie nicht ganz vollständig. Die Handschriften haben Lücken, keineswegs Schuld des Verf., sondern seiner Söhne, welche manche Enthüllungen für zu unschicklich hielten sie stehen zu lassen. Einer von Lord Hervey's Söhnen war Bischof von Derry und Graf von Bristol, und es ist leicht zu glauben wie entsetzt dieser sein mußte über die von seinem Vater graphisch und treu niedergeschriebenen Einzelheiten höfischer Liederlichkeit und Irreligion. Müssen wir daher auch den Verlust Dessen bedauern was kindliche Pietät vernichtet hat, dürfen wir deshalb nicht undankbar sein für Das was uns geblieben, und dürfen Dies um so weniger, da es den Charakter König Georg's II., seiner Gemahlin und seiner Maitressen in das richtige Licht stellt, und uns ein Bild gibt von einem Hofe welcher ebenso liederlich wie der Karl's II., aber unsers Bedünkens noch widriger war. Lord Hervey hatte ungewöhnliche Gelegenheit genau und ohne Unterlaß zu beobachten. Als Vicekammerherr der Königin wohnte er das ganze Jahr hindurch am Fuße der zu ihren Gemächern führenden Hintertreppe, und da er selbst sagt, daß Niemand mit allen Bewohnern öffentlich und insgeheim mehr verkehrt als er, müßte er taub und blind gewesen sein, um nicht Dinge gesehen und gehört zu haben von denen Viele seiner Zeitgenossen füglich Etwas nicht wissen konnten." 10.

Bibliographie.

Arnold, A., Die Seeräuber. Eine Geschichte voller interessanter Abenteuer. Zwei Bände. Leipzig. 8. 2 Thlr.

Gaupp, K. F., Praktische Theologie. 1ster Theil: Die Liturgik. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gumposch, V. P. und V. Fischer, Das Geschwornengericht. Handbuch für Richter, Anwälte und Geschworene. Nördlingen, Beck. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 6ter Band: Wullenweber. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Harring's, H., republikanische Gedichte. 1ster Band. 1stes Heft. Leipzig, Beyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Jung, A., Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Demokratischer Kalender für 1849. Herausgegeben von A. Freimund. 1ste und 2te Auflage. Mainz, Wirth. 8. 6 Ngr.

Meer und Schiff oder was hat ein Seemann zu wissen nöthig? Nebst einer Erklärung der in der seemännischen Kunstsprache vorkommenden Ausdrücke. Leipzig, O. Wigand. 16. 12 Ngr.

Niebuhr, B. G., Historische und philologische Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. 2te Abtheilung: Alte Geschichte nach Justin's Folge mit Ausschluß der römischen Geschichte. (2ter Band.) — A. u. d. T.: Vorträge über alte Geschichte. Herausgegeben von M. Niebuhr. 2ter Band: Griechenland bis zur Niederlage des Agis bei Megalopolis. Sicilien's Primordien. Der Orient bis zum Tode Alexander's des Großen. Philipp und Alexander von Makedonien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Perlen aus Shakspeare nach der Uebersetzung von Schlegel und Tieck. Aneinandergereiht von E. A. Frankfurt a. M., Zimmer. 16. 12½ Ngr.

Schmid, R., Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Trinius, C. B., Gedichte. Mit der Biographie des Verfassers nach seinem Tode herausgegeben von zweien seiner Freunde. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr.

Die Urkunden der Friedensschlüsse zu Osnabrück und Münster, nach authentischen Quellen, nebst darauf bezüglichen Aktenstücken, historische Uebersicht. Bücherkunde und Anmerkungen. Zürich, Hanke. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Oldenburgische Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg auf das Jahr 1849. 12ter Jahrgang. Oldenburg, Schulze. 8. 7½ Ngr.

Katholischer Volkskalender für 1849. Herausgegeben von W. Tangermann, mit Beiträgen von F. Hurter, H. Bone, S. Brunner u. A. IX. Jahrgang. Cöln u. Neuß, Schwann. 12. 10 Ngr.

Werne, F., Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil [1840—1841]. Mit einem Vorwort von C. Ritter. Mit 1 Karte und 1 Tafel Abbildungen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Entwurf einer Gemeinde-Ordnung für das Königreich Württemberg. Bearbeitet von der Organisations-Commission. Stuttgart, Metzler. 8. 7½ Ngr.

Entwurf eines Gesetzes über das Verfahren in Untersuchungssachen mit Geschwornen-Gerichten. Nebst den Motiven. Der Preußischen National-Versammlung eingereicht durch die Abgeordneten: v. Kirchmann. Kämpf. Schulze und 68 andere. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 Ngr.

Ergebnisse aus dem innern Geistesleben des Menschen in dem Gebiete des Magnetismus und Somnambulismus in auf die Jetztzeit bezüglichen Vorherbestimmungen und Aussagen entnommen von mehreren Somnambülen. Beobachtet und aufgestellt von Chr. H—t ms. Schneeberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Finger, H., Der christliche Glaube keine todte Theorie, sondern eine lebensvolle Wirklichkeit. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Geschichte der Wiener März- und Mai-Revolution, bis zu den Ereignissen des 23. August 1848. Nach eigenen Erlebnissen und authentischen Quellen geschildert. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Hellmar, H., Der Untergang der Civilisation eine Folge der Revolution. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Hoff, H., Meine Verhaftung, Einkerkerung und fortdauernde Gefangenhaltung zu Bruchsal wegen angeblichen Hochverraths durch die Presse und in einer Rede. Mit sachgemäßer Beleuchtung des wieder gültigen badischen Preß-Gesetzes von 1831. Mannheim, Schwan u. Götz. Gr. 8. 3 Ngr.

Hoffheinz, G. T., Ein Freundeswort an die Arbeiter unserer Provinz. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 1 Ngr.

Janson, J. D., Freundesstimme an alle Diejenigen, die nicht leicht ein Buch zur Hand bekommen, und doch über die jetzige Einrichtung unseres Staates gerne etwas lesen möchten. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 8. 1 Ngr.

Kaulfuß, A., Beitrag zur Kenntniß und Beurtheilung der diesjährigen polnischen Bewegung im Großherzogthum Posen. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Menzel, W., Deutschlands auswärtige Politik. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 7½ Ngr.

Merguet, A., Bemerkungen über die Trennung der Kirche vom Staate. Insterburg. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Bemerkungen über die Volks-Schule, deren Lehrer und ihren Zusammenhang mit der Kirche. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rippe, K. A., Verfassungs-Reform der evangelisch-lutherischen Kirche. In besonderer Rücksicht auf die Mecklenburgische Landeskirche. Ein Beitrag zur Verständigung. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 12½ Ngr.

Erster politischer Prozeß vor dem Geschwornen-Gerichte. Der Dichter Ferd. Freiligrath, angeklagt, durch sein Gedicht: „Die Todten an die Lebenden" die Bürger aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Verfassung umzustürzen. Verbrechen gegen §§ 102 u. 87 des Straf-Gesetzbuches. Nach den am 3. Oktbr. 1848 zu Düsseldorf stattgehabten Assisenverhandlungen ausführlich mitgetheilt von J. K. H. Nebst einem Anhang, eine kurze Mittheilung des politischen Prozesses gegen den Notariatskandidaten Jul. Wulff, auch wegen Aufreizung der Bürger zum Umsturz der bestehenden Verfassung. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 6 Ngr.

Rönne, v., Denkschrift die volkswirthschaftlichen Bestimmungen der nordamerikanischen Bundesconstitution betreffend. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Segnitz, B., Zur Hospital-Reform; wahre und beherzigenswerthe Worte. Hanau, König. Gr. 8. 4 Ngr.

Sluymer, J. F., Ausführlicher Bericht über die Lehrerversammlung zu Preußisch Eylau am 27. und 28. April 1848. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 3 Ngr.

Stehling, W. N., Die Soldaten-Excesse in Berlin, Schweidnitz, Mainz, Trier, Köln und Düsseldorf, in ihren Ursachen und Wirkungen volksthümlich dargestellt. Düsseldorf, Kampmann. 8. 1½ Ngr.

Ueber gemeinsame materielle Interessen im deutschen Bundesstaate, insbesondere bei Abgaben vom Verkehr und Verkehrsmitteln. Geschrieben im Monat August 1848. Frankfurt a. M. Gr. 8. 5 Ngr.

Weber, W., Betrachtungen über die neue Verfassung Deutschlands und deren Ausführung. München, Franz. Gr. 8. 4 Ngr.

Wohlfahrt, L., Die gerechte und billige Forderungen der evangelischen Kirche an die sich neu organisirende Volksschule. Eine Würdigung der Schrift: „Die Wünsche der Volksschullehrer. Zwei Fragen, beantwortet von einem evangelischen Geistlichen in Schlesien." Brieg, Schwartz. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., Die Trennung der Kirche von dem Staate und der Schule von der Kirche. Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 325. —— 20. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Dieses Verbot der Inquisition, wodurch Naharro's Werke auf eine Zeit lang in Spanien in Vergessenheit gekommen waren, und daher die eigentliche Zeit ihrer Entstehung mit der des erlaubten Wiederabdrucks verwechselt wurde, mag auch die Ursache sein, warum man schon zu Ende des 16. Jahrhunderts den Ehrennamen „eines Vaters des spanischen Nationaltheaters", der mit allem Recht Naharro gebührt, dem Lope de Rueda beigelegt hat.

Hr. v. Schack gibt jedoch, bevor er zu diesem übergeht, noch einige Notizen von dem „äußern Theaterwesen" und der „übrigen dramatischen Literatur" aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Er weist aus Zeugnissen nach, daß, wiewol das äußere Theaterwesen damals noch im Ganzen im Stande der Kindheit war, doch schon wandernde Schauspielertruppen und selbst bestimmte Locale zur Aufführung von Theaterstücken bestanden; wie zu Valencia seit 1526, wo schon die dem spanischen Schauspielwesen eigenthümliche Erscheinung sich zeigt, daß Hospitale aus der Vermiethung und Herrichtung von Theaterlocalen einen Theil ihrer Revenuen bezogen. Insbesondere wurden schon die Autos bei Festzügen und in den Kirchen mit größerm scenischen Apparat und einer Art von Luxus aufgeführt. Dazu bemerkt Hr. v. Schack:

> Bei einem allgemeinen Blick auf die Schauspiele dieser Zeit muß die große Menge von Gattungsnamen auffallen unter denen sie sich darstellen. Die Ueberschriften Comedia, Tragedia, Tragicomedia, Égloga, Coloquio, Diálogo, Representacion, Auto und Farsa könnten auf ebenso viele verschiedene Classen von Stücken schließen lassen. Allein man scheint bei Ertheilung dieser Benennungen ziemlich willkürlich zu Werke gegangen zu sein; ein bestimmtes Merkmal wenigstens, wonach die Stücke so oder so genannt worden wären, möchte sich schwer entdecken lassen. Nur der Name Auto (ursprünglich jede Handlung bezeichnend) wurde vorzugsweise für religiöse Darstellungen gebraucht.

Diese religiösen Autos blieben aber ein Hauptbestandtheil der dramatischen Literatur auch in jener Zeit. Hr. v. Schack vermuthete mit Recht, daß die von ihm und seinen Vorgängern gekannten Stücke der Art nur einen „sehr geringen Theil des ursprünglichen Vorraths" ausmachten. Seitdem hat die Nationalbibliothek zu Madrid eine für die Geschichte des spanischen Dramas überaus kostbare Handschrift aus dem 16. Jahrhundert erworben, welche 95 solche vor der Zeit Lope de Vega's abgefaßte Stücke enthält. Der gelehrte Vorsteher jener Bibliothek, Don Eugenio de Tapia, hat zuerst im „Museo literario" von 1844 das Verzeichniß dieser Stücke und zwei ganze, eines in Versen und eines in Prosa, als Proben gegeben.*) Leider fehlen die ersten Blätter dieser Handschrift (früher im Besitz des Don Antonio Pórcel), und man kennt daher weder den Veranstalter dieser Sammlung noch dessen Quellen und die Namen der Verfasser; denn nur bei Einem Stücke: „Auto de Cain y Abel", wird als solcher Maestro *Ferrus* angegeben. Die meisten dieser Stücke haben die Ueberschrift „Auto", mehre nennen sich „Farsa sacramental" oder „Farsa del sacramento"**), zwei: „Coloquio" („Coloquio de Fenisa á lo divino en loor de nuestra Señora" und: „Coloquio de Fide ipsa."), und eines nennt sich schon „*Entremes* de las esteras"***), das auch, wie es scheint, das einzige unter den hier verzeichneten Stücken ist das keine geistliche Anwendung (á lo divino) hatte. Die übrigen haben nämlich alle geistliche Stoffe oder Tendenzen, und zwar die Autos Stoffe aus der Heiligen Schrift, während die Farsas meist Allegorien mit geistlicher Tendenz sind. Den Ueberschriften ist immer ein Personenverzeichniß, „Figuras", beige-

---

*) Das Verzeichniß ist wieder abgedruckt in den Zusätzen zu der neuen Ausgabe von Moratin's „Origenes" in der „Biblioteca de aut. esp.", II, 181—183; eine Beschreibung der Handschrift und Auszüge nach Tapia finden sich auch in Gil de Zárate's „Manual de lit.", parte II, tom. 2, S. 104—117.

**) Eines auch „Farsa del triunfo del sacramento". Man sieht, hier ist „farca" noch ganz im ursprünglichen Sinne von „farcita", d. i. Füllstück, bei kirchlichen Texten, vorzüglich in der Vulgairsprache gebraucht, und nur weil diese Füllstücke meist komischen Inhalts waren, um auch das Volk zu ergötzen, ging in der Folge dieser Name auf gemein komische Stücke oder Possen über.

***) Daß dieses Stück schon zu den Entremeses in der spätern allgemein üblich gewordenen Bedeutung dieses Gattungsnamens gehört habe, wird aus dem Personenverzeichniß (figuras) wahrscheinlich; denn es treten darin auf: „Melchora, Antona, un bobo, un lacayo, un bachiller, el amo de las mozas." Hier hätten wir also das älteste Document für den Gebrauch von „Entremes" in dieser Bedeutung. (S. die Anm. oben.)

fügt, und die beiden ganz mitgetheilten Stücke schicken ein „Argumento“ in Versen voraus. So das „Auto de los desposorios de Moisen. *Figuras*: Moisen, un bobo, dos villanos, un viejo y otro mozo, Séfora, Getrona, Getron su padre.“ Es ist in Prosa, das „Argumento“ aber in Versen, wovon wir die erste und letzte Strophe hierhersetzen wollen:

Aquí os traeré á la memoria,
si acaso atencion se tien
para que se entienda bien,
una divinal historia
del gran profeta Moisen.

— — — — —

Esta representacion,
será la que aquí harán;
pues para ello prestarán
la sosegada atencion,
y las faltas suplirán.

Das andere ganz in Versen abgefaßte Auto hat folgende Ueberschrift und Personen: „Auto de la residencia del hombre. *Figuras*: La justicia, la misericordia, la conciencia, el ángel de la guarda, el hombre, Lucifer, el mundo y la carne.“ Um von dessen Inhalt einen Begriff zu geben, setzen wir das „Argumento“ ganz hierher:

Generosa compañía,
cristiana y devota gente,
á quien honra y vida aumente
con quietud, paz y alegría
nuestro Dios omnipotente:

Aquí os traemos un dechado
de muy hermosa pintura,
adonde el autor procura
mostrar al vivo pintado
el bien á toda criatura.

El cual es, que al hombre humano
sale á acusar su conciencia
en la muy reäl audiencia
de nuestro Dios soberano,
dó se da justa sentencia.

Y el mísero pecador,
como ve que el bien se tarda,
mientras la sentencia aguarda,
nombra por procurador
á su ángel de la guarda.

Solo os piden atencion,
muy generosos señores,
autor y recitadores;
con el benigno perdon
si hobiere faltas ó errores.

Lucifer, die Welt und das Fleisch treten als Zeugen auf, und halten dem vor Gottes Richterstuhl angeklagten Menschen sein Sündenregister vor; der Schutzengel ermahnt diesen sein einziges Heil in der Beichte und in reuiger Buße zu suchen, worauf der Mensch fragt:

Y dígame hora, señor,
si yo agora me confieso
con contricion y dolor,
¿se deshará ese proceso
de mi culpa y de mi error?

Angel.

No solo se deshará,
pero dél no habrá memoria,
y tu conciencia estará
gozosa por la vitoria,
que por ti conseguirá.

Hombre.

¡Y qué! ¿aquestos no ternán
mas prohidia contra mí,
ni mas me perseguirán?

Angel.

Antes de envidia de ti
con gran vergüenza se irán.

Nachdem nun der Mensch ein reuiges Bekenntniß seiner Sünden abgelegt und die Barmherzigkeit sich noch insbesondere für ihn verwandt hat, begnadigt ihn die Gerechtigkeit. Das ganze Stück ist in Quintillas abgefaßt. So einfach aber auch die Handlung in diesen und wol auch in den übrigen Autos dieser Sammlung noch ist, so haben sie doch schon die charakteristischen Grundzüge jener wunderbaren Stücke die in Calderon ihren Höhenpunkt erreichten; auch hier erscheinen schon die Mysterien des Glaubens und die Symbole des Dogmas in dem leicht durchsichtigen, aber oft ingenios erfundenen Gewande der Allegorie, und die Prosopopöie erstreckt sich bis auf abstracte Begriffe, wie z. B. den des Gewissens (conciencia) u. s. w.*) Auch die Verbindung des Ernsten und Heiligen mit dem Komischen und Burlesken ist schon in den meisten dieser Stücke zu finden; denn in ihren Personenverzeichnissen fehlt selten der „Bobo“, das Vorbild des spätern „Gracioso“. Bei einem einzigen dieser Stücke ist ein Datum, nämlich die Erlaubniß zur Aufführung von dem Generalvicariat ausgestellt zu „Madrid den 28. März 1568“. Zwei andere weisen auf die Zeit ihrer Abfassung durch die Anführung eines „Lutheraners“ in ihren Personenverzeichnissen, die auch sonst so merkwürdig sind, daß sie hier stehen mögen: „*Farsa del sacramento*, llamado de los lenguajes. *Figuras:* El amor divino, un villano, un vizcaino, un portugués, un *luterano*, un francés, la justicia, la misericordia“; — „*Farsa sacramental* de la moneda. *Figuras:* Cristo, Baptismo, Sacerdocio, el concilio, la Iglesia, la ley vieja, la justicia, un *luterano*.“

Aus den von Tapia gegebenen Proben sieht man, daß diese Stücke sich durch Leichtigkeit und Lebendigkeit des Dialogs, eine freilich oft noch derbe Komik und schon durch größere Gewandtheit in Sprache und Versbau auszeichnen, und es wäre gewiß ein Gewinn für die

*) Als Beispiele dieser Personificationen sowie der bunten Mischung des Geistlichen und Profanen, ja selbst des Christlichen und Heidnischen mögen noch folgende Ueberschriften mit ihren Personenverzeichnissen dienen: *Auto* de los triunfos de Petrarca á lo divino. Figuras. La razon, la sensualidad, el amor, David, Adan, Sanson, Salomon, la castidad, cuatro doncellas, la muerte, Abraham, Absalon, Alejandre, Hércules, la fama evangélica, los cuatro evangelistas, el tiempo, los cuatro tiempos del año, Cristo, dos ángeles.“ „*Farsa sacramental* de las bodas de España. Figuras: Europa, España, Tiempo, Guerra, Igueracia, Hambre, Tristeza, Amor divino, la Fe.“

Geschichte des spanischen Dramas, wenn diese Handschrift ganz herausgegeben würde, wozu die Unternehmer der oft erwähnten „Biblioteca de aut. esp." Hoffnung machen. Schon durch die von Tapia bekannt gemachten Notizen und Auszüge sind nun mehre Thatsachen documentirt die Hr. v. Schack aus Mangel an Material mit gewohntem Scharfsinn nur conjecturiren konnte. Denn wenn er noch klagt: „Aus der ganzen Zeit von 1561 bis zu dem letzten Decennium des Jahrhunderts ist uns kein einziges geistliches Drama aufbewahrt; auch keine Notiz aus der sich auf die Beschaffenheit der verlorengegangenen schließen ließe": so sind wir durch diesen Fund aus gänzlicher Armuth zu verhältnißmäßigem Reichthum gekommen, und wir können nun, auf das Datum der Aufführung des obenerwähnten Stücks gestützt (1568), mit Bestimmtheit behaupten, daß die Aufführung der geistlichen Autos auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fortdauerte; wir können aus der Beschaffenheit der hier mitgetheilten und verzeichneten Stücke schon nachweisen, daß sie „außerhalb der Gotteshäuser" dargestellt werden mußten, daß sich in den „Farsas sacramentales" die „speciell allegorische Form des «Auto sacramental»" schon entwickelt findet, und daß die hier „Autos" genannten Stücke, die meist „Lebensgeschichten der Helden des Alten und Neuen Testaments, der Heiligen u. s. w. behandeln", in der That als die Vorläufer der später sogenannten „Comedias divinas" anzusehen sind. Nun dadurch das „Dunkel gehoben das über diesen Punkt der Entwickelung des spanischen Schauspiels lag", stellt sich nicht blos mehr „mit Wahrscheinlichkeit", sondern mit Gewißheit heraus: „daß die alten geistlichen Dramen sich in Spanien ebenso wie in Frankreich und England in zwei große Hauptmassen zerlegten, in historische Darstellungen der heiligen Geschichte (Mysterien oder Mirakelspiele) und in moralisch-allegorische Stücke (Moralitäten). Aus erstern sind dann die spätern Comedias divinas, aus letztern die Autos (in der Bedeutung welche diesem Namen nachher ausschließlich beigelegt wurde) hervorgegangen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Paris.

October 1848.

Gewiß gibt es nur wenig Beispiele in der Geschichte, daß eine Regierung mit solcher Waffengewalt sich umgeben hat wie die gegenwärtige Regierung der Republik in der Hauptstadt derselben. Der Contrast wird aber um so schneidender, wenn diese nur mittels einer sie umlagernden und bewachenden Heeresmacht bestehen könnende Gewalt „Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft" zu ihrem Wahlspruche machte. Und trotzdem, daß man diese erhabene Formel, diese neufränkische Reichsfirma in Paris über tausend Pforten und Thüren eingrub, an alle Schilderhäuser ꝛc. malte, gibt sich im praktischen Leben blutwenig von ihrem Geiste kund. Die heftigsten Leidenschaften wühlen unter der scheinbaren, nur durch die höchst bedenkliche Nähe von Massen bereiter Mordwehren erhaltenen Ruhe, und auf vielen Seiten ist man jeden Augenblick bereit „seinen Brüdern" ohne das geringste Bedenken die Köpfe en gros einzuschlagen. Lebte Diogenes gegenwärtig in „der Hauptstadt der civilisirten Welt", vielleicht würde er seine Laterne nehmen und am Tage mit derselben nach ein wenig Brüderschaft suchen, wie er vor Jahrtausenden auf die Entdeckung von Menschen ausging. Ob er so glücklich sein würde die Gesuchte zu finden, weiß ich nicht, aber mir gelang es ohne eine besondere Leuchte, wenn nicht die Freiheit — diese dürfte schwerlich jemals sich aus himmlischen Gefilden auf unsern Planeten in der Gestalt niederlassen wie sie viele ihrer Herolde im Geiste erschauen, und sie wären die Ersten welche ihr eiserne Fesseln anlegten — doch wenigstens Gleichheit und Brüderschaft aus dem Worte zur That geworden, und mit ihren Banden Tausende umschlingend, zu gewahren.

An einem der letzten Tage des so außerordentlich schönen Septembermonats machte ich einen Ausflug in eins der vielen Lager welche seit Juni in Paris und seinem Stadtgebiet entstanden sind, um die jugendliche republikanische Freiheit von neuem Hinten- und Vornausschlagen abzuhalten, und welche in diesem unabsehbaren Meere von Häusern und gegeneinander antobenden Principien und Begierden wie Inseln erscheinen, auf denen sich Ruhe und Eintracht niedergelassen haben. Zu meinem Besuche wählte ich das Lager zwischen Paris und St.-Denis. Beide Städte trennt eine große weite Ebene, la plaine de St.-Denis; durch diese Fläche ziehen sich, nahe hinter Lachapelle, ein an Paris sich unmittelbar anschließender Ort, die Paris umgebenden Festungswerke. An die Wälle lehnt sich auf der innern, Paris zugewendeten Seite das auf weiter Strecke ausgedehnte Lager. Als ich auf der die Schanzen und mithin das Lager durchbrechenden Straße von St.-Denis bis zum Lager gekommen war, und rechts und links auf den mit grünem Gras bedeckten Erdmauern und am Fuße derselben die weißen sich weit hinziehenden Zelte erblickte, wendete ich mich nach der rechten Seite zu der an ihrem von Stroh geflochtenen Schilderhause stehenden Schildwache und fragte: „Sentinelle, peut-on entrer?" „Demandez ça au sergent", gab sie zur Antwort. Der nahestehende Unteroffizier wartete aber meine Frage nicht ab, und sagte lachend zu einem dritten Soldaten: „He, Freund, der Ihr Nichts zu thun habt, führet doch diesen Mann." Der wackere Vorgesetzte wollte meine Bitte gern erfüllen, aber einem Untergebenen befehlen mich zu führen, dazu hatte er kein Recht, und ohne Begleiter durfte ich den Eingang nicht überschreiten; deshalb gab er seinen Wunsch scherzend zu erkennen. Der mir zum Führer bestimmte „troupier" entgegnete: er erwarte „eine Dame", da es aber schon spät sei und sie vielleicht nicht kommen werde, so wolle er mit mir gehen. Vielleicht war dieses halbe mir angedeutete Opfer nur ein Vorwand und kleiner Kniff, um der zu erweisenden Gefälligkeit einen höhern Werth zu verleihen, und ein angemessenes kleines Trinkgeld zu erzielen. Auf meine Entgegnung, daß es kein gewöhnlicher Dienst wäre, wenn ein ebenso tapferer als galanter französischer Soldat eine Dame im Stich lasse, um einen fremden Mann zu verpflichten, schmunzelte der vielleicht zukünftige Maréchal de France nicht wenig. Ob die gute Wirkung meiner Worte auf das Kriegerherz der in ihnen enthaltenen Schmeichelei oder dem in Aussicht gestellten Trinkgeld zu danken war, kann ich nicht entscheiden: genug, ich hatte einen rothhosigen Beschützer und Cicerone, und konnte meine Wanderung durch die Zeltstadt antreten.

Eine breite mit Kies bedeckte Straße schied das Lager von den Feldern, und vom Westen nach Osten auf derselben gehend hatte man rechts die Ebene, von der ein Theil zu Uebungsplätzen umgewandelt worden war, und links das Lager mit seinen leuchtenden, gleichförmigen, nach strengem Plane aufgespannten Wohnungen. Hinter diesen stieg der grüne Wall empor, auf welchem allenthalben noch einzelne Zelte und Schildwachen standen. Obgleich in dem ganzen Bereiche der Kriegercolonie in gewissen Entfernungen sich aus Stroh geflochtene Schilderhäuschen erhoben, welche viele Aehnlichkeit mit großen Bienenkörben hatten, und einige der dabei wachthaltenden Soldaten das Gewehr senkend mir zuriefen: „Votre permis, Monsieur?" welche Barrière sich jedoch sogleich auf die Antwort meines Begleiters: „Monsieur est avec moi", wieder öffnete, so bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Bewunderung, ja der Ehrfurcht über die hier waltende Ruhe, Einheit und Ordnung.

Wenn man wie ich seit sieben Monaten Zeuge gewesen war dieser unaufhörlichen Revolutions-Ebbe und -Flut, dieses endlosen Lärmens und Tobens, Vivatrufens, Schlachtenlieferns, Haranguirens und Protestirens, wobei auch der vernünftigste Mensch kaum einige Minuten zu Verstande kommen, und der Klügste nicht wissen konnte was der nächste Morgen Neues bringen werde, was man übrigens bis zur Stunde nicht weiß, und sehr wahrscheinlich lange noch nicht wissen wird: so muß es natürlich einen tiefen Eindruck machen, wenn nach einem Spaziergang von einer kleinen Stunde man sich mit einem male aus dem Chaos in die Mitte Tausender von Menschen versetzt sieht, die eng zusammen leben, mit Wenigem zufrieden, heiter und vergnügt sind, die sie leitenden Gesetze streng beobachten, und ihre Vorgesetzten ehren und lieben. Und daß Dies hier so war, davon gab das Ganze der improvisirten Waffenstadt und unzählige Einzelheiten in derselben den sprechendsten Beweis. Diese Genügsamkeit, Ruhe, Ordnung und Einfalt sind aber um so auffälliger, wenn die so gemeinsam Lebenden jede Stunde bereit sind ihre unbeschützte Brust den Kugeln des Feindes darzubieten, keinen Augenblick zu zögern ihr Höchstes, ihr Leben zu spielen, wenn es Ehre und Pflicht gebieten, oder wenn diese Menschen, wie man auf manchen Seiten zu sagen beliebt, „Werkzeuge der Tyrannei, Söldlinge der Unterdrückung" sind. Sonderbarerweise sind diese „Miethlinge" aber ziemlich uneigennützig und für ihre Dienste herzlich schlecht bezahlt. Gar viele der sogenannten Volksfreunde und Freiheitsklopffechter wären mit einem solchen Lohn nicht zufrieden, und stellen sich einen ganz andern in Aussicht für ihren Muth, der häufig obendrein nur darin besteht den erhitzten unwissenden Haufen zu Tollheiten und Abscheulichkeiten aufzureizen und anzuführen, und sich zu rechter Zeit aus dem Staube zu machen, wenn das Heldenunternehmen schlechten Ausgang zu nehmen droht.

Das Lager bot in seiner Regelmäßigkeit einen sehr freundlich heitern Anblick dar. Das Bunte des Soldatenfeldlebens ward durch die auf allen Seiten grünende Umgebung noch hervorspringender. Im Rücken des Lagers erhoben sich, wie gesagt, die hohen Graswände der Festungswerke, und vor der Zeltfronte breitete sich eine nach allen Richtungen weite grünbedeckte Fläche aus, an deren Ende in den Nebeln der Ferne ein Theil von Paris in unbestimmten dunkeln Massen auftauchte.

Erwähne ich nicht besonders der Haupt- und Nebenwege, welche sich regelmäßig kreuzend die Zeltmenge in Viertel und Unterabtheilungen schieden, der weniger einfachen und geräumigen Offizierszelte, der in den Erdboden gegrabenen Küchen rc., sondern nur in welchen freundlichen, oft naiven kleinen Werken und Zierden der hier Wohnenden Kunstsinn und Thätigkeitstrieb sich zu erkennen gaben. Der in seiner Leinwandbehausung von der übrigen Welt ziemlich getrennt lebende Soldat denkt sehr bald daran das Einförmige seiner Umgebung durch einigen Schmuck zu vermindern, und auch darin zeigt der französische Krieger Geschick und Erfindungsgeist. Ebenso gut er auf seinen Feldzügen tausend Mittel findet das Mißliche seiner jedesmaligen Lage zu verringern — ob Dies auf Kosten Anderer geschieht, kommt dabei freilich nicht in Betracht —, ebenso gut weiß er mit den gewöhnlichen und sehr beschränkten Mitteln seinem Aufenthalt wenigstens äußerlich eine gefällige Seite zu geben, wenn ihm Zeit dazu verstattet ist.

Vor den Zelten befanden sich in gewisser Entfernung hölzerne Gestelle, an denen die Gewehre stemmten; die Erde unter diesen Waffenlagern hatten die Soldaten mit den verschiedensten Gebilden bedeckt. Hier war es ein Gärtchen in Miniatur, dort ein Kreuz der Ehrenlegion und noch weiter ein Flammenherz von zwei Pfeilen durchbohrt u. dgl. Das Merkwürdigste an den kleinen Kunstwerken war aber, daß blos die Natur und nächste Umgebung den Verfertigern die Stoffe geliefert hatten. Die rothen Gegenstände waren z. B. aus nebeneinandergesteckten Hagebutten dargestellt, weiße, braune u. dgl. Theile durch so farbige Steinchen gebildet. Grün hatte frischer kurz verschnittener Rasen geliefert. In dieser Natur-Mosaik war ebenso sehr die Geduld womit sie zusammengestellt als die Wahl der Stoffe aus der sie bestand merkwürdig.

Auf den Seiten der Hauptwege, und da wo sich dieselben kreuzten, standen allenthalben kleine Denkmäler der verschiedenartigsten Formen, von Blumen, Rasenplätzen, solchen Bänken u. s. w. umgeben, wie sie die Freundschaft nicht selten „zu ewiger Erinnerung" in Stammbücher malt. Mit Ueberraschung bemerkte ich, daß die meisten dieser aus Stein verfertigten Säulen, Tempel, Forts Inschriften trugen, und daß diese Inschriften hier den Namen „Cavaignac", dort „Lamoricière" darstellten. Auf meine Bemerkung: beide Generale dürften sich der Liebe der Armee erfreuen, die ich meinem Führer machte, erwiderte dieser: „Mais oui, Monsieur, et ça ne peut être autrement, puisque ce sont des hommes braves et honnêtes." Und so wird es immer sein; der Soldat wird diejenigen seiner Führer lieben welche sich ebenso wol durch Biederkeit und Geradheit des Charakters als durch Tapferkeit auszuzeichnen wissen, was auch in den Gestirnen Freiheit lesende Astronomen, revolutionssüchtige Advocaten über solche Verblendung klagen und declamiren mögen. Und immer werden es ausgezeichnete Krieger sein die selbst erst gehorchen und dann befehlen lernten, die den Menschen nicht nach eigenem oder Gott weiß welchem Systeme, sondern in den tausendfachen Beziehungen des wirklichen Lebens beobachteten und studirten, welche vor Allen fähig sind das Ruder des Staatsschiffs mit kräftiger und erfahrener Hand zu ergreifen, wenn ein Theil der Mannschaft toll geworden ist, und Jeder mit einem andern Winde segeln will, und so das hin und her gestoßene Fahrzeug immer mehr Löcher bekommt, dem Untergange näher und näher zuschwankt, was auch durch und durch dreifarbige Dichter, singende und donnernde Heil- und Unheilverkündiger sich für Mühe geben mögen Dies anders zu machen.

Das ganze mich hier umgebende Leben und Treiben trug in hohem Grade das Gepräge der Gleichheit und Brüderschaft. Die großen Küchen bereiten für Tausende eine gleiche Speise, und jeder Gast erhält seine Portion Fleisch zugewogen. Jedes Zelt ist Eigenthum von 16 Brüdern, die hier auf einer Strohschicht schlafen. Alle kleidet ein Tuch von derselben Farbe. Selbst die auf den nächsten Feldern im Bayonnetfechten sich Uebenden hatten alle das rechte Bein mit einem Schnupftuche umwunden, um die gleich rothe Hose beim Niederfallen auf das Knie gleichmäßig zu schonen. Genug, was die Gleichheit betrifft, so scheint mir sie im Leben des Soldaten zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt zu sein, woran selbst Proudhon, Cabet u. Comp. ihre Freude haben müssen. Auch die Brüderschaft ist hier kein leeres Wort. Sie steht nirgend angeschrieben, dagegen aber gibt sie sich auf tausendfache Weise und fast in allen Beziehungen des Gemeinlebens kund. Wie verschieden auch diese Menschen in Hinsicht auf Temperament und Charakter sind, welchen Ständen und Classen sie auch früher angehörten, welche Bedürfnisse sie hatten, welche verschiedene Erziehung und Bildung sie erhalten haben: jeder gönnt seinem Nachbar und Nebenmann die ihm zukommende Portion des Nöthigen; er hält fest mit ihm zusammen in Freude und Leid, steht an seiner Seite in Todesgefahr, und schläft neben ihm wenn das mühselige Tagewerk beendigt ist. Beide bringen sich Rettung und Hülfe wo sie nöthig und möglich; denn nur durch brüderliches Zusammenhalten sind sie stark, wird ihr Loos erträglich, und erhält es so manchen Reiz. Und die im Feldlager geschlossene Brüderschaft erstreckt sich nicht selten weit über dasselbe hinaus. Nie werde ich vergessen, welche Freude es war, wenn vor vielen Jahren ein ehemaliger Waffengefährte meinen alten Onkel besuchte, und beide Männer bei einem Kaffee und einer Pfeife Taback sich erinnerten, was sie erlebt und erlitten, wie sie z. B. in Rußlands eisigen Ebenen eines Abends Beide in einen großen Sack gekrochen wären, um sich gegenseitig wärmend bei einer Kälte von 25—30 Graden sich vor dem Erstarren zu schützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 326. —— 21. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Wir haben hier, des Zusammenhangs wegen, etwas vorgegriffen, und kehren nun mit dem Verf. zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Die in dieser Periode bis auf Lope de Rueda erschienenen weltlichen Stücke sind theils verunglückte Nachahmungen der „Celestina", die, gar nicht zur Aufführung bestimmt, eigentlich mehr in das Gebiet des dramatischen Romans gehören; theils Nachahmungen und Uebersetzungen dramatischer Werke des classischen Alterthums, veranlaßt von der damals vorherrschenden humanistischen Richtung, von denen aber wol nur sehr wenige zur Aufführung kamen, und deren Einfluß ein rein literarischer blieb, wie die Arbeiten von Boscan, Villalobos, Perez de Oliva u. A.*); theils endlich solche — und diese sind die zahlreichsten — welche der von Gil Vicente und Torres Naharro eingeschlagenen Bahn folgten. Doch sind die letztern, den auf uns gekommenen Denkmälern nach zu urtheilen, weit hinter ihren Vorbildern geblieben, und darunter dürfte Castillejo's „Farsa de la Costanza", trotz der Roheit der Handlung, noch eines der merkwürdigsten Stücke gewesen sein.**) Hr. v. Schack fällt über die derartigen Stücke jener Zeit folgendes Gesammturtheil:

> Armuth an Erfindung, Mangel eines wahrhaft dramatischen Entwurfs, großer Hang zu Roheiten und Zweideutigkeiten und gänzliches Fehlen aller Poesie sind zu hervorstechende Schattenseiten aller dieser Versuche, als daß ihre theilweisen Vorzüge, Witz, fließende Diction und guter Versbau, dagegen schwer in die Wagschale fallen könnten. Nirgend begegnet man auch nur einer Scene die nicht selbst neben den schlechtesten des Gil Vicente und des Torres Naharro in Schatten träte.

Die Roheit und Zügellosigkeit dieser Stücke waren auch die Ursache, daß die Cortes von Valladolid 1548 darauf antrugen den Druck von unanständigen und sittenlosen Possen zu verbieten, und wir finden auch in den Indices der Inquisition mehre noch vor 1550 gedruckte, aber in Folge dieses Verbots gänzlich verschwundene Stücke verzeichnet.

Dieses Verbot, das, wie erwähnt, 1545 zum großen Schaden der spanischen Bühne auch die „Propaladia" des Torres Naharro traf, die damals vorherrschende humanistische Richtung der Gelehrten und Gebildeten, die Einführung des italienischen Geschmacks in die spanische Kunstpoesie, die Vorliebe Kaiser Karl's V. und seines Hofs, der überdies großentheils aus Ausländern bestand, für kriegerische Festspiele, und noch manche andere äußere Ursachen bewirkten, daß seit 1520 die literarische Cultur des Nationaldramas in Spanien statt Fortschritte nur Rückschritte machte, und gegen die Mitte des Jahrhunderts so sehr in Verfall gekommen war, daß das spanische Schauspiel fast nur mehr von den niedern Volksclassen und von solchem Publicum entsprechenden Dichtern gepflegt wurde.

Unter diesen Verhältnissen mußte ein Mann der nur in Etwas die Gewöhnlichkeit überragte, und vorzüglich den in Spanien nie ganz unterdrückten volksthümlichen Geschmack wieder zu heben verstand, schon Aufsehen machen, und konnte von seinen Zeitgenossen, bei denen Naharro durch das erwähnte Verbot in Vergessenheit gerathen war, für den wahren Begründer des spanischen Nationaldramas angesehen werden. Als solcher galt damals und selbst bis auf die neuesten Zeiten Lope de Rueda, als solchen haben ihn schon Cervantes, Antonio Perez und Agustin de Rojas gepriesen, und das Heer der Nachschreiber begann folglich mit ihm die Geschichte der spanischen Bühne.

Lope de Rueda (1544—67), zuerst Goldschläger in Sevilla und dann Director und Dichter (Autor) einer wandernden Schauspielertruppe, war allerdings seiner Stellung und Bildung nach ein Mann des Volks, mußte in seinem eigenen Interesse vor Allem den Geschmack derselben zu befriedigen suchen, und hat dadurch auch einen richtigen, ganz nationalen Weg eingeschlagen; aber eben deshalb blieb er auch in den niedern Regionen der gemeinen Wirklichkeit, des Alltagslebens, und kehrte wieder zu dem Standpunkt naturgetreuer, höchstens cariki-

*) Hr. v. Schack vermuthet, daß auch die drei um 1520 verfaßten Tragödien des Diaz Tanco dieser Richtung angehören, deren er in seinem „Jardin del alma cristiana" als Jugendarbeiten erwähnt; er erwähnt aber ebenda, daß er außerdem noch drei Comedias, drei Farsas und 17 Autos verfaßt habe.

**) Moratin hat aus der in der Escurial-Bibliothek davon befindlich gewesenen Handschrift einen Auszug mitgetheilt; seitdem ist auch diese Handschrift abhanden gekommen!

render Nachahmung zurück, von dem die Kunst in ihrer Kindheit ausgegangen, und über den sie Naharro erhoben hatte. Während dieser daher der „Vater des spanischen Dramas“ in seiner ideellen Richtung genannt zu werden verdient, kann Lope auf diesen Namen nur Anspruch machen, wenn von der realistischen Richtung desselben die Rede ist. Viel zu dieser Ueberschätzung Lope's als Dichters trug wol seine Virtuosität als Schauspieler bei. Hr. v. Schack sagt:

> Die Leistungen des Schauspielers Lope de Rueda scheinen, allen Zeugnissen zu Folge, in der That etwas Außerordentliches und in Spanien nie zuvor Gesehenes gewesen zu sein, und mögen zu einer höhern Ausbildung der Mimik und der scenischen Kunst die erste Anregung gegeben haben. In ganz anderm Lichte dagegen erscheinen die Werke des Dichters; denn diese kann die unbefangene Kritik, wie manchen Vorzug vor den elenden Stücken die zuletzt besprochen wurden sie ihnen auch einräumen mag, an poetischem Gehalt nur tief unter, an Kunst der dramatischen Gestaltung wenigstens nicht über die des Gil Vicente und des Torres Naharro stellen. Und so kommt Lope de Rueda in eine seltsame Stellung; er darf mit Rücksicht auf den Umstand, daß das Theater seiner Zeit von neuem in den Zustand der Kindheit zurückgesunken war, ein Förderer des spanischen Schauspiels genannt werden, das doch in ihm, sobald man ihn mit seinen trefflichen Vorgängern in Vergleich bringt, als nur Rückschritte machend erscheint.

Lope's auf uns gekommene Werke zerfallen in drei Classen: in Schäferspiele (Coloquios pastoriles), in denen er noch nicht weit über Encina hinausgekommen ist, und nur in den niedrig komischen Partien mehr Geschick und Laune zeigt; in Pasos, d. i. Scenen aus der gemeinen Wirklichkeit in der Sprache des gewöhnlichen Lebens: diese machen sein Hauptverdienst, hier bewegt er sich in der seinem Talent zukommenden Sphäre, denn hier genügte seine scharfe Beobachtungsgabe, seine schalkhafte Laune, seine derbe Frischheit und Naivetät; und endlich in Comedias, vier an der Zahl, die sämmtlich einen novellenartigen Charakter haben und wol nach Novellen gedichtet sind *), und dadurch auf eine Bekanntschaft Lope's mit den Komödien des Naharro schließen lassen, aber in Behandlung und Sprache oft unverkennbar auf die „Celestina“ als ihr Vorbild hinweisen, wie sich denn gerade in den Komödien Lope's Mangel an Erfindungskraft und poetischer Durchdringung des Stoffs zeigt. Auch in diesen bilden die niedrig-komischen Scenen die gelungensten Partien, die aber so lose mit der Haupthandlung zusammenhängen, daß man sie auch nur als willkürlich eingefügte, eigentlich aber selbständige Pasos betrachtet hat. Durch diese Pasos hauptsächlich wird Lope's Stellung in der Geschichte des spanischen Dramas bestimmt, durch diese naturtreuen Genrebilder, die als Zwischenspiele dienten, kann er als der eigentliche Begründer der Entremeses gelten, von denen die Pasos nur noch dem Namen nach unterschieden waren, durch diese kann er überhaupt als der Vormann in jener Richtung des spanischen Dramas gelten, die, von der drastischen Nachbildung des Komischen im Realen ausgehend, dieses bis zum parodischen Contraste mit dem Ideellen steigerte. Auch hat er gewisse Figuren, wie die des zanksüchtigen Alten, der gutmüthigen und geschwätzigen Negerin, der verschmitzten Zigeunerin und des Tölpels oder Einfaltspinsels, als stehende Rollen in das Schauspiel eingeführt, die, wenn sie auch nicht zur Stabilität der italienischen Masken gelangten, doch ihre Verzweigungen durch das spätere spanische Drama erkennen lassen. Bei dieser ganz realistischen Grundlage und Tendenz der Lope'schen Stücke ist es natürlich, daß er auch eine entsprechende Form wählte, nämlich die Prosa des gewöhnlichen Lebens, die er, abweichend von allen seinen Vorgängern, selbst in seinen Komödien anwandte; aber gerade hierin zeigte er wieder seine Stärke, denn seine Prosa ist so meisterhaft behandelt, von solcher Leichtigkeit und Eleganz, daß er hierin selbst die „Celestina“, wahrscheinlich auch in dieser Beziehung sein Vorbild, übertraf. *)

Lope's Einfluß blieb daher mehr auf den technischen und improvisatorischen Theil der Bühne beschränkt, während die literarische Cultur derselben durch ihn nicht wesentlich gefördert werden konnte. Dieses Verhältniß zu seinen Zeitgenossen und Nachfolgern gibt auch Hr. v. Schack sehr richtig an, indem er sagt:

> Daß die Manier des Lope de Rueda bei dem großen Beifall mit dem sie aufgenommen wurde viele Nachahmungen hervorgerufen habe, muß vermuthet werden; literarisch aber ist nur Weniges davon aufbewahrt worden. Nur einige Pasos von anonymen Verfassern können hier genannt werden. Was uns von namhaften Dramatikern dieser Zeit aufbehalten ist, erscheint zwar theilweise als von jener Manier fingirt, steht aber in andern Beziehungen wieder selbständig da.

So zeigt sich Alonso de la Vega (st. vor 1566) — ein Autor wie Lope de Rueda, d. h. ein Schauspieldirector, der die Stücke die er aufführte selbst verfaßte — in den drei Komödien die wir von ihm haben theilweise allerdings als ein Nachahmer von Lope's Manier, und eine davon, „La Tolomea“, behandelt sogar denselben Stoff der schon von Lope und mit mehr Geschick in seinen Komödien „De los engaños“ und „Medora“ bearbeitet worden ist. Doch sowol hierin als auch in seinen beiden übrigen Stücken waltet doch schon mehr die ideelle Richtung vor, wenn auch noch in roher phantastischer Gestalt, und die „Duquesa de la Rosa“, sein bestes Stück, das eine auch in spanischen Romanzen („De la duquesa de Lorreina“ und „De la imperatriz de Ale-

*) So liegt z. B. der „Comedia de los engaños“ und der „Medora“ des Lope dieselbe Novelle des Bandello zu Grunde die Shakspeare in seinem „Twelfth night“ so meisterhaft behandelt hat; und seine „Comedia Eufemia“ hat mit Shakspeare's „Cymbeline“ die gemeinsame Quelle in Boccaccio's „Decameron“, II, 9. Lope's Freund und Herausgeber Timoneda hat diese Stoffe wieder als Novellen in seinen „Patrañas“ bearbeitet; vergl. wiener „Jahrbücher der Literatur“, CXXII, 116 u. 117.

*) So sagt davon Gallardo, selbst einer der größten Meister der spanischen Prosa (a. a. O., S. 40): „Todas estas composiciones de Rueda están en prosa; pero prosa corriente, fácil y sabrosísima, sazonada con el sainete y picante especería de frases, adagios y modismos castizos castellanos, que hacían tan rico el lenguage de aquel tiempo dichoso; cuanto es pobre y deslavado el de estos infelices tiempos nuestros.“

mania") besungene Sage zum Gegenstande hat*), ist, wie Hr. v. Schack selbst bemerkt, „so durchaus in der Weise vieler spätern Komödien aus der Zeit des Lope de Vega geführt, daß man glauben könnte eine von diesen vor sich zu haben, wenn sich die ältere Form des Dramas nicht durch die Prosa verriethe in der das Stück geschrieben ist". In dieser Beziehung zeigt sich also wieder Lope de Rueda's Einfluß, dessen Komödien im Uebrigen dieser des Alonso de la Vega nachstehen.

So kehrten schon damals zu der versificirten Form des Schauspiels mehre Dichter zurück; wie Juan de Rodrigo Alonso (in der „Comedia de la santa Susana", 1551); Francisco de Avendaño (1553), der sich rühmte als der Erste die Eintheilung in drei Jornadas eingeführt zu haben, ein Ruhm den ihm bekanntlich Virués, Rey de Artieda und Cervantes streitig machten**); und Luis de Miranda (1554), dessen „Comedia Prodiga", welche die Geschichte vom Verlorenen Sohn im spanischen Costume mit Geschick behandelt, in sehr flüssigen Redondillen-Strophen geschrieben ist.

So hat selbst Lope de Rueda's Freund und Herausgeber, der öfter erwähnte Juan de Timoneda, der sich in allen möglichen Dichtungsgattungen versuchte, in allen aber nur die Stelle eines untergeordneten Nachahmers einnimmt, nur in den Pasos sich strenge an Lope's Manier gehalten, in seinen Comedias aber theils den Torres Naharro, theils selbst fremde Vorbilder, wie den Ariosto und Plautus, nachgeahmt. Wir haben schon oben bemerkt, inwieweit ihm die Einführung des Namens „Entremes" für die Gattung der Zwischenspiele gebührt, welche Benennung von nun an allgemeiner in Gebrauch kam. Ebenso haben wir zu Anfang dieser Periode von der durch dieselbe fortdauernden Aufführung von geistlichen Autos gesprochen, wozu hier Hr. v. Schack von Timoneda's „Auto de la oveja perdida" Veranlassung nimmt. Wir gehen daher zur Fortbildung des weltlichen Schauspiels unter den nächsten Nachfolgern des Lope de Rueda über.

Von den spärlichen und widersprechenden Notizen die man von dieser Zeit hat***) ist noch die von einer damals in Sevilla entstandenen Dichterschule die bemerkenswertheste und verläßlichste. In dieser damals in der höchsten Blüte stehenden und daher der Entwickelung des Dramas besonders günstigen Vaterstadt des Lope de Rueda hatte sich nämlich eine der volksmäßigen Richtung desselben gerade entgegengesetzte gelehrte Partei von Dichtern gebildet, welche die Nachahmung des antiken Schauspiels zu ihrer Hauptaufgabe machte. Der berühmteste unter diesen sevillanischen Dichtern ist Juan de Malara, der schon 1548 eine lateinische Komödie: „Locusta", von den Studenten zu Salamanca aufführen ließ; 1561 wurde von ihm eine „Comedia, en verso, en elogio de la Señora de Consolacion", dem Lateinischen nachgeahmt, in einem Kloster zu Baena gegeben; er soll viele andere Lustspiele (darunter führt eins den Titel „Los celosos") und „mil tragedias", d. i. viele Trauerspiele, im antiken Stile geschrieben haben; doch scheint keines von all diesen Stücken zum Druck gekommen zu sein, und Dies allein beweist schon, wie wenig Einfluß auch diese erneuten Bestrebungen, den antiken Stil einzuführen, auf die Entwickelung des spanischen Dramas hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Timoneda, der auch Alonso de la Vega's Stücke herausgab, hat dieses Stück wieder als Novelle bearbeitet in seinen „Patrañas"; vergl. wiener „Jahrbücher der Literatur", CXXII, 116.

**) Chronologisch genommen gebührt der Ruhm dieser Erfindung allerdings dem Avendaño, dessen Stück um 30 Jahre früher verfaßt wurde als die genannten Dichter damit auftraten; seine Erfindung scheint aber damals noch keinen Eingang gefunden zu haben, und erst durch die spätern Erneuerer derselben allgemein in Anwendung gekommen zu sein, die, wie es bei den meisten Erfindungen geht, dann auch den Ruhm davontrugen.

***) Zu den in Moratin's Katalog angeführten Stücken aus dieser Periode hat Colon y Colon (a. a. O.) noch folgende Titel hinzugefügt: Anonym: „Las tres comedias de Trinusia; Bapnusia; y la Santa" (Venecia 1550); — Pedro Alvarez de Aillon: „Perseo y Tibalda, concluida y publicada por Luis Hurtado di Toledo" (Toledo 1552); — Juan Rodriguez: „Florinea" (Medina del Campo 1554); — Alonso de Villegas: „Selvagia" (Toledo 1554); — Andres de Rojas Alarcon: „Comedia de la Hechicera" (Madrid 1581, verfaßt um 1560); — Anonym: „La comedia de Serjio" (Venecia 1562).

Mittheilungen aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Was aber die Soldatenfreiheit betrifft, so verhält es sich freilich etwas anders als mit der Gleichheit und Brüderschaft. Ich dachte mir einen Augenblick, was aus dem Lager werden würde, wenn man sie nur auf acht Tage in dem Grade gestatten wollte wie sie manche aus lauter Freiheit schwindlich gewordene Köpfe träumen. Jeder der hier versammelten Tausende würde dann eine eigene Diät, eine neue Ordnung einführen wollen. Der Eine würde ein Pfund Fleisch verlangen, der Andere das bereitete Gericht nicht essen, der Dritte wünschte erst um Mitternacht sich zur Ruhe zu begeben, der Vierte um Mittag aufzustehen. Wieder Andere würden nicht ins Lager gehörende Schlafkameraden oder wahrscheinlicher Schlafkameradinnen mitbringen, ein halbes oder ganzes Zelt für sich allein einnehmen, und die übrigen Eigenthümer hinauswerfen wollen u. s. w. Daher Händel, Streit und noch Schlimmeres überall, und das Lager, ein Musterplatz der Zucht und Ordnung, würde bald nichts Anderes sein als ein Haufen von Lumpen und Trümmern.

Die immer vollkommener werdende Organisation des Heerwesens ist einer der großartigsten und schlagendsten Beweise von der fortschreitenden Herrschaft der menschlichen Vernunft. Es gelang ihr nach und nach die rohen Massen von Raub- und Lumpengesindel in eine Art wenn auch noch unvollkommener Bildungsschulen umzuschaffen, aus denen mancher ausgezeichnete Mann auf welchen das Vaterland stolz ist hervorging, und der unter frühern Verhältnissen hinter Würfeln und auf den Bänken der Kneipen lagernd verkümmert wäre. Es ward möglich die harten Strafen zu mildern, da Ehre und Pflicht in immer größerm Kreise ihre Wirkung auf die militairischen Massen ausüben. Genug, sollte die Disciplin einst zu kraftlosem Verfall kommen, so wäre Dies der Vorläufer des Verfalls aller socialen Ordnung, und folglich der Gesellschaft selbst: denn sie gibt ein unbestreitbares Beispiel, daß Vernunft und Recht die physische Gewalt beherrschen und regieren müssen.

Meine Promenade war zu Ende, und ich lud meinen Begleiter ein eine Flasche Wein mit mir zu trinken. Er meinte, so Etwas schlüge sich nie aus, und wir traten in die Barracke einer Marketenterin. Da saßen schon einige Soldaten, welche sich schwatzend und zechend die Langeweile vertrieben. Mein Cicerone stellte mich ihnen als „seinen Freund" vor, dem er

das Lager gezeigt. Da war ich Allen willkommen, und mußte mich an ihren Tisch setzen. Die Unterhaltung kam natürlich sehr bald auf die pariser Junitage, das bis jetzt wichtigste Ereigniß in manchem französischen Soldatenleben. Jeder suchte zu erzählen was ihm Außergewöhnliches begegnet. Einer holte sogar seinen Mantel herbei, um mir zu zeigen, wo ihn mehre Kugeln durchschlagen, obgleich die Löcher längst zugenäht waren. Auf meine Aeußerung: es scheine als wären „die Herren" nicht geneigt sich noch einmal so leicht entwaffnen zu lassen als es im Februar geschehen, schrien Alle fast zu gleicher Zeit: „Au nom de Dieu, non! Wir sind weder Kinder noch Uebelthäter (malfaiteurs), und werden in allen Fällen unsere Schuldigkeit thun, wie es jedes braven Franzosen und Soldaten Pflicht ist." Das ewige Schreien und Toben über „Soldateska und Säbeltyrannei", weil die „dem Vaterlande den Tribut des Bluts bringenden Bürger", wie es an andern Orten heißt, nicht mit jedem Aufstandshaufen gemeinschaftliche Sache machen wollen, hat auch in jenen einen gewissen Haß gegen die ungerechten Beschimpfer erweckt, der weit entfernt ist der universellen republikanischen Brüderschaft günstig zu sein.

Unter allseitigem Händedrücken nahm ich Abschied von meinen Freunden in der Barracke, und mein Begleiter ging mit mir bis zur Schildwache am Ausgange, wo er mich noch einmal einlud wiederzukommen und einem Manoeuvre beizuwohnen, wenn ich etwas „außergewöhnlich Schönes" sehen wolle.

Aber wenden wir uns zu einer friedlichern Kunst, deren Priester und Jünger dem Vaterlande keinen „Tribut des Blutes", einen um so größern aber in einer ungeheuern Ideenproduction, verbrauchtem Malertuch, verpinselten Farben, verarbeitetem Modellirwachs, Gyps u. s. w. bringen.

Während Scharen Pariser nach allen vier Winden auszogen, um die Stützbalken ihres übernacht aufgeführten und noch sehr wackeligen Freibürgerthums, d. h. die Lager, in Augenschein zu nehmen, wanderte ein anderer Theil in entgegengesetzter Richtung nach einem mehr in der Mitte der großen Stadt gelegenen Punkte. Seit einigen Wochen fanden im Palaste der schönen Künste nach und nach die Ausstellungen der von der Akademie zur Preisbewerbung zugelassenen Werke statt. Das Sujet für die historische Malerei war dies Jahr: „Der heilige Petrus bei Maria." Petrus ward in der Nacht von einem Engel aus dem Gefängnisse befreit, und er begab sich zuerst nach dem Hause der Maria, wo sich mehre Personen zum Gebet versammelt hatten. Dem an die Thür klopfenden Petrus geht eine Magd zu öffnen. Als sie die Stimme jenes hört, eilt sie statt aufzumachen zurück, und verkündet den Versammelten die Ankunft des in Ketten liegend Geglaubten. Man will der Magd nicht glauben, auf ihr Beharren aber gehen Alle nach der Thür, um selbst den Einlaß Verlangenden zu schauen. Da tritt Petrus mitten unter sie, und die Freude ist groß unter Israel. Aber Petrus gebietet zu schweigen, und erzählt wie ihn der Engel des Herrn aus den Ketten befreit. So lautet das Programm, welches wörtlich nach dem Texte der Bibel geschrieben (Apostelgesch., Cap. 12), und oben mit einem gravirten Minervakopfe verziert und Raoul Rochette unterzeichnet mitten unter den Erzeugnissen steht die es hervorgerufen hat.

Die Künstler hatten den Moment darzustellen, wo Petrus zur Thür hereingetreten der Ausrufen der Verwunderung und Ueberraschung Stille gebietet. Auf zehn Leinwandtafeln war also der gerettete Petrus mit mehr oder weniger zahlreicher, vor Staunen den Mund aufsperrender Umgebung zur Anschauung gebracht. Das Interessanteste in dieser eigenthümlichen Revue war: zu beobachten mit welcher Verschiedenheit sich die Scene in jeder Einbildungskraft der zehn Concurrenten anders gestaltet hatte. Hier erscheint sie ungefähr als gehe sie in der Notre-Dame-Kirche vor, Petrus sei der Erzbischof von Paris, und ertheile einer kleinen malerisch gruppirten um ihn knienden Gemeinde in lieblich schimmernden Gewändern den Segen. Dort sieht der arme Apostel einem Schacherjuden mehr ähnlich als irgend etwas Anderm, der im Begriff ist ein Stück alte Kette zu verhandeln, das ihm von der vorgestreckten rechten Hand herabhängt, und die ihn umgebenden Gestalten sind so lumpig mager und ausgehungert, daß man glauben sollte, dem Künstler hätte eine Partie Juni-Insurgenten oder ehrenwerthe Mitglieder der seligen „Nationalateliers" Modell gestanden. Das Nachbarbild bietet ein merkwürdiges Sortiment von Teints dar, nicht wie sie in der Natur existiren, sondern wie sie Gott seinen Ebenbildern auf Erden hätte geben können, wenn er es in seiner Weisheit für gut befunden. Da bemerkt man ein Gesicht, von dem man glauben möchte, es habe in einem Topfe mit türkischem Hollunderblütensafte gesteckt, neben einem Kopfe dessen Colorit an das zarte Grün des Laubfrosches erinnert. Wie kann man in aller Welt mit gesunden Augen solch menschliches Fleisch malen, das nirgend existirt als höchstens zuweilen in den Hospitälern. Aber Effecthascherei macht blind für Natur und Wahrheit.

Die ganzen zehn Bilder, eins bis zu gewissem Grade ausgenommen, waren nicht viel Besseres als eine Zusammenstellung von halb und ganz nackten Figuren, grell bunten oder effectirt schmuzig eintönigen Gewändern, erhobenen Armen, gespreizten Fingern, kleinen Mohrenjungen, einigen wedelnden oder spürenden Hunden, Heiligenscheinen und Kettenbruchstücken. Keine Einfachheit und Würde, welche den Hauptcharakter solcher Darstellungen nothwendig bilden müssen, wenn sie einen ihnen angemessenen Eindruck machen sollen.

Eines der Bilder jedoch wich, wie gesagt, bemerkbar ab von dem allgemeinen Schnitte, und es sei mir gestattet der Beschreibung desselben einige Zeilen zu widmen. Petrus tritt durch die geöffnete Thür, durch die wir in die draußen herrschende dunkle Nacht blicken. Der hohe ernste Greis scheint mit der linken Hand die ihn blendenden Strahlen der Leuchte abwehren zu wollen welche die links im Bilde stehende und dem Beschauer den Rücken zukehrende Magd ihm entgegenhält. Mit der Rechten legt er den von dieser Seite in freudigem Staunen sich Herandrängenden Schweigen auf. In dieser Gruppe macht sich besonders ein schöner Jünglingskopf bemerkbar. Die Beleuchtung, welche ihren Centralpunkt in der von der Magd gehaltenen Lampe hat, ist wirkungsreich. Ihr Hauptlicht fällt wie natürlich auf die Gestalt des Apostels, die in diesem Glanze, und überhaupt wie sie der Künstler auffaßte und darstellte, nicht ganz unwürdig erscheint, daß ihr ein Engel die Fesseln abstreifte.

Wenn Petri Eintritt im Hause Maria's nicht ganz so gewesen sein mag wie wir ihn auf dieser Leinwand sehen, so war er gewiß noch eher so als auf den übrigen neun Bildern geschildert ist. Dies fühlte auch die Mehrzahl der Beschauer, denn in ziemlich dichter Menge stand sie vor derselben, während sie vor dem Reste meist theilnahmlos vorüberzog. Aber sonderbar, obgleich das Kunstcabinet in Folge der sehr ungenügenden Productionen keinen ersten Preis ertheilen zu dürfen glaubte, so hatte es doch den ersten, zweiten und folgenden Preis zwei andern Gemälden und dem von mir und den meisten Besuchern ausgezeichneten nur eine „ehrenhafte Meldung" zugestanden. Die Richter waren von den scharlachrothen Corseten, grünspangrünen Draperien, die in kunstreiche Falten gelegt auf den Figuren wie auf hölzernen Gliedermännern hingen, über den Häuptern schwebenden Sternchen u. s. w. bestochen worden.

Außer diesen einzelnen Ausstellungen, von denen ich aber nur die letzte, die der historischen Malerei, besonders erwähnte, fand vom 8.—15. October noch die Gesammtausstellung aller Werke welche in den verschiedenen Concursen die Preise errungen hatten, sowie die der diesjährigen Einsendungen der in Rom auf Staatskosten sich ausbildenden Künstler und — was das Außergewöhnliche und Interessanteste in dieser Kunstparade war — der Aufmarsch eines Regiments allegorischer Figuren der Französischen Republik statt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 327. —— 22. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 326.)

Andere Nachrichten erzählen von der Ausbildung der Schauspielkunst in Toledo und von toledanischen „Autores", d. i. Schauspieldirectoren und manchmal zugleich Dichtern, unter welchen der berühmteste Pedro Navarro war, der von Cervantes besonders gelobt und von Andern „der Erfinder des spanischen Theaters", d. i. einer bessern Bühneneinrichtung, genannt wird, ohne daß man jedoch von den poetischen Schöpfungen dieses oder eines andern dieser Autores ein literarisches Denkmal nachweisen kann. Höchstens läßt sich aus den gegebenen Andeutungen vermuthen, daß die von diesen Autores gegebenen Stücke in der Manier des Lope de Rueda waren.

Eine reichere Quelle über den Zustand, das Leben und die verschiedenen Gattungen von wandernden Schauspielertruppen zu Ende des 16. Jahrhunderts ist uns in der bekannten „Unterhaltenden Reise" („Viage entretenido") des Schauspielers Agustin de Rojas Villandrando, verfaßt 1602 und Vorbild von Scarron's „Roman comique", erhalten, woraus Hr. v. Schack interessante Auszüge gibt, und die „Loa de la Comedia", die auch einige freilich sehr vage Nachrichten über die Schauspieldichter enthält, daraus im Anhange ganz abdrucken ließ.

Ebenso müssen wir auf die von Hrn. v. Schack zum ersten mal mit Genauigkeit und Kritik zusammengestellten Nachrichten von der Entstehung und Einrichtung stehender Bühnen, vorzüglich der zu Madrid (seit 1565), verweisen, und auf die von ihm beigebrachten Notizen von den berühmtesten Autores, über deren nicht mehr vorhandene Werke er im Allgemeinen seine Ansicht folgendermaßen ausspricht:

> Diese Schauspieler waren denn bis gegen das Jahr 1579 die hauptsächlichsten Pfleger der Bühnenliteratur. Ueber die Beschaffenheit ihrer untergegangenen Werke Vermuthungen aufzustellen mag zwar mislich sein; so viel indeß kann wol mit Zuversicht angenommen werden, daß sie sich mehr und mehr jener Form des Dramas genähert haben die bald darauf als die eigentlich nationale das spanische Theater allein in Beschlag nahm.

Doch versuchten um 1577 wieder ein paar spanische Humanisten, die Nachahmung der antiken Muster, wenn auch nicht auf der Bühne, doch in der Literatur einzuführen. Simon de Abril beschränkte sich auf bloße Uebersetzungen, die mehr in die Geschichte der Philologie als in die des Dramas in Spanien gehören, und auf dieses ohne Einfluß blieben. Bedeutsamer sind in letzterer Beziehung die beiden Tragödien: „Nise lastimosa" und „Nise laureada", welche der gelehrte Dominicanermönch Geronimo Bermudez unter dem Namen Antonio de Silva herausgab, und die den Tod der Inez de Castro („Nise" das Anagramm von Ines) und die Rache an ihren Mördern zum Gegenstande haben. In diesen ist doch wenigstens der Gegenstand ein vaterländischer, und einzelne lyrische Stellen zeigen von dichterischem Talent. Anlage zum Dramatiker scheint aber Bermudez keine bedeutende gehabt zu haben: denn was in der erstern Tragödie dramatisch wirksam ist, kommt auf Rechnung seines Vorbildes Ferreira, dem er fast Scene für Scene gefolgt ist, und noch mehr auf den äußerst dankbaren Stoff; hingegen ist der Vorwurf der „Nise laureada" ganz undramatisch, und von dem Dichter mit solchem Ungeschick behandelt, daß man kaum glauben kann, dieses Stück sei je aufführbar gewesen. Rechnet man noch dazu, daß er Verskünsteleien (wie den verso suelto nicht nur in den Hendekasyllaben, sondern auch in kurzen Maßen, sapphische Strophen, und dann wieder Kettenreime, Echos u. s. w.) und Chöre angebracht hat, so ist es sehr begreiflich, daß auch dieser Versuch den antiken Stil einzuführen wenig Erfolg hatte.

Hingegen trat bald darauf ein Dichter auf mit eminenten Anlagen und mit patriotischem Gefühl, der den Sieg des Nationalstils über den antiken mächtig vorbereiten half, den für immer zu entscheiden es freilich eines Genies wie Lope de Vega's bedurfte. Juan de la Cueva gab nämlich 1588 den ersten (und leider einzigen) Theil seiner „Comedias" heraus, die aber schon 1579—81 in seiner Vaterstadt Sevilla und bald nachher auf allen übrigen Theatern Spaniens aufgeführt wurden. Cueva hat wie Torres Naharro und Lope de Vega, als deren eigentliches Mittelglied er betrachtet werden kann, mit Bewußtsein den neuen nationalen Geschmack (uso nuevo) dem antiken (uso antiguo) vorgezogen, und seine Wahl auch theoretisch zu rechtfertigen gesucht. Denn in

das Lager gezeigt. Da war ich Allen willkommen, und mußte mich an ihren Tisch setzen. Die Unterhaltung kam natürlich sehr bald auf die pariser Junitage, das bis jetzt wichtigste Ereigniß in manchem französischen Soldatenleben. Jeder suchte zu erzählen was ihm Außergewöhnliches begegnet. Einer holte sogar seinen Mantel herbei, um mir zu zeigen, wo ihn mehre Kugeln durchschlagen, obgleich die Löcher längst zugenäht waren. Auf meine Aeußerung: es scheine als wären „die Herren" nicht geneigt sich noch einmal so leicht entwaffnen zu lassen als es im Februar geschehen, schrien Alle fast zu gleicher Zeit: „Au nom de Dieu, non! Wir sind weder Kinder noch Uebelthäter (malfaiteurs), und werden in allen Fällen unsere Schuldigkeit thun, wie es jedes braven Franzosen und Soldaten Pflicht ist." Das ewige Schreien und Toben über „Soldateska und Säbeltyrannei", weil die „dem Vaterlande den Tribut des Bluts bringenden Bürger", wie es an andern Orten heißt, nicht mit jedem Aufstandshaufen gemeinschaftliche Sache machen wollen, hat auch in jenen einen gewissen Haß gegen die ungerechten Beschimpfer erweckt, der weit entfernt ist der universellen republikanischen Brüderschaft günstig zu sein.

Unter allseitigem Händedrücken nahm ich Abschied von meinen Freunden in der Barracke, und mein Begleiter ging mit mir bis zur Schildwache am Ausgange, wo er mich noch einmal einlud wiederzukommen und einem Manoeuvre beizuwohnen, wenn ich etwas „außergewöhnlich Schönes" sehen wolle.

Aber wenden wir uns zu einer friedlichern Kunst, deren Priester und Jünger dem Vaterlande keinen „Tribut des Blutes", einen um so größern aber in einer ungeheuern Ideenproduction, verbrauchtem Malertuch, verpinselten Farben, verarbeitetem Modellirwachs, Gyps u. s. w. bringen.

Während Scharen Pariser nach allen vier Winden auszogen, um die Stützbalken ihres übernacht aufgeführten und noch sehr wackeligen Freibürgerthums, d. h. die Lager, in Augenschein zu nehmen, wanderte ein anderer Theil in entgegengesetzter Richtung nach einem mehr in der Mitte der großen Stadt gelegenen Punkte. Seit einigen Wochen fanden im Palaste der schönen Künste nach und nach die Ausstellungen der von der Akademie zur Preisbewerbung zugelassenen Werke statt. Das Sujet für die historische Malerei war dies Jahr: „Der heilige Petrus bei Maria." Petrus ward in der Nacht von einem Engel aus dem Gefängnisse befreit, und er begab sich zuerst nach dem Hause der Maria, wo sich mehre Personen zum Gebet versammelt hatten. Dem an die Thür klopfenden Petrus geht eine Magd zu öffnen. Als sie die Stimme jenes hört, eilt sie statt aufzumachen zurück, und verkündet den Versammelten die Ankunft des in Ketten liegend Geglaubten. Man will der Magd nicht glauben, auf ihr Beharren aber gehen Alle nach der Thür, um selbst den Einlaß Verlangenden zu schauen. Da tritt Petrus mitten unter sie, und die Freude ist groß unter Israel. Aber Petrus gebietet zu schweigen, und erzählt wie ihn der Engel des Herrn aus den Ketten befreit. So lautet das Programm, welches wörtlich nach dem Texte der Bibel geschrieben (Apostelges., Cap. 12), und oben mit einem gravirten Minervakopfe verziert und Raoul Rochette unterzeichnet mitten unter den Erzeugnissen steht die es hervorgerufen hat.

Die Künstler hatten den Moment darzustellen, wo Petrus zur Thür hereingetreten der Ausrufen der Verwunderung und Ueberraschung Stille gebietet. Auf zehn Leinwandtafeln war also der gerettete Petrus mit mehr oder weniger zahlreicher, vor Staunen den Mund aufsperrender Umgebung zur Anschauung gebracht. Das Interessanteste in dieser eigenthümlichen Revue war: zu beobachten mit welcher Verschiedenheit sich die Scene in jeder Einbildungskraft der zehn Concurrenten anders gestaltet hatte. Hier erscheint sie ungefähr als gehe sie in der Notre-Dame-Kirche vor, Petrus sei der Erzbischof von Paris, und ertheile einer kleinen malerisch gruppirten um ihn knienden Gemeinde in lieblich schimmernden Gewändern den Segen. Dort steht der arme Apostel einem Schacherjuden mehr ähnlich als irgend etwas Anderm, der im Begriff ist ein Stück alte Kette zu verhandeln, das ihm von der vorgestreckten rechten Hand herabhängt, und die ihn umgebenden Gestalten sind so lumpig mager und ausgehungert, daß man glauben sollte, dem Künstler hätte eine Partie Juni-Insurgenten oder ehrenwerthe Mitglieder der seligen „Nationalateliers" Modell gestanden. Das Nachbarbild bietet ein merkwürdiges Sortiment von Teints dar, nicht wie sie in der Natur existiren, sondern wie sie Gott seinen Ebenbildern auf Erden hätte geben können, wenn er es in seiner Weisheit für gut befunden. Da bemerkt man ein Gesicht, von dem man glauben möchte, es habe in einem Topfe mit türkischem Hollunderblütensafte gesteckt, neben einem Kopfe dessen Colorit an das zarte Grün des Laubfrosches erinnert. Wie kann man in aller Welt mit gesunden Augen solch menschliches Fleisch malen, das nirgend existirt als höchstens zuweilen in den Hospitälern. Aber Effecthascherei macht blind für Natur und Wahrheit.

Die ganzen zehn Bilder, eins bis zu gewissem Grade ausgenommen, waren nicht viel Besseres als eine Zusammenstellung von halb und ganz nackten Figuren, grell bunten oder effectirt schmuzig eintönigen Gewändern, erhobenen Armen, gespreizten Fingern, kleinen Mohrenjungen, einigen wedelnden oder spürenden Hunden, Heiligenscheinen und Kettenbruchstücken. Keine Einfachheit und Würde, welche den Hauptcharakter solcher Darstellungen nothwendig bilden müssen, wenn sie einen ihnen angemessenen Eindruck machen sollen.

Eines der Bilder jedoch wich, wie gesagt, bemerkbar ab von dem allgemeinen Schnitte, und es sei mir gestattet der Beschreibung desselben einige Zeilen zu widmen. Petrus tritt durch die geöffnete Thür, durch die wir in die draußen herrschende dunkle Nacht blicken. Der hohe ernste Greis scheint mit der linken Hand die ihn blendenden Strahlen der Leuchte abwehren zu wollen welche die links im Bilde stehende und dem Beschauer den Rücken zukehrende Magd ihm entgegenhält. Mit der Rechten legt er den von dieser Seite in freudigem Staunen sich Herandrängenden Schweigen auf. In dieser Gruppe macht sich besonders ein schöner Jünglingskopf bemerkbar. Die Beleuchtung, welche ihren Centralpunkt in der von der Magd gehaltenen Lampe hat, ist wirkungsreich. Ihr Hauptlicht fällt wie natürlich auf die Gestalt des Apostels, die in diesem Glanze, und überhaupt wie sie der Künstler auffaßte und darstellte, nicht ganz unwürdig erscheint, daß ihr ein Engel die Fesseln abstreifte.

Wenn Petri Eintritt im Hause Maria's nicht ganz so gewesen sein mag wie wir ihn auf dieser Leinwand sehen, so war er gewiß noch eher so als auf den übrigen neun Bildern geschildert ist. Dies fühlte auch die Mehrzahl der Beschauer, denn in ziemlich dichter Menge stand sie vor derselben, während sie vor dem Reste meist theilnahmlos vorüberzog. Aber sonderbar, obgleich das Kunstcabinet in Folge der sehr ungenügenden Productionen keinen ersten Preis ertheilen zu dürfen glaubte, so hatte es doch den ersten, zweiten und folgenden Preis zwei andern Gemälden und dem von mir und den meisten Besuchern ausgezeichneten nur eine „ehrenhafte Meldung" zugestanden. Die Richter waren von den scharlachrothen Corseten, grünspangrünen Draperien, die in kunstreiche Falten gelegt auf den Figuren wie auf hölzernen Gliedermännern hingen, über den Häuptern schwebenden Sternchen u. s. w. bestochen worden.

Außer diesen einzelnen Ausstellungen, von denen ich aber nur die letzte, die der historischen Malerei, besonders erwähnte, fand vom 8. — 15. October noch die Gesammtausstellung aller Werke welche in den verschiedenen Concursen die Preise errungen hatten, sowie die der diesjährigen Einsendungen der in Rom auf Staatskosten sich ausbildenden Künstler und — was das Außergewöhnliche und Interessanteste in dieser Kunstparade war — der Aufmarsch eines Regiments allegorischer Figuren der Französischen Republik statt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 327. —— 22. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 326.)

Andere Nachrichten erzählen von der Ausbildung der Schauspielkunst in Toledo und von toledanischen „Autores", d. i. Schauspieldirectoren und manchmal zugleich Dichtern, unter welchen der berühmteste Pedro Navarro war, der von Cervantes besonders gelobt und von Andern „der Erfinder des spanischen Theaters", d. i. einer bessern Bühneneinrichtung, genannt wird, ohne daß man jedoch von den poetischen Schöpfungen dieses oder eines andern dieser Autores ein literarisches Denkmal nachweisen kann. Höchstens läßt sich aus den gegebenen Andeutungen vermuthen, daß die von diesen Autores gegebenen Stücke in der Manier des Lope de Rueda waren.

Eine reichere Quelle über den Zustand, das Leben und die verschiedenen Gattungen von wandernden Schauspielertruppen zu Ende des 16. Jahrhunderts ist uns in der bekannten „Unterhaltenden Reise" („Viage entretenido") des Schauspielers Agustin de Rojas Villandrando, verfaßt 1602 und Vorbild von Scarron's „Roman comique", erhalten, woraus Hr. v. Schack interessante Auszüge gibt, und die „Loa de la Comedia", die auch einige freilich sehr vage Nachrichten über die Schauspieldichter enthält, daraus im Anhange ganz abdrucken ließ.

Ebenso müssen wir auf die von Hrn. v. Schack zum ersten mal mit Genauigkeit und Kritik zusammengestellten Nachrichten von der Entstehung und Einrichtung stehender Bühnen, vorzüglich der zu Madrid (seit 1565), verweisen, und auf die von ihm beigebrachten Notizen von den berühmtesten Autores, über deren nicht mehr vorhandene Werke er im Allgemeinen seine Ansicht folgendermaßen ausspricht:

> Diese Schauspieler waren denn bis gegen das Jahr 1579 die hauptsächlichsten Pfleger der Bühnenliteratur. Ueber die Beschaffenheit ihrer untergegangenen Werke Vermuthungen aufzustellen mag zwar mislich sein; so viel indeß kann wol mit Zuversicht angenommen werden, daß sie sich mehr und mehr jener Form des Dramas genähert haben die bald darauf als die eigentlich nationale das spanische Theater allein in Beschlag nahm.

Doch versuchten um 1577 wieder ein paar spanische Humanisten, die Nachahmung der antiken Muster, wenn auch nicht auf der Bühne, doch in der Literatur einzuführen. Simon de Abril beschränkte sich auf bloße Uebersetzungen, die mehr in die Geschichte der Philologie als in die des Dramas in Spanien gehören, und auf dieses ohne Einfluß blieben. Bedeutsamer sind in letzterer Beziehung die beiden Tragödien: „Nise lastimosa" und „Nise laureada", welche der gelehrte Dominicanermönch Geronimo Bermudez unter dem Namen Antonio de Silva herausgab, und die den Tod der Inez de Castro („Nise" das Anagramm von Ines) und die Rache an ihren Mördern zum Gegenstande haben. In diesen ist doch wenigstens der Gegenstand ein vaterländischer, und einzelne lyrische Stellen zeigen von dichterischem Talent. Anlage zum Dramatiker scheint aber Bermudez keine bedeutende gehabt zu haben: denn was in der erstern Tragödie dramatisch wirksam ist, kommt auf Rechnung seines Vorbildes Ferreira, dem er fast Scene für Scene gefolgt ist, und noch mehr auf den äußerst dankbaren Stoff; hingegen ist der Vorwurf der „Nise laureada" ganz undramatisch, und von dem Dichter mit solchem Ungeschick behandelt, daß man kaum glauben kann, dieses Stück sei je aufführbar gewesen. Rechnet man noch dazu, daß er Verskünsteleien (wie den verso suelto nicht nur in den Hendekasyllaben, sondern auch in kurzen Maßen, sapphische Strophen, und dann wieder Kettenreime, Echos u. s. w.) und Chöre angebracht hat, so ist es sehr begreiflich, daß auch dieser Versuch den antiken Stil einzuführen wenig Erfolg hatte.

Hingegen trat bald darauf ein Dichter auf mit eminenten Anlagen und mit patriotischem Gefühl, der den Sieg des Nationalstils über den antiken mächtig vorbereiten half, den für immer zu entscheiden es freilich eines Genies wie Lope de Vega's bedurfte. Juan de la Cueva gab nämlich 1588 den ersten (und leider einzigen) Theil seiner „Comedias" heraus, die aber schon 1579—81 in seiner Vaterstadt Sevilla und bald nachher auf allen übrigen Theatern Spaniens aufgeführt wurden. Cueva hat wie Torres Naharro und Lope de Vega, als deren eigentliches Mittelglied er betrachtet werden kann, mit Bewußtsein den neuen nationalen Geschmack (uso nuevo) dem antiken (uso antiguo) vorgezogen, und seine Wahl auch theoretisch zu rechtfertigen gesucht. Denn in

seiner „Poetik“ („Ejemplar poético“), einem 1606 herausgegebenen Lehrgedicht, hat auch er seine Kunstansichten ausgesprochen; er zeigt darin, daß er die Regeln des antiken Dramas kenne, dessen Vorzüge zu schätzen wisse, dessen Nachahmung auf der vaterländischen Bühne aber für unpassend halte, da Sitten und Geschmack sich geändert haben. So habe das spanische Drama durch die freiere, selbständige Entwickelung nur gewonnen und eigenthümliche Vorzüge erhalten, die, was auch die Anhänger des Classischen dagegen sagen mögen, ihn den Vergleich mit demselben nicht scheuen lassen; denn nachdem er selbst in das Lob des antiken Dramas eingestimmt hat, setzt er ihm doch das vaterländische in der folgenden trefflichen Charakteristik an die Seite:

Mas la *invencion, la gracia* y *traza* es propia
De la ingeniosa fábula de España,
No, cual dicen sus émulos, impropia.

Escenas y actos suple la *maraña*
Tan intricada y la soltura de ella
Inimitable de ninguna estraña,

Esla mas abundante y la mas bella
En *facetos enredos*, y en jocosas
Burlas, que darle igual es ofendella.

En *sucesos de historia* son famosas,
En *monasticas vidas* escelentes,
En *afectos de amor* maravillosas;

Finalmente, los sabios y prudentes
Dan á nuestras comedias la escelencia
En *artificio* y *pasos diferentes*.

An einer andern Stelle vertheidigt er insbesondere die Neuerungen die er in die spanische Komödie eingeführt, und die man ihm zum Vorwurf gemacht hat; er habe nämlich zuerst, die Schranken der Komödie überschreitend, Könige und Götter und neben ihnen Personen im groben Kittel auf die Bühne gebracht, von den fünf Acten einen abgenommen, und die Acte auf Jornadas zurückgeführt. In der That kann man ihn den Einführer des eigentlich historischen Schauspiels auf der spanischen Bühne nennen, ebenso ist die Eintheilung in vier Jornadas ihm eigenthümlich; außerdem aber gebührt ihm noch das Verdienst zuerst diejenige metrische Structur der Bühnenstücke aufgebracht zu haben die bald nachher mit geringen Modificationen allgemein adoptirt wurde. Er gebraucht nämlich, freilich noch ziemlich willkürlich, in seinen Stücken abwechselnd Redondillen, Octaven, Terzinen, reimlose Jamben, italienische Canzonenformen, Quintillen und den Romanzenvers, letztern vorzüglich in den erzählenden Partien, und in solchen Stücken deren Inhalt sich an alte Volksromanzen lehnt. Diese langen Erzählungen im Stile des Epos vorgetragen, und Ausbrüche der Empfindung in lyrischen Weisen, von ihm noch oft zum Schaden des eigentlich dramatischen Ausdrucks unverhältnißmäßig angewandt, sind doch seit Cueva charakteristische Eigenthümlichkeiten des spanischen Dramas geblieben. Ferner ist auch schon bei ihm — trotzdem daß er einige seiner Stücke noch Tragödien nennt — ein anderes charakteristisches Merkmal der spanischen Comedia, die Verschmelzung des Tragischen und Komischen, schon so ausgebildet, daß an eine strenge Scheidung nach diesen beiden Gattungen nicht mehr zu denken ist, und eigentlich alle seine Stücke wie die spanischen Comedias überhaupt nur Eine Gattung für sich ausmachen, in der man höchstens die Stücke nach den überwiegend tragischen oder komischen Motiven oder der Katastrophe untertheilen, aber nicht in Trauer- und Lustspiele nach unsern Begriffen unterscheiden kann. Endlich hat Cueva in seinen Komödien: „El principe tirano, primera y segunda parte“, das älteste Beispiel von der Fortsetzung Einer Fabel durch mehre Komödien in der spanischen Schauspielliteratur gegeben.

Cueva's Stücke zeigen von entschiedenem Dichtertalent; sie sind reich an Schönheiten, wirksamen Scenen und glänzenden Darstellungen; selbst eine bedeutende Erfindungskraft läßt sich ihm nicht absprechen. Aber eben mit dieser wußte er nicht hauszuhalten, und was dem dramatischen Dichter ebenso noth thut als die Phantasie, der ordnende, organisirende Verstand, fehlt nur zu oft in seinen Stücken, denen man fast allen mehr oder minder Mangel an Einheit der Handlung und Planlosigkeit sowie die größte Willkür in der Durchführung der Charaktere und im Gebrauch der Motive vorwerfen kann. Am mindesten treffen diese Vorwürfe seine auf Volkssagen basirten Stücke („El cerco de Zamora“; „Bernardo del Carpio“; „Los siete Infantes de Lara“), weil er sich hier eben an das Traditionnelle enger anschloß; sie sind zugleich als die ältesten in dieser nachher so vielfach cultivirten Gattung des spanischen Nationaldramas besonders merkwürdig. Ueber das Verhältniß Cueva's zur spanischen Bühne überhaupt sagt Hr. v. Schack sehr treffend:

Betrachtet man die Stücke des La Cueva im Zusammenhang mit dem spätern spanischen Schauspiel, so läßt sich nicht verkennen, daß sich ihre Fehler sowol als Vorzüge in mannichfaltigen Verzweigungen durch das letztere hinziehen.... Hiermit soll nicht gesagt sein, daß das spanische Schauspiel nicht auch ohne La Cueva dieselbe Richtung genommen haben würde (dazu war diese zu sehr im Geist und Geschmack der Nation begründet), sondern nur, daß unser Dichter ihr zuerst entschieden Bahn brach und sie, freilich noch in großer Roheit und mit Uebertreibung ihrer Fehlerhaftigkeiten, in Besitz der Bühne brachte.

So ist denn der lange von den Präceptisten der classischen Schule kaum beachtete oder arg mishandelte Cueva endlich auch von den neuern spanischen Kritikern als „el precursor de Lope de Vega“ billiger und richtiger gewürdigt worden.*)

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 326.)

Man wird sich erinnern, daß, als Hr. Ledru-Rollin noch seine schützenden Fittige über das von ihm und einigen Gehülfen ausgebrütete Republiken-Küchlein ausspannte, dieser

*) Vergl. z. B. Gil y Zárate, a. a. O., S. 126 fg.; Moron, a. a. O., VII, 44 fg.

große Bürger unter andern nicht minder wichtigen Werken auch die Anfertigung eines Aushängeschildes für sein Reich decretirte. Alles was den Zeichnenstift und Pinsel zu schwingen vermochte, wurde aufgefodert im Dienste des Vaterlandes sein Genie zu versuchen, und das Neugeborene in einem würdigen Conterfei darzustellen. Wenn fast jeder der 4—500,000 Freibürger, die Paris mit seinen Mauern umgibt, sich zutraut einen Minister-Präsidenten abgeben oder gar einen Socialreformplan entwerfen zu können, so steht die Heerschar der Künstler den Politikern und Patrioten in Hinsicht auf Selbstvertrauen nicht nach. Viele der Erstern glaubten, die Republik sei hauptsächlich nur deshalb als die beste Staatsform erklärt, und von Frankreich angenommen worden, damit ihnen Gelegenheit werde durch Malen einer „République française" ihrer einstigen Unsterblichkeit den Weg anzubahnen. Daher kamen die bewerbenden Skizzen zu Hunderten an, und der zu ihrer Aushängung bestimmte Saal im Palaste der schönen Künste sah ungefähr aus als habe sich ein Heuschreckenschwarm von gemalten Republiken an den Wänden niedergelassen. Besitzen die hiesigen Genies in der Knospe eine gehörige Dosis Anmaßung, so ist dagegen, damit das Gleichgewicht nicht ganz verloren gehe, das beschauende Publicum mit einer starken Portion Freimuth begabt, und es nimmt nicht im geringsten Anstand bei Gelegenheit in ein helles Gelächter auszubrechen, wenn die zukünftigen Meister mit zu genialem Nichtsnutz aufzutreten wagen. Und dieser Freimuth bewährte sich auch in jener Preisbewerbungs-Heerschau, in welcher den Parisern die Personification ihrer „chère France républicaine" in den mannichfachsten, aber auch in einer Menge wahrhaft jämmerlicher Gestalten gezeigt ward.

Nachdem die Ausstellung den Beschauern manche Stunde einer herzlichen Heiterkeit verschafft, was um so mehr in Anschlag zu bringen war, je rarer diese seit „dem Ersten Jahre des Heils" geworden sind, schloß man dieselbe, und das richterliche Comité bezeichnete eine Partie der bessern Skizzen zu vollendeter Ausführung. In Folge dieses Richterspruchs haben 19 gemalte französische Republiken das Licht der Welt erblickt.

Diese 19 allegorischen Figuren in ungefähr doppelt menschlicher Lebensgröße waren während jenen acht Tagen in einer ehemaligen Klosterkirche, jetzt zum Palaste der schönen Künste gehörig, ausgestellt. Die Gemälde bildeten in ununterbrochener Reihe einen großen Halbcirkel. Es war ein feierlicher majestätischer Anblick. Auf diesem Marktplatze eigener Art konnte jeder Freibürger eine Göttin nach seinem Herzen wählen, was freilich im nicht allegorischen Leben mit mehr Schwierigkeiten verbunden ist. Die Attribute waren ebenso verschieden wie die Gestalten der Figuren. Hier waren Schild, Küraß, Schwert und Lanze Eigenthum der gewaltigen Jungfrau, dort bot sie ihren Verehrern Aepfel, Nüsse, Weintrauben oder volle Garben dar; etwas weiter stand oder saß sie unter zerbrochenen Felsen, zertretenen Kronen und neben Gesetztafeln, Bienenkörben ꝛc., oder hielt den Frieden verkündenden Oelzweig. Allein in den Figuren selbst zeigte sich am auffälligsten, zu welchen verschiedenartigen Verwickelungen eine und dieselbe Idee Anlaß geben kann. Die eine République française sah aus wie eine dummpfiffige pariser Grisette, und mancher lustige Pariser würde sich nicht scheuen dieser „Mamselle" Republik den Cancan anzubieten, wenn sie aus dem Rahmen herabsteigen könnte. Die andere, vom Hals bis zur Zehe mit einem weißen Gewand bedeckt und mit zum Himmel gerichteten Augen und schwörend erhobener Rechten, ähnelt zehn mal eher einem Hohepriester, Propheten oder Sterndeuter als einer jungen ungebändigten Frau, die ihre Anbeter unter dem Pantoffel hält, bis es einem gelingt sie durch List und Gewalt zu zähmen. Die dritte war so stark und feist als sei sie mit Löwen- oder Eselsmilch aufgezogen worden. Die fette Frau saß in einem ganzen Neste junger Republikchen, was bewies, daß ihr Gatte keine Ursache habe wegen Unfruchtbarkeit der theuern Hälfte auf Scheidung anzutragen. Eine andere ruhte auf einem antiken Wagen von zwei Löwen bespannt. Ich fragte meinen Nachbar, ob Dies etwa die Republik des Jardin des plantes sei, und ob vielleicht seine Bewohner, ihre Zäune und Käfige zerbrechend, den Pflanzengarten als Freistaat erklärt hätten? was nichts Unmögliches wäre, da es heutzutage so viele Sorten Republiken gebe, z. B. moderirte und wilde, rothe und weiße, sociale, demokratische, Cabet'sche, Raspail'sche, Caussidière'sche ꝛc., und die Bürger im ci-devant Jardin du Roi am ersten Ursache hätten sich über Unterdrückung zu beklagen. Der Mann sah mich lächelnd an, konnte oder wollte aber meine Frage nicht beantworten, denn die uns umgebenden 19 Frauen und Jungfrauen waren so groß, manche von ihnen hatten so kräftige Arme und ein kleines Arsenal von Waffen um sich, die Löwen sahen so knurrig aus, daß Einem ganz schauerlich wurde und die Lust zum Spaß verging.

In diesem Quodlibet der republikanischen Musterkarte scheint aber die „gemäßigte, honnete" Gemeinherrschaft den Sieg davontragen zu wollen, und die zwei sie vorzugsweise vorstellenden Symbole erfreuten sich unter den Beschauern auch der meisten Theilnahme, wozu allerdings der glückliche Umstand hinzu kam, daß beide Bilder die besten in der ganzen Sammlung waren. Zu Ehren der Kunst und Mäßigung erlaube ich mir eine kleine Skizze von ihnen zu entwerfen.

Eine hohe schlanke Jungfrau in weißem Gewande, mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, streckt uns mit der linken Hand einen Oelzweig entgegen, während ihr rechter Arm an der leicht gehobenen Hüfte herabhängt, und die Hand ein kurzes zum Boden gesenktes Schwert hält. Hinter ihr zu ihren Füßen liegt ein Löwe, der aber noch nicht vollkommen gebändigt zu sein scheint, denn er schaut ziemlich keck auf, und trägt den Kopf ungefähr wie der Redner des Chalet. Durch den blauen Himmel wölbt sich ein Regenbogen, was ich nicht recht begreife, denn bekanntlich wurden bis jetzt Regenbogen immer nur auf Wolken sichtbar; vielleicht ist Dies seit dem 27. Febr. anders, aber dann wäre es des Bürgers Arago Pflicht seinen Mitbürgern zu erklären wie Dies zuginge. Doch chicaniren wir wegen eines solch kleinen Widerspruchs nicht, denn die Figur des Bildes ist in der ganzen Sammlung die anmuthigste und am wenigsten prätentiöse, und doch fehlt ihr eine gewisse Würde und Hoheit nicht.

Von ihrer Nachbarin, der zweiten „rechtschaffenen Republik", ist Ersteres nicht zu sagen; diese ist geputzt als solle sie auf dem nächsten Eintrachts-, Brüderschafts- oder sonst einem Feste paradiren. Die sehr ernste reife Frau streckt die rechte Hand schwörend über einen Altar, auf welchem drei sich umarmende Brüderschaft gelobende bronzene Figuren stehen. Eine tricolore Fahne lehnt sich an die rechte Schulter, und die linke, einen Oelzweig haltende Hand stützt sich auf den Griff eines langen Schwertes. Ein rother faltenreicher Ueberwurf bedeckt zum größern Theil das übrige weiße Gewand.

Beide Bilder erhielten den meisten Beifall; ob aber eins von ihnen für würdig gefunden werden wird im Palaste der Nationalversammlung zu thronen und wer sie gemalt, ist mir bis jetzt noch nicht bekannt. Von berühmten Meistern sind sie nicht, denn keiner derselben nahm aus leicht begreiflichen Gründen an dem Wettrennen nach der Alten-Augustiner-Kirche Theil.

Wenn mir der Leser folgen will, so werfen wir noch einen Blick in den Saal, wo die von Rom eingegangenen Sendungen sich befinden. Hier sehen wir manches Gewöhnliche, einiges Mittelmäßige, aber nichts Ausgezeichnetes, was zu der Betrachtung führt, daß so manche fünfjährige Pension von 2000 Francs erspart werden könnte, ohne daß die Kunst deshalb Trauer anzulegen brauchte. Schenken wir also nur Dem eine flüchtige Betrachtung was durch die Wahl des Stoffs zur Darstellung die Aufmerksamkeit der beschauenden Menge besonders auf sich zieht.

Das größte Bild schildert die biblische Geschichte vom armen Lazarus und dem reichen Mann. Der Künstler konnte für die Gegenwart kein interessanteres Capitel wählen als das vom armen und reichen Mann; es ist ja Das was zur Zeit auf tau-

sendfache Weise gelesen und ausgelegt wird. Nur daß ein großer Theil der modernen Lazarus sich nicht mit den Brosamen die von des Reichen Tische fallen begnügen, sondern schmausen und zechen möchte wie eine Horde der Februarhelden in den Kellern des Schlosses von Neuilly gethan. Ein dichter Haufe steht daher vor dem Gemälde, und liest mit Rührung die unten angeheftete betreffende Bibelstelle, betrachtet bald den todten Lazarus und den ihm die Schwären leckenden Hund, bald die nackten Frauen, in deren Mitte der reiche Mann sitzt, und mit Schauer den hinter den Säulen lauernden, Nichts weniger als eine liebenswürdige Grimasse machenden Racheengel. Nur schade, daß die nackten Frauen alle so platt sind als wären sie aus Bretern gesägt und auf das Bild geklebt. Ich glaube, ein reicher Mann der sich in solch Frauennest bettet wünscht auch, daß diese nicht ohne alles Relief sein möchten.

Eine Allegorie, wie wir das Glück haben werden in nächster Zukunft beginnen zu sehen — denn die Freiheits-, Brüderschafts- ꝛc. Proclamationswuth werden auch die bildenden Künstler in gehörigem Maße ausbeuten zu müssen glauben — erfreut sich ebenfalls der besondern Aufmerksamkeit der Beschauer. „La Paix et la Liberté proclamant la Fraternité des peuples" lautet die Unterschrift der eilig zusammengepinselten Skizze, welche der Welt zeigt wie Dies aussieht. Ein Genius, der in der rechten Hand eine Fackel, in der linken einen Palmzweig hält, saust auf einem wilden Renner durch die Lüfte. Ihm folgt ein Haufe gleich phantastischer Reiter, von denen jeder die Fahne einer Nation trägt. Die Völker, denen diese abenteuerliche Cavalcade die Brüderschaft verkündet, sind durch eine bewaffnete lumpige Menge repräsentirt. Mir kam das Bild vor wie eine Variation auf den Wilden Jäger, der einen Angriff auf eine erschrockene Räuberbande macht.

„Ein gefallener Engel" war das beste Bild in Hinsicht auf die Darstellung des nackten menschlichen Körpers und dessen Fleischton. Zusammengekrümmt liegt der Gefallene, ein schöner Jünglingskörper, bis auf das in wilder Verzweiflung verzerrte Gesicht, unter Dornen und Steingeröll. Die Hände krampfhaft ineinander gekettet, und die unter der Last des Körpers zerdrückten schimmernden Flügel deuten den himmlischen Ursprung des Verlorenen an. Ueber ihm hoch in der Luft schwebt ein Kreis seiner ehemaligen, jetzt den verstoßenen Genossen betrauernden Brüder.

Zwei freundliche italienische Landschaften, die eine mit ihrer dunkeln Ferne und ihrem glühend warmen Mittel- und Vordergrunde, die andere mit dicht belaubten Baumpartien, von denen sich ein Theil über schimmerndes Gewässer neigt und reflectirt, machten einen angenehmen Eindruck unter diesen geschmacklosen oder abenteuerlichen Compositionen — in denen sich die aufstrebende Phantasie stärker zeigt als die bewältigende Kraft und Uebung des Künstlers, worin die Einsendungen zum größern Theil bestanden —, wie etwa ein wahres Wort nach lange vernommener und erkannter Lüge.

Bei Gelegenheit der Wahrheit bemerke ich noch, daß auch eine aus Rom angekommen war, nämlich eine nackte in Marmor gemeißelte. Leider wird die nackte nicht gemeißelte und nur gesprochene Wahrheit in der Regel nicht so gern gehört als die erstere im Palast der schönen Künste gesehen wurde. Nackte Frauengestalten betrachten die Pariser trotz ihrer ausgezeichneten Republikanertugenden immer noch mit großem Wohlgefallen, mögen sie Wahrheit, Lüge, des Teufels Großmutter oder sonst wen vorstellen.

Ueber Theaterkunst ausführlicher zu berichten erlaubt mir diesmal der Raum nicht. Ich verwendete dessen zu viel im Eingange meiner Mittheilung zu Gunsten einer andern — der Kriegskunst. Freilich ist diese die einzige Kunst welche in der Gegenwart nicht allein nicht gefährdet ist, sondern in einer mehr oder minder nahen Zukunft außerordentlich zu blühen verspricht.

In den neuen Haupterscheinungen welche seit den letzten vier Wochen über die Bühne gehen bewährt sich was zu erwarten war. Auch die dramatischen Dichter ergreift der Schwindel des Freiheitsmisbrauchs, und durch die grellsten Zeichnungen menschlicher Verworfenheit scheinen sie mit dem Erschütternden des gegenwärtigen reellen Lebens in siegverheißende Concurrenz treten zu wollen. Das scheußlichste Laster wird wohlgefällig nach allen Seiten herumgewendet, auseinander gezerrt, und erfreut sich des gewissenhaftesten Details und einer sanften Toleranz, wenn ihm nicht geradezu das Wort geredet, die Krone zugesprochen wird.

In „La Comtesse de Sennecey", Drama in fünf Acten von Bayard und Dennery im Theater du Gymnase, „Les femmes de Paris", Drama in fünf Acten von Frau Ancelot in der Gaité, und „Le Livre noir", Drama in fünf Acten und sechs Bildern von Léon Gozlan im Theater der Porte St.-Martin, reihen sich Ehebruch, Verrath, Spielerwahnsinn, Diebstahl, Verführung, Mord und Selbstmord, Thränen und Jammer aneinander, und bilden eine Kette der auserlesensten Perlen. In „Catilina", Drama in fünf Acten und sieben Bildern, machen die Herren A. Dumas und A. Maquet einen directen Aufruf zur Revolte, zu brüderschaftlichem Mord und Brand, indem sie die Rebellen mit den erlesensten Heldentugenden schmücken, und ihnen die Märtyrerkrone reichen, während die für göttliche und menschliche Gesetze Kämpfenden die erfreuliche Rolle der Schufte und Schafsköpfe spielen. Und allabendlich steht ein langer Schweif blauer Blousen vor der Pforte des Théâtre historique, und harrt mit Ungeduld des Anfangs der interessanten Lection. Vielleicht wird das Samenkorn Früchte tragen, und aus der Schule eine Garde für die modernen Catiline hervorgehen.

A. Kunze.

Literarische Notiz.

Lettice Knollys.

Der erste Band eines Werkes das den Plan ausführen soll eine Romantik des hohen englischen Adels zu liefern unter dem Titel: „The romance of the Peerage; or, curiosities of family history, by *George Lillie Craik*" (London 1848), hat eine merkwürdige Frau, obengenannte Lettice Knollys, zum Gegenstande. Ihre Mutter und Königin Elisabeth waren Geschwisterkinder, sie folglich der Königin näher verwandt als deren Thronnachfolger. Ihr Vater war Hausschatzmeister der Königin Elisabeth, und ihr Bruder der erste und letzte Schaltgraf Wallingford und Graf von Banbury. In erster Ehe vermählte sie sich mit Walter Devereux, erstem Grafen von Essex aus dem Hause Devereux, in zweiter mit dem prachtliebenden Robert Dudley, Grafen von Leicester, in dritter mit Sir Christopher Blount, Lord Leicester's Oberstallmeister. Ihr Sohn war Königin Elisabeth's Günstling, Robert Devereux, Graf von Essex, und ihre Tochter, Penelope Devereux, die Stella in Sir Philipp Sydney's „Astrophel und Stella", geschiedene Gemahlin des Lord Rich, Mutter von Rich, Grafen Warwick, und von Rich, Grafen Holland, dann Gemahlin des klugen und tapfern Karl Mountjoy, Grafen von Devonshire. Ihr erster Gemahl wurde von ihrem zweiten, ihr zweiter von ihr vergiftet, und ihr dritter sammt ihrem Sohne, dem zweiten Grafen von Essex, enthauptet. Sie wurde 94 Jahre alt, erinnerte sich des Todes Heinrich's VIII., Eduard's VI. und der Königin Marie, blühte unter der Regierung der Königin Elisabeth, durchlebte die Regierungen Jakob's I. und Karl's I., starb 1634, fünf Jahre nach der Ermordung des Herzogs von Buckingham, und wurde zu Warwick in der Beauchamp-Kapelle beigesetzt an der Seite ihres zweiten Gemahls Dudley, Grafen von Leicester. Dort befindet sich auch noch eine Abbildung von ihr, und ihr Grab bezeichnet eine gereimte Inschrift auf einer von Gervase Clifton gemalten Tafel, dem letzten noch vorhandenen Denkmale einer Sitte welche Ben Jonson's vielbewunderte Verse auf die Gräfin von Pembroke veranlaßten. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 328. —— 23. November 1848.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Daß das Beispiel Cueva's noch andere sevillanische Dichter dieser Zeit zum Wetteifer in der dramatischen Poesie angeregt habe, muß vermuthet werden; es fehlt aber darüber an ausführlichern Nachrichten und bedeutendern Denkmälern. Doch haben sich um diese Zeit (1580) einige Dichter von Valencia in der dramatischen Poesie hervorgethan, unter welchen zwei besondere Auszeichnung verdienen.

Der erste dieser beiden talentreichen, auch um andere Literaturgebiete verdienten Schriftsteller ist Micer Andres Rey de Artieda (geb. 1549, gest. 1613). Leider hat sich von seinen Stücken nur eines erhalten: „Los amantes de Teruel", das eine auch von spätern Dramatikern (Tirso de Molina, Montalvàn, Hartzenbusch) behandelte Liebesgeschichte zum Gegenstande hat. „Die ganze Structur dieses Stücks", sagt Hr. v. Schack, „läßt sehr deutlich die Schule des La Cueva erkennen, zugleich aber das Streben nach mehr Regelmäßigkeit und größerer Reinheit der tragischen Form." In seinen spätern Stücken, die man nur dem Titel nach kennt, soll er sich mehr der classischen Richtung zugewandt haben, worin wahrscheinlich die Ursache liegt, daß sie bald in Vergessenheit kamen.

In dieselbe Zeit fallen die Werke eines andern noch berühmter gewordenen valencianischen Dichters, des Cristóval de Virués (geb. nach Colon um 1548, gest. 1610). Man hat von ihm fünf Tragödien, entstanden in den J. 1580—90: „La gran Semiramis"; „La cruel Casandra"; „Atila furioso"; „La infeliz Marcela"; „Elisa Dido." In den erstern suchte er, wie er selbst sagt, zu vereinen:

> La mayor fineza
> Del arte antiguo y del moderno uso.

In der letzten unternahm er es ein Stück ganz nach den classischen Regeln zu schreiben. Die erstern Stücke zeigen große Verwandtschaft mit denen Cueva's, an die sie sich auch formell durch ihren metrischen Bau anschließen. Doch sind die Fehler, welche die Stücke des Virués mit denen des Cueva gemeinsam haben, bei dem Erstern weniger das Product einer ungeregelten Einbildungskraft als vielmehr das einer misverstandenen Nachahmung und einer falschen Ansicht von dem Wesen der Tragödie. Denn um die von ihm beabsichtigte „Verschmelzung des Besten des antiken Stils mit dem Besten des modernen" zu bewerkstelligen, wählte er einerseits die Tragödien des Seneca, die selbst nur mehr Caricaturen des antiken Stils sind, zu Mustern, und überließ sich andererseits dem angeborenen Hang zu verwickelt abenteuerlichen Intriguen, der herkömmlichen Sucht das Tragische durch das Burleske zu parodiren, und dem Haschen nach spectakelhaftem Theatereffect:

> Diese Mischung — urtheilt Hr. v. Schack zwar strenge aber gerecht — führt einen Wirrwarr, eine Ueberladung von Personal und Vorfällen herbei, welche einige dieser Stücke zu dem Wüstesten und Unverständigsten machen was wol je auf die spanische Bühne gekommen ist.

Wenn aber Virués trotz dieser Mängel berühmt und selbst von Lope de Vega und Cervantes gepriesen worden ist, so ist Dies ein Beweis von einem ungewöhnlichen und nur auf Abwege gerathenen Talent. Auch Hr. v. Schack läßt ihm diese Gerechtigkeit widerfahren, indem er sagt:

> Spuren Dessen was Virués unter günstigern Verhältnissen hätte leisten können finden sich in allen seinen Werken zerstreut, wo theilweise eine außerordentliche Energie hervorbricht, der declamatorische Wortschwall verschwindet und momentan dem Ausdruck des echtesten tragischen Pathos Platz macht. Und diese Lichtpunkte in einem Chaos von Verirrungen sind nicht blos einzelne Stellen voll lyrischen Schwunges und feuriger Beredtsamkeit, sondern ganze Scenen voll hoher drastischer Wirksamkeit, wie sie nur einem mit dramatischem Talent ganz besonders Begabten gelingen konnten.

Am reichsten an derartigen Partien und am freiesten von den gerügten Mängeln ist seine „Dido", eine Tragödie, die er, wie gesagt, rein im antiken Stil zu halten suchte, mit Beobachtung der Einheiten und selbst mit Einführung der Chöre der Alten. Ganz konnte er freilich auch hier den Spanier nicht verleugnen, und sich nicht enthalten Liebesintriguen anzubringen, welche die Haupthandlung (diese ist nicht nach Virgil die Liebe der Dido zu Aeneas, sondern die Treue welche diese ihrem verstorbenen Gatten Sichäus bewahrt und sich lieber den Tod gibt als ihre Hand dem ihr aus Staatsrücksichten aufgedrungenen Bewerber, dem König Jarbas von Numidien) durchkreuzen und nur schwächen. Diese Tragödie ist nach

dem Muster der antiken in fünf Acte abgetheilt, deren jeder mit einem Chore schließt; alle übrigen Stücke hat er in drei Jornadas eingetheilt, sich dessen als seiner Erfindung (wir haben oben bemerkt, mit welchem Recht) gerühmt, und als Regel aufgestellt, daß jede dieser Jornadas einen für sich bestehenden Theil mit abgeschlossener Handlung (independientes una de otra, formando tres acciones distintas) ausmachen müsse.*) Doch scheint in der That durch die Stücke des Virués diese Eintheilung erst in allgemeinen Gebrauch gekommen zu sein, und daher schreibt auch Lope de Vega ihm dieses Verdienst zu.

Nächst den Bühnen von Sevilla und Valencia ist als die dritte der Hauptbühnen, auf welchen sich das spanische Drama in dieser Periode entwickelte, die von Madrid zu nennen. Als die passendste Einleitung zur Darstellung derselben gibt Hr. v. Schack eine Uebersetzung des dreizehnten Briefs „Ueber das Schauspiel", aus Alonso Lopez Pinciano's „Philosophia antigua poetica" (Madrid 1596, jedoch gleich nach 1580 verfaßt), einem in Briefform redigirten Commentar über Aristoteles. Hr. v. Schack sagt:

Der genannte Abschnitt gibt eine so klare Anschauung verschiedener Seiten des damaligen Theaterwesens, ist in seinen beurtheilenden Aussprüchen für den Zustand der Kritik in jener Zeit so charakteristisch und überhaupt durch seine lebendige Darstellung so anziehend, daß es angemessen scheint ihn hier seinem wesentlichen Inhalt nach zu excerpiren, um so mehr, als derselbe bisher für die Geschichte des spanischen Theaters noch nicht benutzt worden ist.

Daran knüpft Hr. v. Schack einige Bemerkungen und Vermuthungen über den Zustand der Bühnen von Madrid bis zum J. 1580, wonach diese wol in der äußern Einrichtung, der Maschinerie, dem scenischen Apparat und dem Costume, sich vervollkommnet haben mochten, aber in ihren Repertoires waren sie wol meist nur auf die Stücke der genannten sevillanischen und valencianischen Dichter oder auf die Machwerke der sogenannten Autores angewiesen, die aber keine literarische Bedeutung erlangt haben. Hr. v. Schack spricht über diese letztern folgende Vermuthung aus:

Ist es erlaubt Vermuthungen auszusprechen, so glauben wir eine zutreffende Vorstellung von diesen Bühnenwerken zu bilden, wenn wir uns die Actionen der Stücke des La Cueva mit ihren rohen Effecten als bloße Gerippe und von allen verschönernden Zuthaten entblößt denken.

Erst in dem Decennium von 1580—90 treten auch in Madrid zwei Dichter auf, die, wenn auch ihre Hauptverdienste nicht im Dramatischen zu suchen sind, doch auch in der Geschichte des spanischen Dramas eine bedeutende Stellung einnehmen. Denn an die in anderer Beziehung so berühmten Namen von Cervantes und dem ältern Argensola knüpft sich auch, was die Theater der neuen Residenz in diesem Jahrzehnd literarisch Bedeutendes aufzuweisen haben, an sie der Uebergang von handwerksmäßiger Manier zu höhern Kunstleistungen. Hr. v. Schack sagt:

Die Thätigkeit des Cervantes im dramatischen Fach zerlegt sich in zwei verschiedene Perioden, deren erste die Zeit unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Algier bis zu seiner Versetzung von Madrid nach Sevilla (1581—88) begreift, die zweite mindestens 20 Jahre später beginnt, und bis an den Ausgang seines Lebens reicht. Zwischen beide fällt dann ein Zeitraum der die dramatische Muse des Dichters zwar feiern sah, denselben jedoch in einer eigenthümlichen kritischen Stellung zur damaligen Schauspieldichtung zeigt, und insofern in der Theatergeschichte nicht unberücksichtigt zu lassen ist.

Wiewol streng genommen nur die erste Periode von des Cervantes dramatischer Wirksamkeit noch in diesen Zeitraum fällt, so zieht des Zusammenhangs wegen Hr. v. Schack doch auch die beiden übrigen schon hier in Betrachtung.

Cervantes hat gleich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Algier, sei es aus Neigung, sei es aus Noth, sich veranlaßt gefunden auch für die Bühne zu arbeiten, und hat in dieser Periode 20—30 Komödien geschrieben und zur Aufführung gebracht. Leider haben sich nur zwei davon erhalten, und sind erst 1784 zum ersten mal im Druck erschienen (in der Ausgabe von seiner „Viaje al Parnaso", Madrid, Sancha); nämlich: „El trato de Argel", eigentlich mehr eine Reihe von Scenen, worin er den Zustand der unglücklichen Christensklaven schildert, und sich selbst (unter dem Namen Saavedra) als handelnde Person auftreten läßt*); und „La Numancia", eine Tragödie, die „in Form, Stil und der ganzen Behandlungsweise nahe Verwandtschaft mit den Schauspielen des Juan de la Cueva zeigt, und die nächste mit dessen «Saco de Roma»." In beiden läßt er allegorische Figuren auftreten, und rühmt sich Dessen, sowie der in einem andern nur mehr dem Titel nach bekannten Stücke aus dieser Periode, der „Batalla naval", angebrachten Eintheilung in drei Jornadas, freilich mit Unrecht wie wir gesehen haben, als seiner Erfindung. Von seinen übrigen Stücken aus dieser Periode kennt man nur noch einige dem Titel nach.**) Die „Numancia" sowol als die Urtheile des Cervantes aus jener spätern Periode, in welcher er sich blos passiv als Kritiker zur spanischen Bühne verhielt, lassen vermuthen, daß auch er in jener ersten Periode noch zwischen dem classischen und dem nationalen Geschmack geschwankt habe. Denn während Cervantes auf andern

---

*) So enthält z. B. in der „Semiramis" die erste Jornada ihre Vermählung mit Ninus, die zweite dessen Ermordung durch Semiramis und ihre Usurpation des Throns, und die dritte die Ermordung der Semiramis durch ihren Sohn Ninias. Dieses Stück ist auch merkwürdig als der Keim zu Calderon's bewunderswürdigem Drama „La hija del aire".

*) Ein interessantes Gegenstück zu der in dieser Komödie des Cervantes erwähnten Aufführung von Komödien durch die gefangenen Spanier enthält ein von Gallardo (a. a. O., S. 45—48) aus einer Handschrift mitgetheilter Bericht: „Cautiverio y trabajos de *Diego Galan*, natural de Consuegra, y vecino de Toledo", worin erzählt wird, daß die spanischen Sklaven 1589 eine „Comedia de La toma de Granada" aufführen wollten; was aber durch ein Misverständniß für sie von sehr tragischen Folgen war.

**) Wir wissen nicht, ob noch in diese Periode oder in die spätere ein Stück des Cervantes fällt, wovon nach Colon's Angabe ein Hr. Matute zu Sevilla einen sonst nirgend erwähnten Druck besessen haben soll: „La soberana virgen de Guadalupe" (Sevilla 1615).

Feldern der Poesie unsterblichen Ruhm gefunden hatte, hatte Lope de Vega's Genie das Schicksal des spanischen Dramas entschieden, und dem Nationalgeschmack ausschließende und bleibende Herrschaft errungen. Gegen die Extravaganzen dieses Geschmacks und gegen das Manierirte in den schwächern Productionen des imitatorum pecus trat nun Cervantes als Kritiker offen auf (im 48. Capitel des Don Quixote); bei allem Treffenden zeugen jedoch sein Tadel sowie seine Vorliebe für gewisse Stücke von Einseitigkeit und Befangenheit in den classischen Regeln. So hängt er noch sehr an der strengern Beobachtung der sogenannten Einheiten und an der directen moralischen Tendenz der dramatischen Poesie. Er selbst aber sollte den besten Beweis liefern, daß es vergeblich ist gegen eine durch organische Entwickelung zur Herrschaft gekommene nationale Richtung anzukämpfen; denn als er sich in den letztern Jahren wieder der dramatischen Poesie zuwandte, und neuerdings für die Bühne zu schreiben begann, „hatte er entweder, wie es scheint, seine frühern Grundsätze über dramatische Composition wesentlich modificirt, oder er that denselben Schritt aus dem er Andern ein so schweres Verbrechen machte, und bequemte sich wider bessere Ueberzeugung den Foderungen des Publicums". Denn die bekannten „acht Komödien" aus dieser zweiten Periode seiner dramatischen Thätigkeit sind ganz in der Manier des Lope de Vega; „er verschmähte nicht alle ihm ehemals so anstößigen Irregularitäten der Kassen- und Spectakelstücke seiner Zeit zu adoptiren, und die Licenz aufs Aeußerste zu treiben". Höchstens könnte man hin und wieder (wie in „Rufian dichoso", „Pedro de Urdemales", der „Entretenida") Züge von Selbstironie auf dieses Nachgeben und Beugen unter den herrschenden Geschmack finden, die, sowie die noch größere Befangenheit im Pseudoclassicismus den guten Blas Nasarre wol zu der lächerlichen Annahme vermochten, Cervantes habe durch diese Stücke den verderbten Zeitgeschmack nur parodiren wollen! Wol aber hat sich dieser an des Cervantes zu später Anerkennung seiner Herrschaft gerächt, indem alle diese Stücke nie zur Aufführung kamen, und er noch froh sein mußte einen Verleger dafür zu finden. Mehr seiner dramatischen Productionskraft und seinen übrigen Eigenthümlichkeiten entsprechend zeigte sich Cervantes in den „Entremeses", wovon einige wahre Meisterwerke voll Witz und Humor, und von jener ihm so eigenthümlichen feinen Ironie sind, und er überdies in der prosaischen seine unvergleichliche Behandlung der spanischen Prosa zeigen konnte. *)

Unter den dramatischen Werken die Cervantes als „tadellose" aufführte befinden sich auch die von Lupercio Leonardo de Argensola, der um 1585 drei Tragödien: „La Isabela", „La Alejandra" und „La Filis", schrieb, und auf den Bühnen von Saragossa und Madrid zur Aufführung brachte. Die ersten beiden haben sich erhalten, sind aber erst im vorigen Jahrhundert (in Sedano's „Parnaso español") durch den Druck bekannt gemacht worden. Um sich das Lob des Cervantes sowie den allgemeinen Beifall mit dem ihre Aufführung aufgenommen wurde zu erklären, muß man den damaligen Zustand der spanischen Bühne nicht aus den Augen verlieren. Denn sie verdienten gewiß denselben Beifall wie die meisten der so berühmt gewordenen Stücke des Virués, deren Gebrechen sie auch theilen, und schon in ihnen zeigte der zwanzigjährige Verf., welch ein Meister der Sprache und der Verskunst er einst werden würde; und in letzterer Beziehung sind sie gewiß von wohlthätigem Einfluß auf das Kunstdrama geworden. Von unserm jetzigen dramatischen Standpunkt aus erscheinen sie freilich als Monstrositäten, überhäuft mit Gräßlichkeiten aller Art, und überladen mit störenden abenteuerlichen Episoden und Intriguen. Das waren aber eben die Verirrungen des noch zwischen Extremen schwankenden Geschmacks jener Zeit überhaupt, während die Tragödien des Argensola sich durch einzelne gelungene Scenen, viele echt poetische Züge, Leichtigkeit und Gewandtheit des Dialogs, und vor Allem durch vollendete Eleganz der Diction so sehr über die meisten andern Stücke jener Zeit erhoben, daß sie sogar die gelehrte Partei als Nachahmungen classischer Muster gelten ließ.

Was außer den genannten noch von den dramatischen Werken aus dieser Periode vor dem Auftreten des Lope de Vega übrig ist, reducirt sich auf Producte von Histrionen (Autores) ohne literarische Bedeutung und auf eine große Anzahl von religiösen und heiligen Komödien. Es bedurfte in der That der letztern, um die Bedenklichkeiten der Theologen zu besiegen, die wegen der oft groben Verstöße gegen Schicklichkeit und Moral in den Schauspielen und vorzüglich wegen der mit ihnen verbundenen lasciven Gesänge und Tänze gegen die Zulässigkeit des Schauspiels überhaupt große Anstände erhoben. Doch erfolgte 1587 eine förmliche, mit dem Votum berühmter Theologen versehene Erlaubniß der Schauspiele unter gewissen Beschränkungen.

Indem Hr. v. Schack am Schlusse dieser Periode noch einen allgemeinen Rückblick auf das zuletzt betrachtete Entwickelungsstadium des Dramas wirft, sagt er sehr treffend:

> Das Bedürfniß und die Kraft ein nationales Schauspiel zu erzeugen haben sich vielfach kundgegeben, aber die Mittel zu seiner Hervorbildung sind noch ungleich. Die verschiedenartigen Versuche haben sich noch um kein festes Centrum gerundet, sich noch keiner sichern Norm und Regel der Kunst untergeordnet. Die Bestrebungen, der Nachahmung der antiken Tragödie und Komödie in ihrer falschen Auffassung Eingang zu verschaffen, sind zwar an dem entschiedenen Willen der Nation gescheitert, haben jedoch üble Vorurtheile und Angewohnheiten hinterlassen, die sich bald in einer dem Wuchs des volksthümlichen Dramas hinderlichen Kritik, bald in theilweisem Anklammern an vermeintliche Regeln, bald in den aus Seneca erwachsenen Atrocitäten des Virués und Argensola kundgeben. Fast alle Theaterstücke treiben rathlos zwischen zwei Extremen umher, der äußersten Extravaganz und Verwilderung des Plans und der Armuth an dramatischem Inhalt; und wenn jene der Beschneidung und Reinigung, so bedarf diese der Aus-

*) Außer den mit den Comedias zusammengedruckten acht Entremeses ist eines, und zwar eines seiner besten: „Los dos habladores", in einem Einzeldruck von 1624 erschienen.

füllung mit reicherer Handlung... Diesen Schattenseiten fehlt es indessen keineswegs an einzelnen Lichtpunkten. Selbst in den Irrungen, welche die Blüte des Dramas noch nicht zur vollen Entfaltung kommen lassen, zeigt sich ein Geist der Strebsamkeit, ein Suchen und Ringen nach dem Besten und Angemessensten, das die herrlichsten Früchte für die Folgezeit verspricht.... Wäre das spanische Schauspiel nicht über diese Stufe hinausgegangen, so würde es allerdings die eigentliche Lösung seiner Aufgabe noch schuldig geblieben sein; aber das Vorhandensein vielversprechender Anfänge zu einem echt volksthümlichen Theater im höhern Stil könnte nicht geleugnet werden. Auch erscheinen manche der Grundzüge des spätern Nationalschauspiels im Allgemeinen schon durchaus festgestellt.

Am Beschlusse des vorliegenden Bandes gibt Hr. v. Schack noch einige sehr interessante Notizen über die spanischen Nationaltänze und ihren Zusammenhang mit der Schaubühne, wozu wir auf die aus Cobarrubias gegebenen Auszüge in Mone's „Anzeiger" (Jahrgang IV, 1835, Sp. 227—230) aufmerksam machen wollen.*)

F. Wolf.

*) Der geehrte Verfasser hat noch einen dritten und letzten Artikel versprochen, und wir wünschen, daß es ihm möglich werden möge denselben bald zu liefern. D. Red.

Bibliographie.

Adam, P. L. und A. Koelle, Johann Jakob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe. Ulm, Stettin. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Bamberg, F. S., Geschichte der Februar-Revolution und des ersten Jahres der französischen Republik von 1848. Mit einer Einleitung, die Darstellung der Regierung Frankreichs seit 1830 und der Ursachen der Revolution. Mit den Portraits von Cavaignac, Lamartine und Louis Blanc. 1ste und 2te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 6 Ngr.

Becker, K. F., Der deutsche Stil. Frankfurt a. M., Kettembeil. Gr. 8. 3 Thlr.

Bourdin, L., Fürst Mitternacht. Roman aus den Papieren eines Verstorbenen. Zwei Theile. Leipzig, Berger. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Brunner, S., Blöde Ritter. Poetische Gallerie deutscher Staatspfiffe. Regensburg, Manz. 8. 17½ Ngr.

Bucher, J., Philonische Studien. Versuch, die Frage nach der persönlichen Hypostase des in den Philonischen Schriften auftretenden Logos auf historisch-pragmatischem Wege zu lösen. Zugleich eine gedrängte Darstellung des Philonischen Systems. Tübingen, Zu-Guttenberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 10te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Forbiger, A., Handbuch der alten Geographie, aus den Quellen bearbeitet. 3ter und letzter Band. Europa. Leipzig, Mayer. Lex.-8. 7 Thlr.

Glaubrecht, O., Leiningen in Dorfbildern geschildert für das Volk. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 10 Ngr.

Katalog der seit dem 17. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit unter falscher Firma erschienenen Schriften. Leipzig, Weller. 1849. 8. 3¾ Ngr.

Mädler, J. H., Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. Nebst erklärenden Abbildungen und Sternkarten. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Heymann. Gr. 8. à 12 Ngr.

Pertz, G. H., Ueber ein Bruchstück des 98. Buchs des Livius. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 15 Ngr.

Reinke, L., Die Weissagung von der Jungfrau und vom Immanuel Jes. 7, 14—16. Eine exegetisch-historische Untersuchung. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sammlung der Gutachten des K. Preuß. literarischen Sachverständigen-Vereins herausgegeben von L. E. Heydemann. Nebst einem Vorwort über die Praxis des Vereins und einem Anhang von Gesetzen und Rescripten. Berlin, Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tosti, D. L., Geschichte Bonifacius des Achten und seiner Zeit. In sechs Büchern. Aus dem Italienischen. 1stes Heft. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Volksbuch auf das Jahr 1848 für Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von H. Biernatzki, J. F. Burmeister u. A. herausgegeben von K. Biernatzki. 5ter Jahrgang. Altona, Lehmkuhl. Br. 8. 15 Ngr.

— — Dasselbe auf das Jahr 1849, nebst Kalender. Mit Beiträgen von H. Biernatzki, C. C. Carstens u. A. herausgegeben von K. Biernatzki. Ebendaselbst. Br. 8. 18 Ngr.

Weißenborn, G., Vorlesungen über Schleiermachers Dialektik und Dogmatik. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Darstellung und Kritik der Schleiermacherschen Dogmatik. Leipzig, T. O. Weigel. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Behr, J. H. T., Predigt bei Eröffnung des Landtags für die Fürstlich Reußischen Lande j. L. zu Gera am 15. Sonntag n. Trin. den 1. Octbr. 1848 gehalten. Gera, Kanitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kritische Bemerkungen über den Entwurf des Wehr-Ausschusses der Reichs-Versammlung zu einem Gesetz über die Deutsche Wehr-Verfassung. Im October 1848. Als Beilage: Der Entwurf des Wehr-Ausschusses. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Erster Bericht der demokratischen Partei der deutschen constituirenden National-Versammlung vom 1. Aug. 1848. Düsseldorf. 12. 1½ Ngr.

Bericht der vom Kriegs-Ministerium am 16. Aug. 1848 zur Einleitung einer Reform des Militair-Medizinalwesens niedergesetzten Kommission. Berlin, Decker. Gr. 8. 10½ Ngr.

Bosio v. Klarenbrunn, C., Leichtfaßliche Darstellung einer zweckmäßigen Gemeindeordnung. Wien, Volke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Brooksbank, J., Barrister at law, Die Einrichtung eines Parlamentes. Dargestellt mit Rücksicht auf die Pflichten und Rechte des Bürgers und die allgemeinen Menschenrechte überhaupt. — A. u. d. T.: The institution of parliament etc. Tübingen. Br. 8. 7½ Ngr.

Die deutsche Bundesacte und die General-Acte des Wiener Congresses. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 6 Ngr.

Chevalerie, O. de la, Das vereinbarte Militair-Avancement. Eine Beleuchtung der Cabinetsordre vom 19. Sept. 1848. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Gesetz über die Errichtung der Bürgerwehr vom 17. Oct. 1848, nebst Verordnung, die Ausführung desselben betreffend. Frankfurt a. O., Kosky u. Comp. 8. 2 Ngr.

— — Dasselbe. Paderborn, Crüwell. Gr. 16. 1½ Ngr.

Hülsen, C. Graf v., Ein Preußenwort. Danzig, Homann. 8. 2 Ngr.

Kann bei einer einheitlichen deutschen Handels- und Zollverfassung Hamburg aus der deutschen Zolllinie ausgeschlossen bleiben? Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7 Ngr.

Steinacker, G., Stimmen der Zeit im Tempel des Herrn. Drei Kanzelreden, gehalten am 12., 19. und 26. März 1848 zu Triest. Triest, Favarger. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber Auswanderung und innere Colonisation mit besonderer Beziehung auf Preußen. Eine Staatsschrift. Berlin, Besser. Gr. 8. 12 Ngr.

Wer ist Reactionair? Ein fliegendes Blatt. Nr. 1. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Ngr.

Wülfing, Austritt dreier Offiziere aus der preußischen Armee nach der Märzrevolution. Köln. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 329. —— 24. November 1848.

Karl Gutzkow.

In einer Zeit des Kampfes vergißt der Mensch vergangene Siege. Die Stürme die das Weltall erschüttern rütteln gewaltsam an dem Errungenen der frischen Vergangenheit. In solchen Tagen ist die Zeit undankbar. Der Dichter ist vergessen, die Geschichte selbst ist Muse, und singt so wunderbare Sagen, daß die alte Poesie verstummt. Wer aus diesen Zeiten sich rettet, um der Zukunft offenbar zu werden, der muß in der That und in Wahrheit Dichter sein. Jetzt ist sie gekommen die Zeit, die da richten wird über den Werth oder Unwerth, über Wahres und Falsches in den Werken und Thaten Derer die arbeiteten für den Ruhm und die Zukunft. Ist euer Leben eitel Mühe und Arbeit gewesen, und eure That trug Frucht, so wird sie jetzt eine goldene werden; arbeitetet ihr aber für irdischen Dank, trägt Gott keinen Theil an euern Schöpfungen, so wird euer Thun sein gleich Spreu die der Wind verstreut. Hunderte werden untergehen, sie werden vergessen sein nach dem Sturm: gleich der Blume, die duftend und schön einzelne Wanderer erfreute, die aber geknickt ward von dem ersten Windhauch der Nacht. Aber herrlich werden sie hervorgehen, die wahren Dichter der Zeit, höher werden sie ihr Haupt erheben, freier wird ihre Brust athmen und jubelnd die Menge sie umgeben: „Seht, in Diesen war Wahrheit, sie sind hervorgegangen aus dem Sturme zum strahlenden Lichte!"

Es kann hier nicht der Ort sein von Allen zu reden die sich bewähren werden, wäre ihre Zahl auch nur klein, unser Ziel ist nur Einer. Zu Denen die getrost des Sieges harren können rechnen wir mit stolzer Zuversicht Karl Gutzkow. Er hat gestrebt, gerungen, gekämpft und gelitten, er ist aus der Feuertaufe der Schmerzen hervorgegangen zu einem reinen, gewissen Dichterberuf. Wie er aber mit den Vorurtheilen, den Engsichten der Welt zu streiten hatte, so stritt Keiner, und daß er siegen wird in der neuen Zeit, bürgt uns für sein Recht. Die Menschen sind ungerecht und eitel. Deshalb beurtheilen sie den lebenden Dichter oft so falsch, weil sie ihn eben lebend sehen. Es wird anders werden, sie werden nicht mehr dem Dichter gleiche Rangstufe mit sich anweisen. Weil sie ihn ringen sahen, werden sie ihm nicht mehr grausam jegliches Ermatten vorhalten. Sie werden nach den Errungenschaften den Kämpfer ehren, und ihm nicht hohnlächelnd ein jedwedes Sinken der Kräfte nachrechnen. Wer einen Dichter vielleicht heranwachsen sah, ihn in der nächsten Nähe kannte, von ihm weiß, daß er seinen Geschwistern lieber Märchen erzählte als daß er lateinische Verba conjugirte, der glaubt ein Recht zu haben den gereiften Mann noch immer von solch nachbarlichem Standpunkte aus zu beurtheilen. Wer den rothbäckigen Knaben kannte, will der bleichen Stirn, dem nachtdurchwachten Dichterauge keinen Glauben beimessen. Wer weiß, daß er ein träges oder träumerisches, ein eigensinniges oder heftiges Kind gewesen ist, der will seinem spätern Wirken keine Berechtigung zugestehen, da er „ja immer wußte, aus dem würde nie etwas Rechtes". Das ist die engherzige, nur zu allgemeine Urtheilsfertigkeit des großen Haufens, Das das Forum vor welchem die Werke des modernen Dichtergenius ihr Urtheil erwarten sollen! Mit dieser echtdeutschen Beschränktheit ward auch Gutzkow kritisirt. Jeder Gevattersmann nimmt die thönerne Pfeife aus dem Munde, und beginnt ein Langes und ein Breites über die oder jene jugendliche Uebereilung, über eine seltsame Grille, einen verzeihlichen Irrthum des begabten Dichters, ohne ihn rein und voll anerkennen zu mögen, weil sein Vetter, der Bürgermeister, mit dem Kirchspielspfarrer oft den „Blasedow" als gottlose Satire verschrien hätten. Nein, Das wird ein Ende haben! Sie werden ihn erkennen, und werden mit Andacht und Stolz in ihm einen deutschen, wahren Dichter ehren, er hat seinen Ruhm nicht auf Sand gebaut, seine Werke sind in Erz gegraben, und unsern Kindern werden sie zur Freude, zum Ruhm und zum Nacheifer dienen!

In 12 Bänden liegen uns seine „Gesammelten Werke" (Frankfurt a. M. 1845—46), und bis jetzt sechs Bände seiner „Dramatischen Werke" (Leipzig 1845—48) vor. Eine außerordentliche Productivität bei einer erst so kurzen Laufbahn! Wir wollen einzeln und vorsichtig die Jugendarbeiten bis zu den gereiften und, setzen wir hinzu, vollendeten Leistungen verfolgen. Der erste Band bringt „Gedichte", „Nero", „Hamlet in Wittenberg", „Xenien und Epigramme". Zu lyrischen Schöpfungen halten wir Gutzkow für einen zu scharfen Dialektiker. Er hat eine Gabe

füllung mit reicherer Handlung,
indessen keineswegs an einzelnen
rungen, welche die Blüte des
faltung kommen lassen, zeigt
ein Suchen und Ringen nach
das die herrlichsten Früchte
Wäre das spanische Schau
gegangen, so würde es all
Aufgabe noch schuldig geb
vielversprechender Anfänge
Theater im höhern Stil
erscheinen manche der G
spiels im Allgemeinen sch

Am Beschlusse des
Schack noch einige
spanischen Nationaltö
der Schaubühne,
gegebenen Auszüge
IV, 1835, Sp. 227

---

*) Der geehrte
tikel versprochen, un
möge denselben bald

Adam, P.
Lebensnachrichten
2 Thlr.

Bamber
und des ersten
Mit einer Ei
reichs seit 18
Portraits vo
und 2te Liefer

Becker
Kettembeil.

Bour
pieren ein
Gr. 16.

Bru
scher Sta

Buc
nach der
Schriften
Wege zu
Philonisch
7½ Ngr.

Cha
Weidmann

Forb
den Quell
Leipzig,

Glaub
für das Volk.

Katalog
Zeit unter falsch
ler. 1849. 8.

Mädler, J.
puläre Astronomie.
karten. 4te vermehrte
Lieferung. Berlin, G. H.

Pertz, Berlin,
des Livius.

Reinke, L., Die
vom Immanuel Jes. 7, 14
Untersuchung. Münster,

[illegible] die verblendete Menschheit sich ihr abge- [illegible] dem rohen Cultus des Spottes und des [illegible] zugewandt.

[illegible] n wir einen Jünger der neuen Zeit mit gro- [illegible] inne, edlem Freimuth und begeistertem Stre- [illegible] erfassen, sein Wesen durchdringen, und ihn [illegible] Stolz, den Zeus des deutschen Dichterhim- [illegible] nem Glanze wiedergeben. Manches Neue und [illegible] nde tritt uns in dieser scharfsinnigen Erörte- [illegible] n, z. B. wie Gutzkow Goethe's eigenstes We- [illegible] m Hause und den Familienbeziehungen herlei- [illegible] ch rettet er ihn von dem Vorwurf der Kälte [illegible] müthlichkeit; „die Familie, das Häusliche, ja [illegible] Philisterhaftdeutsche ist der Leib aus welchem [illegible] Psyche der Goethe'schen Lebensanschauung em- [illegible]. Gewiß hatte Goethe's Mutter den tiefsten, [illegible] n Einfluß auf den ganzen Dichterlauf ihres [illegible] aber den klaren Bezug auf die innere Familien- [illegible] aben wir nie so auffallend und anschaulich dar- [illegible] und so werden den Leser noch viele bedeutsame [illegible] ungen Gutzkow's frappiren.

[illegible] nahmen uns die Freiheit diese Bücher in ei- [illegible] e zu nennen, da sie einen reichen, innerlichen [illegible] menhang haben. Die „Briefe eines Narren an [illegible] rrin" und „Seraphine" bilden den dritten Band, [illegible] no auch viel früher zuerst erschienen; die „Briefe" [illegible] „Seraphine" 1835—36. Den Schluß dieses [illegible] bilden die vielfach angefeindeten, doch jetzt hof- [illegible] allgemein als wahr und richtig gerechtfertigten [illegible] r Eindrücke". Hören wir was Börne („Briefe [illegible] aris", V, 14) über die „Briefe eines Narren an [illegible] Närrin" sagt, und begnügen wir uns mit diesem [illegible] tigen Urtheil darauf hingewiesen zu haben:

Dienstag, den 13. Nov.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen, schicken [illegible] gleich hin es holen zu lassen. „Briefe eines Narren an Närrin." Es ist so schnell abwechselnd, erhaben und tief, Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst worden, und bin doch ein besserer Kopfhänger wie Sie. [illegible] es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner [illegible] edler Geist, und so unbekümmert um die schöne Form wel- [illegible] er oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, [illegible] ie jede Coquette, weil verschmäht, sich ihm um so eifriger zu- [illegible] ingt. Der Verf. schreibt schön, ohne es zu wollen u. s. w.

Börne fährt fort und citirt Einzelnes aus dem Buche, [illegible] omit er sich so ganz einverstanden er [illegible] aß wir eine [illegible] eitere Anpreisung für unbescheiden [illegible] rden.

(Die Fortsetzung f [illegible])

Der Lichtfreund, oder die Ki [illegible] bürgerliche Geschichte. Jena, Fromm [illegible]. 1 Thlr.

[illegible] ne echtbürgerliche Geschi [illegible] nsten Gewande! [illegible] ein Volksbuch vo [illegible] ach Inhalt und [illegible] trefflich bewährt [illegible] her Klarheit und [illegible] Gediegenheit [illegible] urch jene gesunde [illegible] welche zug [illegible] bildeten die Schätze [illegible] und [illegible] ng zugänglich macht, [illegible] sten [illegible] befriedigt. Das will [illegible] rheit. [illegible] Tendenzroman, wie schon der Titel merken läßt, aber durchaus nicht eine Parteischrift. Der ungenannte Verfasser gehört zu keiner Partei von Heute oder Gestern; er steht wohlbegründet, unabhängig, durchaus selbständig innerhalb der evangelischen Kirche, aus deren Mitte heraus, von deren Höhe herab er unbefangen, mit entschiedener Sicherheit, ohne Zweifel und Wanken, voll lebendigen Eifers, aber wohlwollend und mild die wechselnden Erscheinungen und Richtungen des Zeitgeistes überschaut und würdigt.

Solche Schriften sind ein von Vielen tiefempfundenes Bedürfniß in der Zeit unerschöpflichen Meinungsstreits und zunehmender Verwirrung der Begriffe, des religiösen Lebens und der kirchlichen Verhältnisse. Ist's doch als wolle die evangelische Kirche sich auflösen in Parteien und Sekten, wie ihre jesuitischen Gegner ihr zuvorgesagt haben, und daß solche Prophezeiung nun erfüllt werde bereits triumphirend verkünden, ohne des Schadens Joseph's in ihrer Kirche zu gedenken. Der unbegreifliche Leichtsinn, der trotzige Uebermuth mit welchem Hunderte um ihre wenig geprüfte Meinung geltend zu machen oder blind einem blinden Führer zu folgen von der Gemeinde sich losreißen, und aparte Genossenschaften bilden, Kapellchen neben und jenseit der Kirche erbauen, macht es Männern von Geist und Herz, von Einsicht und Erfahrung recht zur dringenden Pflicht klare und milde, belehrende und versöhnende Worte zum Volke zu reden, damit die Erkenntniß herrschender und verführischer Irrthümer die Empfänglichkeit für die evangelische Wahrheit belebe, den Hunger und Durst nach der heilsamen Wahrheit schärfe. Der Verf. dieser bürgerlichen Geschichte, unbefangen in der Auffassung, klar im Verständniß, scharf und doch mild im Urtheil, ein Johannesjünger, ist ganz vorzüglich geeignet solche Worte zu reden, und das anmuthige Gewand in welches er seine Zeugnisse gekleidet hat wird ihnen den Eingang in Vieler Herzen bahnen.

Das Büchlein leistet weit mehr als der anspruchslose Titel verspricht. Es ist, obwol auf die Tagsverhältnisse berechnet, doch keineswegs eine Ephemere, vielmehr ebenso sehr von dauerhaftem Werth wie von gediegenem Inhalt, und eine sehr dankenswerthe Handreichung zur Begründung einer unumwölkten, vorurtheilsfreien und darum festen Ueberzeugung, wie sie in unsern Tagen eben nicht häufig gefunden wird. Denn wie Viele auch ihrer Ueberzeugung in religiösen Angelegenheiten sich rühmen und auf dieselbe trotzen, nur aus Ueberzeugung zu reden und zu handeln versichern, so ist doch Das was sie ihre Ueberzeugung nennen gar häufig nur ein Stück- und Flickwerk, ein loseverbundenes Conglomerat von allerlei eigenen und fremden Meinungen, nicht das Erzeugniß gründlicher Forschung, klarer Erkenntniß und lebendigen Bewußtseins, ohne welche Niemand mit Recht sich rühmt überzeugt zu sein. Als Ergebnisse gründlicher Forschung, tiefern Eindringens in das Verständniß der heilsamen Wahrheit erweisen sich die der Kirche entfremdenden Lehren, zu welchen eine große Menge der sogenannten Gebildeten wie der Ungebildeten heute sich bekennt, so wenig, daß sie vom Standpunkt wissenschaftlicher Erkenntniß wie vom Standpunkt des Glaubens aus gleich bodenlos und nichtig erscheinen. Was die Herzen diesen Lehren geneigt macht, Das ist der trügerische Schein aufgeklärter Freisinnigkeit, die bequeme Faßlichkeit und Durchschaulichkeit, die in ihrer Oberflächlichkeit beruht, und die Mühe und Selbstüberwindung erspart vor unergründlichen Geheimnissen das stolze Haupt und Herz zu beugen; der Anklang welchen sie in der herrschenden Denkart und Stimmung finden ist um so natürlicher, da sie das Christenthum ebenso wol für das Leben wie für die Erkenntniß möglichst bequem zurechtlegen, und es den Menschen gar leicht machen sich für ebenso gesinnungstüchtig wie für aufgeklärt zu halten. Um so willkommener muß Allen welche das Bedürfniß fühlen von den vorwiegenden Einflüssen des heutigen Partei- und Sektenwesens sich frei zu machen, über den herrschenden Meinungsstreit sich zu erheben, und eine fester gegründete Ueberzeugung zu gewinnen, eine Schrift sein welche, ebenso tiefeindringend wie klar und leichtfaßlich entwickelnd, nicht

der Zergliederung, ein scharfes Erfassen rein gemüthlicher idyllischer Zustände, welche der Lyrik schaden müssen. Seine kleinen gelegentlichen Lieder zeigen, daß einem allgemeinen schöpferischen Geiste auch diese Begabung nicht abgeht; aber von einem tiefen, warmen lyrischen Begeisterungsdrang zeugen sie nicht. Uns will Dies gut scheinen. Unsere Lyriker gleichen den Tagfaltern, der dunkle Hauch der Nacht lähmt ihnen ermattend die Flügel; aber ein wahrhaft großer Geist muß die Kraft haben aus der lyrischen Oberflächlichkeit zum Aether der Poesie emporzudringen. Gutzkow dringt empor. Er schafft kleine Lieder, wo sich ihm der Reim dienstfertig zeigt; aber die kleinen Anfänge reifen zum großen Werke, wo uns endlich „Uriel Acosta" in seltener Meisterschaft entgegentritt. Ein sarkastisch feiner Pinsel der Satire wirft in kurzen, genialen Strichen „Nero" auf das Papier. Ein Gemisch jugendlichen Uebermuths, philosophischer Skepticismen und tiefen Gefühls für die bis zu unsern Tagen noch nicht durchgebildete oder gar entschiedene Frage: wie das Schöne ohne das Gute bestehen könne. „Hamlet in Wittenberg" ist die akademischer Leichtfertigkeit entsprungene Skizze einer schaffenden Phantasie. In den „Xenien und Epigrammen" tritt uns schlagfertiger Witz mit einer gewissen Scheu nicht allzu hart anzustoßen entgegen. Gutzkow ist zaghaft wie die Jugend, und doch stark im Gefühl des Rechts gegen Unsitte und Beschränktheit aufzutreten. In dieser Zaghaftigkeit liegt ein neuer Reiz für Den welcher mit Liebe seine Entwickelungen verfolgt.

In den „Oeffentlichen Charakteren" im zweiten Bande liegt ein unerschöpflicher Reichthum vor dem Leser ausgebreitet. Die Klarheit und Schönheit des Stils, das charakteristisch Feine der Schilderungen, die durchdringende Wahrheit der Beurtheilung macht dieses Buch zu einem Schatz für den Laien wie für den Wissenden. Wir sind von der Politik unserer Tage müde und hoffnungsarm, wir greifen zu diesem Buch, und lesen mit wachsender Befriedigung und trostreicher Genugthuung die Biographie Talleyrand's, die Entwickelung der Geschichte Bernadotte's; oder wir rollen das in unsern Tagen so beziehungsreiche Bild Armand Carrel's vor uns auf. Wir wollen poetische Anregungen, Rechtfertigungen der Freiheitsschwärmer, Anerkennung der Wahrheit, der modernen Nüchternheit gegenüber, und wir greifen befriedigt und gerührt zu Gutzkow's vollendeten Schilderungen Shelley's oder Büchner's, dieses jungen Atlas, der eine Welt auf seinen Schultern trug, aber den diese undankbar zu früh durch ihre Schwere begrub. Oder wir sehen eine edle Frau aus ihrer Sphäre in ein ihrer unwürdiges Verhältniß gerückt, in Misverständnisse selbst den besten, und gerade den besten Männern gegenüber versetzt, wir geben ihr die „Oeffentlichen Charaktere", sie schlägt „Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz" auf, und erkennt wie ein ausgezeichneter Mann drei, so sehr verschiedene, vielen Misdeutungen ausgesetzte Frauen in vollstem Glanz ihrer poetischen und genialen Gerechtigkeit erscheinen läßt. Das macht dieses Buch unerschöpflich, als Quelle der Belehrung und des Genusses, daß der Gelehrte wie der Schüler, die Frau wie der Mann, die Jugend wie das Alter stets neue Anziehungen darin finden werden.

Ebenso reich an Anregung, belehrend und voll klarer Beobachtung ist die „Philosophie der That und des Ereignisses" im vierten Bande. Wir kennen einen verdienten und scharfsinnigen Gelehrten und ein junges Mädchen welche wir Beide gleich oft mit dem Lesen dieses Buchs aufs eifrigste beschäftigt finden. Der alte Gelehrte erwiderte uns auf eine bezügliche Frage, daß er mit großem Wohlgefallen die scharfsinnige Beobachtung, die durchgreifende Entwickelung eines jungen Mannes beobachte welchem eine bedeutende Zukunft zu prophezeien der Stolz seines Alters sei. Und dieser Greis kennt Nichts von unserer modernen Literatur, fast hartnäckig verschließt er seine Ohren dem Rufe der einem Laube, einem Beck, einem Hebbel vorangeht; aber wir sahen sein Auge glänzen als er nach der Aufführung des „Uriel Acosta" uns entgegenrief: „Nun da sehen Sie meinen jungen Philosophen!" Dem jungen Mädchen trauten wir eine gewisse unverstandene Gefühlsbegeisterung zu, die ihr dieses Buch in die Hände gebe; allein sie versetzte uns so lebhaft in die Anschauung desselben, sie versicherte so bestimmt daraus Viel zu lernen, und Stoff zum reichen Nachdenken zu sammeln, daß wir etwas beschämt dachten wie ein wahrhaft gutes Buch Jedem Genüge gebe. Man lese diese Bücher mit Ernst, mit Gewissenhaftigkeit und ohne Vorurtheil, und man wird dem Autor von ganzem Herzen dafür dankbar sein. Wir würden die Grenzen unsers Raums beiweitem überschreiten, wollten wir unsere Behauptungen ins Einzelne beweisen. Wir wollen uns vollständig damit begnügen darauf hingewiesen zu haben, und jeder Leser der Bücher aus Büchern, und nicht, wie so häufig geschieht, nur aus Recensionen kennen lernen will wird uns rechtfertigen, wenn auch diese Anerkennung eines bedeutenden Geistes hier nur Skizze bleibt.

Es gab eine Zeit die insbesondere an der Jugend ihren Halt hatte, wo es Mode geworden war Goethe herabzusetzen, ihn vollständig zu leugnen, Alles was er war nur auf den Standpunkt der Verdächtigung zu führen. Diese Zeit hat schon ihr Ende gefunden. Nicht, daß nicht noch Viele wären die eine gewisse Leerheit und Flachheit des Urtheils in die Worte Börne's oder Gervinus' kleiden, um eben mitzusprechen — aber die wirklich Forschenden, die wahren Jünger der Zeit wollen Jedem seine Stätte bereiten in der Walhalla der Zukunft; und daß Goethe, wie Gutzkow sagt, der Grenzstein war auf welchem sich das Licht zweier Jahrhunderte brach, Das wird Jeder erkennen der sich nicht absichtlich blind gegen das Licht stellt. Daß Gutzkow mitten in dieser Goethe-Leugnung „Ueber Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte" schrieb, daß er die hohe, gottähnliche Erscheinung Goethe's mit zuversichtlicher Anerkennung, mit einer innigen und starken Gläubigkeit darthat, beweist uns, daß der Geist auch die Wahrheit verkündi-

gen darf, wo die verblendete Menschheit sich ihr abgewendet und dem rohen Cultus des Spottes und des Zweifels sich zugewandt.

Hier sehen wir einen Jünger der neuen Zeit mit großem Scharfsinne, edlem Freimuth und begeistertem Streben Goethe erfassen, sein Wesen durchdringen, und ihn uns als den Stolz, den Zeus des deutschen Dichterhimmels in reinem Glanze wiedergeben. Manches Neue und Ueberraschende tritt uns in dieser scharfsinnigen Erörterung entgegen, z. B. wie Gutzkow Goethe's eigenstes Wesen aus dem Hause und den Familienbeziehungen herleitet. Dadurch rettet er ihn von dem Vorwurf der Kälte und Ungemüthlichkeit; „die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhaftdeutsche ist der Leib aus welchem die höhere Psyche der Goethe'schen Lebensanschauung empordringt". Gewiß hatte Goethe's Mutter den tiefsten, psychischen Einfluß auf den ganzen Dichterlauf ihres Sohnes; aber den klaren Bezug auf die innere Familiencoterie fanden wir nie so auffallend und anschaulich dargethan, und so werden den Leser noch viele bedeutsame Beobachtungen Gutzkow's frappiren.

Wir nahmen uns die Freiheit diese Bücher in einem Zuge zu nennen, da sie einen reichen, innerlichen Zusammenhang haben. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin" und „Seraphine" bilden den dritten Band, und sind auch viel früher zuerst erschienen; die „Briefe" 1831, „Seraphine" 1835—36. Den Schluß dieses Bandes bilden die vielfach angefeindeten, doch jetzt hoffentlich allgemein als wahr und richtig gerechtfertigten „Wiener Eindrücke". Hören wir was Börne („Briefe aus Paris", V, 14) über die „Briefe eines Narren an eine Närrin" sagt, und begnügen wir uns mit diesem vollgültigen Urtheil darauf hingewiesen zu haben:

Dienstag, den 13. Nov.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen, schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. „Briefe eines Narren an eine Närrin." Es ist so schnell abwechselnd, erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst geworden, und bin doch ein besserer Kopfhänger wie Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist, und so unbekümmert um die schöne Form welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Cocquette, weil verschmäht, sich ihm um so eifriger zudringt. Der Verf. schreibt schön, ohne es zu wollen u. s. w.

Börne fährt fort und citirt Einzelnes aus dem Buche, womit er sich so ganz einverstanden erklärt, daß wir eine weitere Anpreisung für unbescheiden halten würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Lichtfreund, oder die Kindtaufe. Eine bürgerliche Geschichte. Jena, Frommann. 1847. 12. 1 Thlr.

Eine echtbürgerliche Geschichte im angemessensten Gewande! Wir haben ein Volksbuch vor uns, welches nach Inhalt und Form sich trefflich bewährt, in durchschaulicher Klarheit und meisterhafter Gediegenheit, ausgezeichnet durch jene gesunde Popularität welche zugleich den Mindergebildeten die Schätze tiefer Gedanken und gründlicher Belehrung zugänglich macht, und die Gebildetsten anzieht, festhält und befriedigt. Das will Viel sagen, aber es besteht in der Wahrheit.

Es ist allerdings ein sogenannter Tendenzroman, wie schon der Titel merken läßt, aber durchaus nicht eine Parteischrift. Der ungenannte Verfasser gehört zu keiner Partei von Heute oder Gestern; er steht wohlbegründet, unabhängig, durchaus selbständig innerhalb der evangelischen Kirche, aus deren Mitte heraus, von deren Höhe herab er unbefangen, mit entschiedener Sicherheit, ohne Zweifel und Wanken, voll lebendigen Eifers, aber wohlwollend und mild die wechselnden Erscheinungen und Richtungen des Zeitgeistes überschaut und würdigt.

Solche Schriften sind ein von Vielen tiefempfundenes Bedürfniß in der Zeit unerschöpflichen Meinungsstreits und zunehmender Verwirrung der Begriffe, des religiösen Lebens und der kirchlichen Verhältnisse. Ist's doch als wolle die evangelische Kirche sich auflösen in Parteien und Sekten, wie ihre jesuitischen Gegner ihr zuvorgesagt haben, und daß solche Prophezeiung nun erfüllt werde bereits triumphirend verkünden, ohne des Schadens Joseph's in ihrer Kirche zu gedenken. Der unbegreifliche Leichtsinn, der trotzige Uebermuth mit welchem Hunderte um ihre wenig geprüfte Meinung geltend zu machen oder blind einem blinden Führer zu folgen von der Gemeinde sich losreißen, und aparte Genossenschaften bilden, Kapellchen neben und jenseit der Kirche erbauen, macht es Männern von Geist und Herz, von Einsicht und Erfahrung recht zur dringenden Pflicht klare und milde, belehrende und versöhnende Worte zum Volke zu reden, damit die Erkenntniß herrschender und verführischer Irrthümer die Empfänglichkeit für die evangelische Wahrheit belebe, den Hunger und Durst nach der heilsamen Wahrheit schärfe. Der Verf. dieser bürgerlichen Geschichte, unbefangen in der Auffassung, klar im Verständniß, scharf und doch mild im Urtheil, ein Johannesjünger, ist ganz vorzüglich geeignet solche Worte zu reden, und das anmuthige Gewand in welches er seine Zeugnisse gekleidet hat wird ihnen den Eingang in Vieler Herzen bahnen.

Das Büchlein leistet weit mehr als der anspruchslose Titel verspricht. Es ist, obwol auf die Tagsverhältnisse berechnet, doch keineswegs eine Ephemere, vielmehr ebenso sehr von dauerhaftem Werth wie von gediegenem Inhalt, und eine sehr dankenswerthe Handreichung zur Begründung einer unumwölkten, vorurtheilsfreien und darum festen Ueberzeugung, wie sie in unsern Tagen eben nicht häufig gefunden wird. Denn wie Viele auch ihrer Ueberzeugung in religiösen Angelegenheiten sich rühmen und auf dieselbe trotzen, nur aus Ueberzeugung zu reden und zu handeln versichern, so ist doch Das was sie ihre Ueberzeugung nennen gar häufig nur ein Stück- und Flickwerk, ein loseverbundenes Conglomerat von allerlei eigenen und fremden Meinungen, nicht das Erzeugniß gründlicher Forschung, klarer Erkenntniß und lebendigen Bewußtseins, ohne welche Niemand mit Recht sich rühmt überzeugt zu sein. Als Ergebnisse gründlicher Forschung, tiefern Eindringens in das Verständniß der heilsamen Wahrheit erweisen sich die der Kirche entfremdenden Lehren, zu welchen eine große Menge der sogenannten Gebildeten wie der Ungebildeten heute sich bekennt, so wenig, daß sie vom Standpunkt wissenschaftlicher Erkenntniß wie vom Standpunkt des Glaubens aus gleich bodenlos und nichtig erscheinen. Was die Herzen diesen Lehren geneigt macht, Das ist der trügerische Schein aufgeklärter Freisinnigkeit, die bequeme Faßlichkeit und Durchschaulichkeit, die in ihrer Oberflächlichkeit beruht, und die Mühe und Selbstüberwindung erspart vor unergründlichen Geheimnissen das stolze Haupt und Herz zu beugen; der Anklang welchen sie in der herrschenden Denkart und Stimmung finden ist um so natürlicher, da sie das Christenthum ebenso wol für das Leben wie für die Erkenntniß möglichst bequem zurechtlegen, und es den Menschen gar leicht machen sich für ebenso gesinnungstüchtig wie für aufgeklärt zu halten. Um so willkommener muß Allen welche das Bedürfniß fühlen von den vorwiegenden Einflüssen des heutigen Partei- und Sektenwesens sich frei zu machen, über den herrschenden Meinungsstreit sich zu erheben, und eine fester gegründete Ueberzeugung zu gewinnen, eine Schrift sein welche, ebenso tiefeindringend wie klar und leichtfaßlich entwickelnd, nicht

nur kräftige Auffoderung und Anleitung zu eigenem Forschen und Prüfen, sondern auch sicherleitende Grundsätze und scharfe Waffen gegen die Widersacher der evangelischen Wahrheit darbietet.

Die Geschichte, durch welche der goldene Faden freundlicher Belehrung sich hinzieht, ist so höchst einfach, daß sie dem verwöhnten, überreizten Gaumen Derer welche mit der überwürzten Kost der nervenerschütternden, herzzerreißenden Romane des modernen Frankreichs ihren Hunger nach zerstreuender Unterhaltung zu stillen lieben kaum zusagen möchte. Da wir den Lesern dieser Blätter das Lesen des Büchleins, welches auch äußerlich von der Verlagshandlung recht zierlich ausgestattet ist, nicht ersparen, vielmehr dazu reizen möchten, so wollen wir den Gang der Handlung — es fehlt, obwol viel geredet wird, in der That an Handlung nicht — keineswegs verrathen, sondern nur über die handelnden und redenden Personen einige Andeutungen mittheilen. Da ist der ehrbare Buchbindermeister Willich mit seiner wackern Hausfrau Elisabeth, die an einem Sonnabendsabend die Stunde ihrer Entbindung von ihrem zweiten Kinde nahen fühlt. Ihr zu Hülfe kam mit der erfahrenen Hebamme Frau Helfrich die wackere Schwiegermutter Gertrud, die mit ihrem Bruder, einem kinderlosen Witwer, dem trefflichen Zeugschmiedmeister Augustin Trau, im Nachbarhause wohnt. Wilhelm, der siebenjährige Sohn Willich's, steht indeß unter specieller Aufsicht des Vetter Niklas, von dem Knaben Vetter Nick genannt, der, ein alter Junggesell, Bruder der Mutter Elisabeth's, seinen Gewürzkram aufgegeben, und bei Willichs sich zur Ruhe gesetzt hat, aber da mit gutmüthiger Geschäftigkeit im Hause und in der Werkstatt waltet. Willich hat in den Büchern deren Einband er besorgte Vielerlei gelesen, und an seinem Glauben Schiffbruch leidend der neuesten lichtfreundlichen Weisheit sich zugeneigt. Darin unterstützt ihn mit behaglichem Aufklärungsdünkel der Vetter Moritz Sprung, dessen Mutter eine Schwester von Willich's Vater gewesen; als der einzige Sohn eines reichen Branntweinbrenners früh verzogen, hat Sprung Gymnasium und Universität besucht, dann große Reisen gemacht, ein gut Theil seines Erbes durchgebracht, wenig gelernt, aber auf die Schöngeisterei, allmälig auf Freigeisterei und Politik sich gelegt, und seinen sehr empfänglichen Kopf mit all den kühnen Ideen der neuesten Weltverbesserer erfüllt. Ihm entgegen steht in der Familie der ihr sehr entfremdete Meister Liebrecht, der, einst ein wilder Bursche, auf der Wanderschaft in der Fremde dem kopfhängerischen, verdammungssüchtigen Pietismus sich ergeben hat, und nun gewaltig eifert nicht nur gegen die Weltkinder, sondern auch gegen seine frommen Verwandten, mit denen er sich entzweit und verfeindet, weil sie nicht in seiner Manier fromm sind.

Während Sprung in dem von ihm gestifteten Bürgerverein freisinnige und aufklärende Reden hält, erbaut sich Liebrecht in Conventikeln, in welchen der geistliche Stolz und die Selbstgerechtigkeit ebenso genährt wird wie dort der überkluge Unglaube. Welche Katastrophe im Leben des redlichen Willich eintreten mußte, um seinem irregeleiteten Verstande die heilsame Richtung mitzutheilen, in welcher auch sein reiches Gemüth Befriedigung fand, welche Mahnungen, Zeugnisse und Belehrungen auf ihn einwirkten, um ihn aus den Banden des verführischen Sprung'schen Lichtfreundthums zu befreien, und ihn auf die Bahn einer kerngesunden Frömmigkeit zu leiten, die ihn nicht in die Gefahr bringt der Liebrecht'schen Sektirerei anheimzufallen, Das mögen geneigte Leser, die wir auf das treffliche Buch aufmerksam machen wollten, selbst entnehmen. Hier sei es nur noch vergönnt dem ehrwürdigen Meister Trau, welcher die Krone der ganzen Familie ist, und als ein ebenso gediegener — wir würden sagen gesinnungstüchtiger, wenn dieses Prädicat nicht bereits zu verbraucht wäre, und in unsern Tagen gar zu wohlfeil erkauft würde — wie erleuchteter Mann sich bewährt, eine anspruchlose, aber wohlverdiente Ehrensäule zu errichten, dem Verfasser aber zu danken für das von ihm wohlausgeführte und treue Bild dieses Charakters, und für das ganze liebe Buch. 84.

Lesefrüchte.

Civilisations-Fortschritte in Indien.

Darüber enthält Mackinnon's „History of civilisation" (London 1847) folgende Stelle: „Wer Indien vor der aus Großbritannien eingeführten Civilisation gekannt hat muß zwischen Sonst und Jetzt einen auffallenden Unterschied bemerken. Wir gehen auf keine politische Erörterung ein, lassen unentschieden, ob die von der einen oder der andern Regierung beliebte Verwaltung gut oder schlecht gewesen, kümmern uns blos um den Fortschritt der Civilisation, und untersuchen die Wirkungen britischen Einflusses in Indien. In dem uns gehorchenden Theile von Hindostan gewinnt der Unterricht beträchtlichen Raum. Eine einheimische Presse — ein im Orient früher nicht gekannter Luxus — verbreitet durch alle Schichten der Gesellschaft Kenntniß von Dem was anderwärts geschieht. Dadurch werden alle Kasten der Eingeborenen in moralischer, politischer und socialer Hinsicht aufgeklärt. Ehemals verheimlichten die obern asiatischen Stände ihren Reichthum aus Furcht von der eisernen Faust des Despotismus ihn sich entrissen zu sehen. Daher das dürftige und schmuzige Aeußere ihrer Wohnungen in Shikarpur und andern mohammedanischen Städten. Todte backsteinerne Wände wurden vor denselben aufgemauert, damit man die Bewohner für arme Leute halten sollte. Dem entsprach das Innere des ersten Hofs. Wer begünstigt oder unbeargwöhnt weiter gelangte, entdeckte bald Anzeichen des Comfort, und kam er zu den Frauengemächern, gewahrte er schwelgerische Pracht. So war es sonst. Seit die Eingeborenen Gleichheit vor dem Gesetz und Sicherheit der Person und des Eigenthums genießen, geben sich die obern Stände ihren Nationalneigungen hin, und umringen sich öffentlich mit Pracht und Herrlichkeit. Sie errichten stolze, geräumige Paläste, umzäunen Parks, legen Pflanzungen und Gärten an mit den erlesensten Blumen und seltensten Gewächsen. Es gibt deren jetzt in Bengal zu Tausenden."

Wadenbedingung.

„Es dürfte manchem unserer Leser unbekannt sein", heißt es im „New sporting magazine", „daß zu den Haupterfodernissen eines londoner Lakai nicht blos seine Größe, sondern auch Gestalt und Umfang seiner Beine gehören. Schreiber Dieses hatte einen Freund der auf einem der fashionablesten Squares im Westend wohnte, und einen neuen Lakai bedurfte. Der Mann wurde gemiethet und stellte sich ein, fehlte aber die ersten zwei oder drei Tage bei der herrschaftlichen Mittagstafel. Da fragte der Herr den Tafeldecker, warum der neue Lakai nicht erschiene, und erhielt die entschuldigende Antwort: seine Waden seien noch nicht angekommen. «Was?» rief der Herr, «seine Waden? Wie versteht Ihr Das?» «Die Sache ist», erklärte der Tafeldecker, «die Beine des Mannes sind nicht ganz so gut geformt und so stark wie sein Beruf es erheischt. Er muß sich deshalb der künstlichen Mittel bedienen, welche viele vornehme londoner Lakaien anwenden, ich meine er hat sich ein paar falsche Waden bestellen müssen, und der Verfertiger derselben ist gerade jetzt in der Season mit derartigen Bestellungen so überhäuft, daß er sie ihm vor morgen früh nicht versprechen konnte.»" 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 330. —— 25. November 1848.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

Einer der seltsamsten, aus Sarkasmen und Empfindsamkeit, Geist und Humor, tiefem Gefühl und bitterer Ironie hervorgegangenen Romane ist „Seraphine". Bald weckt diese Seraphine das innigste Mitleid, bald erregt sie die Galle. Dann scheint sie dämonisch, dann madonnengleich. Bald eine Bettina und dann wieder Annette. Als der reflectirende, starre Arthur sie liebt, ist sie undinenhaft, mondscheinempfindelnd, stets auf der Höhe ihrer Gefühle. Edmund, der weiche, hingebende, träumerische, findet in ihr den kalten, berechnenden Verstand, eine gefühllose Dialektik. Nicht leicht kann es ein Buch geben das von einem genauern Studium der Frauen zeugte als dieser Roman, und doch wirft er einen tiefen, schweren Schlagschatten auf den Charakter derselben. Sie wollen es so gern Allen recht machen, und verderben es mit Allen. Den möchten sie auf Rosenblätter betten, und er zöge einen Stein als Kopfkissen vor; Jenem ist das Leben allüberall zu hart, und die Frau seiner Liebe hat das unglückliche Princip ihn durch kühle Vernunft vor der Gefahr der Verweichlichung zu warnen. An Arthur schreibt Seraphine oft, Viel, sie gefällt sich in langen Betheuerungen der zartesten Gefühle; Arthur ist über diese Art der Sentimentalität empört. Edmund verlangt ihr Tagebuch, täglichen Briefverkehr; sie schlägt es mit tödtlicher Kälte ab. Daraus sollte man zu der Idee kommen, daß Frauen Alles können, aber Nichts mit Bestimmtheit wollen. Die meisten fühlen, aber sie dringen nicht ein. Sie beurtheilen die Männer, aber sie begreifen sie nicht. Solcher Seraphinen gibt es unendlich Viele in der Welt. Kein Wunder, daß Männer von Geist und Charakter die Frauen eben nur als Spielzeuge betrachten, und das Mitleid, die Theilnahme welche wir im Roman dieser ihr Dasein misverstehenden Frau zollen, der Lebenden gegenüber Kälte und Härte wird. So gründlich traurig hat uns noch selten ein Frauenschicksal gemacht als das dieser Seraphine, und Das vielleicht um so mehr, als die nächste Nähe Jedem von uns ähnliche Charaktere, ähnliche Schicksale zeigt. Die Landschaftsgemälde, die feine Ironie, die fast prophetische, politische Berechnung, die erhabene Definition Beethoven's, alles Dies vereinigt sich nicht zu einem gewöhnlichen Roman, sondern zu einem höchst schätzbaren Beitrag der psychologischen Erkenntniß in einer geistreichen, bald tragischen, bald komischen Form. Die kühle Weltbildung Juliens, der dem Lachreiz stets Stoff bietende, und doch so ernsthafte, gefühlvolle Hr. v. Magnus, der rohe Charakter Philipp's sind mit scharfem, keckem Pinsel in wenig Strichen lebendig hingestellt. Im Genre des Romans ist Gutzkow mit Jean Paul verglichen worden. Vergleiche zwischen Dichtern sind unpassend, und doch liegen sie so nahe.

Ebenso nahe liegen bei Gutzkow wie bei Jean Paul das fast roh Komische und das tief Tragische. Sie haben allerdings Aehnlichkeit. Man kommt aus dieser Abwechselung der Empfindungen nicht heraus, und Dies stört die Reinheit des Eindrucks. Aber dem Werth beider Dichter ist Dies weit entfernt Abbruch zu thun. Wir wollen in der schon einmal begonnenen Unregelmäßigkeit fortfahren, und hier gleich die Romane Gutzkow's in einen Rahmen zusammenstellen. „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", verlegt nach Tibet; Sitten und Zustände welche mit den unsern eine treffende, beschämende Aehnlichkeit haben. Die Eitelkeit, Complimentensucht und Anmaßung eines chinesischen Mandarins reizt unsere Lachmuskeln unwiderstehlich, und wir vergessen, daß wir in dem Geheimrath irgend eines unserer nachbarlichen Ländchen das unverkennbare Ebenbild des chinesischen bezopften Würdenträgers finden. Oder trifft die Caricatur des Obersten Tschu-Kiang nicht auf ein Haar das Bild eines preußischen, die Würde seiner Stellung, die Anmuth seiner Gestalt, die Feinheit seiner Sitten, die Stärke seiner Aufschneidereien keinen Augenblick aus den Augen setzenden Militairs? Schü-King, die chinesische Emancipirte, Gylluspa, die Schwärmerische, für den Geliebten ihrer Kindheit Begeisterte, Dhü-Kummuz, der verschmitzte Diplomat aus Teschulumbo, sie sind uns Alle schon begegnet, können uns täglich noch begegnen, sei es in Spree-Athen oder Elb-Florenz: — ihre Schwächen sind unsere Schwächen, ihre Leiden unsere Leiden, ihre Lächerlichkeiten die unsern. Gutzkow verwahrt sich in der Vorrede dagegen, dieser Roman sei eine Satire. Eine directe

vielleicht nicht, aber während der Lecture desselben stoßen uns die Wahrheiten der ironischen Darstellung wider unsern Willen auf Vergleiche. Die Komik ist drastisch, unwiderstehlich, aber in den lächerlichsten Situationen rufen wir: „Tout comme chez nous!“ Die fanatischen Priester, die den unglücklichen Götzenbildhauer Hali-Jong zerreißen in fanatischem Gericht: wir finden sie wieder in unzähligen Concilien europäischer Priesterschaften, mögen sie nun Rom oder Luther zum Feldgeschrei machen. Der willenlose, milde Dalai-Lama, Maha Guru, wie rührend zeigt er das Bild einer Macht und Hoheit wider Willen? Man sollte jedes Buch, so auch dieses, unbefangen zur Hand nehmen, und ohne eine besondere Tendenz zu wittern sich dem Ernst oder Scherz desselben ohne Vorurtheil hingeben, so würde man am sichersten den Sinn des Autors treffen. Es hat Gutzkow geschadet, daß man bei seinen Productionen stets eine andere Tendenz vermuthete: was er im metaphysischen Genre schrieb, da wollte man politische Satire sehen, wo er ein Bild des Zeitgeistes lieferte, vermuthete man Hegel'sche Philosophie. Den unbefangenen Leser wird die „Geschichte eines Gottes“ unbedingt befriedigen. Man wolle keine versteckten Absichten errathen, dann kann man die reinste Freude an dem glänzenden Stil, den phantastischen Bildern, den komischen Entwickelungen haben, dann wird man den jungen Autor als ebenso scharfsinnigen wie begabten Darsteller bewundern.

In gleicher Weise, aber durchaus naheliegend, durchaus modern, mit dem Siechthum der Zeit engverbunden erscheint „Blasedow“. Wer hat nicht schon Mitleid mit dem „verfehlten Dasein“ eines Gelehrten empfunden, welcher nun seine ganze Lebenshoffnung auf vier Söhne setzt, die ihm am Ende zeigen wie eitel sein Mühen war? Wer kennt nicht den von Hoffnung und Erwartung glänzenden Blick des Vaters welcher uns wohl zugibt „sein Leben habe Nichts genützt“, aber sein ältester Sohn verspreche einmal der Ruhm des Jahrhunderts zu werden? Der zweite werde in kurzer Zeit alle Leistungen des Phidias oder Thorwaldsen hinter sich lassen? Wem wäre die keifende, engherzige Pfarrersfrau Gertrud unbekannt, die am Backtrog geschäftig hantirend ihre Augen überall hat, und ihres Mannes naive Zerstreutheit oder tiefes Nachdenken mit einer kreischenden Erinnerung an das Loch in seinen Strümpfen lächerlich macht? Die gespreizte Engherzigkeit des Tobianus, der inspicirende freigeistige Theologe Blaustrumpf, die überfließende Celinde, die frivol-schalkhafte Sophie, und die ergötzliche Familie von der Reige sind dem Leben abgelauscht. Wer in Berlin war wird die Gräfin von der Reige mit dem knickerigen Hochmuth, der gemüthlich seinsollenden Herzlosigkeit, die leere Frivolität derselben als bekannt begrüßen. Der Banquier v. Lipmann, der schmunzelnde baronisirte Schacherjude begegnete uns in der Königstraße oft genug, und in jenen ästhetisirenden literar-fraubasigen Theecirkeln der preußischen Hauptstadt hat der kosmopolitische Guido seine Gedichte häufig genug declamirt. Wie meisterhaft ironisirt Gutzkow die diplomatischen Winkelzüge in der „Entrevue des Freiherrn v. Hundt mit dem Grafen Leibrock“. Welche Fülle beißender Satire in der Anpreisung des Amalien-Bades! Diese Satiren treffen haarscharf die faulen Flecke des modernen Zeitlebens, und wen wird nicht tiefe Wehmuth erfassen, wenn nun am Schluß die ganze, ihr Dasein verfehlt habende Familie Blasedow nach Aegypten zieht, Celinde die blasirte, himmelnde Aristokratin mit dem himmelstürmenden Schlachtenmaler an der Spitze? Tiefer Ernst und bitterer Humor, Aristophanischer Witz und Genialität moderner Geistesrichtung gehen in diesem Lebensbilde Hand in Hand, es unübertrefflich wahr zu machen. Wir wollen hier fortfahren die Tendenzen in ein Fach zu reihen, und nach Besprechung des sechsten Bandes zu den „Säcularbildern“ und dem „Novellenbuch“, dann zu den „Wiener Eindrücken“ und den „Briefen aus Paris“ übergehen.

Der sechste Band gibt uns die schöne Biographie Börne's. Zunächst hervorgerufen durch das die Literatur schändende Buch Heine's über Börne, wird aus einer Rechtfertigung des edeln Todten seine Biographie. Hierin legt Gutzkow die Fülle seiner Pietät und begeisterten Hochachtung für den ersten deutschen Freiheitsapostel nieder. Die heiligste Ueberzeugung verklärt sich in dem vollgültigen Zeugniß welches ein solcher Jünger dem geschiedenen Meister auszustellen die herrlichste Berechtigung hat. Es ist ein schönes Denkmal, welches die junge Literatur ihrem Herrn und Meister setzt. Jetzt, in unsern Tagen erst, wird Börne erkannt. Sein Name glänzt in leuchtenden Buchstaben auf den Bannern der Freiheit. Nicht mehr eine stille Gemeinde feiert Börne, eine immer größer werdende, freudig bewegte Volksmasse jauchzt sich den Namen ihres edelsten Vertreters zu. Oft hört man in unsern Tagen die Klage: „Ach daß Börne nicht mehr lebt, daß er uns nicht zeigen kann wie die Saat zu ernten ist die er säete.“ Diese und ähnliche Aussprüche hörten wir oft mit Rührung. Das ist die Frucht des Grabes der wahrhaft großen Männer, die ihr Leben am glänzendsten ehrt. Ja, sie wurden verfolgt und verdammt, ihrer Rede ward oft gespottet, sie waren nicht selten dem Sinken unter unverschuldeter Last nahe — aber Segen über sie! Die Saat des Guten reift, und über ihrem Grabe reicht sich ein Volk zum ewigen Bund die Hände. Segen über Börne's Grab! Laßt uns den alten frommen Glauben bewahren: über den Sternen wird die Ausgleichung für alles Leid. Fühlt in dem Wesen des begeisterten Freiheitsdranges die Nähe seines unsterblichen Geistes! Erkennt die Wahrheit, für die Sokrates, Christus, Huß, Spinoza, Luther, für die die Edelsten und Besten ihrer Zeit litten und starben.

An die Biographie Börne's reiht sich das Denkmal der Freundschaft welches Gutzkow dem verstorbenen originellen hamburger Arzte J. D. Assing, und dessen Frau Rosa Maria, geb. Varnhagen von Ense, setzt. Rosa Maria, diese zarte, dem Sinngrün verwandte, durchaus poetische Frauennatur, lebte an der Seite des wunderlich geistvollen, barocken Gatten, umgeben von ihren beiden geistreichen Töchtern, lange Zeit in Hamburg als Mittelpunkt

derjenigen Vertreter der Literatur welche sich in die epikuräische Existenz der ausschließlich materiellen Interessen huldigenden großen Handelsstadt versetzen mochten. Sie stand Justinus Kerner, dem edeln Chamisso, Uhland, Schwab nahe und eng verbunden, sie sah die jüngern Poeten und Autoren Theodor Mundt, Wienbarg, Gutzkow oft und mit seltener Grazie des fesselnden Umgangs bei sich. Der Gatte theilte das innige Interesse an der Literatur in minder lieblicher, anmuthiger Form. Seit dem Tode dieser beiden seltenen Menschen ist eine Lücke in Hamburg entstanden. Rosa Maria's poetisch-idyllische Anknüpfungspunkte fehlen. Größere, mehr aristokratische Mittelpunkte für die Literatur sind dankens- und anerkennungswerth, aber für ein sinniges Naturleben kein Ersatz. Eine scharfe, der gesunden Wahrheit entsprungene Charakteristik Friedrich von Hurter's, des geadelten, von Metternich zum Reichshistoriographen ernannten Convertiten, schließt diesen Band, und liefert damit zugleich einen Beitrag zu den östreichischen Zuständen, welche die Märzrevolution jetzt schon der Geschichte eingereiht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren einer Verborgenen. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 2 Thlr.

„So wenig diese Stimme aus der friedlichen Welt des innern Lebens für unsere zerrissene Zeit zu passen scheint, so könnte doch vielleicht eben Dies manches von den Stürmen der Gegenwart ermüdete Herz ihr zugänglich machen." So das Vorwort. Und wenn wir in der Anzeige des ersten Theils*) sagten: „wir würden durch das Buch auf Tugenden aufmerksam gemacht die, geräuschlos und nicht glänzend, doch das eigentliche Glück von vielen Tausenden machen, auf Tugenden die vor den lauten Stimmen des Tages mehr und mehr verschwinden": wie viel mehr haben wir jetzt, nach den seit dem Erscheinen des ersten Theils eingetretenen Ereignissen, Ursache Dies zu sagen und das Buch zu empfehlen! Denn es ist ja wol jedem Denkenden, jedem Fühlenden klar, daß die Noth der Gegenwart, die Trübung der im letzten Frühjahr keimenden Hoffnungen, die Verzweiflung so mancher Edeln aus dem Uebel entsprang dem dieses Buch entgegenzuwirken sucht, aus dem Radicalismus, dem Wirken „des Geistes der verneint", der Alles nivelliren möchte, damit nach abgehauener königlicher Eiche der Pilz einige Höhe zu haben scheine, der mit dem Unkraut das er ausgätet auch die Wurzeln des seit Jahrhunderten hervorsprossenden, gedeihenden und gediehenen Schönen und Guten schonungslos ausreißt. Unter diesen Wurzeln ist die vornehmste das Christenthum, und so ist der Zeitgeist besonders gegen dieses gerichtet; und wenn er Dies auch nicht immer mit Bewußtsein ist, wenn er sich auch oft hinter den Worten Kirche und Confession verbirgt — der eigentliche Geist des Christenthums, diese mit Kraft gepaarte Liebe, diese Gelindigkeit (um das Wort eines Dichters zu gebrauchen), deren Macht groß, dieses allem Beseelten in der Welt freistehende und genügende Mittel die Erde mit dem Himmel zu verknüpfen, wird durch den Zeitgeist angefeindet, und viele Tausende werden von ihm hingerissen. Gegen diesen Geist ist das Buch gerichtet. Es ist eine sanfte, eine weibliche Stimme die aus ihm ertönt: sie wird Viele ansprechen, Manchen, Das hoffen wir, gewinnen; aber wir wiederholen, was wir in der Anzeige des ersten Theils sagten: „Das Wort der Verborgenen: «Unzartheit Anderer muß man schweigend ertragen», gilt in unsern Tagen nicht; es sollten Männer sich vereinigen gegen dieses Unwesen anzukämpfen; und wenn das Christenthum als Schutzwehr gegen den verneinenden Geist, als Tilgung desselben sich erweisen wird, wie es durch wahrhaft fromme Männer Dies vermag, dann wird es einen seiner schönsten Triumphe feiern."

Das Gute und Schöne was uns im ersten Theile erfreute begegnet uns auch im zweiten, an dessen Schluß wir eine Fortsetzung der „Schweizerbriefe" finden, die in natürlich-lebhafter Darstellung uns Das berichten was aus dem früher geschilderten religiösen Radicalismus hervorging, hervorgehen mußte. Die Berufung Strauß' nämlich ist der Hauptgegenstand der Briefe, die als Belege zu der Gelzer'schen Schrift über dieses Ereigniß dienen können, wie sie zugleich darthun, was der gemeine Haufe Alles ohne Unterscheidung unter dem Worte „Pietismus" begreift. Sie sind eine ernste, warnende Mahnung den Regierungen, die, in dem Wahne man müsse dem Zeitgeiste nachgeben, gegen einen Glauben wirken der in den Gemüthern des Volks seit Jahrhunderten Wurzel geschlagen hat. Aber eine Mahnung sind sie auch Dem der da glaubt durch eine aufgeregte Menge könne das Gute erzeugt werden. Die 35,000 Unterschriften unter der gegen die Regierung und Strauß gerichteten Petition erscheinen dem die Gegenwart Beachtenden ein schwacher Halt, und nur zu bald ward der Schreiberin jener Briefe dabei bange, ihr die anfangs über jene Tausende frohlockt hatte. Eines noch können wir anzumerken nicht unterlassen. Gewiß sind die Briefe aus einem frommen, dem Christenthum ergebenen, durch dasselbe edel gebildeten Sinne hervorgegangen: die Schreiberin ist keine Pietistin in dem Sinne den man jetzt mit diesem Worte verknüpft; und doch finden sich in den Briefen Spuren der Schärfe, des Richtens, das man leider so oft bei den sogenannten entschiedenen, strengen Christen, namentlich bei den Pietisten der spätern und unserer Zeit, findet. Ist es wol eigentlich christlich so im Allgemeinen zu sprechen wie in dem Briefe vom Mai 1839 gesprochen wird? „Von der Regierung sind nun alle erdenklichen Mittel angewendet worden welche List, Unwahrheit, Verleumdung, Drohung, Versprechung bieten können." Wir hoffen zur Ehre der Menschheit und Zürichs, daß das Wort „Regierung" unbedacht hingeschrieben, nicht im umfassenden Sinne zu nehmen sei.

Ueberhaupt, wenn uns das Buch an so vielen Stellen durch Aeußerungen einer edeln, aufgeklärten Frömmigkeit anzieht, so gibt sich uns doch auch hier und da die Schattenseite dieser Religiosität kund. In den „Auszügen aus Tagebüchern und Briefen" sind vortreffliche Gedanken ausgesprochen; sie bezeugen nicht nur ein fühlendes Herz, ein tiefes Gemüth, sie sind auch ein Zeugniß eines denkenden Geistes, wie sie denn auch frei sind von jener trüben, alle Freude verscheuchenden Weltansicht, und es geradezu aussprechen: „daß der Herr in allen Dingen ein frisches, freies Wesen an seinen Kindern haben will". Die Verf. ist der Meinung: „daß Gott die fleißigen Arbeiter lieb hat"; sie tadelt entschieden die starre, am Buchstaben klebende Orthodoxie, die Rechthaberei, den pharisäischen Hochmuth so mancher namentlich junger Theologen der Gegenwart. Doch wenn sie über ihr Gebiet hinausgeht, verirrt sie sich leicht, und geräth in Widersprüche und auf Ansichten, auf Seltsamkeiten die einen freiern Geist ihr abwendig machen könnten. Dies ist besonders der Fall, wo sie sich in das Gebiet der Kunst und Poesie wagt. Gleich das Wort (S. 187): „Daß Rafael's sittliche Veredlung auf so ungleicher Stufe mit seiner künstlerischen Entwickelung stand, kann ich begreifen", erregt Bedenken, zumal wenn man kurz vorher las: „Als Correggio seine Nacht malte, mußte er mit der ganzen Fülle seines Gemüths mehr als in die Darstellung in den Gegenstand versenkt sein, in das Geheimniß, daß das höchste Gut sich verkleidete in unser armes Fleisch und Blut." Und liegt nicht darin, zumal da in Bezug auf einen Rafael der Gegenstand gegen die Darstellung gehoben wird, zugleich

*) Vergl. hierüber Nr. 243 d. Bl. f. 1847. D. Red.

ein Widerspruch mit Dem was in einer andern Stelle so wahr gesagt wird: „Bei einem rechten Gedichte müssen Beides, Form und Inhalt, zugleich geboren werden, wie Farbe und Duft aus dem aufgeschlossenen Blumenkelch.“ Jene Erhebung des Gegenstandes über die Darstellung hängt mit dem unglücklichen Vergleichen zusammen, das so oft zu Ungerechtigkeiten verleitet, wie es den reinen Genuß des in seiner Art Großen und Schönen trübt. „Ein Wort von Mund zu Mund mit ihm reden“, heißt es S. 193, „ist doch mehr als seine schönsten Bilder sehen; mit ihm leben und sterben ist doch größer als ihn malen können wie Rafael und Correggio.“

Erquicken wir uns dagegen an andern, wahrhaft erbaulichen Sprüchen des Tagebuchs. „Wenn man zu viel von Gott redet, redet man leicht weniger mit ihm.“ „Demuth bleibt immer Etwas, nicht das ich habe, sondern das ich gern hätte; denn wenn ich spräche: jetzt bin ich demüthig, hätte ich den ersten Schritt zum Stolze gethan.“ Trefflich, treffend, anwendbar ist das Wort: „Vorwitzig und gar sehr unreif scheint mir die Ansicht, die jetzt in manchen jungen Christen laut wird, daß Jeder der den Heiland als seinen Herrn erkennt von ihm auch mit Worten zeugen müsse vor Gleich- und Andersgesinnten, unter allen Umständen und zu aller Zeit. Wird er nicht seinen eigenthümlichen Weg für den allgemeinen halten? Ja wird er nicht mit der Wahrheit auch seine Irrthümer verbinden? Und wird nicht manche Seele die der lautern Wahrheit nicht abhold wäre durch den Irrthum zurückgeschreckt mit diesem auch jene verwerfen?“

Was wir in der Anzeige des ersten Theils über die Gedichte der „Verborgenen“ sagten, gilt auch von denen die einen großen Raum des zweiten einnehmen (S. 1—182). Auch hier begegnen wir manchen lieblichen Blüten, manchem innigen Erguß einer frommen liebevollen Seele; doch von der Eintönigkeit die wir in der ersten Sammlung fanden können wir auch diese nicht freisprechen, und das Verschmähen der Form über dem Inhalt rächt sich nur zu oft. Im „Morgenlied“, in dem „Wunder zu Kanaan“, in so manchem Andern finden sich Beweise für diese Behauptung. Das letzte Gedicht der Sammlung, „Sternenhimmel“, kann dagegen für eine Vergütung gelten, wie es denn der Verf. oft glückt für einen schlichten frommen Gedanken den entsprechenden Ausdruck zu finden. So in den wenigen, durch ein Wort der Heiligen Schrift (Phil. 1, 6) veranlaßten Worten:

Wie wunderbarlich ist dein Lieben,
Das Alles überwinden kann,
Das niemals ohne Sieg geblieben,
Wo es den Streit nur erst begann.

Ach, auch in mir hast du begonnen,
Gebrochen ist der Sünde Macht;
Doch lange Zeit ist schon verronnen,
Und immer noch ist's nicht vollbracht!

Zur Ehre gereicht der Dichterin auch das Wort „An Schiller, als er unchristlich genannt wurde“. Das wahrhaft Große und Erhabene kann doch des Eindrucks auch auf Andersdenkende, wenn sie nur frei sind von beschränkendem Hochmuth, nicht verfehlen.

Den edeln Geist, ich mag ihn nicht verdammen,
Aus dessen Nacht solch Sterngefunkel bricht;
Es brannten einer heil'gen Sehnsucht Flammen
In dieser Brust, in die ein Bild des Schönen,
Ein Strahl gefallen war aus reinem Himmelslicht.

43.

Miscellen.

Wildhaus.

Die unlängst in einer Zeitschrift gemachte Bemerkung eines Reisenden in der Schweiz, daß das Häuschen in welchem einst Ulrich Zwingli geboren ward sich noch ganz in dem Zustande befinde wie er in einer kleinen Schrift des Prof. Franz*) geschildert wird, die bereits vor nunmehr fast 30 Jahren erschien, läßt es vielleicht willkommen erscheinen, wenn Dasjenige was sich auf jene merkwürdige Stätte bezieht aus der in unsern Umgebungen wol nur selten vorkommenden Schrift hier mitgetheilt wird. Es besteht (S. 24 fg.) in Nachstehendem: „Unter den vor dem Dorfe Wildhaus zerstreut umherliegenden Häuschen, welche mit dem gemeinschaftlichen Namen des Lisighauses (Elisabethenhauses) bezeichnet werden, liegt kaum einen Steinwurf weit von der schönen und ebenen Straße nach Alt-St.-Johann Zwingli's Geburtshütte. Das Aeußere derselben ist freilich nicht anziehend. Ihr plattes, mit großen Steinen belastetes Dach, die morschen Wände, die kleinen zum Theil mit Papier verklebten Fensterscheiben gewähren einen nicht eben empfehlenden Anblick. Aber aus vielen Gründen läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß dieses Häuschen in seinen Grundpfeilern und Hauptwänden noch dasselbe sei welches die Aeltern unsers Zwingli, der damalige Ammann des Orts, Ulrich Zwingli, mit seiner Hausfrau, Margarethe Meili, bewohnten. Der unterste oder Hauptbalken (Sellbaum) des Hauses mißt zwei Schuh Breite; ein Gemach, eine Kammer nach der andern ist, wie man deutlich sieht, bei dem Aufbau des Hauses für sich besonders angelegt, oder, in der Zimmermannssprache, jeder Balken ist erst auf dem Werksatz abgebunden worden, was bekanntlich jetzt nicht mehr geschieht. Die Wände des Häuschens sind von gehauenem Holz, die Dielen sind mit der Breitaxt bearbeitet, da man in jenen Zeiten aus Mangel an Sägemühlen die Breter auf kürzerm Wege noch nicht zu erhalten verstand. Inwendig ist die Decke der Stube mit halbrunden Balken versehen, geziert mit einigem Schnitzwerk. Auch sind die von Zeit zu Zeit in der Stube und Küche gemachten Verbesserungen gar wohl von der alten Bauart zu unterscheiden. So baufällig das Häuschen auch zu sein scheint, so kann es doch, wenn es nur bisweilen einige Nachbesserungen erhält, leicht noch einige Hundert Jahre stehen. Durch einige Unterstützungen von Zürich hat man sich es bisher angelegen sein lassen einige höchst nothwendige Ausbesserungen anzubringen, und dem Zahne der Zeit, der allzu stark eingesetzt hatte, entgegenzuarbeiten. Der um das Häuschen herum befindliche, dazu gehörige Boden beträgt 66 Schritte in der Länge; ein klares Brunnenwasser, das auch in der trockensten Jahreszeit nicht ausbleibt, quillt auf diesem Zwingli-Boden. Dem Vorgeben, daß man noch vor mehren Jahren an einem Balken des Hauses hebräische Worte oder Sprüche der Bibel gelesen die der Reformator in seiner Jugend angeschrieben habe, kann man mit Recht widersprechen. Es findet sich nicht nur nirgend eine Spur davon, sondern ältere und sachkundige Personen wollen nie davon Etwas gehört oder gesehen haben. Wol aber hauen öfters Reisende Stücken Holz vom Hause ab, um sie als Erinnerungszeichen mit in die ferne Heimat zu nehmen.“

*) Das Büchlein führt den Titel: „Zwingli's Geburtsort. Beitrag zur Reformations-Jubelfeier 1819 von Prof. J. F. Franz.“ (St.-Gallen.) In dem neuesten Handbuche für die Schweiz besuchende Reisende (Koblenz 1848) heißt es S. 387 ganz kurz: „Das hölzerne Haus in welchem Zwingli am 1. Jan. 1484 geboren wurde steht noch, von der Zeit geschwärzt, eine Strecke vom Dorfe (Wildhaus), bevor man dasselbe erreicht.“

Das Schriftstellerhonorar zur Zeit der Reformation.

Nach J. G. Meusel's „Annalen der Geschichtskunde“ (II, 711) waren zu Luther's Zeiten sechs Groschen für den gedruckten Bogen schon ein ansehnliches Honorar. Luther selbst nahm in der Regel von seinen Verlegern Nichts als einige Exemplare. Mehre Buchhändler hatten sich vereinigt ihm, wenn er Alles was er schreibe ihnen in Verlag gebe, einen Jahresgehalt von 400 Thalern zu geben. Luther schlug es aus, um volle Freiheit sich zu wahren. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 331. —— 26. November 1848.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung aus Nr. 330.)

Unter dem Druck preußischer Censurverhältnisse sah sich der Verf. gezwungen ein Werk über die Geschichte der socialen Entwickelungen unserer Zeit unter englischer Form erscheinen zu lassen. Gutzkow schrieb als Bulwer's Zeitgenosse ein Bild der europäischen modernen Zustände in englischem Rahmen. Dies sind die jetzt den gesammelten Werken unter dem Titel „Säcularbilder" eingereihten meisterhaften Schilderungen des 19. Jahrhunderts. In Individuen, Beobachtungen und Antithesen liefert der Verf. eine überraschende Charakteristik der Zeit und ihrer Genossen. Er zeigt uns den Säugling und den Knaben des 19. Jahrhunderts, den Jüngling der für den Knoten seiner Cravatte und die Pirouetten einer Tänzerin schlaflose Nächte hat, und den Blasé, den modernen Blasé, nicht „Den der Alles satt hat", sondern der noch gar Nichts gekostet. Er zeichnet uns den Mann einer stets schwankenden Verliebtheit, und Den welcher aus Indolenz die Reize einer Frau gar nicht bemerkt. Die Frauen, die Mädchen unserer Tage führt er uns vor. Der fast leidenschaftliche Hang der jetzigen Frauen, in der Wissenschaft, im Lernen Ersatz für die galanten Beschäftigungen unserer Grossmütter zu finden, wird auf seine Ursachen zurückgeführt, die Gutzkow zunächst mit der geistigen Untreue der Männer bezeichnet. Indessen, sind wir auch geneigt Gutzkow's Beurtheilung der Frauen, eben als Mann, anerkennend zu theilen, so fürchten wir doch: Gutzkow versteht kein Weib! Er besitzt zu viel kaltes Raisonnement, zu viel spitzfindige Dialektik, um in das Allerheiligste eines weiblichen Herzens ohne Vorurtheil eingelassen zu werden. Er analysirt, er berechnet, er beobachtet, er ist ein geschickter Anatom jeglicher Empfindungen, er zerschneidet mit scharfem Messer die Gründe weiblicher Hingebung, und leitet sie aus den weitliegendsten Ursachen ab. Er führt die weiblichen Gefühle aus Sensualismus und Calcul her — Das scheint uns ebenso einseitig als unwahr! Vielleicht haben gerade die geistreichsten Autoren kein Recht über Liebe zu schreiben. Sie lieben um darüber schreiben zu können, sie schreiben nicht darüber weil sie geliebt haben. Alle Unterscheidungen der Menschen des 19. Jahrhunderts geht der Verf. mit feiner, oft satirischer Charakteristik durch. Diese Satire gibt dem Werk erhöhten Reiz, schadet aber einer unbefangenen Auffassung. Vom Menschen geht er zum Jahrhundert selbst über, dies speculative, industrielle, übertriebenen Idealismus der Materie, positives Wissen dem beschränkten Wirken entgegensetzende Jahrhundert. Der Verf. bezeichnet den Zwiespalt „Dessen was wir sind, und Dessen was wir wissen" als die Quelle all der unruhigen Bewegungen die jetzt zur Entscheidung zu kommen scheinen. Der Verf. schließt das 18. Jahrhundert mit der Französischen Revolution, beginnt das jetzige mit Napoleon's titanenhafter Krafterscheinung.

Die Geschichte Europas begann im 18. Jahrhundert mit dem Pedantismus und der Steifheit, mit der Naivetät und dem Lächerlichen, und endigte mit dem höchsten Pathos der Leidenschaft, mit dem blutigen Schrecken der Guillotine. Das 18. Jahrhundert kam zur Revolution ohne es zu wollen und zu fühlen; und wir, die wir mitten in der Agitation der politischen Leidenschaften inne leben, die wir weit mehr in ein System der Unordnung als der Ordnung eingeführt sind, die wir vergleichen können welches die Extreme planloser Verirrungen zu sein pflegen, wir, die Menschen des 19. Jahrhunderts, sollten wiederum in der Revolution enden zu müssen glauben? Das ist eine völlig unphilosophische Ansicht unserer Zeit. Wenn noch eine Revolution kommen kann, so wird es nicht mehr ausschließlich die der Staaten sein, sondern all euer Denken und Trachten, all euer Meinen und Fühlen, all eure Existenz, all eure Kunst und Wissenschaft wird in sie hineingerissen werden.

Ist diese Zeit da? Wird sie noch schwerer kommen? Sind die Ereignisse des Jahres 1848 die Frucht jenes Dualismus welchen der Verf. so überzeugend analysirt? Auch hier zeigte er uns in Individuen den Geist der Masse specificirt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier einzeln den reichen Inhalt dieses bedeutenden Buchs durchnehmen. Wir müssen uns begnügen darauf hinzuweisen, und indem wir den Inhalt mehr verzeichnen als bezeichnen darauf aufmerksam zu machen, welch wichtige Bezüge dies Werk gerade zu den Bewegungen der neuesten Gegenwart hat. Die Bedeutung Amerikas wird nicht verkannt, aber die Freiheit der Neuen Welt wie sie in den Vereinigten Staaten besteht ist kein Glück, sie ist eine Entwürdigung für den Menschengeist. In dem eleganten Indifferentismus eines modernen Anacharsis gibt der Verf. das Daguerreotyp eines geistreichen jungen Mannes unserer Tage. Die Schwierigkeit der Existenz der Masse, die überhandnehmende Uebervölke-

rung, das Gespenst des Pauperismus, die unhaltbare Theorie St.-Simon's, wie die entartete Unsittlichkeit des Père Enfantin, die socialen, stets drohender werdenden Uebel der Zeit werden in dem Capitel „Von der Existenz" scharfsinnig auf Ursache und Wirkung zurückgeführt. Der Drang nach etwas Geheimnißvollem, einem noch zu lösenden Problem, einer wunderbaren, neuen Entdeckung äußert sich im 19. Jahrhundert in einer schaffenden, vermehrenden, nimmer rastenden, intelligenten Thätigkeit. Wir haben unsere Mystiker und Alchymisten so gut wie das vorige Jahrhundert, aber unser Hauptgeheimniß, die magnetische Kraft die unsere Zeit in Bewegung setzt, ist das Geld.

Die Politik darf natürlich nicht fehlen in dem Bilde unsers Säculums; dann geht der Verf. auf die Erziehung, auf das Gewerbe und die Mission derselben über. Er schildert Sitten und Zustände in einem Brief über das berliner Treiben einer sogenannten vornehmen Familie, er stellt den Gegensatz und die Aehnlichkeit antiker Sitten auf, er verbreitet sich über die Abweichungen natürlicher Zustände zur künstlichen Ueberfeinerung der Sitten, dann geht er mit großer Gewandtheit zu einer meisterhaften Darstellung der policeilichen, gesetzgebenden Zustände über. Religion und Christenthum, enge Dogmen und weiter Glaube, Mysticismus und Radicalismus, römischer und deutscher Katholicismus, Judenemancipation und Judenverfolgung werden auf gründlich geistreiche Weise veranschaulicht, und vom philosophischen Standpunkte erörtert. Im 19. Jahrhundert ist die Kunst gefährdet durch die Künstlichkeit von tausend eingebildeten Bedürfnissen, sie wird profanirt durch Ostentation. Die Kunst ist Luxus des Millionnairs, nicht mehr Cultus der Masse. So ist es mit der Malerei, mit der Sculptur, der Musik. In der Literatur schadet dem producirenden wie dem empfangenden Theil ebenso diese Verflachung, dieser Materialismus der Massen. Die Wissenschaft ist besser daran. Sie nützt der Industrie, sie dient dem Allgemeinen, um vom Einzelnen vergöttert zu werden. Der Verf. endet das jedenfalls bedeutendste Werk seiner Feder, welches bis jetzt in Prosa von ihm erschien, mit einer Zusammenfassung Dessen was die Zeitgenossen zu hoffen haben, Dessen was die Nachkommen von ihnen zu erwarten haben. Daß Dies wenig ist nicht die Schuld des Autors, der frisch, jung und angeregt mit Eifer an sein Werk ging, es ist die Schuld einer strebenden, Ungeheures nicht vollendenden Zeit.

Das „Novellenbuch" bringt jene Novellen gesammelt welche in Taschenbüchern zerstreut als sie erschienen Aufsehen und allgemeines Interesse erregten. Hier schlägt Gutzkow Saiten des Gefühls an die wir bis jetzt von seiner Hand noch nicht berührt sahen. Außer dem „Prinzen von Madagaskar", der mit Glut und phantastischer Malerei eine französische Anekdote mit sarkastischen Streiflichtern beleuchtet, sind es psychologische Gemälde voll tiefer Wahrheit, mit dem beobachtenden Blick des Seelenkenners meisterhaft hingestellt. Hippolyt Berora, der Prinz von Madagaskar, in seiner Kindheit aus seiner wilden Heimat in die pariser Civilisation versetzt, bewahrt ein warmes Gefühl, und ein wirklich edles Herz inmitten aller Verführungen einer Lieutenantscarrière. Romantisch, leichtsinnig, und müde des langsamen Avancements und der schnell verzehrten Gage, gibt er dem Drängen eines alten Dieners nach seine Rechte als Prätendent auf den Thron der Insel von Madagaskar geltend zu machen. Zu dieser Expedition findet sich ein alter Professor bereit, der als Dolmetscher der vergessenen Muttersprache des Prinzen dienen soll. Man schifft sich ein, und kommt glücklich nach Ste.-Marie, der Nachbarinsel von Madagaskar. Der Commandant nimmt den Prinzen gastfrei auf, als einen privatisirenden Gesandten der Regierung, welcher die Colonien besichtigen soll. Hippolyt unterhält sich vortrefflich, verträumt seinen Plan in der Familie eines Pflanzers, und hätte ihn ganz vergessen, wäre er nicht bei einer nächtlichen Heimfahrt in die Hände des wilden Stammes gefallen den zu beherrschen er sich vorgenommen hatte. Er wird als Sklave verkauft, flüchtet sich mit Hülfe einer schönen Leidensgenossin, und rettet sich unter mannichfachen Gefahren, schifft sich müde seines Prätendentenrechts wieder mit seinen Gefährten und der lieblichen Araxata nach Frankreich ein; diese erträgt die Strapatzen der Ueberfahrt nicht, und stirbt unterwegs, beklagt von ihrem durch ein leichtsinniges Unternehmen von alter Romantik geheilten Geliebten.

(Der Beschluss folgt.)

Aus Kalkutta.

Juni 1848.

... So viel von meinen persönlichen Angelegenheiten. Nun, weil ich glaube, daß es Sie interessirt, einen Blick auf das große mich umgebende Ganze, und da von vornherein die uns Engländern Ehre machende, deshalb aber Nichts weniger begründete Versicherung, daß es um jenes große Ganze beiweitem besser steht als vor Jahren. Die ehemaligen Tageslaster, grausame Plünderungssucht und bestialische Sinnlichkeit, sind abgezogen, und haben Redlichkeit und Verfeinerung zu Nachfolgern. Auch liegt ein Beweis des erwachten und wachbleibenden Verlangens nach geistiger Speise in dem steigenden Absatze einer vor vier Jahren ins Leben getretenen Vierteljahrsschrift, des „Calcutta review", gedruckt an den Ufern des Hoogly und seinen englischen Brüdern selbst in der Nebensache des Preises, 6 Schillinge (2 Thaler) die Nummer, ebenbürtig. Ich benutze meine Erwähnung dieses rühmlichen Probestücks der anglo-indischen Literatur es Ihrer Beachtung zu empfehlen. Sie finden fast in jeder der bisher erschienenen 17 Nummern einen oder den andern Aufsatz der unsere indischen Zustände anschaulicher und — wahrer bespricht als 20 Reisewerke, und wenn ich Ihnen sage, daß mehre der vorzüglichsten Aufsätze Eingeborene zu Verfassern haben, so werden Sie darin einen Riesenschritt des Hindugeistes erblicken. Und doch ist Dies blos einer. Als einen zweiten, dritten und vierten bezeichne ich Ihnen eine Menge seit kurzem entstandener, in der Landessprache geschriebener und von Hindus herausgegebener Tagesblätter....

Vor Zeiten hatten die Bediensteten der Ostindischen Compagnie die Mission für ihre Gebieter zu fechten und zu feilschen, sich selbst aber in beliebiger Weise durchzuhelfen. Statt eines ihren Bedürfnissen und ihrer Stellung angemessenen Gehalts erhielten sie die Erlaubniß die Eingeborenen nach Gutdünken und Möglichkeit zu bevortheilen. Daher verzichteten Manche auf den reglementsmäßigen Ertrag ihrer Aemter, und entschä-

digten sich durch Erpressungen und abgetrotzte Geschenke. Wer dessenungeachtet Nichts erübrigte, blieb im Lande. Die reich Gewordenen kehrten mit ihren Schätzen nach Europa zurück, wo Dramaturgen sie in Scene setzten, und Romanschreiber an ihnen Studien machten. Erinnern Sie sich aus Lord Teignmouth's Memoiren, daß er 1769 — damals noch Herr Shore — mit einem Monatsgehalte von 8 Rupien, also 16 Schillinge, eine Secretairsstelle in Indien bekleidete, später bei einer Sendung nach Dakka mit Einem Zuge 100,000 Pf. St. hätte verdienen können, wenn er sich nicht des Unrechts geschämt, und noch später ein beträchtlich höheres Anerbieten von einem inländischen Fürsten ausschlug, weil es — einer Bestechung ähnlich gesehen? Oder wissen Sie von Sir James Forbes, an dessen gastlicher Tafel in London wir uns zuletzt getroffen, daß sein erstes Jahreseinkommen in Madras 65 Pf. St. war, und er deshalb oft, weil zu arm sich ein Licht zu kaufen, mit den Hühnern zu Bett gegangen?

Bei Besprechung dieses Gegenstandes mit einem hiesigen, mir befreundeten alten Herrn sagte er: „Sie werden kaum glauben, doch kann ich Sie versichern, erst bei meiner Ankunft in Indien habe ich erfahren was Hunger und Durst, Entbehrung und Armuth sind. Ich war drei Jahre angestellt, und eignete kein anderes Kopfkissen als ein Buch oder ein zusammengerolltes Bündel. Mein Bett bestand in einem über vier Breter gebreiteten Stück Leinwand, und als Decke diente mein aus England mitgebrachter Ueberrock. Bei kaltem Wetter steckte ich die Beine in die Aermel, und hüllte den Oberkörper in die Schöße. So lag ich wie Falstaff im Korbe, das Oberste zu unterst und bis auf die Füße ganz gut. Da aber haperte es. Der Schneider, ohne Ahnung wozu der Rock eines Tags gebraucht werden würde, hatte zu wenig Tuch genommen, sodaß ich trotz aller Anstrengung meines Scharfsinns Hals und Füße nicht gleichzeitig unter Dach und Fach bringen konnte. Was ich durch Heraufziehen der Beine gewann, verlor ich am Halse, und so ließ ich Hals und Füße abwechselnd frieren. Mit meiner Kleidung verhielt es sich wie mit meinem Bettgeräthe. Irgendwo fehlte es immer. Während ich zum Ersatz des einen Stücks Fonds ansammelte, ging ein anderes flöten. Wollte ich den Rock ausziehen, um eine neue Weste anzuprobiren, blieb ich gewiß in einer ungebührlichen Oeffnung des Aermels hängen. Und Das war in der gefeierten Epoche der Nabobs, wo die Romanschreiber ihren bedrängten Helden und Heldinnen die reichen Oheime dutzendweise aus Ostindien kommen ließen."

Ungeachtet solcher Erfahrungen wandelten Plünderung und Liederlichkeit Hand in Hand. Viele der damaligen Ankömmlinge waren der Verzweiflung verfallene Abenteurer, welche Europa ausgespien, Menschen die mit den Goldkörnern des Orients ihre wankenden Vermögensumstände stützen, einen befleckten Namen in Vergessenheit begraben, den Schwachen und Harmlosen frevelnd und habgierig entreißen wollten was sie entweder nicht die Fähigkeit oder nicht die Lust hatten im Vaterlande durch redlichen Fleiß zu erwerben. Betrüger waren sie, Spieler, Säufer, Wollüstlinge aller Farben, Lastergenossen, die gemeinschaftlich raubten und plünderten, und sich dann gegenseitig auflauerten, verfolgten und zu verderben suchten. Die zünftige Unmoralität der Ostindischen Gesellschaft öffnete solchen Wichten freien Spielraum, und wenn es wahr ist was der Abbé Raynal versichert, daß unter allen Europäern in Indien die Engländer damals die besten gewesen seien, so bin ich doppelt froh die schlechtesten nicht gekannt zu haben. Diesem Zustande der Dinge entsprach das erste anglo-indische Tageblatt, das 1780 und zwar hier in Kalkutta erschien, „Hicky's gazette" geheißen, ein Sammelplatz des Scandals und der Verleumdung. Es starb in Folge eines Versuchs den Herausgeber zu ermorden. Erst gegen Schluß des Jahrhunderts fingen die Dinge an sich zum Bessern zu wenden, hörten Völlerei, Hazardspiele und Schlägereien auf Modeartikel zu sein. Gewöhnlich wird dem damaligen Generalgouverneur, Lord Cornwallis, das Verdienst dieses Wechsels beigemessen, und ich will auch nicht in Abrede stellen, daß sein Beispiel von großem Einflusse gewesen ist, er viel beigetragen hat die Liederlichkeit aus der Mode zu bringen. Nur war er selbst blos die Nachwirkung eines in England eingetretenen Sittenwechsels.

Wie Anglo-Indien durch England bevölkert wird, so wird es in England erzogen. Daher liegt es in der Natur der Sache, daß jeder dort auftauchende Sittenwechsel hier anschwimmen und sich fühlbar machen muß. Unter Georg III. begann die sociale Reform Englands, die allmälig den Volkscharakter umgewandelt hat. Indien empfand den Rückschlag. Die Mitglieder der Ostindischen Compagnie erkannten individuell die Nothwendigkeit die Stellung ihrer Beamten in der öffentlichen Achtung zu heben, und begriffen, daß Dies anders nicht geschehen könne als indem sie durch Erhöhung der Besoldungen den Reiz zum Plündern verringerten, und sich auch das moralische Recht gewannen die Macht des Unrechtthuns zu vermindern und gegen Uebergriffe unnachsichtlich einzuschreiten. So erhielt das Personal dieses großartigen Instituts eine neue Gestalt. Während früher die kecken, ausschweifenden, misrathenen und unnützen Söhne vornehmer Familien nach Indien geworfen oder, wie man es nannte, mit dem Winde fortgepfiffen wurden, um auf gutes Glück zu jagen, bewarben sich jetzt die angesehensten Männer für ihre besten und begabtesten Söhne um Anstellung. Solche Söhne waren meist zu stolz oder zu klug sich von Eheabenteuerinnen fangen zu lassen, und in Haufen verließen die fahrenden Damen das Land der Verheißung. Ein neues Frauengeschlecht wuchs für die Anglo-Indianer auf. Jewie die Sittlichkeit zunahm und demgemäß die Zahl der Bastarde abnahm, ganz besonders aber seit Militair- und Civilbeamte „lebend oder todt" zur wohlhabenden Classe gehörten, kamen die Töchter hiesiger Einwohner, nachdem sie in England erzogen worden waren, zu ihren Aeltern zurück, und folgten deren Beispiele. Das verwies die unsaubern Elemente immer mehr aus der Gesellschaft, und gab letzterer ihre gegenwärtige Form. Es geschieht auch jetzt noch, daß im Handel reich gewordene Kaufleute nach England zurückgehen, oder Militair- und Civilbeamte mit bald mehr bald minder großen Einkünften dort ihre Tage beschließen. Allein Nabobs sind vorübergegangene Erscheinungen, und ich berufe mich auf Ihre eigene Erinnerung, ob ein nach England heimgezogener Indianer sich von jedem andern gebildeten Engländer unterscheidet der einen Theil seines Lebens im Auslande zugebracht. Selbst seine genaue Kenntniß dortiger Verhältnisse und Personen erklärt sich aus der Leichtigkeit und den gegen sonst so beträchtlich geringern Kosten einer Hin- und Rückreise. Daß endlich seine Frau und Töchter ihre frühern englischen Gewohnheiten entweder — was das Wahrscheinlichste — in Indien nicht abgelegt haben, oder sich schnell wieder darin zurechtfinden, daß es mit Einem Worte schwer, wenn überhaupt möglich ist bei einer Soirée im schönen Frauenkranze die anglo-indische Blume zu entdecken: Das werden Sie der Letzte sein mir zu bestreiten.

Vor ungefähr 50 Jahren erklärte Hr. v. Grandpré Kalkutta nicht allein für die schönste Stadt Asiens, sondern auch für eine der schönsten Städte der Welt, und seitdem hat es sich ein Anrecht auf den Namen erworben der ihm jetzt gemeinhin zu Theil wird, den Namen einer Stadt der Paläste. Die öffentlichen Gebäude, wie viele deren und wie schön sie auch seien, haben dazu die kleinste Veranlassung geboten. Den Ruhm der Benennung schuldet es den Privathäusern der „Diener" seiner fürstlichen Kaufherren. Die meisten haben breite Fronten mit einer Fülle von Säulen und Porticos, deren weißer Anstrich bei heißer, wolkenfreier Atmosphäre den Augen wehe thut. In der Regel öffnen die Zimmer en suite, sind hoch und luftig, und haben Spiegelglasfenster und venetianische Flügelthüren. Das Geräth ist fast ausschließend europäisch, erlesene Gemälde schmücken die Wände, reiche Teppiche bedecken die Dielen, und schwere Vorhänge verhüllen Thüren und Fenster. Silber, Glas, Krystall, Porzellan, Bronze, Papier maché, Alabaster, Lampen, Arm- und Kronleuchter, oder vielmehr Alles was der Luxus

begehren und Reichthum kaufen kann, ist hier in Masse vorhanden, in diesen üppigen Räumen, deren Bewohner sich unter dem Wendekreise des Krebses freiwillig in europäischen Comforts brökeln.

Die hiesigen Frauen, nicht zu leugnen, lieben Putz und Staat. Der Absatz von schweren Seidenstoffen und noch schwererm Sammet — letzterer selten unter einer Guinee die Elle — erscheint außer Verhältniß zu der Zahl von Damen deren Mittel und Stellung sie in England zu solchem Aufwande, ich möchte sagen zum Tragen solcher Zeuche berechtigen würden. Dennoch mögen Sie mir glauben, daß eigentliche Verschwendung nicht stattfindet. Sir James Forbes hat mir oft, vielleicht auch Ihnen erwähnt, daß, wenn während seines Hierseins ein Beamter, ob vom Militair oder Civil, mit Tode abgegangen, es fast immer nöthig gewesen für seine Frau und Kinder eine Subscription zu eröffnen. Das kommt jetzt fast gar nicht vor, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nicht nöthig ist. Was früher eine allerdings lobenswerthe, doch für die Empfänger schmerzliche Wohlthätigkeit leistete, Das leisten jetzt der Pensionsfonds und die ziemlich allgemeine Sitte der Lebensversicherung. Deshalb ruht aber die öffentliche Wohlthätigkeit nicht; sie hat nur andere Zielpunkte, pflegt Hospitäler, Krankenhäuser und ähnliche Institute, der Summen zu geschweigen welche im Interesse der Kunst und Wissenschaft ausgegeben werden: eine Ausgabe an welche noch die vorletzte Generation nicht dachte.

Sie fragen nach hiesiger Tagesordnung. Das wäre ehemals leicht zu beantworten gewesen, so lange nämlich als die Engländer eine kleine Gemeinde bildeten und denselben Gewohnheiten anhingen. Dies hat sich bedeutend geändert. Jetzt bilden sie eine große, verschieden gestellte und weit verzettelte Gemeinde, die in socialen Beziehungen ebenso wenig untereinander gemein hat wie in England. Nur frühes Aufstehen ist allgemeine Regel. Die meisten Herren sind vor Sonnenaufgang zu Pferde. Die Frühstücksstunden hingegen dauern von Sonnenaufgang bis 11 Uhr. Eine Familie begnügt sich mit Thee und gerösteten Brotschnitten; in einer andern gibt es Thee, Kaffee, gekochten Reis, frische und weiche Eier, gesottenen Fisch, kaltes Fleisch, Obst und Eingemachtes. Bis 5 oder 6 Uhr Nachmittags besorgen die Herren vom Militair und Civil ihre Geschäfte. Für Müßiggänger und insbesondere für die Frauen spaltet das Tiffin, dieses reiche indische Mahl zwischen Dejeuner und Diner, den Tag. Vorher ist die übliche Zeit Morgenbesuche zu machen und zu empfangen. Nachher hat die Frau vom Hause freies Schalten, bis der Gemahl aus dem Geschäft heimkommt, und entweder mit ihr ausfährt oder sie zu Pferde begleitet, bisweilen auch müde von des Tages Last und Hitze sie allein „Luft schlucken" läßt. Die sonst gewöhnliche Siesta zwischen dem Tiffin und der Spazierfahrt ist aus der Mode. Geschäftsleute haben nicht länger Muße dazu, und Andere wollen entdeckt haben, was ich unterschreibe, daß das Schlafen am Tage eine faule Gewohnheit und keine Erforderniß des heißen Klimas sei.

Die Abendspazierfahrt ist das große Ereigniß von Kalkutta. Sie kennen den Glanz und die Pracht und die Herrlichkeit von Hydepark, wenn London „voll" ist. Alles Nichts gegen hier. Sobald die untergehende Sonne den westlichen Horizont berührt, fliegen in allen englischen Häusern Fenster und Thüren auf, und die Bewohner strömen hinaus zu Pferd oder zu Wagen, die Abendkühle zu genießen. Ehe die Sonne hinter dem westlichen Ufer des Flusses hinabgesunken, wimmelt der Strand von Fuhrwerken jeder Art, ungefähr wie am Derbytage die Straßen von London nach Epsom und Ascot, nur bunter, gedrängter und wirrer, weil die Strömungen sich begegnen. Der erste Eindruck dieses Schauspiels auf einen Fremden ist die Ueberzeugung, daß es in Kalkutta eine ungeheure Menge reicher Leute geben müsse. Aber die Equipage ist kein zuverlässiger Maßstab für das irdische Besitzthum des Eigners. Sie mögen daran eher seine Eitelkeit als seine Einkünfte erkennen. Einige der schönsten Equipagen gehören Männern die auf der zweiten Sprosse der Rangordnung stehen, unbeneidete Beamte und kleine ostindische oder europäische Kaufleute, in ihrer Art sehr achtbare Männer, die auch vielleicht wenig Freude an Schaugepränge finden. Allein die liebe Frau und die lieben Töchter wollen und müssen eine Britska oder Barouche haben, und knappen das Fehlende im Hauswesen ab, sodaß wenigstens auf dem Corso die Frau des Subaltern die Gattin seines Vorgesetzten aussticht. Erfährt man später welche Opfer häufig der Lust Wagen und Pferde zu haben gebracht, welche wesentliche Comforts beiseite gelassen werden, um dieser kleinen Prunksucht zu fröhnen, und daß für Viele die Equipage Das ist worauf sie ihre Geltung stützen: da wundert man sich nicht mehr über den Glanz und die Pracht und die Herrlichkeit die jeden Abend auf dem Corso erscheinen, und als tägliche Erscheinung in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben dürften.

Von der Spazierfahrt zurück setzt man sich spät zur Tafel, und da muß ich eine Lächerlichkeit rügen. Aus purem, blankem Patriotismus, damit Alles sei wie in England, haben wir Teppiche unter unsern Füßen, Vorhänge an Thüren und Fenstern, und braten uns in dicken Tuchkleidern. Ehemals wurden weiße Jacken geduldet, und weiße Beinkleider waren guter Ton. Jetzt, je großartiger das Diner, je zahlreicher der Ball, je gedrängter der Rout und je erstickender die Luft, desto weniger darf der Engländer sich erlauben eine Kleidung zu tragen wie das indische Klima sie verlangt. Er muß erscheinen wie er in London erscheinen würde. Was für sociale Narren wir klugen Engländer sind!

Hinsichtlich der seit den letzten 50 Jahren vorgeschrittenen Verbesserung in Sitten und Sittlichkeit wiederhole ich, daß sie ebenso sehr die Folge gleicher Fortschritte in England als der Einwirkung der Presse ist. Wir haben hier in Kalkutta mehr Zeit zum Lesen als die meisten Menschen in England die von ihrer Hände Arbeit leben. Bei uns kommt es seltener in Frage, ob wir lieber ein neues Buch lesen oder spazieren gehen wollen. Wir sind so viel zu Hause, daß Lecture unsere Haupterholung sein muß, und dabei gibt es hier — natürlich im Verhältniß zum Bedarf und der Zeitungen zu geschweigen — so viele neue Bücher wie in irgend einer englischen Stadt. Auch gilt Dies nicht allein von hier oder von den übrigen Hauptstädten. Selbst der abgelegenste Stationsort hat sein Lesezimmer, das sich entweder aus jenen oder unmittelbar von London mit Literatur versorgt. Es gibt kein Feldregiment ohne Bibliothek und regelmäßigen Bezug von Zeitungen und Flugschriften.

Sollten Sie nach Allem meinen, daß Indien doch muthmaßlich nicht ausschließend für Engländer, sondern zugleich für die eingeborene ungeheure Bevölkerung auf der Welt sei, und daran den Wunsch knüpfen zu erfahren was zur Veredelung dieser Millionen geschehe, so fragen Sie und seien Sie meiner bereitwilligsten Antwort versichert... 85.

Berichtigung.

In die Anmerkungen zu meiner lateinischen Gedächtnißrede auf den seligen Justi habe ich S. 35 Verse aufgenommen, welche von Schiller's Hand und mit seiner Unterschrift in Justi's Stammbuch eingetragen sind, und welche ich deshalb, zum Glück mit einem „ni fallor", für ein Ineditum von Schiller erklären zu dürfen glaubte. Aber das falli ist eingetreten, sogar nicht blos bei mir selbst, sondern durch mein böses Beispiel auch bei dem Recensenten, welcher in Gersdorf's „Repertorium", Heft 39, S. 430, die Güte gehabt hat, mich für die Herausgabe der Schiller'schen Reliquie zu loben, und bei einem Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung", welcher sie in Nr. 268, S. 1072, aufs neue mitgetheilt hat. So muß ich es nur selbst bekennen, was mir ein Freund, welcher in Wieland besser belesen ist als ich, neulich mit Schadenfreude angezeigt hat: die Verse sind nicht von Schiller, und kein Ineditum, sondern aus dem ersten Buche von Wieland's „Musarion". **E. Henke.**

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 332. — 27. November 1848.

Karl Gutzkow.
(Beschluß aus Nr. 331.)

„Der Saducäer von Amsterdam" behandelt die Geschichte Uriel Acosta's, des durch Gutzkow jetzt allgemein bekannten jüdischen Zweiflers, des strauchelnden Vorgängers Spinoza's, seines Neffen, in einer vortrefflichen Erzählung. Wir dürfen den Inhalt von „Uriel Acosta" im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Die Geschichte desselben eignet sich mehr zur erzählenden als zur dramatischen Darstellung. Eine Novelle erläutert ruhig und überzeugend die Verwirrungen menschlicher Verhältnisse. Das Drama muß unmittelbar, ohne Erörterung wirken. Bei allen großen Vorzügen des Dramas wird ein Widerruf, die Demüthigung des dramatischen Helden, der philosophische Entwickelungsgang befremdender Handlungen den Zuschauer stören, verwirren. Die Novelle interessirt für den Zweifler, das Drama klagt ihn an; die Novelle kann aus der Liebe, aus dem gewaltsamen Druck peinlicher Zustände überzeugende Motive herleiten, das Drama nur entschuldigende. Indessen ist es natürlich, daß Gutzkow sein Drama nicht der Novelle nachbildete, sondern selbständig erschuf. In der Novelle ist Judith ein schönes, kindisch-liebliches Mädchen, die zum Zweifel erwacht weder moralische Kraft noch Größe genug besitzt des Geliebten werth zu sein; im Drama ist sie Heldin, als Alle fliehen hält sie Stand, in der Novelle flieht sie feig mit den Feigen, und fällt ab als sie erst anfängt zu schwanken. Der Charakter des edeln, wahren Weibes, das seines Meisters Lehre würdig verstand, ist in seiner Vollendung im Trauerspiel hervortretend. Der Charakter des Denkers, des zweifelnden Philosophen gewinnt in der Novelle.

„Die Königin der Nacht" gibt in der abgepflückten kostbaren Blüte jenes alle 100 Jahre nur blühenden Cactus grandiflorus eine sinnige Allegorie des geknickten liebenden Mädchenherzens. So zart, so ideell, so hingehaucht wie diese reizende Novelle kann man nicht leicht Etwas lesen. In demselben Genre, das Gefühl tief erregend und mit derselben Grazie des Geistes geschrieben, ist „Die Wellenbraut". Idaline, die stolze, schöne, indolente Aristokratin, ruhig, geistreich, schweigend und vornehm, kommt bei einer phantastischen Gondelfahrt auf stillem, mondbeglänztem See mit einem jungen, ebenso stolzen, so schweigenden, so geistreichen Manne zusammen. Ein bizarrer Einfall läßt sie einen ihrer Ringe in das Wasser gleiten; ohne Worte, gedankenvoll, in Stolz und Bizarrerie gehüllt, schließt sich ein geheimnißvolles Band. Idaline ist Braut des Grafen Waldemar. Es war ihr Verlobungsring den sie in den See geworfen hatte. Theobald heißt der junge Mann der sie gerudert, der sie allein schweigend beobachtet hatte, der diese hoheitstrahlende Grazie warm in seine Erinnerung aufnimmt. Aber Idaline scheint nur kalt, dies einsame Zusammentreffen auf zufälliger Fahrt zeigt ihr, daß auch ihr ein warmempfindend Herz im Busen schlägt, sie empfindet Demuth, Selbstverleugnung, sie fühlt Liebe. Graf Waldemar ihr Verlobter ist fein, zartfühlend, in den besten Formen erzogen, von vornehmster Geburt, einer hohen Stellung, der herrlichsten Körperbildung. Idaline schwärmt einen liebeglühenden Brief für Theobald, der noch kein Wort von ihrem Mund vernahm; sie bewahrt dies Zeugniß erwachender Gefühle — sie heirathet aber Waldemar. Die vornehme Ehe schließt die Innigkeit und Zartheit reiner Herzensbildung; aber Idaline entbehrt Etwas, Waldemar fühlt eine Lücke. Die Stunden stiller Herzlichkeit bringen keine Erklärung; Idaline möchte vertrauen, Waldemar zweifelt nicht — er ist beschäftigt, er bescheidet sich: in der vornehmen Welt wird Liebe so selten vorausgesetzt. Eine Trennung der beiden Gatten für kurze Zeit führt das Geständniß Idalinens herbei, sie drückt den Brief an Theobald in Waldemar's Hände. Er reist, sie bleibt in beschäftigter Einsamkeit zurück. Ein durch einen Sturz von Felsen schwer verletzter Mann wird ins Schloß gebracht. Die Gräfin überläßt diese Sorge der Bedienung. Sie begegnet dem Genesenden im Garten. Sie erkennt Theobald. Endlich finden sich Worte für zwei so mystisch verbundene Personen. Es beginnt ein traumhaftes, ungestandenes Glücksleben, sorglos, ahnend, ohne zu erkennen, in wachsender Neigung, ein Glück, süß versteckt in Blumen unbewußter Gefühle. Kein Wort was den Gatten beleidigen könnte, keine That welche Idalinens Reinheit entweihte. Waldemar kehrt endlich zurück, seine Ankunft setzt die Dienerschaft in Bewegung, Idaline in Entsetzen; jetzt erwachen diese beiden im Traum seligen Menschen zur Erkenntniß einer reinen Schuld. Theobald flieht, der Graf begegnet

ihm, fragt wo er herkomme? „Vom Schloß, wo er den Sommer zubrachte" — diese Worte des ihn berichtenden Dieners sind Idalinens Todesurtheil. Bewußtlos, im Wahnwitz stürzt sie durch den Garten in den See, ehe Waldemar selbst im Schlosse zurück ist. Dies ungefähr das Gerippe einer vollen, blühenden Gestalt, Dies der Inhalt einer von Gutzkow zauberhaft, mit der vollendetsten Darstellungsgabe mitgetheilten Novelle.

Das „Novellenbuch" schließt mit der „Selbsttaufe", doch dürfen wir eine Fortsetzung hoffen, da z. B. „Imagina", welche zuerst in der „Urania" für 1847 erschien, einen herrlichen Anfang zu einem neuen Band der gehaltreichen Novellen des Dichters machen würde. Gottfried Eberlin ist der Sohn eines Landgeistlichen. Sein wunderlich schwankendes Wesen, sein Genie für Alles, sein Beruf für Nichts hat ihn immer wieder von einer Lebensbahn zur andern gezogen. Bei dem Entschluß doch die Kanzel des Vaters zu besteigen hält er eine Zeit lang inne, und lernt in der ländlichen Einsamkeit des väterlichen Hauses Agathe Wallmuth, die ihrer leidenden Gesundheit wegen die Landluft braucht und Molken trinkt, kennen. Agathe ist nicht hübsch, still, ein warmes, treues Herz an der Seite ihrer schönen, geistreichen, vergötterten Schwester Sidonie, welche jung verheirathet, früh Witwe, allen Stolz und alle Kälte die Agathe fehlt besitzt, herangewachsen. Sidonie und ihr Vater, der hochedelgeborene Ritter Wallmuth, willigen satirisch in Agathens Verlobung mit dem Candidaten der Theologie, Gottfried Eberlin. Agathe kommt ins väterliche Haus zurück, der Vater gibt ihr in einer wohleinstudirten Rede seine Einwilligung mit der Bedingung: der junge Mann müsse reisen, um sich zu einer solchen Verwandtschaft würdig auszubilden. Dazu bietet er Gottfried eine Summe an. Dieser schlägt sie aus. Agathe grämt sich in stiller Verzweiflung. Gottfried kommt endlich in ihre Vaterstadt. Die Liebenden geloben sich Treue, und Agathe schlägt die Vermittelung der Schwester vor, um den durch Gottfried's stolze, abschlägige Antwort erzürnten Vater zu versöhnen. Gottfried bittet Agathe ihn künftig Ottfried zu nennen. Die vornehme glänzende Sidonie soll ihn in dieser Verwandelung des spießbürgerlichen Namens kennen lernen. Ottfried tritt geistreich, originell, gewandt bei der schönen Frau auf, sie protegirt ihn, sie vergißt Agathe leicht über dem Interesse das ihr die unerwartete Erscheinung Ottfried's einflößt. Sie hält Ottfried für zu glänzend, um Agathens bescheidenes Dasein mit dem seinen zu verknüpfen. Der Vater wird ebenfalls überrascht, bald entzückt von Ottfried's vielseitiger Bildung. Durch vornehme Verbindungen tritt der Candidat, dessen Organ für die Kirche nicht ausreicht, in die diplomatische Carrière; Agathe ist ihm lästig: für die konnte sich Gottfried erwärmen, Ottfried der Legationssecretair liebt Sidonie. Agathens krankes Herz bricht ein Jahr nach dem wonnevollen Maimonat, der ihr ein für sie nur ephemeres Glück zeigte; Sidonie schreibt und spielt Romane mit dem geistreichen, blendenden Ottfried, der „Gott aus seinem Namen, wenn auch nicht ganz aus seinem Herzen stieß". Auch diese Novelle hat Gutzkow in neuerer Zeit dramatisch gestaltet, und sie wird auf der hamburger Bühne nächstens zur Darstellung kommen.

Vom „Novellenbuch" bis zu den „Wiener Eindrücken" ist ein weiter Sprung zurück. Man vergebe ihn uns. Nicht dem Verf. in das System greifen wollen wir, sondern eine Anreihung in sich verwandter Darstellungen versuchen. Die „Wiener Eindrücke" haben dem Verf.' wie seine dramatischen Productionen, Oestreich versperrt. Das ist so eng verbunden mit Metternich's System, daß wir uns darüber nicht wundern durften. Jetzt ist Metternich nicht mehr, Gutzkow ist ein deutscher Dichter, ihm wird Oestreich nicht länger verschlossen sein, auch Wien wird jetzt anerkennen können wie reich Deutschland in seinen nordischen Intelligenzen ist. Gutzkow reiste 1845 von Frankfurt über Nürnberg, Regensburg und Linz hinein in die lustige Kaiserstadt. Ja lustig mag sie sein, aber es ist die Lust sinnlicher Ueberreizung, es ist der Taumel systematisch zugerichteten Genusses. Unter Metternich lebte Wien in diesem stupiden Taumel, unter dem Druck jeder freien Bewegung, unter der Censur jedes wahren Gedankens. Die Theater produciren equivoque Persiflagen jedes reinen Gefühls, die Bande sittlicher Erkenntniß, die Größe und Hingebung der Begeisterung wird ironisirt, die Wahrheit bespöttelt, die Unschuld verlacht. Das geschieht in Wien systematisch von oben herab mit dem Volk, was in Berlin nur die faule Frucht jener frivolen Theecirkel ist, zu denen das Volk doch Gott Lob keinen Zutritt hat. Die Entrüstung Gutzkow's über die Nestroy'sche Posse ist sehr gegründet. Nestroy, der geistreiche Schauspieler, der gewandte Komiker, macht jede Größe zur Caricatur. Das ist der Fluch des bedeutenden Talents, wenn es wirkt und keine Größe kennt. Wird der Volksjubel nicht entsetzlich, wenn er die Frivolität beklatscht? Kann es ein grausameres Talent geben als das die Massen für die Lascivität zu entzünden? Hat doch Nestroy sich nicht gescheut auch jetzt schon wieder die kaum geborene Freiheit durch Caricatur dem Volke lächerlich zu machen. Die Auskunft Gutzkow's über die wiener Theater gibt einen reichen Beitrag zur Kenntniß dramaturgischer Verhältnisse. Auch die wiener Literatur, reich an Kräften, ist arm in ihrem Wirken; die Censur lähmt die geistreichsten Schwingungen. Gutzkow schließt seinen vierwöchentlichen Besuch in Wien mit den Worten:

> Ein herrlicher Aufenthalt für Den der die natürlichen Reize des Daseins noch zu genießen Lust und Fähigkeit hat. Aber ein trauriger, wenn man sich überzeugt wie eine veraltete, dem Zeitgeist feindliche Politik dort ihre knöcherne Hand noch krampfhaft über dem geistigen Leben ausgespannt hält — vor ihrem baldigen Ende!

Ihr Ende ist gekommen, und „frisches Leben blüht aus den Ruinen".

Gutzkow's politische Combinationsgabe findet ihre Apotheose in den „Briefen aus Paris". Ueber Ludwig Philipp's ängstlich tappende Politik gibt der Verf. die

frappantesten Erörterungen. Wer empfindet nicht diese Wahrheit, wenn Gutzkow sagt:

Frankreich leidet nicht an der Erschöpfung seiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben seiner politischen Parteien, nicht an den Intriguen seiner ehrgeizigen Staatsmänner, sondern an dem von oben herab kommenden Geist der Furcht, des Mistrauens, der Verstellung, an der von oben kommenden Miethlingsgesinnung, Unselbständigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke das so dringend beschäftigt, wenigstens unterhalten sein will, bei einem Volke das so unterwürfig zu gehorchen versteht, wenn nur energisch befohlen wird, bei dem durch seine Einheit gouvernabelsten Staat der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Ludwig Philipp wirft sich mit seiner Würde weg, er drückt wie ein ängstlicher Theaterdichter, der für das Schicksal seines Stücks fürchtet, dem ersten Helden wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entschluß, zu keinem System, er bleibt dabei sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er ist, vegetirt, und so lange wie möglich sich erhält. Ist Das Regierung? Ist Das Politik?

Daß wir gerade politische Combinationen aus den „Briefen aus Paris" Gutzkow's hervorheben, bedarf keiner Entschuldigung. Es ist lehrreich zu wissen was Denker über das Weltensystem sagt, es ist aber vielleicht noch lehrreicher die Berechnungen des philosophischen Geistes durch die That zu erleben. Als ernster Kritiker geht Gutzkow nach Paris, sich vollkommen seines deutschen Standpunkts bewußt, nicht wie so Viele sich seiner deutschen Gründlichkeit schämend, sondern sie mit Würde der französischen Beweglichkeit entgegensetzend. Auch da verleugnet sich das zergliedernde, immer zersetzende, jeden Genuß zuvor analysirende Element Gutzkow's nicht. Uns, als Lesern, kommt Das zu gute. Ob es ihn als Menschen nicht oft im eigentlichen Lebensgenuß gestört hat, lassen wir dahingestellt sein. Es ist dies Werk über Paris ein vollständiges, klar durchdringendes, keineswegs die Frucht gewöhnlicher Touristenbelehrung. Weitläufig, sicher, mit positiver Gründlichkeit erörtert der Verf. häusliche und öffentliche, dramatische und literarische, politische und ästhetische Zustände der französischen Capitale. Die Rachel und Thiers, ein Banquet der Fourieristen, ein Besuch bei George Sand, ein Mittag bei Guizot, eine Vorlesung Philarète Chasles', des vortrefflichen Historikers mit jungfranzösischer Eleganz, kritisch beleuchtende Vorführung der pariser Theater — ein Buch voll lehrreicher Abwechselung sind die „Briefe aus Paris". Zuerst war Gutzkow 1842 dort, zum zweiten male 1846. Er fand wenig verändert, er trägt nach was ihm von neuem auffallend oder anregend war. Der lieblich herzinnigen Rose Chérie, Pyat's „Diogenes", Felicien David u. A. widmet der Verf. angeregte und anregende Erinnerungen.

Wir mußten uns hier begnügen Gutzkow skizzenhaft, und an Raum und Ort gebunden, in raschen Umrissen dem Freunde wahrer Geistesgenüsse vorzuführen. Eine Kritik zu schreiben werden Würdigere kommen. Wir sind glücklich genug, gönnt man dieser aus wahrer Ueberzeugung des Guten unserer Zeiten geflossenen Besprechung eines der ersten unserer lebenden Autoren eine schwache Stimme. 63.

Tendenznovellen.

Wir nehmen hier drei Bücher unter einen Gesichtspunkt, obgleich das eine derselben ganz verschiedener Natur ist; allein die Tendenz bleibt immer bestehen, mag sie nun auf das politische oder sociale Staatsleben sich beziehen, oder auch mit religiösen Stoffen sich beschäftigen.

1. Fährmann, hol über! Bilder in festen Umrissen. Berlin, Besser. 1848. 8. 24 Ngr.

Der Verf. geht von dem Gedanken aus, daß die jetzige politische Bewegung mit allen ihren Errungenschaften das eigentliche Ziel unsers Staatslebens nicht erreicht habe, er vermißt darin für das Volk die Liebe der höhern Kreise, die Sympathie und Theilnahme der Vornehmen; die Kluft zwischen den obern und untern Ständen besteht für ihn fort, wenngleich der Glaube an die Kraft der Masse sich festgestellt hat. „Ja", sagt er, „durch die Beweise eben dieser Kraft, die sich nach jahrelang gedrückter und erniedrigter Existenz, wie leicht zu erklären, oft und in einer freilich von allen Gutgesinnten gemisbilligten und gerügten Zügellosigkeit Luft macht, identificiren die Vornehmen den Begriff des Wortes «Volk» nur noch mit dem eines Haufens roher Plünderer." Das Recht der Liebe, meint der Verf., hat das Volk noch nicht erkämpft, und er nennt sein Buch deshalb: „Fährmann, hol über!" weil es die Verbindungsbänke zwischen Adel und Volk sein, dies Recht der Liebe als nothwendig darstellen soll. In diesem Sinn zeigt er in drei Bildern den Gegensatz zwischen Arm und Reich; die Wendungen und Stoffe sind jedoch nicht neu und nicht besonders originell, und die einfache schlichte Wahrheit, die wir in andern Büchern dieser Art bereits früher gefunden haben, vermissen wir fast gänzlich. Durch die zwischengeschobenen Betrachtungen, das Hervortreten des Verf. wird der Gang breit und schleppend, und die einfache Handlung wird gewaltsam auseinandergezerrt, ohne daß dadurch weder der Tendenz selbst noch auch der Form der Erzählung ein besonderer Vortheil erwüchse.

2. Schicksale einer Proletarierin, erzählt von Albert Weinholz. Eine Neujahrsgabe für reiche Leute. Lemgo, Meyer. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.

Auch dieses Buch zeichnet sich nicht durch eine besondere Neuheit der Auffassung und Verarbeitung des Stoffs aus; es sind die alten Motive von Verführung und Elend der niedern Classen der menschlichen Gesellschaft durch die höhern, wobei fortwährend starke Streiflichter auf die Entsittlichung der höhern Stände selbst fallen. Luise, die Magd des reichen Handelsherrn Herzberg, widersteht standhaft den Verlockungen dieses Mannes, aber nicht so der wirklichen Liebe seines Sohnes Gustav; die Folgen blieben nicht aus, und das Kind das sie gebar bildet mit seinen Schicksalen die Mitte der Erzählung. Die Darstellung unterscheidet sich von denen ähnlicher Art dadurch, daß sie die Geschichte zur Versöhnung führt, während sonst gerade überall eben der Wirkung wegen die schreiendsten Dissonanzen als ungelöst uns vor die Augen geführt werden. Das Kind der Magd, Sophie, kommt nach vielen Schicksalen und Leiden nicht allein in den Besitz ihres väterlichen Vermögens, sondern thut auch noch eine sehr glückliche und gute Heirath. Der Verf. gesteht am Ende, daß seine Erzählung kein Kunstproduct sei, sondern daß er das Leben treu geschildert habe, und schließt mit den Worten: „Ihr klagt über die wachsende Sittenlosigkeit in den niedern Ständen, und wollt Vereine gegründet wissen zur Erhebung derselben. Aber wisset: Vereine thun's nicht, sondern das Beispiel, das Beispiel welches ihr gebt. Wie die niedern Classen euern Luxus, eure Ver-

gnügungen, eure Laster nachahmen, so würden sie auch, wenn ihr euch selbst zur Tugend erheben würdet, eure Mäßigkeit, eure strenge Rechtlichkeit, kurz eure Tugend nachahmen. Darum erhebet euch, und es wird euch ohne Betstunden und Tractätlein gelingen eure Untergebenen zu erheben. Beweiset ihr aber durch euer Leben wie man, trotz der Verachtung der Tugend, doch in der Gesellschaft geachtet und ungestört dastehen kann, so richtet ihr entsetzlichen Schaden unter ihnen an; aber ihr werdet es dereinst verantworten müssen, wenn sie Schaden gelitten an ihren Seelen!" Dies wird den Standpunkt des Verfassers scharf genug bezeichnen, ohne daß es nöthig wäre weiter auf die Sache selbst einzugehen.

3. Lebensbilder aus dem Volk und für das Volk. Von Albert Werfer. Tübingen, Laupp. 1848. 8. 15 Ngr.

Der Verf. gehört zu den Schriftstellern die in der römisch-katholischen Kirche Ansehen haben; er hat eine Lebensgeschichte der Heiligen geschrieben „welche in den deutschen Landen gewirkt haben und daselbst im Herrn gestorben sind". Die Lebensbilder die er hier bietet sind, wie er selbst sagt, dem Leben entnommene Bilder. Die erste Erzählung schildert die Freuden und Leiden einer bürgerlichen Familie aus den Zeiten des letzten französischen Kriegs. Der Verf. hat es sich hierbei zur besondern Aufgabe gemacht „darauf hinzuweisen, daß Religion, geordnete Thätigkeit und christliche Erziehung die einzig richtigen Grundlagen für das Gedeihen des häuslichen und bürgerlichen Lebens seien, und daß jene Menschen welche diese Tugenden treu pflegen in den mannichfachen Vorkommnissen dieses Lebens, traurigen und freudigen, vom rechten Wege nicht abirren können". Die zweite Erzählung stellt die Bildungsgeschichte eines armen studirenden Jünglings dar, der nach vielen Mühen Priester und Missionnair wurde; es soll dabei auf die Wichtigkeit und Bedeutung des Missionswesens aufmerksam gemacht und der Eifer dafür geweckt werden. Die dritte Erzählung greift, während die beiden ersten sich mehr auf religiösem Gebiete bewegen, in den Kreis der Darstellung ein, wie wir ihn bei den vorstehenden Büchern angedeutet haben; sie umfaßt die Geschichte einer Bettlerin. Das arme Weib erfriert mit ihrem Kinde, während sie erbarmungslos von den Pforten der Reichen abgewiesen wurde, die in Ueberfluß schwelgten. Das Ereigniß ist für die Darstellung gleichgültig, der Verf. ergeht sich vorzugsweise am Schlusse in allgemeinen Betrachtungen, denen man immerhin eine gute Wirksamkeit wünschen kann, ohne daß man das Buch besonders interessant findet. 11.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. Neue Folge. Mannheim, Bassermann. Gr. 16. 1 Thlr.

Custine, v., Romuald oder der Beruf. Aus dem Französischen von E. Susemihl. Sechs Theile. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 4 Thlr.

Köler, H., Einige Notizen über Bonny an der Küste von Guinea, seine Sprache und seine Bewohner. Mit einem Glossarium. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 25 Ngr.

Künstler, W., Der Schulmeister von Raufenstedt. Kleine Geschichte aus dem nord-östlichen Thüringen. Naumburg, Cursch. 8. 10 Ngr.

Langensiepen, L. H. H., Abriß eines Neubaues der Sprachwissenschaft auf deutschem Grunde. Barmen, Sartorius. Gr. 4. 12 Ngr.

Mecklenburg, E., Poetisches Reisebuch. 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr.

Mercklin, L., Die Cooptation der Römer. Eine sacralrechtliche Abhandlung. Mitau, Reyher. Gr. 8. 2 Thlr.

Rebenstock, H. v., Walhalla der Menschheit. 2ter Theil. Crefeld, Funcke u. Müller. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ältesten deutschen Sprachdenkmale und bis jetzt bekannte älteste Handschrift der Sachsen in Siebenbürgen. Mitgetheilt aus dem Original-Fragment einer auf Pergament geschriebenen Hermannstädter Kirchenmatrikel des XIV. und späterer Jahrhunderte von *A. Kurz*. Mit 1 lithographirten Tafel. Leipzig, T. O. Weigel. Br. gr. 8. 10 Ngr.

Lutschmann, M. M., Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation, nach den Quellen für alle Stände dargestellt. Mit Friedrichs Portrait und einer Karte vom Ernestinischen Kursachsen. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weigelt, G., Bibel und Gegenwart. Predigten, gehalten in der freien christlichen Gemeinde zu Hamburg-Altona. Altona, Wendeborn. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Bauerngespräche über König und Regierung, Volk und Revolution. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 8. 3 Ngr.

Brausewetter, Die neuen Preußischen Gemeinde-Ordnungen, nach den beiden darüber vorliegenden Entwürfen. Eine Vergleichung der bestehenden mit den zukünftigen Zuständen. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Ueber die Reform der Preußischen Staats-Verwaltung, und über die Stellung der sogenannten Büreaukratie zu diesen Reformplänen. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Braut, F. W., Die Frage: Kann Preußen Republik werden? besprochen und herausgegeben vom patriotischen Verein zu Brandenburg. Brandenburg. 8. 2 Ngr.

Briefe aus und über Australien. Herausgegeben zu Gunsten hilfsbedürftiger Auswanderer von J. G. F. Riecksch. Bautzen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kabisch, M., Trennung der Schule von der Kirche? Barmen, Sartorius. Gr. 8. 2 Ngr.

Liebetrut, F., Preußen und sein König. Bitte um Gehör an den preußischen Bürger und Landmann. 3te Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Ngr.

Meinhold, W., Die babylonische Sprachen- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse, als die hauptsächliche Quelle der Leiden unserer Zeit. Ein freies Trutz- und Schutzwort. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 10 Ngr.

Riemann, E., Der Herr weint über Jerusalem. Zeitpredigt am Bußtage, den 18. Octbr. 1848 gehalten. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Otto, W., Rede bei der Fahnenweihe zu Sudenburg gehalten am 30. Juli 1848. Sudenburg-Magdeburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

Prittwitz, M. v., Ueber allgemeine Landesbewaffnung insbesondere mit Beziehung auf Württemberg. Ulm, Stettin. Gr. 8. 5 Ngr.

Rabus, T., Ueber die Volksschule und deren Verhältniß zur Kirche. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schlöffel, Rede gehalten in der National-Versammlung zu Frankfurt a. M. in der Sitzung vom 4. Oktbr. 1848 über Aufhebung der Feudallasten. Grünberg, Levysohn. 8. ½ Ngr.

Steinmeyer, F. L., Der Weg zum Wohlstand, den Christus lehrt. Predigt gehalten dom. IV. p. Trin. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tschudi, F. v., Die Frage der Katechismus-Revision. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber den in Berathung begriffenen Entwurf der organischen Bestimmungen für das deutsche Reich und die Reichsgewalt. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Verbrüderungsfest zu Bautzen am 17. Septbr. 1848. Bautzen, Reichel. 8. 1 Ngr.

Wir wollen keine Republik! Politische Lieder eines Landmannes. Herausgegeben von A. W. Ehrlich. 2te vermehrte Ausgabe. Leipzig, Fritzsche. 16. 4 Ngr.

Zacharias, M., Preußens König und Volk. Zur Versöhnung ein freies Wort. Berlin, L. Schlesinger. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 333. — 28. November 1848.

Marco Polo, und ältere Handels- und Seefahrtsgeschichte Italiens.

I viaggi di *Marco Polo* Veneziano, tradotti per la prima volta dall' originale francese di Rusticiano di Pisa e corredati d'illustrazioni e di documenti da Vincenzo Lazari, pubblicati per cura di *Lodovico Pasini*. Venedig 1847.

Wenige Reisewerke haben durch Forschungen späterer, namentlich der neuesten Zeiten so sehr an Ruf der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit gewonnen wie die Erzählung des Marco Polo. Was vielen seiner Zeitgenossen, welche nach seinen Berichten über die zahlreichen, dem damals noch genügsamen und an große Budjets nicht gewöhnten Occident fabelhaft klingenden Millionen Einkünfte des Großkhans, das Haus der Polo bei S.-Giovanni Grisostomo La corte del Milione, seinen Reisebericht selbst auch „Il Milione" nannten, und manchen der Spätern Märchen erscheinen mochte, ist von neuern Reisenden bekräftigt worden, und im Laufe der Zeit ist die Anerkennung der Bedeutung jenes nur zu gedrängten und dadurch nicht immer klaren Buchs vom Ende des 13. Jahrhunderts in dem Maße gestiegen, daß keinem Europäer eine so ausgedehnte und genaue Bekanntschaft mit einem großen Theile des fernen Asiens in einer für die politische wie die Culturgeschichte sehr wichtigen Zeit dazu eingeräumt wird. Libri sagt in seiner „Histoire des sciences mathématiques in Italie":

> Eines ganzen Bandes bedürfte es, um von Marco Polo's Entdeckungen Rechenschaft zu geben. In seiner nur zu kurzen Relation hat er Europa das Dasein von Ländern und Völkern aufgedeckt von denen man früher keinen Begriff hatte, und durch ihn machten die Kosmographie wie die physische Geographie Riesenschritte. Kein Anderer hat so viele neue Länder entdeckt. Er setzte die östlichen Grenzen des alten Continents fest. China, dessen Existenz kaum geahnt ward, Indien und der Indische Ocean, welche die Alten so ungenau beschrieben hatten, Centralasien, in das sie nie gedrungen waren, wurden durch Marco Polo bekannt, welcher uns eine Menge merkwürdiger Thatsachen über die durch ihn besuchten Länder mitgetheilt hat. Nach fünf Jahrhunderten der Forschung gibt es noch Länder über welche uns nur Das vorliegt was der venetianische Reisende über dieselben schrieb, und von verschiedenen Völkerschaften Asiens haben wir keine andere Geschichte als die durch ihn entworfene. Ein Reich wie das der Mongolen, ein Mann wie Marco Polo waren nöthig, auf daß durch einen Einzigen so viele Regionen besucht und beschrieben werden konnten. Dschingis-Khan's Reich ist zerfallen: aber des Venetianers Werk wird noch Jahrhunderte leben. Er ist es der Colombo zur Entdeckung der Neuen Welt anregte: Colombo, eifersüchtig auf Polo's Lorbern, wollte eine westliche Straße nach dem Katai finden, und entdeckte unterwegs Amerika.

K. F. Neumann sagt in seinen Anmerkungen zur Bürck'schen Uebertragung (S. 600):

> Marco Polo ist so frei von aller Dichtung und Ruhmrednerei, daß wir jetzt mit wenigen Ausnahmen alle Städte und Localitäten nachweisen können welche von ihm beschrieben wurden; daß jede gründliche Forschung über die Länder die er besuchte, jede wissenschaftliche Reise in die Gegenden die er durchzog, ein Blatt ist in dem Ruhmeskranze des edeln Venetianers.

Seit der verdiente G. B. Ramusio 1559 im zweiten Bande seiner bekannten Sammlung der „Navigationi et viaggi" den Text lieferte welcher bei den meisten spätern Arbeiten zu Grunde gelegt ward, ist für den Zweck eine lesbare und kritische, unter Benutzung neuerer geographischer Hülfsmittel hergestellte Ausgabe zu liefern in Italien nicht viel geschehen, in Venedig seltsamerweise am wenigsten. Der Graf Baldelli aus Cortona, als Gouverneur von Siena 1831 gestorben, widmete eine Reihe von Jahren dem in einer Handschrift der Magliabechischen Bibliothek zu Florenz enthaltenen italienischen Text des 14. Jahrhunderts, welcher die Autorität der Akademie der Crusca für sich hat, und welchen er mit einer ausführlichen Geschichte der Handelsbeziehungen zwischen Europa und Asien seit dem Ende des Römerreichs bis zur Zeit des Untergangs des Khalifats in den Jahren 1827—28 in vier Quartbänden („Il Milione di Marco Polo") herausgab, eine überaus gelehrte und mühsame Arbeit, welche der von B. Gamba zu Venedig 1829 besorgten Handausgabe zu Grunde gelegt ward. Die Schwierigkeiten aber welche dieser hinsichtlich der Sprache reine, indeß durch Irrthümer aller Art entstellte und bisweilen ganz unverständliche Text darbietet sind dabei nicht gehoben. Marco Foscarini, welcher in der Fortsetzung seines großen Werks „Della letteratura Veneziana" den Reisenden einen besondern Abschnitt zu widmen dachte, ward in der Ausarbeitung eben unterbrochen als er an Marco Polo gekommen war: das betreffende Fragment „Dei viaggiatori veneziani" wurde von J. Gar im „Archivio storico italiano", Appendice, IV, 97—125 (Florenz 1847), mitgetheilt. Der nachmalige Cardinal Don Placido Zurla handelte im ersten

Bande seines Buchs: „Di Marco Polo e degli altri viaggiatori veneziani" (Venedig 1818), über unsern Reisenden, und wenn er zur Erläuterung des Buchs selbst nicht Viel lieferte, trug er doch wesentlich dazu bei diesem großen Manne unter seinen eigenen Landsleuten gerechtere Anerkennung zu verschaffen. Das Meiste aber für Kritik und Erklärung ist aus dem Auslande gekommen. Zugleich mit Zurla's Buche erschien (London 1818) die englische Bearbeitung William Marsden's („The travels of Marco Polo, a Venetian, in the thirteenth century"), welcher viele Jahre zuvor auf Sumatra durch die genaue Uebereinstimmung der Beschreibung des Venetianers mit der Wirklichkeit überrascht, sich eine möglichst vollständige geographische und historische Erläuterung des Buchs vorgenommen hatte, und zuerst in dieser Beziehung die richtige Bahn zeigte. Die pariser Geographische Gesellschaft ließ 1824 den alten französischen Text des Rusticiano di Pisa in der pariser Bibliothek im ersten Bande ihres „Recueil de voyages et de mémoires" mit einer gelehrten Einleitung von Roux de Rochelle drucken, welche Ausgabe bei der für weitere Kreise bestimmten des Schotten Hugh Murray (Edinburg 1844), der bisweilen etwas willkürlich verfährt, hauptsächlich benutzt ist. Die brauchbarste, auf den neuesten Standpunkt der ethnographischen und geographischen Kunde geführte Arbeit ist, auch nach dem Urtheil der Italiener, namentlich T. Gar's (a. a. O.) und des Bearbeiters der vorliegenden Ausgabe, die von August Bürck (Leipzig 1845) besorgte Uebersetzung mit Einleitung und Commentar und reichhaltigen Anmerkungen von Prof. K. F. Neumann in München.

Seit längerer Zeit schon war in Venedig die Meinung laut geworden, die Ehre der Stadt erfodere es, daß sie das Andenken eines so verdienten Bürgers nicht länger vernachlässige. Nichts als eine vom Abate Zenier in der Corte del Milione, wie noch zu Ramusio's Zeit das Haus hieß, gesetzte bescheidene Inschrift war da: sein Grab selbst — nicht aber das seines Vaters — ist unbekannt. Man hatte die Absicht ihm eine Erzbildsäule zu errichten, und wollte das Zusammenkommen der italienischen Gelehrten im Herbste 1847 als passende Gelegenheit benutzen: der Congresso scientifico ist ohne die Bildsäule vorübergegangen, und die traurigen politischen Wirren welche seitdem den Frieden Italiens gestört, und in diesem Augenblick die Einschließung der Lagunen durch das östreichische Heer zur Folge haben, werden den Gedanken nicht so bald ins Leben treten lassen. Aber Marco Polo's Bildniß (freilich ein blos traditionnelles) schmückt die bei jenem Anlaß geprägte Denkmünze, und zur nämlichen Zeit erschien die obengenannte Ausgabe, die wir der Liberalität des um die Naturwissenschaften vielfach verdienten Prof. Pasini, und dem kritischen Fleiße des D. Lazari verdanken, welcher bereits in einem im paduaner „Giornale Luganco" enthaltenen Aufsatze: „Sulla necessità e sui mezzi di ristabilire il testo di Marco Polo", die ihn leitenden Grundsätze an den Tag gelegt hatte.

Es handelt sich vorerst darum: welcher ist der ursprüngliche Text? Als Marco Polo mit seinen beiden Verwandten 1295 heimkehrte, und ganz Venedig durch die Erzählungen von dem Wunderlande in halbungläubiges Staunen versetzte, genoß er, wie man weiß, der Ruhe nicht lange. Ein Theilnehmer am Zuge Andrea Dandolo's gegen die Genuesen, wurde er in der unglücklichen Seeschlacht bei Curzola am 8. Sept. 1298 Kriegsgefangener Lamba Doria's. Verwundet nach Genua gebracht, fand er dort im Kerker einen Pisaner Namens Rusticiano, auch wol Rustichielo oder Rustico genannt, vielleicht einer der Wenigen welche von der großen Schar gefangener Pisaner noch lebten die nach dem mörderischen Kampfe bei der Meloria, in welchem Pisas Größe den letzten Stoß erhalten hatte, Genuas Gefängnisse füllten. Diesem erzählte der Venetianer seine Abenteuer in fremdem Lande, und Rusticiano schrieb sie nach der Erzählung auf. Man ist bis heute uneinig darüber, ob der ursprüngliche Bericht so entstanden, und in welcher Sprache er abgefaßt worden sei. Ersteres dürfte heute kaum mehr zweifelhaft sein. In Betreff des zweiten Punkts aber meinte Ramusio, in lateinischer Sprache: irgend ein Genuese, deren Viele des Lateins kundig, habe nach Marco's Papieren und Erzählungen eine Relation in jener Sprache verfaßt, die dann ins Italienische übersetzt und viel verbreitet worden. Aber es spricht dagegen die schon 1320 verfaßte lateinische Uebertragung des Dominicaners Fra Pipino von Bologna, welcher ausdrücklich bemerkt, das Original sei „in vulgari fideliter editum et conscriptum". Die übrigen lateinischen Texte die sich finden sind Bearbeitungen von Compendien in lebenden Sprachen. Die Meisten nehmen an, die Relation sei von vornherein im Venetianischen abgefaßt gewesen: aber nirgend findet sich eine italienische Handschrift welche älter wäre als die schon erwähnte der Crusca, die erweislich eine abgekürzte Bearbeitung nach französischem Original. Aus einer Anmerkung vor diesem sehr wichtigen Sprachdocument geht hervor, daß es von Michelo Ormanni, welcher 1309 starb, in Florenz geschrieben ward (ob blos copirt oder übersetzt, mag dahingestellt bleiben): daß der Uebersetzer das Original manchmal nicht verstand, ergibt sich aus ergötzlichen Schnitzern. Der bei Ramusio gegebene Text, dessen Vorzüge vor den übrigen gedruckten sich nicht in Abrede stellen lassen, wenn er gegenwärtig auch nicht mehr als Norm gelten kann, gehört wie es scheint neuerer Zeit an, und hat viele Einschiebsel, deren Quelle sich zum Theil in andern Reiseberichten, in denen des Niccolò di Conti, Antonio Pigafetta u. A., nachweisen läßt.

Ist nun allen diesen die Ursprünglichkeit nicht zuzugestehen, so gewinnt dagegen des Herausgebers Meinung, daß das eigentliche Original Französisch sei, jedenfalls große Wahrscheinlichkeit. Die französischen Handschriften sind die ältesten die man kennt: die vollständigere ist die pariser, die correctere die der Cantonsbibliothek zu Bern, welche Hr. Lazari mit der von der Geographischen Gesellschaft besorgten Ausgabe verglich, und welcher er eine Reihe Varianten und Berichtigungen entlehnte. Daß

die französische Sprache in jener Zeit durch die Niederlassungen der französischen Normannen in Neapel und Sicilien, durch die Kreuzzüge, und endlich die Herrschaft der Anjou im Süden, wie den Einfluß den sie z. B. auch auf Toscana gewannen, sehr verbreitet war, ist ebenso bekannt wie die alten Beziehungen zwischen der sich bildenden italienischen Vulgarsprache und jener des französischen Südens, welchen u. A. der Florentiner V. Nannucci schätzenswerthe Untersuchungen gewidmet hat. Brunetto Latini, Dante's Lehrer, schrieb seinen „Schatz" (nicht zu verwechseln mit dem in italienischen Versen verfaßten „Tesoretto") Französisch, weil „la parleure en estoit plus delitable et plus commune a toute gens". Martino da Canale schrieb um 1275 seine „Chronique des Veniciens", von welcher im „Archivio storico italiano" (Bd. VIII, Florenz 1845) eine sehr sorgfältige Ausgabe veranstaltet worden ist, in derselben Sprache „por ce que lengue franceise cort parmi le monde et est la plus delitable a lire et a oir que nule autre". Und der Bolognese Giovanni da Casola besang in französischen Versen das Unglück welches Attila's Züge über Italien gebracht, und widmete seine Epopöe den Este von Ferrara. Rusticiano selbst aber, von welchem die Relation Polo's aufgesetzt ward, schrieb in derselben Sprache „Geschichten der Tafelrunde", und Gyron's „Le Courtois" und Meliadus' „De Leonnois", deren Schreibart mit jener Arbeit übereinstimmt. Neben diesen Italienern verfaßte der Armenier Hayton, welcher als Prämonstratenser-Superior zu Poitiers starb, 1307 seine orientalische Geschichte in französischer Sprache, die er auf Cypern am Hofe der Lusignan gelernt hatte. Zu Dante's Zeit nahm der Gebrauch der beiden französischen Sprachen (d'oc und d'oil) in Italien dermaßen zu, daß er im „Convito" die Sitte verflucht, und sein Commentator Benvenuto da Imola die Italiener unwissend und untüchtig schilt die sie der heimatlichen vorziehen. Einer der ausgezeichnetsten italienischen Sprachgelehrten, Giovanni Galvani zu Modena, von dem wir allernächstens ein ausführliches Werk über die Sprachen und Mundarten Italiens vom Anfang der historischen Zeiten bis auf Augustus erhalten werden, und welcher der Ansicht, daß die neuen Sprachen des romanischen Europa ihren Ursprung der Vermischung des Latein mit den Sprachen der barbarischen Völkerschaften verdanken, entschieden widerspricht, hat in einer der erwähnten Chronik des Canale beigegebenen Abhandlung erläutert, woher es gekommen sei, daß die Vulgarsprachen Frankreichs vor der italienischen Schriftsprache geworden, und weshalb die alten Italiener jene bisweilen der ihrigen vorgezogen.

Zu Marco Polo und zu der Einleitung des Hrn. Lazari zurückzukehren, in welcher nur ein paar der obigen Beispiele der Anwendung des fremden Idioms gegeben sind, so findet sich in einer Anmerkung des berner Codex eine nicht uninteressante Notiz welche für die Originalität des französischen Textes redet.

Gegenwärtiges ist das Buch, um welches der Herr Thybault, Ritter, Herr von Cepoy, welchem Gott Gnade schenken möge, den Messire Marco Polo, Bürger und Bewohner der Stadt Venedig, ersuchte, daß er es in Abschrift haben dürfe. Und der gedachte Sire Marco Polo, als sehr ehrenwerth und von feiner Sitte und in verschiedenen Ländern sehr bewandert, wünschend daß Das was er gesehen der Welt bekannt würde, und aus Ehrfurcht vor dem vortrefflichen und mächtigen Fürsten Monseigneur Charles, Sohn des Königs von Frankreich und Graf von Valois, gewährte und gab gedachtem Seigneur de Cepoy die erste Abschrift seines gedachten Buchs nachdem er es gemacht, und es war ihm sehr erwünscht, daß dasselbe durch einen so wackern Mann in das edle Land Frankreich gebracht ward. Von jener Abschrift welche der genannte Messer Thebault sire de Cepoy nach Frankreich heimbrachte überreichte nach dessen Tode Messire Jehan, sein ältester Sohn und gegenwärtig sire de Cepoy, die erste in Frankreich danach gemachte Copie seinem sehr geliebten und gefürchteten Herrn Monseigneur de Valois, worauf er seinen Freunden die ihn darum ersuchten Abschriften davon mitgetheilt hat. Die obengenannte Abschrift wurde dem gedachten Seigneur de Cepoy von dem gedachten Sire Marco Polo gegeben, als er für Monseigneur de Valois und die Frau Kaiserin seine Gemahlin nach Venedig ging, als ihr Generalstatthalter in allen Theilen des Reichs von Konstantinopel. Dies geschah im Jahr der Menschwerdung Unseres Herrn Jesu Christ Tausenddreihundertundsieben, im Monat August.

Dieser Charles de Valois, welchem Polo's Buch überreicht ward, dritter Sohn König Philipp's des Kühnen von Frankreich, ist der in der italienischen Geschichte so schlimm Bekannte, der mordstiftende Pacier in Florenz zwischen den weißen und schwarzen Guelfen zur Zeit als Dante ins Exil gejagt ward, der unglückliche Kämpfer in Sicilien gegen den Aragonesen, von Papst Bonifaz VIII. wegen der Ansprüche seiner Gemahlin Katharine v. Courtenay, Enkelin des letzten lateinischen Kaisers von Konstantinopel, als Monarch des Orients anerkannt, und Ahnherr der Valois-Linie der Capetinger, die mit Heinrich III. ausstarb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das „Athenaeum" über Frau von Arnim.

Die Gunst mit welcher bei frühern Veranlassungen das „Athenaeum" von Bettina gesprochen hat reizte die Neugier des Ref., als er einer Anzeige ihres „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" (Leipzig 1847) vor kurzem begegnete. Rechtfertigt sie auch nicht die nonchalante Weise, wie Sternberg, seine Artigkeit verleugnend, in einem Aufsatze über Henriette Paalzow (im „Morgenblatt") Frau von Arnim eine „unbedeutende Schriftstellerin" nennt, ist sie doch scharf genug, um nicht ungern gelesen zu werden. Sie lautet im Auszuge:

„An dem Interesse, der Wißbegier, dem Vergnügen oder wie sonst die Gefühle heißen welche durch «Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde», und durch die Briefe zwischen Bettina und Fräulein von Günderode angeregt wurden, hatte die Lebensperiode in welcher Fräulein Brentano als Briefschreiberin erschien einen namhaften Theil. Auch daß im erstgenannten Buche ein großer Geist sich in ganz unerwarteter Stellung zeigte, hätte allein genügt Leser anzulocken. Das zweite, aus einer ältern Zeit als der Briefwechsel mit Goethe, lockte noch durch etwas Anderes als durch die frühreife Lebhaftigkeit und Phantasie der Schreiberin. Die Briefe eines Kindes hatten bereits die Aufmerksamkeit auf ihre Freundin gerichtet, deren tragisches Geschick sie erzählten, und das vorzeitige Ende der Fräulein v. Günderode verlieh ihrem Theile an der jugendlichen Correspondenz ein pathetisches Interesse. Die ausgelassene Heiterkeit und die muthwilligen Ausfälle, die in beiden Büchern zahlreich vorkommen, wurden mit dem Leicht-

Bande seines Buchs: „Di Marco Polo e degli altri viaggiatori veneziani" (Venedig 1818), über unsern Reisenden, und wenn er zur Erläuterung des Buchs selbst nicht Viel lieferte, trug er doch wesentlich dazu bei diesem großen Manne unter seinen eigenen Landsleuten gerechtere Anerkennung zu verschaffen. Das Meiste aber für Kritik und Erklärung ist aus dem Auslande gekommen. Zugleich mit Zurla's Buche erschien (London 1818) die englische Bearbeitung William Marsden's („The travels of Marco Polo, a Venetian, in the thirteenth century"), welcher viele Jahre zuvor auf Sumatra durch die genaue Uebereinstimmung der Beschreibung des Venetianers mit der Wirklichkeit überrascht, sich eine möglichst vollständige geographische und historische Erläuterung des Buchs vorgenommen hatte, und zuerst in dieser Beziehung die richtige Bahn zeigte. Die pariser Geographische Gesellschaft ließ 1824 den alten französischen Text des Rusticiano di Pisa in der pariser Bibliothek im ersten Bande ihres „Recueil de voyages et de mémoires" mit einer gelehrten Einleitung von Roux de Rochelle drucken, welche Ausgabe bei der für weitere Kreise bestimmten des Schotten Hugh Murray (Edinburg 1844), der bisweilen etwas willkürlich verfährt, hauptsächlich benutzt ist. Die brauchbarste, auf den neuesten Standpunkt der ethnographischen und geographischen Kunde geführte Arbeit ist, auch nach dem Urtheil der Italiener, namentlich T. Gar's (a. a. O.) und des Bearbeiters der vorliegenden Ausgabe, die von August Bürck (Leipzig 1845) besorgte Uebersetzung mit Einleitung und Commentar und reichhaltigen Anmerkungen von Prof. K. F. Neumann in München.

Seit längerer Zeit schon war in Venedig die Meinung laut geworden, die Ehre der Stadt erfodere es, daß sie das Andenken eines so verdienten Bürgers nicht länger vernachlässige. Nichts als eine vom Abate Zenier in der Corte del Milione, wie noch zu Ramusio's Zeit das Haus hieß, gesetzte bescheidene Inschrift war da: sein Grab selbst — nicht aber das seines Vaters — ist unbekannt. Man hatte die Absicht ihm eine Erzbildsäule zu errichten, und wollte das Zusammenkommen der italienischen Gelehrten im Herbste 1847 als passende Gelegenheit benutzen: der Congresso scientifico ist ohne die Bildsäule vorübergegangen, und die traurigen politischen Wirren welche seitdem den Frieden Italiens gestört, und in diesem Augenblick die Einschließung der Lagunen durch das östreichische Heer zur Folge haben, werden den Gedanken nicht so bald ins Leben treten lassen. Aber Marco Polo's Bildniß (freilich ein blos traditionnelles) schmückt die bei jenem Anlaß geprägte Denkmünze, und zur nämlichen Zeit erschien die obengenannte Ausgabe, die wir der Liberalität des um die Naturwissenschaften vielfach verdienten Prof. Pasini, und dem kritischen Fleiße des D. Lazari verdanken, welcher bereits in einem im paduaner „Giornale Luganco" enthaltenen Aufsatze: „Sulla necessità e sui mezzi di ristabilire il testo di Marco Polo", die ihn leitenden Grundsätze an den Tag gelegt hatte.

Es handelt sich vorerst darum: welcher ist der ursprüngliche Text? Als Marco Polo mit seinen beiden Verwandten 1295 heimkehrte, und ganz Venedig durch die Erzählungen von dem Wunderlande in halbungläubiges Staunen versetzte, genoß er, wie man weiß, der Ruhe nicht lange. Ein Theilnehmer am Zuge Andrea Dandolo's gegen die Genuesen, wurde er in der unglücklichen Seeschlacht bei Curzola am 8. Sept. 1298 Kriegsgefangener Lamba Doria's. Verwundet nach Genua gebracht, fand er dort im Kerker einen Pisaner Namens Rusticiano, auch wol Rustichiello oder Rustico genannt, vielleicht einer der Wenigen welche von der großen Schar gefangener Pisaner noch lebten die nach dem mörderischen Kampfe bei der Meloria, in welchem Pisas Größe den letzten Stoß erhalten hatte, Genuas Gefängnisse füllten. Diesem erzählte der Venetianer seine Abenteuer in fremdem Lande, und Rusticiano schrieb sie nach der Erzählung auf. Man ist bis heute uneinig darüber, ob der ursprüngliche Bericht so entstanden, und in welcher Sprache er abgefaßt worden sei. Ersteres dürfte heute kaum mehr zweifelhaft sein. In Betreff des zweiten Punkts aber meinte Ramusio, in lateinischer Sprache: irgend ein Genuese, deren Viele des Lateins kundig, habe nach Marco's Papieren und Erzählungen eine Relation in jener Sprache verfaßt, die dann ins Italienische übersetzt und viel verbreitet worden. Aber es spricht dagegen die schon 1320 verfaßte lateinische Uebertragung des Dominicaners Fra Pipino von Bologna, welcher ausdrücklich bemerkt, das Original sei „in vulgari fideliter editum et conscriptum". Die übrigen lateinischen Texte die sich finden sind Bearbeitungen von Compendien in lebenden Sprachen. Die Meisten nehmen an, die Relation sei von vornherein im Venetianischen abgefaßt gewesen: aber nirgend findet sich eine italienische Handschrift welche älter wäre als die schon erwähnte der Crusca, die erweislich eine abgekürzte Bearbeitung nach französischem Original. Aus einer Anmerkung vor diesem sehr wichtigen Sprachdocument geht hervor, daß es von Michelo Ormanni, welcher 1309 starb, in Florenz geschrieben ward (ob blos copirt oder übersetzt, mag dahingestellt bleiben): daß der Uebersetzer das Original manchmal nicht verstand, ergibt sich aus ergötzlichen Schnitzern. Der bei Ramusio gegebene Text, dessen Vorzüge vor den übrigen gedruckten sich nicht in Abrede stellen lassen, wenn er gegenwärtig auch nicht mehr als Norm gelten kann, gehört wie es scheint neuerer Zeit an, und hat viele Einschiebsel, deren Quelle sich zum Theil in andern Reiseberichten, in denen des Niccolò di Conti, Antonio Pigafetta u. A., nachweisen läßt.

Ist nun allen diesen die Ursprünglichkeit nicht zuzugestehen, so gewinnt dagegen des Herausgebers Meinung, daß das eigentliche Original Französisch sei, jedenfalls große Wahrscheinlichkeit. Die französischen Handschriften sind die ältesten die man kennt: die vollständigere ist die pariser, die correctere die der Cantonsbibliothek zu Bern, welche Hr. Lazari mit der von der Geographischen Gesellschaft besorgten Ausgabe verglich, und welcher er eine Reihe Varianten und Berichtigungen entlehnte. Daß

die französische Sprache in jener Zeit durch die Niederlassungen der französischen Normannen in Neapel und Sicilien, durch die Kreuzzüge, und endlich die Herrschaft der Anjou im Süden, wie den Einfluß den sie z. B. auch auf Toscana gewannen, sehr verbreitet war, ist ebenso bekannt wie die alten Beziehungen zwischen der sich bildenden italienischen Vulgarsprache und jener des französischen Südens, welchen u. A. der Florentiner V. Nannucci schätzenswerthe Untersuchungen gewidmet hat. Brunetto Latini, Dante's Lehrer, schrieb seinen „Schatz" (nicht zu verwechseln mit dem in italienischen Versen verfaßten „Tesoretto") Französisch, weil „la parleure en estoit plus delitable et plus commune a toute gens". Martino da Canale schrieb um 1275 seine „Chronique des Veniciens", von welcher im „Archivio storico italiano" (Bd. VIII, Florenz 1845) eine sehr sorgfältige Ausgabe veranstaltet worden ist, in derselben Sprache „por ce que lengue franceise cort parmi le monde et est la plus delitable a lire et a oir que nule autre". Und der Bolognese Giovanni da Casola besang in französischen Versen das Unglück welches Attila's Züge über Italien gebracht, und widmete seine Epopöe den Este von Ferrara. Rusticiano selbst aber, von welchem die Relation Polo's aufgesetzt ward, schrieb in derselben Sprache „Geschichten der Tafelrunde", und Gyron's „Le Courtois" und Meliadus' „De Leonnois", deren Schreibart mit jener Arbeit übereinstimmt. Neben diesen Italienern verfaßte der Armenier Hayton, welcher als Prämonstratenser-Superior zu Poitiers starb, 1307 seine orientalische Geschichte in französischer Sprache, die er auf Cypern am Hofe der Lusignan gelernt hatte. Zu Dante's Zeit nahm der Gebrauch der beiden französischen Sprachen (d'oc und d'oil) in Italien dermaßen zu, daß er im „Convito" die Sitte verflucht, und sein Commentator Benvenuto da Imola die Italiener unwissend und untüchtig schilt die sie der heimatlichen vorziehen. Einer der ausgezeichnetsten italienischen Sprachgelehrten, Giovanni Galvani zu Modena, von dem wir allernächstens ein ausführliches Werk über die Sprachen und Mundarten Italiens vom Anfang der historischen Zeiten bis auf Augustus erhalten werden, und welcher der Ansicht, daß die neuen Sprachen des romanischen Europa ihren Ursprung der Vermischung des Latein mit den Sprachen der barbarischen Völkerschaften verdanken, entschieden widerspricht, hat in einer der erwähnten Chronik des Canale beigegebenen Abhandlung erläutert, woher es gekommen sei, daß die Vulgarsprachen Frankreichs vor der italienischen Schriftsprache geworden, und weshalb die alten Italiener jene bisweilen der ihrigen vorgezogen.

Zu Marco Polo und zu der Einleitung des Hrn. Lazari zurückzukehren, in welcher nur ein paar der obigen Beispiele der Anwendung des fremden Idioms gegeben sind, so findet sich in einer Anmerkung des berner Codex eine nicht uninteressante Notiz welche für die Originalität des französischen Textes redet.

Gegenwärtiges ist das Buch, um welches der Herr Thybault, Ritter, Herr von Cepoy, welchem Gott Gnade schenken möge, den Messire Marco Polo, Bürger und Bewohner der Stadt Venedig, ersuchte, daß er es in Abschrift haben dürfe. Und der gedachte Sire Marco Polo, als sehr ehrenwerth und von feiner Sitte und in verschiedenen Ländern sehr bewandert, wünschend daß Das was er gesehen der Welt bekannt würde, und aus Ehrfurcht vor dem vortrefflichen und mächtigen Fürsten Monseigneur Charles, Sohn des Königs von Frankreich und Graf von Valois, gewährte und gab gedachtem Seigneur de Cepoy die erste Abschrift seines gedachten Buchs nachdem er es gemacht, und es war ihm sehr erwünscht, daß dasselbe durch einen so wackern Mann in das edle Land Frankreich gebracht ward. Von jener Abschrift welche der genannte Messer Thebault sire de Cepoy nach Frankreich heimbrachte überreichte nach dessen Tode Messire Jehan, sein ältester Sohn und gegenwärtig sire de Cepoy, die erste in Frankreich danach gemachte Copie seinem sehr geliebten und gefürchteten Herrn Monseigneur de Valois, worauf er seinen Freunden die ihn darum ersuchten Abschriften davon mitgetheilt hat. Die obengenannte Abschrift wurde dem gedachten Seigneur de Cepoy von dem gedachten Sire Marco Polo gegeben, als er für Monseigneur de Valois und die Frau Kaiserin seine Gemahlin nach Venedig ging, als ihr Generalstatthalter in allen Theilen des Reichs von Konstantinopel. Dies geschah im Jahr der Menschwerdung Unseres Herrn Jesu Christ Tausenddreihundertundsieben, im Monat August.

Dieser Charles de Valois, welchem Polo's Buch überreicht ward, dritter Sohn König Philipp's des Kühnen von Frankreich, ist der in der italienischen Geschichte so schlimm Bekannte, der mordstiftende Pacier in Florenz zwischen den weißen und schwarzen Guelfen zur Zeit als Dante ins Exil gejagt ward, der unglückliche Kämpfer in Sicilien gegen den Aragonesen, von Papst Bonifaz VIII. wegen der Ansprüche seiner Gemahlin Katharine v. Courtenay, Enkelin des letzten lateinischen Kaisers von Konstantinopel, als Monarch des Orients anerkannt, und Ahnherr der Valois-Linie der Capetinger, die mit Heinrich III. ausstarb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das „Athenaeum" über Frau von Arnim.

Die Gunst mit welcher bei frühern Veranlassungen das „Athenaeum" von Bettina gesprochen hat reizte die Neugier des Ref., als er einer Anzeige ihres „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" (Leipzig 1847) vor kurzem begegnete. Rechtfertigt sie auch nicht die nonchalante Weise, wie Sternberg, seine Artigkeit verleugnend, in einem Aufsatze über Henriette Paalzow (im „Morgenblatt") Frau von Arnim eine „unbedeutende Schriftstellerin" nennt, ist sie doch scharf genug, um nicht ungern gelesen zu werden. Sie lautet im Auszuge:

„An dem Interesse, der Wißbegier, dem Vergnügen oder wie sonst die Gefühle heißen welche durch «Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde», und durch die Briefe zwischen Bettina und Fräulein von Günderode angeregt wurden, hatte die Lebensperiode in welcher Fräulein Brentano als Briefschreiberin erschien einen namhaften Theil. Auch daß im erstgenannten Buche ein großer Geist sich in ganz unerwarteter Stellung zeigte, hätte allein genügt Leser anzulocken. Das zweite, aus einer ältern Zeit als der Briefwechsel mit Goethe, lockte noch durch etwas Anderes als durch die frühreife Lebhaftigkeit und Phantasie der Schreiberin. Die Briefe eines Kindes hatten bereits die Aufmerksamkeit auf ihre Freundin gerichtet, deren tragisches Geschick sie erzählten, und das vorzeitige Ende der Fräulein v. Günderode verlieh ihrem Theile an der jugendlichen Correspondenz ein pathetisches Interesse. Die ausgelassene Heiterkeit und die muthwilligen Ausfälle, die in beiden Büchern zahlreich vorkommen, wurden mit dem Leicht-

sinne der Jugend entschuldigt. . . Dem Briefwechsel, von welchem Frau v. Arnim jetzt dem Publicum einen ersten Band übergibt, geht die Eigenschaft ab ein persönliches Interesse zu erwecken oder für unreife Ideen und wilde Phantasiesprünge Entschuldigung zu finden. Unter dem etwas gezierten Aushängeschilde: Briefe zwischen Pamphilius und Ambrosia, soll er der Briefwechsel eines lebenden jungen Mannes mit Frau v. Arnim sein, und obwol Jahreszahlen fehlen, erhellt doch aus gelegentlichen Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse, daß der Austausch um das Jahr 1831 begonnen haben muß, also zu einer Zeit, wo die Dame ihr früheres romantisches Costume nicht mehr so graziös tragen konnte wie das Kind in lieblicher Flüchtigkeit. Jetzt würde etwas Anderes nöthig sein Briefen aus ihrer Feder die Wirkung der bereits bekannten zu verschaffen, und die im vorliegenden Bande kommen letztern nicht einmal entfernt gleich. Wofür sie die Verantwortung übernimmt, Das ist weder zusammenhängender noch gesetzter als ihre jugendlichen Briefe, während der Erzählung und der Bemerkung das Frische und Lebendige mangelt welches jene so hübsch machte. Es ist schwer zu begreifen weshalb diese Briefe geschrieben, noch schwerer weshalb sie veröffentlicht worden sind. Ob oder nicht Ilius Pamphilius der nom de guerre eines wirklichen Schwärmers sei, welchen das Lesen von Bettina's Tagebuch und Briefen ihr zu Füßen geführt hat — wie sie in frühern Jahren zu Goethe's Füßen gekniet —, wollen wir unerrathen lassen. Das Bild welches diese Briefe sowol von der Art der Anbetung als von der Persönlichkeit des Anbeters geben, macht es wirklich nicht der Mühe werth danach zu forschen, ob wir einen wirklichen Briefwechsel vor uns haben oder blos ein von Frau v. Arnim auf einer ihrer Phantasiereise ersonnenes Vehikel, der Lesewelt einige ihrer Ansichten über Kunst, Poesie und allgemeine Gegenstände, sowie die Eigenthümlichkeit und Schicksale ihrer Schriften zur Kenntniß zu bringen. Wie interessant auch in beiden Fällen der Briefwechsel für die Dame sein möge, die große Masse der Leser wird sich schwerlich daran erholen oder Etwas daraus lernen, und kann ihr derselbe daher auch in so geschäftiger und ernster Zeit wie die jetzige von keiner Seite empfohlen werden."

„Wir schließen demnach unsere Anzeige mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß es uns unmöglich ist das jüngste Auftreten einer Dame die wir die Ersten waren dem englischen Publicum vorzustellen mit wärmerm Lobe zu begrüßen . . . und da das fragliche Buch als erster Band erscheint, woraus eine Absicht es fortzusetzen gefolgert werden darf, gestehen wir, daß uns wenigstens nach einer Fortsetzung nicht verlangt." 10.

Lesefrüchte.

Der Grieche Platon und der Römer Cicero über unsere modernen Zustände.

Cicero sagt, fast wörtlich mit Platon übereinstimmend, Folgendes, und es ist in der That als enthalte es eine Weissagung auf alle unsere modernen Zustände im Großen und im Kleinen. „Wenn einmal", sagt er, „der unersättliche Schlund des Volks nach Freiheit dürstet, und ihm böswillige Schenken eine durch gehörige Mischung nicht gemäßigte, sondern allzu unvermischte Freiheit zur Stillung seines Durstes zu trinken geben, dann verfolgt es die Beamten und Vornehmen, wenn sie nicht äußerst gelind und gemäßigt sind, und sie nicht das Volk in vollen Zügen die Freiheit einschlürfen lassen; es macht ihnen Beschuldigungen und Vorwürfe, heißt sie Aristokraten, Tyrannen u. s. w. Wer aber noch den Vornehmen gehorcht, den verfolgt das Volk in einer solchen Stimmung, und nennt sie freiwillige Sklaven; Diejenigen dagegen welche als Beamte sich ganz den Privatleuten gleichstellen, sowie diejenigen Privatleute welche es dahin zu bringen wissen, daß zwischen einem Privatmann und einem Beamten aller Unterschied verschwindet, diese preist es hoch und überhäuft sie mit Ehren. Die Freiheit verbreitet sich bald überall hin, sodaß auch in keinem Privathause mehr Ein Gebieter ist, daß der Vater den Sohn fürchtet, der Sohn sich Nichts aus dem Vater macht, daß der Lehrer die Schüler fürchtet und ihnen schmeichelt; die Schüler dagegen ihre Lehrer verachten, daß die Jünglinge sich so viel herausnehmen wie die Alten, die Alten aber sich zu den Spielen der Jünglinge herablassen, um ihnen nicht verhaßt und unangenehm zu sein: wovon denn die Folge ist, daß auch die Sklaven sich freier benehmen, die Frauen gleiche Rechte mit den Männern erhalten, und bei so allgemeiner Freiheit auch die Hunde und Pferde, am Ende auch gar die Esel frei sind und so anrennen, daß man ihnen aus dem Wege gehen muß. Und am Ende ist die Folge dieser schrankenlosen Freiheit die, daß die Gemüther der Bürger so empfindlich und reizbar werden, daß sie, sobald nur mit dem geringsten Ernste auf die Befolgung eines einzigen Gebots gedrungen wird, aufbrausen und es nicht ertragen können, worauf sie dann auch anfangen die Gesetze nicht mehr zu achten, um ganz und gar keinen Herrn mehr über sich zu haben. Und aus dieser Ungebundenheit die man für Freiheit hält geht am Ende der Tyrann hervor, und in dem Gefolge desselben ist die ungerechteste und härteste Sklaverei. Denn aus jenem unbändigen oder vielmehr thierisch-wilden Volke wird dann gewöhnlich Einer gegen jene schon geschwächten und ihres Ranges beraubten Vornehmen zum Anführer gewählt, ein verwegener, unedlen Leidenschaften fröhnender Mensch, der mit Frechheit die oft noch so sehr um den Staat verdienten Männer verfolgt, Fremdes und Eigenes dem Volke zum Geschenk preisgibt, und weil er als Privatmann gefährdet ist, bekleidet man ihn mit der obersten Gewalt, verlängert sie ihm nach deren Ablauf, ja gestattet ihm sogar eine Leibwache, und so wird dann ein Solcher der Tyrann desselben Volks das ihn erst aus dem Staube emporgehoben hat. Gelingt es bisweilen den Gutgesinnten und Vaterlandsfreunden ihn zu überwältigen, dann erholt sich der Staat zu neuem Leben; stürzen ihn dagegen freche Abenteurer, dann verbünden sich diese untereinander, und man hat nur eine andere Art von Tyrannen. So fangen die Tyrannen den Staat wie einen Spielball aus den Händen der Könige auf, von jenen wieder entweder die Aristokraten oder das Volk, und von diesem entweder die Parteien oder wiederum Tyrannen, und nie erhält sich die nämliche Form der Staatsverfassung auf die Länge gleich."

Das Remmische Gesetz bei den alten Römern.

Zur Zeit des Ausgangs der Römischen Republik wurde in Rom ein Gesetz gegen die Verleumder gegeben, das unter dem Namen der lex Remmia bekannt ist, und welches bestimmte, daß alle falschen Ankläger, alle öffentlichen Verleumder mit dem Buchstaben K, dem Anfangszeichen des Wortes calumniator, gebrandmarkt und auf diese Weise kenntlich gemacht werden sollten. Manche sind zugleich der Meinung, daß solche auf diese Art stigmatisirte und gebrandmarkte Subjecte mit dem Namen literati bezeichnet worden seien, und wollen nun auch gerade für unsere Zeit und unsere öffentlichen Zustände in Betreff der politischen Presse eine Wahlverwandtschaft, wenn auch nicht in Goethe'schem Sinne, zwischen unsern Literaten und jenem Remmischen Gesetze finden. So viel wenigstens ist gewiß, daß der Zustand unserer politischen Presse, und nicht blos der sogenannten Winkelpresse, ein ähnliches Gesetz auch für unsere Zeit sehr wünschenswerth erscheinen läßt, indem die Frechheit der öffentlichen Ankläger und Verleumder zur Zeit Cicero's, der sich in seiner Rede für Roscius Amerinus (Cap. 20) über diesen Gegenstand ziemlich stark ausspricht, und jene Menschen geradezu mit Hunden vergleicht, die nicht nur bellen, sondern die auch beißen können, so groß gewesen sein kann wie jetzt bei uns, nach erlangter Preßfreiheit. Das Wort literatus in jener verächtlichen Bedeutung erinnert an das verwandte literatura, das man nicht ohne Grund und ohne tiefern Sinn von linere, in seiner ursprünglichen Bedeutung „schmieren", „klexen", ableitet. Wir leben nun einmal in einem sehr literarischen, d. i. tintenklexenden Jahrhundert! 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 334. — 29. November 1848.

Marco Polo, und ältere Handels- und Seefahrtsgeschichte Italiens.

(Fortsetzung aus Nr. 333.)

Die Nachrichten über die Familie Polo ergeben sich theils aus dem Reiseberichte selbst, theils aus Documenten die jetzt zum ersten mal bekannt gemacht sind, und das von Bürck in seiner fleißigen Arbeit Beigebrachte ergänzen und berichtigen. Andrea Polo, aus der Contrada S.-Felice zu Venedig, dalmatischer Familie entsprossen, welche, ursprünglich zu Sebenigo, dem Geburtsorte Niccolò Tommaseo's, wohnhaft, seit 1033 ihren Sitz in der Lagunenstadt genommen, hatte drei Söhne: Marko den Aeltern, Niccolò und Matteo. Marco war Kaufmann und wohnte in Konstantinopel, während er zugleich in Sudak (Soldachia), einem Hauptstapelplatz des abendländisch-levantinischen Handels an der Südküste der Krim, wie in Venedig Comptoire hatte. Es war die Zeit der größten Blüte nicht nur des venetianischen Handels, sondern auch des politischen Einflusses der Republik auf den Osten in den letzten Tagen des abendländischen Kaiserthums. Der zweite Sohn, Niccolò, welcher in der Contrada di S.-Giovanni Grisostomo lebte, und dessen Bruder Matteo waren die Reisenden welche auf die Wanderschaft gingen, weit hinaus über die gewohnten Grenzen der damaligen Kaufmannsfahrten, die doch einen nicht beschränkten Kreis beschrieben. Von Konstantinopel aus unternahmen sie eine erste Reise, wahrscheinlich 1260, ein Jahr vor dem Sturze des lateinischen Kaiserthums. Sie gelangten zu den westlichen Tataren an der Wolga, hierauf nach Bokhara und nach dem Hofhalt Kubilai's, des Enkels Dschingis-Khan's, endlich im Auftrage des Mongolenbeherrschers nach Lajas, dem Issus der Alexanderschlacht, und waren 1269 wieder in St.-Jean d'Acre, wo Teobaldo Visconti von Piacenza, der bald darauf als Gregor X. durch den Glanz seiner Tugenden den päpstlichen Stuhl zierte, als päpstlicher Legat weilte, um die christlichen Missionen im Orient zu fördern. In Begleitung des jungen Marco, des Sohnes Niccolò's, welchen wie es scheint dessen Gattin um die Zeit der ersten Abreise geboren hatte, und von welchem die berühmte Relation verfaßt ward welcher wir die Kunde von diesen Wanderungen und Entdeckungen verdanken, traten unsere Venetianer im Herbste 1271 die zweite Reise an, von welcher sie, wie gesagt, nach 24 Jahren heimkehrten. In drei Theilen, die von Centralasien und dem nördlichen und südlichen China, von Indien und den Tatarenkriegen in Westasien handeln, berichtet die Relation über die Ergebnisse dieses vieljährigen Aufenthalts, währenddessen Marco, lange im Dienste des Nachkommen Dschingis-Khan's, mehr als irgend Einer vor und nach ihm von Asien gesehen hat. Gouverneur einer der Provinzen des südlichen China, bereiste er zwei mal auf verschiedenen Wegen das Reich, lernte das Chinesische und Indische Meer kennen, und ging zu Lande von Ormuz nach Trapezunt, wo er wieder innerhalb des Bereichs des gewöhnlichen abendländischen Verkehrs war. Die Vereinigung des größten Ländercomplexes der je bestanden hat unter der Herrschaft eines Einzigen, machte allein Reisen und Beobachtungen wie die des Marco Polo möglich: denn Kubilai oder Kublai Khan (oder Tschi-tsu als Gründer der mongolischen Dynastie Chinas, dessen südlichen Theil er eroberte) herrschte unmittelbar oder mittels seiner Vasallenfürsten vom Dnepr zum Japanischen Meere, vom Eismeer bis zum Indus. Und bei einem solchen thatkräftigen und verständigen Herrscher war unser Venetianer, von Kindheit an gewöhnt an Sitten und Sprachen des Orients, ein vertrauter und einflußreicher Beamter.

Im Jahre 1299 erlangte Marco Polo in Folge des zwischen Genua und Venedig geschlossenen Friedens seine Freiheit wieder. Er scheint seitdem in der Heimat verweilt zu haben. Sein Vater Niccolò starb vor dem J. 1300, als Matteo noch lebte, dessen Todesjahr unbekannt ist. Nach der Tradition wurde dieser durch städtische Aemter und Würden sehr geehrt. Marco machte sein Testament am 9. Jan. 1323, im Alter also von etwa 63 Jahren — „dum quotidie debilitarer propter infirmitatem corporis, sanus tamen per Dei gratiam mente integroque consilio et sensu". Nach Bestimmung mehrer Legate an Personen, Klöster und Stiftungen, darunter eines an seinen tatarischen Diener Pietro, welchem er die volle Freiheit schenkt, „ut Deus absolvat animam meam ab omni culpa et peccato", setzt er sei-

ner Gattin Donata ein Witthum aus, und ernennt zu seinen Erben zu gleichen Theilen seine drei Töchter. „Constituo", heißt es, „Donatam dilectam uxorem meam, et Fantinam et Bellelam atque Moretam peramabiles filias meas." Als Begräbnißplatz erwählte er sich S. Lorenzo, wo auch sein Vater ruhte. Die Familie erlosch 1418 in einem andern Marco, Castellan zu Verona; die Erbschaft kam durch Frauen an die Trevisani.

Ueber den Zweifel welchen Polo's Zeitgenossen in die Wahrheit seiner Berichte setzten sind ein paar interessante gleichzeitige Zeugnisse vorhanden. Fra Pipino sagt in dem Vorwort zu seiner Uebertragung:

Damit nicht das viele Unerhörte und uns Ungewohnte welches an zahlreichen Stellen in diesem Buche enthalten ist dem unerfahrenen Leser unglaubwürdig erscheine, möge es Allen die es in die Hand nehmen bekannt sein, daß Hr. Marco, Berichterstatter über diese Wunderdinge, ein besonnener, wahrhafter und frommer und mit ehrbaren Sitten gezierter Mann ist, welchem von Allen die ihn kennen das Zeugniß zur Seite steht, daß seine Relation in Betracht des Verdienstes seiner vielen guten Eigenschaften vollen Glauben heischt. Auch sein Vater, Hr. Niccolò, ein Mann von seltener Klugheit, erzählte Alles auf dieselbe Weise. Sein Oheim aber, Hr. Matteo, dessen in dem Buche Erwähnung geschieht, und welcher höchst fromm und weise war, versicherte auf dem Todesbette seinen Beichtvater in traulicher Unterredung, dies Buch enthalte überall nur die Wahrheit.

Und in des Fra Jacopo d'Aqui etwas confuser „Chronica libri imaginis mundi" (Handschrift in der Ambrosiana) heißt es:

Der Hr. Marco von Venedig schrieb im Kerker zu Genua ein Buch über große Wunderdinge der Welt die er selbst gesehen. Er sagte darin weniger als er beobachtet, wegen der Stimmen von Misgünstigen welche Andern leicht Lügen anheften, und als Lügen verschreien was sie selbst entweder nicht glauben oder nicht begreifen können. Das Buch heißt: „Liber Millionis de mirabilibus mundi." Da nun viele Dinge darin enthalten sind welche wie Erfindungen aussehen, wurde er vor seinem Tode von den Freunden ersucht sein Buch zu verbessern und das Unwahre daraus zu entfernen. Er aber gab zur Antwort: „Nicht die Hälfte von Dem was ich sah habe ich geschrieben." Diese auf dem Sterbebette gesprochenen Worte verschafften dem Buche mehr Glauben.

Wie sehr das Vertrauen zunahm, ergibt sich unter Anderm aus dem Umstande, daß der berühmte toscanische Mathematiker Paolo Toscanelli 1474 in einem dem Colombo mitgetheilten Briefe sich, was die Geographie und Erzeugnisse des fernen Asiens betrifft, größtentheils auf Marco Polo's Buch bezog, dessen erste Ausgabe, in deutscher Sprache, 1477 bei Fritz Kreuzner zu Nürnberg gedruckt ward.

Der Bearbeiter der vorliegenden Ausgabe hat, wie schon der Titel angibt, den französischen Text des Rusticiano nach dem durch die pariser Geographische Gesellschaft besorgten Druck unter durchgängiger Vergleichung der berner Handschrift ins Italienische übersetzt. Die historischen wie die Ortsnamen sind meist nach den französischen Manuscripten, doch auch nach italienischen und lateinischen, mit möglichster Annäherung an den vom Verf. beabsichtigten Klang wiedergegeben. Wir haben hier nun einen bequem und angenehm lesbaren Text, in welchem der genaue Sinn des Originals, wie Polo es dictirte, vollständig gegeben ist, was bei dem berühmten Text der Crusca, welcher immer seine hohe Wichtigkeit als Denkmal der Trecentosprache behalten wird, keineswegs der Fall war. Der des Ramusio bewahrt immer seinen Werth: wenn auch mehre Capitel der französischen Handschriften fehlen, und nicht wenige Misverständnisse und Ungenauigkeiten vorkommen, so ist er doch unter den italienischen der vollständigste und lesbarste, weshalb er auch bisher, von den Fremden namentlich, bei ihren Arbeiten zu Grunde gelegt wurde. Wie schon bemerkt, kommen bei Ramusio eine Menge längerer wie kürzerer Stellen vor die sich nicht in den bekannten Handschriften finden: diese Interpolationen, über welche die Vorrede des fleißigen Venetianers keine Rechenschaft gibt, und die, während sie ein paar mal mit dem sonstigen Inhalt im Widerspruch stehen, zum Theil auf neuere Hand schließen lassen, sind bei Lazari im Anhang, S. 223—265, mitgetheilt. Auf S. 267—423 folgt der Commentar, eine tüchtige Arbeit, die alle Anerkennung verdient, und wobei der Herausgeber Marsden's, Murray's und Neumann's Anmerkungen, Alexander von Humboldt's, Karl Ritter's und Klaproth's Untersuchungen über Centralasien und China, d'Ohsson's und Hammer's Werke über die Geschichte der Mongolen, sowie andere dahin einschlagende Forschungen der Orientalisten und Geographen benutzt, und zum Verstehen seines Autors wie zur Begründung seiner Aussagen überaus reichhaltiges Material zusammengetragen hat. Was schon in Bürck's Ausgabe, nach dem Vorgange der beiden englischen, mit löblichem Fleiße unternommen ward, ist hier in großer und sehr dankenswerther Vollständigkeit ausgeführt worden, sodaß wir die Resultate der neuesten Beobachtungen vereinigt finden. Ein Anhang enthält einige Documente, die schon erwähnten Letztwillens-Verfügungen u. s. w., ein zweiter endlich eine Bibliographie, erst der Handschriften, 47 an der Zahl, dann der Ausgaben, deren es mit der vorliegenden 54 (53) gibt, von denen fünf, darunter zwei deutsche, dem 15. Jahrhundert angehören (vielleicht nur vier, indem die Existenz einer derselben, von 1483, zweifelhaft ist); 18 gehören dem 16., 14 dem 17., fünf dem 18., die wichtigsten, mit Ausnahme der des Ramusio, dem jetzigen Jahrhundert an. Wie vielen Antheil man in Deutschland an Polo's Buche nahm, ergibt sich aus dem Umstande, daß es hier elf mal gedruckt ward, theils in Uebertragungen, darunter die mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit ausgestattete lateinische Ausgabe von Andreas Müller (Berlin 1691), bei welcher der Text des „Novus orbis regionum" (Basel 1532) unter Vergleichung des in der jetzigen königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Manuscripts der Uebersetzung des Fra Pipino zu Grunde gelegt ward. Eine Karte der von unserm Venetianer beschriebenen Länder ist dem Buche beigefügt. Es heißt in einer Nachschrift zu der Relation, welche sich nur in dem Text der Crusca und in einer ehemals dem Marchese G. Pucci in Florenz gehörenden vom J. 1391 findet, also:

Ihr habet nun von den Thaten der Tataren und Sarazenen so viel sich darüber sagen läßt, wie von ihren Sitten vernommen, und über die andern Länder die es auf der Welt gibt, so viel darüber in Erfahrung gebracht werden konnte, gehört. Nur vom Großen Meer (d. h. das Schwarze Meer) und den es umgebenden Provinzen haben wir nicht gesprochen, obschon Messer Marco Polo es ganz bereiste: ich überlasse Andern davon zu reden, da es mir unnöthig scheint, indem es so Viele gibt die es heutzutage befahren, Venetianer, Genuesen, Pisaner und viele Andere welche oft diese Reise machen, sodaß es Keinen gibt dem nicht bekannt wäre was sich dort findet. Darum habe ich davon geschwiegen. Wie Messer Marco Polo vom Großkhan schied, habet ihr zu Anfang unsers Buchs vernommen, wo wir das Ereigniß berichteten welches seine Abreise bestimmte. (Die Gesandtschaft nämlich des persischen Königs, welche von den Venetianern zurückgeleitet ward.) Wisset, daß wenn Dies nicht gekommen, er allein große Mühe gehabt haben würde sich zu entfernen, sodaß er wahrscheinlich seine Heimat nicht wiedergesehen hätte. Aber ich glaube, daß Gott seine Rückkehr vorher bestimmte, auf daß die Dinge die es in der Welt gibt bekannt würden: denn, wie wir schon im Eingange berichteten, es hat nie einen Christen, noch Heiden, noch Tataren, noch Sarazenen gegeben der so viel von der Welt gesehen und durchreist wie Messer Marco Polo, Sohn Messer Niccolò's, ein edler und großer Bürger der Stadt Venedig.

Wenn Marco Polo der berühmteste der venetianischen Reisenden ist, und mit Colombo und Vespucci vielleicht der berühmteste der Reisenden aller Länder, so folgten ihm von seinen Landsleuten Viele nach. Ramusio's große Sammlung, von der oben die Rede war, gibt ihre Berichte und Briefe: mit Einzelnen haben neuere Zeiten sich speciell beschäftigt, so mit Aluise da Ca da mosto, um 1430 geboren, welcher dem Genuesen Antoniotto Usodimare die Entdeckung der Inseln des Grünen Vorgebirgs streitig macht; mit Niccolò Conti, der als Renegat in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Arabien, Mesopotamien, Persien, Indien 25 Jahre lang durchwanderte, zu den Füßen Papst Eugen's IV. Verzeihung erflehte, und dem bekannten gelehrten Florentiner Poggio Bracciolini seine Schicksale berichtete. Zurla hat über diese in dem bereits genannten Werke gehandelt. Ueber Antonio Pigafetta aus Vicenza, einen von Magelhaes' Begleitern auf seiner Reise um die Welt, dessen Relation sich gleichfalls bei Ramusio findet, und dessen ausführlichere Erzählung nach einer Ambrosianischen Handschrift von Amoretti herausgegeben ward, hat Hr. Lazari seit einiger Zeit Studien unternommen. Eine Sammlung von abgekürzten vicentinischen Reiseberichten, worin indeß wenig für unsern Zweck, erschien als „Viaggi vicentini inediti compendiati" zu Venedig 1837. Daß die venetianische Literatur in Bezug auf Handel und Schiffahrt Manches und Werthvolles bieten muß, kann Keinem auffallen welcher die außerordentliche Thätigkeit dieser Republik in commercieller Hinsicht in Anschlag bringt. Im 12. Jahrhundert schon gab es in Venedig eine ordentliche Bank, welche die pecuniairen Beziehungen zwischen der Stadt und den Colonien wie zu den abendländischen Handelsstädten vermittelte, eine Art Wechsel in Umlauf setzte und von Souverainen Deposita empfing; im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts berechnete der Doge Tommaso Mocenigo die Summe welche Venedigs Handel jährlich in Umlauf setzte auf 10 Millionen Zechinen, und 1433 liefen sieben Handelsflottillen aus den Lagunen aus. Die Blüte dieses Handels, wie des italienischen im Allgemeinen, mußte natürlich mit der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung ein Ende nehmen; aber man muß nicht glauben daß die Republik die Hände in den Schoos gelegt habe als sie sich auf solche Weise bedroht sah. Die Geschichte erzählt wie dieser christliche Staat, der so oft mit den Ungläubigen rang, eine Colonie nach der andern mannhaft vertheidigte, und dessen letzter Friedensschluß, der Passarowiczer, einen Türkenkrieg beschloß, sich nicht scheute zur Rettung seines Handels mit dem Sultan von Aegypten und mit Selim I., als dieser das Nilland eroberte, sich gegen die Portugiesen zu verbünden, um diese in ihren Expeditionen nach Indien zu hindern. Anderes versuchte sie: von König Emanuel bestrebte sie sich ein Handelsmonopol für die indischen Specereien zu erlangen; in Lissabon hielt sie Kundschafter, welche über den Verkehr mit Indien genaue Erkundigungen einziehen mußten. Die Relation eines dieser Kundschafter, Leonardo da Ca' Masser, aus den J. 1499—1506, ist vor kurzem („Archivio storico italiano", Appendice, II, 1—51) gedruckt worden: sie handelt von neun unter dem Emanuel von Vasco de Gama, Cabral, Tristan d'Acunha u. A. unternommenen Expeditionen und von den speciellen Verhältnissen des Verkehrs. Gefahrlos waren solche Aufträge nicht: Leonardo ward von den argwöhnischen Portugiesen sogleich verhaftet und vernommen. Alles Dies aber vermochte, wie leicht begreiflich, der Sache keine andere Wendung zu geben, und Venedig, durch die Ligue von Cambray auch in seiner politischen Stellung hart bedrängt, sah, wenngleich es mächtig blieb und angesehen, doch die goldenen Tage nicht wieder. Außer den allgemeinern Geschichtswerken behandeln manche specielle diese Seite der Thätigkeit der großen Republik: Marin's „Commercio dei Veneziani", Formaleoni's „Saggio sull' antica nautica dei Veneziani", und manche andere, deren Titel man in der fleißigen „Bibliografia veneta" finden wird, welche der treffliche Emanuele Cicogna ausgearbeitet hat, und deren Druck vor einem Jahr schon zur Hälfte gediehen war. Eine kleine Schrift von Panella in Padua: „De Venetorum commercio" (1847), behandelt diesen Gegenstand nur cursorisch, während der sonst dankenswerthe Aufsatz von Lazari: „Viaggiatori e navigatori Veneziani" (in dem Werke: „Venezia e le sue lagune", Venedig 1847, Bd. I, Abtheilung 2, S. 263—282), lediglich biographische Nachrichten über einige der bedeutendern Reisenden mittheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der deutschen Kochbücher aus älterer Zeit.

Hr. Bibliothekar Pfeiffer in Stuttgart gibt in Naumann's „Serapeum" (1848, Nr. 18) ein Verzeichniß alter deutscher, theils handschriftlicher, theils gedruckter Kochbücher, welches als die erste Grundlage zu einer Zusammen-

stellung dieses speciellen Zweiges der Literatur dienen kann, der sich in den frühern Zeiten seine Stelle ebenso gut zu sichern wußte wie er bis auf diesen Tag noch immer üppig belaubt erscheint. Wir haben renommirte Kochbücher die in so oft wiederholten Auflagen erschienen sind, daß man von ihnen recht eigentlich sagen kann, es komme ihnen die gar nicht üble Eigenschaft zu die Töpfe in den Wirthschaften der sie verlegenden Buchhändler füllen zu helfen.

Das eben angeführte Verzeichniß führt in erster Reihe 12 handschriftliche Kochbücher auf, die sich in den Bibliotheken zu Dresden, Heidelberg, München, Stuttgart und Wien befinden. Unter diesen ist das älteste bis jetzt bekannte deutsche Kochbuch auf der Universitätsbibliothek zu München einer alten würzburger Pergamentshandschrift auf etwa 10 Blättern einverleibt, und gehört erweislich in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Es führt den Titel: „Ein guot lere von guoter spise oder lere von der Kocherie.“ Zwei andere, in Papierhandschriften des 16. Jahrhunderts der Universitätsbibliothek in Heidelberg zuständig, waren die Wirthschaftsbücher der Gräfinnen von Hohenlohe und von Sulz. Die meisten dieser handschriftlichen Ueberbleibsel waren also Notizbücher wirthschaftlicher Frauen, die eigene und fremde Erfahrungen vor dem Herde sammelten und aufzeichneten, es auch nicht so genau nahmen unter die eigentlichen Küchenrecepte Arzneimittel mit einzutragen.

In zweiter Reihe werden 10 alte Kochbücher, innerhalb der Jahre 1530—1672 gedruckt, aufgeführt und zum Theil sehr ausführlich beschrieben. Es ist anziehend zu bemerken, wie hier nach und nach immer mehr in das Gebiet der Kochkunst hineingezogen wird. Erst tritt die Behandlung des Weins (Kellermeisterei) und die Verfertigung des Essigs zu den eigentlichen Kochvorschriften hinzu; dann erweitert sich das Terrain durch Regeln über das Anordnen einer Tafel und das Tranchiren (Trincirbuch). Die simplere deutsche Kochmethode erscheint im Verlaufe der Zeit durch die französische und italienische Kochkunst vervollkommnet. Die Titel machen Dies, wahrscheinlich zur Erzielung eines größern Absatzes, immer besonders bemerklich, wie es denn auf einem heißt: „durch einen sonderbaren verleckerten Liebhaber an Tag gegeben.“ Ferner wird, gewiß auch um Käufer anzuködern, die Zahl der Küchenrecepte angegeben; auf dem Titel des einen Kochbuchs heißt es: „über achthundertlei“ Speisen. Einige haben auch Holzschnitte, meist das Innere einer Küche vorstellend, als Zierathen des Titels. Die Vorreden sind in der Regel ziemlich breit; bei einem ist sie in folgende Reime eingekleidet:

> Zu guot dem Menschen, alle Ding
> Gibt Got vñ die Natur gering
> Zuo niessen das mit Danckbarkeit
> Von anfang alles ist berait.
> Die solchen sich thon ordenlich
> Gebrauchen, gibt es stättigklich
> Gesunden leib, das widerspil,
> Unordnung, füll, bringt siechtag vil.
> Also z'erhalten gsunde tag
> Betracht wz dulden mög dein mag
> Drum recht die alten gesagt und noch
> Der beste Arzt ein guoter Koch
> Dweil gedem sollichs nit wissent zwar
> Findst hierinn eygentlich vñ Klar.

Unter den Verf. dieser Kochbücher figurirt der „hochgelerte und erfarne Platina, Bapst Pii des 2 Hofmeister“; auf einem andern „ain fürnemer und berümter Koch“, der das Büchlein „seinem Ehegemahel zu der Letze geschenckt“; auch eine Frau, „Anna Weckerin“, kommt als Verfasserin vor.

Das Mitgetheilte wird hinreichen Alle die sich für den hier in Rede stehenden Gegenstand interessiren auf jenen Artikel des „Serapeum“ hinzuführen, welcher noch viel Interessantes enthält das hier nicht berührt werden konnte. 27.

Literarische Notizen aus England.

Eine neue Dichterin.

„Es ist eine denkwürdige Thatsache im Leben der Blumen“, sagt der „Atlas“ in einer Anzeige der „Poems, by *Dora Greenwell*“ (London 1848), daß sie an Orten aufleben, wo Nichts berechtigt sie zu erwarten. Sie blühen auf den kahlen Felsen der Via Mala und an Stellen, wo kaum ein Stäubchen Erde ihre zarten Wurzeln nährt. Ebenso ist's mit der Dichtkunst. Sie blüht zu jeder Zeit und unter den misgünstigsten Verhältnissen. Wundern mag uns Das, aber daran zweifeln können wir nicht. Nur ein tief empfundenes Vergnügen Wohlgeruch auf undankbare Lüfte zu streuen kann in so hoffnungsloser Zeit wie die Gegenwart irgendwen vermögen einen Band Gedichte drucken zu lassen. Wo soll er Käufer, wo auch nur Leser finden, und leuchteten seine Schönheiten gleich Ranken von der kastalischen Quelle gesäugt? Die Augen der Welt schauen in anderer Richtung, die Menschen denken an viel Anderes als an lyrische Gefühle. Die Wirklichkeit hat ihren dürren Schatten über das Ideale gebreitet und es zugedeckt. In besserer Zeit würde vorliegendes Bändchen eine Menge Leser finden; in den trüben Tagen der Gegenwart wird es wahrscheinlich durch Finsterniß seinen Weg zur Vergessenheit gehen. Eine fromme und liebliche Zartheit herrscht in jeder Zeile, ein Ausdruck der Sanftmuth und Güte spricht aus jedem Worte. Die Sympathien der Dichterin sind ernst und stets für die Tugend. Mit sinniger Hand berührt sie manche häusliche Springfeder, und behandelt ihre Gegenstände mit einem natürlichen und ruhigen Pathos. Möglich daß hier und da ein schöner Gedanke seinen Zweck verfehlt aus Mangel an Kraft, hier und da eine Zeile weitschweifig und prosaisch ist. Dennoch weht durch das Ganze eine so echt poetische Begeisterung, daß es Fräulein Greenwell in den Reihen der englischen Dichterinnen zu einem Vorderplatze berechtigt.“...

Manuscript des Roger Bacon.

Im jüngsten Hefte des „Journal des savants“ macht Cousin alle Philosophen auf das lange verloren geglaubte Manuscript des Roger Bacon aufmerksam, welches Jahrhunderte hindurch in der Abtei Korvei vergraben gelegen und gegenwärtig sich in der Bibliothek zu Amiens befindet. Laut Cousin's Bericht trägt das erste Blatt den Titel: „Rogerius Bacon, ordinis minorum, de rebus physicis, monasterii sancti Petri Corbeiensis“, besteht aus 193 Folio Pergamentblättern, hat die Schriftzüge des 14. Jahrhunderts und eine Menge Abkürzungen, und enthält hauptsächlich eine Prüfung der Naturphilosophie und Metaphysik des Aristoteles. Cousin, welcher die Handschrift genau untersucht zu haben scheint, versichert, daß sie den Scharfsinn und die Philosophie Bacon's in helles Licht stelle, jedoch tiefes Studium erfodere, und gibt sich der Hoffnung hin, daß irgend ein savant die Veröffentlichung des kostbaren Manuscripts im Interesse der Wissenschaft unternehmen werde.

Für Auswanderer nach Australien.

„Immer wieder“, sagt Haygarth in seinen sehr lesenswerthen „Recollections of bush life in Australia, during a residence of eight years in the interior“ (London 1848), „muß ich Capitalisten warnen sich nicht einzubilden, daß sie durch Viehzucht in Australien Schätze erwerben können. Wer jetzt dahin auswandert sollte sich fest vornehmen entweder lange oder für immer dort zu bleiben, Australien nicht wie ein Land zu betrachten, wo es unser einziges Bestreben ist wieder fortzukommen. Viele die blos diesen Wunsch im Herzen tragen verlieren dadurch die Vortheile ihres Aufenthalts, mühen sich ab in steter Unzufriedenheit und Reue, und schelten zuletzt Australien, weil sie es ein Land der Verheißung geglaubt, mit demselben Unrechte nach ihrem eigenen Ausdrucke ein Land karger Erfüllung.“ 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 335. —— 30. November 1848.

Marco Polo, und ältere Handels- und Seefahrtsgeschichte Italiens.

(Beschluß aus Nr. 334.)

Lange hatte Venedig hinsichtlich des Handels auf dem Mittelmeer und Schwarzen Meer mit Genua zu kämpfen; einst war auch Pisa mächtig vorwärts geschritten zum Wettstreit, aber die schon erwähnte Niederlage bei der Meloria (1284) machte seiner Bedeutung als Seemacht ein Ende. In dem nicht gerade bedeutenden Buche G. B. Fanuzzi's: „Delle tre repubbliche maritime", ist auch die Geschichte des genuesischen Handels enthalten, von welcher Girolamo Serra in der „Storia dell' antica Liguria e di Genova" (1832) und M. G. Canale in der noch nicht vollendeten „Storia civile, commerciale e letteraria dei Genovesi" (1844 fg.) ausführlich handeln. Ueberall finden wir die Genuesen als Nebenbuhler der Venetianer: wie die Handelsprivilegien machen sie sich die Priorität mancher Erfindungen und Vorkehrungen streitig. Die, so viel ich weiß, ältesten bekannten Wechsel, von 1200—7, sind von genuesischen Banquiers ausgestellt. Einer derselben (in lateinischer Sprache) heißt folgendermaßen: „Simon Rosso (Rubeus) bancherius bekennt £ (Lire) 34 genuesisch und 32 Denare erhalten zu haben, für welche dessen Bruder Wmus (Wilhelm) in Palermo Dem welcher gegenwärtigen Schein vorzeigt acht Mark guten Silbers auszuzahlen hat." Die großartigste Creditanstalt des ganzen Mittelalters war Genuas wunderbare Banca di S.-Giorgio, eine Art von Staat im Staate, und viel unabhängiger als z. B. die Ostindische Gesellschaft, deren Geschichte, welche mit jener der Republik aufs innigste verbunden ist, von C. Cuneo („Memorie sopra l'antico debito pubblico, mutui e compre della Banca di S.-Giorgio", Genua 1842) urkundlich behandelt ward. Am eifrigsten und thätigsten war diese Nebenbuhlerschaft, welche einen blutigen Seekrieg nach dem andern entzündete, und namentlich durch die Guerra di Chioggia (1379—81) beide Staaten bedeutend schwächte, in Konstantinopel und Griechenland: Venedig hielt hier die Partei der lateinischen Kaiser, während Genua die Paläologen unterstützte, was ihm nach deren Sieg 1262 wesentliche Vortheile verschaffte, sodaß die Venetianer mehr denn je darauf angewiesen wurden sich die Herrschaft im Adriatischen Meer, und dadurch wie durch Ausbreitung auf dem italienischen Festlande den Hauptantheil am Handel mit dem östlichen Deutschland und dem Norden zu sichern, was ihnen aber erst durch den Turiner Frieden von 1381 gelang. Inmitten dieser blutigen Kriege ermahnte Petrarca, Genuas schon sinkende Blüte in schönen Worten schildernd, die Kämpfenden vergebens zu bedenken, daß sie Italiener seien, die Einen wie die Andern. Zwei Genuesen haben diese an Thaten reiche Zeit ihrer Heimat geschildert: der jetzige Staatsrath Lodovico Sauli, eine Zeit lang sardinischer Geschäftsträger in Konstantinopel, in dem schönen Buche: „Della colonia dei Genovesi in Galata" (1831), welches Joseph von Hammer vor mehren Jahren in den wiener „Jahrbüchern" beurtheilt hat, und der junggestorbene Carlo Pagano: „Delle imprese e del dominio dei Genovesi nella Grecia." Venetianische und genuesische Familien setzten sich mit feudalen Befugnissen hier und da in Griechenland und auf den Inseln fest, wo man auch heute noch so viele Spuren altitalienischen Lebens findet. Chios und Samos gehorchten den Giustiniani, Negropont den Zaccaria Cattaneo, Metelin den Gattilusio u. s. w. Man weiß, welch trauriges Ende die meisten dieser kleinen fränkischen Herrschaften — auf dem Festlande auch, so die der florentinischen Acciajuoli in Athen und Korinth — genommen haben: Fallmerayer in seiner vielbesprochenen „Geschichte Moreas" und E. Curtius in der anziehenden Vorlesung über Naxos haben ein paar Fälle des Ausgangs des Frankenthums in der Levante erzählt.

Auf einem andern Meere gelang es den Genuesen die Obergewalt zu erkämpfen, auf dem Schwarzen und dem Asowschen. Ihre erste Colonie an der Küste der Gazaria (Krim), Kaffa, scheint um 1270 gegründet worden zu sein. Dies Kaffa erlag 1475 den Waffen Mohammed's II., nachdem es 22 Jahre lang von dem Mutterlande vollständig getrennt gewesen, nachdem Tana, so vom Flusse Tanais genannt (das heutige Azow), einst ein Hauptstapelplatz des venetianischen Handels, schon 1343 in die Hände der Tataren-Mongolen gelangt, nachdem Galata, der Genuesen starke Veste am goldenen Horne Konstantinopels, dessen ragender mächtiger Thurm am lateinischen Mauerkreise noch heute den Namen der

alten Herren trägt, bei der Eroberung der griechischen Hauptstadt gefallen war. G. Luigi Oderico hat in den „Lettere ligustiche", schon 1792 erschienen, viele Nachrichten über die einst genuesischen Orte zusammengestellt. Graf Luigi Serristori, vor kurzem noch toscanischer Minister des Auswärtigen, gab in einer „Memoria sulle colonie del Mar nero nei secoli di mezzo" (im pisaner „Nuovo giornale dei letterati", 1832) kurze aber sehr werthvolle Daten über diese von ihm besuchten Gegenden, deren Handelsgeschichte neuerdings auch ein Franzose in einem mir noch nicht zu Gesicht gekommenen Buche behandelt hat, F. Elie de la Primaudaie in der „Histoire du commerce de la Mer-noire et des colonies génoises de la Krimée" (Paris 1847). Von zwei genuesischen Seefahrern, Antoniotto Usodimare, dem schon genannten Entdecker der Inseln des Grünen Vorgebirgs, als er 1454 im Dienste des Infanten Dom Enrique v. Viseu sich befand, und Antonio da Noli, welcher acht Jahre darauf dieselben Inseln besuchte, handelte der vor nun bald einem Jahre verstorbene unermüdliche Archivar auf dem Felde geographisch-statistischer Wissenschaft, J. Gråberg von Hemsö, welcher schon 1802 Manches was die Handelsverbindungen Italiens mit den Ländern des alten Continents betrifft, in dem Versuch einer „Storia della geografia del medio evo" (im zweiten Bande seiner zu Genua erschienenen „Annali di geografia e di statistica") berührt hatte. Doch gehört Dies fast mehr ins Bereich der portugiesischen Entdeckungen, über welche der Visconde de Santarem so reiches Material gesammelt und zum Theil veröffentlicht hat. So übergehe ich denn hier auch die ganze auf Colombo sich beziehende Literatur, dessen neueste italienische Bibliographie von A. Sanguineti zu Genua 1846 erschien.

Nachdem ich der Beziehungen zu Venedig wegen die Handelsgeschichte Genuas in den Kreis dieser literarhistorischen Bemerkungen hineingezogen, glaube ich dieselben mit einigen gedrängten Nachrichten über den Antheil Toscanas an diesem überseeischen Verkehr beschliessen zu dürfen. Genuas unterliegende Nebenbuhlerin Pisa stellt sich hier vornehmlich dar: L. Cantini wie der schon genannte Fanuzzi behandelten dessen Handelsgeschichte ohne sie zu erschöpfen, wie es denn der Geschichte Pisas überhaupt noch an einer eigentlich genügenden Darstellung fehlt, nachdem auch R. Roncioni's durch Bonaini bekannt gemachtes Buch (im „Archivio storico italiano") den Erwartungen nicht ganz entsprochen hat, wenngleich diese Publication wegen des vielen dabei zu Tage geförderten urkundlichen Materials hohen Werth behält. Der Handel dieser Republik kam namentlich mit den Kreuzzügen empor, und wandte sich sowol nach dem Schwarzen Meer und den anatolischen und syrischen Küsten wie nach den nordafrikanischen, woher der Poet Donizo die „urbs Paganis, Turchis, Libicis quoque Partbis sordida" schildert. Ein Schiffbefrachtungs-Contract vom J. 1264 für eine Fahrt von Pisa nach Bugia ist ein interessantes in der „Bibliothèque de l'École des chartes" (zweite Serie, Bd. 4, Paris 1848) mitgetheiltes Actenstück. Wie gesagt machte die Schlacht bei der Meloria, in welcher der bekannte unglückliche Graf Ugolino della Gherardesca die Pisaner befehligte, der Seemacht dieser Stadt ein Ende, und ihre größte Bedeutung bestand später darin, daß sie ein thätiger Stapelplatz war, so für die Waaren des gewerbfleißigen Florenz, das aber jeden Augenblick mit der Nachbarstadt haderte, die es sich endlich ganz unterwarf. Florenz als Binnenstadt mußte sich fremder Häfen und Schiffe bedienen, bald, wie gesagt, Pisas, bald des ungesunden sienesischen Hafens Talamone an der Küste der Maremma, bis es 1421 Livorno gewann. Dann entwickelte sich der florentinische Handel sehr rasch, und kaum hatte er sich der Fesseln entledigt welche ein damaliger Vertrag mit Genua in Betreff des Verkehrs mit dem Abendlande ihm anlegte, so schuf er sich eine Art Navigationsacte, welche ihn eine Zeit lang bedeutend hob. Aber die Zeiten waren nicht mehr jene in welchen die drei Republiken Colonien gründeten, und Reiche in fremden Regionen sich zu eigen machten. Manche wichtige Documente die sich auf florentinischen Handel und Geldwesen, Kaufleute und Seefahrer beziehen, sind allmälig an den Tag gekommen, so, außer dem in Ramusio's Sammlung Enthaltenen, was ich bei deren Verbreitung nicht näher angebe, in dem außerordentlich reichhaltigen Buche Pagnini's „Della decima e delle altre gravezze dei Fiorentini" (Florenz 1765—66), die aus dem 14. und 15. Jahrhundert herrührenden Schriftchen des Giovanni Balducci Pegolotti und Giovanni d'Uzzano, so des Giovanni da Empoli Briefe über seine drei Reisen nach Indien in den J. 1503—18, mit Anmerkungen von Gråberg herausgegeben in dem mehrgenannten „Archivio storico", Appendice, Bd. III. In letzterm spricht sich der klare, einfach-praktische Sinn dieses jungen Mannes aus, der in Kanton starb, und dessen Leben, von seinem Ohm Girolamo beschrieben, ein wahres Kleinod der biographischen Literatur ist. (Uebersetzt in Nr. 69 d. Bl. f. 1843.) In einer großentheils auf Urkunden der florentiner Archive sich gründenden lesenswerthen Abhandlung: „Intorno alle relazioni commerciali dei Fiorentini coi Portoghesi avanti e dopo la scoperta del Capo di buona speranza" („Arch. storico", a. a. O.), hat G. Canestrini gezeigt wie die Republik um den Ausgang des 15. Jahrhunderts und den Anfang des folgenden sich bemühte, in gutem Einverständniß mit Portugal, einen directen Handel mit Indien und China anzuknüpfen, was auch auf eine Zeit lang gelang, sodaß Florentiner aus bekannten Familien, Strozzi, Nardi, Pucci, Galli u. A., einheimische Wollenzeuche nach Indien hinsendeten, und Elfenbein, Perlen, Specereien u. s. w. zurückbrachten, wobei Antwerpen, welches die Comptoire von Brügge, einst Hauptstapelplatz der Florentiner, an sich gezogen, wesentlichen Antheil am Verkehr nahm. Die letzten Unglücksjahre des Freistaats vernichteten dann diesen Handel, welchen die Herrscher gewordenen Medici später namentlich in ihrem Privatinteresse (da sie ja noch unter Ferdinand, dem dritten Großherzog, kaufmännische Geschäfte

trieben) wiederzubeleben suchten, indem sie 1576 eine Actiengesellschaft gründeten, die sich besonders mit der Einfuhr des Pfeffers und Ausfuhr toscanischen Getreides befaßte. Als nach Dom Sebastian's Tode (1578) Portugal die Geschicke nicht abzuwehren vermochte welche es, versunken und verarmt, zu einer spanischen Provinz machten, versuchte Großherzog Ferdinand 1582 noch einen Handelstractat mit Spanien in Betreff der Colonien abzuschließen, während er gleichzeitig durch Verträge mit Konstantinopel und Marokko den toscanischen Handel wieder zu heben sich bestrebte. Aber diese löblichen Bemühungen hatten nur geringen Erfolg. Das 17. Jahrhundert brach an, die gute Zeit war vorüber. Die Bedeutung welche Livorno seit diesem Ferdinand I. gewann beruhte auf andern Verhältnissen als den mittelalterlichen die ich hier betrachtet habe. Darüber geben Vivoli's noch unvollendete „Annali di Livorno" (1842 fg.) Aufschluß, über die ältern toscanischen Handelsbeziehungen unter Anderm Pignotti's gutgeschriebene, aber freilich nicht tiefer eingehende Abhandlung in seiner bekannten toscanischen Geschichte, welcher für eine besondere Richtung die zu Livorno 1843 erschienene Schrift „Del commercio dell' Italia colle Indie" sich anschließt. Baldelli's mühsame und reichhaltige, aber sehr weitschweifige Arbeit als Einleitung zu seiner Ausgabe des Marco Polo nannte ich bereits; Depping's brauchbare „Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique" (Paris 1830), von welcher Gråberg in der florentiner Zeitschrift „Antologia" (1831, Nr. 127 und 128) eine ausführliche, vielfach ergänzende Kritik lieferte, ist für die Geschichte des italienischen Handels keineswegs genügend. Mit dieser Geschichte, welche auch de Maslatrie, der über die Zeit der Lusignan auf Cypern Forschungen anstellte, in ihren Beziehungen zu dem algierischen Küstenlande betrachtet hat, beschäftigte sich der bekannte Archäolog Micali in den letzten Jahren seines Lebens; ich vermag aber nicht zu sagen, ob er Materialien dazu hinterlassen hat.

Wie ich mich oben auf die Geschichte Cristoforo Colombo's nicht näher eingelassen habe, so kann ich auch das Leben und die Reisen Amerigo Vespucci's, seines schwerlich freiwilligen Nebenbuhlers um den ersten Platz, nur im Vorbeigehen berühren. Was von und bei Italienern über den Gegenstand vorhanden ist (die Briefe von Soderini und das „Sommario" bei Ramusio, Bandini's „Vita e Lettere d' A. V.", 1745, G. Bencivenni-Pelli, Graf Galeani-Napione, des Pater Canovai Lebensbeschreibung, G. Capponi's Abhandlung über die erste Reise, die neuen Biographen des Colombo u. s. w.), muß mit den sehr gewichtigen Arbeiten von Ausländern verglichen werden, denen M. F. de Navarrete's, des schon erwähnten Portugiesen Santarem und namentlich Humboldt's. Der freiburger Professor Martinus Hlacomylus mag den Namen Amerika verfechten!

A. v. Reumont.

Eine Reliquie von Uz.

Als im J. 1791 die Markgrafthümer Anspach und Baireuth durch die freiwillige Abtretung des letzten Markgrafen Karl Friedrich Alexander an die Krone Preußen übergingen, und die wohlthätige Verwaltung des dirigirenden preußischen Staatsministers, des nachmals so berühmten Freiherrn Karl August von Hardenberg, ihren Anfang nahm, richtete J. P. Uz folgendes Gedicht an die Gemahlin des Ministers, Sophia, geb. von Hasberg. Uz hatte lange in einer untergeordneten Justizbedienung in Anspach gelebt, und war seinem eigenen Fürsten so unbekannt geblieben, daß dieser erst 1770 in Rom vom Papst Clemens XIV. erfahren hatte, es sei einer seiner Justizbeamten auch als Dichter berühmt, wie aus Schlichtegroll's „Nekrolog" (1796, I, 141) zu ersehen ist. Von dieser Zeit an ward Uz befördert, und stieg im J. 1790 bis zum Director des burggräflichen Gerichts in Anspach; unter der Hardenberg'schen Verwaltung wurden ihm noch bis kurz vor seinem Tode (1796) weitere Auszeichnungen zu Theil. Das Gedicht lautet also:

Erhabene Frau!
Auch du verlangst von mir ein Lied,
Auf diesen großen Tag der uns an Preußen bindet?
Da keine Muse mehr des Alten Blut entzündet,
Was kann er den die Muse flieht?
Laß Ramler seinen König preisen,
Auch unsern König nun, den Gütigen, den Weisen
Bewundern kann ich nur, nur danken seine Wahl,
Der dem verwaisten Fürstenthume
In Hardenberg, in deinem würdigen Gemahl,
Nicht den Minister nur, mit seinem ganzen Ruhme
Auch einen weisen Vater gibt,
Den schon das Land als seinen Vater liebt.
Er sorgt und wacht für uns und schon am frühen Morgen.
Wer lohnt ihm würdig? Du! Dein zärtlich edles Herz,
Dein Reiz, dein feiner, kluger Geist im Ernst und Scherz
Sei die Belohnung seiner Sorgen.

Ein schwacher Dichter
aber unterthänig devotester Diener
Uz.

Die Handschrift dieses Gedichts besitzt der Hr. Graf von Hardenberg, der Besitzer der Standesherrschaft Neuhardenberg.

K. G. Jacob.

Miscellen.

Ein Vorstellung gebender Papagei.

Der Verf. einer ganz hübschen Reisebeschreibung den Amazonenfluß hinauf und durch die Provinz Para („A voyage up the river Amazon, including a residence at Para, by *William H. Edwards*", London 1848) erzählt folgendes Erlebniß: „Nahe einer herrlichen Waldung hörten wir ein ungewöhnlich lautes Papageiengeschrei. Mit Eins wurde es still. Plötzlich erscholl es wieder, bunt und schrill durcheinander wie bei der Sprachverwirrung zu Babel, ungefähr so als wenn Krähen und Elstern eine unglückliche Eule anschreien. Möglich daß die Papageien einen dieser sonngeblendeten Vögel belagerten, oder in gescharter Versammlung einen hochwichtigen Gegenstand beratheten. Genug, unsere Büchsen in der Hand schlichen wir leise heran, und entdeckten die Ursache des Tumults. Auf dem Wipfel eines Baums, weithin sichtbar, stand ein großer grüner Papagei, rings um ihn auf den Zweigen eine Schar Genossen. Nach kurzer Pause tönte vom Baumwipfel herab: «Oh Jesu — u!» und nachahmendes Geschrei und kreischender Beifall folgten. «Ha, ha, ha — a!» schallte vom Wipfel, und Papchen drehte den Kopf, krümmte den Rücken, wollte sich ausschütten vor Lachen. Stürmischer Applaus und encores. «Ha, ha, ha, Papagurri — a» rief es vom Wimpfel, und Pap-

chen breitete die Flügel, hüpfte und tanzte. Die Wirkung auf die Zuschauer war unermeßlich, und alle erdenkbaren Ausbrüche des Entzückens bezeugten, daß sie ihn verstanden, als ein argwöhnisches Auge unsern Schlupfwinkel erschaute, die erkünstelten Töne der Freude sich in angeborene Schreckenslaute verwandelten, und die geängstigte Schar aufunddavonflog. O das gütige Papchen! Aus der Gefangenschaft entwischt wollte es mit seinem portugiesischen Wissen unter den Papageien eine neue Schule gründen." Ob es wol schwer wäre dieses naturgeschichtliche Curiosum zum Texte einer Nutzanwendung auf die Geschichte unserer ernsten Gegenwart zu machen, zu einem: de vobis fabula narratur, amici?

Anziehungskraft des Schlammes.

In einem politischen Blatte wurde neulich Jemand der ebenfalls in einem politischen Blatte von der „Anziehungskraft des Schlammes" gesprochen wegen der Unrichtigkeit dieser Metapher lächerlich gemacht. Sollte demselben zwar nicht die Lust aber das Material fehlen die Unwissenheit des Spötters ans Kreuz zu schlagen, sive an den Pranger zu stellen, so sei es ihm von einem politisch Gleichgesinnten hiermit freundlichst angeboten. Es findet sich in Sir Alexander Mackenzie's „Reise von Montreal, auf dem St.-Lorenzflusse durch das Festland des nördlichen Amerika bis zum Eismeer und dem Stillen Ocean, in den Jahren 1789 und 1793" (London 1801). Die betreffende Stelle lautet: „In der Nähe von Matrees am Rosensee ist das Wasser nur drei oder vier Fuß tief und der Grund schlammig. Ich habe mehre male eine Stange von 12 Fuß Länge hineingestoßen, ebenso leicht als stieße ich sie in reines Wasser. Dennoch übt diese Schlammart eine magische Anziehungskraft auf die Boote, und Das so stark, daß die Ruderer sie kaum fortbringen können. Beladene Boote sind schon oft in Gefahr gewesen zu sinken, und konnten blos mittels Fortschleppens durch leichte Boote gerettet werden. Ich für meine Person habe mich allerdings nie in ähnlicher Gefahr befunden, doch wiederholt die größte Mühe gehabt mit sechs starken Ruderern über die Stelle wegzukommen. Sie mußten ihre äußersten Kräfte anstrengen der Anziehungskraft des Schlammes zu widerstehen. Ein ähnliches Phänomen zeigt sich auf dem See Sagmaga, wo es schwer hält ein beladenes Boot fortzubringen. Glücklicherweise ist der Fleck nicht über 400 Ellen breit." 16.

Bibliographie.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 3te Auflage. Berlin, Schroeder. 1849. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die socialistischen und communistischen Bewegungen seit der dritten französischen Revolution. Anhang zu Stein's Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Leipzig, O. Wigand. Br. gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bischof, G., Populäre Briefe an eine gebildete Dame über die gesammten Gebiete der Naturwissenschaften. 1stes Bändchen. Mit 6 lithographirten Tafeln und 6 Holzschnitten im Text. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Blumer, J. J., Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien. 1ster Theil: Das Mittelalter. 1ste Lieferung. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Böttger, A., Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Mit Portrait. Leipzig, O. Klemm. 1849. 16. 2 Thlr.

Busse, W., J. G. Fichte und seine Beziehung zur Gegenwart des deutschen Volkes. 1ster Theil. — A. u. d. T.: J. G. Fichte der Philosoph. 1ster Band. Halle, Heynemann. Gr. 8. 3 Thlr.

Chateaubriand, Von Jenseits des Grabes. Denkwürdigkeiten, deutsch von L. Meyer. 1ster Theil. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 1849. 8. 10 Ngr.

Deinhardstein, Gesammelte dramatische Werke. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Weber. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Untersuchungen über thierische Elektricität. 1ster Band. Mit 6 Kupfertafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Edler, C., Die deutsche Sprachbildung, nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte und mit Rücksicht auf ihre mögliche fernere Gestaltung. 2ter Theil: Die Verbindung der Begriffe. Leipzig, O. Wigand. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Filangieri, G., Ueber den Anklageprozeß und das Geschwornengericht. Berlin, Heymann. 1849. Gr. 8. 27 Ngr.

Frey, A., Charaktere der Gegenwart. Nach authentischen Quellen geschildert. Mit Portraits. 1stes Heft. Mannheim, Grohe. 8. 20 Ngr.

Politische Funken und Revolutions-Anecdoten aus dem J. 1848. Von Joannes Radicalis. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen. Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Theile in einem Band. Zürich. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Göthe's Briefe an Frau von Stein aus den J. 1776 bis 1826. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. 2ter Band. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 12. 2 Thlr.

Gutzkow, K., Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Krummacher, G. D., Die Wanderungen Israels durch die Wüste nach Kanaan. In Beziehung auf die inneren Führungen der Gläubigen, beleuchtet in einer Reihe von Frühpredigten. 1ster Theil. 3te Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oetinger, F. C., Biblisches Wörterbuch. Neu herausgegeben und mit den nothwendigen Erläuterungen, sowie mit einem Register über die wichtigsten Materien versehen von J. Hamberger. Mit einem Vorwort von G. H. v. Schubert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rechtsfälle zum academischen Gebrauch. Herausgegeben von H. K. Briegleb. 1stes Heft. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, C., Poetische Versuche. Nürnberg, Recknagel. Gr. 16. 10 Ngr.

Des Mädchens Wunderhorn, aus lyrischen Dichtern gesammelt. Mannheim, Grohe. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bünger, R., Deutschland's Wahl zwischen Monarchie und Republik. Mit einem Hinblick auf Schleswig-Holstein. Altona. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Bürgerwehr-Gesetz für Preußen. Angenommen auf den Beschluß der National-Versammlung vom 14. Oktbr. 1848, publicirt durch die Gesetzsammlung am 17. Oktbr. Berlin, Schneider u. Comp. 32. 2½ Ngr.

Kleikamp, A., Bemerkungen zum 5ten Abschnitt des Verfassungsentwurfs: „Von der Religionsübung, den Kirchen und den milden Stiftungen." Oldenburg, Schmidt. 8. 3 Ngr.

Kummer, E. E., Ueber die akademische Freiheit. Eine Rede, gehalten am 15. Oktbr. 1848. Breslau, Hirt. Gr. 8. 3 Ngr.

Schreck, Vorschläge zur Umarbeitung der Preußischen Landes-Cultur-Gesetze. Magdeburg, Baensch. 8. 7 Ngr.

Schröder, F. W. J., Das Amt. Antritts-Predigt, gehalten am 17. Septbr. 1848 vor der reformirten Gemeinde zu Elberfeld. Elberfeld, Schmachtenberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vogt, C., Der achtzehnte September in Frankfurt. Im Auftrage des Clubbs der Linken vom Deutschen Hofe und vom Donnersberge geschildert. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Zum Andenken an den vollendeten Wilh. Hofacker, ersten Diakonus zu St. Leonhard. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 336. —— 1. December 1848.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Schweiz und ihre Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Als Ref. den ersten Artikel abschloß, ahnte er nicht, daß Europa einer neuen Zeit so nahe stehe, daß in Frankreich die entsittlichte, auf Verkäuflichkeit und Bestechung gegründete Monarchie Ludwig Philipp's nach kurzem Kampf der Republik würde weichen müssen, noch weniger aber, daß sich in Deutschland die Volkskraft und das Bewußtsein derselben auf eine so großartige Weise entwickeln würde. Zwar hatte er die Hoffnung nie aufgegeben, daß Deutschland einst die ihm gebührende Stellung troß der unbesieglich scheinenden Hindernisse erringen müsse, und insbesondere hatte er seit langem den unerschütterlichen Glauben, daß Oestreich einer großen Zukunft entgegengehe; hatte er doch 1841 schon folgende Zeilen drucken lassen:

> In Oestreich erglänzt das Morgenroth der deutschen Unabhängigkeit, in Oestreich geht jetzt das Morgenroth einer neuen deutschen Poesie auf, die auf Wahrheit und Unmittelbarkeit des Gefühls beruhend, an das heitere, regsame, muthig-kräftige Volk sich anschließend, dasselbe von Stufe zu Stufe einer höhern Entwickelung entgegenführen und ihre segensreichen Früchte über ganz Deutschland verbreiten wird.

Allein bei allen diesen Hoffnungen, ich wiederhole es, erscheint die Verwirklichung derselben doch immer noch märchenhaft. Seit 14 Jahren aus Deutschland verbannt, hatte Ref. zwar von Zeit zu Zeit vernommen, daß ein großer Geist sich durch alle Gauen des Vaterlandes rege; allein oft wurde er wieder irre durch die Darstellungen deutscher Blätter, namentlich der augsburger „Allgemeinen Zeitung", die bis zum letzten Augenblick die deutschen Verhältnisse im Sinne ihres Lieblings Metternich darstellte.

Während durch ganz Europa der Sturm braust, der die aristokratisch-pfäffischen Miasmen fegen soll, und selbst das benachbarte Duodez-Fürstenthümlein Liechtenstein ergriffen hat, troß seiner octroyirten Verfassung mit seinen Landständen, zu welchen nur Personen von ruhiger, verträglicher Gemüthsart und männlichen Geschlechts wählbar sind; während ringsherum in Frankreich, in Baden, Würtemberg, Baiern, in Oestreich die größte Gährung herrscht, in der Lombardei der Kanonendonner brüllt und die Sturmglocken durch das paradiesische Land heulen, ist die Schweiz so ruhig, als ob der tiefste Friede, die lautloseste Stille ringsherum herrschte; sie ist ruhiger als zur Zeit da der Friedenskönig Ludwig Philipp und der Friedensfürst Metternich noch Europa beherrschten. Wäre die Schweiz das Land der Revolutionen, wie die Verleumdung seit so vielen Jahren verbreitete, sie hätte der allgemeinen Bewegung gewiß nicht widerstehen können: ihre jetzige Ruhe beweist bis zur Evidenz, daß sie wie das Land der Freiheit, so auch das Land der Ordnung ist, sie beweist, daß die republikanische Verfassung größere Gewähr ruhiger Entwickelung darbietet als man in Deutschland auch heute noch ahnt. Schon die Theurung der vorigen Jahre hätte zu diesem Schlusse führen müssen; diese Zeit schwerer Prüfung ist für die Schweiz ohne die geringste Störung vorübergegangen, während in allen benachbarten Staaten Aufruhr und Blutvergießen an der Tagesordnung waren. Und doch war die Schweiz, die bekanntlich weit weniger Getreide producirt als sie bei ihrer großen Bevölkerung*) bedarf, von allen sie umgebenden Staaten, welche jetzt stets von freundnachbarlicher Gesinnung sprechen, und solche mit den Waffen in der Hand verlangen, barbarisch behandelt worden, indem alle und jede Ausfuhr von Lebensmitteln in die

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 69—74 d. Bl. D. Red.

*) In Großbritannien leben nach Berghaus 5147 auf der Quadratmeile, in den Niederlanden 5030, in der Schweiz 4492, im fruchtbaren Deutschland 3121, also über 1000 weniger als in der Schweiz.

Schweiz unbedingt verboten war, sodaß man sich gezwungen sah das tägliche Brot aus dem Orient oder aus Amerika kommen zu lassen. Trotz dieser barbarischen Maßregeln der freundnachbarlichen Staaten, trotzdem daß der Preis der nothwendigsten Lebensmittel eine ungeheuere Höhe erreicht hatte (das Pfund Brot kostete geraume Zeit hindurch in manchen Gegenden 3⅕ Ngr.), trotzdem daß gerade damals das ganze Land von politischen Parteien zerrissen war, die sich zum Kampf auf Leben und Tod vorbereiteten, trotz alle Dem ist in der ganzen Schweiz vom Bodensee bis nach Genf und von der italienischen Grenze bis zur deutschen nicht die unbedeutendste Unruhe wegen der Theurung vorgefallen; ja man hat nicht einen Augenblick Furcht gehabt, daß irgendwo auch die kleinste Störung versucht werden könnte. Wie ganz anders war es da im monarchischen Deutschland, das sich damals noch der ganzen legitimen Herrlichkeit freute. Man denke nur an Schlesien! Wenn sich die Vortrefflichkeit der echt republikanischen Verfassung (nicht einer Cavaignac'schen) sonst nicht aus tausend philosophischen, moralischen, menschlichen und andern Gründen nachweisen ließe, so würden die Hungerjahre dazu hinreichen. Und solche Verhältnisse werden am Ende auch die Republik herbeiführen, man mag sich dagegen sträuben wie man will.

In unserm ersten Artikel haben wir uns bemüht die innern Verhältnisse der gesammten Schweiz in einem wahren Licht darzustellen, und nachzuweisen wie falsch dieselben gewöhnlich in Deutschland aufgefaßt würden, selbst von Denen welche, wie Hr. Mügge, eher günstige als ungünstige Vorurtheile gegen die Schweiz hegten; unsere Absicht war, in diesem zweiten Artikel die einzelnen Cantone zu besprechen, und auch diese gegen leidenschaftliche Angriffe in Schutz zu nehmen. Allein Ref. fühlt gar wohl, daß die Zeit zu solcher Darstellung ungünstig ist, daß die öffentliche Aufmerksamkeit von ganz andern Verhältnissen in Anspruch genommen wird als von dem vielgestaltigen, regen, aber beschränkten Leben der schweizerischen Cantone. Außerdem können wir auch gerade in dieser Beziehung dem Werke des Hrn. Mügge ein viel größeres Lob ertheilen als es in Bezug auf die Auffassung und Darstellung der allgemeinen Verhältnisse möglich war; Dies ist leicht zu erklären. Wenn es für einen Ausländer bei einem kurzen Aufenthalte schwer, ja beinahe unmöglich ist, wie wir in unserm ersten Artikel nachgewiesen haben, diejenigen Beziehungen klar zu erfassen welche die gesammte Schweiz berühren, deshalb aber in 25 verschiedenen Abspiegelungen, niemals oder nur selten in einer ausgesprochenen Gestaltung erscheinen: so ist dagegen die Auffassung der einzelnen Cantonalverhältnisse, namentlich wenn es sich bei denselben um einzelne bestimmte Momente handelt, wie z. B. bei dem Waadtlande oder Luzern, auch bei einem nur vorübergehenden Aufenthalte leicht möglich. Hierzu bedarf es nur einer mäßigen Beobachtungsgabe; daß aber Hr. Mügge in höherm Grade mit dieser Eigenschaft begabt ist, haben wir schon im ersten Artikel gern anerkannt. Damit können wir unsere Leser an Mügge's Werk selbst verweisen, worin sie über die meisten Cantone ebenso befriedigende als richtige Mittheilungen finden werden.

Es ließen sich freilich auch im Einzelnen gar manche Irrthümer nachweisen, wir begnügen uns jedoch nur einige der auffallendsten hier kurz zu berühren. Es ist falsch, daß, wie Hr. Mügge (I, 120) behauptet, Glarus zur Zeit der Helvetischen Republik einen Theil des Cantons Waldstätten bildete; es gehörte vielmehr zum Canton Linth, der aus Glarus, einem Theile von Schwyz und von St.-Gallen bestand. Ganz irrthümlich ist es ferner, daß der Fremde welcher sich in einer Gemeinde als Bürger ankauft auch das eidgenössische Staatsbürgerrecht erwerben, d. h. ankaufen müsse (I, 275). Das allgemeine Schweizerbürgerrecht ist noch nie verkauft oder auf andere Weise ertheilt worden. Wer Bürger irgend eines Cantons ist, der ist dadurch auch Schweizerbürger. Wahrscheinlich wollte Hr. Mügge sagen, daß man mit dem Gemeindebürgerrecht nicht zugleich auch das Cantonsbürgerrecht erwerbe, denn es muß dieses allerdings auch besonders erworben werden. Allein es ist dann wiederum falsch, daß das Cantonsbürgerrecht 400 Schweizerfrancs koste; die Taxe für dasselbe ist nach den verschiedenen Cantonen verschieden. Hr. Mügge nennt (I, 186) die Bevölkerung des Cantons Bern aufgeweckt und lebhaft. Diese Aeußerung möchte beinahe an dem Scharfblicke zweifeln lassen den wir ihm zugesprochen haben; denn es gehört gewiß kein langer Aufenthalt dazu, um sich zu überzeugen, daß die Berner gerade das Widerspiel Dessen sind zu dem er sie macht. Hätte der Verf., was er ohne Zweifel hätte thun sollen, während seines Aufenthalts in der Schweiz die hervorstechendsten Dichtungen der neuesten Zeit und unter diesen den „Ulrich von Hutten" von Fröhlich gelesen, so würde er auf einige Verse gestoßen sein die ihn auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht hätten. Der Dichter läßt nämlich den Franciscus Ultschi, Subprior des Dominicanerklosters in Bern, sagen (S. 67):

> Gutmüthig ist der Berner, doch langsam von Verstand,
> Auch wenig unterrichtet, und leicht ist er bethört,
> Und regt sich nicht, wofern bei seiner Milch ihn
> Niemand stört.

Was der Dichter hier dem Subprior in den Mund legt ist übrigens nicht seine subjective Ansicht, sondern es sind diese Zeilen beinahe wörtlich aus einer alten Chronik, der berner Chronik von Anshelm, entnommen. Der Berner zeichnet sich unter allen Schweizern durch seine sprüchwörtlich gewordene Langsamkeit und Unbeweglichkeit aus: es gehört schon viel dazu, daß sich ein Berner entschließe den gewöhnlichen, freilich großen, aber immer doch langsam abgemessenen Schritt zu verdoppeln. Er ist Nichts weniger als gesprächig, vielmehr kann er oft Stunden lang auf einem Punkte sitzen, ohne sich zu rühren oder einen Ton von sich hören zu lassen. Ueberhaupt ist der Berner im Ganzen verschlossen, was wol von der Jahrhunderte langen Unterdrückung herrühren mag in der ihn die Patricier gehalten hatten.

Wir haben schon im ersten Artikel bemerkt, daß der Verf. die Bevölkerung des Cantons St.-Gallen nicht richtig beurtheilt, indem er von derselben (oder doch mit Rücksicht auf sie) behauptet, daß ein eigentlich politisches Leben in der Schweiz wenig bemerkbar sei, während doch gerade die St.-Galler vielleicht die politisch erregbarste Völkerschaft der ganzen Schweiz ist. Dieser Bemerkung fügen wir noch die weitere hinzu, daß der Verf. das confessionnelle Verhältniß von St.-Gallens Bevölkerung falsch aufgefaßt hat. Er berichtet nämlich (II, 319), daß am Rhein und im Rheinthal Alles katholisch sei. Da Hr. Mügge die Verfassung des Cantons St.-Gallen vor sich gehabt hat, so hätte er sich leicht vom Gegentheil überzeugen und das Richtige mittheilen können. Indem nämlich der Große Rath des Cantons nach den Grundsätzen der Parität gewählt wird, so ist durch die Verfassung genau vorgezeichnet, wie viel Mitglieder aus den beiden anerkannten Confessionen jeder Bezirk zu wählen hat. Nun haben von den am Rhein liegenden Bezirken Unterrheinthal 4 Katholiken und 7 Reformirte, Oberrheinthal 9 Katholiken und 5 Reformirte, Werdenberg 1 Katholiken und 10 Reformirte, Sargans 13 Katholiken zu wählen, sodaß sich die Reformirten zu den Katholiken wie 22 : 27 verhalten, also sich am Rhein das Verhältniß für die Reformirten günstiger gestaltet als im ganzen Canton, wo sie sich wie 2 : 3 verhalten, was für das Rheinthal eine Proportion von 19 : 29 ergäbe.

Bei Gelegenheit einer Bemerkung die Hr. Mügge über die Schweizer macht fiel mir eine ganz ähnliche Bemerkung ein welche einst ein Pariser, der nie aus seiner Welthauptstadt gekommen war, gegen mich äußerte. Dieser kannte außer mir noch einige andere Deutsche, welche zufällig Alle gleich mir unbillig klein waren. Als wir eines Abends Alle mit jenem guten Pariser in einer Rauchkneipe gemüthlich zusammensitzend (denn auch der Pariser kann sehr gemüthlich sein) über die verschiedenen Nationen zu sprechen kamen die in dem kleinen Saale vereinigt waren, machte unser pariser Freund auf einmal die merkwürdige Entdeckung, es seien die Deutschen schon dadurch von allen übrigen Völkern zu unterscheiden, daß sie selten oder nie eine nur mittelmäßige Körpergröße erreichten. So behauptet denn auch Hr. Mügge ganz gravitätisch (II, 233), es sei an manchen Orten der Schweiz, namentlich im Westen, der Bandwurm so häufig, daß es Wenige gebe die nicht daran zu leiden hätten. Es sei daher der Bandwurm oft ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, und wie anderswo sich begegnende Freunde am Morgen fragen wie sie geschlafen, so komme man sich in der Schweiz mit Erkundigungen nach dem Befinden der beiderseitigen Bandwürmer entgegen. Das hat offenbar ein durchtriebener Schalk dem Verf., auf dessen Leichtgläubigkeit vertrauend, aufgebunden (um mich dieses trivialen, aber höchst passenden Ausdrucks zu bedienen). Ref. ist seit einer langen Reihe von Jahren in der Schweiz, er hat in verschiedenen Cantonen des Ostens und des Westens gelebt, die übrigen beinahe alle bereist, und sich auf diesen Zügen wol ebenso viel Mühe gegeben das Volk und dessen Zustände kennen zu lernen als Hr. Mügge; allein obgleich er ebenfalls die Bemerkung machte, daß der Bandwurm in der Schweiz öfters vorkommt (wenn auch gewiß nicht in dem Maße wie Hr. Mügge zu glauben scheint), so hat er doch nie gehört, daß er Gegenstand der Unterhaltung geworden sei. Möglich ist es freilich, daß zwei Bandwurmkranke sich nach ihrem gegenseitigen Befinden erkundigen, allein darin liegt ebenso wenig etwas Auffallendes und der Aufzeichnung Würdiges, als wenn zwei Podagristen sich fragen wie es mit den Füßen stehe. Das ist übrigens seit alten Zeiten ein Erbfehler der Touristen gewesen, daß sie überall Seltsamkeiten, ja Wunderbares wittern, worin sie den Spionen im schlimmen Sinne nicht unähnlich sind, die dann das höchste Ansehen genießen, wenn es ihnen gelingt von unerhörten Greuelthaten zu berichten, die aber häufig nur in ihrer aufgeregten Phantasie zu finden sind.

Ebenso falsch ist es, wenn Hr. Mügge behauptet (III, 172), daß die Gemeinden Hospitäler, Hülfs- und Versorgungsanstalten nur für ihre Bürger errichten. In den meisten Hauptstädten bestehen sogenannte Cantonsspitäler, die eben nur für die Nicht-Gemeindebürger errichtet sind, und in denen nicht nur Schweizer anderer Cantone, sondern auch Ausländer aus allen Nationen verpflegt werden. Außerdem bestehen noch unzählige Hülfsanstalten, welche vorzugsweise für Fremde gestiftet sind, und zum Theil von milden Beiträgen unterhalten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das „Athenaeum" über Fanny Lewald.

Fanny Lewald's italienische Reise hat in der Gräfin von Avigdor eine Uebersetzerin ins Englische und dieses Buch unter dem Titel „The Italians at home" (2 Bde., London 1848) im „Athenaeum" einen Beurtheiler gefunden, dessen betreffende Auslassungen nicht ohne Interesse sind. Er sagt nach einer kurzen Einleitung: „Das Buch berichtet die Eindrücke und Wahrnehmungen der Verf. auf einer fast zweijährigen Reise durch alle Theile Italiens mit Einschluß einer kleinen Tour durch Sicilien. Der von ihr betretene Boden ist von unsern eigenen Reisenden beiderlei Geschlechts, die uns dann ihre Erlebnisse erzählt haben, so nach allen Richtungen begangen und durchsucht worden, daß ungewöhnliche Eigenschaften nöthig sind englischen Lesern einen neuen anziehenden Beitrag zu liefern... Unsere weiblichen Reisenden in Italien, von Lady Morgan, Miß Waldie und Mistreß Jameson bis auf die Damen Shelley und Butler, haben uns den Gesichtspunkt gezeigt unter welchem dieses lockende Land sich dem weiblichen Auge darstellt, und zwar mit so verschiedenartiger Befähigung zum Schildern und Erörtern, daß jedem spätern Dasselbe bezweckenden Berichte großentheils vorgegriffen ist. Damit wollen wir nicht behaupten daß der Gegenstand völlig erschöpft sei. In einem von Natur und Kunst so reich ausgestatteten und von geschichtlichen Erinnerungen übervollen Lande wird ein hochbegabtes Auge immer etwas Neues entdecken. Aber nur für den genialen Reisenden ist der Boden kein abgelesener."

„Einem Solchen gewährt Italien Gelegenheit zu neuen Offenbarungen in ebenso verschiedener Weise in welcher es die

Aufmerksamkeit gebildeter Geister beansprucht. Vor dem Gelehrten entrollt es ein großes historisches Gemälde, das in einzelnen streng gesonderten Epochen Alles umfaßt was in der europäischen Politik und Cultur von Bedeutung ist. Dem Nachdenkenden reicht es einige der seltensten Materialien zum Forschen, einige der interessantesten Vorwürfe zum Beobachten der Gegenwart und zu Combinationen für die Zukunft. Für den Freund und Zögling der Kunst sind seine Reize schrankenlos. Selbst den minder Gedankenvollen und minder Gebildeten ruft es zu sich durch die Fülle von Leben und Farbe, durch die angeborene Beweglichkeit seiner Bevölkerung, durch den Glanz seiner Herrlichkeit und Schaustellungen, und durch die Lieblichkeit seines Bodens und Klimas. Die Eigenthümlichkeiten letzterer Art haben Fräulein Lewald namentlich angezogen. Mit den geschichtlichen oder literarischen Schätzen Italiens ist sie nur leichthin bekannt, und hat für sie keine aufrichtige Sympathie. Ueber viele Gegenstände, welche an Orten wo sie geweilt zum Nachdenken einladen, spricht sie ohne Rückhalt und mit ziemlicher Kühnheit; aber die gewonnenen Bemerkungen vermehren kaum den Werth des Buchs. Sie sind oberflächlich, oft mit sich selbst im Widerspruche, und tragen meist ein gewisses Gepräge der Unzufriedenheit und Spottsucht, was von einem Mangel an innerer Ruhe des Geistes zeugt, ohne welche viele der ernsten Gegenstände worüber sie sich ein Urtheil erlaubt gar nicht mit gebührender Gelassenheit und Einsicht abgehandelt werden können. Der eigentliche Werth ihrer Skizzen liegt in ihren Schilderungen des Subjectiven und Objectiven, das für den Moment sie angeregt oder vergnügt hat. Lebendig und malerisch wie diese oft sind können sie als leichte Lecture vorübergehend eine angenehme Unterhaltung gewähren. Auf Höheres hat das Buch keine Ansprüche; die beigegebenen allgemeinen Betrachtungen dürften im Ganzen die Freude an jenen Schildereien eher mindern als vermehren."

„Inwiefern der Inhalt des Buchs uns einen Blick eröffnet in das innere Gemüth der Verf., möchten wir glauben, daß sie in eine Schule hineingezogen worden ist — Dies ein Ausdruck welcher sich allerdings gegen herkömmliche Bildung auflehnt — für welche das jüngere Schriftstellergeschlecht in Deutschland und namentlich in Preußen eine zu starke Vorliebe zu haben scheint. An der Spitze ihrer Lehren steht Mistrauen gegen alles Constituirte, ob in politischer, theologischer oder socialer Beziehung, und der polemische Sinn Derjenigen die jener Schule angehören bringt zu häufig in Regionen der Kunst und Poesie, welche mit Streitfragen Nichts zu schaffen haben. Diese Richtung bringt in die schöne Literatur des jungen Deutschlands einen rauhen, mistönenden Klang, und das Princip der Negation äußert sich auf eine an Trotz grenzende Weise, die zu dem süßen Geiste der Dichtkunst ebenso schlecht stimmt wie zu den Producten aus Deutschlands besster Zeit. Das Vorherrschende einer solchen Lauer in der eleganten Literatur droht den erlesensten Blüten des Genius den Untergang. Sie misfällt wenn sie mit aller Kraft und Feinheit des männlichen Spottes auftritt, und sie misfällt noch mehr in jenen mit Sentimentalität und frivolen Einbildungen verdünnten Mixturen welche wir aus zweiter Hand von einigen Schriftstellerinnen gedachter Schule empfangen. Zu ihrer Hingabe an diese Richtung scheint auch Fräulein Lewald durch einen starken gallo-germanischen Impuls bewogen zu werden.... Jedenfalls sind ihre Ansichten unverkennbar französisch gefärbt, und was sie in ihrem Buche an Kenntnissen entwickelt, davon scheint sie viel aus französischen Quellen geschöpft zu haben. Mit Entzücken citirt sie als «sublim» Gozlan's glitzernden Galimathias, erklärt Fourier für einen wohlwollenden Weisen, und ist in Meinungen, die seit der Niederschrift ihrer Skizzen denkwürdige Früchte in Frankreich getragen haben, so tief versunken, um zum Beispiel zu glauben, «jedes Verbrechen würde unmöglich werden, sobald Jeder hinreichend zu leben hätte». Obwol Preußin ist sie für Gallisches dergestalt eingenommen, daß sie bei allen Gelegenheiten für Napoleon Bonaparte in einen Enthusiasmus ausbricht der sich fast auf jedes Glied seiner Familie erstreckt. Fügen wir hinzu, daß, während sie den römischen Glauben und die römischen Praktiken abwechselnd bewundert und verhöhnt, sie nie vergißt über den Protestantismus ihres Vaterlandes sich gehässig zu äußern, und daß ein solch unglückselig begründetes Urtheil kein von Natur sehr consistentes erscheint: so haben wir damit die Hauptursachen genannt, warum sie durch allgemeine Rügen und Besprechungen des in Italien Gesehenen uns weder Vergnügen noch klüger machen kann. Dazu kommt, daß in den wenigen Fällen, wo sie von England oder Engländern redet, ihr Ton, wie Das von ihren französischen Sympathien anders nicht zu erwarten, keineswegs freundlich ist: — ein Umstand der nicht der Erwähnung werth gewesen wäre, hätte nicht die Verf. selbst für gut befunden ihr Buch «dem englischen Publicum» vorzuführen. Wir wissen sehr gut, daß unter allen Völkern die Engländer wegen Dergleichen am wenigsten empfindlich sind; es kann indessen nicht schaden, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo so viel «Talent und Kunst» vom Continente nach unsern Ufern eilt, um hier zu erringen was ihnen dort versagt wird, auf den schlechten Geschmack, wenn nicht auf die Impertinenz hinzudeuten in einem und demselben Athem um freundlichen Empfang zu bitten und ein kaum verhehltes Misfallen auszudrücken." 10.

Bibliographie.

Duncan, J., Reisen in Westafrika, von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia im Innern. In den J. 1845 und 1846. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. 2ter Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Laube, H., Die Karlsschüler. Schauspiel in fünf Akten. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, J., Frömmigkeit und Heldensinn, oder: Philipp Villiers l'Isle Adam, der letzte Großmeister auf Rhodus. Ein Glanzpunkt aus der Geschichte des verherrlichten ritterlichen Malteserordens. Prag. Gr. 18. 14 Ngr.

Simpson, G., Reise zu Lande um die Welt in den J. 1841 und 1842. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 2ter Theil. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Valenti, de, Die Bergpredigt des Herrn, für Kirche, Schule und Haus erklärt. 2ter Theil. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 17 Ngr.

Tagesliteratur.

Althaus, F., Auf Robert Blum's Grab! Ein Aufruf in seinem Sinne. Leipzig, Spamer. 8. 1 Ngr.

Bernet, J. J., Mangel und Frist. Eine Bußtagspredigt, am 17. Sept. 1848 zu St. Gallen gehalten. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 2½ Ngr.

Frey, A., Robert Blum. Ein Charakterbild für Freunde und Gegner. 3te und 4te vermehrte Auflage. Mannheim, Grohe. 8. 3 Ngr.

Heinsius, T., Grundstriche zu einer constitutionellen Schul- und Volksbildung in Deutschland. Berlin, Lindow. Gr. 8. 5 Ngr.

Krahmer, L., Die Reform der deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Halle, Anton. Gr. 8. 3 Ngr.

Lambert, Ob und in wie fern Rußland den März-Errungenschaften gefährlich sei? Prag. Gr. 8. 3 Ngr.

Mothes, Der Ackerbau und der Schutzzoll. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Ngr.

Steinbach, Karl v., Das deutsche Reich und seine Staaten. Eine Stimme aus Sachsen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 15 Ngr.

Trenn, A. L., Die sociale Frage und ihre Lösung. Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 337. —— 2. December 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

Der Verf. ist im Ganzen mit dem Gerichtswesen in der Schweiz zufrieden; allein gerade darin können wir ihm nicht beistimmen. In beinahe allen Cantonen der Eidgenossenschaft sind nämlich die Gerichte auf eine Weise eingerichtet die, in der Mitte schwebend zwischen Geschworenengerichten und gelehrten Gerichten, die Nachtheile beider verbindet ohne ihre Vortheile zu gewähren. Die Gerichte werden in den verschiedenen Cantonen freilich auch verschieden bestellt: in dem einen werden die Richter vom Volke, in dem andern von den Großen Räthen gewählt, in dem dritten wählen diese nur die Obergerichte, während die Wahl der Untergerichte dem Volke zusteht u. s. w.; aber nur in wenigen Cantonen wird vom Richter gelehrte Bildung verlangt, meistens wird nur, wenigstens für die Obergerichte, der Nachweis einer bestimmten praktischen Thätigkeit im Gerichtswesen verlangt. Da aber die Richter nicht wie Geschworene nur über den Thatbestand zu urtheilen haben, da ihnen vielmehr auch die Anwendung der bestehenden Gesetze auf den bestimmten vorliegenden Fall zukommt, so wird offenbar eine gelehrte Kenntniß der Rechte vorausgesetzt, die bei ihrer Wahl doch nicht in Berücksichtigung kommt. Wenn auch anzunehmen ist, daß ein Mann von allgemeiner Bildung sich bis zu einem gewissen Grade die Kenntniß der bestehenden Gesetze aneignen könne, so wird ihm doch die so nothwendige Grundlage der juristischen Bildung fehlen, die auch für den speciellsten Fall erfoderlich ist, und ohne welche der klarste Verstand in Irrthümer gerathen kann. Es wird der Fall häufig vorkommen, daß ein Richter mit sich selbst in Zwiespalt geräth, da er, wenn er eine Sache selbst nach seinem gesunden Menschenverstande betrachtet, ein ganz anderes Resultat herausbringt als wenn er nach den ihm nur in beschränktem Maße bekannten Gesetzen urtheilt. Zu Dem kommt, daß die Secretaire, oder wie sie in der Schweiz deutscher heißen, die Gerichtsschreiber, gewöhnlich gelehrte Juristen sind, wodurch sie auf das Gericht einen ungemessenen Einfluß erhalten, sodaß sie sehr häufig die Entscheidungen desselben bestimmen. In einigen Cantonen hat man dies Misverhältniß schon eingesehen und daher Geschworenengerichte eingeführt: freilich nur noch für Criminalfälle; aber es steht zu erwarten, daß ihre Competenz mit der Zeit auch auf die Civiljustiz ausgedehnt werden wird. Dadurch wird aber die Nothwendigkeit von gelehrten Gerichten gewiß immer einleuchtender werden; und vielleicht bringt schon die nächste Zukunft in dieser Beziehung mannichfache und durchgreifende Verbesserungen.

Auch die Geldverhältnisse hat der Verf. nicht mit dem Auge des Finanzmanns oder auch nur des Kaufmanns angesehen, sondern nur mit dem eines Touristen, der freilich oft durch die Mannichfaltigkeit des Geldes in beträchtlichen Schaden kommt. Hr. Mügge wundert sich darüber, daß das französische Fünffrancsstück in verschiedenen Cantonen verschiedenen Werth habe, und hier 36, dort 35, $34\frac{1}{2}$, oder 34 und $33\frac{1}{2}$ Batzen gelte; doch ist Dies nichts Unerhörtes: der Verf. hätte in Deutschland ähnliche Erscheinungen finden können. Ref. weiß zwar nicht, ob frühere Verhältnisse noch heutiges Tags bestehen, allein er erinnert sich noch recht gut aus seinen Jünglingsjahren, daß er auf einer Fußreise durch die thüringischen Staaten zu seiner größten Freude den preußischen Thaler um 30 Groschen einwechselte (nicht Silbergroschen, denn von diesen war damals noch nicht die Rede); diese Freude hätte er sich aber ebenso gut ersparen können als 20 Jahre später Hr. Mügge seine Verwunderung. Ich hätte nur ganz einfach bedenken sollen, daß die Groschen nicht überall gleich viel werth seien, wenn sie auch denselben Namen haben, wie auch in der Schweiz die Batzen nach den verschiedenen Cantonen verschiedenen Werth haben. Und der Unterschied ist nicht gering; denn während in den Cantonen in welchen der Reichsguldenfuß angenommen ist zu einem Louisdor von 11 Gulden 165 Batzen gehören, machen dagegen in den westlichen Cantonen, in welchen nach Schweizerfrancs gerechnet wird, 160 Batzen schon einen Louisdor aus, was einfach daher kommt, daß in dem einen Canton die Batzen größern Werth haben als in dem andern, weshalb man auch immer von schweren und leichten Batzen sprechen hört. Es ist die verschiedene Werthung der Fünffrancsstücke daher nicht willkürlich, wie Hr. Mügge (I, 29) behauptet, sie ist vielmehr eine nothwendige Folge des verschiedenen Münzsystems. Die Schweizer ver-

stehen sich auf den Handel und das Geld, wie der Verf. oft genug selbst ausspricht, und schon dieser Umstand hätte ihm dafür bürgen sollen, daß sie Gründe zur verschiedenen Werthung der nämlichen Münzen haben mußten. Wenn er aber die wirklich große Mannichfaltigkeit der Münzsysteme tadelt, so hat er darin vollkommen Recht; die Schweizer fühlen übrigens diesen Uebelstand selbst genug, wie denn auch zu hoffen steht, daß die neue Bundesverfassung demselben ein Ende machen wird.

Es ließen sich noch gar manche Punkte aufführen in denen Hr. Mügge sich offenbar geirrt hat; allein da die mitgetheilten Bemerkungen schon hinreichen unsern Lesern zu zeigen, mit welcher Vorsicht das vorliegende Buch benutzt werden muß, so beeilen wir uns um so mehr von demselben Abschied zu nehmen, als uns seitdem ein anderes Werk über die Schweiz in die Hände gekommen ist, das der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums in jeder Hinsicht weit würdiger ist als das Buch des Hrn. Mügge. Es hat dieses den Titel:

Die Schweiz, ihre Gegenwart und Zukunft. Eine Denkschrift zur richtigen Beurtheilung ihrer politischen Entwickelung seit dem Jahre 1831 bis zur gewaltsamen Auflösung des Sonderbundes. Von Abt. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dieses Buch ist das gerade Widerspiel desjenigen welches wir bis jetzt besprochen haben. Es ist nicht die Dilettantenarbeit eines Touristen der alle Leute die ihm begegnen so lange quält, bis er aus ihnen so viel herausgezogen hat, daß er daraus ein Capitelchen schreiben kann, ohne sich zu kümmern, ob es mit dem folgenden Capitelchen, das er andern Unglücklichen erpreßt, zusammenpaßt; hier finden wir vielmehr die mit Klarheit niedergeschriebenen Resultate ernster Forschung, die überall von den festesten Grundsätzen geleitet wurde. Hr. Mügge ist zwar auch liberal, er hat sogar Freude an der Republik, aber es ist mehr ein richtiges Gefühl das ihn zum Freunde der Freiheit macht als tiefe politische Bildung; seine Gesinnung stammt nicht sowol aus Grundsätzen, die er auf philosophischem oder historischem Wege sich erworben hätte, als vielmehr aus der Abneigung gegen die traurigen Verhältnisse seines Vaterlandes. Hr. Abt ist dagegen ein Staatsmann im echten Sinne des Worts; er stellt sich auf die Höhe der Principien, von der er das mannichfaltige Getriebe des Staats- und Völkerlebens ruhig und klar überschaut und beurtheilt, ohne sich durch scheinbare Abweichungen irreführen zu lassen, ohne durch die Mangelhaftigkeit der Erscheinung zu Zweifeln an der Wahrheit des Princips verleitet zu werden, dessen Richtigkeit ihm sowol vom historischen als vom philosophischen Standpunkte aus als unumstößlich sich darstellt. Schon die Einleitung, in welcher der Verf. in kurzen, aber treffenden Zügen den Standpunkt festsetzt von dem er bei seiner Arbeit ausgegangen ist, stimmt den Leser günstig für das Buch; wir enthalten uns jedoch in den Inhalt einzugehen, weil es uns zu weit führen würde, und der Grundgedanke des Verf. auch aus dem Nachfolgenden klar werden wird.

Das Buch zerfällt in 10 Capitel. Nachdem der Verf. im ersten derselben von der Urfreiheit, d. h. der physischen Ungebundenheit, gesprochen, geht er im zweiten zur Beleuchtung der aristokratischen Verfassungen über (als deren Typus er die berner Verfassung vom J. 1815 in ihren wesentlichsten Zügen mittheilt), und beurtheilt dieselben nach ihrer Entstehung und nach ihrem Inhalt, indem er nachweist, daß sie, als dem Volke octroyirt, d. h. aufgedrungen, auf keine positive Rechtsgültigkeit Anspruch machen können, und dann, daß sie mit den octroyirten Verfassungen der Monarchien in Grundsätzen und Ausführung vollkommen übereinstimmten, woraus zu erklären ist, warum die sogenannten Republiken der Schweiz vor 1830 mit den benachbarten Monarchien in der vollkommensten Harmonie leben konnten. Im dritten Capitel wird die Bundesverfassung des J. 1815 in wörtlichem Abdrucke mitgetheilt, im vierten weitläufig besprochen. Da das Resultat dieser Untersuchung im Wesentlichen mit dem übereinstimmt was wir in unserm ersten Artikel entwickelt haben, können wir uns einfach auf denselben berufen. Das fünfte Capitel handelt von der Revolution oder vielmehr von den Revolutionen des J. 1830, deren Nothwendigkeit in den widernatürlichen Verhältnissen begründet lag von welchen alle Cantone wie der Bund selbst gefesselt waren. In diesem Abschnitt entwickelt der Verf. die wichtigsten Grundsätze wahrer Staatsweisheit; unsere Leser mögen sich selbst überzeugen wie gründlich Hr. Abt nachweist, erstens daß eine sogenannte gesetzmäßige Entwickelung und Vermittelung der Gegensätze ein Unding ist, da sie niemals zum beabsichtigten Zwecke führen kann, und zweitens, daß eine Revolution durch welche das Volk das ihm entrissene Recht der Selbstregierung wieder in Anspruch nimmt zwar ungesetzlich sein könne, aber nicht widerrechtlich sei.

Das Resultat der Revolutionen in den meisten Cantonen der Schweiz war die Herrschaft des constitutionnellen Liberalismus, der Bourgeoisie, wovon der Verf. im sechsten Capitel handelt, indem er deren Organisation und Verlauf im Allgemeinen bespricht. Auch hier wird die berner Verfassung (des J. 1830) als Typus der meisten übrigen Constitutionen der Epoche wörtlich mitgetheilt. In denselben wurde zwar theoretisch der Grundsatz der Volkssouverainetät ausgesprochen, allein sogleich factisch durch die Bestimmung wieder aufgehoben, daß die Souverainetät durch die Großen Räthe als Stellvertreter des Volks ausgeübt werden sollte. Die Befugnisse der Souverainetät (denn Rechte kann man sie nicht nennen, da in einem vernünftig organisirten Staate das Volk keine Rechte, sondern einen souverainen Willen hat, weil Rechte stets wenigstens zwei Rechtssubjecte, zwei selbständige Willen voraussetzen, im Staate aber nur Ein Subject, Ein Willen rechtlich existiren kann) sind entweder übertragbar oder unübertragbar. Jene müssen durch Mandaten des Volks ausgeübt werden, diese aber kann es nur selbst und unmittelbar exequiren. Dahin gehört nämlich die Sanction der Gesetze und die Wahl der Beamten. Beides ist in

der Schweiz durch die Verfassungen vom J. 1830 dem Volke entrissen und den Behörden übertragen worden; die Regierungen werden vom Großen Rathe selbst, die untergeordneten Beamten von den Regierungen gewählt, was einen bureaukratischen Despotismus herbeiführen mußte. Der Umstand, daß die Regierungen die Beamten wählen, und daß diese Mitglieder der Großen Räthe sein können, ja in vielen Cantonen sogar sein müssen, hat zur Folge, daß die Executivgewalt die Mitglieder der gesetzgebenden Behörde durch Ertheilung von Beamtungen zu gewinnen sucht, um sich die Majorität zu sichern. In vielen Großen Räthen bilden die von der Regierung ernannten und somit von ihr abhängigen Beamten wenn auch nicht die Mehrheit, doch eine sehr beträchtliche Zahl, und wenn man erwägt, daß ein großer Theil der übrigen Mitglieder mit Denen welche Beamtungen haben in verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Beziehung stehen, so ist der unermeßliche Einfluß der Regierungen auf die Großen Räthe unverkennbar.

Auch die Organisation der obersten Executivbehörden ist fehlerhaft. Man hat die collegialische Einrichtung der alten aristokratischen Verfassungen beibehalten, ohne zu bedenken, daß die Form welche bei der Herrschaft bevorzugter Geschlechter absolut nothwendig ist, weil jede Familie bei der Herrschaft repräsentirt sein will und sein muß, bei demokratischen Einrichtungen ebenso unnöthig als schädlich ist. Der Verf. sagt mit vollem Recht (S. 136 fg.):

Diese collegialische Spaltung der höchsten Staatsbehörde, diese Vernachlässigung des monarchischen Princips war und ist noch jetzt einer der größten Uebelstände der modernen Verfassungen der Schweiz. Das monarchische Princip, sage ich, ohne jedoch mit diesem Ausdruck jenen Begriff bezeichnen zu wollen den die constitutionnelle und absolute Monarchie darunter versteht. Um die Einheit der Gewalt darzustellen, um der Verwaltung einen bestimmten Charakter aufzudrücken, bedarf es an der Spitze einer jeden Gesellschafts- oder Vereinsverwaltung eines persönlichen Willens. Jede Gemeinde hat einen Vorstand, jeder Verein einen Präsidenten, jede Gesellschaft einen Director. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß dieser Director der politischen Gesellschaft, die man Staat nennt, König, d. h. heilig, unverletzlich, unverantwortlich, majestätisch, erblich, mit Millionen, mit Palästen und Marställen, Kammerherren, Hofräthen u. s. w. bedacht sei, sondern er soll im Gegentheil verantwortlich für alle Maßregeln die er anordnet, ein gemeinschaftlicher Mensch, und womöglich ein intelligenter, erwählt vom Volke und mit einem mäßigen Einkommen bedacht sein, das für seine Stellung hinreichend ist.... An der Spitze der Staatsverwaltung muß mit Einem Worte ein Monarch stehen, aber kein König. Dieses monarchische Princip, wie es in der amerikanischen Bundes- und Staatenverfassung dargestellt ist, habe ich im Auge, aber nicht jenen Afterbegriff den die Servilität der Professoren in die Wissenschaft eingeschwärzt und die Confusion der Hofräthe erhalten hat. Wo dieses monarchische Princip durch das aristokratische der Collegialverfassung ersetzt ist, da bildet es den gefährlichsten Hemmschuh des Fortschritts. Ein Mann kann ein großer Geist, ein energischer Charakter sein, aber eine Versammlung von Räthen die immer nur mittels Abstimmung einen künstlichen Willen darzustellen vermögen gestaltet sich stets zum Grund und Boden der breitgetretenen Mittelstraße. Ein Collegium von Mehren wird selten einen ganzen Beschluß fassen können; denn hervorgegangen aus einem Collegium, ist dieses stets das Resultat des Marktens um Ansichten, des Nachgebens von beiden Seiten, das die Principien verflacht, die Consequenzen abschleift und ein System zu Tage fördert welches sich in der Politik unter dem Namen juste-milieu bekannt gemacht hat. Gründliche Reformen, durchgreifende Maßregeln, radicale Verbesserungen müssen daher stets an der Berathung eines Collegiums scheitern; denn sie sind immer extrem und consequent, die Mehrzahl der Menschen aber ist mittelmäßig und trivial. Diese mittelmäßigen Köpfe haben in der Schweiz schon mehr geschadet als die gefährlichsten Reactionnaire.

Diese mangelhaften Verfassungen konnten dem Volke nicht gewähren was es gewollt hatte: vielmehr mußte es früher oder später mit den neuen Regierungen in Conflict gerathen, besonders in den Cantonen, wo die Executivbehörden sich als einfache Fortsetzungen der abgesetzten aristokratischen Regierungen ansahen, und wie Ludwig Philipp in Frankreich dem demokratischen Element sich widersetzten. Weniger konnte Dies der Fall sein in denjenigen Cantonen, wo die kirchlichen Kämpfe die rein politischen in den Hintergrund und die Regierungen zu einem engern Anschluß an die demokratische Partei drängten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich von Kleist's Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von Eduard von Bülow. Berlin, Besser. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jeder Freund der vaterländischen Literatur wird ein Buch willkommen heißen das ihm Aufschluß verheißt über das Dunkel welches bisher die verworrenen Lebensfäden dieses reich begabten Dichters verhüllte. Lag doch bis jetzt darüber Nichts weiter vor als jene kurze Lebensskizze welche L. Tieck als Einleitung den gesammelten Werken Kleist's vorangeschickt hat (jetzt wieder abgedruckt in dessen „Kritischen Schriften"), und jene Charakteristik in Eichendorff's Darstellung der romantischen Poesie, in der aber außer der eigenthümlichen Auffassung kaum etwas Neues sich finden möchte. Hier erhalten wir zum ersten mal vollständig (Auszüge wurden schon in den „Monatsblättern der Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1846 mitgetheilt) was begeisterte Liebe für den Dichter und treuer Sammlerfleiß von den Lebensumständen und Seelenzuständen Kleist's hat in Erfahrung bringen können. Wenn freilich auch mit dem hier Gebotenen das Räthsel noch nicht gelöst erscheint, wenn daher auch Ref. dem Ausspruche L. Tieck's nicht beistimmen kann (Vorrede, S. VII), der daraus zum ersten male eine klare und vollständige Anschauung von Kleist's Leben und Seelenzuständen erhalten haben will: so wird doch Jeder darin einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Literaturgeschichte anerkennen müssen, und schon eine flüchtige Vergleichung mit dem früher Bekannten zeigt wie viel Neues hier mitgetheilt ist. Daß diese Mittheilungen nicht noch umfassender geworden, daß besonders in der Geschichte seines innern Lebens so große Lücken sich finden, und die Genesis aller größern Dichtwerke nur so dürftig ausgefallen ist, hat theils darin seinen Grund, daß Kleist, von Natur verschlossen, bei seinem unsteten Sinne und unsteten Leben in seinen spätern Lebensjahren gar keinen regelmäßigen vertrauten Briefwechsel geführt zu haben scheint, daß er mehr als ein mal in trüben Stimmungen alle seine Papiere verbrannt hat, und daß endlich „die natürlichste und wichtigste Quelle", Kleist's frühere Braut, unerbittlich jede Mittheilung an Fremde versagte. (Vorrede, S. VI.)

Als neu müssen wir bezeichnen was der Verf. von den Jugendjahren des Dichters mittheilt. Kleist's erster Lehrer

schon charakterisirt den Knaben „als einen nicht zu dämpfenden Feuergeist, der der Exaltation selbst bei Geringfügigkeiten anheimfiel, und wenn auch unstet genug, so doch jedesmal wo es auf Bereicherung seiner Kenntnisse ankam mit bewundernswürdiger Auffassungsgabe ausgerüstet, von Liebe und warmem Trieb zum Wissen beseelt war; zugleich der offenste, fleißigste und anspruchloseste Kopf der Welt." Vom Jahre 1787—95 fehlen auch unsern Biographien alle Nachrichten. Erst in dem letztgenannten Jahre finden wir Kleist als Fähndrich der Garde in Potsdam wieder. Was Tieck nur kurz angedeutet hat: das Unbefriedigende des Soldatenlebens, sein Entschluß sich den Studien zu widmen, sein Aufenthalt auf der Universität Frankfurt, seine Beschäftigungen daselbst und seine Verlobung, Das wird hier zu einem lebensvollern Bilde und zum Theil nach seinen innern Motiven ausgeführt. „Der frankfurter Aufenthalt dürfte wol die allerglücklichsten Stunden enthalten haben die ihm der Himmel bestimmt hatte." Denn von nun an verwirrt sich mit jedem Jahre der Zustand unlöslicher, bis endlich der Knoten zerhauen wird. Der Verf. folgt dann den Ausführungen Tieck's, indem er dem Studium der Kant'schen Philosophie bei mangelhafter Vorbildung einen nicht geringen Antheil an der Zerrissenheit des Geistes zuschreibt die sich hinfort des Dichters bemeisterte. Es möchte wol auf denselben das bekannte Wort Baco's sich anwenden lassen: „daß ein wenig Philosophie (leves haustus) die Menschen zum Atheismus hinneigen könne, aber eine tiefere Wissenschaft sie zur Religion zurückführe." Planlos und von innerer Unruhe getrieben reiste Kleist im J. 1801 mit seiner Schwester nach Paris. Die von dort aus geschriebenen Briefe an seine Braut beweisen wie wenig es ihm in der großen Weltstadt gelungen ist die Stürme seines Innern zu beschwichtigen. Wir erfahren hier zuerst, daß und wie sich bald darauf das Verhältniß zu seiner Braut löste. Wenn dann der Verf. von dem darauf folgenden Aufenthalte in der Schweiz (im Sommer 1802) behauptet, daß er ihn zum Dichter gemacht habe, so wird Das wol nur so zu verstehen sein, daß die aufmunternde Theilnahme seiner dortigen Freunde (des jungen Wieland, des jungen Geßner und Zschokke's) es ihm damals zuerst klar gemacht hat, daß er auch zu dem Höchsten berufen und befähigt sei; denn er konnte schon seine „Familie Schroffenstein" den Genossen vorlesen, ein Werk dem doch wol manche andere poetische Arbeit vorangegangen sein mag. Freilich fehlt in allen frühern Briefen jede Spur einer dichterischen Thätigkeit. Die Anerkennung welche Kleist im nächsten Jahre bei Goethe, Schiller und Wieland fand mußte ihn vollends über seinen dichterischen Beruf aufklären. Aber zu einem reinen Genuß seines Talents scheint er nie gekommen zu sein. Ihm verwandelte sich die verlorene Geliebte nicht in den Lorberbaum, dessen ernste Zweige seine heiße Stirn hätten kühlen können — während seines Lebens wurde seinem Genius nur eine sehr dürftige Anerkennung von seinem Volke zu Theil —, noch konnte sie ihm wie Beatrice zur Führerin durch die Irrgänge des Lebens werden; denn nur der Tod verklärt die irdische Liebe zu jener göttlichen Flamme die das Leben eines Dante geheiligt hat. Auch war die Liebe Kleist's wol nicht so tiefer Art, daß sie einen solchen Einfluß auf ihn hätte gewinnen können. Der fast schulmeisterliche Ton der Briefe an seine Braut gibt der Vermuthung Raum, daß, wenigstens in späterer Zeit, nur die Treue eines edlern Gemüths dieses Verhältniß zusammengehalten habe, bis ein an und für sich nicht bedeutender Zwischenfall das Nichtzusammengehörige trennte. Wir folgen dem Verf. durch die letzten sechs Lebensjahre des Dichters, für die er das Bekannte zusammenstellt, und mit mancher neuen Notiz bereichert. Eine psychologische Entwickelung des Charakters zu geben war bei dem Mangel ausreichenden Materials nicht möglich. Nur dann und wann wirft ein zufällig erhaltener Erguß Schlaglichter auf seinen Seelenzustand. Es entstehen in dieser Zeit die bedeutendsten dramatischen Arbeiten: wir wissen kaum wann und wie er Muße zu ihrer Ausarbeitung gefunden. Ueber die äußern Lebensschicksale, über den stets wechselnden Aufenthalt, über die vielfachen freundschaftlichen Beziehungen zu den großen Männern der Zeit berichtet der Verf. in größerer Ausführlichkeit. Die Umstände welche der letzten schrecklichen Katastrophe vorhergingen finden sich hier zum ersten male sehr genau mitgetheilt. Kleist endete, nach Eichendorff's Ausdruck, freiwillig sein Leben, „aus stolzem Ekel an einer Zeit die ihm des Lebens unwürdig schien, aus Verzweiflung an einer bessern Zukunft Deutschlands, deren Morgenroth doch so bald über seinem Grabe heraufdämmern sollte".

Den besten Aufschluß über sein Inneres gewähren jedenfalls die Briefe (S. 85—246); sie sind größtentheils (19) an seine Braut gerichtet, erstrecken sich leider aber nur auf den kurzen Zeitraum von dritthalb Jahren (vom März 1799 bis Oct. 1801). Aus den spätern Lebensjahren finden sich nur vier Briefe, drei an Rühle, einer an Fouqué, mitgetheilt.

Besonders willkommen wird jedem Freunde des Dichters das beigegebene Bildniß desselben sein. Es ist nach einem sehr ähnlichen Miniaturgemälde vom Jahre 1801 angefertigt. Noch haben die Stürme des Lebens, die innern Kämpfe ihre Hieroglyphenschrift in diese Züge nicht eingegraben; liebenswürdig wie ein unschuldiges Kind, mit geistreichen schwärmerischen Augen und fein gebildetem Munde schaut er uns daraus entgegen. Wüßte man noch Nichts von ihm, man müßte seine Bekanntschaft suchen. 86.

Lesefrüchte.

Beschaffenheit der Häuser in Neuyork.

Zu den Nationen welche am geneigtesten sind sich über sich selbst lustig zu machen gehören die Deutschen und die Nordamerikaner. Die Zeitungen der Letztern geben davon was diese betrifft unaufhörliches Zeugniß. So eine neueste Nummer des „Boston herald" unter der Aufschrift: „Wie man in Neuyork die Häuser baut." Da heißt es: „Ein Herr, der neulich ein Haus in der Hudsonstraße bezogen, schaukelte sich nach Tisch, wie alle Amerikaner thun, um seine Cigarre zu genießen, mit dem Stuhle gegen die vordere Hausmauer. Das Speisezimmer lag im zweiten Stock; die Mauer gab nach, und er stürzte in die Straße. Er war ein Alderman, und fiel glücklicherweise auf den Kopf. Sonst hätte er vielleicht Schaden nehmen können. So kam er mit zweistündigem Kopfweh davon. Er stellte hierauf gegen den Hauseigenthümer eine Schädenklage an, wurde aber damit abgewiesen und zwar, weil er als Bewohner eines Hauses in Neuyork die diesfallsige Gefahr kennen müsse, folglich dafür daß er solche absichtlich oder muthwillig herbeigeführt keine Entschädigung fodern könne. Unlängst schlug in der Kanalstraße eine Waschfrau zum Aufziehen einer Wäschleine in die backsteinerne Verbindungsmauer des anstoßenden Hauses einen Nagel. Der Nagel fuhr mit Eins durch und dem Nachbar, der gegen die Mauer lehnend sein Mittagsschläfchen hielt, dergestalt in den Hirnschädel, daß er ohne Weiteres mausetodt war, todt wie Sisera." Für im Alten Testament nicht Belesene die Bemerkung, daß Sisera oder Sissera Jabin's Feldherr war, der von Barak und Debora geschlagen nach Haroseth floh, wo ihn des Keniters Heber Frau, Jael, aufnahm, und ihm im Schlafe einen großen Nagel durch den Kopf trieb.

Für Cholera-Aengstliche.

Ein Reisender begegnete der Pest auf dem Wege nach Kairo und fragte, was sie dort wolle? „Dreitausend Menschen tödten!" war die Antwort. Als derselbe Reisende einige Zeit darauf der Pest wieder begegnete, herrschte er sie an: „Aber du hast dreißigtausend getödtet." „Mit nichten", versetzte die Pest, „ich nur dreitausend. Die Uebrigen sind vor Angst gestorben." Solches erzählt Jemand in der „Times" und bittet um Verbreitung. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 338. —— 3. December 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 337.)

Nach diesen allgemeinen Auseinandersetzungen behandelt der Verf. im siebenten Capitel die politische Entwickelung der einzelnen Cantone, welche er nach ihrer politischen Wahlverwandtschaft in reine Demokratie- und in sogenannte Repräsentativstaaten eintheilt. Was die ersten betrifft, so legt er bei deren Beurtheilung die Verfassung des Cantons Uri zum Grunde, von der die übrigen nur wenig und nur in unbedeutenden Verhältnissen sich unterscheiden. In den demokratischen Cantonen ist die Landgemeinde, d. h. die Versammlung aller stimmfähigen Bürger des Cantons, die oberste Landesbehörde, welcher keine andere controlirende Behörde zur Seite steht, sodaß sie eine absolute, despotische Gewalt ausübt: woher es auch kommt, daß in den reinen Demokratien die Freiheit der Einzelnen ebenso beschränkt, ja niedergedrückt ist als in den absoluten Monarchien. Dazu kommt, daß diese Souverainetät der Gesammtheit im Grunde nur scheinbar ist, weil sie von ihr nur vorübergehend, des Jahrs ein mal ausgeübt wird, die ganze übrige Zeit in dem Landrathe ruht, welcher zugleich vollziehende, anordnende und strafende Behörde ist, und, da er den absoluten Willen der Gesammtheit repräsentirt, in der That auch despotisch und willkürlich herrscht. Da ferner in den meisten reinen Demokratien die „heilige römisch-katholisch-apostolische Religion" die Religion des Staats ist, und die Beamten dieser Religion vom Volke für unmittelbare Diener und Vertraute der Gottheit angesehen werden, so haben dieselben eine außerordentliche Gewalt auf das unwissende Volk erhalten, welche sie in Verbindung mit der leitenden Behörde so geschickt zu benutzen wissen, daß selbst die Landesgemeinde nur ihren Willen thut.

Wir können hier nicht in das Detail der unglücklichen Zustände eintreten welche aus diesen Einrichtungen entstehen; wir verweisen daher auf das Buch des Hrn. Abt, welcher diese Verhältnisse scharf und eindringlich auffaßt.

Die Repräsentativstaaten theilt der Verf. in vier Gruppen: die erste begreift diejenigen Cantone in sich in welchen das demokratische Princip der Republik durch das reactionnaire des Katholicismus vollständig unterdrückt wurde (Freiburg und Luzern); die zweite umfaßt die Cantone, wo das demokratische Princip durch bureaukratische Tendenzen der Regierungen mehr oder minder paralysirt wird (Zürich, Thurgau, Aargau, Schaffhausen, St.-Gallen, Solothurn, Waadt und Tessin); die dritte besteht aus den Cantonen, wo die demokratische Partei die Regierungen factisch beherrscht (Bern, Genf und Basel-Land), und die vierte endlich aus den Cantonen, wo die protestantischen Regierungen mit der katholischen Reaction sympathisiren (Neuenburg und Basel-Stadt). Daß Neuenburg seitdem diese Richtung aufgegeben, und seine monarchische Verfassung mit einer republikanischen vertauscht hat, ist allgemein bekannt; die Entwickelung dieses Cantons ist aber noch zu unbestimmt, als daß man ihm jetzt schon einen Platz unter den drei übrigen Gruppen anweisen könnte. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er sich in einem ganz demokratischen Sinne entwickeln wird. Wenn der Verf. auch die sämmtlichen Cantone in das oben mitgetheilte Schema eingereiht hat, was er bei allgemeiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen der einzelnen Staaten wohl thun konnte, so hat er doch nur einzelne ausführlicher behandelt, und zwar diejenigen mit deren Verhältnissen und Zuständen er genauer vertraut war; er hat den Fehler des Hrn. Mügge mit ebenso viel Glück als Recht vermieden, der bekanntlich über Alles gesprochen hat, wenn es ihm auch noch so unbekannt war. Daher sind dem Hrn. Abt natürlich auch nur wenige Detailfehler entschlüpft, unter welchen ich den kurz berühren will, daß er die Herren Wader und Hungerbühler, Regierungsräthe in St.-Gallen, ganz falsch beurtheilt, wenn er sie zu Repräsentanten des juste-milieu macht, und sie mit ihren Collegen Näff, Fels, Stadler u. A. zusammenwirft; es sind diese beiden Herren vielmehr im wahren Sinne des Worts Demokraten.

Unsere Leser sind wahrscheinlich gewohnt von den radicalen und hyperradicalen Regierungen von Zürich, Aargau u. s. w. zu hören; sie werden sich daher nicht wenig verwundern ein so ganz entgegengesetztes Urtheil über dieselben zu vernehmen. Wir sind ihnen demnach schuldig nachzuweisen wie der Verf. seine Ansicht, die wir vollkommen theilen, begründet. Wir thun es mit den eigenen Worten des Hrn. Abt, dessen kern-

hafte Darstellung durch die glückliche Wahl kräftiger, oft einschneidender Worte einen eigenthümlichen Reiz hat. Nur müssen wir noch zuvörderst bemerken, daß die genannten Regierungen von Zürich, Aargau, Schaffhausen u. s. w. in der Schweiz selbst durchaus nicht den Ruf des Radicalismus haben, zu welchem sie sich selbst auch nicht bekennen, wenn sie auch von der ultramontanen Partei radical genannt werden.

Man nennt diese Regierungen vorzugsweise Vertreter der gemäßigten Richtung, der Legalität, des Liberalismus, im Gegensatz zum Radicalismus. Gemäßigte Richtung, Mäßigung, Legalität, was wollen diese Ausdrücke besagen? Mäßig ist Derjenige welcher seine Neigungen, seine Leidenschaften, seine Triebe eine gewisse Grenze nicht überschreiten läßt. Mäßig kann man sein im Essen und Trinken, in Beziehung auf Bier, Wein, Schnaps, Champagner und andere sinnliche Genüsse. Mäßig kann man auch sein in Beziehung auf die Form des äußerlichen Auftretens im Zustande des Affects, man kann seinen Zorn, seine Wuth, seine Trauer, seinen Kummer mäßigen. Mäßigung bezeichnet also nichts Anderes als die Beschränkung eines innerlichen Dranges; sie bezeichnet somit wesentlich die Unterordnung des Natürlichen, Unwillkürlichen unter den selbstbewußten Willen; sie bezeichnet die Herrschaft des Geistes, des Verstandes über die natürlichen, thierischen Elemente des Menschen. Seiner ganzen Natur nach ist somit der Begriff „mäßig" auf Verstandesverhältnisse, auf geistige Functionen, gleichsam auf den Drang und die Triebe des Verstandes schlechthin nicht anwendbar; denn ich kann meinen Verstand nicht meinem Verstande unterordnen, ich kann meinen Geist nicht zum Herrn über meinen Geist einsetzen. Politik bewegt sich lediglich auf dem Gebiete der Principien, also auf dem Gebiete des Verstandes. Mäßigung ist somit in der Politik insoweit nicht anwendbar, als es sich um Aufstellung, Anerkennung und Durchführung eines Systems, einer Reihe von Consequenzen handelt, die in logischer Ordnung aus einer Reihe von Prämissen entspringen. Auf politische Grundsätze kann es somit keine Mäßigung geben, ich kann meinen Verstand nicht zurückhalten von der Anerkennung derjenigen Wahrheiten und Nothwendigkeiten welche den Gesetzen der Logik, d. h. den Foderungen desselben menschlichen Verstandes zufolge aus einer Prämisse hervorgehen müssen. Nun gibt es in politischen Dingen, wie überall wo es sich um sittliche Fragen handelt, nur Gegensätze, nur zwei Principien, zwei Prämissen: das Princip der Freiheit und das der Unfreiheit, das Princip der Humanität und das Princip der Verthierung, das Princip der Sittlichkeit und das Princip der Prostitution. Diese beiden Gegensätze umfassen so ausschließlich alle Möglichkeiten der Moral und des Verstandes, daß es zwischen beiden keine dritte gibt. Wenn sich daher Jemand auf die eine oder die andere Seite gestellt, für das eine oder das andere Princip erklärt hat, so muß er sich dadurch eo ipso auch für alle Consequenzen erklären die daraus folgen; er kann sich in Beziehung auf einzelne Foderungen durchaus nicht mäßigen, denn jede Nichtanerkennung des Einen Princips in einer seiner Consequenzen enthält ein Zugeständniß für das andere. Jeder Mensch ist insoweit schlecht, als er nicht vollständig ein sittlicher Mann ist, ist insoweit ein Anhänger des Princips der Unfreiheit, der politischen Schurkerei, als er nicht vollständig seinen Gegensatz, das Princip der Freiheit, der Sittlichkeit anerkennt; Jeder ist insoweit ein Freund der Reaction, als er nicht vollständig Demokrat ist, als er sich in Anerkennung und Durchführung der Consequenzen des demokratischen Princips mäßigt.

Trotzdem aber gibt es eine Partei dieser politischen Mäßigung, eine Partei die sich mäßigt in ihrem Haß gegen den Absolutismus, die sich mäßigt in ihrem Ingrimm gegen die Anhänger der Principien der Reaction, die sich mäßigt in ihrer Feindschaft gegen die Verfechter und das System der politischen Schurkerei, eine Partei die zwischen beiden zu vermitteln sucht, die nicht ganz unfrei, aber auch nicht ganz frei, nicht ganz schlecht, aber auch nicht ganz ehrenhaft, nicht ganz unvernünftig, aber auch nicht ganz vernünftig, nicht ganz absolutistisch, aber auch nicht ganz demokratisch gesinnt, nicht ganz schwarz, aber auch nicht ganz weiß, sondern grau sein will. Diese eselsgraue, aschgraue Partei der politischen Mäßigung, hervorgegangen aus einer widernatürlichen Vermischung des demokratischen Princips und der Reaction, in der Politik Dasselbe was im Thierreich das Maulthier, ist eine Bastardbildung, der schaffenden Kraft beraubt, in Folge freiwilliger Selbstentmannung. Diese Partei erscheint ebenso jämmerlich, wenn sie sich in oppositionneller Stellung gegen die herrschende Gewalt, wie in Deutschland, als wenn sie an der Regierung sich befindet, wie in mehren Cantonen der Schweiz.

In Deutschland umfaßt sie jene liberalen Schwachköpfe die, unfähig ein Princip zu begreifen, ihren „schlichten Bürgerverstand" in schweigsamer Andacht und contemplativer Ruhe auf den grünen Bänken der Deputirtenkammer zur Schau tragen, jene liberalen Pfefferkrämer, Löwenwirthe, Weinproducenten und Bürgermeister welche die Beweise ihres politischen Verstandes in dem Steuerkataster besitzen, jene modernen Cincinnatus welche, freilich nicht durch eine Ehrengesandtschaft, sondern durch Wahlumtriebe vom Pflug und vom Ladentisch weggerafft, der löblichen Beschäftigung mit Heringen, Schnupftaback oder Viehmastung entzogen, und berufen werden als Väter des Vaterlandes in den Reihen der Gesetzgeber zu wirken, unter der Anführung eines verschmitzten Mittelsmannes, d. h. durch rhetorische Floskeln und dialektische Kunstgriffe pfiffiger Minister und Regierungsadvocaten sich dupiren zu lassen. Diese liberalen Spießbürger, diese gemüthlichen Politiker, diese Vertreter der sich mäßigenden, vermittelnden, verwaschenden, verwässernden Richtung, welche auf der breitgetretenen Heerstraße der Trivialität, auf den unendlichen Schlangenwindungen und Umwegen des politischen Bediententhums einherwandeln, diese geborenen Pfuscher, die sich so sehr mäßigen, daß man ihrer feigen Mäßigung gegenüber kaum die gerechte Entrüstung zu mäßigen vermag, — diese Männer der Mäßigung führen dann in ihrem Kampf mit dem Absolutismus eine Taktik ins Feld welche allerunterthänigst opponirt, in tiefster Ehrfurcht sich widersetzt, schweifwedelnd und ersterbend die eigene Meinung ausspricht, um die allerhöchste Erlaubniß bittet frei sein zu dürfen, demüthig fleht um die Rückerstattung unveräußerlicher Menschenrechte, das Nachgeben in ein System bringt, die Inconsequenz und Principlosigkeit zum Princip erhebt, ja nicht einmal die eigenen Wünsche zu äußern wagt, aus Furcht, daß sie dann erst nicht erfüllt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reimar Widdrik und Dithmarschen im Jahre 1500. Historischer Roman von Henriette von Bissing. Drei Theile. Hanover, Kius. 1848. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman versetzt den Leser an die westlichen Küsten des Herzogthums Holstein, wo ein üppig blühender Landstrich theils durch Fruchtbarkeit des Bodens, theils durch vortheilhafte Lage, aber auch noch durch den Fleiß seiner Bewohner sich eines im In- und Auslande berühmten Wohlstandes erfreut. Dithmarschen ist der Name dieses reichen Ländchens, welches trotz manchen Fürstenbündnisses gegen die Freiheit seiner Bewohner sich Jahrhunderte lang, bis zum Jahr 1499, als selbständiger Freistaat behauptete. Zwar war es dem Erzbischofe von Bremen einst als Lehn zugetheilt worden, doch dies Verhältniß verdankten die Dithmarschen ihren eigenen klugen Bemühungen, da es ihnen ein Art Schutzwehr gegen die Eroberungssucht mächtigerer Herrscher war, und gern bezahlten sie den Abhängigkeitsschein des Erzbischofs mit einem mäßigen Tribut an Gelde, gestatteten aber ihrem milden Lehnsherrn

nicht die geringste Einmischung in ihre innern Angelegenheiten. Die Dithmarschen nannten sich schlichtweg „Hausleute", aber obwol sie keinen Adel oder überhaupt bevorzugte Stände unter sich duldeten, hielten sie sich doch gegen die übrige Menschheit für eine auserwählte Kaste, wie z. B. auch die Altcastilier in Spanien. Männer und Frauen, ein schöner großer und kräftiger Menschenschlag, zeichneten sich außerdem noch durch begeisterte Freiheitsliebe, große Regsamkeit, hellen Verstand und jene an Verwegenheit grenzende Kühnheit aus, die recht eigentlich ein Product der Seeluft zu sein scheint. Die Landesverfassung war, wie sich von selbst versteht, demokratisch; über die Aufrechthaltung der äußerst strengen Sittengesetze wachten nicht nur weltliche und geistliche Gerichte mit unerbittlicher Festigkeit, sondern auch die Slachten, wie man jene großen verwandtschaftlichen Verbindungen nannte die in Schottland Clan heißen. Außer Verrath und Wucher wurden auch die Sünden des sechsten und siebenten Gebots mit besonderer Strenge bestraft, gefallene Jungfrauen lebendig unter der Erde oder dem Eise begraben, überführte Diebe gehenkt; Wucherer empfingen den Staupbesen, und wurden aus dem Lande gejagt, Verräther geköpft oder geviertheilt. Jedes Kirchspiel hatte ein weltliches Gericht, das in allen diesen und ähnlichen Fällen untersuchen und entscheiden konnte, und das aus dem Voigt, zwei Schließern *) und mehren Geschworenen bestand. Waren die Parteien mit dem Urtheile desselben nicht zufrieden, so konnten sie an das Tribunal der 48 Regenten des Landes appelliren, das an jedem Sonnabende im Flecken Heide Sitzung hielt, und von diesem endlich noch an die Landesversammlung oder „Meenheit", was indessen in Privatangelegenheiten nur bei ganz außergewöhnlichen Fällen geschah. Das Verhältniß der Slachten, von denen die Klüfte wieder Unterabtheilungen waren, unterschied sich insofern von dem der schottischen Clans, als bei diesen der Häuptling eine Art souverainer Gewalt ausübt, in den Slachten aber die republikanische Form vorherrschend war. Doch war das angesehenste oder älteste Mitglied „Rathgeber" genannt, weil es wegen Rath und That häufig, und mehr als jeder Andere in Anspruch genommen wurde. Mit ihren Nachbarn, den Königen von Dänemark, den Herzogen von Schleswig und den Grafen von Holstein, lebten die Dithmarschen, kurze Unterbrechungen ausgenommen, in freundlichen und friedlichen Verhältnissen, bis jene endlich deutlich das längst im Stillen gehegte Gelüst blicken ließen ihren Besitzungen eine so reiche und ihnen so bequem gelegene Provinz hinzuzufügen; und bis der König Christian von Dänemark sich mit falschen Vorstellungen „über den gesetzlosen Zustand des herrenlosen Bauernstaats" an Kaiser Friedrich III. wendete, und auf sein inständiges Bitten von diesem ein Patent erhielt das ihn zum Vormunde und Beschützer desselben ernannte. Allein die Dithmarschen waren weder geschaffen sich überlisten noch sich ruhig verschenken oder durch Drohungen mit großer Uebermacht einschüchtern zu lassen. Sie sendeten daher eiligst Abgeordnete an den Kaiser, der, nachdem er durch dieselben eine durchaus veränderte Vorstellung von der Sachlage erhalten hatte, jenes Patent mit dem Bemerken widerrief: „daß ihm das Lehnsverhältniß Dithmarschens zum Erzbischofe von Bremen gänzlich unbekannt gewesen sei, daß er aber dasselbe für vollkommen ausreichend erachte einem Bauernstaate Schutz zu verleihen und Ordnung und Recht in demselben aufrecht zu erhalten." Die Dithmarschen hatten nun, so lange Kaiser Friedrich lebte, Ruhe vor ihren eroberungssüchtigen Nachbarn, allein nach dem Tode desselben fand die Fabel vom Lamm und dem Wolfe auch hier Anwendung, indem sowol der König von Dänemark als seine verbündeten Vettern von Schleswig und Holstein gern jeden Vorwand benutzten, um bei ihren bäuerlichen Nachbarn das Patent geltend zu machen, dessen Zurücknahme leider nicht in ganz rechtskräftiger Form abgefaßt war. Indessen hatten die freiheitglühenden und ebenso klugen als tapfern Dithmarschen bis zu dem Zeitpunkte dessen wir oben erwähnten sich ihre Unabhängigkeit glücklich zu erhalten gewußt, und die offenbarte Unfreundlichkeit ihrer fürstlichen Nachbarn hatte nur dazu gedient aus einem schlichten und friedlichen Landvolke ein beständig zum Kriege gerüstetes zu machen. Hierauf zielte nun die ganze Erziehung der dithmarscher Jugend hin. Knaben und selbst Mädchen wurden von frühester Kindheit an gegen die Einflüsse des öfters sehr rauhen Klimas sowie gegen die Schwierigkeiten abgehärtet die der fette Marschboden zu gewissen Zeiten dem Fortkommen entgegenstellte. Auch ward ihnen durch Aeltern und Lehrer schon frühzeitig jene entsagungsvolle Begeisterung eingeflößt, die hochgesinnte Menschen eher Leben und Eigenthum aufgeben als sich ihrer Rechte und Freiheit berauben läßt. Mit 11 Jahren und 6 Wochen war der Dithmarschknabe schon sein eigener Vormund. Der 14jährige mußte bereits an den Waffenübungen seines Kirchspiels Theil nehmen, um bei der alljährlich zu Pfingsten stattfindenden Heerschau sich nicht nur im Harnisch, sondern auch geübt in den Künsten zu zeigen die das Land gegen drohende Feinde schützen sollten. Mit 18 Jahren durfte ihn dann der Staat schon bei jeder Art von Gerichtspflicht in Anspruch nehmen, und er sich nicht nur zur Meenheit zählen, sondern auch stets gewärtig sein zu einem öffentlichen Amte gewählt zu werden. Aber auch ohne in diesem zu stehen mußte jeder Dithmarsche, sobald er das angegebene Alter erreicht hatte, an jedem Tage der Theilnahme an einem schlimmen Handel sich versehen, der ihn vielleicht in das entfernteste Kirchspiel rief. Vor allen Dingen gehörte er seinem Slacht an, der oft so groß war, daß er an 500 streitbare Männer in das Feld stellen konnte, die in mehren Kirchspielen zerstreut wohnten. Diese Verbindung, des Dithmarschen Stolz und Schutz, war zugleich eine große Last für ihn. Sie sicherte ihm zwar Leben und Eigenthum, bedrohte aber ebenso oft Beides. Sie trug ihm mitunter Geld ein (z. B. die Mannbußen), kostete ihm aber noch öfters viel mehr, sobald es nämlich galt für einen leichtfertigen Vetter einzustehen, einen zurückgekommenen zu unterstützen oder für einen beleidigten in das Feld zu ziehen u. s. w. Ihr Hauptnutzen aber bestand darin, daß sie den Blick des Dithmarschen über die engen Grenzen der Häuslichkeit hinauslenkte, und ihn vor kleinlichem Treiben und jenen Leidenschaften bewahrte die der Müßiggang weckt und nährt. Wer das Wohl und Weh von vielleicht ein paar Hundert Familien mit zu berathen hatte, und dabei weder seine häuslichen Angelegenheiten noch die des Staats aus den Augen verlieren durfte; wer noch überdies, wenn er sein Gewissen wahren wollte, manchen schweren Kampf zwischen den Pflichten zu bestehen hatte die seine verwandtschaftlichen Verhältnisse einerseits, andererseits sein Glaube von ihm foderte (wie Dies z. B. bei der üblichen Blutrache der Fall war), dem blieb freilich wenig Zeit zu thörichten Streichen noch zu Sentimentalitäten mehr übrig. Von dem Reichthume der Dithmarschen ward auswärts so viel gefabelt, daß man behauptete: „selbst das unsauberste Thier der Schöpfung (das freilich im Haushalte des Landmanns eines der nützlichsten ist) speise dort aus silbernen Trögen." In Wahrheit aber verwendeten die reichen und klugen Bauern ihr Geld auf eine viel zweckmäßigere Weise. Unzählige Summen hatten sie bedurft, und verwendeten sie noch fortwährend, um ihr zu fünf Sechstheilen von Wasser umgebenes Land gegen die verheerenden Ueberfälle dieses gewaltigen Elements zu schützen, und ihre Deichbauten verdienen vielleicht ebenso große, wenn nicht noch größere Bewunderung als der Bau der chinesischen Mauer, sobald man die Größe beider Länder und die Schwierigkeiten in Herbeischaffung des Materials, sowie die Zahl der Hände miteinander vergleicht die zu beiden großen Werken benutzt werden konnten, zugleich aber auch den Widerstand bedenkt den die See Allem entgegensetzt was ihr eine Fessel zu werden droht. Außerdem errichteten die Dithmarschen zahlreiche Gotteshäuser und fromme Stiftungen, und noch jetzt hat fast

*) Schließer, Schlüsselführer, weil sie die Kirchspielkasse unter ihrem Verschluß hatten.

jedes Dorf ein solches Andenken aus den Zeiten der Freiheit aufzuweisen. Ferner waren sie gastfrei im höchsten Maße; denn nach einem ihrer alten Sprüchwörter: „Von Gott stammen Alle her: Wirth, Gäste und Bettler", hießen sie Jeden freundlich und freudig willkommen der ihre Schwelle übertrat, und ließen ihn dort so lange verweilen als er ihnen gefiel oder sie ihm zusagten. Diese Gastfreiheit dehnten sie auch auf alle Fremde aus, mit denen in Familienverbindungen zu treten dagegen streng verpönt bei ihnen war. Ein reiches Mahl und einen feurigen Trunk liebten sie sehr, und ein Rausch war weder etwas Entehrendes noch allzu Seltenes bei ihnen; „wer sorglos mit mir trinkt", sagt eins ihrer Sprüchwörter, „dem mag ich wohl vertrauen. Wer sich aber vor einem Rausch in Acht nimmt, bei dem ist ein Hinterhalt zu fürchten..." Die Ehe betrachteten sie als eine heilige von Gott auferlegte Verpflichtung, und sie schlossen daher dieses Bündniß selten oder niemals aus Leidenschaft oder Uebereilung, sondern vielmehr mit der reiflichsten Ueberlegung und nach gewissen herkömmlichen Sitten und Gebräuchen. Nicht vor dem 20. Jahr durften Jüngling oder Jungfrau ein solches schließen, und meistentheils waren es ältere Verwandte oder Freunde die den erstern hieran erinnerten und eine Wahl für ihn trafen. Erst nach der sorgfältigsten Erforschung aller Verhältnisse — bei denen die ersten Bedingungen waren: „daß die Braut einen fleckenlosen Ruf besitze, und die Achtung in der ihre Familie stand mit der des Freiers vollkommen harmonire, auch daß das Aeußere der zu verbindenden Personen nicht allzu verschieden sei", empfehlen sie dem heirathsfähigen Jünglinge die Partie. Krüppel und ungesunde Personen waren in Dithmarschen nicht heirathsfähig. Für sie bestanden wohlthätige Stiftungen, zogen sie es aber vor in Familienkreisen zu leben, so wurden sie dort mit einer gewissen mitleidigen Zartheit und Fürsorge behandelt. Töchter erhielten keinen Brautschatz, vielmehr mußte der Bräutigam dem Brautvater noch eine Summe zuzahlen, über die er mit diesem am Verlobungstage einig wurde.

Wir hielten die vorliegende Charakteristik des Schauplatzes für zweckmäßig, indem dadurch dem Leser das historische Interesse des Romans angedeutet wird. In der That bewegen sich die Personen im Einklang mit ihrer Umgebung, mit dem Boden auf dem sie geboren. Die mannichfaltigsten Gestalten passen in den Rahmen, und Gute und Böse, Edle und Gemeine, Starke und Schwache, Vaterlandsfreunde und Vaterlandsverräther sind mit reicher Phantasie hervorgerufen, und bilden die Fäden zu einem der interessantesten Romane der neuen Zeit. Reimar von Widdrik ist der Held, die beiden Zwillingstöchter des Voigts die Heldinnen. Eine intriguante Flamländerin bildet das böse Princip, welches die Liebesfäden in Verwirrung bringt. Die Verfasserin hat Chroniken studirt, sie führt historische Personen ein, mit der unparteiischen Färbung eines spätern Jahrhunderts. Vorzüglich glücklich ist jede Gelegenheit benutzt, um des Landes Sitten und Gebräuche zu schildern, welche durch ihre Originalität ein besonderes Interesse hervorrufen. Berathungen, Verlobungen, Feste verschiedener Art werden dargestellt. Auch die Geisterwelt ist nicht vergessen, und das Treiben der Haus- und Wassergeister, die Gestalten der nordischen Märchen zeigen sich in ihrem unsichtbaren Wirken auf Menschentreiben und Menschenschicksal. Wir empfehlen den Roman für Alt und Jung als unterhaltend und belehrend. 5.

Für Indologen.

Aus Athen ist uns der dritte Band der indischen Uebersetzungen des Dimitrios Galanos, die derselbe in altgriechischer Sprache handschriftlich hinterlassen hat („Γιτά, ἢ Θεσπέσιον μέλος", Athen 1848), zugekommen. Diese „Gita oder der göttliche Gesang" enthält eine Art Uebersicht der ganzen mystischen Theologie und der Geheimnisse göttlicher und menschlicher Weisheit des alten Indiens, und steht als eine von Gott selbst eingegebene Dichtung der Dichtungen noch jetzt bei den Indiern in besonderm Ansehen. Die sanskritische Handschrift der „Gita" ward zuerst 1808—16 in Kalkutta durch den Druck veröffentlicht, ist bereits ins Englische und Französische, auch von Friedrich Schlegel 1833 (zweite Ausgabe von Lassen 1846) ins Lateinische übersetzt worden, und vielfach der Gegenstand der Studien der Indologen des Abendlandes gewesen. Vertraut mit der alten Sanskritsprache und mit andern asiatischen Dialekten, genau bekannt mit dem philosophischen Systeme und den theologischen Vorstellungen der Indier, und eingeweiht in die Mysterien und heiligen Gebräuche derselben, studirte er die „Gita" unter besonderer Anleitung des Brahminen Kandardasa in der heiligen Stadt der Brahminen, Benares, und man ist hiernach wohl berechtigt die vorliegende griechische Uebersetzung als eine mit Genauigkeit und Geist gefertigte Arbeit anzusehen, die der Verf. noch besonders mit werthvollen Scholien bereichert hat. Ueber den Gegenstand selbst der jene Dichtung behandelt hat er sich nicht weiter verbreitet: ein Mangel dem der Herausgeber Georgios Typaldos, Vorsteher der öffentlichen Bibliothek in Athen, insofern abzuhelfen bemüht gewesen ist, als er sich in einer voranstehenden ausführlichen Abhandlung über die Theologie der alten Indier und die darauf bezüglichen Philosopheme des alten Griechenlands verbreitet hat, um auf diese Weise das bessere Verständniß des „göttlichen Gesanges" für die mit der Sanskrit-Weisheit des alten Indiens sich beschäftigende griechische Jugend zu vermitteln. 6.

Miscellen.

Die Kleidung der sächsischen Predigtamtscandidaten bei ihrer Prüfung.

Auf Rescript vom 20. Oct. 1696 müssen die vor dem Oberconsistorio zu Dresden zur Prüfung pro candidatura sich stellenden Studiosi in schwarzen Kleidern und Mänteln und ohne Degen erscheinen. Vorher trugen sie bunte Kleider und Degen. Einer der Letzten, der in so kriegerischem Schmucke examinirt ward, gab auf die Frage: Was die Pharisäer für eine Sekte gewesen seien? die Antwort: Heuchler. Der Examinator fragt nach ihren Lehrsätzen. Der Studiosus antwortet: Darum habe er sich nicht bekümmert, denn auf Heuchler könne man sich doch nicht verlassen. Das Auditorium lacht, und der Examinator erklärt die Antwort für ein adminiculum ignorantiae. Der Studiosus geräth so in Harnisch, daß er, die Hand an den Degen legend, versichert, er habe die Kerls, die erklärten Feinde des Herrn Jesu, nie leiden können und deshalb auch nicht sonderliche Notiz von ihnen genommen; man möge ihn nur um nöthigere Dinge fragen, er werde schon zu antworten wissen. Dies geschah und die Prüfung fiel über alles Erwarten gut aus; der Examinandus erhält eine treffliche Censur, aber auch einen Verweis, daß er naseweis geantwortet und die Hand an den Degen gelegt habe. Unmittelbar nachher erschien das obengedachte Rescript.

Das kürzeste Tischgebet.

Als einst Luther, Melanchthon und Bugenhagen nach einer gemeinschaftlich vollendeten Arbeit gemeinschaftlich zu essen im Begriff waren, stellten sie sich die Aufgabe, wer das kürzeste und doch erschöpfendste Tischgebet zu sprechen im Stande sei? Luther begann:

Dominus Jesus sit potus et esus!

Bugenhagen folgte mit dem plattdeutschen Spruche:

Dit und dat, drucken und natt, gesegen uns Gott!

Melanchthon aber erkannten sie den Preis zu, als er sagte:

Benedictus benedicat!

Sonst war Bugenhagen's Tischgebet gewöhnlich:

Daß es wohl schmecke und wohl bekomme. Ein truckener Bissen mit Fried' und Ruh ist besser als eine gebratene Kuh, wobei man habert immer zu. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 339. —— 4. December 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

Unsere Leser werden uns, wir hoffen es wenigstens, dafür danken, daß wir ihnen die vorstehende meisterhafte Deduction vollständig mitgetheilt haben; sie werden leider auch Gelegenheit finden dieselbe auf Staatsmänner sowol der sogenannten Centralgewalt oder der sogenannten Nationalversammlung, als auch ihres speciellen Vaterlandes, heiße dieses Baiern oder Sachsen, Preußen oder Oestreich, anzuwenden. Denn es ist nicht zu verkennen, daß die Blüten des März meistens nur taube Blüten waren, daß sie keine Frucht getragen haben. Es herrscht in Deutschland die Partei der Mäßigung, welche das Volk mit Kartätschen und Bayonnetten mäßigt, die Partei jener castrirten Doctrinaires die von einem schwindsüchtigen Vater gezeugt, als geborene Spadonen, in der ganzen Weltgeschichte noch nicht eine That begangen haben. Diese Partei nennt sich auch noch vorzugsweise die Partei der Legalität. Hr. Abt hat uns gezeigt was von diesen legalen Menschen zu erwarten ist, und wie sie den schönen Namen misbrauchen. Nachdem er nämlich nachgewiesen hat, daß die Männer der Mäßigung, welche in verschiedenen Cantonen der Schweiz an der Spitze der Geschäfte stehen, das demokratische Princip nicht blos verkennen, sondern auch offen bekämpfen; nachdem er namentlich die Regierung von Zürich zum Beweise der Wahrheit seines Ausspruchs hingestellt, und an mehren Beispielen gezeigt hat, daß sie in Folge ihrer Mäßigung sowol das Princip der Preßfreiheit als das des Asylrechts mit Bewußtsein verletzt habe, geht er zur Charakterisirung des Bürgermeisters Furrer über, den er mit Recht als Typus der ganzen gemäßigten und legalen Partei darstellt. Wir theilen diese Charakteristik ebenfalls mit, weil sie mit Veränderung des Namens vollkommen auf gar manche unserer deutschen Staatsmänner paßt, welche heute gegen Anarchie, Republik, Socialismus und Communismus wüthen, und in ihrer blinden Wuth nicht bemerken, daß sie nur für die Reaction arbeiten, die mit echt diplomatischer Gewandtheit ihre ältesten und entschiedensten Feinde als Handlanger zu ihren Zwecken braucht.

Furrer ist ein Jurist und ein guter Christ, aber eben deshalb kein Demokrat. Er ist der Typus jener Sorte von Leuten die den Staat in einen leeren Formalismus aufgehen lassen. Ein Jurist lebt blos in Formen, der ganze Staat ist für ihn nur eine Anstalt zur Verherrlichung von Paragraphen und Artikeln. Was einmal gesetzt ist hat für ihn absolute Gültigkeit; um den Inhalt, um das Wahre kümmert er sich nicht. Mag irgend eine Handlung noch so sehr dem materiellen Rechte widersprechen, sie ist berechtigt, legal, sobald sie in einen Paragraphen hineingeschraubt werden kann. Mag ein Gesetz noch so unsinnig und widerrechtlich sein, es ist für ihn maßgebend, sobald es positiv ist. Wenn ein Volk durch absolute Gewalthaber geknechtet ist, es darf sein Joch nicht abwerfen, denn seine Knechtschaft ist in Formen, in Gesetze gefaßt. Wenn ein Gesetzparagraph die Veränderung der Verfassung verbietet, ehe 12 Jahre verflossen, so muß das Volk diese Verfassung 12 Jahre tragen, denn früher sie abzuschütteln wäre ungesetzlich. Daß der erste Paragraph des Vernunft- und Menschenrechts jede Verfassung für ungültig erklärt die nicht in jedem Augenblick von dem Volke gesetzlich abgeändert werden kann, Das kümmert einen echten Juristen nicht. Wenn die schändlichsten Misbräuche, wenn die Existenz der Klöster, die Berufung der Jesuiten sich mit einem Gesetzesparagraphen vertheidigen lassen, so sind sie berechtigt. Wenn irgend eine Privatcorporation gesetzlich ein so bedeutendes Vermögen besitzt, daß dadurch das Wohl des Staats gefährdet wird: man darf diesen Uebelstand nicht aufheben, denn er ist gesetzlich. Wenn einer Kirche in frühern Zeiten ein großes Corporationsvermögen durch ein Gesetz garantirt wurde, so darf dieses Vermögen nicht zu Gunsten der Staatskasse eingezogen werden, auch wenn es dem Staate noch so gefährlich wäre, denn es ist ja gesetzlich garantirt. Wenn die Eigenthumsverhältnisse so beschaffen sind, daß ein großer Theil des Volks jährlich verderben muß: sie dürfen nicht geändert werden, denn die Heiligkeit des Eigenthums ist gesetzlich gewährleistet. Wenn zufällig die schweizerische Bundesverfassung nicht Separatbündnisse untersagte, so hätte Furrer niemals seine Stimme zu einem Executionsbeschluß gegeben.

So wird von diesen Juristen das Höchste im Staate, das Interesse der Menschheit, das Wahre, stets der leeren Form, hohlen Aeußerlichkeiten geopfert! Das ist die Legalität der Staatsmänner in der östlichen Schweiz, jene Legalität welche in ihrer Scheu, in ihrer Todesangst vor der wahren Volkssouverainetät, d. h. vor der Betheiligung der Massen am Staatsleben, den Souverain den Gesetzen unterordnet. Der Souverain stellt die höchste Gewalt, die unbedingte Machtvollkommenheit dar, und hat deshalb als Höheres Nichts über sich, und greift darum in das Staatsleben ein, so oft es nöthig ist, und zwar nicht weil er darf, sondern weil er kann. Im wahren Staate ist dieses unmittelbare Eingreifen des Souverains in bestimmte Formen gebracht, und das Volk braucht deshalb niemals ungesetzliche Aeußerungen seines souverainen Volkswillens zu machen. In Staaten dagegen wo die Mehrheit des Volks nicht im Vollgenuß Dessen sich befindet was ihr gehört,

hat sich der Privilegien besitzende Theil der Gesellschaft hauptsächlich vor den unmittelbaren Willensacten des Volks zu hüten. Es muß deshalb über das Volk, über den wahren Souverain eine noch höhere Gewalt gesetzt werden, und zwar entweder, wie in den Monarchien, ein das Volk personificirender Souverain, oder, wie unter der Herrschaft der Bourgeoisie in den Republiken der Schweiz, als Surrogat des Monarchen, das Gesetz, der souveraine Formalismus und Despotismus der Gesetze: Das ist der Kern dieses Legalitätspudels. Die wahre Legalität dagegen wird stets das Wahre der Form unterordnen. Wenn im Interesse der gefährdeten Freiheit ein Freischarenzug oder eine Revolution gemacht wird, so wird ein vernünftiger Mensch ihnen Ungesetzlichkeit nicht als Makel anrechnen, denn das Recht steht höher als das Gesetz, und wenn das Recht durch gesetzliche Mittel nicht hergestellt werden kann, so muß es auf ungesetzliche Weise geschehen. Wenn es die englischen Minister dem Interesse der Volkswohlfahrt für zuträglich erachten ein bestehendes Gesetz zu verletzen, so verletzen sie es, und die Kammer ertheilt ihnen im Namen des Vernunftrechts nachher eine Indemnitätsbill, zum Wahrzeichen, daß die Minister recht gehandelt haben, daß das Wesen höher steht als die Form, die Vernunft und das Recht höher als das Positive. Wenn daher die Legalität weiter Nichts ist als unbedingte Achtung der Formen, so tritt an die Stelle des Staatslebens ein todter Formalismus, so wird die organische Entwickelung durch eine mechanische Bewegung ersetzt.

Wir fügen diesen Bemerkungen noch folgende bei, welche jene theils erläutern, theils ergänzen. Das Gesetz kann mit Recht auf allgemeine Befolgung nur dann Anspruch machen, wenn es Das ist was es unbedingt sein soll, nämlich der Ausfluß des freien, ungeknechteten Volkswillens. So lang das Gesetz Dies nicht ist, kann es sich wol durch Anwendung äußerer Gewalt Gehorsam verschaffen, aber dieser Gehorsam ist, als unfreiwillig und erzwungen, der Gehorsam des von der Zuchtruthe begleiteten Sklaven. Sobald der Sklave die Gelegenheit findet sich dem Zuchtherrn zu widersetzen, sein Joch abzuschütteln, thut er es mit dem vollsten Recht, ohne daß der Zuchtherr sich auf den bisherigen Gehorsam berufen könnte. Die wahre Herrschaft des Gesetzes ist daher nur in einem Staate denkbar, wo das Gesetz der Ausfluß des Volkswillens ist, wo der Einzelne sich ihm unterwirft, nicht weil er muß, sondern weil er will. In jedem andern Staate, heiße er Monarchie oder Republik, ist Herrschaft der Gewalt, der Uebermacht, nicht aber des Gesetzes. In jedem solchen Staate ist aber Revolution nicht blos erlaubt, sie ist sogar Pflicht, sobald die Mehrheit des Volks der Gewalt nicht mehr unterworfen sein will. Die beste Staatsverfassung ist diejenige in der sich der Volkswille leicht und sicher ausspricht, in der er ohne Störung zur Geltung kommen kann. In den meisten Republiken der Schweiz sind die dem Volke zukommenden Souverainetätsrechte den von der Gesammtheit gewählten Großen Räthen durch das Gesetz übertragen, und zwar, wie schon oben bemerkt wurde, in einer allzu großen Ausdehnung. Doch würde Dies am Ende nicht so schädlich sein, wenn nicht zugleich auch durch das Gesetz den Großen Räthen eine bestimmte Amtsdauer zuerkannt würde, die auf keine Weise abgekürzt werden kann, und selbst dann nicht, wenn die Großen Räthe pflichtwidrig handeln, die Gesetze verletzen oder den laut ausgesprochenen Volkswillen verhöhnen. In solchen Fällen bliebe nach der Meinung der Legalitätsprofessoren Nichts übrig als auszuharren, bis das Gesetz dem Volke erlaube neue Wahlen zu treffen, wenn auch der Staat darüber zu Grunde gehen sollte. Das Volk aber kennt diese feinen Distinctionen nicht; es stellt sich der hereinbrechenden Gefahr entgegen, und sucht sie zu bewältigen, d. h. es revolutionnirt. In einem solchen Verhältniß war das Waadtländervolk als es im Febr. 1845 seinen Großen Rath verjagte. Es handelte sich um die Jesuiten, deren Vertreibung von der überwiegenden Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung dringend verlangt wurde. Nach der damals geltenden Bundesacte konnte nur die Tagsatzung darüber entscheiden, welche bekanntlich aus den mit Instructionen versehenen Gesandten der Cantone bestand. Um einen Beschluß herbeizuführen mußten also zunächst 12 Cantone oder deren Große Räthe die Verweisung der Jesuiten aussprechen. Da die sieben Sonderbundscantone bei der preußisch-monarchischen Regierung von Neuenburg, ferner bei den Halbcantonen Basel-Stadt und Appenzell Außer-Rhoden in ihren jesuitischen Bestrebungen Unterstützung fanden, so war es unumgänglich nöthig, daß alle übrigen Cantone für die Vertreibung der Jesuiten instruirten, wenn der Wille des Volks in Erfüllung gebracht werden sollte. Zu diesem Behufe wurde auch der Große Rath von Waadt einberufen. G e s e t z l i c h kam ihm allerdings allein die Entscheidung zu, er hatte g e s e t z l i c h sich um den Willen des Volks, das ihm seine Souverainetätsrechte übertragen hatte, nicht zu bekümmern: er konnte g e s e t z l i c h thun was ihm gut dünkte. Er that es auch, indem er den laut ausgesprochenen Willen des Volks verhöhnte, die Vertreibung der Jesuiten für ungesetzlich erklärte. Hätte nun die Verfassung, wie billig, eine solche Lage vorausgesehen, in welcher die gesetzgebende Behörde mit dem Volk in Widerspruch geräth, diese also nicht mehr ist was sie sein soll, d. h. die Vollzieherin des Volkswillens, hätte sie für solchen Fall die Bestimmung aufgestellt, daß dem Volk das Recht zustehe den Großen Rath abzuberufen, so hätte das Misverhältniß auf gesetzlichem Wege gehoben werden können: der Große Rath wäre auf Befehl des Volks zurückgetreten, dieses hätte eine neue Behörde gewählt, welche sicherlich die schwebende Frage ganz anders, d. h. im Sinne des Volkswillens, entschieden hätte. Da Dies nicht der Fall war, so blieb dem Volk Nichts übrig als sich entweder dem G e s e t z e zu unterwerfen, zugleich aber auch die höchste Gefahr für das gesammte Vaterland heraufzubeschwören, oder auf revolutionnairem Wege dem zwar gesetzlichen, aber unheilbringenden Wirken des bestehenden Großen Raths ein Ende zu machen. Dies der Ursprung und die Nothwendigkeit der in Deutschland so schmählich verkannten, so oft verleumdeten revolutionnairen Bewegung im Waadtlande, welche sich von dem Septemberputsch in Zürich darin wesentlich unterscheidet, daß dieser keinen Grund hatte, weil der Große Rath sich dem von ihm anerkannten Volkswillen unterzogen hatte, die züricher

Psalmen- und Knüttelrevolution daher nicht eine principielle, sondern eine rein persönliche war, ausgeführt zu Gunsten des Herrn Bluntschli und Consorten. Man könnte einwenden, daß die gesetzgebende Behörde eines Staats, wenn sie auf solche Weise dem Volkswillen untergeordnet wäre, wenn sie ihn auch gegen die eigene Ueberzeugung ausführen müßte, dadurch zur charakterlosen Puppe herabgewürdigt würde, welcher alles Ansehen und somit auch alle Kraft abgeschnitten wäre. Allein Dem ist nicht so; denn ebenso wenig das Volk verpflichtet ist sich Gesetze aufdringen zu lassen welche es nicht will, ebenso wenig ist auch die gesetzgebende Behörde verpflichtet Beschlüsse zu fassen die mit ihrer Ueberzeugung nicht übereinstimmen. Und wenn einerseits das Volk das ungeschmälerte Recht sich bewahren muß seinen Mandataren das Mandat zu entziehen, sobald sie dieses misbrauchen oder gegen das Interesse, den Willen der Auftraggeber gebrauchen, so muß andererseits der gesetzgebenden Behörde die Befugniß zustehen ihr Mandat abzugeben, sobald sie einsieht, daß sie mit dem Volke nicht mehr übereinstimmt, daß dieses von ihr Beschlüsse verlangt welche sie mit gutem Gewissen nicht fassen zu können glaubt. Die gesetzgebenden Behörden verhalten sich zu dem Volke ungefähr so wie die Minister zu einem Monarchen. Dieser hat das Recht jene zu entlassen, wenn sie seinen Willen nicht mehr ausführen wollen; aber ihnen steht es ebenfalls frei ihre Stellen aufzugeben, wenn sie finden, daß der Wille des Monarchen mit dem ihrigen nicht übereinstimmt. Eine gesetzgebende Behörde welche bei dem laut ausgesprochenen Mistrauen des Volks dennoch sich nicht zurückzieht ist ebenso ehrvergessen und pflichtvergessen als ein Minister der gegen seine bessere Ueberzeugung Decrete unterschreibt, um seine Stelle bewahren zu können. In einer solchen Lage befand sich der Große Rath des Cantons Waadt als er über die Jesuitenangelegenheit zu entscheiden hatte. Er konnte wissen, und wenn er es nicht wußte, so hätte er doch wissen **sollen**, daß es der ernstliche Wille des Volks sei die Jesuiten aus der Eidgenossenschaft zu vertreiben: er mußte daher — denn dazu hatte ihn ja das Volk erwählt — dem souverainen Willen desselben entsprechen, oder er hätte, da er einen solchen Beschluß nicht mit seiner eigenen Ueberzeugung vereinbar hielt, sich selbst auflösen sollen. Da er Dies nicht that, da er vielmehr dem Volke seine eigene Ueberzeugung aufdringen wollte, so blieb diesem nichts Anderes übrig als auf ungesetzlichem Wege zu seinem Recht zu gelangen. Hätte die waadtländer Verfassung die einfache Bestimmung enthalten, daß es dem Volke zustehe den Großen Rath abzuberufen, sobald er nicht mehr im Sinne seines Auftraggebers handelt, so wäre die ganze damalige Revolution rein unmöglich gewesen; es wären tausend Dinge nicht geschehen, die immer eine nothwendige Folge der Revolutionen und ebenso zu bedauern als unabwendbar sind. Dies ist aber ohne Zweifel die beste Staatsverfassung welche eine Revolution unmöglich macht, wessen sich jedoch keine rühmen kann die nicht dem Volk die Möglichkeit gewährt seinen Willen jeden Augenblick auf eine gesetzliche und unzweifelhafte Weise darzuthun, und die zugleich dafür sorgt, daß alle Staatsgewalten sich diesem Willen unterwerfen.

Unter den schweizerischen Republiken haben allein Bern, seit der Umgestaltung im J. 1846, Verfassungen die sich dem eben angedeuteten Ideal einer Constitution nähern, zu welchen auch theilweise St.-Gallen und Basel-Land nebst Genf gerechnet werden können. Der Raum erlaubt uns nicht dem Verf. in seiner ausführlichen Auseinandersetzung und Beurtheilung der berner Verfassung von 1846 zu folgen; wir begnügen uns unsere geehrten Leser auf diesen wichtigen Abschnitt aufmerksam zu machen, in welchem sie ohne Zweifel mannichfache Belehrung finden werden. Es wäre zu wünschen, daß sich Viele, und namentlich solche Männer welche jetzt in beinahe allen Staaten des deutschen Vaterlandes berufen sind neue Verfassungen zu berathen, wie überhaupt mit dem ganzen Werke, so ganz vorzüglich mit dem vorliegenden Abschnitte bekannt machen, und daraus wenigstens die Ueberzeugung schöpfen möchten, daß es nicht allein darauf ankomme ein wahres und richtiges Princip aufzustellen, sondern ganz hauptsächlich darauf, daß dieses Princip festgehalten und in allen seinen Consequenzen folgerichtig entwickelt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Welches Buch nächst der Bibel am häufigsten gedruckt worden sei?

Man hat als Antwort auf diese Frage häufig Luther's „Kleinen Katechismus" genannt. Vielleicht nicht mit Unrecht. Doch kann ihm dieser Ehrenanspruch streitig gemacht werden durch des Thomas a Kempis „De imitatione Christi", und fast möchte man sich geradezu für diesen entscheiden, wenn man einen Blick auf die in ihrer Art einzige und werthvolle Sammlung von Ausgaben der Werke, besonders der Bücher von der „Nachfolge Christi", des Thomas von Kempen wirft welche in dem Kataloge der Bücherauction sich findet die von dem Antiquar Heberle in Köln zum 4. Dec. d. J. angekündigt ist. Diese Sammlung stammt aus dem Nachlasse des Herrn Kanonikus L. v. Büllingen, geb. zu Haus Rath bei Kempen, welcher sie seit länger als 30 Jahren mit ebenso großem Fleiße als Kostenaufwande zusammengebracht hatte. Sie soll zunächst unter der Katalogsnummer 2976 im Ganzen ausgeboten, bei ungenügendem Angebote aber unter den nachfolgenden, sie einzeln specificirenden 487 Nummern vereinzelt verkauft werden. Sie enthält nach den Abtheilungen welche die Literatur über Thomas von Kempen und die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke aufführen zuerst die Polyglottenausgaben der vier Bücher „De imitatione Christi", 10 Nummern. Dann folgen die lateinischen Ausgaben, von der ersten augsburger etwa vom Jahre 1471 bis auf die neueste Zeit herab, in ungefähr 170 Nummern; hierauf die deutschen Ausgaben, weit über hundert. Eine lange Reihe bilden die französischen Uebersetzungen; auch die holländischen sind besonders verzeichnet. In der letzten Rubrik stehen die Ausgaben in italienischer, englischer, spanischer, schwedischer, polnischer, arabischer, armenischer, griechischer und in noch andern fremden Sprachen. Für Bibliographen ist es von dem größten Interesse, daß in diesem Verzeichnisse in den die lateinischen und deutschen Ausgaben enthaltenden Rubriken alle Incunabeln welche Hain und Panzer nicht gesehen oder ungenügend beschrieben haben in Hain's Weise

ausführlich katalogisirt werden. Dadurch schon erhält der Heberle'sche Auctionskatalog einen bleibenden bibliographischen Werth, der ihn in die Büchersammlung jedes Freundes der Literatur einführen wird. Auch würde es ungemein zu beklagen sein, wenn diese Bibliotheca Thomaso-Kempeniana wieder in alle Gegenden der Windrose zerstreut werden sollte, nachdem sie erst durch den angestrengtesten Sammlerfleiß, fast ein Menschenalter hindurch, zusammengebracht worden ist. Als corporatives Ganzes, sei es im Besitze eines Privatmannes oder einer öffentlichen Anstalt, wird sie unstreitig noch mancher Ergänzungen aus frühern Zeiten, ganz gewiß aber vieler Zuführungen aus neuester Zeit fähig sein, wie denn z. B. die neuerdings von dem Antiquar Armbruster in Leipzig veranstalteten lateinischen und deutschen Ausgaben, darunter auch illustrirte, und Uebersetzungen, z. B. ins Böhmische ic., noch nicht aufgeführt sind. 27.

Die Reliquien Karl's XII.

Edward P. Thompson in seinem neuerschienenen „Life in Russia; or the discipline of despotism" *) erzählt von Stockholm, wohin ihn auf der Heimreise das Dampfboot brachte: „Die Kleider welche Karl XII. trug als er fiel werden sorgsam in einem Glaskasten neben seinem Grabe bewahrt, und eine Untersuchung seines Hutes verbreitet starken Zweifel über die geschichtliche Angabe seines Todes. Voltaire sagt, daß eine halbpfündige Kugel ihn am rechten Schlafe traf und so tief drang, daß man drei Finger in die Aushöhlung legen konnte. An einer andern Stelle fügt er hinzu, daß der kleine Umfang des Lochs im Hute einer von den Gründen sei auf welche Diejenigen sich stützen die an seine Ermordung glauben. Nun beträgt die fragliche Durchlöcherung nicht mehr als einen halben Daumen im Durchschnitt, und müßte sicherlich von einem stärkern Schuß ausgedehnter sein. Das Zeugniß des Grafen Lieven trifft seltsam mit dem Argwohn eines gespielten Betrugs zusammen. Er sagt: «Ich war in dem Lager von Frederikshall, und hatte die Ehre dem Könige als Page zu dienen in der Nacht wo er getödtet wurde. Ich zweifle nicht, daß es durch Mord geschah. Die Nacht war äußerst dunkel, und fast eine Unmöglichkeit, daß eine Kugel von dem Fort auf dem Platze und der Entfernung wo er stand in sein Haupt dringen konnte. Ich sah die Leiche des Königs und bin überzeugt, daß die Wunde an seinem Schlaf von einer Musketenkugel herrührte. Wer sie abschoß ist unbekannt. Vikar wurde verdächtigt, weil er nicht vor dem Schusse bei Sr. Majestät war, sondern einen Augenblick nachher erschien. Wer in kriegerischen Dingen bewandert ist kennt den Widerhall und die Wirkung welche eine Kanonenkugel hervorbringt, aber der Knall des Schusses welcher den König traf war ganz verschieden und der eines Handgewehrs.»"

„Was die übrige Kleidung betrifft, besteht sie aus einem weiten blauen, rotheingefaßten Soldatenrock von grobem Tuche, einem breiten büffelledernen Degengehänge, Lederhosen, und ein Paar schwerfälligen krummgetretenen Tappstiefeln. Die Handschuhe sind von feinem Leder; der linke ist völlig unbeschmuzt, aber der rechte ist in der Handfläche mit Blut befleckt, wie auch der Theil des Degengehänges am Griff des Schwertes, sodaß es scheinen möchte, der König faßte als ihn der Schuß traf nach seinem Kopfe, bevor er suchte das Schwert zu ziehen, in welcher Stellung er, nach Voltaire's Schilderung, niedersank. Dieser Anlauf zur Selbstvertheidigung stimmt ebenfalls mit dem Mordverdachte zusammen, insofern man annehmen kann, der König sah die Hand welche den Schuß that, und raffte sich noch einmal auf ihn zu rächen." 64.

*) Autor of the «Note-Book of a naturalist».

Bibliographie.

Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reichs und der angränzenden Länder Asiens. Herausgegeben von *K. E. Baer* und *G. v. Helmersen*. 14tes Bändchen. — A. u. d. T.: Reise nach dem Altai, im J. 1834 ausgeführt von *G. v. Helmersen*. Mit Karten und Gebirgsprofilen. Petersburg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Das Testament des Grafen Hamilton. Historischer Roman von A. Schrader. Leipzig, Berger. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gotthold, F. A., Ideal des Gymnasiums; Versuch. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Br. 8. 8 Ngr.

Reise der Familie Joh. Fr. Diederichs von Elberfeld nach Manitouwoc in Nord-Amerika. In Briefen und Tagebuchblättern über die Reise ic. Barmen, Sartorius. 12. 5 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution. Studien zur Philosophie der Geschichte. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Staub, J., Der Freischärler und seine Familie. Ein tagesgeschichtlicher Roman. Zwei Bände. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Strümpell, Die Universität und das Universitätsstudium. Mitau, Reyher. Gr. 8. 15 Ngr.

Weihnachtskränze aus Dichtungen aller christlichen Jahrhunderte. Gesammelt und geordnet von S. Fellöcker. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Welte, B., Das Buch Job, übersetzt und erklärt. Freiburg im Br., Herder. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Politische Abrechnung zwischen den Deutschen und Polen im Großherzogthum Posen. Bromberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft, vom 12. Septbr. 1848. Nebst den Tagsatzungs-Beschlüssen, betreffend die feierliche Erklärung über die Annahme und denjenigen über die Einführung derselben. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Preußische Bürgerwehr-Gesetz, wie es aus den Berathungen der National-Versammlung hervorgegangen und von der Krone angenommen ist. Berlin, A. Friedländer. Br. 8. 2 Ngr.

Dänemark und die constitutionelle Verfassung. Kopenhagen, Eibe. 8. 5 Ngr.

Denkschrift über den Entwurf einer allgemeinen deutschen Gewerbe-Ordnung des Handwerker- und Gewerbe-Congresses. Verfaßt von dem allgemeinen Arbeiter-Congreß zu Frankfurt a. M. in den Monaten August und September 1848. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 2 Ngr.

Florencourt, F. v., Frankfurt und Preußen. Grimma, Verlags-Comptoir. 1849. 8. 15 Ngr.

Guttke, E., Protest der Todten an die Lebenden. Hrn. F. Freiligrath gewidmet. Berlin. Gr. 8. 1½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Stimme des Herrn der Herrn. Heerpredigt an die Deutschen. Gehalten am Sonntag Invocavit, den 12. März 1848. 3te Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Revolution, Belagerung und Erstürmung von Wien im October 1848. Mit Portraits des Windisch-Grätz, Jellachich, Bem, Messenhauser, Kossuth und 3 Scenenbildern, nebst Plan des Kampfplatzes in Wien und Umgegend ic. Herausgegeben von O. F. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Thienemann, E., Berichtigung der von Seiten der Fürstl. Reuß-Plauischen gemeinschaftlichen Landesdirection verbreiteten Berichtigung und Antwort auf meine in Gera confiscirte Schrift: „Herrscht Gesetz oder Willkür in Gera?" Großenhain, Bornemann. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 340. —— 5. December 1848.

Die Schweiz und ihre Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 339.)

Der Verf. weist im achten Capitel nach, daß in der Schweiz Manches besser sein könnte; er schneidet mit seinen Bemerkungen oft tief ins Fleisch, daß die Wunde blutet: aber selbst der begeistertste Patriot kann ihm deshalb nicht zürnen, weil er bald fühlen muß, daß auch die bittersten Worte nicht im Haß, sondern vielmehr in der Liebe ihren Grund haben. So hat Börne mit seinen schneidenden Ausfällen auf die unseligen deutschen Verhältnisse den wahren Deutschen in seinem bessern Gefühl nie verletzt; nur Die hat er beleidigt welche eben keine echten Deutschen waren, welche den wahren Nationalcharakter verleugneten, welche die Knechtschaft für deutsch und national hielten, weil sie sich im Schlamm der Sklaverei behaglich fühlten.

Hr. Abt hat jedoch wohl gefühlt, daß seine Bemerkungen den Feinden der Schweiz gar sehr willkommen sein, daß sie im feindseligsten Sinne ausgebeutet würden, wenn er den Standpunkt nicht genau bezeichnete von dem er bei seinem Raisonnement ausgegangen war. Er beeilt sich daher hinzuzufügen, daß die von ihm gerügten Mängel und Uebelstände nur neben der Idee des Staats, nicht aber neben monarchischen Zuständen als solche erscheinen. Die Monarchie ist die roheste Staatsform, welche durch äußern Flitterglanz täuschen, aber bei einer ideellen Auffassung des Staats nicht bestehen kann. Die Republik allein beruht auf geistiger, menschheitlicher Auffassung des Staatslebens, sie steht daher auch in ihrer mangelhaftesten Erscheinung höher als die entwickeltste Monarchie. Jene verhält sich zu dieser wie der ungeschliffene Diamant zum schönsten böhmischen Steine. Hr. Abt führt Dies auf S. 316 fg. seines Werks mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit und Eindringlichkeit aus; wir entheben seiner Darstellung folgende Stellen:

Die Schweizer sind keine Unterthanen, d. h. sie sind an Niemand, an keine über ihnen stehende Gewalt kraft historischen Rechts gebunden. Alles was besteht in der Schweiz, besteht mit stillschweigender oder ausdrücklicher Bewilligung des Volks, und muß fallen, sobald die Majorität des Volks es in seiner Verwerflichkeit erkannt hat. In der Schweiz gibt es keine selbständige, auf eigenes Recht trotzende, auf dem Zufall der Geburt beruhende politische Gewalt, die sich einem ganzen Volkswillen gegenüberstellen und die schlechtesten Institutionen gegen den Willen von Millionen aufrecht erhalten könnte. In der Schweiz gibt es keine politische Theologie, sondern menschliche Einrichtungen, kein väterliches Wohlwollen und Belieben der Gnade, sondern nur Rechtsverhältnisse; die Staatsgewalt ist dort nicht in den mystischen Nimbus einer übermenschlichen Majestät eingehüllt, sondern wird von ganz gewöhnlichen Menschen ausgeübt, die sich in gar Nichts von dem übrigen Volke unterscheiden, und rechtlich jedem Einzelnen gleichgestellt sind. Die schweizerischen Regierungsräthe haben kein Recht auf den Gehorsam des Volks gegen ihre Person, sondern handhaben nur das Gesetz, sie sprechen nicht von ihren Staaten und Völkern, sondern reden in ihren Erlassen zu ihren „Mitbürgern"! Sie unterscheiden sich in ihrem äußerlichen Auftreten in keiner Weise von andern Menschenkindern, sondern leben unter ihnen, gehen mit ihnen um, besuchen Kaffee- und Wirthshäuser wie jeder Andere auch. Sie beziehen ihre Besoldungen nicht als ein persönliches, durch Geburt erworbenes Recht, sondern als eine Entschädigung für ihre Bemühungen. Sie nehmen sich aus der Staatskasse keine so ungeheuern Summen, daß sie damit ein übermenschliches, göttliches Leben führen, in Palästen wohnen, in den raffinirtesten Genüssen einer unendlich gesteigerten Wollust sich berauschen, und überhaupt schon in ihrem äußerlichen Auftreten durch Habitus und Geräthschaften den Unterschied zwischen ihnen und dem gewöhnlichen Volk hervortreten lassen könnten, sondern beziehen eine mäßige Besoldung, bewohnen gewöhnliche Häuser, essen Hausmannskost, und sind außerhalb ihrer amtlichen Wirksamkeit überhaupt Privatleute. Ihre Familien, Weiber, Kinder und Vettern ernähren sie selbst, und lassen sie nicht auf Staatskosten ernähren; Dies würde in der Schweiz sogar Verlust der bürgerlichen Rechte nach sich ziehen. Man hört daher in der Schweiz auch niemals von regierungsräthlichen Maitressen, die einen Einfluß auf Staatsangelegenheiten ausüben könnten; denn die Republik ist eine sittliche Anstalt, und duldet wenigstens keine politischen Unsittlichkeiten. Es wäre deshalb eine absolute Unmöglichkeit in der Schweiz, daß z. B. eine hergelaufene Tänzerin die Herrschaft eines politischen Systems über den Haufen werfen könnte; denn in der Schweiz existirt kein Mensch dessen Wille so mächtig, dessen Neigungen und Begierden politische Factoren und so einflußreich wären, daß von ihnen das Schicksal eines ganzen Volks abhänge. Als Beamte sind die schweizerischen Regierungsräthe vollständig der Kritik und Beurtheilung der öffentlichen Meinung preisgegeben.... Noch weniger sind sie durch das Gesetz für übermenschliche Wesen erklärt, deren Beleidigung als ein Frevel am Heiligthum bestraft wird, und am allerwenigsten erstreckt sich die Heiligkeit ihrer Person auch auf ihre Sachen. Wenn daher dem Bundespräsidenten Etwas gestohlen wird, so trifft den Dieb die gewöhnliche Strafe; irgendwo anders dagegen wurde vor einiger Zeit ein Mensch mit zweijähriger Zuchthausstrafe

belegt, weil er einige der geheiligten Enten seines Landesherrn im Werth von wenigen Gulden entwendet hatte.

Dasselbe Verhältniß treffen wir in allen politischen Einrichtungen. Gesetze, Beamte, kurz Alles was einen politischen Charakter hat und in einer Beziehung zur Staatsgewalt steht, haben einen menschlichen Ursprung. Die Gesetze sind nicht die Dictate einer übermenschlichen Willkür, oder das Ergebniß eines ekelhaften Feilschens und Marktens zwischen den Vertretern des Volkswillens und der herrschenden Gewalt; die Beamten sind nicht die Privatcommissaire, mit welchen eine dem Volke gegenüberstehende Gewalt das Land besetzt hat, und ihre Interessen verwalten läßt, sondern sie sind vom Volk gewählt, dessen Angelegenheiten sie besorgen; sie sind nicht lebenslänglich angestellt, sondern ihre Amtsdauer ist begrenzt, sie sind keine Staatsprofessionisten, welche die Ausübung der Staatsgewalt als Handwerk betreiben und als Nahrungsquelle betrachten, sondern gewöhnliche Bürger, die nach Beendigung ihres Geschäfts wieder zu ihrem Berufe zurückkehren. Die Ausübung der Staatsgewalt ist daher in der Schweiz auch keine zünftige Kunst, deren Ausübung durch Zunftordnungen, gesetzlich bestimmte Lehrlings- oder Gesellenjahre oder Meisterstücke den Nichtzünftigen verschlossen ist, sondern Jeder der tauglich erscheint wird mit Besorgung derjenigen Geschäfte beauftragt die seinen Fähigkeiten entsprechen. In Bern ist ein Hafnermeister Regierungsstatthalter (d. h. Oberamtmann oder Landrath), in Zürich ein Buchdrucker Verhörrichter, und Beide sind tüchtige Beamte. In Bern sitzen zwei Aerzte im Regierungsrathe, wovon der Eine Director des Innern ist; zum Staatskanzler wurde ein Pfarrer erwählt; Dr. Zehnder, Regierungsrath in Zürich, ist ebenfalls Arzt, denn in der Schweiz gilt der Grundsatz Diejenigen zu Beamten zu wählen die tüchtig erscheinen, aber nicht Diejenigen die einige Regeln auswendig gelernt und in einem Examen wieder von sich gegeben haben. Und wenn denn je ein Beamter sich als untüchtig erweist, so bleibt er nicht den Wünschen des Volks zum Trotz im Amte, oder wird gar mit einer Pension in Ruhestand versetzt, sondern einfach als untüchtig entlassen. So wurde vor einiger Zeit in Bern ein Stadtpoliceidirector gewählt, der sich doch als seiner Stelle keineswegs gewachsen erwies; es wurde deswegen ganz einfach von einem Bürger eine Auffoderung zur Unterzeichnung einer Eingabe an den Regierungsrath veröffentlicht, in welcher dieser ersucht wurde den dermaligen Policeidirector „wegen drolliger Amtsführung" durch einen andern zu ersetzen! Und siehe da, der Beamte fand für gut freiwillig abzutreten, ehe amtliche Schritte erfolgten. Ihr deutschen Philister, die ihr die schweizerischen Zustände so naserümpfend beurtheilt, versucht es einmal den geringsten Schreiberknecht zu entfernen den die Regierung angestellt hat! In der Schweiz weiß man daher Nichts von jenem exclusiven Beamtenthum das in der Monarchie eine besondere Kaste bildet, man stößt dort nicht bei jeder Wendung auf eines jener ängstlich bedenklichen Bureaukratengesichter denen die Staatswohlfahrt auf der Nasenspitze balancirt, die nach unten immer die Zähne und nach oben den wedelnden Schweif weisen, die zugleich die Donnerkeile des Allmächtigen schwingen, und den Hintern einem allergnädigsten Fußtritte darbieten....

Ich sage, die schweizerischen Verhältnisse, und mögen sie theilweise noch so große Uebelstände enthalten, sind um so viel erhabener über die des Auslandes, als ein freies Volk das sich selbst regiert über dem politischen Bediententhum steht. So mag factisch von einer reactionnairen Regierung in der Schweiz ein wahrer Despotismus ausgeübt werden, wie z. B. bisher in Luzern. Dieser factische Despotismus ist jedoch nicht so entmenschend, politisch nicht so tief gesunken als der principielle Absolutismus, und wäre er vom wohlwollendsten, besten Fürsten repräsentirt. Denn in Luzern war der Despotismus nicht Staatsprincip; er herrschte zwar factisch, allein er war nicht in dem ganzen Staatsorganismus begründet. Siegwart-Müller war in formeller Beziehung stets der Exequent des Volkswillens; der Canton Luzern gehörte nicht ihm; das Recht den Luzernern zu befehlen war nicht sein persönliches, sein erbliches Eigenthumsrecht; er hatte keinen Kronprinzen, keine Civilliste, keine Unterthanen, keine Trabanten, keine Staatsdiener, keinen fürstlichen Luxus: er war ein Bürger. Ein Zufall, veränderte Umstände stürzten ihn über Nacht, und eine vernünftige Ordnung der Dinge kehrte wieder. Die luzerner und freiburger Regierungen z. B., die noch jüngst die Geißel der Despotie so übermüthig geschwungen, wo sind sie jetzt? Sie sind dahin; ein Tag reichte hin sie zu stürzen. Der Absolutismus dagegen, den selbst ein Joseph II. repräsentirte, und wenn er ihn auch in der besten Absicht benutzt hatte, er herrscht noch, er hat blos seinen persönlichen Vertreter gewechselt. In der Schweiz ist das Staatsprincip die Freiheit, obgleich sie factisch unterdrückt sein kann und sein mag. In der Monarchie dagegen ist das Staatsprincip die Unfreiheit, obgleich sie vielleicht zufällig weniger drückend und auffallend ist als der factische Despotismus in der Republik. In der Schweiz ist die Freiheit Regel und die Unfreiheit Ausnahme; in der Monarchie ist das Verhältniß umgekehrt. Gewaltstreiche und Unterdrückung der Freiheit bilden dort einen Gegensatz zur Staatsverfassung, hier gehen sie unmittelbar aus ihr hervor; dort ist die Unfreiheit eine Inconsequenz, hier ist es die Freiheit; dort befindet sich eine reactionnaire Regierung im Widerspruche mit dem Geiste der Verfassung, hier ist der wohlwollende Autokrat, der liberale Fürst ein Opponent gegen sein eigenes Staatsprincip (weshalb, fügen wir hinzu, diese Opposition nie lange dauert, sondern, wie wir es in Würtemberg und Baiern erlebt haben, bald in den entschiedensten Gegensatz überschlägt und überschlagen muß). Censur z. B. ist im Königthum ein ganz organisches Institut, eine dem ganzen Organismus, der nur einen außerhalb des Volks liegenden Willen anerkennt, unentbehrliche Einrichtung, in der Republik dagegen ein widernatürliches Gebilde, ein fremder Körper. Aber es gibt doch, wird man mir entgegenhalten, Königthümer ohne Censur. Dies ist anscheinend allerdings richtig; allein erstens ist ein momentan bestehendes constitutionnelles, zwei Gegensätze in einem Organismus vereinigendes Zwittersystem eine factische, aber keine principielle Thatsache; zweitens ist Abwesenheit der Censur noch keine Preßfreiheit, und drittens ist England kein Königthum, sondern eine aristokratische Republik, deren scheinbares Oberhaupt in idyllischer Unschuld „am Gestade des Meeres Muscheln suchen gehen kann".

Der Verf. spricht im neunten Capitel über die veränderte Stellung der Schweiz zum Auslande seit dem Sturze des Patriciats; auch er weist nach, wie wir in dem ersten Artikel, daß die Diplomatie in ihrem Benehmen gegen die Schweiz sich vom Haß gegen die Demokratie und von Furcht vor der Republik hauptsächlich leiten ließ. Wie wir macht auch Hr. Abt auf die schmähliche Haltung der deutschen Presse gegen die Schweiz aufmerksam, welche sich sogar verleiten ließ mit anscheinender Inconsequenz die sonderbündlerische Rebellion zu vertheidigen. Wie gemein namentlich die augsburger „Allgemeine Zeitung" dabei verfuhr, beweist folgende mitgetheilte Geschichte (S. 353):

Am Anfang des vorigen Sommers (d. h. 1847) behauptete Jemand in einer Gesellschaft von Deutschen in Genf, er getraue sich der „Allgemeinen Zeitung" unter ganz unbekanntem Namen eine Correspondenz unterzuschieben, sobald diese im Sinne der Reaction gehalten sei. Ein Anderer erklärte Dies für unmöglich, und wettete für das Gegentheil.

Es wurde daher eine von Genf aus datirte Correspondenz verfaßt, worin über Radicale und Radicalismus, über Ochsenbein und Fazy ꝛc. tüchtig losgezogen, den Radicalen ein nahes Ende prophezeit und am Ende die stereotypen Phrasen über

den Revolutionnair Karl Heinzen losgelassen wurden. Der Verf. dieses Artikels nannte sich Dr. R. Berger, Hauslehrer bei der gräflich Dohna'schen Familie, mit welcher er gegenwärtig die Schweiz durchreise, und somit Gelegenheit habe „den Radicalismus an der Quelle zu studiren" und der „Allgemeinen Zeitung" gegen mäßiges Honorar darüber zu berichten. Der Artikel nebst Brief ging ab, und nach einiger Zeit war der erstere richtig in der „Allgemeinen Zeitung" zu lesen. Die Redaction dieses Blatts nahm somit die Arbeit eines Menschen in ihre Zeitung von dem sie bis jetzt auch nicht das Mindeste gehört hatte, der ihr in gar keiner Beziehung bekannt war, und der keinen andern Empfehlungsbrief aufzuweisen hatte als die Gemeinheit seiner Gesinnung. Dieser Mensch konnte das verworfenste Subject, er konnte ein Betrüger, ein Spion sein, aber er war willkommener Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung", sobald er sich als Gegner des demokratischen Princips in der Schweiz bewies. So steht es mit der Glaubwürdigkeit, so mit dem moralischen Werth der „Allgemeinen Zeitung"!

Diesem Geschichtchen ließe sich noch beifügen, daß eben diese „Allgemeine Zeitung" hartnäckig allen Denjenigen ihre Spalten verschloß welche die schweizerischen Verhältnisse in ihrem wahren Lichte darstellen wollten, selbst wenn sie die Einsender persönlich als Ehrenmänner kannte, selbst wenn die Berichtigungen ihrer verleumderischen Artikel mit aller Mäßigung abgefaßt waren, selbst wenn nur allgemein bekannte Actenstücke vom Standpunkte des Staatsrechts erörtert wurden.

Das Buch des Hrn. Abt schließt mit dem zehnten Artikel, in welchem er die Parteien, das Rechtsverhältniß zwischen Sonderbund und Tagsatzung, sowie die europäische Bedeutung des letzten Kampfes bespricht. Gern würden wir ihm auch hier folgen, da er sich, wie in den übrigen Abschnitten, zur principiellen Auffassung der Verhältnisse erhebt, und die Wahrheit seiner tief durchdachten Ansichten bis zur Evidenz beweist; allein es ist dieses letzte Capitel nebst dem Schlußworte so inhaltreich, daß es unmöglich wäre es in wenige Zeilen zusammenzufassen, eine ausführlichere Besprechung uns aber zu weit führen müßte. Uebrigens war es vorzugsweise unsere Absicht auf das bedeutende Buch des Hrn. Abt aufmerksam zu machen und zu dessen Lecture anzuregen; wir hoffen, daß es uns gelungen sein wird, wir wünschen es im Interesse der Zeit und des Vaterlandes, da eine genauere Bekanntschaft mit dem vorliegenden Werke ohne Zweifel wesentlich dazu beitragen wird irrige Ansichten nicht nur über die Schweiz, sondern auch über das Staatsleben im Allgemeinen, und dann insbesondere über Monarchie und Republik zu berichtigen. 46.

Nasologie.

Ref. erinnert sich kurzen und langen Aufsätzen über die Nase und deren Charakter in deutschen, französischen und englischen Zeitschriften begegnet zu sein. Aber ein erstes, die Nase und ihre Classification selbständig und ausführlich behandelndes Werk ist für ihn: „Nasology; or, hints towards a classification of noses; by *Eden Warwick*" (London 1848). Eine englische Zeitschrift beginnt ihre Anzeige desselben folgendermaßen: „Der Zusammenhang zwischen Leib und Seele ist ein so allgemein angenommener Satz, daß es schwerlich Ein Organ des erstern gibt von welchem nicht behauptet worden, daß es mehr oder weniger ein Zifferblatt der letztern sei. Der stoffliche Ton wird von dem innern bildenden Geiste geformt, und der äußere Mensch öffnet das vergängliche Zelt und zeigt den geistigen Inwohner. Ein schöner Körper soll der Sitz einer schönen Seele sein, und der Dichter sagt:

> Passions link'd to forms so fair
> And stately, nude must have their share
> Of noble sentiment.

Aus diesem allgemeinen Principe, ohne Berücksichtigung häufiger Ausnahmen, sind jene Pseudo-Wissenschaften hervorgegangen, die es sich zur Aufgabe gestellt die Eigenthümlichkeit des Geistes aus der Gestalt und Textur der einzelnen Theile des animalischen Gebäudes zu erkennen. Was hieran wahr sein mag, das wurde ehemals gewaltsam benutzt, um der Prophezeiung der Hexe oder der Zigeunerin einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben. Selbst heute noch streckt die Jungfrau der Wahrsagerin ihr Händchen hin, während die Schüler Lavater's die Geschichte ihres Geschlechts bis auf die frühesten Zeiten der Menschenwerdung zurückführen können. Abgesehen von ihren Irrthümern sind Handwahrsagerei, Physiognomik, Kraniologie und Phrenologie nur ebenso viele Ausdrücke für die thatsächliche Abhängigkeit des Körpers vom Geiste. Wir schweigen über das Zweckmäßige die Wissenschaft der Physiognomik in Theile zu spalten, obwol zum Behuf bloßer Classification die Einrichtung sehr bequem wäre. Die Menschen nach ihren Gesichtern oder auf Grund eines verwickelten Systems nach ihren Kopfbeulen zu ordnen ist kein Spaß. Nehmen wir einen einzelnen Theil, wie das Haar, die Ohren, die Augen oder die Nase, und die Aufgabe wird wunderbar einfach. Der Haupttadel des vorliegenden Werks besteht in dem mangelhaften Beweise, daß die in andern Körpertheilen einzeln auftretenden Auslassungen des Geistes sich an der Nase vereinigen. Dies ist — wir sagen es ungern — ein Fundamentalfehler in einem Buche das einer Wissenschaft dienen soll welcher wir schon wegen der Leichtigkeit ihrer Anwendung und der unschweren Prüfung des betreffenden Theils das Prognostikon stellen, daß sie ohne Weiteres die Phrenologie aus dem Felde treiben wird."

Indem der Verf. die Nase zum Erkennungszeichen der geistigen Charakteristik des Menschen macht, nimmt er sechs Arten derselben an — die römische oder Adlersnase, die griechische oder gerade Nase, die Denkers- oder weit geschlitzte Nase, die jüdische, die Stumpfnase und die aufgestülpte oder himmlische Nase. Seiner Behauptung zufolge verbürgt die Adlersnase „große Entschlossenheit, beträchtliche Energie, Festigkeit, Mangel an Bildung und Rücksichtslosigkeit für die bienséances des Lebens", die griechische Nase „Bildung, Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften, Verschmitztheit, Listigkeit und eine Bevorzugung indirecter vor directer Handlung". Die Verschmelzung beider Nasenarten zu Einer gibt „die erhabenste und schönste Form deren das Organ fähig ist". Wer die Geschicke von Nationen gelenkt, Julius Cäsar, Alexander der Große und Napoleon, jeder hat solche Nase gehabt. Was die Denkersnase andeutet, liegt im Worte, und da der Verf. die durch sie verkündete geistige Fähigkeit scharfer Forschung und ernsten, ausdauernden Nachdenkens für die höchste erklärt, ist es Seiten des „Athenaeum" kein übler Einfall, daß muthmaßlich der Verf. eine derartige Nase besitzt. Die jüdische Nase ist der Index „ungewöhnlicher Pfiffigkeit in weltlichen Dingen, eines tiefen Einblicks in den Charakter Anderer und einer großen Gewandtheit davon Nutzen zu ziehen". Der Verf. weist jedoch diese Nase keineswegs den Hebräern allein zu. Sie findet sich ebenso oft in christlichen Gesichtern, und könnte richtiger die geldgierige Nase heißen. Mit wahrer Betrübniß wendet sich der Verf. zur Stumpf- und Stulpnase. „Man schaudert bei dem Gedanken", sagt er, „zu dem fürchterlichen Bathos, der einfältigen Richtigkeit dieser Nasen hinabsteigen zu müssen. Vielleicht erwartet der Leser, daß wir uns darüber sehr spaß-

haft auslassen werden. Ganz gewiß nicht; Nichts weniger als Dies. Eine Stumpf- und Stulpnase ist für uns ein Gegenstand schmerzlichster Betrachtung. Wir sehen darin einen Beweis der Ausartung des Menschengeschlechts. Wir fühlen, daß solche nicht die Form von Adam's Nase war, daß der Originaltypus abhanden gekommen, die Schlechtigkeit des menschlichen Herzens sich den Gesichtszügen mitgetheilt, und eine Zeile von Cowper sich parodiren läßt:

God made the Roman and man made the Snub.

Ein Glück für unsere Hypothese und ein Trost für unsern Schmerz beruht darin, daß wir nicht ein einziges Beispiel einer Stumpf- oder Stulpnase an berühmten Männern haben entdecken können, Einige ausgenommen, die nicht wegen ihrer Handlungen, sondern aus Artigkeit gefeiert worden sind, nicht durch ihren Werth, sondern durch ihre Stellung hervorgeragt haben."

Die Schlußcapitel des Buchs handeln von weiblichen und nationalen Nasen. In Betreff der erstern brauchen die schönen Leserinnen nicht an den Spiegel zu gehen. Sie kommen unglaublich gut weg. Der Verf. meint: ohne einen kleinen hiatus in der Prosodie könnte ein Vers von Pope lauten:

Most women have no noses at all.

Das Besprechen der nationalen Nasen veranlaßt interessante Bemerkungen über die Racen. Ob sie richtig oder falsch sind, mögen Ethnologen entscheiden. 10.

Notizen aus England.

Ein drei englische Meilen langes Gemälde.

Vor fünf oder sechs Jahren, als ein amerikanischer Handwerksbursche, John Banvard mit Namen, den Mississippi hinabfuhr, hörte er Jemand sagen, Amerika besitze zwar die malerischsten und prachtvollsten Landschaften, aber keinen Künstler sie zu malen. Da schoß ihm der Gedanke auf, dieser Künstler zu werden. Weder Geldgewinn noch künstlerischer Ruhm war der Zielpunkt seines Strebens; er beabsichtigte blos, das größte Bild zu malen. Und diesen Zweck hat er muthmaßlich erreicht, denn sein jetzt zur Ausstellung in London angekündigtes „Panorama des Mississippi" ist drei englische Meilen, ungefähr fünf Viertel Wegstunden lang, folglich über die Länge der bekannten Panoramabänder der Elbe, der Donau, des Rheins und der Loire weit hinaus. Wie er sein Vorhaben durchgeführt, berichtet er in einer das Panorama erklärenden Schrift, die sich ganz hübsch liest. Ihr zufolge wurde er in Neuyork geboren und in Kentucky erzogen, zählt indeß unter den reichen Kaufherren des erstern Orts ebenso wenig Verwandte wie unter den wilden Enthusiasten des letztern, dieses Synonyms für Alles, was im amerikanischen Charakter gut, schlecht und lächerlich ist; er hat all sein Wissen und Geschick durch sich selbst und die Mittel zur Anfertigung seines Gemäldes durch einen kleinen Handel an den Ufern des mächtigen Stroms erworben. Während desselben entwarf er im Laufe von 400 Tagen die erfoderlichen Zeichnungen. In offenem Kahne schwamm er Tausende von Meilen den oft mehr als zwei Meilen breiten Strom hinüber und herüber, ruderte sich Schwielen in die Hände, ließ von der Sonne seine Haut zu „Juchtenleder gerben", und rastete an den zur Aufnahme der Gegend geeignetesten Stellen. Senkte sich dann die Sonne zum Untergehen, suchte er eine einsame und sandige Bucht, zog den Kahn aus dem Wasser, hing die Flinte über und ging ins Holz auf die Jagd. Mit dem erlegten Wilde kehrte er zurück, bereitete es zum Rösten an dem angezündeten Feuer, aß es mit einem Zwieback, wenn er ihn hatte, trank Flußwasser, stülpte den Kahn um, kroch darunter, wickelte sich in eine wollene Decke, legte den Kopf auf seine Mappe, grub die Füße in den Sand, und schlief bis am Morgen, wo er nach gemachter Toilette und beendigtem Frühstück das gestrige Werk fortsetzte. Als er mit den Zeichnungen fertig war, verkaufte er den Kahn, baute sich bei Louisville in Kentucky eine Hütte und malte hier sein drei Meilen langes Bild, „ein echt vaterländisches Product", wie er sagt, „denn die Fabrikmädchen von Lowell haben das Garn gesponnen, aus welcher sie die Leinwand gewebt". Ueber den Kunstwerth wird die englische Kritik mit dem Urtheile nicht säumen. In Amerika haben laut beigefügter Zeugnisse General Briggs, Gouverneur von Massachusetts, in einer öffentlichen Versammlung das Product „ein wundervolles und außerordentliches" genannt, und Calhoun, Präsident des Senats, unterstützt von Bradbury, Sprecher im Hause der Repräsentanten, darauf angetragen, „der Congreß möge seine hohe Bewunderung der Kühnheit und Originalität des Gedankens sowie des unermüdeten Fleißes des jungen und talentreichen Künstlers bei Ausführung seines herculischen Werkes aussprechen", was auch einstimmig geschehen.

England unter den drei Georgen.

Das „Athenaeum" hat muthmaßlich Jedem aus der Seele geschrieben, indem es ein auf Caricaturen und Tagssatiren gegründetes Geschichtswerk eine neue Idee nennt. Ein solches Werk nämlich aus der Feder des durch seine antiquarischen Forschungen besonders im Gebiete der angelsächsischen Literatur sich hervorgethanen Thomas Wright ist: „England under the house of Hanover, its history and condition during the reigns of the three Georges, illustrated from the caricatures and satires of the day" (2 Bde., London 1848). Aber nicht jede neue Idee erprobt sich in der Praxis. „Der Einfall", sagt das „Athenaeum", „hat sein Verdienst, einigermaßen auch die Ausführung. Hr. Wright hatte den Kopf zu voll von angelsächsischen und frühenglischen Studien, als daß er das Buch zu Dem hätte machen können was es sein sollte, und Hr. Fairholt, der zur Erläuterung ziemlich 200 Facsimiles beigesteuert, ist in seiner Kunst höchstens Dilettant. Hr. Wright hat daher nicht nur keineswegs immer die schlagendsten Sachen ausgewählt, sondern viele der bezeichnendsten Satiren gänzlich übersehen, während Hr. Fairholt uns zu häufig Caricatur-Fragmente gibt, denen der charakteristische Ausdruck des Originals abgeht." Nachdem das „Athenaeum" diese Behauptungen hinreichend belegt, schließt es mit den Worten: „Herr Wright ist ein gewandter Schriftsteller, ein Mann von Talent und Forschergeist; doch sein «England under the house of Hanover» können wir nur insofern empfehlen, als es ein guter mangelhaft behandelter Gegenstand ist, der für einen Andern Viel zu thun übrig läßt."

Handschriften von Lord Byron.

Im Laufe des Monats September kamen bei den Herren Puttick und Simpson in London einige Handschriften von Lord Byron unter den Hammer, deren Preise dafür zeugen, daß weder die Autographensammler ausgestorben sind, noch Lord Byron ein verschollener Name ist. Zugeschlagen wurden: „Der Fluch Minerva's", 13 Quartseiten, durchaus corrigirt und unvollständig, für 10 Pf. St.; das bekannte Lied „Mädchen von Athen, eh' wir scheiden ꝛc.", für 4 Pf. St. 4 Schill.; das Gedicht „Waterloo", aus dem Französischen, vier Quartseiten, für 4 Pf. St. 15 Schill.; „Zeilen auf eine aus einem Schädel geformte Tasse", zwei Quartseiten, für 7 Pf. St.; „Zeilen auf die Elgin'schen Marmors", zwei Folioseiten, 3 Pf. St.; die Anfangsverse von „Englische Sänger und schottische Kritiker", mit Bleistift geschrieben und später mit Tinte corrigirt, für 5 Pf. St. „Minerva's Fluch" und „Mädchen von Athen" kamen an den Buchhändler Murray, dessen Sammlung Byron'scher Autographen die reichste von allen ist. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 341. —— 6. December 1848.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Erster und zweiter Band. Leipzig, Weber. 1848. 8. Für drei Bände 5 Thlr. 20 Ngr.

Aus der Geschichte der deutschen Schauspielkunst läßt sich bei einigem Talent allerdings ein interessanter Stoff entlehnen. Die Sittengeschichte des Mittelalters wie der Neuzeit knüpft sich so nahe und natürlich an die Geschichte der Bühne an, daß ihre Gemälde sehr oft ineinanderfließen, und eine Geschichte des Schauspielwesens in Deutschland fast nothwendig zu einer Geschichte der Sitten werden muß. Dieses zugleich ernste und heitere Element seiner Aufgabe hat der Verf. mit sicherm Blick erkannt, und bei reichem Material und kunstgeübter Hand ein so anziehendes Buch geliefert, als der Gegenstand und seine Durchforschung nur irgend erwarten ließen. Wir haben ihm für diesen Versuch die Entwickelung deutscher Gesittung und Sitte an einer Darstellung der deutschen Bühnenentwickelung deutlich zu machen — denn so fassen wir seine Aufgabe — im Namen der Kunst wie in dem der Geschichte lebhaften Dank zu sagen. Die Ausbeute welche ein solches mit Begabung und Fleiß geschriebenes Werk liefert verspricht jedenfalls ergiebig und unterhaltend zu sein, und wir denken im Nachstehenden zu zeigen, daß sie es überall ist, wo man diesen reichen Schacht verwandter Studien nur immer anbrechen mag. Der Verf. führt uns vorüber, wie er sagt, an dem Heiligthum der Kirche, dem Gewühl des Mummenschanzes, an dem Plunder bettelhafter Komödiantenbanden und den Trümmern jämmerlicher Budenwirthschaft, die ein trüber Schimmer der Opernpracht beleuchtet, manchen verstreuten Kranz auflesend und manche Scheintrophäe in Staub zerdrückend.

Die „Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst", welcher der erste vor uns liegende Band gewidmet ist, leitet der Verf. mit einer Uebersicht des Zustandes der Schauspielkunst bei den Juden, Indern, Chinesen und Griechen ein. Ueberall weist sich der Ursprung des Dramas aus dem Gottesdienste klar nach. Es steht überhaupt fest, daß unter den Kunsttrieben des Menschengeschlechts, sowol im Leben des Einzelnen wie in dem der Völker, keiner früher erwacht und zur Geltung kommt als der der Nachahmung von Wort und Handlung. Das Kind, beim ersten Erwachen des Seelenlebens, ahmt Ton und Art des Thiers nach; später fällt Jäger, Hund, Soldat, Schule, Kutscher u. s. w. in den Kreis seines mimischen Kunsttriebs, lange bevor es an Nachbildung von Gestalten durch Griffel oder Wachs denkt. Gleiches geschieht im Völkerleben: der dramatische Kunsttrieb — der stärkste und allgemeinste unsers Geschlechts — wirft sich schon auf erster Culturstufe der Völker auf pantomimische Tänze und Darstellungen: symbolische Geberden, liturgische Wechselreden bilden den ursprünglichsten Gottesdienst. Aus diesen symbolischen Liturgien ist bei allen Völkern der Erde das Drama erwachsen. Dem uralten Inder ist es ein Geschenk des Brahma, der die Genien und Nymphen des Indra (Luftkreises) darin unterwies; Halbgötter und Helden blieben ihm stets die Hauptpersonen seiner reichen dramatischen Welt, und religiöse Symbolik ihr Stoff und Gegenstand. Er gelangte mittels vollständigster Abstraction vom Realen dahin die „Geburt des Begriffs" dramatisch zu behandeln, und zwischen Verstand und Offenbarung eine Ehe zu vermitteln, die den „Begriff" erzeugt, der sich zum Schluß dem „Urgeist" in die Arme wirft! Die Hebräer gelangten nicht über die Pantomime, den symbolischen Tanz und die Wechselgesänge der Psalmen, über Hiob und Esther hinaus; die Chinesen verloren sich ins biographische und novellistische Element; die Mohammedaner blieben dem jüdischen Typus treu; nur die Griechen flochten dem gottesdienstlichen Elemente das reale Leben und die Kunstform bei. Wie das griechische Drama aus dem dithyrambischen Chor zu Ehren des Gottes Dionysios entstand, wie Aeschylos zuerst einen zweiten Schauspieler einführte, Sophokles den dritten hinzufügte, und wie die Bedingungen des attischen Dramas sich hieraus naturgemäß entwickelten, wie diese Formen die christliche Urliturgie vorbildeten, als es darauf ankam den nur in Anschauungen lebenden Völkern eine sinnbildliche Handlung in symbolischen Formen zu geben, welche die Geburt des Heilandes, das Erlösungswerk, den Tod darzustellen hatten: — alles Dies ist bei dem Verf. selbst nachzulesen. Genug, die Feier der einzelnen Kirchenfeste, die Weihnacht, Ostern u. s. w., wurden zu Versuchen geschlossene Handlungen in dramatischer Form auszuprägen, zum Quell des gottesdienstlichen Dramas, des Myste-

haft auslassen werden. Ganz gewiß nicht; Nichts weniger als Dies. Eine Stumpf- und Stulpnase ist für uns ein Gegenstand schmerzlichster Betrachtung. Wir sehen darin einen Beweis der Ausartung des Menschengeschlechts. Wir fühlen, daß solche nicht die Form von Adam's Nase war, daß der Originaltypus abhanden gekommen, die Schlechtigkeit des menschlichen Herzens sich den Gesichtszügen mitgetheilt, und eine Zeile von Cowper sich parodiren läßt:

God made the Roman and man made the Snub.

Ein Glück für unsere Hypothese und ein Trost für unsern Schmerz beruht darin, daß wir nicht ein einziges Beispiel einer Stumpf- oder Stulpnase an berühmten Männern haben entdecken können, Einige ausgenommen, die nicht wegen ihrer Handlungen, sondern aus Artigkeit gefeiert worden sind, nicht durch ihren Werth, sondern durch ihre Stellung hervorgeragt haben."

Die Schlußcapitel des Buchs handeln von weiblichen und nationalen Nasen. In Betreff der erstern brauchen die schönen Leserinnen nicht an den Spiegel zu gehen. Sie kommen unglaublich gut weg. Der Verf. meint: ohne einen kleinen hiatus in der Prosodie könnte ein Vers von Pope lauten:

Most women have no noses at all.

Das Besprechen der nationalen Nasen veranlaßt interessante Bemerkungen über die Racen. Ob sie richtig oder falsch sind, mögen Ethnologen entscheiden. 10.

Notizen aus England.

Ein drei englische Meilen langes Gemälde.

Vor fünf oder sechs Jahren, als ein amerikanischer Handwerksbursche, John Banvard mit Namen, den Mississippi hinabfuhr, hörte er Jemand sagen, Amerika besitze zwar die malerischsten und prachtvollsten Landschaften, aber keinen Künstler sie zu malen. Da schoß ihm der Gedanke auf, dieser Künstler zu werden. Weder Geldgewinn noch künstlerischer Ruhm war der Zielpunkt seines Strebens; er beabsichtigte blos, das größte Bild zu malen. Und diesen Zweck hat er muthmaßlich erreicht, denn sein jetzt zur Ausstellung in London angekündigtes „Panorama des Mississippi" ist drei englische Meilen, ungefähr fünf Viertel Wegstunden lang, folglich über die Länge der bekannten Panoramabänder der Elbe, der Donau, des Rheins und der Loire weit hinaus. Wie er sein Vorhaben durchgeführt, berichtet er in einer das Panorama erklärenden Schrift, die sich ganz hübsch liest. Ihr zufolge wurde er in Neuyork geboren und in Kentucky erzogen, zählt indeß unter den reichen Kaufherren des erstern Orts ebenso wenig Verwandte wie unter den wilden Enthusiasten des letztern, dieses Synonyms für Alles, was im amerikanischen Charakter gut, schlecht und lächerlich ist; er hat all sein Wissen und Geschick durch sich selbst und die Mittel zur Anfertigung seines Gemäldes durch einen kleinen Handel an den Ufern des mächtigen Stroms erworben. Während desselben entwarf er im Laufe von 400 Tagen die erfoderlichen Zeichnungen. In offenem Kahne schwamm er Tausende von Meilen den oft mehr als zwei Meilen breiten Strom hinüber und herüber, ruderte sich Schwielen in die Hände, ließ von der Sonne seine Haut zu „Juchtenleder gerben", und rastete an den zur Aufnahme der Gegend geeignetesten Stellen. Senkte sich dann die Sonne zum Untergehen, suchte er eine einsame und sandige Bucht, zog den Kahn aus dem Wasser, hing die Flinte über und ging ins Holz auf die Jagd. Mit dem erlegten Wilde kehrte er zurück, bereitete es zum Rösten an dem angezündeten Feuer, aß es mit einem Zwieback, wenn er ihn hatte, trank Flußwasser, stülpte den Kahn um, kroch darunter, wickelte sich in eine wollene Decke, legte den Kopf auf seine Mappe, grub die Füße in den Sand, und schlief bis am Morgen, wo er nach gemachter Toilette und beendigtem Frühstück das gestrige Werk fortsetzte. Als er mit den Zeichnungen fertig war, verkaufte er den Kahn, baute sich bei Louisville in Kentucky eine Hütte und malte hier sein drei Meilen langes Bild, „ein echt vaterländisches Product", wie er sagt, „denn die Fabrikmädchen von Lowell haben das Garn gesponnen, aus welcher sie die Leinwand gewebt". Ueber den Kunstwerth wird die englische Kritik mit dem Urtheile nicht säumen. In Amerika haben laut beigefügter Zeugnisse General Briggs, Gouverneur von Massachusetts, in einer öffentlichen Versammlung das Product „ein wundervolles und außerordentliches" genannt, und Calhoun, Präsident des Senats, unterstützt von Bradbury, Sprecher im Hause der Repräsentanten, darauf angetragen, „der Congreß möge seine hohe Bewunderung der Kühnheit und Originalität des Gedankens sowie des unermüdeten Fleißes des jungen und talentreichen Künstlers bei Ausführung seines herculischen Werkes aussprechen", was auch einstimmig geschehen.

England unter den drei Georgen.

Das „Athenaeum" hat muthmaßlich Jedem aus der Seele geschrieben, indem es ein auf Caricaturen und Tagssatiren gegründetes Geschichtswerk eine neue Idee nennt. Ein solches Werk nämlich aus der Feder des durch seine antiquarischen Forschungen besonders im Gebiete der angelsächsischen Literatur sich hervorgethanen Thomas Wright ist: „England under the house of Hanover, its history and condition during the reigns of the three Georges, illustrated from the caricatures and satires of the day" (2 Bde., London 1848). Aber nicht jede neue Idee erprobt sich in der Praxis. „Der Einfall", sagt das „Athenaeum", „hat sein Verdienst, einigermaßen auch die Ausführung. Hr. Wright hatte den Kopf zu voll von angelsächsischen und frühenglischen Studien, als daß er das Buch zu Dem hätte machen können was es sein sollte, und Hr. Fairholt, der zur Erläuterung ziemlich 200 Facsimiles beigesteuert, ist in seiner Kunst höchstens Dilettant. Hr. Wright hat daher nicht nur keineswegs immer die schlagendsten Sachen ausgewählt, sondern viele der bezeichnendsten Satiren gänzlich übersehen, während Hr. Fairholt uns zu häufig Caricaturfragmente gibt, denen der charakteristische Ausdruck des Originals abgeht." Nachdem das „Athenaeum" diese Behauptungen hinreichend belegt, schließt es mit den Worten: „Herr Wright ist ein gewandter Schriftsteller, ein Mann von Talent und Forschergeist; doch sein «England under the house of Hanover» können wir nur insofern empfehlen, als es ein guter mangelhaft behandelter Gegenstand ist, der für einen Andern Viel zu thun übrig läßt."

Handschriften von Lord Byron.

Im Laufe des Monats September kamen bei den Herren Puttick und Simpson in London einige Handschriften von Lord Byron unter den Hammer, deren Preise dafür zeugen, daß weder die Autographensammler ausgestorben sind, noch Lord Byron ein verschollener Name ist. Zugeschlagen wurden: „Der Fluch Minerva's", 13 Quartseiten, durchaus corrigirt und unvollständig, für 10 Pf. St.; das bekannte Lied „Mädchen von Athen, eh' wir scheiden ꝛc.", für 4 Pf. St. 4 Schill.; das Gedicht „Waterloo", aus dem Französischen, vier Quartseiten, für 4 Pf. St. 15 Schill.; „Zeilen auf eine aus einem Schädel geformte Tasse", zwei Quartseiten, für 7 Pf. St.; „Zeilen auf die Elgin'schen Marmors", zwei Folioseiten, 3 Pf. St.; die Anfangsverse von „Englische Sänger und schottische Kritiker", mit Bleistift geschrieben und später mit Tinte corrigirt, für 5 Pf. St. „Minerva's Fluch" und „Mädchen von Athen" kamen an den Buchhändler Murray, dessen Sammlung Byron'scher Autographen die reichste von allen ist. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 341. —— 6. December 1848.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Erster und zweiter Band. Leipzig, Weber. 1848. 8. Für drei Bände 5 Thlr. 20 Ngr.

Aus der Geschichte der deutschen Schauspielkunst läßt sich bei einigem Talent allerdings ein interessanter Stoff entlehnen. Die Sittengeschichte des Mittelalters wie der Neuzeit knüpft sich so nahe und natürlich an die Geschichte der Bühne an, daß ihre Gemälde sehr oft ineinanderfließen, und eine Geschichte des Schauspielwesens in Deutschland fast nothwendig zu einer Geschichte der Sitten werden muß. Dieses zugleich ernste und heitere Element seiner Aufgabe hat der Verf. mit sicherm Blick erkannt, und bei reichem Material und kunstgeübter Hand ein so anziehendes Buch geliefert, als der Gegenstand und seine Durchforschung nur irgend erwarten ließen. Wir haben ihm für diesen Versuch die Entwickelung deutscher Gesittung und Sitte an einer Darstellung der deutschen Bühnenentwickelung deutlich zu machen — denn so fassen wir seine Aufgabe — im Namen der Kunst wie in dem der Geschichte lebhaften Dank zu sagen. Die Ausbeute welche ein solches mit Begabung und Fleiß geschriebenes Werk liefert verspricht jedenfalls ergiebig und unterhaltend zu sein, und wir denken im Nachstehenden zu zeigen, daß sie es überall ist, wo man diesen reichen Schacht verwandter Studien nur immer anbrechen mag. Der Verf. führt uns vorüber, wie er sagt, an dem Heiligthum der Kirche, dem Gewühl des Mummenschanzes, an dem Plunder bettelhafter Komödiantenbanden und den Trümmern jämmerlicher Budenwirthschaft, die ein trüber Schimmer der Opernpracht beleuchtet, manchen verstreuten Kranz auflesend und manche Scheintrophäe in Staub zerdrückend.

Die „Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst", welcher der erste vor uns liegende Band gewidmet ist, leitet der Verf. mit einer Uebersicht des Zustandes der Schauspielkunst bei den Juden, Indern, Chinesen und Griechen ein. Ueberall weist sich der Ursprung des Dramas aus dem Gottesdienste klar nach. Es steht überhaupt fest, daß unter den Kunsttrieben des Menschengeschlechts, sowol im Leben des Einzelnen wie in dem der Völker, keiner früher erwacht und zur Geltung kommt als der der Nachahmung von Wort und Handlung. Das Kind, beim ersten Erwachen des Seelenlebens, ahmt Ton und Art des Thiers nach; später fällt Jäger, Hund, Soldat, Schule, Kutscher u. s. w. in den Kreis seines mimischen Kunsttriebs, lange bevor es an Nachbildung von Gestalten durch Griffel oder Wachs denkt. Gleiches geschieht im Völkerleben: der dramatische Kunsttrieb — der stärkste und allgemeinste unsers Geschlechts — wirft sich schon auf erster Culturstufe der Völker auf pantomimische Tänze und Darstellungen: symbolische Geberden, liturgische Wechselreden bilden den ursprünglichsten Gottesdienst. Aus diesen symbolischen Liturgien ist bei allen Völkern der Erde das Drama erwachsen. Dem uralten Inder ist es ein Geschenk des Brahma, der die Genien und Nymphen des Indra (Luftkreises) darin unterwies; Halbgötter und Helden blieben ihm stets die Hauptpersonen seiner reichen dramatischen Welt, und religiöse Symbolik ihr Stoff und Gegenstand. Er gelangte mittels vollständigster Abstraction vom Realen dahin die „Geburt des Begriffs" dramatisch zu behandeln, und zwischen Verstand und Offenbarung eine Ehe zu vermitteln, die den „Begriff" erzeugt, der sich zum Schluß dem „Urgeist" in die Arme wirft! Die Hebräer gelangten nicht über die Pantomime, den symbolischen Tanz und die Wechselgesänge der Psalmen, über Hiob und Esther hinaus; die Chinesen verloren sich ins biographische und novellistische Element; die Mohammedaner blieben dem jüdischen Typus treu; nur die Griechen flochten dem gottesdienstlichen Elemente das reale Leben und die Kunstform bei. Wie das griechische Drama aus dem dithyrambischen Chor zu Ehren des Gottes Dionysios entstand, wie Aeschylos zuerst einen zweiten Schauspieler einführte, Sophokles den dritten hinzufügte, und wie die Bedingungen des attischen Dramas sich hieraus naturgemäß entwickelten, wie diese Formen die christliche Urliturgie vorbildeten, als es darauf ankam den nur in Anschauungen lebenden Völkern eine sinnbildliche Handlung in symbolischen Formen zu geben, welche die Geburt des Heilandes, das Erlösungswerk, den Tod darzustellen hatten: — alles Dies ist bei dem Verf. selbst nachzulesen. Genug, die Feier der einzelnen Kirchenfeste, die Weihnacht, Ostern u. s. w., wurden zu Versuchen geschlossene Handlungen in dramatischer Form auszuprägen, zum Quell des gottesdienstlichen Dramas, des Myste-

riums. Daß sich hieran, ähnlich jenen indischen Begriffsdramen, die Gattung der Moralitäten anknüpfte, folgte bei der Entwickelung und der allgemeinen Verbreitung der Mysterienspiele von selbst. Besonders galt Dies für die romanischen Länder, Italien, Spanien, Frankreich, wo die Glut der Begeisterung, der größere Reichthum der Klöster, Kirchen und Brüderschaften und die sinnlichere Natur der Völker dieser Art öffentlicher Schauspiele bald eine große Volksgunst zuwendete. In der hier anknüpfenden Entwickelung der Schauspielkunst gingen diese Völker uns daher auch weit voran. So aber konnte es geschehen, daß in unserm Vaterlande die dramatische Kunst, durch die Kirche eingeführt, lange Zeit nur religiöse Empfindungen und Anschauungen zum Gegenstande hatte, und daß die gottesdienstlichen dramatischen Vorstellungen zu den ersten und wirksamsten Culturmitteln des Volks zu rechnen waren.

Wie lange die Kunst auf diese engere Sphäre beschränkt geblieben sein würde, wenn nicht zwei an sich ganz unbedeutende Umstände diese Schranke gestürzt hätten, ist nicht abzusehen. Diese beiden Umstände, oft völlig übersehen, bestanden darin, daß mit den dramatischen Kirchenfesten sich fast überall Messen und Märkte verbanden, die eine große Zuschauermenge herbeizogen. Um diesen den Inhalt der Darstellungen verständlich zu machen war es nöthig die Handlung zunächst in der Volkssprache zu erläutern, neben dem lateinischen Text der Recitation eine deutsche Erklärung desselben einzuführen. Hiernächst zeigte sich das Bedürfniß in den Pausen der Darstellung, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erhalten, launige Zwischenspiele einzuführen; und zu diesen bot sich der Stoff ganz besonders durch den Kaufmann welcher den Heiligen drei Königen die Salben und Myrrhen verkaufte, daher diese Intermezzos zuerst den „Heiligen Dreikönigs-Abend" begleiteten. Der Kaufmann erhielt einen einfältigen Diener neben sich, der allerhand Ungeschicktes ausführte, und hiermit den Zuschauern zu lachen gab. Diesem geringen Umstande entfloß die Erweiterung der geistlichen Spiele zu einer Kunstproduction, mit der die ersten Grundlagen des ganzen dramatischen Gebiets angedeutet waren. Die deutsche Paraphrase der Bibeltexte ging in den gereimten Vers über, das Intermezzo war ursprünglich im Volksidiom, das Fastnachtspiel war hiermit gegeben, und da es nahe lag den abstracten Begriffen der Tugenden und der Laster wie der Moralitäten Personen als Träger dieser Begriffe unterzuschieben, so war das Drama wie wir es begreifen geboren. Diese ersten Keime der eigentlichen Schauspielkunst gehen so weit zurück, daß man Nachricht hat von einem vor Karl dem Großen aufgeführten Spiele dieser Art in friesischer Mundart, dessen Verf. Abt Angilbert sein sollte. Sehr früh, im 12. Jahrhundert, traten die Marienschauspiele hinzu, welche die drei Marien, von Priestern dargestellt, in irdischen Handlungen zeigten: in den Scenen welche die Kindheit Jesu darstellten kommen selbst schon im 12. Jahrhundert Spuren des Batt (Bathe) als einer lustigen Person vor, und Malchus, dem Petrus das Ohr abhaut, erscheint gleichfalls als eine heitere Zwischenfigur, z. B.:

Jesus.
Din Ohre setzen ich dir wieder an
Als ich wol meisterliche kann.

Malchus.
Jhesus ist ein viel guder Mann,
Er kann wol setzen Ohren an.

In den romanischen Ländern, voll der Erinnerungen an römische Possen, trat die Komik noch viel kecker auf. Es kam zu Narren- und Eselsfestspielen, zu Markt- und Prügelscenen, die bald in Deutschland Nachahmung fanden. Der Arzt (Quacksalber) und sein Diener wurden hier stehende Figuren, wie sie es noch heute in Italien sind, und die sogenannten Teufelsspiele, Diableries, nöthigten schon 1210 Papst Innocenz den Gebrauch der Meßgewänder bei den Mysterien zu verbieten.

So sind wir auf den Punkt angekommen, wo das aus recitirten Bibeltexten entsprungene Schauspiel anfing Charaktere frei nachzubilden, ohne jedoch mehr als eine „tradirte" Handlung schüchtern darzustellen. Indessen schweift die Wahl der Stoffe schon über die heiligen Geschichten in den Kreis der Sage hinaus, und die Mittel der Darstellung mehren sich dergestalt, daß die bekannte frankfurter Dirigirrolle aus dem 15. Jahrhundert uns nicht nur Stücke mit 267 darstellenden Personen, sondern auch mit fast unglaublichem Apparat, Maschinerien und Decorationswerken aufführt. Da muß der Gichtbrüchige wirklich auf seinem Bett liegen, Johannes' abgeschlagenes Haupt sichtbar erscheinen, aller Apparat zu Jesu Marter genau vorhanden sein; da müssen Kinder Palmen streuen, und die Wundenmale am Leibe des Darstellers des Heilandes genau gemalt sein, ja das Krähen des Hahns, der Donner bei der Auferstehung dürfen nicht fehlen, und der Oelberg muß mit Bäumen von „orientalischer Gattung" besetzt sein. Abgehauene Köpfe müssen drei mal aufspringen, und die übereinander angebrachten dreistöckigen Bühnen gaben Gelegenheit die Seelen in der Hölle, die unten angebracht war, den Lucifer auf Erden, welcher die Mitte einnahm, und den Thron des Vaters, den Sitz der Herrlichkeit im obersten Stockwerk, wo des Höchsten Lob halb gesungen, halb gesprochen wurde, darzustellen. Ja, wir haben Nachricht von einer 1427 zu Metz errichteten Bühne, welche aus neun Stockwerken und einer Unzahl scenischer Bilder in künstlichster Anordnung bestand.

Wir haben uns gewöhnt allen diesen Pomp des Mittelalters als kindische Spielerei anzusehen und mit einem Lächeln der Geringschätzung darauf zurückzublicken. Nur Wenige ahnen, welche Kunstanstrengung, welche Macht, und endlich welche ernste, ja überwältigende Wirkung diesen Darstellungen beiwohnte, gegen welche die spätern Anstrengungen der Oper überaus matt und geringfügig erscheinen. Dies wird uns deutlich, wenn wir dem Verf. bei der Zergliederung einer dieser dramatisirten Sagen folgen, in welcher sich freilich eine ganz besondere Kraft und Kühnheit der Erfindung kundgibt. Es

ist das „Spil von Frau Jutten, welche Bapst zu Rom gewesen", 1480 von Schernbeck verfaßt. Der Leser urtheile von der Wirkung welche die Darstellung dieses Stücks auf ein kindliches, unverwöhntes Publicum machen mußte! Die Handlung beginnt im Höllenrachen; Lucifer, von seinen Geistern umschwärmt in Lobgesängen, sendet zwei Teufel auf die Erde, um die gelehrte Jungfrau Jutta zu dem Ehrgeiz aufzustacheln als Mann verkleidet nach den höchsten Ehren zu ringen: sie bieten ihr

zum Lohne
Eine fevrige Krone,
Die ist gar wohl behangen
Mit Nattern und mit Schlangen.

Jutta rüstet sich zum Werk, und bezieht mit ihrem Buhlen, einem Geistlichen, die Universität Paris, indem sie von einer Seite der Bühne abgehen und von der andern in Paris ankommen. „Unterdeß singet man Etwas", heißt es im Text. Nach Beendigung des Liedes hat Jutta ausstudirt und wird zum Doctor gemacht. Sie kommt nun nach Rom, tritt in den Dienst des Papstes, wird Cardinal und nach des Papstes Tode zum Papst gewählt. Nun beginnt die Kraft der Situation sich zu zeigen. Sie ist soeben gekrönt, und steht nun auf dem Gipfel ihrer ehrgeizigen Wünsche, umgeben von aller Pracht der Kirche; da naht die Katastrophe. Sie soll einen bösen Geist bannen, und zwar denselben der sie verleitet hat zu dem trügerischen Spiel; da ergreift sie Zagen. Sie kann den Bann nicht sprechen, und wie sie es endlich dennoch wagt, da weicht der böse Geist zwar der Macht des päpstlichen Spruchs, allein nur um den Preis, daß er der Welt ihre Schmach enthüllt:

Der Papst, der trägt fürwahr ein Kind,
Er ist ein Weib und nicht ein Mann.

Die furchtbare Aufregung welche diese Entdeckung bewirkt spiegelt sich nun in allen drei Bühnenabtheilungen zugleich ab. Der Höllenrachen ist wieder geöffnet, indem der böse Geist heimkehrt, und mit Tanz und Jubel empfangen wird. Auf der Erde flieht Alles vor der entehrten Päpstin, die dreifache Krone ist ihr vom Haupte gefallen. Oben aber besänftigt Maria den zürnenden Heiland, und sendet den Engel Gabriel zu Jutta, ihr baldigen Tod und Erlösung verkündend. Nun erscheint der Tod: bußfertig betet Jutta zu Maria, singend:

Maria, Mutter reine
Aller Sünder eine tröstrin
Ich klage dir gemeine
Das ich ein Sünder bin.
Mein Augen trenen gießen,
Das laß mich frav genießen
Und bit für mich dein liebes kind.

Maria verspricht Fürbitte; aber der Tod drängt und spricht:

Fall nieder zu der Erden,
Und laß dein Kind geboren werden.

Jutta stirbt: Lucifer führt die Seele triumphirend zur Hölle. Indeß versammeln sich die Cardinäle; Rom ist heimgesucht, es hat Blut geregnet, Pest und Erdbeben verheeren die Stadt. Man beschließt eine Procession zu Maria. Maria bittet, aber der Erlöser „schweiget still". Endlich sendet er den Engel Michael zur Hölle hinab. Die Teufel widersetzen sich der Befreiung Jutta's; Michael besiegt sie, und führt die Sünderin zu dem Ort der Seligen, wo ihr Vergebung verkündet wird.

Der Leser dieser dürren Skizze mag sich nun selbst fragen: ob der ganze Opernpomp unserer Tage eine ähnliche theatralische Wirkung hervorzubringen im Stande sei wie dies Schauspiel des 15. Jahrhunderts! Gewiß, weder in scenischer noch selbst in poetischer Beziehung verdienen diese Schauspiele des Mittelalters den Grad der Geringschätzung mit welcher wir meistens auf sie zurücksehen, und selbst die geistlichen Dramen der Nonne Hroswitha sind in dieser Beziehung nicht so geringhaltig als der Verf. sie ansieht. Ihre Formlosigkeit abgerechnet waren Tiefsinn, Humor und tiefe Wirkung häufig der hervorstechende Charakter aller dieser Arbeiten — Züge mit denen sie sich, weit über die Schuldramen hinaus, dem Schauspiel der Engländer nahe anschließen, aus dem nun sehr bald die höchsten Leistungen der dramatischen Kunst hervorgehen sollten.

Zur weitern Entwickelung der Schauspielkunst trugen die eben erwähnten Schuldramen, Nachbildungen des Terenz, zu Ende des 15. Jahrhunderts das Ihrige bei; die eigentliche Aufgabe der mimischen Kunst jedoch, die Menschendarstellung, fand reichere Förderung in den volksthümlichen Elementen der Spruchsprecher und Fastnachtsnarren, deren freie und frivole Leistungen als das wahre A-B-C der Bühnendarstellung anzusehen sind. Diese Possenspiele bilden einen durchaus gesunden Anfang einer volksthümlichen Komödie, und verdienen als solche unsere volle Beachtung. Waren auch rohe Misverständnisse, Zänkereien und Prügelscenen der Hauptinhalt ihrer Darstellungen — daher diese ganze Gattung in Frankreich denn auch kurzweg Querelles hieß —, so zeigt uns doch Molière, welcher Entwickelung diese Gattung fähig war. In Deutschland wurden die Fastnachtspiele der Handwerker in der That der Anfang einer neuen Bühnengestalt, sowol was Raum der Scene als was Geist, Form und Inhalt der Darstellungen — gegenüber den kirchlichen Schauspielen, die stets nur Ueberliefertes wiedergaben — betrifft. Die rohe Ausgelassenheit Hans Rosenplüt's, um 1450, die magere Erfindung seiner possenhaften Scenen machte bald genug der Wärme und Fülle Hans Sachs' Platz, der die Schauspielkunst aus den Fesseln des Moralitätsceremoniels befreite, und dem es zuerst auf Unmittelbarkeit und Gegenwart der Handlung, sowie auf Darstellung von Zuständen ankam. Hiermit war dem eigentlichen Volksdrama Raum und Feld gewonnen: ein Feld von dem es nicht mehr verdrängt werden konnte, das der Nachahmung und Darstellung der nächsten Wirklichkeit. Zwar waren die Anfänge selbst bei Hans Sachs, trotz seiner Ueberlegenheit unter den Zeitgenossen H. Volz und P. Probst, noch schwach und roh; allein in den dramatisirten Novellen des Boccaccio und den Nachbildungen der römischen und griechischen Stoffe, besonders aber in seinen Anordnungen für den Schauspieler, zeigt sich doch ein vollkommenes

Verständniß der dramatischen und mimischen Aufgabe in ihren Grundzügen. Unter diesen Anordnungen fingen die bis dahin leblosen Gestalten der Schaubühne an eigenes Leben zu gewinnen, eigene Gefühle darzustellen, eigene Leidenschaften zu zeichnen. Von allen diesen mimischen Fortschritten fodert die Darstellung der „Griseldis", des „Antonius" und anderer Hans Sachs'schen Stücke schon ein bedeutendes Maß. Das volksthümliche Drama und die Darstellung menschlicher Zustände, Gefühle und Leidenschaften war geboren. Hiermit stand denn auch die Einrichtung der ersten Schauspielhäuser in Deutschland in nahem Zusammenhang: die Fastnachtsposse zog nicht mehr von Haus zu Haus, wie zur Zeit Rosenplüt's und seines „Der Bock und der Bauer"; sie ließ die Zuschauer zu sich kommen. Das erste deutsche Schauspielhaus wurde 1550 zu Nürnberg errichtet; Italien und Frankreich hatten sie früher, denn schon Karl VI. errichtete das Théâtre de la Trinité 1442. Man spielte bei Tageslicht, die Bühne war bedeckt, der Zuschauerraum nicht; die Vornehmen nahmen auf den Seiten der Vorbühne Platz; an Decorationen und Apparat war Nichts vorhanden, nicht einmal ein Vorhang, und doch waren die Bühnen in Nürnberg und Augsburg für die Dauer gebaut, wie der Umstand beweist, daß in ersterer 1731, in letzterer 1775 zuletzt gespielt wurde. Gleichzeitig mit Sachs errichteten Schmelzel in Wien und Puschmann in Breslau Volksbühnen im Sinne ihres Meisters, dessen Einfluß während seiner ganzen Lebensdauer in Deutschland für die Bühne maßgebend war. Erfreulicher Fortschritt und „doch wie ärmlich und gering steht Deutschland, Thalia's jüngste Tochter, Italien mit seinem Trissino, Ruccellai, Bibbiena, Spanien mit seinem Rueda, Navarro, de la Vega, Frankreich mit seinem Ronsard, Jodelle, Rotrou, und England mit seinem Green, Marlowe und dem jungen Shakspeare gegenüber!" Aus dieser bunten Gedankenwelt, von allen Seiten her auf Deutschland einwirkend, besonders aber an der Pflege der englischen Mutter sollte nun die dramatische Kunst in Deutschland erstarken; jedoch langsam und stets in einiger Entfernung von den voranschreitenden Völkern; denn im Drama wie in der Politik blieb Deutschland länger ein Kind als von seinen natürlichen Fähigkeiten zu erwarten stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer Roman von Andersen.

The two baronesses, a romance in three parts; by *Hans Christian Andersen.* Drei Bände. London 1848.

Ein von Andersen englisch geschriebener Roman erweckt zuerst die Frage: und wie ist das Englisch? Darauf soll das „Athenaeum" antworten. Am Schlusse einer das Buch betreffenden Anzeige und nach der Bemerkung, daß Andersen es „als seinen ersten Versuch in unserer Sprache" dem Verleger seines ersten Werks in England: „The improvisatore", Herrn Bentley, gewidmet habe, lautet das competente Urtheil: „Die Bemeisterung der Sprache ist so vollendet, daß wir unverholen unsern Verdacht gestehen, es müsse darin Jemand einigen Beistand geleistet haben. Um demgemäß Spuren einer zweiten Hand zu entdecken haben wir den Stil sorgsam geprüft. Es waltet jedoch durch das Ganze ein so eigenthümlicher Reiz und ein so vollkommen eigenthümlicher Charakter, eine bis auf die Wendung einer Phrase so seltsame Originalität, so viel Reiches, Graphisches und Treues in Stoff und Ausdruck, daß wir nicht umhinkönnen das Buch wie es vorliegt für das alleinige Product eines individuellen Geistes zu erklären, und dem Verf. zu dem außerordentlichen Triumphe, eine fremde Sprache so vollständig bemeistert zu haben, Glück zu wünschen." Das sonstige Verdienst des Buchs anlangend erscheint auch darüber das Verdict des „Athenaeum" gerechtfertigt, daß es ein Roman für den nachdenkenden Leser sei, für jeden Andern langweilig, kalt und unerquicklich sein müsse. „Es gibt hier keine haarsträubenden Gefahren zu Land oder zu Wasser, kein fortschiebendes Ereigniß, nur einfache, am Wege liegende Zufälligkeiten, halb unterdrückte Empfindungen, halb entschleierte Mysterien im gewöhnlichen Wechselaustausch des geselligen Lebens, verschämte Aeußerungen der Zuneigung: Alles und Jedes mit einem Ernst behandelt, als sei Liebe die Aufgabe des Lebens, sie das ganze Dasein nicht blos des Weibes, auch des Mannes, ja die weite Weltgeschichte nur eine bändereiche Vorlesung über die Ehe."*)

85.

Lesefrüchte.

Friedrich der Große über öffentliche gerichtliche Beredtsamkeit.

Friedrich der Große spricht sich hierüber also aus: „Nichts ist gefährlicher als der mündliche Vortrag eines beredten Mannes der die Kunst versteht die Leidenschaften zu erregen. Ein solcher Sachwalter bemächtigt sich der Gemüther der Richter, zieht sie ganz in sein Interesse, erschüttert sie, reißt sie mit sich fort, und das Blendwerk des Gefühls verdunkelt die Wahrheit. Lykurg und Solon verboten diese Arten der Ueberredung den Sachwaltern u. s. w. Preußen hat den Gebrauch Griechenlands befolgt, und sind die gefährlichen Künste der Beredtsamkeit aus seinen Gerichtsreden verbannt, so hat es Das der Weisheit des Großkanzlers zu danken, dessen Biederkeit, Einsicht und unermüdliche Thätigkeit den griechischen und römischen Republiken zu der Zeit würde Ehre gemacht haben, als sie an großen Männern am fruchtbarsten waren."

Wie die alten Griechen überhaupt das Verhältniß der Jugend zu dem Alter anders und in manchen Beziehungen offenbar vernünftiger und besser als wir durch Sitte und durch Gesetz regelten und gestalteten, so preist es auch Platon als eins der trefflichsten Gesetze der Lacedämonier und Kreter, daß sie den Jünglingen durchaus untersagten nachzuforschen, ob die Gesetze des Staats gut oder böse wären. Heutzutage sind unbärtige oder bärtige Jünglinge ohne politische Einsicht und Erfahrung häufig Gesetzgeber!

Der große römische Geschichtschreiber Tacitus sagt: „Alle Nationen und Staaten werden entweder vom Volke oder von den Vornehmsten oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beste von einer jeden dieser drei Regierungsformen vereinigt erscheint, ist leichter anzugreifen als hervorzubringen, und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt, von keiner Dauer sein." (Widerspricht aber dieser Behauptung nicht das Beispiel Großbritanniens?) Von den Republiken sagte Friedrich der Große, daß sie sich insgesammt aus dem Abgrunde der Tyrannei auf den Gipfel der Freiheit emporgearbeitet hätten, und fast insgesammt wieder in Sklaverei zurückgestürzt seien.

6.

*) Dem Vernehmen nach wird der hier erwähnte Roman von Andersen bald in einer deutschen Uebersetzung erscheinen und dann ausführlicher besprochen werden. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 342. —— 7. December 1848.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 341.)

Die Periode der Entwickelung der Berufsschauspieler setzt der Verf. nun von hier ab bis um 1670. Schon vom Ende des 16. Jahrhunderts an finden wir in Deutschland wandernde Schauspielerbanden unter dem Namen der „englischen Komödianten, anfangs vielleicht wirklich Engländer oder Niederländer, später aus Deutschen aller Gegenden zusammengesetzt. Diese Banden hatten die englischen Bühnenmanieren und altenglische Stoffe mitgebracht; die Figur des «Pickelhering» gehörte ihnen an." Shakspeare'sche Stücke besaßen sie erweislich nicht. Fürstliche Gunst schaffte ihnen zuerst Bedeutung. Herzog Julius von Braunschweig hielt schon 1605 bestellte Komödianten, und dichtete selbst für sie Fastnachtspiele in englischer Manier. Auch Johann Sigismund von Brandenburg hatte einen Hofschauspieler, Junker Hans v. Stockfisch, dem er, wol mit Zubehör, 220 Thlr. Gehalt und freie Station gab. Einer der berühmtesten Bandenführer war J. Spenzer — also noch ein englischer Name — am sächsischen Hofe. Nächst dem Gebiet der Staatsaction erfuhr nun die Posse durch diese zur „Kurzweil" berufenen Schauspieler besondere Förderung. Der Schalksnarr, der noch bei Hans Sachs in mannichfachen Charakteren erschien, nimmt mehr und mehr eine bestimmte Gestalt an, als Bote, Knecht Rubin, als Eulenspiegel, Esop, Hans Wurst, Hans Hau u. s. w. Die vielgestaltige Menschendarstellung gewann hierbei nicht, so wenig wie durch die eingelegten Gesänge nach bekannten Tönen, Melodien, z. B. des englischen Roland, oder: „Apollo ging spazieren" u. s. w. Im J. 1624 erschien schon eine ganze Sammlung englischer „Comedi- und Tragedi-Spiele, sampt dem Pickelhering", unter welchen z. B. „Titus Andronicus, Tragedi in sieben Acten" in ganz Deutschland großen Beifall fand. Die blutige Roheit dieser Darstellung ist unsaglich, alle moralische Tendenz war aufgegeben; dem rohen Publicum durch Roheiten zu gefallen war die Aufgabe dieser Schauspielerbanden. Dabei wurde nicht wenig auf Illusion und Decoration gerechnet; so mußte z. B. das Kopfabschneiden durch angebrachte Blasen mit Blut natürlich gemacht werden; ein „Mordspectakel" war bei jeder Staatsaction unerlaßlich. Verwilderung und maßlose Leidenschaft in poesielosester Sprache bildeten den Charakter dieser sogenannten englischen Tragödien. Dabei tritt in sprachlicher Hinsicht schon jene elende Coquetterie mit dem Fremden hervor, an deren Ausrottung wir nach 200 Jahren noch arbeiten, z. B. „Meine Speranz ist aus", „Die Götter sind mir favorabel". Von der gespreizten Diction dieser Stücke genüge eine Probe. Im „König Montalor" antwortet Galathea ihrem Bräutigam Prinz Arpilior auf seine Bitte, die Hochzeit solenniter mit ihm zu vollziehen, Folgendes:

> Galathea: Einiges Lieb! Ew. Liebde wissen, daß vnsre Hertzens so in einander verwickelt, daß es auch nicht mehr als ein Hertz ist; darumb was Euch beliebet, dasselbige mir gefallet. Arpilior: Nun so gehen wir solches zu vollziehen. Streitbarer Ritter Florisel, ich bitte er wolle vns folgen und die Frevde geniessende vollziehen helffen.

Unter diesen steifleinenen Figuren war der im Volksmunde improvisirende Lustigmacher stets die interessante Person. Sein Name Hans Wurst ist in Deutschland sehr alt; schon Luther vertheidigt sich gegen seine Erfindung, und in einem Fastnachtspiel von P. Probst kommt er 1573 zuerst auf die Bühne Sein Ursprung ist wie der des Pickelhering und Stockfisch, Jean Potage, Macaroni und Jack Pudding von dem Lieblingsgerichte des Volks entnommen. Dieser schon aus den Mysterien bekannte Spaßvogel, der den lächerlichen Inhalt der dramatischen Vorgänge zu reflectiren bestimmt war, fand durch die Berufskomödianten die weiteste Ausbreitung und Entfaltung. Hundert Jahre lang ist er auf der deutschen Bühne, bald als Hans Knapkäse in „Haman und Esther", als Cnemon in „Sidonia und Theagnes", als Schrämgen im „Amyntas" (nach Tasso), als Schampitasche im „König Montalor", als Hans Wurst in der „Macht Cupidinis", als Pickelhering in „Rosalia und Lisianus", als Monsour Schoswitz im „Unzeitigen Vorwitz", den berühmtesten Stücken des 17. Jahrhunderts, die bedeutendste Person, und der Verf. zeigt an einer Reihe von Beispielen, welcher Art der Effect war den diese praktische Mischung des Ernstes mit der Grimasse und Posse hervorzubringen vermocht. Ayrer's, Gryphius' und Opitz' Stücke, dem Seneca und der Vor-Corneille'schen französischen Schule nachgebildet, in einer pomphaften, mit dem Ungeheuern spielenden Sprache geschrie-

ben, ohne rechte Thatsache und Handlung, mehr zum Hören als fürs Schauen gemacht, bedurften dieses lebendigen Hebels, um dem Publicum eingängig zu werden. So lange das Reich der Komödiantenmeister (Principale) herrschte, das mit Treu, der 1622 in Berlin spielte, begann, und unter Pandsten, Fasteyer, Ecker, Jori, Kühlmann blühte, war diese lustige Person ganz unentbehrlich; erst als die schlesischen Dichter Opitz, Lohenstein u. s. w. mehr durch gelehrten Reiz und pomphaften Vers als mit volksthümlichen Elementen im Drama zu wirken anfingen, wurde die Herrschaft Hans Wurst's, der Kritik unterworfen, wankend. Die Schauspielkunst selbst lag noch immer gefesselt danieder, und es war Leipzig und dem Magister Velthen (Veltheim) aus Halle vorbehalten zuerst in Deutschland den mimischen Kunstberuf als selbständiges Ziel zu Ehren zu bringen. Seitdem dieser talentvolle Mann 1663 in Leipzig zuerst den „Polyeuct“ von Cormarten, nach Corneille, mit einer Gesellschaft Studenten dargestellt, dann an der Spitze der sogenannten „berühmten Bande“ in Sachsen Ruhm und Geld erworben — er gab schon jährliche Gehalte —, kam mit dem Namen Starke, Dorsch, Riese, Paceli die Kunst des Schauspielers an sich zuerst in Betracht, und 1670 finden wir in Dresden eine Anzahl von Hofkomödianten, welche 1685 das erste deutsche Hoftheater bildeten, mit 150 Gulden bis 200 Thlr. Gehalt fest angestellt. Neben Corneille's rednerischem Schmuck galt nun Molière's wirkliche Menschendarstellung hoch, und Velthen, der überall in Deutschland mit diesen neuen Elementen Epoche machte, besaß 1690 in Torgau und Hamburg ein Repertoire, in dem Molière, Calderon, Corneille und Stücke welche wir noch heute sehen die Hauptrolle spielten. Der „Cid“, „Das Leben ein Traum“, ein „Wallenstein“, „Don Juan“, „Der Misanthrop“ und der „Étourdi“ Molière's waren hier an der Tagesordnung. Velthen war der Erfinder der Improvisation des Curtisan, und scheint auch zuerst Frauen auf die Bühne gebracht zu haben, an die Stelle der Knaben, was jedoch selbst im Singspiel für eine kühne Neuerung galt. Vielleicht war Dies eben ein Hauptreiz seiner Gesellschaft. Velthen, der Vorkämpfer der mimischen Kunst, endete 1692 zu Hamburg, wo er, nachdem die dresdener Hofkomödianten nach dem Tode Johann Georg's III. entlassen waren, vergeblich gegen den neuen Reiz der Oper ankämpfte, und in diesem Streit unter dem Aufgebot aller Mittel der Uebertreibung in Haupt- und Staatsactionen dennoch unterlag.

Eine neue Epoche der deutschen Bühne begann hiermit. Die Oper war es die der dramatischen Kunst die ersten ihrer würdigen Verhältnisse herstellte. Die Bühnen wuchsen in Raum, Umfang, Decorationsmitteln: so konnte die hamburger Oper schon 1687 ihre Mittelscenen 100 mal, die Seitenscenen 39 mal verändern; die Erscheinung der Frauen wurde durch sie zur Regel; Besoldungen und Honorare erreichten eine der Kunst würdige und förderliche Höhe. Die Compositionen Thiel's, Kayser's, der allein über 100 Opern schrieb, Teleman's und bald darauf Hasse, Händel, Graun reizten und bildeten das Publicum für den Theatergenuß. Diesem Gewinn gegenüber sank freilich die Achtung vor dem Gedicht sehr tief, und die Steifheit, die aufgedunsene Nüchternheit der Haupt- und Staatsactionen mit ihrem hineingezwängten Hanswurst vermochte nicht einem nun schon an Besseres gewöhnten Geschmack Genüge zu leisten. Unter diesen waren selbst die besten Stücke, wie „Graf Esser“, „Thomas Agnello“, „Karl XII. vor Friedrichshall“, oder „Romeo und Julie“, die erste Shakspeare'sche Nachbildung, von einer uns ganz unerträglichen Nüchternheit; und nur wenige Texte sind, wie „Der bethlehemitische Kindermord“, „Banisi“, „Tamerlan“ und „Don Juan“, bis auf uns gekommen. Was aber konnte die Kunst des Schauspielers mit solchen Tiraden anfangen wie sie z. B. Karl XII. zu sprechen hat:

Ich bin der zwölfte Karl und werd' es auch verbleiben,
Es soll die Welt von mir noch lauter Wunder schreiben...
Weil selbst mein Schöpfer mir die Bahn zum Siege bricht,
So ist mein Krieg gerecht, d'rum fürchte ich mich nicht.
Allons, allons zum Marsch, man laß die Trommel rühren...

Kein Wunder daß unter solchen Umständen eine allgemeine Verwilderung der Schauspielertruppen eintrat, die ihr Heil bald in den Improvisationen des italienischen Maskenspiels, bald in zügellosen Hanswurstiaden suchten. Die Banden der Witwe Velthen, Elenson, Stranitzky, Spiegelberg, Denner, Förster, Eckenberg und anderer Principale suchten hierin einander zu überbieten, und riefen natürlich die Reaction hervor, der Gottsched endlich den Sieg verschaffte. Begreiflicherweise war die Achtung vor der Kunst und die gesellschaftliche Schätzung des Schauspielers unterdessen tief gesunken; ja man versagte ihm Begräbniß und Abendmahl. Selbst das 1712 in Wien gegründete stabile Theater konnte nur bestehen, indem es sich dem Volksgeschmack schrankenlos hingab, und „Tarquinius Superbus“, „Die Enthauptung Ciceronis“ und den „Heiligen Nepomuk“ mit Hanswurst gab. Indeß fing man an die Nothwendigkeit der „Schule“ in der dramatischen Kunst, welche das volksthümliche Element zugleich regelte und zügelte, zuerst in Leipzig zu erkennen, und es war den Verhältnissen ganz entsprechend, daß eine Frau und ein pedantischer Professor es sein mußten welche der Kunst diese Richtung anwiesen, der wir vielleicht die Erhaltung einer eigenthümlichen „deutschen“ Bühne doch zuletzt zu danken haben. Gottsched und die Neuber waren zusammen die Schöpfer dieser Kunstschule, die Letztere durch ihre aufopfernde Hingebung, der Erstere durch seine pedantische Zähigkeit und seine Ausdauer in Verfolgung des verderblichen Harlequinwesens.

Der Verf. eröffnet hiermit den zweiten Band seines Werks. Es würde uns nicht möglich sein ihm durch die Phasen derselben schrittweise wie bisher zu folgen, ohne mehr oder minder auf das technische Gebiet überzutreten, das uns hier verschlossen bleiben muß. Nur einige größere Umschwünge der Kunstauffassung selbst in den letzten 100 Jahren ihrer

Geschichte können uns hier noch vorübergehend beschäftigen, während dem Fachjünger wie dem Dramatiker das genaueste Studium dieses zweiten Bandes dringend empfohlen bleiben muß. Es ist klar: zu einer „Kunstanstalt" in wachsender künstlerischer Entwickelung konnte die deutsche Bühne sich erst entfalten, indem sie eine enge Verbindung einging mit der Kritik und der Wissenschaft; Gottsched und die Neuber, Lessing und Eckhof, Goethe und die weimarische Bühne haben Dies als unverkennbare Thatsache herausgestellt. Auf ihrer Höhe zu erhalten vermag nur diese Verbindung die Bühne, und ihre Kunst sinkt wie ihr Einfluß, wo diese Verbindung sich lockert und löst.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere Dichtungen.

1. Victor von Titus Ullrich. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Schröter. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Von Westen nach Osten. Zeitgedichte von Hermann Hersch. Bonn, Wittmann. 1848. 8. 20 Ngr.
3. Gedichte von R. Hoyer. Oldenburg, Stolling. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Gedichte von Wilhelm Smets. Neue Sammlung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1847. 12. 1 Thlr.
5. Lieder des Kampfes. Herausgegeben von Salomon Tobler, Gottfried Keller, Robert Weber und Jakob Kübler, zum Besten der Hinterlassenen im letzten Kampfe gefallener eidgenössischer Wehrmänner. Winterthur, Literar. Comptoir von Hegner sen. 1848. 8. 1 Thlr.
6. Feldblumen. Gedichte von Edmund Lobedanz. Kiel, Schröder u. Comp. 1848. 8. 17½ Ngr.
7. Friedrich's und Bertha's Tod. In 10 Romanzen von Friedrich Zander. Königsberg, Samter. 1848. 16. 7½ Ngr.
8. Vermischte Gedichte von Johannes Klein. Striegau, Hoffmann. 1847. 8. 12½ Ngr.
9. Religiöse Lieder von Karl August Georgi. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1847. Gr. 8. 22½ Ngr.
10. Gedichte von W. F. A. Ziegel. Berlin, Schröter. 1847. 8. 1 Thlr.

„Wenn ihr eine Wolke seht aufgehen vom Abend, so sprecht ihr bald: «Es kommt ein Regen», und geschieht also. Und wenn ihr seht den Südwind wehen, so sprecht ihr: «Es wird heiß werden», und es geschieht also. Ihr Heuchler, die Gestalt der Erde und des Himmels könnt ihr prüfen: wie prüfet ihr aber diese Zeit nicht?" Also sprach Jesus Christus dereinst zum Volke, also hätte man in unsern Zeiten zu den Fürsten reden sollen. Hat keiner von ihnen die kommende Zeit begriffen? Hat keiner von ihnen die Wolken sich thürmen, den heißen Südwind kommen gesehen? Nein! Sie hatten Augen und sahen nicht! Sie hatten Ohren und hörten nicht! Sie glichen jenen stolzen, verblendeten Königen des Alten Testaments, die blind waren gegen die zuckenden Blitze aus den Augen der Seher und taub gegen die rollenden Donner aus dem Munde der Propheten. In übermüthigem Wahn dünkten sie sich allein groß und weise, und höhnten und verachteten die Stimmen der Sänger, die Einer nach dem Andern aufstanden, und nicht aufhörten über die alte Nacht ihr Wehe! auszurufen und den Anbruch eines neuen Tages zu verkündigen. Dieser Hohn der Gewaltigen, wie ist er gebrochen! Welch herrlichen Triumph haben die verachteten, verfolgten Sänger gefeiert! Ihre Werke, die man als knabenhafte Thorheiten verlachte oder als Ausbrüche wahnsinnigen Frevels in Ketten zu schmieden suchte, sie sind zu Thaten geworden, und haben sich als so wahrhaftige Vorboten der Geschichte erwiesen, daß man sie jetzt, nachdem die Geschichte mit ihrem feurigen Siegel und ihrer blutigen Unterschrift sie bewahrheitet hat, nicht lesen kann, ohne zu glauben, daß man in ihnen nur Nachbildungen jener künstlichen, poetischen Vaticinien vor sich habe, wie sie die Dichter so gern ihren Helden in den Mund legen.

Unter den Dichtungen die von diesem prophetischen, divinatorischen Geiste durchhaucht und beseelt sind ist vor allen die neueste poetische Ergießung von Titus Ullrich bewunderungswerth, weil sie, wie Johannes, der Prediger in der Wüste, unmittelbar dem Fleisch gewordenen Worte vorangegangen ist, und mit der Taufe des Feuers die Taufe des Heiligen Geistes vorausverkündigt. Man höre wie er S. 206 ausruft:

> Vernimm mich! Steig du endlich zu Gerichte,
> Allmächt'ge Herrscherin, Geschichte!
> Oder wie ich dich sonst soll nennen, Zeit,
> Geschick, Vergelterin, Gerechtigkeit,
> Zukunft! — Wirf deinen Mantel ab!
> Tritt flugs mit einem Schritte
> Einmal herein in uns're Mitte!
> Laß sinken in ein plötzlich gähnend Grab
> Den langen, allzu langen Pfad
> Vom Frevel bis zur Strafe!
> Weck nicht die Enkel erst vom Schlafe,
> Zu büßen noch erst für der Väter That —:
> Dem Schuld'gen selbst wirf um die Schlinge,
> Laß blind ihn stürzen in die eig'ne Klinge!
> O gäb' es einen Fluch
> Nur schwer und finster g'nug,
> Gäb's einen Zauberspruch
> Der plötzlich brächte Tod und Graus
> Auf dieser Frevler Land und Haus,
> Ich thät's — ich sprach' ihn aus!
> Ich ließe Worte schallen
> Wie Blitze die auf Königshäupter fallen,
> Wie Völkerströme die aus ihren Dämmen
> Wilde Eroberungssündflut schwemmen,
> Ich ließ' uralte Schreckensagen
> Ersteh'n aus grausen Liedern,
> Ob euren Häuptern wieder tagen
> Mit neuen Schreckgeburten, Zwillingshydern,
> Nie noch geahnten Plagen —

und S. 266:

> In jener Nacht — bei uns! Da brach es los,
> Wie aus gährenden Feuerberges Schoos!
> „Haß! Rache! Freiheit! Auf, auf! ihr Brüder!
> Und — Nieder mit den Tyrannen! Nieder!"
> Das donnerte wach die Herzen all',
> Wie Weltgerichtsposaunenschall,
> Das war Ein, Eines Gedanken Glut,
> Geboren kaum, gekauft mit Blut,
> Wie's rauchend durch die Straßen rann,
> Und des langen Kampfes Tage bann,
> Die Schlachten die Heldenmuth gewann,
> Gefahren, wo Hoffnung gleich und Noth
> Dem Einen so wie dem Andern droht —:
> Das bündet Herzen, Das schmiedet sie all'
> Zu einer Form in lauterm Metall!
> Das hält zusammen! — O hättet ihr
> Gefühlt nur solcher Begeist'rung Brand,
> Vollbracht solch Thun mit eig'ner Hand,
> Ihr sähet fürwahr auf eurem Panier
> Nur Eines, Eines Namens Zier,
> Des Ruhmes schönstes Unterpfand,
> In heiligen Lettern: — „Vaterland!"

Am feurigsten ist jedenfalls „Victor's Landsturm-Lied", das unbedingt zu den besten Dichtungen der Neuzeit gerechnet werden muß. Die Sprache ist so schlagend und kräftig, und die Stimmung kommender Tage so wahr darin ausgeprägt, daß wir nicht umhinkönnen es unverkürzt mitzutheilen.

Victor's Landsturm-Lied.

Ruft Sturm durch alle Lande weit!
Ihr Völker losgeschlagen!
Wir wollen diese Galgenzeit
Nicht länger mehr ertragen!
Die Söldnerknechte würgen schon,
Sie grinsen her, und steh'n und droh'n,
Und ob sie droh'n, ob kirren,
Die Schwerter müssen klirren!

Des Menschen heil'ge Majestät
Liegt in den letzten Nöthen,
Bespie'n, gegeißelt und geschmäht,
Und in den Staub getreten!
Das Volk muß dulden Qual und Frost,
Und hungern bei Armsünderkost!
Ihr Herr'n von hohen Gnaden,
Ihr seid zu Gast geladen!

Gewalt, Gewalt ist euer Recht,
Die Welt ist voller Schande!
Raub, Raub ist was ihr schmaust und zecht,
Und Ketten eure Bande!
Ihr machtet Alles dumm und stumm,
Der Büttel ging im Land herum,
Ihr habt uns, ohn' Gewahren,
Verkauft an die Barbaren!

Der Völker Blut, es floß für euch!
Wenn ihr zu Kreuz gekrochen,
Da waret ihr an Schwüren reich,
Und habt sie all' gebrochen!
O heilig Blut, dein Glanz erblich,
O heilig Blut, wir rächen dich:
Die Fremden sind vertrieben,
Der Feind im Land ist blieben!

Wir haben lang' gebettelt schon,
Wir lagen euch zu Füßen,
Ihr stießt uns fort mit Hohn und Droh'n,
Das sollt ihr heut uns büßen!
Heut nehmen wir mit eign'er Faust,
Die bald euch um die Häupter saust,
Wir nehmen was wir brauchen,
Mag's auch vom Blute rauchen!

Eine feste Burg ist unser Muth
Und uns're gute Sache!
Ins Feuer mit der Lügenbrut,
Ins Feuer uns'rer Rache!
Wir brauchen keine Quäler mehr,
Und wenn die Welt voll Herren wär',
Mit Schwert und Kriegsgewittern:
Wir wollten nicht erzittern!

Das Schwert heraus! All', All' herbei!
Die Fahnen hoch, ihr Brüder!
Und liegt im Staub die Tyrannei,
Dann treffen wir uns wieder!
Dir, Freiheit, Heil im Siegeskranz!
Tauf uns mit deiner Flammen Glanz,
Der Nachwelt einst zu melden
Von Männern und von Helden!

Auch an lieblichen Stellen ist die Dichtung reich, unter welchen vorzugsweise hervorgehoben zu werden verdient: „Julie" und „Am Ort der Rast", welches letztere also beginnt:

Er kehrte ein, wo er gesucht,
Im friedlichen Städtchen, an Seeesbucht,
Und wohnte am Saum der Straßenwende,
Die jählings klimmt ins Berggelände,
Bei biedern Alten, im Stäbchen, schlicht
Und bescheiden, doch sauber und sonnig licht.
Und des Hauswirths stilles Töchterlein,
Kaum Jungfrau schon, doch Kind mehr nicht,
Die wartete sorgsam und ämsig sein,
Und diente ihm mit frommem Gemüthe,
Und ordnete Alles mit freudiger Güte,
Wenn er ging auf die hohen Berge hinauf,
Und wiederkam, erschöpft vom Lauf.
Und schaut' er zum kleinen Fenster hinaus
Durch Rebenranken, üppig und kraus,
Da sah er nur Felder und grünende Bäume,
Und hochaufsteigende Waldessäume,
Und hörte ein ämsiges Wässerlein
Sanft rieseln über Geflecht und Stein: —
Wie war hier die Welt so still und klar,
Wie schwieg es in ihm so wunderbar,
Als wär' er entkommen aus tosendem Wetter,
Aus Feuerbrand und Schlachtengeschmetter!

Ueber die Dichtung als Ganzes können wir leider nicht so günstig urtheilen. Sie ist kein wohlorganisirtes Kunstwerk, sondern ein wild und dämonisch hingeworfenes Phantasiestück, und gibt sich dadurch auch in formeller Hinsicht als ein echtes Kind der Zeit und der in ihr herrschenden Muse zu erkennen.

Der Kampf den der Sänger der eben besprochenen Dichtung nur geahnt ist vom Dichter der unter Nr. 2 aufgeführten Sammlung bereits erlebt worden. Einige seiner Lieder beziehen sich direct auf einzelne Ereignisse und Persönlichkeiten der neuesten Zeit, z. B. „Berlin", und athmen noch in ungeschwächtem Maße die Hoffnungen die bei dem Beginn des Kampfes alle Herzen schwellten. Im poetischen Werthe sind sie einander sehr ungleich. Von eigentlich genialer Fassung und origineller Wirkung haben wir keins gefunden. Dagegen sind manche frisch und kräftig, z. B. „Das wollen wir" und „Ha, wär' ich doch ein General!" mit dem Refrain: „Nach Rußland müssen wir marschiren!" Andere dagegen sind ziemlich matt und farblos, und dürfen um so weniger auf einen Effect hoffen, als sich die Poesie diesen niemals versprechen darf, wenn sie an Kühnheit und Gewaltigkeit hinter der Geschichte selbst zurückbleibt. Diese Bemerkung gilt auch von allen übrigen der oben bezeichneten Sammlungen. Einige darunter enthalten Lieder die in einer minder bewegten Zeit gern gehört sein würden, z. B. die von Gottfried Keller, Hoyer, Lobedanz, Smets und Zander; jetzt aber werden sie schwerlich bei irgend Jemandem ein empfängliches Organ finden, da sie auch in solchen Eigenschaften nicht eminiren durch die sie die Wirkung des Gegensatzes hervorzubringen vermöchten. Neben dem Brausen eines Katarakts kann man sich einmal nicht an dem Murmeln eines Bächleins ergötzen. 87.

Notizen.

Zum Beweise wie lange die Macht Eines großen Geistes in einem Volke nachzuwirken vermag, diene, daß noch jetzt in Schweden die Botanik herrschende Leidenschaft ist. Die Linnaea borealis, eine kleine wild in Wäldern wachsende Schlingpflanze von reizendem Geruche, die Linné entdeckt hat, wird hochverehrt und man hat seine Büste mit ihr umkränzt. Dem fremden Fußreisenden auf ländlichem Feldwege liefen Schulbuben mit dem Rufe nach: „Sehen Sie, Herr, wir haben eine Linnaea borealis gefunden!"

In dem Gesange der „Edda" welcher vom Untergange der Götter handelt wird erzählt, daß nach ihrem Sturze drei Hähne singen: ein rother, ein schwarzer, ein goldener. Ist Das die älteste Spur der deutschen Farben? 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 343. —— 8. December 1848.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 342.)

Der Charakter der leipziger und Neuber'schen Schule war außer der Verbannung des Masken- und Stegreifspiels besonders in die Umkehr des volksthümlichen in das gelehrte Drama zu setzen. Hiermit stand im Zusammenhang, daß die ursprüngliche englische Manier der Darstellung der Nachbildung des französischen Theaterstils weichen mußte. Das Grelle, Uebertriebene und Ungeheuerliche machte der Convenienz und classischen „Methode" Platz: ein Wechsel der Verhältnisse welcher nach diesem ersten Vorbilde noch oft auf der deutschen Bühne sich wiederholt hat, ja, in kleinern Kreisen sich naturgemäß immer wiederholen muß. Dies Verdienst war nicht gering; der ausschweifenden Willkür wie der marionettenhaften Förmlichkeit der Haupt- und Staatsactionsmanier wurde durch Maß und Regel ein Ende gemacht, und war diese Schule, die selbst wieder in Form und Bequemlichkeit unterging, auch keineswegs musterhaft, so vermittelte sie doch den Uebergang zu reinern Kunstformen. Der Typus war nicht gut, allein es war doch einer. Hinzu trat, daß die Neuber, die Bedeutung der Bühne tiefer fassend als ein „Ergötzlichkeitsmittel", zuerst sie als eine Sache des „gemeinen Besten" hinstellte, die Sitten der Schauspieler reinigte, und von diesen Strenge und Ueberlegung foderte. So kam denn bis 1750 die Abschaffung der Staatsaction, des Harlequins und der Stegreifkomödie in ganz Deutschland zu Ehren, und das Repertoire bestand um die Mitte des 18. Jahrhunderts überall aus gelehrten und einstudirten Stücken. Allein die arme Neuber hatte wie Cortez ihre Schiffe verbrannt, sie drang vorwärts und ging siegend zu Grunde; Schuch, der den Harlequin am längsten in Ehren hielt, und Schönemann bedrängten sie schwer, und Elias Schlegel's, des frommen Gellert und des jungen Lessing Erstlinge gaben dem Bühnengeschmack eine neue, antifranzösische Richtung, mit der ihr Reich fiel. Die merkwürdige Frau starb vergessen 1776.

Wir können, nachdem wir so weit gelangt sind, nur noch der großen Einschnitte gedenken welche die mimische Kunst während der Dauer des 18. Jahrhunderts darbietet. Es ist eine historische Erfahrung, daß der Fortschritt der Dinge die Individuen und die Systeme schonungslos verbraucht, Führer und Lenker bei Seite wirft, und stets neue Organe erwählt. So machte Schönemann, praktisch gewandt als Principal, ein unleidlicher Harangeur als Schauspieler, die Neuber und ihre Schule schnell vergessen. Aus seiner Gesellschaft gingen die ältere Schröder und Eckhof hervor; allein wie bescheiden noch um 1750 die Finanzverhältnisse der blühendsten deutschen Bühnen waren, sehen wir daraus, daß Schönemann's Wochenetat in Lüneburg 16 Thlr. 8 Gr. betrug, aus dem Ackermann und die Schröder das höchste Gehalt, 2 Thlr. wöchentlich, Eckhof 1 Thlr. 16 Gr. erhielten. Die Hausmiethe betrug 2 Thlr. wöchentlich, die Beleuchtung 1 Thlr., die Musik 1 Thlr. 8 Gr. Mit solchen Mitteln eröffnete man vor noch nicht hundert Jahren in Deutschland ein Theater! In Berlin herrschte zu dieser Zeit noch die Haupt- und Staatsaction (Eckenberg) und die improvisirte Komödie (Schuch und Stenzel). Hier sah man auch die erste Operette: „Der Teufel ist los", englischen Ursprungs, mit Gesang ohne Orchester. Inzwischen war der Mann herangereift der den Uebergang von der französischen Schule zur deutschen vermitteln und vollenden sollte. Es war Konrad Eckhof, geboren 1720 in Hamburg, durch Naturtrieb und merkwürdige Schicksale zum Schauspieler, durch eine „vollendete Kunsterkenntniß" zum Reformator der mimischen Kunst berufen. Indem er, gegenüber der leipziger Schule, das Princip „natürlicher Darstellung" vertrat, die erste Schauspielerakademie gründete, und in Verbindung mit Lessing das deutsche Theater zunächst auf dem stärksten Gefühl der Deutschen, dem „Familien-Interesse", zu basiren suchte, wurde er, freilich durch Lessing, der Gründer einer eigenthümlich deutschen Schauspielkunst. Mit dieser neuen und selbständigen Belebung des Theaters in Deutschland erschienen denn 1755 auch in Leipzig die ersten öffentlichen Theaterkritiken, und jene Verbindung der Kunst mit der Wissenschaft, ohne welche die erstere keine Zukunft hat — denn, wir wiederholen es, jede Bühne die nur den Geschmack des Publicums zum Leitfaden nimmt muß versinken —, war gegründet. Mit der ersten Darstellung der „Miß Sara Sampson" in Leipzig 1756 war für lange Zeit der Sieg des „bürgerlichen Trauerspiels" in Deutschland entschieden: Nachahmungen ohne Zahl folgten überall, die Staats-

action und die ihr verwandte französische Tragödie verschwand oder behauptete nur noch ein Pietätsinteresse. Indeß war Eckhof Alles, nur kein Geschäftsmann; er mußte die Regie an den minder begeisterten Koch abtreten, der die Neuber'sche Gesellschaft neu organisirte, das Singspiel einführte, und ohne bestimmte Richtung den guten Geschmack hob und zu Ehren brachte. Der letzte deutsche Harlequin verschwand 1766; Ramler gewann Einfluß, und Lessing's „Minna von Barnhelm" ward von Döbbelin in Berlin in 22 Tagen 19 mal gegeben (1767).

Den Vortritt in Bühnensachen ergriff von nun an Hamburg unter Lessing und Ackermann. Die Entreprise eines stabilen Nationaltheaters scheiterte bekanntlich; allein die Idee welche hier zuerst verwirklicht war, für welche Eckhof, Lessing und Löwen Alles daran setzten, diese blieb ein stehendes, auf Nationalelementen ruhendes, von der Kritik geleitetes deutsches Theater. In den Tagen der irrfahrenden Hyperkritik hat man seltsamerweise selbst diese Idee angegriffen, und für den angeblichen Verfall der Schauspielkunst verantwortlich gemacht, indem man ihr gegenüber das geniale Vagabundenleben des 17. Jahrhunderts und die Poesie der wandernden Principalschaften hervorgehoben hat. Man muß lesen was der Verf. darüber sagt, welche sittliche und technische Nachtheile aus diesem wandernden Elend hervorgingen: wenn Eckhof, der erste Heros der deutschen Bühne, unter dem Segeltuch des Frachtwagens in lächerlichem Aufzuge hervorkriecht, seine kranke Frau aus dem Stroh des Wagens hervorsuchend, so mislaunig, daß er den Gruß alter Freunde kaum erwiderte, und im Gezänk mit dem Fuhrmann um Abpacken seiner Habseligkeiten Stunden verliert, am Tische des Freundes nur Worte hat für die Mühsal der Reise, und dann mit dem Zettelträger durch die Stadt zu laufen hat, um die Seinen nur unter Dach und Fach zu bringen u. s. w. Der Verf. ruft aus:

> Nein, zu jener Zeit, mitten in diesen lebendigen Erfahrungen galt es für unzweifelhaft, daß der Schauspielerstand in diesem zigeunerhaften Zustande und der nothwendig daraus hervorgehenden Verschlemmung aller künstlerischen und sittlichen Beziehungen nicht verharren dürfe, wenn man ihm die geistigen Schätze der Nation anvertrauen, von ihm die Darstellung veredelter, durchgeistigter Menschheit verlangen wollte.

Die Geschichte der hamburger Entreprise, welche in Deutschland Epoche machte, die Analyse der großen Bestrebungen Eckhof's, der ersten schöpferischen Größe in der deutschen Bühnenwelt, die Geschichte der Dramaturgie Lessing's, Ackermann's und Eckhof's letztes Wirken, alle diese anziehenden Darstellungen müssen in den Gemälden die der Verf. davon gibt selbst nachgelesen werden. Wir bleiben nur einen Augenblick noch bei den Verdiensten Eckhof's, als Schöpfer der deutschen Schauspielkunst im nationalen Sinne, stehen. Alle Stimmen der Zeit, Lessing, Nicolai, Weiße, Schink, selbst sein Tadler Schröder sind darüber einig die meisten seiner Schöpfungen geradezu für „mustergültig" gelten zu lassen. Die Gewalt seiner Declamation, sein Redezauber war von der Art, daß die Erzählungen davon sich zur Fabel steigerten: so soll er einem Engländer das deutsche A-B-C mit so mannichfachen Abstufungen des Ausdrucks vorgelesen haben, daß dieser durch Thränen, Schrecken und Schauer bis zum schallenden Gelächter geführt wurde. Was war einem solchen Manne nicht möglich? Bedenkt man, daß Eckhof, klein, unansehnlich von Gestalt, mit großen ungeschickten Füßen, Rollen wie Kanut, Oedipus, Odoardo zu allgemeiner Bewunderung spielte, daß er den Oedipus z. B. in französischem Hofcostume, im Tressenrock, den Hut in der Hand, mit Perücke, Escarpins, Schuhen und deutschen Schnallen angethan, darstellte, daß er so frostige Verse zu recitiren hatte wie:

> Ihr Völker, die der Schmerz in diesen Tempel führt,
> Bringt Thränenopfer dar! Vielleicht wird Gott gerührt!

so begreift man, daß die Schauspielkunst hier zuerst als selbständiger und mächtiger Impuls hervortritt, wenn man gleich darauf hört, daß Eckhof mit diesen zwei Versen allein seine Feinde entwaffnete, die ihn zu verhöhnen gekommen waren! Für seine größte Darstellung galt sein Odoardo in „Emilia Galotti", in welcher noch heute manches Typische von ihm entlehnt wird, und die er durchweg im schlichtesten Ton sprach; ja von der herzgewinnenden Gewalt seiner Rede gibt selbst Iffland, der doch Manches an ihm tadelte, Zeugniß, indem er sagt, daß in erstícktem Zorn, knirschender Wuth, Lachen der Verzweiflung Niemand ihm gleichkam. Von Shakspeare hatte er die Ansicht, daß er den Schauspieler verderbe, da man nur zu sagen brauche was er vorschreibe, um bewundert zu werden. In finanzieller Beziehung brachte dieser große Meister es bis zu einer Einnahme von 12 Thlr. Wochenlohn und 9 Klaftern Holz als gothaischer Hofschauspieler.

Während sich nun im westlichsten Winkel Deutschlands die nationale Schauspielkunst zuerst zur echten Kunstbedeutung erhob, blieb der Osten, besonders Oestreich und Wien, noch immer in den Händen der Stegreifschauspieler. Der Kampf dauerte hier bis 1760; Burlin, Gottlieb, Jackerl, Lipperl und hundert andere Masken (die Foppereien) schlugen das echte Schauspiel immer wieder aus dem Felde, selbst nachdem Maria Theresia 1771 das erste deutsche Schauspiel besucht hatte. Was die Burleske am meisten erhielt, war der merkwürdige Tarif nach dem sie bezahlt wurde. So erhielt der burleske Schauspieler für jede Ohrfeige oder Fußtritt 34 Kreuzer, für Prügel desgleichen, für einen Felsensprung oder einen Sprung ins Wasser 1 Gulden, für ein mal Auffliegen desgleichen, und man besitzt noch folgende Quittung:

> Diese Woche 6 Arien gesungen 6 Gld., in die Luft geflogen 1 Gld., begossen worden 34 Kr., 2 Ohrfeigen bekommen 1 Gld. 8 Kr., ein Fußtritt 34 Kr. — worüber dankbarst quittirt.

Gegen solchen Geist kämpften Ayrenhoff und Sonnenfels so lange vergeblich an, bis 1770 der Letztere zum Theatercensor ernannt wurde, und Diderot, Lessing und Shakspeare fortan die Lipperl u. s. w. verdrängten. Doch wir müssen schließen. Indem der Verf. die Geschichte der Schröder'schen Direction der Ackermann'schen Gesellschaft überblickt, und Schröder das Verdienst des

ersten Verständnisses des großen Briten, das Verdienst der Costumereform, die selbst Eckhof nur schwach versuchte als er zuerst „Hermann und Thusnelda" darstellte, und der ersten Darstellung des „Götz" von Goethe vindicirt, schließt er mit einem „Ergebniß der bisherigen Entwickelungen" und einem Ueberblick der theatralischen Organisation am Schluß des Jahrhunderts, indem er der Kunst den nationalen Standpunkt zum Grunde legt, deren Losungswort von nun ab das Wort „Natur" geworden war. Bei diesem Anknüpfungspunkt für die neueste Geschichte seiner Kunst verlassen wir den Autor mit dem Wunsche ihn recht bald den so wohl gesponnenen Faden bis zu seinem natürlichen Ende fortführen zu sehen. 26.

Miscellen.

Zum Capitel vom Bücherverleihen.

Seit es Bücher gibt, besteht die Klage, daß selbst viele der ehrlichsten Menschen sich kein Gewissen daraus machen geliehene Bücher zu behalten. Das ist um so verdrießlicher, weil es auf der andern Seite für das non plus ultra der Ungefälligkeit gilt ein Buch das man besitzt Jemandem abzuschlagen. Grollier, ein bekannter Büchersammler, nahm den Ehrgeiz zu Hülfe, um Diejenigen die Bücher von ihm borgten zur Rückgabe zu veranlassen. Er ließ auf jedes mit goldenen Buchstaben drucken: Jo. Grollierii et amicorum. Dennoch mußte er oft Mahnbriefe schreiben, und bei seinem Tode ergab die Vergleichung seines Bücherkatalogs mit seinem Bücherbestande für letztern einen starken Ausfall. Es war daher eine witzige, aber nicht stichhaltende Revanche welche ein Student an einem Professor, seinem Stubennachbar, nahm, der auf seine schriftliche Bitte um ein Buch ihm geantwortet: er verleihe kein Buch, doch stehe ihm seine Bibliothek den ganzen Tag zur Benutzung offen. Als nämlich eine Woche darauf an einem kalten Morgen der Professor den Student um seinen Blasebalg bitten ließ, sendete dieser die Antwort: er verleihe seinen Blasebalg nicht, doch stehe derselbe in seinem Zimmer dem Herrn Professor für den ganzen Tag zu Diensten. Auf englischen Schulen ist es geradezu commentwidrig einem Mitschüler ohne begründete Ursache das Darlehn eines Buchs zu verweigern. Um jedoch dem Abborger Rückgabe und Schonung einzuschärfen, finden sich in der Regel auf dem ersten Blatte folgende drei Strophen:

If thou art borrowed by a friend,
Right welcome shall he be
To read, to study, not to lend,
But to return to me.

Not that imparted knowledge doth
Diminish learning's store,
But books, I find, if often lent,
Return to me no more.

Read slowly, pause frequently, think seriously,
Keep cleanly, return duly,
With the corners of the leaves not turned down.

Zur Geschichte der Pantalons

findet sich ein annehmbarer Beitrag im „Posthumous volume of Southey's «Doctor»" (London 1847). „Es geht in Corsica die Sage", lautet er, „daß unmittelbar nach der Enthauptung des heiligen Pantaleon das Schwert des Scharfrichters sich in eine Wachsfackel und die Waffen seines Gefolgs sich in Lichtputzen verwandelten, der abgeschlagene Kopf aber sich vom Blocke aufrichtete und eine Hymne sang. Zu Ehren dieses Wunders legten die Corsicaner bis 1775 ihre Schwerter, um sie zu weihen, während für St.-Pantaleon eine Messe gelesen wurde, auf den Altar. Nun frage ich aber, der ich im Januar statt im Juli schreibe, der ich kein Papist bin, der ich das Glück habe in einem protestantischen Lande zu leben, und der ich überdies in der Taufe einen echt altenglischen Namen empfangen habe — was geht mich St.-Pantaleon an? Weiter Nichts als Folgendes. Soeben habe ich meine neuen Pantalons erhalten, und daß diese nach mehrerwähntem Heiligen so heißen, ist nicht minder gewiß als daß es höchste Zeit war, daß ich ein neues Paar bekam. Obwol Schutzheiliger von Oporto — wo auch seine Gebeine ruhen — war St.-Pantaleon ganz besonders in Venedig Mode, und es wurden deshalb so viele ernste Venetianer nach ihm getauft, daß die übrigen Italiener sie gewöhnlich spottweise Pantaloni nannten, wie bei uns ein Ire Pat heißt, ein Schotte Sawney und ein Sohn Ladwallader's und Verehrer des heiligen David und seines Lauchs Taffy. Daher geschah es, daß die langen Beinkleider welche die Venetianer trugen als deren Nationaltracht ebenfalls Pantaloni genannt wurden; und wie die Pumphose aus den Tagen der Königin Elisabeth bei uns ihre Geltung verlor, überkamen wir jene aus Frankreich unter dem Namen Pantalons. Demnach sind die Pantalons, weil von venetianischer und patricischer Abstammung, ohne Zweifel ein ehrenwerthes Kleidungsstück. Indeß erfreuen sie sich noch einer andern ehrenwerthen Abkunft, gehören zum Geschlechte der Braccae. Vorzüglich durch diesen Theil unserer Kleidung unterscheiden wir uns von den Orientalen und ähnlichen geringen Völkern, auch von den abscheulichen Römern, welche unsere Vorfahren — dem Himmel sei Lob und Preis! — überwältigt haben. Unter der elenden Regierung des Honorius und Arcadius gefiel es diesen Herren der Welt die Braccarier oder Hosenschneider aus ihren Hauptstädten zu vertreiben, und das Anlegen des Kleidungsstücks zu verbieten, indem es eines Römers unwürdig sei sich wie die Barbaren zu kleiden, was auch insofern seine Richtigkeit hatte, als es einem so verweichlichten und weibischen Volke nicht geziemte Hosen zu tragen. Zu dieser guten gothischen Familie gehören die Pantalons. Nachdem sie über ein Jahrhundert aus der Mode gewesen, sind sie seit 25 Jahren es wieder geworden."

Die erste Schlaguhr.

Darüber heißt es in Warton's „Dissertation on the introduction of learning in England" (London 1847): „Zur Zeit Alfred's des Großen kam aus Persien ein Mechanismus nach Europa welcher die ersten Anfänge einer Schlaguhr darstellte. Zwei Mönche aus Jerusalem überbrachten im Jahre 800 an Karl den Großen Geschenke von Abdallah, König der Perser. Darunter, erzählt Eginhart, befand sich ein messingenes Horologium, ein wunderbares Werk mechanischen Kunstgeschicks, in welchem der Verlauf der 12 Stunden ad clepsydram vertebatur mittels ebenso vieler kleinen messingenen Kugeln, die nach Ablauf jeder Stunde auf eine Art unterhalb angebrachter Glöckchen fielen, und durch den Klang derselben das Ende der Stunde verkündigten. Außerdem gab es 12 Reiterfiguren, die nach Ablauf der 12 Stunden aus den bis dahin offenen Fenstern hervorritten. Sowie sie zurückgeritten, schlossen sich die Fenster. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß Eginhart als Augenzeuge berichtet, und daß der Abt geschickter Baumeister und ein in den Wissenschaften erfahrener Mann war." 16.

Bibliographie.

Dobschall, J. G., Grundsätze der Schul-Disciplin. Ein Beitrag zur Fortbildung des Volks-Erziehungswesens. Für Volksschulen aller Art. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Liegnitz, Kuhlmey. Gr. 8. 22½ Ngr.

Elvenich, P. J., Pius IX., die Hermesianer und der Erzbischof v. Geissel. Offene Briefe. 2te Auflage. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr.

Fechner, G. T., Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig, Voß. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Gräße, J. G. T., Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte zum Selbststudium und für Vorlesungen. Ein Auszug aus des Verf. größerem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. 4ter Band. (Geschichte der Literatur der neuern und neuesten Zeit.) 1stes Heft. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Henninger, A., genannt Alois der Taunide, Sagen, Geschichten und Lieder aus Gießen und seiner Umgegend. Ein Gedenkbuch der Musenstadt. Gießen. 8. 12½ Ngr.

Hildebrand, T., Der Brillant oder die Räuberhöhle im Schwarzwalde. Ein Roman. 2te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1848, 49. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffheinz, G. T., Grundzüge der christlichen Religionslehre vom rationalen Standpunkte. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 8. 4 Ngr.

Hoffmann, W., Handbuch der Geographie. Nach den neuesten politischen Veränderungen und vorzüglichsten Quellen. Leipzig, O. Wigand. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Hügel, Marie Freifrau v., Die Stiefschwestern. Eine Erzählung. Drei Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1849. 8. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 28ster Jahrgang, für 1849. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1849. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jetzt! Historisch politisches Taschenbuch auf das Jahr 1849. 4ter Jahrgang. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Historisch-politische Revue der Ereignisse des J. 1848. 1ste Abtheilung. Bautzen, Helfer. Gr. 16. 20 Ngr.

Der siegreiche Kampf der Eidgenossen gegen Jesuitismus und Sonderbund. Dessen Zusammenhang und Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der schweizerischen Nation und dessen Wirkung auf das politische Leben des Auslandes nebst vollständiger Schilderung des Feldzuges vom November 1847. Durch einen Offizier der eidgenössischen Armee. Illustrirt mit vielen Holzschnitten. Solothurn, Jent u. Gaßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krasinski, Graf V., Slaventhum und Deutschthum. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krug, P., Forschungen in der älteren Geschichte Russlands. Zwei Theile. Petersburg. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Leuenmord in Luzern, Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Lieder eines Einsamen. Neuwied, v. d. Beeck. 16. 15 Ngr.

Lieder und Bilder zu Land und zur See von einem deutschen Matrosen. Hannover, Schlüter. 16. 15 Ngr.

Malon, J. B., Das Bibellesen in der Volkssprache, beurtheilt nach der heiligen Schrift, der Tradition und der gesunden Vernunft. Eine Streitschrift wider die Principien 2c. der Bibelgesellschaften; zugleich eine kritische Geschichte des Kanons der heiligen Bücher des Alten Testaments, der protestantischen Missionen unter den Heiden; nebst den Urkunden des heiligen apostolischen Stuhles in Betreff des Bibellesens in der Volkssprache von Innocenz III. an bis auf Pius IX. Unter Mitwirkung des Verf. und nach dessen vielfachen Verbesserungen des Originals aus dem Französischen übersetzt von H. Stoeveken. 1ster Theil. Schaffhausen, Hurter. 1849. 22½ Ngr.

Middendorff, A. T. v., Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844 auf Veranstaltung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt und in Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben. IIIter Band. 1ster Theil: Ueber die Sprache der Jakuten. 1ste Lieferung: Jakutischer Text. Petersburg. II. und III. Band 6 Thlr.

Smidt, H., Seemanns-Sagen und Schiffer-Märchen. 2te vollständige Ausgabe. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1849. 8. 1 Thlr.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf das Jahr 1849. 86ster Jahrgang. Gotha, J. Perthes. 32. 1 Thlr.

Truck, B., Der Matrose. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. 2ter Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1849 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von T. Hell. 26stes Bändchen. Leipzig, Arnold. 1849. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Actenstücke zur neuesten Geschichte Deutschlands. 1stes Heft. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Arndt, E. M., Reden und Glossen. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Aus dem Kloster. Ein Beitrag zum Verständnisse der Klosterfrage in Oesterreich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Baltzer, Offenes Sendschreiben an Hrn. Justizrath Stupp in Cöln. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Beredsamkeit auf dem Lehrerparlament zu Eisenach aus der Vogelperspektive. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart und zur parlamentarisch-rhetorischen Fortbildung, herausgegeben von W. T. Erfurt, Müller. 8. 4 Ngr.

Neue zerstreute Blätter. Aus der Gegenwart und für die Gegenwart. I. Bändchen. Dresden, Naumann. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Reichstagsabgeordnete Robert Blum und sein Tod für Deutschland. Ein Aufruf an das deutsche Volk. Nebst Blum's Berichten über seinen Aufenthalt in Wien. Leipzig, Matthes. 4. 2 Ngr.

Bonaparte, Prinz Napoleon Louis, Die Vertilgung des Pauperismus. Nach der 3ten Auflage des französischen Originals übersetzt von P. Str. 2te Auflage. Plauen, Schröter. 1849. 8. 6 Ngr.

Freundlicher Brief der lutherischen Gemeinde in und um Saatzke an alle ehrlichen Landsleute. 2te Auflage. Wittstock. 8. 1½ Ngr.

Brömel, F., Die Lebenden an den Dichter. Berlin, Reichardt u. Comp. 8. 1 Ngr.

Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 3 Ngr.

Dham, Antrag, eine neue politische Eintheilung Deutschlands betreffend. Ein Beitrag zur deutschen Reichsverfassung. Hierzu eine Karte von Deutschland mit der neuen Reichseintheilung in 20 Reichsschilde oder Reichskreise, entworfen von A. Ravenstein. Frankfurt a. M., Wilmans. 8. 6 Ngr.

Diedrich, Fünf Predigten aus der lutherischen Kirche. Allen unsern lieben Feinden in Treue gewidmet. Wittstock. 8. 3½ Ngr.

Dreer, J. G., Thun wir recht, wenn wir unerschütterlich an unsrem alten heiligen Glauben festhalten, und müssen wir dieses nicht insbesondere in unsern Tagen thun? Eine Kanzelrede, gehalten auf dem St. Gebhardsberge bei Bregenz am 11. Sonntag nach Pfingsten. 3te Auflage. Lindau, Stettner. Gr. 8. 2 Ngr.

Fehr, J., Ueber die Entwickelung des deutschen Nationalbewusstseins und der deutschen Nationaleinheit. 1stes Heftchen. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Fichte, J. H., Einige Grundzüge zum Entwurfe der künftigen deutschen Reichsverfassung. Ansprache an die erste deutsche Nationalversammlung in Frankfurt. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Heinzen, K., Erst reine Luft, dann reinen Boden! Bern, Jenni Sohn. Gr. 12. 6 Ngr.

Roffhack, C., Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Drei Zeitpredigten. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 344. — 9. December 1848.

Johan Ludvig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von C. Zoller.

Johan Ludvig Heiberg ist geboren zu Kopenhagen am 14. Dec. 1791. Er nahm selbst Veranlassung sich darüber zu freuen, daß dieser Tag auch unsern unsterblichen Tyge Brahe gebar. *) Seine Aeltern waren der in unserer Literatur als dramatischer Dichter und satirischer Schriftsteller bekannte Peter Andreas Heiberg (geb. in Vordingborg am 16. Nov. 1758) und Thomasine Christine Buntsen (geb. am 9. Nov. 1779), Tochter des Dispacheur Buntsen in Kopenhagen. Er war nur wenig über acht Jahre alt als er seines Vaters beraubt wurde, der im Jan. 1800 durch Richterspruch wegen Uebertretung der Preßgesetze des Landes verwiesen worden, und von der Zeit an in Paris lebte, wo er eine Zeit lang, während der Kaiserregierung, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten als Dolmetscher angestellt war. Kurz darauf wurde der Sohn, nach dem Wunsche des Vaters, seinem vertrauten Freunde K. L. Rahbek und seiner Frau Karen Margrethe Heger zur Erziehung übergeben, bei welchen er zwei seiner Jugendjahre auf dem Bakkehus zubrachte, das durch Rahbek's Namen so berühmt geworden ist. Doch war weder Rahbek noch seine geistreiche Frau dazu geeignet Kinder zu erziehen, und man fand es daher für gut, daß der junge Johan Ludvig nach zwei Jahren das Haus wieder verließ. Indessen hatte er während dieser Zeit den Unterricht des damaligen Candidaten der Theologie P. Hansen (der als Pfarrer in Slangerup lebt) genossen, und er behielt sechs Jahre lang einen Lehrer dessen Erziehung und väterlicher Freundschaft er später mit Dankbarkeit öffentlich gedachte. Von Rahbek kam er in das Haus einer Tante mütterseits, welche mit dem Dispacheur Jürgensen verheirathet war, und noch in Kopenhagen lebt. Hier brachte er gleichfalls ein paar Jahre zu, während seine Mutter auf einem Gute in der Gegend von Soroe lebte. Er wurde nach der Anstellung des Candidat Hansen drei Jahre lang vom Candidaten der Theologie L. C. Basse unterrichtet, der ihn für die Universität vorbereitete, bis er 1809 das Examen artium und im folgenden Jahre das philosophische Examen, beide mit dem besten Charakter, bestand. Noch vor dieser Zeit hatte er die erste Bekanntschaft mit unserm berühmten H. C. Oersted angeknüpft, der ihm nicht allein Privatunterricht in der Mathematik gab, sondern auch durch seinen geistreichen Umgang, der eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzt wurde, einen unbestreitbaren Einfluß auf die Studien und die geistige Entwickelung des jungen Heiberg übte.

Indessen hatte sich seine Mutter, nachdem ihre erste Ehe aufgelöst war, zum zweiten mal mit dem durch seine Theilnahme an der Verschwörung gegen König Gustav III. bekannten Baron Ehrensvärd verheirathet, der, wie die Grafen Horn und Ribbing, nach dem Ausgange der Katastrophe eine von schwedischer Seite unverkümmerte Freistätte in Dänemark fand, wo Ehrensvärd den Namen Gyllembourg (eine veränderte Schreibweise des Namens seiner Mutter Gyllenborg) annahm. Wie nun J. L. Heiberg in seines Vaters Haus, einem Sammelplatz der meisten berühmten Schriftsteller jener Zeit und einige Jahre auch der anwesenden französischen republikanischen Diplomaten, bereits als Knabe in einer bewegten und sehr gebildeten Umgebung lebte: so setzte sich Dies bei Rahbek fort, wo man einen literarischen und ästhetischen Kreis von mehr oder minder geistreichen Personen fand, die sich bei den berühmten Symposien auf Bakkehus sammelten. Als er in seinem 12. oder 13. Jahre wieder in das Haus seiner Mutter zurückkam, trat er in einen neuen Umgangskreis der ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt aus den verschiedensten Fächern, wie F. G. Horitz, C. F. Weyse, Oehlenschläger, H. C. Oersted u. m. A. Häufiger Besuch von Mitgliedern verschiedener adeliger Familien in Stockholm brachte zugleich ein neues und eigenthümliches Element in diesen Kreis, und so geschah es, daß der junge Heiberg von seiner frühesten Jugend an sich beinahe ausschließlich in der gebildetsten, vornehmsten, mit fremden Elementen gemischten Gesellschaft bewegen und entwickeln konnte. Mit einer solchen schwedischen Familie (Graf Taubes), die wegen einer Erbschaftsangelegenheit sich anderthalb Jahre in Dänemark aufgehalten hatte, machte er im Spätjahre 1811 seine erste Reise ins Ausland, nach Stockholm, und wurde theils durch diese Familie, theils durch mitgebrachte Em-

*) S. Heiberg's „Vita", als bei Gelegenheit seiner Promotion als Doctor philosophiae eingegebene solennia academica (Kopenhagen 1817).

pfehlungen in verschiedene der vornehmsten Häuser Stockholms eingeführt, in einzelnen als Verwandter aufgenommen; wie er auch in Stockholm im Hause des damaligen schwedischen Justizministers Grafen Gyllenborg, eines Vetters des Baron Ehrensvärd, wohnte.

Indessen hatte die Muse noch vor dieser Zeit dem jungen, dem socialen Leben nicht fremden, aber mit des Geistes und Gefühls innerer Welt ebenso vertrauten Dichter ihre ersten Gaben verliehen. Durch Oersted und Gassendi's Lebensbeschreibung Tyge Brahe's, sowie andere biographische Arbeiten war er mit diesem strahlenden Meteore am wissenschaftlichen Firmamente des Vaterlandes näher bekannt geworden. Die merkwürdige Persönlichkeit dieses Mannes, das Romantische und Wunderbare in seinem Leben, Wirken und Schicksal, die Erinnerung an seinen Aufenthalt und seine Bauten auf der Insel Hveen, seine astrologischen Grübeleien und Phantasien hatten Heiberg ein frühes, jugendliches Interesse für den weltberühmten Astronomen eingeflößt. Er wollte ihm einen poetischen Denkstein setzen, und sein erster Gedanke war demselben eine epische Form zu geben; aber diese stimmte wol nicht mit den innern Bedingungen seiner dichterischen Wirksamkeit, noch mit seiner Anlage zu dieser Kunst zusammen. Er wählte deshalb die dramatische Form, und so entstand sein erstes eigentliches Schauspiel (1811—12): „Tyge Brahe's Spaadom" (Prophezeiung). Es war dies ein mit Liedern und Romanzen vermischtes idyllisches Drama, von welchem nur Fragmente, einzelne Scenen und Lieder in die sieben bis acht Jahre später (1819) auf dem Theater aufgeführte Umarbeitung übergingen.

Ein Zufall hatte ungefähr in der nämlichen Periode seines Lebens Heiberg zu einer Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend zurückgeführt. In seinem 14. oder 15. Jahre war eine ernstliche Krankheit die er durchzumachen hatte die Veranlassung dazu gewesen, daß man ihm ein Marionnettentheater schenkte, um ihn während der Heilung zu unterhalten. Für dieses Theater hatte er selbst später verschiedene Kinderschauspiele theils in gereimtem Dialoge, theils im Geschmack der Holberg'schen Komödien verfaßt; aber das Theater blieb mehre Jahre unbenutzt stehen wie ein Spielzeug der frühern Kindheit, bis es im Anfang des Jahres 1812 wiederum hervorgeholt wurde, um eine Dame aus dem obengenannten schwedischen Hause an ihrem Geburtstage mit einer Marionnettenkomödie zu unterhalten. Dazu wurde ein nach Molière's berühmtem Lustspiel „Le festin de Pierre" in versificirtem Dialog umgearbeitetes Schauspiel in vier Acten: „Don Juan", benutzt.

Wie schon der ganze Charakter des Originals es zur Behandlung für ein Marionnettentheater geschickt machen mußte, so ist auch Heiberg's „Don Juan" durchaus in diesem Charakter geschrieben, und folgt meistentheils ganz Molière's Gang, bald in gereimten Alexandrinern, bald in jambischem Verse oder in prosaischem Dialog, und das Ende des Wollüstlings ist dasselbe wie in der französischen Komödie. Eine etwas spätere, mehr selbständige und eigenthümliche Dichtung ist: „Pottemager Walter", ein romantisches Spiel in fünf Acten, geschrieben 1813, herausgegeben zugleich mit „Don Juan" unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Marionettheater af J. L. Heiberg" (1814). Wol gilt auch von diesem Drama was er in der Vorrede sagt: „daß der kindliche Geist der des Marionnettentheaters eigentlicher Charakter ist mehr oder minder sichtbar das Ganze durchwehte", aber der echt komische Geist, der sich später bei dem Dichter kräftiger entfaltet hat, ist hier doch schon lebendig und wirksam, und eine romantische Lyrik, voll von warmem und natürlichem Gefühle, durchzieht in einer Weise die an eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen Heiberg und Tieck erinnert das ganze dramatische Gedicht. Es zeigt uns zum ersten male die in Heiberg's poetischer Natur so merkwürdige Vereinigung zweier Elemente, die selten eine Verbindung eingehen: das natürliche, herzliche und kindliche Gefühl mit seiner idyllisch-naiven, subjectiven Lyrik, seiner reinen, rückhaltslosen Lust und Heiterkeit; und die komische Ironie mit ihrer witzigen Verständigkeit, ihrer scharfen und klugen Auffassung des objectiv Lächerlichen und der sicher treffenden Satire. Aber „Pottemager Walter" zeigt zugleich die für einen jungen, vor dem Publicum zum ersten male auftretenden Dichter nicht minder merkwürdige Anlage zur poetischen Kunstform, ein früh ausgebildetes Talent für den echten und reinen Gebrauch der Sprache und den correcten und rhythmischen Versbau, welcher selbst von einem gleichzeitigen, sonst darauf nicht so aufmerksamen Kritiker neben andern ausgezeichneten und rühmlichen Eigenschaften, sowie einzelnen seiner jugendlichen Mängel und schwächern Seiten herausgehoben wurden.*)

Man könnte vielleicht außer der bereits genannten Verwandtschaftsparallele zwischen dem dänischen und einem berühmten deutschen Dichter eine andere zwischen Heiberg und Baggesen ziehen; aber diese würde weit mehr divergiren. Zwar war das komische Element bei dem Letztern überhaupt überwiegend, aber es war minder poetisch und rein, mehr aufgelöst in der sprudelnden Quelle des Witzes und ungleich ärmer an Empfänglichkeit für das Objective, an komischer Phantasie und Productionskraft. Baggesen war ein witziger, Heiberg ist ein komischer Dichter. Das heißt die Sache mit wenigen Worten abmachen; aber Dies wird das Resultat einer größern ästhetischen Abhandlung sein müssen, die von dieser Seite die beiden Dichter vergleicht. Auf der andern Seite war zwar Baggesen auch Lyriker, aber von sehr beschränkter Phantasie, von leicht beweglichem, aber niemals tiefem Gefühle. Die erstere ist bei Heiberg nicht

*) Der Recensent in der „Lit. Tid.", 1814, Nr. 22, 23 (ohne Zweifel Prof. J. Möller) rechnet unter Anderm zu diesen Mängeln: daß in diesem Drama zu viele blos skizzirte Charaktere seien, und unter diesen zu viele unedle; ebenso daß der Dichter, „wie Anfänger in der Komik zu thun pflegen", allzu viel die blos physische Kraft angewandt, um Lachen zu erregen. Es werde in dem Stück, wie in Holberg's Komödien (also nicht blos bei Anfängern) zu viel geprügelt; so bekommt Doctor Pancras drei mal Prügel — das einzige Honorar das der Dichter, obwol selbst Arzt, ihm zugedacht.

so reich und mächtig in Erfindung und epischer Schöpfung als sie sinnreich und glücklich in der Auffassung und Zusammensetzung ist, überhaupt reicher in der lyrischen und dramatischen als in der epischen Region. Bei einem komischen Dichter und Dramatiker sich die poetische Kraft in elegischer, erotischer oder idyllischer Lyrik besonders stark und hervorstechend zu denken wäre unnatürlich. Aber „Pottemacher Walter", „Psyche", „Julespög", und manche einzelne lyrische Gedichte von Heiberg zeugen davon, wie rein, wie warm und begeistert das Gefühl sich in den Momenten hervordrängen konnte, wo der Dichter sich bestimmt und berufen fühlte das Visir seiner komischen Muse mit der Lanze und dem schirmenden Harnisch der Satire abzulegen.

Bei dieser Gelegenheit kann im Vorbeigehen die historische Notiz eingeschoben werden, daß Heiberg's Bekanntschaft mit Baggesen, wie oben bemerkt, sich von seiner ersten Erziehung im Brun'schen Hause, somit aus früherer Zeit herschreibt als aus der in welcher die in unserer Literaturgeschichte so bekannte Dichterfehde spielt. Ein eigentlicher Umgang und ein näheres persönliches Verhältniß zwischen Beiden entstand erst in spätern Zeiten, nachdem Heiberg's Mutter (1815) Witwe geworden, und ein stilles und einsames Leben führte. Zu der Zeit kam Baggesen oft zu Frau Gyllembourg, und brachte bisweilen ganze Tage und halbe Nächte im Gespräche mit Mutter und Sohn zu, nicht ohne häufigen und heftigen Streit zwischen dem alten und jungen Dichter über ästhetische Materien. Heiberg gewann, wie er selbst zugestand, sehr viel durch diesen Umgang mit Baggesen, der sein Nachdenken weckte, und ihm das früheste kritische Fundament gab; aber er konnte nie, während er (wie der Schreiber dieser Blätter) Baggesen's seltenes und ausgezeichnetes Talent in einer gewissen Richtung gern anerkannte, darüber seine Mängel verkennen, und ließ sich nie so weit imponiren, daß er seine ernstliche Opposition gegen dieselben zurückgehalten hätte. Er war in seiner Jugend Zeuge des außerordentlichen Eindrucks den Oehlenschläger's erste poetische Triumphe auf die Nation machten, und hatte mit all dem Feuer der Jugend die Begeisterung für den ersten Dichter des Nordens getheilt. Dieser aber hatte zu der Zeit als „Don Juan" erschien, und später als (1814) das „Marionettheater" herauskam persönlich und in einem gedruckten Gedichte Heiberg ein Zeugniß seiner Achtung gegeben, das lange auf seine Stimmung von großem Einfluß geblieben. Aber es war natürlich, daß der Verf. des „Weihnachtsscherzes" nicht immer Kind bleiben konnte, wo es nicht Phantasie und Gefühl, sondern Geschmack, Verstand und Urtheilskraft galt. Baggesen konnte ebenso wenig Heiberg's poetische Natur verändern, als dieser in jeder Arbeit die aus der Feder eines unsterblichen Dichters floß den gleichen Genius athmen sah. Er wird sich aber nicht ohne Grund des richtigen Taktes rühmen, der ihn, obwol noch so jung und zu einer Zeit, da Alle sich hinreißen ließen Partei zu nehmen, sich ganz außerhalb eines Kampfes zu halten hieß der für die Literatur nicht ohne die heilsamsten Früchte blieb, aber mit einem Fanatismus geführt wurde der mehr oder minder Jeden compromittirte welcher in den Streit gerissen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mediatisirten. Roman von Otto Müller. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Man sieht so recht aus der Construction dieses ganzen Buches die alte böse Zeit herausschielen, eine Zeit, wo durch den Druck in welchem das politische Leben gefangen gehalten wurde mancher edle Keim des geistigen Lebens niedergehalten oder gar gänzlich erstickt wurde, und wo man in der gesammten Literatur zwei Wege auseinander laufen sah, von denen der eine mit Bewußtsein auf politische und sociale Zwecke lossteuerte, der andere aber sich mit Entschiedenheit von diesen Stoffen fern hielt, und nur allein in die Geschichte des menschlichen Herzens sich zurückzog. Man könnte glauben, wenn man das vorliegende Buch blos nach seinem Titel betrachtet, als ob etwa „Die Mediatisirten" auch ein politischer Roman wäre, worin das Bestreben jener Familien im Gebiete des modernen Staatslebens geschildert würde, auf welchem sie ihre Souverainetät verloren haben; man könnte dazu um so mehr sich veranlaßt fühlen, als in der neuen Zeit das Mediatisiren ein bedeutendes Stichwort geworden ist, das über kurz oder lang eine noch größere praktische Bedeutung erlangen wird. Allein von alle Dem ist im Buche Nichts zu finden, und Ref. gesteht offen, daß er großen und gerechten Zweifel hegt, ob dergleichen Familiengeschichten, solche hoheitliche und fürstliche Heirathsgeschichten heutzutage noch viel Anklang finden werden, da die Sympathien dafür im Volke längst verloren gegangen sind, und da auch literarisch betrachtet diese Familienstücke veraltet sind. Ein politischer Roman sind jedoch „Die Mediatisirten" nicht, und sollen es wahrscheinlich im Sinne des Verf. auch nicht sein, da der Stoff sich vorzugsweise nur um Herzensgeschichten bewegt, wenn auch hier und da eine altadelige Sympathie grell und schroff in den Vordergrund tritt, und ein fürstliches Bewußtsein gegenüber dem Bürgerthume sich kundgibt. Die Anlage ist übrigens auch nicht neu, und erinnert mit den geheimen Liebschaften, Mesalliancen und natürlichen Söhnen der Fürsten gar sehr an eine längst abgethane Literaturepoche, wenn auch Prinz Marlo, dem der „reine Lebensgenuß fehlte, ebenso wie die reine klare Form für die ideale Welt seiner Ahnungen", etwas modern blasirt gehalten ist. Ref. kann dem Roman, und wenn er ihn nach allen Seiten hin betrachtet, keine besondere empfehlende Seite abgewinnen, und vermißt darin mit Recht die einfache schlichte Wahrheit, von welcher des Verf. frühere Werke Zeugniß gaben. Das Streben sich ganz allein in die Gefühle und Herzensgeschichten der einzelnen handelnden Personen zu vertiefen tritt so grell hervor, daß man sich für den Mangel der raschen und kräftigen Entwickelung dadurch entschädigt fühlen könnte, wenn die Empfindungen selbst nicht gar zu breit und sogar sehr blasse Reflection wären, daß darüber jede Handlung verkümmert. Fragt man sich nämlich am Schlusse des Buches nach der eigentlichen Handlung die an uns vorübergegangen ist, so wird man sofort sich gestehen müssen, daß dieselbe höchst unbedeutend ist. Wir kommen zwar zu verschiedenen Hochzeiten, aber um dahin zu gelangen ist auch nur ein scheinbarer Weg zurückgelegt; wir sagen ein scheinbarer, da die Hindernisse die dem Resultate im Wege standen zum Theil nur in der Einbildung bestanden, zum Theil so untergeordneter äußerer Natur waren, daß deren Beseitigung sofort und schon längst früher eintreten konnte. Daher kommt es auch, daß der Gang des Romans uns oft ermüdet, da die Handlung so außerordentlich auseinandergereckt und gedehnt ist. Zur Entwickelung der Seelenzustände seiner

handelnden Personen bedarf der Verf. zu viel Raum; er malt, trägt Farbe auf Farbe, verwischt dieselbe ins Weite und Breite, fängt wieder von neuem an mit großer Genauigkeit im Einzelnen, und am Ende haben wir doch nur ein angelaufenes Bild vor uns, dessen Einzelheiten wir mitunter für recht schön halten, dessen ganzer Eindruck aber immer uns nicht erfreuen kann. Abgesehen jedoch von dieser Art des Stils oder der künstlerischen Darstellung kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der den Gang der Erzählung aufhält und auseinanderreißt. Bald muß ein Brieffragment uns Handlungen andeuten die wir in der Erzählung selbst noch nicht gefunden haben, bald muß ein Auszug aus dem Tagebuche uns Aufschluß geben, über die Stimmung und Seelenzustände uns weiter aufklären, bald wird sogar eine längere Novelle selbst dazwischen geschoben die eine Person erzählt. Dadurch hat der Roman keine künstlerische Einheit, die eigentliche Frische fehlt, in den breiten ohnehin langsamen Gang der Entwickelung werden noch mehr Hindernisse geschoben, eine endlose Conversation umrankt jeden weitern Schritt der Erzählung, wir bleiben am selben Flecke stehen, drehen uns im Kreise und ermüden dadurch. Daß der Stil auch nicht immer correct, ja sogar manchmal schwerfällig wird, dazu möge eine Stelle (II, 230) als Beweis dienen; sie eröffnet eine Tagebuchnotiz und lautet: „Jene Macht, der wir die Verkettung der Erdengeschicke zuschreiben, mag wol oft mehr als wir wissen oder ahnen, mit menschlichem Sinn und Verfahren ihrem göttlichen Zwecke entgegenarbeiten, und der Seele der sie eine Schickung zudenkt lange Zeit folgen, ohne daß dieselbe ahnt, wie was sie thut, was sie erlebt oder ersehnt, nichts Anderes ist als Das was jener Schickung vorangeht, sie vorbereitet und zuletzt erfüllt." 11.

Lesefrüchte.

Das Land am Amazonenflusse.

„Dieses Land", heißt es in „**A voyage up the river Amazon, including a residence at Para, by** ***William H. Edwards***" (London 1848), „ist der Garten der Welt, im Besitze jedes Erfodernisses für eine ungeheure Bevölkerung und einen ausgebreiteten Handel." Der Fluß selbst ist der größte den die Erdbeschreibung kennt. In einer Entfernung von über 200 (englische) Meilen vom Stillen Meere bleibt er in einer Stromlänge von 3000 Meilen bis zur Einmündung in das Atlantische Meer schiffbar, und bewässert, einschließlich seiner Arme, eine Fläche von 2,100,000 Quadratmeilen, darunter ein Drittel von Südamerika. Das Aggregat der schiffbaren Länge sämmtlicher Stromzweige beträgt zwischen 40,000 und 50,000 Meilen. Der wichtigste vom Amazonenflusse berührte Landestheil ist die Provinz Para mit einem Flächeninhalte von ziemlich einer Million Quadratmeilen, dem fruchtbarsten Boden der sich denken läßt, und einem höchst angenehmen Klima. Der Reichthum dieses schönen Landes begreift die werthvollsten Erzeugnisse der tropischen Zone, und die traurigen Vorurtheile welche anderwärts die arbeitenden Classen, die unter solchem Himmelsstriche Neger sein müssen, von den übrigen Einwohnern abscheiden machen sich dort kaum fühlbar. „Brasilische Sklaverei", sagt der Verf., „ist eigentlich nur eine dem Namen nach. Ein Vorurtheil gegen die Farbe besteht fast gar nicht, und kein Weißer denkt von seiner Frau gering weil ihre Aeltern von jenseit des Wassers stammen. Die Hälfte der Regierungsbeamten und des Heers sind gemischter Abkunft, und Geistliche, Advocaten und Aerzte werden wegen ihrer schwarzen Haut um Nichts weniger geachtet. Gebildete Neger stehen weder an Talent noch an Sitte den Weißen nach, und ich habe häufig Aufmerksamkeiten von ihnen erfahren für welche ich mich gern verpflichtet bekenne." Liest man nun, daß Para bei kostenfreier Ansiedelung, bei einem Boden der ohne Mühe Zucker, Reis, Kaffee, Anatto, Baumwolle, Kakao, Gummi und Droguerien in Masse liefert, und bei unglaublicher Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse doch ein armes, dünn bevölkertes Land ist — woher Das? Weil die Beamten bestechlich sind, die Landesmünze entwerthet ist, hohe Zölle die Einfuhr drücken, und Belästigungen die Ausfuhr hindern. Das neutralisirt die Wohlthaten der Natur und den Fleiß der Menschen. „Es dürfte", versichert der Verf., „wenig Landesproducte geben welche Brasilien nicht auf allen Märkten der Welt billiger verkaufen könnte als Nordamerika, ohne jene Beschränkung. Selbst unter ihr sind noch im vorigen Jahre Baumwolle und Reis von Para nach Neuyork verschifft worden, und sein Taback ist besser als der beste virginische, und kann in unerschöpflicher Menge gebaut werden." Daß der Besuch eines solchen Landes interessant, die Beschreibung desselben belehrend und unterhaltend sein kann, erhellt am deutlichsten aus vorerwähntem Buche, welches einen Jagdfreund zum Verfasser hat, der, geborener Amerikaner, von Neuyork eine Vergnügungsreise nach Para machte, sehr mittelmäßig erzählt, auf Philosophiren und Speculiren sich gar nicht einläßt, und in seinen wissenschaftlichen Studien nicht über die Nomenclatur der Ornithologie hinausgekommen zu sein scheint.

Ist es nicht eine Wohlthat?

Ein Ja auf diese Frage erscheint unabweisbar in Betreff einer Sitte welche Thomas Ingoldsby in „**The Ingoldsby legends, or mirth and marvels; third series**" (London 1847) als in einigen Theilen der Grafschaft Kent bestehend erwähnt, die wohlmeinende Sitte Verwandte von schwerem Todeskampfe zu befreien. Er erzählt mehre einschlagende Beispiele. Das Bett auf welchem ein Mann mit dem Tode rang war mit den Federn wilder Vögel gefüllt. Auf solchem Bette, versichert der Aberglaube, stirbt es sich schwer. „Da es uns vorkam als würde er nie sterben", sagte seine Witwe, „so zogen wir ihm das Bett weg. Dann drückte ich ihm mit der einen Hand seine arme Nase fest zu, und verschloß ihm mit der andern den Mund, und da starb mein guter Mann sanft wie ein Lamm." Eine andere Frau sprach vom Verluste ihres Kindes. „Als der Doctor es aufgegeben hatte", sagte sie, „und der arme Wurm nicht sterben konnte, blieb mir Nichts übrig als es unter der Decke zu ersticken." Dasselbe war ehemals auf den Shetland-Inseln Brauch. Schien keine Rettung denkbar und der Sterbende schmerzlich zu leiden, legte man ihm ein Kissen über den Mund. Ein Reisender, Zeuge eines solchen Verfahrens, äußerte Abscheu, worauf Derjenige der es gethan erwiderte: „Lieber Herr, 's ist so Sitte bei uns; wir stehen damit Gott bei die Sterbenden zu erlösen." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 345. —— 10. December 1848.

Johan Ludwig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von **C. Zoller.**

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Als Heiberg nach dreimonatlichem Aufenthalte in Schweden wieder nach Kopenhagen zurückgekommen war, trat er auch in seine frühern Lebensverhältnisse zurück. Aber dazu kam, daß er kurz nachher mit Bischof Münter's als deutsche Schriftstellerin bekannter Schwester, der Conferenzräthin Frederike Brun, und mit ihrer durch einen Verein von seltenen Talenten und die einnehmendste Liebenswürdigkeit einst so berühmten Schwester Adelaide Brun (jetziger Gräfin Bombelles) bekannt wurde. Das Brun'sche Haus, wo dänische Gelehrte selten lange gehegt wurden, war ein allgemeiner Vereinigungspunkt für Fremde und Ausländer, das diplomatische Corps und einzelne inländische Literaten, Künstler und Dichter. Zu diesen gehörten eine Zeit lang Baggesen und Oehlenschläger; als jedoch die große Fehde zwischen diesen ausbrach, war es der Erstere welcher in Frau Brun's mehr ausländischem als dänischem Hause und Gesellschaftskreis das Schlachtfeld behauptete. Auch Heiberg war nicht allein in diesem, sondern in dem vertraulichern Familienkreise aufgenommen. Der junge Mann, der als Sohn der Musen sich noch keinen großen Namen verschafft hatte, machte durch die seltene Verbindung von Talent, Urbanität und Feinheit mit kindlicher Natürlichkeit und Naivetät großes Glück an einem Orte, wo die letztgenannten Eigenschaften sonst nicht zu Hause waren. Er ging für viele Jahre unter dem Namen l'enfant aus und ein, und fand wirklich in der talentvollen, gebildeten Adelaide ein Wesen das nicht blos seinen poetischen Sinn für das höhere Leben und alle Schöpfungen der Kunst, sondern auch seine jugendliche und naive Auffassung der Verhältnisse des Lebens zu theilen vermochte. Verschiedene an diese junge Dame gerichtete Gedichte aus jener Periode zeigen uns wie sie durch den Einfluß der Musen und Grazien auf seine poetische Stimmung wirkte.

Diese Art persönlicher Verhältnisse und Stimmungen waren jedoch keineswegs die rechten und eigentlichen Grundkräfte die Heiberg's poetisches Productionstalent bewegten und seine Dichterwirksamkeit bestimmten. Diese wurde von zwei sehr ungleichen, theilweise beinahe einander entgegengesetzten Elementen in des Dichters Natur, Geschmack und Neigung genährt: das eine war das ursprüngliche und national-komische, von welchem bereits oben die Rede war; das andere das romantisch-lyrische, das ihn besonders an der südlich-romantischen Sprache und ihrer warmen, lebensvollen, aber zugleich in den Formen üppigen, verfeinerten, abgerundeten und correcten Poesie Geschmack finden ließ. Sein eifriges Studium der italienischen und spanischen Dichter, und unter den letztern vorzüglich des Dramatikers den Spanien noch als seinen unerreichten Meister im nationalen Drama bewundert, Calderon de la Barca, blieb nicht ohne Früchte für die dänische Dichtkunst. Aber noch ehe diese hervortraten, hatte Heiberg das ästhetische Publicum mit einer genialen Dichtung von ganz eigenthümlicher Art überrascht, in welcher der Verf. des „Marionettheaters" bereits eine bedeutend größere Geistesentwickelung und Reife offenbarte: „Julespög og Nytaarslöier", eine Komödie in zwei Acten mit einem Intermezzo. Sie ist am Schlusse des Jahres 1815 geschrieben, kam Weihnachten 1816 heraus, und wurde vom Dichter selbst „eine Fortsetzung von Oehlenschläger's «St.-Hans Aftens Spil»" genannt. Dies war jedoch nicht anders zu verstehen, als daß es als eine Fortsetzung des Geistes und der Tonart dieses naiv-schönen, jugendfrischen, lyrisch-warmen und doch komisch-ausgelassenen Dichtungsgenre sei; jedenfalls war es eine der eigenthümlichsten und vorzüglichsten Arbeiten aus des genialen und phantasiereichen Schriftstellers frühester Periode. Es brauchte bereits eines starken Bewußtseins von dem Maße seiner eigenen Kräfte, um mit einem Gedichte hervorzutreten das zu unmittelbarer Vergleichung mit dem Oehlenschläger'schen auffoderte; daß sich dies Bewußtsein aber nicht täuschte, Das verdankt es der eigenthümlichen Natur, der von jeder unfreien Nachahmung entfernten Originalität, die zu den Verdiensten dieses Heiberg'schen romantisch-komischen Dramas gehört.

Diese Verdienste zu erkennen und zu durchschauen war zu der Zeit in welcher das Drama erschien die Menge der Leser weder in der Stimmung noch im Stande. Die Mischung des Romantisch-Abenteuerlichen und des Poetisch-Komischen mit einer beinahe Aristophanischen Satire foderte von dem Leser eine Empfänglichkeit für

das rein Poetische unter den verschiedensten Formen — wozu noch das Natürliche und naive Lyrisch-Epische in anmuthigen, kindlichen Episoden tritt — die man beim größern Publicum nicht erwarten kann, und Das um so weniger, als die Satire den ästhetischen Geschmack des Publicums, wie er sich damals geltend machte, überschritt. Die Mischung dramatischen Scherzes mit lyrischem Ernste wollte Verschiedenen ebenfalls nicht gefallen: und der Dichter selbst hatte noch nicht genug Namen und Autorität gewonnen, um der reichen und starken Originalität in dem großen Kreise Geltung zu verschaffen, der sich nach den Vorschriften des herrschenden Tons und der gäng und gäben Ansichten richtet.*) In dieser Hinsicht hatte Heiberg's satirisch-komische Dichtung ein ähnliches Schicksal wie 14 Jahre früher sein Vorbild, Oehlenschläger's „St.-Hans Aftens Spil", und die reiche und schöne lyrische Dichtergabe die sich darin kund that wurde 1802 wie ein Wunder in unserer poetischen Literatur angesehen, und von weit Mehren getadelt als gelesen. Eine Zeit lang lag das Buch beinahe unbeweglich in dem Laden des Verlegers, bis Oehlenschläger einige Jahre später durch seine wachsende Berühmtheit Mancher Augen öffnete die bisher nicht sehen konnten was das Buch werth war. So war es auch erst die später zunehmende Popularität Heiberg's als nationaler Dichter die das größere dänische Publicum zu allgemeinerer Erkenntniß brachte, welch ausgezeichneten, komischen, romantischen und lyrischen Dichter das Vaterland schon seit einem Jahrzehnd im Verf. des „Vaudeville" und des „Elfenhügel" besaß, dessen frische und doch reife Jugendpoesie in der hier besprochenen Dichtung und in dem ein oder anderthalb Jahre später erschienenen romantischen Drama „Frisch gewagt ist halb gewonnen" (erschien 1817) bereits Werke geschaffen die ihm einen Platz sicherten den man ihm später mit oder gegen seinen Willen einräumen mußte.**) Das letztgenannte Drama theilte ungefähr das Schicksal mit dem erstgenannten („Julespög"), aber unter andern Bedingungen. Nicht minder „frisch gewagt" als jenes Gedichts Komik und phantastisch-komische Romantik war der Versuch das eigenthümlichste und nationalste dramatische Genre das irgend eine nachmittelalterliche Literatur aufzuweisen hat in eine fremde, eine n o r d i s c h e Sprachindividualität überzupflanzen. Man hatte zwar (während der Schlegel-Tieck'schen Revolutionsperiode in der Aesthetik) etwas Aehnliches in Deutschland versucht; aber die Aehnlichkeit war doch eine ziemlich entfernte, da man hier die Formen nach eigener Anschauung modificiren und umbilden wollte. Heiberg dagegen unternahm die bisher unerhörte Arbeit eine ordentliche spanische Comedia de capa y espada zu dichten, ein Calderon'sches Intriguenspiel (um es nach dem ausgezeichnetsten und berühmtesten Dramatiker Spaniens zu benennen) in vollkommen dänischer poetischer Sprachform. Ohne einen der übrigen Vorzüge dieser Arbeit zu berühren, wollen wir nur den nennen der zu den größten, beinahe unerreichbaren Vollkommenheiten gehört: daß nämlich ein in dem Grade fremder und unnationaler Stoff sich in so reiner, natürlicher und echt dänischer Sprache entwickeln konnte wie sie nur irgend ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts geschrieben. Diese Eigenschaft ist zwar ein Gemeingut von Heiberg's metrischem und prosaischem Stile; aber wir dürfen sie gewiß bei einem Werke hervorheben bei welchem die Veranlassung steif, affectirt undänisch und erkünstelt zu werden sozusagen auf jeder Seite des Buches für Den eintreten mußte der diese Herrschaft über die Sprache, Echtheit des Idioms, den natürlichen und u n v e r f ä l s c h t e n Gebrauch der Muttersprache entbehrte, die Heiberg neben all seiner Feinheit, Politur und Eleganz eigen ist. Diese Eigenschaften können wir natürlicherweise am wenigsten in einem Werke vermissen wie dieses lyrische Drama, in welchem der Verf. auf eine glänzende Weise die Kraft und Bildsamkeit der dänischen Sprache unter den Händen eines Dichters bewies der das Talent hat sie zu gebrauchen; und Dies ist hier mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, ohne alle sichtbare Anstrengung oder neue, außerordentliche Mittel geschehen. Als ein ebenso glücklicher wie correcter Metriker behandelt der Verf. den Vers und den Ausdruck: und es ist nicht minder auffallend, daß die dänische Sprache sich ebenso zwanglos in fremden Rhythmen bewegt, als sie bekannt und vertraulich klingt in dem kunstvollen, lyrischen Dialog, der nach spanischer Weise so oft die gewöhnlichen, komischen Partien im Schauspiel ablöst. Nirgend ist hier eine Spur außergewöhnlicher Kraftanstrengung; der Dichter richtet das Meiste durch sein Talent den glücklichsten poetischen Gebrauch von dem einfachen und gewöhnlichen Sprachvorrath machen zu können aus.*) Bereits vor 22 Jahren habe ich mit Bewunderung die Sprachvollkommenheit dieses Dramas anerkannt, und ich nehme kein Wort von Dem zurück was ich damals über die Bereicherung schrieb die unsere Sprache durch ihn erfuhr**), so wenig als

*) Vergl. darüber, sowie über das Heiberg'sche Gedicht im Allgemeinen meine „Aeußerungen über die komische Poesie". („Bland. Smaaskrifter", II, 268—322.)

**) Der Schreiber dieser Blätter muß es Andern und der Zukunft überlassen zu entscheiden, welche Bedeutung seinen kritischen Untersuchungen im Ganzen und in einzelnen Richtungen zukommt. In einem einzigen Falle wagt er ohne alles Bedenken auszusprechen, daß er sich das gleichzeitige und unverholen geäußerte Urtheil über die Heiberg'schen Dichtungen als Verdienst um die Literatur und Kritik in Dänemark anrechne.

*) Diese Behauptung paßt auf Heiberg's Poesie überhaupt. Sie gleicht nicht der von Rückert, was die ungewöhnliche Productionskraft neuer Worte anbetrifft. Diese sind bei Heiberg nicht sehr häufig, und er ist in dieser Rücksicht weder so productiv wie Oehlenschläger noch wie Baggesen.

**) So besonders das ausgezeichnete Glück mit welchem Heiberg in seinem ersten Versuche die poetischen Formen im spanischen Drama benutzte, ohne daß ein dänischer Leser der mit der Natur und dem Reichthum seiner Muttersprache vertraut ist sich durch der fremden Fesseln Zwang gedrückt oder sein Ohr durch einen Mislaut verwundet fühlte. Das Fremde und Ungewöhnliche des Inhalts hat nirgend schädlich auf den reinen und richtigen Ausdruck gewirkt. Leicht und biegsam formte sich die schöne Sprache unter des Dichters künstlerischer Hand, nie steif und beengt bewegt sie sich in frischer

mein Urtheil über die „poetische Natur" dieses Schauspiels überhaupt, ungeachtet ich auch meine Ansicht nicht verschweigen will: „daß der Dichter durch die Art wie er die Poesie benutzte in gewissen Theilen die reine poetische Wirkung verdarb die jedes schöne Dichterwerk auf uns ausüben soll." Aber ich füge hinzu, daß wir bei längerer und genauerer Bekanntschaft mit dem Gedichte einsehen, seine Mängel sind in den meisten Fällen nicht von seiner Schönheit, seiner Composition und seinem Interesse als Drama zu trennen, und wir würden ihm die ersten nehmen, wenn wir das Andere aufhöben; denn Dieses ist die Bedingung seiner Existenz und Wirkung. Es geht damit wie mit jeder andern echten Dichtung: sie behält ihre poetische Geltung und ihren Kunstwerth, wenn sich auch gewisse Mängel und Unvollkommenheiten darin finden. Wo dagegen der poetische Lebensgeist und sein Wirken in des Werkes organischer Ganzheit mangelt: mit andern Worten, wo das Gedicht des positiven Totalwerths entbehrt, da hilft es Nichts, daß man es von negativen Mängeln frei spricht.

In der Form verwandt, aber doch in mehren Hinsichten von diesem Drama abweichend, ist eine andere Dichtung aus derselben Periode, die Heiberg leider bis jetzt unvollendet gelassen — wozu nach so langer Zeit auch keine Hoffnung mehr vorhanden ist. Er wollte „ein antikes Sujet in einer obwol gemischten, doch größtentheils romantischen Form" behandeln, ähnlich wie das spanische Drama, und er wählte dazu die seit mehr als 1600 Jahren berühmte Mythe von Amor und Psyche, wie sie uns der Römer Apulejus erzählte. Welche und wie viele ältere Quellen Apulejus zu diesem Mythenkreis vor sich gehabt, ist unbekannt, und schwer, ja vielleicht gar nicht zu ermitteln; aber ausgemacht ist es für Jeden der Sinn für die mythische Phantasie verschiedener Zeitalter hat: daß Apulejus selbst der Urheber eines großen Theils des Abenteuerlichen, wir können wol sagen Romantischen, ist mit dem die Fabel von Amor und Psyche durch feinere Behandlung ausgeschmückt worden. So muß man sagen, daß sogleich die Wahl dieses antiken Sujet eine poetisch glückliche war. Wie, von welchem ästhetischen Standpunkte und mit welcher Anschauung des mythischen Stoffs den der römische Schriftsteller gegeben sich der Dichter vornahm den Gegenstand zu behandeln, hat er selbst ausführlich und erschöpfend in der Vorrede zu dem 1817 herausgekommenen ersten Theil von „Psyche, et mythologisk Skuespil" entwickelt, auf welche Vorrede ich somit hinweisen kann. Es ist natürlich, daß, da dieses Gedicht, wenn es auch nur ein Anfang und Einleitung zu dem ganzen Märchencyklus, nach des Verf. Meinung als ein eigenes vorbereitendes Ganzes betrachtet werden kann, doch ein poetisches Fragment verblieben; wir deshalb auch mehr sagen können wie er den dichterischen Stoff behandeln wollte als wie er ihn behandelt hat. Aber es ist nicht minder gewiß, daß auch als Fragment Heiberg's „Psyche" mit beinahe allgemeiner Anerkennung der in ihrer ungewöhnlichen eigenthümlichen Form einnehmenden Schönheit der Dichtung aufgenommen wurde. So ist auch wol nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß Heiberg's „Psyche" unter Anderm zum Beweis davon dienen kann, wie „die Formen in der Dichtkunst in ihrer Anwendung auf den Stoff eine beinahe unbegrenzte Freiheit gestatten, da es eigentlich nur darauf ankommt, daß der Dichter eine solche Form wählt über die er Herr ist, oder die er mit poetischer Consequenz durchzuführen im Stande ist" („Maanedskr. for Liter.", 1835, XIV, 47). Man hat wirklich keinen ästhetisch gebildeten Leser sich daran stoßen hören, daß Heiberg's antike „Psyche" überhaupt in einer Calderonisch-dramatischen Form gedichtet ist, oder daß diese unter andern an einer Stelle von einem Dialog zwischen Psyche und ihrer Amme unterbrochen wird, der in der Art nordischer Romanzen behandelt ist.

Zu den übrigen Verdiensten dieses vielgelesenen Gedichts können wir noch das zählen, daß es dazu beigetragen unser Publicum näher mit der Natur und den poetischen Formen des spanischen Dramas bekannt zu machen, und somit auch beigetragen den Eingang den Calderon's und anderer spanischer Dramatiker ideale Werke in unserer Poesie und auf unserer Bühne gefunden zu erleichtern. Die guten Wirkungen derselben auf unser Theater, die etwa auseinanderzusetzen wären, müssen hier übergangen werden. Den Einfluß einer so reichen, so edeln und kraftvollen, und doch schon so früh ausgebildeten Poesie wie die spanische auf unsere eigene Dichtkunst und ihre Sprachwelt können wir nur als ernst in seinem Beginnen betrachten; aber wir sehen es als ein ausgemachtes Verdienst Heiberg's an, daß ein in seiner Sprache und in seinem Stile so reiner und nationaler Schriftsteller bewiesen hat: daß, während das ewige Copiren, Nachahmen und Nachdichten einer Sprache die so nahe verwandt mit unserer eigenen, wie die deutsche, zuletzt mit dem Scheine einer Bereicherung alle nationale Eigenthümlichkeit verwischt, gerade der Gebrauch und die Bearbeitung der uns weit ferner liegenden und fremdern südeuropäischen Sprachquellen und ihrer Poesie neue Kräfte, neuen Reichthum, und eine neue innere Bildungskraft für die eigene Muttersprache gewinnt. Es lag deshalb auch den Studien und der Wirksamkeit des Dichters in der zuletzt besprochenen Periode sehr nahe den Fürsten des spanischen Dramas zum Gegenstand einer Abhandlung zu wählen, welche er, nach akademischem Brauche, im J. 1817 zur Erlangung des philosophischen Doctorgrades ausarbeitete. Diese Abhandlung*) betrachtet man am richtigsten mit Hinsicht auf die Bestimmung für welche sie geschrieben worden. Ihr Inhalt und ihre

Jugendfülle, aber zugleich in ernstem oder feierlichem Tone, rein und kräftig in südlichem Metallklang, und eine vortreffliche Versification hebt seine Schönheit noch mehr hervor u. s. w. „Bland. Smaaskrifter", II, 264.

*) De poeseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca, principe dramaticorum (Kopenhagen 1817). Vergl. „Lit. Tib.", 1818, S. 529 fg.; „Journal des savans", von Raynouard, 1819, S. 434 fg..

Materie sind hinlänglich entwickelt, um zum Stoff einer akademischen Preisschrift dienen zu können. Aber weder Plan, noch Sprache, noch die Grenzen die sich der Verf. gesteckt konnten ihm gestatten auf erschöpfende, und für einen größern Kreis leicht faßliche und befriedigende Weise seine Materie zu behandeln, von der er selbst sagt, sie sei bei uns so unbekannt, daß man befürchten müsse, die Meisten würden schon durch den Titel abgeschreckt das Buch zu lesen.

Unter andern Eigenschaften dieser Disputation ist auch die bemerkenswerth, daß der Verf. einem in früherer Zeit nicht seltenen, jetzt aber beinahe ganz abgekommenen Brauche folgte: die Schrift einem vornehmen Herrn zuzueignen, der sie nicht einmal lesen konnte, und sich die Dedication übersetzen lassen mußte, um die herrlichen Complimente zu verstehen die sie enthielt. Dieser sonst wegen seines Charakters allgemein geachtete und höchst achtungswürdige Mann war der damalige Chef des Departements des Auswärtigen, Staatsminister Niels Rosenkrantz, der in freundschaftlichem Verhältniß zu P. A. Heiberg gestanden hatte, dem der Sohn schon in jungen Jahren empfohlen worden, und in dessen Hause er freundliche Aufnahme gefunden. Dadurch glaubte er damals selbst, aber noch mehr seine Beschützerin im Brun'schen Hause, es werde sich für seine Zukunft eine glücklichere Aussicht bieten. Es war endlich hohe Zeit daran zu denken. Sein bisheriges Leben, von den frühesten Jugendjahren bis jetzt, war wie man ein poetisches zu nennen pflegt; und es hatte zweifelsohne auch in mancher Rücksicht vortheilhaft auf ihn gewirkt, da dadurch mancherlei Geisteskräfte geweckt und entwickelt wurden, die erst später ihre Früchte trugen. Aber während seine häufige und ununterbrochene Theilnahme an dem Gesellschafts- und Privatleben der vornehmen und diplomatischen Cirkel ihm eine gewisse Vertrautheit nicht allein mit den äußern Verhältnissen und Formen dieses Lebens, sondern auch mit einem großen Theile der geheimen „Falten, Schwachheiten und komischen Seiten" verschaffte, die für einen Dichter, und namentlich einen Dramatiker, besonders lehrreich war: zerstreute dieses Leben zugleich mehr als dienlich war seine Kräfte und deren Anwendung auf der Bahn der Kunst, und gab ihm eine so zerfahrene Unsicherheit in Beziehung auf seine eigenen Anlagen, und das Fach in welchem er seinen eigentlichen Lebenszweck suchen sollte, daß er in seinem 27. Jahre selbst noch nicht wußte, ob er Poet oder Aesthetiker, Arzt oder Naturforscher, Diplomat oder — Landwirth werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Malerin und — Geographin.

Der Name dieser Malerin ist in Fräulein Fanny Corbaux den Freunden der englischen Malerkunst bekannt; aber die Geographin dürften in ihr nur Diejenigen kennen welche das „Edinburgh New philosophical journal" vom Januar und April 1848 eingesehen haben. Der dort von ihr angegebene Aufsatz ist jetzt selbständig erschienen unter dem Titel: „On the comparative physical geography of the Arabian frontiers of Egypt, at the earlist epoch of Egyptian history and at the present time" (London 1848), und verdient jedenfalls Beachtung. Er behandelt eine der eingeständlich schwierigsten Fragen der biblischen Geographie, die Ermittelung des Wegs der Kinder Israel von Rameses nach Sinai. Noch kopfverwirrender sind die geographischen Angaben eines Herodot, Diodor, Strabo, Plinius und Antonius, sobald man sie nicht blos untereinander, sondern auch mit der gegenwärtigen physischen Gestalt des Landes, des jetzigen Aegypten, in Einklang bringen will. Beide Probleme glaubt die Verf. gelöst zu haben, und wenigstens an Belesenheit und Scharfsinn hat es ihr dazu nicht gefehlt. Einiges hat sie auch sicherlich bewiesen, und wo ein Zweifel erlaubt sein kann, darüber so viel Licht verbreitet, daß das Weitere sich herausfinden lassen wird. Sie macht es zum Gegenstande ihrer Beweisführung, daß zu Herodot's Zeit das Rothe Meer sich über die Marschen erstreckt habe welche jetzt nördlich von Suez liegen, und daß in noch früherer Zeit ein anderer Nilarm die Stelle des Trajan-Ptolemäischen Kanals eingenommen, sich jedoch östlich vom pelusiasischen Arme in das Mittelländische Meer ergossen habe. Der Nachweis welchen sie dafür liefert ruht auf physischen, historischen und geodätischen Thatsachen. Der allgemeine Anblick des Landes, der angeschwemmte Niederschlag in dem Thale, wohin sie den Stromlauf verlegt, die wirkliche, durch französische Ingenieurs festgestellte Ebene des ganzen Districts, noch mehr die Ueberschwemmung von 1800 und die geschichtlichen Angaben sowol in der Bibel als in profanen Geographien — alles Dies hat die Verf., nachdem sie es genau geschildert und sorgsam geprüft, so schlagend zu ihrer Beweisführung verwendet, daß die frühere Ausdehnung des Rothen Meers bis zu einer ungefähr 30 englische oder sechs deutsche Meilen über seine gegenwärtige Grenze hinausreichenden Stelle für erwiesen und die ehemalige Existenz eines andern Nilarms für wahrscheinlich gelten kann. Wenn demnächst die Verf. den Uebergang der Kinder Israels durch das Rothe Meer etwa 10 englische Meilen oberhalb Suez in der Nähe der jetzigen Wallfahrtsstraße nach Mekka vermuthet, so entspricht Dies allerdings mehren in der Erzählung begründeten Erfodernissen. Nun entsteht eine beträchtliche Schwierigkeit aus der Entfernung von den Rastorten auf der östlichen Seite des Meerbusens und besonders von dem 60 englische Meilen südlich gelegenen Haltpunkte der Israeliten am Abende des dritten Tages. Vielleicht gelingt es der Verf. durch weitere Forschungen auch diese Schwierigkeit zu bewältigen und darauf gestützte Einwürfe zu entkräften.

10.

Ein Wort von Bayle für unsere Zeit.

Es ist ein sehr wahres Wort das der große Kritiker P. Bayle in seinem bekannten „Dictionnaire" ausspricht, und das namentlich auch unsere Zeit sich kann gesagt sein lassen. „Jedermann", sagt er, „bedarf bei dem Gebrauche seiner Vernunft des göttlichen Beistandes. Denn ohne denselben ist sie eine verführische Wegweiserin, und man kann die Philosophie mit den ätzenden Pulvern vergleichen, die nach Verzehrung des wilden Fleisches einer Wunde das gesunde Fleisch angreifen, die Knochen anfressen, und sie bis auf das Mark zernagen würden. Zuerst widerlegt die Philosophie die Irrthümer; wenn man sie aber hierbei nicht zügelt, so greift sie die Wahrheit selbst an, und wenn man sie nach ihrer Phantasie handeln und gewähren läßt, so geht sie so weit, daß sie nicht mehr weiß wo sie ist, noch wo sie einen Ruheplatz finden soll."

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 346. —— 11. December 1848.

Johan Ludvig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von C. Zoller.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Von Jugend auf hatte Heiberg mit großer Lust und Neigung sich mit Naturgeschichte beschäftigt, und darin nach und nach nicht unbedeutende Kenntnisse gesammelt. Ein paar Jahre lang hatte er, nicht ohne Lust und Eifer, Medicin studirt, eine Zeit lang sogar als praktischer Lehrling auf dem Frederikshospital. Auch seine erste Bekanntschaft mit der Natur der Zahl und mit der Geometrie (die ihm Oersted nach Euklid's Elementen vortrug) hatte einen großen Einfluß auf seinen Gedankengang gehabt, und eine Zeit lang brachte es theils ihn selbst, theils seine Verwandten und Freunde auf die Idee, daß Mathematik und praktische Geometrie sein eigentliches Fach seien. Dagegen wollten seine Protectricen in dem Brun'schen Hause, daß er eine Anstellung als Diplomat suche, zu der sie ihn für besonders befähigt hielten. Dies schien er damals selbst auch zu glauben, da das feine und vornehme Leben ihm besonders zusagte, und der thätige Müßiggang ganz mit seiner Neigung zu linguistischen, ästhetischen und literarischen Studien, denen er sich mit zwangloser Freiheit widmen konnte, übereinstimmte. Mehr als einen der fremden Minister setzte man zu diesem Zwecke in Activität; und selbst Heiberg versäumte nicht seinen hohen Gönner, Minister Rosenkrantz, zu bearbeiten, der ihn auf andere Gedanken zu bringen suchte, und ihm die Hindernisse vorhielt die seiner Anstellung im diplomatischen Fache im Wege stehen konnten. Berief sich Heiberg auf seine vielseitigen Kenntnisse, seine Sprachfertigkeit und andere vermeintlich empfehlende Eigenschaften, so bekam er bald die eine, bald die andere ausweichende, sogar scherzhafte Antwort; z. B. „seine Fähigkeit sei für einen Legationssecretair zu groß; und daß es nicht so sehr auf diese als auf guten, alten Adel ankomme." Nach des Dichters eigener Meinung hatte Rosenkrantz darin ein richtiges Auge: „Man müsse der Diplomatik dazu gratuliren, daß sie keine Notiz von ihm nehme. Wenigstens zeigte er nur wenig Anlage zur Diplomatie, wenn er glaubte, daß eine lateinische Doctordisputation über das spanische Drama den Hingang zur diplomatischen Carrière eröffnen könnte, statt daß sie ihn geradezu davon abbringen müßte." Wir aber werden ebenso wenig bei einem komischen, satirischen und speculativen Dichter die besten Eigenschaften für einen künftigen diplomatischen Staatsmann zu finden hoffen.

Die Reise ins Ausland, welche Heiberg im Frühjahr 1819 mit Unterstützung eines königlichen Stipendiums antreten konnte, war eine wohlthätige Unterbrechung der Lebensverhältnisse die er längst ausgebeutet, und seine geistige Entwickelung, Bildung und Production eher hinderten als förderten. Mit Ausnahme eines kurzen Besuchs in London, und der Heimreise durch Deutschland, bestand Heiberg's Reise ins Ausland aus einem dreijährigen Aufenthalt in Paris, wo er bei seinem Vater wohnte, an dessen Umgangskreis und Lebensweise Theil nahm, und im Ganzen weit mehr als zuvor sein Leben in sich selbst concentrirte, indem er zwar in der kolossalen Weltstadt eine große Menge Eindrücke des pariser Lebens empfing, aber diese mehr als äußerliche Phänomene und vorübergehende Auftritte denn als Einwirkungen in sich aufnahm die sich in seiner bereits ausgebildeten geistigen Natur, Receptivität und productiven Triebkraft fortgepflanzt hätten.

Diese letztere war im Ganzen während seines Aufenthalts in Paris nicht bedeutend, und die schwächste in seinem poetischen Wirken. Aber ein so mannichfaltig bewegtes, lehr- und nutzreiches Leben wie das welches der Dichter in dieser sorglosen, zwanglosen und höchst anregenden, doch nicht zu sehr zerrinnenden Existenz, die sich in gewisser Weise, mitten in Paris, zwischen Dänemark und Frankreich theilte, während dreier Jahre führen konnte, war doch weder für seine wissenschaftliche Bildung noch für seine Poesie ohne Früchte. Sein Vater, der schon 18 Jahre als französischer Bürger gelebt, unbeugsam bereits veralteten, ja rings umher beinahe ausgestorbenen republikanischen Ideen, Ansichten und Grundsätzen anhängend, konnte, obwol unzufrieden mit Dänemark und der dänischen Regierung, nie aufhören von Grund des Herzens, in Sprache und Wort, in alten Erinnerungen und alter Satire Däne zu sein; aber er hatte sich auch unverändert seine Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Dienstwilligkeit gegen alle Landsleute bewahrt die sich ihm näherten, und Dies geschah beinahe von allen Dänen, weß Standes und welcher Partei sie auch sein mochten, wenn sie sich einige Zeit in Paris aufhielten. Dies war auch die Veranlassung, daß

viele Dänen ihre Wohnung in dem Hause nahmen, wo P. A. Heiberg während einer Reihe von Jahren bei verschiedenen Hausherren gewohnt hatte, weshalb das Haus zuletzt, da es nicht groß war, beinahe immer und allein von dänischen Reisenden bewohnt wurde. Der Sohn konnte somit während der drei Jahre die er bei seinem Vater lebte täglich sich von Landsleuten, und zunächst von Gelehrten oder Künstlern umgeben sehen. Zu den jüngern Gleichzeitigen mit welchen Heiberg durch täglichen Umgang nähere Bekanntschaft machte oder Freundschaft schloß gehörten unter Andern die Professoren P. Bang, C. Brandis, H. J. Estrup, N. H. Clausen, C. Hauch, P. Hiort, C. Molbech; außerdem der später verstorbene Prof. H. G. v. Schmidten, der ebenfalls zu früh abgerufene D. Lemming, Etatsrath und Cabinetssecretair Adler, Etatsrath J. D. Hansen u. A. m. Daß Heiberg auch das Glück genoß an dem höchst interessanten Besuch von dänischen und französischen Gelehrten, Künstlern, Beamten und Andern Theil zu nehmen die König Christian während seines damaligen Aufenthalts in Paris jede Woche um sich und seine Gemahlin sammelte, war ein Vortheil mehr von des Dichters verlängertem Aufenthalte in der französischen Hauptstadt.

Zugleich wurde er durch des Vaters ausgebreiteten, nach der Restauration freilich beschränktern Umgang in manches französische Haus eingeführt und mit ausgezeichneten Männern bekannt, die sowol von dem Geist und den Grundsätzen der Republik und des Kaiserthums als auch von denen der Restauration beseelt waren. Zu den Ersten gehört der frühere Bischof und Senator Grégoire, mit welchem P. A. Heiberg auf dem vertrautesten Fuße stand, und dessen liebenswürdiger und gutmüthiger Charakter aller Dänen Verehrung gewann vor denen sich sein Haus öffnete; ebenso theilweise der Pair Graf Lanjuinais, Baron Ramond, der bekannte, aber nicht sehr bedeutende Herausgeber der „Revue encyclopédique" J. A. Jullien (dessen untergeordnete Theilnahme an den blutigen Wirkungen des Terrorismus vergessen und unbeachtet blieb) u. A. m. Zu dieser liberal-royalistischen und Ultrapartei gehörten von Heiberg's Gönnern und Freunden der weltberühmte Baron Cuvier, der Zoolog Blainville, der Philosoph Cousin, der Dichter Béranger, und der von ihm schlecht behandelte Hr. v. Marchangy, Procureur du roi, die Bibliothekare van Praet (ein alter Freund von P. A. Heiberg), Langlès und Hase, und unser berühmter Landsmann Maltebrun, der mehr als nur seinem Namen nach Franzose geworden, der aber doch gern und mit wohlwollender Gastfreundschaft gelehrte und gebildete Reisende aus Dänemark in seinem Hause und an seinem Tische versammelte. Es ist bekannt, daß der ältere Heiberg aus politischen Gründen lange Jahre hindurch unfreundlich, ja feindselig gegen diesen seinen Landsmann gesinnt war, den ein ähnliches Schicksal zum französischen Bürger, Schriftsteller und Publicisten gemacht hatte. Der Vater war indessen so tolerant, daß er es selbst billigte, wenn der Sohn häufig das Haus des Antagonisten besuchte, wo bisweilen Gesellschaften gegeben wurden, bei welchen sich Alexander v. Humboldt nicht selten einfand. Es glückte sogar J. L. Heiberg zuletzt, nachdem der erste Schritt von Maltebrun geschehen war, der nie ohne die größte Achtung von dem Vater sprach, diesen dazu zu vermögen, nach langer Jahre Trennung seinen politischen Gegenpart zu besuchen. Aber es dauerte nicht lange, so war der eingefleischte Republikaner durch die eine oder andere Aeußerung Maltebrun's aufs neue gereizt, und das alte Verhältniß trat wieder ein.

Ein so interessantes, lehrreiches und geistbildendes Leben dies auch war, brachte es doch keine entscheidende Veränderung in die innere Unsicherheit und Unbestimmtheit von Heiberg's geistigem Selbstbewußtsein, und der „distrahirende Dämon" der frühern Jahre erwachte auch jetzt wieder in Paris bei ihm. So studirte er eine Zeit lang — während er den Jardin des plantes und die Vorlesungen benutzte die hier gehalten wurden — Naturgeschichte, als ob dies sein eigentliches Fach werden sollte; bald besuchte er täglich die Theater, und studirte die französische dramatische Literatur in allen ihren Richtungen, als hätte er geahnt, daß er dramatischer Dichter werden sollte; bald legte er sich auf Musik, als ob er die Bestimmung hätte mit dieser Kunst sich sein Brot zu verdienen. Wirklich ging das Letztere auch theilweise in Erfüllung. Er hatte beinahe zwei Jahre lang Unterricht auf der Guitarre bei einem der ausgezeichnetsten Virtuosen dieses Instruments genommen, und hatte es so weit gebracht, daß er einige mal in Privatconcerten seinen Lehrer accompagnirte. Dies führte ihn im dritten Jahre seines Aufenthalts in Paris auf den Gedanken Karten drucken und bei Bekannten umherschicken zu lassen, auf welchen er sich „professeur de la guitarre" nannte. Obwol nun, nach seinem eigenen Urtheile, seine Fertigkeit auf dem Instrumente gering war, erhielt er doch ziemlich viele Schüler, und konnte, wenn er in der Länge an dieser Beschäftigung Geschmack gefunden, „recht bequem von seinen Einkünften leben". Indessen verlor er schon nach einigen Monaten die Lust daran, und merkte wohl, daß es mit seinem vermeintlichen Talente nicht viel heißen wollte; auch mußte ihm wol etwas Anderes bestimmt sein als Musiklehrer in einer Stadt wie Paris zu werden, wo die Technik der Kunst eine so bedeutende Höhe erklommen.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Dichter hat selbst in den zu dieser Skizze mitgetheilten Notizen sich weitläufiger als sonst über seine Grille verbreitet, die nicht ohne ökonomische Veranlassung gewesen. „Hätte ich indessen", fügt er schließlich hinzu, „damals gewußt oder mich erinnert, daß Holberg in Paris sich eine Zeit lang mit seiner Violine ernähren mußte, wäre ich stolzer auf mein neues Handwerk gewesen, von welchem doch nur eine demüthigende Erinnerung geblieben, die nämlich, daß ich nicht allein eine stümperhafte Composition in einer pariser Handlung erscheinen ließ, sondern sogar wagte sie der Prinzessin Karolina Amalia zuzueignen, welche sich damals mit ihrem Gemahl in Paris aufhielt, und die Gnade gehabt die Dedication dieses ihrer in jeder Hinsicht unwürdigen Products anzunehmen."

Zur Polenfrage.

Die Schriften welche sich mit den polnischen Angelegenheiten beschäftigen erscheinen in der Regel stoßweise. Sie sind die Folge von politischen Katastrophen, denen sie jedesmal sich anschließen, um dem Parteiinteresse, das sich von jeher hier geltend gemacht hat, Nahrung zu verschaffen. Auch jetzt liegen Schriften über die Polenfrage massenhaft vor. Sie sind allerdings nicht für den Aesthetiker geschrieben, und nicht für Den der in literarischer Unterhaltung Genuß findet, sondern der größte Theil von ihnen ist im Denkschriftenstile verfaßt, ein anderer von Männern welche nur selten die Feder führen, alle aber haben ein rein politisches, und näher bezeichnet, ein eigentliches Parteistreben zur Grundlage. Nichtsdestoweniger werden die bessern unter diesem großen Broschürenvorrath nicht ganz übergangen werden dürfen.

Die zweitheilige Broschüre mit der wir beginnen ist vielleicht die einzige welche einen schriftstellerischen Werth hat, nämlich

1. Die Idee des Polenthums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte, von Ferdinand Gregorovius. Königsberg, Samter. 1848. Gr. 8. 22½ Ngr.

Dieser Schriftsteller hat seit Jahren eine warme Theilnahme für die Polen geäußert, zu denen er sich jedoch nationnell nicht bekennt. Mit poetischem Schwunge ergreift er nun die neueste Gelegenheit, bei der ihm die Polen ungerechter Bedrückung zu erliegen scheinen, ihre Berechtigung und ihren politischen Beruf zu verkündigen. Diese Sprache, mit der Gregorovius den Leser für die Sache der Polen einzunehmen weiß, ist so hinreißend, daß sie in Jedem der noch einen Funken von Theilnahme für das Volk hat die lebhaftesten Sympathien anfachen muß. Obgleich wir nicht durch schönklingende Phrasen, die manchmal an Ueberschwenglichkeit streifen, leichter gewonnen werden als durch ruhige Erörterung, so ist doch die Begeisterung an sich schon anziehend welche wir aus dem Verf. strömen sehen, und der erste Moment ist gewiß bei den Meisten für seine warme Ueberzeugung gewonnen. Gregorovius gehört zu den wenigen Deutschen die durch Nichts bewogen werden können ihre Schwärmerei für Polen einzustellen. Er sieht in Polen eine neue Welt aufgehen. Was Polen seit Jahrhunderten erstrebt hat, was ihm das Leben gekostet hat, Das ist jetzt der Gedanke der Zeit — die Verwirklichung republikanischer Freiheiten. Hierauf gestützt schöpft der Verf. neue Hoffnungen: Polen ist endlich nach ihm zeitgemäß geworden. Freilich, wenn man sieht, daß die ungarische Republik von den wiener Demokraten, von der ganzen deutschen Linken unterstützt wird, dann wird es, sollte man meinen, auch für Polen an Unterstützung nicht fehlen. Daß die jetzige europäische Krisis für dieses zerrissene Land einen neuen Wendepunkt abgibt, ist gewiß, und daß das Urtheil über die innern Zustände desselben, indem wir uns selbst mehr und mehr an die Anarchie gewöhnen, ein günstigeres werden muß, ist ebenso gewiß. Früher, als die Völker in Europa unter dem regelmäßigen und fest geordneten Regiment der absoluten Könige standen, da erschien allerdings Polens innerer Zustand als ein anormaler; jetzt, wo Alles beweglich wird, und die Ordnung beiweitem nicht mehr so viel gilt als die Freiheit, kann auch wol Polen mit seinen frühern Institutionen als ein Staat gelten dessen Organismus die Bedingungen des Bestehens in sich hatte, zumal Viele sich durch den Namen Republik und Demokratie täuschen lassen, indem sie nicht wissen wie neben ihm in Polen die Knechtschaft und das Privilegium einhergingen.

Hr. Gregorovius charakterisirt das polnische Volk im Allgemeinen sehr richtig. Aus dem orientalischen Volkscharakter, sagt er, sind zwei Nuancen hervorgegangen: ein Volk der Stagnation und sein Gegensatz, das Volk der Maßlosigkeit. So wie das stagnirende Element dem russischen Volkscharakter eigenthümlich sei, ebenso zeichne das polnische Volk sich durch Maßlosigkeit aus. Dort komme das Individuum im Staate, der eine feste unorganische Masse sei, gar nicht zu sich, hier ringe das Individuum gerade aus der Allgemeinheit heraus, und dringe selbst bis zur Ungebundenheit vor. Alle innern Kämpfe haben in Polen der einzelnen Persönlichkeit gegolten, die Bürgerkriege welche permanent waren sind selbst nur aus diesem Streben nach Persönlichkeit zu erklären. Den Charakter der Polen hat also der Verf. gewiß richtig bezeichnet, den Gegensatz selbst aber hat er nicht ohne Zwang herbeigeholt: in Rußland glauben wir ihn wenigstens nicht zu finden. Ueberhaupt läßt über den russischen Volkscharakter als solchen sich noch nicht urtheilen, es ist ein buntscheckiges Bild, in dem sich sieben Farben wenigstens brechen. Darunter sind nun hemmende und treibende Elemente, und wenn zu den letztern die slawischen gehören sollten, denen wir wenigstens die Eigenschaft bestreiten, so wäre doch im russischen Gebiete, in seiner gegenwärtigen Breite, der Gegensatz selbst schon ausgleichbar.

Sehr malerisch weiß der Verf. Polen infolge seiner moralischen Kraft, deren Entwickelung er von der Demokratie erwartet, als den Schutzhort des künftigen Slawenthums hinzustellen. Er baut mit einer bei den meisten Deutschen erloschenen Zuversicht darauf, daß Polen bald an seinen Feinden werde gerächt werden, daß die Geschichte hier ein Sühnungsfest begehen werde. Nur was in der Schrift des Predigers Gregorovius poetisch und prophetisch ist, möchten wir sagen, hat uns gefesselt — durch rednerische Schönheit und Wärme; das rein Historische ist nicht von großem Werth. Die Uebersicht über die ältesten politischen Verhältnisse Polens enthält nur Bekanntes in neuer Form; was über die neuern Verhältnisse berichtet wird ist großentheils der Literatur- und Culturgeschichte Polens seit 1831 von Anton Mauritius, den der Verf. auch als Quelle anführt, entnommen worden. Was Gregorovius über das Großherzogthum Posen und dessen Theilung sagt ist wie aus der Feder eines nationalen Polen geflossen, obgleich der Verfasser nicht so weit geht die Nothwendigkeit, Polen in seinen alten Grenzen, also mit Einschluß deutscher Bevölkerung, herzustellen, offen auszusprechen. Auch er hält den Grundsatz nationaler Sonderung fest, und wird also nur in seiner Consequenz bleiben, wenn er die Territorialgrenzen lediglich nach der Nationalität bestimmen läßt. Dieser Grundsatz hat sich in so merkwürdig schneller Weise Eingang bei den jüngern Publicisten verschafft, daß die Meisten von ihm als einem unerschütterlichen Axiom sprechen. Unser Verf. baut darauf den europäischen Frieden, den er an die endliche Lösung der slawischen Frage wol nicht mit Unrecht anknüpft. Gegen den Grundsatz, welcher die Basis eines neuen Völkerrechts zu werden verspricht, haben unsers Wissens nur die ältern Staatsmänner Bedenken geäußert, jüngere Publicisten haben kaum nach seiner Berechtigung und seinem historischen Entstehen gefragt als sie ihn adoptirten und zur Maßgabe ihrer Resultate brauchten. Ebenso hat es der Verf. gethan.

Eine der vorigen direct entgegengesetzte Tendenz hat eine Schrift welche durch ihren Titel:

2. Finis Poloniae! Beweis, daß Polens Selbständigkeit weder ihm selbst noch Deutschland Heil bringen würde. Mit Berücksichtigung der Hauptargumente vieler für und gegen die Einverleibung Polens am deutschen Reichstag zu Frankfurt gehaltenen Reden. Weimar, Voigt. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

mehr anlockt als ihr Inhalt rechtfertigt. Der auf dem Titel ausgesprochene ist der einzige selbständige Gedanke des Verf., dessen ganze Arbeit darin bestanden hat die Reden der Abgeordneten der Deutschen Reichsversammlung zusammenzustellen, und sie soweit sie seiner Ansicht günstig waren mit Bemerkungen zu begleiten. Diese bestehen aber schlechthin in Auszügen aus Reiseberichten und sonstigen Schriften über Polen. Wir nennen diese Schrift nur als einen Beweis der Keckheit, mit der Mancher kategorisch über Dinge urtheilt

die er nur ganz von weitem kennt. Solche Producte sind in Zeiten der Aufregung um so verwerflicher, wenn sie schon in jeder Zeit unnütz sind.

Ein günstigeres Urtheil als über die vorige läßt sich über eine in Bromberg erschienene Broschüre:

3. Politische Abrechnung zwischen den Deutschen und Polen im Großherzogthum Posen. Bromberg, Levit. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

geben. Diese Schrift ist zwar auch von einem entschiedenen Parteimann ausgegangen, aber von einem in der Sache Erfahrenen, der sie mittels dieser Erfahrung auch würdig zu behandeln weiß. Hauptgegenstand seiner aus der Herstellung Polens fließenden Besorgniß ist die Republik. Diese Furcht ist in den Augen anderer Deutschen übertrieben, welche den reactionnairen Empfindungen der posener Deutschen fremd sind. Posen ist in seiner deutschen Bevölkerung ausgemachterweise der Herd der Reaction, d. h. die Bevölkerung ist reactionnair, wenn es die Regierung ist. Mit ihr hängt sie auf das engste zusammen, weil sie von ihr Schutz, ja ihre Existenz hat. Dieser Zusammenhang ist also ein ebenso natürlicher als egoistischer, vielleicht existirt er erst seit dem März, gewiß ist er erst seit jener Zeit zum Bewußtsein gekommen. Der Verf., offenbar ein Beamter, ist nur der reinste Repräsentant dieser Richtung. Er erinnert die Polen an südpreußische und Herzogthum-warschauische Zeit, und vergleicht die Behandlung welche damals Deutsche von den Polen erfuhren mit der welche jetzt die Polen von den Deutschen zu erdulden haben. Hier ist es natürlich, daß in den Beschuldigungen nicht die rechte Grenze inne gehalten wird; den Hang zur Toleranz sucht der Verf. den Polen umsonst zu bestreiten. Mit ihnen lebt es sich besser, wenn sie die Herrschenden als wenn sie die Untergebenen sind. Die Verdienste welche sich deutsche Einwanderer um das Großherzogthum Posen erworben haben vergißt der Verf. nicht gebührend hervorzuheben. Damit hängt zusammen, daß das Verhalten der Deutschen während der letzten Unruhen seine vollständige Rechtfertigung erhält. Insbesondere wird das von den Polen den Deutschen schuldgegebene „Hetzen" als unwahrer Vorwurf abgelehnt, und den deutschen Beamten eine Genugthuung zu verschaffen gesucht durch Gründe die in den Augen der Gegenpartei schwerlich viel Werth haben werden. Der Netzdistrict liegt dem Verf. vorzugsweise am Herzen, was wol hinlänglich daraus erklärt werden kann, daß er selbst der Stadt Bromberg angehört, welche nicht nur Vorkämpferin des Deutschthums in Posen, sondern auch Protectorin des Netzdistricts war als dieser zuerst die polnische Reorganisation ablehnte.

Eine umfassende, polnisch verfaßte Schrift, welche offenbar dem bekannten Parteiführer Koźmian ihr Entstehen verdankt, will nicht parteiisch sein, sondern eine vollständige getreue Uebersicht der April- und Maivorgänge in Posen geben. Daß der Foderung voller Unparteilichkeit von einem Polen in diesem Augenblicke schwerlich genügt werden könne, ist Etwas das wir ohne Weiteres voraussetzen dürfen. Die Parteilichkeit kann hier weit entfernt sein von der Unehrlichkeit; völliger Indifferentismus ist für einen Schriftsteller der eben für seine Sache unter den Waffen gestanden hat nicht einmal möglich. Hieraus haben wir denn auch die in Posen erschienene Schrift:

4. Stan rzeczy.

zu beurtheilen. Sie beginnt mit einem Résumé der polnischen Geschichte seit 1800, das indeß zu dürftig ist, um irgend einen neuen Gesichtspunkt für die Beurtheilung der damaligen Verhältnisse zuzulassen. Wichtiger erscheinen dagegen die Mittheilungen über die Bevölkerungsverhältnisse von 1815, und die allmälige Einwanderung der Deutschen. Doch haben wir auch darüber durch Lukaschewicz schon genauere Ermittelungen. Der Aufstand von 1846 ist nur flüchtig berührt, die Hauptsachen selbst sind nicht beurtheilt, insbesondere will der Verf. über die communistischen Bewegungen seit 1840 Nichts entscheiden, was in der That seine Schwierigkeiten hätte, da die unter der Masse der Ungebildeten kreisenden Ideen durchaus unklar und ungeordnet waren, wenngleich ihre Existenz überhaupt von Niemandem geleugnet werden kann. Der Verf. selbst ist kein Freund des Communismus, und räth gegen den Schluß seiner Schrift den Landsleuten dringend von seinen vagen Theorien ab, die der Ordnung und Freiheit, deren Polen endlich bedürfe, direct entgegen seien. Diese Erörterungen führen ihn natürlich auf die Stellung der ärmern Volksclassen, namentlich der Komorniken, deren Loos die Polen insgesammt so schlimm nicht finden wie wir. Was die preußische Regierung für sie gethan wird aber in der Regel ignorirt, und dagegen auf die Bestrebungen des polnischen Adels selbst, die Lage seiner Arbeiter zu verbessern, hingewiesen.

Die jetzige Insurrection, die eigentlich noch fortdauert, heißt es, sei nicht hervorgegangen aus localen Ursachen und Uebeln, sondern man habe das ganze Polen dabei im Auge gehabt. Die Reorganisation hätte auch friedlich vor sich gehen können, wenn ihr nicht die Reaction in der Gestalt der deutschen Beamten und Juden stürmisch entgegengetreten wäre. Uebrigens sei der Kampf der Insurgenten nicht ausgebrochen in der Aussicht auf Sieg oder aus bloßer frivoler Kampfslust, sondern im Interesse der Nationalehre, die man auf andere Weise nicht schützen zu können geglaubt habe.

Das Ausland dagegen habe sich gegen Polen nicht nach den Gesetzen der Ehre benommen. England habe nach seinem bekannten egoistischen Triebe, da die Polenfrage ihm keine Vortheile auszubeuten gebe, die Mahnungen der Lords Stuart und Beaumont überhört, und das Parlament vorgezogen über die Sache zu schweigen; die englische Journalliteratur selbst sei schlaff darin aufgetreten, und habe die Entstellungen deutscher Blätter verbreitet. Der französische Botschafter Circourt sei ein wankelmüthiger Heuchler, der sich in einem Briefe an einen polnischen Patrioten ganz anders ausgesprochen habe als in dem durch deutsche Zeitungen veröffentlichten, für Polen so nachtheilig klingenden Documente. Lamartine hätte aber die Wahrheit dennoch erfahren können durch einen eigenen Berichterstatter den er in das Großherzogthum Posen gesendet. Er sei jedoch ein Phrasenmacher.

Die katholischen Zeitschriften haben meistentheils die polnische Sache unterstützt, unter den deutschen und französischen auch die radicalen, besonders die „Zeitungshalle", anfangs zweideutig, nachher entschieden, und die „Reform". Hinlänglich sei aber Posen vor der öffentlichen Meinung nicht vertreten worden. Der Rest der Aufgabe falle den berliner Abgeordneten für das Großherzogthum Posen zu. Diese polnischen Deputirten hätten die Pflicht in der preußischen Nationalversammlung einen geschlossenen Körper zu bilden, und alle ihre Anstrengungen für die Provinz zu vereinigen. In dieser selbst müsse ein polnisches Reorganisationsorgan, ein Nationalrath eingesetzt werden, der alle Interessen der Verwaltung umfasse, vorzüglich aber seine Sorge der Restauration der katholischen Kirche und dem Fortschritt der intellectuellen Bildung zuwende. Für die polnische Agitation müsse man überall unter Mithülfe der Geistlichen arbeiten, und die Repeal mit O'Connell zum Muster nehmen. Mit diesem Geständniß ist der Verf. aufrichtiger oder leichtfertiger als der inzwischen ins Leben getretene Comité der Nationalligue, welche vorgegeben hat sich die Anticornlaw-league mit ihren loyalen Tendenzen und Mitteln zum Vorbild nehmen zu wollen. Dies ist ungefähr der Inhalt der Koźmian'schen Darstellung, in welcher er sich nie zu der lyrischen Höhe aufgeschwungen hat wie sein deutscher Gesinnungsgenosse Gregorovius, der in gleicher Absicht wie er geschrieben zu haben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 347. —— 12. December 1848.

Johan Ludvig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von E. Zoller.

(Fortsetzung aus Nr. 346.)

Diese Entfernung auf einen Abweg, der unter andern Verhältnissen den Dichter leicht von jedem höhern Ziel hätte abbringen können, währte glücklicherweise nicht lange, und gewährte wenigstens den Vortheil einiger Bildung in musikalischem Geschmack und eine Fertigkeit die auf der dramatischen Bahn welche er später einschlug ihm unentbehrlich und vom größten Vortheil war. Für die Poesie war dagegen sein langer Aufenthalt in Paris beinahe ganz unfruchtbar an unmittelbarer Production. Es wird Dies Jedem weniger auffallend erscheinen der bemerkt, daß Heiberg nicht zu den Poeten gehörte die zum größten Schaden ihres Rufs aus innern oder äußern Gründen den Pegasus zu besteigen, oder Hippogryph in unaufhörlichen Dienst zu nehmen verleitet werden, und dadurch denselben zu Grunde richten, ehe er noch zu Kräften kommen konnte, oder ihn vor der Zeit abnutzen. Der Dichter Heiberg ging zwar in Paris faullenzen, aber bewies dadurch eigentlich nur, daß das Klima von Frankreichs Hauptstadt ebenso wenig für seine Poesie taugte, als es bisher wohlthätig auf die Productionskraft anderer dänischer Dichter gewirkt. Heiberg schrieb indessen hier sein Schauspiel „Nina", eine dramatische Arbeit, die ein eigenes Schicksal gehabt, und über welche die Meinungen sehr getheilt waren, und vielleicht noch sind.*) Eine neue Zerstreuung, die ihn von der rechten Bahn abbrachte, war das Anerbieten das ihm gemacht wurde für den „Constitutionnel" zu arbeiten, und namentlich jeden Posttag dieses Blatt mit Artikeln nach den spanischen Zeitungen zu versehen; glücklicherweise dauerte Dies nicht lange. Heiberg's Gönner in Dänemark hatten ausgewirkt, daß man höhern Orts auf ein so vielseitiges Talent aufmerksam wurde, und Bedacht darauf nahm ihm eine festere und bestimmtere Richtung zu geben. Er erhielt die erbetene Anstellung als Lector der dänischen Literatur an der Universität Kiel, und verließ Paris im Frühjahr 1822.

In den drei Jahren die er in Kiel zubrachte fühlte er sich nach eigenem Zugeständnisse durchaus unzufrieden mit seiner Stellung. Der Uebergang von dem freien Leben in der großen französischen Weltstadt zu einem in vieler Hinsicht gezwungenen und beschränkten Aufenthalt in einer kleinen deutschen Universitäts- und Handelsstadt war zu plötzlich und abspringend. Die öffentliche Wirksamkeit die sich der Dichter hier schuf konnte ihm nie behaglich werden: eine Stellung in welcher es sein Beruf war, wenigstens nach dem Gesetz und den Verordnungen, denen Wenige nachkommen wollten, holsteinische Candidaten in der dänischen Sprache zu examiniren, und die Kenntniß einer Literatur zu verbreiten die man aus Nationalehrgeiz und Oppositionsgeist zu übersehen und ignoriren sich für verpflichtet hielt. Ohne Zweifel würde ihm seine Stellung noch drückender, geisttödtender und unerträglicher geworden sein, wenn nicht das Wesen das bis zu diesem Augenblicke als sein freundlicher Genius ihm zur Seite gestanden, nicht des Dichters Mutter, deren Liebe er vollkommen zu erwidern im Stande war, weil eine geistige Sympathie das Band der Natur noch fester geknüpft hatte, seinen Aufenthalt in Kiel getheilt hätte. Dieser blieb jedoch nicht ohne wissenschaftliche und literarische Früchte, welche, wenn sie auch nicht ohne Wirkung und Bedeutung in dem Kreise waren der sie hervorrief, und für welchen sie bestimmt gewesen, doch nicht eigentlich zur Vergrößerung des Dichternamens und zur Vermehrung seiner Verdienste beitrugen. Er gab bereits im Beginne des Jahres 1823 seine „Formenlehre der dänischen Sprache" heraus: ein merkwürdiger Beweis, mit welcher Gewandtheit sein beweglicher Geist im Stande war von dem Studium und der Ausübung der Kunst, ja der heterogensten Geistesthätigkeit zu einer rein philologischen Arbeit überzugehen, und grammatikalische Untersuchungen anzustellen, die er bisher gar nicht gekannt hatte. Vorlesungen welche er 1824—25 über die nordische Mythologie hielt waren die Veranlassung dazu, daß er ein paar Jahre später eine interessante und sehr faßliche Darstellung dieser Götterlehre herausgab*): eine Schrift die zugleich poetische Uebersetzungen mancher wichtigen Partien alter und neuer

*) Vergl. eine im Ganzen rühmende Recension dieses Schauspiels in der „Lit.-Tid.", 1824, S. 21 u. 22.

*) Nordische Mythologie aus der „Edda" und Oehlenschläger's mythischen Dichtungen. Mit drei Kupfern. Schleswig. 1827. Sehr lobende Anzeige in der „Leipziger Literaturzeitung", 1828, März.

mythologischer Gedichte enthält. Denn dieses Buch hat auch die bemerkenswerthe Eigenschaft, daß es nicht blos auf die alten Eddalieder, sondern auch auf Oehlenschläger's mythisches Epos „Die Götter des Nordens" basirt ist, nämlich in solchen Partien, wo dieser Dichter mit der größten Reinheit die Eddamythen aufgenommen.

Sowol diese Studien und Arbeiten als einige wissenschaftliche und persönliche Berührungen in die der Dichter später kam führen ihn zuletzt zur Philosophie zurück, die ihm schon in jüngern Jahren nicht fremd gewesen, und mit der er sich zu verschiedenen Zeiten ernstlicher beschäftigt hatte, ohne daß ihm bis jetzt ein klares Licht darüber aufgegangen gewesen. Bei mehren kieler Lehrern hörte er von dem Philosophen Hegel sprechen, aber auf eine Weise die von der Lecture seiner Schriften mehr abschrecken mußte. Etatsrath Berger, der damals Professor der Philosophie war, sprach jedoch von seinem berliner Collegen als einem ausgezeichneten Geiste, der die Speculation auf einen höhern Standpunkt gehoben habe, dessen Schriften jedoch zu verstehen den ernstesten Willen und die größte Anstrengung erheische. Dieses legte er Heiberg in einem Briefe ans Herz welchen er ihm mit der verlangten „Encyklopädie" von Hegel schickte. Der Dichter mußte ihm Recht geben als er dieses concentrirte Schema der Hegel'schen Lehre zu studiren begann, und würde, wie er selbst äußert, ohne Zweifel die Arbeit aufgegeben haben, wenn er nicht an einigen Stellen im Buche „Leitsterne entdeckt zu haben, und Verbindungen zu ahnen geglaubt die einen Widerhall zwischen den Gedanken in seinen eigenen Anschauungen fanden".

Privatangelegenheiten führten ihn zur selben Zeit nach Berlin (1824), und unter den Empfehlungen die er mitbrachte war auch eine Adresse von Berger an Hegel. In Hamburg versah er sich mit einem Exemplar der „Encyklopädie", und in der Diligence, an der Seite des Conducteurs, repetirte er die Lecture dieses ideenreichen Buchs, mit dem er gerade fertig wurde als der Wagen durch die Barrière von Berlin fuhr. Die zwei Monate welche Heiberg in Berlin zubrachte wandte er beinahe ausschließlich dazu an sich in das neue System zu vertiefen, in welchem er sich mehr Licht zu verschaffen suchte, theils durch den Umgang und Gespräche mit Hegel's Schülern, besonders mit Gans; theils indem er die übrigen Schriften des Philosophen las, und sich bei Hegel selbst Aufklärung verschaffte, der mit großer Gutmüthigkeit ihm über jeden Zweifel Aufschluß gab, seine Bemerkungen berichtigte, und ihm in seinem Hause und seiner Familie manche behagliche Stunde verschaffte.

Doch verließ er Berlin, ohne noch den rechten centralen Standpunkt erreicht zu haben von welchem aus das Hegel'sche System sich in seiner ganzen innern Organisation ihm hätte zeigen können. Diesem glaubte er jedoch in Hamburg nahe gekommen zu sein, wo er sich auf der Heimreise sechs Wochen lang aufhielt, unablässig über die Punkte nachsinnend die ihm in Hegel's Lehre noch dunkel geblieben; nur bisweilen suchte er zur Abwechselung Abends in den Theatervorstellungen Zerstreuung und Ruhe für seinen Geist. Wie er jenes Resultat erreichte, können wir nicht besser als mit seinen eigenen Worten, denen wir Nichts beizufügen haben, berichten:

> Es traf sich, daß ich eines Tags sinnend auf meinem Zimmer im Gasthof zum König von England saß, den Hegel auf dem Tische und in meinen Gedanken, und den schönen Liedertönen lauschte die von der Petrikirche zu mir herüberschallten, als ich plötzlich, wie nie zuvor, von einem innern Gesichte ergriffen wurde, das meines Forschens ganzes Reich wie mit einem Blitze erhellte, und den mir bisher dunkeln Centralpunkt mit voller Klarheit beleuchtete. Von diesem Augenblicke habe ich das System in seinen großen Umrissen verstanden, und war vollkommen überzeugt, daß ich es wenigstens in seinem innersten Kerne erfaßt. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß jener wunderbare Augenblick beinahe die wichtigste Epoche meines Lebens war; denn er gab mir eine Ruhe, eine Sicherheit, ein Selbstbewußtsein, wie ich es nie zuvor gekannt hatte.

Die Wirkung der Einweihung des Dichters in eine Lehre die damals schon und noch jetzt Deutschlands und anderer Länder speculative Häupter in zwei entgegengesetzte Schulen theilt blieb nicht aus. Bei seiner Ankunft in Kiel wurde er mit den zu jener Zeit in Kopenhagen durch eine psychologische Untersuchung des Prof. Horitz veranlaßten deterministischen Streitigkeiten bekannt, und schrieb bei dieser Gelegenheit eine philosophische Abhandlung*), welche die erste dänische Schrift war die einen Einblick in einen Theil des Hegel'schen Systems eröffnete. Es gehört mit zur Geschichte des geistigen Lebens und der geistigen Entwickelung des Dichters, daß diese Schrift im Dec. 1824 erschien, und daß er noch im Anfang Mai desselben Jahres den Namen Hegel kaum kannte. So wenig günstig er nun auch selbst über diese Schrift urtheilt, so liegt es doch eigentlich klar am Tage, daß er einen starken innern Drang zu der neuen Lehre hatte. Wie sich der Einfluß auf seine spätere geistige Wirksamkeit geäußert wollen wir dem Dichter zu entwickeln überlassen. Wir theilen mit ihm die Ueberzeugung, daß die Wirkung in einer Concentrirung seiner intellectuellen Bestrebungen und einem „Begreifen der Bedeutung der Begrenzung" bestand, das aus dem tiefen und anhaltenden Studium eines Systems hervorgehen mußte dessen Formalismus die ernsteste Anstrengung der höhern Denkkraft erfodert, um sowol auf dem Wege der Reflexion und Speculation, als auf dem der Anschauung zu dem Bewußtsein des Kerns zu kommen, und die harte Schale zu durchdringen die ihn einhüllt und umgibt, und dessen unendliche Gedankenverschlingung und logisches Formenspiel doch äußerst anziehend und fesselnd auf den sinnenden Verstand wirkt. Aber wir haben vielleicht einen andern Standpunkt von welchem aus wir das Kunstgenie und den poetischen Geist beurtheilen als der Dichter, und geleitet von der Betrachtung und dem Studium seiner eigenen Werke, müssen wir, nach der Natur und Beschaffenheit dieser Dichtungen, den Dich-

*) Om den menneskelige Frihed. Aus Veranlassung der neuesten Streitigkeiten über diesen Gegenstand. Kiel. 1824.

ter Heiberg abgesehen von seinem speculativen Streben betrachten, das wir hier weder beurtheilen noch näher untersuchen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Polenfrage.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

An die vorige schließt sich gewissermaßen als Vervollständigung die Schrift des Landtagsabgeordneten v. Lipski:

5. Beiträge zur Beurtheilung der Ereignisse im Großherzogthum Posen im Jahre 1848. Erstes Heft.

Hr. v. Lipski gehört zur radicalsten Opposition gegen die Regierung, und diesen Charakter trägt natürlich auch seine Schrift. In ihr versucht er zuerst die von Colomb'sche „Nachweisung" und die von Olberg'sche „Beleuchtung" durch Thatsachen und Documente zu bestreiten. In einzelnen Punkten ist es ihm wohl gelungen, da er selbst im Lager stand, und die besten Quellen ihm zu Gebote waren; doch ist in der Hauptsache jenen amtlichen Veröffentlichungen der öffentliche Glaube nicht genommen. Die Schrift Lipski's besteht in Bruchstücken, die nur einen äußern Zusammenhang haben. Ein besonderes Bruchstück ist gefüllt mit dem sehr interessanten Bericht über die Audienz der posener Deputation beim Könige am 23. März. Der König zeigt sich dabei fest und männlich, er verbindet mit dem Ausdrucke seines Wohlwollens für die Polen eine glänzende Rechtfertigung seiner Regierung und des russischen Kaisers, auf den er bauen werde, daß der Friede, so lange es irgend möglich, keine Störung erleide. Die polnischen Abgeordneten selbst verstanden, wie wir daraus sehen, die Gefühle des Königs in jenen schweren Tagen nicht zu schonen, und Das konnte man ohne Sentimentalität fodern. Die Schilderung Lipski's hat uns den Eindruck voller Wahrhaftigkeit gemacht. Weniger können wir mit ihm übereinstimmen in Dem was er über das Schicksal der im März in Berlin gebildeten polnischen Legion mittheilt. Sie war unter Mitwirkung des berliner Policeipräsidenten ins Leben getreten und bewaffnet worden, wurde aber nachdem sie in Posen an der Insurrection Theil genommen hatte am 26. April bei Raszkow entwaffnet. Die Ursachen zu diesem Schritte bemüht sich v. Lipski zu bestreiten; es würde uns hier zu weit führen auf seine Argumente einzugehen. Ebenso können wir in Betreff seiner Bemerkungen über die Bewaffnung im Großherzogthum Posen, in denen nachgewiesen werden soll, daß die preußischen Behörden den Aufstand absichtlich hervorgerufen haben, um die polnische Bevölkerung mit Grund in eine rechtlose Stellung zu versetzen, nur auf die gleichen Behauptungen Bezug nehmen welche nach verunglückten Insurrectionsversuchen in Polen wie anderswo zur Beschönigung des vereitelten Unternehmens ausgestreut zu werden pflegten. Für eine Parteischrift ist indessen die Lipski'sche eine sehr wohlgerathene.

Von allgemeinerm Gesichtspunkt als die Lipski'sche Broschüre ist eine andere ausgegangen, welche in ihrem Titel:

6. Verdienen die Polen die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit? und welche Folgen würde eine solche für Deutschland haben? Beantwortet von einem Deutschen welchem sein Vaterland mehr am Herzen liegt als die Polen. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

das ganze Programm ihres Autors gibt. Dieser scheint nicht erwogen zu haben, daß er durch den Titel selbst sich schon des Ausspruchs auf unbefangene Prüfung der gestellten Fragen begeben habe. Es muß wer sich zur Beantwortung solcher Fragen entschließt den nationalen Standpunkt verlassen, wenn seinen Argumenten das Vertrauen entgegenkommen soll. Wenn von solcher Stellung aus dann auch gegen die behauptete „Unmündigkeit" der Polen sich nicht viel würde einwenden lassen, so würde doch zugleich auch nach den erklärenden Ursachen derselben geforscht werden, und hieraus sich doch gewiß ein milderes Urtheil ergeben als wenn wir von der Höhe unsers Deutschthums herab über ein Volk richten das der Geist der Geschichte weit unglücklicher geleitet hat als unsere eigene Nation. Dabei ist es dennoch nicht richtig, daß Polen „noch ganz auf der niedrigsten Stufe" der politischen Bildung stehe. Zwar fehlt die Schulbildung, weil die Schulen fehlen; aber die politische Bildung würde bei der großen Naturanlage welche das Volk ohne Ausschluß der Frauen für sie in sich trägt in kurzer Zeit deutlich hervortreten, wenn Polen in der Lage wäre ein politisches Leben zu führen. Die 200,000 Edelleute welche ehemals nur der Politik lebten werden Dies doch zuverlässig nicht gekonnt haben, ohne auch in ihren Kreisen, dem Volke, den Widerschein ihrer Ansichten und Strebungen zu finden, um so weniger, als bekanntlich Nichts so ansteckend wirkt als ein politisches Fieber. In solchem Fieber hat Polen aber Jahrhunderte zugebracht. Freilich hat es ihm nicht zum Guten gedient, weil das Maß überschritten wurde, und fremde Einmischung auch nicht unthätig war das noch vorhandene Gute zu zerstören und das aufwuchernde Schlechte zu erhalten; aber es läßt daraus sich noch nicht auf eine politische Indolenz schließen. Ist einmal ein politischer Organismus zerstört, so ist es unter allen Umständen und für alle Nationen schwer ihn in neuer Form wiederherzustellen, weil sich dann eben zeigt, daß dauerhafte nationale Zustände nicht gemachte, sondern gewordene sind. Polen ist durch innern Krieg zu Grunde gegangen; Dies hat Lelewel ganz richtig aus seiner Abneigung gegen den äußern Krieg, also aus einer Nationaltugend erklärt. Wenn man der innern auflösenden Reibungen des Volks gedenkt, so muß man darüber ihres Ursprungs nicht vergessen. Wird diesem einfachen Postulat der Gerechtigkeit nur einigermaßen entsprochen, so wird die Charakteristik welche der Verf. S. 7 von den Polen entwirft doch erheblichen Einschränkungen unterliegen müssen. Ich glaube es wenigstens auch als echter Deutscher nicht verantworten zu können, daß der Russe über den Polen gestellt werde. Man muß nur die Verhältnisse richtig betrachten. Die Russen sind nur dadurch disciplinirter als die Polen, daß sie ein eroberndes Volk mit absoluten Herrschern ausmachen. Die eigentliche höhere Organisation haben sie, wie nicht bestritten werden kann, durch deutsche Einwanderer, deutsche Beamte, Generale und Minister erhalten. Die Wiederherstellung Polens würde aus dem Gesichtspunkt der Regierungsunfähigkeit demnach nur mit schwachen Gründen bekämpft werden können. In dem jetzigen Zustande kann das Volk das Selbstregieren nicht lernen, es kann in dem zerrissenen Körper keine organische Idee herrschen; denn es fehlt der einheitliche, allbelebende Mittelpunkt, es fehlt mit andern Worten dem Lande endlich jede Institution von Gottes Gnaden — um mit dem Könige von Preußen zu reden —, an der es sich wieder aufrichten kann. Parteien können nie ein dauerhaftes Staatsgebäude aufführen, und Polen ist für jetzt noch eine Beute der Parteien. Dies verdient auch Berücksichtigung, wenn wir die Wünsche in Betreff der Wiederherstellung des Landes unter den Polen selbst unendlich weit auseinandergehen sehen. Der Verf. legt aber zu viel Gewicht darauf, wenn er hört, daß die Herstellung in den Grenzen vor dem Jahre 1772 oder den mittelalterlichen Grenzen, wie er sagt, gefodert werde. Es geht diese Foderung nur von einer Partei aus, von extravaganten Köpfen, wie der Literat Rakwaski, der von der Schweiz aus die Deutsche Nationalversammlung mit seinen phrasenreichen Adressen als Privatperson bestürmte. Unser Verf. hat selbst die Urkunde mitgetheilt, durch welche das posener Nationalcomité erklärt, daß es bei einstiger Herstellung Polens den zweifelhaften Grenzdistricten die Wahl ihrer Regierung überlassen werde. Man darf diese Erklärung wol für ehrlich halten, und wenn man Einzelnen begegnet welche sie nicht respectiren, so

würde man dieselbe Erscheinung überall dort haben, wo es keine legitime Gewalt mehr gibt, welche im Namen des Ganzen Erklärungen erlassen kann. Im Uebrigen würde die Frage sich einfach durch die Weigerung der deutschen Grenzdistricte gegen den Anschluß an Polen entscheiden, und dieser Deutschen können wir nach Dem was wir an ihnen gesehen wol gewiß sein. Wenn die Polen nach der Meinung des Verf. den Kopernicus an sich gerafft haben, so werden sie auch Westpreußen an sich nehmen! Nun, die Beweise welche der Professor Krzyzanowski für die polnische Nationalität des Kopernicus gebracht sind einmal noch nicht entkräftet, und dann ist es uns für den Werth des großen Astronomen gewiß gleichgültig welcher Nation er angehöre. Mit einer Provinz ist Das ganz anders. Außerdem theile ich die Furcht des Verf. vor einem selbständigen Polen ebenso wenig wie ich darauf bedacht bin, daß Deutschland in ihm eine Vormauer gegen Rußland habe. Dies ist eine alte Phrase, und Herr v. Raumer hat sie in seinen „Reden die in Frankfurt **nicht** gehalten wurden" (Leipzig 1848) ganz richtig gewürdigt. Aber die Fragstellung: entweder eine deutsche oder eine polnische Nation, kann ich nun und nimmermehr für richtig halten. Nicht einmal auf Preußen würde ich diese Alternative gelten lassen; denn neben einem selbständigen Polen kann heute noch sehr wohl ein selbständiges Preußen bestehen, und wenn daran einst Friedrich der Große zweifelte, so ist zu erwägen, daß die Verhältnisse damals völlig anders waren, da es sich nicht um einen Theil von Posen, sondern um ganz Ost- und Westpreußen, selbst um einen Theil von Oberschlesien handelte, und Rußland gleichzeitig drohte an den preußischen Grenzen festen Fuß zu fassen. Ich würde daher mich nicht dazu entschließen können meiner Nation einen Widerstand gegen Polens Selbständigkeit „aus dem Gefühle der Selbsterhaltung" unterzulegen wie es der Verf. thut. Ich glaube, daß durch dieses Gefühl sie selbst sich verurtheilt hätte. Der Verf. will indessen doch eine Sicherstellung für die nationale Entwickelung der Polen unter deutscher Herrschaft, aber die Juden bittet er mit dem Einfluß ihrer Geldkräfte der polnischen Selbständigkeit entgegenzutreten!

Verhältnißmäßig das meiste Aufsehen hat unter allen angeführten Schriften die des preußischen Majors C. von **Voigts-Rhetz** erregt über

7. Die strategische Bedeutung des Großherzogthums Posen bei einem Kriege Rußlands gegen Preußen und Deutschland. Berlin, Mittler. 1848. Gr. 8. 9 Ngr.

Bei der Reorganisation des Großherzogthums Posen scheint es dem Verf. nothwendig, daß eine solide militairische Position festgehalten werde. Die Grenzfrage sei dabei für Preußen die Existenzfrage. Es komme nämlich vor Allem darauf an, daß die Grenze sowol natürlichen Schutz habe, als auch keine zu weite Ausdehnung gewinne im Interesse ihrer leichtern Bewachung. Die Grenze welche zu bewachen wäre, wenn das Großherzogthum aus preußischer Hand gegeben, würde Berlin um 25 Meilen näher gerückt sein, und außerdem würde Pommern und Preußen factisch von Schlesien getrennt. Herr Voigts kommt, indem er die Hypothese von der Herstellung Polens mit Posen verfolgt, auf dieselben Befürchtungen hinaus welche der Verf. der vielgenannten Broschüre „Ueber den Krieg mit Rußland" angeregt hat: daß dann Polen gewiß auch nach der Weichselmündung streben würde. Wäre diese aber Preußen entrissen, so wäre Ostpreußen außer allem Zusammenhange mit der Monarchie. Demnach sei das Verbleiben Posens bei der Krone Preußens eine Lebensfrage. Herr Voigts hat hier von strategischen Regeln aus den Beweis für die Behauptungen der vorher besprochenen Broschüre führen wollen. Auf seine Erörterung specieller militairisch-geographischer Verhältnisse der Provinz kann hier nicht eingegangen werden. Die Wichtigkeit der dortigen Flußgebiete und insbesondere der Festung ist in die Augen springend. Kein Militair könnte wol dazu rathen sie aufzugeben, und wenn die posener Frage lediglich aus militairischem Gesichtspunkt entschieden werden sollte, so würde sich dem Verf. ebenso wenig entgegenstellen lassen als dem Hrn. v. Griesheim. Im Vorigen ist aber ein höherer Gesichtspunkt schon angedeutet. Das Resultat des Hrn. Voigts ist nun dies: daß die Warthe mit Posen und Schrimm, sowie die Obra im Süden, die Netze im Norden festzuhalten seien, weil diese Flußgebiete so wichtig seien, daß, wenn man sie nicht hätte, man im Kriege eine Schlacht liefern müsse, um sich ihrer zu bemächtigen. Die Uebersicht der Streitkräfte Rußlands, welche sich den vorstehenden Erörterungen anschließt, ist der schon angeführten Schrift „Ueber den Krieg mit Rußland" entnommen. Die russische Armee wird auf 350,000 Mann veranschlagt, und es werden alle die von uns anderwärts schon angefochtenen Behauptungen des ersten Autors von dem schnellen Heranrücken der russischen Truppen an die Weichsel, der Langsamkeit in dem Zusammenziehen des deutschen Heers, der russischen Festigkeit und Kriegsfähigkeit wiederholt. Dieses Lob, welches der preußische Militair den russischen Truppen spendet, ist fast einer Verzweiflung an den eigenen gleich. Man muß doch nur bedenken, daß Rußland seine Streitkräfte im Süden braucht, daß es auch bedacht sein muß durch sie innern Unruhen zu begegnen, und daß es Polen nie in seinem Rücken lassen darf. Bei allen diesen Umständen dürfte doch, zumal der Verf. selbst noch ein numerisches Uebergewicht deutscher Truppen zugesteht, die Russenfurcht einstweilen noch ganz unbegründet sein. Zum Schluß beruft der Verf. sich noch auf eine gewichtige militairische Autorität, den General Gneisenau, der in einem Briefe an den Minister Stein sich ebenfalls dahin ausspricht, daß Posen für Preußen ein Lebensorgan sei, während Oestreich Galizien als Luxusartikel, Rußland seine polnischen Provinzen als Mittel zu seiner Bequemlichkeit betrachten dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Insel Lewis.

Die Insel Lewis, welche in Nr. 280 d. Bl. in einer Notiz erwähnt wurde, seit dem 9. Jahrhundert Liodhus, das ist Leod's Haus, geheißen, und wovon die Familie Mac Leod ihren uralten Namen trägt, bildet den größern Theil der nördlichsten großen Insel Long Islands, deren Südseite Harris heißt. Die Lewis endet mit der Nordspitze Nes, wo lauter große und schöne Menschen wohnen, die Nachkommen einer alten Colonie aus Lochlin. In der Lewis, wo die einzige Stadt der Hebriden, Stornoway, ist, gibt es ein paar Landstraßen, in Harris dagegen ist weder Weg noch Steg, und die Wildnisse von Harris sind so wild und wüst wie irgendwo auf Erden. Die ganze Insel besteht aus schwarzen Mooren, die den besten Torf in der Welt liefern, und kahlen und hohen Felsbergen, und nur in der Nes, welche ein paar deutsche Meilen lang ist, findet sich wirkliches Gras, aber spärlich. Durch die Kartoffelanpflanzung hat sich die Eigenthümerin der Lewis also sehr verdient gemacht. Die Lewis, nebst Theilen von Rossshire, gehört Mrs. Stewart Mackenzie of Seaforth, welche nach dem Tode ihres Vaters, des Earl of Seaforth, und ihrer vier Brüder die einzige Erbin der großen Besitzungen ward. Sie ist das Haupt ihrer Familie, und wohnt, wenn in der Heimat, auf Brahan Castle in Ross. Baron Mackenzie of Kintail, seit 1609 mit dieser Würde bekleidet, ward 1623 Earl of Seaforth. Mrs. Stewart Mackenzie, eine sehr erfahrene und einsichtsvolle Frau von wahrhaft frommer Gesinnung und von festem und liebenswürdigem Charakter, die das Himalajagebirge bereist und lange auf Ceylon gewohnt hat, war in erster Ehe mit Admiral Hood vermählt, in zweiter mit J. A. Stewart Mackenzie, bis 1837 Parlamentsmitglied für Ross und seitdem Gouverneur von Ceylon in Ostindien.

K. J. Clement.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 348. —— 13. December 1848.

Johan Ludvig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von C. Zoller.

(Fortsetzung aus Nr. 347.)

Heiberg's ganze Stellung, sowie seine poetische Thätigkeit nahm im Jahre nach jener philosophischen Reise nach Berlin eine Wendung die ihm einen neuen Wirkungskreis brachte, und ihn wenigstens eine Zeit lang aus der speculativen Region heraus versetzte. Auf einer Reise nach Kopenhagen im Sommer 1825 fand er Gelegenheit, in einem Gespräche über das Thun und Treiben der Bühne mit Conferenzrath Collin, seine Ueberzeugung zu äußern, daß ein neues nationales und komisches Element zur Belebung des Interesses für das Theater beitragen würde, da es mit der deutschen Lustspielperiode und dem Kotzebue'schen Geschmack so gut wie vorbei war, und man sich weder mit unserer eigenen alten dänischen Nationalkomödie, noch mit dem nationalen Trauerspiel allein, das ohnedies bald ausgespielt hatte, helfen konnte. Heiberg's Gedanke war auf eine uns beinahe ganz fremde dramatische Form, das Vaudeville, gefallen. Diese Schauspielgattung, die bereits in den Jahren in welchen der Dichter sich zu Paris aufhielt das französische Theater zu überschwemmen begonnen, hatte er Gelegenheit gehabt an der Quelle kennen zu lernen. Er hatte es später in Hamburg auf deutschen Boden verpflanzt gesehen, und Dies war eigentlich die letzte nähere Veranlassung dazu, daß er, auf die Auffoderung seines obengenannten Gönners, den ersten Versuch zu machen beschloß ein eigenthümliches dänisches Vaudeville zu schaffen. Andere und bedeutendere innere Gründe müssen ohne Zweifel in Heiberg's eigener Dichternatur gesucht werden, die sich von ihrem ersten Erwachen als eine lyrisch-dramatische erwiesen hatte, und sich selbst da in ihrer Gedoppeltheit äußern mußte, wo er sich zu des Dramas komischer Sphäre wandte. Der Dichter hat selbst öfters mit Bestimmtheit (ich weiß jedoch nicht ob irgendwo schriftlich) die Ansicht geäußert: er fühle sich nicht im Stande ein vollständiges Lustspiel hervorzubringen. Ob man ihm indessen darin ganz und für jede Periode seines Lebens beipflichten kann, wollen wir gerade nicht entscheiden, um so weniger, als man Heiberg nicht zumuthen wird eine Komödie ganz nach dem Zuschnitt der frühern zu schreiben, während es doch nur darauf ankommt, daß der Stoff für die scenische Darstellung glücklich behandelt ist.

Ueber alle Erwartung günstig fiel der erste Versuch des Dichters in diesem neuen dramatischen Genre aus. Das Vaudeville „Kong Salomon og Jörgen Hattemager", zum ersten male am 28. Nov. 1825 aufgeführt, wurde im selben Winter 15 mal vor überfülltem Hause und mit dem außerordentlichsten Beifall gegeben. Dieser hat sich unverändert bis heute erhalten, und das Stück wird jetzt noch vor vollen Häusern gegeben: ein Schicksal das es mit nur wenigen Schauspielen theilt (worunter „Elverhöi"); doch hat die neueste Arbeit dieser Art welche Heiberg auf die Bühne brachte, sein man kann wol sagen vollendetes Vaudeville „Nei", noch größeres Glück gemacht. Man war geneigt das Glück welches das erste Vaudeville des Verf. — das zur Burleske oder Farce gezählt werden muß — bei dem Publicum aller Volksclassen machte der Neuheit und Possirlichkeit dieses Schauspiels zuzuschreiben, das nichts Anderes zu wollen schien als durch Scherz und Lachen zu unterhalten. Man mußte jedoch bei genauerer Betrachtung gewahr werden, daß sich das Nationale in Substanz und Form dieses Vaudeville überall geltend machte; was man auch von dem Leichten und Flüchtigen oder der glättelosen und outrirten Caricatur in den Situationen und komischen Charakteren sagen mochte, so war es doch eine ausgemachte Sache, daß das Volk selbst in dem ausgelassensten Scherze seine eigene Natur und den Geist und das Wirken der komischen Muse der Dänen wiedererkannte. Dies wurde noch in die Augen springender, als mehre Schauspiele derselben Art sich dem ersten anschlossen. Daß es nicht eine flüchtige Grille oder die Lust am Neuen war die Heiberg zu dieser für uns neuen Art von Schauspiel geführt, sondern vielmehr ein innerer Beruf zur dramatischen Dichtung dieses Genre, Das zeigt sich auch historisch in der Art wie er sie fortsetzte. Er der nie ein unfreier Nachahmer gewesen, er der sich keinem poetischen Einfluß welchen er von außen erhielt verschloß, er konnte am wenigsten sein eigener Nachahmer sein wollen. Das unmäßige Glück das die erste dänische Vaudevillefarce auf der Bühne machte berauschte

den weltklugen Dichter nicht, er wußte daß jede Wiederholung den Eindruck schwächt, und gab uns bald Gelegenheit das ungewöhnliche und originelle Talent zu erkennen, das er einem dramatischen Genre zuwandte in welchem er gerade ein Jahrhundert nach der Blüte der Holberg'schen Komödie den Geist der komischen Muse zum ersten male wieder auf der dänischen Bühne heraufbeschwor, und zwar nicht allein in echt poetischen, sondern in ganz eigenthümlich nationalen Gestalten. Diesen gab er zugleich, ungeachtet der allgemein ähnlichen Züge welche dem Heiberg'schen Vaudeville eigen sind, eine so bestimmte Verschiedenheit, nicht allein in den Situationen und ihrer Behandlung, sondern auch in den Charakteren, im Tone und Totaleindruck, daß man nicht ohne Grund sagen kann: nicht eines dieser komischen Dramen gleicht dem andern mehr als sich bei Schauspielen ähnlicher Gattung und eines Verfassers erwarten läßt. So habe ich bereits vor langer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß er in den „Aprilsnarrene" eine reiche satirische Galerie von Situationen, von lächerlichen und komischen Figuren lieferte, die sich in einer bestimmten localen Sphäre bewegen; in „Recensenten og Dyret" eine echte Komödie im Geist und in der Form des Vaudeville mit gediegener Charakterzeichnung und komischer Kraft; in „De Uadskillelige" ein mit außerordentlicher Lieblichkeit und hinreißender Heiterkeit ausgeführtes nationales Lustspiel, zu welchem der musikalische Theil dieses Vaudeville so vortrefflich paßt, als wäre er mit dem dramatischen in Eins verschmolzen; in „Kiöge Huuskors" ein mehr zusammengesetztes Intriguenstück mit einer dem Vaudeville fremdern und künstlichern Anwendung musikalischer Mittel; nur in dem „Danske i Paris" eine Art halbfranzösischen Situationsstücks, wo das musikalische Element, besonders im ersten Act, meisterhaft angewendet, und wo die Wirkung des Nationalen in einfachen, aber starken Aeußerungen in die contrastirenden Umgebungen und Localitäten eines fremden Landes gelegt ist. Endlich hat er sich in seinem „Nei" zu der frühern, aber feinern Art seines Vaudeville zurückgewandt, und uns ein einactiges Lustspiel in Vaudevilleform gegeben, die in solchem Grade sich den Foderungen der Bühne anschmiegt, und nach dem Talente der Darsteller der Hauptrollen angelegt und ausgeführt ist, daß vielleicht nie ein abgerundeteres, naturwahreres, befriedigenderes, und in correcterm Stil ausgeführtes scenisches Kunstwerk über die dänische Bühne gegangen ist. Der Dichter hat hierin gezeigt, daß es eine falsche Meinung war, wenn man eine Zeit lang glaubte, er wolle sich von der Bahn entfernen, und „das Vaudeville zu einem selbständigen dänischen Drama erheben"; und wir werden in unserer Ansicht bestärkt, wenn wir den ganzen Cyklus von Vaudevilles betrachten den er bisher dem Theater geliefert. Es ist nicht eine bloße Nachahmung oder Verpflanzung einer fremden dramatischen Form; es ist nur die Grundgestalt, und die Gattungsverwandtschaft, wodurch sie sich dem französischen Drama nähert. Heiberg hat ein wirkliches und ungleich reicheres lyrisches und musikalisches Element in sein dänisches Vaudeville gebracht, und dessenungeachtet sich nicht von dem echten Charakter der Komödie entfernt; und man kann wohl sagen, daß wenn es ein Vaudeville geben soll, wenn man annimmt, daß die Musiklust und Musikwuth der Zeit eine solche Mischgattung von Schauspiel verlangt, die weder Oper noch Lustspiel ist: so wird keine andere Behandlung ihre Bestimmung besser erfüllen als das Heiberg'sche Vaudeville. Dieses gibt der Musik und dem Gesang eine zwar nicht unwesentliche, aber doch untergeordnete Bedeutung im Schauspiel. Es will nicht wie die Operette oder das Singspiel das Unmögliche in sich vereinigen: eine gleiche Vollkommenheit der scenischen Musik und des scenischen Spiels, eine ebenso große Wirkung des dramatischen als des musikalischen Inhalts. Heiberg gab dem Dramatischen ein so entschiedenes Uebergewicht, daß die Erfahrung auch bei den Nachahmungen, die natürlich nicht ausblieben als das Original so außerordentliches Glück machte, zeigt, daß man in den dänischen Vaudevilles den Mangel oder die Schwäche der dramatischen Composition nicht durch Musik und Gesang zu verdecken suchte.

Betrachten wir den Einfluß des Heiberg'schen Vaudeville auf unser nationales Theater und unsere dramatische Literatur, so war er für das erstere von weit größerer Bedeutung. Es liegt in der Natur dieses Schauspiels, daß es ungleich mehr für die Aufführung als für die Lecture geschaffen ist, da auf der einen Seite ein beschränkter Umfang, auf der andern Seite der stoffreiche Inhalt einiger derselben, und der bedeutende Platz welchen die lyrisch-musikalischen Dichtungen einnehmen Veranlassung geben, daß die Scenen und ihr Dialog manchmal mehr skizzirt als vollständig ausgeführt sind. Dies hat indessen den Dichter nicht gehindert sein seltenes komisches Talent mit ebenso großer Sorgfalt und Lust der Charakterschilderung als der Situationsmalerei zuzuwenden*); und gerade damit haben seine Vaudevilles ein poetisches Verdienst, das ihnen für die Bühne einen Werth gibt den das bloße musikalische Element ihnen nie hätte geben können. Während die französischen Vaudevilles oft in einem oder zwei Jahren ihr ganzes Theaterleben ausgespielt haben, sehen wir die Heiberg'schen Vaudevilles nach 12—14 Jahren noch mit demselben Enthusiasmus, der sich nur durch die Art der Darstellung vermindern könnte; und wir wüßten deshalb auch keinen andern Grund, warum sie je von der Scene verschwinden sollten, als den Mangel an Schauspielern die die Intentionen des Dichters zu treffen wüßten. An all Das dachten nur Wenige als diese nationalen

*) Die Charaktere, sagte ich früher, weit entfernt die schwächere Seite der Heiberg'schen Vaudevilles zu sein, bilden eine ganze Galerie komischer Personen, deren plastische Charakteristik einen soliden und reifen Kern hat, und so scharf und markirt ist, als man sie nur immerhin in einem Lustspiel verlangen kann; Personen die neben ihrer innern Wahrheit und Consequenz noch das Verdienst haben, daß jede für sich eine volle individuelle Gestalt ist, die nicht blos eine Variation einer andern bildet. „Maanedsk. for Lit.", VII, 564.

lyrisch-komischen Dramen auf der Bühne erschienen. Hier fanden sie ein großes und beharrliches Publicum aus allen Classen — und brachten sogar, wie der Verf. selbst berichtet, Leute dazu das Theater wieder zu besuchen die es seit lange nicht mehr gethan.

Aber während die Vaudevilles, eins nach dem andern, das Publicum anzogen, dem Theater große Einnahmen, und dem Verf. eine bedeutende Celebrität verschafften, gab es doch auch Leute die sich einmal für allemal in den Kopf gesetzt hatten, daß eine Komödie, wenn sie mit Gesang in Verbindung trete, und Vaudeville heiße, das Verderben für den Geschmack und für das „echte" Lustspiel sei, in welchem nicht gesungen werde. Andere machten sich allerhand Scrupel über die allzu große Heiterkeit und den überflüssig viel Lachen erregenden Stoff den diese Schauspiele enthielten, und meinten, daß man eine Wirkung der Art wie sie diese Schauspiele machten sich höchstens bei der alten Holberg'schen Komödie gefallen lassen könne; aber für die dramatische Dichtkunst unsers Zeitalters passe sich nur das feinere Lustspiel, das rührende Drama, das große Trauerspiel, oder das wässerige Singspiel. Andere wiederum betrachteten die Vaudevilles als allzu kecke, ja sogar persönlich-satirische Farcen, die die Grenzen der decenten und moralischen Höflichkeit überschritten welche das Theater gegen die „hochachtbare Gegenwart" zeigen müsse. Darein mischten sich noch allerhand unbedeutendere Ursachen unklarerer oder egoistischerer Natur, und es erhob sich eine Art unnützer Opposition gegen das Heiberg'sche Vaudeville, eine Opposition die wenigstens ihr Möglichstes that, um unvortheilhafte und unrichtige ästhetische Ansichten über die Natur und Beschaffenheit dieser Schauspiele zu verbreiten. Alle wollten sie sehen, Alle wurden mehr oder minder von ihrer komischen Kraft ergriffen; aber die Opponirenden, die sich selbst und Andern glauben machen wollten als ob sie sich nicht daran ergötzten, fanden es unbegreiflich, daß man dasselbe Volk bei Vaudevilles lachen sehe das bei Tragödien Thränen vergossen, und daß man die dänische Komödie unter einer neuen Maske, nach 100 Jahren nachdem sie Holberg geschaffen, wieder aufstehen lasse. Aber wie viel auch gegen das Vaudeville gesprochen und disputirt wurde, so behielt es doch Jahr aus Jahr ein zwei mächtige Vertheidiger: das Publicum im Schauspielhause und die Theaterkasse. Der Dichter selbst wollte der Dritte sein, und schrieb deshalb seine dramaturgische Untersuchung: „Om Vaudevillen som dramatisk Digtart, og om dens Betydning paa den danske Skueplads" (Kopenhagen 1826).

Diese in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Schrift, wenn man sie auch, wie ein gleichzeitiger Recensent bemerkte, „als eine Gelegenheits- und Streitschrift beurtheilen muß", ist doch eine von denjenigen die man immer wieder aufs neue lesen kann. Sie behandelt einen großen Theil ästhetischer und dramaturgischer Materien neben des Verf. eigener Vaudevilleart und seinen sechs oder vier ersten Arbeiten dieses Genre; aber sie behandelt die Sache auf eine Weise, daß man, ohne dem Verf. überall Recht zu geben oder mit jeder Satzung einig zu sein, sowol in vielen Fällen von ihm überzeugt als auch überhaupt durch die klare Darstellung, die natürliche, einfache und richtige Schreibart, die diese Abhandlung auszeichnen, außerordentlich eingenommen wird, und man kann sie zu jenen polemisch-satirischen Schriften zählen die man mit Interesse und Wohlgefallen liest, nachdem sie längst ihren eigentlichen Zeitzweck erfüllt haben. Das Inhaltsreiche dieser Schrift legte auch eine im Ganzen sehr rühmliche, aber den Ruhm stets wieder aufhebende Kritik derselben an den Tag, da nicht weniger als die Hälfte des Raums den die Abhandlung einnimmt kaum die Hälfte des wesentlichen Stoffs berührt.*) Was man von dieser sonst sehr verständlichen Kritik am wenigsten versteht, ist ihr Schluß: daß es Heiberg wol kaum je eingefallen, es könnte Jemand glauben, er wolle sich mit Holberg vergleichen. Es müßte uns im Gegentheile wundern, wenn ihm nicht das eine oder andere mal eingefallen wäre, was Jedes Gedanken so nahe liegt. Denn, jede andere Aehnlichkeit oder Verschiedenheit abgerechnet, so hat die dänische Bühne kein eigentliches Mittelglied zwischen Holberg und Heiberg. Die welche des Erstern nationale Komödien nachahmen wollten können nicht zugleich mit dem Meister genannt werden, und Denen welche von Holberg's Zeit bis 1825 dänische Lustspiele anderer Art auf die Scene gebracht wird man Nichts von dem Verdienste ihrer dramatischen Arbeiten rauben, wenn man sagt: von Holberg's komischem Genius, seiner Laune und dramatischen Schöpferkraft finden wir keine Spur oder wirkliche poetische Verwandtschaft, ehe Heiberg's Vaudevilles erschienen, wenn auch die beiden dramatischen Dichter sowol im Geiste als in der Bildung und Gemüthsstimmung großentheils divergiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Polenfrage.

(Fortsetzung aus Nr. 347.)

Es mag sich der vorigen hier die Gegenschrift von Gustav Soest anschließen, betitelt:

8. Der Generalstabsmajor C. von Voigts-Rhetz über den polnischen Aufstand im J. 1848, beleuchtet von einem Deutschen des Großherzogthums Posen. Berlin, Reuter u. Stargard. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Diese Schrift ist im Besondern gegen die „Actenmäßige Darstellung der polnischen Insurrection im J. 1848 und Beleuchtung der durch dieselbe entstandenen politischen militairischen Fragen" von dem genannten Major gerichtet. Herr Soest hat völlig die Partei der Polen ergriffen, und die Deutschen haben nach ihm nur das Recht der Uebermacht für sich. Man kann hieraus schließen, welche Stellung er zu seinem Gegner eingenommen hat. Es ist unerquicklich auf bloße Streitschriften einzugehen, wenngleich die Soest'sche Das für sich hat, daß sie ein reiches Material für die Geschichte der letzten Insurrection

*) „Dansk Lit.-Tidende", 1827, S. 321 — 368. Verfasser dieser Recension ist ohne Zweifel Prof. Sibbern, der kurz zuvor (S. 177 — 205) des Dichters vier erste Vaudevilles angezeigt. Ebenso auch die mehr polemische Recension von Molbech in der „Nord. Tidsskr.", S. 157 — 164.

gibt. Proclamationen, Cabinetsordres, Zeitungsartikel aber müssen freilich auch den Raum füllen helfen. Die Hauptsache ist, daß die Polen an den neuesten Ereignissen keine Schuld tragen: die Soldaten haben angefangen; sie haben die polnischen Cocarden abgerissen, und wenn zwar vorher die Polen die preußischen Adler abgerissen hätten, so seien doch Dies nur todte Gegenstände, und die Polen hätten zudem auch die meisten wieder „aufgehangen", wie Herr Soest humoristisch und gesperrt sich ausdrückt. Uebrigens sei es nicht zu verwundern, daß dieses Gethier, weil es schwarz sei, ihnen zuwider wäre. So die Logik des Deutschen in Posen.

Ich stelle ihm einen andern Deutschen aus Posen gegenüber, und zwar Dr. R. Hepke's

9. Die polnische Erhebung und die deutsche Gegenbewegung in Posen im Frühjahr 1848. Eine Denkschrift mit den begründenden Actenstücken dem völkerrechtlichen Ausschuß der Deutschen Nationalversammlung übergeben. Berlin, Mittler u. Sohn. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Denkschrift setzt die Sachlage klar und wahr auseinander. Es spricht keine Parteileidenschaft aus ihr, wenngleich Manches verschwiegen wird was den Polen zu statten kommen könnte. Ueber den Beginn der Unruhen gibt der Verf. meines Wissens die besten Nachrichten; wegen des weitern Verfolgs bezieht er sich auf seinen Vorgänger, den Major Voigts, auf dessen politischem Standpunkt er sich findet. Die Geschichte der Erhebung ist in drei Perioden eingetheilt, jedoch wird nur die erste bis zum Eintreffen des Generals v. Willisen mit hinreichender Ausführlichkeit dargestellt, insbesondere dort auf die große Schwäche der Regierung verwiesen, welche ruhig zugesehen habe wie die Polen offen begannen ihre Suprematie über die Deutschen zur Geltung zu bringen. Erst Pfuel habe den rechten Weg eingeschlagen, und sich auf die deutsche Bevölkerung gestützt, aus der allein die Reaction gegen die polnischen Uebergriffe mit dem rechten Nachdruck habe hervorgehen können. Die 114 Seiten umfassende Broschüre besteht zum größten Theil aus Urkunden.

Wir wenden uns nun wieder zu einem deutschen Anwalt der Polen, und finden ihn in einem Herrn L. Königk, der an dem allerdings grobkörnigen Flugblatte E. M. Arndt's „Polenlärm und Polenbegeisterung" Aergerniß genommen hat. In diesem Sendschreiben an Arndt, mit dem Titel:

10. Gerechtigkeit für Polen als Entgegnung auf ein fliegendes Blatt „Polenlärm und Polenbegeisterung". Leipzig, Verlagsbureau. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

widerspricht Königk dem greisen Deutschen, dem es gefallen hatte niederzuschreiben, daß wer für Polen als Deutscher Partei nehme entweder ein Narr oder ein Schelm sei, viel zu ernst. Auf solchen Ausfall gehörte sich keine historische Deduction. Dennoch hat Königk nachzuweisen gesucht, daß die Polen unser Interesse verdienen, weil sie von uns aus ihren Sitzen, aus Brandenburg, Pommern, Preußen, ja nun bald aus Posen gedrängt seien. Arndt hatte in dichterischer Anwandlung diese Provinzen alle als ursprünglich deutsch reclamirt. Königk weiß, wie es scheint, von der polnischen Geschichte nicht viel mehr als sein Antagonist; aber er hat sich in einigen Geschichtsbüchern umgesehen, und schnell eine Blumenlese zu Gunsten Polens, wenn auch nicht ohne Verwirrung, zusammengeworfen. Er rühmt die polnische Humanität gegen die Unterworfenen, die Perfidie des Deutschen Ordens gegen Polen unterwirft er gerechtem Tadel. Die Jesuiten hätten an dem ganzen Unglück Polens Schuld. Die Deutschen dürften es nicht vergrößern, denn sie hätten ehemals ein freundliches Asyl in Polen gefunden. Der Verf. weist nun in Kürze nach wie die Einwanderungen geschehen, und welche Stellung zuletzt die Polen unter Preußen gehabt. Die Demarcationslinie, die er übrigens billigt, wünscht er nicht eher gezogen zu wissen, als bis die Polen als freies Volk darüber ein freies Uebereinkommen mit Preußen treffen können.

Um noch Raum zu erübrigen für zwei polnisch geschriebene Broschüren, welche nicht ausdrücklich als Parteischriften bezeichnet sind, werde ich die folgenden nur dem Titel nach hierherstellen und den Inhalt nur ganz allgemein andeuten:

11. Offener Brief an den Herrn Major von Voigts-Rhetz als Entgegnung auf seine actenmäßige Darstellung rc. von dem General Willisen. Berlin, Duncker u. Humblot. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Es werden zunächst Mängel in der Darstellung des Major Voigts angedeutet, doch eine Widerlegung selbst wird späterer Zeit vorbehalten. Die vorliegende Broschüre gibt nur das Vorwort dazu, und ist bestimmt „nicht nur den Verf. vor Befangenen und Leidenschaftlichen zu rechtfertigen, sondern um dem Besonnenen in seinem theuren und geliebten wirklichen Deutschland und auch weiterhin eine klare Uebersicht und volle Einsicht in den Verlauf der Dinge zu geben". Er habe sich von Hause aus bei seiner Mission auf den Standpunkt der Geschichte gestellt, und sich von der Voraussetzung leiten lassen, daß gegen Polen ein absolutes Unrecht vorliege. Es müsse die alte Schuld getilgt, und einmal reiner Tisch gemacht werden.

12. Oeffentliche Stimmen edeldenkender Deutschen aus dem Großherzogthum Posen. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1½ Ngr.

Die erste Stimme gehört hier einem Oberlandesgerichtsassessor Fischer in Posen, und erscheint in Form einer „Protestation wider die Wahl von Wahlmännern und eines Deputirten für den Bezirk Posen zur Deutschen Nationalversammlung". Die Protestation ist wesentlich darauf gestützt, daß im Lande keine gesetzliche Ordnung bestehe, und die Freiheit der Wahlen unter den Bayonneten der preußischen Soldaten nicht unbeschränkt sei. Die Beweisführung geht etwas ins Blaue, und würde von selbst auf einen juristischen Urheber nicht schließen lassen. In einem zweiten Schriftstück bitten die Bürger Lissas den König um Gerechtigkeit für die Polen. Das dritte ist eine „Oeffentliche Protestation deutscher Bürger gegen das «Deutsche Nationalcomité in Posen»", dem der Vorwurf gemacht wird, daß es den ersten Anlaß zur bestehenden Aufregung durch seine Proclamationen gegeben habe. Daran schließt sich zuletzt eine „Ungehaltene Rede an die Stiefgermanen des Herzogthums Posen von A. Ruhe", der die Deutschen reactionnairer Gelüste bezüchtigt. „Der ganze Paroxismus eurer deutschen Nationalität ist eine lächerliche Selbsttäuschung, ein gastrisches Fieber, vom Magen her, mit ängstlichen Visionen, ihr seht euer Eigenthum in Gefahr rc."

13. Zur Beurtheilung der politischen Frage im Großherzogthum Posen im Jahre 1848. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. Gr. 4. 5 Ngr.

Eine von den Polen ausgegangene Denkschrift, welche die amtlichen Berichte, insbesondere des Generals von Colomb, zu widerlegen sucht. Sie enthält eine große Zahl officieller Erlasse von beiden Seiten.

14. Denkschrift über die Reorganisation und Theilung des Großherzogthums Posen und Einverleibung desselben in den Deutschen Bund v. J. B. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Versprechungen und Verpflichtungen der Regierung für die Erhaltung der polnischen Nationalität werden zu Gunsten dieser amplificirt nach den gewöhnlichen Voraussetzungen. Das Beste in dieser Broschüre sind ihre Nachweisungen über das Verhältniß der Bevölkerung verschiedener Zunge zueinander, und ihre sonstigen statistischen Notizen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 349. —— 14. December 1848.

Johan Ludvig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von C. Zoller.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Die komisch-satirisch-polemische Stimmung die in der Abhandlung über das Vaudeville herrscht können wir gewissermaßen fortgesetzt, erweitert, und zu einem großen Wirkungskreise ausgebreitet finden in dem ästhetisch-kritischen und literarischen Wochenblatte: „Kiöbenhavns flyvende Post", welche der Dichter in den Jahren 1827 und 1828 herausgab, und dieses Blatt hatte auch in seinem äußern Schicksal eine Aehnlichkeit mit dem Vaudeville selbst. Welches Geschrei erhob man nicht lange Zeit von allen Seiten über dieses Blattes leichten Ton, unbedeutenden Inhalt, unhöfliche, unpatriotische Kritiken, allzu treffende, allzu witzige Satire und mehr dergleichen. Aber wenn man die Sache näher betrachtete, so fand man, daß Dieser und Jener Dieses und Jenes an dem Blatte auszusetzen hatten, Alle es aber sehr gern lasen. Seit Rahbek's „Dänischem Zuschauer" in seiner frühesten, goldenen Zeit hat kein Wochenblatt gemischten und nicht politischen Inhalts ein so ausgebreitetes und zugleich so gebildetes Publicum in Dänemark gehabt als eben genannte Zeitschrift. Wir wollen dagegen nicht leugnen, daß die Redaction des Blatts Manches zu wünschen übrig ließ, wenn man es vom gewöhnlichen Standpunkt der Zeitschriften betrachtet, daß ein großer Theil jenes Inhalts aus Lückenbüßern bestand, und daß Das was von Uebersetzungen und Artikeln über ausländische Literatur aufgenommen wurde theils zu beschränkt war, theils zuweilen etwas sorgfältiger hätte ausgewählt werden dürfen. Aber man muß nicht außer Acht lassen, daß die Haupttendenz des Blattes eine ästhetisch-kritische war, und daß es doch zugleich unterhaltender Natur sein sollte, um ein gemischtes, aber immerhin ästhetisch gebildetes Publicum anzuziehen, endlich daß es ein Dichter herausgab, von dem man am wenigsten eine beständige und ängstliche Sorgfalt für die industrielle Oekonomie und den Mechanismus erwarten konnte.

Was die „Flyvende Post" im Uebrigen in der Literatur wirkte, war bedeutend genug, und auf einen großen Kreis ausgebreitet; es ist Dies um so wichtiger gewesen, da ihre Hauptwirkung darin bestand Leben, Bewegung und Kraft in der ästhetischen Welt hervorzurufen, wo man lange Zeit die weckenden Potenzen einer offenen, freien und selbständigen Kritik und Polemik vermißt hatte. Es war sogar eine Art ästhetisches Oppositionsblatt, aber es wirkte unter ganz andern Verhältnissen als die politischen Oppositionsblätter unserer Tage, welche so gut wie allein sprechen, und deren Stimme deshalb im eigentlichen Sinne des Worts allzu oft ein Echo wird. Die „Flyvende Post" hatte ihren obligaten Gegner in einer andern Post, die in der Aesthetik so gut es ging mittrabte, und eine zahlreiche polemische Cavalerie in Bewegung setzte. Schade nur daß es gar zu bald und zu oft eine Don Quixotade wurde, die gegen die Heiberg'sche Satire nicht Stand halten konnte; denn diese konnte allzu leicht den Bogen erschlaffen lassen, ehe der Köcher geleert war. „Schade auch", dachten Manche und sogar Solche welche Sinn und Verstand für das Komische und Poetische im Streite hatten, „daß sowol der satirische Dichter als der ästhetische Kritiker sich nicht innerhalb gewisser Schranken hielten, und ihr Ziel nicht in höhern und edlern Gegenständen suchten als solchen die niedern Regionen angehörten, und am Fuße des Parnassus lagen." Den Dichter müssen wir durch seine Arbeiten für sich selbst sprechen lassen; was das Uebrige betrifft, so hat ja die factische Wahrheit der Geschichte nur eine Stimme, und diese muß sagen, daß der wichtigste kritische Artikel welchen Heiberg's „Flyvende Post" (Jahrgang 2, Nr. 7—16) mittheilte zugleich eine der ersten ästhetischen Untersuchungen über Oehlenschläger's Werke war, die der Wichtigkeit des Gegenstandes nahe kam, da sie, weit entfernt blos satirisch oder polemisch zu sein (wie Baggesen's specielle Kritiken), von einer systematischen Einheit in der Betrachtung ausging, und somit auf einem wissenschaftlichen Grunde ruhte. Im Uebrigen müssen diese Punkte welche hier blos angedeutet werden in der allgemeinen Literaturgeschichte ihre nähere Beleuchtung finden.

Während nun Heiberg viele Jahre die Kräfte seiner komischen Muse dem Vaudeville und der Satire widmete, hatte er bei Gelegenheiten, wo das Theater Vorstellungen ernsterer Natur verlangte, sein dramatisches Talent auch in einer andern Richtung bewiesen, die für den Verfasser der „Nina" nicht neu genannt werden

konnte, die jedoch Den überraschen mußte der nur an „König Salomon", nur an den Recensenten dachte. „Elverhöi", ein Schauspiel in fünf Acten, wurde zum ersten male am 6. Nov. 1828 aufgeführt, und riß jeden Zuschauer, das ganze Theaterpublicum im vollen Sinne des Worts, zu ungetheiltem, begeistertem Beifall hin. Diese Wirkung war ebenso natürlich, ebenso eigenthümlich für dieses Schauspiel, als es die des Vaudeville in ihrer Sphäre gewesen; sie war ebenso wenig durch ephemere scenische Effectmittel als durch entlehnten oder nachgemachten Prunk hervorgerufen: es war eine wahre scenische Kunstwirkung, entsprungen aus der Nationalität des Stücks und seiner ungewöhnlich glücklichen Einrichtung für das Theater, da der Verf. im Vereine mit einem genialen und gediegenen Tonkünstler das Lyrische und Musikalische in Gesang und Melodie mit dem Dramatischen in der Handlung verband. Er führte Dies außerdem mit solcher Einfachheit, solcher Sparsamkeit, und so richtigem Gebrauch der außer der Handlung angewandten Mittel aus, daß die Zuschauer nie einen Augenblick das Gefühl der Leere oder des Ueberdrusses bekamen, sondern ununterbrochen von dramatischem und lyrischem Interesse gefesselt der Darstellung vom ersten bis zum letzten Auftritt folgten. Sowol hierdurch als durch die bei dem Stücke in hohem Grade glücklich und passend angebrachten Ornamente, wenn ich so sagen soll, oder die in demselben vorkommenden festlichen Aufzüge, Tänze, und die poetische Anwendung des Abenteuerlichen oder Uebernatürlichen, und durch sein herrliches musikalisches Arrangement ist „Elverhöi" ein scenisches Product geworden dessen Wirkung auf der Bühne Dänemarks ohne Beispiel ist.*) Wie sehr diese Wirkung aus den Beschaffenheiten des Stücks, und nicht allein aus der Neuheit oder dem zufälligen und vorübergehenden Prunk desselben zu erklären, davon wird sich Jeder mehr oder weniger überzeugt haben der der Vorstellung öfters beigewohnt.

Wir müssen indessen dieses Schauspiel mehr von einem Gesichtspunkte aus betrachten von welchem wir seine ganze Wirkung auf der Scene überschauen, als von einem solchen wo wir es blos als Drama für die Lecture betrachten können. „Elverhöi" muß man sehen und hören, um dieses Schauspiel in seinem ganzen Werthe zu erfassen. Alles was es von Originalität, romantischer Poesie und lyrischem Effecte besitzt tritt erst lebendig hervor, und kann wahrhaft gewürdigt werden, wenn wir eine glückliche Darstellung auf der Bühne gesehen haben.**) Der eigentliche dramatische Inhalt des Stücks ist nicht ohne wirkliches romantisches Interesse; aber dieses ist doch nicht bedeutend genug, um den Leser zu fesseln wie es den Zuschauer fesselt. Gegen Einzelheiten in Plan und Ausführung, gegen verschiedene unwahrscheinliche Verhältnisse und Situationen in „Elverhöi" hat die Kritik Einwendungen gemacht, welche, obgleich von verschiedenen Seiten und Gesichtspunkten ausgehend, darin ziemlich einig ist dem Stücke eine glückliche Idee, einen leichten und natürlichen Dialog, sowie manche poetisch reine und edle Schönheit in der Sprache zuzuschreiben.*)

Von sehr ungleicher ästhetischer Substanz und nicht minder verschiedener dramatischer Behandlung war die nächste bedeutendere Arbeit des Dichters: „Prindsesse Isabella eller tre Aftener ved Hoffet", Lustspiel in drei Acten (aufgeführt den 29. Oct. 1829). Es ist Dies ein mit großem Reichthum lyrischer Poesie, wie mit Anwendung feinerer dramatischer Kunst ausgestattetes romantisches Intriguenspiel, worin der Dichter sich theilweise dem südlich-lyrischen Charakter des spanischen Dramas genähert, wie wir ihn aus den Calderon'schen Intriguenstücken kennen, aber ohne diesen Charakter in der Prinzessin Isabella — der sehr viel Eigenthümliches und diesem Fremdes hat — oder Etwas von der Form oder Versification des spanischen Dramas im Dialoge aufzunehmen. Dieses Stück war weniger glücklich auf der Bühne als irgend ein anderes das der Dichter aufführen ließ, und die von ihm beabsichtigte Veränderung zum Zwecke der scenischen Darstellung kam nicht zu Stande. Indessen ergriffen seine Gegner mit beiden Händen diese Gelegenheit, um ein Schauspiel von Heiberg anzufallen mit dessen scenischer Wirkung weder Publicum noch der Verf. selbst zufrieden war. Aber sie waren nicht glücklicher als bei den meisten andern polemischen Veranlassungen. Statt mit einer gründlichen und erschöpfenden ästhetischen Kritik**) hervorzutreten, benutzte man des Dichters eigene Angabe, „daß Lope de Vega ihm zwar nicht das Sujet des Stücks, aber die Veranlassung dazu gegeben", und daß er die Idee zu einer Scene im dritten Act einer Calderon'schen Komödie „entlehnt" habe. Man benutzte diese Angabe zu aus der Luft gegriffenen und bis zur Langeweile wiederholten Beschuldigungen des Plagiats. Daß ein Angriff solcher Art nur durch des Dichters eigene, wie gewöhnlich witzige und sarkastische Entgegnung***) einiges Interesse bekommen konnte, ist sehr begreiflich. Im Uebrigen muß das Stück selbst als

*) In sechs Theatersaisons, oder vom Nov. 1828 bis Jan. 1835, ist es mit ungeschwächtem Beifall des Publicums 50 mal aufgeführt worden. Mit diesem Tage blieb es besonderer Gründe halber liegen.

**) Dieses nationale Schauspiel hat in Hinsicht auf seine bühnliche Darstellung eine doppelte Eigenschaft. Trotz seiner Einfachheit ist es doch so eingerichtet, daß der scenische Apparat zu einem Prachtschauspiel erweitert werden könnte. Aber es läßt sich ebenso wohl auch mit den beschränktesten Mitteln ausführen, ohne seine Wirkung zu verlieren. Ich war selbst Zeuge wie „Elverhöi" von dänischen Provinzschauspielern in Schonen aufgeführt wurde, und bei sehr geringer Ausstattung in einem fremden Lande außerordentlichen Beifall fand.

*) Recensionen: „Danšk. Lit.-Tid.", von Sibbern, 1828, 7—8; „Nord. Tidsskr.", von Molbech, 1829, III, 173—176; „Maanedsskr. for Lit.", von David, 1829, I, 56—59.

**) Die im Allgemeinen lobende Anzeige in der „Maanedsskr. for Lit.", III, 443—451, ist Dies auch nicht, und geht eigentlich nur darauf aus zu beweisen, daß in „Isabella" zu viele Tänze, Aufzüge, Gesänge und andere zu einem Festschauspiel gehörige Ornamente seien.

***) Vergl. u. A. seine „Gjensvar paa Prof. Hauchs Svar", Nr. VI, „Kiöb. flyv. Post", 1830, Nr. 47.

eine dramatische Arbeit betrachtet werden die von der Kritik noch gar nicht eigentlich behandelt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Polenfrage.

(Beschluß aus Nr. 248.)

15. Promemoria gegen den projectirten Anschluß des Großherzogthums Posen an Deutschland von Abgeordneten des polnischen Nationalcomité. Frankfurt a. M., Osterrieth. 1848.

Diese sorgfältig gearbeitete staatsrechtliche Abhandlung entlehnt ihre Einwürfe gegen die Einverleibung aus dem Wiener Tractat, und stellt sich damit selbst auf einen früher desavouirten Boden. Die deutschen Nationalversammlungen, auf welche das Promemoria zu wirken bestimmt ist, könnten gewiß zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es ein höheres Recht als die Tractaten gibt, und daß man die Polen doch nie zufriedenstellen würde, wollte man sie nach ihnen behandeln.

16. Die Verhältnisse der Polen im Großherzogthum Posen, im Frühjahr 1848. Berlin, Mittler. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Wir finden hier nur die natürliche Gemüthsstimmung eines echten preußischen Bureaumenschen, der sich nicht ohne Schwierigkeiten ihrer zu entledigen strebt. Die kleine Schrift zeigt jene Verhältnisse von keiner neuen Seite. Ein Theil ist „fast wörtlich" der augsburger „Allgemeinen Zeitung" entnommen, trägt also die Wuttke'sche Farbe; ein anderer preist die Wohlthaten des preußischen Gouvernements als wäre er dem Flottwell'schen Verwaltungsbericht entlehnt.

17. Beleuchtung des Beschlusses der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. über die Einverleibung eines Theils des Großherzogthums Posen in den Deutschen Bund. Von einem unparteiischen Deutschen. Berlin. 1848.

Der Verf. bestreitet die Competenz der deutschen Nationalversammlung in dieser Frage, da sie nur reindeutsche Interessen zu vertreten habe. Die Deutschen in Posen seien nur als Einwanderer zu betrachten, die keine selbständigen Rechte am Boden hätten. Zuletzt macht der Verf. doch die Wendung, daß er selbst eine Demarcationslinie zugibt, aber der Centralgewalt anheimstellt gewissenhafte Reichscommissarien zu definitiver Festsetzung der Grenze abzuordnen.

18. Zwei Denkschriften des Deutschen Nationalcomité in Posen. Berlin, Mittler. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Denkschriften haben ihre Quelle sehr nahe der aus welcher die vorher besprochene Hepke'sche stammt. Die erste rechtfertigt das Verlangen einer Demarcation, die zweite ist eine Entgegnung auf die Anklagen des polnischen Nationalcomité wegen Gewaltthaten von deutscher Seite, und enthält ein Register der schwersten Verbrechen welcher die Polen sich schuldig gemacht hätten.

19. Zur Würdigung der Zustände im Großherzogthum Posen. Von E. Janinski. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 5 Ngr.

In gewandter Sprache sucht der Verf. das neueste Verhalten der Polen zu rechtfertigen, indem er davon ausgeht, daß die Versprechungen des Königs in Hinsicht der Reorganisation nur abgedrungen und nicht redlich gemeint gewesen. Dies zu beweisen diene das feindselige Auftreten der Militairgewalt, der Belagerungszustand der Stadt Posen und die damit zusammenhängende Entwaffnung der polnischen Bürgerwehr. In einem Anhange gibt der Verf. einige specielle Thatsachen, die seine Angabe bestätigen sollen. Man habe, sagt er, zwar eingewendet, die Polen hätten die Entscheidung des frankfurter Parlaments abwarten und eher nicht zu den Waffen greifen sollen, aber die Polen hätten kein Temperament zum Warten. Gewiß, aber sie müssen darum desto länger warten!

20. Denkschrift über die neueste polnische Schilderhebung im Großherzogthum Posen von deren Beginn bis zum Augenblicke, wo dieselbe in Folge der von Willisen'schen Convention zur unzweideutigen Insurrection ausartet, aus amtlichen und andern zuverlässigen Quellen dargestellt von W. K. Bromberg, Levit. 1848. Gr. 4. 10 Ngr.

Unverkennbar unter dem Einfluß der bromberger gut deutschen Atmosphäre geschrieben. Der historische Rückblick, welcher zu dem eigentlichen Stoff überleitet, enthält nicht neue, doch immerhin lesenswerthe Einzelheiten, besonders über den Netzdistrict. Der Schwerpunkt der Schrift ist darin diesen Netzdistrict als einen von jeher deutschen Ländertheil zu charakterisiren, dessen Schicksal von den übrigen deutschen Theilen der Provinz nicht abhängig gemacht werden dürfe. Der Bericht über die Ereignisse wird bis zum Abgange Willisen's, der des Verraths beschuldigt wird, hinausgeführt, vom eigentlichen Insurrectionskriege aber Nichts mehr gemeldet.

21. Erlebnisse in der preußischen Gefangenschaft auf der Festung Posen. Von J. F. Pehmler. Posen, Zupanski. 1848.

Wir glauben dem Verf. wohl, daß man ihn als Mitkämpfer für die Polen während seiner Verhaftung nicht sehr delicat behandelt hat. Der Grund liegt in der von ihm selbst angeführten Aeußerung eines preußischen Offiziers: „Mit den Polen habe ich noch Mitleid, aber nicht mit dem Deutschen der gegen sein Vaterland kämpft." Im Uebrigen hat doch Pehmler Nichts geklagt was von der Behandlung politischer Verbrecher in andern Festungen wesentlich abwiche. „Dunkelheit des Zimmers" und „schlechte Mahlzeit" sind seine Hauptleiden gewesen.

22. Zwei Processe im preußischen Polen. Actenmäßig dargestellt von Christian Fischer. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. 8. 5 Ngr.

Der Verf. ist durch seinen vorher angeführten Protest unter den Polen eine Art von Celebrität geworden. Hier hat er sich nun, wie es scheint, unter den Einfluß einiger polnischen Damen gestellt, die in einen politischen Proceß verwickelt sind. Herr Fischer wirft sich zu ihrem Anwalt auf. Sie haben, nämlich die Frau von Kurnatowska und Kierska, für den standrechtlich erschossenen Emissair Babinski ein nationales Todtenamt gefeiert, und sind dafür wegen Erregung von Misvergnügen zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Herr Fischer vergißt, daß er Richter und nicht Advocat ist; er nimmt sich der Verurtheilten an. Der Mann muß wenigstens ein Herz haben; denn Verstand, d. h. juristischen Verstand, zeigt er in seiner Broschüre wenig. Seine Vertheidigung, so leicht sie war, ist Nichts weniger als gelungen. Die Stadt Münster hat dennoch seine Fähigkeiten anerkannt, und ihn entweder parceque oder quoique zum Landtagsabgeordneten gewählt.

Die beiden folgenden Schriften sind es die äußerlich zu einem neuen Gegenstande führen, und darum eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die erstere betrifft die katholische Kirche im Großherzogthum und ihr Verhältniß zur Staatsgewalt. Sie ist polnisch erschienen unter dem Titel:

23. Promemoria w sprawie nadwerężenia praw Kościoła Katolickiego etc. — Eine deutsche Uebersetzung: Promemoria betreffend die Beeinträchtigung der katholischen Kirche im Großherzogthum Posen seit der preußischen Besitznahme. Posen, Stefanski. 1848. Fol. 10 Ngr.

Diese Denkschrift enthält 14 Gravamina gegen die preußische Regierung, unter denen die wesentlichsten sind: 1) Die Säcularisirung der geistlichen Güter, wodurch die Kirche allmälig in völlige Abhängigkeit vom Staate gerathen sei, obgleich er sie nicht einmal nach einem sehr mäßigen Procentfuße entschädige. 2) Die Bulle „De salute animarum" vom Jahre 1821 habe der Staat erst im Jahre 1834, und in allen Theilen noch jetzt

konnte, die jedoch Den überraschen mußte der nur an „König Salomon", nur an den Recensenten dachte. „Elverhöi", ein Schauspiel in fünf Acten, wurde zum ersten male am 6. Nov. 1828 aufgeführt, und riß jeden Zuschauer, das ganze Theaterpublicum im vollen Sinne des Worts, zu ungetheiltem, begeistertem Beifall hin. Diese Wirkung war ebenso natürlich, ebenso eigenthümlich für dieses Schauspiel, als es die des Vaudeville in ihrer Sphäre gewesen; sie war ebenso wenig durch ephemere scenische Effectmittel als durch entlehnten oder nachgemachten Prunk hervorgerufen: es war eine wahre scenische Kunstwirkung, entsprungen aus der Nationalität des Stücks und seiner ungewöhnlich glücklichen Einrichtung für das Theater, da der Verf. im Vereine mit einem genialen und gediegenen Tonkünstler das Lyrische und Musikalische in Gesang und Melodie mit dem Dramatischen in der Handlung verband. Er führte Dies außerdem mit solcher Einfachheit, solcher Sparsamkeit, und so richtigem Gebrauch der außer der Handlung angewandten Mittel aus, daß die Zuschauer nie einen Augenblick das Gefühl der Leere oder des Ueberdrusses bekamen, sondern ununterbrochen von dramatischem und lyrischem Interesse gefesselt der Darstellung vom ersten bis zum letzten Auftritt folgten. Sowol hierdurch als durch die bei dem Stücke in hohem Grade glücklich und passend angebrachten Ornamente, wenn ich so sagen soll, oder die in demselben vorkommenden festlichen Aufzüge, Tänze, und die poetische Anwendung des Abenteuerlichen oder Uebernatürlichen, und durch sein herrliches musikalisches Arrangement ist „Elverhöi" ein scenisches Product geworden dessen Wirkung auf der Bühne Dänemarks ohne Beispiel ist.*) Wie sehr diese Wirkung aus den Beschaffenheiten des Stücks, und nicht allein aus der Neuheit oder dem zufälligen und vorübergehenden Prunk desselben zu erklären, davon wird sich Jeder mehr oder weniger überzeugt haben der der Vorstellung öfters beigewohnt.

Wir müssen indessen dieses Schauspiel mehr von einem Gesichtspunkte aus betrachten von welchem wir seine ganze Wirkung auf der Scene überschauen, als von einem solchen wo wir es blos als Drama für die Lecture betrachten können. „Elverhöi" muß man sehen und hören, um dieses Schauspiel in seinem ganzen Werthe zu erfassen. Alles was es von Originalität, romantischer Poesie und lyrischem Effecte besitzt tritt erst lebendig hervor, und kann wahrhaft gewürdigt werden, wenn wir eine glückliche Darstellung auf der Bühne gesehen haben.**) Der eigentliche dramatische Inhalt des Stücks ist nicht ohne wirkliches romantisches Interesse; aber dieses ist doch nicht bedeutend genug, um den Leser zu fesseln wie es den Zuschauer fesselt. Gegen Einzelheiten in Plan und Ausführung, gegen verschiedene unwahrscheinliche Verhältnisse und Situationen in „Elverhöi" hat die Kritik Einwendungen gemacht, welche, obgleich von verschiedenen Seiten und Gesichtspunkten ausgehend, darin ziemlich einig ist dem Stücke eine glückliche Idee, einen leichten und natürlichen Dialog, sowie manche poetisch reine und edle Schönheit in der Sprache zuzuschreiben.*)

Von sehr ungleicher ästhetischer Substanz und nicht minder verschiedener dramatischer Behandlung war die nächste bedeutendere Arbeit des Dichters: „Prindsesse Isabella eller tre Aftener ved Hoffet", Lustspiel in drei Acten (aufgeführt den 29. Oct. 1829). Es ist Dies ein mit großem Reichthum lyrischer Poesie, wie mit Anwendung feinerer dramatischer Kunst ausgestattetes romantisches Intriguenspiel, worin der Dichter sich theilweise dem südlich-lyrischen Charakter des spanischen Dramas genähert, wie wir ihn aus den Calderon'schen Intriguenstücken kennen, aber ohne diesen Charakter in der Prinzessin Isabella — der sehr viel Eigenthümliches und diesem Fremdes hat — oder Etwas von der Form oder Versification des spanischen Dramas im Dialoge aufzunehmen. Dieses Stück war weniger glücklich auf der Bühne als irgend ein anderes das der Dichter aufführen ließ, und die von ihm beabsichtigte Veränderung zum Zwecke der scenischen Darstellung kam nicht zu Stande. Indessen ergriffen seine Gegner mit beiden Händen diese Gelegenheit, um ein Schauspiel von Heiberg anzufallen mit dessen scenischer Wirkung weder Publicum noch der Verf. selbst zufrieden war. Aber sie waren nicht glücklicher als bei den meisten andern polemischen Veranlassungen. Statt mit einer gründlichen und erschöpfenden ästhetischen Kritik**) hervorzutreten, benutzte man des Dichters eigene Angabe, „daß Lope de Vega ihm zwar nicht das Sujet des Stücks, aber die Veranlassung dazu gegeben", und daß er die Idee zu einer Scene im dritten Act einer Calderon'schen Komödie „entlehnt" habe. Man benutzte diese Angabe zu aus der Luft gegriffenen und bis zur Langeweile wiederholten Beschuldigungen des Plagiats. Daß ein Angriff solcher Art nur durch des Dichters eigene, wie gewöhnlich witzige und sarkastische Entgegnung***) einiges Interesse bekommen konnte, ist sehr begreiflich. Im Uebrigen muß das Stück selbst als

*) In sechs Theatersaisons, oder vom Nov. 1828 bis Jan. 1835, ist es mit ungeschwächtem Beifall des Publicums 60 mal aufgeführt worden. Mit diesem Tage blieb es besonderer Gründe halber liegen.

**) Dieses nationale Schauspiel hat in Hinsicht auf seine bühnliche Darstellung eine doppelte Eigenschaft. Trotz seiner Einfachheit ist es doch so eingerichtet, daß der scenische Apparat zu einem Prachtschauspiel erweitert werden könnte. Aber es läßt sich ebenso wohl auch mit den beschränktesten Mitteln ausführen, ohne seine Wirkung zu verlieren. Ich war selbst Zeuge wie „Elverhöi" von dänischen Provinzschauspielern in Schonen aufgeführt wurde, und bei sehr geringer Ausstattung in einem fremden Lande außerordentlichen Beifall fand.

*) Recensionen: „Danßk. Lit.-Tid.", von Sibbern, 1828, 7—8; „Nord. Tidsskr.", von Molbech, 1830, III, 173—176; „Maanedsskr. for Lit.", von David, 1830, I, 56—59.

**) Die im Allgemeinen lobende Anzeige in der „Maanedsskr. for Lit.", III, 443—451, ist Dies auch nicht, und geht eigentlich nur darauf aus zu beweisen, daß in „Isabella" zu viele Tänze, Aufzüge, Gesänge und andere zu einem Festschauspiel gehörige Ornamente seien.

***) Vergl. u. A. seine „Gjensvar paa Prof. Hauchs Svar", Nr. VI, „Kiöb. flyv. Post", 1836, Nr. 47.

eine dramatische Arbeit betrachtet werden die von der Kritik noch gar nicht eigentlich behandelt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Polenfrage.

(Beschluß aus Nr. 348.)

15. Promemoria gegen den projectirten Anschluß des Großherzogthums Posen an Deutschland von Abgeordneten des polnischen Nationalcomité. Frankfurt a. M., Osterrieth. 1848.

Diese sorgfältig gearbeitete staatsrechtliche Abhandlung entlehnt ihre Einwürfe gegen die Einverleibung aus dem Wiener Tractat, und stellt sich damit selbst auf einen früher desavouirten Boden. Die deutschen Nationalversammlungen, auf welche das Promemoria zu wirken bestimmt ist, könnten gewiß zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es ein höheres Recht als die Tractaten gibt, und daß man die Polen doch nie zufriedenstellen würde, wollte man sie nach ihnen behandeln.

16. Die Verhältnisse der Polen im Großherzogthum Posen, im Frühjahr 1848. Berlin, Mittler. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Wir finden hier nur die natürliche Gemüthsstimmung eines echten preußischen Bureaumenschen, der sich nicht ohne Schwierigkeiten ihrer zu entledigen strebt. Die kleine Schrift zeigt jene Verhältnisse von keiner neuen Seite. Ein Theil ist „fast wörtlich" der augsburger „Allgemeinen Zeitung" entnommen, trägt also die Wuttke'sche Farbe; ein anderer preist die Wohlthaten des preußischen Gouvernements als wäre er dem Flottwell'schen Verwaltungsbericht entlehnt.

17. Beleuchtung des Beschlusses der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. über die Einverleibung eines Theils des Großherzogthums Posen in den Deutschen Bund. Von einem unparteiischen Deutschen. Berlin. 1848.

Der Verf. bestreitet die Competenz der deutschen Nationalversammlung in dieser Frage, da sie nur reindeutsche Interessen zu vertreten habe. Die Deutschen in Posen seien nur als Einwanderer zu betrachten, die keine selbständigen Rechte am Boden hätten. Zuletzt macht der Verf. doch die Wendung, daß er selbst eine Demarcationslinie zugibt, aber der Centralgewalt anheimstellt gewissenhafte Reichscommissarien zu definitiver Festsetzung der Grenze abzuordnen.

18. Zwei Denkschriften des Deutschen Nationalcomité in Posen. Berlin, Mittler. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Denkschriften haben ihre Quelle sehr nahe der aus welcher die vorher besprochene Hepke'sche stammt. Die erste rechtfertigt das Verlangen einer Demarcation, die zweite ist eine Entgegnung auf die Anklagen des polnischen Nationalcomité wegen Gewaltthaten von deutscher Seite, und enthält ein Register der schwersten Verbrechen welcher die Polen sich schuldig gemacht hätten.

19. Zur Würdigung der Zustände im Großherzogthum Posen. Von E. Janinski. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 5 Ngr.

In gewandter Sprache sucht der Verf. das neueste Verhalten der Polen zu rechtfertigen, indem er davon ausgeht, daß die Versprechungen des Königs in Hinsicht der Reorganisation nur abgedrungen und nicht redlich gemeint gewesen. Dies zu beweisen diene das feindselige Auftreten der Militairgewalt, der Belagerungszustand der Stadt Posen und die damit zusammenhängende Entwaffnung der polnischen Bürgerwehr. In einem Anhange gibt der Verf. einige specielle Thatsachen, die seine Angabe bestätigen sollen. Man habe, sagt er, zwar eingewendet, die Polen hätten die Entscheidung des frankfurter Parlaments abwarten und eher nicht zu den Waffen greifen sollen, aber die Polen hätten kein Temperament zum Warten. Gewiß, aber sie müssen darum desto länger warten!

20. Denkschrift über die neueste polnische Schilderhebung im Großherzogthum Posen von deren Beginn bis zum Augenblicke, wo dieselbe in Folge der von Willisen'schen Convention zur unzweideutigen Insurrection ausartet, aus amtlichen und andern zuverlässigen Quellen dargestellt von W. K. Bromberg, Levit. 1848. Gr. 4. 10 Ngr.

Unverkennbar unter dem Einfluß der bromberger gut deutschen Atmosphäre geschrieben. Der historische Rückblick, welcher zu dem eigentlichen Stoff überleitet, enthält nicht neue, doch immerhin lesenswerthe Einzelheiten, besonders über den Netzdistrict. Der Schwerpunkt der Schrift ist darin diesen Netzdistrict als einen von jeher deutschen Ländertheil zu charakterisiren, dessen Schicksal von den übrigen deutschen Theilen der Provinz nicht abhängig gemacht werden dürfe. Der Bericht über die Ereignisse wird bis zum Abgange Willisen's, der des Verraths beschuldigt wird, hinausgeführt, vom eigentlichen Insurrectionskriege aber Nichts mehr gemeldet.

21. Erlebnisse in der preußischen Gefangenschaft auf der Festung Posen. Von J. F. Pehmler. Posen, Zupanski. 1848.

Wir glauben dem Verf. wohl, daß man ihn als Mitkämpfer für die Polen während seiner Verhaftung nicht sehr delicat behandelt hat. Der Grund liegt in der von ihm selbst angeführten Aeußerung eines preußischen Offiziers: „Mit den Polen habe ich noch Mitleid, aber nicht mit dem Deutschen der gegen sein Vaterland kämpft." Im Uebrigen hat doch Pehmler Nichts geklagt was von der Behandlung politischer Verbrecher in andern Festungen wesentlich abwiche. „Dunkelheit des Zimmers" und „schlechte Mahlzeit" sind seine Hauptleiden gewesen.

22. Zwei Processe im preußischen Polen. Actenmäßig dargestellt von Christian Fischer. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. 8. 5 Ngr.

Der Verf. ist durch seinen vorher angeführten Protest unter den Polen eine Art von Celebrität geworden. Hier hat er sich nun, wie es scheint, unter den Einfluß einiger polnischen Damen gestellt, die in einen politischen Proceß verwickelt sind. Herr Fischer wirft sich zu ihrem Anwalt auf. Sie haben, nämlich die Frau von Kurnatowska und Kierska, für den standrechtlich erschossenen Emissair Babinski ein nationales Todtenamt gefeiert, und sind dafür wegen Erregung von Misvergnügen zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Herr Fischer vergißt, daß er Richter und nicht Advocat ist; er nimmt sich der Verurtheilten an. Der Mann muß wenigstens ein Herz haben; denn Verstand, d. h. juristischen Verstand, zeigt er in seiner Broschüre wenig. Seine Vertheidigung, so leicht sie war, ist Nichts weniger als gelungen. Die Stadt Münster hat dennoch seine Fähigkeiten anerkannt, und ihn entweder parceque oder quoique zum Landtagsabgeordneten gewählt.

Die beiden folgenden Schriften sind es die äußerlich zu einem neuen Gegenstande führen, und darum eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die erstere betrifft die katholische Kirche im Großherzogthum und ihr Verhältniß zur Staatsgewalt. Sie ist polnisch erschienen unter dem Titel:

23. Promemoria w sprawie nadwerężenia praw Kościola Katolickiego etc. — Eine deutsche Uebersetzung: Promemoria betreffend die Beeinträchtigung der katholischen Kirche im Großherzogthum Posen seit der preußischen Besitznahme. Posen, Stefanski. 1848. Fol. 10 Ngr.

Diese Denkschrift enthält 14 Gravamina gegen die preußische Regierung, unter denen die wesentlichsten sind: 1) Die Säcularisirung der geistlichen Güter, wodurch die Kirche allmälig in völlige Abhängigkeit vom Staate gerathen sei, obgleich er sie nicht einmal nach einem sehr mäßigen Procentfuße entschädige. 2) Die Bulle „De salute animarum" vom Jahre 1821 habe der Staat erst im Jahre 1834, und in allen Theilen noch jetzt

nicht erfüllt. 3) Der Staat habe die Klöster dadurch aufgehoben, daß er den Eintritt der Novizen untersagt, und das eingezogene Klostervermögen für protestantische Bildungsanstalten verwendet. 4) Für katholische Lehranstalten habe er Nichts gethan. 5) Er habe Polen und Katholiken aus den Aemtern entfernt, um mit der Hinwegräumung des Katholicismus zugleich seine Germanisirungstendenzen zu verfolgen. 6) Er habe sich harte Eingriffe in die Jurisdictionsrechte der katholischen Kirche erlaubt. 7) Er habe die Bischöfe in der ihnen zustehenden Besetzung der Stellen in Kirche und Schule beeinträchtigt. Daran schließen sich dann noch einige allen Katholiken Preußens gemeinsame Beschwerden. Auf eine Widerlegung dieser Punkte einzugehen ist hier nicht der Ort. Was die Verwendung der eingezogenen Kirchenfonds betrifft, so hat darüber der Oberpräsident Flottwell in seinem Verwaltungsbericht einige Auskunft ertheilt, wie er denn auch nicht versäumt hat nachzuweisen, welche Reihe von protestantischen und katholischen Bildungsanstalten die preußische Regierung für die Provinz ins Leben gerufen. Die Einziehung der liegenden Gründe der Kirche und die Dotirung der Geistlichen aus Staatsmitteln beruhte auf einem gleichmäßig in der ganzen Monarchie durchgeführten Princip. Dasselbe war der Fall mit der Beschränkung der geistlichen Jurisdiction, in der gewiß auch eine constitutionnelle Regierung noch weiter wird fortfahren müssen. Die Bulle von 1821 hat die Kirche ihrerseits nicht vollständig erfüllt, wofür der Beweis leicht zu führen ist. Bei der Besetzung geistlicher Stellen kam in Posen zu beträchtlich die Nationalitätsfrage in Sprache, als daß der Staat bei der vorherrschenden Neigung der Geistlichkeit zu Aufständen seine Oberaufsicht und Mitwirkung dabei hätte aus der Hand geben sollen.

Ich nenne nur noch die neueste Schrift des bekannten freiburger Philosophen Bronislaus F. Trentowski:

24. Przedburza polityczna. Leipzig, Michelsen. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Trentowski, uns schon durch viele Schriften als großer Phrasenheld bekannt, ist es umsomehr bei seiner Abhandlung über die politischen Stürme. Er verwirrt den Leser durch sein fortwährendes rednerisches Pathos, in dem er allerlei schönklingende Dinge zusammenmengt. Sein Ausgangspunkt ist, nachzuweisen, daß die moderne Politik sich mit der Moral verbrüdern müsse, und daß sie Dies theils schon gethan habe. Die Tugend allein müsse den Staatsorganismus beherrschen. Weiterhin führt er durch, daß das Princip der Nationalität die Mutter neuer Staatenbildung sein werde. Von der Demokratie hat Trentowski für Polen die größten Hoffnungen, seine erste Sorge ist jedoch für die Phrasen „Demokratie" und „Volkssouverainetät" einen polnischen Ausdruck zu finden. Er hat darin eine große Virtuosität neue Worte zu erfinden, ist aber nicht immer glücklich damit. Die Demokratie sucht er historisch zu bestimmen; in der Begriffsbestimmung hat er es nie allzu genau genommen. Zuletzt kommt Alles auf französische Theorien heraus, und die Anwendung aller Geschichte auf Polen. Ueber den Socialismus sagt er nichts Besseres als deutsche Schriftsteller, er will ihn aber verwirklicht sehen, und für die Slawen allgemein ein Gesammteigenthum an Boden einführen. Die Gemeinde allein soll Eigenthümerin sein. Hiernach weist er den geringen Unterschied zwischen Königthum und Republik nach, und entscheidet sich in Rücksicht Polens für die letztere. Was jetzt folgt, sind meist nur abgerissene Gedanken, die hier einem speciellen Urtheil nicht unterworfen werden können, und deshalb lieber völlig übergangen werden mögen.

Polono-Germanus.

Notizen.

London und die Engländer.

J. H. Merle d'Aubigné in seinem „Germany, England and Scotland; or, recollections of a Swiss minister" (London 1848) ergeht sich über den ersten Eindruck welchen London auf ihn gemacht in folgenden Bemerkungen: „Wie ich mich der Hauptstadt nahte, blickte ich staunend aus dem Wagen die ungezählten engen Gassen hinab, alle voll kleiner Häuser, eins wie das andere und schäbig in ihrem Aeußern, schwarz von Kohlenstaub und eingewickelt in eine Rauchatmosphäre. Solches ist der trübselige Eingang zu den herrlichen Parks der Metropole, zu ihren prächtigen Squares, ihren großartigen Bazars und ihren reichen Palästen. Welche Massen in den Straßen, welches Gewühl, welche Eile! Diese Wagen, Privatwagen und öffentliche, ihrer fast ebenso viele als Fußgänger; diese blendende Schau aller Erzeugnisse des britischen Fleißes und der fernsten Länder; diese Wälder von Schiffen, regungslos in ihren unermeßlichen Werften; diese Dampfboote, die gleich Weberschiffchen unablässig mit unbegreiflicher Schnelle die Themse auf und ab fahren, an jedem Haltpunkte eine frische Ladung Passagiere aufnehmend und absetzend: — wohin man das Auge wendet, Alles sagt Einem, daß man in der Capitale der Handelswelt ist. Füttert sich der Deutsche mit Ideen, so ist das Praktische das Wahrzeichen von Großbritannien, ich sage Britannien, weil das Meiste was ich hier von England sage auch von Schottland gilt. Wesenheit, Handlung, Geschäftigkeit herrschen in der Staatsverwaltung, der Industrie, dem Commerz, und ich setze hinzu: sogar in der Religion der Engländer. Dennoch ist diese Bevorzugung des Praktischen die England charakterisirt keineswegs selbstsüchtig wie man vermuthen sollte. Der große Maßstab in welchem das Volk arbeitet stellt der Phantasie ein großartiges Ziel. Die Gewohnheit der Engländer, sich zusammenzuthun und in sich eine Nation zu erblicken, steht einer engherzigen Selbstsucht entgegen, und bei der Mehrheit des Volks kämpft ein edleres Gefühl gegen dieses Laster. Was einem nach London kommenden Fremden vielleicht am meisten auffällt sind nicht die vornehmen, sondern die gemeinen Leute, ihre Körperkraft, ihre Ausdauer, Schnelligkeit, Geschicklichkeit, Artigkeit, und vor Allem ihre Ruhe und ihr Schweigen bei unausgesetzter Thätigkeit. Sie leben und weben in Dem was sie vorhaben, und greifen es klug an; man sieht Das am Fuhrwerk, an den Schiffen und besonders an den Eisenbahnen. Wie ein englischer Kutscher Einen durch die londoner Straßen fährt, inmitten von Tausenden von Wagen, und ohne daß man einen Stoß empfindet, Das grenzt ans Fabelhafte.... Aeußere ich mich so über die gemeinen Leute, was soll ich von den Staatsmännern Englands sagen, von seiner Marine, von seiner Armee, von jenem Charakter der Einfachheit und Größe welcher jedem unparteiischen Zuschauer sichtbar werden muß, und wovon sie noch neuerlich so merkwürdige Beweise gegeben haben? Die großbritannische Constitution, das Gleichgewicht ihrer Gewalten, die langsame, aber sichere Energie des allgemeinen Volksgedankens — alles Das ist so schön, daß die Meisterhand sich nicht ableugnen läßt."

Goldwerth eines Gestorbenen.

Der hier gemeinte Gestorbene heißt Robert Burns, und in Bezug auf ihn berichtet eine Notiz des „Athenaeum": „Das unglücklicherweise defecte Original des Briefs von Robert Burns an den Buchhändler Peter Hill in Edinburg, welcher die wohlbekannte, zürnende Apostrophe an die Armuth enthält, wurde letzten Donnerstag im Auctionslocale der Herren Puttick und Simpson für 5 Pf. St. 2 Schillinge 6 Pence (35 Thaler) verkauft. Bei derselben Versteigerung kam ein Brief vor von Gilbert Burns an die Buchhändler Cadell und Davies auf dem Strand (in London), worin er für das Darleihen seines Namens zu der neuen Ausgabe von seines Bruders Schriften, die er beaufsichtigen wollte, und für welche er im Ganzen so wenig zu thun vermochte, die Summe von 500 Pf. St. foderte. Es ist Grund vorhanden zu glauben, daß er diese Summe wirklich erhalten hat, mithin so viel oder wol mehr als seinem Bruder durch seine auf Subscription herausgegebenen Gedichte und durch die geringen Ueberschüsse zu Theil worden ist welche sein Verleger Creech ihm von Zeit zu Zeit senden konnte." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 350. —— 15. December 1848.

Johan Ludvig Heiberg. Von Christian Molbech.

Aus dem Dänischen von C. Zoller.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Heiberg hatte mit der letzten Nummer des Jahrgangs 1828 die „Flyvende Post" auf ein Jahr abgebrochen. Er nahm die Herausgabe des Blattes am 1. Jan. 1830 wieder auf, und ließ es regelmäßig mit unveränderter Tendenz im genannten Jahre erscheinen. Aber unbestreitbar mußten viele Gründe einem Dichter und Schriftsteller wie Heiberg abrathen länger die regelmäßige Herausgabe einer literarischen und ästhetischen Zeitschrift fortzusetzen. Dies fühlte er selbst, und machte am Schluß des Jahres 1830 bekannt, daß die „Flyvende Post" zwar nicht aufhören, aber eine „Pause von unbestimmter Dauer" machen sollte; indessen würden von Zeit zu Zeit Supplementblätter erscheinen, bald in kürzerm, bald in längerm Zwischenraum, jenachdem sich dem Redacteur in der Literatur und Theaterwelt, oder auch außerhalb derselben, ein interessanter Stoff darbieten würde. In Folge Dessen erschien, aber nicht vor dem Jan. 1834, „Kiöbenhavns Flyvende Post" als „Interimsblade" von Nr. 1—100, und von diesen die letzte am 7. Juni 1836, da eine Reise, die Heiberg nach Paris antrat, ihn veranlaßte die Redaction an den Candidaten H. Hertz zu übergeben. Indessen stand das Unternehmen doch bis zur Zurückkunft Heiberg's stille, und von dem „Interimsblade" erschien nur Nr. 101—135 vom 22. Dec. 1836 bis 21. Dec. 1837. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse nicht allein für den Dichter selbst sehr verändert, sondern auch in unserm Vaterland eine Wendung genommen die auf eine neue politische Aera in Dänemark hindeutete. König Frederik VI. gab aus eigenem Antrieb seinem Reiche berathende Provinzialstände. Eine neue und lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten erwachte beim Volke; die periodische Presse begann sich mit einer Freiheit zu äußern die, wie man nun sah, nirgend in Dänemark gemangelt, aber überall geschlummert hatte. Es bildete sich eine Art Opposition gegen die Regierung und ihre Organe, die jene Freiheit zu benutzen verstand, und in manchen ihrer Wirkungen sehr wohlthätig war; aber auch in andern Richtungen die gewöhnlichen und bekannten Folgen eines Systems und Strebens mit sich führte, dessen Lebensbedingung und Hauptzweck ist zu tadeln. Was wol kaum Viele erwartet hatten, trat wirklich ein: auch die „Flyvende Post" verließ ihre ausschließlich ästhetisch-literarische Bahn, um hier und da auf dem politischen Boden Besuch abzustatten. Ein Anfang dazu war bereits im Jahrgang 1830 aus Veranlassung der Französischen Revolution gemacht worden (Nr. 98—101, 109). Aber erst im „Interimsblade" (namentlich von Nr. 14 an) und im J. 1834 legte der Herausgeber seine Absicht an den Tag, die inländische Politik in den Kreis seiner Besprechungen zu ziehen, und zwar in einer Richtung die man gewöhnlich die conservative nennt, die dem unbedingt tadelnden und zerstörenden Oppositionsgeiste entgegengesetzt ist. Es ist nicht die Aufgabe d. Bl. zu untersuchen, was die „Flyvende Post" in dieser Richtung geleistet. Man muß vornehmlich beklagen, daß, was auch gegeben wurde (zum Theil von Mitarbeitern des Blatts), zu abgebrochen und unzusammenhängend war. Eine Vereinigung so wenig harmonischer Elemente wie die der Poesie, Kunstlehre und praktischen Politik war überdies schwer zu Stande zu bringen und festzuhalten. Was jedoch für den Werth spricht den Heiberg seinem Wochenblatt unter allen Veränderungen zu geben wußte, das nie in das Kielwasser des Dampfschiffs der Opposition steuern konnte, ist das Factum, daß selbst bei den den Absatz außerordentlich hemmenden Umständen, nämlich der unbestimmten, unordentlichen, häufig unterbrochenen Erscheinungsweise, doch Nichts weniger als der Mangel an Käufer an dem Aufhören des Blatts schuld war.

Bereits nachdem der erste Versuch des Dichters im dänischen Vaudeville über Erwarten gelungen war, nahm er sich vor seine Stellung in Kiel aufzugeben, die so wenig mit seinem Beruf und seiner Neigung harmonirte, und seine Hauptthätigkeit, wenigstens für einige Zeit, dem Theater und dramatischen Arbeiten zu widmen. Er bat im Herbste 1825 um seinen Abschied als Lector an der kieler Universität, und nachdem er in den darauf folgenden Jahren außer seinen originalen dramatischen Arbeiten verschiedene Uebersetzungen für den Bedarf des dänischen Theaters geliefert, erhielt er eine Anstellung als königlicher Theaterdichter und Uebersetzer mit 600 Reichs-

bankthaler jährlichem Gehalte, wofür er verpflichtet war, außer Prologen, Gesängen und andern Gedichten bei festlichen Gelegenheiten, eine gewisse Anzahl übersetzter Schauspiele für das Theater zu liefern. Als im folgenden Jahre (1830) die königliche Militairhochschule errichtet wurde, erhielt Heiberg zugleich eine Anstellung an dieser als Lehrer der Logik, Aesthetik und dänischen Literatur, und versah dieses Amt bis Ende 1836, wo eine Veränderung im Lehrplan der Akademie eintrat. Inzwischen hatte er schon 1829 den Charakter eines Professors erhalten. Die letztgenannte Anstellung führte den Dichter mit erneutem Eifer und Interesse zu seinen philosophischen Studien und Arbeiten zurück; und im Juni 1832 erschienen als Leitfaden zu seinen Vorlesungen an der Hochschule die „Grundtræk til Philosophiens Philosophie eller den speculative Logik", in welcher Schrift der Verf. auf seine Art die Grundlehren der Hegel'schen Logik vortrug. Wie weit dieses Buch, das damals nur als Manuscript gedruckt wurde, überhaupt für seine Bestimmung paßte, oder ob die speculative Logik als Lehrgegenstand einer Militairbildungsanstalt am Platze war, wollen wir Andern auszumachen überlassen. Als ein in der Geschichte der Literatur und dramatischen Dichtkunst merkwürdiges und kaum anderswo vorkommendes Phänomen müssen wir dagegen hervorheben: daß der Verf. zu gleicher Zeit über speculative Logik lesen und schreiben, Vaudevilles dichten („Kiöge Huuskors", 1831, und „De Danske i Paris", 1833), und französische Lust- und Singspiele für das Theater übersetzen konnte. Von 1835 an schien jedoch seine komische Muse unter speculativen Studien zu schlummern. Doch sah man den Dichter in dem 1835 verfaßten, unter dem Titel „Alferne, en Eventyrcomedie" herausgegebenen Schauspiel gewissermaßen eine neue Bahn betreten. Hier nämlich erzielte der Dichter durch die Vermischung des Naiven, Launigen, Komischen mit dem Romantischen und keck Abenteuerlichen einen ganz neuen und originell dramatischen Effect auf der Bühne. Er hat sich später nochmals zu diesem von ihm auf unserm Theater eingeführten Genre in der Eventyrcomödie „Fata Morgana" (1835) zurückgewandt. In diesem herrscht das Abenteuerliche nicht allein in den romantischen, sondern auch in den komischen Theilen, und der Dichter hat der Handlung dieses Dramas überdies eine ideal-philosophische und symbolische Grundlage gegeben, welche zweifelsohne, zugleich mit dem minder glücklichen scenischen Arrangement, dazu beitrug, daß „Fata Morgana" nicht denselben Beifall davontrug wie „Alferne", und noch weniger konnte es sich eines so glänzenden Glücks rühmen als Heiberg's letztes Vaudeville „Nei", was anderthalb Jahre früher als „Fata Morgana" (Juni 1836) erschien, in drei Jahren 36 mal aufgeführt wurde, und noch zu den glücklichsten und beliebtesten Stücken des Theaters gehört. Während dieser beinahe unausgesetzten Thätigkeit als Dichter hat Heiberg, wie es scheint, seine speculativ-philosophische Wirksamkeit nicht ausgesetzt. Als literarische Früchte derselben können wir unter Anderm eine 1838 herausgegebene propädeutische Abhandlung: „Om Philosophiens Betydning for den nuvaerende Tid", und die von Heiberg 1837 begonnene Zeitschrift „Perseus, Journal für die speculative Idee" anführen, von welcher indeß nur zwei Hefte erschienen sind.

Die äußere Stellung des Dichters zum Theater blieb bis zum Jahre 1839 dieselbe. Im Monat August wurde er durch eine königliche Resolution von der ihm seither als Theaterdichter obliegenden Verpflichtung jährlich ohne Bezahlung eine gewisse Anzahl Stücke zu übersetzen entbunden, ihm dagegen die Pflicht auferlegt, so oft es die Direction wünschte, über die bei dem Theater eingekommenen Originalien und Uebersetzungen sein Urtheil auszusprechen, dienliche Veränderungen vorzuschlagen, wenn die Stücke angenommen wurden, die erste Lesung vorzunehmen, und einer oder mehren der Proben beizuwohnen, wenn es die Direction wünschte u. A. m. Im J. 1831 heirathete er die Schauspielerin Johanna Luise Pätges, welche bereits damals eine der ersten Zierden des Theaters war, und deren Talent und Kunst später eine noch höhere und reichere Entwickelung genommen hat.

Nachdem Heiberg 1819 zum ersten male seine bis da zerstreut gedruckten lyrischen Gedichte gesammelt, gab er in den Jahren 1833—36 eine vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten heraus, von welchen die lyrischen Gedichte mit ein paar Novellen in Prosa und einigen Poesien in fremder Sprache zwei Bände einnehmen, die bis 1839 erschienenen dramatischen Werke sechs Bände. Zuletzt muß hier noch eines bedeutungsvollen und einflußreichen Wirkens dieses Dichters gedacht werden. Er ist der Herausgeber der allgemein verbreiteten und beliebten „Novellen ved Forfatteren af en Hverdagshistorie", von welchen die ersten in der „Flyvende Post" (1827—30) erschienen. Das große Publicum welches diese Erzählungen und Romane gefunden, der entschiedene Beifall mit welchem sie auch außerhalb Dänemark aufgenommen worden, der Einfluß den sie auf diesen Zweig der dänischen Literatur gehabt, vermochten ihren geistreichen Verf. noch immer nicht seine Anonymität abzulegen. Zu den am schwächsten begründeten Vermuthungen gehört ohne Zweifel die, daß Prof. Heiberg selbst der Verf. sei. Wie nahe er denselben verwandt, und wie viel sie dem scharfen und sichern kritischen Blicke des Herausgebers verdanken: dies gehört zu den Fragen die wir noch lange unbeantwortet sehen möchten.

Die neuesten Werke unsers Dichters sind eine Sammlung von Gedichten: „Nye Digte" (Kopenhagen 1841), „Grethe" und „Sorgenfrie" (Kopenhagen 1841). Seine gesammelten Schriften sind bis zum neunten Bande in Kopenhagen erschienen. Im Jahre 1843 gründete er die Zeitschrift „Interimsblade". Dieselbe erschien zwei Jahre lang, je in zwei Bänden. Zu Thorwaldsen's Trauerfeier ließ er die Broschüre: „Thorwaldsen. Prolog ved det kong. Theaters Sorgefest" (Kopenhagen 1845), erscheinen.

Seine dramatischen Schriften erscheinen seit dem ver-

flossenen Jahre in deutscher Uebersetzung von Prof. K. L. Kannegießer in Leipzig, und die beiden ersten Bände welche bis jetzt gedruckt sind enthalten: „Das Abenteuer im Rosenberger Garten", „Die Elfen", und „Fata Morgana".

Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. Von G. F. Daumer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk ist ein Strauß lieblicher Blumen aus dem Garten des Islam; mit sorgfältig wählender und sichtender Hand hat der Verfasser das Schönste und Duftendste gepflückt, und Alles ausgeschieden was durch grelle Farbe und widrigen Geruch den angenehmen Eindruck stören könnte. So wird der Leser bald in einen süßen Rausch versetzt, in dem sich ihm eine neue, schönere Welt aufschließt. An der Hand des Verf. durchirrt er in seliger Trunkenheit die marmornen Moscheen, in deren Vorhöfen kühle Brunnen plätschern und Turteltauben ihr El Haji girren, wo Khalif und Raja, Emir und Bettler Hand in Hand im stillen Gebete liegen, die blühenden Gärten, von nie versiegenden Quellen bewässert, wo den in seliger Ruhe Schwelgenden schöne Knaben den Becher kredenzen, und lächelnde Huri die himmlischen Reize spenden. Er wandelt durch die Paläste hin, und sieht hier die Regenten auf ihrem Thron unablässig auf Beförderung des Wohlstandes, der Kunst und der Wissenschaft, auf Befreiung der Unterthanen von allen drückenden und beschränkenden Fesseln bedacht, sieht die Großen ihre Schätze freigebig den Geringern spenden, durch fromme Stiftungen die Leiden der Menschheit heilen, mit liebevollem Erbarmen selbst die Thiere pflegen, durch mildes Wort und edle That Alles beglücken und erfreuen. Er steigt hinab in die Hütten der Armen, und sieht hier die gewissenhafteste Redlichkeit im Handel und Wandel im Bunde mit dem häuslichen Frieden und dem schönsten Familienglücke, er sieht den Bedürftigen mit Freuden dem noch Bedürftigern das letzte Scherflein spenden, und den ermüdeten Wanderer zuvorkommend in die gastliche Wohnung führen. Er durchwandert die Länder und sieht überall regsamen Fleiß und fröhliches Treiben: reich beladene Karavanen ziehen ungefährdet dahin, und tragen nach allen Gegenden die Schätze der Natur und des Gewerbfleißes; der Landmann pflügt mit frohem Muthe den eigenen Acker, und genießt unverkümmert die Früchte seiner Arbeit; der Gelehrte, durch die Großmuth der Herrscher über Nahrungssorgen erhaben, fördert immer neue Schätze der Wissenschaft zu Tage, und arbeitet durch Entdeckung und Erfindung an Vermehrung des Wohlstandes und Erhöhung des Lebensgenusses. Alle aber loben und preisen Mohammed den Propheten, das Ur- und Vorbild der Sterblichen, und seine Gefährten und seine Nachfolger, die Edeln und Hochgesinnten alle, die von dem einigen, allbarmherzigen Gott gesandt der Welt dieses Glück und dieses Heil gebracht haben. O schöner Traum und bitteres Erwachen! Wenn der Geist des Lesers aus dieser schönen Welt wieder in das reizlose Treiben seines christlichen Alltagslebens zurückkehrt, wie schal, wie düster, wie traurig muß ihm Alles erscheinen! Dann verwünscht er die kalte, herzlose Lehre des Evangeliums, die so Viel fodert und so Wenig gewährt, die mit ihrem Dringen auf eine geistige Vollkommenheit jeden leiblichen Genuß verkümmert und verbittert; er blickt um sich auf all das namenlose Elend das von jeher ihm das Leben vergällt hat, auf den Druck geistlicher und weltlicher Knechtschaft unter der er seufzen muß, und es treibt ihn dahin in jenes Land des Lichts, des Heils, des Glücks, wo man auf der Erde schon den Himmel und im Himmel wieder die Erde findet. Aber, o lieber Leser, hüte dich anders als an der leitenden Hand Hrn. Daumer's dorthin zu sehen, du möchtest in den Gärten auch die Dornen und die Nesseln finden, die er zu seinem Strauße nicht gepflückt hat, du möchtest dich in Wüsten, in Ruinen und Einöden verwirren, und in Gegenden gelangen, wo statt lieblichen Duftes und statt fröhlicher Gesänge nur Modergeruch dich schaudern macht, und das Heulen der Armen, denen Räuber die letzte Habe rauben, und Herrscher auf der Folter den letzten Heller abpressen, dir in die Ohren gellen.

Herr Daumer ist bekanntlich der erbittertste Feind den das Christenthum je gehabt hat; kein Jude, kein Grieche und kein Mohammedaner ist je mit solch unversöhnlicher Wuth über das arme Evangelium hergefallen, und hat Christus mit so viel Schmähungen überhäuft als er. Das Christenthum ist ihm ja nur ein verkappter Molochdienst, Menschenopfer bilden in demselben den eigentlichen Höhepunkt der Gottesverehrung. Nach seiner Erklärung ist diese Religion unfähig Bildung zur Humanität zu bewirken, sie hat vielmehr die ungeheuerste Barbarei über die Welt hereingeführt; ja „dieses heillose Christenthum" ist Nichts als „der Sturz in einen Abgrund von Roheit und Greuel", „ein trauriger, thränenwerther Sturz in die Tiefen der Barbarei, der Inhumanität und der geistigen Finsterniß", „die totalste Abirrung vom wahrhaft Guten und Göttlichen". Einer so hassenswerthen Lehre, die doch bei so Vielen noch in hohem Ansehen steht, konnte er wahrlich keinen schlimmern Streich spielen als indem er zeigte, daß die Religion auf welche die Christen bisher als auf einen schlechten Auswuchs des Christenthums mit Verachtung herabzusehen pflegten weit über der ihrigen erhaben, daß durch sie der Menschheit das Heil, durch ihre stolze ältere Schwester dagegen nur Verderben gebracht worden sei. Nach seiner Behauptung fing durch den Islam die Welt wieder an aus dem Pfuhl der christlichen Entsittlichung und Verwilderung emporzusteigen, der durchaus praktische, realistische Geist dieser Religion machte die Menschen wieder zu Menschen, statt zu müßigen, unnützen Asceticern, und verbreitete wieder Licht und Leben. Doch ist der Islam nicht etwa das letzte Ziel für das Ringen und Streben der Menschheit, er ist nur ein Mittelglied zwischen der rein negativen christlichen und der von Hrn. Daumer neu zu gründenden wahrhaft affirmativen Religion, in welcher Das was dem Princip, Geist, Wesen nach und in machtvoll lebendiger Wirksamkeit schon vorhanden ist, und alle großen Erscheinungen und Umwälzungen unserer Zeit erweckt, seine bestimmte Gestalt als die Religion der Natur, als die „Religion des neuen Weltalters" erhalten soll. Darum soll der Islam „in seine welthistorischen Rechte eingesetzt werden", und darum wird uns das Schönste desselben in dem anmuthigsten Gewande vor Augen gestellt.

Ist Das aber ein ehrliches Verfahren, auch abgesehen von aller Entstellung, wenn man bei einer Vergleichung nur die schwärzesten Punkte der Schattenseite eines Gegenstandes den glänzendsten Punkten der Lichtseite des andern gegenüberstellt? Wir wollen dem Verf. sehr gern zugeben, daß das Wesen der mohammedanischen Religion noch keineswegs hinreichend gekannt ist, daß unsere Geschichtschreiber bisher meist mit oberflächlicher Geringschätzung oder einseitiger Unkenntniß an dieser welthistorischen Erscheinung vorüber gegangen sind; aber ist der Weg den der Verf. eingeschlagen der Weg der zu einer gründlichen und unparteiischen Kenntniß und Würdigung führen kann? Was soll man dazu sagen, wenn er mit Oelsner behauptet, die mohammedanische Gesetzgebung hätte nicht nur überall das Erdreich frei gegeben, sondern auch jedem Einzelnen eine vollkommene Gleichheit der Rechte gesichert? Oder die Richterstühle der Sarazenen seien unabhängig von dem Einflusse der Regierung; sie erkennen in ihren Aussprüchen Niemand über sich, das Gesetz sei gleich für den Armen und für den Reichen, für den Staatsdiener und für den bloßen Bürger? Man gehe hin in die Türkei und nach Persien und sehe! Und nun gar: welche Wahrheit liegt darin, wenn im Gegensatz zu dem kleinlichen bevormundenden Geiste christlicher Regierungen gesagt wird, daß die Sarazenen der Thätigkeit ihrer Unterthanen den möglichsten Spielraum lassen?

Wenn Oelsner vorgibt: „Kein einziger ihrer Staatslehrer hat behauptet, das Volk gehöre dem Fürsten und Fürst und Staat seien eine und dieselbe Sache", so hat er den Ausspruch übersehen den Sururi in seinem Commentar zu Sadi's „Gulistan" nach der Tradition als Ausspruch eines Weisen anführt: „Die Unterthanen sind für die Könige statt der Rinder und Schafe; wenn sie zahlreich und fett werden, geben sie viel Milch."

Soll das vorliegende Buch das Alte Testament der neuen Religion sein, wie Hr. Daumer sagt, so gestehen wir, daß und diese neue Religion noch auf einer sehr unsichern Grundlage zu ruhen scheint, und sollte auch die versprochene neutestamentlich literarische Basis aus christlichen Dichtern noch hinzukommen. Doch lasse sich darum Keiner den Genuß den ihm diese Sammlung bietet durch dergleichen Gedanken verkümmern. Ob Hr. Daumer mit seiner Religion des neuen Weltalters zu Stande kommen, und „dem hohlen antikosmischen Spiritualismus des Christenthums die tiefste verhängnißvollste Beschämung bereiten" wird oder nicht — Das können wir ruhig abwarten, und indessen das Vorliegende nehmen als Das was es ist, als eine Sammlung von Erzählungen über Mohammed, die Khalifen und spätere berühmte Männer, bis auf die Osmanen herab, von Gleichnissen, Fabeln, Sprüchen, Bildern, zum großen Theile aus dem Koran und der Sunna, in deren deutscher Bearbeitung sich das poetische Talent des Verf. ebenso glänzend bewährt hat wie in seinem „Hafis". Dazu kommt unter dem Titel „West-östlich" eine Blumenlese theils eigener, theils andern Werken entlehnter Gedanken über mohammedanische Lehren und Zustände, welche dazu dienen den Inhalt der poetischen Sammlung in ein noch helleres Licht zu setzen. Der Raum gestattet uns nicht ein längeres Gedicht als Probe mitzutheilen, wir müssen uns mit zwei ganz kurzen Stücken begnügen, von denen wir das zweite wegen seines humoristischen Inhalts herausheben.

Sie, welche wir mit heiliger Schrift
So mancher Art beschenket,
Sie gleichen Eseln, welche man
Mit Büchern hat beschenket.
Schwer tragen sie, die Traurigen,
An ihren edlen Frachten;
Nie aber wird ein Lichtbegriff
Ihr dumpfes Hirn entnachten.

Die Arche Noah war gerettet,
Und in die Feuchte war gebettet
Der überwogten Erde Heer;
Nur Autsch, der Riese, konnte lachen,
Und sich ein artig Späßchen machen,
Die Füße badend in dem Meer.

Er griff hinunter in die Fluten
Und langte sich die Walfischbruten
Des Oceans vom Grund herauf;
Dann hielt er sie ans Sonnenfeuer
Und dörrte sich die Ungeheuer
Und speiste sie wie Grundeln auf.

69.

Sir Nicholas Harris Nicolas,

einer der hervorragendsten englischen Alterthumsforscher und ein in seinem Fache ungemein fruchtbarer Schriftsteller, hat nach seinem am 3. Aug. d. J. zu Boulogne an Gehirnentzündung erfolgten Tode vom „Athenaeum" folgenden Denkstein erhalten:

„Er war der am 10. März 1799 geborene vierte Sohn des Seecapitains John Harris Nicolas auf und zu East Love in Cornwall. Am 27. Oct. 1808 trat er in die Marine, diente unter seinem Bruder, dem Capitain J. Toup Nicolas, und hatte mehrmals Theil an der Wegnahme und Vernichtung bewaffneter Schiffe und Kauffahrteifahrer an der calabrischen Küste. Am 20. Sept. 1815 zum Lieutenant befördert, aber außer Stand eine Anstellung zu erhalten, ging er auf halben Sold, studirte englische Alterthümer und englisches Recht, heirathete am 28. März 1822, gab 1823 sein erstes Buch heraus, und wurde im Mai 1825 von der Gesellschaft des Innern Tempels zur Barre berufen. Jenes sein erstes, noch immer sehr brauchbares Buch war «The life of secretary Davison». Ihm folgte 1824 «Notitia historica», Tabellen und vermischte Nachrichten für Historiker, Alterthumsforscher und Juristen. Im J. 1825 erschienen sein geachteter «Catalogue of the Heralds' visitations» und seine unschätzbare «Synopsis of the Peerage of England» (2 Bde.). Im J. 1826 veröffentlichte er «Testamenta vetusta», eine werthvolle und lesbare Sammlung letzter Willensverfügungen aus der Zeit Heinrich's II. bis auf Elisabeth, und 1827 vier andere Werke, von denen die Angabe der Titel genügt: «History of the town and school of Rugby», «A chronicle of London», «Memoir of Augustine Vincent, Windsor Herald» und «The history of the battle of Agincourt, with the roll of the men-at-arms in the English army». Sein Fleiß grenzt ans Unglaubliche. «Roll of arms of Peers and Knights in the reign of Edward II.», sowie «The statutes of the order of the Guelphs» erschienen 1828, und «The roll of arms of the reigns of Henry III. and Edward III.», sowie «The statutes of the order of the Thistle» 1829. «The household-book of Elizabeth of York», Gemahlin Heinrich's VII., und «The household book of Henry VIII.» sind zwei seiner wichtigsten Beiträge im Fache der Biographie und vaterländischen Geschichte. Sein «Report on the L'Isle Peerage case» und seine «History of the Earldoms of Strathern, Monteith, and Airth» zählen zu den Denkmälern des Fleißes in der Genealogie. Sein «Life of Chaucer» und seine «Lives of Walton and Cotton» im Vorworte zu Pickering's schöner Ausgabe von «The complete angler» enthalten die glücklichsten Resultate der Forschung in Kanälen welche bisher entweder oberflächlich oder noch gar nicht untersucht worden sind. Seine Ausgabe von Davison's «Poetical rhapsody» beweist seine Gewandtheit in einem ganz verschiedenen Zweige unserer Literatur. Der Text ist ängstlich genau und die Anmerkungen vollständig und präcis. Sein «Scrope and Grosvenor Roll» und sein «Siege of Caerlaverock» bezeugen seinen gewohnten Fleiß und den weiten Umfang seiner biographischen Kenntnisse. Sein «Memoir of Sir Kenelm Digby» und seine «Autobiography of Lady Fanshawe» gehören zu den erfreulichsten Früchten unserer leichten Literatur, wogegen die von ihm aus «Lardner's Cyclopaedia» zusammengestellte «Chronology of history» ein Werk ist dessen außerordentlichen Werth wir oft Gelegenheit gehabt haben zu prüfen und zu erproben, so oft Geschichtschreiber in Betreff eines wichtigen historischen Datums voneinander abwichen. Sein «Life of Sir Christopher Hatton» legt auf jeder Seite die Irrthümer in Lord Campbell's Leben des schönen Lordkanzlers lächerlich bloß, und seine unvollendete «History of the British navy» thut schlagend dar, wie viel Neues und Interessantes ihm bei Allem und Jedem zu Gebote stand worüber er schrieb. Seine größten Werke aber und die sichersten Bürgen für die Unvergeßlichkeit seines Namens sind seine «History of the orders of knighthood of the British empire» in vier starken Bänden, und seine Ausgabe von «Lord Nelson's letters and dispatches» in sieben Octavbänden. Bis eine Woche vor seinem Tode war er ämsig beschäftigt die Papiere des Sir Hudson Lowe für den Druck zu ordnen, und über einen ebenso schmerzlichen als wichtigen Gegenstand historischer Forschung ein nach Möglichkeit helles Licht zu verbreiten."

Der Lohn so reichen Wirkens scheint ein armer gewesen zu sein, denn das „Athenaeum" setzt hinzu: „Er hat zu Leidtragenden eine Witwe und acht Kinder hinterlassen, und es thut uns weh sagen zu müssen, mit sehr geringen Mitteln eines künftigen Auskommens."

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 351. —— 16. December 1848.

Josef Rank.*)

Wenn man früher an den Schriften Rank's eine feste geschlossene Einheit vermißte, und hier und da durch eine gewisse Breite und allzu große Ausdehnung des Stoffs sich hindurcharbeiten mußte, so ist hier bei dem neuen Werke diese Erscheinung weniger sichtbar. Die fremdartigen und gegen den Hauptkern der Erzählung gleichgültigen Stoffe sind gesondert oder so untergeordnet, daß sie mehr als ein Theil des Ganzen, was naturwüchsig mit ihm zusammenhängt, auftreten, während früher diese vielen hin und her spielenden Arabesken die großen Grundzüge so verdeckten, daß es schwer hielt ihre Formen herauszufühlen. Der Fortschritt des Verf. in dieser Weise läßt sich also gar nicht verkennen; der Rahmen der Erzählung ist schärfer gespannt, der Gang zusammengehaltener, und das Ganze tritt uns mehr unter der Form einer künstlerischen Einheit entgegen. Jedoch fällt uns ein neues Moment bei diesem Buche auf, das wir, wenn wir es auch in einzelnen leisen Andeutungen schon erkannten, hier mit größerer Bestimmtheit in den Vordergrund treten sehen. Die gesammte Volksliteratur war aus einem doppelten Bedürfnisse entsprungen, und wurde wesentlich auch nur durch diese beiden Seiten, die sogar ganz verschiedener Natur waren, getragen. Die Production wurde wesentlich von dem Bedürfnisse angeregt in die Tiefen des Volks zu steigen, um zu zeigen wie auch hier ein edles Menschenherz schlage, das seine Geschichte, seine Freuden, seine Leiden ebenso gut habe wie die andern Sphären der menschlichen Gesellschaft. Die Poeten wandten sich ab einestheils von den geschraubten Verhältnissen des öffentlichen Lebens, sie wollten zurückkehren an den ursprünglichen klaren Quell des menschlichen Gefühls in seiner einfachen Natürlichkeit; anderntheils stellten sie sich bewußt oder unbewußt einer ganzen Richtung unserer neuern Literatur entgegen, die nur Gestalten schuf, Lieder dichtete, nicht des großen freien menschlichen Inhalts wegen, sondern nur als Trägerin von Zeitideen und Tendenzen. Die künstlerische Form, wie Dies von manchen Vertretern dieser Richtung klar ausgesprochen wurde, war nur gleichgültig, war nur die dienende Magd durch welche man seine Briefe an das Volk oder die Partei bestellte. Wenngleich man bei manchen Poeten der sogenannten Volksliteratur auch eine gewisse politische Absicht nicht ganz verkennen kann, obgleich diese als eigentlich bewußte Tendenz nur bei den Wenigsten sich herausarbeitet, wir meinen nämlich das Streben die Aufmerksamkeit auf die untern Classen zu lenken, und sie in ihren einfachen schlichten Zuständen in Gegensatz zu den höhern Ständen zu bringen: so ist Dies doch mehr nur als Ausnahme anzusehen, und das eigentliche rein künstlerische Streben bleibt fortwährend im Vordergrunde.

Dies wäre zunächst die eine Seite gewesen, durch welche dieser Zweig der Literatur zur Blüte getrieben wurde. Die andere aber die ihn wesentlich förderte war, wenn man sich so ausdrücken will, die Consumtion, oder der Erfolg, den diese Production bei einer Classe des Volks hervorbrachte, wo man für den Anfang es vielleicht am allerwenigsten gesucht hätte. Es ist eine Thatsache, daß gerade die obern Classen, die sogenannte haute volée, mit wahrer Begeisterung und mit wahrem Enthusiasmus diese Richtung aufnahmen. Man würde sich jedoch hier sehr irren, wollte man dieselben Motive unterschreiben, als solche welche ihre Erscheinung bedingt hätten. Es war die entschiedene eingetretene Uebersättigung und der Ueberreiz an den alten Formen: der Reiz der Neuheit lockte in diese neue Welt der einfachen Bauernstube, man entnüchterte sich gewissermaßen hier, man trank Wasser, um den Champagnerrausch zu verflüchtigen, und sich für die hohen Genüsse um so besser vorzubereiten.

Wir sagten oben, daß ein neues Moment mit größerer Entschiedenheit jetzt in diesem Buche Rank's ebenfalls hervortrete; wir erblicken darin nur den Einfluß der mächtigen Zeit, der selbst bei dieser Richtung sich Bahn bricht. In dem Buche kommt nämlich ein Capitel vor was „Lebensfragen" überschrieben ist. Es sieht Jeder, der dem Gang der Erzählung auch nur oberflächlich folgt, ein, daß dieses Capitel für jenen nur gleichgültig ist, und daß es nur als eine Episode dient, in welcher der Verf. seine politischen Ansichten durchblicken läßt. Wir sehen so, wie gewissermaßen die Tendenz auch diesen Kreis der Literatur allmälig zu erfassen sucht, und wie alle Zweige des literarischen Lebens all-

*) Eine Mutter vom Lande. Erzählung von Josef Rank. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

mälig in den einen Stamm einer neuen politischen Thätigkeit sich zusammenschließen. Täuschen wir uns darum nicht länger, die jetzige politische Bewegung welche das deutsche Volk erfaßt hat wird allmälig die gesammte Literatur und Kunst mit in ihren Strudel ziehen; Einzelne werden sich sträuben und widersetzen, Andere trauernd dem allgemeinen Wirbel zusehen, aber die Zeit geht unaufhaltsam mit eiserner Nothwendigkeit weiter. Erst wenn die Wogen anfangen sich zu legen und abzuklären, wenn aus der Bewegung ein wahrhaft freies, nationales Leben hervorgeht, erst dann werden wir auch wieder eine wahre, große Kunstperiode erstehen sehen. Rank spricht in dem obenerwähnten Capitel mit einem Grafen über die vernachläßigte Erziehung auf dem Lande, und sagt (S. 101) wahrscheinlich mit Hinblick auf seine eigene schriftstellerische Thätigkeit:

> Nur was wirklich ist hat der Dichter zur poetischen Verklärung erhoben, und hat damit gezeigt wie das Volk auch äußerlich erscheinen würde, wenn die Machthaber und Pfleger darauf sehen wollten den tiefen, herrlichen Quell eines freien, unverkümmerten Volkslebens durch die rechten Mittel ans Tageslicht zu locken, anstatt ihn ewig durch tausendfache Tyranneien der Befehlsspielerei und des schlechten Unterrichts in die stille Tiefe jeder einzelnen Volksbrust hinabzuscheuchen.

Ja S. 110 legt er fast ein politisches Glaubensbekenntniß ab:

> Dem Volke gehört vernünftige Lecture, daher muß die Presse frei sein, und das Volk durch freies Wort erzogen werden. Allein dazu gehört, daß die Regierung sich selbst vernünftiger gestalte: ein unverletzlich Oberhaupt, verantwortliche Minister, gleiche Vertretung der ganzen Nation am Throne, Gleichheit vor Gericht, öffentliches Gerichtsverfahren, Reform im Kriegswesen — und schließlich: Deutschlands Einigung, Deutschlands kräftige und freie Nationalvertretung! Das ist der Gang, die Foderung der Zeit!

Wir könnten noch mehre Stellen als Beleg unserer Ansicht aus diesem Buche anführen, doch mögen diese genügen; wir können dabei uns jedoch nicht verhehlen, daß wir begierig sind, wenn Auerbach, den wir als den vorzüglichsten Repräsentanten dieser ganzen Richtung ansehen müssen, sein Schweigen wieder bricht, und ob bei ihm auch unsere Beobachtung sich bestätigen wird.

Wir wenden uns nun zum Buche selbst. In einfacher, schlichter Weise, mit den wahren Tönen der menschlichen Empfindung, spielt sich da ein Stück Leben vor uns ab. Wollte man nach der eigentlichen Begebenheit als solcher fragen, so würde man sehr wenig zu erzählen haben: denn wie einfach ist die Beziehung eines Sohnes zur Mutter; aber zugleich wie mannichfach auch, wie tönen alle Saiten des Schmerzes und der Lust wider, bis zu welcher Höhe und Tiefe steigt und fällt die Empfindung! Dadurch kommt in die Einfachheit die Mannichfaltigkeit; das schlichte Naturverhältniß dehnt sich zum poetischen Bilde aus. Eins ist uns aber vorzugsweise aufgefallen, daß der Verf. auf gar mechanische Weise seine handelnden Personen zusammenbringt. In einem Theil der frühern Romanliteratur fiel die Heldin in der Regel ins Wasser oder hatte sonst ein Unglück, ihr Retter wurde nun der Liebhaber: hier ist es ebenfalls ein äußerliches Ereigniß; in dem vorletzten Buche Rank's war es ein Gespann was durchging, und das Glück des Helden begründete: hier ist es ein kleines Hündchen was ihm die Bekanntschaft einer Dame verschafft, die erst seine Mutter und Retterin, später seine Geliebte wird. Mögen dergleichen Vorfälle auch im wirklichen Leben oft als Anknüpfungspunkte näherer Bekanntschaft dienen, für die Poesie sind sie zu winzig und nicht berechtigt, im vorliegenden Falle sogar sehr unwahrscheinlich, und zwar um so mehr, als der Gatte der Dame, um nur Platz zu machen, gleich die Nacht nach der Bekanntschaft stirbt. Dergleichen Wendungen berühren uns bei Rank um so unangenehmer, als er sonst immer auf den Pfaden der einfachen, schlichten Natur wandelt, und seine Erzählung so aus dem Leben und dem Gefühl des menschlichen Herzens entwickelt, daß eine so äußerliche Anknüpfung um so befremdender erscheinen muß.

A. Gegenbaur.

Schriften über Kunst.

1. Zerstreute Gedanken-Blätter über Kunst von C. Köster. Manheim, Götz. 1848. 8. 15 Ngr.
2. Vergangenheit und Zukunft der Kunst. Betrachtungen und Vorschläge allen Schriftstellern, Bildnern und Tonkünstlern vorgelegt von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Buddeus. 1848. 8. 4 Ngr.

Bücher oder auch nur kleine Broschüren über Kunst wie die beiden vorliegenden müssen schon wegen des Contrastes zu den Tendenzen der Zeit, und wegen ihres Muths sich gerade jetzt an das Licht zu wagen, unser Interesse in Anspruch nehmen. Aber auch ihr Inhalt wird Dieses rechtfertigen, und vielleicht durch ihn mancher von der trüben Gegenwart umfangene Blick wieder einmal emporgerichtet und durch einen Strahl aus der Höhe begrüßt werden. Der Verf. des ersten Schriftchens hat uns schon früher mit ähnlichen Gaben erfreut; auch diese neueste ist dankenswerth. Sie enthält von ihm eine Folge geistreicher, oft mit leichtem Humor durchwebter Betrachtungen über die mannichfachsten Richtungen, Erscheinungen und Aufgaben der Kunst, wie sie zumal in neuester Zeit vorgekommen sind, und bietet in anspruchsloser Form viel Beherzigenswerthes und mancherlei Stoff zum weitern Nachdenken dar. Mehre der kleinen Aufsätze sind aber auch von anderer Hand, unter welchen ein mit A. W. unterzeichneter, und mit der Ueberschrift: „Grillen, beim Betrachten zweier neuern Oelgemälde", sich besonders auszeichnet. Offenbar sind hier, ohne daß sie näher bezeichnet werden, die auch in Deutschland durch ihre Rundreise bekannten großen Bilder der belgischen Maler Gallais und de Biefve gemeint. Nicht minder ansprechend ist ein anderer Aufsatz: „Vorschlag zur Güte an Hrn. S. (Schwanthaler) oder etwa einen seiner gutgelaunten Collegen", veranlaßt durch die Mantelstatue Mozart's in Salzburg, gegen welche Darstellungsweise sich der Verf. mit sehr plausibeln Gründen auflehnt. Endlich aber enthält das Büchelchen auch Einiges was man nicht recht eigentlich in die Kategorie der „Gedanken über Kunst" bringen kann, indem es mehr der Geschichte angehört. Wir rechnen dahin den „Kleinen Beitrag zur Goethe-Literatur", der aus den Memoiren der Markgräfin von Anspach eine Geschichte aus dem Leben der berühmten Schauspielerin Clairon mittheilt, welche Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" in Neapel sich ereignen läßt. In denselben Memoiren soll auch der „muthmaßliche Stoff zu dem Gedicht «Der Wanderer»" angedeutet sein, welches aber wol keiner solchen historischen Unterlage bedarf. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch die Musik in diesen Blättern nicht leer ausgegangen

ist. Wir heben hier hervor zwei Briefe Gluck's, von denen einer in sehr eigenthümlicher Orthographie an Klopstock gerichtet ist (1780), und der andere die Zuschrift der Oper „Alceste“ an den Großherzog Leopold von Toscana (1769) enthält, worin der große Meister klar und bündig die Principien angibt welche ihn bei der Composition leiteten. Aber eine höchst kostbare, und wie es scheint hier zum ersten mal veröffentlichte Reliquie ist ein Brief Mozart's an den Baron B., in welchem das ganze herzinnige Wesen des liebenswürdigen Menschen und genialen Künstlers sich auf die reizendste Weise ausspricht. Wir dürfen diesen Brief, der gewiß aus voller Seele geschrieben worden, und selbst einen Blick in das Geheimniß der musikalischen Schöpfung Mozart's gestattet, als ein unschätzbares Kleinod betrachten, für dessen Mittheilung man nicht dankbar genug sein kann.

Das zweite Schriftchen, dem es nicht an Schwung und Begeisterung fehlt, will eine Erlösung anbahnen aus den „unnatürlichen und verrotteten Zuständen“ in welchen Kunst und Künstler sich befinden. Es will, daß die deutschen Künstler sich zusammenscharen, und für ihre und der Kunst Interessen in die Schranken treten. Auf einem vorbereitenden Kunsttage soll die künftige Gestaltung der Angelegenheiten der Literatur, der bildenden Kunst und der Musik in Berathung gezogen werden; ein besonderes Kunstministerium (oder auch ein Directorium im Ministerium des Innern) soll alle Geschäfte übernehmen die zur Hebung der Künste und ihrer Jünger erfoderlich sind; ein deutscher Kunsthof, aus 15 Schriftstellern, 15 bildenden Künstlern und 15 Musikern gebildet, diesem Ministerium zur Seite stehen, oder „gewissermaßen vorstehen“, die Wahl des Kunsthofs aber von der ganzen Kunstinnung ausgehen, welche durch alle Künstler die als Schriftsteller, Bildner oder Musiker das Meisterrecht erworben haben gebildet wird. Diese Männer sollen dann alle drei Jahre eine Zusammenkunft oder einen Kunsttag halten, gleichsam als Parlament für die Angelegenheiten der Kunst, abwechselnd in allen größern Städten des Vaterlandes, und die Beschlüsse dieser Kunstinnung maßgebend sein. Was als vortrefflich anerkannt worden, wird von dem Kunsthof für die Oeffentlichkeit bestimmt. Zu diesem Zwecke sollen in großartigen auf Kosten der Nation errichteten Anstalten alle guten Bücher in herrlicher Ausstattung gedruckt, die werthvollsten Gemälde in Kupferstich oder Lithographie veröffentlicht, die Statuen in Gyps wiedergegeben, die bessern architektonischen Werke und die musikalischen Compositionen verlegt werden. Natürlich würde auf diese Weise die rechte Bildung zum Eigenthum des Volkes gemacht, und zugleich die Existenz der Künstler gesichert sein. Man erkennt leicht, daß den Ideen unsers Verf. manches Phantastische und Schwärmerische anhängt, und daß sie wol lange noch pia vota bleiben werden; aber seiner Erkenntniß des Wahren und Rechten, und dem daran entzündeten edlen Eifer für die gute Sache muß man alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. 88.

Lesefrüchte.

Die Schule des Hauses.

So viel die Geschichte der Katechetik von den Verdiensten der Schulen um die Erhaltung und Fortpflanzung der christlichen Heilswahrheiten zu berichten weiß, so wenig hat sie sich bis jetzt darauf eingelassen ein anderes hierher gehörendes Element hervorzuheben in dem Verdienste welches sich von jeher die Familie um die Erhaltung und Fortbauung des christlichen Glaubens erworben hat. Namentlich kommen hier die Mütter in Betracht. Es ist leicht begreiflich, daß Das was sie aus freiem Triebe den Kindern in schlichter Weise und in warmer Ansprache an das Herz legten, tiefer gehen und fester haften mußte als die von dem gestrengen Scholaster vorgesagte und in Angst des Herzens nachgebetete Formel. Ein schönes Beispiel ungesuchten häuslichen Religionsunterrichts findet sich in Wolfram von Eschenbach's „Parcival“. Der junge Parcival, in der Einsamkeit von seiner Mutter erzogen, fragt, als diese sich den Vorwurf gemacht, daß sie des höchsten Gottes Gebot breche:

> Owê muoter, waz ist got?“

Der Mutter Antwort lautet:

> Sun, ich sage dirz âne spot.
> er ist noch lichter denne der tac,
> der antlizes sich bewac
> nâch menschen antlize.
> sun, merke eine wîze
> und flêhe in umbe dîne nôt:
> sîn triwe der werlde ie helfe bôt.
> sô heizet einer der helle wirt:
> der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
> von dem kêr dîne gedanke
> und och von zwîvels wanke.

Es steht zu hoffen, daß die in dieser Beziehung in der Geschichte der Katechetik noch offenstehende Lücke werde ausgefüllt werden. Ein beachtenswerther Anfang dazu findet sich in G. T. Dithmar's „Beiträgen zur Geschichte des katechetischen Unterrichts in Deutschland“ (Marburg 1848), S. 24—26, auf welchen Andere fortbauen mögen und werden.

Fulda's Tabellenzimmer.

Der als Sprach- und Geschichtsforscher bekannte Pfarrer K. F. Fulda hatte sich gewöhnt all sein Wissen in Tabellen zu bringen, und hatte in seiner Pfarrwohnung ein eigenes, mit lauter Tabellen behangenes Zimmer, deren einige nicht unmerkwürdig sind, z. B. die Religionstabelle, eine Pyramide. Die christliche Religion, mit ihren Symbolen: Kelch, Kreuz, Auge, Dreieck, bildet den Grundstein. Auf sie ist die katholische gebaut, und hat ebenfalls ihre Symbole; auf diese die lutherische, wo die Formula concordiae sehr in Schatten steht. Ihr folgt die reformirte, und ihre Symbole sind: Brot, Kelch, Messer; über dieser erhebt sich die arminianische: ein Sonnenstrahl (die Vernunft) erleuchtet die Bibel; über ihr der Socinianismus, bei welchem die volle Sonne (pure Vernunft) die Bibel beleuchtet. Ueber diesem steht der Naturalist, blos Sonne; ebenso der Deist. Der Atheist wird von Nacht umschattet. In ähnlicher Art hatte er sich chronologische, geographische &c. Tabellen entworfen. Dies erinnert an die Hieroglyphe mit welcher ein Geistlicher Frankreich in den Zeiten der ersten Revolution bezeichnete:

Feu
L'-é-t-a-t
Le trône
Feu
La gloire
La justice
La religion
Feu
Feu

d. h.: L'état divisé; le trône renversé; la religion en bas; la justice de côté; la gloire effacée et le feu de tous les côtés. 27.

Bibliographie.

Theoretisch-praktische Anweisung zur Einführung und Anwendung des öffentlichen und mündlichen Strafverfahrens in Deutschland. In Verbindung mit mehren praktischen Juristen Rheinhessens von L. Lippert. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deycks, F., Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der neueren deutschen Literatur. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 1 Thlr.

Gabel-Frühstück für Erheiterungsbedürftige in zwei Gängen: 1. Liebes-Intriguen, Posse in 3 Akten. 2. Scenen aus dem Alltagsleben. Berlin, Schartmann. 1849. 32. 6 Ngr.

Hertz, H., Gesammelte Schriften. 1ster bis 3ter Theil. Leipzig, Lorck. 8. à 10 Ngr.

Michaelis, A., Votum über den Reichsgräflich Bentinck'schen Erbfolgerechtsstreit. 4tes Heft. — A. u. d. T.: Beiträge zur Lehre vom hohen Adel in Deutschland und der Lehenfolgefähigkeit der durch nachfolgende Ehe legitimirten Kinder. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 20 Ngr.

Naumann, C. F., Lehrbuch der Geognosie. Mit 150 Holzschnitten und Charten. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, Engelmann. 1849. Lex.-8. 2 Thlr.

Novellistisches. Ein Geschenk für Damen, von Andante. I. Düsseldorf, Schaub. 8. 25 Ngr.

Oelckers, T., Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Osterwald, W., Gedichte. Halle, Heynemann. 8. 22½ Ngr.

Paulhuber, F. X., Beiträge zur Geschichte des Heidenthumes und der Römerherrschaft, dann der Einführung und Verbreitung des Christenthums, sowie der Wirksamkeit der religiösen Orden in Deutschland und Bayern. — A. u. d. T.: Geschichte von Ebersberg und dessen Umgegend in Oberbayern, von dem religiösen Standpunkte aus aufgefaßt ꝛc. Mit 4 lithographirten Bildern, Charte der nächsten Umgegend, dann Stammtafeln und Registern. Burghausen, Lutzenberger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Pfau, L., Stimmen der Zeit. 34 alte und neue Gedichte. Heilbronn, Drechsler. 16. 7½ Ngr.

Pfyffer zu Neueck, J. J. X., Die Mordnacht von Luzern. Novelle. Mit 6 Kupfern. Basel, Schabelitz. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring [W. Alexis]. 13ter Theil. Neue Folge. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Rabou, C., Das schwarze Kabinet. Roman. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 1849. 8. 1 Thlr.

Raumer, K. v., Lehrbuch der allgemeinen Geographie. 3te vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Reißmann, J., Die Zerstörung Wiens im J. 1848 durch den Tilly des 19. Jahrhunderts. Dresden, Kori. 8. 5 Ngr.

Christlicher Volks-Kalender auf das Jahr 1849. Mit täglichen Bibelsprüchen, als Loosungen für das ganze Jahr, und mit vielen Abbildungen. 8ter Jahrgang. Mit Anhang: Jahrbuch für christliche Unterhaltung. Kaiserswerth. 8. 8½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aus Preußens National-Versammlung an das Volk. Von einem Abgeordneten. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 1½ Ngr.

Bericht über die in Hamburg am 5., 6. und 7. August abgehaltene 1ste Versammlung des Vereins norddeutscher Volksschullehrer; von Ch. Andresen, J. C. Horstmann, C. Straus, Schriftführern. Nebst J. C. Kröger's Rede über deutsche Nationalität und National-Bildung; und andern Anlagen. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 12 Ngr.

Robert Blum, Deutschlands politischer Erlöser. Ein Denkmal seiner Ehren zur Begeisterung Aller für die Sache der Freiheit. Leipzig, Siegel u. Stoll. 4. 1½ Ngr.

Robert Blum, Selbstbiographie und dessen Ermordung in Wien am 9. Novbr. 1848. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Mit Blum's Bildniß und Handschrift, sowie der Ermordungsscene. Meißen, Goedsche. 8. 5 Ngr.

Robert Blum's letzte Worte. Leipzig. Gr. 8. 1 Ngr.

Offene Darlegung der Gefahren, welche mit den vorgeschlagenen künstlichen Finanz-Operationen, dem Mobilmachen der Capitalien verbunden sind, und der Prinzipien, nach denen der Kampf zwischen Arbeit und Capital zu beurtheilen und zu lösen sei. Berlin, A. Friedländer. Gr. 8. 6 Ngr.

Encke, J. F., Rede zur Feier des Geburtstages des regierenden Königs Majestät in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 19. Oktbr. 1848 gehalten. Berlin, Besser. Gr. 4. 4 Ngr.

Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. Berathen und beschlossen von dem deutschen Handwerker- und Gewerbecongreß zu Frankfurt a. M. in den Monaten Juli und August 1848. Reutlingen, Heerbrandt u. Thämel. 8. 1 Ngr.

Entwurf zur Vereinfachung der Staatsforstverwaltung in Verbindung mit bedeutender Ersparniß im Administrationsaufwande selbst. Reutlingen. 8. 4 Ngr.

Entwurf der Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat nebst den Motiven. Berlin, Moeser u. Kühn. 4. 6 Ngr.

Frankfurt und Berlin. Ein Wort zur Verständigung. 2te mit einem Vorworte über den gegenwärtigen Stand der Frage vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Freischaarenzug des badischen Oberlandes im Frühjahr 1848. Kurze Entwickelung desselben und Darstellung der zwischen den Freischaaren und Regierungstruppen stattgehabten Gefechte. Nebst einem Plane über die Erstürmung der Stadt Freiburg. Dießenhofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Frey, A., Robert Blum. Ein Charakterbild für Freunde und Gegner. 5te und 6te bedeutend vermehrte Auflage. Mannheim, Grohe. 8. 5 Ngr.

Friede über Israel. Stimmen aus der auf Erden lutherisch genannten Kirche an die ganze werthe Christenheit. Nr. 2. Wittstock. 8. 2 Ngr.

Goßler, A., Von der Bedeutung der Jurisprudenz und von der Bedeutung der Philosophie. Breslau, Lucas. Gr. 8. 5 Ngr.

Heinzen, K., Die Helden des teutschen Kommunismus. Dem Hrn. Karl Marx gewidmet. Bern, Jenni Sohn. Gr. 12. 10 Ngr.

Johann Erzherzog v. Oesterreich, Reichsverweser über Deutschland. Für Jung und Alt in der Stadt und auf dem Lande. 2te vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß Johann's und einer Ansicht vom Brandhof. Tübingen. 16. 1½ Ngr.

Jordan, J., Spuren und Andeutungen der uranfänglichen Sabbathfeier, in mehreren Einrichtungen und Gebräuchen der alten Welt. Ein Wort an unsere Zeit. Basel, Bahnmaier. 8. 3 Ngr.

Knispel, Rhetorische Skizzen aus der Paulskirche. 1stes Heft: I. Ueber Beredsamkeit und das hierauf bezügliche Wirken des Verfassers. II. Der mangelhafte Lesevortrag bei öffentlichen Verhandlungen überhaupt und bei denen der Nationalversammlung insbesondere. Nachtheile desselben und Vorschlag zur Abhülfe. Frankfurt a. M., Auffarth. 12. 4 Ngr.

Köberle, J. G., Grabrede bei der Beerdigung des Hrn. Coelestin Baader, Stadtpfarrers und Kammerers in Lindau, am 3. Januar 1848 gehalten. Lindau, Stettner. 8. 2 Ngr.

Krummacher, F. W., Der Thurmbau zu Babel. Predigt gehalten am 23. Juli 1848. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Staatsgrundgesetz für die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Rendsburg, den 15. Sept. 1848. 1ste bis 6te Auflage. Itzehoe. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 352. —— 17. December 1848.

Deutschland am Vorabend seines Falls oder seiner Größe. Von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 1 Thlr.

Die politische Auferstehung unsers Vaterlandes, die in allen Sphären des öffentlichen Lebens die Geister zu neuen und intelligentern Anschauungen hindrängte, und die in einer mächtigen Bewegung nach vorwärts wie auf Sturmesfittichen die Gemüther einem noch unsichtbaren, aber enthusiastisch ersehnten Ziele entgegenführte, hat für all ihre Bestrebungen Marksteine und Denkmale zurückgelassen, welche die großen Thatsachen der letzten Wochen und Monde äußerlich festhalten. Was die trotzige Schlagkraft der Ideen errang, was der patriotische Sinn in seiner schönsten sittlichen Erhebung energisch als eine Nothwendigkeit foderte, sollte in „gesetzlichen Formen" der Zukunft erhalten werden: der Frühlingstraum der Märzfreiheit, das Ahnen und Drängen nach wahrhaft nationaler Einigung und das Aufgehen der deutschen Staaten in Deutschland suchten in den „Grundrechten" und im „Parlamente" endliche Erfüllung. Um den hier und da mit Leichen untermischten Schutthaufen des alten Deutschlands herum reichten die Besten sich gläubig und vertrauend die Hände — baulustige Zimmerleute, voll Arbeitslust und Kraft, die leider von Ereignissen erwarten, daß sie einen Baumeister gebären sollen. Es ist ja Alles faul und vermorscht, Recht und Verfassung müssen neu aufgeführt werden, wie der Geist neu ist der sie zertrümmert hat!

Und die Literatur?

Die Revolution, die als Zwillinge Associationsrecht und Preßfreiheit gebar, hat an dem Baume der Literatur noch wenig reife Früchte gezeitigt. Vielleicht eben weil die Fähigsten im Vaterlande die Feder beiseite legten, und ihre Kraft unmittelbar dem Einigungswerke widmeten, konnte die Mittelmäßigkeit, die viel rhetorische Phrase, viel politischen Unverstand, aber kein eigenes Denken, keine eigene Einsicht zu ihrem Federhandwerk mitbringt, eine solche Wasserüberschwemmung heraufbeschwören, bei deren Seichtigkeit der noch ungeübte Geist nimmer schwimmen lernt. Die Broschürenliteratur ist seit den Februartagen ebenso ausgedehnt als mit wenig Ausnahmen bedeutungslos gewesen; zu umfangreichern Arbeiten aber hat es wol die einmal noch so kurze, weiter aber die noch so schwankende und gestaltlose Zeit nicht kommen lassen. Die Literatur, die vor 1848 wenigstens auf dem wissenschaftlichen Gebiete der Wirklichkeit weit voraneilte, wird sicher jetzt nicht hinter ihr zurückbleiben; aber sie bedarf einer Frist, um ihre Kräfte zu sammeln, ihre dermalen zersplitterten Kräfte. Der lebenhaltige, befruchtende Geist der Freiheit wird gar manche schöne Blüte für Dichtung und Wissenschaft treiben, und das Bewußtsein der Zeit wird der schriftstellerischen Thätigkeit jetzt die Formeln und das Pathos zur Hand legen, die man noch 1830 zu suchen erfolglos bemüht war!

Gutzkow ist von den bedeutendern literarischen Talenten wol der Erste gewesen der, vor einer so gewaltigen Aufgabe nicht zurückbebend, eine Kritik des öffentlichen Lebens in Deutschland wie es sich seit Ausbruch der französischen Februarrevolution gestaltet hat wagte. Während er, in die vielfach misliche Stellung beim dresdener Hoftheater gezwängt, tauben Ohren und kalten Herzen den sehr fleißig in Scene gesetzten „König Johann" von Shakspeare vorführt, ohne von einem so „intelligenten" Publicum verdienten Dank zu ernten, unternimmt er gleichzeitig die gewiß dankbarere Arbeit, das bedeutungsvollste und großartigste Stück deutscher Geschichte einer besonnenen und auf feste Geschichtspunkte gestützten Kritik zu unterwerfen. Der Dramaturg einer königlichen Hofbühne stellt sich als Publicist auf den Boden der reinsten Demokratie, und legt mit unumwundener Offenheit und in den unerbittlichsten Deductionen Bekenntnisse nieder die auch im J. 1848 in allen Fürstenpalästen höchst „misliebig" erscheinen werden. Daß er es thut, von den Vorzimmern eines Schlosses aus, ohne Rückhalt, oft mit Wärme, überall mit Präcision und Schärfe, ehrt den Mann, über dessen Reise nach Berlin man noch vor wenigen Monaten so viel zu schmähen wußte, doppelt, und beweist, daß er, mit der Revolution in gleichem Schritt, nicht bei dem Liberalismus der letzten Jahre stehen geblieben ist, wie so manche Radicale von Gestern, die es bis zu einem dicken Band Freiheitslieder gebracht, und die sich jetzt reuevoll in einen Constitutionnellen Verein verkriechen.

Gutzkow hat sein publicistisches Talent bereits in frühern Arbeiten bekundet und erprobt, und namentlich

durch seine „Wiener Eindrücke" neben der Gedankenschärfe und Rückhaltslosigkeit des Publicisten auch dessen Gerechtigkeit geübt. Wenn andere Arbeiten, namentlich die „Briefe aus Paris", es dagegen nur zu einem getheilten Beifall bringen konnten, so lag Dies wol namentlich mit an den coquetten stilistischen Spielereien, die Gutzkow selbst an Heine, vorzüglich aber an Theodor Mundt bekämpft hat. Der Publicistik ist mit den immer wiederkehrenden Sätzen: „Ich glaube nicht, daß . . ., aber ich glaube . . .", mit diesen Antithesen, in denen man doch einen wirklichen Gegensatz gar nicht zu finden vermag, niemals gedient; sie verlangt einen scharfen, nicht blos einen eleganten oder piquant spielenden Ausdruck. Dann aber weiter finden wir die Lösung von Problemen (ebenfalls in den „Briefen aus Paris") oft mit großem Geschick durch scharfsinnig combinirte Phrasen umgangen, die doch in ihrer herausfodernden Form mit der Prätension auftreten etwas Rechtes, wol gar die Lösung selbst zu sein. Diese gewiß bedeutenden Mängel haben Gutzkow's Büchern nicht den Charakter einer interessanten Lecture rauben können, zumal da neben ihnen die subtilsten Charakterzeichnungen bedeutender Persönlichkeiten günstig ins Licht treten: allein sie haben den Erfolg jener Arbeiten bei den mehr als bloße Unterhaltung, mehr noch als geistige Anregung suchenden Lesern dergestalt in Zweifel gestellt, daß die Junghegel'sche Kritik in ihnen nur ein „egoistisches, eigensinniges Gemüth" sehen will, welches „ohne den sittlichen Trieb, der Geist, Talent und Gelehrsamkeit concentrirt, seine Verkehrtheit und Verstocktheit zum Maßstabe der Welt macht". Hr. Jung, der dieses Urtheil fällte, wird bei der Lecture von „Deutschland am Vorabend seines Falls oder seiner Größe" gewiß gern zugestehen, daß Gutzkow jetzt wenigstens „sein eigenes Ich, seine Kräfte an ein ideales Gemeinwesen veräußert" hat, und, „erfüllt von dem Alles befruchtenden, ethischen Pathos, diese einem großen Zwecke dienstbar zu machen" verstand.

Dies neue Buch hat sich glücklich von den eben gerügten Mängeln fern gehalten, und bietet in einer einfachen und scharfen Ausdrucksweise (nur der Anfang desselben, die Parallele zwischen Ludwig Philipp und Guizot, erscheint in der Form gesucht und effecthaschend) einen reichhaltigen Gedankencomplex über Vergangenheit und Zukunft, eine kritische Darstellung unserer Verhältnisse, die nicht nur tadelt und klagt, sondern die belehrt. Nirgend versteckt sich das Glaubensbekenntniß des Verf. in stilistischen Hinterhalten, nirgend ist die Lösung von Problemen in pythischen Dunst gehüllt; mit Muth wird diese Lösung ausgesprochen, vielleicht bisweilen mit mehr Muth noch als Besonnenheit (vergl. S. 232). Italien, Polen, Deutschland und Oestreich, die Mediatisirungsfrage, Deutschland und Preußen, die Nationalversammlung endlich, Dies sind natürlich die Hauptanhaltpunkte, die gewichtigen Vorfragen zu dem eigentlichen Sphinxräthsel. Die theoretische Klärung all der Verwickelungen, die in diesen wenigen Worten ausgesprochen sind, will das Buch fördern und in einzelne Bestimmungen fixiren; die praktische Lösung freilich, wer diese vollbringt, vor dem wird sich „die Sphinx Deutschland in den Abgrund stürzen, und die Pforten des Tempels werden aufrauschen, und die Genien des Vaterlandes ihm den Kranz des Sieges reichen. Dieser Oedipus aber, Das sehen wir leider, wird kein Fürst und kein Staatsmann, sondern das deutsche Volk selbst sein."

Wenn Gutzkow für das Recht und für die Befreiung der Nationalitäten in die Schranken tritt, so thut er es mit einem Patriotismus den er nie verleugnet. Ein freies Italien, um der Ehre und Freiheit Deutschlands willen!

Welches edlere deutsche Herz hätte nicht vor Zorn gebebt, wenn er in Italien den Begriff des Tedesco durch Oestreicher wiedergegeben fand, einen Begriff der vom obersten Staatsprincipe herab bis zu den Uniformen des slawischen und ungarischen Militairs der Ausdruck eines hinter der Zeit zurückgebliebenen Zopfes war?

Die Nothwendigkeit, daß Oberitalien bei Oestreich bleibt, läßt sich nur dann einsehen, wenn Frankreich eine französische Provinz daraus machen wollte. Wäre Dies nicht, so bliebe der mildeste Weg der Aussöhnung des Interesses einer Dynastie mit den Foderungen der Zeit vielleicht noch der, daß man unter der Schirmherrlichkeit des Hauses Habsburg der Lombardei und Venedig eine rein italienische Organisation gäbe, und jede Idee einer Rückführung dieser Länder in den wiener Centralpunkt fahren ließe.

Mit einem freien Venedig, einer freien Lombardei wird der deutsche Handel in vertraulichern Verkehr kommen als es bisher durch die Vermittelung des östreichischen Zollsystems geschah. Oestreich, das Alles that, um Venedig zum Vortheil Triests niederzuhalten, wird den deutschen Handel nicht mehr zwingen die Wege nach Triest zu suchen, d. h. im östreichischen Interesse unterzugehen.

Das Festhalten an Italien ist das nicht eingestandene Gefühl der Schwäche, die man ahnt und statt daheim durch die Freiheit zu beseitigen, auswärts durch Unterdrückung heben möchte. Unsicher im eigenen Hause, suchen wir auswärts Stützen und Anlehnungen. Unterdrückt unterdrücken wir.

Ein Deutschland wie es sein sollte hat Italien weder politisch noch mercantilisch noch strategisch nöthig.

Man sieht wie scharf Gutzkow überall Deutschland von Oestreich sondert, und wie scharf leider beide gesondert werden müssen; diese Nothwendigkeit hat jetzt doch unzweifelhaft ein östreichischer General mit zwei blutgeschriebenen Worten an die Thür der Paulskirche in Frankfurt geschrieben. Es ist besser, Deutschland blüht ohne Oestreich, durch Einheit und Freiheit stark, als es stirbt auch jetzt an Oestreich, in dessen giftiger Politik es 33 Jahre im Sterben gelegen. Oestreich, der Alp Deutschlands seit Jahrhunderten, kann mit seiner unehrlichen Regierung nie mehr die Hegemonie in Deutschland führen, und jeder deutschen Centralgewalt gegenüber wird es, selbst mit Waffengewalt, eine Unterordnung abwerfen.

Das Haus Habsburg ist noch deutsch, weil Wien deutsch ist. Wien, Ober- und Niederöstreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und die böhmischen Grenzmarken sollen uns eine liebe vaterländische Verwandtschaft bleiben; aber auf diese Besitzthümer unsers Volks hin von Oestreich etwas Deutsches hoffen, seiner Dynastie etwa einräumen, daß Deutschland für seine

Schicksale etwa Gut und Blut einsetzen würde, Das ist Thorheit und wäre eine unverantwortliche Schuld am Vaterlande.

In diesem Satze liegt das Kriterium der jetzt durch die Geschichte nothwendig gewordenen und einzig möglichen Politik Oestreich gegenüber. Jene perfide Politik des wiener Cabinets, welche das gegenseitige Aufreiben der Parteien begünstigt, will nur so weit ein Bündniß mit Deutschland, als es unmittelbaren Nutzen davon hat; Völkerallianzen mit dauernden Segnungen aber lassen sich nicht erzwingen. In nächster Zeit werden die Geschicke Oestreichs sich lösen müssen: wenn diese Lösung im Sinne der Humanität geschieht, wird die Erzherzogin Sophie umsonst die Allmacht des Fürsten Windisch-Grätz anflehen, dessen Kanonen den gewaltigen Auseinanderfall der verschiedenen Nationalitäten nicht werden zu einem Ganzen wieder zusammenschießen können. Steigt aber ein verjüngtes Slawenreich aus diesen Trümmern, so wird die Losung „Preußen und Deutschland" auch in Baiern und Würtemberg um so lauter erschallen müssen, und es wird in Betreff dieses ollmützer Reichs nur noch darauf ankommen können das Deutschthum der ihm untergebenen Einwohner deutschen Stammes, aber auch nur Dies, durch einen Machtspruch zu wahren. Die §§. 2 und 3 der Verfassung sind todtgeborene Kinder des aufrichtigsten Patriotismus. Die ollmützer Camarilla aber verlacht sie, und Hr. v. Schmerling — sucht ein ernstes Gesicht zu machen. Er läßt durch Hrn. Heckscher dem Sardinierkönig mit Reichstruppen drohen, die in Piemont ehrenvoller siegen sollen als in Schleswig-Holstein; für Oestreich, das unsere Vertreter erschießt, siegen, — nicht für Deutschland.

Den geheimsten Wunsch des Reichsverwesers, Deutschland an der italienischen Frage zu betheiligen, in Erfüllung zu bringen, und dem Hause Habsburg die alte längst verscherzte Gunst der deutschen Erinnerungen, die sonderbarerweise immer nur von 1273 bis zu Maximilian, dem letzten Ritter, gehen, aufs neue zuzuwenden: Das wäre ein unberechenbares Unglück für Deutschland, und würde zwar nicht unserer Fürsten Loos, wol aber das Loos des Volks, unsere Freiheit und Einigkeit, an den Rand des Abgrundes bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die Kunst nach neuer Art Komödien zu schreiben.

Kein dramatischer Dichter ist fruchtbarer gewesen als der Spanier Lope de Vega, der, was die Menge betrifft, unsere Schröder, Kotzebue, Iffland, Jünger ꝛc. zusammen repräsentirt. Indessen nahm er es mit der Wahrscheinlichkeit seiner Dichtung so wenig genau wie mit den angeblichen Regeln des Aristoteles, und erst die neuere Zeit hat ihm das Verdienst zuerkannt welches ihm nach Abzug solcher Sorglosigkeit wegen seiner leichten, natürlichen Dialogisirung, unendlich mannichfachen Erfindung und oft ungezwungenen Verknüpfung oder Entwickelung um so mehr gebührt, da er recht gut regelrecht hätte schreiben können. Seine frühern Arbeiten sprechen dafür; allein sie machten wenig Glück, und so folgte er dem allgemeinen Geschmacke fürs Abenteuerliche, indem er der Erste war welcher darüber spottete. Er schrieb eine „Neue Kunst in jetziger Zeit Komödien zu schreiben"*), welche er der madrider Akademie widmete, und diese „Kunst" gibt hiervon den besten Beleg; denn, sagt er darin:

> Ei! Ich schrieb ja auch manchmal
> Nach der Kunst, die Wen'ge kennen,
> Aber sah in Ueberzahl
> Nur nach Ungeheuern rennen
> Alle Welt und alle Frauen,
> Die dem tollen Spiele schauen,
> Zu dem ich mich jetzt bekehre,
> Denn ich kenne nun die Lehre:
> Halte unter sieben Schlössern,
> Was dir sagen alle Bessern!
> Was Terenz und Plautus sagt,
> Gilt ja Nichts. Gott sei's geklagt!
> D'rum schreib' ich, wie Alle wollen
> Die dem Volke Weihrauch zollen.
> 'S Volk bezahlt, d'rum ist es billig:
> Albern schreibt, wie's will, hübsch willig!

Die letztern zwei Zeilen:

> Porque como los (autores) paga el vulgo, es justo,
> Hablarle en necio, para darle gusto,

hat Voltaire irgendwo in dem Sinne wie Lope geäußert

> Le public est le maître, il faut le bien servir;
> Il faut pour son argent lui donner ce qu'il aime!

Jedoch die Kraftsprache des Lope hat Voltaire nicht getroffen. Das Hablarle en necio heißt: recht albern mit ihm (dem Volke) reden.

---

2. Allerunterthänigste Vorstellung.

Im J. 1753 gab es zu Paris großen Theaterscandal. Das Théâtre français hatte eine gute Speculation gemacht, nämlich eine Anzahl Tänzer und zwar italienische angenommen, welche Ballete gaben. Bis jetzt waren diese nur in der großen Oper in der königlichen Académie de musique zu schauen gewesen, und indem nun letztere darauf ein wenn auch vielleicht nicht schriftlich vorhandenes Vorrecht gründete, reichte sie beim Parlamente eine Beschwerde ein, welche zur Folge hatte, daß unterm 8. Aug. 1753 vom Hofe ein Verbot an die Comédiens du roi erging fernerweit bei 1000 Livres Strafe für jeden Fall des Zuwiderhandelns Ballete zu geben; wegen der bereits stattgehabten Anmaßung sollten sie mit 500 Livres angesehen sein. Die Künstler ließen sich jedoch dadurch nicht irre machen; sie sendeten sogleich eine Deputation an den König ab, und gaben eine tüchtige allerunterthänigste Protestation ein, indem sie aber auch zugleich ihr Theater schlossen und nach Compiègne gingen den Erfolg ihres Benehmens abzuwarten. Er stellte sich sehr geschwind heraus. Schon fünf Tage nachher konnten sie ihr Theater wieder eröffnen. Ganz Paris war über die Anmaßung der großen Oper unwillig geworden; die Verbindung welche so manche Schauspielerin mit dem Hofe hatte, der Einfluß den alle große Dichter und Literaten auf diesen geltend machten, die zum Bedürfniß gewordene Darstellung der alten wie der neuen guten Lust- und Trauerspiele: Alles vereinigte sich den Schritt den der Hofintendant gethan hatte wieder rückgängig zu machen. Natürlich aber gewinnt keine Regierung an Achtung, wenn sie auf irgend eine Weise genöthigt wird einen gegebenen Befehl zurückzunehmen, und so erschien auch jetzt bald darauf eine der beißendsten Satiren auf das ganze Ereigniß: „Les très-humbles et très-respectueuses remonstrances de Messieurs les comédiens du roi", sehr splendid gedruckt, ohne daß Ort des Drucks, der Dichter und Verleger genannt, und die jetzt eine große Seltenheit ist. Sie ist den Schauspielern selbst in den Mund gelegt, und gerade dadurch wird „die allerunterthänigste (très-humble) Protesta-

---

*) „Arte nueva de hacer comedias en este tiempo."

tion" nur um so giftiger. Sie geht zunächst gegen die besten Köpfe, welche zu jener Zeit für die erste Bühne Europas arbeiteten:

> Vertrocknet ist der finst're Crébillon,
> Und ausgepfiffen wird der gute Herr Pyron.
> Herr Voltaire ist vom Teufel ganz besessen.
> Und Marmontel vom „Aristomenes"*) gefressen.

Messieurs les comédiens, heißt es nun, hätten auf diese Weise nur das Verhungern vor Augen gehabt, und Sarrazin, Lanoue und Grandval wären schon auf dem Wege zum Spital gewesen, wenn ihnen nicht Momus Italiens Tempel geöffnet und eine ganze Sippschaft darauf hergeführt hätte:

> Ja, Sire, Rhadamist,
> Pompejus, Phädra und Egist,
> Ja selbst der Cinna gab kein Brot uns mehr,
> Da kamen uns zu retten diese Tänzer her!

Wahrscheinlich mochten „die Tänzer" ziemlich zweideutige und burleske Zwischen- oder Nachspiele gegeben, und so das Verbot zunächst motivirt haben, indem aber auch der Klerus das Feuer schürte; denn die Comédiens danken dem geistlichen Herrn welcher den König genöthigt habe den groben (gothique) wilden Eifer zu strafen der alle solche Dinge verbannt sehen wolle, allein gar nicht zu wissen scheine wie ja in Rom Alles vortrefflich sei:

> Und daraus sollte er dann schließen,
> Daß dort beim Klerus so wie hier (in Paris)
> Hanswürste (farceurs) Ruhm und Preis genießen,
> Und ihm (dem Klerus) gereichen stets zur Zier!

Solche Sublimatpillen gibt die Bittschrift dem Klerus ein, aber nicht minder giftige bekommt das königliche Ministerium, denn auf die Minister des Königs hoffen die Messieurs les comédiens unbedingt:

> Sie selbst dirigiren ja uns're Ballete,
> Und geh'n mit den Actricen zu Bette,
> Erhebt sich in den Coulissen ein Streit,
> So ist ja jeder Minister bereit
> Ihn gleich einer Staatssache zu schlichten,
> Und wohlmeinend wie immer zu richten.

Die Minister haben aber jetzt mehr zu thun als in dieser Sache einzuschreiten, und so wendet sich nun auch die Eingabe an ihn, den König selbst, indem sie ihn beschwört gegen den aufsätzigen Klerus sein Ansehen geltend zu machen, Paris und Frankreich selbst zu helfen. Was nur Bitteres einem schwachen Fürsten gesagt werden kann überstürzt sich hier gleichsam:

> Wenn's halbe Volk verhungert auch:
> Was kümmert's einen König?
> Füllt nur der Hof sich hübsch den Bauch,
> So thut das And're wenig.
> Nimmt auch der Wohlstand täglich ab,
> Und sinkt selbst ganz Paris ins Grab,
> So ist dies Alles Narrethei.
> Die Mühle mahlt doch eins, zwei, drei!**)

Alles kommt im Staate darauf an, daß das Theater in seinem Gange bleibt; es ist im Staate die Seele, der Ort wo der Bürger Alles vergißt:

> Was ist denn Glück? Nur wiederholte Freude,
> Und diese schaffen wir trotz allem Pfaffenneide.
> Ist das Theater immer voll,
> So schwindet aller Unterthanen Groll.
> Fehlt's Allen auch an Brot und Geld:
> Sie fühlen sich dann glücklich in der Welt.

*) Sein damals neuestes Stück, das, wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, sehr gefallen hat.

**) Le moulin qui moulut, moudra!

> Einst wollte Rom Brot und Theater haben;
> Bei uns sieht man sie ohne Brot ins Schauspiel traben!

Der Leser wird an diesen Proben genug haben den Geist der Satire zu fassen, die zu ihrer Zeit das Ihrige beigetragen haben muß den Klerus, den Hof, die Minister und die Justiz selbst ebenso lächerlich als verhaßt und verächtlich zu machen. Wir könnten jedoch noch manche speciellere Bisse ausheben. So wird ein armer, alter, von Narben bedeckter Krieger mit Hohn und Brutalität vom Kriegsminister d'Argenson abgewiesen als er um einen Gnadengehalt ansucht:

> Aber Grandval, unser Herr Kamarad,
> Ohne Credit und Geld, ist in der That,
> O Sire, ein Mann von großem Talent,
> Dem Staate unentbehrlich! Ei, wer ihn kennt,
> Der sagt es gern, und für 10,000 Franken
> Wird er Ihnen ehrerbietigst huldigen und danken!*)

Dergleichen Dinge kamen damals häufig vor, und es ging so weit, daß Marseille aus der Stadtkasse die Reise und Aufenthaltskosten zahlen mußte, als die pariser Schauspielerin Duménil dort Gastrollen gab. Freilich war sie „la merveille du théâtre".**) Auch diesen Scandal hebt die Satire heraus, und je begründeter die Züge waren, desto mehr muß die Schrift gewirkt haben. Auch hier hat man einen Beleg, wie wenig die Censur genützt hat. Je strenger sie vor 100 Jahren in Frankreich geübt wurde, desto mehr flüchtete sich der Gedanke nach Holland, wo wahrscheinlich auch diese Satire erschienen ist, und im Gefolge der Schadenfreude durchflog er dann um so länger ganz Frankreich, je willkommener er dem verbissenen Ingrimm war. 20.

*) Charles François Racot de Grandval, geboren 1711, trat zum Theater im achtzehnten Jahre als Andronicus im gleichnamigen Stück von Campistron, und verließ die Bühne 1761 mit dem Ruhme einer der vorzüglichsten Künstler gewesen zu sein. Er starb 1784. Vom Kupferstecher Lebas hat man eine treffliche Abbildung, 14 Zoll breit und 18 Zoll hoch, wo er in ganzer Figur erscheint, mit der Unterschrift:

> Als petit maitre heut' und morgen als ein Held
> Bewundert heute ihn wie morgen auch die Welt.

**) Sie debutirte 1737 als Klytemnestra in Racine's „Iphigénie", und galt gleich damals als eine der besten „Königinnen".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 353. — 18. December 1848.

Deutschland am Vorabend seines Falls oder seiner Größe. Von Karl Gutzkow.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Wichtiger für Deutschland als die italienische Frage noch ist die Frage um Polen. Die Frage ist entschieden und zu einem Resultat geführt worden zu dem die italienische hoffentlich nicht gelangen wird. Die Zeit einer wirklichen Restitution dieses Landes ist abermals vorüber, sie konnte nur im März geschehen: sie ist aufs neue verschoben, bis zum Todestage des Zaren, und wird doch bei jeder Bewegung kräftiger versucht, lauter gefodert werden. Als wir arm waren, Bettler in den Augen Europas, fühlten wir für die Armen und Bettler. Jetzt glauben wir große Herren zu sein, und gleich rufen wir: Beati possidentes! Posen wurde in den Deutschen Bund aufgenommen, trotz des polnischen Einspruchs. Wir fühlen, daß das innere Band locker ist und bleibt, so lange der Rest der Feudalzeit, unsere Staatenzersplitterung, andauert, und da stützen wir uns auf Anmaßung nach außen, wir, die wir durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers die Kraft auch nur die kleinste unserer heroischen Beschlußnahmen ins Werk zu setzen fast aus der Hand gegeben haben!

Wir werden an einem selbständigen Polen, das früher oder später kommen wird, einen unruhigen Nachbar haben, und wir wollen ihn haben. Wir wollen, eingekeilt zwischen dem romanischen und dem slawischen Völkerelement, gezwungen werden endlich einmal unsere ganze große-germanische Kraft zusammenzunehmen, um wirklich durch die That Das zu werden was wir in Frankfurt jetzt nur durch einen künstlichen Mechanismus sind, der nicht lange halten wird.

Wenn Gutzkow in Bezug auf die auswärtige Politik über die Fragen Italien, Oestreich und Polen nicht hinausgeht, so geschieht es wol deswegen, weil den andern Mächten gegenüber die Verhältnisse eine feste und charakteristische Gestalt noch nicht gewonnen haben. Gerade die Wirren in Italien und Polen, zum Theil auch in Schleswig, haben die Stellung Deutschlands zu den übrigen Großmächten schwieriger gemacht als es im März möglich schien. Die ideale Republik Lamartine, die Republik der freien Völkerassociation mußte sich eng an das traumverwandte Deutschland anschließen; die Republik Cavaignac wird im östlichen Europa vielleicht eine äußerlich wirksamere Allianz versuchen als es am Rhein möglich war; die Republik Bonaparte endlich wird nur von der gloire dürftig leben können, und gegen wen wird sie zuerst kämpfen um eine gemachte Popularität? England und Rußland, das eine voll Neid, das andere voll Haß gegen die bisher errungenen Siege der Demokratie, beide voll von Gelüsten den Absolutismus möglichst zu stützen, weil sie wissen, daß sie nur durch ihn den erwachten Riesenrivalen in der Wiege noch überwinden können: wie soll Deutschland ihnen gegenüber eine würdige, Achtung gebietende Haltung einnehmen? Man wird uns achten je mehr man uns fürchtet, und wird uns fürchten je stärker im Innern wir werden. Eine ehrliche, billige, aber bis unter die Zähne gewaffnete Politik muß Deutschland den Großmächten antragen, mit vereinfachten, Lamartine'schen Principien und dem Fingerzeig auf eine starke, energievolle, vom Nationalbewußtsein getragene Gewalt, die den Willen und die Macht hat diese Politik in die Wirklichkeit einzuführen! Aber wer ist diese Gewalt in Deutschland? Der Reichsverweser?

In den Debatten über Errichtung der Centralgewalt stimmten alle Parteien darin überein, daß ihre Schöpfung eine mächtige sein müsse. Täuschen wir uns doch jetzt nicht mehr, wo die Thatsachen reden, über das Offenkundige, daß der Reichsverweser weder nach innen noch nach außen ein starkes Deutschland repräsentirt. Die Centralgewalt ist ohnmächtiger als der alte Bundestag, und wird jetzt noch um so weniger erstarken, als die schwierigsten und bedenklichsten Principienkämpfe und die gewaltsame Lösung der östreichischen Frage den Reichsverweser in eine fast unhaltbare Stellung gebracht haben. Gutzkow sucht das ganze Unglück dieser Reichsregierung in der „fürstlichen" Spitze; aber würde ein Präsident nicht ebenso allein auf den guten Willen der Regierungen angewiesen sein? Der Regierungen, zu denen Gutzkow ja selbst so wenig Vertrauen zeigt, wenn er die harte Wahrheit ausspricht:

Die hohen Herren werden immer vorziehen unter einem fürstlichen Reichsverweser das Vaterland zu verwirren als unter einem bürgerlichen Präsidenten es zu stärken und zu einigen.

Gagern, derselbe Mann der noch auf Jahre der Mittelpunkt der ganzen denkwürdigen Bewegung hätte bleiben und die kühnsten Möglichkeiten der Einigung persönlich vertreten

können, begnügt sich mit der bedenklichen Aufgabe des Präsidentenstuhls in einer oft wilden und daher selbst wild machenden Versammlung. Sollte Gagern nicht gewußt haben, daß Nichts mehr abnutzt, einseitig macht und depopularisirt als ein Präsidentenstuhl? Dies Zurücktreten Gagern's, dies sich Aufsparenwollen für eine zukünftige Berechnung war weder ganz dem edeln Charakter entsprechend, an dessen Feuergeist und flammende Vaterlandsliebe man geglaubt hatte, noch war es der guten Sache förderlich; denn die schwachen Combinationen, die bald zusammenbrechen mußten, aus Klugheit vorauszuschicken, hieß viel wagen und konnte große Gefahren bringen.

Aber würde die Krone Preußen sich Hrn. v. Gagern gebeugt haben, während sie Muth und Energie genug hat sich der eigenen Nationalvertretung und der lauten Foderung vieler Millionen zu widersetzen? Preußen wird die Politik einer frankfurter Regierung, mag ihre Spitze „Johann" oder „Gagern" heißen, *immer influenziren*, und je mehr die preußische Autorität in Frankfurt schwindet, desto weiter wird ein berliner Cabinet *nach jetzigem Stile* von Deutschland sich zu entfernen suchen. Wer will Dies hindern? Das „souveraine" Volk? Das Ministerium Brandenburg und Wrangel bewachen das Ohr des Königs, daß er Nichts hört vom souverainen Volke, und die Revolutionen siegen nicht in den Provinzen; Das weiß Held Wrangel so gut als Windisch-Grätz. Mit der Hauptstadt ist Alles gewonnen! Die gegenwärtige Bewegung in Preußen wird über das Schicksal Deutschlands wesentlich mitentscheiden; von einer Revolution in Frankfurt dagegen wird Deutschland immer nur wenig berührt werden. Da es nun einmal eine ausgemachte Thatsache ist, daß sich der ganz eigentliche Schwerpunkt des deutschen Volks in Preußen darstellt, und da jeder Tag die Erfahrung neu aufdrängt, daß dieses Land auch jetzt trotz seiner langen Unterdrückung den reichsten Samen politischer Intelligenz in sich birgt, so wird eher oder später die Hegemonie von Deutschland doch an Preußen fallen müssen, trotz Friedrich Wilhelm. Ich kann nimmer meinen, daß (vergl. S. 82) „die bürgerliche Präsidentschaft doch vielleicht reifer ist als man geglaubt hat". Nie waren so wenig Aussichten für eine günstige Stellung derselben da als eben jetzt. Gewiß scheint es wol, daß der Erzherzog den Tirolerhut der Kaiserkrone vorziehen wird; gewiß, daß überhaupt selbst Niemand auf die Idee kommen wird ihm die letztere anzubieten. Durch Thatsachen gewitzigt wird man nicht die Misgriffe des Provisoriums in der Festsetzung des Definitivums wiederholen wollen; man wird die rechtliche Gewalt dahin legen, wo die factische ist, und wenn Preußen aus der gegenwärtigen Krisis gesund hervortritt, wird es Deutschland würdiger repräsentiren als ein machtloser Reichsverweser. Eine so energische Volksvertretung wie die preußische wird mit den Waffen des Rechts und der Intelligenz die Krone in Schach halten, wo sie sich Uebergriffe erlaubt. Süddeutschland wird sich dem mächtigen Norden anschliessen müssen und wirklich anschliessen, da die einzig mögliche Rettung des Vaterlandes in diesem Schritte liegt. Wird Deutschland in Preußen aufgehen? Thörichte Frage; vernunftgemäß muß man sie so stellen: Ist *Deutschland wirklich verloren, wenn es in Preußen aufgegangen ist?* Wenn Preußen die Herrschaft über den Süden mehr und mehr erränge, so würde zwischen den Beherrschten und Herrschern immer eine Wechselwirkung stattfinden, die wohl geeignet wäre die alten Stammzwistigkeiten auszugleichen. „So wie die Dinge am 20. März 1848 in Berlin standen, war es zu spät, daß sich Preußen an die Spitze der Bewegung stellte." Gewiß: Preußen, das in den Märztagen Deutschland keine andere Garantie der Freiheit als das Blut seiner gefallenen Barrikadenkämpfer, den abgelegenen Platz des Friedrichhains bieten konnte, war für ein Provisorium zunächst unmöglich geworden; es hat weiter an Popularität nicht gewonnen durch seine „Uebergangsministerien" und sein „Ministerium der That", nicht durch seinen Waffenstillstand für Schleswig-Holstein: aber wird, wenn sich die ganze gesunde Triebkraft Deutschlands der des preußischen Volks anschließt, wenn eine politische Frage für Berlin auch eine politische Frage für Baden ist, wird dann nicht die Krone Preußen zu einer volksfreundlichen Politik gezwungen werden? Friedrich Wilhelm IV., von dem Hr. Bassermann sagt, daß er deutscher gesinnt ist als er gehofft hat, wird die definitive Leitung der deutschen Angelegenheiten nicht zurückweisen, und eben schon weil es dann nicht mehr zwei Interessen gibt, das von Deutschland und das von Preußen, sondern nur ein einziges, mag man es nun das deutsche oder das preußische nennen, wird es ihm Ernst sein müssen um das gemeine Wohl. Ist ein Ministerium Brandenburg einmal gestürzt, so ist es auch für immer gestürzt. Preußen wird eine solche Morgengabe nie mehr zu fürchten haben; denn das Volk nimmt heute nicht ein Geschenk was es gestern zum Fenster hinausgeworfen, und das Volk hat kein Ende, es vergeht nicht, mais les rois s'en vont! Preußen als Spitze Deutschlands war für den Augenblick unmöglich, aber es ist es nicht für die Zukunft!

Den Reichsverweser beurtheilt Gutzkow streng:

Mit nichten ist der Erzherzog Johann von Oestreich die harmlose Persönlichkeit die man sich in ihm vorstellte. Er kam nicht von seinem Meierhofe nach Frankfurt, sondern aus den kaiserlichen Gemächern der wiener Hofburg. Er hatte seit dem März an den Schicksalen seines Vaterlandes den lebhaftesten Antheil genommen, und wer wollte ihm verdenken, daß er die Liebe für den Ruhm und die Größe seines Hauses mit nach Frankfurt bringt. Sein Urtheil über die italienische Frage ist bekannt. Er wird gern östreichische Truppen nach Schleswig ziehen lassen, hofft dafür aber auch deutsche für Italien oder die delicaten und leicht verletzlichen Grenzen von Wälschtirol zu gewinnen. Von einer eigentlichen volksfreundlichen, demokratischen und liberalen Gesinnung des Reichsverwesers ist noch Nichts verlautet. Man kann versichert sein, daß er sämmtlichen Monarchen in Deutschland im Stillen gesagt haben wird: „Erkennt mich nur als Bürgschaft der Ruhe und Ordnung Deutschlands an! Ich kann keine Erbmonarchie begründen, Das wißt ihr ja. Ich werde nirgendwo eure Rechte beeinträchtigen. Das deutsche Volk ist nun einmal aufgeregt, es will eine gewisse Kraft entwickeln. Bringt dieser Idee das Opfer zuweilen Etwas auszuführen was ich euch auftragen werde; die Hauptsache ist die Wiederherstellung der Sicherheit jedes Fürsten auf seinem Throne, Verbrüderung mit dem bessern Theile eurer Unter-

thanen, allmälige Vernichtung der republikanischen Ideen. In diesen Zwecken sind wir einig, deshalb sind wir geborene Bundesgenossen!"

Ich glaube, Gutzkow geht zu weit, wenn er einen Schatten auf den persönlichen Charakter des Reichsverwesers fallen läßt; die Beurtheilung seines politischen Charakters dürfte der Wahrheit nicht allzu fern liegen. Man würde die Policeimaßregeln der Centralgewalt mit Anerkennung — denn es bedarf einer Steuer gegen die Uebergriffe einer falschen Demokratie — aufgenommen haben, hätte sie neben diesen irgend etwas Energievolles aufzuweisen gehabt, zum Schutze der Freiheit und der Ehre Deutschlands. Heißt es die Centralgewalt nicht vor aller Welt lächerlich machen, wenn das Reichsministerium von demselben Oestreich das seine Commissaire misachtet hat, von dem Sieger Windisch-Grätz, der Wien in Sturm genommen, „entrgisch" die Bestrafung der Mörder Latour's fodert, als ob zu befürchten stände, Windisch-Grätz werde sie amnestiren. Wie wird das Reichsministerium und mit welcher „Energie" den einstimmigen Beschluß der Nationalversammlung in der Blum'schen Angelegenheit zur Ausführung bringen? Es muß offen gesagt werden: Deutschland geht unter an diesem schwachen Provisorium — „ein Matador! Wen lüstet nach dem Preise? Deutschland für einen Matador!"

Die Mediatisirungsfrage hat Gutzkow mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Er hat eine Sechstheilung vorgeschlagen: 1) Preußen erhält die anhaltinischen Fürstenthümer und die beiden Mecklenburg, Schleswig-Holstein und die Schutzherrschaft über Lübeck und Hamburg. 2) Das Königreich Oestreich vertritt bei der Centralgewalt die Länder deutscher Zunge die in Oestreich liegen, aber auch nur diese, und gewinnt Liechtenstein. 3) Sachsen erhält Altenburg, die reussischen Fürstenthümer, das Großherzogthum Weimar, von Koburg-Gotha die gothaischen Bestandtheile, überhaupt von Thüringen alles Das was diesseit des großen Gebirgskammes der Deutschland durchschneidet liegt. 4, 5 und 6) würden Baiern, Würtemberg und Hanover sich mit dem Rest abzufinden haben. Baden, die beiden Hessen, die Hohenzollern, Nassau, die lippeschen Fürstenthümer, Oldenburg und Braunschweig liegen so, daß ihre Vertheilung keine Zweifel darbietet.

Die Nationalversammlung, die diese Frage in Erwägung ziehen wird, ist wie verlautet einer ähnlichen Lösung nicht abgeneigt, und es würde dieselbe in verwandter Weise die erste, wirklich weltgeschichtliche That des Parlaments sein. Aus den 38 Nationen des Hrn. v. Vincke wären dann doch sechs geworden, ein großer Schritt zur Einigung, der namentlich auch die Reichsverwaltungsgeschäfte außerordentlich vereinfachen würde.

Bei der Centralgewalt stünden dann sechs Gesandte als Vertreter dynastischer Interessen. Sie würden sieben Stimmen haben, denn Preußens numerische Größe gibt ihm Anspruch auf zwei für eine. Ein deutsches Parlament kann mit sechs bedeutenden Ständekammern im innigsten Verkehre stehen, und sich selbst in den Verband, eine Art Abhängigkeit von der Majorität, dieser Kammern stellen. Wir hätten also eine demokratische Heptarchie. Die Verwaltung wäre dann nur noch eine sechsfache.

Daß die Mediatisirungsfrage in der Competenz der Nationalversammlung liegt, wird wol nicht bezweifelt. Der wiener Fürstencongreß mediatisirte, warum soll es nicht auch der frankfurter Congreß des deutschen Volks thun? Ist diese That doch ein Act der Nothwehr, ein Act der Sicherstellung für die eigene Existenz. Die Heermacht Deutschlands wird dann concentrirt sein, was nie der Fall sein kann, „wenn die Mobilisirung jeden Truppentheils erst von der Gesinnung irgend eines Landesherrn abhängig wird". Die frankfurter Nationalversammlung wird bei der Behandlung dieses Gegenstandes unwiderlegbar documentiren, ob sie die Revolution des J. 1848 verstanden hat. Die Einheit durch diesen „kühnen Griff" fodern, heißt nichts Unmögliches, nichts Unpraktisches fodern, und das Volk wird nicht um ein Haar gegen die Mediatisirung des J. 1848 unbilliger sein als die Fürsten es gegen die Mediatisirten von 1815 waren.

Im weitern Verlauf seines Buchs kritisirt Gutzkow speciell die preußischen Ministerien und die Verhältnisse des Landes seit den Märztagen, die er als Augenzeuge und zum Theil als unmittelbarer Theilnehmer an der Bewegung selbst kennt. Er schildert die Märzrevolution in ihrer Entstehung und ihren Folgen, und portraitirt namentlich auch die bedeutendern Persönlichkeiten die in derselben hervorgetreten. Alles Dies kurz, aber geistvoll und scharf: „Um seine Dynastie verliert Preußen eine große geschichtliche Mission für das deutsche Vaterland. Erträgt Dies ein Volk?" Preußen wird diese Mission nicht verlieren, weil das Volk und die Nationalvertretung es thatsächlich nicht ertragen.

Wird es Dies selbst noch ertragen, wenn es sich gestehen muß, diese Prinzen nehmen keine Lehre an, ihr Bund mit Rußland, mit der alten Aristokratie, mit dem alten Militairgeiste ist unauflöslich, und wir leben auf einer Mine des Verraths, die augenblicklich springen könne? Wären sie im Stande dem Volke statt der Palme des Friedens das Schwert zu zeigen, so wird es einst von ihnen heißen: Sie haben Nichts gelernt, Nichts vergessen! Und die Hohenzollern wird man die deutschen Bourbonen nennen. Les rois s'en vont.

Gutzkow hofft am Schluß seines Buchs, daß der Austritt der Linken aus dem Parlament die Dinge zu einer Entscheidung führen würde. Zu einer traurigen gewiß, zum Bürgerkriege. Die Demokratie würde sich dann vielleicht aufreiben, wie es in den letzten Tagen zusehends die Reaction gethan hat. Die Linke muß ausharren in Frankfurt; die Wrangel und Windisch-Grätz bereiten ihren Sieg vor! Ein neues Vorparlament ohne den frischen, unenttäuschten, siegesgewissen Enthusiasmus der Herzen ist eine Unmöglichkeit!

Gutzkow's Buch ist eine dankenswerthe Arbeit, und die Lecture desselben eine doppelt erquickliche um seiner Aufrichtigkeit willen. Aus einem patriotischen Gemüthe ist es geflossen und mit den wärmsten Wünschen für das Vaterland begleitet. Wenn diese Wünsche nur zum größern Theil sich erfüllen, wenn namentlich durch die Einigung Preußens und Deutschlands und durch die Zu-

sammenziehung der kleinern Staaten ein starkes germanisches Reich sich im Schoose der Zukunft entwickelt, dann werden wir auch — und Das wolle Gott — aus allen Schicksalsfällen siegreich hervorgehen, und mit Faulconbridge können wir jedem Feinde zuversichtlich dann die stolzen Worte zurufen:

Es rüste sich die Welt an dreien Enden,
Wir trotzen ihr: Nichts bringt uns Noth und Reu',
Bleibt Deutschland nur sich selber immer treu.

Seit vorstehender Aufsatz geschrieben, ist manches zur Zeit seiner Abfassung noch Zweifelhafte zur definitiven Entscheidung gekommen, und vom Novemberzugwinde ist manche schöne Hoffnung abgebrochen worden. In der Mediatisirungsfrage hat sich eine solche Summe von Schwierigkeiten aufgehäuft, daß, selbst unter der Voraussetzung der Einwilligung der betreffenden Fürsten, eine allgemeine Zusammenziehung der kleinen Staaten unthunlich, geradezu unausführbar erschien. In Preußen hat die Krone einen Staatsstreich durch eine freisinnige Verfassung gedeckt, und die Gemüther mit Waffengewalt oder „einem Blatt Papier" beruhigt; die Einen bedauern ihr „unbegründetes" Mistrauen gegen das Ministerium, die Andern schütteln den Kopf, und denken an das Virgil'sche „Timeo Danaos et dona ferentes!" Aber Oestreich, das schon manche Schmach auf den deutschen Namen gebracht, ist auch jetzt nicht zurückgeblieben. Als Napoleon, ein Tyrann, für den edle Herzen in Begeisterung gestorben sind, um eines Preßvergehens willen einen deutschen Buchhändler erschießen ließ, ging durch das ganze Vaterland in seiner schmählichsten Erniedrigung doch ein Ruf der Entrüstung, und die Geschichte meldet nicht, daß auch nur ein deutscher Mann den Herrn der Welt beglückwünscht habe zu diesem Morde. Und in Wien auch ist Blut geflossen um bloßer Preßvergehen willen, und den Tag darauf dankt der deutsche Gemeinderath der Stadt dem östreichischen Dictator für seine Milde und Schonung, und begrüßt und beglückwünscht den Eroberer und Sieger. Er thut es freiwillig, und wir haben das erste Jahr der Freiheit, und in ihm geschieht was in den Jahren der Knechtschaft zur Ehre deutschen Sinnes nicht geschehen! Wie vereinzelt diese Thatsache auch steht, sie thut dem deutschen Gefühle doch gar wehe, und Propheten können in ihr nicht ein Symptom sehen, daß Deutschland in Oestreich „am Vorabend seiner Größe" stehe. 89.

Literarische Notizen aus England.

Die Constitutionen des Continents.

Ein Aufsatz des „Quarterly review" über die diesjährigen Vorgänge in Italien, veranlaßt durch „Italy in the nineteenth century, contrasted with its past condition, by *James Whiteside*" (3 Bde., London 1848), enthält eine Stelle über die „Charten des Continents" welche, weil sie hier und da misfallen wird, um Nichts weniger wahr sein dürfte.

„Die englische Constitution, dunkel sichtbar in den fernen Zeiten der Heptarchie, hat allmälig Gestalt und Festigkeit gewonnen, bildet die Sitten und Bedürfnisse des Volks, und fügt sich wieder ihnen an. Die Charten des Continents, hastig zusammengeschrieben, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des Landes dem sie angehören sollen, sind entweder vom Monarchen verliehen oder vom Volke ihm aufgezwungen worden. In keinem von beiden Fällen haben sie befriedigt, hat man ihnen Zeit gelassen sich zu erproben. Was der Monarch verleiht Das glaubt er sich ermächtigt zurückzunehmen, und was ihm abgetrotzt worden Das glaubt er sich berechtigt zu umgehen. Das Volk auf der andern Seite, misvergnügt über die Leichtigkeit seines Siegs, bereut die Mäßigkeit seiner Foderungen, wünscht den Handel rückgängig, argwohnt Eingriffe von der Krone, strebt nach weitern Bürgschaften, und bewirkt Aufhebung jenes Gleichgewichts der Macht welche das Dasein einer freien Constitution bedingt. Fest steht, daß eine so gleich gewogene Constitution wie die englische, und welche mancher Neuerung ungeachtet England einen Grad des Wohlstandes und der Ruhe sichert, wie Beides nach unserer innigsten Ueberzeugung unter einer andern Regierungsform unerreichbar ist, noch auf keinem Theile des Continents mit glücklichem Erfolge eingeführt worden. In Frankreich hat man nach wiederholtem Versuchen den Plan aufgegeben. Spanien und Portugal, einst reich und mächtig, sind in der Wagschale der Völker tief und unter dem constitutionnellen Systeme in Bürgerkrieg versunken, dessen Ende nicht abzusehen. Es mag wahr sein, daß viele deutsche Staaten von ihren Herrschern unklug, sogar schlecht behandelt worden sind. Niemand kann das lange Hinhalten mit versprochenen Constitutionen rechtfertigen, Keiner wird behaupten mögen, daß, wenn einmal eine Constitution verliehen worden, wie unbedachtsam sie auch abgefaßt sei, ihre gänzliche und summarische Abschaffung bei Gelegenheit eines bloßen Thronwechsels etwas Anderes bewirken könne als einen tief wurzelnden Groll. Wie unglücklich aber hat selbst im gesammten Deutschland das neueste großartige Experiment sich bisher erwiesen! Die deutsche Nation, so lange hoch geachtet als Muster der Besonnenheit, scheint mit Eins toll geworden zu sein, und während, wie in Italien, die Trägheit und Feigheit der höhern Stände etwas Schlimmeres erwecken als Mitleid, fleht das Benehmen der Volksrepräsentanten im Bereiche ihres gepriesenen und besungenen Vaterlandes gerade so aus als solle es die Abneigung der Monarchen und wirklicher Staatsmänner, sich ihnen anzuvertrauen, zugleich erklären und rechtfertigen. Der Anblick macht uns Ekel. Die deutschen Parlamente haben die gute Meinung Lügen gestraft welche Europa von deutscher Gesinnung hegte, und jedenfalls muß zugestanden werden, daß Schwerfälligkeit sich mit Leichtfertigkeit vereinigen läßt, und Geistesgaben ohne äußern Glanz deshalb nicht innern Gehalt besitzen müssen."

Juristisches Journal.

Es verdient auch die Beachtung deutscher Juristen, daß in London ein Journal erscheint („The law review and quarterly journal of British and foreign jurisprudence") welches den Zweck hat alle in die Rechtswissenschaft einschlagenden Streitfragen zu erörtern, die Kenntniß gesunder Rechtsprincipien zu verbreiten, und neben der Zügelung einer rücksichtslosen Neuerungssucht wirkliche Verbesserung der Gesetze zu fördern. Es erscheint unter den Auspicien der Society for promoting the amendment of the law, welche Lord Brougham zum Präsidenten, den Lord-Kanzler, die Herzoge von Richmond und Cleveland, die Lords Devon, Radnor, Ashburton, Campbell und Herrn Lushington zu Vicepräsidenten und Viele der ersten Rechtsgelehrten unserer Zeit theils zu wirklichen, theils zu Ehrenmitgliedern hat. Von Mehren derselben enthält das Journal werthvolle Beiträge. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 354. —— 19. December 1848.

Die Kosacken und die Völker des Kaukasus.

1. Der Kaukasus und das Land der Kosacken in den Jahren 1843—46. Von Moritz Wagner. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold. 1848. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.
2. Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. Von Friedrich Bodenstedt. Mit Abbildungen. Frankfurt a. M., Varrentrapp's Sortimentshandlung. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Der russische Koloß hängt drohend über dem revolutionnairen Europa. Die Zukunft Europas, und vielleicht schon die allernächste, wird einen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen dem Freiheitsprincip des westlichen Europas und zwischen dem Sklavenprincip des russischen Nordens nicht vermeiden lassen. Es ist deshalb durchaus nothwendig diesen russischen Koloß in seinem Innern so genau als möglich kennen zu lernen, seine Mittel, seine Lebensbedingungen gründlich zu prüfen. Ein slawischer Schriftsteller sagt die bedeutungsvollen Worte:

Wir Slawen sind unsern westlichen Brüdern eine Warnung von höchster Bedeutung schuldig. Der Westen vergißt zu sehr den Norden von Europa und Asien, diese Heimat der Raub- und Vernichtungsvölker. Glaube man ja nicht, diese Völker hätten zu bestehen aufgehört. Fortwährend sind sie da, wie eine gewitterschwangere Wolke, nur das Zeichen des Himmels erwartend, um von den Höhen Hochasiens herab auf Europa zu stürzen. Man glaube nur nicht, daß der Geist der Attila, Dschingis-Khan, Tamerlan, Suwarow, dieser fürchterlichen Strafvollstrecker der Menschheit, in jenen Regionen ganz ausgestorben sei.... Jene Länder, jene Menschen und der Geist der sie beseelt stehen da, um die christliche Civilisation wach zu erhalten, sie zu mahnen, daß es für den Westen noch nicht an der Zeit sei den Degen zur Pflugschar umzuschmieden und die Casernen in Häuser frommer Stiftungen umzuwandeln.

In der jetzigen Krise Europas, deren Ende noch Niemand voraussehen kann, verdienen solche Worte eine ganz besondere Beherzigung. Die alten Mongolenschwärme sind zum Theil disciplinirt, und haben gelernt der weithinschallenden Commandostimme an der Newa zu gehorchen, donische und moskauische Exercirmeister haben ihre Stationen bis an die fernen Grenzen des chinesischen Reichs; aber der alte Barbarensinn ist geblieben, und wird selbst von dem russischen Despoten gepflegt. Das gräßliche Palla welches Dschingis-Khan und Batu gerufen als sie an der Spitze von Millionen Steppenteufeln zur Verheerung der Welt auszogen, wer mag wissen, ob wir es nicht noch zu vernehmen haben?

Die vorliegenden Werke bieten uns ein reiches und werthvolles Material für die Beurtheilung und Kenntniß der Zustände im europäischen Osten. Sie zeigen uns zugleich die eiserne Disciplin, womit Rußland die wilden Völkerschaften der Freiheit zu entwöhnen, und sie unter sein despotisches Militairsystem zu beugen weiß, wie auch den wilden Muth, womit andere Völkerschaften für ihre angeborene Freiheit gegen die Macht des Zaren kämpfen. An den Kosacken sehen wir am deutlichsten, wie sie aus ihrer wilden natürlichen Freiheit allmälig in die militairische Organisation übergegangen sind; die Erinnerungen an das alte, wilde Treiben, an die Zeiten der kosackischen Ungebundenheit werden immer schwächer. Rußland hat die Kosacken mit eiserner Ruthe gebändigt, die donischen Kosacken sind vortrefflich organisirt, und so ist der große, streitkräftige Reiterstamm für die Militairmacht Rußlands von unberechenbarem Nutzen geworden, und man kann von den jetzigen Kosacken mit Schiller's „Fiesco" sagen: „Sie schlugen ein bischen aus gegen das Wort Subordination wie die Raupe gegen die Nadel, aber es war zu spät." Einen ungeheuern Stoff zum Nachdenken geben die weiten Steppenländer, mit ihren von der Despotie disciplinirten Barbaren, geben die Felsen des Kaukasus mit seinen ebenso wilden Freiheitskämpfern. Liegt denn die Zukunft dieser Gegenden noch ganz so unenthüllbar vor uns wie das Vergangene? Berechtigen die Zustände in diesen Ländern, die Vorgänge von heute nicht zu Schlüssen auf die Rolle die ihnen die Geschichte für morgen vorbehalten? Oder hätte das ungeheure Reich mit seinen noch immer knochenstarken, unentnervten Söhnen seine historische Rolle ausgespielt, und drohen dem civilisirten Westen von dort keine welterschütternden Orkane? Hier ist ein großes Geheimniß. Schon Goethe hat mit Prophetenfingern lange vorher gefühlt: „Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahren von dort her zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin gegen Morgen aus"*), und die jetzigen Zustände

*) Vergl. den Aufsatz: „Spätere Berührungen mit Goethe", in H. Luden's „Rückblicke in mein Leben".

Europas werden auch dem politischen Optimisten zeigen, welche Wetterwolken von Osten zu uns herüberziehen.

Für die richtige Beurtheilung der russischen Macht ist aber nicht blos eine Kenntniß der wilden Massen nothwendig welche es gebändigt und für das System der Despotie abgerichtet hat, sondern auch eine Kenntniß Derer welche einen furchtbaren Kampf auf den Felsen des Kaukasus gegen die russische Uebergewalt führen. Mit Recht mag Bodenstedt in seiner Vorrede sagen, daß ein geheimnißvoller, nur selten und nur theilweise gelüfteter Schleier seit Jahrtausenden den Kaukasus und seine Bewohner umhüllt. Die Gerüchte welche seit Anfang dieses Jahrhunderts von Zeit zu Zeit aus jener majestätischen Gebirgswelt nach Europa herüberschollen klangen fast immer wie ein Nachhall der Mythen des Alterthums. Man hörte wie die Russen nach den Ufern des Phasis gezogen, um aus den immergrünen Wäldern von Kolchis das goldene Vließ der Freiheit zu rauben; aus den Menschenknochen, womit die kolchischen Fluren übersäet wurden, wuchsen gepanzerte Scharen hervor, sich einander bekämpfend und vertilgend. Prometheische Verbannungsseufzer erschallen noch immer von den Felsengestaden des ungastlichen Pontus. Man weiß in Deutschland, daß die Russen den Kaukasus in ein großes Heerlager umgewandelt haben, daß dort seit Jahrzehnden ein blutiger Kampf geführt wird, daß russische Festungen das Gebirge in allen Richtungen durchziehen; aber warum der Kaiser alljährlich den Daghestan mit den Leichen seiner Krieger füllt, wann und mit welchem Rechte Rußland diesen unheilvollen Kampf begonnen, dessen Ende noch unabsehbar ist, über alles Dieses, kurz über die nähern Umstände weiß man in Deutschland so gut wie gar Nichts. Darüber unterrichten uns die vorliegenden Quellen.

Wer da glauben möchte, daß der Ausgang dieses Kampfes von der Zertrümmerung steinerner Vesten, von der Zerstörung einiger Wälder abhängt, hat das Wesen des kaukasischen Kriegs noch nicht begriffen. Die Russen mögen mit ihren Heerscharen alle Länder des Kaukasus überziehen, alle Festungen mögen sie schleifen und alle Wälder verbrennen, und mit dem Feuer ihrer Geschütze selbst den Schnee der wolkenüberragenden Gletscher zerschmelzen: und es wird damit dem unheilvollen Kampfe noch kein Ende gemacht sein. Ja, sie mögen des Daghestan verborgenste Schluchten erspähen, auf den zertrümmerten Wohnungen der alten Heldengeschlechter neue Hütten bauen, und der Gebirgsländer ganze Bevölkerung ausrotten mit Weib und Kind — das Kriegsfeuer wird, sich ewig erneuernd, fortlodern durch die Jahrhunderte. Denn dieser Krieg ist nicht blos ein Kampf welchen Menschen gegen Menschen führen, es ist ein Kampf des Gebirgs mit der Steppe. Die Bevölkerung des Kaukasus kann gewechselt werden, die von seinen Bergen wehende Freiheitsluft wird immer dieselbe bleiben.

Der westliche Kaukasus und die pontische Küste von der Mündung des Kuban bis zu der des Rion sind von den Gebirgsvölkern bewohnt welche man häufig im Allgemeinen mit dem Namen Tscherkessen bezeichnet, die aber hinsichtlich ihrer Sprache große Verschiedenheiten zeigen. Am zahlreichsten unter diesen Völkerschaften sind Adigé, deren Wohnsitze sich vom linken Ufer des Kuban bis in die Gegend erstrecken, wo die Russen das Fort Golowinski erbaut haben. Sie werden von den Russen und Türken besonders unter der Benennung Tscherkeß verstanden, einem Namen der, wie Wagner bemerkt, eigentlich türkischen Ursprungs ist, und den die kaukasischen Völker selbst nicht kennen. Weiter gegen Südosten wird das kaukasische Küstengebirge von zwei Völkerstämmen bewohnt, die uns fast noch gänzlich unbekannt sind, den Ubichen und den Tschigeten. Südlich von den Tschigeten wohnen die Abchasen, ihnen folgen die Irbingrelier und Gurier, schöne Menschen mit friedlichem Sinne, der Mehrzahl nach Christen. Unter all diesen Völkern stehen die Ubichen an Kühnheit und Tapferkeit voran. Sie besitzen in hohem Grade all die heroischen Eigenschaften wie alle Laster welche die Bewohner des Kaukasus auszeichnen: die Freiheitsliebe, den feurigen Muth, die ritterliche Leidenschaft zu Abenteuern, zum Lärm der Waffen und zum Ruhm, den ihre Barden besingen und durch Tradition verewigen. Dabei sind sie ebenso hart gegen ihre gefangenen Feinde wie die Tscherkessen, ebenso habgierig, ebenso argwöhnisch. Im ersten Bande von Wagner's Werk wird man interessante Mittheilungen über eine Expedition der Russen gegen die Ubichen finden.

Die eigentlichen Tscherkessen schildert Wagner mehr in vereinzelten, interessanten Pinselstrichen, während Bodenstedt ein vollständiges Gemälde von ihnen entwirft. Die Religion dieses Volks ist ein Gemisch von Christenthum, Islam und Heidenthum. Das Christenthum wurde hier schon im 5. Jahrhunderte eingeführt, und es war mit kurzen Unterbrechungen die herrschende Religion der Edlen und Fürsten, bis in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der berühmte Scheikh Manssur im Kaukasus eine ähnliche Rolle spielte wie in unsern Tagen der geniale Lesghierhäuptling Schamyl im Daghestan; seitdem bekennen die Edlen und Fürsten der Tscherkessen sich fast sämmtlich zum Islam. Das Familienleben, wovon das Leben in Stämmen nur ein erweiterter Begriff ist, hat sich zu einem eigenthümlichen Feudalsystem ausgebildet. Die freien Tscherkessen zerfallen in drei streng gesonderte Stände: Fürsten, Edelleute und Bauern oder gemeine Krieger. Die zahlreichen Sklaven sind sämmtlich Kriegsgefangene oder Ueberläufer. Die höchste Gewalt im Staate ist der Volkswille; die Fürsten und ihre Vasallen sind nur die Vollstrecker dieser Gewalt und zugleich Anführer im Kriege. Jeder freie Tscherkeß ist geborener Soldat, und hat seine Stimme in den Volksversammlungen, wo über Krieg und Frieden entschieden wird. Als höchstes Gesetz gilt den Tscherkessen, wie allen freien Völkern des Kaukasus, die Blutrache. Es lassen sich aus den Zuständen und dem Volksleben der Tscherkessen eine Menge Züge auffinden welche lebhaft an die Sitten der alten Spartaner erinnern. Der Tscherkeß

baut sein Haus nie aus Stein, sondern lediglich aus Holz; im Vertrauen auf die Stärke seines Armes dünkt es ihm ungeziemend sich hinter steinernen Mauern zu verbergen. Das Cölibat gilt für entehrend, der Gatte muß seine Auserkorene mit Gewalt entführen. Die Achtung vor dem Altar geht durch alle Stände. Wohlbeleibtheit gilt als entehrend, bei Männern wie bei Frauen. Wissenschaften und Künste sind vernachlässigt, wie denn weder die Völker des Kuban noch die des Daghestan je eine eigene Schriftsprache besessen haben. Nur Poesie und Musik, diese beiden Trösterinnen der Menschheit, haben sich durch den Lärm der Schlachten nicht verscheuchen lassen. Die Poesie ist der Inbegriff aller Weisheit des Volks, die Triebfeder zu großen Handlungen und die höchste Richterin auf Erden. Jedes tscherkessische Lied ist ein vergeistigtes Stück Volksleben, und die Kenntniß eines einzigen derartigen Liedes ist für den denkenden Geschichtsfreund wichtiger als die Schilderung von hundert Schlachten und Belagerungen. Bodenstedt theilt in sehr gelungener Uebersetzung ein tscherkessisches Volkslied mit: „Tscherkessische Todtenklage." Es ist eine köstliche Perle.

Von allen übrigen Völkern des Kaukasus, sowie auch von allen Moslim, unterscheidet der Tscherkesse sich durch seine Keuschheit und durch seine Achtung vor dem Weibe. Polygamie gehört bei ihm zu seltenen Erscheinungen; der Koran erlaubt sie, aber die Sitte verbietet sie. Die Päderastie, im Kaukasus so verbreitet, wird von den Tscherkessen verachtet. Bei einigen Tscherkessenstämmen herrscht noch die uralte Sitte den Leib der jungen Mädchen zwischen dem zehnten und zwölften Jahre in eine Hirschhaut zu nähen, welche sie so lange tragen, bis der junge Gatte sie in der Brautnacht mit dem Dolche löst. Treubruch in der Ehe gehört zu den seltensten Erscheinungen und ist sehr verachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Begriff des Epos von Friedrich Zimmermann. Darmstadt, Leske. 1848. 8. 20 Ngr.

Die großen Schwierigkeiten welche bei der Begriffsbestimmung des Epos überwunden werden müssen haben nach des Verfassers Ansicht diesen Theil der Poëtik am meisten der subjectiven Willkür anheimfallen lassen; er hat es sich also zur Aufgabe gestellt diesem Proteus einmal haltbare Bande des Begriffs anzulegen. Das Epos subsumirt sich ihm aber unter den höhern Begriff des epischen Gedichts, und unter diesem ist die gegenständliche Erzählung einer Begebenheit in ihrer realen Totalität zu verstehen. In diesem Begriffe vereinigen sich folgende Momente, wie er es nennt: 1) Objectivität, d. h. das Leben des Gegenstandes für sich selber; 2) die Erzählung, d. h. die Fortbewegung einer Reihe von vergangenen Momenten, in welchen eine Begebenheit sich sinnlich-organisch abschließt; 3) die reale Totalität, d. h. die Ausgestaltung aller sinnlichen Momente der Begebenheit, insoweit sich darin die poetische Idee realisirt. Innerhalb dieses Begriffs fallen nun eine Menge Arten. An Wichtigkeit übertrifft alle das Epos, d. h. die durch lebendige Einheit organisirte, rein objective und naive Darstellung von Begebenheiten heroischer Individuen nach ihrer ganzen Breite, in welchen sich die Totalität einer absoluten Vergangenheit abspiegelt. Das also ist der „Begriff des Epos", und ihn führt nun der Verf. weiter aus. Ich muß ihm darin etwas mehr ins Einzelne folgen. 1. Das Epos überliefert eine fertige und absolute Vergangenheit mit dem Bewußtsein der Vergangenheit, und diese ist als absolute Vergangenheit a) ideal und unbedingt, d. h. sie liegt vor der historischen Zeit, b) ist der Mythus oder die Sage der gemäßeste Stoff, weil diese der in freigeschaffener Begebenheit lebendige absolute Volksgeist ist, welcher sich erst noch im idealen Bilde als in sich beschlossene Einheit anschaut; c) diese Identität des Volksgeistes mit sich selbst in der Sage läßt ihm Natur und Gottheit auch nicht als das Fremdartige im Bewußtsein gegenübertreten, und führt deshalb die Gottheit in die menschlichen Begebenheiten ein: das Wunderbare — worauf denn „concreter festgestellt wird, welche Lebensentwickelung der Vergangenheit das Epos zu objectiviren habe". 2. Die epische Vergangenheit bewahrt sich in rein objectiver Erzählung der Begebenheiten, welche unabhängig ist von der Subjectivität des sie auf sich beziehenden Gedankens oder Gefühls. 3. Die epische Begebenheit hat neben der von der Particularität des Dichters befreiten Objectivität noch das verwandte Moment, daß sie mit ihrem eigenen Innern zur organischen Einheit zusammengewachsen, somit auch von dieser Seite naiv dargestellt ist. 4. Wird durch den Gang der Begebenheit das heroische Alter, wie es im adäquaten Bewußtsein der Zeit seiner epischen Fixirung sich reflectirt, nach seiner Totalität oder doch nach den hervortretendsten Bezügen seines Gesammtzustandes zur Anschauung gebracht. 5. Das Epos ist die künstlerische Offenbarung des heroischen Bewußtseins durch individuell bestimmte Begebenheiten u. s. w. Dies ist die kurze Inhaltsanzeige von neun Paragraphen unter den elfen die das Buch zählt.

Ich glaube mir den Eindruck welchen dieser Gang des Buches auf den Leser machen muß ausreichend vorstellen zu können; es wird derjenige sein welchen Schiller in der „Macht des Gesanges" ausspricht:

> Erstaunt mit wollustvollem Grausen
> Hört ihn der Wanderer und lauscht,
> Er hört die Flut vom Felsen brausen,
> Doch weiß er nicht, woher sie rauscht.

Denn auch hier tritt auf einmal in die Kreise der Freude mit Gigantenschritt geheimnißvoll nach Geisterweise zwar nicht ein ungeheures Schicksal, aber wol ein ungeheurer Begriff; da muß sich jede Erdengröße dem Fremdling aus der andern Welt beugen, und jede andere Macht muß schweigen.

Der Verf. stellt eine Definition des Epos auf, und diese führt er aus, und zwar, was in dem kurzen Auszuge nicht angedeutet werden konnte, mit einer Belesenheit in den epischen Gedichten aller Zeiten und Völker, in welcher ihm nachzustehen Ref. zu erklären für seine Schuldigkeit hält; Das ist die Methode seines Buchs. Was berechtigte ihn sich mit einer solchen Methode zu begnügen? Wie darf er hoffen auf dem Wege eines so kahlen Apriorismus die Fülle der Wirklichkeit einzufangen? Woher hat er überhaupt jenen an die Spitze gestellten Begriff, und wie kommt er dazu ihn ohne Weiteres als bindend zu betrachten?

Das Räthsel löst sich leicht. Hr. Zimmermann fährt nach der oben angeführten Definition des Epos fort: „Die Durchdringung jedes einzelnen in dem Begriffe des Epos gelegenen (?) Momentes wird uns im Folgenden zu concretern Bestimmungen führen, die theils zu dem großen Gegensatze des Volksepos und Kunstepos fortgehen, theils in der Wahrhaftigkeit und Reinheit des epischen Geistes, in dem Umfang und Charakter der Begebenheiten, in der Lebensanschauung des Dichters und in der Composition des Gedichts mannichfache Differenzen erkennen lassen. Auch können wir solche Dichtungen nicht umgehen welche besonders durch ihre mangelnde Kunstvollendung den epischen Geist nicht vollständig realisiren, aber ihm doch so innig verwandt sind, daß sie als Momente in der

successiven Entwickelung desselben gelten müssen. Die volle Reife des epischen Bewußtseins und seiner künstlerischen Offenbarung ist aber wol nirgend als bei Homer anzutreffen, und wenn er von uns oft genug als Kanon aufgerufen wird, so bedarf Das keiner Rechtfertigung."

Und weiterhin (S. 18) wird die Einheit des Homer und die einheitliche Conception der Homerischen Epen mittels der gewöhnlichen aus der — aus welchem Grunde in diesem Fall den Resultaten der Forschung gegenüber angenommenen? — organischen Einheit des Kunstwerks und der Voraussetzung eines „Genies" hergenommenen Gründen — Wolf gegenüber, denn Lachmann's bestimmtere Ergebnisse werden wunderbarerweise nicht erwähnt — mit großer Entschiedenheit verfochten.

Folglich ist was Hr. Zimmermann den Begriff des Epos nennt nur eine Abstraction aus den Homerischen Epen wie sie uns vorliegen; wo denn, wenn diese einmal als die vollkommensten Exemplare betrachtet wurden, was von ihren Normen abweicht, z. B. die gar nicht geringe Subjectivität mittelalterlicher Epen, gar leicht als die nicht vollkommen ausgebildete, nicht zu reiner Ausgestaltung durchgedrungene Erscheinung betrachtet werden konnte.

Diese Auffassung wurde dann noch durch den allgemeinen Standpunkt des Verf. unterstützt. Er will zwar nicht Hegelianer sein, und mag auch in seinen Ueberzeugungen übrigens von Hegel abweichen; aber wenn er seine Hauptaufgabe (S. 1) dahin bestimmt, mit der Strenge des Begriffs den Blick auf den concreten Reichthum der epischen Productionen so zu verbinden, daß die kritische Beurtheilung aus den Principien auf das Einzelne hinübergeleitet wird, ohne daß jene Strenge darunter leidet, so setzt er selbst in der Anmerkung hinzu: diese Bahn habe Hegel im dritten Bande der „Vorlesungen über Aesthetik" mit siegreichem Erfolge beschritten, und wie er bei der Vertheidigung des Einen Homer's sich ausdrücklich auf ein Hegel'sches Wort beruft, so wird sich jeder Leser des obigen Auszugs sogleich an die bekannte Manier dieses Philosophen erinnert gefunden haben. Nun kommt aber Hegel, wie ich anderwärts gezeigt habe, über eine phänomenologische Auffassung der Kunst im Wesentlichen nicht hinaus, und so mußte sich ihm denn auch als der Geist und das Wesen des Epos eine bestimmte Weltanschauung ergeben, die sich dann freilich in Worte fassen, und wenn man an die Deduction derselben einmal glaubt mit Weglassung derselben an die Spitze einer Besprechung der epischen Poesie stellen läßt; auch ist endlich was Hegel als epische Weltanschauung hinstellt selbst nichts Anderes als die Quintessenz der Begriffe, Stimmungen und Auffassungsweisen, welche den Grundton der Homerischen Epen ausmachen.

Auf diese Weise wäre denn also das Werk des Hrn. Zimmermann vollkommen erklärt und zugleich beurtheilt, denn mit dieser Erklärung sind seine Behauptungen für die Anhänger Hegel's und des Einen Homer gerettet, für die Gegner beider dagegen gerichtet.

M. Hanzel.

Miscellen.

Die römische Gesetzgebung in Bezug auf Bestrafung der Mishandlung von Thieren.

Unsere neuere Criminalgesetzgebung fängt immer mehr an der größer gewordenen Anzahl von Vereinen gegen Thierquälerei, diesem vortheilhaften Zeugnisse für die entwickelte Humanität der Gegenwart, zu entsprechen. Die römische Gesetzgebung steht in diesem Punkte auf sehr niedriger Stufe. Sie hängt nur mit dem von Augustus eingeführten, von Trajan, Hadrian u. A. vervollkommneten cursus publicus zusammen. Die betreffenden Gesetzstellen sind folgende: Cod. Theod. L. 2 de cursu publico, 8, 5: Imp. Constantinus ad Titianum: „Quoniam plerique nodosis ac validissimis fustibus inter ipsa currendi primordia animalia publica cogunt, quicquid virium habent absumere, placet: Ut omnino nullus in agitando fuste utatur, sed aut virga aut certe flagro, cujus in cuspide infixus brevis aculeus pigrescentes artus innocuo titillo poterit admonere, non ut exigat tantum, quantum vires valere non possunt. Qui contra hanc fecerit sanctionem, promotus regradationis humilitate plectatur, munifex poenam deportationis excipiat. Dat. etc." Abgekürzt und etwas verändert im Cod. Justinian. L. I de cursu publico: „Equos, qui publico cursui deputati sunt, non lignis vel fustibus, sed flagellis tantummodo agitari decernimus, poena non defutura contra eum, qui aliter fecerit. Dat. etc." In der römischen Gesetzgebung handelt es sich offenbar nicht um Schonung des Thieres aus Rücksichten der Menschlichkeit; es waltet nur der Standpunkt des Staatsinteresses vor, daß nämlich die zum öffentlichen Dienst auf Kosten des Staats gelieferten Thiere, Ochsen, Esel, Maulthiere, später nur Pferde, weder durch Mishandlungen noch durch eine übermäßige Anstrengung verdorben werden sollten. Zu einer Verordnung welche auch die Schonung des eigenen Thieres dem Herrn zur Pflicht machte hätte schon ein höherer Grad von Gediegenheit gehört als sich in jener Zeit findet, um die Rücksicht auf das Recht des Eigenthums einer andern höhern unterzuordnen. In der ursprünglichen Fassung des Gesetzes scheint jedoch wenigstens die Spur eines sich hier äußernden bessern Sinnes zu liegen. Denn für die bloße Beeinträchtigung des Rechts des Staats durch Unbrauchbarmachen des Thieres hätte die Verpflichtung zum Ersatze hinreichen, und etwa eine geringere Disciplinarstrafe zweckmäßig damit in Verbindung gesetzt werden können, während die von Konstantin ausgesprochenen Strafen der Degradation und Deportation zu den criminellen gehören. Wollte man dagegen einwenden, daß die Grausamkeit des bisherigen Verfahrens roherer Menschen die schwerere Ahndung zu fodern schien, so beweist ja Dieses eben die Nothwendigkeit eines Gesetzes welches nicht vom Standpunkte des Privatinteresses ausgegangen wäre, sondern einen andern, höhern angenommen hätte. Vergegenwärtigt man sich, daß unter Konstantin, der sich am Ende seines Lebens öffentlich zum Christenthume bekannte, wol auch schon früher durch den Geist dieser Lehre ein milderer Geist hier und da sich geltend machen konnte, so könnte man auch in Konstantin's Edicte eine solche Beziehung finden. Doch steht entgegen, daß für alle andere Fälle grausamer Behandlung der Thiere ein Gesetz fehlt, wie denn auch die Kämpfe von wilden Thieren immer noch vorkommen, rücksichtlich welcher man auch wol andere, auf ihre Natur gegründete Ansichten gehabt haben kann, durch die man das früher Hervorgebrachte zu rechtfertigen suchte. Analog spricht jedoch für Konstantin's höhere Rücksichtsnahme der Umstand, daß er, wenn auch nicht für das ganze römische Gebiet — was erst unter Honorius im J. 404 n. Chr. geschah —, die Gladiatorengefechte abstellte, ohne Unterschied ob die hierzu bestimmten Individuen aus der Zahl der Verbrecher genommen waren oder nicht.

Sinnreiches Spott-Distichon.

Auf die Synode zu Dordrecht, welche die herrschende Partei der reformirten Kirche im J. 1618 gegen die Arminianer hielt, erschien, als sie kaum begonnen hatte, zu Leiden das wahrhaft künstliche Distichon:

Dordrechti synodus? — nodus; chorus integer? — aeger;
Conventus? — ventus; sessio? — stramen. Amen.

Dies irae — seclum solvet in favilla.

Jemandem „bis zum Tage des Brandes" dienen wollen ist auf den Hebriden eine sprüchwörtliche Redensart, durch welche man die festeste und ausdauerndste Treue verspricht. Vergl. „Taschenbuch zum gesellschaftlichen Vergnügen", Jahrgang 1832, S. 137. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 355. —— 20. December 1848.

Die Kosacken und die Völker des Kaukasus.

(Fortsetzung aus Nr. 354.)

Es ist häufig der Krieg der Franzosen mit den Arabern und der der Russen mit den Tscherkessen aus einem Gesichtspunkte beurtheilt worden, doch ist das Analoge dieser beiden Kriege nur in den heutigen Zuständen, nicht aber in ihrem Entstehen zu suchen. Was bewog die Russen mit ihren Heerscharen die Länder des Kaukasus zu überziehen? Welche Zwecke verfolgen sie dabei, und wodurch werden diese Zwecke gerechtfertigt? Mit der Beantwortung dieser Fragen beschäftigt sich Bodenstedt auf eine gründliche Weise. In einer scharfen Kritik beantwortet er jene Fragen. Die Gründe welche Rußland bewogen sich in die Angelegenheiten der Völker des Kaukasus einzumischen sind dieselben welche einst Philipp von Macedonien bewogen sich in die Angelegenheiten von Hellas zu mischen. Aber die Lösung der Frage, ob auch die Erfolge dieselben sein werden, bleibt noch der Zukunft anheimgestellt. Rußland gewährte einem Lande Schutz und Beistand, um das Recht zu haben ein anderes zu bekriegen; daß es seine Schützlinge nicht unter den Bekennern des Islam, sondern unter den christlichen Stämmen des Kaukasus suchte, lag in der Natur der Sache. Wer das ganze System der nichtswürdigen Politik kennen lernen will, womit Rußland die freien Völker des Kaukasus belagert, den müssen wir auf die ausführliche, kritische und historische Darstellung hinweisen welche sich im ersten Capitel des zweiten Buchs bei Bodenstedt findet. Das Resultat der Untersuchungen in aller Kürze ist, daß die Russen bei ihren Eroberungen und Verheerungszügen im Kaukasus und in den Küstenländern des Schwarzen Meers von keinem andern Rechte geleitet wurden als von dem Rechte des Stärkern. Unsere Sympathien gelten den Völkern welche, allen Anstrengungen der Russen zum Trotz, bis jetzt ihre Freiheit zu bewahren gewußt haben, sowie denen welche sich nur nothgedrungen vor der Uebermacht beugten, und nur den günstigen Augenblick erwarten, um die Fessel zu brechen. Diese Völker verdienen die Freiheit, weil sie glühend streben sie zu besitzen. Den Tscherkessen des Schwarzen Meers ist sie eine liebende Mutter, die sie geboren und großgesäugt hat an ihren Brüsten; den Tscherkessen des Daghestan ist sie eine geliebte Braut, um die sie kämpfen und werben. In der That, man könnte sich kein traurigeres Schauspiel denken als diese kräftigen, lebensfrischen Völker unter dem Gifthauche russischer Civilisation versiechen zu sehen. Es müßte schwer sein in der Geschichte der Gegenwart zwei Nationen aufzufinden welche sich in ihren charakteristischen Eigenschaften so schroff gegenüberstehen wie die geknechteten Moskowiter und die ritterlichen Bergvölker des Kaukasus. Die Russen sind, seit Peter's des Großen Eisenfaust ihnen den ersten Stoß gab, um sie aus der Barbarei aufzurütteln, noch in einer Uebergangsperiode, und bilden ein Chaos, dessen Elemente sich erst sondern und läutern müssen, um ein sicheres Urtheil möglich zu machen; aber darin stimmen alle unparteiischen Reisenden überein, daß vier Laster, gleichsam vier Zweige eines und desselben Baums: Betrug, Lüge, Diebstahl und Völlerei, sich in Rußland häufiger und in höherm Grade finden als in allen übrigen Ländern Europas. Im Gegensatze zu diesen Lastern sind nach dem Zeugnisse aller Kaukasus-Reisenden Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Treue und Mäßigkeit hervorstechende Eigenschaften der Tscherkessen. Wären solche Tugenden, neben dem höchsten Gute des Menschen, der Freiheit, nicht zu hoher Preis für den Segen des „menschheitschändenden Moskowiter-Regimentes"? Wahrlich, wenn es nicht schrecklich wäre, so könnte man es lächerlich finden, daß ein Volk wie das russische, welches selbst seit seinem Bestehen nie Recht noch Gerechtigkeit gekannt hat, sich schon berufen fühlt andern Völkern Gesetze vorzuschreiben. Und dieses Volk, dessen Herrscher wie die Eulen sich nur im Finstern wohl fühlen, dessen Politik sich an jeden Fortschritt zum Bessern wie ein Hemmschuh hängt, dieses Volk welches die Schattenseite Europas bildet sollte von der Vorsehung bestimmt sein die Fackel der Aufklärung in andere Länder zu tragen? Wehe den Völkern die verdammt sind Schüler solcher Lehrer zu werden! Wehe den Ländern allen, wo der russische Doppeladler schon sein Nest gebaut! Wehe denen, wohin er seine verheerenden Flügel noch schwingen wird!

Allerdings kann durch Worte dem Verderben nicht Einhalt gethan werden das über die Völker des Kaukasus hereinbricht. Aber die Kenntniß dieser Zustände ist

um so nothwendiger, da alle Zeichen der Zeit darauf hindeuten, daß die Gefahr welche den Osten bedroht auch für den Westen nicht fern ist. Die Deutschen insbesondere haben Ursache Rußlands Politik im Osten zu studiren, da sie die hin und wieder geäußerten Besorgnisse über die Pläne des Zaren noch für Träume phantastischer Köpfe halten.

An der Ostseite des Schwarzen Meers von Taman bis zur Grenze von Gurien besitzen die Russen jetzt 17 befestigte Punkte. Sie nennen einen solchen Punkt Krepost, was so viel bedeutet als Festung; aber eigentlich verdienen nur wenige diesen Namen. Die meisten bestehen aus einfachen Erdschanzen, einem Graben von geringer Tiefe, hinter welchem die Casernen, die Kirche und die Wohnungen der Offiziere stehen. Gegen einen Angriff regulairer Truppen die mit Artillerie versehen würden sich diese Kreposten nicht halten können; aber die Bergbewohner des Kaukasus haben ihrem Feinde kein Belagerungsgeschütz entgegenzusetzen, und die mit Kanonen von schwerem Kaliber wohl besetzten Erdwälle der Kreposten sind für Krieger die nur Schwert und Flinte führen ein großes Hinderniß. Einige dieser Waffenplätze sind auf Felsen erbaut und durch die Natur vertheidigt. Ihre Besatzungen bestehen gewöhnlich aus 500, selten aus mehr als 1000 Mann. Ueber das traurige Leben in diesen Festungen hören wir Wagner:

Nach der Landseite kann man ohne Lebensgefahr keinen Spaziergang über die Wälle hinaus machen, wenn man nicht von ein paar Hundert Soldaten begleitet ist. Auf jedem Felsen, hinter jedem Busche darf man auf einen lauernden Bergbewohner gefaßt sein. Oft haben tscherkessische Flintenkugeln schon den Weg durch die Fenster der Gebäude, sogar in den Speisesaal der Offiziere gefunden. Im Sommer ist die Lage der Besatzungen noch einigermaßen erträglich, denn eine russische Escadre weilt an der Küste, und die regelmäßig fahrenden Dampfboote versehen die Waffenplätze mit frischen Nahrungsmitteln und manchen Bequemlichkeiten; Zeitungen und Reisende kommen an, und halten die gebildeten Militairs im geistigen Verkehr mit Europa. Aber der lange Winter, der 7—8 Monate dauert, ist für diese Besatzungen eine schreckliche Zeit. Die Escadre zieht sich bereits im October nach Sewastopol zurück, und die Dampfschiffe fahren im Winter sehr selten wegen der heftigen Stürme und des gänzlichen Mangels an sichern Ankerplätzen. Die Besatzungen führen dann ein Leben von Gefangenen, ihre Nahrung ist gesalzenes Fleisch, ihr Zeitvertreib die beschneiten Berge zu betrachten oder dem Aechzen der Meeresbrandung zu lauschen. Die Offiziere suchen noch Trost durch Lecture, Punsch und Whist, aber die Soldaten sind in der elendesten Lage. Es ist bekannt, daß nach der Unterdrückung der polnischen Revolution viele Jünglinge aus den besten Adelsfamilien nach dem Kaukasus geschickt und als gemeine Soldaten in die verschiedenen russischen Corps vertheilt wurden. Man denke sich die Lage dieser Unglücklichen: im groben Soldatenrocke unter einer eisernen Disciplin seufzend, bei schwarzem Commißbrot und gesalzenem Fleisch in diese einsamen Festungen eingesperrt, mitten unter rohen, russischen Bauersöhnen, ihren Kameraden, von denen sie trotz der Stammverwandtschaft ein eingewurzelter Nationalgroll trennt. Kann es Wunder nehmen, wenn in solcher Lage Manche zum letzten Mittel der Verzweiflung, zum Selbstmorde, griffen? Diejenigen Polen die in die Berge fliehen finden dort kein besseres Loos, sie sind zur Sklaverei verdammt bei einem Volke das zwischen Polen und Russen keinen Unterschied zu machen weiß.

Man hat die Festungslinie an der tscherkessischen Küste errichtet, um die Verbindung zwischen der Türkei und den Völkern des Kaukasus zu zerstören. Man hoffte, daß, wenn den Tscherkessen jede Zufuhr von Kriegsmunition von Seite des Schwarzen Meers abgeschnitten, die Unterwerfung keine große Schwierigkeiten machen würde. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen, die kostspielige Unterhaltung eines Corps von 15—20,000 Mann, das in den verschiedenen Küstenfestungen vertheilt ist, hat die Stellung der Russen im Kaukasus wenig verbessert. Feuerwaffen sowie Kinschale und Schaschkas (Säbel) mangeln den Kaukasusbewohnern nicht, sie liefern ihre Schönen nur gegen blankes Silber in die türkischen Harems, und für Geld finden sie dann überall Pulver, selbst bei den Kosacken am Kuban. Nach den Mittheilungen der russischen Generale wäre der Sklavenhandel zwischen Tscherkessien und der Türkei unterdrückt, aber die Sache verhält sich, wie Wagner speciell berichtet, anders. Der Handel mit tscherkessischen Mädchen wird noch immer in gleicher Ausdehnung betrieben, nur erfodert derselbe jetzt mehr Vorsicht als früher, und ist lediglich auf die Monate der Seestürme, vom October bis zum März, beschränkt, wo die russischen Kreuzer sich von der hafenlosen Küste entfernen.

Der „Russischen Armee im Kaukasus“ hat Wagner ein besonderes Capitel gewidmet. Die Stärke derselben ist je nach der Sterblichkeit und der richtigen Ankunft der Verstärkungen ziemlich veränderlich. Im J. 1843 belief sich dieselbe auf etwas über 147,000 Mann, wovon auf die Armee in Ciskaukasien an 80,000 Mann kamen. Wer sich die Mühe gibt auf der Karte einen Blick auf die ungeheure ausgedehnte Operationslinie der Russen zu werfen, der wird über einen Effectivbestand von 80,000 Mann in Ciskaukasien nicht erstaunen; dieselben dienen sowol zur Bewachung der Ostküste des Schwarzen Meers in einer Reihe von Festungen, welche die Communication der Tscherkessen mit der Türkei unmöglich machen sollen, als zur Beschützung der ausgedehnten Kosackenniederungen am Kuban und Terek; ebenso liefern sie die Mannschaft für die Expeditionen in das feindliche Gebirge. Mörderische Fieber lichten ungeheuer stark die russischen Soldatenreihen, es stirbt mitunter in Jahren ein Sechstel der kaukasischen Armee an Seuchen. Die harte Disciplin, die körperlichen Züchtigungen machen aus dem russischen Soldaten ein höchst fügsames Stück der großen Armeemaschine, was bei Gefechten in Masse sein Gutes haben mag; aber er ist im Kaukasus schon deshalb nicht im Vortheil, weil er gegen Feinde steht die von Begeisterung und Vaterlandsliebe getrieben werden, und er nur aus Gehorsam ficht. Eine besondere Rolle im Kampfe gegen die Bergvölker spielen die Kosacken der kaukasischen Linie; sie bilden eine Militairansiedelung an den Ufern des Kuban und Terek. Sie haben besonders den kleinen Krieg gegen die Gebirgsbevölkerung zu führen. Es lassen sich unter den Kosacken der kaukasischen Linie dreierlei Arten von Physiognomien deutlich erkennen: 1) die echt russische, ein breites, trotziges

Slawengesicht mit einer Stumpfnase und ganz blondem Barte; 2) der edlere Kosackentypus, hervorgegangen aus einer starken Vermischung des slawischen Volksstammes mit tatarischen und kaukasischen Stämmen; unter den Kosacken der Linie der verbreitetste; 3) der echte Tscherkessentypus, den ein Theil dieser Kosacken trägt. Aber auch 10 Regimenter donischer Kosacken sind nach dem Kaukasus geführt worden. Der kaukasische Krieg und selbst die letzten Feldzüge gegen Persien und die Türkei haben den beutegierigen Kosacken, in Vergleich mit Dem was sie aus Deutschland und Frankreich mit nach Hause gebracht haben, sehr wenig eingetragen. Ihre Weiber am Don beschweren sich gar sehr darüber, und wünschen herzlich, daß der Krieg wieder in reichern Ländern geführt werden möge, wo es mehr einzustecken gibt als bei den armen Tschetschenzen. Wagner berichtet:

Die Kirche zu Neutscherkask, der Hauptstadt der donischen Kosacken, ist mit unglaublichen Schätzen angefüllt. Dort sieht man goldumrahmte, mit Diamanten gezierte Heiligenbilder und Altargefäße in massivem Gold von unermeßlichem Werthe. Alles Das wurde von frommen Kosacken gestiftet welche 1815 beutebeladen aus Frankreich und Deutschland in die Heimat zurückkehrten. Keine russische Provinz besitzt so viel gemünztes Gold wie das Kosackenland, und darunter befinden sich nicht wenige Dukaten mit dem Bildniß deutscher Majestäten. Viele Kosacken haben das aus den Feldzügen mitgebrachte Gold in Schmuck für ihre Weiber und Mädchen gesteckt, und die Kosackinnen tragen auf den Köpfen bedeutende Reichthümer an Perlen und Edelsteinen und ganze Halsketten von Dukaten.

Die Kosacken zeigen wenig Geschick im kaukasischen Kriege, und die donischen Kosacken gar Unlust. Aber man würde sich irren, wenn man die Kosacken deshalb der Feigheit beschuldigen wollte, weil sie im Kaukasus ungern kämpfen und wenig erreichen. Ueberhaupt hält Wagner es für unbegreiflich, wenn man in neuester Zeit die Tüchtigkeit des russischen Soldaten in Zweifel zu ziehen sucht. Die außerordentliche Thätigkeit und Fürsorge für das Militairwesen durchdringt alle russischen Gouvernements bis an die fernsten Grenzen. Still, aber mit der Kraft des Riesen erwächst und erstarkt die Macht Rußlands an dem pontischen Gestade, und während in Nikolajeff und Sewastopol großartige Kriegsbauten sich erhoben, wurden die nomadischen Nogaier an festen Wohnplätzen angesiedelt, und die vagabondirenden Zigeuner der Krim in die Montur gesteckt. Ja, es ist ein seltsamer Anblick, neben den Großrussen auch Zigeuner, Armenier und Juden im grauen Rocke in Reihe und Glied stehen zu sehen, Volksstämme die sonst dem Militairdienste so gram sind. Der schmuzige Zigeuner mit dem struppigen Haare, von jeher an ein unstätes Leben, an das Wohnen in Höhlen, an Lumpen und Ungeziefer gewöhnt, er dessen Urahn schon Vagabond gewesen, glaubte zu träumen als er eines Tags den russischen Feldwebel in seine Hütte treten und sich als Recruten in Beschlag nehmen sah. Es grenzt ans Wunder, was man mit russischer Disciplin ausrichtet! Die Tataren der Krim, jene furchtbaren Streiter, die „wie der Wind daherfahren", und vor Zeiten ihre Verheerungen bis tief in das Herz des russischen Reichs getragen haben, sind jetzt, unter russischen Scepter gebeugt, ein ruhiges, zahmes Völkchen geworden. Nicht lange wird es dauern, so kommt auch an sie die Aushebung. Sie werden sich, wie die andern Völker, fügen; denn es ist ihnen nicht möglich auszuwandern, ja sie können nicht einmal wie die polnischen Juden auf preußisches Gebiet flüchten. Bei dem nächsten ernsten Kriege mit einer europäischen Macht wird der Tatar an der Seite des Kosacken, dessen Gegner er Jahrhunderte lang gewesen ist, sein Roß gegen die Feinde der Russen tummeln.

Bei Betrachtung des gewaltigen Russenreichs, wie wir es heute sehen, ist es weniger die Eroberung so unermeßlicher Länder, als vielmehr ihre Behauptung und schnelle Russificirung, was Staunen erregt. In dieser Beziehung haben gerade die Kosacken die wichtigsten Dienste geleistet. Ohne sie wäre es den Russen vielleicht kaum möglich gewesen ihre transkaukasischen Provinzen zu behaupten, da sie unabhängige und feindliche Gebirgsvölker im Rücken ließen. Die Tscherkessen und Tschetschenzen haben mit all ihrer Tapferkeit weder den Flug des Doppeladlers aufzuhalten, noch die Russen zu hindern vermocht ihre Banner bis an die Ufer des „brückenzürnenden" Araxes als Eroberer aufzupflanzen. Das Räthsel des Zusammenhaltens so ungeheurer, von verschiedenen Stämmen bewohnter Länderstrecken und Wüsteneien, wie sie in dem russischen Reiche sich finden, und der gigantischen, dem Drucke eines einzigen Willens gehorchenden Maschine, wie es der russische Staat ist, findet seine Lösung guten Theils mit in dem Charakter des Kosacken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johannes Arndt. Ein Zeitbild aus Braunschweigs Kirchen- und Stadtgeschichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Von August Wildenhahn. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der achtbare Verf. hat nun auch den ehrwürdigen Johannes Arndt, wie früher zwei andere evangelische Zeugen: P. J. Spener und Paul Gerhard, durch ein anmuthiges Lebensbild, in welchem historische und poetische Wahrheit einander die Hand bieten, unserer Zeit wieder näher gerückt. Wer an einer solchen Mischung der Dichtung mit der Geschichte Gefallen hat, der wird auch für diese allerdings anziehende und anregende Gabe dankbar sein. Es ist auch hier ein reicher Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen ausgebreitet, und gewährt im Lesen bei gefälliger Unterhaltung mannichfache Belehrung. Das Ganze ist aus einer klaren und umfassenden Anschauung der politischen und kirchlichen Verhältnisse und der theologischen Stimmung des Arndt'schen Zeitalters hervorgegangen, und der reichbegabte, gemüthvolle Mann so richtig aufgefaßt, so treffend geschildert, daß man mit lebhaftem Wohlgefallen bei dem anschaulichen Bilde verweilt. Die durch das ganze Buch sich hindurchziehenden Kämpfe des freistädtischen Braunschweigs mit dem die fürstliche Souverainetät unablässig erstrebenden Herzog werden auch Denen die für den frommen Arndt sich weniger interessiren anziehend genug sein. Um so mehr darf dieses Lebensbild, das nicht den einzelnen Mann nur, sondern seine Zeit zur Anschauung bringt, empfohlen werden, obwol wir nicht bergen dürfen, daß es uns weniger befriedigt hat als die bei-

den frühern. Doch gilt Dies nur hinsichtlich des biographischen Bestandtheils, für welchen die Quellen eben nicht ergiebig noch ausreichend sich darboten; dagegen ist an höchst anziehenden, inhaltreichen und tiefgegründeten Betrachtungen und Zeugnissen kein Mangel zu spüren, vielmehr bietet überall eine ergiebige Fundgrube sich dar, die aus des tiefsinnigen und innigen Arndt's eifrigem Studium der Chemie und Physik eine reiche Ausbeute entgegenbringt.

Johannes Arndt (geb. in Ballenstedt am 27. Dec. 1555, gest. in Celle am 21. Mai 1621) hat als Pfarrer zu Ballenstedt, Paderborn, Quedlinburg, Braunschweig und Eisleben, und in seinen zehn letzten Lebensjahren als Generalsuperintendent in Celle, wie mit der gewissenhaftesten Treue, so mit großem Erfolg gewirkt, und als fruchtbarer Schriftsteller, besonders durch seine vier Bücher „Vom wahren Christenthum", und „Das Paradiesgärtchen" unvergänglichen Ruhm erworben. Sind seine Schriften der Form nach veraltet, wiewol er, wie Luther, auch in kräftigem und gewandtem Gebrauch der Muttersprache über seine Zeitgenossen hervorragt, so wird doch ihr gediegener Inhalt, so lange die reine, unverfälschte Wahrheit nicht aus der Kirche und aus den Gemüthern verbannt ist, die wohlverdiente, gerechte Anerkennung finden. Sein Einfluß auf die Gestaltung des kirchlichen und des religiösen Lebens in der evangelischen Gemeinde ist sehr bedeutend. Nicht nur seine angeborene milde und friedliche Gemüthsart, sondern auch noch entschiedener seine in dem Glauben der durch die Liebe sich thätig erweist erstarkte, wahrhaft christliche Gesinnung entzog ihn den unfruchtbaren, Alles verwirrenden Glaubensstreitigkeiten und theologischen Zänkereien seines Zeitalters; er drang mit erleuchtetem Geist und siegreicher Beredtsamkeit auf das thätige Christenthum, als das alleinwahre und den Glauben bewährende. Aber er konnte in jener streitlustigen Zeit, da der Eifer um das Haus des Herrn bei Vielen ein Eifer mit Unverstand war, und in leidenschaftliche Parteiung entartete, um so weniger unangefochten bleiben, je mehr der mächtige Einfluß welchen er durch seine Schriften in einem weiten Kreise gewann pharisäische Eifersucht und Misgunst erweckte. Die rabies stimmführender, in einem steifen Lutherthum, das lutherischer sein wollte als der hochherzige Luther selbst gewesen, befangener Theologen konnte es ihm, wie später dem gleichgesinnten P. J. Spener und A. H. Francke, nicht verzeihen, daß er die starre, verknöcherte Orthodoxie mit dem Sonnenlicht und Himmelsthau des reinen Evangeliums zu beleben und zu befruchten, der evangelischen Kirche ihr unveräußerliches, aber viel gefährdetes und durch den blinden Eifer vieler ihrer Diener fast verdunkeltes Kleinod rein und ungetrübt zu bewahren bemüht war. Obwol er nicht nur dem Geist, sondern auch dem kirchlichen Bekenntniß der evangelischen Lehre aufs entschiedenste und standhafteste treu war, suchte man begierig, und fand dann leicht in seinen Schriften und besonders in seinen Büchern „Vom wahren Christenthum" eine Menge Ketzereien, die ihn zum Gegenstand liebloser Verdächtigung und erbitterter Verfolgung, und noch nach seinem Tode zu einem Stein des Anstoßes machten. Indem seine Widersacher Verantwortung und Rechtfertigung ihm abnöthigten, gaben sie selbst wider ihren Willen Veranlassung den unvergänglichen Ruhm zu erwerben, daß er auch beim Selbstvertheidigungskampf in der Liebe, die nicht eifert, sich nicht ungeberdig stellt noch erbittern läßt, geblieben, und um so siegreicher aus dem Kampfe hervorgegangen ist.

Das ist der ehrwürdige Mann, dessen Lebensbild Hr. Wildenhahn in dem vorliegenden Buche wahr und treu dargestellt hat. Wir wollen den Lesern d. Bl. den reichen, lebenswarmen Inhalt nicht durch todte Auszüge verkümmern, sondern nur aufmerksam machen auf das treffliche Buch, das gelesen zu werden verdient, und auch bei wiederholter Lesung Befriedigung gewährt, ja, besonders in Arndt's Reden immer neue Schätze entfaltet. Neben ihm werden seine treffliche Hausfrau, seine liebliche Pflegetochter Ottilie Lüdecke, der junge Arzt Nebelthau, ein Calvinist, und der greise, ehrenfeste Georg von der Schulenburg lebhafte Theilnahme gewinnen. Bemerken wollen wir nur noch, daß Arndt gleich im ersten Capitel sich gegen den Verdacht rechtfertigt, als seien seine alchymistischen Studien Experimente aufs Goldmachen gerichtet. „Bei mir", sagte er, „wäre es doppelt große Sünde, wollte ich durch meine thörichte Kunst Gottes Ordnung in der Natur stören. Es ist nur das Wohlgefallen an der wunderbaren Allmacht und Weisheit Gottes welches mich zu dieser geheimen Kunst treibt. Du kannst nicht ahnen welcher unendliche Zauber in diesem Schmelzungsprocesse liegt. Das Kleinste wie das Größte weist mich auf Gott hin; mir ist es als studire ich Theologie, wenn ich Alchymisterei treibe. Siehe nur diese wunderbare Flamme an, welche durch die geschmolzene Masse aufsteigt! Liegt nicht in diesem Lichtstrahl ein mächtiger Zauber für das Auge wie für das Gemüth? Und nun denke an die Worte der Schrift: «Licht ist dein Kleid das du anhast, o Gott!» Und: «Gott ist ein Licht, und keine Finsterniß in ihm!»" 84.

Notizen.

Preisausschreiben.

Durch ein zu Aberdeen in Schottland 1774 eröffnetes Testament sind gewisse Capitalszinsen alle 40 Jahre (von 1774 an) zu zwei Prämien für die zwei besten Abhandlungen über natürliche und offenbarte Religion bestimmt. Die erste Auszahlung hat demgemäß 1814 stattgefunden, die zweite soll 1854 erfolgen. In den hierüber bereits ergangenen Bekanntmachungen heißt es unter Anderm: „Die Summe der zu vertheilenden Zinsen kann zu keiner Zeit unter 1600 und wird das nächste mal ungefähr 2400 Pf. St. betragen. Davon soll der Verfasser der von den Richtern für die werthvollste erkannten Abhandlung drei Viertel und der Verfasser der zunächst für die beste erkannten das vierte Viertel erhalten, nachdem zuvörderst je nach dem Ermessen der Testamentsvollstrecker die Kosten entweder für Druck und Einband von 300 Exemplaren der gekrönten Preisschriften oder für Erkaufung 300 solcher Exemplare in Abzug gekommen sind." Die betreffenden Abhandlungen sollen spätestens den 1. Jan. 1854 an die Agenten der Verlassenschaftsverwaltung in Aberdeen eingereicht werden. Jede Nationalität kann sich bei dem Concurs betheiligen. Sapienti sat. Ein Preis von beinahe 12,000 und selbst einer von nahe 4000 Thaler für eine theologische Abhandlung dürfte sogar einem Deutschen annehmbar erscheinen.

Freiheit in Amerika.

Den Rednern in Deutschland über amerikanische Freiheit bietet der „Washington patriot", eine sehr geachtete Zeitung, ein neues, besonders ausgiebiges Thema in folgendem Artikel: „Nachdem wir vor kurzem das Verschwinden eines gewissen Alderman und Bankdirector zu Charleston in Süd-Karolina wegen Schulden die er nicht bezahlen konnte ausführlich gemeldet haben, dürfen wir nicht unterlassen anzuzeigen, daß die Creditmasse desselben sich seitdem beträchtlich verbessert hat. Es ist nämlich entdeckt worden, daß seine ihm angetraute Frau, eine Mulattin, seine Sklavin ist, folglich auch seine mit ihr erzeugten sechs Kinder Sklaven sind. Demgemäß haben die Gläubiger darauf angetragen, und mußte dem Antrage gefügt werden, die Frau und Kinder des Zahlungsunfähigen zum Besten der Creditmasse öffentlich zu versteigern. Da die Frau gesund und hübsch, das jüngste Kind bereits acht Jahre alt und sämmtlich wohlgebaut und kräftig sind, so halten wir uns für diese Anzeige des Danks aller Kauflustigen und nebenbei auch der Gläubigerschaft für versichert." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 356. —— 21. December 1848.

Die Kosacken und die Völker des Kaukasus.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

Zur kaukasischen Kriegsgeschichte liefern beide vorliegende Werke ein reiches, übersichtliches Material, sowol Wagner als Bodenstedt. Knüpfen wir der Uebersichtlichkeit halber zuerst an Wagner an, und lassen wir uns zurückführen in frühere Zeiten. Das erste Zusammentreffen zwischen den Russen und den kaukasischen Völkern fand im 10. Jahrhundert statt. Das zweite mal erschienen die Russen auf der Ostseite des Kaukasus im 16. Jahrhundert. Die kabardischen Fürsten unterwarfen sich damals dem russischen Scepter. Im J. 1594 trat Rußland mit Transkaukasien in politischen Verkehr. Aber zwei Jahrhunderte vergingen, ehe die russischen Herrscher, welche mit andern Dingen zu thun hatten, sich bewogen fanden in die Angelegenheiten der schönen Provinzen jenseit des Kaukasus sich direct einzumischen. Die russischen Besitzungen an der Westküste des Kaspischen Meers waren verloren gegangen, Peter I. eroberte sie wieder, und dehnte sie weit bis nach Süden aus. Bald wurden die berühmten ewigen Flammen bei Baku, die, von indischen Einsiedlern dort verehrt und bewacht, als brennbare Gase entsteigen, die Wachtfeuer des russischen Heers. Der eingeschüchterte Herrscher von Persien trat die Provinzen an der Westküste des Kaspischen Meers, die er mehr dem Namen als der That nach besessen, an Rußland ab. Aber die wilden und freien Gebirgsvölker dieser Gegenden, die Lesghier, Avaren und Khasikumyken, wollten einen christlichen Kaiser nicht einmal als scheinbaren Herrscher dieser Länder dulden. Es gelang dem großen Peter so wenig als drei Jahrhunderte früher dem Welteroberer Timur, die Gebirgsstämme des Daghestan, denen die Natur auf ihren Felsen eine unbezwingliche Wallburg gegründet, zu unterwerfen.

Rußland erkannte schon früh die Nothwendigkeit, zur Stütze seiner Niederlassung in Ciskaukasien, zur Verbreitung seiner Eroberungspläne in den schönen Provinzen jenseit des Kaukasus, das christliche Element zu pflegen und zu fördern. Bei den mohammedanischen Bergvölkern entflammten aber die Versuche der Russen, die christlichen Stämme für sich zu gewinnen, den religiösen Fanatismus. Unter den Tschetschenzen, dem streitbarsten und unternehmendsten aller Völker des Kaukasus, trat der Derwisch Mohammed, der sich Scheikh Manssur nannte, auf, um den Glaubenskampf gegen die Russen zu predigen. Den glühendsten Anhang fand dieser Mann, der unermüdlich im Umherwandern und Predigen des heiligen Kriegs gegen Rußland war, im östlichen Kaukasus bei den Lesghiern und mehr noch bei den Tschetschenzen. Er überschritt den Terek, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Im J. 1791 wurde er gefangen und ins Innere Rußlands abgeführt; mit ihm erlosch auf einige Zeit die fanatische Aufregung der Bergbewohner gegen Rußland.

Den Grund zu den weitern Erfolgen Rußlands in Abchasien, wie überall am Kaukasus, wo der moskowitische Einfluß sich nach und nach geltend gemacht hat, legte Fürst Zizianoff, ein Georgier von Geburt, aber dem Kaiser Alexander mit unwandelbarer Treue ergeben. Bodenstedt schildert ihn uns als den feinsten Politiker und als den geschicktesten Administrator der je an der Spitze dieser Länder gestanden. Auf das genaueste vertraut mit Sprache, Sitte und Brauch der Länder wußte er die Bergvölker mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Glücklich in seinen kriegerischen Unternehmungen verstand er es auch das Vertrauen und die Achtung der Besiegten zu gewinnen, indem er ihre Religion, Sprache, Gesetze und Sitten unangetastet ließ. Unter Zizianoff's Nachfolgern war Jermoloff der tüchtigste; gleich hervorragend durch seine Talente als Krieger und als Regent. Er löste die schwierige Doppelaufgabe, sowol die Armee durch gelungene Thaten zu befriedigen als die Völker der eroberten Provinzen durch kluge, schonende Behandlung für das russische Interesse zu gewinnen. Die Kosackenniederlassungen blühten zu jener Zeit rasch empor. Jermoloff vertheilte die gefangenen Weiber und Mädchen der Gebirgsbewohner zur Verheirathung unter die Junggesellen der Linienkosacken, und daher kommt der kaukasische Typus, den man unter den jungen Kriegern dieses Reitercorps entdeckt. Deutsche Colonien wurden in Georgien gegründet, und ihr Hauptzweck war den Eingeborenen ein Musterbild deutscher Landwirthschaft vor die Augen zur Nachahmung zu stellen. Kurz nach dem Ausbruche des letzten persischen Kriegs wurde Jermoloff abberufen, aber Armee und Völker verehren in jenen Gegenden Jermoloff's Andenken mit unnennbarer

Begeisterung, und wäre er geblieben, gewiß es sähe im Kaukasus jetzt günstiger für die Russen aus. An seine Stelle trat der Graf Paskewitsch, dieser aber wurde bald nach Polen berufen, und sein Nachfolger, Baron Rosen, fand Daghestan im Aufstand. Khasi-Mollah, auch Khasi-Mohammed genannt, ein merkwürdiger Fanatiker, hatte, wie früher Scheikh Manssur, mit großem Erfolg den Glaubenskrieg gegen die Russen gepredigt. Die kampflustigen Tschetschenzen schaarten sich zuerst unter seine Fahnen, andere Völkerschaften schlossen sich theilweise an. Wilde, fanatische Kämpfe durchtobten den Kaukasus, aber die Russen blieben Sieger; beim Sturm des Dorfes Himri, welches Khasi-Mollah selbst vertheidigte, that er nach wüthendem Widerstande, aus vielen Wunden blutend, den letzten Athemzug. Bodenstedt schildert den Tod dieses Fanatikers wie folgt:

Die Russen fanden den von vielen Kugeln durchbohrten Leichnam Khasi-Mollah's in einer Lage welche die rohesten Krieger mit Scheu und Ehrfurcht erfüllte. Mit der linken Hand hatte er seinen schönen langen Bart umfaßt, mit der rechten hoch ausgestreckten Hand gen Himmel weisend. Das Gesicht trug den Ausdruck einer so großen Ruhe und Heiterkeit, als ob er nicht im Getümmel der Schlacht, sondern inmitten eines schönen Traums gestorben.

Mit der Erstürmung von Himri und dem Tode Khasi-Mollah's glaubten die Russen den Kriegen im Daghestan auf immer ein Ende gemacht zu haben; aber der Tod des Helden sollte seinen Feinden verderblicher werden als ihnen sein thatenreiches Leben gewesen. Mit seinem Tode endete die erste Periode der Religionskriege im Daghestan.

Die Kriege der Russen gegen die Tscherkessen am Kuban und am Schwarzen Meere hatten für jene niemals den gefährlichen Charakter wie der religiöse Kampf im Daghestan. Nie hatte unter diesen westlichen Kaukasiern ein Häuptling einen ähnlichen Grad von Macht erlangt wie bei den Tschetschenzen Scheikh Manssur, Khasi-Mollah und Schamyl. Die Raubzüge welche die Tscherkessen in das Kosackenland unternahmen waren von den verschiedensten Häuptlingen befehligt, welche hinsichtlich ihrer kriegerischen Pläne sich nie auf die Dauer verständigen konnten. Die Unternehmungen der Russen gegen die Tscherkessen am Kuban glichen mehr Kampfspielen als einem wirklichen Kriege. Es fehlte aber auch dem Offensivkriege der Tscherkessen gegen die Russen an dem echten Nachdruck; denn diese westlichen Kaukasier beseelte nicht wie die Bewohner des Daghestan die feurige Begeisterung für den Glauben, ohne welche im Orient selten große Thaten geschehen. Es steckt in den Gebirgsfürsten der Tscherkessen eine enthusiastische Liebe für Waffenspiele und für Waffenruhm, und sie betrachten ihre Züge am Kuban als eine lustige Abwechselung ihres monotonen Lebens auf den Bergen; sie lieben es, wenn ihre Thaten von ihren wilden Heldensängern auf der zweisaitigen Leier verewigt werden. Erst seit der letzten Uebergabe der türkischen Festung Anapa an die Russen nahm auch der Tscherkessenkrieg einen ernstern und bedenklichern Charakter an. So lange Anapa in den Händen der Türken war, fand die Ausfuhr der Sklavinnen nach Konstantinopel keine Störung, und die Bergbewohner konnten in diesem Hafen Pulver kaufen so viel sie wollten; durch den Fall von Anapa wurde dieser Verkehr schwieriger, und durch die vielen russischen Küstenforts ist er nun fast ganz unterbrochen oder doch sehr erschwert. Die Tscherkessen sind durch die Zerstörung ihres Sklavenhandels nach der Türkei ganz besonders aufgebracht, und greifen die russischen Küstenforts mit wilder Erbitterung an. Die Verluste welche sie erlitten regten lauter auf als die Stimme der Blutrache. Der Kampf am Schwarzen Meere wurde immer blutiger und erbitterter, je größer die Verluste waren. Dazu kamen die verheerenden Razzias welche General Saß mit vieler Kühnheit vom Kuban her ausführte, und welche die Racheglut der Tscherkessen auf das höchste entflammten. Die bedeutenden Erfolge welche die Tschetschenzen im Sommer 1842 gegen die Russen erfochten hatten erweckten auch bei den ritterlichen Tscherkessen die alte Streitlust. Doch hat der Kampf auf dieser Seite durchaus nicht die Wichtigkeit wie der blutige Krieg im östlichen Kaukasus.

Hier erscheint wenige Jahre nach dem Tode Khasi-Mollah's Schamyl unter den Tschetschenzen, einer der glühendsten Anhänger des getödteten Häuptlings, aus der fanatischen Sekte der Muriden. Das religiöse Element ist in der Gestaltung welche es von Khasi-Mollah und Schamyl empfangen zu einer ungeheuern Bedeutung emporgewachsen, es ist zum Mörtel geworden, der die durch Sitte, Glauben und angeerbten Haß zersplitterten Volksstämme des Daghestan dauernd verband, zur gewaltigsten Triebfeder gemeinsamer Kraftäußerung dieser Völker. Alles von den verschiedenen Berichterstattern in Bezug auf das so äußerst wichtige religiöse Moment im Daghestan Gesagte läßt sich auf die wenigen Worte reduciren: Schamyl hat eine neue Sekte gebildet, deren Anhänger Muriden heißen, welche zur Auszeichnung weiße Mützen tragen, während die pelzverbrämten Mützen der übrigen Freiheitskämpfer braun, blau oder gelb sind. Was unter dieser weißen Mütze verborgen steckt, hat man vergessen zu bemerken. Bodenstedt aber hat das große Verdienst diese Lücke auszufüllen, indem er das religiöse Element welches den Mittelpunkt aller Bewegungen im Daghestan bildet auch zum Mittelpunkte seiner Schilderung macht.

Der Raum gestattet uns nicht seine ganze specielle Darstellung hier anzuführen, so unumgänglich nothwendig sie auch erscheinen mag für die richtige Erkenntniß Schamyl's selbst und überhaupt der wilden Kämpfe im östlichen Kaukasus. Nur allgemeine Grundzüge sind hier hinzustellen. Khasi-Mollah begründete die neue Doctrin, bestimmt, alle Zwietracht und Glaubensspaltung auszusöhnen, das furchtbare Ungeheuer der Blutrache zu bekämpfen, und alle Völker des Daghestan gegen den gemeinsamen Feind zu verbinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Außerhalb der Gesellschaft. Träumereien eines gefangenen Freien von R. W. L. E. v. Keudell. Vier Bände. Dresden, Arnold. 1847. 8. 6 Thlr.

Ueber den ersten Band dieser merkwürdigen und beachtenswerthen Träumereien eines Dichters aus der Gesellschaft, welcher außerhalb derselben sich Ruhe, Frieden und Genuß suchte, ist schon in d. Bl. gesprochen.*) Ueber die Fortsetzung zu reden macht der Verf. uns schwerer, da er selbst im Werke sein Urtheil darüber gibt, ein oft so vollständiges, nach allen Seiten hin gewandtes, daß der Kritiker kaum etwas Neues dazu anzuführen hätte, und zugleich in so scharfer Opposition gegen frühere Kritiker, sie in einer Art zurechtweisend, daß die Kritik welche nicht angreifen will davon zurückgeschreckt werden könnte. Hr. v. Keudell will, daß man die Andacht erkenne in welcher er seine Schöpfungen empfing und sie niederschrieb. Wir glauben an diese Andacht, und werden auch nicht an ihr irre, wenn wir sehen, daß er was er in Andacht empfangen und geboren sofort mit Selbstkritik durchsichtet, beleuchtet, und das zarte Kind mit einem Schild, einer ehernen Mauer, gegen die rauhen Stürme, gegen die Angriffe der Außenwelt sicherzustellen sucht. Ob aber nicht Andere irre werden könnten an einer Ursprünglichkeit die sich als solche gibt, als solche angesehen sein will, und sich doch sofort, eigentlich schon im Gebärungsprocesse, in die Reflection hüllte! Derselbe Proceß begegnete uns indeß schon im ersten Theil: neben einer Glut der Empfindung, einer brennenden, versengenden Sinnlichkeit, geht schon der ebenbürtige Gedanke, als Mentor, Defensor, nebenher; Poesie und Kritik Zwillingsgeschwister. Hr. v. Keudell fühlt vollwichtig, aber indem er, schon über die Jünglingsjahre hinaus, für das Publicum zu produciren anfing, gibt sich der Drang von selbst, verstanden zu werden, um so stärker, als er fühlt, daß er Paradoxien für die Majorität der Lesewelt vorbringt. Er hat in der Aesthetik seine Ethik, sie ist in ihm klar, aber es ist nicht die Ethik des Publicums, seiner Leser. Er fühlt, er muß mit gezogenem Degen sich Bahn brechen. Das gibt eine schiefe Stellung; aber zu ändern ist's nicht bei seiner Natur, bei seiner Stellung.

Er bringt mit sich, Dies sprechen wir mit gutem Bewußtsein aus, eine volle Dichternatur, eine Ursprünglichkeit der Empfindung, der Anschauung, ein reiches Gestaltungsvermögen, ja durch Erfahrung und Lebenskenntniß eine Reife des Urtheils die jüngern Dichtern von seiner Ursprünglichkeit abgeht; aber es ist doch ein Unglück für ihn, daß er erst in reifern Jahren zum Produciren kam, und daß diese reifern Jahre in eine Epoche solcher Conflicte fielen, wo Ansichten und Gefühle aus dem Bodenlosen, Chaotischen geschöpft sich in den Haaren liegen. Es ist ferner vielleicht ein Unglück für ihn, daß ihm Tieck zunächst als bewundertes Vorbild dasteht. Auch dieser erfaßte die Conflicte seiner Zeit, die Schul- und ästhetischen Lebenskämpfe seiner Jugend dermaßen, daß der Kritiker, der Polemiker Hand in Hand mit dem Dichter ging. Man brauchte damals nicht den Degen zu ziehen, aber die Vorkämpfer der romantischen Schule griffen, den Fuchsschwanz, die Narrenpeitsche in der Hand, ebenso keck, vernichtend, das Philisterium an, welches sie erdrücken wollte. Wenn Dies Tieck als Jüngling nicht nöthig gehabt, wenn ihn der Geist der Polemik, des Uebermuths nicht dazu getrieben, wenn er seine ganze volle Kraft rein und allein der Production widmen konnte, wie größer stünde er unter den deutschen Dichtern, wir meinen, welche andere Einwirkung hätte er auf die Nation geübt. Aber vergesse man nicht, daß Tieck wirklich producirt hat, selbständige Dichtungen, die sich ganz frei hielten vom Kampf. Erst als er diese wieder in seinem „Phantasus" reproducirte, begleitete er sie durch kritische Gespräche, die ihrer Zeit auch wieder viel gewirkt haben, die aber doch nur eine Zuthat, eine Nachgabe zu seiner Schöpfung sind. Unser Verf. ist in die unangenehme Lage gesetzt, daß er dies Accompagnement von vornherein seinen Dichtungen beigeben zu müssen glaubt, während wir glauben, er wäre der Kraft gewesen auch eine selbständige Dichtung durchzuführen, so dieselbe organisch zu gestalten, abzuschließen, daß die Lesewelt daran Vergnügen gefunden. Es schlösse Dies nicht aus, daß er nicht auch für seine Gedanken und in ihrer vollen Ausdehnung darin Raum gefunden. Aber sie plastisch zu verkörpern, sodaß der Leser den Proceß über den Genuß vergißt, ist die Aufgabe des Dichters; erreicht er Dies, so sei es der Lohn, die Palme seiner Anstrengung.

*) Vergl. Nr. 173 d. Bl. f. 1847. D. Red.

Seine „Musikanten" waren eine beinahe vollendete Dichtung in diesem Sinne. Sie waren, sie konnten wenigstens abgeschlossen sein. Die Personen, die uns interessiren, ruhen auf einem Alpenschlosse aus. In diesem Alpenschlosse werden wir nun in den folgenden Bänden festgehalten, um vielfache Erzählungen, Dichtungen, anzuhören, Lebensbetrachtungen, politische, sociale Processe durchzumachen, die, alle von mehr oder minderm Werth, auch für sich bestehen oder nicht bestehen könnten, von denen aber nicht abzusehen ist, wenigstens in die Augen springt, warum sie gerade an diese Personen geknüpft sind. Es entspringt die Frage, ob die Gestalten in den „Musikanten", die uns in ihrer warmblutigen Wahrheit allerdings interessirt, denn wirklich von solchem dauerhaltigen Interesse für uns gewesen, daß wir in ihrer Gesellschaft, durch ihre Vermittelung alles Dies sehen, hören, miterleben müssen. Der Dichter mag seine Intentionen dabei gehabt haben, es ist aber vom Uebel, daß sie uns nicht ins Auge springen, sondern den Charakter des Willkürlichen an sich tragen.

Da werden wir im zweiten Theile in einen eigenthümlich socialen Proceß geführt, und es wird uns ein Experiment gezeigt, wie ein verständiger Gutsherr seine sogenannten Unterthanen beschäftigt, erzieht, ernährt, und ohne Despotismus dem Proletariat steuert. Wir stimmen der Mehrzahl der Ansichten und Bemerkungen bei, wir wollen sogar zugeben, daß durch das bloße und immer wiederholte Vorlesen der Goethe'schen „Iphigenia" auch in Tagelöhnerinnen und deren Kindern ein Sinn für Schönheit, Ordnung, Ebenmaß gefördert werden könne: die Frage ist nur, wo man diese verständigen Gutsherren findet, und wie man sie erziehen soll zu solcher Verständigkeit. Würde dieser Stein der Weisen gefunden die Narren klug zu machen, so wären wir über manchen andern Stein des Anstoßes hinweg. Vortreffliche Bemerkung: „Die Aufhebung des Privateigenthums scheint thöricht und unzweckmäßig, so lange der Eigenthums- und Vererbungstrieb im gemeinen Menschen noch zur Thätigkeit und Tüchtigkeit wirken, und Das wird wahrscheinlich ewig bleiben", über den wunderbaren Einfluß den der ernste, reine, ruhige Wille eines tüchtigen Mannes auf Weiber und Kinder übt, und welche Wirkung auf die Erziehung des Menschengeschlechts dadurch zu erzielen wäre u. s. w. Aber es bleiben didaktische Rhapsodien in einem wilden Dichtungspark, denen man die Aufnahme an einen passendern Ort wünschte.

Unerquicklicher in Form und Tendenz ist uns das fortgesetzte „Tagebuch" des Reinhard Klangheld auf der Festung Fliederhelm. Der Chor der Seehunde hat zuweilen allerdings etwas Großartiges, in der Mitte der Weltanschauungen schwebend zwischen Sophokles und Heine; aber wenn es sich immer und immer wieder um die Subjectivität des Dichters, und seine besondern Privatschicksale handelt, so erscheint mir Dies als ein Misbrauch der aufgewandten Kraft. Warum nun so viel Wesens, ruft der Leser, um das Schicksal eines Individuums das für ihn selbst verdrießlich genug war, aber nicht von der tragischen Bedeutung, um die Welt deshalb in die Schranken zu rufen. Er vertheidigt sich sehr geschickt, warum er früher Aristokrat gewesen, dann, im Kampf mit der Poliзeiherrschaft der Bureaukratie zum Liberalen geworden, warum er vor den Liberalen als solcher noch nicht gilt, wie es unendlich schwer sei den innern Sinn in der Ausdrucksform darzustellen, daß der Mensch den Menschen wiedererkennt, wie der

Zweikampf noch immer sittlich berechtigt dastehe, um Widrigeres, Gemeineres zu vermeiden: Das, und noch vieles anderes Wahre; aber aus Bitterkeit und Selbstrechtfertigung wird kein Gedicht, während wir uns zur erhabensten Anschauung heraufschwingen. In den weitern Fortsetzungen dieses Tagebuchs stoßen wir auf kräftige und charakteristische Urtheile, die sich von der Subjectivität ihrer Urheber wieder lösen, und denen wir, wie den politischen im dritten Theile, nur einen andern Platz gewünscht hätten als den willkürlich gewählten. So das eclatante Urtheil über die Regierungsformen: „Es scheint mit der absoluten Monarchie immer noch erträglich zu gehen, wenn auch kein Genie an der Spitze steht, sondern nur ein gewöhnlicher, ordentlicher Mensch mit treuer Rechtsliebe und hausbackener Geschäftstüchtigkeit. Ganz schlecht aber ist es um dieselbe bestellt, wenn ein poetisch und geistig viel begabter, zum energischen, praktischen Ausführen untauglicher Fürst selbst regieren will; ein Fürst der durch Schmeichelei, oder vielleicht auch durch eine ihm angeborene Wohlwollengröße geblendet sich selbst stets in den Maßregeln vergreift und in den Dienern täuscht die er zur Ausführung seines Willens wählt; ein Fürst welcher bei jenem, allen poetischen Naturen gefährlichen innerlichen Schwanken jeder Absagung und anhaltenden Energie, jeder praktischen Härte — die unpraktische findet sich wol in der Leidenschaftsaufregung von selbst, ist aber schwerlich fördernd — kurz der Fähigkeit entbehrt durch die That jenen Erwartungen zu entsprechen welche die aus Rede und Erscheinung hervorleuchtende geistige Potenz erregt hat."

Die Novelle „Isolde" hat alle Vorzüge und krankt an denselben Mängeln, die uns in den „Musikanten" des ersten Theils begegnen, nur daß hier Alles in verstärktem Maßstabe aufgetragen ist. Trotz der Glut und Blutfärbung vermissen wir die Wahrheit in der Erscheinung, welche die Gestalten in jener auszeichneten. Man denkt eher an den crassen Jugendroman eines begabten Dichters, aus dem Etwas werden kann, wenn er sich selbst zu zügeln wissen wird. Wahrscheinlich ist es auch eine frühere Arbeit; der Verf. hat Heldin und Helden mit der ganzen Glut seiner Sinnlichkeit übergossen, und wieder sollen sie das Thema durchführen, daß in dieser, von Geist durchleuchteten, Sinnlichkeit ein höheres Sittengesetz walte als das geschriebene Gesetz der Kirche, des Staats und der Gesellschaft. Daß zwei Liebende einen Ehebruch begehen ist oft in der Welt vorgekommen, und Dichter haben es oft so schön dargestellt, daß wir ihnen mit Entzücken gefolgt sind, vielleicht auch in der Stille den Sünden ein gewisses Recht zugestanden haben, nämlich das, daß Andere keinen Stein auf sie zu wälzen das Recht haben. Sie haben es mit sich, mit ihrem Gotte auszumachen. Daran liegt aber unserm Dichter Nichts. Die schöne Herzogin und der deutsche Student, die, fast in Gegenwart des unangenehmen Ehemanns der Erstern, den Ehebruch begehen, sind dermaßen von ihrem Rechte dazu erfüllt, daß sie eben dieses Gefühl ihres Rechts und über die Aufgabe es sich und Andern klar zu machen ihre Liebe selbst in den Hintergrund drängen. Wenn nun der Herzog auch ein noch so brutaler Ehemann wäre, und ganz unwürdig der Verbindung mit solchem ätherischen Wesen wie Isolde, und diese sich von ihm lossehnt, was es auch koste, so werden wir, auch wenn wir im Sinne des Dichters die Berechtigung der Wahlverwandtschaft zugeben, an dieser Berechtigung doch schon um deshalb zweifelhaft, als diese Bekanntschaft der zwei Liebenden sich nur auf eine zweimalige und zwar flüchtige Ball- und Concertbekanntschaft begründet. Wenn auch die Musik, Beethoven, Gluck u. s. w. als Vermittler ihrer Seelenaccorde dazutraten, so sind doch Beide noch im gesellschaftlichen Costume, und wenn man auch zugibt, daß die Herzogin durch dies Costume erkannt wird, so doch nicht in gleicher Weise der deutsche Student und angehende Diplomat. Ebenso leicht als man erkannt hat, daß der brutale Herzog, der über zwei Jahre schon verheirathet war, ein unpassender Ehemann seiner Isolde ist, ließe sich auch darthun, daß der Deutsche und Isolde in ihrer raschen Verbindung sich getäuscht, daß sie nicht vom Himmel füreinander geschaffen, daß bei einer nähern Verbindung die Disharmonie ebenso grell heraustreten würde als die der frühern Ehe. Daher hat der sogenannte sittliche Stolz Isoldens, die eben aus den Armen des Geliebten sich windend darüber entrüstet ist, daß auch ihr Ehemann ähnliche Rechte verlangt, etwas das Gefühl Empörendes, was auch des Dichters glänzendste Darstellung nicht wegwäscht. Diese Empfindung steigert sich noch, als wir den würdigen Oheim der Herzogin, einen katholischen Bischof von feinster ethischer und ästhetischer Bildung, nicht allein als Kuppler auftreten sehen, sondern wie er ihrer raschen Verbindung seinen Segen ausdrückt und sie als ein Recht erklärt. Alles Das ist ebenso fein und geschickt als glühend warm ausgeführt, überzeugt uns aber nicht. Ja gerade diesen Willkürlichkeiten gegenüber gewinnt das Sittengesetz der Welt, so dürftig und unvollkommen und hart es sei, in unsern Augen eine Geltung; denn es hat wenigstens festern Boden. Das Gleichniß des Bischofs vom rothen kostbaren Wein im klaren Krystalle ist sehr schön. Der Wein — die ewige Sittlichkeit — wird nur zusammengehalten durch das Krystallglas; wenn man dieses zerbricht verflüchtigt sich das schöne Fluidum, oder saugt sich für uns werthlos in die Elemente ein. Darum bleibe der Wein auch Wein, und sein Werth derselbe, aber es komme darauf an denselben so zu consolidiren, krystallisiren, daß er auch ohne die fremde Krystallschale bestehen könne. Ja, wenn es ein Medium gäbe, wenn wir nicht auf einer Erde, in einer Natur lebten die ein Gefäß für jede flüssige Substanz bedingte!

Der schon überschrittene Raum erlaubt uns nicht auch noch auf die letzten „Träumereien des gefangenen Freien" einzugehen, z. B. auf die Trilogie Tantalo's, die von der Schwungkraft des Dichters im Rhapsodenton der Antiken Zeugniß ablegt. Wir begreifen den Dichter, daß gerade diese starre Form, über die Zerwürfnisse der Zeit und der eigenen Gefühle sich Luft zu machen, in einem Pathos der über den Wogen der Zeitwellen ruhig fortrollt, in dieser Zeit ihm zusagte. Es gibt Momente und Stimmungen, wo die modernen Formen nicht ausreichen für den Schmerz, das tiefe Leidgefühl, die Verachtung des Dichters. So endete Immermann seinen „Alexis" in diesem erhaben über die Misere hinschreitenden Gigantenschritt. Wir wünschten lieber, und schließen damit, daß der Dichter sich überhaupt aus dem Gebiet der Träumereien loswände zu einer größern, objectiven, körnigen Gestaltung, zu einer organisch gewachsenen Bildung eines Stoffs, wozu der reichbegabte Mann die Mittel in sich hat, und wozu es noch nicht zu spät ist. Er kennt die Welt, das Menschenherz, er hat Erfindungsgabe, eine glühende Phantasie und auch eine ruhige Darstellungsgabe; schaffe er ein Gemälde, ein großes aus der Wirklichkeit, mit Fühlfäden die uns Alle ergreifen, in einem solchen Gemälde finden auch Träumereien, selbst paradoxe Anschauungen, ihren Platz, sie haben ihr Recht dazu, wie das Willkürliche, das Zufällige, das Wunderbare in der Dichtung und der Wirklichkeit sich nirgend ganz werden ausmerzen lassen: aber ein Gemälde, ein Werk aus lauter Zufälligkeit und Träumereien ist in der wirklichen Welt ein Unding, in der Kunst nur eine Spielerei. **W. Alexis.**

Notizen.

Zu Hamburg hat man im Herbste 1848 Braschen und Tuchnadeln verkauft welche einen Maulwurf vorstellten, als Sinnbild der Wühler. Schade daß er in unkünstlerisch roher Gestaltung mehr einem Krebse ähnlich sah, ein Spiel des Zufalls, welches leider nur zu beziehungsvoll für die junge Freiheit erscheint.

In England ist es Sitte, bei Verlobungsbesuchen die zwei Karten von Braut und Bräutigam mit einem Gold- oder Silberfaden zusammengeknüpft abzugeben. 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 357. —— 22. December 1848.

Die Kosacken und die Völker des Kaukasus.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

Bodenstedt liefert uns den Nachweis, daß die Doctrin welche Khasi-Mollah gründete, und der Schamyl folgt, ein nach den Bedürfnissen des Augenblicks modificirter Sufismus ist. Zur Begründung dieser Ansicht über den Zusammenhang des Sufismus mit der daghestanschen Doctrin ist eine Untersuchung über den Ursprung der Sufis und über das Wesen ihrer Lehre nothwendig; wir müssen aber was Dies betrifft auf Bodenstedt verweisen. Wir können den Sufismus nur als die Quelle andeuten aus welcher Khasi-Mollah und Schamyl die Grundelemente ihrer neuen Doctrin geschöpft haben. Wendet man den Sufismus auf Schamyl und seine Untergebenen an, so ergibt sich folgendes Bild:

Auf der ersten oder untersten Stufe steht die große Masse des Volks. Hier bedarf es noch eines Zügels, einer höhern Leitung. Hier muß auf strenge Beobachtung des äußern Gesetzes gehalten werden, da bei mangelnder Erkenntniß die innere Stimme nicht immer das Rechte gebietet. Die zweite Stufe nehmen die Muriden ein, welche aus den Bessern des Volk hervorgehen. Sie bedürfen des Zügels nicht mehr; für sie ist das äußere Gesetz überflüssig; denn jeder Murid, jeder wirklich nach Wahrheit Strebende ist gut, weil er weiß, daß nur die Tugend zur Wahrheit führt. Er trägt seinen Lohn und seine Strafe in sich. Er gibt Almosen, nicht weil es das äußere Gesetz vorschreibt, sondern weil es ihm wehe thut die Armen leiden zu sehen. Er hält seine Waschungen, nicht weil es der Koran gebietet, sondern weil Reinlichkeit ihm Bedürfniß ist, weil er weiß, daß nur in einem reinen Körper eine reine Seele wohnen kann u. s. w. Die dritte Stufe nehmen die Naïbs, die Statthalter Schamyl's, ein. Von ihnen gilt in noch höherm Grade alles über die Muriden Gesagte. Auf der vierten endlich und höchsten Stufe steht Schamyl allein. Er steht in unmittelbarer, realer Verbindung mit der Gottheit. Seine Worte sind Gottes Worte und seine Befehle sind des Herrn Befehle. Er ist die Sonne wovon seine Naïbs, die Monde, ihr Licht empfangen, und umgeben von ihren Sternen, den Muriden, die Nacht des Volks erleuchten. Wenn Allah nicht schon längst die Feinde Schamyl's, des Lichts und des Glaubens, von der Erde vertilgt hat, so ist es nur geschehen, weil er langmüthig und voller Geduld ist.

Die Herrschaft Hamsad-Beg's bezeichnet die zweite Periode der Religionskriege im Daghestan, sie war ebenso kurz in ihrer Dauer wie ungünstig in ihren Erfolgen zur Verbreitung der neuen Lehre. Hamsad-Beg besaß weder den Glaubenseifer und den Geist seines Vorgängers, Khasi-Mollah, noch den unbeugsamen Stolz und das Genie seines Nachfolgers, Schamyl, welcher die dritte Periode einnimmt. Schon acht Jahre hat er sich an der Spitze eines Häufleins von bunt zusammengewürfelten Kriegern im Kampfe mit der unendlich überlegenen russischen Macht nicht nur zu erhalten, sondern sogar von Jahr zu Jahr sein Ansehen und seine Macht zu erweitern gewußt. Er ist geboren zu Ende des vorigen Jahrhunderts (1797); selbst seine Jugend wird von der daghestanschen Poesie verherrlicht. Bodenstedt entwirft folgende Schilderung von der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Häuptlings:

> Schamyl ist von mittlerm Wuchse, hat blondes Haar, graue Augen, von dichten, schön gezeichneten Brauen überschattet, eine regelmäßige, edelgeformte Nase und einen kleinen Mund. Sein Gesicht zeichnet sich von denen seiner Stammesgenossen durch eine besondere Weiße der Farbe und Feinheit der Haut aus. Ebenso auffallend ist die elegante Form seiner Füße und Hände. Sein Auftreten ist durchaus edel und würdevoll. Er ist vollkommen Herr über sich selbst, und übt eine stille Herrschergewalt über Alle die in seine Nähe kommen. Eine unerschütterliche, marmorne Ruhe, welche sich selbst in den Augenblicken der größten Gefahr nicht verleugnet, umschwebt seine Züge. Er fällt ein Todesurtheil mit derselben Ruhe wie er nach blutigem Gefecht seinem tapfersten Muriden den Ehrensäbel überreicht. Mit Verräthern oder Verbrechern, deren Tod er einmal beschlossen hat, unterhält er sich ohne das mindeste Zeichen des Zorns oder der Rache zu äußern. Er betrachtet sich gleichsam selbst nur als das Werkzeug in der Hand eines Höhern, und hält nach der Lehre der Sufis alle seine Gedanken und Entschlüsse für unmittelbare Eingebungen Gottes. So einschüchternd und ehrfurchtgebietend schon seine äußere Erscheinung, so begeisternd und hinreißend ist der Strom seines Worts. Die Zeit welche ihm von seinen Verwaltungsgeschäften übrig bleibt bringt er mit Lesen des Korans, Fasten und Gebet hin. Selten und nur bei wichtigen Fällen nimmt er seit den letzten Jahren persönlich Theil an den Gefechten. Schamyl ist trotz seiner fast übermenschlichen Thätigkeit äußerst streng und mäßig in seiner Lebensweise. Wenige Stunden Schlaf genügen ihm; zuweilen durchwacht er ganze Nächte, ohne deshalb am Tage die geringste Spur von Müdigkeit zu

zeigen. Er ißt wenig und sein einziges Getränk ist Wasser. Seltsamerweise hat er sich von russischen Ueberläufern ein zweistöckiges Haus ganz im russischen Geschmack bauen lassen. Nach muselmännischer Sitte hält er mehre Frauen.

Es hieße, was diesem Artikel nicht geziemt, in die Specialgeschichte des Kaukasus eingehen, wenn wir den kühnen Häuptling des Daghestan auf allen seinen Fahrten, in alle seine Schlachten, zu allen seinen ans Wunderbare grenzenden Thaten begleiten wollten. Bei Bodenstedt und Wagner ist Vieles, manche ins Einzelne gehende, kühn markirte Schilderung nachzulesen. Wie in Algerien der Marabut Abd-el-Kader, so sah auch Schamyl die Nothwendigkeit ein durch Ueberredung oder Gewalt seine Macht über die verschiedenen Völker des Daghestan auszudehnen, bevor er größere Unternehmungen gegen die Russen wagen durfte. Um seinen Befehlen überall Gehorsam zu schaffen, zeigte er eine Energie die oft an wilde Grausamkeit grenzte. Seine mit Keulen bewaffneten Scharfrichter begleiteten ihn gewöhnlich zu den Rathsversammlungen, und wehe Dem der es wagte seine Stimme gegen Schamyl's Pläne zu erheben. Schamyl fand seine kräftigen Gegner an den russischen Generalen Fesi und Grabbe. Die Russen werfen den Bergvölkern Treulosigkeit und Feigheit vor. Die Tscherkessen, sagen sie, greifen uns immer nur aus dem Versteck an, tödten uns einzeln durch Hinterlist, und wagen nur dann eine regelmäßige Schlacht, wenn kein anderes Rettungsmittel übrigbleibt. Allerdings, wenn die kriegerischen Stämme des Daghestan von ihren Bergen herunterstiegen, um sich den Feinden im freien Felde gegenüberzustellen, so würden ihnen die Russen mit ihrer trefflichen Artillerie gar bald den Garaus machen, und durch wenige Schlachten einen Preis erkämpfen, um den sie unter den herrschenden Zuständen seit einem halben Jahrhundert vergebens gerungen. Wenn Schamyl sorgsam seine Scharen zusammenhält, vorsichtig jedem unnützen Scharmützel ausweicht, ist er deshalb feige zu nennen? Wenn die Russen ihr Heer verloren haben, so steht, auf Befehl des Selbstherrschers, schon ein anderes bereit; Schamyl aber hat nur Ein Heer zu verlieren, er hat nur Eine kleine Spanne Erde sein eigen zu nennen. Das ganze Land ist von russischen Militairstraßen durchzogen und mit russischen Festungen besäet, die großen, das Kaspische Meer beherrschenden Städte des Daghestan sind in den Händen der Russen. Es leuchtet ein, welch unendliches Uebergewicht den letztern erwächst; dazu fehlt es den Bergvölkern fortwährend an Kriegsmaterial, die Russen siegen mit Flinten und Kanonen, die Tscherkessen können ihre Siege nur mit dem Degen in der Faust erkämpfen. Ist nun der Mann der dieses Häuflein mit dem Schwerte in der Hand vor den Europa verdunkelnden Fittichen des russischen Doppeladlers schon seit einem Jahrzehnd zu wahren gewußt hat ein Feigling zu nennen?

General Fesi wußte gegen Schamyl Nichts auszurichten, und als der General Grabbe sich gegen ihn und seine Getreuen in Bewegung setzte (1839—40), machte Schamyl sich auf den eifrigsten Widerstand gefaßt. Durch die Schar seiner fanatischen Muriden befestigte er überall die neue Lehre, und vereinte unter sich die Bergvölker zu einer eisernen Kette, geschmiedet aus Glaubensfanatismus, Freiheitssinn und Russenhaß. Das Hauptunternehmen des Generals Grabbe war die Erstürmung des Bergnestes Achulgo, des festesten Schlupfwinkels Schamyl's. Beide uns vorliegende Werke liefern genaue, von Augenzeugen herrührende Schilderungen des ewig denkwürdigen Unternehmens, welches ebenso wol die Ausdauer der Russen als die verzweiflungsvolle Tapferkeit der Bergvölker ins hellste Licht stellt. Erst nach mehrmonatlicher Belagerung konnte die Veste in die Hand der Russen fallen, aber der Sieg war theuer erkauft und der Hauptzweck des Feldzugs vereitelt; denn Schamyl war entkommen, um seine Herrschaft neu zu befestigen und am Schwarzen Meere neuen Russenhaß zu predigen. Der Häuptling schlug dann seinen Hauptsitz im Aul Dargo auf, welcher, im Innern der Wälder von Ilschkarien gelegen, zwar weniger fest als das Bergnest Achulgo, aber noch viel schwerer zugänglich war. Dort glaubte der kriegslustige General Grabbe ihn abermals aufsuchen zu müssen, in der Hoffnung, durch Zerstörung seiner Magazine ihm einen zweiten Hauptschlag beizubringen. Aber diese Expedition fiel sehr unglücklich aus, und die Russen erlitten im Innern des waldigen Berglandes eine schwere Niederlage, deren schreckenvolle Einzelheiten mit dem ganzen Colorit jener Gegend sowol Wagner als Bodenstedt uns schildert. Nicht blos der General Grabbe wurde auf kaiserlichen Machtbefehl vom Commando entfernt, sondern auch der in Tiflis residirende Oberbefehlshaber Golowin wurde von seinem Posten abberufen.

Wir finden bei Bodenstedt ein sehr interessantes Capitel, welches uns den berühmten Schamyl nicht als Krieger und Häuptling, sondern als Gesetzgeber und Administrator schildert. Das Volk, an dessen Spitze Schamyl heute steht, heißt es dort, ist erst durch ihn zum Volke geworden, und dieses Umschmelzen der heterogensten Elemente zu einer einzigen, unauflösbaren Masse, diese Vereinigung einer Menge durch Sitten, Tradition und angeerbten Haß getrennter Stämme war nicht weniger schwer auszuführen als es sein wird ein einiges Deutschland herzustellen. Er mußte um sein Ziel zu erreichen die Macht zahlloser, kriegerischer Häuptlinge brechen und, ein Mann des Volks, über Fürsten zu Gericht sitzen; er mußte den Haß confessioneller Parteien versöhnen, welche sich seit Jahrhunderten feindlich gegenüberstanden; er mußte das furchtbarste aller Ungeheuer, die Blutrache, bekämpfen, der jährlich die Edelsten des Volks zum Opfer fielen. Bodenstedt macht sich verdient, bei den ungenauen und schwer zugänglichen Quellen, ein Bild der Organisation des von Schamyl gegründeten Staats zu liefern. Alles Schamyl unterworfene Land wird in Provinzen und Naibthümer (Statthalterschaften) getheilt. Je fünf Naibthümer, deren jedes von einem Naib verwaltet wird, bilden eine Provinz.

An der Spitze jeder Provinz steht ein Oberbefehlshaber, der die geistliche und weltliche Gewalt in sich vereint. Die Pflichten eines Naib bestehen darin das ihm anvertraute Gebiet streng zu verwalten, die vorgeschriebenen Abgaben einzutreiben, Recruten auszuheben, auf strenge Erfüllung des äußerlichen Gesetzes zu sehen, Streitigkeiten zu schlichten, der Blutrache Grenzen zu setzen u. s. w. Jeder Naib muß 500 berittene Krieger unterhalten. Doch müssen außer den stehenden Truppen auch alle übrigen männlichen Bewohner im Tummeln der Rosse und in der Führung der Waffen geübt sein. Von Schamyl bis auf den letzten Anführer herab wird auf die strengste Ordnung und pünktlichste Befolgung der gegebenen Befehle gesehen, der geringste Ungehorsam wird oft mit dem Tode bestraft. Schamyl selbst ist stets von einer ausgezeichneten Leibgarde umgeben, deren Glieder (die Elite der Muriden) Murtosignatoren genannt werden. Diese Murtosignatoren müssen das hohe Ansehen worin sie bei allen Kriegern stehen theuer erkaufen. Sie sagen sich, so lange sie ein Glied der Kette bilden welche schützend die heilige Person des Murschiden umgibt, feierlich los von Allem was sie sonst ans Leben fesselt; die Unverheiratheten müssen ledig bleiben, und die Verheiratheten dürfen, während ihrer Dienstjahre, in keinerlei Verbindung mit ihrer Familie stehen. Sie müssen, dem Beispiel Schamyl's folgend, allen übrigen Kriegern in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit vorangehen. Ihr ganzes Streben muß auf die Ausbreitung der neuen Lehre gerichtet sein; sie sind willenlose Werkzeuge in der Hand Schamyl's, der die geringste Widersetzlichkeit mit dem Tode bestraft. Nie hat sich ein Verräther unter den Murtosignatoren gezeigt. Sie fechten mit einem Muthe und einer Kaltblütigkeit, wovon die russischen Offiziere mit Bewunderung erzählen. Man hat kein Beispiel, daß einer von ihnen seinen Feinden in die Hände gefallen wäre; sie sind der Schrecken der russischen Heere und die Pfeiler der Herrschaft Schamyl's im Kriege wie im Frieden. Sie bilden zugleich die geheime Policei Schamyl's; überall haben sie ihr wachsames Auge.

(Der Beschluß folgt.)

Italien im 19. Jahrhundert.

Die Theilnahme an den neuesten italienischen Vorgängen hat dem Buche eines angesehenen irischen Sachwalters, „Italy in the nineteenth century„ contrasted with its past condition, by *James Whiteside*" (3 Bde., London 1848), in der englischen Presse eine Beachtung gewonnen, welche vielleicht eine der Veranlassungen ist, warum das Septemberheft des „Quarterly review" demselben einen 32 Seiten langen Aufsatz gewidmet. Er ist von Anfang bis zum Ende lesenswerth. In welchem Sinne er aber geschrieben ist, mögen einige Aushebungen andeuten.

„Wenige Länder werden so häufig besucht wie Italien, über keins so viel geschrieben . . . Dennoch ist kein so viel bereistes Land so wenig gekannt . . . und wir stimmen deshalb dem Verf. vollkommen bei, daß wir für ein neues Werk über Italien offenen Raum haben. Er spricht streng, fast verächtlich von Denen die gleich ihm gethan, sich jedoch auf den sicherern Boden der Landschaftsmalerei und der schönen Künste beschränkt und Gesetze, Gebräuche und sociale Einrichtungen unberührt gelassen haben. Diesem Mangel will er also abhelfen: wir fürchten, mit besserm Vorsatze als Erfolg. Schon sein Titel verkündet ein kolossales Unternehmen. Schau will er halten über ein Land das nach allen Richtungen Aufmerksamkeit beansprucht, das in eine Menge Reiche gespalten ist, unterschieden durch Klima, Erzeugnisse, Sitten und Gesetze, und deren jedes aus einem Haufen kleiner Staaten besteht, die einst unabhängig waren, und ihre Tage der Größe und des Verfalls, ihre Staatsmänner, ihre Krieger und ihre Kunstakademien gehabt haben. Aber nicht Dies allein will er, er will auch ihre jetzigen Zustände mit ihren ehemaligen, ihre jetzige Gestaltung mit ihrer Geschichte vergleichen und contrastiren. Wohlgefällig redet er von seinem langen Aufenthalte in Italien — ungefähr zwei Jahre — und von seiner ihm daraus erwachsenen Vertrautheit mit den behandelten Gegenständen. Unsers Bedünkens ist er nur eben lange genug dort gewesen sich zu überzeugen, wie wenig er seiner Aufgabe gewachsen ist. . . . Weder besondere Talente noch besondere Vorzüge stehen dem Verf. bei Bewältigung der Schwierigkeiten derselben helfend zur Seite. . . . Aber seine größte Unbefähigung dürfte in dem Vorrathe fix und fertiger Ansichten beruhen die er auf die Reise mitgenommen — Ansichten gegen welche der Leser allerdings auf seiner Hut sein kann, da der Verf. ihn von vornherein damit bekannt macht. Er ist zu ehrlich um Geschehenes zu entstellen, und zu logisch nicht den legitimen Schluß daraus zu ziehen. Er will jedoch durchaus liberal sein, und glaubt seine Liberalität nicht anders erweisen zu können, als indem er das Mode gewordene Gewäsch in Betreff Oestreichs zu dem seinigen macht und es unterstützt. . . . Auf seiner Reise durch die Lombardei überrascht ihn die Reinlichkeit der Städte, die ausgezeichnete Bodencultur, die Thätigkeit der Bevölkerung, keine Spur von Bettelei und jedes andere Symptom materiellen Wohlbefindens und väterlicher Regierung. «Es ist sehr richtig behauptet worden», sagt er, «daß, wenn in einem Lande der Boden gut angebaut und die Märkte gut versorgt sind, wir daraus folgern dürfen, daß das Volk glücklich und gut regiert ist.» Aber trotz dieses Prüfsteins und trotz Allen was er mit eigenen Augen sieht, fährt er in seinen Declamationen gegen Oestreich unablässig fort". . . .

„Der Verf. ist gegen uns nur gerecht, wenn er sich überzeugt hält, daß wir mit Freuden in jedem italienischen Staate freie und liberale Constitutionen eingeführt sehen würden. Wir hegen auch nicht den leisesten Zweifel, daß in ganz England unter allen Ständen hierüber blos eine Stimme herrscht. Allein dawider verwahren wir uns, daß wir einer Sache Feind seien, weil wir bei Berechnung der Möglichkeit des Gelingens nicht alle Regeln der Klugheit, und bei Beurtheilung des Benehmens Derer welche jene Sache führen nicht alle Vorschriften der Moralität außer Ansatz lassen. Wir versichern nochmals, daß wir die Vertheidiger der jüngsten Ereignisse nicht deshalb tadeln, weil wir die Italiener in Folge ihrer Gewohnheiten, ihres Temperaments, ihrer Erziehung und ihrer gegenwärtigen socialen Zustände — Alles Dinge die wir unbedingt einräumen — ungeeignet glauben für die begehrten Constitutionen, sondern weil ihre Führer gar nicht Hehl haben, daß es ihnen damit kein Ernst ist. Sie wollen und mögen keine gemischte Verfassung; sie nehmen sie blos als Abschlagszahlung an, und haben bei jeder Gelegenheit durch ihre Handlungen gezeigt was sie wirklich beabsichtigen. Die liberale Partei in Italien hängt dem Socialismus, dem Communismus und dem Unglauben an. Wir wollen gern annehmen, daß es in ihren Reihen viele wohlmeinende Männer gibt die so kurzsichtig sind die Pläne ihrer Genossen nicht durchschauen, so schwach sie nicht begreifen zu können, oder so eitel sich einzubilden, daß sie es in der Hand haben ihnen entgegenzuwirken. Denen aber die sich nicht gegen ihre Ueberzeugung

verblenden sind die Tendenzen der Partei als solcher ebenso wohl bekannt wie sie aus der Wahl der Mittel sich kein Gewissen machen. Diese Partei ist seit lange thätig gewesen, hat jedoch erst seit Pius seine allgemeine Amnestie erlassen ihr Hauptquartier nach Italien verlegt, und sich in Rom festgesetzt. Wir haben die Zwecke dieser Patrioten hervorgehoben, ehe die französische Revolution den Ausbruch der italienischen beschleunigte, und während noch der König von Sardinien seine Absichten klug maskirte"....

„Die verderbliche Einwirkung auf den öffentlichen Wohlstand macht sich überall sichtbar. Das Großherzogthum Toscana, noch vor kurzem so wohlhabend und glücklich, wimmelt von Banditen, die Bevölkerung ist unzufrieden und aus Müßiggang liederlich, die Finanzen sind zerrüttet und der Staat steht an der Schwelle des Bankrotts. In Rom ist das von Natur faule und ausschweifende Volk ungeberdig und aufsässig geworden. Gesunde, stämmige, zum Nichtsthun organisirte Bettler werden als Staatsarbeiter bezahlt, und empfangen mit mürrischem Danke den Lohn, welchen das Land kaum aufzubringen vermag, und in welchem sie nur einen Theil des Eigenthums erblicken, wovon man ihnen gesagt, daß es ihnen gehöre, und das an sich zu reißen sie blos auf Gelegenheit warten. Bei einem drohenden Schisma, einer hungernden und aufrührischen Bevölkerung, einem leeren Schatze, einem ungeschickten und treulosen Ministerium seufzt der Papst über seine frühere Schwäche, und weint über den Undank der Menschen"....

„Durch Nichts hat der Verf. seine mangelhafte Kenntniß der Italiener mehr bloßgestellt als indem er eine freie Presse für sie fodert. Wer die Italiener besser kannte wies die freie Presse unbedingt als größtes Uebel zurück. Ihre Verhöhnung der Wahrheit, ihr bramarbasirender Ton, ihre abscheulichen Verleumdungen haben die Volkssache verächtlich und lächerlich gemacht, ihr die Sympathie vieler ihrer ehemaligen Bewunderer entfremdet. Noch mehr Unheil hat sie dem sittlichen Gefühle des Landes zugefügt. Bei jeder passenden Gelegenheit suchte sie durch Trugschlüsse die Bande moralischer Verpflichtung zu lockern, und den Bruch jener internationalen Gesetze zu heiligen die ungestraft nicht verletzt werden können, und welche selbst Tyrannen achten müssen. Statt die Begeisterung des Volks zu leiten, hat die freie Presse dessen Leidenschaften entflammt, bis es seinen eigenen Führern nicht länger gehorchen, die Stimme seiner besten Rathgeber nicht länger hören mochte. Thatsachen von höchster Wichtigkeit für das Publicum wurden geflissentlich verschwiegen. Aus gänzlicher Unkenntniß der Wahrheit eilte die müßige und leichtfertige Jugend von Rom und Florenz in das Lager Karl Albert's, ihn durch ihre Hülfe zu belästigen, das Land und die Sache der sie dienten durch ihren Kleinmuth zu schänden. Man hatte sie glauben gemacht, daß in der Lombardei um ein Billiges Ruhm und unverwelkliche Lorbern zu erlangen seien, daß die Oestreicher sich überall auf der Flucht befänden, und nur zu fürchten stehe, die von Angst gehetzten Deutschen würden entwischen, ehe die ungläubigen Kreuzfahrer ihre jungfräulichen Schwerter an ihnen erproben gekonnt. Wie der Kampf fortdauerte, mehrten sich die Täuschungen. Nie wurde der öffentliche Geist durch wahrheitstreue Nachrichten auf Entwickelung einer Kraft vorbereitet wie die Lage der Dinge sie erheischte. Nie erging von der Presse ein Nothruf Maßregeln zu ergreifen wie die Umstände sie gebieterisch foderten. Die beste Entschuldigung für Alles was die italienischen Patrioten gethan oder vielmehr nicht gethan haben liegt in den überdachten, systematischen Betrügereien Seiten ihrer ganz principlosen und verworfenen Tageblätter"...

„In Mailand wurde das Volk von der Regierung planmäßig hintergangen. Sie maß dem östreichischen Feldherrn Verbrechen bei die ihm fremd und deren er unfähig war, und während sie die Anklage durch die Staatszeitung veröffentlichte, unterdrückte sie die leidenschaftslose und schlagende Widerlegung. Gewichtigere Uebel erwuchsen aus diesem Verfahren. Im Laufe der Gefechte welche die Capitulation des piemontesischen Heers zur Folge hatten verkündete ein Bulletin aus Mailand einen Sieg, welcher dem Feinde 6000 Todte, 8000 Gefangene und 40 Kanonen gekostet, und als am folgenden Tage das Hauptquartier der königlichen Armee in Cremona einrückte, abgemattet, erschöpft und athemlos von der eiligen Flucht, war Nichts zum Empfange vorgerüstet, die Stadt leer und die Regierung aufgelöst: Dies das unmittelbare Resultat der plötzlich getagten Wahrheit. Auf die von den königlichen Commissairen den städtischen Behörden gemachten Vorwürfe wurde erwidert, daß man unmöglich der Ankunft eines fliehenden Heers sich habe versehen können, da Nachts vorher die Stadt wegen eines Siegs erleuchtet gewesen sei."

„In England würde die Verbreitung falscher Nachrichten in einer wichtigen Angelegenheit eine Zeitung für immer vernichten. In Italien wollen die Kaffeehauspolitiker nur lesen was ihnen mundet. Daher das Maßlose ihrer Hoffnungen, das Bodenlose ihrer Verzweiflung, das Verstandlose ihres Staunens über einen Fehlschlag, den sie durch Nichts zu verhindern gesucht. Daher auch das grundlose Geschrei der Verrätherei wider den König von Sardinien wegen einer Capitulation, welche sein Heer vor Auflösung und die Stadt Mailand vor Plünderung bewahrte."....

10.

Miscellen.

Ehre die Wahrheit.

Je häufiger die „Errungenschaften" unserer Zeit dieser altväterischen Foderung „entgegengetreten", und je sichtbarer von einer gewissen „Seite" darauf hingearbeitet wird selbst den Eid zu einer „Chimäre" zu machen, um so weniger kann es schaden einen Vorfall aus Athen aus den Tagen des Euripides zu erwähnen. Besagter Euripides läßt in einem seiner Dramen Jemand der an seinen Eid erinnert wird erwidern: „Ich habe ihn mit meinem Munde, nicht mit meinem Herzen geschworen." Käme eine solche Aeußerung heute auf die Breter, und beträfe namentlich einen Eid der Treue den Jemand seinem Fürsten geschworen, so müßte es mit curiosen Dingen zugehen, wenn nicht ein Beifallssturm erfolgte. Die Athenienser, die allerdings nicht erst Republikaner werden wollten, sondern bereits Republikaner waren, bezeugten ihr höchstes Misfallen, und Sokrates, obgleich vertrauter Freund des Dichters und in seiner „Gesinnungstüchtigkeit" durchaus kein „Reactionnair", verließ entrüstet das Schauspiel. Damit noch nicht genug. Euripides wurde öffentlich angeklagt: „dem dummen Volke" einen Wink gegeben zu haben wie es auf gute Manier das heiligste und unverletzlichste Band der bürgerlichen Gesellschaft zerreißen könne, und für seine „Staatsverrätherei" in schwere Strafe genommen. Auch scheint dieses Urtheil allgemeinen Anklang gefunden zu haben, denn die Geschichte schweigt von irgend einer zu Euripides' Gunsten gemachten Demonstration, gedenkt weder einer für ihn veranstalteten Subscription noch eines ihm gebrachten Fackelzugs. Aber wie gesagt die Athenieser waren bereits Republikaner.

Heirathsempfehlung.

Ein junger Engländer — so erzählt dessen Reisegefährte — knüpfte in Valencia mit einem hübschen Zigeunermädchen ein zartes Verhältniß. Die Mutter schlug ihm vor ihre Tochter zu heirathen. Der Engländer lehnte Das ab, weil er nach London zurückkehren müsse, und nicht reich genug sei dort einen Hausstand zu erhalten. „Wie!" rief die Zigeunerin und lachte laut auf, „nicht reich genug in der Stadt der Guineen? Mit einer so abgefeimten Spitzbübin wie meine Tochter sind Sie in einem Jahre Millionnair."

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 358. —— 23. December 1848.

Die Kosacken und die Völker des Kaukasus.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Je ausgedehnter der Einfluß Schamyl's wurde, um so mehr wurden neue Einrichtungen nöthig. Im J. 1842 legte Schamyl, nach dem Vorbilde der Russen, eine sogenannte fliegende Post an, mittels welcher alle Nachrichten unglaublich schnell befördert werden. In jedem Dorfe steht immer eine Anzahl der besten Pferde für die Eilboten bereit. Mit dem J. 1840, nach der vollständigen Organisation der Murtosignatoren, sind — wahrscheinlich den Russen abgelernt — von Schamyl sogar verschiedene Orden eingeführt worden. Ebenso Strafen. Wer im Gefechte sich Feigheit hat zu Schulden kommen lassen, dem wird als Zeichen der Schande ein Stück grober Filz um den rechten Arm gewunden; wer dem Feinde in der Schlacht den Rücken zukehrt, dem wird ein solches Stück auf den Rücken genäht, und diese entehrenden Zeichen der Feigheit können nur durch mehrfache Beweise der Tapferkeit wieder entfernt werden. Den filztragenden Kriegern ist streng aller Umgang mit den Frauen untersagt. Die Todesstrafe, welche auf Mord, Verrath und Treubruch gesetzt ist, besteht in der Hinrichtung mit dem Säbel, und zerfällt in zwei Classen, genannt das Ehrengericht und das Schandgericht. Die dritte Art der Hinrichtung, und die grausamste, die nur an Muriden vollzogen wird welche der Verrätherei überführt sind, ist das Erdolchen.

Als der russische Oberbefehlshaber Golowin abgerufen worden, kam der General Neidhardt, ein Deutscher von Geburt, an seine Stelle. Bodenstedt behandelt in einem besondern Anhange die kaukasische Kriegsgeschichte seit 1840, welche freilich bei der Schwierigkeit der Mittheilungen nur aus Bruchstücken zusammengetragen werden kann. Neidhardt entwickelte eine rastlose Thätigkeit, ein seltenes Eingehen, selbst in die kleinsten Details; aber dieses Detailliren wurde sein Unglück. In Provinzen von solcher Ausdehnung, die durch Stamm, Sprache und Religion so verschieden sind, Alles zu übersehen war unmöglich, und indem der Oberbefehlshaber mit unendlichen Einzelheiten seine Zeit zersplitterte, wurde Großes und Wichtiges übersehen. Mit der Ernennung Neidhardt's wollte der Kaiser ein defensives Friedenssystem im Kaukasus versuchen, aber der Gang der Ereignisse machte die petersburger Friedensprojecte bald wieder zu Schanden. Schamyl erschien 1843 in Person wieder auf dem Kampfplatze, und dieses Jahr wurde eins der blutigsten in der kaukasischen Kriegsgeschichte. Das J. 1844 verging mit gewaltigen Rüstungen und unbedeutenden Thaten von russischer Seite. Neidhardt war bei seiner zaudernden Umständlichkeit zur Leitung großartiger Operationen, deren Erfolg großentheils von der Schnelle der Bewegungen und der rechten Stunde des Handelns abhängt, nicht befähigt, und ward deshalb vom Obercommando wieder entfernt. Er starb vor Gram darüber ein Jahr darauf in Moskau. Graf Woronzow, welchem der Kaiser nun unter ausgedehnten Vollmachten das Obercommando am Kaukasus übertragen hat, ist der schwierigen Stellung dort besser gewachsen. Er kündigte den Antritt seines Amts mit umfassenden Reformen im Heere und in der Civilverwaltung an. Seine erste größere Unternehmung gegen Schamyl war der sieggekrönte Feldzug gegen Dargo. Betrachtungen über die Woronzow'sche Verwaltung und den jetzigen Kriegszustand am Kaukasus werden von Wagner in einem besondern Abschnitte geliefert.

Während Wagner eine Art von Apologie des Fürsten Michael Woronzow liefert, fällt Bodenstedt über ihn und seine Thätigkeit ein bedeutend mäßigeres Urtheil. Die Jahre, sagt er, sind jetzt bald verflossen, seit der Fürst seine Statthalterschaft antrat, und alle Welt weiß wie wenig die bisher gewonnenen Resultate den frühern hochgespannten Erwartungen entsprechen. Der größte Theil der Hindernisse welche Neidhardt's Thätigkeit hemmten ist weggeräumt, die Streitkräfte sind um ein Bedeutendes vermehrt, dem Fürsten ist in der Wahl seiner Unterbefehlshaber und Beamten vollkommen freie Hand gelassen — und doch steht Schamyl an der Spitze seiner Muriden heute mächtiger den Russen gegenüber als je zuvor.

Die glänzendste Waffenthat der russischen Truppen unter Woronzow's Befehlen, eben der berühmte Zug gegen Dargo, wurde, wie Bodenstedt aus sicherer Quelle wissen will, ganz gegen den Willen des Statthalters, aber auf ausdrücklichen, auf oft wiederholten Wunsch des Kaisers unternommen. Ein Courrier nach dem andern flog von Petersburg nach Tiflis. Nur gezwungen durch kaiserlichen Wunsch unternahm Woronzow die für

die russischen Truppen verhängnißvolle, für Schamyl hingegen ohne wichtige Folgen gebliebene Expedition auf Dargo.

Der Krieg am Kaukasus zeigt uns die Schwächen des kolossalen Rußlands, aber russische Schriftsteller sind auf jede Weise bemüht dieselben zu verhüllen. Insbesondere hat Hr. Felix Fonton, ein Diplomat von Fach, Ritter vom Annenorden und vielen andern Orden, „im Auftrage des Kaisers" ein Werk geschrieben, welches, bis auf den letzten Buchstaben vom russischen Geiste durchweht, bestimmt ist in kecken Umrissen die Stellung anzudeuten welche Rußland den Völkern Asiens gegenüber einzunehmen sich berufen fühlt. Es zeigt uns die russische Politik in ihrer blendenden Maske. Ein albernes Geschwätz von Mitleid und Christenpflicht muß den wahren Absichten Rußlands zum Deckmantel dienen.

„Eine Zeit wird kommen", ruft Hr. Felix Fonton emphatisch aus, „wo die schönen Küsten Abchasiens der civilisirten Welt gehören werden (Rußland!!), wo der europäische Wanderer diese herrliche Natur, diese üppige Vegetation bewundern und dort Völker finden wird die im Schoose des Ueberflusses die Hand segnen welche sie der Finsterniß der Barbarei entrissen. Dieses sind die Resultate welche Rußland seinen Nachkommen hinterlassen will, und wir hegen die feste Ueberzeugung, daß seine heute verkannten Bestrebungen einst die Anerkennung einer unparteiischen Nachwelt finden werden."

Dieser Faselei des Hrn. Fonton müssen wir den Ausspruch eines Mannes entgegensetzen der wol ebenso sachverständig ist als Hr. Fonton, die Worte Iwan Golowin's, eines nahen Verwandten des Generals Golowin, der mehre Jahre den Oberbefehl im Kaukasus führte.

„Der Krieg im Kaukasus", sagt Iwan Golowin in seinem Werke über Rußland, „ist unter den vorwaltenden Umständen ein durchaus fruchtloser Krieg, und die Hartnäckigkeit mit welcher die russische Regierung auf Fortführung desselben besteht wird Nichts als unnützes Blutvergießen und gesteigerten Haß zur Folge haben, jede dauernde Annäherung unmöglich machen. Rußland sollte vor Allem seinen eigenen Beamten den Krieg erklären, welche seine größten Feinde sind, und welche, nachdem sie selbst den Streit hervorgerufen, denselben in seiner Fortdauer so verderblich machen, indem sie ohne Barmherzigkeit plündern und stehlen. Sie opfern ihrem eigenen Vortheil den Vortheil des Landes auf, und verkaufen den Feinden sogar Waffen und Pulver. Sie verheimlichen die Zahl der Getödteten, und mit der Verpflegung des kaukasischen Armeecorps sieht es traurig aus. Die Generale ihrerseits ziehen den Krieg in die Länge, um sich so auf immer eine Quelle des Gewinns und der Beförderung zu sichern; so lange endlich die Soldaten nicht schießen gelernt haben, wird der Verlust immer auf Seiten der Russen sein, da ihnen ihre Artillerie in diesem durchaus unregelmäßigen Kriege von wenig Nutzen ist."

Wenn der russische Dichter Puschkin im „Gefangenen im Kaukasus" singt:

Es schweigt die Schlacht. Der Russe zwang
Das Raubgebiet mit seinem Schwerte,
Vor dem der stolze Bergsohn sank,
Wie er auch focht und rings verheerte.
Nicht rettete euch unser Blut,
Nicht Zauberkräfte eurer Trosse,
Nicht Berge, nicht die wackern Rosse,
Nicht eurer wilden Freiheit Muth.
Wie Batu's Stämmen, wird den Ahnen
Auch jetzt der Kaukas ungetreu,
Vergißt das wilde Kriegsgeschrei,
Umweht von Rußlands Adlerfahnen.
Durch Klüfte, wo sich Raubgezücht
Einst barg, wallt jetzt der Wand'rer offen;
Die Strafen, die euch dort getroffen,
Erzählt nur dunkel das Gerücht.

so haben wir diese Prophezeiung, für deren Erfüllung noch gar keine Aussicht vorhanden ist, eben dem patriotischen Russenthume Puschkin's zuguteżurechnen, wenigstens ziemt ihm eine solche Ansicht von der Sache eher als einem „deutschen Gelehrten", dem Verfasser von „Rußland und die Tscherkessen", welcher die Sache der Kaukasier als eine gänzlich verlorene bezeichnet, und die völlige Unterwerfung derselben weissagt. Aber die Weltgeschichte hat uns gezeigt, daß bis jetzt der schäumende Grimm der mächtigsten Gewalthaber an den Felsen des Kaukasus sich gebrochen. Der Weltbezwinger Timur, der „Eiserne", hat Daghestans Stämme nicht bezwungen, und Nadir Shah, der Eroberer Indiens, erneuerte vergebens gegen die Lesghier seine blutigen Greuel. In Ländern wo Gott selbst mit Riesengebirgen „eine Wallburg für freie Völkerstämme" geschaffen, mag selbst der größte Gewalthaber seine Ohnmacht eingestehen müssen. Die Tscherkessen kennen den ganzen Umfang der Gefahr der ihnen von Rußland droht, denn viele der Stämme welche jetzt unter Schamyl's Fahnen kämpfen haben schon einmal die Segnungen der Moskowiterherrschaft empfunden, und eine bedeutungsvolle Erscheinung ist es, daß gerade diese Stämme die erbittertsten, die unversöhnlichsten Feinde der Russen sind. Schamyl seinerseits gibt durch den unbeschränkten Einfluß welchen er über seine Kampfgenossen ausübt, sowie durch die Festigkeit und Umsicht womit er die Kriegsoperationen leitet gerechten Anlaß zu der Hoffnung, daß die Bestrebungen der Russen nie einen andern Erfolg haben mögen als die Schluchten des Kaukasus mit den Leichen ihrer erschlagenen Krieger zu füllen. 8.

Dankbarer Stoff zu einem Gemälde von Platon's „Phädon".

Dieser Gegenstand wird in Heydemann's und Mützell's „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (1848, S. 735—737) vom Director Schmidt in Wittenberg besprochen, und es dürfte verdienstlich sein das Hauptsächlichste durch diese Blätter in Circulation setzen zu helfen, da das Ganze Vielen, indem jene Zeitschrift fast nur in die Hände der Fachleute von der Schule kommt, ganz entgehen dürfte. Als geeignet zu malerischer Darstellung wird der Augenblick bezeichnet, wo Phädon des Simmias und Kebes Einwürfe gegen Sokrates' Beweisführung für die Unsterblichkeit der Seele

beendigt hat, und nun zuerst den niederschlagenden Eindruck schildert den diese Einwürfe auf die übrigen Anwesenden gemacht haben, und dann die Ruhe und Freundlichkeit mit der Sokrates jene Einwürfe angehört, den Scharfblick mit dem er die dadurch bei seinen Freunden hervorgebrachte Stimmung bemerkt, die schöne Weise endlich wie er dieselben, noch ehe er an die eigentliche Widerlegung gegangen, ermuthigt und sie aus der Flucht gleichsam auf den Kampfplatz zurückgerufen habe.

Drei Stimmungen seien es im Allgemeinen die der Maler in den einzelnen Gesichtern der um den Sokrates versammelten Freunde darzustellen hätte: der feste, nur etwas verdüsterte Blick der Beiden welche die Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele aufgeworfen haben, und nun ihrer wissenschaftlichen Besprechung und Lösung entgegensehen; die Niedergeschlagenheit und Bangigkeit Derer die mit immer steigender Ueberzeugung der Entwickelung des Sokrates gefolgt waren, und nun durch die gehobenen Zweifel wieder wankend in ihrem Glauben geworden sind; die Trostlosigkeit endlich des Apollodor, den schon vorher sein Schmerz um den schwärmerisch von ihm geliebten und nun bald scheidenden Sokrates unaufhörlich hat weinen und fast gar keinen Antheil an dem im Gespräche Verhandelten nehmen lassen. Dieser also ganz in sein Gefühl versenkt, Kebes und Simmias ganz der Sache hingegeben, die Uebrigen zwischen Gefühl und Sache getheilt. Unter diesen Letztern treten dann wieder Phädon mit seiner ruhig tiefen Empfindung, Kriton mit seiner dienstfertigen Gutmüthigkeit, Antisthenes mit seiner stolzen Fürstenmiene im Bettlergewande als besonders charakteristische Figuren hervor. Alle diese verschiedenen Gefühls- und Gedankenstimmungen aber faßt zu harmonischer Einheit Sokrates zusammen, der mit unerschütterlicher, siegesgewisser Ruhe und Heiterkeit auf der Stirne und im Auge über dem Ganzen thront, und der Idee des Gemäldes ebenso wol als dem Blick Dessen der es betrachtet den erforderlichen Mittel- und Ruhepunkt gewährt.

Für die Scenerie des Gemäldes habe, so wird zuletzt bemerkt, Platon selbst den bedeutungsvollen Zug gegeben, daß, wie Johannes dem Herrn, so Phädon dem Sokrates zunächst sitzt, und zwar neben dem Bette in welchem dieser bis dahin als Gefangener geschlafen hatte, und auf dem er jetzt sitzend sein letztes Gespräch mit den Seinigen hielt, auf einem niedrigen Schemel, sodaß er, obgleich größer als jener, doch auch äußerlich von ihm, der ihm freundlich scherzend die lang über den Nacken herabhängenden Locken streicht, überragt wird. Für die Physiognomie von mehren der anwesenden Personen könnten einige, Antiken nachgebildete Figuren in Rafael's Schule von Athen maßgebend sein, namentlich für Sokrates selbst, für Antisthenes und für Phädon, zu dessen Gemüthsbeschaffenheit ganz das Gesicht der jugendlichen Figur stimmen würde die dort unmittelbar neben dem Sokrates steht, und von der Trendelenburg in seinem Vortrage über die Schule von Athen (Berlin 1843) sagt: dieser Jüngling, der auf den Elbogen gelehnt ganz dem Worte des Sokrates hingegeben, und dessen Gesicht voll Liebe die Züge einer reinen und edeln Seele habe, könne an den Johannes erinnern. 27.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gesammelte Märchen. Mit 112 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. In Holz geschnitten von E. Kretzschmar. Leipzig, Lorck. 1849. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Briefe an Kaiser Karl V. geschrieben von seinem Beichtvater (Cardinal *Garcia de Loaysa*) in den J. 1530—32. In dem Spanischen Reichsarchiv zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt von *G. Heine*. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Thlr.

Brugsch, H., Uebereinstimmung einer hieroglyphischen Inschrift von Philae, mit dem griechischen und demotischen Anfangs-Texte des Dekretes von Rosette nachgewiesen. Mit 1 Tafel. Berlin, Amelang. 1849. Lex.-8. 10 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1849. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von J. W. Appell. 34ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Drobisch, T., Humoristische Barrikaden. Leipzig, Schmaltz. 1849. 8. 15 Ngr.

Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Gedichte aus fremden Sprachen. Uebersetzt und gesammelt von Kertbeny. Jena, Mauke. 1849. Gr. 16. 20 Ngr.

Geibel, E., Juniuslieder. 3te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 32. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gelpcke, W., Beiträge zur Kenntniß des Handels- und Wechsel-Rechts. 1stes Heft: Der präjudizirte und der verjährte Wechsel. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 1stes Heft. Regensburg, Manz. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gottschall, R., Wiener Immortellen. Sechs Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Gutachten amerikanischer Staatsmänner über Einfuhr-Zölle und ihre Nutzanwendung für Deutschland. 1. Auszug aus der Botschaft des Präsidenten James K. Polk. [Washington 2. Decbr. 1845.] 2. Auszug aus dem Bericht des Secretärs der Schatzkammer R. J. Walker. [Washington 3. Decbr. 1845.] Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaltenborn, C. v., Staat, Gemeinde, Kirche und Schule, insbesondere Universitäten und ihre Reform. Ein Beitrag zur Unterrichtsfrage und eine Ansprache an die deutschen Parlamente. Halle, Schmidt. Gr. 8. 16 Ngr.

Kehrein, J., Ueberblick der Deutschen Mythologie, ein Auszug aus Jac. Grimm's Deutscher Mythologie, besonders für die studierende Jugend bearbeitet. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 15 Ngr.

Krabbe, O., Die evangelische Landeskirche Preußens und ihre öffentlichen Rechtsverhältnisse, erörtert in den Maaßnahmen ihres Kirchenregiments. Berlin, Besser. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lenau, N., Gedichte. Zwei Bände in einem Band. Stuttgart, Cotta. 32. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lindner, B., Die Wasserkur oder die beiden verlorenen Söhne. Eine Erzählung. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1849. 8. 7½ Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Rue de Langlade. Roman. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Nugel, L., Das Vaterunser in Erzählungen und Gedichten, mit Federzeichnungen von H. Kruspe. Weimar, Voigt. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Narrenalmanach für 1849. 7ter Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1849. Gr. 16. 2 Thlr.

Penseroso, Klothar. Novelle. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Reuschle, K. G., Kosmos für Schule und Laien. Gemeinfaßlicher Abriß der physischen Weltbeschreibung nach Alexander v. Humboldts Gesichtspunkten. 2ter Theil: Die Erde. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Schnauffer, K. H., Neue Lieder für das teutsche Volk. Mit einem Vorwort von Hecker. Rheinfelden. Gr. 16. 20 Ngr.

Schönstein, G., Das Privat- und Haustheater. 2tes Bändchen. Wien, Wallishausser. 12. 8 Ngr.

Schöppner, A., Die Lehrfreiheit, ihre Motive, Bedingungen und Folgen für Staat, Kirche und Schule, geschildert mit vorzüglicher Hinweisung auf Belgien und Nordamerika. Augsburg, Rieger. 8. 7½ Ngr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. Neue Folge. 15ter Band. — A. u. d. T.: Erzählungen beim Licht. 1ster Band. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr.

Thiers, A., Das Eigenthum. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schneider. 1stes Heft. Berlin, Sacco. Br. 8. 5 Ngr.

Tillier, A. v., Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. Vom Anfange des J. 1814 bis zur Auflösung der ordentlichen Tagsatzung von 1830. Aus den Urquellen dargestellt. 1ster Band. Bern. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Aus Olmütz. Robert Blum lebt, er ist nicht erschossen! Leipzig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Politische Belehrungen. Zeitfragen, Geschichte und Persönlichkeiten der Gegenwart. Nr. 1. und 2. Leipzig, Weber. 16. à 1 Ngr.

Fliegende Blätter aus Anhalt. Nr. 1—7. Deßau, Fritsche. Gr. 8. à 1¼ Ngr.

Robert Blum. Ein biographisches Denkmal. Mit Blum's Porträt. Jena, Mauke. 4. 3 Ngr.

Robert Blum. Sein Leben, Wirken und seine Ermordung. Einzige nach den zuverlässigsten Quellen bis auf die letzten Augenblicke bearbeitete Berichterstattung von Freundeshand. Leipzig, Naumburg. 8. 3 Ngr.

Robert Blum und sein Tod für Deutschland. Ein Aufruf an das deutsche Volk. Nebst Blum's Berichten über seinen Aufenthalt in Wien. 2te bis 4te Auflage. Leipzig, Matthes. 4. 2 Ngr.

Blum's Tod. Gedicht eines Lebendigen. Herisau, Schläpfer. 8. 2 Ngr.

Caesar, J., Beschlüsse der Versammlung der Lehrer deutscher Hochschulen zu Jena, 21—24. Sept. 1848. Cassel, Fischer. Gr. 8. 1 Ngr.

Closen, F. v., Bemerkungen über die von der deutschen Nationalversammlung angenommenen §§ 2 und 3 des Verfassungs-Entwurfs mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß von Oesterreich zu Deutschland. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Constitution de la république française, votée par l'assemblée nationale dans sa séance du 4 nov. 1848. — Constitution der französischen Republik, von der Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 4. Nov. 1848 beschlossen. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 6 Ngr.

Curtman, W. J. G., Die Nationalversammlung und die Nationalbildung. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 5 Ngr.

Den Manen Robert Blums gewidmet von E. W. L. Leipzig, Naumburg. Lex.-8. 1 Ngr.

Falk, L., Die Freiheit des Christen vom Gesetz. Predigt am 14. Sonntag n. Trin., den 24. Septbr. 1848 zu Breslau gehalten. Breslau, Korn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Flathe's Mahnung an das deutsche Volk bei Robert Blum's Todeskunde. Rede, gehalten im Vaterlandsverein am 14. Novbr. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 Ngr.

Flugblatt Nr. 1. Herausgeber: R. Binder und G. Weisflog. Leipzig, Matthes. Hoch 4. 1 Ngr.

Frantz, C., Preußische Blätter. 1stes Heft, October: Ueber die gegenwärtige Lage des Staates. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. 2tes Heft. November: Die Hypothekenbanken. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. 3tes Heft: Preußen, Oestreich und Deutschland. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

Der erste Gottesdienst der deutschkatholischen Kirchengemeinde in München. Gefeiert durch Gesänge, Gebete, Predigt und Abendmahl am 9. Oktbr. 1848. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Greif, C., Robert Blum's Ermordung, Mörder und Feinde. Ein Weckeruf für das deutsche Volk. Nebst „Robert Blum's letzten Stunden" und einem Gedicht auf den Helden und Märtyrer der deutschen Volksfreiheit. Leipzig, Joachim. 4. 2½ Ngr.

Hansemann, D., Die deutsche Verfassungs-Frage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kellermann, L., Urtheil in Sachen der Krone wider die National-Versammlung und der National-Versammlung wider die Krone. Vom Standpunkte des Gesetzes und der politischen Grundideen des Constitutionalismus. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Ngr.

Ketteler, v., Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. Septbr. zu Frankfurt a. M. gewaltsam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 3 Ngr.

Knies, K., Ueber die in Kurhessen angeregte Forderung eines constituirenden Landtages. Ein Wort an seine Mitbürger. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Ngr.

Leonhardt, K., Die Erhebung der Volksschule zur Staats- oder Nationalanstalt. Eine Denkschrift über das Verhältniß der Volksschule zur Kirche, Gemeinde und Staat, und der Hohen Nationalversammlung zu Berlin überreicht. Im Auftrage und Geiste seiner Wähler bearbeitet. Eilenburg, Offenhauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Meißner, H. A., Eine Gewerbe-Ordnung für Deutschland entworfen und mit Rücksicht auf den Entwurf des deutschen Handwerkercongresses in Frankfurt motivirt. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pfizer, P., Beiträge zur Feststellung der deutschen Reichsgewalt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen, Berlin und die neue Revolution. Geschichte der neuesten Ereignisse in Preußen und Berlin, mit Actenstücken und andern Beilagen. 1stes Heft. Mannheim, Grohe. 8. 6 Ngr.

Probst, R., Zur Wiedergeburt der Strafrechtspflege. Gedanken und Vorschläge. Eßlingen, Dannheimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rauch, F., Wozu soll uns Blum's Tod ermannen? Trauerrede gehalten am 19. Novbr. vor der christkatholischen Gemeinde zu Leipzig. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1½ Ngr.

Riffel, C., Die Verfolgung des Kreuzes in unserer Zeit. Predigt auf das Fest Kreuz-Erhöhung. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 2 Ngr.

Rübel, K., Die würdige Gedächtnißfeier der Reformation und des Westphälischen Friedens. Predigt am Feste der Reformation und des Jubiläums des Westphälischen Friedens, den 29. Okt. 1848 gehalten. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Die Schreckenstage Wiens! Die Ursachen des Kampfes und jene des unglücklichen Ausganges. Vom ersten Adjutanten des Ober-Commandanten Messenhauser. Dresden. Gr. 4. 1 Ngr.

Selmer, Wie ist den Arbeitsleuten auf dem Lande zu helfen? Ein Beitrag zur Lösung der Frage zunächst durch die Geistlichen. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 5 Ngr.

Sigel, Predigt am königlichen Geburtsfeste den 27. Sept. 1848, gehalten zu Stuttgart. 1ste bis 3te Auflage. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Ngr.

Ueber das Verbot der Substitutionen in den zu erwartenden Verfassungen Deutschlands. Trier, Lintz. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber die Nothwendigkeit einer umfassenden Reform der katholischen Kirche. Von einem katholischen Geistlichen in Bayern. Augsburg, Fahrmbacher. Gr. 8. 3 Ngr.

Weitere Umschau nach einigen frommen Brüdern um Neuhaldensleben, oder die Seelsorge der Rechtgläubigen daselbst. Nebst einem Seitenblick nach dem Ex-Präsident Göschel und General-Superintendent Möller. Deßau, Fritsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Ursache und Geschichte der Octoberereignisse zu Wien. Von einem Augenzeugen. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 20 Ngr.

Wien's Freiheitskämpfe, Belagerung und Erstürmung im J. 1848. Breslau, Kern. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 359. —— 24. December 1848.

Ludwig Tieck.

Kritische Schriften. Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 3 Thlr.

Die Geister welche in Sanssouci umgehen nehmen unsere Aufmerksamkeit jetzt wo ich Dieses (Mitte November) schreibe beträchtlich in Anspruch; aber es sind nicht die Geister der Kunst und der Kritik. Friedrich's Geist ward oft citirt, aber er erschien nicht, weder auf den Ruf von hüben noch auf den von drüben; da hatten wieder die Geister der Romantik ihr volles Recht, und kein Geisterbanner erschien in jener zaubervollen Einsamkeit sie zu scheuchen. Wir sind nun keineswegs solche Gegner der Romantik, wie man es heute sein muß, wenn man von gutem Ton sein will; aber in die Politik gehören die Geister nicht, wenn sie Königen und Völkern Nebelbilder vormalen, die sie in die Wüste führen um dort zu verschmachten, oder Irrlichter um in Sümpfe zu versinken. Statt der Voltaire und d'Alembert traten deutsche Geister auf, Geister vom reinsten Feuerhauch; aber sie waren befangen von den Vorstellungen der alten Welt, das Reich des Geistes und des Lebens waren für sie noch getrennt, wo es den Umgang mit Königen galt. Der blitzende Geist jener Franzosen übersprang die Grenzen Beider, ohne daß wir darum sagen wollen, daß Voltaire's Einfluß auf Friedrich's Politik von Bedeutung oder wohlthätig gewesen; wohlthätig und von Bedeutung hätte dagegen der Einfluß des deutschen Weisen und des deutschen Dichters auf den deutschen König sein können, wenn — es sich gefügt hätte, daß sie mit ihm von Dingen gesprochen die uns Allen an Mark und Nieren gehen. Der Weise schwieg, weil man ihn nicht hören wollte, der Dichter schwieg, weil er eben noch im Glauben schwebte, daß das Reich der Gedanken und Phantasien, in dem er Meister und Führer war, ein so abgesondertes und getrenntes sei, daß ihm Vorstellungen und Erinnerungen, ja auch nur Andeutungen aus dem andern Reich vor dem Monarchen nicht geziemten, in welchem dieser Meister sei. Plump rief ein anderer Mund in diesen selben Räumen dem Monarchen jüngst die alte Wahrheit zu, daß Könige nie die Wahrheit hören. Das wäre vielleicht nicht geschehen, es wäre vermieden worden, wenn die ersten Geister der Nation etwas kühner zu jener Zeit die Schranken des Respects zu verrücken, zu öffnen gewagt. Auf das Zuwenig folgte nach der Ordnung der Natur das Zuviel.

Ludwig Tieck's Leben in Sanssouci war nur eine Stadie der Erholung in seinem Lebenslauf. Dichterisch hat er Wenig oder Nichts mehr dort ans Licht gefördert. Aber ein Leben hinter ihm mit solchen Erinnerungen, mit einem so aufgespeicherten Schatze von Gedanken und Anschauungen mußte ein noch vielbewegtes sein; im Umgange mit einem Fürsten von der geistigen Lebendigkeit, dem Phantasiereichthum, war seine Unterhaltung schon eine schöpferische Thätigkeit. Es ist Schade, daß diese Unterhaltungen verloren gegangen sind. Tieck's Bildungskreis ist ein so reicher, vielseitiger, und der Geist des Königs ebenso reich, übersprudelnd, fortgedrängt von Vorstellungen zu Vorstellungen, daß es fast unbegreiflich wäre, wenn Beide niemals auf die Gegenstände gekommen wären welche heute die Welt allein erfüllen. Daß der Dichter auch in diesen Gebieten zu Hause ist verrathen viele seiner novellistischen Dichtungen. Wenn er so zum Fürsten gesprochen über die Corruption der staatlichen Verhältnisse wie in seinem „Camoens"! Und wie hat er das unerschöpfliche Thema des Wahns in mehr als einer Novelle behandelt!

Tieck gab dort nur aus von seinem alten Reichthum, und er schöpfte nur Anschauungen die ihm neu waren, von einer Königswürde die er bewunderte, und die ihm einen solchen Respect einflößte, daß er hier die Kritik zu Hause ließ: die Kritik, die doch so dem eigensten Wesen des großen Dichters angehört, daß sie die Begleiterin seiner schöpferischen Thätigkeit war durch sein ganzes langes Wirken, und wie wir jetzt lernen schon beim Beginn desselben. Er übte die Kritik in seinen Vorlesungen, in den veranstalteten Darstellungen aus den Meisterwerken des Alterthums, im Gespräch mit dem Könige über Kunst und Dichtung: nicht die Kritik welche ein Gebilde chemisch zerlegt und uns seine rohen Stoffe zersetzt, sondern die es geistig in ein neues Gewand kleidet, die den verblichenen Zauber, weil das Gewand veraltet, wieder auffrischt, die neues Leben in das Abgeblühte zu hauchen sucht. Diese Erinnerung an die Palingenesie seiner Jugendgedanken in Sanssouci mag ihn veranlaßt haben jetzt gerade seine kritischen Aufsätze zu sammeln, und dem Publicum vorzuführen.

Was? Jetzt Kritik, Kritik über untergegangene Kunstwerke, wo die Kunst, die Dichtung, das Spiel der Laune selbst verklungen, untergegangen sind, unter den Wirren einer bleiernen Zeit! Und wo selbst die Politik des geistigen Aufschwungs ermangelt, wo den Impulsen der Neuzeit der Genius fehlt, wo in der Größe der Bewegung nicht einmal große Männer auftauchen: in dieser schweren gedrückten Atmosphäre bringt man uns kritische Betrachtungen über Vergangenes aus dem Kunstgebiet! So mag freilich Mancher beim Anblick des Werks denken, und über den Muth verwundert sein auf diese Weise der Zeit zu trotzen. Die Kunst freilich mit ihren feinen Zaubergeweben scheint auf lange Zeit hinaus fortgescheucht, weniger um deswillen, weil die Männer fehlen die sie an ihren Tisch laden, als wegen der Verwilderung des Geschmacks, der gründlich verdorben ist für feine Kost, am Rohesten sich sättigend. Sollte sie aber darum nie wiederkehren? Und wenn sie, ist darum auch die Poesie, ihre Mutter, getödtet? Lebt sie nicht ewig, allen Conventionen, allen Schiffbrüchen, aller Hitze und allem Frost zum Trotz, und wo sie wieder lebendig ihr Recht verlangt, führt sie nicht von selbst, ungerufen, die Kunst an der Hand herbei? Und prophezeien nicht Viele, daß nach der Uebersättigung an politischer Kost sehr bald das Verlangen nach den Genüssen der Kunst, und gerade den zartern, sich geltend machen werde? Tieck's „Kritische Schriften" haben Das mit Goethe's Liedern für mich gemein, daß sie eine Frische, Natürlichkeit und Eigenthümlichkeit der Anschauung haben welche in allen Stimmungen anspricht.

Der Dichter führt uns weit in seine Jugend zurück. Er ist schon als 20jähriger Jüngling als Kritiker aufgetreten, und sagt von sich, im Vergleichen seiner frühern Arbeiten im Fache der Kritik mit den spätern würden seine Freunde, an die er allein hierbei denke, sich überzeugen, „wie er von Jugend auf einem und demselben Ziele zugestrebt habe, und nie jene vielfachen und gewaltigen Umänderungen erfahren die Andere von sich rühmen oder sich über sie beklagen wollen". Dies könnte Die befremden welche in dem Dichter einen ganz Andern erkennen wollten, als er nach der langen Pause welche seinen romantischen Dichtungen folgte mit seinen socialen Novellen wieder auftrat, und durch eine geraume Reihe von Jahren die bessere Literatur damit beherrschte. Er schien aus den Träumen der phantasiereichen Jugend, die nur im Wunderbaren sich gefiel, zur praktischen Lebensanschauung der realen Dinge übergegangen, und die Weisheit schien dem Spiele gefolgt. Wenn man aber jene ältern Dichtungen in ihrem Kern wie in ihrer Schale ernster betrachtet, zeigt sich nicht auch da schon jener sichtende kritische Geist, jene Vernunftsmacht, der helle Verstand des Mannes, jene zersetzende Ironie, welche mit dem Wunderbarsten allerdings spielt, ja es geflissentlich hervorsucht, immer aber nur um in dem scheinbar Ungefügigsten, Willkürlichsten die Gesetze der sittlichen Weltordnung aufzusuchen, herzustellen! Quillt, dringt nicht in feinen Krystallspitzen das Salz des Witzes, der Kritik aus den von ihm behandelten Gestalten und Körpern? Je phantastischer ein Gedicht, eine Fabel uns erscheint, wenn wir näher hinzublicken, steht sie auf sehr gesunden Füßen, ihr Organismus ist ein durchaus natürlicher. Darin unterscheidet sich der Romantiker Tieck durchaus von den andern Romantikern der Zeit: das Willkürliche wird ihm zum Symbol des Nothwendigen, wo jene im Willkürlichen nur eine Opposition, einen Trotz suchen gegen die geltende Vernunftsatzung. Jene, wie Fouqué, übergipfeln sich darin um eines Begriffs willen, sie müssen sich zuletzt an die Wolken halten, wo Tieck immer und immer wieder die mütterliche Erde küßt, um von ihr neue Kraft zu empfangen; darin verwandt mit Shakspeare, der die ungeheuerlichsten und abgeschmacktesten Fabeln am liebsten bearbeitet, um daraus etwas psychologisch Wahres zu gestalten. Wenn dieser kritisch würdigende Geist sich deutlicher, unumwundener in Tieck's Novellen ausspricht, wenn man von dem klaren Strom des anmuthig plaudernden Verstandes, dieser tiefen Weltanschauung fortgetragen wurde, so lauerte doch plötzlich bei einer Biegung, hinter einem Felsen ein Etwas von dem alten Willkürlichen, Dämonischen. Er bewältigte es, er riß es mit hinein in die neue Weltordnung; ganz Drache, ohne das Neckische, Koboldartige, ließ er sich selten genügen. So schwebte des Dichters Stolz damals klar über den wilden Waldbächen der Romantik, ohne daß man es merken wollte, und so sprudelt im klaren Strom seiner Novellistik plötzlich ein Strudel und Wirbel hervor, ohne daß wir wüßten woher er kommt, wenn wir nicht eben uns sagten, daß er in seinem innersten Wesen damals wie jetzt derselbe sei; nur die wandelnden Jahre, der ernstere Sinn drückte dem Wesen einen andern Stempel auf.

Es sind noch viele andere Kriterien die den Dichter des „Phantasus" und der Novellen als einen und denselben erscheinen lassen: die tiefe ironische Anschauung der Dinge, die bangen Seufzer der Verlorenen neben dem kecken Spiele übermüthiger Lust, die Gigantenanschauungen der Welt und ihrer Verhältnisse neben dem Wohlgefallen, dem Eingehen in die Details des Lebens. Betrachte man nur eine seiner vielbesprochensten und angefochtensten Dichtungen der spätern Zeit, die Novelle „Die Vogelscheuche"; wie taucht in dieser übermüthig persiflirenden Dichtung, welche moderne Verirrungen zu geißeln sich zum Ziel gesetzt, mitten innen, unwillkürlich der alte Tieck der Waldromantik auf. Wie öffnet sich plötzlich zu seinen Füßen der grüne Waldgrund, und wir versinken mit ihm in die Naturanschauungen seiner Jugend. Aber mit den klugen Augen des Mannes führt er uns durch dieses Elfenleben; in den Elfen repräsentirt sich uns wieder, wie Spiegelbild in Spiegelbild, der ganze gebrechliche, morsche, eitle Organismus der socialen Welt oben die wir kaum verlassen. Wir durchwandern mit ihm die Thierwelt, von der grauenhaften Katze bis zum anmuthigen Reh, das Leben der vegetirenden Natur, und überall dieselben Naturgesetze. Wenn so der Dichter

als solcher durch alle scheinbaren Metamorphosen derselbe blieb, was dürfen wir uns wundern, wenn er uns gesteht, daß er auch als Kritiker von früh bis spät demselben Ziele zugestrebt, verschont von gewaltigen Umschwüngen in den Ansichten, was wundern, wenn wir in seiner Dichternatur das kritische Grundelement uns vergegenwärtigt haben.

Schon 1793 schrieb Tieck als Student in Göttingen einen Aufsatz über die englischen Kupferstiche nach Shakspeare, die ihm von der damaligen Kritik allzu sehr angepriesen wurden. Die Kunst wie die Anschauung über dieselbe hat sich seitdem umgewandelt; heute würde Tieck nicht mehr Anlaß finden dem Jubel über diese Arbeiten, die jetzt für nicht viel mehr als „Schildereien" gelten, entgegenzutreten. Ueberhaupt ist darin doch wol noch mehr des Lobes, ja der Beachtung, als jenen Bildern Tieck jetzt widmen würde. Treffende Bemerkungen aus jenem Aufsatz über das Verhältniß der Künste zueinander, und wie es Momente in der dramatischen Kunst gibt die kein Pinsel oder Griffel darstellen kann, mag man auch jetzt noch beherzigen. Hätten doch unsere damals jungen Künstler, als sie in Düsseldorf anfingen Scenen aus Tragödien zum Gegenstande der Kunst zu wählen, diesen Aufsatz gekannt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein politischer Abenteurer.

Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre von C. v. Martens. Dresden, Arnold. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Das ist eins von den Büchern welche unter einem vielversprechenden Titel und bei nicht geringer Einbildung ihrer Verfasser gar keinen oder einen sehr unbedeutenden Ertrag zur Zeitgeschichte liefern, es ist auch eins von den Beiläufern und wilden Schößlingen unserer Memoirenliteratur. Denn die geheimen Aufschlüsse und merkwürdigen Anekdoten welche uns in solchen Büchern und in der Lebensgeschichte der Schauspielerin Minna Wohlgeboren, in den Memoiren des Barons Eugen von Hammerstein und in den Erinnerungen Johann Kombst's, der gar zu gern hätte für einen Diplomaten gelten wollen, dargeboten werden, sind immer von der zweifelhaftesten Art, und stellen die Welt- und Menschenkenntniß ihrer Verfasser außerordentlich bloß, wie dreist diese auch immer auftreten und bei einem Theile des Publicums dadurch an Ansehen gewinnen. So haben wir denn auch hier die Geschichte eines Abenteurers vor uns, der unruhig, eingebildet und ehrgeizig war, und sich in halb Europa ohne stetige Wirksamkeit umhergetrieben hat. Ueberall hat man ihn nicht in seinem Werthe anerkannt, überall ihm Unrecht gethan, überall ihn verfolgt — er will auch eins von den Opfern jenes Eigennutzes der Fürsten gewesen sein, die ihre Unterthanen für sich in den Tod gehen ließen, und ihnen keine der großen Versprechungen gehalten haben. Mit solchen Phrasen würde Hr. v. Martens jetzt bei einem großen Publicum viel ausrichten können, aber leider ist sein Buch so langweilig, daß unsere wildesten Republikaner sich durch dasselbe schwerlich angezogen finden würden.

Der Verf., Hr. v. Martens, war ein liefländischer Edelmann. Wohl erzogen und im Besitz guter Schulkenntnisse verließ er bald nach dem Tode Paul's I. Rußland, und suchte eine militairische Anstellung in Preußen, da er ein deutsches Herz hatte, und nicht in Rußland bleiben wollte. Diese preußische Dienstzeit allein enthält das wirklich Wichtige im ganzen Buche. Der Verf. theilt zuerst Mehres über den kleinen Krieg welchen die preußischen leichten Truppen gegen die Franzosen während des Winters und Frühjahrs 1807 in Schlesien führten mit, und verbreitet sich dann mit ziemlicher Ausführlichkeit über die preußischen Offiziervereine, welche in den J. 1807—9 ebenfalls in Schlesien Alles zu einem Angriffe auf die Franzosen vorbereiteten, und sich namentlich durch östreichischen Schutz zu verstärken suchten. In dieser Angelegenheit macht Martens im Oct. 1808 eine Reise zum Erzherzog Karl nach Wien, ohne jedoch den gewünschten Beistand zu erlangen. Da die Geschichte der deutschen politischen Vereine aus den J. 1808—11 noch sehr im Dunkeln liegt, wie wir bei unserer Anzeige der Schriften von Karl Müller erst in Nr. 113 u. 114 d. Bl. bemerkt haben, so wollen wir auch den hier gegebenen kleinen Strichen zur Ausführung eines großen Gemäldes unsere Theilnahme keineswegs versagen.

Nach dieser Zeit hat der Verf. im östreichischen Heere den Feldzug von 1809 mitgemacht, und ist dann, weil er in preußischem Dienst nicht ankommen konnte, zum russischen Heere übergegangen. Jetzt beginnt aber sein Unstern, denn, wie es im Uhland'schen Liede heißt:

> Manches wär' ihm fast gelungen,
> Manches wär' ihm schier geglückt,

wenn er es nicht bald mit der dicken Frau des Kriegsministers Barclay de Tolly, bald mit dem Großfürsten Konstantin, bald mit andern hochgestellten Leuten verdorben hätte. Daher ewige Klagen über Zurücksetzung und schlechte Einrichtung des russischen Militairwesens. Aus dem Feldzug von 1812 empfangen wir wenig zusammenhängende Nachrichten; daß die Demokraten in Moskau und die Masse des Volks mit Ungeduld den Augenblick erwartet hätten, wo sie sich an ihren Despoten rächen und deren stolze Paläste verbrennen sehen könnten, ist eine so schiefe Auffassung, daß man fast bezweifeln möchte, ob Hr. v. Martens damals wirklich in Rußland gewesen sei. Als die Russen nach Schlesien vorrückten, suchte er vergeblich preußische Dienste, und trieb sich dann unthätig unter den Truppen herum, bis er seine Entlassung aus dem russischen Heere erhielt, die er selbst verlangt hatte, weil er in seinem Regimente nicht unter „politischen Schmarotzern und Emporkömmlingen" dienen wollte, die Alle bald zu Generalen erhoben wurden.

Von da an geht nun Alles bunt durcheinander. Bald will Hr. v. Martens eine südamerikanische Legion errichten, bald ist er in England, bald am Rhein, bald in Berlin, wo er sich über den Antrag des Hrn. v. Kamptz, eine Schrift gegen das Wartburgfest zu schreiben, sehr gekränkt fühlt; endlich geht er im Anfang 1819 nach Rußland zurück. Er hoffte hier, trotzdem daß er im Schwarzen Buche stand, durch die Verwendung seiner Freunde ein ehrenvolles Unterkommen zu finden, mußte sich aber nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen in Petersburg überzeugen, daß für ihn daselbst Nichts zu erwarten war. Seitdem hat er sich unstreitig — wir können jedoch nicht angeben in welchem Grade — den revolutionnairen Parteiungen angeschlossen, welche gegen das Ende der Regierung Alexander's in Rußland thätig waren; und hierin ist ohne Zweifel der Grund seiner weitern Misgeschicke zu suchen. Ueber die Bewegungen selbst und ihre Leiter erwarte man aber nicht hier neue Belehrungen zu finden; denn Persönliches und Allgemeines, Anekdotisches und Fabelhaftes ist so durcheinander gemengt, daß man ganz eines sichern Fadens durch diese Irrgänge eines unruhigen Lebenslaufes entbehrt. Endlich verließ er 1825 Rußland, entging wie durch ein Wunder den Händen des Großfürsten Konstantin in Warschau, und begab sich nach Dresden. Von da reiste er nach Manheim, Karlsruhe, Strasburg und Paris, mittellos und ohne rechte Beschäftigung, und hatte überall die Policei auf den Fersen, die ihm nirgend gestattete lange Zeit zu verweilen. Darauf siedelte er sich nach England über, und lebte von Schriftstellerei und Unterrichtgeben bis die polnische Revolution 1830 ausbrach. Dies Ereig-

niß zog ihn wieder in die Schweiz, er verkehrte mit polnischen Flüchtlingen, und besuchte auf einer seiner Wanderungen den Prinzen Ludwig Bonaparte in Arenenberg (nicht: Aremberg) am Bodensee. In dem Augenblicke, wo wir Dies schreiben, steht Ludwig Bonaparte nahe daran eine höchst bedeutende Stellung einzunehmen, zu der ihm freilich nur die Leidenschaft der Partei und die Verblendung eines großen Theils des französischen Volks verhelfen kann. Denn auch Martens gesteht, daß dieser Prinz bei aller Liebenswürdigkeit seines Charakters durchaus keine politische Kraft habe, und daß er niemals das Haupt einer Partei, sondern nur der Spielball derselben sein werde. Unser Verf. beschloß darauf sich zu Freiburg im Breisgau niederzulassen, ja er kaufte sich sogar in der Nähe an (man erfährt nur nicht recht, wo er das Geld dazu hernahm; denn sein Spielglück von dem er spricht dürfte doch solche Ausgaben kaum gedeckt haben), und lebte nun als Landmann bis zum Mai 1835. Um diese Zeit wollte er noch ein größeres Gut kaufen, eine weitläufige Pensionsanstalt anlegen, und hatte noch allerhand andere Pläne, als ihn das Stadtamt zu Freiburg am 2. Mai plötzlich im Auftrag der höhern Behörde verhaften ließ. Was er zu seiner Rechtfertigung und Bezeugung seiner Unschuld angeführt hat können wir, da es ziemlich verwickelt ist, hier nicht wiederholen. Weil er aber selbst angibt, daß er mehrfache Verbindungen mit verdächtigen und misliebigen Leuten unterhalten habe, oder wenigstens öfters von solchen angegangen sei, so läßt sich in jener Zeit der Verdächtigungen und willkürlichen Verhaftungen wol auch daher die gegen ihn in Vollzug gesetzte Maßregel der badischen Regierung erklären. Seine elfmonatliche Gefangenschaft war hart, das über ihn gefällte Urtheil, „ohne Confrontation, ohne Schlußverhör, ohne Vertheidigung eines Advocaten", lautete auf sechsmonatliche Festungsstrafe, ward aber in Landesverweisung umgeändert.

Hierauf begann Martens von neuem seine Wanderungen. Ueber Mainz, Koblenz, Darmstadt, durch Rheinbaiern, wo man ihn nirgend leiden wollte, kam er wieder nach Frankreich, und wollte seinen Wohnsitz in Schlettstadt nehmen, als der Präfect des Niederrheins befahl ihn wegen vielfältiger Betrügereien (nombreuses escroqueries) sofort über die Grenze zu schaffen. Um einer solchen Gewalt zuvorzukommen, verließ er selbst seinen Aufenthalt, und da ihm in Europa gar Nichts mehr blieb, so beschloß er nach Algier zu fahren. Aber sowol diese als noch zwei folgende Reisen überzeugten ihn, daß die beabsichtigte Ausführung einer großen Niederlassung für ihn unmöglich sei. „So", mit diesen Worten schließt er sein Buch, „widmete ich mich wieder wissenschaftlichen Arbeiten." Eine derselben war wol die Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten, an deren Ueberarbeitung sein im Jahre 1846 zu Paris erfolgter Tod den Mann hinderte, der, nach des Herausgebers Worten, sein ganzes Leben hindurch eine Anklage gegen das frühere System der Militair- und Beamtenwillkür gewesen ist. Wir haben bereits oben die Gründe angeführt welche uns nicht allein in dieser Eigenthümlichkeit die Ursache eines verfehlten Lebens erkennen ließen.

Der Verf. hat allerdings mit vielen Personen verkehrt, von denen wir nur Adam Müller, Pfuel, den Kurfürsten Wilhelm IX. von Hessen, die Generale von Köckeritz und von Gözen, den Erzherzog Karl, Barclay de Tolly, Rotteck nennen wollen; aber es ist ihm nicht gelungen einzelne Züge derselben festzuhalten und den Lesern zu überliefern. In der ersten Hälfte des Buchs unterhält er uns auch öfters von seinen Duellen mit preußischen, russischen und französischen Offizieren; es kommen allerhand Wirthshausgeschichten und verliebte Abenteuer vor, auch eine Nacht in einer Räuberherberge soll die Leser von der Geistesgegenwart des Verf. überzeugen. Geldnoth unterbricht sehr häufig seine Unternehmungen, er muß Kleidungsstücke, Taschentücher u. dgl. verkaufen: und doch ist dann wieder baares Geld oder Credit vorhanden, sodaß man glauben möchte, es wäre Das nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Hr. v. Martens ist unter dem Namen Pabel als Verf. einer im J. 1830 zu Dresden erschienenen Skizze: „Rußland in der neuesten Zeit", aufgetreten. Er mußte wegen derselben Dresden verlassen, weil, wie der Herausgeber im Vorworte angibt, die Schärfe des Urtheils und die freimüthige Darstellung von allerhand Misbräuchen für die russische Regierung beleidigend zu sein schienen. Aber nach dem Urtheile wirklich freimüthiger Leute liefert jenes Buch weiter Nichts als was jedem Fremden von nur nicht verschlossenem Sinne ein gelegentliches Sehen und Hören auch bei kürzerm Aufenthalte von selbst zuspielt. Daneben ist aber viel Einseitiges und Mangelhaftes in jenem Buche, und ein genialer Wahrnehmungssinn wird häufig vermißt. 17.

Lesefrüchte.

Auch im Wasser Liebeskampf.

Daß die Brunstzeit bei den Thieren edler Race die Zeit manches tödtlichen Kampfes ist, weiß Jeder der auch nicht Naturgeschichte studirt hat. Daß aber bei den Thieren schlechterer Art, sogar bei den kaltblutigen Wasserbewohnern die Zeit der Galanterie eine kampfslustige sei, dürfte Viele überraschen, wie gut sie immer die Worte des Dichters kennen:

> Selbst die Auster, wünschend sich zu laben,
> Kann ihr Unglück in der Liebe haben.

Etwas dahin Einschlagendes erzählt ein schottisches, in Deutschland muthmaßlich seltenes Journal, der „Elgin courier". „Während neulich", heißt es, „einige Zollofficianten ihre Wasserrunde machten, gewahrten sie längs dem Findhorn, zwischen Glenferneß und der Dulciebrücke, in den Laichbetten des Furt eine ungewöhnliche Bewegung. Beim Näherkommen sahen sie zwei starke männliche Lachse in wüthendem Kampfe um den Besitz eines Weibchens. Kein fahrender Ritter hat je für eine Dame mannhafter gefochten als diese schwimmenden Herren der Tiefe. Die ruhige Stromfläche schäumte unter den Schlägen der beschuppten Kämpfer, und die Ursache des Streits ruderte inzwischen sorglos umher, «Zuschauerin des Gefechts». Plötzlich färbte sich der Strom mit Blut, und seine Fläche fing an sich zu glätten, ein Zeichen daß der Kampf vorüber. Da tauchte einer der beiden Lachse empor, auf dem Rücken liegend und todt. Der Kampfpreis war verschwunden; vielleicht hatte der Sieger halb erschöpft ihn entführt. Als Beweis für die Wahrheit ihrer Erzählung fischten die Augenzeugen den todten Lachs auf, und brachten ihn ans Land. Den ganzen Rücken entlang, vom Kopf bis zum Schwanze und tief bis zum Rückgrath, hatte der Sieger ihm das Fleisch abgerissen. In der Laichzeit hat man oft die männlichen Lachse sich verfolgen sehen, aber von solchem Kampfe wie dieser ist noch kein Fischer am Findhorn Zeuge gewesen."

Länge des Bartes und deren Gefährlichkeit.

In einer englischen Abhandlung über die Haut von Wilson (London 1847) heißt es: „Ein sorgsamer Rechner, Namens Withof, hat herausgebracht, daß das Barthaar wöchentlich im Durchschnitt anderthalb Linie, folglich im Jahre sechs und einen halben Zoll wachse, mithin ein achtzigjähriger Mann etwa 27 Fuß Bart abgeschoren habe. Daran ist durchaus nichts Unwahrscheinliches, denn Eble erwähnt, daß am Hofe des Fürsten zu Eidam das lebensgroße Bild eines Zimmermannes sich befinde mit einem neun Fuß langen Barte, welchen er deshalb beim Arbeiten in einen Beutel habe stecken müssen, und daß der Bürgermeister Hans Stomingen, weil er eines Tags vergessen seinen Bart zusammenzulegen, als er die Treppe zur Rathsstube in Brünn hinaufgegangen, auf denselben getreten, dadurch niedergeworfen und getödtet worden sei." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 360. —— 25. December 1848.

Ludwig Tieck.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

Aus demselben Jahr ist der Aufsatz über „Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren". Diese Abhandlung ist von weit mehr Bedeutung und dauerndem Werth, da sie Grundsätze aufstellt die immer ihre Gültigkeit behalten werden, wenn uns auch Manches daraus jetzt so bekannt vorkommt, daß wir meinen, es sei nicht nöthig gewesen es aufzuschreiben. Aber vor 51 Jahren waren wir noch nicht so klug wie heute. Eine Bildung lag hinter unsern Vätern die mit diesem Wunderbaren sich gar nicht beschäftigt hatte, es gehörte ein neuer Geist dazu sich in sie zu finden, und Tieck mußte dem Publicum der neunziger Jahre erklären, weshalb Shakspeare von den römischen und griechischen Gottheiten abgestanden, und als Volksdichter sich zur Tradition seines Volks herabgelassen; wie es ihm aber als einem echten Dichter nicht genügt sich ganz zu den Vorstellungsarten des Volks zu bequemen, sondern wie er diese Vorstellungen zu seinem eigenen Geiste heraufgehoben; wie er der Phantasie des Volks begegnet, aber von ihm auch eine Veredlung und Verfeinerung des Gefühls gefodert habe.

In dieser Vereinigung veredelte er den gemeinen Aberglauben zu den schönsten poetischen Fictionen, er sonderte das Kindische und Abgeschmackte davon ab, ohne ihm das Seltsame und Abenteuerliche zu nehmen, ohne welches die Geisterwelt dem gewöhnlichen Leben zu nahe gekommen wäre.

In der einfachsten Darstellung entwickelt der 20jährige Jüngling hier ein meisterhaftes Bild der beiden phantastischen und vollendeten Lustspiele Shakspeare's, des „Sturm" und des „Sommernachtstraum", zwei Dramen, deren Darstellung in seiner Jugend und in seinem Alter ihn so vielfach beschäftigt hat. Während er uns zureichend beweist, wie wenig das Wunderbare wirkt, wenn nicht Alles im Schauspiel wunderbar ist, zucken Blitze auch schon in andern Regionen der Kritik. Weshalb, ruft er, hat Cervantes nicht gesucht seinem Helden eine einzige Begebenheit in den Weg zu werfen, bei der es dessen geschäftiger Phantasie unmöglich geworden wäre sie umzuschaffen?

Dadurch wäre er auf einen Zeitpunkt aus seiner Illusion gerissen, und hätte dadurch Gelegenheit bekommen mehre Ideen an diesen Vorfall zu knüpfen, und auf diese Art hätte der Verfasser nach und nach alle die Traumgestalten verschwinden lassen können von denen Don Quixote umgeben war.

Die Behandlung des Wunderbaren zergliedert er uns in den Lustspielen aufs genaueste, die wunderbaren Wesen dort sind in sich gegliedert, eine vollständige Welt, wogegen der Geist des alten Hamlet und des Banquo uns immer fremde, unbegreifliche Wesen bleiben. In dem Dunkeln und Räthselhaften dieser wunderbaren Welt liegt dort das Erschreckende. Daß wir mehr ahnen als wahrnehmen ist es was unsern Schauder erregt und uns so stark erschüttert. Die Geister der Tragödie treten nur auf um die tragische Wirkung auf das Höchste zu bringen.

Alles Unbegreifliche, Alles wo wir eine Wirkung ohne eine Ursache wahrnehmen ist es vorzüglich was uns mit Schrecken und Grauen erfüllt: ein Schatten von dem wir keinen Körper sehen, eine Hand die aus der Mauer tritt und unverständliche Charaktere an die Wand schreibt, ein unbekanntes Wesen das plötzlich vor mir steht und ebenso plötzlich wieder verschwindet. Die Seele erstarrt bei diesen fremdartigen Erscheinungen, die allen ihren bisherigen Erfahrungen widersprechen, die Phantasie durchläuft in einer wunderbaren Schnelligkeit tausend und tausend Gegenstände, um endlich die Ursache der unbegreiflichen Wirkung herauszubringen: sie findet keine befriedigende, und kehrt noch ermüdeter zum Gegenstande selbst zurück. Auf diese Art entsteht der Schauder und jenes heimliche Grausen das uns im „Macbeth" und „Hamlet" befällt; ein Schauder den ich einen Schwindel der Seele nennen möchte, sowie der körperliche Schwindel durch eine schnelle Betrachtung von vielen Gegenständen entstehen kann, indem das Auge auf keinem verweilt und ausruht.

Tieck weist darauf hin, wie Shakspeare es gern vermeide, daß Gespenster von mehr als einer Person gesehen werden, und darin bestehe vielleicht die größte Schönheit seiner Geistererscheinungen, er lege dadurch in sie eine Art allegorischen Sinnes, der sie für Verstand und Phantasie gleich interessant mache, ohne doch in die hausbackene, ausgeführte und mit Recht getadelte Allegorie zu verfallen. Zugleich habe er dafür gesorgt, um in die Phantasie keine Unterbrechung fallen zu lassen, daß alle seine Uebernatürlichkeiten sich von den Personen im Schauspiel können natürlich erklären lassen. Macbeth und Hamlet dürfen Beide am Ende selbst an den Erscheinungen zweifeln, da sie keinen andern Bürgen als sich selbst für ihre Wahrheit haben.

Es liest sich seltsam, wenn man in dieser Abhand-

lung einen Dichter wie Tieck die Meisterschöpfungen des ewigen Briten vergleichsweise den damaligen Ephemeren der Bühne gegenüberstellen sieht, wenn er von den Geistern Hamlet's und von denen irgend einer Oper des Tages spricht, die man heute kaum mehr dem Namen nach kennt. Nein, viele sind uns auch in der Erinnerung verschwunden. Aber man rufe sich jene Zeit, jenes Publicum ins Gedächtniß zurück. Wer denkt heute noch an Marmontel's „Zemire und Azor", an die „Fee Urgele". Aber diese und ähnliche Erscheinungen herrschten damals als legitim auf den deutschen Bretern, als der Genius Shakspeare mit seinen Ungethümen kam um sie zu verdrängen. Es kostete Anstrengung den damaligen Männern des Vorwärts sie einzuführen, jene weichlichen, platten Schöpfungen einer nüchternen Uebercultur zu verdrängen. Daher darf es uns nicht befremden einen Tieck Manches beweisen zu sehen worüber wir heute lächeln, weil wir meinen, jedes Kind müsse es schon in der Schule gelernt haben. Auch die Sprache des 20jährigen Jünglings, obgleich sie schon zuweilen stählern aufblitzt, trägt doch hier und da noch den Stempel der nüchtern breiten Zeit. Seine Besten redeten zum Volke in der Sprache welche es verstand.

Beides gilt noch mehr über die uns mitgetheilten Kritiken der „Neuesten Musenalmanache und Taschenbücher" aus den J. 1796—98. Wohin sind die Gedichte verschwunden die Tieck beurtheilt! Welche Reihe untergegangener Namen! Und, fragen wir uns, war es denn nöthig, daß ein solcher Geist seine Kraft aufbot, um dem Publicum die Nichtigkeit solcher Poesien darzuthun? Eine Frage, die aber in den Epochen der Literatur vielfach wiederkehren wird. Tieck rühmt sich, daß er nur zu oft die gepriesenen Idole des Tags für Das erkannt was sie eigentlich waren, wofür er nur Feindschaft, Haß und Verketzerung unter den Mitlebenden einerntete; aber die Idole verschwanden so schnell wie man Tempel für sie erbaut, und bald wußte jedes Kind, was an dem Dichter, was an dem Kunstwerk gewesen. Je größer die Verehrung vorher, um so stärker nachher die Verachtung, gleichsam als wolle man das Schamgefühl, daß man sich müsse dafür zum Enthusiasmus fortreißen lassen, damit todt machen. Ja Tieck ist noch oft in den Fall gekommen, daß er späterhin wieder der Wortredner für die von ihm selbst früher angefeindete und gefallene Tagesgröße wurde. Wenn man in diesem Schamgefühl am Heruntermachen war, ging man so weit, daß er sich des Kindes wenigstens annehmen zu müssen glaubte, das man mit dem Bade verschütten wollte. Ob dieses oft wiederkehrende Spiel, die Sicherheit mit der er als Diagnostiker einem auftauchenden Gestirn in seinen Glanz und durch die Strahlen auf den Kern sah, ihm nicht endlich zu viel Sicherheit und das Vertrauen gegeben, daß er nicht irren könne, ob er nicht, mistrauisch gemacht gegen den Beifall der Menge, in jeder aufgehenden Sonne die ihre Anbeter fand sofort den schnellen Untergang voraussah, und gerade durch den Stolz dieser traurigen Erfahrungssiege sich zur continuirlichen Opposition gegen neue Zeitrichtungen und zu manchen Paradoxen habe hinreißen lassen, bleibe auf sich beruhen.

Daß jener Zeit die vom Herkömmlichen so ganz abweichenden Recensionen eines göttinger Studenten über die gefeierten Lieblinge der Zeit „trotz ihrer Unschuld" — und sie sind wirklich ohne giftigen Stachel — manchen Anstoß erregten, wie uns der Herausgeber versichert, mögen wir gern glauben. Durch Tieck's launige Beurtheilung des damals berühmten märkischen Naturdichters Schmidt von Warneuchen wurde Goethe zuerst auf denselben aufmerksam, und schrieb sein Gedicht „Musen und Grazien in der Mark". Falk der Satiriker ist jetzt eine ganz verschollene Größe. Tieck machte zuerst gegen seine Anmaßung aufmerksam, und begriff seine Bewunderer nicht, berühmte Männer und Schriftsteller. Wieland hielt ihn. Seitdem, sagt Tieck mit der Bitterkeit späterer Erfahrungen, habe ich lernen müssen, daß viele ausgezeichnete Autoren bei aller ihrer Bildung keines Urtheils fähig sind.

Die „Briefe über Shakspeare" aus dem J. 1800 reihen sich an, oder sie beginnen vielmehr das große Lebenswerk Ludwig Tieck's, was aber, weil er es zu ungeheuer angefangen, nie zur Vollendung gekommen ist. Wie viel seiner eigenen Kraft hat er in der Bewunderung für den Riesen hingeopfert, als Erklärer, Vertheidiger, Vorleser, als Dramaturg, als Reisender um Quellen aufzusuchen. Diese bewundernde Hingebung ist selbst bewundernswerth, höchst ehrenwerth; aber wenn Tieck seine ganze Kraft zu eigenen Schöpfungen verwandt hätte, ob die deutsche Nation nicht mehr dadurch gewonnen haben würde! Was hat Tieck noch in seinem späten reifen Mannesalter in seinen Novellen gethan, gewirkt! Wenn er in jüngern Jahren mit derselben Kraft zur Dichtung von Werken sich hingegeben die dem ganzen Volke zugänglicher geworden, was hätte er werden können, ich meine dem Volke! Als Romantiker dichtete er für eine Schule; daß er auch für das große Gesammtleben der gebildeten Nation dichten könne, hat er in seinen Novellen bewiesen. Er gab sich, in romantischer Lehnstreue, einem Größern hin. Auch diese Briefe selbst sind Fragment geblieben. Goethe, der sie billigte, sagte voraus, daß er sie bei diesem weiten Ausholen nie zu Ende führen werde. Eine spätere Fortsetzung mußte dem Verf. sogar auf einer Reise verloren gehen. In den Briefen finden wir zuerst erwähnt, daß der Autor und seine Freunde bei der Lecture Shakspeare's hier und da auf andere Autoren aus demselben Zeitalter gerathen. Sie finden, daß sie ihn alle mehr oder weniger erklären, also eine Vorschule zur Shakspeare'schen Vorschule. Das eigentliche Siegel was Tieck diesen Studien aufdrückte bleiben seine Shakspeare-Novellen. Mit welcher plastischen Kraft springen uns diese gewaltigen, vollblütigen, geistreichen Gestalten des reichsten National- und Geisteslebens entgegen, träufend von Glück, Ruhm und der tiefen Schwermuth, die den Vollglücklichsten am ehesten beschleicht. Sind es doch vielleicht diese Dichtungen die es uns am schmerzlichsten bedauern lassen, daß er nicht früher so auch seinem Volke als gestaltender Dichter voranschritt.

In der darauf folgenden Abhandlung: „Die altdeutschen Minnelieder" (von 1803), erscheint Tieck wieder als Chorage für eine Dichtung die aus der Nichtkennung oder Miskennung wieder ins Publicum eingeführt werden soll. Es war eine Vorrede zu seiner Uebersetzung der „Minnelieder". Er verbreitet sich in der Einleitung über die ganze deutsche Poesie des frühern Mittelalters, und zählt die Männer auf welche in den vorangehenden Decennien sich vergebliche Mühe gegeben die Nation mit den Schätzen ihrer Vergangenheit bekannt zu machen. Auch der romantischen Schule gelang Dies nur wenig, bis die gewaltige Kraft des Nibelungenliedes sich selbst Bahn brach. Seit jener Zeit, wo mehr die Liebhaberei sich der Sache bemächtigt, ist das Studium zu einem Fache in der Gelehrtenrepublik geworden; nach den Forschungen und Ermittelungen dieser letztern wird in Tieck's Abhandlung Vielen Vieles bekannt, auch wol hier und da als schon widerlegt, anders begründet erscheinen. Aber dieses Studium gewaltiger Schätze, wie ist es auch schon wieder in der Gegenwart zurückgedrängt, ehe noch das Volk die volle Schönheit desselben zu fassen, sie zu genießen wußte. Die Hörsäle der vielen Meister in dieser Wissenschaft sind leer an den Universitäten. Und jetzt, wo das Nationalgefühl wieder mächtig erwacht uns geschildert wird, jetzt, wo es an der Zeit wäre diese poesiereichen, wahrhaften Wurzeln unserer Volksthümlichkeit, als sie noch unvermischt, unvermittelt ans Leben trat, hervorzuziehen — jetzt hat man nicht Zeit dazu. Das Kleid schreckt zurück. Was soll uns die Ritterpoesie. Wenn Deutschland überhaupt besteht, wird die Zeit wiederkehren.

Auch Ludwig Tieck hat dies Studium im Verlauf seiner anderweitigen Studien bald wieder verlassen, um sich ganz dem Shakspeare zuzuwenden. Hier finden wir zunächst seine Abhandlung über das „Altenglische Theater" 1811, und die Vorreden zur „Vorschule" von 1823 und 1828 abgedruckt. Diese Aufsätze haben ihren anerkannten Werth für sich, und Tieck als Shakspeare-Forscher und -Beurtheiler nimmt eine Stelle abgesondert von seiner anderweiten dichterischen und kritischen Thätigkeit ein, sodaß wir hier nur darauf verweisen. Von dem hier Abgedruckten sagt er selbst, es wären mehr Andeutungen und Resultate seiner englischen Studien als Untersuchungen. Es ist ihm auffallend, daß diese forschenden Kritiken in Deutschland die Freunde des großen Dichters nicht mehr angefeuert haben diesen Weg mit Ernst zu betreten. Die Freunde, die ihm mit gleicher Liebe und Scharfsinn zur Seite standen, gingen von dem Studium ab oder starben früh, z. B. A. W. v. Schlegel, Solger; auch Goethe und Rehberg nahmen Theil daran. Er sagt:

> Es fodert freilich viel Zeit und unermüdliches, tägliches Studium, um alle die kleinen Notizen, die Eigenheiten der Sprache, die historischen Umstände und Andeutungen stets gegenwärtig zu erhalten, immer zu lernen, das Errungene und Wahrscheinliche wieder zu bezweifeln, um auf diesem mühseligen Wege endlich das Ziel zu erreichen. Dazu haben die wenigsten Menschen Zeit und Geduld, und unsere Literatur, die so vielseitig geworden ist, macht von allen Gegenden aus dieselben Anfoderungen. Nehme ein jüngerer Freund meine Andeutungen auf, um sie vielleicht in Zukunft zu benutzen.

Wird sich dieser jüngere Freund, wird sich die Zukunft finden welche die Zeit, Geduld und Liebe für das Alte hat? Ist vielleicht nicht auch die Zeit der alten Philologie vorüber, und wenn man die alten Römer und Griechen sogar in Deutschland nicht weiter chemisch zu putzen und zu zersetzen für nöthig findet, wird man im künftigen, neuen Deutschland es für wichtig und werth der Arbeit halten Shakspeare auch philologisch ganz auszugraben aus dem Boden auf dem er als Riese stand?

(Der Beschluß folgt.)

Liederbuch der siebenbürger Deutschen. Herausgegeben von J. F. Geltch. Erster Band. Erstes Heft. Hermannstadt, Hochmeister. 1848. 16. 20 Ngr.

Unsere Landsleute in Siebenbürgen verdienen jetzt durch ihre Kämpfe für ihre Nationalität unsere lebhaftesten Sympathien, wenngleich wir es schmerzlich beklagen, daß diese Kämpfe gegen die Magyaren gerichtet sind, welche nach den Grundsätzen einer gesunden Politik in allen Dingen die Bundesgenossen der deutschen Sache sein sollten. Deshalb wollen wir in diesem Augenblicke nicht versäumen auf vorstehendes Liederbuch, aus dem uns nur ein Echo der nationalen Bestrebungen der Sachsen entgegenklingt, hinzuweisen, obgleich der poetische Werth der Gedichte im Allgemeinen nicht sehr bedeutend ist. Wir lassen dasjenige Gedicht welches am meisten geeignet ist Theilnahme für das Sachsenvolk in Siebenbürgen zu erwecken hier folgen. Es heißt „Das Sachsenlager in Siebenbürgen", und hat G. Müller zum Verfasser.

Als einst des Ungarvolkes Scharen
Zu Roß und Wagen ungezählt
Den Donaustrand sich klug zu wahren
Panonien zum Sitz erwählt,
Trieb's auch hinauf sie durch die Wälder,
Wo Daker einst bebaut die Felder;
Das Waldland sollt' ihr Bollwerk sein.

Bald hatt' er's auch der rasche Streiter;
Am Marosch stand er und am Alt;
Doch sprengt' er fort — ein leichter Reiter —
Blieb spurlos seine Kriegsgewalt;
Denn immer strömten neue Horden,
Den Landmann raubend hinzumorden,
Vom Mittag durch den Felsendamm.

Da sieht in einem Völkerbande
Ein Ungarfürst des Landes Hort,
Gewandt den Blick zum Abendlande
Schickt er dahin dies Königswort:
„Nehmt hin, ihr Deutschen, jene Wüste!
Nur wehret ab das Raubgelüste,
Und wahret Land und Krone mir!"

Darauf zieht durch des Hochlands Klausen
Ein Sachsenvölklein thatentbrannt,
Entlang dem Waldgebirg' zu hausen,
Des Landes ries'ger Mittagswand.
„Ein ewig Lager laßt uns bauen!"
So klang's, „dabei auf Gott vertrauen,
Und ferner soll kein Feind da ruh'n!"

Und vor der Bergschlucht, wo durchrissen
Sich hat der Alt ein Felsenthor,
Das Heldenmuth und Kraft nur schließen,
Strebt bald des Lagers Haupt empor.

Als Mittelburg — ein Schreck den Feinden —
Umringt von dreißig Landgemeinden,
Erhebt sich stolz die Hermannstadt.

Nun reihen sich zum rechten Flügel
Der Burgen und der Gaue drei;
Des Unterwaldes sanfte Hügel
Sind ihrer Wehre Schutzbastei.
Die Stadt wird, die wir Mühlbach heißen,
Zur Linken ihr der Markt der Reußen,
Ambrosia rechts im Abendschein.

Bald hat sich mit der Lust zu schirmen
Auch links ein Flügel fortgereiht;
Drei Stühle hat mit Burg und Thürmen
Das Altland diesem Bund geweiht:
Leschkirch, das muth'ge wenn auch kleine,
Und Schenk, so stattlich im Vereine,
Und fern im Ost die Felsenburg.
Auch wurde hinter Haupt und Flügeln
Der kräft'gen Nachhut klug gedacht,
Den übermüth'gen Feind zu zügeln,
Geläng' ihm Durchbruch in der Schlacht;
Und dieser Ruhm ward euch beschieden,
Die Opfer nicht und Kampf gemieden
Seit Media und Schäßburg steh'n.

So wirkt in schöner Doppelreihe
Des ersten Lagers Bundeskraft;
Doch wird ihm nur zum Theil die Weihe
Die Waff' und Wehr dem Muth'gen schafft.
Denn noch sind in Südost drei Clausen,
In Nordost drei. Zu tiefem Grausen
Durchrauscht sie frei der Feinde Flut.

Da folgt 'ne Schar dem Wehrentschlusse
Bis zu des Kuhhorns Riesenbau,
Und lagert sich vom Klagenflusse
Bis zu der reichen Rodenau.
Und in dem neuen Rösnerlande
Erhebt sich, wie zum Friedenspfande,
Im Viereck schön die Rösnerstadt.

Südostwärts aber folgt den Rittern
Ein and'rer Zug im Kampf erprobt,
Ein Fels zu sein in Ungewittern,
Wo arg um Raub der Wilde tobt.
Und zwischen fester Burgen Wällen,
Der Burgen blumenreichen Quellen
Strahlt glorreich bald die Kronenstadt.

So schlug der Sachs' der Lager dreie,
Doch eins nur durch der Liebe Band;
Dem einen ward zur Ehrenweihe
Der Kampf für Thron und Vaterland.
Jahrhunderte hat's so gestanden,
Fest, stark und frei von Sklavenbanden;
Jahrhundert steh' es fest und frei! 91.

Bibliographie.

Bauer, Frau v., Eine Geldheirath. Roman aus dem 18. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von F. Heine. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Haym, R., Die deutsche Nationalversammlung bis zu den Septemberereignissen. Ein Bericht aus der Partei des rechten Centrum. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 8. 20 Ngr.

Henrici, G., Ueber das zunehmende Bedürfniß einer Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dischinger, J. N., Philosophie und Religion, oder speculative Entwickelung ihres normalen Verhältnisses im Gegensatze zur mythischen Auffassung. Mit einer Vorrede von F. A. Staudenmaier. Schaffhausen, Hurter. 1849. 8. 26¼ Ngr.

Pohl, G. F., Ueber das Wesen der Elektricität und Schwere. Offener Brief an H. W. Dove. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 6 Ngr.

Riffel, C., Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben. 2te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 26 Ngr.

Tagesliteratur.

Die deutsche Auswanderung nach Südaustralien. Bremen, Heyse. Gr. 4. 5 Ngr.

Bemerkungen zu den Vorschlägen des allgemeinen Advocaten-Vereins im Königreich Sachsen für eine neue Gerichts- und Civilproceß-Ordnung von einem sächsischen Anwalt. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 2 Ngr.

Filser, M., Die Diöcesansynode. Augsburg, Rieger. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Franke, E., Leben, Wirken und Ermordung des Abgeordneten der deutschen Nation Robert Blum. Nach Mittheilungen von ihm selbst und nach den besten Quellen bearbeitet. Ein Volksdenkmal. Gera, Kanitz. 8. 3 Ngr.

Germania hat geboren! Ruf an die Mütter der deutschen Jugend. Leipzig, Siegel u. Stoll. 8. 1 Ngr.

Gesetz über das Jagdrecht in den K. Preußischen Staaten vom 31. Octbr. 1848. Nordhausen, Büchting. 8. ½ Ngr.

Grundzüge zu einer freien Verfassung der evangelischen Kirche in Nassau. Der ersten Kreis-Kirchen-Versammlung des Decanats Usingen vorgelegt von dem hierzu erwählten Ausschusse. Usingen. 8. 4 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Worüber hat der Christ in den Wirren der Gegenwart zu halten? Predigt am 11. Sonntag nach Trin. 1848 zu Dresden gehalten. Nebst einem offenen Briefe an den Hrn. v. Lindenau, Excell., in Frankfurt. Dresden, Kori. Gr. 8. 2 Ngr.

Lübker, F., Die Schule des Hauses Helferin. Rede, zum Antritte des Rectorats der Flensburger Gelehrtenschule, am 17. Octbr. 1848, gehalten. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1849. 8. 3 Ngr.

Mezger, G. K., Wie zeigen wir unsere Vaterlandsliebe? Rede gehalten bei der Preisevertheilung an der protestantischen Studienanstalt bei St. Anna in Augsburg am 28. Aug. 1848. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Niebuhr, M., Die deutsche Seemacht und ein deutsch-skandinavischer Bund. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Der neunte November 1848. 1 Blatt in 4. Leipzig, Opitz. 1 Ngr.

Oettingen-Wallerstein, L. Fürst v., Deutschland, seine Zukunft und seine constituirende Versammlung. Eine Reihe von Betrachtungen. 2te Folge. Augsburg, Fahrmbacher. Lex.-8. 6 Ngr.

Deutsche Parlaments-Bücher. 2ter Band. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Köhler. Hoch 4. 25 Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihung einer thüringischen Somnambule vom J. 1814 bis zum J. 1888. Herausgegeben von ihrem Schwager. 2te Auflage. Arnstadt, Meinhardt. 8. 2 Ngr.

Deutscher Reichs-Kalender für 1849. Deutschlands Revolutionen von 1848. Gotha, Stollberg. 4. 2 Ngr.

Vogel, L., 1848. Illustrirter Volkskalender für 1849. Mit 30 eingedruckten Holzschnitten. Herisau, Schläpfer. 8. 5 Ngr.

Weller, K., Blum's Todtenfeier. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 361. — 26. December 1848.

Ludwig Tieck.

(Beschluß aus Nr. 360.)

Den ersten Band schließt ein Aufsatz: „Die Anfänge des deutschen Theaters“ (vom J. 1817); es sind die Vorreden zum „Deutschen Theater“, einem Werke in welchem Tieck die Sammlung der merkwürdigsten Schauspiele, die sich des Beifalls erfreut und ihrer Zeit den Ton angegeben hatten, bis zu den neuesten Tagen fortsetzen wollte, mit Anmerkungen und Urtheilen begleitet. Der Plan kam nicht zur Ausführung, was, wie Manches was Tieck nicht ausgeführt, nur zu bedauern ist. Seine Urtheile über Hans Sachs, Ayrer, die englischen Komödianten und endlich über Gryphius und Lohenstein wird man immer wieder gern hören.

Daß Heinrich v. Kleist's Dichtungen uns erhalten sind, verdanken wir bekanntlich mit Tieck's Bemühungen um seine zerstreuten Schriften. Der Einleitung, wodurch er sie ins Publicum einführte, gelang es den verkommenen unglücklichen Mann, von dem man nur einige Theaterstücke kannte, und wußte, daß er aus Lebensüberdruß, Franzosenhaß, und wie man fälschlich meinte aus unglücklicher Liebe, sich zwischen Potsdam und Berlin selbst den Tod gegeben habe, zu einem Mann wenn nicht gerade des Volkes zu erheben, doch die Größe in unserer Literatur ihm zu vindiciren, die nicht wieder untergehen wird. Tieck's Biographie ist mangelhaft, sein Lob Nichts weniger als überschwenglich, seine Charakteristik nichtsdestoweniger treffend. Es ist hier schon vom Meister die Kunst geübt in kurzen Zügen ein sprechendes Bild hinzuwerfen. Wenn auch nicht neu, doch wie schlagend sind gelegentlich hingeworfene Bemerkungen wie:

> Es ist natürlich, daß die meisten Autodidakten Dasjenige was sie auf ihre eigenthümliche, zufällige und heftige Weise erlernen viel zu hoch anschlagen; es ist ebenso begreiflich, daß sie in andern Stunden, wenn ihnen Wissen und Lernen nicht die ruhige Genügsamkeit gibt, die unsere Seele gelinde erweitert und unvermerkt bereichert, dann alles Wissen, Denken und Lernen, alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit tief verachten, und einen geträumten und unmöglichen Naturstand höher stellen als alle Cultur, ja ihn für den wahrsten und glücklichsten halten.

Der Dichter ward in der spätern Periode seiner Wirksamkeit, namentlich seitdem er in Dresden gewissermaßen der Mittelpunkt der ästhetischen feinen Bildung Deutschlands geworden, und seine Autorität, wenn auch mitten unter heftigen Anfechtungen, viel galt, oft angegangen durch Vorreden Werke und literarische Unternehmungen im Publicum einzuführen. Diese Vorreden sind mitunter nur leichte Begleitscheine und Empfehlungen, wie sich Das von selbst versteht; zum Theil hat aber auch hierin Tieck aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse große Würfe niedergelegt. So erstaunen wir in seinem Vorwort zum „Marcos Obregon“ des spanischen Dichters Vicente Espinel (im J. 1827 geschrieben) über die literarhistorischen Kenntnisse der ältern spanischen Literatur, die bis in die Minutien gehen. Ganz beiläufig wirft er uns Perlen hin, die an und für sich kostbare Entdeckungen wären, z. B. in dem Scenarium des altspanischen Stücks „Casarse por vengarse“, dem wahrscheinlichen Vorbilde von Calderon's „Arzt seiner Ehre“. Dieses Stück ging später in Lesage's „Gil Blas“ als Episode unter dem Titel „Le mariage de vengeance“ über. Im J. 1775 bearbeitete er der Engländer Thomson als Tragödie unter dem Titel „Tancred und Sigismunde“, nach dem „Gil Blas“; 1793 gab Saurin sein Trauerspiel „Blanche et Guiscard“ danach heraus; Zahlhas bearbeitete danach ein deutsches Trauerspiel „Heinrich von Anjou“, und 1814 der Däne Ingemann seine Tragödie „Blanca“. Diese Nachweisungen sind für die Literargeschichte gewiß von Interesse; wenn Tieck noch 1827 ausruft: er hoffe in Zukunft sein Versprechen zu lösen und den Beweis ganz unwiderleglich zu führen, daß alle oder doch die meisten Erfindungen im „Gil Blas“ nur Nachahmungen, Uebersetzungen oder in Erzählung aufgelöste Schauspiele der Spanier seien: so überwandelt uns doch ein eigenthümliches Gefühl, ob nicht ein Geist wie seiner, wie er zu Anderm berufen gewesen, auch die Pflicht gehabt so Etwas Andern zu überlassen. Freilich, über die Liebhaberei gibt es kein Gesetz, und ohne Liebhaberei was wäre unser Leben! Leibniz mußte seinen Geist zwingen und der Historiograph des Hauses Braunschweig werden. Seiner Weltengröße hat es keinen Eintrag gethan.

Hingestreute Perlen finden wir wieder in der Bücherschau, die 1827 in der „Dresdener Morgenzeitung“ erschien. Der Plan, den Tieck mit Jean Paul entworfen, auf vergessene, untergegangene werthvolle Producte der schönen Literatur aufmerksam zu machen, kam nicht zur

Ausführung; sie wollten als Autoritäten einer bessern Epoche mit ihrem subjectiven Urtheil in die Verflachung und Verwirrung der Zeit eingreifen. Das ist immer eine misliche Aufgabe, wenn man in die Zeit eingreifen will ohne von ihrer Stimmung getragen zu werden. Auch hätten sich Geister wie Tieck und Jean Paul wol bald im Verlaufe der Zeit getrennt. Die hier mitgetheilten Andeutungen über Erscheinungen der neuern Poesie gehören dem Inhalt wie der Form nach zu den vorzüglichsten Urtheilssprüchen im Gebiete der modernen Kritik.

In dem Vorwort zu Dietrich's „Braga" (abgedruckt unter dem Titel „Die neue Volkspoesie", 1827), in welchem Tieck abermals zum Studium der alten Schätze unserer Literatur auffodert, und hofft, daß unser altes Nationalepos populairer werde und bleibe als der alte „Cid" bei den Spaniern es ward (der an poetischer Schönheit und Kraft sich freilich nicht messen könne mit dem Nibelungenliede), warnt er vor der Gefahr die aus dem Mittelpunkte der Kunst selbst uns drohe, vor der Künstlichkeit. Ganze Zeitalter haben sich diesem Götzen hingegeben. Der Rückblick auf die Natur und Kraft der alten Volksdichter wäre eines der Mittel sich davor zu bewahren. Gegen die Behauptung, daß der Franzose Alles als unbrauchbar fortgeworfen was über Molière, Corneille und Racine hinausreicht, dürfte sich doch einiger Widerspruch finden.

Tieck's Einleitung zur „Insel Felsenburg", in Gesprächsform unter dem Titel „Kritik und deutsches Bücherwesen" abgedruckt, enthält viele beherzigenswerthe Winke und Betrachtungen in der vollendetsten Form. Ebenso die Abhandlung „Goethe und seine Zeit" als Vorwort zu Lenz' „Gesammelten Schriften"; ja sie hat durch die darin ausgesprochenen Ansichten, die Darstellungen der großen ästhetischen Zeitepoche einen anerkannten Werth für sich. Welche Bedeutung der Dichter ihr selbst gibt, deutet er durch die Worte an:

So Vieles mich auch zu verschiedenen Zeiten meines Lebens beschäftigt hat, nach so mannichfaltigen Richtungen mich meine Studien auch geführt haben mögen, so gestehe ich doch gern, daß zwei Genien mir stets und unter allen Umständen nahe, innigst befreundet und zu meinem Dasein nothwendig bleiben. Seit ich zur Erkenntniß meiner selbst kam, waren Shakspeare und Goethe die Gegenstände meiner Liebe und Betrachtung, und Vieles was ganz fern zu liegen schien diente mir doch früher oder später dazu diese großen Erscheinungen und ihre Bedeutung inniger zu verstehen.

Dieses Vorwort zu Lenz' „Gesammelten Schriften" sollte zu einem Capitel des Werkes über Goethe werden. Wird dies Werk selbst werden?

Um Schröder's Bedeutung zu schildern (Einleitung zu „F. L. Schröder's dramatische Werke", herausgegeben von Bülow, 1831) ergeht sich Tieck bis zu den Anfängen des Theaters, namentlich der Komödie, und vindicirt historisch dem großen Schauspieler und Schauspieldichter den Ehrenplatz, den er ihm gelegentlich schon an vielen andern Stellen angewiesen hatte. Aehnlich, doch minder bedeutend ist sein Vorwort zum „Novellenbuch" von E. v. Bülow (1834), und die Vorworte zu Adelheid Reinbold's „König Sebastian", deren „Gesammelte Novellen", sowie der Brief an Friedrich Laun zu dessen „Gesammelten Schriften" sind mehr Gefälligkeitsarbeiten als selbständige, aus eigenem Antrieb hervorgegangene Anschauungen. So liebenswürdig sie den großen Dichter auch als Mensch zeigen, deuten sie doch auch auf die Neigung hin, welche seine Gegner ihm vorwerfen, daß er in seinem Alter aus dem begreiflichen Widerspruchsgeiste gegen die ihm verkehrt scheinenden Richtungen der Zeit öfters das Unbedeutende lobte, weil es harmlos, während er bedeutendere Erscheinungen ganz ignorirte, weil sie seiner Geistesrichtung widerstrebten, auch da wo sie eine mächtig einbrechende neue Zeit symbolisirten. Mit seinem reichen Geiste weiß er auch hier Wendungen, um vor sich selbst wahrhaftig zu bleiben. Wenn er in der Reinbold die schöne, gesunde, menschliche Natur hervorhebt, die auch ihren Dichtungen und Schriften einen Adel verleiht, so hebt er in Laun, seinem Jugendfreunde, die von der Zerrissenheitspoesie und Tendenz ungetrübte Heiterkeit und Frische hervor, die ihn davor bewahrt dem Falschen und Verkehrten zu huldigen, auch als es usurpatorisch die Gemüther beherrschte. Die letzten Aufsätze: „Ueber nordische Volksmärchen" und der „Brief an den Uebersetzer der Elektra" (1842—43), sind ebenfalls nur mehr Empfehlungen mit geistvollen Nachklängen früher ausgeführter Themata. Seine dramaturgische Thätigkeit in Potsdam, wo er die Darstellung einiger Tragödien des Alterthums mit vielem Glück leitete, ein Unternehmen das seiner Zeit so viel Gerede machte, hatte Tieck auch wieder zum Studium der alten Griechen zurückgeführt.

Wir schreiben diese Anzeige, wir lesen diese Schriften mitten im Wirbel der bewegtesten Gegenwart, einer Revolution wie sie in der Geschichte noch nicht vorkam, sogar im Waffengeklirr einer in Belagerungsstand versetzten Stadt. Es schien uns anfänglich unmöglich die Ruhe auch nur zum Lesen zu gewinnen. Sie fand sich: der Geist der Ruhe, Klarheit und Schönheit, den die wahre Kunst athmet, bemächtigte sich allmälig der Seele. Anfänglich legten wir das Buch bald aus der Hand, im Fortlesen fesselten uns die Aufsätze mehr und mehr. Wir konnten auf Augenblicke den Zustand um uns vergessen. Möchte es andern Lesern auch so gehen. 92.

Reise nach dem Ararat und dem Hochlande Armeniens. Von Moriz Wagner. Mit einem Anhange: Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Zwei Reisende hatten unter Arabern und Kabylen sich 1836 zufällig gefunden, und trafen sieben Jahre später ebenso zufällig wieder in Tiflis, der Hauptstadt des durch seine schönen Frauen berühmten Georgiens oder Grusiens, zusammen. Verfolgten auch Beide verschiedene Zwecke — denn den Einen trieb ein mächtiger Wissensdrang und den Andern ein unru-

higer Geist nach fernen Ländern —, so schließen sich doch Landsleute in der Fremde enger aneinander an als es im heimischen Vaterlande sonst geschehen möchte. Beide vereinigten sich zu einer Reise nach Süden. Der Ararat, dieser mächtige Koloß, der, alle Berge ringsherum überragend, zur Zeit der biblischen sogenannten Sündflut den zweiten Menschenvater Noah mit seiner Arche auf breitem Rücken aufnahm, und von dem aus die Erde zum zweiten mal sich bevölkert haben soll, der Ararat, dieser Christen, Juden und Mohammedanern gleich heilige Berg, war das Ziel unserer beiden Reisenden. Auf den kleinen, von verschiedenen Reisenden schon erwähnten und beschriebenen Postwagen, Telegen, fuhren diese am ersten schönen Maitag aus dem durch Soldaten nicht weniger als durch rührigen Handel geräuschvollen Tiflis dem Süden zu. Eine Ebene, die um so breiter wird, je östlicher man kommt, und vom Kur, dem Kyros der Alten, durchflossen wird, nahm unsern forschungsglühenden Naturforscher, dessen Resultate zum Theil im vorliegenden Buche niedergelegt sind, und den greisen General, als Eremit von Gauting vielleicht bekannter, auf.

An den ersten Vorhöhen des untern Kaukasus, Sdorin Gokkas — denn so heißt dieser Hochlandsgürtel bei den Armeniern, welcher die ersten Terrassen von den Kur-Niederungen trennt —, fühlten sich die Reisenden in jeglicher Hinsicht sonderbarerweise nach der Heimat versetzt; unser Verfasser vergleicht sogar die dortige Gegend mit der Fränkischen Schweiz. Wenn Ref. auch im Allgemeinen vielleicht beistimmen könnte, so sucht er doch vergebens bei Streitberg und Muggendorf die abgestutzten Porphyrkegel, welche dem Fuße des untern Kaukasus ein eigenthümliches Ansehen verleihen; er vermißt die großartigen Fernsichten nach dem Norden, wo hier der Kaukasus seine eisigen Gipfel bis über die Wolken emporstreckt. Auch die Ebene ist keineswegs mit der deutschen so übereinstimmend als der gelehrte Verf. meint; obwol im Allgemeinen dieselben Waldbäume am untern Kaukasus vorkommen, so vermißt man doch in Franken und Deutschland überhaupt die Weißbuche des Orients, den unsern Schlehenstrauch vertretenden Christdorn und die dem Oriente eigenthümlichen Wachholderarten. Den Reichthum von Zwiebelblumen: Puschkinien, Scillen, Iris und Crocus, sucht man ebenfalls vergebens in unserm Vaterlande.

Den Aghistewi, ein Wort was die Russen in Akstafa corrumpirt haben, aufwärts kamen unsere Reisenden bei Malokanen und Jesiden vorbei nach dem großen Alpensee Göktschai, d. i. Blauwasser. Das innigste Mitleiden ergreift mit Recht unsern Verf. bei dem Anblick der Malokanen und Jesiden, deren Geschick so viel Aehnlichkeit miteinander hat. Die erstern wurden ihres von der griechisch-russischen Form abweichenden Glaubens halber schon in Rußland von Provinz zu Provinz vertrieben. Unbarmherzig stieß sie die russische Regierung aber endlich ganz aus ihrem Vaterlande, und zwang die Unglücklichen sich auf ihnen angewiesenen Ländereien jenseit des Kaukasus anzusiedeln. Auf gleiche Weise werden die Jesiden von ihren Landsleuten, den mohammedanischen Kurden, verfolgt, und irren von den Grenzen Mesopotamiens bis zu den Niederungen des Kur herum.

Der schöne Alpensee erregt mit Recht die ganze Aufmerksamkeit unserer Reisenden, aber leider besuchten sie ebenfalls nur die schon bekannte Westseite, wo die große Straße nach Eriwan vorüberführt. Auf einer Insel des Sees liegt das uralte armenische Kloster Sewang, in dem unwissende Mönche, abgeschieden von aller Welt, ihre Wohnung aufgeschlagen haben, und durch geistloses Plappern, was sie selbst Gebete und Messen nennen, der Gottheit Gunst zu erlangen suchen. Auf einem großen Brete wurden den Reisenden ein Dutzend Schüsseln vorgesetzt; aber alle enthielten Nichts weiter als Milch und Eier in den verschiedenartigsten Zubereitungen. Fleisch wird auf Sewang gar nicht gegessen, und selbst Milch und Eier sind als thierische Speise acht Monate im Jahre von der Klostertafel verbannt. Der gerühmte Klosterwein von Eriwan schmeckte namentlich dem Eremiten wie deutscher Essig.

Vom blauen Wasser südlich senkt sich das Land allmälig bis zur mit basaltischem Gerölle zum Theil bedeckten Ebene des Araxes, an deren Anfang die in der Geschichte des Orients gewichtige Handelsstadt und Festung Eriwan liegt. Die Ebene selbst bildet die erste vom untern Kaukasus umsäumte Terrasse des armenischen Hochlandes; sie bildete früher eine Provinz des persischen Antheils von Armenien, wurde aber nach dem letzten russisch-persischen Frieden von Turkmantschai an Rußland abgetreten. Unsere Reisenden erfreuten sich in der Festung Eriwan der gastfreundlichsten Aufnahme bei dem Bruder des russischen Generalconsuls in Leipzig, bei dem Commandanten Kiel. Mit Recht rühmt der Verf. die Ehrenhaftigkeit des Commandanten, namentlich in Bezug auf das unter ihm stehende Land, läßt sich aber durch falsche Berichte hinreißen die Ehre eines frühern Gouverneurs, dem bei manchen Fehlern das Land doch zuerst die Sicherheit, die auch dem Verf. zugute kam, verdankt, aufs heftigste anzugreifen. Schon früher that der Verf. dem frühern Generalgouverneur Baron Rosen sehr Unrecht, wenn er behauptet, daß dieser das nie benutzte Schulhaus in Pipis nur erbaut habe, um dem damals durchreisenden Kaiser einen Begriff von der Cultur dieser entlegenen Länder beizubringen. Es existirte aber damals noch gar nicht, sondern verdankt seinen Ursprung erst einer Anordnung des Barons Hahn.

Von Eriwan aus besuchten unsere Reisenden das uralte Kloster in dem der Katholikos, der Papst der Armenier, residirt, und was den Namen Etschmiadsin (d. h. der Eingeborene ist herabgestiegen) erhalten hat. Von vielen andern Reisenden hat es namentlich der neuenburger Gelehrte Dubois de Montpéreux ausführlich beschrieben und durch Zeichnungen erläutert. Vor Allem wichtig ist die Reise unsers Verf. nach dem classischen Ararat, der in der neuesten Zeit durch das Erdbeben von 1840 wiederum die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa mehr auf sich gezogen hat. Erst drei Jahre nach einem so wichtigen Ereignisse war es einem deutschen Naturforscher vergönnt sich durch genaue Untersuchungen an Ort und Stelle Materialien zu sammeln, um Aufschluß zu geben. Man hatte zwar von Tiflis aus auf höhern Befehl über das Erdbeben von 1840 Acten aufgenommen, es war aber auf die gewöhnliche russisch-oberflächliche Art geschehen, und konnte demnach für die Erklärung des so wichtigen Ereignisses nicht so nützlich sein als man wünschen mußte. Unser Verf. begab sich selbst auf die Stelle, wo der Ararat sich plötzlich geöffnet und Steine neben feurigen Massen herausgespien hatte. Der Anblick der Zerstörungsstätte wurde wilder und schrecklicher, je höher er in der finstern Schlucht emporstieg. Ganze Berge von Steinen fand er hier aufgethürmt, und das Steigen wurde um so schwerer und mühsamer, je weiter er kam. An der Stelle selbst, wo die Dämpfe sich einen Weg durch den geöffneten Schlund gebahnt hatten, ist die Form der aufgehäuften Massen von den weiter abwärts liegenden Gesteinen verschieden; oben bilden sie viel häufiger kreisförmige Ränder, welche wie Dämme die theilweise mit Wasser ausgefüllten Vertiefungen umgeben. Dem Boden dieser Teiche konnte man sich nicht ohne Gefahr nähern, jeder schwere Körper versank in der erweichten Thonerde. Die Vertiefungen sind offenbar zurückgeblieben als die Spalten sich allmälig wieder schlossen. Diesen ohne Zweifel richtigen Angaben des Verf. über die Ararat-Eruption vom J. 1840 stehen die russischen Berichte schnurstracks gegenüber, indem sie gar keine Eruption annehmen, sondern glauben, daß der Berg sich zum Theil an seiner obern Spitze losgelöst und dadurch die Verwüstungen angerichtet habe. Der Ararat hat seine ursprüngliche Form aber durchaus nicht seitdem wesentlich verändert. Während dieser Katastrophe wurde das berühmte Jakobskloster und das blühende Dorf Arghuri ähnlich wie Herculanum und Pompeji unter seinen Trümmern begraben. Fast 2000 Menschen kamen damals um. Unter Thränen legte ein den Verf. begleitender Armenier einen Balken, den man aus dem Schutt hervorgeholt hatte, an das Feuer, denn es war ein Balken seines eigenen Hauses. Der Unglückliche

hatte damals 23 Glieder seiner Familie verloren. Früher wohlhabend und glücklich stand er nun im vorgerückten Alter allein, und schmachtete in der bittersten Armuth.

Ein Jahr später besuchte der Verf. den Südfuß des Ararat, auf seiner Reise von Erserum nach dem Urmijah-See. Leider wurde er aber von Kurden überfallen, und entkam nur mit Noth der Gefangenschaft. Da die „Allgemeine Zeitung" schon früher diese Expedition und zwar ziemlich wie hier geschildert hat, so können wir die Beschreibung des araratschen Südfußes übergehen. Der Verf. wendet sich vom Ararat einem andern ausgebrannten Vulkane, der dieselbe erste Terrasse des armenischen Hochlandes aber im Westen schließt, dem Alagás, zu, hat aber ebenfalls schon früher die Beschreibung dieses Theils seiner Reise ziemlich mit denselben Worten veröffentlicht. Ref. will nur bemerken, daß einer der beiden Reisenden, die der Verf. nur flüchtig am Alagás vorbeireisen läßt, diesen höchst interessanten Berg nicht allein umfassender kennen gelernt, sondern auch weitläufiger beschrieben hat, und daß der Alagás deshalb keineswegs so unbekannt ist als der Verf., der nur den Südfuß genannten Bergs kennen lernte, glaubt und erzählt.

Auf der Westseite des Alagás, wohin die bedeutendsten Lavaströmungen in längst vergangener Zeit stattfanden, und die Ebene deshalb nicht unbedeutend erhöhten, liegt Gumri oder Alexandrapol, die russische Zwingveste. Von ihr aus kehrte der Verf. über die hier dreifache Kette des untern Kaukasus nach Tiflis zurück. Die Rückreise, welche auf demselben Wege erfolgte auf dem früher die Post nach Gumri ging, geschah durch eine wahre Alpengegend, deren Blumenreichthum zum Theil selbst den Fürsten Paskewitsch in Erstaunen gesetzt haben soll.

Als Anhang zu dieser anmuthig geschriebenen Reise erhalten wir noch Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes, vermissen aber gerade dabei Kenntniß der deutschen Literatur über das so gewichtige Armenien. Den höchst interessanten Stoff hier weitläufiger auseinanderzusetzen gestattet weder die Zeit noch der Ort; wir müssen um so mehr die Leser darauf verweisen, als ein Auszug gar nicht gut gegeben werden kann.

93.

Lesefrüchte.

Zur Geschichte des Gewissens.

Wenn man davon ausgeht, daß die Aussprüche des Gewissens je nach dem Charakter, dem Temperamente, der Erziehung, dem Klima, dem Bildungsgrade, dem Gesundheitszustande, dem Lebensalter, den Schicksalen und besonders nach der Religion des Menschen oft gänzlich verschieden sind, so kann man allerdings von einer Geschichte des Gewissens nach den einzelnen Nationalitäten, und ebenso von einem heidnischen, jüdischen, türkischen und christlichen Gewissen reden. So z. B. verwirft der große Platon nicht nur nicht die Päderastie, sondern er gebietet sogar gegen jedes christliche Gewissen, daß die Knabenliebe als Lohn der Tapferkeit begünstigt werden solle; und Cicero, der große Römer, gesteht, daß dieses abscheuliche Laster in den Gymnasien frei gestattet sei, während es, nach Cornelius Nepos, den jungen Leuten sogar zur Ehre gereichte so viele Liebhaber als möglich zu haben. Ja, der größte aller griechischen Weisen, Sokrates, war gleichfalls der Knabenliebe verdächtig! Ebenso sah das griechische Gewissen die Sklaverei ganz anders an als wir, und das christliche Gewissen ist in dieser Hinsicht wieder ein anderes in Europa als außer Europa, nämlich in Nordamerika. In gleicher Weise wird die Hurerei, der Ehebruch, die Rache, der Selbstmord von den Griechen und Römern, im Widerspruche mit dem christlichen Gewissen, empfohlen; und doch kennen auch wieder christliche Völkerschaften das Gebot der Blutrache, während hinwiederum das christliche Gewissen es nicht hat über sich gewinnen können die Hurerei als ein strafbares Vergehen zu betrachten, vielmehr dieses christliche Gewissen weit genug ist sie in manchen Criminalgesetzgebungen straflos zu lassen. So wird die Polygamie bei den frommen Türken gutgeheißen, das Weintrinken dagegen verworfen, während bei den Christen das Gegentheil gilt, die hinwiederum in der römisch-katholischen und in der griechisch-katholischen Kirche die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen als ein Gebot für ein römisch-katholisches und ein griechisch-orthodoxes Gewissen kennen. So ist z. B. auch für den frommen Brahminen jeder Genuß thierischer Speise Sünde, und es wird erzählt, daß ein solcher Brahmine, dem ein Engländer bewies, daß er täglich unzählige Thiere genieße, dadurch so sehr in Verzweiflung gerieth, daß er sich selbst das Leben nahm. Dagegen triumphirt der Südseeinsulaner, wenn er seine Hände mit dem Blute seiner eigenen Kinder gewaschen, und Christen in Europa sind gewissenlos genug, nicht nur ihre Nebenmenschen, keineswegs etwa in der offenen Feldschlacht, vielmehr in Friedenszeiten, meuchlings mit raffinirter, eines Südseeinsulaners würdiger Grausamkeit zu morden, sondern Dies auch als eine Heldenthat zu preisen und die Mörder als Helden zu ehren. Ebenso meinte der berühmte Scholastiker Anselm von Canterbury, er hätte durch den Genuß eines gesottenen Herings sein Gewissen verletzt; und es wird von einem Menschen erzählt der über den von ihm veranlaßten Tod eines Sperlings ebenfalls heftige Gewissensbisse empfunden habe. Wollte man heutzutage, mit Hinsicht auf den Zustand der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, eine Geschichte des Gewissens schreiben, so würde man zu dem Ergebnisse, also zu der Wahrnehmung gelangen, daß dieses — christliche Gewissen an einer gewissen Herzenserweiterung leide.

Einige Tollheiten der Französischen Revolution zur Vergleichung mit unserer Zeit.

Um die Lehren eines Helvetius, Mirabeau u. A. so viel als möglich allgemein zu machen, faßte Volney in seinem „Catechisme du citoyen" alle Fäden der sensualistischen Philosophie in Einem Knoten zusammen, indem er unter Anderm lehrte: „Der höchste Grundsatz ist der, sich zu erhalten und um dieses Zwecks willen Alles zu versuchen. Tugenden sind die für die Erhaltung wirksamen Handlungsweisen, Laster die für dieselben nachtheiligen. Dies gilt von den moralischen, häuslichen, gesellschaftlichen und politischen Tugenden." Den lyoner Kaufleuten antwortete Couthon, den sie um Schutz des Handels und um Rettung anflehten, mit Worten die wol auch heutzutage in dem Lande der Nachäfferei, in Deutschland, Anklang finden: „Der Handel erzeugt Wohlstand, Wohlstand erzeugt Verderbniß der Sitten, und dieses den Verfall der Republiken. Darum weg mit dem Handel!" Und nach gleichen Grundsätzen gab Collot d'Herbois seinem Bevollmächtigten die Anweisung: „Alles ist Denen erlaubt die im Sinne der Revolution handeln. Handelt groß; nehmt Alles was ein Bürger Ueberflüssiges hat; helft uns große Maßregeln ausführen. Keine Rücksichten müssen euch hindern, weder Alter, noch Geschlecht, noch Verwandtschaft. Man muß Nichts als allein die Sansculotten ehren!" Die sinnloseste Tollheit aber, verbunden mit einer alles menschliche Gefühl und jede Ahnung sittlicher Würde von sich stoßenden, wahrhaft viehischen Gemeinheit, gibt sich in dem Ausspruche kund zu dem sich ein patriotischer Sansculotte der ersten Französischen Revolution erniedrigte: „Ehe nicht der letzte Aristokrat mit den Därmen des letzten Priesters aufgehängt wird, kann es nicht besser werden auf Erden!" Und doch haben wir in Deutschland im J. 1848 Aehnliches von Solchen erlebt und erfahren die berufen gewesen eine bessere Zukunft über Deutschland zu begründen! Und doch hat der Heide Cicero nur zu sehr Recht, wenn er sagt: „Wo die Ehrfurcht vor den Göttern, wo die Religion vernichtet ist, da muß nach meiner Ueberzeugung auch Treue und Glauben und Geselligkeit und die Krone aller Tugenden, die Gerechtigkeit, verschwinden. Und ist dies Alles dahin, so hat das Leben keinen Haltpunkt mehr, und alle Ordnung ist aufgelöst."

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 362. —— 27. December 1848.

Dramatische Uebersicht.

Zweiter und letzter Artikel.*)

21. Ein deutsches Herz. Trauerspiel in fünf Acten. Von Gotthold Logau. 1848.

Kein Sachkundiger wird behaupten wollen, daß die Lebensgeschichte des freimüthigen und ehrenhaften Ulrich v. Hutten im engern Wortsinn ein tragischer Stoff sei, vielmehr kann dieser Stoff gerade dazu dienen den Unterschied zwischen einer tragischen und einer blos unglücklichen und traurigen Begebenheit uns praktisch deutlich zu machen. Nichtsdestoweniger wird diese Lebensgeschichte fortwährend von geschickten und ungeschickten Händen tragisch ausgebeutet, und somit für die Poeten und die Poesie selbst gewissermaßen zu einem tragischen Stoff. Auch der Dichter dieser Tragödie, welche Hutten zum Gegenstand nimmt, wiewol wir ihn zu den Geschickten rechnen müssen, hat Mühe durch allerhand poetische Intercalationen ein Gemälde tragisch zu färben an dem nun einmal kein tragisches Colorit haftet; er thut Dies auf dem Wege und mit dem Mittel das in Deutschland stets zum Ziele führt, mit dem Hebel unglücklicher Liebe und des empfindsamen Familieninteresses. Die Mutter und die Geliebte Hutten's sind die eigentlichen Träger des Tragischen in dieser Begebenheit. Der Verf. nennt sein Stück „Ein deutsches Herz"! Wir geben gern zu, daß Hutten, so weit er hier handelnd erscheint, ganz wie ein Deutscher handelt; uns scheint aber doch als berge sich in diesem Titel Etwas von der anmaßenden Selbsttäuschung des deutschen Volks überhaupt, mit welcher wir so gern alle edeln Eigenschaften des Herzens: Liebe, Treue, religiöse Begeisterung u. s. w. als wesentlich, ja als ausschließlich deutsch in Anspruch zu nehmen geneigt sind. „Ein edles Herz" hätte es heißen sollen, und der Verf. sagt: „Ein deutsches Herz", als hafte das Edle nur an dieser Nationalität! An unserm Theil glauben wir, daß es leichter ist mit Thales die ganze Welt aus Wasser zu schaffen als eine Tragödie aus bloßen Redensarten, seien diese auch noch so wohlklingend und geschmackvoll. Wie zum Kriegführen Geld und nochmals Geld und abermals Geld gehört, so gehört zur Tragödie Handlung und nochmals Handlung und abermals Handlung! In diesem Trauerspiel fehlt es aber nach guter deutscher Art an jeder That. Das was in der Person des Helden möglicherweise allein als eine Handlung gelten kann ist eine Rede die er vor dem Kaiser hält, eine Rede gut und freimüthig gedacht, die ihn von der Höhe der kaiserlichen Gunst in Haß und Verfolgung stürzt. Von da ab sehen wir den biedern Hutten nur leidend und an Leid und Last der Verfolgung endlich zu Grunde gehen. Von tragischer That ist hier so wenig wie vom tragischen Siege, der in der Seele des Zuhörers trotz äußerlicher Niederlage gewonnen wird, die Rede, und wir müssen daher bezweifeln, daß dem Verf. bei seiner Arbeit das wahre tragische Kunstgesetz oder auch nur die Erinnerung an seine Anwendung in classischen Stücken verwandter Art, z. B. im „Torquato Tasso", deutlich vorgeschwebt habe. Nach Darlegung dieses Bedenkens jedoch haben wir seiner Arbeit viel Lob zu spenden; sie ist offenbar die Frucht eines edeln und reinen Geistes, reich zufließender Gedanken und sicherer, feiner Geschmacksbildung. Die sanfte Gefühlsregion der Liebe, Milde und des Patriotismus kommt hier zur trefflichsten Darstellung; es fehlt nicht an mannichfacher und präciser Charakterzeichnung, und ebenso wenig an einem ungesuchten, natürlichen Zufluß sogenannter schöner Wendungen. Das Stück gefällt daher auch auf der deutschen Bühne trotz seines Uebergewichts an Phrasen und des peinvoll widrigen Charakters mit dem der Autor den Freund Hutten's, Erasmus von Rotterdam, ausgestattet hat.

Viele Stellen in diesem vor Ablauf des J. 1847 vollendeten Stück klingen wie wunderbar prophetische Ergüsse; z. B. wenn es gleich zu Anfang heißt:

Die deutsche Erde ist kein ruhig Lager ...

Hutten.

Da habt ihr Recht. Sie ist kein Lotterbett
Für träge Seelen. Alles drängt zur That
Und wird gedrängt ...

Peutinger.

Zur That, zur hastigen,
Zur unbesonnenen! Wenn ich bedenke,
Wie Alles jetzt in tollem Wechsel sich
Zu jeder Stunde anders will gestalten,
Wie selbst nothwendige Verbesserung
Sich überstürzt in unheilvoller Eile,
Wie Nichts mehr heilig ist vor Neuerung,
So läßt die Zukunft mich das Schlimmste fürchten.

Erasmus.

Wir gehen einer schweren Zeit entgegen —
Das ist gewiß ...

Und was Hutten im Verfolg dieses Gesprächs weiter sagt:

Was aus dem Geist der Zeit geboren ist,
Das läßt sich nicht in enge Grenzen bannen.
Und ist's auch nur von eines Sandkorns Schwere,
Vermag es, in die stille Flut geworfen,
Dennoch den ganzen See — in feinen Kreisen
Stets wachsend — zu durchfurchen, bis die Kreise
Am fernen Ufer hart zurückgeworfen,
Zur unruhvollen Welle sich gestalten.
Und diesem Geist habt ihr gedient — —

zeugt von Talent und Scharfblick, von klarem Weltverständniß in sicherer Form. Aehnliches läßt sich von andern Partien dieser gedankenreichen Arbeit sagen, die namentlich und an zahlreichen Stellen den deutschen Nationalgeist mit treffenden Zügen charakterisirt, z. B. wenn Kaiser Karl ausruft:

*) Vergl. den ersten Artikel: „Dramatische Uebersicht für das Jahr 1847", in Nr. 164—167 d. Bl. D. Red.

Ich lerne diese Deutschen nie begreifen,
Sie könnten Glück und Frieden vollauf haben,
Und werfen Alles hin für — leere Schatten!

Es scheint, daß gerade in dieser Zeichnung des deutschen Nationalgeistes die Wurzel des Beifalls zu finden ist der diesem Drama trotz seiner Schwäche in Handlung und Begebenheit an einigen Orten zu Theil geworden ist. Niemand sieht sein Spiegelbild lieber als der Deutsche, mag es auch noch so wenig schmeichelhaft sein. Dagegen will uns die Erfindung, nach welcher Konstanze, die Braut des Erasmus, zu einer Art von Käthchen von Heilbronn für Hutten werden muß, als keine glückliche, vielmehr ziemlich unwillkürlich und gewaltsam diesem Gemälde angefügt erscheinen. Bekannte Worte Hutten's wie: „Jacta est alea", und „Ich hab's gewagt", sind gut und wirkungsvoll angebracht. Und so haben wir an diesem Stücke, Alles zusammengenommen, wenngleich kaum eine Tragödie nach Kunstgesetzen, doch ein charaktervolles, gedankenreiches Drama von ansprechender Wirkung und in durchaus reinem Stil, belebt ohne Verzerrung, besonnen ohne Pedanterie, anziehend ohne Effectgier, der Zeit und ihrer Bildung entsprechend, vor uns. „The form and pressure of the time" findet in ihm einen treuen Abdruck, und wir können dem Verf., der noch nicht am Ziele seiner Laufbahn ist, ein ermuthigendes Wohlauf! mit gutem kritischen Gewissen zurufen.

22. Henzi. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von Henry Plattner. Birsfelden. 1848. 16. 15 Ngr.

Ein gutgemeintes, für Liebhaber der Republik ganz interessantes, für Freunde der Dramaturgie jedoch ziemlich ungenießbares Stück Arbeit, dessen Stoff die wirkliche oder angebliche Staatsverschwörung des Hauptmann Samuel Henzi gegen die bernische Aristokratie ist. Es war uns neu, daß, wie das Vorwort berichtet, schon Lessing an diesem Thema gearbeitet und ein werthvolles Fragment eines angefangenen Trauerspiels hinterlassen habe, Lessing, der ein Zeitgenosse dieser Begebenheit (1749) war, und der mehr als ein mal ausgesprochen hat, daß ernste Zeitbegebenheiten nicht für die Bühne taugen! In dem Stücke selbst fehlt es nun zwar nicht an guten und löblichen Intentionen, zu denen wir besonders den Gedanken rechnen mittels dessen der Autor seinem Helden nicht etwa Buben und Bösewichter, sondern selbst wieder so würdige und achtbare Charaktere wie Steiger entgegengestellt, sodaß der hier geschilderte Kampf zu einem Kampf der Meinung unter gleichberechtigten Patrioten wird: allein es mangelt doch allzu sehr an Kunstbefähigung und poetischem Schwung, als daß diese Arbeit im Ernst für eine Bereicherung unserer dramatischen Literatur geachtet werden könnte. Der Verf. hat das Historische seiner Aufgabe ziemlich gut erfaßt, und in der Zeichnung seiner Charaktere nicht übel zur Darstellung gebracht: Alles aber was mit der „Zauberei der Poesie" in Zusammenhang steht, Schwung, Veredlung der Handlung und ihrer Motive, Ausdruck und die nothwendige Steigerung der Gefühle, ist ihm fremd geblieben. Mit Recht konnten wir so von einer gutgemeinten, poetisch aber ungenießbaren Leistung sprechen. Einige Proben mögen Das belegen. Seinen Helden zeichnet der Verf. in folgenden Versen:

... er ist ein Mann, wie keiner mehr
In Bern lebt, ja, ein Mann zu allem Großen
Und Guten fähig, Staatsmann und Soldat,
Gelehrter und als Dichter Pindar's und
Horazens Jünger ...

und später:

Um so gefährlicher, je größeren
Charakters und je höhern Standes er ist,
Je mehr der Mittel und der Geistesgaben
Er hat.

Wie anders hätten sich nun diese Züge in echt poetischer Sprache zeichnen lassen! Oder:

Ideen pflanzen fort sich von
Geschlechte zu Geschlecht, sittliche,
Politische und religiöse auch,
Sowie ästhetische verbreiten sich
Durch Tradition — viel Neues wird ersonnen,
Nur wenig findet Eingang — denn das Volk
Hält fest am Alten ... mit
Den Menschen spielt die Vorsehung.

Verse in welchen der freie Fluß der Jamben halsbrechend gestört und aller poetischen Färbung des Ausdrucks Valet gesagt wird. Dagegen läßt die Zeichnung der Charaktere gute Anlage durchblicken, und die Handlung bewegt sich mäßig anziehend, wenn auch oft durch Recitation unterbrochen, vorwärts, bis Henzi als Opfer der Aristokratie fällt, und diese in ihrem Repräsentanten Steiger das Drama mit diesen Worten schließt:

... Der Herrschaft Zügel
Wir wollen sie so sanft als möglich führen,
Gott um Regententugend bitten und
Den Segen, den der Menschen Werk' erfodern!

Um dieser Worte willen loben wir den Verf. Möchten Aristokraten und Demokraten und was über und unter ihnen steht sie beherzigen, ergründen und bedenken, daß unser Thun Nichts ist ohne den Segen Gottes, daß die Kraft welche in die Weite dringt zu leben und zu wirken, hier und dort, wie der Dichter sagt, nur dann göttlich wirkt, wenn sie sich selbst bezwingt!

23. Die Republikaner. Ein historisches Drama in fünf Acten von Julius Fröbel. Leipzig, Weber. 1848. 8. 20 Ngr.

Es ist ganz interessant, einen Mann der unter den Vordringendsten der republikanischen Apostel in unsern Tagen eine Rolle spielt, wenn auch eine schicksalsvolle, im Gebiete der Kunst, auf dem poetischen Kampfplatze seine innersten Gedanken heraussagen zu hören über das Thema seines *Lebens, über die Republik*! Freilich, wenn Alle die unter die Fahne der Republik sich scharen seinem Helden glichen, wenn ihnen wie seinem Philipp Berthelier Heil und Freiheit des Volks das Höchste, ihre Subjectivität aber Nichts gälte, mit Einem Wort, wenn alle diese „echte" Republikaner wären wie jener, so ließe sich von der Sache wohl sprechen. Inzwischen aber möchten wir an den Poeten wol die Frage richten, ob er noch heute, wenige Monate vielleicht nach Vollendung seines Dramas, noch heute, nach den Ereignissen in Wien und Berlin, für wahr hält was Berthelier zur Rechtfertigung seiner Selbstaufopferung sagt, und ob er glaubt, daß unsere Zeit reich sei an Berthelier und Männern wie er. Doch, lenken wir ein; Kunst und Leben sind Correlata, aber aus verschiedenen Erscheinungsgebieten, und die Gesetzgebung der ersten ist nicht die des letzten. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verf., der auf dem Gebiet des Lebens mit seiner Lehre Fiasco gemacht hat, auf dem Gebiete der Kunst durchaus edel und würdig erscheint, daß er hinreißend schwärmt, begeistert dichtet, edeln und „schönen Wahnsinn" spricht. Wir wollen Dies an einigen Proben seiner Dichtung zeigen, zuvörderst aber den Inhalt derselben näher betrachten.

Politische Freiheit, d. h. so wie sie das Mittelalter begriff, als äußere und staatliche Unabhängigkeit, ist sein Thema. Genf ringt um seine Unabhängigkeit von Savoyen. Hier treffen wir auf den ersten Irrthum des Autors, insofern als seine Dichtung ein Stück Leben sein soll. Diese Freiheit welche Genf sucht, und sein Held Berthelier ist eben Nichts als jene Unabhängigkeit wie sie durch die Ausbildung des Völkerrechts jetzt jedem staatlichen Gemeinwesen ohne Weiteres zu Theil geworden ist. Uns heißt Freiheit — Gleichberechtigung, also etwas ganz Anderes, Etwas das das Mittelalter gar nicht kannte und nicht begriff, selbst in der Schweiz

nicht. Doch Das hindert nicht, daß Berthelier, indem er seine Genfer zur Unabhängigkeit führen will, für die Freiheit sehr schön spricht. So sagt er dem Zweifler Levrier:

> Nun siehst du, Freund, wie auch der schlimmste Theil
> Des Volks zugänglich ist für die Vernunft ...
>
> Levrier.
>
> Zugänglich für den Vortheil!
>
> Berthelier.
>
> ... Ja — doch meinst du,
> Es sei ein bloßer Zufall, daß der größ're,
> Der wahre Vortheil in der Freiheit liegt?
> Nach ihrem Vortheil muß zu jeder Zeit
> Die Masse sich entscheiden; doch der Fortschritt
> Im Guten ist es, daß der Vortheil sich
> In edlerer Gestalt dem Menschen darstellt.
> Nicht früher wird die Welt im Großen frei,
> Als bis der Vortheil Aller in der Freiheit
> Zusammentrifft. D'rum sei nicht ungerecht.

Berthelier's Streben scheitert an der Zaghaftigkeit und Willensohnmacht seiner Mitbürger. Er fällt in die Gewalt des Herzogs Karl von Savoyen, er erkennt die Nothwendigkeit sich selbst zu opfern, um an dem Haß und dem Abscheu die diesem Opfer folgen werden die Flamme der Freiheitsglut in der Brust seiner Mitbürger zu entzünden. Der Herzog schätzt ihn, und möchte ihn lieber gewinnen als opfern. Er sendet den Bischof zu ihm. Berthelier widersteht der Versuchung, opfert sich seiner Idee, fällt. Er ist ein echter Jünger der Freiheit! So sagt er zu dem Bischof von Genrenod:

> Ihr seid ein Priester — nun, als solcher dürft Ihr
> Den Glauben fodern, den Ihr selbst nicht habt.
> Doch sagt — was war mein Ziel, wenn Ihr es kennt?
>
> Bischof.
>
> Was konnt' es sein? — Daß Euer stolzer Geist
> Ein off'nes Feld für seine Kräfte habe —
> Der Erste hier zu sein in Eurer Stadt ...
>
> Berthelier.
>
> Und dazu, meint Ihr, war's der beste Weg,
> Zum „Dritten oder Vierten" mich zu machen?
> Da folgt Ihr falscher Spur, denn mein Geschmack
> War der mich in Gesellschaft zu befinden
> In welcher Jedermann ein Erster ist.
> Die Zweiten, Dritten, Vierten lieb' ich nicht.
>
> Bischof.
>
> Wo lebt der Mann der sich den Ersten nennt?
> Der Herzog selber ist des Kaisers Lehnsmann,
> Der Kaiser muß dem Papst sich unterordnen,
> Und Gottes Diener ist der Papst zuletzt.
>
> Berthelier.
>
> Ich weiß es wohl — so habt Ihr's eingerichtet;
> Doch lieb' ich diese ganze Ordnung nicht.

Hier glauben wir ist das große, das entscheidende Wort gesprochen, ein Wort das unsere Zeit hören sollte:

> Ich weiß es wohl — so habt Ihr's eingerichtet ...

Nun ja, so hat die Menschheit es eingerichtet, doch nach Gottes Willen, d. h. nach Naturgesetzen! Wer will es übernehmen eine solche Einrichtung umzustürzen? Ist diese eine Einrichtung der Menschheit, nicht zufällig oder willkürlich so und so getroffen, so läßt sich denken, daß edle Geister für ihre Reinerhaltung streiten, aber nicht, daß es edel sei sie umzustürzen. Berthelier fährt fort:

> Was wünscht Ihr eigentlich?
> Ich will Euch sagen was Ihr von mir wollt.
> Der Herzog, der kein Thor ist, möchte, daß er
> Mich nicht zu köpfen brauchte, und der Gnade
> Sich rühmen könnte die er mir gewährt ...
> Das wäre sehr bequem, ich seh' es ein —
> Doch kann ich diesen Dienst ihm nicht erweisen.
> Ich will geköpft und nicht begnadigt sein,
> Und wißt Ihr auch warum?
> Weil ich dem genfer Volke unvertilgbar
> Den Haß einätzen will, der es dem Herzog
> Unmöglich macht es jemals zu bethören.

So entläßt der Held den Bischof. Das Volk stürmt seinen Kerker, es siegt — da wird ihm das blutige Haupt Berthelier's entgegengehalten! Vieles an dieser Arbeit gereicht dem Verf. zur Ehre. Die Strenge in der Durchführung der Charaktere, besonders des Herzogs und seines Gegners, der männliche Ernst und die gedankenreiche Sprache, die Reinheit der Intentionen und die keusche Führung der Fabel müssen ihm Lob erwerben. An dramatischen Effecten fehlt es dagegen fast ganz, die Personen stehen vereinzelt wie in mittelalterlichen Bildern, die Frauen fast ganz als Lückenbüßer da; der Gang der Begebenheit hat nichts Ueberraschendes, und die Verse sind wie wir gesehen haben Nichts weniger als rein. Auf der Bühne würde dies Stück daher trotz seines Titels wol ebenso wenig Glück machen wie der Verf. bis jetzt auf der politischen Lebensbühne gemacht hat.

24. Der Liebestrank. Romantisches Drama in fünf Acten. Von Nicolay Grafen Rehbinder. Reval, Kluge. 1848. 16. 15 Ngr.

Wir hatten in allem Ernst gewähnt, die Zeiten der „Schuld", der „Ahnfrau" und ähnlicher Stücke wären in Deutschland ein mal für alle mal überstanden; allein wir hatten dabei nicht an die deutschen Provinzen in Rußland gedacht. Die dortige Literatur pflegt sich allerdings gegen 15 — 20 Jahre der deutschen Epoche nachzuschleppen, und darin mag es denn auch seine Erklärung finden, daß ein Drama im Stil der „Ahnfrau" im J. 1848 dort eine Neuigkeit sein konnte. Wir haben mit dieser Gattung so gründlich gebrochen, daß sie uns höchstens noch als satirischer Stoff oder für die Puppenbühne brauchbar erscheint, da bekanntlich die Darstellung des Menschen und seiner Gefühle gar keinen Antheil an dieser Stilart hat. Die Unnatur im Stoff und in der Ausdrucksweise, in That und Wort dieser angeblichen Menschengestalten übersteigt hier fast alle Grenzen, und überbietet alle ihre Vorbilder. Ein Don Cesar liebt eine Donna Laura, wird wieder geliebt, und will mit ihr vor den Traualtar treten. Eine Donna Arabella aber, alte Flamme des Don Cesar, will Dies nicht zugeben, und flößt dem Geliebten einen Liebestrank ein, worauf dieser von der rasendsten Leidenschaft für die Giftmischerin ergriffen wird. Wäre nun diese Umkehr einigermaßen, etwa durch Laura's Verhalten, motivirt, so ließe sich doch noch irgend ein künstlerischer Gedanke hier unterlegen: allein so weit sah der Verf. nicht. Genug, die Raserei Don Cesar's steigt durch Jamben und lahme Trochäen zu so entsetzlicher Höhe, daß Arabella sich endlich vor dem Rasenden fürchtet, ja sich mit Abscheu von ihm wendet. Nun verfolgt und fängt sie Don Cesar durch den obligaten Räuber Perez, und ruft ihr zu:

> Ha! Das Spiel ist nun geendet,
> Und mein Herz will seinen Lohn.
> Zitt're, Weib, du mußt mich lieben,
> Zitt're, Weib, denn du bist mein,
> Und in fürchterlichen Trieben
> Fühl' ich Wonne, fühl' ich Pein.

Ungefähr wie Jaromir! Endlich kommt es zur Erklärung; Arabella bekennt, „nur der Teufel habe ihn an sie gebunden":

> Mein Stolz empörte sich, da du mich flohst,
> Daß jenes Kind dich sah zu ihren Füßen:
> Ich gab dir einen Liebestrank..
> Ich war verblendet, Spielwerk solltest du
> Mir sein und wardst gefesselt für das Leben ...
> Nun weißt du Alles — kennst dein ganzes Elend.
> Ich trotze dir — entflieh.

Doch Cesar will seinen Lohn: sie ringen; Arabella verwundet den Stürmenden, und dieser als er sein Blut sieht ersticht sie. Hierauf wird es Licht bei ihm, seine Ketten, sagt er, seien zerrissen, und er eilt zu Laura „ihr Herz zu retten"!

Es wird nicht nöthig sein eine solche Arbeit weiter zu charakterisiren; inzwischen wollen wir uns doch für jüngere Freunde der Dramaturgie eine Bemerkung zur Sache erlauben. Die Anwendung des Wunderbaren im Drama hat bekanntlich einen langen und fast noch nicht gelösten Streit der Kritik erregt. Was sagen und bedeuten die Heren im „Macbeth", der gespenstige Dolch, der Geist Banquo's? Sie bringen die innern Erscheinungen in Macbeth's Seele dem Zuschauer äußerlich vor das Auge. In demselben Sinne ließen die alten Tragöden Götter erscheinen. Bedingung der Anwendung des Wunderbaren im Drama wird daher ein aufgeregter Seelenzustand und dessen poetische Personificirung sein; der Zuschauer soll sehen, nicht hören, nicht ahnen, sondern wie in einem poetischen Spiegel sehen was in der Seele des Handelnden vorgeht. So bei Shakspeare, so bei Goethe im „Egmont". Die Wirkung eines Liebestranks, der bekanntlich in der Natur nicht existirt, und also auch nur ein poetisches Dasein hat wie die Heren im Macbeth, konnte uns vernünftigerweise auch nur wie in einem poetischen Spiegel reflectirt zur Anschauung gebracht werden. Hier nun zeigt sich das Fehlerhafte solcher Erfindungen wie die vorliegende deutlich, der Verf. gibt uns als eine „natürliche" Wirkung, als ein physisches Resultat ohne alle Kunstbedeutung, Dasjenige was nur eine fictive, künstlerische und poetische Existenz hat. Daher seine Wirkungslosigkeit oder vielmehr seine verkehrte Wirkung, sein umgekehrter, aus dem Tragischen in das Komische überschlagender Effect. So viel sei jüngern Talenten zur Warnung bei dem stets schwierigen und bedenklichen Gebrauch des Wunderbaren und Uebernatürlichen im Drama gelegentlich in Erinnerung gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Chandos-Portrait Shakspeare's.

Zu den reichen Besitzthümern des Herzogs von Buckingham, welche auf seinem fürstlichen Landsitze Stowe unweit London für Rechnung seiner Gläubiger dem Hammer verfallen sind, gehörte das weltberühmte „Chandos-Portrait" Shakspeare's, das einzige beglaubigte auf Leinwand oder Holz. Graf Ellesmere hat es um 355 Guineen, nahe 2400 Thaler, erstanden, und das „Athenaeum" ihm einen Aufsatz gewidmet, aus welchem Einiges hier ein Plätzchen verdient.

„Das allein beglaubigte Portrait Shakspeare's", heißt es, „ist ein Schatz wohlfeil zu jedem Preise, und schon wegen der in Masse daran geknüpften interessanten Ereignisse ein beneidenswerther Besitz. Als Kunstwerk hat das Bild wenig Werth. Nur weil es das «majestätische Antlitz» Shakspeare's darstellt, ist es für 355 Guineen verkauft worden.... Seine Geschichte faßt sich kurz in Folgendem zusammen. Der Herzog von Chandos erhielt es in Folge seiner Vermählung mit der Tochter und Erbin eines Hrn. Nicholl aus dem Hause Minchenden in Southgate. Dieser hatte es von einem Hrn. Robert Keck, Mitglied von Inner-Temple, welcher, wie Oldys erwähnt, der Schauspielerin Barry 40 Guineen dafür gegeben hatte. Frau Barry hatte es von Betterton, und Betterton hatte es von Sir William Davenant, der ein entschiedener Bewunderer Shakspeare's und nicht übel gemeint war sich für dessen Sohn zu halten. Davenant war 1605 geboren und starb 1668. Betterton war der große Schauspieler am Herzogs-Theater, das Davenant dirigirte.... Letzterer lebte nahe genug bei Shakspeare's Zeit, um ein echtes Portrait des von ihm bewunderten Dichters besitzen zu können, zumal die Shakspeare-Manie damals minder stark grassirte als jetzt. Ohne Zweifel ist es dasselbe Bild welches Davenant für ähnlich erklärte, Kneller vor 1692 copirte, und dem herrlichen John Dryden schenkte, der ihn dafür mit einer seiner gefeierten Episteln belohnte. Der Chandos-Shakspeare ist ein kleines Bild auf Leinwand, 22 Zoll lang und 18 Zoll breit. Das Gesicht ist gedankenschwer, die Augen voll Ausdruck, das Haar dunkelbraun, der Anzug schwarz mit weißem übergeschlagenen Kragen, dessen Bänder herabhängen. Das linke Ohr trägt einen goldenen Ring. Da wir Gelegenheit gehabt haben das Bild vor und nach dem Verkauf und im besten Lichte zu sehen, erklären wir unumwunden, daß die uns vorgekommenen Copien ihm durchaus unähnlich sind. In mehrfacher Hinsicht, besonders was die kurze Nase betrifft, stimmt es mit der Stratford-Büste überein.... Es ist aber offenbar aufgefrischt worden. Das gelbe es umschließende Oval erinnert an Kneller's Zeit.... Nach sorgfältigster Prüfung fühlen wir uns überzeugt, daß das Chandos-Portrait nicht das Original ist zu welchem Shakspeare gesessen, sondern eine für Sir William Davenant gemachte Copie irgend eines bekannten und für gut erachteten Portrait des Dichters. Mehr vermögen wir darüber nicht zu sagen." 10.

Literarische Notiz.

Allgemeines Wahlrecht.

Es dürfte gewissen politischen Vereinen zu Nutz und Frommen gereichen aus Nordamerika, auf welches sie mit ihren Tendenzen so gern pochen, eine Stimme über allgemeines Wahlrecht zu vernehmen, die vor der der Schreier noch Das voraus hat, daß sie nicht zu dem Zwecke laut geworden in die Welt hineinzuschallen. Die Stimme ist die des geachteten Geistlichen Channing im „Memoir of William Ellexy Channing, with extracts from his correspondence and manuscripts" (3 Bde., London 1848), und die betreffende Stelle Theil eines nicht für den Druck geschriebenen Briefs an Joseph Sturze über das Verhältniß des Chartismus zum Christenthume. „Ich interessire mich allerdings sehr für Ihre Chartisten", schreibt der ehrwürdige Herr, „nur glaube ich Ihnen durch weiter Nichts dienen zu können als daß ich fortfahre in dem Bestreben, die Sache und Rechte der Unterdrückten und Verletzten der Sympathie und dem Gewissen ihrer Nebenmenschen zu empfehlen. Hinsichtlich des Hauptpunktes der Chartisten, ihrer Foderung unverzüglichen allgemeinen Wahlrechts, bin ich nicht ihrer Meinung. Das Wahlrecht ist mehr als eine dem Einzelnen zur Beschützung seiner eigenen Rechte verliehene Gewalt; es ist eine Gewalt für die heiligsten Rechte und Interessen der ganzen Gemeinde zu wirken. Wer daher greifbar unfähig ist Letzteres in gerechter und kluger Weise zu thun, dem darf jene Gewalt nicht verliehen werden. Dagegen sollte jedem Menschen das Mittel geboten sein sich zur Ausübung des Wahlrechts zu befähigen, und deshalb der Staat weder Mühe noch Kosten scheuen jeden seiner Bürger aus dem Zustande thierischer Unwissenheit und Entwürdigung zu befreien, der ihn unfähig macht für das Allgemeine zu wirken. Nicht also allgemeines Stimmrecht, sondern unverzögerte durchgängige Bildung, und zwar eine Bildung welche die Befähigung zur Ausübung des Wahlrechts anbahnt sollte die Foderung der Chartisten sein. Nur allgemeine Aufklärung kann ihnen Stärke geben. Kläre ein Volk auf, und selbst unter den schlechtesten Institutionen wird es sich fühlbar machen. Einer grob unwissenden Menge bringt Wahlberechtigung keine Freiheit. Sie wird dadurch nur das Werkzeug Derer die sie bestechen oder aufregen, und fällt gewöhnlich in die Hände ihrer schlimmsten Feinde." Wie diese Stelle, enthält das Buch manche die, obschon vor Jahren geschrieben, Sylbe für Sylbe auf die Gegenwart paßt, und von Politikern jeder Farbe beherzigt zu werden verdient. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 363. —— 28. December 1848.

Dramatische Uebersicht.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

25. Dramatische Werke von Paul v. Wangenheim. Stuttgart, Hallberger. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Zeitungen haben uns den plötzlichen Tod des Dichters gemeldet; so ist mit ihm eine der edelsten Blüten im Walde des deutschen Parnaß abgefallen. Eine Gesinnung, so rein und klar wie die Schiller's, — ein Geist, so gerecht und versöhnlich, so ausgebreitet und so tief, so menschlich und so schön fühlend wie der unsers edelsten Tragöden, weht in seinen Arbeiten, zugleich mit so viel Beherrschung der Subjectivität und so viel objectivem Kunstvermögen, daß ein solcher Verlust — wären unsere Zeiten anders — als ein Verlust Deutschlands zu bezeichnen sein würde. Armes Deutschland, das heute von den Schätzen Nichts mehr weiß die es besaß oder — verlor!

In allen Arbeiten dieses Autors tritt zuvörderst etwas wirklich Mächtiges, sei es des Gedankens, sei es der Form, hervor; naturwüchsig, neu und kräftig sind alle seine Gestaltungen. Sein Humor ist frisch und neu, ihm allein eigen, vom tiefsten Colorit; seine Erfindung spannend, ursprünglich, ohne Vorbild; seine Charaktere scharf, mächtig, niemals vor ihm gezeichnet. Und so fehlt ihm zum classischen Dichter eigentlich Nichts als Abrundung, Austiefung, hin und wieder strengeres Maß in der Zeichnung. Auch ohne diese Eigenschaften ist der Verf. eine der achtbarsten Erscheinungen an unserm dramatischen Firmament. Sollte er nur ein Meteor gewesen sein?

Es gibt wenig so durch und durch originelle Arbeiten wie des Verf. „Roy und seine Söhne". Das geistvolle Drama steht mit dem nachfolgenden erschütternden Trauerspiel „Strafford" in innerm Zusammenhang, ja es dient ihm gleichsam zum Vorspiel. Wir sehen hier die ersten Anfänge des spätern blutigen Kampfes zwischen Krone und Parlament, Anfänge so geringfügiger Art, daß sie mit Recht zu einem heitern Drama benutzt wurden, wenn auch das Grollen des Schicksals gleich einem unterirdischen Donner schon hier und da stoßweise durchzuhören ist. Beide Stücke zusammen — denn eigentlich sind sie untrennbar — bilden ein dramatisches Gedicht von tiefster Bedeutung, und ganz geeignet in einer Zeit, wo mit eisernen Würfeln um die Existenz der Dynastien, um Leben und Glück der Völker gespielt wird, als eine große und warnende Lehre aufmerksam angeschaut zu werden. Wäre es auch nur um zu sehen wie König Karl I., ein seltsames Gemisch von Liberalismus und Despotenlaune, von Politik und Gefühl, von Herrschergelüsten und warmem Herzen, von Fehler zu Fehler eilt, um endlich seinen eigenen Untergang heraufzubeschwören. Daß der Verf. hierbei an eine bestimmte Fürstenindividualität gedacht habe, ist kaum zweifelhaft, und vermehrt das Interesse seiner Arbeit. Auf diesen ernsten Grundgedanken baut sich nun im Drama „Roy und seine Söhne" ein ergötzliches, beziehungsreiches, satirisches Bild von Freiheitsbewegung und Volkslaune auf, das nicht wirksamer erfunden werden kann. Der „Krawall" gegen das im Besitz einiger Hofherren befindliche „Seifenmonopol" bildet den Rahmen des ergötzlichen Bildes, in dem es jedoch an tiefen Lichtern und Schatten nicht fehlt. Außer König Karl und seinem geistreichen Hofnarren Archias zeichnet dies Stück eine Reihe anziehendster Charaktere: Holles, Bischof Laud und die Rathgeber des unglücklichen Königs, Prynne, der Vorläufer Pym's, des nachherigen Beherrschers des Parlaments, vor Allen aber der Attorney-General Roy und seine Söhne John und Francis fesseln Jeder für sich unsere Theilnahme; die Färbung dieser Charaktere ist unvergleichlich, eine Probe unverkennbarster dramatischer Begabung.

Der Inhalt ist kurz dieser. Der Vater Roy findet es in seinem Interesse den Puritaner Prynne zu verfolgen, dessen Tochter Lucy von seinen beiden Söhnen geliebt wird. Prynne wird angeklagt in seiner Schrift gegen das Theater die Königin gelästert zu haben; seine Frau, eine höchst launige Gestalt, die Hofselfe geschmäht zu haben. Die arme geängstigte Lucy, welche John liebt, steht schutzlos da; denn John hat als Offizier die Aeltern verhaftet, um so schneller in Lucy's Besitz zu kommen. Da erhebt sich der von ihr verschmähte Francis, Sachwalter, gegen Vater und Bruder zu Lucy's Schutz. Er rettet Mutter und Tochter, und gewinnt die Hand der Letztern durch echte Liebe, während John sich selbst des Herzens der Verfolgten unwerth erkennt. Diese Handlung verbindet sich nun aufs geistvollste mit Aufstandsscenen für die „Seifenfreiheit", Volksgerichtsscenen und Intriguen am Hofe: alle durch die unvergleichlichen Einfälle des edeln Narren Archias scharf und grell beleuchtet. Hätten wir Raum zu Auszügen, wir wären sicher den Leser damit aufs beste zu unterhalten: die Scene in der Gerichtshalle, wo Archias als Zeuge für Mrs. Prynne auftritt, wiegt eine ganze Reihe beliebter Lustspiele auf, und wenn der Narr, den man hinauswerfen will, dem Lordmayor zuruft: „Laßt den Narren da und werft die Dummheit hinaus; Das wäre der klügste Streich der Euch — natürlich zufällig — im Leben je begegnet wäre", so müssen wir bekennen, daß dieser Narr ein echt Shakspeare'scher Narr ist, den man stets ungern scheiden sieht.

Dasselbe Thema, nur ausgetiefter, ernst und feierlich, poetisch gesteigert und in erhabener Sprache, setzt sich in dem Trauerspiel „Strafford" fort: es ist dasselbe Bild von der Schwachheit der Hofregierung, von der Schwachheit der Volksregierung, von Treue, von bodenloser Schlechtigkeit, von Tugend, von Selbstsucht, von Fanatismus und von Selbstaufopferung. Der geschichtliche Inhalt kann als bekannt vorausgesetzt werden; wir Alle wissen, wie Wentworth, Graf Strafford, von einer fanatischen Fraction im Parlament, die in ihm das Hofregiment zu vernichten strebt, zum Opfer erwählt, von seinem König endlich verlassen, diesem, der sich durch dies Opfer zu retten wähnt, nur vorausgeht auf dem Schaffot. Wir wollen nicht andeuten wie mächtig die Lehre ist die zu dieser Zeitstunde, aus diesem dem deutschen Volke vorgeführten Bilde hervorgehen mag. Genug, der Autor löst seine Aufgabe, der geschichtlichen Nemesis einen Thron, der Schwachheit ein Mau-

soleum, der echten Vaterlandsliebe ein schönes Denkmal zu errichten, in diesem „Strafford" vollkommen. Es ist ein Stück Leben das er gibt; es sind wirkliche Menschen deren Handlung er uns vorführt; es sind Motive ewig wahr und wirkungsvoll die er ins Spiel setzt; es ist endlich Geschichte im verklärenden Lichte der Kunst. Die tragische Macht des Stücks beruht in den Ereignissen, in den Charakteren; sie sind nicht berechnet, nicht erfunden: sie sind da! Gutzkow, Laube und Andere schaffen Tragödien die ihrer dramatischen Rechenkunst Ehre machen, der Verf. **dichtet**. Aber er dichtet der Geschichte nach. Strafford ist ganz der sanguinische, etwas leichtfertige, sich und dem König übermäßig vertrauende Staatsmann wie die Geschichte ihn zeichnet; im Tode ganz der erhabene Patriot, der gefühlvolle Mann der er war; der König ganz so in Täuschungen verloren, so sich selbst untreu, so schwach und verleitbar wie wir ihn kennen. Der Kampf zwischen Strafford und Pym auf dem Gebiet der Liebe ist Zusatz, und zwar ein kaum zu lobender, entschuldbar um deswillen, weil nicht eben viel Gewicht darauf gelegt wird. Auch dies Stück belebt der Narr Archias mit seiner humoristischen Weisheit, erhabene Lehren, kaustischen Witz spendend. Es würde mehr Raum erfodern als wir zur Verfügung haben, Proben von dem Reichthum an poetischen Gaben zu liefern, wie sie sich in dieser Arbeit bekunden; eine einzige sei uns gestattet, und wir wählen sie aus dem Monologe König Karl's vor der Vollziehung des Todesurtheils:

Karl.

So zieht die Nacht mir schlaflos und der Tag
So mühevoll dahin, daß ich die Nacht
Ersehne wie ein Glück ...
Von allen Privilegien der Krone
Ist mir ein einziges geblieben: Sorge —
Die nagende, die mir das Diadem
Zur Folter macht, den Kopf zur Marterkammer,
In der die Folterknechte, die Gedanken, endlos
Mich mit Entschläfen bald, bald mit Bereuen,
Mit Wünschen, Hoffen und Verzweifeln quälen.
... Wenn ich dich liebte,
Gern gäb' ich dich als Opfer hin;
Zu meinem Volke könnt' ich sprechen: Siehe,
Mein Theuerstes ist mir für dich **nicht** theuer ...
... So aber wär's Verrath,
Wär' Feigheit, wenn ich übermüth'gem Trotz
Mich beugen wollte ...
Wär' er gestorben ... Nein — ..
Das sind Sophistereien nur der Schwäche.
Ich bin zu spät geboren und zu früh:
Ich soll mit **Bürgern** kämpfen, und mit **Rittern**
Hab' ich zu kämpfen nur gelernt. Die Zeit
Ist krank — ich kann nicht Meister werden
Der Krankheit, die als Opfer mich verschlingt.
Ein Fremder in der Heimat irr' ich unstät
In unbekannt bekannten Gegenden.
Da ist ein Moor und dort ein Felsenabgrund,
Ein Waldstrom dort und da ein Feuerbrand,
Auf einmal flieh' ich Alles — um so sich'rer
Ereilt mich das Verderben! ...

In diesen Versen gibt sich eine tiefe Auffassung, dichterische Durchschauung des Charakters und feste Form der Zeichnung hinreichend zu erkennen. Strafford leert den Kelch seines Geschicks, resignirt und menschlich bewegt; es ist zu loben, daß der Dichter uns seinen Tod dadurch versinnlicht, daß ihn der Henker nur berührt. Wir rechnen dies Stück zu den vorzüglichsten dramatischen Leistungen des letzten Jahres.

26. Die Herzogin. Lustspiel in fünf Acten. Von **J. L. Klein**. Berlin, Veit u. Comp. 1848. Gr. 8. 24 Ngr.

Zusammenhängend mit dem sich selbst überbietenden Luxus und der Ueberfeinerung unserer Zustände vor der jüngsten Weltbewegung ist eine Gattung des Lustspiels zu Ehren gekommen die in überfeine Pointen und in Ueberbietung der Intriguen ihren Vorzug setzt. Wir gestehen offen, daß diese vielgepriesene Gattung der Komödie unsern Beifall nicht gewinnt; ihre Kunst scheint uns im Allgemeinen der Künstelei verwandt, ihr Witz willkürlich und gemacht, die Situationen gesucht, ihre Feinheit nicht selten unmoralisch, ihre Wirkung endlich mehr conventionell als naturgemäß zu sein. Zu diesen Stücken, deren sprachliches Verdienst und deren Bühneneffect wir nicht bestreiten wollen, während wir jedoch an ihrem Kunstwerth zu zweifeln wagen, gehört auch das eben genannte Lustspiel „Die Herzogin". Wie in der Regel, so spielt auch dies Stück am Hofe Ludwig's XIV., dem wahren Träger dieses Geistes der Ueberfeinerung. Diese einzige Person bezeichnet ein ganzes System von Wendungen, Witzen und Einfällen. Wie es mit der Moral des Stücks bestellt ist mag daraus entnommen werden, daß es sich vorzüglich darum handelt, welcher Theil das Glück haben soll dem verliebten König eine — Maitresse zuzuführen. Diese Ehre ist der Preis der Intrigue; deshalb strengen Prinzessinnen, Gelehrte, Hofleute, Beamte, Dichter ihren Witz an: hier ruht der Schwerpunkt der Sache. Die Intrigue selbst verwirrt sie nicht selten dermaßen, daß sie völlig unverständlich wird, die Charaktere überbieten sich in Finesse, aber auch in Servilität und Entwürdigung; die handelnden Personen sinken zu Figuren herab, die der Autor nach Belieben so oder so zurechtstellt, und dieser gefeierte König selbst, der doch wahrhaft königliche Eigenschaften besaß, schrumpft zu einem Puppenkönig zusammen, dem das Schmachvollste begegnet, ohne daß er es merkt. Nein, wir wiederholen es, eine solche Form der Komödie kann nicht die richtige sein. Wir wollen ihr Detailverdienst für reiche Erfindung, raschen Wechsel der Situation, spielenden und schielenden Witz, Wortgewandtheit, launigen Einfall u. s. f. nicht in Abrede stellen: die Gattung selbst ist nicht Das was die Kunst will und verlangt. Warum diese Art von Lustspielen uns misfällt? Wol deshalb besonders, weil wir die Handelnden nicht für frei erkennen, weil wir sie ganz und völlig in der Gewalt des Poeten erblicken, der mit ihnen macht was er will, nicht was Charakter und Situation bedingt; mit Einem Wort, weil wir sie nicht wie geistige Wesen, sondern wie Schachfiguren und Rechensteine, wenn auch in den künstlichsten Gruppen hin- und hergeschoben, sich bewegen sehen. Diese Gattung ist ursprünglich französisch, allein Dumas' und Scribe's Stücke dieser Art sind besser als die ihrer deutschen Nachahmer.

27. Trenmor, der Zerstörer des Druidenreichs. Großes historisches Schauspiel in vier Aufzügen; mit Chören. Von **J. J. Kübler**. Winterthur, Hegner älter. 1848. 8. 18 Ngr.

Historisches Schauspiel! Nun in der That, bei einem Schauspiel dessen Stoff aus einer Zeile eines Ossian'schen Gedichts besteht hat die Phantasie freien Spielraum, und wird von der Historie nicht sehr beengt werden. Nichtsdestoweniger glaubt der Verf. ein Werk geschaffen zu haben auf gleicher Linie mit Sophokles und Euripides stehend, wie aus dem Prolog zu ersehen ist, wo er seine Dichtung ermahnt mit Riesenschritten zum Ziele zu schreiten:

Daß nach der zweiten Tilgung der Druiden
Die Welt verklär' ein ew'ger Gottesfrieden!

Das ist viel verlangt von einem Stück dem wir gelehrte Forschung, ein gewisses versificirendes Geschick, eine einfache und angemessene Handlung, ja sogar einen gewissen poetischen Anlauf in den Chören im Klopstock'schen Stil gern zugestehen, in dem sich jedoch nur eine sehr geringe Anlage für tragische Conception und Handlung kundgibt, so viel etwa wie zur Abfassung eines guten Operntextes erforderlich sein mag. Selbst in seiner Gedankenregion fehlt es dem Autor doch gar zu sehr an Klarheit, als daß er auch hier durchweg gelobt werden könnte. Wenn er gleich im Eingang sagt:

Erklingt, ihr gold'nen Harfen,
Malvinens edlen Freiern
Zu würzen die Muschellust —

und:

Sahst du die einsame Laube,
Schwärmender Liebe blätt'riges Dach?
Ich nenne das unnennbare Gefühl
Das, Liebliche, du im Busen erweckst.

so streiten hiergegen Geschmack und Logik. Dessenungeachtet ist das Stück von Localkritikern weidlich gepriesen worden, und da diese hierin sogar große Intentionen erblickt haben, so wollen wir den Leser nicht daran hindern die letztern selbst herauszulesen, wenn er sie zu finden vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arnold und seine Zöglinge. Eine Geschichte aus dem dritten Jahrzehnd des 19. Jahrhunderts. Berlin, Besser. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, ein junger an Geist und Gemüth trefflich begabter Theolog, längere Jahre hindurch in einem adeligen Hause Erzieher zweier Knaben — nicht Brüder, sondern Vettern, Ludwig (v. Botho) und Heinrich (Reinold) —, folgt einem Rufe zum Dienst der Kirche in seiner Vaterstadt gerade um die Zeit, wo seiner beiden Zöglinge Charaktere sich bestimmter zu entfalten beginnen, in des Einen (Ludwig's) Liebe zum Concreten und Feststehenden, in des Andern (Heinrich's) offenem Sinne für das Allgemeine, für Bewegung und Fortschritt die stark prononcirten Richtungen der Zeit repräsentirend. Arnold räth die Knaben nur noch eine Zeit lang zusammenbleiben zu lassen, und sie dann vor dem Besuch der Universität zu trennen, um einen innere Beschädigung drohenden Zusammenstoß ihrer entgegengesetzten Richtungen zu pariren, und also bei späterm Wiederzusammentreffen die Aussicht auf eine Vereinigung ihrer Gemüther offen zu erhalten. Nicht nur Dies geschieht, sondern die Jünglinge treffen erst im letzten Jahre ihres akademischen Lebens auf einer Universität wieder zusammen. Bei ihren theils in juristischen und politischen, theils in historischen und philosophischen Studien auseinandergehenden Richtungen gibt es in Beider entschiedenem Sinne für Poesie, Literatur und Kunst ausreichende Berührungspunkte, durch die sie sich in glücklicher Sonderung von den parteimäßigen Kämpfen der Welt wiederfinden. Der gemeinsame Abschied von der Universität hat abermalige Trennung zur Folge. Ludwig geht zu seinen Aeltern in die Residenz, Heinrich in eine Universitätsstadt zur selbständigern Ausbildung für das höhere Schulfach durch Privatstudien und Umgang mit Gelehrten. Jetzt, wo es darauf ankommt die Theorie praktisch zu machen, fängt der Riß zwischen den Verwandten weiter an auseinanderzuklaffen. Wie in edeln Gemüthern das Sittlich-Religiöse in den Vordergrund tritt, so auch hier; ob aber nicht einseitig? Denn Ludwig, zur Einführung in eine künftige staatsmännische Laufbahn den Sitzungen des Provinzialcollegiums zugewiesen, betrachtet das Positive des Christenthums als die einzige Grundlage zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung ethisch-staatsrechtlicher Zustände in Deutschland und in der ganzen Welt, wird in dieser Ansicht durch Theilnahme an Conventikeln befestigt, und schwärmt für das eines Staatsmannes würdige Ziel, Gesinnung und Gesittung des Volks auf dem Wege eines religiösen Vorangehens der höhern Stände veredeln zu helfen, und so das Christenthum wieder in allen Schichten der Gesellschaft zur Geltung zu bringen. Doch findet er für seine Ideen und die Art ihrer Verwirklichung nicht einmal da wo er es am sichersten erwartet hatte, am Hofe selbst, unbedingte Zustimmung. Heinrich neigt sich in den von ihm besuchten Gesellschaftskreisen philosophischer Auffassung des Religiösen entschiedener zu. Religion wird ihm, sofern sie Lehre ist, als das begrifflich entwickelte Bewußtsein des Unbedingten, sofern sie Cultus ist, als die vom Begriffe des wahren Staats ausgehende Anordnung der religiösen Zusammenkünfte Derer hingestellt welche gegenseitige Gefühlsanregung zu bedürfen meinen. Goethe, Schiller, Lessing werden als Patrone entschiedener Selbstbefreiung von Religionslehre und Cultus angerufen. Obschon die in dieser Richtung verlaufende Anschauungsweise durch starke, dagegen erhobene Einwürfe etwas abgeschwächt wird, vermag sich Heinrich doch nicht ihr zu entziehen. Das Trennende, Gegensätzliche, ja Extreme in den der Religion zugewendeten Gedankenkreisen der beiden jungen Männer findet seinen entschieden-stärksten Ausdruck in zwei ausführlichern Briefen, die sie, nach einem Vorplänkeln durch frühere Schreiben hin und her, einander gleichzeitig, sodaß sie sich kreuzen, wie ein Ultimatum zusenden, und in denen, ihnen selbst fast unbewußt, gegenseitige Convertirsucht sich verräth. Auf diesem Höhepunkte angelangt, von dem aus der Niederblick in das Thal des gesellschaftlichen Lebens sich etwas verdüstert, in dessen Kreisen die zurechtgelegten Theorien ihre Probe bestehen sollen, stellt sich das Bedürfniß der Annäherung und Versöhnung ein, und sie vereinigen sich zu diesem Zwecke über ein Rendezvous bei Arnold. Sie werden dadurch Zeugen der segensreichen Wirksamkeit ihres ehemaligen Lehrers, des alleinigen Pfarrers der reformirten Gemeinde in der Residenzstadt des kleinen Ländchens, dem er durch seine Geburt angehört. Ausführlich wird nun diese Wirksamkeit geschildert in ihren Richtungen nach den verschiedensten Seiten hin: wie sie hervortritt in der Regierung des Hauses, in der Lehre und Zucht der Kinder; nach außen in der seelsorgerlichen Thätigkeit; wie sie sich erweist in den verschiedenen Beziehungen zu den lutherischen Gemeinden und ihren Führern und zu Schullehrern; in seinem Umgange mit dem Pfarrer der einzigen römisch-katholischen Gemeinde des Fürstenthums; in seinem Verkehr mit einem glatten Repräsentanten der höhern Stände, denen Religion und geistreiche Anschauung der Welt mit verfeinertem Sinnengenusse Eins geworden ist; in seiner vorübergehenden Berührung mit einem unionistische Tendenzen vorspiegelnden, aber ganz andere Zwecke verfolgenden katholischen Geistlichen; in seinem Anschlusse an einen methodistischen Engländer; in seiner Einwirkung auf den Fürsten und dessen religiösen Gemüthszustand, den er, gegenüber den für ihre stabile Consistorialverfassung besorgten lutherischen Geistlichen, für die Petition lutherischer Gemeinden um Einführung reformirter Disciplinarformen in ihre Gemeinden günstig zu stimmen weiß u. s. w. Es wird Ludwig und Heinrich klar, daß es auf dem religiösen Gebiete nicht auf starres Festhalten exorbitanter Richtungen ankommen könne, erfolgreich allein für das eigene Bedürfniß und nachhaltige Wirksamkeit auf Andere, auf ein demüthiges, kindlich-gläubiges Feststehen auf dem Offenbarungsboden der Heiligen Schrift, und als eine fast untrügliche Probe der richtig genommenen religiösen Stellung ihres väterlichen Freundes betrachten die beiden Freunde die Erziehung seiner jüngsten Schwester, in der Jeder das Ideal der Verwirklichung seiner geheimsten Pläne für die Pflege des Religiösen innerhalb des Hauses und nach außen hin findet. Ganz unabhängig voneinander, ja ohne nur ein Wort darüber sich mitzutheilen bringen sie, in einer Stunde, ihre Bewerbung um Sophie bei Arnold an. Aber ein tertius interveniens, der Engländer Robert, ist ihnen zuvorgekommen und führt die Braut heim. Arnold tröstet sie über die Vereitlung ihrer Hoffnung, lehrt sie diese als eine zu höherm Leben und Lieben führende Prüfung betrachten, ja zugleich als Befreiung von einer Täuschung, die das Siegel auf eine größere Befreiung drücke die sie erfahren haben. Voll entgegengesetzter Vorurtheile über die Kirche des Herrn seien sie zu ihm gekommen, voll Sehnsucht ihrer los zu werden. Durch ein von Gott herbeigeführtes Zusammentreffen von Erfahrungen sei Dies geschehen. „Seid zufrieden mit jener großen Befreiung eures Geistes, die euch nur inniger miteinander verbinden kann, und beklagt es nicht zu lange, daß euer Herzensglück noch

nicht sproßt, da ein nicht geringes Geistesglück euer bleibendes Eigenthum geworden ist.“

Dies ist, durch einen so eng als möglich gefaßten Rahmen zusammengehalten, das Gemälde welches in der vorliegenden Schrift den Lesern zur Betrachtung aufgestellt wird. Es wird was in diesen Grundzügen nicht darstellbar war durch anziehende Ausführungen im Einzelnen wirksam gehoben. Denn als Stafage dienen ihm manche artige und gelungene Schilderungen aus dem Gebiete der Natur und des häuslichen Lebens; die als handelnde Personen auftretenden Gestalten sind fast durchgehends kräftig gezeichnet, unter Festhaltung der ihnen einmal aufgeprägten Physiognomie. In dem kurzen Vorworte wird darauf hingedeutet, daß der Erzählung Wahres zum Grunde liege; mit einer feinen Distinction wird beigefügt, daß für ihre Wirklichkeit nicht ebenso zu bürgen sei. In Bezug auf Ersteres sieht man sich, weniger durch die eingeführten Personen als durch die angedeutete Topographie, versucht die Karte von Deutschland zur Hand zu nehmen, und das zum Schauplatz der Erzählung gemachte Ländchen aufzusuchen; aber man thut wohl einem etwanigen, in der Regel bald wieder verschwimmenden Schatten von Wahrscheinlichkeit nicht nachzujagen, um sich durch solch unnützes Grübeln und Deuteln den gebotenen Genuß nicht zu verkümmern. Wirklich ist auch dieser im Allgemeinen ungetrübter als Dies wol sonst bei Tendenzromanen der Fall zu sein pflegt, namentlich wenn sie auf dem Gebiete des Religiösen spielen. Wer erinnert sich hier nicht der, wie sehr sonst in manchem Betracht verdienstlichen, Bretschneider'schen theologischen Romane? Der steifste Abhandlungen- und Predigtenton schleppt sich bandwurmartig ganze lange Seiten hindurch. Das ist in der vorliegenden Schrift weit weniger der Fall; es ist, bei allem Ernste den einzelne Partien anzusprechen haben, doch immer für Abwechselung reichlich gesorgt. Der Held der Geschichte, Arnold, ist recht gut gezeichnet. Der anonyme Verfasser vergleicht ihn einmal mit dem berühmten englischen Pädagogen Thomas Arnold, und wer etwa pädagogische Instanzen novellistisch behandeln wollte, würde dem wirklichen Leben Thomas Arnold's wirksame Haupt- und Nebenzüge entnehmen können. Selbst unser Arnold hätte von seinem englischen Namensverwandten noch bereichert werden können. Aber wir wollen es uns nur gestehen, es sei nicht ebenso sehr schwer den Mittelpunkt und Träger einer novellistisch gehaltenen Darstellung zu einem Ausbund aller Vorzüglichkeit zu machen. Kann man doch Das wodurch man ihn dazu potenzirt lange genug überlegen, abwägen und sich zurechtlegen, ehe man es aus der Feder herausläßt, und man erreicht durch saubere Pinselstriche im richtig angemessenen Farbentone viel mehr als durch starkes Auftragen, wodurch man der Gefahr zu outriren und cariciren so nahe steht. Daß unser Verf. jener Feinmalerei kundig sei, beweisen, um Anderes nicht zu erwähnen, die Scenen in welchen Arnold vor dem Fürsten erscheint, und die Art wie er sich vor ihm äußert. Arnold ist, wie schon gesagt, gut gezeichnet, und wie gut wäre es, wenn das von ihm zu einem wohlthuenden Totaleindrucke hervorgerufene Bild unter Geistlichen aller Confessionen, wenn auch nur in vereinzelten Zügen, recht oft im Leben uns entgegenträte! Zur betreffenden Ermöglichung wollen wir die vorliegende Schrift vorzugsweise Geistlichen bestens empfohlen haben; sie werden durch manche nützliche, anwendbare Winke für die Hauptstätten ihrer Wirksamkeit, Kirche, Schule und Haus, sich belohnt und angeregt sehen. Aber auch die Nebenfiguren sind gut gehalten, und überall gibt sich treffliche und eindringende Kenntniß des Lebens, namentlich in den höhern Regionen, kund. Unter jenen Nebenpersonen erscheint aber auch eine theologische Haupt- und Respectsperson, indem der Verf. in einem bei einem Theologen einer Universitätsstadt versammelten Gesellschaftskreise den durchreisenden Schleiermacher auftreten läßt. Die längere Aeußerung die ihm zugeschoben wird ist seiner nicht unwürdig; vielleicht besteht sie aus verbis ipsissimis. Sie empfiehlt „Mitwirkung Aller zum Ausdrucke des eigenthümlich christlichen Gefühls im Gottesdienste, und eine Disciplin welche das entschieden Fremdartige ausscheide. Dahin sei zu streben, damit nicht eine vornehme politische Kirche, die mit der Idee des Staats zusammenfallen will, über Nacht emporwachse.“ Uebrigens ist es mit der auf dem Titel angegebenen Beschränkung auf das der pariser Revolution von 1830 vorhergehende Jahrzehnd nicht so buchstäblich zu nehmen; denn in vielen Einzelzügen spricht das Bild späterer, ja neuester Zeit uns an. Aber der Verf. hätte doch kaum nöthig gehabt deshalb sich zu entschuldigen. Wer steht nicht, wenn er dem größern Publicum eine literarische Darbietung zu machen hat, unter dem Einflusse der Gegenwart? Ja, wofür müßte man Den halten der, wenn er jetzt über Religion und Kirche schriebe, dem so unwiderstehlich bestrickenden Einflusse der neuesten Zeit wirklich unzugänglich bliebe, und wol gar Etwas darauf gäbe? Unsern Verf. würden wir nur dann zu tadeln das Recht haben, wenn seine Anachronismen massenhaft und dadurch seine Uebergriffe störend wären, wenn er sein bereits in so weiter Ferne rückwärts liegendes Zeitgebiet bis zur Unkenntlichkeit von den hochschlagenden Wogen der stürmischen Gegenwart hätte überfluten lassen. Das hat er aber nicht gethan. Die kirchliche, vorherrschend durch unionistische und liturgische Strebungen und Gegenstrebungen und Differenzen markirte, und größtentheils auch die wissenschaftliche Physiognomie jener Periode ist gut wiedergegeben, und wir meinen, der Verf. habe in manchen Beziehungen sich besser dabei gestanden, und dürfe auf vielseitigere Sympathien rechnen als wenn er sich an manche so betrübende Erscheinungen unserer wunderbar verworrenen Zeit anzuschließen gehabt hätte. Wir wollen uns z. B. nicht scheuen zu bekennen, daß wir — wie überall so auch hier einzelne Ausnahmen in Ehren — dem akademischen Leben der Studirenden in jener Periode die der Verf. schildert mehr zugethan seien als dem der Gegenwart, „wo die Neigung die politischen Fragen der Gegenwart nicht nur zu erwägen, sondern öffentlich zu besprechen und praktisch mit zu verfechten, so viele schöne Kräfte von dem frohen und treuen Betriebe der Wissenschaften hinwegdrängt“. 27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 364. —— 29. December 1848.

Dramatische Uebersicht.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

28. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Gubitz. Siebenundzwanzigster Jahrgang für 1848. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1848. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Treu seinem Grundsatz nur wirklich Verdienstliches seiner Sammlung einzureihen, gibt der Herausgeber auch in diesem Bande wieder eine Reihe lobwürdiger dramatischer Leistungen. Unser alter Raupach, mit dem wir, wo es höhere kritische Grundsätze galt, so manche Lanze gebrochen haben, zeigt sich in Stücken wie sein Lustspiel „Vor hundert Jahren", wo es uns auf ein geschmackvolles Zeitbild und mehr auf würdige Unterhaltung als auf Erfüllung dramatischer Kunstgesetze ankommt, trefflich und geistvoll. In dem Stück ist Wahrheit, greifliche Wirklichkeit, guter Scherz, höchst gewandte Führung der Fabel, Geschmack, Wort- und Situationswitz. Was wollen wir weiter fodern? Es ist eine Acquisition für die Bühne und eine anziehende, belehrende Wiederbelebung vergangener und nun schon so weit — weit hinter uns liegender Zustände des Vaterlandes. Die Fabel ist bekannt; Professor Lange und der Alte Dessauer sind meisterlich gezeichnet. „Die Frau im Hause", Lustspiel in drei Acten von A. P., ein durchscheinendes Pseudonym, gleicht an Werth und Bedeutung seinen Vorgängern. Das Stück ist einigermaßen wortreich, die Handlung ein wenig schwach und schwerfällig, und auf eine behaglichere Stimmung berechnet als sie ein heutiges Theaterpublicum mitzubringen pflegt. Die Posse „Wo ist mein Lustspiel?" in vier Aufzügen von H. Smidt, ist zwar in der Grundidee nicht neu, aber heiter und gewandt durchgeführt. Das Talent des Verf. wurzelt vorzüglich in rascher Entwickelung, in launiger Gruppirung und in wirksamem Situationswitz. „Steffen Langer oder der holländische Kamin", Originallustspiel in vier Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer, macht Anspruch auf alle die bekannten Vortrefflichkeiten der Dramen dieser Verf., und überbietet die meisten an Unwahrscheinlichkeit und Jagd auf Effecte und auf Ueberraschungen. Die Begebenheit wird wirklich fast zu Tode gehetzt, und die Ueberfülle dramatischen Stoffs ist so groß, daß wir am Schluß des Stücks wie ermüdet und zerschlagen förmlich aufathmen. Man sieht an diesem Drama, daß auch im Guten zu viel geschehen kann. Daß die Verf. stets, wenn sie naive Charaktere, wie Varscha, zeichnen will, in eine Caricatur der Einfalt verfällt, ist überdies bekannt. Die Posse „Genugthuung oder das Urtheil des Paris", in zwei Acten von W. M., erfüllt ihren Zweck Lachen zu erregen.

29. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Achtundzwanzigster Jahrgang für 1849. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1849. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auch der Jahrgang 1849 dieser Sammlung ist an achtbaren Leistungen nicht leer. Zwar ist das Originalschauspiel in fünf Acten: „Eine Familie", von Charlotte Birch-Pfeiffer, ganz aus den bei dieser Verfasserin bekannten Elementen, von Familienjammer, Verbrechen, Rührung und Versöhnung zusammengesetzt, welchen jeder Verständige gern entflieht, und um deren willen das Theater eben als ein Asyl gegen die gemeine Noth des Daseins anzusehen und zu schätzen ist; indessen entschädigt F. v. Elsholtz mit seinen geschmackvollen „Erziehungs-Methoden", Lustspiel in vier Acten, doch für den ausgestandenen Jammer durch heitere Erfindung, Wahrheit und Reiz. Die allmächtige Liebe trotzt und besiegt jede Erziehungsmethode, sei sie klösterlich, sei sie knabenhaft ungebunden; wir lassen uns von ihr und von dem Dichter gern täuschen. „Die Lebensmüden", Lustspiel in fünf Aufzügen von E. Raupach, sind, was alle Stücke dieses Dichters sind, geschickt, talentvoll, gefällig. Die Kunst, mit welcher diejenige Verstimmung der Seele gezeichnet ist welche wir Lebensmüdigkeit nennen, und zwar durch alle Stände der Menschen, wird eben in ihrer natürlichen Vielseitigkeit von selbst zur geißelnden Satire; man lacht von selbst über den lebensmüden Herrn, wenn sein Diener ebenso lebensmüde ist als er. Das Stück ist trefflich erfunden und gezeichnet. „Stolz und Liebe", Schauspiel in fünf Aufzügen von H. P., ist sichtbar nur eine Skizze geblieben, und diesmal obenein eine schwache, an der kaum Etwas mehr als die warme Sprache und das Gefühl zu loben ist das ein solches Thema eingeben konnte. In zwei Acte zusammengezogen konnte dies Stück ein wirkungsvolles Gemälde geben; in fünf Abtheilungen zerlegt gab es ein unvollständiges.

30. Faust. Von F. Reinhard. Düsseldorf, Buddeus. 1848. 8. 20 Ngr.

Obwol das Thema des Faust, als die Frage nach dem Verhältniß der menschlichen Freiheit zum Willen Gottes, für ein unerschöpfliches gelten muß, so ist es doch ein gewagtes Unternehmen nach Goethe noch einen „Faust" zu schreiben. Hat dieses größte deutsche Gedicht natürlich auch nicht alle Beziehungen des Menschengeistes zum Gottesgeist zur Anschauung bringen können, so ist der Griff in ihm doch so tief, daß mit den großen Lösungen zugleich die kleinern von selbst gegeben sind, und daß es schwer ist wenigstens als Kunststoff neue Fragen aus diesem Thema zu stellen oder zu lösen. Die Wendung freilich welche der Verf. seinen Faust endlich nehmen läßt ist neu; aber sie zerstört eigentlich den Begriff welchen wir an den Namen des Faust zu knüpfen gewohnt sind: sie verlangt von uns eine neue Vorstellung von der Natur dieses Geistes. Ein Faust der, nachdem er das gesammte Gebiet des Wissens und der Naturdurchforschung unbefriedigt durchirrt hat, und sich endlich zu der Weisheit eines Mönchs bekennt, der damit zufrieden ist sagen zu können:

> Zu Dem am Kreuze kann ich wieder beten —

ein solcher Faust ist eigentlich kein Faust mehr, und mag viel besser jeden andern Namen führen. Die Lehre:

Das Maß der Dinge ist der Gottheit Wille,
Und Weisheit ist's, des Wissens sich begeben,
Wo unbedingt die letzte Hülle
Des Menschen Hände nimmer heben —

ist schön und gut, aber sie ist eben nicht für einen Geist wie Faust gegeben, und daß sie für ihn nicht vorhanden ist, macht ihn gerade zum Faust. Hieraus ist klar, daß der Verf. streng genommen sein eigenes Werk zerstört, und daß er uns einen Faust zeichnet der keiner ist. Nichtsdestoweniger bringt er Gutes und Achtbares in seiner Arbeit dar. Der Eintritt der Handlung ist dem Goethe'schen Gedicht verwandt: Faust hat mit der Wissenschaft, deren Richtigkeit erkennend, abgeschlossen; er will:

Sich werfen an den Busen der Natur,
... Die Wahrheit suchen auf der Flur.
Dort find' ich sie in reinen, treuen Zügen;
Sie sind zu rein — sie können uns nicht trügen.

worauf Mephisto:

Glück zu! Ich wünsche frohe Reise!
Nur will der Weg mir eben nicht gefallen.
Ein Jeder hat so seine eig'ne Weise:
Ich halt' nun einmal Nichts von Nachtigallen.

In der zweiten Abtheilung — Faust und Wagner — zeigt sich nun, daß der Naturgenuß auch zu endlicher Befriedigung nicht führt, indem die „Thierheit" ihm überall zur Seite steht, entadelt und entwürdigt. Faust sieht sich nach andern Erkenntnißquellen um:

Denn höher achte ich die Menschenwürde
Bei dem Beruf, auch hier uns geistig zu bewähren.

und Mephisto empfiehlt ihm einen Philosophen, der ein neues System erfunden habe. Diesen besucht Faust in der dritten Abtheilung.

So wäre denn der Wahrheit Heiligthum
Wol nur der ganzen Menschheit Eigenthum?
So könnte sich das volle Licht des Wahren
Dem Einzelmenschen nimmer offenbaren?

So deutet Faust die Lehre des Weisen; allein er irrt, der Philosoph lehrt:

Unmittelbar besitzt er schon das Wahre,
Es fehlt nur, daß er selbst sich's offenbare.

Gut, aber das Wie ist nicht zu finden. Von dieser Selbstapotheose nun auch enttäuscht, versucht er es endlich mit den Klosterhallen.

Vielleicht wohnt doch der wahre Frieden d'rinnen!

Und siehe da! Er findet ihn, und dankt dem Lehrer mit diesen Schlußworten:

Habt ihr mir doch enthüllt den milden Strahl
Der von dem Leidensstamme tröstlich fällt
Ins trübe Dunkel dieser Erdenwelt.

War nun diese Weisheit wie wir meinen auch wohlfeiler zu haben, so hat uns der Dichter doch wie wir sehen durch angenehme Irrgänge geführt, und den Weg reichlich mit poetischen Blumen geschmückt. Er hat unsern Dank gewonnen und unsere Ueberzeugung, daß von ihm noch Schönes und Erfreuliches auf diesem Gebiet zu erwarten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Demokratisches Taschenbuch für das deutsche Volk. Anhang: Charakterbilder der Französischen Revolution. Leipzig, Weller. 1849. 8. 1 Thlr.

Das Wort „demokratisch" ist hier nicht in dem gewöhnlichen Sinn zu nehmen. Der Verf. dieses Taschenbuches verwahrt sich vielmehr ausdrücklich gegen jede Gemeinschaft mit der politischen Partei welche man sonst mit dem Namen der Demokraten zu bezeichnen pflegt. Er ist vielmehr Communist, und der Zweck dieses Taschenbuches ist Vertheidigung und Verbreitung der Lehren des Communismus. Welcher Schattirung der Communisten der Verf. angehört, sagt er zwar nicht in ausführlichem, zusammenhängendem Vortrage, es läßt sich aber aus einzelnen zerstreuten Bemerkungen allerdings eine Ansicht hierüber feststellen. Nach diesen Andeutungen ist die Lehre des Verf. etwa diese: Alle Staatsformen sollen aufgelöst werden, und die Menschheit künftig in der Form von Gemeinden bestehen, deren jede einen großen Haushalt ausmacht. Die Mitglieder dieser Gemeinden sollen zu dem Bestehen dieses Ganzen zwar beitragen, aber nicht wie jetzt durch Geldsteuern, sondern durch ihre Arbeit. Die Einen werden also das Feld bauen, und die eingesammelten Vorräthe in die gemeinschaftlichen Vorrathskammern abliefern, Andere bereiten die so angesammelten Früchte zur täglichen Nahrung für die Gesammtheit, noch Andere bereiten Kleidungsstücke, Geräthe und wessen sonst die Gemeinde bedarf; noch Andere widmen sich dem Unterrichte und andern wissenschaftlichen Beschäftigungen. Diese Gemeindemitglieder werden nun ebenso wie sie die Früchte ihrer Arbeit an die Gesammtheit abliefern, auch von dieser mit allen Lebensbedürfnissen versehen. Durch das Zusammenwirken Aller werden zunächst gemeinschaftliche Wohnungen erbaut, sodann werden Alle aus der gemeinschaftlichen Küche gespeist, und aus den Vorrathshäusern der Gesellschaft mit Kleidungsstücken, Geräthen u. s. w. versehen. Die Gemeindeverwaltung wird von einem Ausschusse geleitet, der von allen Mitgliedern gewählt wird, und nach kurzer Amtsführung andern Gemeindemitgliedern Platz macht. Die Verhältnisse dieser einzelnen Gemeinden zueinander bespricht der Verf. wenig, sowie überhaupt die Communisten selten sich über diesen Punkt aussprechen. Den Handel scheint unser Verf. ganz beseitigen zu wollen, denn er will das Geld abschaffen, und ohne ein solches Ausgleichungsmittel ist ein irgend umfassender Handelsverkehr wol nicht denkbar. An den Fall, daß zwischen solchen Gemeinden Kriege ausbrechen könnten, wird ebenfalls nicht gedacht. Von Obrigkeiten deren Amtsbefugniß über mehre solche Gemeinden sich erstreckt spricht der Verf. allerdings, doch sollten sie nur „eine garantirende Macht besitzen, und aus den Gemeindevorständen des Landes gezogen werden". Sie sollen also eine Art von Bundesbehörde sein, die etwa entstehende Streitigkeiten schlichtet, u. dergl. mehr. Ob ihr zur Ausübung ihrer „garantirenden" Macht ein Heer zu Gebote stehen soll, bleibt wieder zweifelhaft. Ebenso spricht der Verf. sich nur sehr unvollkommen über das Verhältniß zwischen den Geschlechtern aus das in diesen Gemeinden stattfinden soll. Daß beide Geschlechter ohne Unterschied in gemeinschaftlichen Schlafsälen Platz nehmen, will er wol nicht; denn er spricht ja viel davon, daß die edlern Gefühle in viel höherm Grade als sie es jetzt sind ausgebildet werden sollen, und Das wäre denn doch wol mit jener Einrichtung nicht verträglich. Wahrscheinlich also werden die einzelnen durch jene höhern Gefühle verbundenen Menschenpaare besondere Zimmer in dem gemeinschaftlichen Wohnhause erhalten. Besonderes Gewicht legt indessen der Verf. auf die Bestimmung, daß diese Vereinigungen durchaus von allem Zwange befreit seien. Jedes nähere Verhältniß zwischen Einzelnen soll nur auf freier Uebereinkunft beruhen, und ist daher auch sofort und ohne Einmischung eines Dritten aufzulösen, sobald es einem der Betheiligten nicht mehr zusagt. Die aus diesen Vereinigungen entspringenden Kinder werden nun „gemeinschaftlich und Alle gleich" erzogen, sie werden also wahrscheinlich einzelnen Personen übergeben welche das Geschäft der Erziehung zu ihrem besondern Lebensberufe gemacht haben, und wahrscheinlich in einem gemeinschaftlichen Erziehungshause aufgezogen.

Die Grundzüge dieser Lehre möchte ich keineswegs wie so Viele thun schlechthin als inhaltlose Phantastereien abweisen, vielmehr glaube ich, daß diese Lehre eine Zukunft hat, wodurch natürlich die Wahrheit nicht ausgeschlossen wird, daß derselben

bis jetzt noch eine Menge von Abgeschmacktheiten beigemischt ist, welche hoffentlich niemals zur Ausführung kommen werden. Ferner ist nicht zu verkennen, daß die Einführung vernünftiger communistischer Einrichtungen erst möglich werden wird, wenn die Menschheit einen viel höhern Bildungsgrad erreicht hat als der ist dessen die meisten Menschen sich jetzt erfreuen. Wie die Menschen jetzt sind, besteht ja eben ein großer Theil ihres Lebensglücks darin, daß sie sich innerhalb ihrer vier Pfähle, wie man zu sagen pflegt, so ganz nach eigener Neigung und Willkür einrichten können, daß der Eine mit irdenen und der Andere mit eisernen Töpfen kocht, und daß der Eine Sauerkraut und der Andere Schmorkohl ißt. Nur eine in unserer Zeit noch sehr seltene Bildung befähigt den Menschen es als geringfügig anzusehen, ob er um 1 Uhr oder um 2 Uhr zu Mittag ißt, oder ob in seinem Zimmer sechs oder acht Stühle stehen. In Fragen dieser Art darf man allerdings nicht schwierig sein, wenn man beim Zusammenhäufen mit Vielen seine Rechnung finden will. Wie die meisten Menschen aber bis jetzt geartet sind, würden sie bei solchem Zusammenhäufen sich unaufhörlich entzweien und prügeln, und wenn keine handfeste Policei zur Hand wäre auch todtschlagen. Daher besteht die handgreiflichste Thorheit unserer Communisten darin, daß sie meinen, ihre Einrichtungen könnten mit einem Schlage für die ganze Menschheit, und zwar gewaltsam durch eine Revolution, „durch den Zorn des freien Mannes", wie unser Verf. sagt, eingeführt werden. Darin sind noch die bisherigen Versuche communistisches Gemeinwesen auf friedlichem Wege zu gründen gescheitert, daß man Gesindel aufnahm, während man nur ausgesucht tüchtige Menschen hätte aufnehmen müssen, wenn etwas Dauerndes hätte zu Stande kommen sollen. Wie die Sachen jetzt in Europa sich gestaltet haben, steht der Einrichtung vernünftig eingerichteter Gemeinden mit gemeinschaftlichem Haushalt gar Nichts mehr im Wege, und wenn unsere Communisten praktische Menschen wären, so hätten sie längst dergleichen Anstalten gegründet. Statt Dessen aber lassen sie sich auf einen höchst unpraktischen Kampf mit der herrschenden Sitte, mit der öffentlichen Meinung ein, der ihrer Sache den empfindlichsten Abbruch thun muß. Welch eine Abgeschmacktheit ist z. B. die Polemik unserer Communisten gegen die Ehe! Sie wollen zwar die Ehe nicht eigentlich aufheben, sondern nur die Ehescheidungen erleichtern; aber indem sie ihre Ansicht vertheidigen, geberden sie sich als wollten sie alle Zucht und Sitte beseitigen, und schlagen dadurch die öffentliche Meinung in das Gesicht. Und welche Abgeschmacktheit ist es ferner, gleichsam als sich von selbst verstehend zu bezeichnen, daß die Kinder den Aeltern entzogen werden sollen, während man sich doch vernünftigerweise darauf beschränken müßte den Aeltern die ihre Kinder nicht selbst auferziehen können oder wollen Gelegenheit darzubieten dies Geschäft Andern zu überlassen. Drittens endlich ist die Bestimmung, daß die Kinder alle zugleich erzogen werden sollen, ebenfalls eine ungemein thörichte. Denn sollte diese Erziehung von der Art sein wie sie jetzt die Kinder der Gebildeten erhalten, so würden alle Diejenigen unglücklich werden die dann später Holz hacken oder Wolle krämpeln sollten. Sollten aber diese Kinder nur die Erziehung eines Tagelöhners erhalten, so würde die Cultur der Menschheit dadurch vernichtet werden, und wollte man einen Mittelweg einschlagen, so würden dadurch nur beiderlei Nachtheile, wenn auch in geringerm Grade, hervorgerufen werden. Ebenso ist es eine unbegreifliche Phantasterei, daß viele Communisten und auch unser Verf. das Geld ganz abschaffen wollen. Wenn das Geld auch für den Verkehr der Gemeindegenossen untereinander entbehrlich würde, so bliebe es doch für den Verkehr entfernter Gemeinden untereinander unentbehrlich. Oder will man etwa allen solchen Verkehr aufheben, will man sich der Benutzung aller Erzeugnisse entfernter Länder enthalten? Oder will man den Handel mit solchen Waaren auf den Tauschhandel beschränken? Das Alles sind ganz unnütze und willkürliche Thorheiten, welche die Lehre des Communisten zum Gegenstande des Hohngelächters fast aller vernünftigen Leute gemacht haben. Wenn man aber diese Thorheiten aus dieser Lehre entfernt, so bleiben wie gesagt einige Vorschläge zurück die denn doch der Beherzigung nicht unwerth sein dürften, und diese daher auch früher oder später finden werden.

Seltsam und bezeichnend für das geringe Maß von Bildung welches den meisten bisherigen Communisten zugemessen, ist der Umstand, daß sie fast Alle sich hauptsächlich damit beschäftigen gegen die jetzt bestehenden Verhältnisse zu polemisiren. Da sie von der fixen Idee ausgehen, ihre Lehre könne nur durch eine blutige Revolution zur Ausführung gebracht werden, so glauben sie nichts Besseres thun zu können als die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart immer mehr anzuschüren. Und in diesem Sinne ist denn auch das vorliegende Taschenbuch geschrieben; es enthält fast nur polemische Artikel. In dem ersten derselben, welcher die Ueberschrift „Das Volk und die Politik" führt, wird das Volk vor allen politischen Parteien gewarnt. Sie alle, wird gesagt, verfolgen selbstsüchtige Zwecke, sie wollen euch beherrschen und plündern, und wenn sie sich anstellen als wollten sie euch beglücken, so sind sie Heuchler. Namentlich die Liberalen und Radicalen werden als solche Heuchler bezeichnet. „Sie wollen dem Volke mit politischer Freiheit das Maul stopfen, und in einer Urkunde ein neues Gotteswort aufschwatzen. Weg mit den politischen Pfaffen, sie sind gefährlicher wie die religiösen." Der zweite Artikel: „Das philosophische Königthum", bekämpft die allerdings irrige Ansicht, daß Friedrich der Große wenn er noch lebte an den Freiheitsbestrebungen der Gegenwart besonderes Behagen finden würde.

Ein dritter Artikel beschäftigt sich mit der Emancipation des Weibes, verfällt aber ebenfalls in den Fehler fast nur von den wirklichen oder angeblichen Gebrechen der Gegenwart zu sprechen. Ueberdies zeigt sich in der Art wie der Verf. unsere Zustände behandelt ebenfalls eine sehr verkehrte Anschauungsweise. So ereifert er sich sehr dagegen, daß, wie er sagt, die meisten Mädchen aus Habsucht, um versorgt zu sein oder um eine bürgerliche Stellung zu erlangen, sich einem Mann ergeben. Man muß ihm allerdings zugeben, sowol daß Dies häufig geschieht, als auch daß ein solcher Beweggrund kein besonders edler ist. Aber im höchsten Grade lächerlich ist es, daß der Verf. nun voraussetzt, jede Hingebung die nicht um solcher äußern Vortheile willen erfolge müsse nothwendig eine edle, sittliche sein. Handelt denn das Weib das sich hingibt um ihren sinnlichen Trieb zu befriedigen etwa uneigennützig? Ja, sagt der Verf., Das ist etwas Anderes. Der sinnliche Trieb ist natürlich und folglich berechtigt. Ist denn aber der Hunger nicht auch natürlich? Und warum soll denn nun ein Weib das sich hingibt um seinen Hunger zu stillen verächtlicher sein als jenes andere das dem Geschlechtstriebe allein huldigt? Die Thorheit des Verf. besteht darin, daß er die edlern Gefühle die er schlechthin Liebe nennt mit dem einfachen Geschlechtstrieb zusammenwirft, und also auch voraussetzt, daß diese edlern Gefühle besser gedeihen würden, wenn man dem Geschlechtstriebe einen ungemessenen Spielraum gewährte. Im Gegentheile aber würden alsdann diese edlern Gefühle von Roheit und Wollust überwuchert und zu Grunde gerichtet werden.

Ein vierter Artikel bekämpft das Christenthum, ist aber noch inhaltloser als der vorige. Die hauptsächlichsten Anklagen welche gegen die christliche Religion erhoben werden sind: es fülle den Magen der armen Leute nicht, und alle kirchlichen Handlungen müßten sogar bezahlt werden. Ein fünfter Artikel bespricht unter dem Titel „Neuere Poesie" seit 1845 eine Menge von Gedichten, deren Verf. sämmtlich Ansichten aussprechen welche den in diesem Taschenbuche niedergelegten gleich oder ähnlich sind. Sie werden natürlich sämmtlich bestens empfohlen. Ein sechster Artikel: „Die deutsche Presse und ihre neuesten Bestrebungen", bespricht eine

große Anzahl communistischer Zeitschriften, und ist ausnehmend langweilig und inhaltlos.

Der Verf. zeigt sich überhaupt nur da erträglich, wo er polemisirt, und daher ist der nächste Abschnitt: „Unpolitische Bemerkungen", wieder etwas lesbarer. Hier werden mehre von Denen welche die communistischen Theorien früher kritisirt haben bekämpft, und da diese Kritiker meist ebenfalls allerlei Thorheiten vorgebracht haben, so wird es dem Verf. eben nicht schwer Schwachheiten an ihnen zu entdecken. So bespricht er unter Anderm recht gut die Phantasterei und die Gedankenlosigkeit mancher Zeitungs- und Broschürenschreiber, welche vor einigen Jahren alles Elend dieser Welt beseitigt zu haben meinten, als sie das Wort „Organisation der Arbeit" erfunden hatten, obgleich die meisten von ihnen nicht einmal einen Versuch machten anzugeben wie denn die Arbeit organisirt werden solle. Dagegen zeigt sich auch hier gelegentlich, daß der Verf. ebenfalls sich den wunderlichsten Täuschungen ergibt. So bildet er sich z. B. ein, daß mit der Aufhebung des Geldes und des Privateigenthums sofort auch jeder Mangel beseitigt wäre!! Weil bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft die Bedeutung der Worte Geldmangel und Mangel schlechthin beinahe zusammenfällt, so bildet der Verf. sich ein, daß eine Gesellschaft die kein Geld hätte und folglich auch nicht wüßte was Geldmangel ist, stets in Ueberfluß leben würde. Der Verf. sieht also nicht ein, daß gerade dann, wenn kein Geld und folglich auch kein Welthandel vorhanden wäre, jede Misernte eine Anzahl von Menschen dem Hungertode preisgeben würde. Wem würde es denn einfallen aus Amerika oder Odessa Getreide nach London oder Hamburg zu führen, wenn kein Geld existirte? Oder sollen etwa die garantirenden Behörden des Verf. dafür sorgen, daß dergleichen Sendungen überall zur rechten Zeit ankommen? Dann müßte aber diese Behörde die Macht haben einzelnen Gemeinden einen Theil ihrer Früchte zu nehmen und sie andern zu geben, oder mit andern Worten, es müßte ihr eine mehr als despotische Machtbefugniß eingeräumt sein. Oder soll etwa die allgemeine Bruderliebe so wachsen, daß dergleichen Versendungen aus einem Welttheile in den andern freiwillig und unentgeltlich erfolgen? Warum decretirt man denn nicht bald, daß alle Menschen Engel werden sollen? Dann bedürfen sie freilich des Geldes nicht mehr. Außerdem bildet der Verf. sich ein, daß diese Abschaffung des Geldes auch fast alle Laster und Verbrechen beseitigen würde. Namentlich der Eigennutz wäre sodann natürlich ganz und gar abgeschafft. Da jetzt der Eigennutz sich vorzugsweise auf das Geld richtet, so würde eine Abschaffung des Geldes natürlich auch den Eigennutz vernichten! Welcher Unsinn! So lange eine auf gemeinschaftliche Kosten lebende Gesellschaft Ueberfluß an Lebensmitteln hätte, würde freilich der Eigennutz minder schroff hervortreten; es würden dann nur die Laster der Faulheit, der Schwelgerei, der Wollust vorherrschen. Sowie aber Mangel einträte — und Das müßte wie gesagt sehr oft geschehen, wenn fast alle Handelsverbindungen aufgehoben wären —, so würde der Eigennutz sich in seinen grellsten Formen zeigen. Da nach der Moral des Verf. alles Natürliche auch sittlich ist, so sieht man nicht ein, warum der Stärkere dem Schwächern alsdann seine Nahrungsmittel nicht entziehen und ihn nicht todtschlagen sollte, wenn der Schwache von Hunger getrieben sich dem Verlangen des Stärkern widersetzte. Aber vielleicht nennt der Verf. Das nicht mehr Eigennutz, sondern nur etwa Ausübung natürlicher Rechte. Vielleicht würden sogar in das Statut einer solchen Gesellschaft Bestimmungen darüber aufgenommen, in welcher Reihenfolge die Einzelnen im Fall einer Hungersnoth sich abschlachten lassen müßten. Zuerst könnten etwa die Alterschwachen und die Kranken zum Besten des Gemeinwohls geschlachtet werden, sodann etwa die Kinder, hierauf die Weiber, und zuletzt könnten die Männer etwa losen, wer von ihnen zuerst und zuletzt geschlachtet werden sollte. Diese Vorstellungen sind wahrlich nicht aus der Luft gegriffen. Aehnliches ist bei Völkerstämmen die auf niederer Cultur stehen, bei sogenannten Wilden, oft dagewesen. Und auf den Standpunkt dieser Wilden will dieser rohe, alberne Communismus uns zurückbringen. Jene Wilden haben kein Geld, sie haben auch kein Privateigenthum; sie verzehren gemeinschaftlich was sie ernten oder auf der Jagd erbeuten; viele von ihnen haben auch keine Religion, keine Pfaffen, sie verstoßen ihre Weiber nach Belieben, und ihre Töchter weisen keinen „zärtlichen Antrag" zurück. Das ist ganz das Ideal dieser Communisten! Man kann also eigentlich nicht sagen, daß diese Reformer Phantasten seien, die Niedagewesenes einführen wollten; nein, sie schließen sich auf das genaueste an Bestehendes an. Nur lieben sie zufällig die an den Ebenen Südamerikas und unter den Negerstämmen Afrikas bestehenden Verhältnisse mehr als die europäischen. Man sieht nicht ein, warum sie sich daher nicht zu jenen glücklichen Leuten mit ihrer naturgemäßen Moral begeben. Bei vielen dieser Stämme findet sich auch wirklich noch eine Art Gleichheit, fast alle Mitglieder derselben sind gleich reich, gleich gesund, gleich gebildet, gleich natürlich, gleich mächtig. Mit Einem Worte: das erste und einzige Gebot dieser communistischen Weltbeglücker lautet: „Werdet wie die Wilden, und das Himmelreich auf Erden wird euer sein!"

Außer den bisher besprochenen Artikeln enthält das vorliegende Taschenbuch noch eine Menge kleiner, von denen einige nicht ganz ohne ansprechenden Inhalt sind. So sind z. B. einige Reden englischer Chartisten, die hier mitgetheilt werden, merkwürdig genug. Diese Reden sind als Muster jener wilden, alle Dinge auf den Kopf stellenden Beredtsamkeit zu empfehlen, welche in England und Frankreich denn doch noch weit besser gedeiht als in Deutschland. Die angehängten „Charakterbilder der Französischen Revolution", sind dagegen sehr unbedeutend, und man sieht nicht ein, warum gerade diese Aufsätze auf dem Titel besonders erwähnt sind. Es sind Auszüge aus den Schriften dreier der tollsten Mitarbeiter an der Französischen Revolution, aus denen nämlich von Cloots, Hébert und Baboeuf. 72.

Miscellen.

Der wechselseitige Unterricht.

Der wechselseitige Unterricht, von dem selbst noch in neuester Zeit so viel Aufhebens gemacht wurde, und den man oft für etwas ganz Neues ausgab, ist doch etwas Altes. Schon die Römer kannten ihn. Quinctilian sagt: „Anfänger und Kleine halten sich lieber an ihre Mitschüler als an den Lehrer, und es fällt ihnen leichter von jenen als von diesem zu lernen."*) Man könnte noch gewaltig weiter zurückgehen, wenn man den Ehestand für die eigentliche Schule des wechselseitigen Unterrichts erklärte, nicht nur für den Geist, sondern auch für das Herz; selbst im gewöhnlichen Verkehr hat Jedes der Ehegatten mehr Haltung und Zuversicht, denn es bringt die Kraft von Zweien auf den Markt des Lebens.

Immer kürzer und doch immer mehr.

Helvetius empfahl sich seinen Freunden oft durch Einschreiben des artigen Spruchs, der sich freilich nicht übersetzen läßt, in Stammbücher:

Musis et amicis
Omni tempore
Serviendum amore
more
ore
re. 27.

*) „Incipientibus et adhuc teneris *condiscipulorum* quam praeceptoris jucundior, hoc ipso quod facilior imitatio est." (Inst. orat. IX, 12.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 365. —— 30. December 1848.

Dramatische Uebersicht.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 364.)

31. Ziska. Tragödie in fünf Acten. Von Friedrich Karl Schuberth. Leipzig, Naumburg. 1848. 8. 15 Ngr.

Der Tod des Hussitenführers Ziska kann wol nur dann für einen tragischen Stoff gelten, wenn mit der Geschichte fremde Elemente verwebt werden. Dies hat auch der Verf. gefühlt, und versucht durch das Band welches er zwischen Ziska's Tochter und Andreas v. Dub flicht dem Stoffe die ihm fehlende Verknüpfung mit der Gefühlswelt beizugeben. Der Versuch hat jedoch nur ungenügenden Erfolg gehabt, indem die Liebenden vollständig außerhalb der Haupthandlung stehen, der sie wie angeklebt und aufgezwungen erscheinen. Das Uebrige des Stücks ist Schlacht, Sieg und Niederlage bis zum Auszug der Hussiten aus Böhmen, also mehr Historie denn Drama. Es zeigt sich nun in dieser Arbeit eine mäßige Sprachgewandtheit, und hin und wieder ein guter Gedanke, ein poetischer Anflug, dergestalt daß der Verf. ohne gerade eine schwierige dramatische Aufgabe gelöst zu haben, doch ein lesbares Stück geschrieben hat. Viel mehr läßt sich ihm jedoch nicht zugestehen bei einer Arbeit der es eigentlich an einer dramatischen That ganz gebricht, und die von Seiten des Geschmacks viel zu wünschen übrig läßt. So muß es beispielsweise wol für eine große, ja für eine fast lächerliche Geschmacksverirrung gelten, wenn der Autor den alten Helden Zvonsberg im letzten Todeskampfe folgendermaßen sprechen läßt:

> Wo bist du, bleiche Nachtgestalt, o Tod!
> Ich möcht' mit dir ein freies Wort noch sprechen,
> Dich trotzig fragen: Ist dir feil mein Leben?
> Verlangst du Gold? Man sagt, des Goldes Klang
> Bezähme wilde Thiere...
> Und ohne ihn ist freudenleer das Leben —
> (eine Börse herausziehend)
> Da, nimm des Goldes Klumpen! Willst du nicht?
> Verschmähst du meine Gabe, eitler Narr?

Nun wahrlich, geschmackloser kann ein Held wol nicht sterben als indem er mit dem Tode einen Handel zu schließen versucht.

32. Rienzi Cola. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von Esselen. Arnsberg, Grote. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Binnen zwei Jahren drei Cola Rienzi in Deutschland! Wahrlich, dieser Zudrang zu einem Freiheitstragödienstoffe war auch ein Zeichen der Zeit das vor den Märztagen des Jahres 1848 zu beachten war, zu einer Zeit, wo es des Schildes der Kunst bedurfte, um ungestraft oder doch unangefochten Gedanken der Freiheit in die Welt hinausrufen zu können. Es ist einigermaßen zu bedauern, daß der Kunst dies edle und hohe Vorrecht seitdem verloren gegangen ist, so sehr, daß es nunmehr in den beglückten Tagen der Gegenwart gar keiner Kunst mehr bedarf genießbare und ungenießbare Gedanken über die Freiheit von jedem Schenktisch herab in die Ohren der Menschen zu schleudern; Gedanken, die vordem nur an den feinern innern Sinn, an das ästhetische Gehör der Eingeweihten gerichtet werden konnten. Daß die Sache selbst hierbei einigermaßen gewann, daß sie einigermaßen ernster, heiliger und wirkungsvoller auftrat, wird kein unparteiischer Beobachter unserer Zeit leugnen wollen. Auf dem dramatischen Gebiet aber verdankten wir dieser Lage der Dinge einige ganz vorzügliche Leistungen; Arbeiten, so kunstgerecht, fein und effectvoll, daß keine der heutigen Parlamentsreden der Linken ihnen in Bezug auf nachhaltige Wirkung auch nur von fern gleichkommt. Wir erinnern nur an Prutz und seine Freiheitstragödien. Zu dieser Gattung werthvoller und hochachtbarer Dramen gehört nun auch das vorliegende Trauerspiel, das wenn auch nicht fehlerlos, doch ein so ernstes Verständniß der tragischen Aufgabe, so tiefe Erfassung der Seelenzustände seiner handelnden Personen und so viel poetische Begabung für Ausdruck und Erfindung bekundet, daß wir es zu den reinsten und gelungensten Stücken des letzten Jahres rechnen dürfen. Der Verf. hat in Rienzi einen wahrhaften Freiheitshelden, nicht in Worten, sondern in selbstaufopfernder Handlung gezeichnet. Das tragische Element erscheint hier durchaus rein, dem Kunstgesetz vollkommen entsprechend, der Handlung selbst immanent, nicht ihr hinzugedichtet oder angefügt. Rienzi nämlich ringt nach der Königskrone von Italien, blos um sobald die Macht sein ist die Krone niederzulegen und die alte Volksfreiheit wiederherzustellen. In diesem Streben misskennt ihn sein edler Freund Adrian Colonna, der nur das Ringen nach der Königsmacht sieht, und der Cola umsonst beschwört die Macht niederzulegen, der dann die Bannbulle gegen ihn heraufruft, in Folge welcher Rienzi unter dem Dolche Baroncelli's verblutet. Mit diesem wahrhaft dramatisch ausgeführten Grundbau des Stücks verbindet sich das reine Liebesglück Adrian's mit Irene, Rienzi's Schwester, und der hochherzige Kampf des alten Stephan Colonna für den Glanz und den Ruhm seines Hauses; ein durch und durch dramatischer Charakter. Endlich treten die geistreich gezeichneten Volksscenen des ersten und dritten Acts, der Kampf der großen Häuser Colonna und Orsini um die Herrschaft in Rom, die Zeichnung des raubsüchtigen Adels der jenen anhängt, die Episoden mit Petrarca, Rienzi's Freund, hinzu dies Drama zu beleben und mit dem mannichfachsten Reiz auszustatten, sodaß wir eine in ihrer Art durchaus eigenthümliche, abgerundete und in sich fertige Arbeit vor uns sehen. Was daran auszusetzen sein möchte ist die Wortseligkeit einiger Personen, einige Ueberspannung in dem romantischen Charakter Adrian's, das nicht genügend motivirte Geheimniß das Rienzi aus seinen endlichen Plänen dem Freunde gegenüber macht, und einiges Andere. Die Ausdrucksweise des Verf. stets würdig und angemessen ist doch stets gemäßigt, daher es denn auch an Stellen fehlt in denen sich die ganze Kraft des dichterischen Ausdrucks concentrirt. Dennoch sind wir dem Leser eine Probe schuldig, und

wir wählen die Scene, wo Rienzi gemeldet wird, man wolle ihn zum König Roms krönen:

Rienzi.

Für diese Nachricht eures Königs Dank,
Ihr guten Bürger.

Adrian.

... Nein, ihr Leute wartet!
Das ist die rechte Antwort nicht. Rienzi!
Ich stehe hier auf meines Hauses Trümmern,
Ich stehe neben meines Oheims Leiche:
Hör' meine Mahnung, sie ist ernst und schwer:
Entsag' der Krone.

Rienzi.

... So wenig, Adrian,
Wie deiner Freundschaft.

Adrian.

... Cola! Hör' meine Bitte;
Der Sturm in meinem Herzen tobt so wild,
Daß ich nicht überzeugen kann — nur bitten.
Entsag' der Krone! Schände deinen Namen
Nicht mit Tarquin's verhaßtem Titel. Schmücke
Mit frischem Lorber, nicht mit Gold dein Haupt,
Steig' nicht hinauf auf jene schroffe Höhe,
Wohin die Freundschaft und die Liebe dir
Nicht folgen kann, wo Freiheit, Ruhm und Recht
Verdorrt, und wo die Ehre trauernd stirbt.
O Cola! Bei dem ew'gen Recht der Freundschaft
Beschwör' ich dich, folg' meinen Worten.

Rienzi blieb unerbittlich. Er ruft:

... Dein König bin ich, und
Gemordet hast du nun den letzten Rest
Der Freundschaft; zitt're jetzt...

Mein Leben setz' ich gegen deine Krone;
Wir wollen sehen, wer den Sieg gewinnt.
Ich rathe dir, laß mich in Ketten schlagen,
Willst du nur eine einzige Minute
Auf deinem Throne sicher sein —

ruft Adrian. Solchem Freunde aber hatte Cola Grund genug seine innersten Gedanken zu vertrauen. Daß er es nicht thut und durch ihn fällt ist die tragische Angel des Stücks. Wie wenig Hoffnung wir auch für die dramatische Entwickelung der nächsten Zeitepoche hegen möchten, und wie wenig für die Kunst überhaupt auch von einem Geschlechte zu erwarten steht das den Weltbau in allen seinen Fugen krachen und dröhnen macht: bleiben uns nur einige solche Geister, wie der Verf. dieser Tragödie ist, vom Sturme ungebeugt, so ist Hoffnung vorhanden, daß wir auch über diese Epoche der Vernichtung und Zerklüftung des deutschen Geistes glücklich hinauskommen, und am Ende derselben uns wieder zusammenfinden — ein Strahl einer bessern Erkenntniß von Dem was des deutschen Geistes Weltberuf war und ist.

33. Neueste Schauspiele von Johanna Franul v. Weissenthurn. Funfzehnter Band. Nachgelassene Schauspiele. Herausgegeben von C. Engelbrecht. Erster Band. Wien, Wallishausser. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Beinahe ein halbes Jahrhundert schon kennt der Literaturfreund die Dramen der Verf., und die Kritik hat ihr Urtheil über sie festgestellt. Man kann von dieser Frau sagen, daß sie unter allen ihren Schwestern auf diesem Gebiete die einzige war der wirklich eine deutliche Vorstellung von der dramatischen Aufgabe beiwohnte, die einzige welche nicht in dem Wahne stand, man könne aus bloßem Instinct, ohne Nachdenken oder Vorbild, ein gutes Drama hervorbringen. Sie erscheint stets planvoll und durchdacht, natürlich und fern von Uebertreibung. Auch die hier zuerst erscheinenden nachgelassenen Dramen tragen diesen Charakter des Besonnenen, Planvollen und Wohlerwogenen an sich, wenn auch die schöpferische Kraft in ihnen etwas abgeschwächt und verbraucht sich ausgibt. Das Schauspiel „Die Freunde", in fünf Aufzügen, geht offenbar zu sehr in die Breite, und sucht seinen Vorzug in einer Gefühlsfülle, die in unserer Zeit nur noch geringen Anklang findet. „Die stille Braut", eine Alpensage, dagegen erfüllt ihren Zweck sanfter Rührung Bahn zu brechen und anmuthig zu unterhalten. Das Lustspiel „Ein Mann hilft dem andern" ist bekannt und auf der Bühne beliebt; weniger gilt Dies von dem kleinen launigen Intermezzo „Alles aus Freundschaft!" obwol wir nicht wüßten was seinem Bühnenerfolge entgegenstehen könnte. Ausgeführter und nach einem trefflichen Plan angelegt erscheint das vieractige Lustspiel „Sie hilft sich selbst", in welchem die lebensvolle Contrastirung der Charaktere und die von allen Grazien gesegnete Erscheinung der Alexandrine v. Göschen beifälliger Aufnahme gewiß sind. So groß in unsern Tagen auch das Verlangen nach flüchtigem Reiz und scharfem Eindruck sein möge, so meinen wir doch, daß jüngere Talente im Conversationsdrama noch immer Viel von Frau v. Weissenthurn lernen können, aus deren Nachlaß hier der erste Band dargeboten wird.

34. Die Schleswig-Holsteiner. Ein deutsches Drama in drei Aufzügen von H. O. v. Völderndorff. München, Kaiser. 1848. Gr. 12. 16 Ngr.

Auch ein politisches Drama aus der Epoche des vorhergehenden; jedoch ein solches bei dem nur der gute Wille und die Kraft eines Anfängers zur Geltung kamen, und das mit der Kunst des Dramas Nichts gemein hat als den Namen. Dem wahrscheinlich sehr jungen Verf. fehlt zur Zeit noch jedes Bewußtsein des Kunstgesetzes, überdies aber auch das Vermögen der Sprache und des dichterischen Ausdrucks; er steht eben noch im Stadium des Aneignens, Nachbildens und Lernens. Möge er nur zeitig erkennen, daß dies nicht das Stadium des Hervorbringens und Publicirens sei.

35. Es ist zu spät! Ein politisches Trauerspiel von Roderich. Leipzig, Jurany. 1848. 8. 7½ Ngr.

Zur Charakteristik dieses Stücks wird es kaum Etwas mehr bedürfen als der Wiederholung eines Theils des Personenverzeichnisses. König Absolut; Germana, seine Tochter; Libertas, Germana's Tochter; Fürst Mitternacht; Rascal, sein Secretair; Dschingis-Khan, Mongolenfürst u. s. w.; wer wüßte nun nicht was in dem Stücke vorgeht? Germana's Vaterland, einst frei, jetzt geknechtet, will wieder frei werden, jagt Schatten nach und verfällt dem Mongolenfürsten. Das Stück stellt den Gedanken dar, daß die Freiheitsbestrebungen Germaniens „zu spät" kommen; Das ist das Neue an der Sache. Der Ausführung lassen wir Gerechtigkeit widerfahren; sie ist poetisch, wie gleich der Eingang zeigt:

Germana:

Behutsam, Kind, das Mauerwerk ist morsch,
Ein Fehltritt stürzt dich in die jähe Tiefe.

Libertas.

Ach, nur die Epheuranke dort
Möcht' ich herunterzieh'n.

Germana.

Behutsam, Kind!
Laß dich vom wilden Epheu nicht verführen....

Libertas.

Herzliebe Mutter, ach wie schön ist's hier.
So, denk' ich, muß der Frühling sein, von dem
Du mir so oft erzählt, wenn wir da unten
Bei trüber Lampe saßen. O gewiß!
Das muß der Frühling sein, der durch die Welt
Mit Blütenschnee und Lerchenjubel fährt u. s. w.

Die Personification des begeisterten Deutschen ist Schlemihl; man jagt seinem Schatten nach, verliert darüber das Wesen, und der Mongolenfürst endet das Stück mit den Worten:

> Kraft meines Amts, ohnmächt'ge Völker mir
> Einzuverleiben, nehm' ich dieses Land
> Mit der Gewalt des Stärkern in Besitz.
> Gewalt geht über Recht. Es bleibe Nacht!

Worauf der Narr:

> Die Welt zerstiebt. Gottlob! Wir leben noch!

36. König Manfred oder Sieg des Kreuzes über den Halbmond. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Beat Uezer. Zürich, Leuthy. 1847. 8. 14 Ngr.

Die Geißel der deutschen Bühne ist die Mittelmäßigkeit! Das geradehin Schlechte und Verwerfliche erzeugt im Wege naturgemäßer Reaction stets wieder das Bessere und Richtige, die Mittelmäßigkeit stumpft die Geister ab, der Kritik und des Geschmacks, und erzeugt das größte Uebel in der Kunstwelt — den Indifferentismus. Mit dem Mittelmäßigen ist daher unsererseits kein Vertrag zu schließen! Das hier vorliegende Stück gehört ganz in diese verwerfliche Kategorie von Dramen die weder gut noch schlecht sind. Mittelmäßige Erfindung, mittelmäßige Charakteristik, mittelmäßige Sprache! Ein normännischer Fürst von Amalfi bekämpft die Sarazenen in Salerno, verliebt sich in ihre Fürstin, tödtet einen Bischof der sich dieser Liebe widersetzt, und büßt diese Schuld siegend mit dem Tode. Das heißt denn: Sieg des Kreuzes über den Halbmond! Das Stück ist sehr fromm, aber nicht sehr poetisch stilisirt.

37. Schriften von Eduard Boas. Fünfter Band. Der dramatischen Schriften erster Band. Leipzig, B. Tauchnitz. 1848. 1 Thlr.

E. Boas ist als ein guter dramatischer Kunstrichter bekannt; dieser fünfte Band seiner Schriften bringt uns was er auf diesem Felde zu producireen vermocht hat. Achtbar ist hier zuvörderst, nächst dem traurigen Lustspiel „Die deutsche Bühne", einer kritischen Satire des herrschenden Bühnengeschmacks, das nach einem großen Plane angelegte und mit Begeisterung durchgeführte Trauerspiel „Die Apostelbrüder" in fünf Acten. Den Plan dieses Stücks auseinanderzusetzen mangelt uns der Raum; es ist eine Verherrlichung der Liebe (zweier dem Kloster angehörigen Personen), welche zwischen dem Naturgefühl und der Frömmigkeit eine Vermittelung sucht. Wir lassen die Erfindung dahingestellt, sie bietet der Kritik mehr als eine Blöße dar; allein Sprache und Ausdruck sind durchaus poetisch, und zeugen von Begeisterung und Begabung. Dem Verf. steht das Erhabene wie das Zarte und Innige zu Gebot, und er verwendet es auf die mannichfachste Art. Das Trauerspiel „Roland" entbehrt des Reizes der Anziehung, und scheint mehr ein Entwurf geblieben zu sein. Die Prosa steht diesem Stoffe schlecht. Geschmackvoll und sinnreich ist das dreiactige Lustspiel „Shakspeare, oder Gaukeleien der Liebe", in dem der Inhalt des unvergleichlichen „Was Ihr wollt" als ein Stück aus des Dichters leiblichem Leben dargestellt wird. Dieser Gedanke ist geistreich, und wir wollen mit dem Shakspeare des Dichters gern gestehen:

> Wir haben schlecht're Stücke schon geseh'n!

(Der Beschluß folgt.)

Slawenthum und Deutschthum.

Das Hervortreten des slawischen Bestandtheils der europäischen Bevölkerung ist ein wichtiges Ereigniß für die Gegenwart und die nächste Zukunft. Man werfe nur einen Blick auf Schafarik's interessante ethnographische Karte aller slawischen Volksstämme in Europa, und sehe, wie diese Stämme, den romanischen und germanischen Völkern gegenüber, einen breiten Saum bilden. Man findet sie bekanntlich, so weit die Geschichte reicht, zuerst am Don, später an der Donau, dort unter Gothen, hier unter Hunnen und Bulgaren, meist als helfende oder dienende Völker. Als ein unternehmendes Kriegervolk wie die Deutschen, rückten sie diesen nach, und besetzten die verlassenen Länder, bis sie endlich den ungeheuern Landstrich vom Don bis zur Elbe, von der Ostsee bis zum Adriatischen Meere besetzt hatten. Ueber Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, die Lausitz, Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, Rußland erstreckten sich ihre Sitze diesseit der Karpaten, und jenseit derselben, wo sie früh schon die Walachei und Moldau besaßen, breiteten sie sich immer weiter aus, bis sie auch in Dalmatien sich ansiedelten, und nach und nach die Königreiche Slawonien, Bosnien, Serbien stifteten. Ebenso zahlreich wurden sie in Ungarn, und von Friaul aus kamen sie in das südöstlichste Ende Deutschlands, bis ihr Gebiet mit Steiermark, Kärnten und Krain sich abschloß, der ausgedehnteste Erdstrich den in Europa ein Volk größtentheils bis auf den heutigen Tag bewohnt. Sie ließen sich überall nieder, um das von andern Völkern verlassene Land als Colonisten, Hirten und Ackerbauer zu benutzen, und nach allen vorhergegangenen Verheerungen war ihre Thätigkeit wohlthätig für die Völker. Früh geriethen sie mit den deutschen Stämmen in blutige Kämpfe, die ohne Zweifel durch Handelseifersucht erregt wurden und die Folge hatten, daß die Slawen in ganzen Provinzen ausgerottet und zu Leibeigenen der Deutschen gemacht wurden, wie neuerlich M. W. Heffter in seinem, im gegenwärtigen Augenblicke doppelt interessanten Werke: „Der Weltkampf der Deutschen und Slawen seit dem Ende des 5. Jahrhunderts nach seinem Ursprunge, Verlauf und seinen Folgen" (Hamburg 1847), uns erzählt.*) Wir finden hier die Keime und Anfänge des unausrottbaren Nationalhasses zwischen den Slawen und Germanen, der auch in mehren alten Sprüchwörtern sich ankündigt. Dieser für beide Volksstämme verderbliche Haß zeigt sich im ganzen Verlaufe der Geschichte, und sehen wir zuerst auf Böhmen, so hatte der verheerende Hussitenkrieg im 15. Jahrhundert seine Quelle ebenso sehr in dem Volkshasse als in Glaubenszwietracht. Dies zeigt sich deutlich in der von den hussitischen Ständen dem Kaiser Sigismund 1421 übergebenen Beschwerde, deren erster Punkt ist: der Kaiser habe zugelassen, daß Huß, trotz des gegebenen freien Geleits, zur Schande und zum Spott des ganzen böhmischen Volkes sei verbrannt worden. Es war sehr natürlich, daß das Andenken an frühere Unbill bei den Slawen nie erlosch, wiewol sie zu wenig bedacht haben, daß die Berührung mit den germanischen Völkern und durch diese mit dem Christenthum viel dazu beigetragen hat sie aus der ursprünglichen Roheit zu ziehen.

In unsern Tagen ist nun die alte Stammfeindschaft stärker hervorgetreten, und zwar zuerst unter den Böhmen, die seit der Verbindung mit den Deutschen immer der gebildetste Slawenstamm waren, und unter welchen mit der fortschreitenden Geistesbildung das Nationalgefühl kräftiger sich entwickelt hat. Wie unter den Westslawen hat sich nun auch unter den Südslawen die alte Feindschaft Luft gemacht, die allgemeine Bewegung dieser Stämme eine drohende Gestalt angenommen, und es läßt sich wol befürchten, daß sie zerrüttend auf die europäischen Verhältnisse einwirken werde. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Ereignisse nicht so unbefangen erwogen und beurtheilt wurden als es ihre Wichtigkeit fodert, und „innerhalb wie außerhalb Iliums Mauern" schwer gesündigt worden ist. Der Kampf der Nationalitäten hat begonnen, und wie er enden werde läßt sich nicht absehen. Jede prüfende Stimme die in diese Wirren ernst und ruhig hineinspricht muß gehört werden; und eine solche Stimme erhebt eben ein Pole, der durch seine, auch ins Deutsche übersetzte „Geschichte der Reformation in Polen" bekannte Graf Valerian Krasinski, der seit dem unglücklichen Ausgange der polnischen Revolution in London lebt, in einer gehaltvollen Schrift: „Panslavism and Ger-

*) Wir haben über dieses Werk in Nr. [illegible] d. Bl. berichtet.
D. Red.

manism", die auch bereits in einer deutschen Uebersetzung von W. A. Lindau unter dem Titel den wir zur Ueberschrift dieses Aufsatzes gewählt haben in der Arnold'schen Buchhandlung zu Dresden erschienen ist (8. 1 Thlr. 15 Ngr.). Sein Hauptzweck ist, die Aufmerksamkeit auf die Slawenfrage zu richten, die er aus einem Standpunkte betrachten wollte der von dem in Deutschland angenommenen Gesichtspunkte verschieden sein möchte, wie er sagt. Er will den Deutschen so wenig wie den Slawen die Berechtigung absprechen ihre nationalen Interessen voranzustellen; aber, sagt er, es gebe Interessen die höher stehen als die der Slawen und der Deutschen, die Interessen der Menschheit und der Civilisation, die ernstlich gefährdet werden könnten durch die unglücklichen, täglich stärker sich erhebenden Zwistigkeiten. Der Verf. betrachtet diese große Zeitfrage von allen Seiten, und entwickelt in sechs Abschnitten zuerst die Verhältnisse der Polen und Russen, dann die Zustände der Slawen, der Deutschen und der Ungarn, den Charakter des russischen Panslawismus, richtet einen warnenden Aufruf an die Deutschen, stellt die Polen vor den Richterstuhl der Geschichte, und wirft endlich einen Blick auf die Aussichten der Slawen. Ein Anhang enthält einen Bericht über den Slawencongreß in Prag, eine Uebersicht der slawischen Bevölkerung nach den verschiedenen Glaubensbekenntnissen, die bei dieser Frage von besonderm Interesse ist, und eine Uebersicht der slawischen Völkerschaften nach den Staaten welchen sie angehören. Allerdings verräth der Verf. die natürliche Hinneigung zu seinen Stammgenossen, verleugnet aber die Gerechtigkeit so wenig als die dem Geschichtsforscher geziemende Unparteilichkeit, wiewol einige seiner Bemerkungen zu Gegenreden Anlaß geben können. Es kann nicht unsere Absicht sein hier auf den Inhalt der Schrift näher einzugehen und des Verf. Ansichten zu prüfen, sondern nur das Buch der Aufmerksamkeit der Unbefangenen zu empfehlen. Wir wollen jedoch einige Stellen nach ihrem Hauptinhalt ausheben, welche des Verf. Grundansichten andeuten, und gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Verhältnisse Oestreichs in den Vordergrund treten, Texte zu Betrachtungen geben können. „Das einzige wirksame Mittel die Stiftung eines russisch-panslawischen Reichs zu verhindern ist die Umbildung Oestreichs in einen Slawenstaat, der Polen, Böhmen, Ungarn und alle Länder Oestreichs, wo das slawische Element vorherrscht, umfassen würde. Dies kann geschehen, wenn der am 25. April dieses Jahres verkündeten Verfassung Oestreichs die vollste Entwickelung gegeben, und mit diesem Staate wenigstens ein Theil der polnischen Provinzen vereinigt wird die jetzt unter Rußlands und Preußens Herrschaft stehen, weil das slawische Element in einer solchen Vereinigung vorherrschend sein, und nach der Natur der Dinge die erwähnte Umbildung auf friedliche Weise vor sich gehen wird. Die Vereinigung verschiedener Nationalitäten unter einem Herrscher kann nicht besser befestigt werden als durch eine gemeinsame freie Verfassung, welche all den verschiedenen Volkstheilen die Verwaltung ihrer örtlichen Angelegenheiten überläßt, und ihnen zugleich eine Theilnahme an der Leitung der gesammten Angelegenheiten des Staats gewährt, weil eine solche Einrichtung die freie Entwickelung jeder abgesonderten Nationalität mit der Sicherheit des ganzen Reichs vereinigt, dessen Erhaltung für alle Bestandtheile gleich wichtig ist. Oestreich würde dann einen Staatenbund bilden, den Vereinigten Staaten ähnlich, ausgenommen daß die vollziehende Gewalt nicht einem gewählten Präsidenten, sondern einem erblichen Herrscher übertragen werden müßte. Es ist überflüssig die Vorzüge zu entwickeln welche diese letzte Einrichtung vor der ersten haben würde. Wer den Zustand des östlichen Europa kennt, kann durchaus nicht zugeben, daß dessen Bewohner sich jetzt für eine republikanische Verfassung eignen. Der Fürst der berufen wird die Geschicke des auf diese Weise eingerichteten Staats zu leiten muß mit der größten Aufrichtigkeit in dieses System eingehen, und das System des Trugs und zeitweiliger Auskunftsmittel, das seither leider so oft von der östreichischen Regierung befolgt worden ist, muß gänzlich aufgegeben werden. Die Gebietsausdehnung, die das verbündete Oestreich durch den Zuwachs der jetzt andern Regierungen unterworfenen polnischen Provinzen gewinnen wird, ist zur Befestigung dieses Staats unumgänglich nothwendig; denn so lange diese Bedingung unerfüllt bleibt, wird Galizien nie aufrichtig in dieses System eingehen, sondern stets nach einer Vereinigung mit der Macht hinstreben die den größten Theil des ehemaligen polnischen Gebiets besitzt. Niemand der den politischen Zustand der Welt kennt kann bezweifeln, daß das Bestehen eines mächtigen Staats im östlichen Europa, der den Fortschritten des Einflusses und der Eroberungen Rußlands wirksam widerstehen kann, für die europäischen Interessen unumgänglich nothwendig ist. Diese Rolle war seither Oestreich vermöge seiner geographischen Stellung zugetheilt, aber ungeachtet seine Regierung diese Pflicht in der neuern Zeit vernachlässigt hat, so würde doch, wenn Oestreich als ein Staat zerstört werden sollte, ein Riß entstehen, der das politische Gebäude Europas gänzlich in Unordnung bringen müßte, und es für dessen Interesse nothwendig machte die Lücke durch eine neue Gestaltung auszufüllen, um Rußland zu verhindern seine Herrschaft nicht nur über alle slawischen Völker auszudehnen die jetzt unter Oestreich und den Türken stehen, sondern selbst über Konstantinopel. Die Erreichung dieses Zwecks, d. h. die Gründung eines neuen mächtigen Staats auf den Trümmern des jetzigen Oestreichs, müßte jedoch sehr schwierig, vielleicht unmöglich sein, wenn die verschiedenen Nationalitäten aus welchen es besteht einmal durch eine gegenseitige Feindseligkeit auseinandergerissen wären. Dieser mögliche Fall kann nur durch die Gründung und Ausdehnung eines Bundesstaats unter dem gegenwärtigen Herrscherstamme Oestreichs verhindert werden." Es ist bei dem gegenwärtigen Zustande Oestreichs und nach den Ereignissen die eingetreten sind seit der Verf. in den Sommermonaten dieses Jahres schrieb, allerdings sehr schwer einen sichern Blick auch nur auf die nächste Zukunft zu werfen; aber was auch die kecke Reaction, die in diesem Augenblicke ihre blutigen Loose aus dunkler Urne schüttelt, herbeiführen möge, die allgemeinen Verhältnisse des östreichischen Staats sind im Wesentlichen noch dieselben wie zu der Zeit wo der Verf. sie ins Auge faßte, und seine Bemerkungen haben ihre Anwendbarkeit nicht verloren. Ehe wir von ihm scheiden, werde noch bemerkt, daß er lebhaft wünscht sein Buch möge andere Schriften über denselben Gegenstand hervorrufen, und er meint, in dem Augenblicke, wo sich der politische Horizont der Slawen wie der Deutschen immer mehr verdunkele, und der feindselige Geist der sie trennt beiden großes Unglück drohe, sei es die Pflicht der Schriftsteller beider Stämme laut zu reden, und ihren Stammgenossen die Gefahren zu zeigen, welchen durch ein misverstandenes Gefühl der Nationalität beide Parteien ausgesetzt werden können. 94.

Notiz.

Merkwürdige Bücherpreise.

Im Laufe des September wurden in London für Rechnung des Britischen Museum die Duplicate der dasigen Maskell-Büchersammlung verkauft, und dabei unter Anderm folgende Preise erlangt: 35 Pf. St. für das „Sarum missale" von 1557; 11 Pf. St. für das „Manuale ad usum celebris Ecclesiae Sarisburiensis" von 1554; 24 Pf. St. für das 1526 zu Paris auf feinstes Pergament gedruckte „Enchiridion Ecclesiae Sarum"; 10 Pf. St. 7 Schill. 6 Pence für „The booke of common prayer, noted by *John Marbecke*", gedruckt von Grafton 1550; 7 Pf. St. 15 Schill. für ein auf rothen Zeilen schwarz gedrucktes Gebetbuch von 1662; 9 Pf. St. 12 Schill. für ein Exemplar der englischen Liturgie Eduard's VI., ins Lateinische übersetzt von A. Alessii und gedruckt 1551; 9 Pf. St. für „A goodly prymer in Englyshe" ohne Titelblatt, von 1537. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 366. —— 31. December 1848.

Dramatische Uebersicht.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 365.)

38. Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel. Berlin, Trautwein. 1847. 8. 1 Thlr.

Es ist nicht leicht zu sagen, woran es dieser Arbeit, die offenbar einer geübten Hand zu danken ist, eigentlich fehlt, und weshalb sie keinen genügenden Eindruck zurückläßt. Wir glauben es ist der Mangel an Ruhe, an Ordnung, an Stetigkeit, der ihr schädlich ist. Eine springende, fliehende Begebenheit, eine bloße Skizzirung der Charaktere, stets wechselnde Localität, hastige Sprache lassen uns troz mancher Schönheiten zur Ruhe des Genießens nicht kommen. Der Verf. hat sichtbar zu viel umfaßt, und damit alle Vortheile verloren die er bei zweckmäßiger Einschränkung seiner Handlung sicher gehabt hätte. Er charakterisirt seine Helden Heinrich und Friedrich von Schwaben so schön, und stellt einzelne so treffliche Bilder hin, daß es nur zu bedauern ist, daß er sich stets von der Geringfügigkeit der Nebenhandlung von dem großen historischen Bilde losreißen läßt, das er auszuführen immer wieder im Begriff ist. Ihm hat das Maß gefehlt, die Beschränkung des Plans, die Kunst der Versagung und Unterordnung. Hiervon abgesehen bewährt er Eigenschaften die noch Vorzügliches zu erwarten berechtigen, und wir glauben, daß er mit König Heinrich von sich wird sagen können:

> Unser Reich
> Soll andern Kampf und and're Siege seh'n!

39. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Fünfter und sechster Band. Leipzig, Lorck. 1847—48. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß Gutzkow mit ernstem und glücklichem Bemühen bestrebt ist die dramatische Aufgabe zu lösen. Zwei seiner jüngsten Arbeiten die uns hier vorliegen, „Wullenweber" und „Uriel Acosta", bilden ungefähr die Spitze Dessen was die dramatische Kunst in den letzten Jahren hervorzubringen vermocht hat. Gutzkow behauptet seine Originalität: er ahmt niemals weder sich selbst noch Andere nach; er wandelt, ist er auch kein Genie, doch muthig die Bahnen des Genies; er kennt keine Furcht und keine kleinliche Selbstkritik, und er legt kein zu schweres Gewicht auf seine einzelne Arbeit: lauter Eigenschaften die sich nur mit großem und entschiedenem Talente vertragen, und die ihn wesentlich von Laube, von Prutz und von andern Mitbewerbern unterscheiden. Will man ihn an einer Stelle tadeln oder schwach finden, so verweist er uns sofort auf den ganzen Umfang seiner Thätigkeit, bei der keine Einseitigkeit zu entdecken ist, und die für jede Schwachheit eine sie verdeckende Stärke aufweist. Seine Mannichfaltigkeit, von „Richard Savage" durch „Patkul" und „Uriel Acosta" zu „Wullenweber", ist fast die eines Genies, und die geringe Schätzung in der jedes abgethane Werk bei ihm selbst zu stehen scheint ist fast Goethisch. Bei diesem Bewußtsein entschiedener Ueberlegenheit, Beherrschung der Form und Macht über den Stoff hat Gutzkow nach unserm Urtheil nur zwei Fehler, an sich untergeordneter Art, bei ihm von Bedeutung: Hinneigung zu eigensinniger Entwickelung der Fabel und Abneigung vor gemächlicher Ausführung der Begebenheit. Es ist nicht leicht was wir meinen ganz deutlich zu machen. Sehen wir, daß ein gegebener Stoff zwei Entwickelungen zulasse, eine natürliche, naheliegende und eine innerlich unwahrscheinlichere und fernliegende, so wird Gutzkow stets die fernliegende für sich wählen. Sehen wir ferner ein gegebener Stoff fülle mit seinen natürlichen Bestandtheilen gerade einen dramatischen Rahmen aus, so wird Gutzkow stets sich auf Episoden werfen, und darüber Zeit und Raum für die Ausführung des eigentlich ihm vorschwebenden Gemäldes verlieren. Der erste Fehler ist fast in allen seinen Dramen bemerkbar, der zweite besonders in „Patkul" und in „Wullenweber". Große dichterische Schönheiten verdecken zum Theil diese fehlerhafte Construction seiner Dramen: eine Sprache voll Mark und Leben, der Nichts mangelt als größere Klarheit um musterhaft zu sein, und ein Gedankenzufluß, der jugendlich überschwellend kaum den gereiften Mann ahnen läßt, erheben und verschönen alle seine Gestaltungen. Im dramatischen Effect dagegen und dessen glücklicher Erkenntniß ist Gutzkow kein Held, und steht hierin seinem Nebenbuhler Laube unstreitig nach. Mehr oder minder tragen alle seine Dramen ein philosophisches Colorit, und alle seine Helden sind Weltbeobachter, wenn auch nicht Weltweise. Jenachdem sich die Beobachtung auf die immateriellen Güter oder auf das zeitliche Besitzthum der Menschen richtet, entsteht ein „Richard Savage" und „Uriel Acosta", oder ein „Patkul" und „Wullenweber". Stellt der Poet sich aber mitten inne zwischen beiden Arten der Betrachtung, so trifft er auf einen „Werner", „Pugatscheff" und „Dreizehnten November".

So haben wir die in zwei Bänden uns vorliegenden drei jüngsten Dramen Gutzkow's ihrer Hauptrichtung nach bezeichnet, und können auf ihre speciellere Betrachtung nun eingehen. Zwischen der auf die Gestalt des Geistes gerichteten Ideenfolge in „Uriel Acosta" und der auf die Körperwelt zielenden Gedankenreihe in „Wullenweber" steht „Der dreizehnte November", dramatisches Gemälde in drei Acten, mitten inne. Es ist zunächst ein Seelengemälde im Rahmen einer die Weltsitte zeichnenden Begebenheit, ziemlich düster von Farbe, jedoch schließlich heitern Ausgangs. Dies November-Nebelbild aus den schottischen Hochlanden hat unter Gutzkow's Hand eine Mittelstellung zwischen Schauspiel, Lustspiel und Trauerspiel eingenommen, in der es fast ohne Vorbild ist. Arthur Douglas ist in tiefen Menschenhaß versunken, weil Fennimor ihm untreu dem greisen Commodore Stafford ihre Hand gereicht hat. Diesen Menschenhaß nährt ein Verwandter, der londoner „Lion" Holyday, in der Absicht den Vetter zum Selbstmord zu treiben und ihn zu beerben. Sein teuflischer Plan schlägt fehl, indem Douglas seine Fennimor rein und als ein Opfer kindlicher Liebe wiederfindet, in dem Augenblick, wo er irren Geistes sich er-

schießt, indem er auf sein Spiegelbild das Pistol abdrückt. Gut so weit, aber nun kommt eine unnöthige, grausame Blutschuld; denn hinter der Spiegelthür lauert Holyday, und diesen tödtet der Schuß. Wir nannten diesen Ausgang eine unnöthige Grausamkeit, weil sie selbst wieder Douglas' reines Glück zerstört; es ist aber auch die Frage, ob sie eine mögliche sei, denn wir halten es nach physischen Gesetzen für unmöglich, mindestens für im äußersten Grade unwahrscheinlich, daß Jemand der hinter einer Spiegelthür sich befindet durch einen Pistolenschuß auf die Fläche des Spiegels getödtet werde. Nach ethischem Gesetz fließt Holyday's Blut aber auch nicht mit Recht; denn seine Schuld ist immer noch keine Blutschuld, und wie strafbar auch sein Wille sei, er bleibt bei dem Willen stehen. Aus dieser Skizze wird schon zu entnehmen sein, daß dies kunstreich erfundene Drama doch eigentlich keiner dramatischen Gattung angehört, mithin auch keine dramatische Aufgabe löst, so effectvolle Bilder und so gute Gedanken es auch enthält. Gutzkow gräbt immer in die Tiefe, und so ist auch hier die tiefe Färbung des Menschenhasses im Uebergang zum Haß seiner selbst ergreifend und lehrreich. Nicht minder schön ist Fennimor's Engelunschuld, und die in Holyday dargestellte Schlechtigkeit der Weltsitte, die sich den Strafgesetzen entzieht, zur Darstellung gebracht. Das Stück, in Gutzkow's kerniger und gedankenreicher Diction geschrieben, macht daher unerachtet der Behandlung in Prosa einen bedeutenden Eindruck.

Ueber „Uriel Acosta" ist dem Leser bereits so viel vorgetragen worden, daß wir die Besprechung dieser geistreichen Arbeit sehr in die Kürze ziehen können. Ueberzeugungstreue und irdische Liebe auf der einen Seite, Liebe und Kindespflicht auf der andern Seite im Kampf, und in beiden Fällen die Aufopferung der Subjectivität siegreich, bilden den Inhalt der Tragödie, die sich den höchsten geistigen Interessen des Menschen, Geistesfreiheit und religiöse Selbstbestimmung, weiht. Die durchaus kunstgerechte Führung der Fabel, die sichere Zeichnung der Charaktere, besonders in den Nebengestalten de Silva, Jochai, die durchweg poetische und erhabene Sprache, welche einige Dunkelheiten abgerechnet an Lessing's Gedankenfluß erinnert: alles Dies zusammen mit Röthigung des Zuhörers zu regster Theilnahme an dem Gang der Begebenheit stellt dies Stück, wie schon angedeutet wurde, ziemlich an die Spitze der dramatischen Errungenschaften des letzten Lustrums. In classischer Färbung, würdigem Stil und Fülle der Gedanken wird Gutzkow mit diesem Stück wol seinen Anspruch auf den ersten Rang unter den Kunstgenossen bekundet haben; an Genialität, Weltdurchschauung, Geisteskunde hat er einige Namen über sich, die ihm jedoch an Gesetzmäßigkeit der dramatischen Production nachstehen müssen. Im Uebrigen halten wir Judith's Tod für gerechtfertigter als Acosta's, dem bei seinem Glaubensstandpunkt streng genommen eine Bekehrung nicht das Leben kosten sollte, obwol er sagt:

Die Meinung hat verloren
Wer seine Meinung einmal abgeschworen.

Doch de Silva's Schlußworte berichtigen ihn:

Den Glanz
Der alten Heiligthümer sah ich schwinden.
Glaubt was ihr glaubt. Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos, nein:
Wie wir es meinen, Das nur überwindet.

Nach diesem schönen Bilde aus der idealen Welt der Gedanken bietet „Wullenweber", geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten, ein schönes Stück wirklichen und realen Lebens dar. Der Verf. erhebt sich in ihm zum Dichter der Geschichte, zu ihrem wahren poetischen Verklärer; er legt der Begebenheit Motive unter, für immer und zu jeder Zeit groß, und der Gestaltung durch die Kunst würdig. Wullenweber selbst, dieser Repräsentant des Stolzes, der großen Zielpunkte und der Macht der Hansa, ist durchaus ein Held und ein deutscher obenein. Sich selbst nur großer Gefühle, großer Wünsche für sein Vaterland bewußt, fällt er in die Schlingen, welche die gemeine Erbärmlichkeit Derer die er groß zu machen ringt, und der Verrath eines Fürsten ihm stellen. Meta, seine Schwester, ganz Natur und Wirklichkeit, merkwürdig rein von aller Theaterconvenienz, Marcus Meyer, der lübische Feldhauptmann, Wullenweber's Arm und sein Freund, eine völlig individuelle Gestalt, ohne allen gewohnten Bühnenzuschnitt, sodann Anna Rosenkranz, unerachtet etwas eigensinniger Gestaltung doch kühn und wirkungsvoll erfunden, die Nebengestalten Prinz Swante, feig aus Politik, die Rathsherren in Lübeck und Hamburg bis zu dem prahlerischen, geschwätzigen Stadtbarbier Schepeler: — Alles ist so neu, naturgetreu, dichterisch, frei und keck hingestellt, daß wir die ganze und schöne Erscheinung eines Dichters hier vor uns sehen, der nirgend der Convenienz huldigt, und doch dem Gesetz getreu bleibt. Man kann an dem Stück Dies und Das tadeln — wo könnte man es nicht? — allein daß man ein Gedicht vor sich hat, in sich ganz und harmonisch, von Naturquellen geschöpft und mit kunstverständiger Hand hingezeichnet, Das fühlt der Leser in jeder Zeile. Vielleicht ist Marcus Meyer in seinem plebejen Stolz und seiner Liebesunklarheit zu künstlich, vielleicht ist Brockdorp, Tycho, Oldendorp zu tadeln, und der Ausgang matt und effectlos zu nennen — das Stück ist und bleibt eine würdige und poetische Illustration eines richtigen Wendepunkts in der neudeutschen Geschichte.

Aus solchem Blut kommt uns die beff're Zeit!

sagt Graf Christoph von Oldenburg als Wullenweber sein Haupt zum Schaffot trägt, und dieser scheidet von uns mit diesen Worten:

Ich ahne nun das Ende!
Im Lichte muß es sein, im Sonnenaufgang,
Die alten Schatten kehren nicht zurück!
Ein freier Sund für jedes freie Denken,
Ein freier Sund für jedes freie Handeln,
Für jede gute That die freie Durchfahrt.
Ein freier Paß für's deutsche Vaterland!

40\. Der neue Herr Cantor, oder der modernisirte Vielwisser: Singspiel in vier Aufzügen von W. John. Mühlhausen. 1848.

Am Schlusse dieses langen Artikels kann uns ein Possenspiel des gewöhnlichsten Schlags nicht länger aufhalten. Wir nehmen vielmehr von dem günstigen Leser Abschied, nicht ohne Besorgniß, daß die dramatischen Früchte des nun ablaufenden Jahres, offenbar eines für die Entwickelung des deutschen Geistes inhaltschweren und entscheidenden Zeitabschnitts, bei unserm nächsten Zusammentreffen sich minder schmackhaft und von der Herbheit der Zeiten in Saft und Wuchs zurückgehalten zeigen möchten. Quod Deus bene avertat! 26.

Ferdinand Delbrück. Ein Lebensumriß. Von Alfred Nicolovius. Mit einem lithographirten Bildniß. Bonn, Marcus. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Von derselben geschickten Hand welche uns vor einigen Jahren die Lebensbilder H. L. Nicolovius' und J. G. Schlosser's gezeichnet hatte empfangen wir hier den Lebensumriß eines vieljährigen, treu verdienten Lehrers der Universität Bonn. Ferdinand Delbrück, aus einer in Magdeburg hochgeachteten Familie, welche dem preußischen Staate immer treffliche Beamte gegeben hatte, am 12. April 1772 geboren, ein Schüler F. A. Wolf's in seiner besten halleschen Zeit, hat ein langes Leben hindurch nichts Anderes als Professor sein wollen; thätige Einmischung in äußere Angelegenheiten oder Welthändel, Antheil an akademischen Intriguen, Haß oder Neid gegen Amtsgenossen sind ihm durchaus fremd geblieben. Denn er hatte einen zu hohen Begriff von der Würde der Wissenschaft und des Vertreters derselben auf einer deutschen Hochschule. Aus diesem Grunde widerstrebte er auch mit zu großer Gewissenhaftigkeit

jeder Auszeichnung durch Orden und Titel, und nahm die Ertheilung derselben, namentlich die besondere Auszeichnung durch den preußischen rothen Adlerorden zweiter Classe, an seinem 50jährigen Doctorjubiläum mit einer Bescheidenheit auf die im J. 1847 höchst selten, ja fast unerhört war. Sein ganzes Leben blieb er ein Beispiel hoher Bildung, unwandelbaren Rechtsgefühls und echter Religiosität. In der ersten Beziehung sprechen für Die welche seinen gebildeten Umgang, den Ernst und die Tiefe seiner Gespräche und die Abneigung gegen alles Schale und Oberflächliche nicht persönlich gekannt haben die Reihe trefflicher Schriften, nicht von großem Umfange, aber voll Sittlichkeit und Würde, wie die über das Christenthum, seine Ergebnisse akademischer Forschungen und seine akademischen Reden. Ein unwandelbares Rechtsgefühl pflegte sich bei jeder Gelegenheit zu äußern; mit Catonischer Strenge wendete er sich gegen Aeußerungen in Schriften oder Tageblättern welche die Ehre des deutschen und des preußischen Vaterlandes angriffen, und mit der ganzen Kraft eines innig ergriffenen Gemüths schrieb er die beiden Streitschriften zur Ehre Platon's und Demosthenes' gegen Niebuhr. Sein Tadel des Arndt'schen Volksliedes (1846) trägt so ganz das Gepräge seines Denkens und Handelns, daß diese Schrift als sein von ihm selbst gemaltes Bildniß erscheinen kann, wenngleich wir mit dem Grunde seines Tadels durchaus nicht übereinstimmen können. Seine hohe Religiosität endlich beruhte auf der Selbständigkeit im religiösen Denken und auf seiner Sittlichkeit; Glaubensübermuth und dogmatischer Stolz waren ihm ebenso verhaßt als frivole Freigeisterei.

Delbrück's äußeres Leben ist sehr einfach gewesen. Er war zuerst Lehrer am Gymnasium des Grauen Klosters in Berlin, und in den Jahren 1806 und 1807 Lehrer des Prinzen August von Preußen, des jetzigen Königs und der jetzigen Kaiserin von Rußland, von 1808—14 Schulrath und Professor zu Königsberg, von 1816—18 Regierungs- und Schulrath in Düsseldorf, seit 1818 Professor der Philosophie und Aesthetik in Bonn, also einer von den Ersten welche auf dieser neu gestifteten Universität auftraten.

Hr. Nicolovius hat seiner Schrift das Verzeichniß der von Delbrück verfaßten Schriften und Recensionen mit kurzen Bemerkungen beigefügt, woraus mancher Leser auf werthvolle, fast vergessene Erzeugnisse unserer Literatur aufmerksam gemacht wird. Der wortbelle Stil and die geschickte Wohlredenheit sind nicht die kleinsten Vorzüge aller Delbrück'schen Arbeiten.

Eine besondere Zierde unsers Büchleins ist der auf S. 81 abgedruckte Glückwunsch des Königs Friedrich Wilhelm's IV. zu Delbrück's Doctorjubiläum, von dem Hr. Nicolovius mit Recht schreibt, daß der Ernst der Gegenwart ihm die Pflicht der Veröffentlichung dieses Zeugnisses einer überall so bedeutend hervortretenden Persönlichkeit auferlegt hat. 17.

Literarische Notizen aus England.

Anderweites von den Gebrüdern Mayhew.

Seit dem Abdrucke der kurzen Notiz in Nr. 235 d. Bl. von einem Romane der Gebrüder Mayhew: „Whom to marry", ist von denselben anderweit erschienen: „The image of his father; or, one boy is more trouble than a dozen girls: being a tale of a «young monkey»" (London 1848), worüber das „Athenaeum" sich nicht lobend äußert. Nach der Bemerkung, daß wahrscheinlich in Folge eines auf die bürgerliche Gesellschaft wohlthätig einwirkenden Gesetzes die laufende Literatur eines Landes mit dem Wechsel der Verhältnisse auch dem Wechsel verfalle, und ein solcher sich jetzt vor unsern Augen zutrage, indem der Vorliebe für Gedichte die Romanenwuth gefolgt und diese jetzt im Abnehmen sei, heißt es: „Nur will uns bedünken, daß es ein schlechter Austausch ist, wenn wir den Roman für die Classe gemeiner, schwächlicher und possenhafter Erzeugnisse hingeben, von welcher «The image of his father» eine Probe geben kann.... Die Geschichte ist nicht blos possenhaft, sondern eine vollständige Posse.... Ein Brigadier Farquhar in Indien schickt seinen Sohn nach England daselbst erzogen zu werden. Der Vormund des Knaben, Impey, ein Sachwalter, bringt ihn in das Pensionat eines Dr. Wyse in Blackheath. Eine Tracht Schläge veranlaßt den Knaben fortzulaufen. Statt Dies dem Vater zu melden, steckt Impey das Pensionsgeld in die Tasche, bis plötzlich die Nachricht von der Ankunft des Brigadier sammt Gemahlin ihn alarmirt. Er hilft sich durch den noch nicht dagewesenen Einfall, einen andern anglo-indianischen Knaben, Hugo Bourgoyne, dessen Vater just geschrieben, daß er unter vier Jahren nicht nach England kommen werde, für den jungen Farquhar auszugeben.... Die zärtliche Mutter versichert, sie würde den Hugo unter zehntausend für ihren Sohn erkannt haben, und daß er das leibliche „Image of his father" sei. Das ist sehr spaßhaft, um so mehr, als Jeder der von den Wegen dieses Lebens auf der Bühne Etwas weiß nicht im Zweifel bleiben kann, daß irgend eine Zufälligkeit im nächsten Acte Hugo's Vater herbeiführen werde. Das geschieht auch, und der Sohn, der nun für ihn geschafft werden muß, ist der «young monkey» des Titels, der im Rinnsteine geboren, auf der Straße erzogen und von hier in Impey's Dienste versetzt worden ist. Die Streiche dieses jungen Menschen und der Schreck des alten Herrn, in seinem Sohne einen solchen ungeleckten Bär zu finden, verursachen eine Menge derben Spaß. Es wäre überflüssig das dénouement einer solchen Erzählung anzudeuten." Obwol Ref. dem Ausspruche des „Athenaeum" insofern beipflichtet, als er in unsern Tagen des Fortschritts für die Literatur keinen Fortschritt darin erblicken kann, wenn „gemeine, schwächliche und possenhafte Erzeugnisse" an die Stelle des Romans treten, so muß er doch gestehen, daß er über das getadelte Buch zu wiederholten malen herzlich gelacht und den Aerger und Unwillen vergessen hat, mit welchem so manche Ereignisse unserer Zeit ihn erfüllten. Dies demnach ein Wink für Jeden der sich von der unvermeidlichen Politik erholen will.

Drei Antworten statt keiner.

In Nr. 311 d. Bl. enthält eine „Französisch, Englisch und Lateinisch" überschriebene Notiz die Uebersetzung vier französischer Verszeilen in englische von dem berühmten englischen Theologen und Mathematiker Wallis, sowie dessen spätere Uebertragung derselben in lateinische Prosa mit der Bemerkung: die viel größere Länge der letztern müsse um so mehr auffallen, je leichter es sich erkläre, warum Uebersetzungen ins Lateinische bedeutend länger sein können als das Original einer lebenden Sprache. Dann heißt es am Schlusse: „Würde wol ein lateinischer Gelehrter Dies auch an vorliegendem Beispiele zu erweisen vermögen?" Hierauf sind drei Antworten und zwar jede in vier entsprechenden Verszeilen eingegangen. Die erste lautet:

Cum torquet tortor torquendo tortile filum,
 Intorquet fila, ut torqueat, ille tria;
Si tamen e filis se forte retorqueat unum,
 Contortus funis solvitur, itque retro.

Die zweite:

Restio, cum torquens restem sibi torquet, in unum
 Torqueat ut restem, interquet tria fila; retortum
De tortis filis si quid sit forte, resolvit
 Se simul, et restant resti quae fila retorquet.

Die dritte:

Contorquens tortor torquendo tortum ubi torquet,
 Tortum ad torquendum ternas torques sibi torquet;
Tortorum verum si torquis se ulla retorquet,
 Illa retorquetur torquis quae torta retorquet.

Die ersten zwei Kunststücke, sagt ein competenter Dichter, finden sich mit der Schwierigkeit glücklich ab. Nur das dritte,

indem es Zeile für Zeile wiedergibt — was das erste allerdings auch thut — und zugleich das Wortspiel auf torquis beibehält, wie solches im Französischen und Englischen vorkommt, ringt mit der Schwierigkeit und besiegt sie. 16.

Bibliographie.

Adele, Aus dem Stillleben eines weiblichen Herzens. Taschenbuch, den deutschen Frauen gewidmet. Darmstadt, Küchler. 16. 10 Ngr.

Andersen's, H. C., gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 32ster bis 35ster Band. — A. u. d. T.: Die zwei Baronessen. Roman. Vier Bände. Leipzig, Lorck. 8. à 10 Ngr.

Arnim, Bettina, Ilius Pamphilius und die Ambrosia. II. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 8. 2 Thlr.

Auszüge aus den geheimen Memoiren des Fürsten Metternich, ehemaligen k. k. österreichischen Staatskanzlers. Mitgetheilt von seinem Privatsecretair C... L... Weimar, Voigt. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Belani, H. E. R., † † † in der Schweiz. Ein historischer Roman aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung, in den J. 1844—1847. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 4 Thlr.

Biedenfeld, F. Freih. v., Feldzug der Oestreicher in Italien von der Papstwahl Pius IX. bis zum Waffenstillstand von Mailand. Voran eine Schilderung der Zustände Italiens seit dem Wiener Congreß und der Hauptveranlassungen seines Aufstandes. Weimar, Voigt. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Faber, A., Darstellung der gerichtlichen Organisation und Competenz in Rhein-Preußen nebst den Grundzügen des öffentlichen und mündlichen Strafverfahrens daselbst. Mit den Grundrissen von den drei Sitzungssälen in Köln. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Gedichte eines Jung-Schweizers. Basel, Schabelitz. 12. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 13te Auflage. Berlin, Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hahn, Helena, Eine Schwester. Russisches Familiengemälde. 2ter Theil. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Köberle, G., Dramatische Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Medicäer. Drama in 5 Akten. Mannheim, Grohe. 1849. 8. 20 Ngr.

Lyser, J. P., Erzherzog Johann, der Freund des Volkes. Biographische Skizze. Mit dem Portrait des Prinzen in Stahlstich und vielen Holzschnitten. Wien. Hoch 4. 16 Ngr.

Schücking, L., Eine Römerfahrt. Coblenz, Hölscher. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein Weihnachtsmärchen. Illustrirt von L. Löffler. Leipzig, Weber. 1849. 16. 20 Ngr.

Zeise, H., Reiseblätter aus dem Norden. Altona. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

An das Volk. Berlin. 4. ¾ Ngr.

Arntz, A., Das Recht der National-Versammlung. Der Staatsstreich vom 9. Novbr. und die Verantwortlichkeit der Minister. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Auf der Brigittenau bei Wien ꝛc. Ein Gedicht. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Betrachtungen zu dem der Frankfurter Nationalversammlung zur Berathung vorliegenden Entwurf eines Gesetzes über die deutsche Wehrverfassung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Robert Blum. Sein Leben und seine Hinrichtung. Ein Charakterbild unserer Zeit. Bremen, Kaiser. 8. 4 Ngr.

Robert Blum's Leben, Wirken und Sterben. Wien, den 9. Novbr. 1848. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Robert Blum's letzte Lebensstunden und die Todtenfeier in Bremen. Nebst der dabei gehaltenen Rede des Hrn. C. H. C. Wischmann. Bremen, Kaiser. 8. 2 Ngr.

Denkschrift den Artikel VII des Entwurfs der Grundrechte des Deutschen Volks betreffend. Hannover, Hahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Wichtige Enthüllungen in Betreff der reactionären Presse. Berlin, Reuter und Stargardt. Gr. 8. 1 Ngr.

Die kroatische Frage und Oesterreich. Wien, Gerold. Gr. 8. 3 Ngr.

Friedrich, C., Das Lied vom treuen Robert. Leipzig, Naumburg. Lex.-8. 1 Ngr.

Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Ende November 1848. Berlin, Decker. Gr. 8. 1½ Ngr.

Gerhard, F., Bei Robert Blum's Todtenfeier. Eine Mahnung an das deutsche Volk. Leipzig, am 26. Nov. 1848. Leipzig, Matthes. 4. 1 Ngr.

Heckscher, Reden in der Waffenstillstandssache gehalten. Frankfurt a. M. Gr. 8. 3 Ngr.

Henneberg, L., Jesus der Auferstandene. Predigt. Worms, Rahke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kirchner, K. M., Bekümmert euch nicht! Predigt am Ernte-Dankfeste, Sonntag den 5. Novbr. 1848 gehalten. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Kirchner, W., Australien und seine Vortheile für Auswanderer. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Lehmann, C., Hermann Jellinek. Zur Erinnerung gewidmet. Leipzig, Weller. 8. 1 Ngr.

Die österreichische National-Bank. Wien, Gerold. Gr. 8. 5 Ngr.

Petersen, J. C. W., Wie steht Preußens König zu seinem Volke? und wie steht sein Volk zu ihm, dem Könige? Eine Ansprache an das christliche Volk über die Ereignisse vom 31. Oktbr. 1848 an. Wriezen, Weiße. Gr. 8. 2 Ngr.

Pistorius, H. A., Israel! zu deinen Hütten! Aufruf an alle Lutheraner innerhalb der Preußischen Landeskirche. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neun Reden für den Anschluß Oesterreichs an Deutschland, gehalten in der Paulskirche von den Abgeordneten Eisenmann, Reitter, Giskra, Wagner, Schneider, Uhland, Berger, Groß und Wurm. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Strauß, F. A., Predigt nach dem Kampfe bei Düppel vor dem 1. Bataillon K. 12. Infanterie-Regiments in der Kirche bei Tapsuhr am 28. Juli 1848 gehalten. 1ste und 2te Auflage. Berlin, Jonas. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Sieges-Predigt auf dem Kampfplatze bei Schleswig vor dem K. Kaiser Franz Grenadier-Regiment am 30. April 1848 gehalten. 1ste und 2te. Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Ueber gemeinsame materielle Interessen im deutschen Bundesstaate. 2tes Heft: Vorschläge zu den Bestimmungen im Reichsgrundgesetze über die Zoll- und Handelseinigung. Vorschläge zum sofortigen Beginn der Ausführung dieser Einigung. Geschrieben in den Monaten September und October 1848. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber einige zuläßige und zeitgemäße Reformen in der katholischen Kirche. Von einem katholischen Geistlichen, der es wirklich seyn und bleiben will. Geschrieben im Oktober 1848. München, Palm. Gr. 8. 3 Ngr.

Verfassungsurkunde für das Herzogthum Anhalt-Dessau. Dessau, Fritsche. 4. 5 Ngr.

Das Register zum Jahrgang 1848 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1848

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. VII.)

*33. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr.

*34. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Zweite Abtheilung. Gr. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von K. H. L. Pölitz. Fortgesetzt von F. Bülau. Drei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

*35. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. In zwei Bänden. Vierte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis dritte Lieferung erschienen 1847 und die Fortsetzung wird ohne Unterbrechung geliefert werden.

36. **Puchelt (F. A. B.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Dritter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Ngr.

37. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis siebente Band (1832—43) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr., auf Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Außer diesem Werke sind auch folgende größere Schriften des Verfassers ebendaselbst erschienen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Bände. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

*38. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **C. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** En cinq volumes. Vol. cinquième. In-8. Geh.

Der erste und zweite Band (1846) kosten 4 Thlr. 16 Ngr., der dritte und vierte Band (1846) 6 Thlr.

Von C. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:

Guide diplomatique. 2 vol. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Ebenso von F. de Cussy:

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. In-12. 1846. 3 Thlr.

*39. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. Siebenter und achter Band. Gr. 12. Geh.

Die erste Folge (12 Bände) erschien in vier Lieferungen 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Der Neuen Folge erster bis sechster Band (1846—47, 6 Thlr.) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Zweite Auflage. — Erzählungen.

*40. **Ross (G.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung: „Chirurgische Anatomie der Extremitäten", erschien 1847 und kostet 20 Ngr.

*41. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste Band (Eigenthumsrecht) erschien 1847 und kostet 2 Thlr. Der zweite Band ist ebenfalls bereits ausgegeben und hat denselben Preis.

*42. **Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie.** Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. In fünf Heften. Drittes bis fünftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

Das Werk ist bereits vollständig ausgegeben und kostet 2 Thlr. 20 Ngr.

43. **Shakspeare's Vorschule.** Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von **L. Tieck.** Dritter Theil. Gr. 8.

Der erste und zweite Theil (1823—29) kosten 5 Thlr.

44. **Snell (K.)**, **Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil (Vom ersten Differentialquotienten. Mit 3 lithographirten Tafeln.) erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr.

Von dem Verfasser erschien 1841 in demselben Verlage: Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

45. **Stickel (J. G.)**, **Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft und folgende. Gr. 4.

Das erste Heft erschien unter dem Titel:
Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omaj-jaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 1845. 2 Thlr.

*46. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuch, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

*47. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse**, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Zehntes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis neunte Heft (Aachen — Stockholm) erschienen 1841—46 und kosten 4 Thlr. 15 Ngr.; das zehnte Heft wird wahrscheinlich den Schluss des Werkes enthalten.

*48. **Thienemann (F. A. L.)**, **Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Drittes Heft und folgende. Gr. 4.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846; das dritte Heft (Singvögel) ist bereits ausgegeben. Jedes Heft kostet 4 Thlr.

49. **Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809.** — A. u. d. T.: **Geschichte Andreas Hofer's**, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste und zweite Theil (1845) kosten 4 Thlr. 12 Ngr.

*50. **Volks-Bibliothek.** Fünfter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Volks-Bibliothek enthalten:
- I. Joachim Nettelbeck. Von J. Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.
- II. Der alte Heim. Von G. W. Keßler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.
- III. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.
- IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.
- V. Das Kriegsjahr 1813. Von K. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

51. **Waagen (G. F.)**, **Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843), kostet 1 Thlr. 15 Ngr.; der zweite Theil: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845), hat denselben Preis.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

52. **Benfey (T.)**, **Vollständige Sanskrit-Grammatik**, nebst Chrestomathie und Wörterbuch. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1844 ebendaselbst:
Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 2 Thlr.
Vgl. Nr. 81.

*53. **Bremer (Frederike)**, **Geschwister-Leben.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh.

Von diesem neuesten Werke der beliebten Schriftstellerin wird gleich nach seinem Erscheinen eine deutsche Uebersetzung veranstaltet werden, die sich in Ausstattung und Preis den bis jetzt erschienenen Schriften der Verfasserin anschließen wird.

*54. ——————, **Nina.** Aus dem Schwedischen. Dritte verb. Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's bis jetzt erschienenen Schriften (14 Theile) kostet 4 Thlr. 20 Ngr.; einzeln jeder Theil 10 Ngr. Erschienen sind außer Obigem:
Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile.

*55. **Carneri (B.)**, **Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

*56. **Dieterichs (J. F. Ch.)**, **Handbuch der gesammten Hausthierzucht für Landwirthe.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

*57. **Die Gegenwart.** In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Ein in sich abgeschlossenes Werk und zugleich ein Supplement zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikon und namentlich eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Das erste bis vierte Heft sind bereits ausgegeben und in allen Buchhandlungen einzusehen, wo auch eine ausführliche Anzeige über das Werk zu erhalten ist.

58. **Grässe (J. G. T.)**, **Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde**, nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Uebersichten der wichtigsten Religionssysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

*59. **Gulat und Dschabra.** Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von **Hugo vom Meer.** 8. Geh. 1 Thlr.

60. **Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien:
Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etc. Nach *J. S. Ersch* bearbeitet von *Ch. A. Geissler.* Dritte Auflage. 1845. 3 Thlr.

Die zweite Ausgabe von *Ersch's* „Handbuch" (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 4 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 8 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden ebenfalls zu ermäßigten Preisen erlassen:

*61. **Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn.** Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

*62. **Hübner (J.)**, **Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien** aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. J. Lindner.** Die hundertundfünfte der alten, oder die sechste der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.

*63. **Humboldt's (W. von) Briefe an eine Freundin.** Zweite unveränderte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Die erste Auflage erschien zu demselben Preise im Jahre 1847 und war in wenigen Monaten vergriffen.

*64. **Jester (F. E.)**, **Ueber die kleine Jagd**, zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **C. H. E. Freiherrn von Berg.** Zwei Bände. Mit Lithographien und im Texte eingedruckten Holzschnitten. In sechs Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

In demselben Verlage erschien bereits:
Döbel (H. W.), Neueröffnete Jäger-Practika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. In Verbindung mit einer Gesellschaft practischer Forstmänner herausgegeben von K. F. L. Döbel und F. W. Benicken. Mit Abbildungen, Planen und Vignetten. Drei Theile. Gr. 4. 1828. 10 Thlr. Herabgesetzter Preis 4 Thlr.
Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilage. Gr. 8. 1820—22. 11 Thlr. Herabgesetzter Preis 5 Thlr.

*65. **Kratzmann (E.)**, **Marienbad und seine Heilkräfte**, mit vorzugsweiser Rücksicht auf die hierhergehörigen Individualitäten. In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Vgl. Nr. 30.

*66. **Kützing (F. T.), Species Algarum.** In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:
Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 4. 40 Thlr.

67. **Mandl (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie,** angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops. Deutsche, nach dem französischen Original vom Verfasser besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit 10 Kupfertafeln. Gr. 8.

*68. **Meyer (F.), Handbuch der Synonymik.** In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien bereits:
Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) Gr. 8. 1847. 2 Thlr. 4 Ngr. In Leinwand gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

*69. **Moser (A.), Geschichte der Medicin.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

Vgl. Nr. 22.

*70. **Neuhof (L.), Gedichte.** 8. Geh. 20 Ngr.

71. **Novellenschatz der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*72. **Oertel (F. M.), Das Jahr 1847.** Zweiter Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. Cart. 12 Ngr.

Das Hauptwerk führt den Titel:
Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert. Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Neue Ausgabe. Mit einem bis Ende 1846 fortgeführten Nachtrage. 1847. Quer 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.
Für die Besitzer der ersten Ausgabe hieraus einzeln:
Die Jahre 1845 und 1846. Erster Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. 1847. 16 Ngr.

*73. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

74. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin,** ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Broch.

Von dem Verfasser erschien bereits ebendaselbst:
Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. [illegible] Velinpapier 18 Thlr.; PrachtAusgabe (mit Kupfern auf chin[illegible] Papier) 30 Thlr.
In der Ausgabe auf Velinpapier werden sowol der Text als auch die Abbildungen dieses Werks einzeln erlassen; der Text kostet 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.

75. **Platon's Werke.** Aus dem Griechischen übersetzt von **K. Steinhart** und **H. Müller.** In sechs Bänden. Erster Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Das Werk wird durch eine allgemeine Einleitung über das Leben und die Werke Platon's eingeführt und jedem einzelnen Dialoge noch eine besondere Einleitung vorangeschickt werden.
Früher erschien bereits daselbst:
Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt von H. Müller. Drei Bände. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

*76. **Prescott (W. H.), Geschichte der Eroberung von Peru.** Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Von W. H. Prescott erschien bereits in demselben Verlage:
Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.
Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

*77. **Prutz (R.), Das Engelchen.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*78. **Rank (J.), Eine Mutter vom Lande.** Erzählung. Gr. 12. Geh.

(Der Beschluss folgt.)

Erste Publicationen der kaiserl. königl. Akademie der Wissenschaften.

Bei

BRAUMÜLLER & SEIDEL,

k. k. Hofbuchhändler in Wien, am Graben, Sparkasse-Gebäude, ist in Commission erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Archiv für Kunde östreichischer Geschichts-Quellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission. Erstes Heft. 8. 12 Ngr. = 36 Kr. C.-M.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Erstes Heft. 8. 16 Ngr. = 48 Kr. C.-M.

Schrötter, A. Prof., Ueber einen neuen allotropischen Zustand des Phosphors. Aus dem ersten Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckt. 4. 4 Ngr. = 10 Kr. C.-M.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Bergmann, Karl, Ueber die Verhältnisse der Wärmeökonomie der Thiere zu ihrer Grösse. Gr. 8. Geh. 5 Ngr. (4 gGr.)

Frey, Heinrich, Ueber die Bedeckungen der wirbellosen Thiere. I. Abhandlung. Mit einer Kupfertafel. Gr. 8. Geh. 17½ Ngr. (14 gGr.)

Grisebach, A., Ueber die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands. Gr. 8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.)

Herbst, Dr. **G.,** Die Pacinischen Körper und ihre Bedeutung. Mit 16 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Hygini Gromatici liber de munitionibus castrorum, ed. **Ch. C. L. Lange.** 8. maj. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Langenbeck, Max, Ueber die Wirksamkeit der medicinischen Policei. Gr. 8. Geh. 5 Ngr. (4 gGr.)

Schneidewin, F. W., Die Homerischen Hymnen auf Apollon. Gr. 8. Geh. 12½ Ngr. (10 gGr.)

Wieseler, Friedr., Das Satyrspiel. Nach Massgabe eines Vasenbildes. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Wieseler, Karl, Chronologie des apostolischen Zeitalters. Mit einem Anhange über den Brief an die Hebräer ꝛc. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 7½ Ngr. (3 Thlr. 6 gGr.)

Kühn, Dr. **Otto Bernh.,** System der anorganischen Chemie als Leitfaden zum Studium der theoretischen Chemie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 gGr.)

Parallelgrammatik der griechischen und lateinischen Sprache von Dr. **Val. Chr. Friedr. Rost,** Dr. **Friedr. Kritz** und Dr. **Friedr. Berger.** Zweiter Theil: Schulgrammatik der lateinischen Sprache von Dr. **Friedr. Kritz** und Dr. **Friedr. Berger.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Rettberg, Dr. **Friedr. Wilh.,** Kirchengeschichte Deutschlands. Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als *Geschäftsführer;* Hofrath Dr. **G. E. Fein**, Prof. Dr. **H. Häser**, Geh. Hofrath Dr. **E. Reinhold**, Prof. Dr. **A. F. H. Schaumann**, Prof. Dr. **M. J. Schleiden**, Prof. Dr. **O. Schlömilch**, Prof. Dr. **E. Schmid**, Geh. Kirchenrath Dr. **K. E. Schwarz**, als *Specialredactoren.*

Jahrgang 1848. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheinen sechs Nummern. **Insertionsgebühren** für den Raum einer gespaltenen Zeile $1\frac{1}{2}$ Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Juli. Nr. 157—182

enthalten ausser einer Reihe kürzerer Anzeigen nachstehende ausführlichere Artikel:

Theologie. *Coquerel*, Le christianisme experimental. Von **Fuchs** in Strasburg. — *Schröder*, Unsere Zeit und der Pietismus. Von **Köhler** in Neustadt a. d. O. — *Fock*, Der Socinianismus. Von **Lechler** in Waiblingen. — **Philosophie.** *Jacob*, De philosophiae principio. Von **Zimmermann** in Wien. — **Orientalische Literatur.** Abu Temmâm Hamâsa, übersetzt von *Rückert*. Von **Kosegarten** in Greifswalde. — *Dozy*, Dictionnaire des noms des vêtemens chez les Arabes; *Juynboll*, *Roorda* und *Weijers*, Orientalia. Von **Flügel** in Meissen. — **Briefsammlung.** Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe; herausg. von *Wagner*. Von **Jacob** in Halle. — **Palaeontologie.** *Goldfuss*, Beiträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirges. Von **Herm. v. Meyer** in Frankfurt a. M. — **Geschichte.** Clemens der Vierzehnte; ein Lebensbild. Von **Jacob** in Halle. — *Pfaff*, Geschichte des Pfalzgrafenamtes. Von **Schaumann** in Jena. — **Jurisprudenz.** *Wächter*, Erörterungen aus dem Römischen, Deutschen und Würtembergischen Privatrechte. Von **Schmid** in Kiel. — **Literaturgeschichte.** *Ritter*, Ueber Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze. Von **Danzel** in Leipzig. — **Ornithologie.** *Schinz*, Naturgeschichte der Vögel. Von **Brehm** in Renthendorf. — **Griechische Literatur.** Euripides' Werke. Griechisch mit metrischer Uebersetzung von *Hartung*. 1. Band: Medea. Von **Queck** in Sondershausen. — **Biographie.** *Kombst*, Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Schaumann** in Jena. — **Nachrichten von gelehrten Gesellschaften, Beförderungen, Nekrologe, Miscellen** u. s. w.

Leipzig, im August 1848.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien neu und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mädler, Minna von, geb. **Witte, Gedichte.** 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die geistreiche Verfasserin, durch mehre frühere dichterische Erzeugnisse dem Publicum vortheilhaft bekannt, hat hier eine Auswahl ihrer lyrischen Productionen gegeben, zum größern Theile Erzeugnisse der deutschen Heimat. Alle darüber veröffentlichten Beurtheilungen anerkennen einstimmig, daß hier ein innig poetisches Gemüth und reiner weiblich-zarter Sinn mit hoher Vollendung der Form aufs Glücklichste sich vereinigt haben. Etwa der vierte Theil des Ganzen sind poetische Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Originale aus verschiedenen Sprachen, und auch in diesen bewährt sie ihre Meisterschaft.

Das sauber und geschmackvoll ausgestattete Werk ist der Großfürstin Helena als ein „Heimatsgruß deutscher Eichen“ gewidmet worden, und hat die freudigste Anerkennung dieser kunstliebenden Fürstin gefunden.

Mitau und **Leipzig**, im August 1848.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Conquista de la Nueva Castilla, poema eroico, publicado por la primera vez, por Don *J. A. Sprecker de Bernegg.* 12. 1848. 1 Thlr.

Gedicht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, mit Anmerkungen.

Leipzig, im August 1848.

Brockhaus & Avenarius.

Im Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Dritter und letzter Band.

8. Velinp. Brosch. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Inhalt: Das Modell. — Die Sylvesternacht. — Die Emancipirten. — Die Geisterweihe. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Die zwei ersten Bände kosten zusammen 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Erinnerungen

an

Rom und den Kirchenstaat

im ersten Jahre seiner Verjüngung.

Von

Dr. **Heinrich Stieglitz.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der bekannte Verfasser hat in dieser Schrift die Eindrücke niedergelegt die er während seines neuesten Aufenthalts in Rom zu einer höchst merkwürdigen Epoche zu empfangen Gelegenheit hatte, und die bei dem gegenwärtigen Zustande Italiens von ganz besonderm Interesse sein müssen. Der reiche Inhalt des Buchs zerfällt in folgende sechs Hauptabschnitte: **Leben, Kunst, Natur.** (Papst Pius in der Romagna. Einzug in Rom. Die Campagna und die Landschafter. Die Bildhauer. Geschichtsmaler.) — **Bilder aus dem Volksleben.** (Octoberfeste. Gesang der Pifferari. Erinnerungen an den Carneval. Lyrik des Carneval.) — **Zwei Portraits.** (Georg Herwegh. Theodor Heyse.) — **Nachklänge.** (Frühling in Rom. Riepenhausen. Der Garten der Venus. Der letzte Heide rc.) — **Wolfgang Maximilian Goethe.** (Erlinde.) — **Noch einmal Pio nono.** (Reinhart und Pius. Sinigaglia rc.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement
zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie eine **Neue Folge**
des

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Jedes Heft
5 Ngr. = 18 Kr. Rh. = 15 Kr. C.-M.

Plan des Werkes.

Das Werk, welches wir hiermit unter dem Titel:

Die Gegenwart

dem Publicum übergeben, hat sich die allseitige Darstellung der neuern und neuesten Zeitgeschichte zur Aufgabe gemacht.

Dasselbe wird im Allgemeinen den geschichtlichen Faden am Ende des vorigen Jahrzehnds aufnehmen, aber auch in Fällen, wo es zweckmäßig erscheint, noch weiter in die Vergangenheit zurückgreifen.

„Die Gegenwart" besitzt demnach zuvörderst, gleich ihren beiden Vorläufern, dem **„Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur"** von 1832—34 und dem **„Conversations-Lexikon der Gegenwart"** von 1838—41, den Charakter eines selbständigen Werkes. Vermöge seines geschichtlichen Ausgangspunktes schließt sich das Werk aber auch an das **„Conversations-Lexikon der Gegenwart"** an, und ist darum mit Grund als die **Neue Folge** desselben zu betrachten.

Indem ferner **„Die Gegenwart"** die jüngste Geschichte des Tages, sowie die Ereignisse und Gestaltungen der nächstkommenden Jahre in den Kreis ihrer Darstellungen zieht, erlangt sie zugleich für die neunte Auflage unsers Hauptwerkes, des **„Conversations-Lexikon"**, die Eigenschaft eines **Supplements**, das bei dem reißenden Umschwunge der Dinge bereits jetzt nothwendig geworden ist.

Als eine allseitige Darstellung der Zeitgeschichte wird dieses neue Werk sowol die theoretischen wie die praktischen Lebensgebiete umfassen:

Es wird den Ideenproceß und die Erscheinungen im Gebiete des geistigen Lebens, in Religion und Theologie, in Philosophie und Kunst, zu entwickeln suchen.

Es wird die Resultate der politischen Wissenschaften, die Ereignisse und Gestaltungen im Volks-, Staats- und Rechtsleben, desgleichen die Zustände, Bewegungen und Interessen der bürgerlichen Gesellschaft seiner Behandlung unterwerfen. Besonders aber wird es sich den socialen Problemen zuwenden, von deren Beurtheilung und Lösung das Schicksal der europäischen Civilisation bedingt zu sein scheint.

Es wird weiter den historischen Wissenschaften, den bedeutenden Resultaten der Geschichtsforschung, den gewaltigen Fortschritten im Gebiete der Länder- und Völkerkunde, den reichen Ergebnissen der statistischen Forschungen seine Aufmerksamkeit widmen.

Es wird die großen Entdeckungen und Forschungen mittheilen, welche in neuerer Zeit in allen Fächern der Naturwissenschaften gemacht worden sind.

Es wird die Fortschritte aufweisen, welche die Heilkunde, namentlich durch die Erweiterung der naturwissenschaftlichen Erkenntniß gethan hat.

Es wird die Erfindungen, die Verbesserungen und Ergebnisse besprechen, welche die technischen Künste, der Ackerbau, die Gewerbe dem Einflusse der Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaft, zu danken haben.

Es wird auch bald gruppenweise, bald in abgeschlossenen Biographien und Charakteristiken die Persönlichkeiten schildern, die in den einzelnen Lebensgebieten die Träger der Zeitgeschichte sind, und zumal die Charaktere berücksichtigen, welche den geschichtlichen Schauplatz erst jetzt betreten.

Wenn hiernach „**Die Gegenwart**“ einerseits eine gründliche Uebersicht alles Dessen gewähren wird, was seit dem Anfange dieses Jahrzehnds in den einzelnen Zweigen der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens zur Erscheinung gekommen ist, so soll das Werk andererseits auch durch eine gedankenvolle Auffassung und Behandlung des Stoffes den Entwickelungsgang unserer Zeit im Ganzen und Großen zu zeichnen und den Zeitgenossen das Verständniß der Epoche überhaupt zu vermitteln suchen.

Erst durch diese lebendige und organische Auffassung des zeitgeschichtlichen Inhalts wird sich das Werk über ein bloßes Sammelwerk für Gelehrte und Fachmänner erheben, und den Charakter eines Handbuchs und Lesebuchs erhalten, aus dem sich jeder nicht ganz Ungebildete über das Leben und Weben seiner Zeit unterrichten und aufklären kann. Durch eine solche lebendige Auffassung der Zeitgeschichte wird es demselben auch nur gelingen, sich seinen Werth über den flüchtigen Augenblick hinaus zu sichern und für die Zukunft die Bedeutung eines treuen Spiegels unserer Zeit zu bewahren.

Wol sind wir uns bewußt, wie bedeutend die Aufgabe ist, die wir uns gestellt haben, und wie sehr sich dieselbe im Angesichte der großen Ereignisse des Tages und des unermeßlichen Aufschwunges der Geister noch steigern muß. Wir haben darum zur Ausführung des Werkes die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen, sind namentlich die ausgedehntesten Verbindungen mit tüchtigen Gelehrten und Publicisten des In- und Auslandes eingegangen, und werden stets Sorge tragen, daß die Tagesbegebenheiten nur von gewissenhaften Augenzeugen und Männern, die den Ereignissen nahe standen, dargestellt werden.

Um der Aufgabe und den Ansprüchen des Publicums zu genügen, haben wir uns ferner entschlossen, diesmal die lexikalische Form oder die alphabetische Reihenfolge der Artikel fallen zu lassen. Dagegen werden wir durch gute Register am Ende jedes Bandes, sowie durch ein genaues Generalregister am Schlusse des Werkes das Nachschlagen und den Handgebrauch erleichtern. Die Vortheile, welche wir durch das Aufgeben der alphabetischen Reihenfolge der Artikel erzielen werden, sind wesentlich folgende:

Wir erlangen dadurch die Möglichkeit, das Tagesinteresse zum Leitfaden unserer Mittheilungen zu machen, und die neuesten, während der Ausführung des Werkes eintretenden Zeitereignisse ohne Verzug zu behandeln.

Wir vermögen ferner der Zersplitterung des Stoffes vorzubeugen, und erhalten die Freiheit, die einzelnen Gegenstände ungetheilt und in ihrem innern und äußern Zusammenhange darzustellen.

Wir werden so auch jedes Veralten der eingegangenen Arbeiten verhindern, und dieselben ungesäumt, in ihrer ganzen Frische und Bedeutsamkeit ins Publicum treten lassen können.

Durch diese zwanglose Form endlich müssen die mit dem Alphabet stets verbundenen Störungen im Erscheinen des Werkes vermieden werden, und das rasche und regelmäßige Fortschreiten desselben im Interesse des Publicums wird gesichert sein.

Der Geist der Freiheit und des Fortschritts, der die Fesseln der Presse gebrochen, welcher unsere Zeit bewegt und in allen Ereignissen und Gestaltungen derselben arbeitet, wird auch ein Unternehmen beseelen, das sich als ein Organ der Zeitgeschichte und der Zeitbildung geltend machen will. Dieser freie Geist wird uns zugleich inmitten der Stürme und Leidenschaften des Tages die Besonnenheit sichern, deren wir für eine tiefere und gerechte Beurtheilung der Parteien und Persönlichkeiten bedürfen.

Inhalt des 1. bis 5. Hefts: Die französische Revolution vom Februar 1848. — Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde. — Die socialen Bewegungen der Gegenwart. — Das Planetensystem der Sonne nach den neuesten Entdeckungen. — Die preußischen Ostprovinzen und ihre Weltstellung. — Das volksthümliche Heerwesen. — Die geographisch-politische Weltlage Italiens. — Baiern und sein König Ludwig I. — Der christliche Staat. — Der pariser Straßenkampf vom Juni 1848. — Staatsdienst und Staatsdiener. — Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus. — Der Socialismus und Communismus in Frankreich.

„**Die Gegenwart**“ schließt sich in Druck und Format der neunten Auflage des „**Conversations-Lexikon**“ an und erscheint in Heften von vier Bogen, von denen zwölf einen Band bilden. Der Preis eines Heftes beträgt

5 Ngr. = 18 Kr. Rh. = 15 Kr. C.-M.

Jeden Monat sollen, jenachdem der Stoff es erheischt, zwei bis drei Hefte geliefert werden. Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, im August 1848. **F. A. Brockhaus.**

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Forstchemie

von

Dr. Ferdinand Schubert.

Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in 5 Heften à 16 Ngr. zu beziehen.)

Forstakademien und Forstschulen werden auf dieses Werk besonders aufmerksam gemacht; es ist dasselbe ein ebenso trefflicher Leitfaden für Lehrer, als ein unentbehrliches Handbuch für den Selbstunterricht.

Leipzig, im August 1848.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen:

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte.

Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit.

Eine

Mustersammlung

mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.

Herausgegeben von

Gustav Schwab.

Dritte neu vermehrte Auflage.

Fein gebunden. 51 Bogen in 8. Preis 1½ Thlr.

Auch bei dieser dritten Auflage ist an der Anlage und Anordnung des Buches so wie an dem Inhalte Nichts verändert worden, doch ist der Herausgeber bemüht gewesen, die Sammlung bis auf die neueste Zeit fortzuführen. Er hat sich aber hierbei, gemäß seiner Aufgabe, womöglich Musterhaftes auszuwählen, darauf beschränken dürfen, von den seit dem Erscheinen der zweiten Auflage in Deutschland neu aufgetretenen Dichtern nur Dasjenige aufzunehmen, wovon er überzeugt war, daß es auch eine spätere Zeit noch gern und mit Anerkennung in dieser Sammlung finden würde. Ungeachtet der stärkern Bogenzahl und der kostspieligern Ausstattung des Buches ist der Preis derselben geblieben, und die Sammlung wird daher auf den Beifall, der ihr bisher in so reichem Maße zu Theil geworden, auch fernerhin Anspruch machen dürfen.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

A. Carneri.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Sechster Jahrgang.

1848. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

Juli. Nr. 286—290.

Inhalt: *Schloß Carisbrooke. — Das Schloß Augustusburg. — *Spanischer Zitherträger. — *Der Hund als Zugthier. — Die californische Bö. (Beschluß.) — *Thuisko oder Thuisto. — Die Expedition zur Aufsuchung J. Franklin's. — *Graf von Rantzau. — *Friedrich II., römisch-deutscher Kaiser. — Naturhistorische Räthsel der Thierwelt. — Eine Windhose. — *Nymphaea Lotus. — *Anna Iwanowna. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (IV. Capitel.) — *Ein Hahnenkampf. — Wer es glaubt! — *Tod Leonardo's da Vinci. — *Die Enthauptung der Johanna Gray. — Bilder aus der afrikanischen Wüste. — *Die Pantherkatze. — *Ein chinesischer Bücherhändler. — Das Verbrechen des Unterrichts im Bibellesen. — *Ein flandrischer Landbettler. — *Michael Faraday. — *Die Lehre vom Lichte. (Beschluß.) — Die Insel Marajo. — *Teokalli, mexicanischer Tempel. — *Deutsche Colonien in Südamerika. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Die **erste aus zehn Jahrgängen bestehende Folge** des **Pfennig-Magazin** kostet im **herabgesetzten Preise:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Neuen Folge I—V (1843—47) jeder 2 Thlr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

☞ Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im August 1848.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. **Siebenten Bandes erstes Heft.** Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band (jeder in 4 Heften) kosten 16 Thlr.

Leipzig, im August 1848.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1848
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. VIII.)

*79. **Rußlands Novellendichter.** Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **W. Wolfsohn.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Der erste Theil enthält Novellen von Helena Hahn und Alex. Puschkin; der zweite Theil Novellen von Nikolaus Pawlow.

*80. **Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche** aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hanover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von **A. Kuhn** und **W. Schwartz.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien bereits:
Wolf (J. W.), Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. 1843. 3 Thlr.
——————, Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. 1845. 3 Thlr.

*81. **Sâma-Veda.** Die Hymnen des Sâma-Veda, herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von **T. Benfey.** Schmal gr. 4. Geh.

*82. **Schneider (R.), Das Kriegsjahr 1813.** Ein Volksbuch. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Vgl. Nr. 50.

*83. **Sedgwick (Miß), Leben der Lucretia Maria Davidson.** Aus dem Englischen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Im Jahre 1843 erschien ebendaselbst:
Irving (Washington), Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Gr. 12. 18 Ngr.

*84. **Spreu.** 16. Geheftet 1 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.

Als Verfasser dieser interessanten Schrift können wir jetzt Friedrich von Raumer bezeichnen.

*85. **Sternberg (A. von), Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts.** In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr.; gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

I. Gräfin Aurora Königsmark. — Fürstin Amélie Galitzin. — Anna Luise Karsch. — Angelika Kauffmann. — Elisabeth Mara. — Frau von Krübener. — Karoline Neuber.
II. Katharina II. — Elisabeth Charlotte. — Marie Therese. — Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. — Gräfin Albany.

86. ——————, **Die geistlichen und weltlichen Höfe des 18. Jahrhunderts.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser früher erschienen:
Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.
Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr.

*87. **Stieglitz (H.), Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*88. **Tarnow (Fanny), Zwei Jahre in Petersburg.** Aus den Papieren eines alten Diplomaten. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

*89. **Taylor (H.), Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Aus dem Englischen übersetzt von **A. Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

90. **Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.** Textum ad editionem Vaticano-Romanam accuratissime edidit, argumenta et locos Ni Ti parallelos notavit, lectiones variantes omnes codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praemisit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh.

Indem diese Ausgabe sich streng an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für den alttestamentlichen griechischen Text in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den streng wissenschaftlichen Foderungen entsprechen und einem fühlbaren Bedürfnisse abhelfen.

*91. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.), **Eine Reise nach Wien.** 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Von der Verfasserin erschien 1846 in demselben Verlage:
Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

*92. **Tieck (L.), Kritische Schriften.** Zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*93. **Twesten (K.), Ein Patricier.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

*94. **Underwood's Handbuch der Kinderkrankheiten.** Nach der zehnten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. **F. W. Schulte.** Beantwortet und mit neuen Zusätzen versehen von Dr. **J. F. Behrend.** Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 5 Ngr.

95. **Veinticinco Comedias de Lope Felix de Vega Carpio**, con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf.** Gr. 12. Geh.

*96. **Vendidad Sade**, die heiligen Schriften des Zoroaster: Yaçna, Vispered und Vendidad, nach der pariser und bombayer Handschrift herausgegeben von Dr. **H. Brockhaus.** Mit einem vollständigen Index und einem Glossar. Gr. 8. Geh.

*97. **Voigts (F.), Novellen.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Ngr.

*98. **Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung.** Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*99. **Wirnt von Gravenberg, Guy von Waleis der Ritter mit dem Rade.** Uebersetzt von **Wolf Grafen von Baudissin.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*100. **Eine Woche.** Idyll-Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von dem Herausgeber erschien im Jahre 1845 daselbst: Die Wiederkehr. Eine Novelle. Drei Theile. Gr. 12. 6 Thlr. 15 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verlags-Katalog von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, durch einen fünften Nachtrag fortgeführt bis zum Schlusse des Jahres 1847.

Anzeige, betreffend die Verwerthung älterer Ausgaben des Conversations-Lexikon, ein Verzeichniß derjenigen Schriften aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig enthaltend, von welchen bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage für jedes zurückgegebene Exemplar einer ältern Auflage des **Conversations-Lexikon** für 12 Thaler gewählt werden kann.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg erscheint und wird, wie der übrige Verlag dieser Firma, von **F. A. Brockhaus** in Leipzig debitirt:

Fouqué (F., Baron de la Motte), Die Fahrten Thiodolf's des Isländers. Ein Ritter-Roman. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lloyd (H. E.), Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Achte verbesserte Auflage. 8. 27 Ngr.

Prömmel (G.), Vaterländische Gedichte. Gesammelt für den Unterricht und die Uebung in der Declamation. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** werden im Laufe des Jahres 1848 folgende Werke erscheinen:

*1. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XIX. (1847.) In-8. — **Bulletino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1847. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1847. Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1846 wird noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben.

*2. **Europäische Parlaments-Chronik.** (Ergänzungsblatt jeder politischen Zeitung.) Kl. Fol. Abonnementspreis für 60 Nummern 1 Thlr. 10 Ngr. Preis eines Heftes von 15 Nummern 10 Ngr.

Eine Chronik aller Ständeverhandlungen Europas, soweit dieselben Gegenstände der europäischen oder der deutschen Politik, wichtige Principienfragen oder Angelegenheiten von allgemeinem Interesse berühren.

*3. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Dritter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit etwa 250 Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten Jahrgänge, geheftet à 2 Thlr., elegant gebunden à 2 Thlr. 8 Ngr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

*4. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern. Zweiter Jahrgang. Gr. 8. Geh. Preis dieses Jahrgangs 4 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften. Inserate werden in dem der Zeitschrift beigegebenen „Literarischen Anzeiger" abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen aber für 1 Thlr. beigeheftet.

---

*5. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Second Cours. 8. Geh. 10 Ngr.

Der 1. Cursus erschien 1847 in 2. Auflage und kostet 8 Ngr.

*6. ———, **A new practical and easy method of learning the German language.** First Course. 8. Geh.

*7. **Bibliothèque choisie de la littérature française.** 8. Geh.

Diese Sammlung gibt eine Auswahl der vorzüglichern Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit. Erschienen sind bis jetzt: *Sand*, Indiana. Edition autorisée par l'auteur. 1 vol. 20 Ngr. — *Molière*, Oeuvres choisies. 2 vol. 1 Thlr. 15 Ngr. — *Thiers*, Histoire de la Révolution française. 6 vol. 6 Thlr. — *X. de Maistre*, Oeuvres complètes. 1 vol. 1 Thlr.

Correctheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswerth.

Durch gleichmäßige Ausstattung schließen sich an die „Bibliothèque choisie" an:

Beaumont (Mad. *Leprince de*), Le magasin des enfants. Revu et augmenté par Mad. *Eugénie Foa*. In-8. 1846. 25 Ngr.

Blanc (*Louis*), Histoire de la révolution française. En 10 vol. Tomes I et II. In-8. 1847. 2 Thlr.

Choiseul-Praslin (Mad. la Duchesse de), Lettres et impressions. Précédées d'une Notice biographique sur la famille de Praslin. In-8. 1847. 15 Ngr.

Dumas (*Alexandre*), La Dame de Monsoreau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

———, Mémoires d'un médecin. Tome 1 à 9. In-8. 1846—47. 5 Thlr. 15 Ngr.

Féval (*Paul*), Le fils du diable. 8 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

Lamartine (*A. de*), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.

Mazzini (*André-Louis*), De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne. 2 vol. In-8. 1847. 2 Thlr. 15 Ngr.

Montholon (Général), Histoire de la captivité de Sainte-Hélène. Avec le masque de l'Empereur d'après Antomarchi. In-8. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.

8. **Blanc (Louis), Histoire de la révolution française.** Tome troisième et suiv. 8. Geh. Preis eines Bandes 1 Thlr.

9. ———, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8. Geh. Preis eines Bandes 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das vollständige Werk wird 10 Bände umfassen, deren jeder in fünf Lieferungen ausgegeben wird.

Der 1. Band unserer Ausgabe enthält ebenso viel als der 1. und 2. Theil der im Verlags-Comptoir in Grimma erschienenen Uebersetzung. Da diese nicht fortgesetzt wird, erklären wir uns im Einverständniß mit dem Verlags-Comptoir bereit, den Abnehmern derselben, welche die Fortsetzung (2. Bd. u. folg.) von uns beziehen, unsern 1. Band in Umtausch gegen jenen 1. und 2. Theil gratis zu liefern.

10. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. **Francisque Michel**, professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vol. Gr. 12. Geh.

*11. **Comédies et proverbes dramatiques,** à l'usage de la jeunesse, par **Lévêque, T. Leclercq, C. P. Duveyrier.** Mit grammatischen Erläuterungen und einem

Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauch bearbeitet von **C. Schnabel.** 8. Geh. 22½ Ngr.

*12. **Comte (Mad. Achille), Sagesse et bon coeur, ou Science du bien.** Nouvelles morales. Ouvrage auquel l'Académie française a décerné le prix Monthyon, comme au livre le plus utile aux moeurs. 4 parties. In-8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Preis einer einzelnen Abtheilung 12 Ngr. Elegant gebundene Exemplare mit Titelbild 2 Thlr.

Die beste Empfehlung dieser Jugendschrift ist die ihr von der Académie française gewordene Auszeichnung.

*13. **Dumas (Alexandre), Mémoires d'un médecin.** Tomes dixième et onzième. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese 11 Bände enthalten Alles, was von diesem Roman bis jetzt veröffentlicht ist.

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage: La Dame de Monsoreau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

*14. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von **L. Hoffmann,** Baumeister in Berlin. In zwei Bänden, zusammen 80 Bogen Text in Lexikon-Octav, mit einem Atlas von 157 Tafeln in Grossfolio. Zweiter Band. Geh.

Das Ganze wird in acht Lieferungen erscheinen; jede Lieferung, Text und Atlas, kostet im Subscriptionspreise 3 Thlr., das vollständige Werk wird also auf 24 Thlr. zu stehen kommen. Prospecte und Probelieferungen des Atlas sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

15. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In 3 Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Grossfolio. Text in 4. Zweite und dritte Lieferung. *Leipzig und Lüttich.* Subscriptionspreis einer Lieferung, Text und Atlas, 9 Thlr.

*16. **Fallou (F. A.), Die Mysterien der Freimaurer,** oder die verschleierte Gebrüderung, Verfassung und Symbolik der deutschen Baugewerke und ihr wahrer Grund und Ursprung im mittelalterlichen deutschen Staats- und Volksleben. Specielle, vollständig documentirte, historische Untersuchung, als beglaubigte Urgeschichte der Freimaurerei. Nebst zwei Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

17. **Frauen der Bibel.** Bilder aus dem Alten und Neuen Testament. Mit erläuterndem Texte. Zweite Serie. Schmal gr. 4.

Die erste Serie, 20 Bilder aus dem A. T. mit Text umfassend, erschien 1847, und kostet 5 Thlr. 10 Ngr., elegant cartonnirt 5 Thlr. 20 Ngr.

*18. **Grangier (Louis), Anthologie, ou Leçons et modèles** de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. Geh. 1 Thlr.

*19 **Genlis (Mad. de), Les Veillées du château.** Nouvelle édition. In 8. Geh. 1 Thlr.

*20. **Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** Kl. 8. Velinpapier. Geh.

*21. **Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie des Nervensystems** des Menschen und der Wirbelthiere, mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** In zwei Bänden. Zweiter Band, in 6 Lieferungen. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Geh.

Das Werk erscheint in Lieferungen von 8 Bogen, mit den dazu gehörigen Tafeln; Preis einer Lieferung 22½ Ngr. Der erste Band in 6 Lieferungen kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

22. **Mahâbhârata,** in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **Theodor Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus zwei Bänden bestehend. Gr. 4. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ausführliche Prospecte, mit Druckprobe, dieses ebenso wichtigen als umfangreichen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

*23. **Maloczeski (Anton), Marja, powiesc Ukraińska.** Elegante Miniaturausgabe. 16. Geh. und cart.

24. **Monumenti inediti pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica.** Wohlfeile Ausgabe mit Erläuterungen von **Emil Braun.** Erster Band (60 Tafeln). Gr. Fol. (Rom.)

Der Preis eines Bandes wird 12—14 Thlr. sein, diese neue Ausgabe wird aber erst erscheinen, wenn die ungefähren Kosten durch Subscription gedeckt sind. Prospecte sind durch alle Buchhandlungen von uns zu erhalten.

*25. **Normand der Sohn, Das neue Paris oder Auswahl von Gebäuden** in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Erster und zweiter Band, jeder von 160 Tafeln, mit Text. Gr. 4. *Lüttich und Leipzig.* Preis eines Bandes 12 Thlr. 24 Ngr.

Jeder Band erscheint in 32 Lieferungen à 12 Ngr.

*26. **Portfolio.** Actenstücke zur Geschichte und Charakteristik unserer Zeit. — **Le Portefeuille.** Collection de documents pour servir à l'histoire contemporaine. Erster Band. 1.—3. Heft. Preis eines Hefts 15 Ngr.

*27. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Siebenundzwanzigstes Heft und folgende. Gr. 8. (Wien.) Preis des Heftes 20 Ngr.

*28. ———————, **Allgemeines lexicographisches Central-Handbuch der Reise- und Handels-Verbindungen in allen Theilen der Erde.** Zweite Auflage des Reise-Secretaires. Erstes bis viertes Heft. 8. (Wien.)

*29. **République française.** Collection de documents pour servir à l'histoire de la chute de la Maison d'Orléans et de l'établissement de la République. En 4 livr. Gr. in-8. 2 Thlr.

*30. **Saintine (X. B.), Picciola. Nouvelle édition.** (Elegante Miniatur-Ausgabe.) 16. Geh. und cart.

*31. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. In etwa zwölf Bändchen. 8. Geh. Preis jedes Bändchens 15 Ngr.

Diese Gesammtausgabe wird umfassen:
Genfer Novellen; Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz und Oberitalien; Das Pfarrhaus, ein Roman in Briefen; Rosa und Gertrud, eine Novelle. — Eine biographisch-kritische Einleitung, sowie ein Portrait des Verfassers werden dem letzten Bande beigegeben werden.

32. **Töpffer (R.), Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz** und Ober-Italien. Illustrirte Ausgabe. Erster Theil. Roy.-8. Geh.

*33. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** In Lieferungen. Gr. 8.

Jede Lieferung wird eine Abhandlung enthalten, die ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet. Die tüchtigsten Männer von Fach haben ihre Theilnahme für die Bearbeitung dieses gemeinnützigen Unternehmens zugesagt.

*34. **Wheaton (Henri), Eléments du droit international.** Deux vol. In-8. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser ist außer durch andere Schriften bereits bekannt durch seine „Histoire des progrès du droit des gens" (2 vol.), die 1846 in zweiter Auflage bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen* und *italienischen*, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1848—49 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Engelhardt: Kirchen- und Dogmengeschichte, Uebungen des kirchenhistorischen Seminars. — Dr. Höfling: Uebungen des homiletischen und katechetischen Seminars, Homiletik, kirchliche Archäologie. — Dr. Thomasius: Dogmatik, comparative Symbolik. — Dr. Hofmann: Brief Pauli an die Römer, neutestamentliche Geschichte, theologische Encyklopädie. — Dr. Ebrard: alttestamentliche Einleitung, Apostelgeschichte. — Dr. von Ammon: Uebungen im Pastoralinstitute, Katechetik, Liturgik, Pastorale. — Lic. Dr. Schmid: Kirchengeschichte von der Reformation an.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere römische Rechtsgeschichte, Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, einzelne ausgewählte Lehren des Strafprocesses. — Dr. Schelling: bairisches Staatsrecht, gemeiner und bairischer ordentlicher Civilproceß, Civilproceßpratticum. — Dr. von Scheurl: Pandekten, kirchenrechtliche Zeitfragen. — Dr. Gerber: gemeines deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsel- und Lehenrechts, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft. — Dr. Gengler: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, ausgewählte Lehren des bairischen Civilrechts, Vertheidigungskunst im Strafprocesse. — Dr. Ordolff: Philosophie des Rechts, gemeines und bairisches Kirchenrecht, Lehre von den Verträgen nach heutigem römischen Rechte.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen. — Dr. Koch: über die kryptogamischen Gewächse Deutschlands und der Schweiz. — Dr. Leupoldt: allgemeine Biologie, Anthropologie und Hygieine, allgemeine Pathologie und Therapie, Conversatorien über Gegenstände der Theorie der Medicin. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Geburtskunde. — Dr. Heyfelder: Chirurgie mit Inbegriff der Akiurgie, chirurgische Klinik, Bandagenlehre. — Dr. Canstatt: medicinische Klinik und Poliklinik, specielle Pathologie und Therapie. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, medicinische Policei. — Dr. Will: allgemeine und medicinische Zoologie, Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Anthropologie und Psychologie, allgemeine und specielle Physiologie des Menschen. — Dr. Wintrich: Casuisticum medicum, Auscultationscursus. — Dr. von Gorup: physiologische und pathologische Chemie, chemisches Prakticum.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Gesammtnaturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte der alten Welt bis zur Völkerwanderung, deutsche Geschichte. — Dr. Döderlein: Uebungen des philologischen Seminars, Thucydides, griechische Alterthümer. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, über Baco's Novum Organum. — Dr. von Staudt: Analysis, ebene und sphärische Trigonometrie. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes von der Reformation bis auf die Gegenwart, Einleitung in die Philosophie. — Dr. Nägelsbach: Erklärung der Aeneide Virgil's, griechische Stilübungen, Geschichte der römischen Satire, Juvenalis, Chöphoren und Eumeniden des Aeschylus. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaft, Policei. — Dr. Winterling: Aesthetik, Shakspeare's Romeo and Juliet, englische, italienische und spanische Sprache. — Dr. von Schaden: Philosophie des Staats (Politik), speculative Ethik. — Dr. von Raumer: neuere Geschichte Europas und seiner Colonien vom Jahre 1740 bis zum Jahre 1848. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Geschichte der neuern Philosophie seit Cartesius, Conversatorium über die Hauptprobleme der Philosophie. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Thier- und Pflanzenreichs, Examinatorium aus der genannten Wissenschaft. — Dr. Schnizlein: medicinisch-pharmaceutische Botanik in Verbindung mit Charakteristik der natürlichen Pflanzenfamilien, Pflanzengeographie.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Reitkunst Flinzner, die Fechtkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1848 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

65. **Anleitung zum zweckmäßigen Verhalten bei der Cholera.** Nebst Anhang: Die Heilung der Cholera nach homöopathischen Grundsätzen. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

66. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Vereine mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. **G. Friederich.** In zwei Bänden oder 18 Heften. Dreizehntes bis funfzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

    Bis zum Schlusse des Jahres 1848 wird das Werk, dessen vollständige Lieferung in 18 Heften die Verlagshandlung ausdrücklich garantirt, in den Händen der Abnehmer sein.

67. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

    Der erste Theil (1847) hat denselben Preis.

68. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Fünfundsechszigster bis siebenundsechszigster Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

    Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

    I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis),** Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr.

69. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie etc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertunddritte bis hundertundsechste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

70. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Drittes und viertes Heft. (Nr. 413—902.) Grossfolio. Jedes Heft 16 Ngr.

    Ein reicher Katalog der im Besitze der Verlagshandlung befindlichen Holzschnitte, von denen Abklatsche zu haben sind. Das erste und zweite Heft erschienen 1847 zu demselben Preise.

71. **Bremer (Frederike), Geschwisterleben.** Aus dem Schwedischen. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

    Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften in 17 Theilen kostet 5 Thlr. 20 Ngr.; unter besondern Titeln werden ebenfalls einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:

    Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile.
    Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
    Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
    Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile.
    Die Familie H. Zweite Auflage.
    Kleinere Erzählungen.
    Streit und Friede. Dritte Auflage.
    Ein Tagebuch. Zwei Theile.
    In Dalekarlien. Zwei Theile.

72. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Fünftes, oder zweiten Theiles erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

73. **Das Chloroform in seinen Wirkungen auf Menschen und Thiere.** Nach grösstentheils eigenen Erfahrungen bearbeitet von Dr. **A. Martin** und Dr. **L. Binswanger.** Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

74. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertundeinundvierzigste bis hundertunddreiundfunfzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

    Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
    in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
    in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
    in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.
    nach und nach bezogen werden.

    ☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

75. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. A. Moser. Vierte Abtheilung. Erster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen Abtheilungen enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. L. Rochmann. 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. L. Posner. Drei Bände. 7 Thlr. Der erste Band umfasst die acuten Krankheiten (2 Thlr.); der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. A. Moser. 2 Thlr.

IV. 1. **Geschichte der Medicin.** Von Dr. E. Morwitz. Erster Band. 2 Thlr.

76. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Eilftes bis dreizehntes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Von dieser neuen Ausgabe erscheint monatlich ein Heft, deren vier einen Band bilden. Vollständige Exemplare des Werks können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. fortwährend geliefert werden.

77. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Drittes bis siebentes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren zwölf einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Die ersten Hefte, sowie ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

78. **Heidler (K. J.), Die epidemische Cholera;** ein neuer Versuch über ihre Ursache, Natur und Behandlung, ihre Schutzmittel und die Furcht vor derselben. Erste Abtheilung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die zweite Abtheilung erscheint binnen kurzem zu demselben Preise.

79. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** &c. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. In Lieferungen zu 10 Bogen. Zwölfte Lieferung. (Schwarz — Theatro.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

80. ——— Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von A. Schiller. In Lieferungen zu 10 Bogen. Sechste und siebente Lieferung. (Jahrbücher — Merciercolair.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

81. **Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd,** zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von C. H. E. Freiherrn von Berg. Zwei Bände. Mit Lithographien und im Texte eingedruckten Holzschnitten. In sechs Heften. Drittes und viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

In demselben Verlage ist auch erschienen und zu herabgesetztem Preise fortwährend zu haben:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpractika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. Gr. 4. 1828. 10 Thlr. Herabgesetzter Preis 4 Thlr.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen. Gr. 8. 1820. 11 Thlr. Herabgesetzter Preis 5 Thlr.

82. **Pfeiffer (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. In zwei Bänden. Fünftes, oder zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

83. **Raumer (F. von), Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden.** (I—VI.) Gr. 12. Geh. 5 Ngr.

84. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. Siebenter und achter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Mit diesen Bänden der Neuen Folge ist die Sammlung der Rellstab'schen Schriften geschlossen.

Die erste Folge (12 Bände, 1843—44) enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Fantasiestücken. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebeschreibung. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die Neue Folge (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Zweite Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

85. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Christian Noback und Friedrich Noback. Zehntes Heft. (Stralsund — Turin.) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

86. **Tieck (L.), Kritische Schriften.** Zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

87. **Verdienen die Polen die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit? Welche Folgen würde eine solche für Deutschland haben?** Beantwortet im Laufe des April von einem Deutschen, welchem sein Vaterland mehr am Herzen liegt als die Polen. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

88. **Versuch zur Beantwortung einiger der durch die Commission für Erörterung der Gewerbs- und Arbeits-Verhältnisse in Sachsen aufgestellten Fragepunkte** von A. Dufour-Feronce und Gustav Harkort. (Zum Besten des Vereins der brodlosen Arbeiter.) Gr. 8. Geh. 5 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eine Woche.

Idyll-Novelle,

herausgegeben von dem **Einsiedler bei St. Johannes.**

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Der große Beifall, welcher der im J. 1843 ebendaselbst erschienenen Novelle des Verfassers: „**Die Wiederkehr**" (3 Theile, 6 Thlr. 15 Ngr.), zu Theil geworden ist, sichert auch dieser neuen Arbeit desselben eine günstige Aufnahme.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schmid (A. Ch. H.), Handbuch des gegenwärtigen geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts. Besonderer Theil. Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk, welches alle gemeinschaftliche Institute des Privatrechts, auch diejenigen welche lediglich auf dem einheimischen Rechte beruhen, zu behandeln bestimmt ist, wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste Band (1847, 2 Thlr.) hat das Eigenthumsrecht, der zweite Band die Emphyteusis, die Superficies, die Erbleihe und das Lehnrecht zu seinem Gegenstande.

Leipzig, im October 1848.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Underwood's

Handbuch der Kinderkrankheiten.

Nach der 10. Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. **F. W. Schulte.** Bevorwortet und mit neuen Zusätzen versehen von Dr. **F. J. Behrend.** Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Jahre 1843 erschien bei mir:

Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von Dr. *A. Schnitzer* und Dr. *B. Wolff.* Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

Leipzig, im October 1848.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Prescott (W. H.), Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Von W. H. Prescott erschien durch denselben Uebersetzer bereits ebendaselbst:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

In der **Stollberg**'schen Buchdruckerei in **Gotha** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturbilder von Adolf Bube.

Brosch. 6 Ngr.

Eine gewichtige Stimme nennt diese Bilder so brav gemalte Gestalten, Scenen, Landschaften und Seebilder, daß sie manchmal den Hautreliefs gleichen, die zum Betasten reizen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Leben der Lucretia Maria Davidson. Aus dem Englischen der **Miss Sedgwick.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen des **Washington Irving.** Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Lucretia und Margarethe Davidson sind die Namen zweier liebenswürdigen amerikanischen Schwestern, welche, nachdem sie frühe die schönsten poetischen Anlagen entwickelt hatten, in der Blüte ihres Lebens dahinstarben. Biographie und Nachlaß derselben, die hier geboten sind, werden für jeden Freund zarter und sinniger Bilder von hohem Interesse sein.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche,

aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hanover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von

A. Kuhn und **W. Schwartz.**

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien bereits:

Wolf (J. W.), Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. 1843. 3 Thlr.

——, **Deutsche Märchen und Sagen.** Gesammelt und herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. 1845. 3 Thlr.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Eine Reise nach Wien.

Von

Therese,

Verfasserin der «Briefe aus dem Süden» etc.

8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Im Jahre 1846 erschien von der Verfasserin daselbst:

Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** erschien und ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fouqué (Friedrich, Baron de la Motte), Die Fahrten Thiodolf's des Isländers. Ein Ritterroman. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Thienemann (Dr. ***F. A. L.***),

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. **Drittes Heft. (Singvögel.)** Bogen 13—18 und Tafel XXI—XXX. Gr. 4. In Carton. Preis 4 Thlr.

Das erste und zweite Heft (Strausse und Hühnerarten, Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel) erschienen zu demselben Preise 1845—46; das Ganze wird in 10 Heften vollständig sein.

In demselben Verlage erschien:

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. *F. A. L. Thienemann.* Erstes Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In **neuer Auflage** erschien im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** und ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

H. E. Lloyd's
Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche.

Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen.

Achte verbesserte Auflage.

8. 1848. 27 Ngr.

In demselben Verlage ist auch erschienen:

Lloyd (H. E.), Englische und deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **F. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zehnte Auflage. 8. 1846. 20 Ngr.

——, **Uebersetzungsbuch** aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.

——, **Englisches Lesebuch.** Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.

Lloyd (H. E.) und **G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aurora Königsmark
und ihre Verwandten.

Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Von **F. W. Palmblad.** Aus dem Schwedischen.

Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien bereits bei mir:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Gr. 8. 1836. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tarnow (Fanny),

Zwei Jahre in Petersburg.

Aus den Papieren eines alten Diplomaten.

Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die erste Auflage dieses interessanten Romans war bereits seit einigen Jahren vergriffen, es wird derselbe daher in seiner neuen Gestalt um so willkommener sein.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die epidemische Cholera;

ein neuer Versuch über ihre Ursache, Natur und Behandlung, ihre Schutzmittel und die Furcht vor derselben.

Von

Dr. ***K. J. Heidler,***

k. k. Rath und Brunnenarzt zu Marienbad etc.

Erste Abtheilung.

Gr. 8. (180 Seiten.) Geh. 1 Thlr.

Die erste Abtheilung dieser in gegenwärtigem Augenblicke doppelt wichtigen Schrift zerfällt in folgende drei Capitel: I. **Die Furcht vor der Cholera.** II. **Die Schutzmittel gegen die Cholera.** III. **Die äussere oder epidemische Ursache der Cholera.** (S. 168: „Findet die nicht-mikroskopische Wissenschaft ihre schuldig gebliebenen Gründe **gegen** ein infusoriell animalisches Choleramiasma **nicht**, so sind jetzt schon alle Räthsel und Widersprüche der Epidemie zwanglos gelöst und vereint. **Alles** ist erklärt!")

Die zweite Abtheilung (230 Seiten): „Der Krankheitsprocess der Cholera und seine Behandlung", wird zu demselben Preise in einigen Wochen ausgegeben werden.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil dieses anziehenden Werkes (1847, 2 Thlr.) hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Fortsetzung keiner weitern Empfehlung bedarf.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen:

Reden
die in
Frankfurt nicht gehalten wurden
von
Friedrich von Raumer.

I—VI.

Gr. 12. Geh. 5 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist **neu** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

***Günsburg (F.),* Studien zur speciellen Pathologie.** Zweiter Band. — A. u. d. T.: **Die pathologische Gewebelehre.** Zweiter Band: Die krankhaften Formveränderungen in den Geweben und Organen des menschlichen Körpers. Grundriss der pathologischen Entwickelungsgeschichte. Mit 2 Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band erschien 1845 und führt den Titel:

Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit 3 Tafeln. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Hiervon ist soeben neu erschienen:

LXV—LXVII. **Bremer (Frederike), Geschwisterleben.** Aus dem Schwedischen. Drei Theile. 1 Thlr.

Die früher erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übers. und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übers. von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli**, Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Vaterländische Gedichte.

Zum Unterricht und zur Uebung in der Declamation gesammelt von

H. Prömmel.

Dritte verbesserte Auflage.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Eine Gedichtsammlung die sich durch ihren Inhalt besonders zur Einführung in Schulen eignet.

Wilhelm Heinsius,

Allgemeines Bücher-Lexikon.

Zehnter Band,

welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Erste bis achte Lieferung.
(A—Porty.)

Gr. 4. Geh. Jede Lief. 25 Ngr., Schreibp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieser **zehnte Band**, bearbeitet von **A. Schiller**, schließt sich in der innern und äußern Einrichtung genau an den achten und neunten Band des **Werkes** an. Die **erste** Lieferung dieses neuen Bandes wurde im October 1847 versandt, und **in gleich rascher Folge wie die jetzt ausgegebenen Lieferungen werden auch die übrigen Lieferungen erscheinen.**

Von dem **neunten Bande**, bearbeitet von **O. A. Schulz**, ist die erste bis **dreizehnte** Lieferung (**A—Weigel**) ausgegeben; der Schluß dieses Bandes ist binnen kurzem zu erwarten.

Von den frühern Bänden von Heinsius' Allgemeinem Bücher-Lexikon liefere ich sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

Gubitz' „Volks Kalender für 1849"

ist nun (für 12½ Sgr.) in allen Buchhandlungen zu haben. Wir zeigen Dies an mit dem Bemerken, daß zu unserer Freude von vielen Seiten uns bereits die Anerkennung geworden: es sei die Verbreitung dieses **Volks-Kalenders**, in welchem (neben dem Mannichfaltigsten zu Nutzen und kernhafter Unterhaltung, sowie reicher Bilder-Gaben) die Fragen und Erscheinungen der Gegenwart in vernünftiger Freisinnigkeit einfach wahr beantwortet, erklärt, und deren Ueberspanntheiten mit Humor abgewiesen werden, ein schätzbares Heilmittel für die kranken und düstern Zustände unserer Zeit.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kritische Schriften.

Zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von

Ludwig Tieck.

Zwei Bände.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter dessen Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Zehntes Heft.

Inhalt: **Die Arbeit und ihr Entwickelungsgang in der Geschichte.** (Schluß.) — **Erzherzog Johann von Oestreich. — Die Grenzen Deutschlands aus dem Gesichtspunkte der Vertheidigung.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon**, sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben.**

Die frühern Hefte (1—9) enthalten:

Die französische Revolution vom Februar 1848. — Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde. — Die socialen Bewegungen der Gegenwart. — Das Planetensystem der Sonne nach den neuesten Entdeckungen. — Die preußischen Ostseeprovinzen und ihre Weltstellung. — Das volksthümliche Heerwesen. — Die geographisch-politische Weltlage Italiens. — Baiern und sein König Ludwig I. — Der christliche Staat. — Der pariser Straßenkampf vom Juni 1848. — Staatsdienst und Staatsdiener. — Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus. — Der Socialismus und Communismus in Frankreich. — Die Realschulen oder höhern Bürgerschulen. — David Friedrich Strauß. — Die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Deutschland. — Die Familie Cavaignac. — Die mainzer Vorgänge vom Mai 1848. — Die deutsche Kriegsflotte. — Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. — Joseph Freiherr von Jellachich. — Die Todesstrafe. — Die Kartoffeln. — Fürst Michael Woronzoff. — Die Arbeit und ihr Entwickelungsgang in der Geschichte.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

System der Physiologie.

Von

K. G. Carus.

Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Erstes bis sechstes Heft.

Gr. 8. Geh. Jedes Heft 1 Thlr.

Die letzten beiden Hefte der neuen Auflage dieses trefflichen Werks werden binnen kurzem erscheinen.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Fessler (J. A.),

Die Geschichten der Ungern

und ihrer Landsassen.

Zehn Bände. *Mit Karten und Plänen.*

Neue Ausgabe.

Erstes bis sechzehntes Heft.

Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Diese neue Ausgabe erscheint in 40 monatlichen Heften, deren je vier einen Band bilden. **Vollständige** Exemplare des Werkes können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. = 20 Fl. C.-M. fortwährend geliefert werden.

Leipzig, im November 1848.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1848. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1848 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

89. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Verein mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. G. **Friederich.** In zwei Bänden oder 18 Heften. Sechszehntes bis achtzehntes Heft. (Schluß.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

   Vollständig kostet das Werk geheftet in zwei Bänden 3 Thlr., in Leinwand gebunden 3 Thlr. 20 Ngr.

90. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertundsiebente bis hundertundzehnte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

91. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Sechstes, oder zweiten Theiles zweites Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

92. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertundvierundfunfzigste- bis hundertsechsundsechszigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

   Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
   in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
   in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
   in 240 Lieferungen zu dem Preise von $2\frac{1}{2}$ Ngr.
   nach und nach bezogen werden.

   ☞ Aeltere Auflagen des **Conversations-Lexikon** werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

93. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** In zwei Bänden. Zwölftes Heft. (Schluss.) Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

   Das vollständige Werk kostet 12 Thlr.

94. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

   Erste Section. Herausgegeben von J. G. Gruber. Siebenundvierzigster und achtundvierzigster Theil. (Forull—Freiburg.)

   Dritte Section. Herausgegeben von M. H. E. Meyer. Vierundzwanzigster Theil. (Philosophie—Phokylides.)

   ☞ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

95. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Vierzehntes bis sechszehntes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

   Von dieser neuen Ausgabe erscheint monatlich ein Heft, deren vier einen Band bilden. Vollständige Exemplare des Werks können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. fortwährend geliefert werden.

96. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Achtes bis vierzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

   Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren zwölf einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Exemplare des ersten Bandes (2 Thlr.) sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

   Ankündigungen werden auf den Umschlägen der „Gegenwart“ abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

97. **Heidler (K. J.), Die epidemische Cholera;** ein neuer Versuch über ihre Ursache, Natur und Behandlung, ihre Schutzmittel und die Furcht vor derselben. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

   Die erste Abtheilung hat denselben Preis.

   Eine ausführliche Anzeige über dieses in gegenwärtigem Augenblicke doppelt wichtige Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

98. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Dreizehnte Lieferung. (**Theatre — Weigel.**) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

99. ——————— Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Achte Lieferung. (**Meroker — Perty.**) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

100. **Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd,** zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **C. H. E. Freiherrn von Berg.** Zwei Bände. Mit Lithographien und in den Text eingedruckten Holzschnitten. In sechs Heften. Fünftes und sechstes Heft. (Schluß.) Gr. 8. Jedes Heft 16 Ngr.

Vollständig kostet das Werk 3 Thlr. 6 Ngr.

In demselben Verlage ist auch erschienen und zu **herabgesetztem Preise** fortwährend zu haben:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpractika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. Gr. 4. 1828. 10 Thlr. **Herabgesetzter Preis 4 Thlr.**

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen. Gr. 8. 1820. 11 Thlr. **Herabgesetzter Preis 5 Thlr.**

101. **Der Leuenmord in Luzern.** Besonderer Abdruck aus dem Werke „Der neue Pitaval". Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

102. **Pfeiffer (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. In zwei Bänden. Sechstes und siebentes Heft. (Schluss.) Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

Vollständig kostet das Werk 9 Thlr. 10 Ngr.

103. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älter und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter Theil. Neue Folge. Erster Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die erste Folge besteht aus 12 Theilen, die 1842—47 erschienen sind; der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr.

104. **Raumer (K.), Lehrbuch der allgemeinen Geographie.** Dritte vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1844. 6 Ngr.

Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr. — Mit 2 Beilagen 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Beilagen einzeln unter besondern Titeln:

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Mit einer Karte. 1847. 15 Ngr. Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Beiträge zur biblischen Geographie. Mit einem Höhendurchschnitt. 1843. 15 Ngr.

105. **Ross (G.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Zweite Abtheilung. (Schluss.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste Abtheilung (1847) kostet 20 Ngr., das vollständige Werk demnach 1 Thlr. 26 Ngr.

106. **Sâma-Veda.** Die Hymnen des Sâma-Veda, herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von **T. Benfey.** Schmal gr. 4. Geh. 10 Thlr.

107. ——————— Die Hymnen des Sâma-Veda, herausgegeben von **T. Benfey.** Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

108. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuch (10 Jahrg., 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise** 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moritz Graf Strachwitz. — Neue Gedichte.

Gr. 8. 15½ Bogen. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Schwanengesang eines reich begabten Talentes! — Ein **biographisches Denkmal** wurde dem leider so früh entschlafenen Dichter in **„Trewendt's Volkskalender für 1849"** gesetzt.

Ferner erschien in demselben Verlage:

Julie Gräfin Oldofredi-Hager. — Dornen.

Neueste Gedichte. Gr. 8. 15½ Bogen. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei **Julius Bädeker** in **Elberfeld & Iserlohn** erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Nr. IX des

Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen.

Eine Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von

Ludw. Herrig & Heinr. Viehoff.

Jahrgang 1849. Preis 4 Thlr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Frauen der Bibel. Bilder aus dem alten Testament. (20 Stahlstiche.) Mit erläuterndem Texte. Ein schöner Band in schmal gr. 4. Geheftet 5 Thlr. 10 Ngr. elegant cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. (45 Stahlstiche.) Mit Erläuterungen. Prachtband in schmal gr. 4.; elegant geheftet 12 Thlr.; gebunden mit reich vergoldeten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.

Neuer Roman von Frederike Bremer.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschwisterleben.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Dieser neueste Roman der beliebten Verfasserin schliesst sich in Ausstattung und Preis genau an die übrigen in demselben Verlage erschienenen **Bremer'schen Schriften** (jetzt 17 Theile, 5 Thlr. 20 Ngr.) an, die unter besondern Titeln auch einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., abgegeben werden. Erschienen sind außer Obigem: **Die Nachbarn.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile.

In unserm Verlage ist erschienen:

Mittelhochdeutsches Wörterbuch.

Aus dem Nachlasse
von
Georg Friedrich Benecke.
Herausgegeben und bearbeitet
von
Dr. **Wilhelm Müller,**
a. o. Professor in Göttingen.

Erster Band, zweite Lieferung.
Bogen 17—32. **BRISTE—GIHE.**
Lexikonoctav. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im December 1848.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Chloroform

in seinen Wirkungen auf Menschen und Thiere. Nach grösstentheils eigenen Erfahrungen bearbeitet von Dr. *A. Martin* und Dr. *L. Binswanger*.

Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

Die unterzeichnete Buchhandlung erlaubt sich, die Herren Ärzte auf das soeben erschienene Verzeichniss von

Joh. Friedr. Dieffenbach's
hinterlassener
chirurgisch-medicinischer
Bibliothek

aufmerksam zu machen. Dieselbe enthält unter Beifügung der sehr billig angesetzten Preise eine grosse Menge werthvoller Schriften aus allen Gebieten der Heilkunde, namentlich zahlreich und werthvoll sind darin die deutschen wie ausländischen Monographien und Werke über *Chirurgie* und damit verwandter Fächer. Jedem Schüler oder Verehrer des grossen Meisters dürfte die Gelegenheit willkommen sein, sich in den Besitz eines Buches zu setzen, mit welchem sich das Andenken Dieffenbach's verknüpft.

Berlin, im December 1848.

Hirschwald'sche Buchhandlung.

Soeben erschien in unserm Verlage in neuer, höchst eleganter Miniaturausgabe:

Picciola, par *X. B. Saintine.*

18. Geh. 24 Ngr. Englisch cartonnirt mit Goldschnitt und verzierten Decken 1 Thlr. 6 Ngr.

Früher erschienen in unserm Verlage:

Blanc, *Histoire de la révolution française.* T. I, II. 2 Thlr. — **Lamartine,** *Histoire des Girondins.* 8 vol. 8 Thlr. — **X. de Maistre,** *Oeuvres complètes.* 1 vol. 1 Thlr. — **Molière,** *Oeuvres choisies.* 2 vol. 1 Thlr. 15 Ngr. — **Sand,** *Indiana.* 1 vol. 20 Ngr. — **Thiers,** *Histoire de la révolution française.* 6 vol. 6 Thlr.

Leipzig, im December 1848.

Brockhaus & Avenarius.

Bei dem Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

T. Macci Plauti Comoediae. Ex recensione et cum apparatu critico *Friderici Ritschelii.* Tom. I. Pars I. Trinummus. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Bei Abnahme des ersten Stücks verbindet man sich zur Annahme des ganzen Bandes, welcher fünf Stücke enthält.

T. Macci Plauti Comoediae. Scholarum in usum recensuit *Fridericus Ritschelius.* Tom. I. Pars I. Trinummus. 8. Geh. Preis 10 Ngr. (8 gGr.)

Von dieser Ausgabe wird jedes Stück einzeln gegeben.

Der hochgeachtete Name des Herausgebers ist die beste Empfehlung, die ich diesem bedeutenden Unternehmen zu geben im Stande bin!

Ferner wurde versandt:

Lassen, Ch., Indische Alterthumskunde. Berichtigungen und Nachträge zum ersten Bande. Gratis.

In kurzer Zeit wird versandt:

Lassen, Ch., Indische Alterthumskunde. Zweiter Band. Preis 5 Thlr.

Bonn, am 15. November 1848.

H. B. König.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist zu beziehen:

Versuch zur Beantwortung einiger der durch die Commission für Erörterung der Gewerbs- und Arbeits-Verhältnisse in Sachsen aufgestellten Fragepunkte von **A. Dufour-Feronce** und **Gustav Harkort.** (Zum Besten des Vereins der brotlosen Arbeiter.) Gr. 8. Geh. 5 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

